Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

700

Sec. 3977 d. 120/1500

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1842.

Erster Band.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Januar 1842.

Berlin, bei W. Besser.
1842.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Leipzig.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Baier, in Greifswald.
Berthold, in Greifswald.
Baumstark, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer, in Bonn.
Bayer, in Erlangen.
Bayrhoffer, in Marburg.
v. Bennigsen-Förder.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Rostock.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Binder, in Heidenheim.
Blum, in Heidelberg.
Blume, in Lübeck.
* *Boeckh.*
Bonitz.
Bonnell.
* *Bopp.*
Boumann.
v. Brandt, in Stettin.
v. Buch.
Bülau, in Leipzig.
Burmeister, in Halle.
Carrière, in Heidelberg.
Carus, in Dresden.
Cybulski.
Damerow.
v. Dechen, in Bonn.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
* *Dirichlet.*
* *Dove.*
Eiselen, in Halle.
Encke.
Erdmann, in Halle.
Ewald, in Tübingen.
Feuerbach in Erlangen.
Fr. Förster.
Franz.
Friedländer.
Fuchs, in Dessau,
* *Gabler.*
v. Gansauge.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Goldfuſs, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
J. Grimm.
W. Grimm.
v Gruber, in Stralsund.
Haase, in Breslau.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
Hahn, in Breslau.
Halm, in München.
Hartung, in Schleusingen.
Hegel, in Rostock.
Heiberg, in Copenhagen.
* *v. Henning.*
* *Heffter.*
Heydemann.
Hermann, in München.
Hermann, in Marburg.
Herzberg, in Halberstadt.
Hesse.
Heusinger, in Marburg.
Hiecke, in Merseburg.
Hinricks, in Halle.
Hoefer.
Hoffmeister, in Kreuznach.
Homeyer.
Hornschuh, in Greifswald.
* *Hotho.*
J. Ideler.
Jacobson, in Königsberg.
Johannsen, in Copenhagen.
Keil, in Schulpforta.
Kleine, in Duisburg.
Klöpper, in Bergen.
Kosegarten, in Greifswald.
Kramer.
Krüger, in Quedlinburg.
Kühne, in Leipzig.
Kuhn.
Kummer, in Liegnitz.
Lange, in Oppeln.
G. Lange, in Worms.
Lange, in Zürich.
Lappenberg, in Hamburg.
Leo, in Halle.
Leupoldt, in Erlangen.
* *Link.*
Lisch, in Schwerin.
Lorinser, in Oppeln.
* *Marheineke.*
Marquardt, in Danzig.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinicke, in Prenzlau.
Merkel.
E. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
* *Mittermaier*, in Heidelberg.
Mitscherlich.
Moll, in Löckenitz bei Stettin.
Moser, in Königsberg in Pr.
Mullach.
Mundt.
* *v. Müffling.*
J. Müller.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiburg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Nöggerath, in Bonn.
Osenbrüggen, in Kiel.
Parthey.
Passavant, in Frankfurt a. M.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Pfannkuch, in Marburg.
Phillips, in München.
Pinder.
Pluſs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Preuſs.
v. Prittwitz, in Ulm.
Purkinje, in Breslau.
Rathke, in Königsberg in Pr.
Ratzeburg.
v. Raumer.
Rauter, in Straſsburg.
v. Rehfues, in Bonn.
Riedel.
Carl Ritter.
Romberg.
v. Roon.
Rosenkranz, in Königsberg.
Roestell.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert.
Rühle v. Lilienstern.
Rudorff.
v. Runohr.
Sachs.
Schaller, in Halle.
Schellbach.
Schmidt, in Erfurt.
A. Schmidt.
Schmidt, in Bielefeldt.
Schmieder, in Wittenberg.
Schnaase, in Düsseldorf.
Schnackenburg.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
* *J. Schulze.*
* *C. H. Schultz.*
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
Stahr, in Oldenburg.
Stannius, in Rostock.
Steffens.
Stein, in Niemegk.
Steinheim, in Altona.
Stern, in Göttingen.
Strauſs, in Tübingen.
Streckfuſs.
* *Toelken.*
Trendelenburg.
Ulrici, in Halle.
* *Varnhagen v. Ense.*
Vatke.
Volkmann, in Dorpat.
Waagen.
Wachsmuth, in Leipzig.
Waitz, in Hannover.
Walter.
Weber, in Bonn.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Posen.
Werder.
Wilda, in Halle.
Wilmans.
Windischmann, in München.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
Wolfers.
Zeller, in Tübingen.
* *C. G. Zumpt.*
A. W. Zumpt.

Digitized by Google

Inhalt des Januar-Heftes.

Jahrbücher Nr. 1—20.

Seite

The Principles of Population and their connection with human happiness. By Archibald Alison. London, 1840. — Heusinger. 94

Ampère, Histoire de la littérature française au moyen âge comparée aux littératures étrangères. Introduction. Histoire de la formation de la langue française. Paris, 1841. — Fuchs. 1

Botta, Relation d'un voyage dans l'Yémen, entrepris pour le Museum d'histoire naturelle de Paris. Paris, 1841. — Lebrecht. 78

Geschichte der politischen Hetärien in Athen von der Zeit der kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreifsig, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Hermann Büttner. Leipzig, 1840. — Hermann. . 121

Traité de Statistique, ou théorie des lois d'après lesquelles se développent les faits sociaux, suivi d'un essai de Statistique physique et morale de la population française. Par P. A. Dufau. Paris, 1840. — Heusinger. 94

Statistica médica di Milano dal secolo XV fino ac nostri giorni. Del Dottor Giuseppe Ferrario. Milano, 1838—1840. vol. I. vol. II. fascicolo I. e II. — Heusinger. 94

Du calcul appliqué à la médecine. Par L. F. Gasté. Montpellier, 1838. — Heusinger. 94

Principes généraux de Statistique médicale ou développement des règles qui doivent présider à son emploi. Par Jules Gavarret. Paris, 1840. — Heusinger. 94

Jacobi, Codex epistolaris Ioannis regis Bohemiae. Briefe des Königs Johann von Böhmen, seiner Verwandten und anderer Zeitgenossen, nebst Auszügen aus Urkunden desselben Königs, als einer Ergänzung zu Fr. Böhmers Regesten. Berlin, 1842. — Glückselig. 149

Journal of the statistical Society of London. London, 1838. — Heusinger. 94

Laspeyres, Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preufsens. Erster Theil. Halle, 1840. — Wasserschleben. 35

Notions élémentaires de Statistique. Par J. J. d'Omalius d'Halloy. Paris, 1840. — Heusinger. . 94

De Justini Martyris scriptis et doctrina. Commentatio in certamine literario civium Academiae Jenensis die V. Sept. MDCCCXL praemio Principum munificentia proposito publice ornata. Scripsit Ioa. Carol. Theod. Otto. Jenae, MDCCCXLI. — Reuter. . . 81

Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Kriegs und das Archontat des Eukleides. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Karl Friedrich Scheibe. Leipzig, 1841. — Hermann. . 121

Justin der Märtyrer. Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie von Carl Semisch. Erster Theil. Breslau, 1840. — Reuter. 81

de Siebold: Isagoge in Bibliothecam Japonicam et Studium Litterarum Japonicarum. Leiden, 1841. — Schott. 116

Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von Heinrich Wuttke. Leipzig, 1841. — Guhrauer. . . 14

Xenophontis opera omnia recensita et commentariis instructa. Vol. II. Continens de Socrate Commentarios ed. Raphael Kühner. Gothae, MDCCCXLI. — Poppo. 61

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Februar-Heftes.

Jahrbücher Nr. 21—40.

Seite

Aristotelis de imputatione actionum doctrina. Ad scriptorum Aristotelicorum fidem recognovit, exposuit et illustravit Dr. Fredricus Georgius Afzelius. Upsaliae, 1841. — Michelet. 225

Aldenhoven, Itinéraire descriptif de l'Attique et du Péloponnèse. Athènes, 1841. 216

Baumgarten-Crusius, Compendium der christlichen Dogmengeschichte. (Erste Hälfte). Leipzig, 1840. — Reuter. 267

The Itinerary of R. Benjamin of Tudela. Translated and edited by A. Asher. Vol. I. Text, Bibliography and translation. London and Berlin, 1840. Vol. II. Notes and essays. 1841. — Michaels. . 196

Bessel, astronomische Untersuchungen. Erster Band. Königsberg, 1841. — Bessel. 300

Spanische Dramen übersetzt von C. A. Dohrn. Erster Theil. Berlin, 1841. — Stahr. 161

Friedberg, die angebornen Herzkrankheiten des Menschen und der Blutumlauf des menschlichen Fötus und der Amphibien; nach einer von der Königl. Universität zu Breslau den 3. August 1840 gekrönten Preisschrift und fortgesetzten Untersuchungen. Berlin, 1842. — Mayer. 223

Kalidasae Meghaduta et Çringaratilaka ex recensione J. Gildemeisteri. Bonnae, 1841. — Kuhn. . 244

Die falsche Sanskritphilologie u. s. w. von J. Gildemeister. Bonn, 1840. — Kuhn. 244

Seite

Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Erster Theil. Bis auf Johannes Damascenus. Leipzig, 1840. Zweiten Theiles erste Hälfte. Von Johannes Damascenus bis auf die Reformation. 1841. Zweiten Theiles zweite Hälfte. Von der Reformation bis auf unsere Zeit. — Reuter. 267

v. Hügel, Kaschmir und das Reich der Siek. Erster und zweiter Band. Stuttgart, 1840. — Meinicke. . 259

v. Jagemann, Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde. Zweiter Band. Frankfurt a. M., 1841. — Abegg. 177

Kliefoth, Einleitung in die Dogmengeschichte. Parchim und Ludwigslust, 1839. — Reuter. . . . 267

Klose, Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Grofsbritannien. Nebst dem Bildnisse des Prinzen und einem Facsimile der Handschrift desselben. Leipzig, 1842. — Leo. 187

Prutz, der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, 1841. — Rosenkranz. 217

Prutz, Gedichte. Leipzig, 1841. — Carriere. . 173

Snellman, Versuch einer speculativen Entwickelung der Idee der Persönlichkeit. Tübingen, 1841. — Michelet. 225

Anzeigeblatt No. 1.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . . 1—4

Digitized by Google

Bei **Wilh. Besser** in **Berlin** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lermontoff, M., der Novize, aus dem Russischen übersetzt von Roman Freihrn. Budberg-Benninghausen. 8. broch. . . . . 15 Sgr.

(Göschel), Elisabeth Magdalene, geborne Markgräfin zu Brandenburg, verwittbete Herzogin zu Braunschweig. 8. broch. . . . . 7½ Sgr.

Horkel, Dr. J., emendationes Julianae. 8. broch. . . . . 5 Sgr.

Lachmann, K., Ausgaben classischer Werke darf jeder nachdrucken. Eine Warnung für Herausgeber. 8. broch. . . . . 5 Sgr.

in diesen Tagen erscheint:

Schöller, Dr. J. V., die künstliche Frühgeburt, bewirkt durch den Tampon. Mittheilung eines neuen höchst einfachen Verfahrens. 8. broch. . . . . 10 Sgr.

M'Caul, Dr. A., und Dr. M. S. Alexander, Stimmen über Jerusalem. Weihe- und Abschiedspredigt gehalten zu London am 7. u. 8. Nov. 1841. A. d. Engl. 8. broch. . . . . 5 Sgr.

Gerhard, E., Festgedanken an Winckelmann. Nebst 2 Denkmälertafeln kunstgeschichtl. Inhalts. 4. broch. 20 Sgr.

Nachdem die bisher erschienene Jenaische Allgemeine Literaturzeitung von dem Verleger aufgegeben worden ist, erscheint als ein selbständiges Unternehmen in meinem Verlage:

Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung

im Auftrage der Universität zu Jena redigirt

von

Geh. Hofrath Professor Dr. **F. Hand,**
als *Geschäftsführer,*

Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **L. F. O. Baumgarten-Crusius,**
Ober Appellationsrath Prof. Dr. **W. Francke,**
Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. F. Fries,**
Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser,**
als *Specialredactoren.*

Es wird diese Zeitung sich bestreben, alle namhaften Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur einer wissenschaftlichen Kritik zu unterwerfen, in dieser Beurtheilung streng an den Gesetzen der Wahrheit und Gründlichkeit halten und überhaupt Dessen eingedenk sein, was in unsern Tagen kritische Jahrbücher, von absichtlicher Einseitigkeit wie von seichter Allgemeinheit fern, zur Förderung der Wissenschaft zu leisten haben.

Die Zeitung liefert wöchentlich sechs Blätter in Quart, von denen das sechste für Berichte über die Begebnisse der literarischen Welt, Personalnotizen, Anzeigen neuer Bücher u. s. w. bestimmt ist. Der Preis beträgt jährlich 12 Thlr. Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

So eben ist bei **Orell, Füssli** et Comp. in **Zürich** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Semestrium ad M. T. Ciceronem

libri sex; scripsit F. L. Keller, Antecessor Turic.

Vol. I. 8 maj. 2 Rthlr. oder 3 fl. R. V.

Der rühmlichst bekannte Verfasser der Litis Contestatio hat in diesem Werke den einzig richtigen Weg zur juristischen Interpretation Cicero's gewiesen, und dadurch zugleich der römischen Rechtsgelehrsamkeit eine neue, höchst ergiebige Quelle eröffnet. Aber eben so wichtig wird sein Unternehmen durch die genaueste Vergleichung zahlreicher, bisher noch unbenutzter Handschriften für die Philologen. Durch ausgezeichneten Scharfsinn und Klarheit, so wie durch die ihrer bedeutenden Aufgabe durchaus sichere Wissenschaftlichkeit wird diese Schrift für die beiden Disciplinen der Jurisprudenz und der Alterthumswissenschaft eben so gut eine neue Epoche begründen, als dies zu seiner Zeit Hotoman zuerst versuchte.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des März-Heftes.

Jahrbücher Nr. 41—60.

Seite

M. Angelo Buonarroti's des Aeltern sämmtliche Gedichte italienisch und deutsch mit einigen Anmerkungen und Michel Angelo's Bildnisse herausgegeben von Gottlob Regis. Berlin, 1842. — Carriere. . 473

Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. Berlin, 1841. — Bopp. 438

Borrow, the Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain. 2 Voll. London, 1841. — Diefenbach. . 367

A Love Story. By a Bushman. 2 Voll. Sydney, 1841. — H. L. 334

Goeppert, die Gattungen der fossilen Pflanzen verglichen mit denen der Jetztwelt. Bonn, 1841. — Link. 396

Griesbach, Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839. Zwei Bde. Göttingen, 1841. — Kind. 405

Isensee, die Geschichte der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften. Erster Theil: Aeltere und mittlere Geschichte. Berlin, 1840. 460

Stanislas Julien: Examen critique de quelques pages de Chinois relatives à l'Inde, traduites par Mr. G. Pauthier. Paris, 1841. — Schott. . . . 350

Georgii Guilielmi Kirschii Chrestomathia Syriaca cum Lexico denuo edidit Georgius Henricus Bernstein. Pars Prior. Chrestomathia ex codicibus MSS. emendata et aucta. Lipsiae, 1832. Pars posterior. Lexicon penitus novatum. Lipsiae, 1836. — Uhlemann. 451

Laube, der Prätendent. Leipzig, 1842. — E. S. . . 479

Postels et Ruprecht, illustrationes algarum in itinere circa orbem jussu Imperatoris Nicolai I. etc. exsecuto in Oceano pacifico inprimis septentrionali ad littora rossica asiatico-americana collectarum. Petropoli, 1840. — Schultz. 355

Schmidt: Tibetisch-deutsches Wörterbuch nebst deutschem Wortregister. St. Petersburg u. Leipzig, 1841. — Schott. 401

Stälin, wirtembergische Geschichte. Erster Theil. Schwaben und Südfranken von der Urzeit bis 1080. Stuttgart und Tübingen, 1841. — Leo. 468

Vatke, die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnifs zur Sünde und zur göttlichen Gnade. Berlin, 1841. — Rosenkranz. 321

Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum. Leipzig, 1841. — Hinrichs. 409

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen:

Auswahl

historischer Stücke aus hebräischen Schriftstellern

vom zweiten Jahrhundert bis auf die Gegenwart.

Mit vocalisirtem Texte deutscher Uebersetzung und Anmerkungen.

Für Theologen und Historiker, so wie zum Gebrauch in höheren jüdischen Lehranstalten.

gr. 8. 19 Bog. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Berlin, 1842.

Veit & Comp.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Beiträge

zur

wissenschaftlichen Heilkunde

von

C. F. W. Richter.

Gr. 8. Geh. 1 Thl. 9 Sgr.

Den Inhalt dieser interessanten Schrift bilden folgende Abschnitte: *Untersuchung der wissenschaftlichen Grundlage der Heilkunde. — Spontane Genese und Heilung der Krankheiten. — Künstliche Genese und Heilung der Krankheiten.*

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch

der

Theorie des lateinischen Stils.

Zum Schul- und Privatgebrauch

verfaſst

und mit den erforderlichen antibarbaristischen Bemerkungen begleitet

von

Dr. **J. A. Heinichen.**

gr. 8. 21 Bogen. 1 Thlr.

Dieſs Werkchen entspricht ebensowohl den Bedürfnissen der Schule als den Forderungen der Wissenschaft, und wird dem Schüler oberer Gymnasialklassen sowohl beim Privatstudium, als beim Vortrage des Lehrers ebenso von Nutzen sein, als in anderer Beziehung dem Lehrer bei Erläuterung und weitern Ausführung der wichtigsten Regeln des lateinischen Stils.

Druck und Papier sind gut und der Preis billig.

So eben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gervais (Eduard), Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Erster Theil: Kaiser Heinrich V. Gr. 8. 2 Thlr.

Leipzig, im September 1841.

F. A. Brockhaus.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des April-Heftes.

Jahrbücher Nr. 61—80.

Seite

De fontibus, indole et dignitate librorum, quos de historia ecclesiastica scripserunt Theodorus Lector et Evagrius. Commentatio historico-critica in certamine literario civium Academiae Georgiae Augustae die IV Junii a. MDCCCXLI ex decreto ordinis Theologorum venerabilis praemio ex regis munificentia constituto ornata. Auctore Gustavo Dangers, Hildesiensi. — Reuter. 595

Davis, Sketches of China; partly during an inland journey of four months, between Peking, Nanking, and Canton; with notices and observations relative to the present war. London, 1841. — Walter. . . 609

Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Erster Theil. Zweiten Theiles erste Hälfte. Zweiten Theiles zweite Hälfte. Leipzig, 1840 u. 1841. — Moll. 543

Heydemann, die Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1527. — Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Deutschen Rechts. Berlin, 1841. — Duncker. 577

Hoffmann, Die Befugniſs zum Gewerbebetriebe, zur Berichtigung der Urtheile über Gewerbefreiheit und Gewerbezwang, mit besonderer Rücksicht auf den preuſsischen Staat. — Berlin, 1841. — v. Prittwitz. . 518

Specimen epigraphicum in memoriam Olai Kellermanni edidit Otto Jahn. Kiliae, 1841. — Zumpt. . . 571

Lao-tseu-tao-te-king: le Livre de la Voie et de la Vertu, composé dans le 6ième siècle avant l'ère chrétienne par le philosophe Lao-tseu, traduit en français et publié avec le texte chinois et un commentaire perpétuel par Stanislas Julien. Paris, 1842. — Schott. 507

Lorenz, commentationis de dictatoribus Latinis et municipalibus particula prior. Grimae, 1841. — C. Z. . 560

Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. Zum Besten der unglücklichen Kandioten. Grünberg und Leipzig, 1842. — Kind. 604

Perrier, la Syrie sous le gouvernement de Méhémet-Ali jusqu'en 1840. Paris, 1842. — Lebrecht. . . 623

Schaller, Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit. Erster Theil von Baco von Verulam und Cartesius bis Kant. Leipzig, 1841. — Harms. 481

Digitized by Google

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

Inhalt des Mai-Heftes.

Jahrbücher Nr. 81 — 100.

Seite

Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. Gelesen in der Academie der Wissenschaften am 10. Aug. und 10. Dec. 1840. Berlin, 1841. — Diefenbach. 694

Carlyle, on Heroes, Hero-worship and the Heroic in History. Six lectures. London, 1841. — Carriere. 731

Gotthold, die Gymnasien gegen einen Angriff der Berliner evangelischen Kirchenzeitung vertheidigt. Beilage zu desselben Schrift: der Religionsunterricht in den evangel. Gymnasien. Königsberg, 1842. — Schmieder. 753

Harnisch, über die Zulässigkeit des homöopathischen Heilverfahrens oder unter welchen Bedingungen vermögen gewisse Mittel ähnliche Beschwerden, als sie bei Gesunden erzeugen, Krankheiten zu heilen? 2. Auflage. Weimar, 1840. — Schultz. 707

Keller, Li romans dou chevalier au leon. Bruchstücke aus einer vaticanischen Handschrift. Tübingen, 1841. — Leo. 797

Köpke, de hypomnematis Graecis. Berol., 1842. — C. Z. 679

Lajard, Mémoire sur deux bas-reliefs Mithriaques qui ont été découverts en Transylvanie. Paris, 1840. — A. W. Zumpt. 662

Leo, Rectitudines singularum personarum; nebst einer einleitenden Abhandlung über Landansiedlung, Landbau, gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse der Angelsachsen. Halle, 1842. — Grimm. . . . 791

ΜΑΡΚΙΑΝΟΣ. ΜΕΝΙΠΠΟΣ. ΣΤΑΔΙΑΣΜΟΣ. Marciani Periplus. Menippi Peripli fragmentum, quod Artemidori nomine ferebatur. Peripli qui Studiasmus magni maris inscribi solet fragmentum. Graece et Latine edidit addita Dodwelli dissertatione, scripturis codicum, Höschelii, Hudsoni, aliorum et suis notis S. F. Guil. Hoffmann. Leipzig, 1841. — Dittrich. . . 641

Mill, observations on the attempted application of pantheistic principles to the theory and historic criticism of the Gospel. Part I., on the theoretic application. Cambridge, 1840. — Baumann. 761

Münter, allgemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper. Halle, 1840. — Stein. 670

Noack u. Trinks, Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre nach den gesammten älteren und bis auf die neueste Zeit herab genau revidirten Quellen u. s. w. 1. u. 2. Lief. Leipzig, 1841. — Schultz. 707

Pambour, a practical treatise on locomotive engines upon railways, etc. 1 Bd. London, 1836. — Minding. 785

Pambour, Théorie de la machine à vapeur. 1 Bd. Paris, 1839. — Minding. 785

Popular treatises on science written during the middle ages, in Anglo-saxon, Anglo-norman and English. Edited from the original manuscripts by Thomas Wright. London, 1841. — Leo. 782

De C. Julii Caesaris Coloniis, scripsit A. W. Zumpt. Einladungsschrift zu dem öffentlichen Actus des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums in Berlin, Ostern 1841. Berol. 1841. — C. Z. 750

Digitized by Google

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

Inhalt des Juli-Heftes.

Jahrbücher Nr. 1—20.

Seite

Bruce-Whyte, Histoire des langues romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle. Tome I—III. Paris, 1841. — Fuchs. . 1

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegiesser und Karl Witte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, 1842. — Göschel. 92

Feuerbach, das Wesen des Christenthums. Leipzig, 1841. — Lange. 45

Göschel, Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung diesseits und jenseits. Ein Beitrag zum Verständnisse der göttlichen Komödie. Berlin, 1842. — Göschel. . . . 60

List, das nationale System der politischen Oeconomie. Erster Band. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein. Motto: Et la patrie et l'humanité. Stuttgart und Tübingen, 1841. — Baumstark. 111

Möhler's Patrologie oder christliche Literärgeschichte. Aus dessen hinterlassenen Handschriften mit Ergänzungen herausgegeben von Dr. F. X. Reithmayr. Erster Band. Die drei ersten Jahrhunderte. Regensburg, 1840. — Reuter. 143

Schergin: собраніе нравоученій и пр. и пр. переведенныхъ на монгольскій языкъ и пр. (Sammlung von Sittensprüchen u. s. w., in die mongolische Sprache übersetzt u. s. w.). Kasan, 1841. — Schott. 39

Digitized by Google

In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in **Leipzig** ist erschienen:

Jahrbuch
der
deutschen Universitäten
von
Heinrich Wuttke,
akademischem Lehrer der Geschichte.

I. Sommerhalbjahr 1842.

S. 435 Seiten. Preis 25 Sgr.

Inhalt: Einleitung S. 1—44. I. Academische Lehrer und Vorlesungen für das Sommerhalbjahr 1842. S. 45—215. II. Die Bundestagsbeschlüsse S. 216—223. III. Veränderungen und Vorfälle auf den Universitäten deutscher Zunge; zunächst während des Winterhalbjahrs 1841—42. S. 223—301. IV. Tabellarische Uebersicht 1) der Lehrer und Studenten. S. 302—309, 2) der für das Sommerhalbjahr angekündigten Vorlesungen. S. 310—320. V. Melzer, Desiderien der statistischen Nachrichten über das Verhältnifs der Versorgungen zu der Zahl der Studirenden. S. 321—327. VI. W. E. Albrecht, über Dahlmann. S. 327—33. VII. Nachricht von der Vorlesung des Prof. Heinrichs in Halle, „über religiöse und politische Freiheit". S. 328—339. VIII. J. Heintze, über die Nothwendigkeit auf den Universitäten Professuren der neueren Sprachen zu begründen. S. 339—349. IX. Ueber academische Freiheit. S. 349—391. X. Alte Studentenlieder, gesammelt von Hoffmann von Fallersleben. S. 391—421. XI. Beurtheilungen von Schriften: 1) oratio habita a Winero. Univ. Lipsiensis h. t. rectore. 2. Lehrfreiheit und Hörfreiheit, ein Nothruf der Universität Leipzig. 3. Selbstanzeige H. Wuttke's s. Schrift über die Gründung der Breslauer Universität.

Im Verlag von **C. F. Osiander** in **Tübingen** ist so eben erschienen:

Die
christliche Lehre
von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes
in ihrer geschichtlichen Entwicklung.
Von
Dr. F. C. Baur,
ordentl. Professor der evang. Theologie an der Universität zu Tübingen, Ritter des Ordens der würtemb. Krone.

Zweiter Theil.

Das Dogma des Mittelalters.

gr. 8. XVI. 917. 4 Thlr. 7½ Sgr. oder 7 fl. 12 kr.

Der Verf. hat in diesem zweiten Bande die Geschichte der genannten Dogmen, oder die christliche Lehre von Gott, durch einen Zeitraum fortgeführt, bei welchem weniger als bei irgend einem andern eine neue Bearbeitung eines so wichtigen Theils der christlichen Dogmengeschichte für überflüfsig gehalten werden kann.

Nicht nur haben manche Partien dieser Periode durch Benützung neu entdeckter Quellen, wie wir sie namentlich A. Mai und V. Cousin verdanken, neue Aufhellungen erhalten, sondern es ist überhaupt dieser Theil des Werkes die erste neue selbstständige und umfassendere Bearbeitung, welche seit einer langen Reihe von Jahren der Geschichte des christlichen Dogma im Mittelalter und insbesondere der scholastischen Theologie zu Theil geworden ist.

Was jedoch auch diesem Theile des Werkes seinen eigenthümlichen Werth gibt, ist nicht sowohl die materielle Bereicherung, welche die Geschichte durch dasselbe erhält, als vielmehr die von dem Verf. auch hier, wie sonst, befolgte Methode, indem er es sich zu seiner Aufgabe machte, dem Dogma überall in der innern Bewegung seines Gedankens zu folgen. Wer sich die Mühe nimmt, auch solche Abschnitte, wie über Monophysitismus, Monotheletismus, Adoptianismus, genauer zu prüfen, wird sich überzeugen, dafs nur durch diese Methode die Geschichte ihr wahres Interesse gewinnt. Ganz besonders aber war es das Bestreben des Verf., von diesem Standpunct aus die so oft verkannte Scholastik in ihrem eigenthümlichen Character und ihrer grofsartigen Bedeutung aufzufassen.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III.
Von
Eduard Gervais.
Zwei Theile.

Gr. 8. 4 Thlr. 15 Sgr.

Der erste Theil dieses ausgezeichneten Geschichtswerks führt den besondern Titel: „**Kaiser Heinrich V.**" (1841, 2 Thlr), der zweite: „**Kaiser Lothar III.**" (1842, 2 Thlr. 15 Sgr.)

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Im Verlag von **C. F. Osiander** in **Tübingen** ist so eben erschienen:

Anselm von Canterbury
Eine kirchen-historische Monographie
von
G. F. Frank.

gr. 8. 16 Bogen. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Anselm bildet ein wesentliches Moment in der Entwicklungsgeschichte des kirchlichen Bewufstseins sowohl nach seiner theoretischen, als nach seiner praktischen Seite, und es hat sich daher, je tiefer man in die bis jetzt noch so wenig näher bekannte Dogmengeschichte des Mittelalters einzudringen strebt, desto mehr das Bedürfnifs fühlbar gemacht, in ihm die erste Entfaltung des Princips der Scholastik genauer kennen zu lernen. Aber auch das Leben Anselm's ist einer bestimmteren Kenntnifs würdig, nicht nur sofern seine Persönlichkeit, sondern auch sein Wirken auf dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury der reine Spiegel des im Mittelalter herrschenden religiös-kirchlichen Geistes ist. Die Monographie Anselm's zerfällt daher von selbst in 2 Bücher, deren erstes namentlich den auch in England zur Zeit Anselm's ausgebrochenen Kampf zwischen Kirche und Staat darstellt; das zweite aber nach einer allgemeinen Einleitung über Princip, Ursprung und Bedeutung der Scholastik die christliche Speculation Anselm's in ihrem inneren Organismus aufzufassen und zu entwickeln sucht.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des August-Heftes.

Jahrbücher Nr. 21—40.

Seite

Bülow-Cummerow, Preufsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnifs zu Deutschland. Berlin, 1842. — Baumstark. 161

M. T. Ciceronis de legibus libri tres. Recensuit, varietate lectionis et annotatione instruxit Ioannes Bakius. Lugduni-Batavorum, MDCCCXLII. — C. Zumpt. 245

Discours prononcés à l'installation de M. Mickiewicz, de M. Jean Zündel, et de M. Edouard Secretan, à l'académie de Lausanne. Lausanne, 1842. — C. Z. 318

Döderlein, Graec. et Lat. Litt. P. P., Emendationes historiarum Taciti, vorangeschickt der Ankündigung des Rectoratswechsels an der Universität zu Erlangen, 1841. — C. Z. 175

Drogan, Schulbuch der lateinischen Sprache. Commentar zu dem Schulbuche von demselben. Berlin, 1842. — M. 303

Häser, historisch-pathologische Untersuchungen. Als *Beiträge* zur Geschichte der Volkskrankheiten. I. u. II. Th. Dresden u. Leipzig, 1839 u. 1841. — Mühry. 297

Analecta epigraphica et onomatologica scripsit Carolus Keilius. Lipsiae, MDCCCXLII. — Franz. . 269

Seite

Lindner, Skythien und die Skythen des Herodot, und seine Ausleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder. Stuttgart, 1841. — Bobrik. 217

Ohm, der Geist der mathematischen Analysis und ihr Verhältnifs zur Schule. Erste Abhandlung. Auch als Anhang zu seinen verschiedenen Lehrbüchern. Berlin, 1842. — Kummer. 209

Rödenbeck, Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Grofsen Regentenleben (1740 bis 1786) mit historischen und biographischen Anmerkungen zur richtigen Kenntnifs seines Lebens und Wirkens in allen Beziehungen. 3 Bände. Berlin, 1840—1842. — Preufs. 273

Roose, Ecclesiastica, or the church, her schols and her clergy. London, 1842. — Chiebus. . . . 305

Itinéraire de Rutilius Claudius Namatianus, ou son retour de Rome dans les Gaules, poëmes en deux livres, texte, donné à Berlin, d'après le manuscrit de Vienne, par Aug. Wilh. Zumpt, et traduit en français avec commentaires par F. Z. Collombet. Paris et Lyon, 1842. — A. W. Zumpt. 203

Digitized by Google

Bei **Wilh. Besser** in Berlin sind erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Encke, J. F., Rede zum Andenken an Gottfried Wilhelm Leibnitz (am 7. Juli 1842 in der Königl. Akademie der Wissenschaften gehalten.) 4. 5 Sgr.

Grimm, Jacob, Frau Aventiure klopfet an Benecke's Thür. 3. August 1842. 10 Sgr.

Wattenbach, Guil., de quadringentorum Athenis factione. Broch. 10 Sgr.

Neu erschienene Bücher der **Dieterich**'schen Buchhandlung in Göttingen:

Bauer, A., Abhandlungen aus dem Strafrechte und dem Strafprocesse. Bd. I. II. gr. 8. 4 Thlr. 15 Sgr.

Grimm, Jac., Weisthümer. Bd. I. II. III. gr. 8. 12 Thlr.

Ratjen, H., Johann Friedrich Kleuker und Briefe seiner Freunde. Im Anhange zwei Briefe Imm. Kants an Hamann. gr. 8. 25 Sgr.

So eben ist erschienen:

Zeitschrift

für deutsches Alterthum.

Herausgegeben

von

Moriz Haupt.

Zweiten Bandes zweites Heft.

Gr. 8. br. Preis: 1 Thlr.

Leipzig, **Weidmann**'sche Buchhandlung.

Bei Gebr. **Reichenbach** in Leipzig erschien so eben:

Das philosophische Problem

der Gegenwart.

Sendschreiben an **J. H. Fichte**

von

Ch. H. Weisse.

25 Bogen. gr. 8. 1²/₃ Thlr.

An J. H. Fichte's „Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie". 2te Auflage, sich anknüpfend, enthält diese Schrift die lichtvolle Erörterung der grofsen Fragen, welche heute den Gegenstand der Verhandlungen zwischen den Schulen Hegels und Schellings bilden, und in's Besondere werden manche neue Aufschlüsse über des Letzteren gegenwärtiges System nicht unwillkommen sein.

Nach dem Willen des Verlegers soll ich von dem noch kleinen Vorrath von

Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Th. Fr. Freytag. 8. maj. Petropoli, 1837.

das Exemplar auf Druckpapier für 1¹/₂ Thlr., auf Velinpapier für 2 Thl. verkaufen.

Leipzig, den 11. Aug. 1842. **Leop. Voss.**

In der **Steiner**'schen Buchhandlung in Winterthur ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Freundlicher

Wegweiser

durch den deutschen Dichterwald,

für

Gebildete aufser dem Gelehrtenstande,

zugleich

ein Schulbuch für Lehrerseminarien, höhere Töchterschulen, und für die obern Klassen deutscher Realschulen u. schweizerischer Secundarschulen.

Von

Dr. Thomas Scherr,

alt Erziehungsrath und Seminardirector im Kanton Zürich.

35 Bogen gr. 8. geh. 1842.

Preis 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 24 kr. Rhein.

Dieses Werk zerfällt in vier Abtheilungen: die erste Abtheilung gibt eine Uebersicht der berühmtesten althochdeutschen und mittelhochdeutschen Dichter, die zweite zeigt den Uebergang zur neuhochdeutschen Dichtung; beide füllen blofs zwei Druckbogen. Die dritte Abtheilung führt dann die neuhochdeutschen Dichter vor, von Haller bis und mit Einschlufs der Dichter unsrer Zeit. Dieselben sind in acht Gruppen eingereiht: zuerst steht eine Betrachtung der ganzen Gruppe, dann die Biographie eines jeden Dichters; hierauf folgen Urtheile über seine poetischen Leistungen, theils von ausgezeichneten Poeten und Kunstkennern, theils vom Verfasser dieses Werkes — endlich werden Stellen aus gröfsern Gedichten oder vollständige kleinere Stücke mitgetheilt, stets mit beurtheilenden Hinweisungen.

Die Anordnung unterscheidet sich durchaus von jener in den Büchern von Nösselt, Scholl u. A.: die Dichter ersten Ranges werden ausführlicher nach ihren Gesammtleistungen beachtet, gewöhnliche Versemacher werden übergangen; auch ist Alles ausgeschieden, was irgend Anstofs finden könnte. Die Beurtheilung ist klar und aufrichtig, aber ohne Spott und Leidenschaftlichkeit; die Methode ist zwar neu, jedoch vom Verfasser bereits im Unterrichte erprobt.

Die vierte Abtheilung enthält eine einfache Anleitung zur Dichtkunst, eine Uebersicht der nothwendigsten mythologischen Begriffe und ein erklärendes Wörterbuch.

In Commission der **Stahel**'schen Buchhandlung in Würzburg ist so eben erschienen:

Erinnerung

an

Griechenland

aus den Jahren 1832 — 35

von

C. J. Bronzetti,

kön. baier. Major.

gr. 8. mit 1 Stahlstich. br. Preis 1 Thlr. 5 Sgr. 1 fl. 48 kr.

Der Hr. Verfasser hat in den Reihen der bairischen Krieger König Otto nach Hellas begleitet. Die in diesem Werke niedergelegten Notizen über den dortigen Aufenthalt des Hrn. Majors dürften nicht allein als ein in blühender, lebendiger Sprache geschriebenes Gedenkbuch seinen Waffenbrüdern wichtig sein, sondern auch das Interesse des gröfsern Publicums in mannigfacher Weise verdienen. Sind ja genaue Kenntnifs des griechischen Volkscharakters, unpartheiische Beurtheilung desselben, eine kundige Darstellung mancher bis jetzt übergangener geographischer und socialer Momente Griechenlands Vorzüge desselben.

Die Ausstattung ist sehr elegant.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des September-Heftes.

Jahrbücher Nr. 41—60.

Seite

Ἔκθεσις τῶν κατὰ τὸ ἱερὸν μνημόσυνον τῶν ἀειμνήστων Ζωσιμάδων, σὺν ᾗ καὶ ὁ ἐπιτάφιος λόγος ὁ παρὰ τοῦ αἰδεσιμωτάτου πρεσβυτέρου καὶ οἰκονόμου Κωνστ. τοῦ ἐξ οἰκονόμων ἐκφωνηθείς. Ἀθήνησιν, ᾳωμβ'. — Kind. 477

Galle, Versuch einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen und einer Entwickelung seines Lehrbegriffs. Halle, 1840. — Reuter. 463

Monumens de la littérature romane, publiés sous les auspices de l'académie des Jeux Floraux, avec l'appui du conseil municipal de la ville de Toulouse, et du conseil général du département de la Haute-Garonne, par M. Gatien-Arnoult. Tom. I. Toulouse, 1841. — Wolf. 422

Die Wissenschaft des slavischen Mythus im weitesten, den altpreufs.-lithauischen Mythus mit umfassenden Sinne. Nach Quellen bearbeitet, sammt der Literatur der slavisch-preufsisch-lithauischen Archäologie und Mythologie. Als ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes entworfen von Dr. Ignaz Joh. Hanusch. Lemberg, 1842. — Stuhr. . 367

Hermanni de Guilielmo Pistotheo Krugio doctore philosophiae praefatio. . . Adiecta est dissertatio de primo carmine Horatii. — Hertz. 359

Desselben Dissertatio de L. Attii libris Didascalicon. Leipziger Programme, 1842. — Hertz. . . . 359

König, die Lehre von Christi Höllenfahrt nach der heiligen Schrift, der ältesten Kirche, den christlichen Symbolen, und nach ihrer vielumfassenden Bedeutung. Frankf. a. M., 1842. — Göschel. 333

Leo, die malbergische glosse der lex salica. Statt handschriftlicher mittheilung an freunde und befreundete. Halle. — Diefenbach. 361

v. Parrot, Versuch einer Entwicklung der Sprache, Abstammung, Geschichte, Mythologie und bürgerlichen Verhältnisse der Liwen, Lätten, Eesten; mit Hinblick auf einige benachbarte Ostseevölker, von den ältesten Zeiten bis zur Einführung des Christenthums. Neue Ausgabe. Berlin, 1839. — Hansen. 411

Seite

Ravii Variarum lectionum ad Ciceronis orationes liber alter. Lugd. Batav., MDCCCXLII. — C. Z. . . 438

Schott, die deutschen Colonien in Piemont; ihr Land, ihre Mundart, ihre Herkunft. Ein Beitrag zur Geschichte der Alpen. Stuttgart u. Tübingen, 1842. — Leo. 321

Histoire physiologique des plantes d'Europe, ou exposition des phénomènes qu'elles présentent dans les diverses périodes de leur développement, par J. P. Vaucher. Paris, 1841. — Schauer. 397

Wackernagel, deutsches Lesebuch. 3 Theile. Basel. Auch unter den Spezialtiteln: 1. Altdeutsches Lesebuch, erste Ausg. 1835, zweite vermehrte u. verbesserte (mit einem Wörterbuche) 1839. 2. Proben der deutschen Poesie seit dem Jahre MD. erste Ausg. 1836, zweite 1840. 3. Proben der deutschen Prosa seit dem Jahre MD. und zwar erster Band von MD. bis MDCCXL. 1841. (ein zweiter Band dieses Theils, der die Prosa bis auf die Gegenwart führen soll, wird erwartet). — Sommer. 383

Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Bayern, den Gründer Walhalla's. München, 1842. — Preufs. 329

Wilda, Geschichte des deutschen Strafrechts. Erster Band: Das Strafrecht der Germanen. — Halle, 1842. — Köppe. 350

Wright, Biographia Britannica literaria; or biography of literary characters of Great Britain and Ireland arranged in chronological order. Anglosaxon period. London, 1842. — Leo. 401

Wright, Some historical doubts relating to the biographer Asser. London, 1842. — Leo. 401

König Friedrich's des Grofsen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740, dargestellt von Heinrich Wuttke. Erster Theil. Erste Abtheilung. — Kries. 374

Digitized by Google

Im Verlag von **C. F. Osiander** in Tübingen ist so eben erschienen:

Anklageschaft, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit
des
Strafverfahrens
gegründet
auf eine historisch-kritische Beleuchtung des bestehenden Inquisitionsprocesses
von
Dr. Ferd. Carl Th. Hepp,
Prof. der Rechtswiss. zu Tübingen.

geh. gr. 8. 22½ Sgr. — 1 fl. 12 kr.

Da gerade in zwei deutschen Staaten die Frage über das Wie! einer zeitgemäfsen Reform des bestehenden Inquisitionsprocesses verhandelt wird, so dürfte sich diese Schrift wohl eines allgemeinen Interesses erfreuen. Der Hr. Verf. hat seine Aufgabe hauptsächlich vom historisch-kritischen Standpunkte zu behandeln gesucht. Er weist den Entwicklungsgang des bestehenden Inquisitionsprocesses, namentlich die Verunstaltungen desselben durch Doctrin und Praxis nach, und verlangt unter Aufhebung derselben Rückkehr zu den Gesetzen, wodurch das gewonnen wird, was die öffentliche Meinung in Deutschland immer entschiedener in Anspruch nimmt.

Von demselben Verfasser ist ferner erschienen:

Commentar über das neue württembergische Strafgesetzbuch. II. Bd. in 8 Abtheilungen. geh. 6 Thlr. 20 Sgr. 10 fl. 40 kr.

In dem jetzt beendigten zweiten Theile dieses Werkes behandelt der Hr. Verf. die schwierige Lehre von den Staatsverbrechen und Staatsvergehen zum ersteumale vom Standpunkte der neuern Legislationen, daher, wie überhaupt nach der ganzen Anlage dieses Werkes dasselbe nicht blofs für Württemberg von Interesse ist, sondern für alle übrigen deutschen Staaten, wo neue Strafgesetzgebungen bestehen, oder zu erwarten sind, von gleicher Wichtigkeit sein wird.

Bei **J. J. Bohné** in Cassel ist erschienen:

Die
Fortschritte des Gewerbfleisses
in Beziehung auf die Sittlichkeit des Arbeiterstandes
von dem
Freiherrn **De Gérando,**
Pair von Frankreich.

Eine von dem Gewerbverein zu Mühlhausen
gekrönte Preisschrift,
aus dem Französischen übersetzt und mit einem Anhange über die Bildung kirchlicher Altersgenossenschaften begleitet
von
Karl Bernhardi,
Dr. der Theologie und Bibliothekar.

gr. 8. broch. 15 Sgr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

L. APULEII
OPERA OMNIA
ex fide optimorum Codicum aut primum aut denuo collatorum recensuit notas Oudendorpii integras ac ceterorum editorum excerptas adiecit perpetuis commentariis illustravit prologomenis et indicibus instruxit
Dr. G. F. HILDEBRAND,
SCHOL. LAT. DEPHANOTROPH. MALENS. COLLABORATOR.

T. I. II. 1842. Lex.-8. Preis: 10 Thlr.

In dieser neuen Ausgabe der sämmtlichen Schriften des Apuleius ist theils vollständig, theils im Auszuge Alles enthalten, was in der kostspieligen und in langen Zwischenräumen von verschiedenen Gelehrten bearbeiteten Ausgabe Oudendorps sich findet. Dieses schwerfällige Werk ist jetzt ganz entbehrlich. — Daneben hat der Herr Herausgeber, der sich diesem Zeitalter der lateinischen Literatur besonders widmete, den Commentar Oudendorps ergänzt und kritisch beleuchtet, den Text, mit Hülfe neuer Vergleichung, an zahlreichen Stellen emendirt, die Schriften der lateinischen Kirchenväter, namentlich des Tertullian, in ausgezeichneter Weise benutzt und der Real-Erklärung vorzüglichen Fleifs gewidmet. Die Verlagshandlung empfiehlt demnach diese kritische und Alles umfassende Ausgabe den Freunden der römischen Literatur und hofft, dafs dieselbe dem neu erwachten Studium der Kirchenväter, deren Sprache in dem Apuleius die erste und reichste Quelle hat, eine willkommne Erscheinung sein werde.

Leipzig, August 1842.

Carl Cnobloch.

Im Verlage der **H. Laupp**'schen Buchhandlung in Tübingen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben:

Tafel, Prof. Dr. Th. L. Fr., de via militari Romanorum Egnatia, qua Illyricum, Macedonia et Thracia jungebantur. Dissertatio geographica.

30 Bogen gr. 4. broch. 2 Thlr. 3⅓ Sgr. 3 fl. 36 kr. Rh.

Im Verlag von **Friedrich Perthes** ist erschienen:

L. G. Niebuhrs nachgelassene Schriften nicht philologischen Inhalts.

— — griechische Heroengeschichten, seinem Sohne erzählt.

Meister Eckart. Eine theologische Studie von H. Martensen, Professor der Theologie in Kopenhagen.

Bei **H. B. König** in Bonn ist erschienen:

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. Chr. Lassen. Band IV. gr. 8. geh. 32 Bogen mit 3 lithographirten Tafeln. Preis 3⅓ Thlr.

Digitized by Google

Inhalt des October-Heftes.

Jahrbücher Nr. 61 — 80.

Seite

Brandis, Mittheilungen über Griechenland. Drei Theile. Leipzig, 1842. — Kind. 509

Hoffmann, das Verhältniss der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Untergebenen. Ein Beitrag zur Erleichterung gründlicher Urtheile über die Anforderungen, welche das Zeitalter an die Staatsverwaltung macht. Berlin, 1842. — v. Henning. . . . 532

Théâtre de Victor Hugo. (Erster Artikel.) — Rapp. . . 540

Kurtz, die Astronomie und die Bibel. Versuch einer Darstellung der biblischen Kosmologie, so wie einer Erläuterung und Bestätigung derselben aus den Resultaten und Ansichten der neueren Astronomie. Mitau, 1842. — Göschel. 519

Neigebaur u. Aldenhoven, Handbuch für Reisende in Griechenland. Zwei Theile. Leipzig, 1842. — Kind. 633

Rubino, Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte. Erster Theil. Ueber den Entwickelungsgang der römischen Verfassung bis zum Höhepuncte der Republik. Erster Band. Cassel, 1839. — Schömann. 481

v. Schaden, über den Begriff der Kirche und seine praktischen Folgerungen. Geflügelte Worte eines Laien an Theologie studirende Jünglinge, die Hoffnung kirchlicher Zukunft. Erlangen, 1841. — Schmidt. . 619

Wagener, Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Weimar, 1842. — Lisch. 590

Antisthenis Fragmenta nunc primum collegit et edidit Aug. Guil. Winckelmann. Turici, 1842. — Osann. 609

Anzeigeblatt No. 1.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . 1—4

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen:

Allgemeine

Pathologie und Therapie

als

mechanische Naturwissenschaften.

Von

Dr. ***R. H. Lotze,***

Docenten der Medicin und Philosophie in Leipzig.

gr. 8. Preis $2\frac{2}{3}$ Rthlr.

Leipzig, im October 1842.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Es ist so eben erschienen:

No. 10.

der Catalogsblätter des antiquar. Lagers

der Buchhandlung

von

Wilh. Besser in ***Berlin***

(Behrenstrafse No. 44.)

wird gratis ausgegeben. Die Fortsetzung erfolgt regelmäfsig in Zeiträumen von 14 Tagen.

So eben erschien:

Kirchlicher oder reinbiblischer

Supernaturalismus?

Ein Wort an die Apologeten der evangelischen Kirche,

angeknüpft

an die Schrift des Hrn. Prof. Dr. **Krabbe** wider **Strauss:**

De temporali ex nihilocreatione.

Von

Dr. ***Jul. Wigger.***

Geh. $11\frac{1}{4}$ Sgr.

Leipzig, den 1. Oct. 1842.

Rein'sche Buchhandlung.

Bei **C. H. Reclam** sen. in Leipzig ist so eben erschienen:

Neu-Testamentliches Handwörterbuch

zur

Darstellung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre für Prediger der evangelischen Kirche.

Von

Dr. ***A. L. G. Krehl,***

Universitäts-Pred. u. Prof. d. Theologie zu Leipzig.

42 Bogen in Lex.-Form. Preis $3\frac{1}{2}$ Rthlr.

Im Verlage von ***A. D. Geisler*** in Bremen ist so eben erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Ueber

Predigerwahlen und die nothwendigen Eigenschaften eines Predigers,

von Prof. Dr. ***W. E. Weber.***

Gr. 8. 6 Bogen, geb. $12\frac{1}{2}$ Sgr.

Da dieser Gegenstand gerade in dem gegenwärtigen Zeitpunkte von hoher Wichtigkeit ist, und die Bemerkungen des Herrn Verfassers sich vorzugsweise als praktisch und folgenreich ausweisen dürften, so möchte die Empfehlung des obigen Schriftchens wohl als zweckmäfsig erscheinen.

Herabgesetzter Preis von:

Rückert, **Commentar des Briefes Pauli an die Römer.**

2. Aufl. 1839. 2 Bde. Preis 2 Rthlr. 25 Sgr., ermäfsigt auf 1 Rthlr. 10 Sgr.

Des hohen Preises wegen ist die Anschaffung dieses anerkannten Commentars dem theologischen Publikum oft erschwert worden. — Ich sehe mich demnach veranlafst, den Preis von 2 Rthlr. 25 Sgr. hiermit auf

1 Rthlr. 10 Sgr.

herabzusetzen.

Fr. Volckmar in Leipzig.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des November-Heftes.

Jahrbücher Nr. 81—100.

Seite

Callery, Dictionnaire encyclopédique de la Langue Chinoise. — Schott. 694

Fuchs, zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen. Dessau, 1842. — Diefenbach. 798

Guhrauer, Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philosophica pertinentes. Vratisl. — Erdmann. . . 769

Théâtre de Victor Hugo. (Zweiter Artikel.) — Rapp. 697

Julien, Exercices pratiques d'analyse, de syntaxe et de lexigraphie Chinoise, ouvrage où les sinologues trouveront la confirmation des principes fondamentaux et où les personnes les plus étrangères aux études orientales puiseront des idées exactes sur les procédés et le mécanisme de la langue Chinoise. Paris, 1842. . 791

Lotze, Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften. Leipzig, 1842. . . 733

Seite

v. Martius, die Kartoffelepidemie der letzten Jahre, oder die Stockfäule und Räude der Kartoffeln. München, 1842. — Schultz. 777

Mercklin, de Junio Gracchano commentatio. Part. duae. — Hertz. 793

Trendelenburg, logische Untersuchungen. Zwei Bände. Berlin, 1840. (Zweiter Artikel.) — Gabler. . 641

Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Sechster Bd. Leipzig, 1842 — Rötscher. 745

Anzeigeblatt No. 2.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . . 1—4

Digitized by Google

Nachricht

über die

Fortsetzung dieser Zeitschrift.

Die *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* werden auch im nächsten Jahr in der bisherigen Weise und dem bisherigen Umfang von jährlich 120 Druckbogen in grofs Quart fortgesetzt werden. Die Herrn Abonnenten erhalten dieselben, nach ihrer Wahl, in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet. In das den Jahrbüchern beigefügte Anzeigeblatt werden Buchhändleranzeigen gegen billige Insertionsgebühren aufgenommen. Die löblichen Verlagshandlungen, welche ihre *wissenschaftlichen* Verlagsartikel bald in den Jahrbüchern zur Beurtheilung gebracht zu sehen wünschen, werden wohl daran thun, wenn sie durch Vermittelung der Besserschen Buchhandlung in *Berlin* ein Freiexemplar einsenden. Der Preis der Jahrbücher bleibt wie bisher 12 Thaler jährlich und 6 Thaler halbjährlich. Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und haben sich die letztern an die vorgenannte Bessersche Buchhandlung zu wenden.

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

Inhalt des December-Heftes.

Jahrbücher Nr. 101—120.

Seite

Bidder und Volkmann, die Selbstständigkeit des sympathischen Nervensystems durch anatomische Untersuchungen. Leipzig, 1842. — C. H. Schultz. . . . 899

Commentatio de postulus Athenarum. Scripsit Ernestus Curtius. Halis, 1841. — Franz. 950

Forchhammer, Topographie von Athen. Kiel, 1841. — Franz. 950

Der Cid, ein Romanzenkranz. Erste vollständige Uebertragung, welche, ausser den bisher in Deutschland bekannten, durch Aufnahme weiterer sechs und siebenzig, nach der Duran'schen Sammlung, nun sämmtliche vorhandene Cid-Romanzen giebt, von F. M. Duttenhofer. Leipzig, 1842. — Stahr. . . . 801

v. Graefe, die Gasquellen Süd-Italiens und Deutschlands. Berlin, 1842. — Mühry. . . . 889

Herrmann, Geschichte der protestantischen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher. Leipzig, 1842. — Reuter. 820

Trendelenburg, logische Untersuchungen. Zwei Bände. Berlin, 1840. — Carl d. J. Dritter Artikel. . . . 905

Wilson, Ariana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes. London, 1841. — Benfey. . . . 933

Anzeigeblatt No. 3.

Seite

Literarische Anzeigen . . . 11—12

No. 4.

Literarische Anzeigen . . . 13—16

Digitized by Google

Nachricht

über die

Fortsetzung dieser Zeitschrift.

Die *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* werden auch im nächsten Jahr in der bisherigen Weise und dem bisherigen Umfang von jährlich 120 Druckbogen in grofs Quart fortgesetzt werden. Die Herrn Abonnenten erhalten dieselben, nach ihrer Wahl, in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet. In das den Jahrbüchern beigefügte Anzeigeblatt werden Buchhändleranzeigen gegen billige Insertionsgebühren aufgenommen. Die löblichen Verlagshandlungen, welche ihre *wissenschaftlichen* Verlagsartikel bald in den Jahrbüchern zur Beurtheilung gebracht zu sehen wünschen, werden wohl daran thun, wenn sie durch Vermittelung der Besserschen Buchhandlung in *Berlin* ein Freiexemplar einsenden. Der Preis der Jahrbücher bleibt wie bisher 12 Thaler jährlich und 6 Thaler halbjährlich. Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und haben sich die letztern an die vorgenannte Bessersche Buchhandlung zu wenden.

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

I.

Histoire de la littérature française au moyen âge comparée aux littératures étrangères par J. J. Ampère, Professeur de littérature française au collège de France. Introduction. Histoire de la formation de la langue française. Paris, 1841. *LXIV u.* 422 S. 8.

Für die wissenschaftliche französische Sprachlehre ist in Frankreich selbst noch so gut wie nichts gethan; eine solche ist auch nur erst möglich, wenn die vergleichende Erforschung der gesammten romanischen Sprachfamilie vorangegangen ist. Raynouard, welcher das Verdienst hat, den ersten Versuch darin gemacht zu haben, der aber freilich aller tiefern, wissenschaftlichen Begründung ermangelte und bei Raynouard's beschränkter Sprachkenntnifs nothwendig ermangeln mufste, ist bisher immer noch der Einzige in Frankreich geblieben, während dagegen in Deutschland, der eigentlichen Heimath der Wissenschaftlichkeit, die hier begründete und zur Wissenschaft erhobene allgemeine und vergleichende Sprachforschung mit den glänzendsten Erfolgen auch auf die romanischen Sprachen angewendet worden ist. Es liefs sich erwarten, dafs *Friedrich Diezens* Forschungen auch in Frankreich, dem geistig regsamsten der romanischen Länder, Eingang und Anklang finden würden. Aber um sie den Franzosen zugänglich zu machen, bedurfte es eines Mannes, der gründlichere Sprachkenntnisse, namentlich auch der deutschen Sprache und Mundarten, besitzt, als man sie bei den Franzosen zu finden gewohnt ist. Es gehört dazu aber auch eine Vorurtheilslosigkeit und eine Unbefangenheit, wie sie gerade bei der Betrachtung der vaterländischen Sprache besonders bei einem Franzosen wohl nicht häufig sich finden dürfte, und wie sie namentlich auch Raynouard abging; denn gerade in dergleichen Untersuchungen hat blinde Eingenommenheit für die Muttersprache und zu weit getriebene Vaterlandsliebe oft zu den gröfsten und lächerlichsten Irrthümern geführt. Demnach konnten die Franzosen nicht leicht Jemand finden, der mehr dazu geeignet wäre, sie mit den Diezischen Forschungen im Gebiete der romanischen Sprachen bekannt zu machen, als Hrn. Ampère, der sich schon dadurch Verdienste erworben hat, dafs er seine Landsleute mit dem deutschen Schriftenthume befreundet hat. Er hat nicht nur die deutsche Sprache und mehrere ihrer Schwestern (Dänisch, Schwedisch, Norwegisch) im Lande selbst gründlich kennen gelernt, sondern er hat sich auch mit mehrern der wichtigsten deutschen u. a. Werke über allgemeine und vergleichende Sprachkunde durch eigene sorgsame Beschäftigung mit denselben vertraut gemacht; namentlich kennt er aufser *Diezens Grammatik der romanischen Sprachen*, welche dem Werke des Hrn. Ampère eigentlich zum Grunde liegt, auch Werke von *Bopp*, *Grimm*, *Schlegel*, *Rask*, *Lassen*, *Burnouf*, *Pictet* u. s. w., so dafs ihm auch die keltischen, indischen und andere morgenländische Sprachen nicht fremd sind. Es fehlt Hrn. Ampère also keineswegs an vielseitigen Sprachkenntnissen, und wenn dessen ungeachtet sein Werk sich ganz anders, viel geputzter ausnimmt, und doch nicht so viel in sich hält, wie das des Hrn. Diez in seinem einfachen, bescheidenen Kleide, so mufs man das dem Franzosen zu gute halten, der einmal mehr auf gefällige äufsere Form, bequeme Nachlässigkeit und geistreiche Geschwätzigkeit hält, als auf strenge, wissenschaftliche Anordnung; gerade durch die Form, welche er seinem Werke gegeben hat und als Franzose geben mufste, wird er sich bei seinen Landsleuten mehr Eingang und Anerkennung verschaffen. Auch wir Deutsche können dies gern übersehen, denn wir werden durch reiche Fülle des Dargebotenen entschädigt. Allerdings finden wir im Ganzen sehr wenig eigene Forschungen

Digitized by Google

und Entdeckungen des Hrn. Verfs., und wir werden freilich auch sehen, dafs diese der Wissenschaft meistens nur sehr geringen Gewinn bringen, — aber wir erhalten eine fleifsige Zusammenstellung der wichtigsten Ergebnisse aus den Forschungen Anderer in grofser Mannigfaltigkeit.

Auch die zweite Anforderung, welche wir an Hrn. Ampère zu machen uns berechtigt glaubten, Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit, erfüllt derselbe in hohem Grade. Er zeigt sich fast überall besonnen prüfend, und giebt sich nicht voreilig einer Meinung hin. Das Einzige, was man ihm in dieser Beziehung vorwerfen könnte, ist eine gewisse nicht zu verkennende Vorliebe für die altfranzösische Sprache, deren Vorzüge vor der jetzigen er überall hervorhebt, während er selten die überwiegenden Vorzüge der jetzigen vor der alten französischen Sprache berührt. Und doch kann man von der alten und jetzigen französischen Sprache ungefähr dasselbe sagen, was Grimm (deutsche Grammatik 3. Ausg. I. S. 21 f.) von der alten und jetzigen deutschen Sprache sagt: „Mitten in aller Formenfülle des Alterthums herrscht oft Unbeholfenheit oder Verschwendung, sparsames Haushalten mit geringeren aber desto gewisseren Mitteln gab auf die Länge gröfsere Befriedigung. Dort gebricht es dem Anmuthigen nicht selten an Würde, dem Kühnen an Geschick, zumal dem Ganzen an Einstimmung, so dafs oft die rechte Wirkung, wo sie nahe zu erreichen war, dennoch ausbleibt. Weil sich Licht und Schatten gegenseitig nicht ermäfsigen, spielen lebhafte Farben allzu grell neben einander; Wort- und Satzverhältnisse sind noch ohne Perspective und kein Hintergrund wird geöffnet. Die neue Sprache versteht es, gelinder aufzutragen, Eindrücke zu berechnen und von dem Zufälligen das Nothwendige zu scheiden. Des schwebenden Flugs verlustig, ihre Schritte nicht selten zu doppeln und zu kreuzen gezwungen, behält sie das vorgesteckte Ziel fester im Auge. Allenthalben bleiben ihr Ausgleichungen und kleine Nachhülfen zur Hand; denn selbst in grammatischen Auxiliarverbindungen, so lästig sie schleppen können, beruhen zugleich günstige Feinheiten und leise Wendungen des Ausdrucks, von denen die Sprache vorher keine Ahnung hatte. Sie ist jetzt in ihr männliches Alter eingerückt, welches weifs, was es will und vermag." Denn das ist im Allgemeinen der Entwickelungsgang jeder Sprache.

In der *Préface* (S. I—LIX) erklärt sich Hr. Ampère zunächst über den Umfang des Zeitalters, welches er *Mittelalter* nennt. Er weicht nämlich von der gewöhnlichen Eintheilung der allgemeinen Geschichte ab, indem er nur den Zeitraum von 1100—1400 unter dem Mittelalter begreift. Als Grund für diese Annahme führt er an, dafs dieser Zeitraum ein gegen die Vorzeit sowohl, wie gegen die Nachzeit völlig abgeschlossenes Ganzes bilde; in staatlicher Hinsicht zeige sich überall in Europa, namentlich in Frankreich, England, Italien, Spanien, Deutschland und dem Papstthume ein Aufsteigen im 13., ein Höhepunkt im 14., ein Sinken im 15. Jahrhundert; dieselbe Erscheinung zeige sich in allen Theilen des geselligen Lebens und der Bildung, namentlich biete das Ritterthum, die Baukunst, wenigstens in Frankreich, und das Schriftenthum denselben Entwicklungsgang dar. Hiergegen läfst sich nun freilich Manches einwenden. Wir sehen hier recht deutlich, wie Hr. Ampère sich bei dieser Beschränkung des Begriffes Mittelalter nur durch äufserliche, in die Augen springende Ereignisse hat bestimmen lassen. Denn die Abgeschlossenheit jedes Zeitalters ist immer nur eine sehr leichte, da die ganze Geschichte eine ununterbrochene Reihe von Ursachen und Wirkungen ist; soll aber ein Zeitalter gegen ein anderes abgeschlossen werden, so mufs es eine bestimmte Eigenthümlichkeit haben, durch die es sich vom vorhergehenden wie vom folgenden Zeitalter unterscheidet. Das ist aber mit dem Zeitraume von 1100—1400 durchaus nicht der Fall, da vielmehr die Ereignisse des 12. Jahrh., namentlich die Kreuzzüge, in so enger und nothwendiger Verbindung mit den frühern Jahrhunderten stehen, und da sich eben dieselben Gedanken und Vorstellungen, nur weiter ausgebildet, durch diese Zeit hinziehen, wie durch die frühere, dafs durchaus kein Grund vorhanden ist, von dem gewöhnlich angenommenen Anfangspunkte des Mittelalters, dem Eintreten der germanischen Welt an die Stelle der römischen, abzuweichen. Und was sollte dann aus den zwischen dieser Zeit und 1100 liegenden Jahrhunderten werden? Von der alten Zeit unterscheiden sie sich durch ihre Eigenthümlichkeit so wesentlich, dafs sie zu dieser unmöglich gerechnet werden können. Sie bleiben also nach Hrn. Ampère in der Schwebe zwischen Alterthum und Mittelalter. Und gerade für Hrn. Ampère, der eine Geschichte der französischen Sprache und des

Digitized by Google

französischen Schriftenthums schreiben will, war doch nichts natürlicher, als dafs er mit der Gründung des fränkischen Reiches begann, welche ja eben mit dem eigentlichen Anfange des Mittelalters zusammenfällt. So aber erfahren wir von dem anfänglichen Nebeneinanderbestehen der Sprachen der siegenden Deutschen und der besiegten Römer, und von ihrem Verhältnisse zu einander und von ihrem allmähligen Verschmelzen in eine Sprache, worüber man doch etwas in einer „*Histoire de la formation de la langue française*" zu erwarten wohl berechtigt ist, im vorliegenden Werke nichts. Hr. Ampère hat schon früher eine, Unterzeichnetem nicht bekannte, „*Histoire littéraire de la France avant le XIIe Siècle*" geschrieben, in welcher er jedenfalls diesen Gegenstand ausführlicher bespricht; aber warum gab er nicht wenigstens die Ergebnisse seiner dortigen Forschungen kurz in dem vorliegenden Werke? So wenig wir mit Hrn. Ampère hinsichtlich des Anfangspunktes, von dem er ausgeht, einverstanden sein können, so wenig können wir es hinsichtlich des Endpunktes. Was er Sinken nennt, ist nur ein kurzer Stillstand, in welchem äufsere glänzende Ereignisse fehlen, weil im Stillen die grofsen Dinge der Folgezeit vorbereitet werden; von dem Gemeinwesen giebt er selbst zu, dafs es sich am Ende seines Mittelalters grade hebe (S. VII f.), aber mit ihm hebt sich eben zugleich auch allgemeinere Bildung, Wissenschaft und Kunst; und das Sinken ist nur ein allmähliges Aufgeben der mittelalterlichen Gedanken, die nach und nach den Gedanken der neuern Zeit Platz machen, bis diese endlich mit der Kirchenverbesserung sich offen Bahn brechen, womit man mit vollem Rechte das Mittelalter schliefst. Auch in der Geschichte der französischen Sprache und des französischen Schriftenthums konnte um dieselbe Zeit (um 1500) bei König Franz I., der ja auch nicht mit Unrecht *le père des lettres* und *restaurator litterarum* genannt wurde, ein passender Abschnitt gemacht werden. Der von Hrn. Ampère gewählte Zeitabschnitt bildet wohl einen Zeitraum, aber kein Zeitalter; höchstens könnte man ihn die Mittelzeit des Mittelalters nennen.

Hr. Ampère giebt nun in Umrissen, in einzelnen Theilen auch weiter ausgeführt, ein recht anschauliches Bild des französischen Schriftenthums in dem Zeitraume von 1100—1400. Er spricht zunächst von der Entwickelung des geistlichen Schriftenthums, an welches sich die Behandlung der Heiligensagen anschliefst; sodann spricht der Hr. Verf. vom weltlichen und zwar zunächst vom prosaischen belehrenden Schriftenthume, namentlich der Geschichtschreibung. Er geht sodann zur Geschichte der Dichtung über, wobei er zuerst die Ausbildung der Empfindungsdichtung bei den Nordfranzosen und bei den Provenzalen entwickelt und den grofsen Einflufs der provenzalischen Dichter auf die andern europäischen Schriftenthümer darlegt. Hierauf kommt Hr. Ampère zur erzählenden Dichtung, geht die einzelnen Sagenkreise durch, aus welchen diese ihren Stoff entnahm, und setzt auch hier auseinander, welchen Einflufs die französische erzählende Dichtung von aufsen erfahren, und welchen sie auf die fremden Schriftenthümer ausgeübt hat. Zum Schlusse (S. LV) berührt Hr. Ampère die darstellende Dichtung (das Schauspiel). Wir enthalten uns, über diesen mit Umsicht und Klarheit behandelten Gegenstand zu sprechen, da wir ihn von Hrn. Ampère ausführlicher bearbeitet erwarten. Das vorliegende Werk nämlich, welches zwar ein Ganzes für sich bildet, soll doch der eigentlichen Geschichte des französischen Schriftenthums von 1100—1400 nur als Einleitung dienen. Denn bevor man das Schriftenthum dieser Zeit kennen lernt, mufs man sich mit der Sprache bekannt machen, in welcher dasselbe niedergelegt ist (S. LV). Hr. Ampère will daher erst von der Bildung der französischen Sprache reden, und der ganze vorliegende Band enthält nur eine geschichtliche, auf Vergleichung des Französischen mit den verwandten Sprachen begründete Darstellung der Formenlehre, der Lautlehre und der Wortlehre der französischen Sprache, welche, wie schon erwähnt, besonders auf Diezens Forschungen sich gründet.

Hinter der Vorrede folgt (S. LXI—LXIV) ein Verzeichnifs der benutzten und häufig angeführten französischen Quellen („*Textes cités*"), welches noch nützlicher sein würde, wenn es nach der Buchstabenfolge geordnet wäre.

Wir kommen jetzt zum Werke selbst. *Chap. I. Principes généraux de la transformation des langues.* S. 1—14. Hr. Ampère beginnt mit der Ausführung des Satzes, dafs das Entstehen der französischen Sprache aus der lateinischen durchaus keine einzeln dastehende Erscheinung ist, sondern dafs im Laufe der Zeiten alle Sprachen sich auf ähnliche

Digitized by Google

Weise entwickeln; namentlich zeigt sich dies in allen Sprachen, welche zum grofsen indisch-germanischen Stamme gehören (Hr. Ampère zieht die Benennung indo-europäisch vor, vgl. über die verschiedenen Namen dieses Sprachstammes: *Pott, indogermanischer Sprachstamm* in der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste). Der allgemeine Gang der Sprachentwicklung ist nämlich der, dafs die Sprachen allmählig aus zusammensetzenden auflösende werden. Als Ursache davon giebt Hr. Ampère (S. 4) den *Gebrauch* an: „*L'agent principal de l'altération et de la décomposition des langues, c'est l'usage. L'usage a deux instruments: le temps et le peuple; le temps et le peuple agissent sur les langues dans le même sens, exercent sur elle une action semblable.*" Ueberall in den Sprachen, welche sich aus andern herausbilden, sieht Hr. Ampère nur Verstümmelung und Zusammenziehung, als deren einzige Ursache er die Zeit und die Nachlässigkeit und Bequemlichkeit des Volkes annimmt; Beispiele aus verschiedenen Sprachen, auch aus einigen, welche nicht zum indisch-germanischen Sprachstamme gehören, sollen zur Bestätigung dienen, dafs neu sich bildende Sprachen immer verstümmelt sind im Gegensatze zu denen, aus welchen sie hervorgegangen sind; erst später habe man das Bedürfnifs gefühlt, so verstümmelten und verarmten Sprachen aufzuhelfen, und dies sei bei allen ungefähr auf dieselbe Weise geschehen, indem namentlich statt der verloren gegangenen Umendung Verhältnifswörter und statt der einfachen Zeiten der Muttersprache Hülfszeitwörter angewandt worden seien. Hr. Ampère hält sich auch hier nur an das Aeufserliche und verkennt den wahren, tiefer liegenden Grund des Entstehens neuer Sprachen. Diese sind nicht ein Erzeugnifs des Zufalles und blos der Zeit. Die Sprachen sind etwas viel Höheres, Geistiges. Wohl können sie Einwirkungen und Veränderungen durch äufsere Ereignisse erfahren, aber umgestaltet können sie nur durch den veränderten Geist der Völker und der Zeit werden; die Hauptursache ihrer Veränderung liegt aber darin, dafs der Geist der Völker mit der Zeit heranwächst und in das männliche Alter tritt, wo die Einbildungskraft und die Dichtung dem Verstande Platz macht, der nun, gegen Formen- und Tonfülle gleichgültiger geworden, vorzugsweise nach leichtem Verständnifs und nach Bestimmtheit der sprachlichen Formen strebt. So verlieren zwar die Sprachen manche Vorzüge, aber sie erlangen dafür andere gröfsere, und so sind die romanischen Sprachen unbezweifelt vollkommnere Fortbildungen der lateinischen Sprache. Den Schlufs übrigens, den Hr. Ampère aus der Erscheinung, dafs die meisten Sprachen auch ohne fremde Einwirkung sich auseinander entwickeln, zieht, ist vollkommen richtig, dafs nämlich die französische Sprache in ihrer jetzigen Gestalt keineswegs der deutschen Eroberung ihren Ursprung verdankt, sondern dafs sie sich völlig naturgemäfs aus der lateinischen Sprache entwickelt hat. Dies führt uns zu

Chap. II. De la formation des langues néolatines S. 15—22. Die romanischen Sprachen sind natürlich nicht mit einem Schlage aus dem Lateinischen entstanden, sondern es ist ihrer förmlichen Entstehung eine Zeit der Verwirrung innerhalb des Lateinischen selbst vorangegangen. Wir haben auch wirklich in Schriften und Inschriften Zeugnisse genug, wie im Lateinischen selbst Wörter zusammen gezogen und verstümmelt wurden und ein Fall statt des andern angewendet wurde. Und wenn sich selbst bei römischen Dichtern, namentlich bei den Lustspieldichtern Plautus und Terentius, schon Zusammenziehungen und Formenverwechselungen finden, wie viel mehr werden diese in der Volkssprache Statt gefunden haben, aus der ja eben die romanischen Sprachen hervorgegangen sind? Ein Mittel, die auf diese Art verloren gegangene Umendung zu ersetzen, bot das Lateinische selbst dar, die Verhältnifswörter *de* für den Besitzfall und *ad* für den Zweckfall. Das Walachische, sagt Hr. Ampère, ist die einzige romanische Sprache, welche auch den Zielfall durch ein Verhältnifswort, und zwar durch *pre*, d. h. in der Richtung auf etwas hin, ausdrückt. Doch ist hierbei zu bemerken, dafs sich dieser Gebrauch eigentlich nur auf Personennamen beschränkt (Diez Gramm. d. rom. Spr. II. S. 41), und insofern stimmt die walachische Sprache ganz mit der spanischen überein, in welcher im gleichen Falle *a* angewendet wird, eben so wie in der sizilischen und sardischen Mundart (s. meine Beiträge zur Erforschung d. rom. Spr. S. 179. 191).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Histoire de la littérature française au moyen âge comparée aux littératures étrangères par J. J. Ampère.

(Fortsetzung.)

Während die romanischen Sprachen die Umendung verlieren, gewinnen sie in der Abwandlung einige Zeiten durch Anwendung der Hülfszeitwörter *habere* und *esse*; aufser diesen ist nach Hrn. Ampère dem Spanischen noch *tener* als Hülfszeitwort eigenthümlich; indessen kann dies nur für die alte, nicht für die jetzige Sprache gelten (s. meine span. Sprachl. S. 184). Richtig ist dagegen die Bemerkung (S. 132, Anm. 1.), dafs im Portugiesischen *ter* als Hülfszeitwort gebraucht wird. Hr. Ampère spricht also in diesem Abschnitte nur von der allgemeinen Gestalt, welche die Umendung und die Abwandelung in den neuern Sprachen angenommen haben; andere wichtige Veränderungen, welche mit dem Lateinischen vorgehen mufsten, damit aus demselben die romanischen Sprachen hervorgehen konnten, hat er ganz unberücksichtigt gelassen, namentlich die veränderten Lautverhältnisse, Betonung, Wortbildung, Wortfügung, Versbau u. s. w. Gerade hier durfte man wohl hoffen, ein vollständiges Bild von dem Verhältnisse der romanischen Sprachen zum Lateinischen zu erhalten.

Chap. III. De l'hypothèse d'une langue romane S. 23—33. Raynouard hatte bekanntlich die Vermuthung aufgestellt, dafs die jetzigen romanischen Sprachen nicht unmittelbar aus der lateinischen, sondern aus der romanischen Sprache, wie er das Altprovenzalische nennt, hervorgegangen seien (Raynouard selbst war aus der Provence gebürtig). Hr. Ampère widerlegt diese Ansicht mit Recht, obgleich wir nicht immer ganz mit seinen Gründen einverstanden sind. Schon früher war Raynourd von A. W. Schlegel (Observations sur la langue et la littér. prov. S. 42 ff.) und von Unterzeichnetem (Beiträge S. 47 f.) widerlegt worden. Hr. Ampère zieht überhaupt den Namen *langues néo-latines* vor, um Mifsverständnisse zu vermeiden, welche durch Raynouard und Roquefort (der unter *langue romane* die nordfranzösische Sprache versteht) sich leicht an den Namen *langues romanes* anknüpfen. Dessenungeachtet gebraucht Hr. Ampère selbst den Namen *Romanisch* in noch einer andern Bedeutung, nämlich vom Französischen und Provenzalischen zusammen (s. unten).

Chap. IV. Naissance et dévéloppement des formes grammaticales de la langue française. — L'article S. 34—44. Nachdem im Allgemeinen gezeigt ist, wie die französische Sprache aus der lateinischen hervorgegangen ist, mufs auch im Einzelnen die Entwickelung der französischen Sprache geschichtlich dargethan werden. Der Entwickelung sind sowohl die Wörter wie die Wortformen fähig; Hr. Ampère will daher zuerst die Sprachlehre in ihren einzelnen Theilen durchnehmen, und dann den Wortschatz betrachten. Den ersten Theil beginnt er mit dem Einzler (Article). Wir sehen aber, wie er auch hier nicht in das wahre Wesen dieses Redetheils eingedrungen ist, sondern sich an das Aeufserliche hält; er hält denselben in den romanischen Sprachen nur für einen Ersatz der aufgegebenen Endungen, und meint, er sei unnöthig in Sprachen, welche bestimmte Endungen hätten. Wie leicht konnte die Ansicht des Griechischen, wo er neben sehr vollständigen Endungen besteht, und die Ableitung desselben in allen Sprachen vom hinzeigenden Fürworte Hrn. Ampère auf die wahre Bedeutung des Einzlers (Absonderung, Vereinzelung, Hervorhebung) führen. Ersetzte der Einzler wirklich in den romanischen Sprachen die Endungen der lateinischen Sprache, so müfste er doch nothwendig dieselbe Bedeutung haben, wie diese, d. h. er müfste zugleich Geschlecht, Verhältnifs und Zahl bezeichnen; das ist aber offenbar nicht der

Digitized by Google

Fall. Bei Hrn. Ampère's Ansicht vom Wesen des Einzlers ist auch gar nicht einzusehen, wozu es noch einen nicht bestimmenden Einzler giebt; diesen übergeht er daher wohlweislich ganz mit Stillschweigen (nur S. 119 führt er *un*, *une* als unbestimmtes Fürwort mit auf). Hr. Ampère geht nun die Formen des Einzlers durch, welche sich in der alten Sprache finden, wobei man (eben so wie bei den übrigen Redetheilen) gewünscht hätte, dafs wenigstens ungefähr die Zeit angegeben worden wäre, wann die einzelnen Formen aufgekommen sind. In allen romanischen Sprachen soll der Einzler aus *ille* entstanden sein; allein im Sardischen liegt ihm *ipse* zum Grunde; meine in diesen Jahrbüchern (März 1839, N. 35.) ausgesprochene Ansicht, dafs der pikardische Einzler von *hic* stamme, habe ich in meinen Beiträgen (S. 300) selbst wieder in Zweifel gezogen.

Chap. V. Formation des substantifs S. 45—89. I. *Genres et nombres.* Auffallend ist in diesem Abschnitte, dafs Hr. Ampère gar nicht davon spricht, dafs und warum die französische Sprache das sächliche Geschlecht des Lateinischen aufgegeben hat. Er führt blofs einige Wörter an, welche ihr Geschlecht und ihre Zahl beim Uebergange aus dem Lateinischen in das Französische verändert haben. Der ganze Abschnitt ist von Diez weit vollständiger und gründlicher behandelt worden (II. S. 4. 16—23).

II. *De la déclinaison romane* S. 48. Dieser Abschnitt behandelt einen Lieblingsgegenstand Hrn. Amp.'s, auf welchen derselbe im Laufe des ganzen Buches immer wieder mit Vorliebe zurückkommt, weshalb wir denselben hier etwas weitläufiger zu besprechen uns erlauben. Unter *romanischer Umendung* versteht Hr. Amp. die zuerst von Raynouard bemerkte dem Provenzalischen und Altfranzösischen eigenthümliche Unterscheidung des Nenn- und des Zielfalles, indem im Allgemeinen Zielfall der Einheit und Nennfall der Mehrheit den reinen Stamm darstellen, Nennfall der Einheit dagegen, und Zielfall der Mehrheit demselben ein *s* anfügen. Hr. Ampère nun glaubt die Entdeckung gemacht zu haben, dafs diese Erscheinung nicht, wie man bisher gemeint hat, ein sprachlicher Trümmer, sondern dafs sie vielmehr aus einem bestimmten, lebendigen Grundsatze hervorgegangen sei, und er meint daher, dafs die Entdeckung Herrn Raynouard's noch weiter ausgedehnt werden müsse; vgl. S. 48: „*Cette déclinaison est très-imparfaite, car elle n'a que deux cas fondamentaux. Elle n'en est pas moins une déclinaison véritable, bien qu'on ne lui ait pas accordé ce nom jusqu'ici. J'espère que ce qui va suivre le démontrera.*" S. 52: „*Je crois même et j'espère le prouver, dans ce qu'on va lire, que M. Raynouard n'a pas connu toutes les formes de la déclinaison romane, que cette déclinaison en a d'autres dont quelques-unes n'ont point été signalées jusqu'ici. Cette fois, je n'aurai donc point à combattre une opinion systématique de M. Raynouard: je n'aurai qu'à étendre encore la portée, et pour ainsi dire, les proportions de sa découverte.*" S. 75: „*Les exemples que j'ai cités montrent, je crois, sous un jour nouveau et plus complet qu'on ne l'avait fait jusqu'ici le procédé dont se servait l'ancienne langue pour distinguer le nominatif et le régime. Il ne s'agit donc pas ici seulement de quelques traces des flexions de la déclinaison latine, qui auraient subsisté dans quelques mots; il s'agit d'un principe organique qui se produit par diverses manifestations curieuses; qui se sert d'éléments empruntés, tant à la déclinaison imparisyllabique qu'à la déclinaison parisyllabique latine pour former les divers types de la déclinaison romane à deux cas.*" Also aus einem lebendigen Grundsatze soll diese sogenannte romanische Umendung hervorgegangen sein. Wie verträgt sich dies aber mit der von Hrn. Ampère selbst zugegebenen und schon oben berührten Erfahrung, dafs eben dies ein wesentlicher Unterschied aller romanischen Sprachen vom Lateinischen ist, dafs sie die Umendung aufgegeben haben? Hr. Ampère setzt freilich die Ursache davon nur in etwas Aeufserliches, in die durch den Lauf der Zeit und die Bequemlichkeitsliebe des Volkes allmählig erfolgende Abschleifung der Endungen. Jedenfalls müssen wir aber, wenn wir über das innere Wesen der Sprache nachdenken und die Entwickelung verschiedener Sprachen geschichtlich verfolgen, zu dem Ergebnisse kommen, dafs *aufser* jenen äufserlichen Gründen vorzüglich ein innerer, schon oben angedeuteter Grund für das Aufgeben der Umendung in den romanischen Sprachen sich ergiebt, nämlich das Streben nach gröfserer Verständlichkeit und Deutlichkeit, und das Gefühl, dafs die blofsen, überdies unverständlich gewordenen Endungen für die so mannigfaltig gewordenen Verhältnisse und Beziehun-

Digitized by Google

gen nicht mehr ausreichten. Das *Aufgeben* der Umendung ist also innerer lebendiger Grundsatz der romanischen Sprachen, nicht aber das Herstellen einer neuen Umendung. Was Hr. Ampère für einen lebendigen Grundsatz hält, ist gewiſs nichts weiter, als wofür es von Raynouard und Diez gehalten worden ist, ein sprachlicher Trümmer. Wäre die sogenannte romanische Umendung dieses nicht, so würde sie sich erstens gewiſs nicht bloſs im Französischen und Provenzalischen, sondern in allen Zweigen des romanischen Sprachstammes finden. Denn in allen wirklichen Grundsätzen ihrer Sprachbildung stimmen alle romanischen Sprachen genau überein, wie sollten sie es nicht in einem so wesentlichen Stücke, wie die Umendung es ist? Daſs sich von dieser aber eben nur in den beiden nordwestlichen Sprachen Spuren finden, erklärt sich daraus, daſs diese sich nicht gleich gänzlich von der alten Weise losmachen konnten. Gewiſs konnten dies auch die andern romanischen Sprachen nicht mit einem Male, und auch als sie schon nicht mehr römisch, sondern romanisch waren, hatten sie jedenfalls noch Trümmer der lateinischen Umendung; wir können diese aber nicht geschichtlich nachweisen, weil die ältesten Schriftdenkmäler der italischen, spanischen und portugiesischen Sprache erst aus dem 12. Jahrhunderte, die ältesten walachischen gar erst aus dem 16. Jahrh. sind, während dagegen die provenzalischen und französischen bis ins 10. und selbst 9. Jahrh. hinaufreichen. Das Wenige also, was in den romanischen Sprachen noch von der Umendung vorhanden war, wurde im Provenzalischen und Französischen noch für etwas längere Zeit durch die Schrift festgehalten; die anderen Sprachen dagegen gaben es um so eher auf, da es noch nicht durch die Schrift gefesselt wurde, und da diese, namentlich die italische, sich schon früh zu selbstlautigen Ausgängen hinneigten, weſswegen in der italischen Umendung nur die Endungen *a*, *e*, *o*, *i* aus dem Lateinischen erhalten sind. Ferner zeigt uns aber auch die Vergleichung anderer Sprachen, daſs es nicht so leicht ist, und daſs es langer Zeit bedarf, um die Umendung völlig aufzugeben. Die deutsche Volkssprache unterscheidet eigentlich nur zwei Fälle: Nennfall und Zielfall, aber auch Besitzfall und Zweckfall kommen noch in gewissen Verbindungen vor, aber eben nur noch als Trümmer; statt: *des Vaters Haus* z. B. wird das Volk stets weitläufiger zwar, aber verständlicher sagen: *den Vater sein Haus*; es sagt aber noch: *ums Himmels willen*; statt: *ich habe es meinem Bruder geschrieben* sagt es: *meinen* oder *an meinen Bruder*, aber es sagt noch (bloſs um des Wohlklangs willen): *aus'n Hause*. Die englische, schwedische, dänische Sprache haben die Umendung ganz aufgegeben, aber sie haben noch das *s* des Besitzfalles, aber auch nur als Trümmer, erhalten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Christian Wolff's eigne Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von Heinrich Wuttke. Leipzig, 1841. *Weidmannsche Buchhandlung.*

Es war gewiſs einmal an der Zeit, an Christian Wolff, sein Leben, seine Schicksale und sein Wirken zu erinnern, welcher, so wenig er auch mit seinem Vorgänger und Lehrer in der Philosophie, Leibnitz in aller Rücksicht verglichen werden mag, unbestreitbar nach diesem das Meiste für die Bildung des deutschen Volkes gethan und bewirkt hat, dem Auslande vor dem, seit dem dreiſsigjährigen Kriege herabgewürdigten deutschen Namen Hochachtung abzugewinnen. Schon daſs er durch seine Schriften zur philosophischen Bildung Friedrich des Groſsen beigetragen, und nicht blos durch die Geburt sondern auch dem Geiste nach seinem Vaterlande Preuſsen angehört, machte es wünschenswerth, daſs bei der Feier des hundertjährigen Jubiläums des Regierungsantritts des groſsen Königs auch Wolff's gedacht werde, welcher gerade vor hundert Jahren, durch Friedrich, in seiner groſsartigen Kabinetsordre vom 6. Juni 1740, aus seiner Verbannung aus dem Vaterlande, nach Halle, der Wiege seines Ruhms, zurückberufen worden ist. Herr Wuttke, ein Schlesier, ergriff glücklich diesen Augenblick, um das zur Geschichte und Characteristik Christian Wolff's merkwürdigste und anziehendste Document, seine Bekenntnisse über sich und sein Leben, zum erstenmale in der Urschrift herauszugeben, nachdem er in einer kleinen Abhandlung, in den Schlesischen Provinzialblättern des vorigen Jahres „zur Geschichte des Philosophen Wolff," eine Probe davon mitgetheilt hatte. Es verhält sich jedoch mit diesem Documente etwas sonderlicher Art. Bereits 1734 hatte Wolff in der von seinem Schüler J. G. Krause herausgegebenen Neuen Leipziger Zeitung versprochen, nach Beendigung seiner lateinischen Werke sein Leben selbst zu entwerfen. Im Jahre 1739 gab M. Fr. Ch. Baumeister, Rector des Gymnasiums zu Görlitz, eine Schrift: Vita fata et scripta Christiani Wolffii philosophi. Lipsiae et Vratislaviae, jedoch anonym, weil er es nicht wagte, sich als einen Anhänger Wolff's, dessen Streit mit den Theologen lebhaft fortdauerte, zu bekennen. Sein Versuch miſsfiel Wolffen nicht; als ihn nun Baumeister einige Zeit darauf in

Digitized by Google

Wittenberg besuchte, und mit Bitten bestürmte, ihm zu einer Umarbeitung seines Schriftchens, zu welcher der Verleger drängte, sein Leben aufzusetzen, sträubte sich zwar Wolff anfangs, als wenn der Welt zu wenig daran gelegen sein könnte, sagte es endlich aber zu und schickte im Jahre 1743, in drei Zusendungen an seinen ehemaligen Zuhörer, den Bürgermeister Dr. Gehler in Görlitz, für den Rektor Baumeister eine *Selbstbiographie* auf 63 Octavseiten, die sich zunächst an die Abschnitte der Baumeisterschen Schrift anschliefsen sollte. Allein Baumeister (lesen wir bei dem Herausgeber) kam seinem Versprechen nicht nach, und zwar vermuthlich aus Furcht als Wolffianer verketzert zu werden, vielleicht aber auch, weil Wolff's Persönlichkeit einen ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und er besorgte, den deutlich genug ausgesprochnen Erwartungen Wolff's, von ihm im vollen Posaunenton gepriesen zu werden, nicht entsprechen zu können. Er benutzte sie nur zu einer kleinen lateinischen Abhandlung, welche jedoch so selten geworden ist, dafs selbst der verstorbene Rektor *Kluge* in Breslau, der Verfasser einer trefflichen Abhandlung über Wolff's Leben und Schriften, sie nicht gesehen hat. Wolff's Handschrift blieb in Gehler's Besitz. Nach Wolff's Tode hat sie Gottsched zu seiner „Historischen Lobschrift Christian Wolff's" benutzt. Gehler endlich schenkte die Handschrift, mit 9 Briefen Wolff's, und einigen Gedichten auf Wolff's Rektorat vermehrt, unter dem Titel: Nachrichten von dem Leben Ihro Excellenz des Geheimen Rathes Baron von Wolffes, welche von Ihme 1743 unter seiner eignen Hand an mich, I. W. Gehlern I. U. D. aus Halle nachher Görlitz übersendet worden, 1760 der Milichschen Bibliothek in Görlitz. Dies Buch ist es also, das der Herausgeber nach dem Autographen mittheilt. An eine eigentliche Bereicherung der nie genug vollständigen Literatur der Confessionen in höherem Sinne, wie die von Augustinus, Montaigne, Rousseau, ist hier freilich nicht zu denken; es ist eine ohne alle höhere Freiheit und Naivität, ohne Form, dabei in der schlechtesten Mischsprache aus der Zeit des Christian Thomasius, hingeworfene trockne Zusammenstellung der äufsern Materialien zu seinem Leben, welchem nach Wolff's ausdrücklichem Willen, durchaus die Quelle, als von ihm selbst herrührend, nicht angemerkt werden sollte! Um so greller tritt uns in jeder Zeile das ganz nackte Bestreben dieses Philosophen hervor, vor der Welt und Nachwelt in demjenigen Lichte zu erscheinen, in welchem *er* sich betrachtete; und die Art, *wie* er sich betrachtete, und in welchem Lichte er erscheinen wollte, trägt allerdings, wider seinen Willen, zu seiner objectiven Charakteristik bei. Wir lernen, wie dieser berühmte Mann durch den ihm von allen Seiten ohne Maafs gestreuten Weihrauch wirklich das Maafs seiner eignen Schätzung, gegenüber den grofsen Genien, mit denen er nur sehr bedingt in die Schranken treten konnte, verloren hatte. Er hat nicht gestehen wollen, dafs er in der Philosophie ein abgeleitetes Leben führte, und wirklich bei sich selbst keinen Anstand genommen, sich Leibnitz gleich zu stellen, wo nicht, als methodischer Denker und Philosoph sich über ihn zu stellen. Er verwechselte die unendliche Breite und den Formalismus der Darstellung, mit der innern wahren Methodik der Erfindung und Speculation; wenn man ihn hört, so wäre Leibnitz kein rechter Philosoph gewesen, weil er seine Ideen, nicht Jahr aus Jahr ein im Hörsaale vor Jünglingen vorgetragen und aufserdem sie in dicken Quartanten ausgesponnen hat. Es verdrofs ihn, dafs Leibnitz ihm seinen eigentlichen Beruf in der Ausbildung der höheren Mathematik und nicht der Philosophie angewiesen hatte; und da er sich nichts desto weniger für einen grofsen Philosophen, wenigstens für den gröfsten Philosophen seiner Zeit halten mochte, wollte er nun auch recht unabhängig von Leibnitz in jeder Beziehung dastehen, und that, als hätte er es von Anfang an nicht der Mühe werth gehalten, von Leibnitz über seine Speculation sich näher unterrichten zu lassen. Von der Theodicee spricht er wegwerfend, und dafs Bülfinger zuerst die Formel einer philosophia Leibnitio-Wolffiana auf die Bahn gebracht, hat er ihm nicht verzeihen können. Zu dem allen liefert die Selbstbiographie zahlreiche Belege.

Der Herausgeber hat die Einseitigkeit, und objective Unzuverlässigkeit dieser ad hoc verfafsten Confession durch eine eigne, aus den Quellen geschöpfte biographische Abhandlung über Wolff gewissermafsen auszugleichen, und den Leser, wo möglich, in einen unpartheiisch historischen Gesichtspunkt zu stellen versucht. Aber auf eine Erörterung des wirklichen Verdienstes Wolff's als Philosophen, in seiner Beziehung zu Leibnitz, welche einmal in ihrer Weise Thatsache ist, hat er sich nicht eingelassen; er referirt die verschiednen Urtheile, und stellt z. B. den Aeufserungen von Michelet diejenigen Kant's gegenüber. Er legt auch ein viel zu grofses Gewicht auf die deutsche Sprache und Schreibart Wolff's in *dem* Sinne, dafs er deutsche Philosophie ohne deutsche Sprache nicht anerkennt, und deshalb will, dafs „mit Christian Wolff die *deutsche Philosophie* gewissermafsen beginne." Dies wäre vielmehr ein Tadel als ein Lob; denn die Philosophie ist wesentlich kosmopolitisch; Wolff selbst hat sich mit einer, freilich nicht zu entschuldigenden Selbstverkennung in einem Anschlage am schwarzen Brett der Universität Halle den Titel eines Professor generis humani gegeben. Dankenswerth ist übrigens, was Hr. W. seiner Arbeit aus dem, drei Folio-Bände füllenden handschriftlichen Briefwechsel Wolff's mit E. Chr. von Manteuffel in der Leipziger Universitäts-Bibliothek beigegeben hat, wiewohl keinesweges alle hier mitgetheilten vertraulichen Aeufserungen Wolff's zu unterschreiben sind; wie wenn er unter dem 16. Juli 1746 als etwas Merkwürdiges von Leibnitz versichert, dafs dieser niemals ein diploma nobilitatis erhalten, er sich auch niemals von Leibnitz geschrieben, sondern nur a populo geadelt worden sei u. s. w.; es genügt, amtliche Briefe von Leibnitz gesehen zu haben, worin er sich B. (Baron) W. von Leibnitz unterzeichnet hat.

Dr. Guhrauer.

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Histoire de la littérature française au moyen âge comparée aux littératures étrangères par J. J. Ampère.

(Fortsetzung.)

Zweitens würde aber auch die romanische Umendung, wenn sie wirklich aus einem lebendigen Grundsatze hervorgegangen wäre, doch wohl noch bis jetzt bestehen; denn warum hätte die französische Sprache diesen Grundsatz schon so bald wieder aufgegeben? Denn schon im 14. Jahrhundert fängt diese Umendung an zu schwinden. Das soll allerdings nicht geleugnet werden, dafs die provenzalische und altfranzösische Sprache zur Abkürzung der Rede und zu Umstellungen gern von diesen Trümmern Gebrauch machten und dafs sie dieselben nur ungern aufgaben, aber sie mufsten nothwendig ihren natürlichen Entwickelungsgang gehen, und dieser führte sie zur Aufgebung der Umendung. — Wir wollen nun die Leser nicht damit ermüden, dafs wir etwas Weiteres über die von Hrn. Ampère mit vieler Sorgfalt zusammengestellten Beispiele, wo *s* zur Bildung der Umendung dient, hinzufügen; sie alle können aber eben nichts weiter beweisen, als das durchaus nicht bezweifelte Vorhandensein von Trümmern der lateinischen Umendung. Hr. Ampère legt aber besonderes Gewicht auf seine Entdekkung, dafs zur Bildung der Fälle nicht blofs *s* verwendet worden sei, sondern auch *on*, *an*, *in* nach dem lateinischen *um*, *am*, *em* (S. 64 ff.), und selbst *t*, aus der dritten lateinischen Umendung entlehnt. (S. 68 ff.). Das wäre etwas. Doch wir wollen sehen, wie es damit steht. Zuerst von der Endung *on* sagt Hr. Ampère, es scheine, dafs Raynouard diese auf die Eigennamen beschränke; sie komme aber auch bei andern Klassen von Hauptwörtern vor. Was die Eigennamen betrifft, so werden wir unten sehen, dafs hier *on* nur Verkleinerungssilbe ist; von andern Wörtern, die im zweiten Falle *on* haben sollen, führt Hr. Amp. nur drei an, die aber leider nichts beweisen, da in ihnen *on* zum Stamme gehört, also ganz regelmäfsig im zweiten Falle eintritt, nämlich: *bers baron*, *lierres larron*, *compains compagnon* (bei Du Cange findet sich zwar die Form *companio* nicht, aber er verweist auf dieselbe u. d. W. *compagus*, und aus ihr ist jedenfalls auch *compains* entstanden). Dagegen hat Hr. Ampère gerade die Wörter auf *on*, welche wirklich Zielfälle sind, nicht mit angeführt: *mon*, *ton*, *son*. Ferner die Endung *an* oder *am* findet sich in *Abdiam*, *Judam*, *Jonathan*, *Palmyram*; das sind allerdings Formen des Zielfalls (*Jonathan* ausgenommen); wenn aber Hr. Ampère daraus beweisen will, dafs *am* oder *an* im Altfranzösischen zur Bildung des Zielfalles gedient habe, so beweise ich ihm aus unserm „*nach Christi Geburt*," dafs im Deutschen der Besitzfall durch *i* gebildet wird. Hr. Ampère sagt selbst, dafs sich aufser in Eigennamen diese Endung nicht finde. Statt ihrer aber, fährt Hr. Ampère fort, findet man häufig die Endungen *ain* und *in* (S. 66); auch auf *ain* führt er nur zwei Beispiele an, und dies sind wieder Eigennamen: *Evain* und *Pintain* (Name der Henne im Roman de renart); mit der Endung *in* führt er gleichfalls einige Eigennamen an, wie *Girardin*, *Robin*, *Perrin*, in denen *in* ursprünglich wohl verkleinernde Bedeutung hatte (s. u.), und das Wort *sapin*, für welches die alte Form im Nennfalle *saps* gewesen sein soll; allein die älteste Form ist gerade umgekehrt *sapinus* oder *sappinus*, welche sich schon bei Varro und Plinius findet, während erst im Mittelalter *sappus* aufkam (s. Du Cange). Aufserdem zieht er hierher die Formen *amin* und *asnin* als Zielfälle von *ami* und *asne*, allein *n* wird überhaupt in den romanischen Sprachen oft zugesetzt, besonders vor *s* (s. Diez I, 268 und meine Beiträge S. 309 — 314), und ist wohl hier zunächst in der Mehrheit vor *s* eingeschaltet wor-

Digitized by Google

den, um dem *i* den Nasenlaut zu geben, von wo es später auch in die Einheit überging. Die Zielfallendung *en* in *rien* von *rem* hat ihre volle Richtigkeit; sie findet sich aber im Französischen — als Trümmer — eben nur in diesem einen Worte (im Spanischen auch in *quien* quem und *alguien* aliquem). Wenn wir nun alle die genannten Endungen als Endungen des Zielfalles haben vernichten müssen, so bleibt uns noch eine, gerade die merkwürdigste, Endung, *t*, übrig; die merkwürdigste in so fern, als nicht einzusehen ist, wie die Franzosen dazu gekommen sein sollten, zur Bezeichnung des Zielfalles einen Buchstaben zu wählen, der im Lateinischen unter keiner Bedingung irgend welchen Fall bilden kann; Hr. Ampère leitet dieses *t* aus der dritten lateinischen Umendung her, wo häufig ein den Stamm schliefsendes *t* im Nennfalle abgestofsen ist, in den übrigen Fällen aber wieder eintritt (S. 68): „*Ceci est évidemment un souvenir des imparisyllabiques latins qui prennent un t au génitif et aux autres cas fléchis: dos, dotis, prudens, prudentis. Ici encore la caractéristique du cas roman a été appliquée à des mots qui ne l'avaient point en latin. T, comme s, ou m, n'a pas été un simple produit étymologique, mais un moyen grammatical.*" Wir wollen Hrn. Ampères Beweise hören: 1) *Barnetz* von *baronagium* bildet *barnet*; aber *barnetz*, *barnez* oder *barnes* kommt nicht von *baronagium*, sondern von *barnatos*, so viel wie *baronatus* (s. Du Cange) und das *t* ist ganz an seiner Stelle und steht daher schon in der Form des Nennfalls; 2) *espies* bildet *espiet*. Die gewöhnlichste Form dieses Wortes ist im Altfranzösischen *espiel* (*spiculum*), woraus *épieu* geworden ist; die Form *espiet* kennt auch Roquefort nicht, und sie dürfte in der von Hrn. Ampère angeführten Stelle aus falscher Schreibung oder Lesung entstanden sein, besonders da sowohl das vorhergehende Wort (*grant*), wie das folgende (*met*) mit *t* auslauten; ist übrigens Hrn. Ampère's Ableitung von *Spiefs* richtig, so erklärt sich das *t* leicht aus der niederdeutschen Form und aus *Spitze*, dann läfst sich aber das *l* der gewöhnlichen Form nicht erklären; *) 3) *ort* als Zielfall von *or* Gold steht so einzeln und unwahrscheinlich da, dafs diese Form sehr zu bezweifeln ist, besonders da überall, wo derselbe von Hrn. Ampère angeführte Vers vorkommt (S. 69), die Form *or* steht; 4) *trot* soll durch *tropt* aus dem alten *trop*, deutsch *Trab* geworden sein; diese Ableitung ist sehr zweifelhaft; die Form *trop* in dieser Bedeutung finde ich nirgends, und *tropt* nur an der von Hrn. Ampère angegebenen Stelle; 5) in *matinet* ist das *et* nicht Bildungssilbe des Zielfalls, sondern Ableitungssilbe, die allerdings in der Regel weibliche Hauptwörter bildet, wie jetzt noch *la matinée*; überdies kommt *matin* im Altfranzösischen oft genug als Zielfall vor (s. Roquefort); derselbe Fall ungefähr ist es 6) mit *regnet*, wofür oft genug Altfrz. *regne* als Zielfall steht; *regnet* dagegen ist eben so gut Nennfall wie Zielfall, und steht nur des Verses oder Reimes wegen statt *regne*. Die andern Beispiele beweisen nichts, denn in den Eigennamen sind die Endungen *et* und *ot* wirkliche Ableitungssilben und ursprünglich nicht bedeutungslos. Wenn aber (S. 71) Wörter, die sich im Nennfalle auf *ans* oder *ens* endigen, im Zielfalle *ant* oder *ent* annehmen, ohne dafs *t* zu ihrem Stamme gehört, so kann dies allerdings nach dem Vorbilde der Mittelwörter und anderer Wörter auf *ans* und *ens* geschehen sein, in denen *t* zum Stamme gehört. Es kann aber auch blofs um des Wohl- und Vollklanges willen *t* oder *d* angefügt worden sein, da sich diese Laute, besonders im Auslaute, gern einem *n* anschliefsen, vgl. Deutsch: *Mon-d*, *Nieman-d*, *Jeman-d*, *wöchen-t-lich*, *eigen-t-lich* u. s. w., so Altfrz.: *Norman-t*, *Alleman-t*, Nfrz.: *Norman-d*, *Alleman-d*. Wir sehen also, wie alle Beispiele, auf welche sich Hr. Ampère stützt, entweder offenbar nichts beweisen, oder doch sehr zweifelhaft sind; dennoch ist er so für seine romanische Umendung eingenommen, dafs er sie überall zu sehen glaubt, wo auch nicht im Entferntesten daran zu denken ist, nämlich selbst in den Zeitwörtern (das ursprüngliche *s* der I. Ps., welches aus der 2. Person herübergekommen ist) und in den Bestimmungswörtern (Partikeln): „*Le principe de la déclinaison romane était si profondément dans les instincts de l'ancien français, que son action s'étendait au-delà du cercle des substantifs, et se faisait sentir non-seulement aux adjectifs et à certains pronoms mais aux verbes et aux particules.*" (S. 87). Auf das Letztere kommen wir unten noch einmal zurück. Wir können noch

*) In den Mundarten finden sich allerdings auffallende Verwechselungen zwischen *l* und *t*; z. B. Pikard. *marichos* maréchal Mehrheit: *marichots;* Gaskogn. *et* il, *bel* bel (Beiträge S. 299, 276 f.)

Digitized by Google

nicht ganz von der romanischen Abwandelung des Hrn. Ampère Abschied nehmen, denn im

Chap. VI. Formation de l'adjectif S. 90—99, tritt sie uns sogleich wieder entgegen; wir kennen sie nun aber hinlänglich, um, ohne weitere Rücksicht auf sie zu nehmen, bei ihr vorübergehen zu können. Wir stofsen nun zunächst auf die Geschlechtswandlung der Eigenschaftswörter und finden hier eine, wie es scheint, neue Bemerkung des Hrn. Verfs.; derselbe erklärt nämlich die Erscheinung, dafs noch jetzt bisweilen ein männliches Eigenschaftswort, namentlich *grand*, mit weiblichen Hauptwörtern verbunden wird, daraus, dafs diejenigen Wörter, welche im Lateinischen für männliches und weibliches Geschlecht nur eine Form haben (also die auf *is*, *e* und die geschlechtlosen), auch im Altfranzösischen keine besondere Form für das weibliche Geschlecht gehabt haben, und dafs dies noch in einzelnen Fällen geblieben sei, namentlich bei *grand*, welches daher fälschlich *grand'* (z. B. *grand' mère*) geschrieben werde. Raynouard, Orell und Diez sollen dies nicht gewufst haben (S. 95): „*M. Raynouard qui a mis en lumière le fait du désaccord de ces adjectifs avec leur substantif, ne me paraît pas, non plus que MM. Dietz et Orell, en avoir connu la raison.*" Wie? Raynouard, Orell, Diez sollten den Grund dieser einfachsten Erscheinung nicht gekannt haben? Raynouard hat in seiner Grammaire comparée zwei und eine halbe Seite (S. 103—106) blofs über die Geschlechtswandlung von *grand*, aus dem hinlänglich hervorgeht, dafs er den Grund recht gut gekannt hat, den er auch mit ziemlich klaren Worten ausspricht. Orell sagt in seiner altfranzösischen Grammatik (S. 35): „*Man kann daraus im Allgemeinen schliefsen, dafs sowohl die Provenzalen als die Franzosen sich lange sträubten, den Beiwörtern, die im Lateinischen der dritten Declination angehörten, das stumme e zu geben, das ursprünglich dazu diente, bei den Adjectivis in us, a, um das a zu ersetzen.*" Und Diez sagt (II, 59): „*Die geschlechtliche Form hat sich mit der Zeit, besonders seit dem* 15. *Jahrhundert, auf Kosten der geschlechtlosen ungemein ausgebreitet*" u. s. w.; S. 61: „*Auch grand hat noch vor gewissen Femininen seine geschlechtlose Form (ohne e, wie bei den Alten): man sagt grand' chambre, croix, mère, peine, pitié, route, rue, salle u. s. w., worin es aber ganz unhistorisch mit dem Apostroph begleitet wird.*" Hr. Ampère konnte dies freilich wohl leicht übersehen, da die deutschen Sprachforscher nicht, wie er, drei Seiten darauf verwendet haben. — Die Steigerung der Eigenschaftswörter ist dagegen ziemlich kurz und ungenügend abgefertigt worden. Die nach lateinischer Art im Altfranzösischen gebildeten Erhöhungs- und Auszeichnungsstufen (Comparative und Superlative) führt Hr. Ampère gar nicht oder doch nur sehr unvollständig an, sondern er verweist ihretwegen auf Diez, der aber auch nicht Alles vollständig zusammengestellt hat. So konnte auf die auffallende Uebereinstimmung hingewiesen werden, mit welcher im Französischen und im Deutschen vom Umstandsworte *plus mehr* das Eigenschaftswort durch die Endung der Erhöhungsstufe gebildet wird: *plus-ieurs*, *mehr-ere*, und es konnten die noch vorhandenen Auszeichnungsstufen: *même* (*semetipsissimus*, *selb-st*), *deux-ième*, *trois-ième* (*pr-imus*, *cent-esimus*, *er-ste*, *hundert-ste*, δεύ-τερος, Lat. *al-ter*, Frz. *au-tre*, ἑκατο-στός) u. s. w. angegeben werden.

Chap. VII. Formation du pronom. S. 100—127. Hr. Ampère führt die Formen der alten Sprache sorgfältig auf, wobei wir jedoch im Ganzen nichts Neues erfahren. Nur zu den hinzeigenden Fürwörtern erlaube ich mir eine Bemerkung. Hr. Ampère sieht (S. 112) als deren Grundlage im Französischen das Altfranz. *ço* oder *so* an, welches dem Altlateinischen *sum* statt *eum*, dem Sanskritischen *sâs* (mufs heifsen *sa*) *sâ*, dem Gothischen *sa* entspreche, und aus welchem durch Zusammensetzung mit *ille* und *iste cil* und *cist* entstanden sei, und erst später sei noch ein *i* (aus *ibi*) vorgesetzt worden, woraus *icel*, *icest* geworden sei. Dabei ist aber zu erwähnen, dafs es schon an und für sich mifslich ist, ein so neues Wort, wie auch das älteste französische ist, Stämmen aus so alten Sprachen gleichzustellen. Im vorliegenden Falle aber ist diese Vergleichung völlig verunglückt, da wir auf geschichtlichem Wege nachweisen können, dafs jenes alte *ço* oder *so* selbst erst durch Zusammensetzung entstanden ist, und zwar aus *ecc'hoc*, wefshalb die älteste Form. Provz. *aisso*, Altfrz. *aezo* (im Gedichte auf Eulalia) lautet (Diez II, 370); ferner ist aber auch *icel* und *icest* aus *ecc'ille* und *ecc'iste* entstanden, und *cel* und *cest* sind erst Abkürzungen davon.

Digitized by Google

Die *Zahlwörter* hat Hr. Ampère hinter den Fürwörtern, aber in demselben Abschnitte behandelt; sie hätten wohl einen besondern Abschnitt verdient; Hr. Ampère fertigt sie überhaupt ziemlich kurz und ungenügend ab. Er schliefst diesen Abschnitt (S. 126 f.) mit einer nochmaligen Herzensergiefsung über seine romanische Umendung.

Chap. VIII. Formation du verbe S. 128—180. Ohne allgemeine Bemerkungen über die Abwandelung der Zeitwörter vorauszuschicken, behandelt Hr. Ampère gleich *I. Le verbe être.* Der Hr. Verf. findet bei der Vergleichung der Abwandlung dieses Zeitwortes in verschiedenen Sprachen, dafs es nur im Griechischen regelmäfsig und vollständig ist, da doch das griechische *εἶναι* eben so wie das lateinische *esse* nur drei Zeiten hat und in der Bildung der übrigen einen andern Stamm (*γίγνεσθαι* oder *φῦναι*) zum Grunde legen mufs. *Être* selbst ist nach Hrn. Ampère (S. 128. 135) aus *stare* entstanden; dies war auch die Meinung Raynouards, A. W. v. Schlegels, Orells; unbezweifelt richtig aber erklärt es Diez (II, 188) aus *essere.* Unbegründet ist Hrn. Ampère's Vermuthung, dafs das *i* von *suis*, alt *sui*, vielleicht aus einer Nachahmung der Vergangenheit *fui* entstanden sei. Ich glaube dieses *i* in meinen Beiträgen (S. 30 f.) bei Gelegenheit des spanischen *soi*, *estoi*, *doi* u. dgl. hinlänglich erklärt zu haben.

II. *Le verbe avoir* S. 136. Auch vom *i* in *j'ai* hat Hr. A. dieselbe irrige Ansicht, wie vom *i* in *suis.* Bei der Bemerkung, dafs in der Gegenwart des Zeitwortes *habeo* in allen romanischen Sprachen *b* ausgestofsen wird, lag es nahe, zu erwähnen, dafs sich dieselbe Erscheinung in allen germanischen Sprachen auch findet. Die Vergangenheit *j'eus* aus *habui*, weifs sich Hr. A. nicht recht zu erklären (Beiträge S. 228). Sonderbar ist die Ansicht (S. 139), dafs das Walachische durch germanischen (englischen) Einflufs die Zukunft durch das Hülfszeitwort *voiire*, wollen, bilde, da es doch viel näher lag, wenn überhaupt fremder Einflufs angenommen werden sollte, an das neugriechische *θέλω* zu denken.

III. *Des trois conjugaisons françaises* S. 141. Hr. Ampère theilt die Abwandlungen, wie gewöhnlich geschieht, nur nach der Grundform ein; eine Eintheilung in starke und schwache Abwandlung kennt er nicht. Auf die Selbstlautveränderungen im Stamme selbst nimmt er gar keine Rücksicht; das Buch des Unterzeichneten über diesen Gegenstand ist Hrn. A. nicht bekannt geworden.

IV. *Formation des temps et des modes des verbes* S. 148. Hr. A. hätte besonders in diesem Abschnitte auf viel engerm Raume vollständiger sein können; denn bei strengerer wissenschaftlicher Anordnung hätte er sich viele Wiederholungen ersparen können. Er hätte nur erst die Personenendungen und dann die Zeitendungen durchnehmen sollen, dann hätte er z. B. nicht bei jeder Zeit über das *m* der ersten und das *t* der dritten Person der Einheit besonders zu sprechen gebraucht. Es würde zu weit führen, wenn wir alle die Einzelheiten besprechen wollten, in denen wir nicht ganz mit Hrn. A. einverstanden sind, und wir wollen uns daher in diesem Abschnitte nur auf einen Hauptpunkt beschränken. Wir müssen uns nämlich höchlich wundern, wie Hr. A. die unbezweifelt richtige Ansicht, dafs die Zukunft in den romanischen Sprachen durch Zusammensetzung der Grundform mit der Gegenwart von *habere* (also *aimerai* aus *aimer-ai* d. i. *amare habeo*) gebildet wird, nicht anerkennen will. Erklärlich ist uns dieses Sträuben Hrn. Ampère's gegen die Annahme einer selbständigen romanischen Zusammensetzung allerdings. Denn es hängt aufs Engste mit seiner ganzen Ansicht von den romanischen Sprachen, die wir als eine blos äufserliche kennen gelernt haben, zusammen; er hält sie blos für auflösend und trauet ihnen nicht die Kraft zu, selbständig zusammenzusetzen. Und von dieser Ansicht kann ihn nicht einmal der Anblick einer so offenbaren Thatsache zurückbringen. Er kennt die Gründe für die Zusammensetzung, die wir leicht noch mit einigen vermehren könnten, wenn nicht schon die von Andern angeführten völlig überzeugend wären, aber er sieht deren Unwiderleglichkeit nicht ein, obwohl er selbst jene Gründe keineswegs widerlegt. Er glaubt noch an die wegen Form, Betonung und Bedeutung unmögliche Ableitung von der vergangenen Zukunft (Futurum exactum) im Lateinischen. Den sogenannten Conditionnel kann sich daher Hr. Ampère auch nicht erklären; er verweist wegen desselben auf das bei *être* Gesagte, wo aber nichts zur Erklärung der Bildung dieser Zeit Dienendes beigebracht ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Histoire de la littérature française au moyen âge comparée aux littératures étrangères par J. J. Ampère.

(Fortsetzung.)

Wie würde Hr. Ampère auch die spanischen Formen *tuve*, *andwe* u. s. w. (Beiträge S. 33 f.) erklären, wenn nicht durch selbständige Zusammensetzung? — Zum Schlusse dieses Abschnittes spricht Hr. A. unter der Ueberschrift: „*Verbes réfléchis*" (S. 177) über einige Zeitwörter, welche in ihrem Gebrauche als rückwirkende in der neuen und in der alten Sprache von einander abweichen. S. 179 endlich folgt noch ein Abschnitt: „*Verbes qui commencent par re*", welcher hier gar nicht hergehört, sondern in die Wortbildungslehre, denn er handelt blos von der Bedeutung der Vorsilbe *re*. Auffallend ist es, dafs in dem ganzen Abschnitte kein Wort von der Bildung der Leideform (Passivum) gesagt ist.

Chap. IX. Principes d'étymologie appliqués à la langue française S. 181—217. Wir kommen jetzt zum zweiten Theile des Werkes; der erste behandelte die Geschichte der Formen, der zweite behandelt die Geschichte der Wörter. Im Ganzen hat dieser zweite Theil etwas mehr selbständigen Werth als der erste, da er einige Abschnitte enthält, zu welchen Hr. A. keine oder nur wenige Vorarbeiten benutzen konnte. Es ist aber die Geschichte der Wörter und der Wortbildungen der Art, dafs sie sich grofsentheils jetzt noch nicht streng wissenschaftlich bearbeiten läfst. Hr. A. giebt daher meistens nur eine Sammlung die Wifsbegierde mehr anregender als befriedigender Thatsachen, und wir müssen daher in der Musterung dieses Theiles uns damit begnügen, kurz den Inhalt anzugeben und nur hier und da einzelne Bemerkungen anzuknüpfen.

I. *Observations préliminaires.* Diese enthalten ungefähr folgenden Gedankengang: die Wortforschung ist in Mifsachtung gekommen, weil sie lange Zeit fester Grundsätze ermangelte. Sie kann sich aber zur Würde einer Wissenschaft erheben [und hat sich dazu erhoben], wenn sie nach bestimmten Grundsätzen verfährt. Man darf nicht aus blofser Aehnlichkeit der Wörter auf Verwandtschaft schliefsen; man mufs vielmehr die Geschichte jedes einzelnen Wortes erforschen, und, dies auf das Französische angewendet, sehen, wie es aus dem Lateinischen ins Französische gekommen ist, und dann, wie es sich in diesem selbst entwickelt hat.

II. *Passage du latin au français* S. 184. Dieser ganze Abschnitt ist nach Diez bearbeitet; er enthält im Allgemeinen die Gründe, wefshalb manche französische Wörter den entsprechenden lateinischen so unähnlich sind. Denn oft liegen französischen Hauptwörtern verkleinerte lateinische Hauptwörter (z. B. *oncle* von *avunculus*, wovon Hr. A. fälschlich sagt, dafs es blos aus der Endung *unculus* entstanden sei, da doch das *o* dem *avu* seinen Ursprung verdankt), oft Eigenschaftswörter (z. B. *hiver*, nicht von *hiems* sondern von *hibernum*) zum Grunde, oft haben lateinische Wörter eine andere Bedeutung angenommen (z. B. *totus* = *omnis*); oft sind, wie ganz natürlich, die schriftmäfsigen lateinischen Wörter aufgegeben, und statt ihrer die volksthümlichen beibehalten worden (z. B. *auca* statt *anser*).

III. *Transformation du vieux français dans le français moderne* S. 191. Hr. A. zeigt an einzelnen Beispielen, wie nöthig es ist, die altfranzösischen Formen zu kennen, die den Uebergang vom Lateinischen zum Neufranzösischen vermitteln; er erzählt das Schicksal mehrerer Wörter, wie manche im Laufe der Zeit aufgegeben, andere neugebildet worden sind. Auch die alte Schreibung kann in vielen Fällen Aufklärung über den Ursprung der Wörter geben; Hr. A. knüpft hieran einige Bemerkungen über die alte und die jetzige Schreibart.

Digitized by Google

Der ganze Abschnitt besteht aus einzelnen, abgerissenen Bemerkungen, die an und für sich ganz gut sind, aber kein Ganzes bilden, und leicht vervollständigt werden konnten.

IV. *Altération du sens* S. 200. Dieser und die nächstfolgenden Abschnitte möchten wohl zu den anziehendsten und belehrendsten des ganzen Werkes gehören, obwohl hier auch, wie es sich nicht anders erwarten liefs, fast nur einzelne Bemerkungen an einander gereihet sind. Andere Zeiten, andere Oerter, andere Sitten verändern nothwendig die Bedeutung vieler Wörter, wie dies Hr. A. z. B. an dem Worte *brave*, *bravo*, *brav* nachweist, welches in Deutschland *redlich* und *kräftig*, in Frankreich im 17. Jahrhundert *geputzt*, jetzt *tapfer*, in Italien im 16. Jahrh. *einen für Geld gedungenen Meuchelmörder*, jetzt *in einer Kunst geschickt* bedeutet. Ein recht deutliches Beispiel, wie andere Völker denselben Begriff anders auffassen und ausdrücken, also ein Beispiel, wo nicht, wie bei *brave*, dasselbe Wort bei verschiedenen Völkern verschiedene Bedeutung annimmt, sondern wo umgekehrt derselbe Begriff von Hause aus verschieden aufgefafst wird, bietet der Begriff: *ein Mann wie er sein mufs* dar, Frz.: *homme comme il faut*, Griech. ἀνὴρ καλοκἀγαθός, Engl. *gentleman*, Deutsch *Biedermann* oder *Ehrenmann*. Hr. A. weist ferner an einigen Beispielen nach (man hätte deren mehrere gewünscht), wie häufig die von den Siegern angenommenen Wörter eine andere, gehässige oder verächtliche Bedeutung bekommen haben; z. B. *lande* von *Land*, *bouquin* von *Buch*, *rosse* von *Rofs*. Bei uns ist es gerade umgekehrt, denn man kann doch fremden Einwanderern wahrlich keine gröfsere Ehre erweisen, als wenn man die eigenen Landeskinder verbannt, damit jene sich besser breit machen können. Indessen giebt es doch wohl auch fremde, besonders deutsche Wörter im Französischen, deren Bedeutung gerade umgekehrt veredelt worden ist; z. B. *maréchal* von Ahd. *marahscalc* d. i. Pferdediener (vgl. Englisch *knight* Ritter, Deutsch *Knecht*). Auch manche Völkernamen haben gehässige (oder lächerliche) Bedeutung angenommen; zu den von Hrn. A. gegebenen Beispielen kann man *Assassin*, *Bohémien*, *Gascon*, *Vandalisme* hinzufügen und schon im Griechischen vergleichen: Φοίνξ (Gauner), Κρής (Lügner), Κάρ (Söldling), Καρίνη (Klageweib), Ἀβδηρίτης (Schildbürger), Σκύθης (roher Mensch, Scherge), Συβαρίτης (Schwelger), Παφλαγών (nichtswürdiger, geschwätziger Mensch), βοιωτίζειν (sich plump und dumm benehmen), αἰγυπτιάζειν (schlau und tückisch sein) u. s. w., und im Deutschen: Zigeuner, Jude, Türke, Pandure, Walache, Kauderwelscher, Schwabe, Franzosen, Polnisch u. dgl. Umgekehrt hat aber im Französischen *Franc* den Begriff *frei* angenommen.

V. *Circonstances qui ont présidé à la formation des mots* S. 207. Um sich nicht in eiteln Vermuthungen zu verirren, mufs man auf geschichtlichem Wege erforschen, bei welcher Gelegenheit oder unter welchen Umständen und Zeitverhältnissen ein Wort geschaffen ist; so sieht man z. B. leicht, dafs das Wort *huguenot* nichts mit dem Namen *Hugo* zu thun hat, sondern aus *Eidgenossen* entstanden ist; der Name *renard* ist statt des frühern *volpils* oder *goupils* (vulpes) erst seit dem *Roman de Renart* und durch denselben allgemein gangbar geworden; eben so *tartuffe* und *harpagon* durch Molière's Lustspiele; an die Zeit, wo die Fehden durch Bezahlung endigten, und wo *bezahlen* und *Friede machen* gleichbedeutend waren, erinnern die Wörter *payer* (von *pacare*), *quitte* (*quietus*) u. dgl.

VI. *Les mots dans leurs rapports avec les idées* S. 210. Der Hr. Verf. will sich in diesem anziehenden aber schwierigen Gegenstande nicht weit wagen. Es ist zu bedauern, dafs er nur sehr wenige Beispiele aus dem Französischen giebt.

VII. *De la confusion des sons* S. 213. Im Tone ganz gleiche Wörter haben oft ganz verschiedenen Ursprung; *bonheur* und *malheur* z. B. leitet Hr. A. nicht von *hora* ab, wie *à la bonne heure*, sondern von *heur* oder *eur*, Provenz. *aur* von *augur*; Hr. A. ist zu dieser Ableitung wahrscheinlich dadurch geführt worden, dafs *bonheur* und *malheur* männlich ist; indessen in dem von ihm selbst (S. 214) angeführten Beispiele aus Malherbe heifst es noch *la malheure*, und vergleicht man auch das deutsche *zur guten* oder *bösen Stunde kommen* und das spanische *la enhorabuena*, so ist wohl die Ableitung nicht zweifelhaft. Durch die Aehnlichkeit des Lautes sind oft Wortverwechselungen und unfreiwillige Wortspiele entstanden; namentlich ist der Einzler öfters mifsverstanden worden; z. B. *l'azur* aus dem persischen *lazurd*, *lierre* aus *l'hierre* (hedera), *loutre* aus *l'outre* (Otter). Dabei konnte erwähnt werden, dafs dies, wie auch in

Digitized by Google

andern Sprachen, besonders in solchen Wörtern der Fall ist, welche aus dem Arabischen entlehnt sind, z. B. *l'alcoran* u. dgl.

Chap. X. De la permutation des lettres S. 218—241. Hr. A. giebt nur die Ergebnisse von Hrn. Dieses Forschungen über die Veränderungen der lateinischen Buchstaben (die deutschen bespricht Hr. Ampère später) bei ihrem Uebergange ins Französische; und er begleitet dieselben mit einigen Bemerkungen, welche sich zum Theile auf die Schreibart der ältern Sprache beziehen, im Ganzen aber keine wichtigen Zusätze enthalten.

Chap. XI. Dérivation des substantifs S 242—264. I. *Comment les substantifs français dérivent du latin.* Es handelt sich in diesem Abschnitte um die Beantwortung der Frage, welche Form der lateinischen Hauptwörter man bei dem Aufgeben der Umendung dazu nahm, alle andern Fälle zu vertreten. Hr. Ampère kommt darüber zu keinem bestimmten Ergebnisse, oder vielmehr zu dem Ergebnisse, dafs überhaupt keine bestimmte Form genommen worden sei (S. 246): „*Ainsi, suivant le génie des diverses langues néolatines, les substantifs dérivent de préférence, soit du nominatif, soit d'un autre cas de la déclinaison latine.*" Ich glaube in diesen Jahrbüchern (März 1839. N. 55. S. 435 439) ziemlich einfach dargethan zu haben, dafs die romanischen Sprachen gar keinen bestimmten Fall, sondern den reinen Stamm der lateinischen Hauptwörter aufnahmen.

II. *Comment les substantifs, dans le français moderne, dérivent de l'ancien français* S. 250. Der Grund, wefshalb in der neuen Sprache meistentheils der zweite (regierte) Fall der alten Sprache beibehalten und der erste aufgegeben wurde, leuchtet nach dem eben Gesagten ein, denn der zweite Fall enthält meist den reinen Stamm der lateinischen Wörter; so wurde also Anfangs Nennfall und Stamm übergetragen. — Das ist die altfranzösische Umendung; später wurde blofs der Stamm beibehalten.

III. *Dérivation des noms propres* S. 252. Die Eigennamen sind für die Sprache von grofser Wichtigkeit, da sie natürlich Veränderungen ihrer Form weit weniger unterworfen sind und daher sehr häufig Alterthümliches bewahrt haben. Hr. Ampère will sie besonders benutzen, um an ihnen Ueberreste *seiner* romanischen Umendung nachzuweisen. Er giebt daher (S. 256—260) ein langes Verzeichnifs von Namen, welche sich besonders auf *et*, *ot*, *in*, *on* endigen, in denen eben diese Endungen Zeichen des alten Zielfalles sein sollen. Ich halte diese Endungen für nichts weiter als Verkleinerungssilben; wie namentlich die Silben *on* und *et* bei Thiernamen das Junge im Gegensatze zum Alten bezeichnen, z. B. *aiglon*, *chaton*, *levron*, *cochet*, *poulette* u. dgl., so konnten sie leicht auch bei Personennamen den Sohn im Gegensatze zum Vater bezeichnen, entsprechend dem spanischen *ez*, deutschen *s* (Hinrichs, Jakobs), niederdeutschen *son* und *sen*, russischen *witsch* und *owa*. In andern Namen, besonders Vornamen, sind diese Silben auch unbezweifelt verkleinernd, wie in *Michon*, *Julion*, *Marion*, *Charlot*, *Jacot*, *Margot* u. s. w. (s. Diez II, S. 303 ff.). Auch im Deutschen haben wir eine Menge Eigennamen mit den verkleinernden Endungen *chen*, *ke*, *lein*, *lin*, *li*, *el*; z. B. *Jähnichen*, *Schöttgen*, *Hüsgen*, *Jünike*, *Heineke*, *Hönike*, *Ebeke*, *Witschke*, *Ebelein*, *Vetterlein*, *Döderlein*, *Schönlein*, *Hölderlin*, *Oberlin*, *Mürklin*, *Hüfeli*, *Krütli*, *Köchli*, *Witschel*, *Händel*, *Herschel*, *Friedel*, *Füchsel* u. s. w. u. s. w. Wenn sich aber im Französischen oft ein und derselbe Name mit verschiedenen Endungen findet, z. B. *Hennon*, *Hennin*, *Hennet*, *Henot*, *Henaut*, *Henu*, so findet sich das in andern Sprachen eben so; z. B. Lat. *Maximus*, *Maximius*, *Maximinus*, *Maximianus*, *Maxentius* (später auch *Maximilianus*), Deutsch: *Ebel*, *Eber*, *Ebert*, *Ebers*, *Ebelein*, *Eberlein*, *Ebeke*; *Heinrich*, *Hinrichs*, *Heine*, *Heineke*, *Heinichen*, *Hennig*, *Henning*, *Heinze*, *Hinze* u. s. w. — Den wichtigen Punkt über die Ableitung und Zusammensetzung der Hauptwörter, der Eigenschafts- und der Zeitwörter hat Hr. A. ganz übergangen.

Chap. XII. Dérivation des adverbes, des prépositions et des conjonctions S. 265—294. Das *s*, auf welches viele Umstandswörter auslauten, veranlafst Hrn. A., noch einmal auf die romanische Umendung zurückzukommen, denn aus ihr soll auch dieses *s* zu erklären sein, welches alle Wörter erhalten sollen, die nicht regiert werden. Woher kommt aber dann das *s* im *Spanischen antes*, *entónces*, *miéntras*, *léjos*, *ménos* u. dgl. (s. Diez II, 377 f.)? Hr. A. nimmt die Bestimmungswörter nach Abstammung und Bedeutung einzeln durch; *beaucoup*, meint Hr. A., sei schwer zu erklären; das deutsche volksthümliche „*ein guter*

Digitized by Google

Schlag" erklärt es vollkommen; *nenni* leidet Hr. A. von dem bei Lucretius sich findenden *nenu* ab, Hr. Diez unbezweifelt richtig von *non-il*, wie *oui* aus *o-il* (II, 401.); *avec* leitet Hr. A. sehr gekünstelt von *ove* = *ubi* ab (S. 292).

Chap. XIV. (statt *Chap. XIII.*) *Des éléments étymologiques de la langue française* S. 295—342. Hr. Ampère zeigt sich hier sehr besonnen und von keiner vorgefafsten Meinung befangen. In den

I. *Réflexions générales* weist er nach, wie eben die Meisten in der Ableitung der französischen Wörter dadurch irre gegangen sind, dafs sie für eine besondere Sprache eingenommen waren, und nun Alles aus dieser erklären wollten, wie z. B. Bochart aus dem Hebräischen, H. Etienne aus dem Griechischen; den Meisten mangelte auch alle Kenntnifs der deutschen Sprache und die Einsicht von der Wichtigkeit derselben für die Erforschung der französischen Sprache. (Umgekehrt wollten vaterlandsliebende Deutsche im 17. Jahrhundert, wie Schottel, Zesen u. A., in neuerer Zeit Stosch, wieder alles Französische aus dem Deutschen erklären).

II. *De la place que doit tenir le sanscrit dans l'étude étymologique du français* S. 298. Nach einigen vorausgeschickten Bemerkungen über die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen unter einander und über die vergleichende Sprachforschung im Allgemeinen sagt Hr. A. ganz richtig, dafs Vergleichung des Sanskrit nur in gewissen Fällen statthaft sei, nämlich wenn man die französischen Wörter bis zu ihrem Ursprunge (wenigstens bis zu ihrer erweislich ältesten Gestalt) verfolgen wolle, und dies sei besonders bei solchen Wörten nöthig, deren Stamm das Lateinische selbst nicht habe; z. B. bei *ascendre* und *descendre*, deren Stamm *scendere* sich im Lateinischen nicht finde (S. 300 f.). Wie konnte Hr. A. in einen so unerklärlichen Irrthum verfallen? Dachte er gar nicht daran, dafs der Stamm dieser Wörter nicht *scendere*, sondern *scandere* ist, welches sich bei Cicero, Livius, Lucretius, Propertius u. A. findet? Er sagt ganz unzweideutig: „*Descendre et ascendre sont deux composés du même verbe scendre, qui n'existe pas en latin . . . Si le radical simple de ces deux composés ne se trouve pas en latin, il se trouve en sanscrit, scandami.*" Ueber die Zusammenstellung des altfranzösischen *ço* oder *so* mit dem sanskrit. *sas*, welche hier (S. 304) wiederkehrt, haben wir schon oben gesprochen.

III. *Mots d'origine ibérienne* S. 305. Hr. Ampère nimmt nun die Bestandtheile der französischen Sprache durch; er untersucht daher (meistens nach Diez), welche Sprachen aufser der lateinischen gleich bei der Entstehung der französischen Sprache Wörter beigesteuert haben. Am Nächsten liegen natürlich die Sprachen der Urbewohner von Frankreich; Hr. Ampère bespricht zuerst die iberischen oder baskischen. Es ist nicht glaublich, dafs die baskische Sprache (aufser höchstens etwa in den südlichen Mundarten s. meine Beiträge S. 272) viele Wörter hergegeben habe, und Hr. Ampère führt auch nur sehr wenige vermeintlich baskische Wörter nach Fauriel an, die aber meistens sehr bezweifelt werden können, oder offenbar nicht Baskisch sind, wie auch Hr. Ampère von *aider* (Lat. *adjutare*) und *vague* (Deutsch *wâc*, *Woge*) selbst zugiebt; auch *grazal*, *graal*, *gréal* ist lateinischen Ursprungs: *cratale* von *crater*.

IV. *Mots d'origine celtique* S. 307. Besonders hier ist grofse Vorsicht nöthig und Hr. Ampère bewährt auch eine solche. Am Wichtigsten und Zuverlässigsten sind hier die Nachrichten römischer Sprachlehrer, welche viele Wörter als Keltisch angeben und die Ortsnamen (s. Pott's Anzeige von Diefenbachs Celtica I. in diesen Jahrb. Mai 1840. N. 39 ff.); am Unsichersten solche Wörter, welche den keltischen Sprachen mit dem Lateinischen oder dem Deutschen oder mit beiden Sprachen gemeinsam sind; Hr. Ampère macht daher noch eine kleine Abschweifung über die Wörter, welche das Keltische selbst erst aus diesen Sprachen entlehnt hat.

V. *Mots d'origine grecque* S. 314. Man mufs hier die später durch die Wissenschaft eingeführten griechischen Wörter von denen scheiden, welche gleich bei der Entstehung der französischen Sprache in dieselbe übergingen. Von letztern hätte Hr. Ampère leicht ein ziemlich vollständiges Verzeichnifs geben können; er führt aber nur einige wenige beispielsweise an.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Histoire de la littérature française au moyen âge comparée aux littératures étrangères par J. J. Ampère.

(Schlufs.)

VI. *Mots d'origine germanique* S. 316. Nachdem Hr. Ampère einige Bemerkungen über die Verwandtschaft der romanischen Sprache mit der lateinischen und der keltischen vorausgeschickt hat, behandelt er die Veränderungen der deutschen Buchstaben, und ordnet dann, was sehr zweckmäfsig ist, die Wörter, welche aus dem Deutschen ins Französische übergegangen sind, nach den Begriffen, wobei natürlich die auf den Krieg bezüglichen Ausdrücke die zahlreichsten sind; aber auch diese Verzeichnisse sind nichts weniger als vollständig; besonders vermissen wir auch eine Abtheilung für Thiernamen, die durch die Jagd eingeführt worden sind, für Ausdrücke, die sich auf Bequemlichkeiten des Lebens beziehen u. dgl. Einflufs des Deutschen auf die Form der französischen Sprache (namentlich Einführung des Einzlers und der Hülfszeitwörter durch deutschen Einflufs) leugnet Hr. Ampère mit vollem Recht.

VI (statt VII.). *Mots étrangers introduits successivement dans la langue* S. 337. Hr. Ampère führt mehrere Wörter an, welche erst in späterer Zeit aus der italischen und andern, namentlich morgenländischen Sprachen entlehnt sind. Es wäre zu wünschen gewesen, dafs er Lehnwörter und Fremdwörter genau geschieden hätte; von jenen hat die französische Sprache sehr viele, von diesen sehr wenige; einige allgemeine Andeutungen über diesen Unterschied habe ich in meiner Schrift: „*Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen*" gegeben, worauf ich verweise.

Chap. XV. Dialectes et patois S. 343—373. Der Hr. Verf. hat besonders Schnakenburgs Tableau synoptique et comparatif zu Grunde gelegt; wie dieser nimmt auch er die Mundarten nicht einzeln durch, sondern alle zusammen, nach den einzelnen Lauten und ziemlich kurz. Ist Hr. Schnakenburg etwas stiefmütterlich gegen die südfranzösischen Mundarten verfahren, so läfst Hr. Ampère dieselben ganz unberücksichtigt, weil sie (S. 365 Anm.) nicht vom Französischen, sondern vom Provenzalischen herstammen. Zum Schlusse führt Hr. Ampère noch mehrere Stämme an, welche im Französischen aufgegeben, in den Mundarten aber erhalten sind.

Chap. XVI. Prononciation de l'ancien français S. 374—306 (statt 386). Hr. Ampère bringt nur einzelne Bemerkungen zur Lösung dieser schwierigen Frage bei. Auf die Reime kann man sich bestimmt nicht völlig verlassen, da sie zu oft ungenau sind, und doch sind wir fast nur auf sie angewiesen. In einzelnen Fällen kann die verschiedene Schreibung Aufklärung geben, aber in andern verwirrt ihre grofse Verschiedenheit noch mehr. In einzelnen Fällen kann auch wohl die Schreibung französischer Wörter im Deutschen Aufschlufs geben, namentlich die vielen französischen Wörter bei Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strafsburg. Ich gedenke über diesen Gegenstand ausführlicher in einer französischen Sprachlehre zu sprechen, welche ich jetzt vorbereite.

Chap. XVII. Rapports de la langue du moyen-âge avec la langue du XVIe siècle S. 307 (387)—417. Die Geschichte der französischen Sprache zerfällt nach Hrn. Ampère in drei Zeiträume, von denen der erste bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, der zweite bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts reicht, und der dritte die Zeit seit der Mitte des 17. Jahrhunderts umfafst. Hr. Ampère weist in diesem letzten Abschnitte nach, welche Formen aus dem ersten Zeitraume sich noch im zweiten finden.

So haben wir denn Hrn. Ampère durch sein gan-

Digitized by Google

zes Werk hin begleitet; wir haben manches Tadelnswerthe und Ungenügende gefunden, öfters Vollständigkeit und strenge Ordnung vermifst, aber wir haben auch Hrn. Ampère als einen Mann von vielseitigen Kenntnissen und als einen fleifsigen und denkenden Sammler kennen gelernt. Möge sein Werk, das erste in Frankreich, welches einzelne Theile der französischen Sprachlehre auf eine wissenschaftliche Weise behandelt (wenn es auch Diezens vortrefflichem Werke, ungeachtet dieses schon vorlag, bei weitem nicht gleich kommt) die verdiente Anerkennung bei seinen Landsleuten finden, und sie zu rein wissenschaftlicher Behandlung der romanischen Sprachen anregen!

August Fuchs, in Dessau.

III.

Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preufsens von Dr. E. A. Th. Laspeyres, ord. Prof. d. Rechte a. d. Univ. Halle-Wittenberg. Erster Theil. Halle, 1840. *XXIV u.* 895 *S.*

Während noch vor Kurzem die Wissenschaft des preufsischen Kirchenrechts in einem so argen Verfalle lag, wie nicht leicht eines andern deutschen partikulären Kirchenrechts, ist dieselbe in der neuesten Zeit von zwei Gelehrten zum Gegenstande der Bearbeitung gemacht worden, welche, nach den bis jetzt veröffentlichten Resultaten, z. Th. den ausgezeichnetsten neuern Leistungen im Gebiete der Jurisprudenz zur Seite gesetzt werden kann, und die bisherige Lücke auf eine glänzende Weise auszufüllen verspricht. Hr. Prof. Jacobson hat, zum Zwecke einer umfassenden Bearbeitung des preufsischen gemeinen und partikulären Kirchenrechts, begonnen, die Geschichte der Quellen desselben nach den einzelnen Provinzen zu erforschen. Auf diese Weise wird das bereits vorhandene und zugängliche Material gesichtet und geordnet, neue, bisher unbekannte Quellen werden eröffnet, das Verhältnifs der einzelnen Quellen, ihre Geltung und Bedeutung, wird festgestellt und so eine solide Basis gewonnen für die beabsichtigte dogmatische Bearbeitung. Die bis jetzt erschienenen 2 Bände enthalten die *Geschichte der Quellen* des in den Provinzen *Preufsen* und *Posen* geltenden *katholischen* und *evangelischen Kirchenrechts*, und die folgenden Bände sollen in gleicher Weise die betreffenden Kirchenrechtsquellen für die übrigen Provinzen behandeln. Wenn allerdings die vorliegenden Resultate der Jacobsonschen Forschungen mehr als Vorarbeiten und Materialiensammlungen für das später verheifsene Hauptwerk anzusehen sind, so enthalten sie doch Abschnitte, welche ein allgemeines wissenschaftliches Interesse erwecken, dazu kommen die höchst dankenswerthen Abdrücke bisher unbekannter Quellenstücke, und endlich liefern beide Bände den erfreulichen Beweis, dafs der Verf. mit seinen reichen Mitteln den allein richtigen Weg zur Lösung seiner grofsen Aufgabe eingeschlagen hat. —

Unabhängig von diesem Werke ist vorliegende Arbeit, ein Dokument ächt deutscher Gründlichkeit, welches hier, soweit es die Eigenthümlichkeit des Materials zuläfst, einer genauern Prüfung unterworfen werden soll. Laspeyres geht, wie Jacobson, von der richtigen Ansicht aus, „dafs nur mit Hülfe der Geschichte und durch möglichst vollständige Berücksichtigung des provinziellen Rechts vollkommene Einsicht in die Eigenthümlichkeit der Kirchenverfassung Preufsens gewonnen, und ein zugleich wirklich praktisches und wahrhaft wissenschaftliches System des preufsischen Kirchenrechts aufgestellt werden könne" (Vorr. p. VII), hat sich aber, wegen der grofsen Verschiedenheit der katholischen und evangelischen Kirche in ihrem Innern, sowie in ihrer Stellung zum Staate, auf die katholische Kirche Preufsens beschränkt, und sucht nur aus dem bereits zugänglichen Materiale eine geschichtlich-systematische Entwicklung ihrer Verfassung zusammenzustellen. Hiernach bewegt sich das Laspeyres'sche Werk einerseits in engeren Grenzen, als das von Jacobson, weil in ihm die Verfassung der evangelischen Kirche ausgeschlossen ist, andrerseits aber geht es weiter, als letzteres, insofern L. schon jetzt aus dem in Druckschriften enthaltenen Material seine Aufgabe lösen zu können glaubt, während J. in umfassenden Vorarbeiten sich erst den Weg ebnen, besonders aber auch neue Quellen eröffnen will. Müssen wir auch diesem letztern Unternehmen unsern vollen Beifall schenken, so sind wir doch dem Verfasser des vorliegenden Werkes ganz besonders zur gröfsten Dankbarkeit und Anerkennung verpflichtet, dafs er uns bereits ein gehörig verarbeitetes Material dargeboten, ein solides Gebäude aufgeführt hat. Sollten weitere Forschungen, besonders die Ergebnisse

Digitized by Google

der Jacobson'schen Untersuchungen, Ergänzungen und Berichtigungen nothwendig machen, so werden sich diese gewifs leicht demselben an- und einfügen lassen, ohne wesentliche Theile zu gefährden. Es wäre übrigens unbillig, aus den für Wissenschaft und Praxis ergiebigern Resultaten L.'s einen Vorzug seines Werkes vor dem Jacobson'schen ableiten zu wollen, da beide in Tendenz und Plan zu verschieden sind, um eine solche Parallelisirung zuzulassen.

Laspeyres veröffentlicht in vorliegendem ersten Theile die geschichtliche Entwicklung der katholischen Kirche Preufsens bis zur Gegenwart, der zweite soll eine Darstellung der jetzigen innern Verfassung derselben enthalten. Was zuvörderst den bei der Bearbeitung des ersten Theils zum Grunde gelegten Plan betrifft, so machte der grofse Einflufs, welchen die politische Geschichte und Verfassung des preufs. Staats und der vielen einzelnen Territorien, welche sich allmählig in diesem vereinigten, auf die innern und äufsern Zustände der katholischen Kirche ausgeübt hat, natürlich eine Berücksichtigung derselben nothwendig; die Reformationsgeschichte und die Beleuchtung der Stellung, welche die evangelische Kirche je in den verschiedenen Theilen des Staats, gegenüber der katholischen Kirche, wie der weltlichen Macht, im Laufe der Zeit eingenommen hat, bildete eine zweite Hauptmasse des aufzunehmenden Materials, welche sich mit der erstern dem eigentlichen Kern, der geschichtlichen Entwicklung der innern Verhältnisse der katholischen Kirche anschliefst. So schwer es auch, wie der Verf. selbst gesteht (Vorr. p. IX), hier war, den Stoff nach allen diesen Richtungen hin so zu verarbeiten, dafs mit materieller Vollständigkeit Klarheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung verbunden wurde, so mufs Ref. nach seiner innigen Ueberzeugung anerkennen, dafs das Mögliche in dieser Beziehung geleistet ist, und obgleich er anfangs der Meinung war, dafs hier und da, besonders für die ältern Zeiten, der politischen Geschichte ein zu grofser Raum angewiesen sei, so hat ihn doch eine wiederholte Durchsicht überzeugt, dafs diese genauere Berücksichtigung derselben nothwendig war, um ein möglichst anschauliches und vollständiges Bild von den ersten Anfängen und der ursprünglichen Gestaltung der katholischen Kirche in Deutschland zu entwerfen. Mit nicht geringerer Umsicht hat L. eine zweite gefährliche Klippe überwunden, welche in der Anordnung und äufsern Vertheilung des Materials lag. Um die Geschichte und Gesetzgebung der einzelnen Provinzen und Territorien in Rücksicht auf die Kirchenverfassung mit der allgemeinen Geschichte der katholischen Kirche, der neuesten Reorganisation derselben, und der allgemeinen kirchlichen Gesetzgebung Preufsens, in übersichtlicher, möglichst zusammenhängender Darstellung verbinden zu können, machte der Verf. drei durch die Bildungsgeschichte der preufsischen Monarchie, wie der preufs. katholischen Kirche zugleich gebotene Hauptabschnitte. In jedem ist dann der allgemeinern Geschichte des Landes und der katholischen Landeskirche die der einzelnen Provinzen und Gebiete ein- und angefügt, welche während dieses Zeitraums der Monarchie zugefallen sind. Obgleich der Verf. bisweilen jene Periodisirung für einzelne Territorien nicht streng innegehalten hat, so ist diese Inkonsequenz doch durch den Gewinn einer hier so nothwendigen gröfsern Uebersichtlichkeit, und durch die auf diese Weise bewirkte Verbindung verwandter Verhältnisse wohl hinreichend gerechtfertigt. Wird es allerdings bisweilen schwer, den Faden nicht zu verlieren, und, trotz der sehr zweckmäfsigen Gruppirung, sich durch das Material hindurchzufinden, so liegt die Schuld ohne Zweifel nur in der höchst eigenthümlichen Mischung und Mannigfaltigkeit desselben, und in der Art, wie sich die preufsische Monarchie allmählig entwickelt hat.

Nach den angenommenen drei Hauptepochen zerfällt das Ganze in drei Bücher, deren erstes *die Zeit vor dem Regierungsantritte Friedrich's des Grofsen* behandelt, das zweite *das Zeitalter dieses Königs bis zur Publikation des allgemeinen Landrechts*, das dritte endlich *die Zeit Friedrich Wilhelm's III.* umfafst. Im ersten Buche entwickelt der Vf. Kap. 1., die Geschichte der Mark Brandenburg, von Pommern, Magdeburg und Halberstadt (S. 17—104), natürlich mit besonderm Hinblick auf die kirchliche Verfassung; er weist für diese Territorien den Einflufs der Reformation nach, die Erfolge der Gegenreformationen, die durchgreifenden Bestimmungen des westphälischen Friedens, und schliefst mit einer Skizze des kirchlichen Zustandes seit demselben. Das 2. Kap. (S. 104—158) erörtert in gleicher Weise die Entwicklung der betreffenden Verhältnisse in Ostpreufsen, und das dritte (S. 158—256) die rheinischen und westphälischen Ter-

Digitized by Google

ritorien. Vortrefflich zeigt der Verf. sodann im ersten Kapitel des zweiten Buches (S. 259—273), wie der Zustand der katholischen Kirche in der preufsischen Monarchie zur Zeit der Thronbesteigung Friedrich's d. G. war, und wie derselbe, sowie die ganze Stellung der Kirche nach innen und aufsen eine andere wurde, seitdem Schlesien und ein Theil Polens erworben war. Während Friedrich die Regierung eines überwiegend evangelischen Staats angetreten hatte, für welchen die katholisch-kirchlichen Verhältnisse ein durchaus untergeordnetes Moment bildeten und einen nur provinziellen Charakter hatten, da die katholische Kirchenverfassung nur im Geldernschen unbedingt anerkannt war, änderte sich mit der Besitznahme jener Länder, in denen die katholische Bevölkerung vorherrschte, allmählig die Stellung der Regierung zur katholischen Kirche und Hierarchie, das katholische Kirchenwesen verlor mehr und mehr die früher nur provinzielle Bedeutung, und erschien als allgemeine Landesangelegenheit, eine Anschauungsweise, welche besonders auch durch das seit Friedrich dem Gr. für die gesammte Staatsverwaltung verfolgte Prinzip möglichster Centralisation unterstützt und befördert wurde. Als charakteristisches Ergebnifs dieser Auffassung steht die landrechtliche Kirchengesetzgebung da, „der bedeutungsvolle Versuch, auch die Verfassung der katholischen Kirche durch eine für die gesammte Monarchie gültige Gesetzgebung zu ordnen, welche die gemeinsame Basis für die kirchlichen Einrichtungen der einzelnen Landestheile bilden, und nicht blos das System der Hierarchie mit der Staatsverfassung in Einklang setzen, sondern auch die einzelnen Provinzialkirchen gewissermaafsen zu Einer Landeskirche verbinden sollte." (S. 272). Nach dieser allgemeinen Erörterung entwikkelt der Verf. im 2. und 3. Kapitel (S. 274—456) die Verhältnisse und Zustände der katholischen Kirche in den, oben erwähnten, neu erworbenen Landestheilen (Schlesien und Westpreufsen nebst Polen), von ihren ersten Anfängen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, und läfst dann im 4. Kap. eine Charakteristik der landrechtlichen Kirchengesetzgebung folgen (S. 457—538), welche einen der wichtigsten und interessantesten Abschnitte des ganzen Werkes bildet, und hier etwas genauer betrachtet werden soll.

Im §. I. wird der *allgemeine Standpunkt der Gesetzgebung* erörtert. Der Verf. weist nach, wie nach dem Plane derselben die kirchlichen Angelegenheiten nothwendig aufgenommen werden mufsten, jedoch mit der Beschränkung auf die korporativen Verhältnisse der Kirchen, sowohl dem Staate, als den einzelnen Mitgliedern gegenüber, und mit Ausschliefsung der innern Kirchenverfassung. Hier hätte es allerdings für den Gesetzgeber nahe gelegen, die betreffenden Verhältnisse der katholischen und evangelischen Kirche, ihrer durchgreifenden Verschiedenheit wegen, stets scharf zu sondern. Dies ist aber unterblieben, und grade der katholische Standpunkt ist wesentlich in den Hintergrund gedrängt, nicht wenige Parthieen der Gesetzgebung haben eine entschieden „protestantische Färbung," und Normen, deren Quelle nur in der Entwicklung der evangelischen Kirche liegt, sind, trotz ihrer Unvereinbarkeit mit katholischen Prinzipien, zur allgemeinen Regel erhoben. Diese eigenthümliche Auffassung und Behandlung der kirchlichen Verhältnisse hat, wie der Vf. zeigt, ihren Grund theils in der gröfsern Vertrautheit der Redaktoren mit der evangelischen Kirchenverfassung, und in dem bisher wenigstens gröfsern praktischen Uebergewicht der letztern, theils überhaupt auch wohl in den so höchst einseitigen und befangenen Ansichten der damaligen Zeit über die Bedeutung der Kirche und ihre Stellung zum Staate, doch werden die Uebelstände, welche hieraus, wie aus andern Mängeln der Gesetzgebung hervorgehn müfsten, vermindert durch die Absicht des Gesetzgebers, unter Anerkennung und Schützung bisheriger wohlerworbener Gerechtsame, das bestehende Recht nur gründlich zu verbessern, nicht wesentlich abzuändern oder völlig umzugestalten, und in der Eigenschaft des Landrechts als einer nur subsidiären Rechtsquelle, bei welcher also die partikularrechtlichen und statutarischen Bestimmungen und Einrichtungen ihre ungeschmälerte Rechtskraft und Gültigkeit behalten. Mit Recht bemerkt der Vf., dafs das Landrecht als Produkt seiner Zeit, natürlich nur von dem Standpunkte dieser aus richtig gewürdigt werden könne. Eine andere Frage dagegen ist die nach der praktischen Anwendbarkeit der Gesetzgebung für die Gegenwart!

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preufsens von Dr. E. A. Th. Laspeyres.

(Fortsetzung.)

Im §. 2. beleuchtet der Verf. die Ansicht des Landrechts über *das gegenseitige Verhältnifs der katholischen und evangelischen Kirche.* Direkt wird in jenem freilich dieses Verhältnifs gar nicht berührt, sondern durchaus abstract und allgemein von dem Unterschiede zwischen recipirten, geduldeten und verbotenen Religionen, sowie von den verschiedenen Stufen der Religionsübung und der bürgerlichen Berechtigung gehandelt, ohne spezielle Bezeichnung, welche der christlichen Confessionen in diese oder jene Kategorie gehören; allein dies letztere lag auch gar nicht im Plane der Legislation. In dieser Beziehung entschied die locale Verfassung, was auch das Religionsedikt vom 9. Juli 1788 §. 1. ausdrücklich bestätigt. Aus demselben Grunde findet sich auch keine ausdrückliche Anerkennung der lange vor dem Landrechte schon, wenn auch zum Theil nur factisch, bestehenden Rechtsgleichheit zwischen Katholiken und Evangelischen. Der §. 3. behandelt die höchst eigenthümliche landrechtliche Auffassung der *Stellung, welche die Landeskirche zur katholischen Kirche überhaupt hat.* Der Verf. führt als Grund dafür, dafs die *Gemeindeverfassung* als Mittelpunkt des kirchlichen Lebens angesehen wird, die Episcopalgewalt und das Kirchenregiment daher eine katholischen Grundsätzen widersprechende Stellung erhalten hat, und stets nur von *Kirchengesellschaften, einzelnen Kirchengemeinden,* nie von der *Kirche* als Ganzem, als einer Einheit, die Rede ist, an, theils die Tendenz des Landrechts, da, „wo es in das Gebiet des öffentlichen Rechts hinüberschweift, nur dessen Rückwirkung auf den privatrechtlichen Zustand des Einzelnen als die eigentliche Aufgabe der Legislation zu behandeln, und die politische Seite der auf der Grenze zwischen Staats- und Privatrecht liegenden Institute als die untergeordnete zu betrachten" (S. 486), theils die überwiegende Berücksichtigung der evangelischen Kirchenverfassung, nach welcher sich nur noch in den Pfarrgemeinden eine corporative Selbstständigkeit erhalten habe, theils endlich den damaligen Zustand der katholischen Kirche in einem grofsen Theile Preufsens, welche nur aus einzelnen, zerstreuten, keinem kirchlichen Verbande, wenigstens äufserlich, angehörenden Gemeinden bestanden habe. Statt des ersten Grundes, welcher wohl die sehr dürftige und lückenhafte Behandlung der Diözesanverhältnisse, nicht aber die Annahme und Durchführung jener collegialistischen Theorie erklärt, möchte Ref. den überwiegenden Einflufs der jener Zeit eigenthümlichen naturrechtlichen Auffassungsweise substituiren, welcher im Landrecht unverkennbar ist. Dieser abstracte, naturrechtliche Standpunkt, dies Ignoriren concreter Zustände, so namentlich der durchgreifenden Verschiedenheit in der Verfassung der katholischen und evangelischen Kirche, zeigt sich vorzugsweise in den vier ersten Abschnitten unsers eilften Titels, und scheint besonders von Suarez geltend gemacht worden zu sein. So sagt derselbe z. B. in einer Abhandlung *) über das Patronatrecht des Staats: „Die Fictiones juris zu erweitern oder wohl gar neue zu machen, scheint mir den Grundsätzen einer *auf Natur und richtige Vernunft gebauten Legislation* nicht gemäfs." Weiterhin behauptet er, dafs die Grundsätze der societas bei dem ganzen Kirchenrechte zum Grunde gelegt werden müfsten. „Die Kirchengesellschaft hat alle Jura collegialia einer andern Corpora-

*) Materialien, B. 15. fol. 139 u. ff. Ref. benutzt hier und im Folgenden einige Auszüge aus den landrechtlichen Materialien, welche er der huldreichen Mittheilung Sr. Excellenz des Hrn. Ministers von Kamptz verdankt.

Digitized by Google

tion. Sie kann sich ihre Vorsteher und Beamte — wählen. Sie exercirt und vertheidigt durch diese ihre äufsere Rechte. Ihre innere Angelegenheiten regulirt sie in ihren Zusammenkünften nach der Mehrheit der Stimmen, u. s. w." Ferner: „Die Distinction zwischen Kirche und Kirchen-Gesellschaft verstehe ich nicht. Die Kirche, abgesondert von der Kirchen-Gesellschaft scheint mir ein dunkler Begriff zu sein, von dem sich die Eigenschaften einer Personae moralis nicht praediciren lassen." Diese Andeutungen zeigen hinreichend den Standpunkt von Suarez, welcher ohne Zweifel auch dem Landrechte zum Grunde liegt, und an sich der katholischen Kirche gewifs nicht ungegründeten Anlafs zu den gröfsten Bedenken gegeben hat. Mag immerhin die nur subsidiäre Geltung des Landrechts dieselben, wenn nicht aufheben, doch mildern, mag man auch, nach der scharfsinnigen Ausführung unsers Verfassers in den folgenden §§., vielleicht zugeben, dafs, nach den speziellern Bestimmungen der übrigen Abschnitte dieses Titels, der katholischen Kirche kein wesentliches Recht entzogen sei, so dürfte doch jene abstracte Auffassung bei der Lückenhaftigkeit der Legislation gefährliche Consequenzen zulassen, und dann bleibt der unversöhnte Widerspruch zwischen den ersten Abschnitten und der spätern, oft freilich nur indirekten, Anerkennung der wesentlichen Rechte und Einrichtungen der katholischen Kirche, für die Praxis unleugbar ein nicht geringer Uebelstand.

Im §. 4. (*Bedeutung der kirchlichen Rechtsquellen in Beziehung zur Landesgesetzgebung*) hebt der Verf. besonders die Eigenthümlichkeit hervor, dafs trotz vielfacher direkter und indirekter Berücksichtigung, ja selbst ausdrücklicher Erwähnung des canonischen Rechts, doch in keiner Weise die Grenzen seiner Gültigkeit und Anwendbarkeit, und das Verhältnifs desselben zum Landrechte angegeben ist, da sicherlich die Bestimmungen in Th. II. Tit. 1. §. 11. 12. 732—35 keine allgemeine Norm feststellen sollen. Die eben erwähnten Auszüge aus den Materialien enthalten nur *eine* Andeutung. Im ersten Entwurfe stimmte Th. I. Abth. 2. Tit. 6. §. 56. im Wesentlichen mit A. L. R. II. 11. §. 66. überein; der Grofskanzler strich aber die Worte „*bei Ausübung ihres Amtes*" (so hiefs es dort, statt „*in Ansehung seiner geistlichen Amtsverrichtungen*"), wogegen Suarez bei Revision der Monita erinnerte, dafs durch Wegstreichung dieser Worte der §. einen schiefen oder gar falschen Sinn bekomme. „Denn nur ratione internorum officii gelten die Vorschriften des canonischen Rechts, nicht in Anschung der äufsern Verhältnisse und Gerechtsame. Auf den Antrag des Hrn. L., die Vorschriften des canonischen Rechts hier einzuschalten, kann wohl nicht entrirt werden." (Mater. zum A. L. R. B. 15. fol. 11.). Der §. 5. erörtert die landrechtlichen Bestimmungen über *die amtliche Stellung des katholischen Clerus im und zum Staate.* Aus den Materialien geht hervor, dafs in diesem Punkte der erste Entwurf auf ganz andern Grundsätzen beruhte, und dafs Suarez mit seiner abweichenden Ansicht durchgedrungen ist. Ursprünglich war nämlich ein eigentlicher geistlicher Stand entschieden anerkannt. Th. I. Abth. 2. Tit. 6. des ersten Entwurfes war überschrieben: Von der Kirchengesellschaft und den Rechten und Pflichten des geistlichen Standes. §. 17. lautete: „Die bei diesen Religions-Verwandten zur Begehung dieses Gottesdienstes und zum Religions-Unterricht bestellte Personen machen einen eigenen Stand im Staate aus, und haben vermöge desselben besondere Rechte." §. 47.: „Der geistliche Stand wird durch die Ordination erlangt." §. 49.: „Ohne Einwilligung des Staats soll Niemand in den geistlichen Stand aufgenommen werden." §. 61.: „Die Geistlichen sind, der Regel nach, von den persönlichen Lasten und Pflichten der übrigen Bürger des Staats befreiet." §. 70.: „Aus der blofsen Niederlegung eines geistlichen Amts folgt noch nicht die Entsagung des geistlichen Standes." (Mater. B. 14. fol. 63.). Bei Revision der Monita bestritt Suarez diese hier zum Grunde liegende Ansicht. Mit Recht, sagt er, stelle Hr. von Tevenar in Abrede, dafs die protestantische Geistlichkeit einen besondern Stand im Staate ausmache, und behaupte, dafs sie nur insofern besondere Rechte und Pflichten ex statu habe, als sie mit einer Parochie oder einem geistlichen Collegio in Verbindung stehe. „Bei den Catholiquen scheint der Begriff eines besondern Standes der Geistlichkeit noch eher zuzukommen. Aber *ich halte es nicht rathsam, sie damit in einem Gesetzbuch für den hiesigen Staat vor den Protestanten auszuzeichnen, da sie durch eine solche Auszeichnung in ihrer Lieblingsidee eines Status in Statu allzusehr bestärkt werden möchten.* Wenn man auch die verschiedenen Classen der katholischen Geistlichkeit durchgeht, so

Digitized by Google

wird man fast immer finden, dafs sie ebenfalls, sowie die Protestanten, äufserliche Rechte und Pflichten nur in sofern haben, als sie zu einer gewissen bestimmten Kirchengesellschaft gehören, z. E. Parochi, Curati, Mönche, Domherrn. Clericos vagantes soll es selbst nach dem Jure canonico nicht geben, u. s. w." „Es giebt also auch bei den Catholiquen in Beziehung auf den Staat und dessen Bürger keinen geistlichen Stand, sondern es giebt nur geistliche Mitglieder einer Kirchengesellschaft, die qua tales Rechte und Pflichten haben." Würde, fährt er weiterhin fort, (ad monita specialia sub Num. 20) seine Ansicht recipirt, so müfste der ganze Abschnitt umgearbeitet werden, und „alles, was auf den statum clericalem ex rationibus juris canonici nur pafst, kann wegbleiben. Man würde nämlich den Geistlichen alsdann nur als das Mitglied derjenigen einzelnen Kirchengesellschaft, bei welcher er zum Unterricht in den Glaubenswahrheiten, und zur Verwaltung der Sacramente, und zur Besorgung der übrigen Religionshandlungen bestellt ist, ansehen müssen." Und sub Num. 27: „Der §. 70 (oben abgedruckt) würde nach dem jetzigen System geändert werden müssen. Ein Geistlicher ohne Unterschied, der kein geistliches Amt hat, ist in relatione gegen den Staat und dessen Einwohner von einem andern Unterthan des Staats in nichts verschieden. Der character indelebilis der katholischen Priester u. s. w. gehört nicht hieher." „Ueberhaupt würde durch den ganzen Abschnitt nicht vom geistlichen *Stande*, sondern immer nur vom geistlichen *Amte* zu reden sein." (Mater. B. 15. fol. 122. 124. 125). In diesem Sinne wurde nun der erste Entwurf umgearbeitet. Dem §. 17 (siehe oben) substituirte man folgende Vorschrift: „§. 15: Die bei solchen Kirchengesellschaften zur Begehung des Gottesdienstes und zum Religionsunterricht bestellten Personen, haben mit andern *Beamten* im Staate gleiche Rechte." (Mater. B. 15. fol. 7. 148; vergl. Entw. zum Allgem. Ges.-B. Th. I. Abth. 2. Tit. 6. §. 15, und A. L. R. II. 11. §. 19.). Den §. 61 (siehe oben) hatte Carmer schon vor der Revision der Monita in folgender Weise abgeändert: „Die Geistlichen sind als *Diener des Staats*, der Regel nach, von den persönlichen Lasten und Pflichten der gemeinen Bürger befreiet." (Mater. B. 15. Fol. 11.) Im umgearbeiteten Entwurfe lautete der entsprechende §. 62: „Die Geistlichen der vom Staat privilegirten Kirchengesellschaften sind, als *Beamte des Staats*, der Regel nach u. s. w." (ibid. fol. 150.) Diese Fassung ist in den Entw. d. A. G. B. und in das A. L. R. übergegangen. Es scheint hiernach, als ob das Hervorheben des *Amtes*, statt des *Standes*, besonders zur Auffassung der Geistlichen als *Beamten*, freilich wohl in rein äufserlicher Weise geführt habe, da das *geistliche* Amt nicht nothwendig den Inhaber zum *Staats*beamten macht. Ganz analog jener ursprünglichen Ansicht der Redaktoren von einem besondern geistlichen Stande, war im ersten Entwurfe die Entsetzung der Geistlichen nicht den weltlichen Gerichten überwiesen (wonach Lasp. S. 506 zu berichtigen ist). Th. I, Abth. 2, Tit. 6, §. 71. verordnet: „Dagegen wird durch die Entsetzung vom Amte der Stand selbst verloren," und §. 75: „Nur wegen grober Verbrechen, wodurch jemand in weltliche Leibes- oder Lebensstrafen verfällt, kann er *von den Obern* des geistlichen Standes entsetzt (degradirt) werden." (Mater. B. 14. fol. 63. 64.). Vor Revision der Monita änderte Carmer diese §§. in folgender Weise: §. 71: „Dagegen gehen durch *richterliche Entsetzung* vom Amte die Rechte des Stands eines *protestantischen* Geistlichen verloren." §. 75: „Auch kann nur wegen.... (*siehe vorhin*).... verfällt, ein *katholischer* Priester von *dem Oberhaupt seiner Kirche* seines Standes entsetzt (degradirt) werden" (Mater. B. 15. fol. 12). Nach der Aufnahme der Suarez'schen Ansicht wurden beide §§. ganz weggelassen. — Diese Mittheilungen mögen theils zur Bestätigung und festern Begründung einzelner von L. aufgestellten Behauptungen (z. B. über die Bedeutung der landrechtlichen Negation eines besondern geistlichen Standes) dienen, theils zu deren Berichtigung. Nach Einsicht der Materialien fällt auch der scheinbare Widerspruch zwischen A. L. R. Th. II. Tit. 11. §. 103 und Tit. 20. §. 504 hinweg (Lasp. S. 513 a. E.) Bei der Revision der Monita zum Entwurfe des Allg. G. B. bemerkte Suarez ad §. 86, Tit. 6, Abth. 2, Th. I: „Bei Verbrechen bedarf es nicht des Beisatzes *grobe*. Es ist genug, wenn es Verbrechen sind, die eine Criminaluntersuchung nach sich ziehen. Dagegen würde zu sagen sein: Grobe Vergehungen gegen die Kirchenordnungen." (Mater. B. 80. fol. 146). Zufolge dieser Bemerkung erhielt A. L. R. Th. II, Tit. 11, §. 103 folgende Fassung: „Criminalverbrechen und grobe Vergehungen gegen die Kirchenordnungen

Digitized by Google

u. s. w." Der Widerspruch zwischem diesem §. und §. 504 des 20. Tit., in welchem als Entsetzungsgrund Kriminaluntersuchung und Verurtheilung wegen *irgend eines* schweren *Verbrechens* aufgestellt ist, findet wohl völlige Lösung durch die Annahme, dafs Suarez's Bemerkung, es bedürfe bei Verbrechen keines Beisatzes, bei Redaktion des §. 504 nicht gehörig berücksichtigt sei. — Im §. 6 erörtert Lasp. *Umfang und Bedeutung der Episkopalrechte* nach der landrechtlichen Auffassung. So sehr Ref. das Streben des Vfs. anerkennt, das Landrecht gegen Vorurtheil und einseitigen Tadel in Schutz zu nehmen, so mufs er doch gestehen, dafs demselben in diesem §. der Nachweis, das Landrecht entziehe in den betreffenden Punkten der katholischen Kirche kein wesentliches Recht, hie und da sehr schwer geworden ist, eine natürliche Folge der fortwährenden Widersprüche in diesen landrechtlichen Abschnitten, der Aufstellung allgemein-abstrakter Prinzipien, die dem kanonischen Rechte diametral entgegenstehen, auf der einen Seite, und der Rücksichtnahme und Verweisung auf positiv-kirchliche Organe und Rechtsquellen auf der andern Seite. Bei einer solchen Eigenthümlichkeit der Gesetzgebung ist es ohne Einsicht der Materialien rein unmöglich, ein klares und bestimmtes Bild von dem zu gewinnen, was nach der Ansicht der Redaktoren zu den Episkopalrechten gehöre, was nicht. Geht man von den aufgestellten allgemeinen, abstracten Prinzipien aus, und dies würde der an sich richtigste Weg sein, so müfste man den wesentlichen Inhalt der bischöflichen Gewalt als negirt und aufgehoben erachten, hält man sich dagegen an die speziellen Bestimmungen, die z. Th. mit jenen allgemeinen Grundsätzen völlig unvereinbar sind, so findet man allerdings einige bischöfliche Rechte anerkannt, daneben aber auch wieder Verordnungen, welche sich nicht ohne Zwang zu Gunsten des kanonischen Rechts und des Episkopats deuten lassen. Man vergleiche die §§. *), in welchen von der Verwaltung des Kirchenvermögens die Rede ist, und bekanntlich den einzelnen Gemeinden und Kirchengesellschaften das Eigenthum an demselben zugesprochen wird, so dafs der Kirchenobere als Beamter derselben erscheint, so wird man zugeben müssen, dafs die an andern Stellen dem Bischofe eingeräumte Visitationsbefugnifs, das anerkannte Recht der Oberaufsicht, die Verordnung der Berichterstattung an denselben bei zweifelhaften Fällen u. a. m. jene falsche Stellung desselben nicht aufheben kann. Wenn sich der Verf. wiederholt auf die in anerkannter Gültigkeit fortbestehenden besondern Verfassungen und Partikularrechte der einzelnen Provinzen, Orte, Gemeinden beruft, um die praktische Bedeutung und Anwendbarkeit jener landrechtlichen Bestimmungen auszuschliefsen, so pafst dies Argument nicht auf jene Gemeinden, welche einzeln, zerstreut, ohne alle Diözesanverbindung in einigen Theilen der Monarchie bestanden, z. B. in Preufsen, Pommern, den Kurlanden. Sollte hier also das Allg. Landrecht als Norm für die betreffenden Verhältnisse gelten? Der §. 7 endlich behandelt den *Umfang der Landes- und Kirchenhoheitsrechte der Staatsgewalt.* Ueber die Entstehung der eigenthümlichen Ansicht des Landrechts vom Staatspatronat (§. 573 h. t.) ist Ref. aus den oben erwähnten Materialienexcerpten Folgendes mitzutheilen im Stande: Der erste Entwurf nennt zunächst als Erwerbungsarten des Patronatrechts, die Erbauung oder Ausstattung, den Wiederaufbau oder die neue Ausstattung einer Kirche, und den Auftrag einer, bisher mit keinem Patrone versehenen, Kirchengesellschaft. Sodann folgt §. 701 (Tit. 6. Abth. 2. Th. I): „Auch der Staat kann jemand das Patronatrecht verleihen." §. 702: „Dadurch aber kann weder der Kirchengemeinde, noch den geistlichen Obern, von ihren bisher ausgeübten Gerechtsamen etwas entzogen werden." (Mater. B. 14. fol. 87.) Dagegen bemerkte Carmer ad marginem, der Fall im §. 701 sollte die Regel machen. Das Obercuratorium über die Kirchen gebühre dem Landesherrn, sowie über Unmündige, und könne nur vom Oberhaupte des Staates an bestimmte Personen übertragen werden. „Ist der Landesherr befugt, jemand mit dem Patronatrecht zu belehnen, so kann er ihm auch alle dahin gehörigen Rechte übertragen. Hat er aber jemand einen Theil dieses Rechts schon conferirt, so kann er es ihm freilich nicht wieder wegnehmen." „Auch der Erbauer einer Kirche erhält erst das jus patronatus ex infeudatione. Wenn eine Kirche einen patronum haben will, mufs sie sich solchen von dem Staate erbitten."

*) §. 160 flg., 170 flg., 645, 647 u. a. m.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preufsens von Dr. E. A. Th. Laspeyres.

(Fortsetzung.)

„Von Rechtswegen soll eine Kirche so wenig ohne einen Patron, als ein Minorenner ohne Vormund im Staate gelassen werden. Wo kein Particulier zum Patron bestellt ist, da wird der Landesherr selber qua talis in Ansehung dieser Kirche angesehen." Hierzu bemerkte Suarez ad marg., dafs er den Satz des §. 701 „vor unrichtig" halte. Der Staat könne jemand das Patronatrecht nur insofern verleihen, als er solches selbst habe; de regula habe er es aber nicht, sondern nur in einzelnen Fällen, wenn es ihm z. E. mit dem Lehngut, cui annexum, anheim gefallen sei. Er würde also beide §§. weglassen. Bei der Revision der Monita zu dem Abschnitte vom Kirchenpatronate entwickelte Suarez seine Ansicht noch ausführlicher. (Mater. B. 15. fol. 139. 140.) Ref. will nur Einiges herausheben. Die entgegengesetzte Meinung, sagt er, beruhe besonders auf einem dreifachen Satze: 1) dafs jede Kirche nothwendig einen Patron haben müsse, und dafs, wo kein Particulairpatron bestellt ist, die Patronatrechte dem Landesherrn zukommen; 2) dafs ein Privatus das Patronat nirgend anders her als vom Staat haben könne; 3) dafs das Patronatrecht immer nur ein jus reale sei, das entweder einem Gut oder Amt anklebe, und dafs es kein persönliches Patronatrecht gebe. Für den ersten Satz berufe man sich theils auf die Gleichstellung der Kirche mit einem Minorennen, der nothwendig einen Vormund haben müsse, theils auf die Nützlichkeit eines Patrons für die Kirche. Ersteres sei eine Fiktion, welche von den Gesetzen nicht approbirt werde, letzteres sei unbegründet, da eine Kirchengesellschaft unter einem Patron viel eingeschränkter und deterioris conditionis in Beziehung auf die jura collegialia sei, als eine andere. Das Patronatrecht sei etwas ganz anderes, als das Oberaufsichtsrecht des Staats, welches dieser über die Kirchengesellschaft, sowie über alle in ihm befindlichen Corporationen ausübe. „Unter dieser Aufsicht des Staats kann jede Kirchengesellschaft die ihr nach der Natur der Sache und nach den vom Staat gebilligten Gesetzen und Verfassungen zukommende jura collegialia frei exerciren. Bei einer Ecclesia patronata hingegen ist eine Ausnahme von dieser Regel. Hier exercirt der Patron, wo nicht alle, doch die wichtigsten jura collegialia der Kirchengesellschaft. Er beruft den Pfarrer; bestellt die andern Kirchenbedienten; dirigirt die Administration des Vermögens; sein Consens ist bei Veräufserungen und Verpfändungen nothwendig und hinreichend; ihm, nicht der Gemeinde, werden die Rechnungen gelegt. Seine Rechte sind also von den aus der blofsen Oberaufsicht entspringenden Rechten des Staats sehr verschieden." Suarez zeigt ferner, welche bedenkliche Consequenzen aus der Annahme des Satzes entständen, dafs über Kirchen, welche keinen Patron haben, dem Landesherrn das Patronatrecht zukomme; er sähe daher weder eine Nothwendigkeit, noch einen Nutzen der hier adoptirten neuen Theorie. Für den zweiten Satz finde er weder in der Natur der Sache, noch in der Geschichte einen Beweis. „Eine Corporation kann sehr wohl einen Theil ihrer Collegialrechte einem Dritten übertragen, oder derjenige, der eine Kirchengesellschaft stiftet, kann sich dagegen einen Theil dieser Rechte reserviren. Der Patron exercirt nicht Rechte des Staats; diese könnte er freilich von niemand anderm als vom Staate haben. Er exercirt Rechte der Gemeine. Diese kann ihm der Staat nicht geben, ohne sie vorher der Gemeine zu nehmen. Die Geschichte ist dieser neuen Theorie eben so wenig günstig. Sie lehret, dafs Kirchen und Kirchenpatrone existirt haben, ehe sich der

Digitized by Google

Staat um die Kirche bekümmerte oder bekümmern durfte. Die Kirchen-Gesellschaft ist auch älter, als der gröfste Theil unserer heutigen deutschen Staaten. Der Ausdruck: *Pfarrlehn* kann allein diese Theorie nicht rechtfertigen. Er entspringt aus denjenigen Zeiten, wo man die heterogensten Dinge nach dem Lehnssystem modelte. Die Gutsbesitzer werden auch mit Aeckern und Wiesen beliehen. Wer wird deswegen sagen, dafs sie solche nur vom Staat haben u. s. w." Suarez vermochte mit seiner Ansicht nicht durchzudringen, denn im umgearbeiteten ersten Entwurfe wurde im §. 440. Tit. 6, Abth. 2. Th. I. der Grundsatz eines allgemeinen Staatspatronats aufgestellt, und wörtlich im Entw. d. Allg. G. B. Th. I. Abth. 2. Tit. 6. §. 431., sowie im A. L. R. Th. II. Tit. 11. §. 573. beibehalten.

Sieht man von diesem, überdiefs nie eigentlich in der Praxis durchgedrungenen, Staatspatronat, sowie von mehrern ungenauen und unbestimmten Verordnungen, welche eine der Kirche nachtheilige Deutung an sich nicht ausschliefsen, ab, so mufs man mit dem Verf. zugeben, „dafs die Landesgesetzgebung in Wahrheit keine andern und mehreren Rechte für den Landesherrn und dessen Behörden in katholischen Kirchenangelegenheiten fordert, als diejenigen, welche die weltliche Macht, zu behaupten zwar nicht immer vermocht, jedoch zu allen Zeiten als ihr unzweifelhaftes Attribut angesprochen hat, die neuere Doctrin und Staatspraxis aber, selbst in katholischen Ländern, als nothwendige Ausflüsse des Majestätsrechts und als unveräufserliche Gerechtsame der Staatsgewalt anerkennt." Nach dieser eben so gründlichen und vorurtheilsfreien, als interessanten Charakteristik dieses Theils der Legislation geht der Verf. zum *dritten Buche* (*die Zeit König Friedrich Wilhelms des Dritten*) über (S. 541—892). Ref. beschränkt sich für die ersten vier Capitel dieses Buchs auf eine Inhaltsanzeige, um noch einigen Raum für die Beurtheilung des letzten Capitels zu behalten. Das erste Capitel handelt vom *Verfalle der preuss. Monarchie und deren Wiederherstellung* auf und seit dem Wiener Congresse. Das zweite und dritte Capitel umfafst in gleicher Weise, wie die beiden ersten Bücher für die alten Provinzen, die Geschichte der kirchlich-politischen Entwicklung in den neu erworbenen Ländern, nämlich in *Thüringen*, *Sachsen* und *Lausitz* (Cap. 2.), und *in den ehemals geistlichen Territorien von Trier, Köln, Münster und Paderborn* (Cap. 3.). Im 4ten Cap. stellt der Verf. die *Reorganisation der katholischen Kirche* dar, und zwar auf eine so gründliche und unpartheiische, rein objective Weise, dafs Niemand, der nicht selbst in Vorurtheil und einseitigen Ansichten befangen ist, diesem Abschnitte seinen vollen Beifall versagen wird. Sind allerdings in demselben noch manche Verhältnisse zum Theil unaufgeklärt geblieben, so trägt nicht der Verf. die Schuld, welcher sorgsam das zugängliche Material benutzte, sondern die Undurchdringlichkeit des Schleiers, der über einem Theile der wichtigsten Verhandlungen noch jetzt ruht. Der Verf. weist die trostlose Lage der katholischen Kirche in den einzelnen Provinzen der preussischen Monarchie nach, die theilweise Auflösung des Diözesanverbandes, die Gefahr eines gänzlichen Erlöschens des deutschen Episkopats; er zeigt, dafs nächst der nothwendigen neuen und angemessenen Dotation der katholischen Kirche, nur auf dem Wege einer Uebereinkunft mit dem Papste eine gründliche und heilbringende Reorganisation derselben erlangt werden konnte, dafs aber, so sehr dies auch die deutschen Regierungen anerkannten, über den Umfang, sowie über die Form der Verhandlung (ob gemeinschaftlich oder separat) verschiedene Ansichten herrschten, dafs endlich, nach der Erfolglosigkeit der Wiener Kongrefs-Verhandlungen (letztere werden in kurzer Uebersicht mitgetheilt), die Regulirung der katholischen Kirchenangelegenheiten den einzelnen Regierungen überlassen blieb. Er führt sodann aus, wie Preussen diese Aufgabe gelöst habe, theils durch seine neuere Kirchengesetzgebung, theils durch die Verhandlungen mit Rom. In Beziehung auf erstere bemerkt er treffend, dafs trotz mancher die bisherigen z. Th. bedeutenden Lücken ergänzenden allgemeinen Organisations-Edicte und Spezial-Verordnungen, die neuere Gesetzgebung doch nicht die Mängel der landrechtlichen Legislation vermieden habe. „Aber indem man an dem Landrechte gleichwie an einem Grundgesetze festhielt, und dessen Buchstaben nicht selten mehr, als dessen wahre Bedeutung entscheiden liefs, sind auch manche Grundsätze, welche sich zwar als Eigenthümlichkeit, aber kaum als ein Vorzug der landrechtlichen Kirchengesetzgebung darstellen, unverändert beibehalten; unter Einwirkung der durchgreifenden Veränderungen, welche Staat und Kirche in den letzten Decennien erfahren haben, konnte

Digitized by Google

es sogar nicht fehlen, daſs nach einzelnen Seiten hin die Mängel jenes legislativen Werks in noch gesteigertem Maaſse hervortraten." Nach einer Uebersicht der Organisation der für die Kirchenverwaltung bestimmten Landesbehörden, erörtert der Verf. die Verhandlungen mit Rom, mit Benutzung besonders der Niebuhrschen Briefe, und giebt dann auf Grund der Bulle de salute animarum einen Nachweis der jetzigen Diözesaneintheilung der preussischen Monarchie. Der sehr interessante Schluſsparagraph dieses Capitels handelt von *der heutigen Stellung der katholischen Kirche Preußens*, im Vergleich zu den frühern Zuständen. — Das 5te Cap. endlich umfaſst *die Quellen des katholischen Kirchenrechts in Preußen*, ihr Verhältniſs zu den Landesgesetzen und ihre jetzige Gültigkeit, und ist einer der gelungensten und gediegensten Abschnitte des ganzen Werks. Im §. 1. weist der Verf. auf eine gründliche und überzeugende Weise die fortdauernde Gültigkeit des *canonischen Rechts* nach, besonders gegen die Ansicht derjenigen, welche behaupten, demselben sei durch das Landrecht derogirt worden. In der That ist eigentlich der Beweis dieser Gültigkeit schon geführt mit dem Nachweis der, wenn gleich durch Staatsgesetze begrenzten, corporativen Selbstständigkeit der katholischen Kirche, und es kann u. E. nur noch die Rede davon sein, in wie weit die Anwendung des canonischen Rechts in Preußen durch die eigenthümliche Stellung der katholischen Kirche zum Staate eingeschränkt sei, nicht davon, ob dasselbe überhaupt noch als allgemeine Rechtsquelle gelten könne. Sehr richtig sagt der Verf. S. 823: „Nichts als ein Verkennen der wahren Stellung und Bedeutung, welche der katholischen Kirche, gegenüber dem Staate, dem canonischen Rechte im Verhältniſs zur weltlichen Gesetzgebung gebührt, und einseitige Buchstabendeutung der Landesgesetzgebung hat unsers Erachtens diese Ansicht (von einer allgemein eingetretenen Derogation des canonischen Rechts) hervorrufen können, die mit vielen Bestimmungen der Landesgesetze in eben so directem Widerspruche steht, als sie jeder bestätigenden Bewährung durch dieselben entbehrt." Der §. 2. handelt von den *particulären Kirchengesetzen und Observanzen*, deren fortdauernde Rechtskraft im Allgemeinen unbestritten ist, obgleich die ganz veränderte Bedeutung und Verfassung einzelner kirchlichen Institute und Einrichtungen die praktische Anwendbarkeit einzelner in diese Kategorie gehörender Quellen wesentlich modifizirt hat. Der Verf. unterscheidet 1) die für einzelne Länder und Diözesen ergangenen päpstlichen Privilegien, Indulte und Constitutionen, 2) die Beschlüsse der Provinzial- und Diözesansynoden, 3) die Verordnungen der Bischöfe und bischöflichen Behörden, 4) die Statuten der Domcapitel und Collegiatstifter, sowie die besondern Rechtsquellen des Regularenstandes, 5) Gewohnheiten und Observanzen, und weist für jede dieser Classen die mehr oder weniger beschränkte Gültigkeit nach. Besonders beherzigenswerth ist, was er über die Bedeutung des Gewohnheitsrechts sagt S. 847 ff. In den beiden folgenden §§. (3 und 4) erörtert er die *weltlichen Kirchenrechtsquellen*. Wie überhaupt die weltliche Gesetzgebung, je mehr Staat und Staatsgewalt der Kirche gegenüber zu der ihr gebührenden Geltung und Stellung kamen, eine Bedeutung auch auf kirchliche Verhältnisse erlangte, welche das Mittelalter nicht kannte, so ist besonders die preussische Gesetzgebung in dieser Beziehung eine der reichhaltigsten Quellen für die Kirchenverfassung. Zu denjenigen Quellen, welche den Charakter *allgemeiner Landesgesetze* (§. 3.) haben, rechnet Lasp. mit Recht noch von den deutschen Reichsgesetzen, die Religionsfriedensschlüsse, und besonders den Reichsdeputationshauptschluſs v. J. 1803, denen man formelle Gültigkeit nicht absprechen kann, auſserdem die deutsche Bundesakte (art. 16.), und als die wichtigste dieser Quellen, das Allg. Landrecht und die Allg. Gerichtsordnung nebst den, seit deren Publication erlassenen, sie ergänzenden oder abändernden allgemeinen Gesetzen über kirchliche Angelegenheiten, sowie endlich die Ministerial-Verordnungen und Rescripte, welche letztere allerdings nur in beschränkter Weise als Rechtsquelle gelten können. Die *provinziellen* und *particularen* Rechtsquellen hat der Verf. (§. 4.) unter folgende Hauptclassen gebracht: 1) Staatsverträge und Friedensschlüsse, Religionsassecurationen und Rezesse, 2) Landesgrundgesetze, 3) ältere Landesverordnungen aus der vorpreussischen Zeit, 4) die preussischen Provinzial-Verordnungen und Gesetze, 5) die Verordnungen der Provinzialbehörden, 6) Statutarrecht, und für jede derselben den Umfang der Gültigkeit nachgewiesen. Der §. 5. handelt von den *Concordaten* und *Conventionen* der weltlichen Macht mit den Kirchenobern, als den

Digitized by Google

gemischten, d. h. theils weltlichen, theils kirchlichen, Rechtsquellen. Zunächst nimmt der Verf. die fortdauernde Gültigkeit der sogenannten Concordate der deutschen Nation in Anspruch, und bestreitet mit Recht die Behauptung derjenigen, dafs dieselben darum keine deutsche Regierung mehr binden könnten, weil mit Auflösung des Reichs der eine Mitpaciscent, Kaiser und Reich, weggefallen sei. Denn einmal ist das Wiener Concordat nie vom Reiche als solchem anerkannt worden, sondern seine Gültigkeit beruht allein auf dem Beitritt der einzelnen deutschen Fürsten zu dem vom Kaiser abgeschlossenen Vertrage. Hierdurch gewannen der Papst, sowie die deutsche Kirche und die einzelnen Bischöfe Rechte, welche ihnen die kirchlichen und politischen Umwälzungen in Deutschland nicht entziehen konnten. Die Nothwendigkeit der Anerkennung dieser Rechte, sowie derjenigen, welche sich auf die Fürstenconcordate gründen (soweit diese nämlich nicht durch das Wiener Concordat aufgehoben sind), von Seiten der preussischen Regierung beruht aber allerdings nicht auf deren Succession in die Territorien jener deutschen Fürsten, sondern darauf, dafs dieselbe beim Anfalle der betreffenden Territorien die Fortdauer der kirchlichen Landesverfassung zugesagt hat, mithin auch die der concordatmäfsigen Rechte. Dafs aber durch diese Anerkennung die Ausübung der Souverainetätsrechte, besonders des placet, in keiner Weise beschränkt sei, ist unzweifelhaft. Besonders genau ist Lasp. in die rechtliche Natur der Bulle de salute animarum eingegangen. So unrichtig auch die in der neuesten Zeit auf diese Bulle vielfach angewandte Bezeichnung „Concordat" ist, insofern man unter einem solchen einen Vertrag zwischen Kirche und Staat über ihr gegenseitiges Verhältnifs versteht, so verkennt man doch die wahre Bedeutung dieser Bulle, wenn man ihr die Eigenschaft eines wahren Vertrages abspricht (z. B. Eichhorn, Grundsätze des Kirchenrechts, B. 1. S. 408 u. ff., und in gewisser Weise Jacobson im Weiske'schen Rechtslexicon, s. v. Concordat, B. 2. S. 769 u. ff.). Wenn die preussische Regierung in dem Publicandum vom 11. August 1821 erklärt, dafs „Stipulationen, wodurch der Wirkungskreis der geistlichen Obern, und ihre Stellung zu den weltlichen Behörden des Staats näher bestimmt würden, nicht geschlossen worden seien, und *insofern von einem Concordate in diesem Sinne nicht die Rede sein*" könne, da „der König die Vollgewalt seiner Hoheitsrechte, denen theure von Gott ihm auferlegte Pflichten gegen sein Volk zur Seite stehen, nicht von fremder Anerkennung abhängig machen, nicht den freien Gebrauch derselben durch beengende Verträge einschränken wollen konnte", so ist damit eine vertragsmäfsige Einigung zwischen beiden Gewalten über solche Punkte keinesweges ausgeschlossen, welche jene Verhältnisse nicht, wenigstens unmittelbar nicht, berühren, namentlich über die äufsere Reorganisation der katholischen Landeskirche. Ja diese war durch einseitige Feststellung des Staats oder römischen Stuhls gar nicht möglich, und wenn es auch für Begründung einer Rechtsverbindlichkeit der Regierung zur Redotation der Bisthümer nicht erst eines Vertrages mit dem letztern bedurfte, so war ein solcher doch in Beziehung auf die Ausführung und nähere Feststellung der betreffenden Verhältnisse unumgänglich erforderlich. Diese Vertragsnatur der Bulle geht auch entschieden aus den Mittheilungen *) in Niebuhr's Briefen, und aus dem königlichen Bestätigungsdecrete hervor, und kann durch die Form, in welcher die Bulle erlassen wurde, nämlich als ein vom Papste ertheiltes, vom Staate sanctionirtes und publicirtes Kirchengesetz, in keiner Weise geschmälert werden. Die Folge ist eine beide Theile gleichmäfsig bindende Rechtskraft der Bulle, für die preussische Regierung jedoch mit der in dem Publicationspatente ausdrücklich ausgesprochenen Beschränkung auf den sachlichen Inhalt, soweit derselbe den Majestätsrechten und den Rechten der evangelischen Kirche nicht zuwider ist. Ein einseitiger Rückblick wird daher nur in allen den Nothfällen statthaft sein, wo das Völkerrecht einen solchen für Staatsverträge überhaupt rechtfertigt, nicht schon bei jeder etwaigen Differenz mit Rom (vergl. Jacobson a. a. O.).

*) Vergl. auch deutsche Blätter für Protestanten und Katholiken, Heft 2. S. 81 u. ff.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preufsens von Dr. E. A. Th. Laspeyres.

(Schlufs.)

Sehr richtig unterscheidet der Verf. zwischen der Bedeutung, welche die Bulle für den Staat, und der, welche sie für die Kirche hat, denn letztere, welche weder mittelbar, noch unmittelbar Theil an den Verhandlungen genommen hat, kann kein vertragsmäfsiges Recht aus derselben für sich herleiten; für sie ist die Bulle nur ein mit landesherrlicher Genehmigung publicirtes Kirchengesetz. Eben darum aber sind u. E. solche Rechte, welche die deutsche katholische Kirche aus frühern Concordaten, als vertragsmäfsig, noch dem römischen Stuhle gegenüber geltend machen könnte, z. B. die Bestimmungen des Wiener Concordats über die Besetzung der Dignitäten in den Capiteln keinesweges durch diese Bulle de jure als aufgehoben oder aufgegeben zu erachten, denn dies könnte doch nur durch die Kirche selbst geschehen. — Den Schlufs dieses Capitels, sowie des ganzen Werks, bildet im §. 6. eine vortreffliche Entwicklung des Verhältnisses der verschiedenen Rechtsquellen unter einander, der erste Versuch, dieses Verhältnifs nach festen Principien zu bestimmen, eine Aufgabe, welche um so schwieriger ist, als durch die Landesgesetzgebung hierüber eigentlich gar nichts festgestellt ist, deren Lösung aber dem Verf. (hierin werden alle Unbefangenen einstimmen) in hohem Grade gelungen ist. Die Hauptschwierigkeiten finden in den Fällen Statt, wo entweder kirchliche oder weltliche Particularrechtsquellen, oder das canonische Recht mit dem Landrechte oder allgemeinen Landesgesetzen collidiren, da für die Collisionen zwischen gleichartigen Rechtsquellen im Allgemeinen die Principien für die Entscheidung unzweifelhaft feststehen, und der Vorzug der Concordate und Conventionen, soweit sie überhaupt für den Staat bindend sind, vor den Landesgesetzen ebenso aufser Zweifel ist, als das Verhältnifs der particulären Kirchenrechtsquellen zu den allgemeinen Landesgesetzen (Lasp. S. 877. 878). Mit Recht geht der Verf., zur Gewinnung eines Princips für die Feststellung des Verhältnisses in den obigen Fällen, besonders davon aus, dafs das canonische Recht nur darum, weil auf ihm die Grundverfassung der katholischen Kirche beruht, Gültigkeit hat, mithin auch nur in soweit, als dies der Fall ist, und innerhalb der für die Fortdauer dieser Verfassung vom Staate gesetzten Grenzen, und dafs nach der in Preussen der Kirche zugewiesenen Stellung die katholische Kirchengesetzgebung jetzt nur einen corporativ-autonomischen Charakter hat, das canonische Recht daher dem Staate gegenüber nur noch als Statut gilt. Hieraus folgt, dafs für alle weltliche Angelegenheiten der Kirche, als Corporation, sowie ihrer einzelnen Glieder, die weltliche Gesetzgebung entscheidet, sofern diese nicht ausdrücklich diesen oder jenen Grundsatz des canonischen Rechts als fernerhin noch anwendbar erklärt und dadurch zu einem Privilegium der katholischen Kirche oder deren Glieder erhebt. Ebenso kann für die kirchenhoheitlichen Rechte der Staatsgewalt nur die Landesverfassung und Gesetzgebung normirend sein. Die Abschnitte des canonischen Rechts, welche sich auf bürgerliche Rechtsverhältnisse und weltliche Angelegenheiten der Kirche und Geistlichen beziehen, können nur als Theil des gemeinen bürgerlichen Rechts betrachtet werden, an dessen Stelle in Preufsen das Landrecht getreten ist. Aus der statutarischen Bedeutung des canonischen Rechts (und den ausdrücklichen Reservationen) folgt ferner, dafs dasselbe, wo katholische und evangelische Glaubensgenossen oder Gemeinden in Betreff kirchlicher Verhältnisse in Berührung kommen, für die Evangelischen in keiner Weise

Digitized by Google

bindend sein kann, ebenso wenig, wie die Bestimmungen des evangelischen Kirchenrechts für die katholische Kirche. Wenn also in dieser Beziehung Collisionen entstehen, wird es Aufgabe des Staats sein, der ja aufser und über den Partheien steht, dieselben so zu heben, dafs die Glaubens- und Gewissensfreiheit jedes Theils ungefährdet bleibt, und „wo möglich für und gegen jeden die Grundsätze seiner Religion zur Anwendung kommen." Was dagegen die *innere* Kirchenverfassung betrifft, so mufs für Alles, was sich auf Lehre und Cultus, die Handhabung der potestas ordinis (so möchte Ref. diese Fälle lieber bezeichnen, als mit „geistliche Verwaltung," wie der Verf. thut, da dieser Ausdruck streng genommen mehr umfafst), und die sich darauf gründenden Rechtsverhältnisse zwischen Kirchenobern, Geistlichen und Mitgliedern der Kirche bezieht, das canonische Recht als alleinige Norm gelten, mit Ausnahme derjenigen hierher gehörenden Fälle, in welchen zugleich irgendwie bürgerlich-öffentliche oder polizeiliche Beziehungen und Rückwirkungen stattfinden, für welche letztere die bürgerliche Gesetzgebung maafsgebend ist, so lange sie die Gewissensfreiheit nicht verletzt. In Beziehung auf das Kirchenregiment dagegen ist folgender Unterschied zu machen: „für die Kirchenverwaltung in *materieller* Hinsicht, d. h. rücksichtlich des Rechts zur Theilnahme, und deren Umfangs, sowie der Normen, nach welchen die einzelnen Angelegenheiten des Kirchenregiments zu beurtheilen und zu erledigen sind," ist ohne Zweifel das canonische Recht praktisch gültige Quelle und rechtsverbindlich, da alle diese Verhältnisse mit Lehre und Verfassung der katholischen Kirche genau zusammenhängen, und mit der Anerkennung dieser die Einmischung und Competenz der weltlichen Gesetzgebung ausgeschlossen ist. Anders dagegen ist die Bedeutung dieser letztern in Beziehung auf das „blos *Formelle* der Geschäftsführung und die äufsere Art und Weise der kirchlichen Verwaltung." Hier wird schon die Handhabung des kirchenhoheitlichen Aufsichts- und Zustimmungsrechts, und das dadurch hervorgerufene Zusammenwirken der weltlichen und geistlichen Behörden dem Staate ein rechtliches Interesse geben, diese äufserlichste Seite der Kirchenverwaltung an angemessene, bestimmte Formen zu binden, und aufserdem wird es auch als Pflicht der Staatsgewalt angesehen werden müssen, darauf zu achten, „dafs es an geregelter, ordnungsmäfsiger Verwaltung nicht fehle, und diese durch nähere Feststellung der Geschäftsformen erleichtert und gesichert werde." Den hierauf bezüglichen weltlichen Verordnungen wird daher, soweit sie die Bestimmungen des canonischen Rechts über die *materielle* Verwaltung nicht ändern oder gefährden, verbindliche Kraft nicht abgesprochen werden können. Eine Ausnahme von der Regel, dafs für Gegenstände der innern Kirchenverfassung und Verwaltung das canonische Recht bindende Norm ist, nimmt der Verf. da an, wo die Landesgesetze eine wahre Prohibitivnorm enthalten. Da hierin aber eine Erweiterung und Ueberschreitung des sonst anerkannten Begriffs und Umfangs der jura circa sacra liege, so würden diese Bestimmungen im Zweifel, wenn dies irgend mit Form und Inhalt derselben vereinbar sei, entweder allein auf die evangelische Kirche zu beschränken sein, oder, wo die Beziehung auf die katholische Kirche unverkennbar sei, doch „nur von placetirender Mitwirkung des Staats und nur dahin verstanden werden können, dafs bei einer dem nicht entsprechenden Erledigung der bezüglichen Kirchenangelegenheiten die kirchenhoheitliche Genehmigung, falls diese nöthig ist, nicht erfolgen würde, und die mit jener Angelegenheit sonst verknüpften bürgerlich-politischen Rechte und Wirkungen nicht Platz greifen könnten." In dieser Weise hat auch die spätere Gesetzgebung manche Bestimmungen des Landrechts gedeutet, welche, dem Wortlaute nach, allgemeine Verbote enthielten, mit Recht und Verfassung der katholischen Kirche aber unvereinbar waren (vergl. z. B. S. 528 not. 50). Ref. möchte diese eingeschränkte Bedeutung solchen Prohibitivgesetzen nicht blos im Zweifel, sondern überhaupt beilegen, da sich ein wahres absolutes Verbot von Handlungen, welche unmittelbar mit der innern Verfassung und Verwaltung der katholischen Kirche, *soweit jene vom Staate anerkannt ist*, zusammenhängen, mit dieser Anerkennung schwer vereinigen lassen möchte. — Ref. hat sich hier auf eine einfache Relation der vom Verf. aufgestellten Principien und Folgerungen beschränken müssen, weil er, im Allgemeinen mit denselben einverstanden, in der That fast Nichts zur Ergänzung, Berichtigung oder näheren Begründung dieser trefflichen Ausführung zu bemerken wufste, womit der erste Band dieses Werkes schliefst, welches in der Geschichte der preussischen Kirchenrechtswissenschaft

Digitized by Google

eine Epoche bildet, und wesentlich zur Verbesserung des bisherigen kläglichen Zustandes derselben beitragen dürfte, da ihm die verdiente Anerkennung und Berücksichtigung sicherlich nicht fehlen wird. Möchte der Hr. Verf. den zweiten Band, in welchem auf der nun gewonnenen Basis der geschichtlichen Erforschung die jetzige Verfassung der katholischen Kirche aufgebaut werden soll, recht bald erscheinen lassen!

Wasserschleben.

IV.

Xenophontis opera omnia recensita et commentariis instructa. Vol. II. Continens de Socrate Commentarios ed. Raphael Kühner. Gothae, MDCCCXLI, bei Hennings. (Bildet von der Bibliotheca Graeca den 8. Band der Prosaiker.) LV und 520 *S.* 8.

Nachdem früher in der unter der Leitung von Jacobs und Rost in Gotha herauskommenden Bibliotheca Graeca als erster Band der Werke des Xenophon die Cyropaedie in der Ausgabe von Bornemann erschienen ist, schliefst sich jetzt an diesen der zweite Band durch die vorliegende Bearbeitung der sogenannten Memorabilien an. Dieses Werk hat in der neuesten Zeit an Herbst, Bornemann und Sauppe drei so gelehrte Herausgeber gefunden, die theils den Text zu seiner ursprünglichen Gestalt zurückzuführen bemüht gewesen sind, theils den Sinn zu entwickeln und die Worte grammatisch zu erklären gesucht und dabei alle, und zwei von ihnen hauptsächlich, auf die Bedürfnisse der Schüler Rücksicht genommen haben, dafs man vielleicht eine neue Schulausgabe dieser Schrift für überflüssig erachten könnte, wenigstens aber eingestehen mufs, es habe nicht geringer Gründlichkeit der Sprachkenntnifs, nicht geringer Belesenheit in den Schriften des Xenophon, eines tüchtigen pädagogischen Taktes bedurft, um nach so gediegenen Vorarbeiten ein Werk zu liefern, das mit jenen in die Schranken treten konnte, und würdig war neben oder zum Theil statt derselben als Schulbuch eingeführt zu werden. Eine solche Ausgabe nun verdanken wir dem Hrn. Kühner, der schon durch seine Bearbeitung der Tusculanen des Cicero und durch seine griechische Grammatiken als sorgsamer Sprachforscher allgemein bekannt ist und durch das vorliegende Buch sein Talent für ähnliche Arbeiten auf's neue schön bewährt hat.

Was die Einrichtung des Werkes betrifft, so eröffnen dasselbe nach einer kurzen Vorrede In Xenophontis Commentarios Prolegomena. Diese bestehen aus 9 Abschnitten: I. De horum librorum consilio et ratione; II. De rerum his libris tractatarum dispositione; III. De Socratis praeceptis ad disciplinae formulam revocatis; IV. Quaeritur, an genuina (dieses Wort war zu vermeiden) Socratis doctrina a Xenophonte tradita sit; V. De Socratis δαιμονίῳ; VI. De Socratis disserendi ratione; VII. De horum librorum titulo; VIII. De tempore, quo hi commentarii conscripti videntur; IX. De critica horum librorum ratione. Dieses sind unstreitig die wichtigsten Punkte, von denen sich jeder Kenntnifs erwerben mufs, der sich ein ordentliches Verständnifs dieser Schrift verschaffen will. Ueber alle ist, wie es der Plan dieser Ausgabe erforderte, in zweckmäfsiger Kürze, zusammen auf 34 Seiten, gesprochen. Mit dem Inhalte kann sich Rec. fast durchgängig einstimmig erklären. Einige Einzelheiten, die noch vermifst werden könnten, sind bereits von Breitenbach in einer in der Gymnasialzeitung enthaltenen Recension zur Sprache gebracht worden, so dafs wir uns hier um so weniger bei diesen Prolegomenen aufzuhalten brauchen. Um jedoch nicht ganz ohne Beitrag von denselben zu scheiden, bemerkt Rec., dafs er in dem dritten Abschnitte da, wo von den einzelnen von Sokrates angenommenen Haupttugenden die Rede ist, ungern die Erwähnung der Frömmigkeit (εὐσέβεια) gänzlich vermifst hat, die doch nach I, 1, 16. IV, 8, 10. I, 4. eine nicht unwichtige Stelle unter den Tugenden bei jenem Weisen einnahm, was Stallbaum in den Einleitungen zum Protagoras und Euthyphro nicht übersehen hat, der sogar eben hierin einen Unterschied der Lehre des Sokrates und des Plato bestehen läfst.

Auf die Prolegomenen folgt der Text mit untergesetzten kritischen und erklärenden Anmerkungen in der Weise der übrigen Bände der Bibliotheca Graeca. Jedem einzelnen Capitel sind Inhaltsanzeigen, welche die Gedankenfolge kurz entwickeln, zweckmäfsig vorgesetzt. Bei der Gestaltung des Textes strebte der Herausg. noch mehr, als es seine unmittelbaren Vorgänger gethan haben, an die Lesarten der Handschriften sich anzuschliefsen, und er hat diese an mehreren

Digitized by Google

Stellen mit Glück vertheidigt. Die Hauptschwierigkeit für die Kritik dieser Schrift entsteht aus der Beschaffenheit der Pariser Handschrift F., die nicht selten von allen übrigen abweicht. Da nun dieselbe unstreitig zu den besten Handschriften dieses Werkes gehört, und in mehreren Stellen unstreitig allein die richtige Lesart bewahrt hat, so fragt es sich, ob man selbst in dem Falle, wenn dieser Codex an und für sich betrachtet nichts Besseres darbietet als die andern Handschriften, ihm allein folgen solle. Bornemann und Andere haben dieses, wiewohl nicht gleichmäfsig genug, gethan; Sauppe aber, dem dieser Codex Aenderungen eines gelehrten Correktors zu enthalten schien, ist schon in mehrern Stellen der angedeuteten Art zur Vulgata oder der Lesart der Mehrzahl der Handschriften zurückgekehrt. Dieses hat Hr. Kuehn. in einem noch höhern Grade gethan, der S. 32 bemerkt: Hanc mihi scripsi legem, ut ex hoc codice non facile adsciscerem lectiones, nisi aliorum quoque codicum auctoritas accederet. Um in dieser Beziehung zu einem einigermafsen sichern Resultate zu gelangen, wäre es nöthig, die einzelnen Stellen, in welchen der genannte Codex von den übrigen abweicht, vollständig zusammenzustellen. Vor der Hand hat sich Rec. noch keine feste Ansicht von dieser Handschrift bilden können. Doch scheint ihm Hr. Kuehn. in Verschmähung derselben zu weit gegangen zu sein. Denn da er es doch nicht hat vermeiden können ihr mehrmals (z. B. I, 2, 20. in *συμμίσγῃς*, 5, 1. in *ἂν αἱροίμεθα*, u. a.) allein zu folgen, so hätte dieses nach des Rec. Meinung auch da geschehen sollen, wo eine einzeln stehende Lesart der Handschrift F. weder als Schreibefehler noch als Aenderung der Grammatiker füglich angesehen werden kann. Als keines von beiden aber kann z. B. das *γὰρ* gelten, welches in der Stelle I, 4, 10. fg. *Οὐκοῦν, ἔφη, ὅσῳ μεγαλοπρεπέστερον ἀξιοῖ σε θεραπεύειν, τοσούτῳ μᾶλλον τιμητέον αὐτό; Εὖ ἴσθι, ἔφη, ὅτι, εἰ νομίζοιμι θεοὺς ἀνθρώπων τι φροντίζειν, οὐκ ἂν ἀμελοίην αὐτῶν* jene Handschrift nach *εὖ* einfügt, und das von Bornemann aufgenommen worden ist.

Was nun zweitens die Wahl und das Maafs der Anmerkungen betrifft, so sind diese auch in dieser Hinsicht im Allgemeinen beifallswerth; nur gesteht Rec., dafs sie ihm für Schüler bei einer Schrift, wie die vorliegende ist, etwas zu reichlich zu sein scheinen, indem im Durchschnitt auf jede Seite wohl nur 6 — 8 Zeilen Text kommen. Aus seiner vieljährigen Schulpraxis weifs er, dafs Schüler viele und lange grammatische Anmerkungen nicht durchzulesen pflegen, weil sie mit dem Aufschlagen und Uebersetzen der einzelnen Wörter und Sätze noch zu viel zu thun haben, und der grammatische Sinn bei den meisten nicht sehr rege ist. Wollte man sie zum Durchlesen aller hier gegebenen grammatischen Anmerkungen bringen, so müfste der Lehrer sie über dieselben bis in's Einzelne examiniren, wodurch man auf gar zu kleine Pensa in den einzelnen Stunden beschränkt wird. Wäre dagegen die Zahl und der Umfang der Anmerkungen etwas vermindert worden, so liefse sich eher hoffen sie auch von Schülern nach Wunsch benutzt zu sehen. Es konnten aber nach der Ansicht des Rec. namentlich mehrere Anmerkungen über Partikeln weggelassen, andere dadurch beschränkt werden, dafs statt ausführlicher Entwickelung noch öfter blofs auf die Grammatiken verwiesen worden wäre. Dann hätte aber der Herausg. freilich noch öfter, als er es gethan hat, neben seiner Grammatik wenigstens die von Rost citiren müssen, auf die mehrmals nicht verwiesen ist, wo es zweckmäfsig hätte geschehen können, z. B. I, 4, 14, zu *ἃ ἐβούλετο* §. 123. Anm. 2., ebendas. zu *ὅταν τί ποιήσωσι* §. 123 b. 10. a., I, 6, 13. zu *ποιῆται* §. 123. Anm. 1. u. s. w. Nach dem befolgten Plane übrigens hätte noch über einiges gesprochen werden sollen, wo sich jetzt keine Anmerkungen finden. Namentlich sind einige Lesarten in den kritischen Noten erwähnt, über die man ein Urtheil und den Grund ihrer Verwerfung hinzugefügt zu sehen wünschen könnte. Dahin rechnet Rec. z. B. I, 2, 61. die Formen *γυμνοπαιδίαι, γυμνοπαιδιαί, γυμνοπαιδεῖαι* (vgl. Thuc. V, 82.) und von erheblichern Varianten I, 3, 1. in den Worten *τούτων δὴ γράψω ὁπόσα ἂν διαμνημονεύσω* die Lesart *ὁπόσων* in Flor. H. Par. A. B. C. et Vict. K., die dadurch, dafs *μνημονεύειν* oft mit dem Genitiv verbunden wird, begründet scheinen konnte, obgleich Rec. wohl sieht, was gegen sie spricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Xenophontis opera omnia recensita et commentariis instructa. Vol. II. Continens de Socrate Commentarios ed. Raphael Kühner.

(Fortsetzung.)

Noch mehr aber sind die Worte I, 3, 12. *Οὐκ οἶσθα, ἔφη, ὅτι τὰ φαλάγγια... ἐπιτρίβει τοὺς ἀνθρώπους*, hier zu erwähnen, wo die nicht besprochene Auslassung von *ὅτι* in Par. B. C. D. F. G. H. Junt. diese Partikel allerdings sehr verdächtig macht. Vgl. Rost Gr. §. 122, Anm. 1. und Rec. zu Thuc. I, 3. Mit dieser Stelle konnte auch die Auslassung von *ὅτι* nach *ὁρᾷς* in F. allein I, 4, 16. zusammengestellt werden. Wenn ferner zu I, 4, 8. *νοῦν δὲ μόνον ἄρα* in den Varianten bemerkt ist: „A. B. *ἄρα μόνον*, quod post Schneiderum receptum est, quanquam vulgata optime se habet," so wäre dieses Urtheil wohl etwas näher zu begründen gewesen. Dasselbe gilt von der kritischen Bemerkung zu den Worten *οὐδὲ γενέσθαι ὕν* I, 3, 7., die bloſs aus den Worten besteht: „D. F. et Stob. *οὐ γεν.* Male." Es ist zwar nicht schwer einzusehen, daſs *οὐδέ* dort gut stehen kann; daraus folgt jedoch noch nicht die Berechtigung, die Lesart *οὐ*, welche Heindorf aufgenommen wissen wollte, schlechtweg mit „male" zu bezeichnen. Eben so ist die kritische Note zu I, 5, 6: „*μόνως*. Nonnulli *μόνον*" allzu unbestimmt.

Doch wir wenden uns nun zu den erklärenden Anmerkungen. Diese sind gröſstentheils grammatisch, am häufigsten die Syntax berücksichtigend, was, da dieses Werk vorzüglich in der zweiten Classe der Gymnasien gelesen wird, gewiſs sehr zweckmäſsig ist. In schwereren Stellen ist auch auf den Sinn und die Sachen genügende Rücksicht genommen. Nur das Historische tritt etwas zu sehr zurück, indem zu den Namen der von Xenophon genannten Personen mehrmals bloſs auf Cebet in der Prosop. Xenoph. verwiesen wird. Daſs die grammatischen Anmerkungen gröſstentheils richtig und gründlich sind, und eine sorgfältige Aufmerksamkeit auf den Sprachgebrauch des Xenophon, aus dem, wie billig, die Beweisstellen gewöhnlich genommen sind, sowie eine fleiſsige Benutzung der früher von andern Gelehrten über diesen Sprachgebrauch gemachten Bemerkungen beurkunden, wird der Leser dieser Zeilen schon aus der Andeutung zu Anfange der Recension geschlossen haben, möge jedoch hier noch ausdrücklich gesagt sein. Es sind daher dem Rec. im Ganzen nur wenige Stellen aufgestoſsen, in denen er mit den Urtheilen des Herausg. nicht übereinstimmen kann, oder zu einzelnen Ausstellungen Veranlassungen zu haben glaubt. Von diesen will er hier einige aus dem ersten Buche mittheilen, damit er einen kleinen Beitrag zu noch gröſserer Vervollkommnung dieses schon jetzt sehr brauchbaren und lobenswerthen Werkes liefere. Er bemerkt dabei im Voraus, daſs, obwohl der Herausg. besondere Aufmerksamkeit auf die Bindewörter und Adverbia modalitatis verwandt hat, Rec. doch mit den gegebenen lateinischen oder deutschen Uebersetzungen derselben mehrmals nicht einverstanden sein kann, was auſser den Beispielen, welche unten folgen werden, noch von andern gilt. Hier mögen folgende Stellen besprochen werden. Wenn I, 1, 6. in den Worten *περὶ δὲ τῶν ἀδήλων, ὅπως ἂν ἀποβήσοιτο, μαντευσομένους ἔπεμπεν, εἰ ποιητέα*, die Partikel *ἄν*, die von andern Gelehrten getilgt war, wieder aufgenommen werden sollte, so muſste auſser dem, was zu ihrer Entschuldigung gesagt ist, namentlich die Verbindung derselben mit dem Optativ des *Futurums*, die sowohl von Andern als kürzlich von Klotz in den Anmerk. zu Devar in Anspruch genommen worden ist, gerechtfertigt werden. Ueber die sehr ähnliche von den Herausgebern verglichene Stelle *ἢ εἰ ἄλλο τι εὔχαντο τῶν φανερῶς ἀδήλων ὅπως ἀποβήσοιτο* und die Auslassung der Part. *ἄν* in Junt. Voss. 2.

Digitized by Google

Vind. Vat. l. Flor. E. in unsern Worten machen dieselbe sehr verdächtig. Zwar sagt der Herausg., er sehe nicht ein, wie sie, wenn sie nicht vom Xenophon herrührte, von den Abschreibern hätte hinzugefügt werden können, da der Optativ des Futurums viel häufiger ohne ἄν als mit ἄν bei den Alten vorkomme. Aber hier hat er theils unbeachtet gelassen, dafs die Abschreiber den Sprachgebrauch ihrer Zeiten, zu welchen ἄν mit dem Futurum ganz gewöhnlich war, leicht auf ältere Zeiten übertragen konnten, zumal da ὅπως ἄν mit dem Optativ anderer Tempora auch in der klassischen Gracität so häufig ist; theils nicht erwogen, dafs vor ἀποβήσοιτο dieses ἄν auch aus einer nachlässigen Wiederholung oder einem unrichtigen Lesen der Anfangssylbe entstehen konnte. — I, I, 8., wo von δῆλον εἰ richtig gesprochen wird, ist in der Stelle Anab. I, 3, 5. falsch übersetzt: *ob ich nicht gerecht handle*, h. e. *credo iustum me facturum*. Die Unrichtigkeit dieser Uebersetzung wird gleich einleuchten, wenn Rec. die Worte im Zusammenhange hersetzt. Klearch spricht zu seinen Soldaten: Ἐπεὶ δὲ ὑμῖς οὐ βούλεσθε συμπορεύεσθαι, ἀνάγκη δέ μοι ἢ ὑμᾶς προδόντα τῇ Κύρου φιλίᾳ χρῆσθαι, ἢ πρὸς ἐκεῖνον ψευσάμενον μεθ' ὑμῶν εἶναι, εἰ μὲν δὴ δίκαια ποιήσω, οὐκ οἶδα, αἱρήσομαι δ' οὖν ὑμᾶς. Es ist offenbar, dafs er sagen will, da er entweder am Cyrus oder an seinen Soldaten zum Verräther werden müsse, er, *obgleich er nicht wisse, ob er recht daran thue*, doch die Partei der Soldaten ergreifen werde. So hat Rec. die Worte auch schon im Index seiner Ausgabe der Anabasis übersetzt, die Hr. Kuehn. nicht benutzt zu haben scheint, da er immer nur Krüger und Bornemann zur Anabasis erwähnt. — I, 1, 9. will der Herausgeber erklären, warum in den Worten ἐπιστάμενον ἡνιοχεῖν ἐπὶ ζεῦγος λαβεῖν der Artikel vor ζεῦγος fehle. Er thut dieses so, dafs er schreibt: „ἐπὶ ζεῦγος omisso articulo vim quasi verbi habet, *ad vehendum*." Aehnliche Erklärungen kommen öfter vor, auch mit Weglassung des quasi, z. B. zu I, 2, 1. ἀφροδισίων καὶ γαστρός. Aber 1) ist namentlich in einem auch für Schüler bestimmten Buche gewifs die Ausdrucksweise zu vermeiden, das Substantiv stehe für das Verbum; 2) ist nicht abzusehen, warum deshalb der Artikel fehlen solle, da doch z. B. ad vehendum nothwendig ἐπὶ τῷ ἡνιοχεῖν heifsen müfste. Viel natürlicher ist es zu sagen, ἐπὶ ζεῦγος heifse im allgemeinen Sinne *für ein Gespann*, ἐπὶ τὸ ζεῦγος würde bestimmt *für sein Gespann* bedeuten. — Nicht haltbar erscheint der zu I, 1, 16. bei Beurtheilung der Formen ἀνδρία und ἀνδρεία nach Sauppe angenommene Unterschied, dafs ἀνδρία, als abgeleitet von ἀνήρ, virtus, ἀνδρεία, als Ableitung von ἀνδρεῖος, virilitas sei, und deshalb im Gegensatze von δειλία nur ἀνδρεία zu schreiben sei. Wer setzt wohl erstens im Lateinischen der Feigheit die virilitas entgegen? Dieses Wort kommt in der Bedeutung *Mannheit*, *Männlichkeit*, überhaupt nur bei Quintilian und Valerius Max. vor; bei Cicero und Andern ist dafür nur virtus zu finden, von welchem Worte Hr. Kühner selbst bemerkt, dafs es aus vir entstanden namentlich auch so viel als fortitudo sei. So wenig nun aber letztere auf die scientia rerum perferendarum eingeschränkt ist, und so richtig sie der Feigheit entgegengesetzt wird, eben so richtig wird auch im Griechischen die *Mannheit* und *Tapferkeit* mit demselben Worte bezeichnet, und dieses als Gegensatz von δειλία gebraucht. Dazu kommt, dafs der Herausgeber selbst einräumt, Plato scheine beide Formen ohne Unterschied gebraucht zu haben. Wenn dieses aber Plato gethan hat, der eine besondere Abhandlung über diese Tugend geschrieben hat, ist es wohl wahrscheinlich, dafs Xenophon bei gelegentlicher Erwähnung diese Formen geschieden haben sollte? — Die zu I, 2, 1. in der Anm. zu ἐκεῖνον gegebenen Beispiele sind in so fern nicht ganz passend, als in ihnen ἐκεῖνος nach αὐτός von derselben Person steht, in unserer Stelle aber nach der von dem Herausg. aufgenommenen Lesart ἑαυτῷ vorhergeht. — I, 2, 6. hat sich Rec. gewundert, dafs Hr. Kühner behauptet, in den Worten Τοὺς δὲ λαμβάνοντας τῆς ὁμιλίας μισθὸν ἀνδραποδιστὰς ἑαυτῶν ἀπεκάλει διὰ τὸ ἀναγκαῖον αὐτοῖς εἶναι διαλέγεσθαι, παρ' ὧν ἄν λάβοιεν τὸν μισθόν, sei die Partikel ἄν nöthig, da zu übersetzen sei a quibus mercedem accipere possent. Aber kann denn jemand *gezwungen werden* seine Weisheit alle die zu lehren, von welchen er Lohn empfangen *kann?* Ein solches Zwangsrecht gegen ihn haben offenbar erst die, welche ihm schon Lohn gegeben haben. Also παρ' ὧν λάβοιεν, a quibus accepissent. Die habsüchtigen Sophisten liefsen sich ihren Lohn ganz oder zum Theil pränumerando entrichten, was z. B. aus dem Gespräche des Hippokrates mit Sokrates zu Anfange des Protagoras des Plato von dem Protagoras klar genug ist. I, 2, 10., wo zu βιασθέντας von dem pas-

Digitized by Google

sivischen Gebrauche der passiven Formen des Aorists gewisser Deponentia die Rede ist, sollte auch das Perfect wegen des gleich folgenden *κεχαρισμένοι* erwähnt sein. Dann würde einleuchten, dafs es gegen die von diesem aufgestellte Erklärung *κεχαρισμένοι*, beneficiis affecti, gar nichts verschlägt, dafs Schütz erinnert hat: „*χαρίζεσθαι* apud Xenophontem omnibus locis nihil significare quam *gratificari alicui*, *beneficio afficere*." — Zu I, 2, 24. *καὶ Κριτίας δή* wird gelehrt, *δή* bedeute iam, ut rem paucis complectar. Letztere Wendung aber kann weder überhaupt durch das blofse *δή* ausgedrückt werden, noch pafst sie hier. Denn obgleich, wie der Herausg. erinnert, zu der von §. 17. an unterbrochenen Untersuchung über Kritias und Alcibiades zurückgekehrt wird, so hängen doch die Worte auch eng mit dem unmittelbar vorhergehenden zusammen. Denn es heifst: Alle Tugenden bedürfen der Uebung, besonders aber die Enthaltsamkeit (*σωφροσύνη*). *Also* wufsten auch Alkibiades und Kritias, so lange sie unter der Leitung des Sokrates diese Tugenden übten, die schlimmen Begierden zu beherrschen u. s. w. Folglich ist dieses *δή* von dem §. 56. und 59. (wie es statt 58. heifsen mufs) vorkommenden wohl wesentlich verschieden. Die Uebersezzung iam pafst auch schon wegen des *καὶ*, das unser Herausg. nach der Ueberschrift der Note und der Anm. zu II, 6, 7. mit *δή* verbindet, nicht, da man unmöglich et iam hier sagen kann. Auch in andern Stellen kann sich Rec. mit der von *δή* gegebenen Uebersetzung durchaus nicht befreunden, z. B. zu Anfang des 5. Cap., wo die auch sonst nicht seltenen Partikeln *εἰ δὲ δή* vorkommen. Obgleich hier richtig bemerkt ist, *δή* zeige an, „rem, de qua agitur, esse notam et extra omne dubium (eine unlateinische Wendung, s. Krebs Antibarb.) positam," so wird doch übersetzt *wenn nun einmal*, si iam, während es nach jener Erklärung *wenn aber wahrlich*, si vero, quod si utique, oder auf ähnliche Weise heifsen sollte. Es scheint, dafs der Herausg. in der Partikellehre sich nicht selten von unhaltbaren Ansichten Hartung's habe leiten lassen. — In demselben Paragraph, in welchem jenes *καὶ — δή* vorkommt, übersetzt der Herausg. die Worte *δυνατῶν κολακεύειν*, da *δυνατόν* dem Zusammenhange nach nicht *δεινός*, blandiendi et adulandi arte insignis, ist, durch homines potentes in blandiendo Alcibiadi et adulando, h. e. homines, qui blandiendo magnam in Alcibiadis animum habebant vim. Aber die letzte Erklärung scheint der Uebersetzung potentes in blandiendo, wenig angemessen und würde im Griechischen vielmehr *δυνατῶν τῷ κολακεύειν* erheischen. Rec. versteht die Worte so: *die fähig waren zu schmeicheln*, d. h. *die es über sich gewinnen konnten dem Alcibiades zu schmeicheln.* — I, 2, 36. in dem Satze *Ναὶ τά γε τοιαῦτα, ἔφη ὁ Χαρικλῆς. ἀλλά τοι σύ γε, ὦ Σώκρατες, εἰωθας εἰδώς, πῶς ἔχει, τὰ πλεῖστα ἐρωτᾶν* ist *ἀλλά τοι* durch veruntamen übersetzt. Dieses pafst aber nicht ordentlich und würde Griechisch vielmehr *οὐ μὴν ἀλλά, οὐ μέντοι ἀλλά* u. a. heifsen. Deutsch würden wir sagen: *aber du pflegst ja, o Sokrates.* Deshalb sollte auch *τοί* nicht sowohl eine particula restrictiva, als eine particula confirmandi genannt sein, was auch aus den von dem Herausgeber hinzugefügten Worten *aber gewifs* erhellt. Derselbe Ausdruck einer particulae restrictivae kehrt auch anderwärts von *τοί* wieder, wo aus den hinzugesetzten Erläuterungen klar ist, dafs dieser Ausdruck wenig passend ist. So §. 46. Daraus ist auch die Uebersetzung von *τοι* durch quidem I, 6, 11. zu erklären, die Rec. für unstatthaft halten mufs, da ego quidem nicht *ἐγώ τοι*, sondern *ἔγωγε* und in einem andern Sinne *ἐγὼ μέν* heifst. — In der wegen *τοί* eben gelegentlich erwähnten Stelle *Μάλα τοι, φάναι τὸν Περικλέα, ὦ Ἀλκιβιάδη· καὶ ἡμεῖς, τηλικοῦτοι ὄντες, δεινοὶ τὰ τοιαῦτα ἦμεν* verwirft der Herausgeber die Interpunction Sauppe's, der nach *Ἀλκιβ.* ein blofses Comma gesetzt hat, aus den beiden Gründen, weil 1) eine Antwort auf die Frage des Alcibiades nothwendig scheine, 2) *μάλα* von *δεινοί* zu weit getrennt sei. Das Erste kann Rec. nicht zugeben. Pericles will offenbar nicht bejahen, was ihn unser Herausgeber bejahen läfst, *ὅτι, ὅσα τὸ πᾶν πλῆθος κρατοῦν τῶν τὰ χρήματα ἐχόντων γράφει μὴ πεῖσαν, βίᾳ μᾶλλον ἢ νόμος ἂν εἴη*, welche Behauptung dem Volksführer gewifs sehr übel ausgelegt worden war. Also in die Enge getrieben bricht er die Unterredung mit den stolzen Worten ab: *Als ich noch ein Jüngling war, da war auch ich in dergleichen Dingen stark.* Dafs der zweite Grund aber nichts bedeute, hat Sauppe gezeigt, und räumt unser Herausgeber selbst durch das folgende Zugeständnifs, adverbia *μάλα, μᾶλλον, πάνυ, πολύ* saepe pluribus vocabulis ab adjectivo vel adverbio suo dirimi, ein. Der Interpunction des Herausgebers steht aufserdem, dafs, wie bemerkt, Pericles die Frage nicht füglich bejahen kann,

Digitized by Google

auch καὶ ἡμεῖς entgegen; denn wenn in diesen Worten καὶ durch *auch* übersetzt wird, wie es unser Herausgeber thut, so fehlt eine Bindepartikel, wenn durch *und*, so fehlt *auch*. — In der bald folgenden Anmerkung zu ὅτι δεινότατος σαυτοῦ ταῦτα ᾔσθα ist der Unterschied der Lesearten δεινότατος und δεινότερος nicht klar aus einander gesetzt; denn quum te ipse in his studiis superabas und quum ... temet ipse vincebas können doch wohl dasselbe bedeuten. Wie also zu dem zweiten Satze plus quam nunc valebas zur Erläuterung hinzugefügt ist, so hätte dieses auch bei dem ersten Satze geschehen sollen, und wie zu δεινότατος σαυτοῦ auf Matthiae verwiesen ist, so war dieses auch bei δεινότερος zu thun. — I, 2, 52. zu ὥστε μηδαμοῦ εἶναι heifst es, man solle nicht τόπου, sondern λόγου oder τιμήματος ergänzen, wie in πολλοῦ, ὀλίγου εἶναι. Aber in μηδαμοῦ ist jede Ellipse unstatthaft, weil es in attischer Prosa nur Adverbium ist, da μηδαμός mit allen seinen Casus in ihr nicht vorkommt. In πολλοῦ und ὀλίγου aber kann, wenn irgend etwas, wenigstens nicht λόγου, sondern nur τιμήματος ergänzt werden, wie die Analogie anderer Wendungen zeigt. — Zu I, 2, 54., wo der Herausgeber ἐξενέγκαντες bei den Attikern rechtfertigt, hat er bei den Beispielen den Unterschied der Modi dieses Verbums nicht beachtet, und daher auch Formen hinzugefügt, in denen der Gebrauch des ersten Aoristus bei den Attikern allgemein anerkannt, ja dieser ihnen sogar ausschliefsend beigelegt wird, wie ἤνεγκαν und ἐνεγκάτω. S. Buttm. Ausf. Gramm. Dieselbe Ausstellung ist bei der Anmerkung zu ἅλλομαι I, 3, 9. zu machen, wo durch ἅλοιτο das ἥλοντο der Anabasis (V, 9, 5.) keinesweges genügend gesichert ist. — I, 2, 59. in den Worten ἀλλ' ἔφη δεῖν τοὺς μήτε λόγῳ μήτ' ἔργῳ ὠφελίμους ὄντας, μήτε στρατεύματι μήτε πόλει μήτε αὐτῷ τῷ δήμῳ, εἴ τι δέοι, βοηθεῖν ἱκανοὺς, ... κωλύεσθαι möchte Rec., da vor μήτε στρατεύμ. eine Bindepartikel vermifst wird, Ernesti's Conjectur καὶ μήτε aber unwahrscheinlich ist, μηδὲ στρατεύμ. lesen. — I, 3, 1. dürfte der angenommene Unterschied von οὕτως und οὕτω vor Consonanten wohl nicht sicherer sein als der oben besprochene von ἀνδρία und ἀνδρεία. Denn da das s mobile zunächst aus euphonischen Gründen angenommen worden ist, wie sich aus dem bei den meisten Schriftstellern festen Gebrauche desselben vor Vocalen ergibt, so wird die Anwendung und Nichtanwendung desselben vor Consonanten auch wohl zunächst von Gründen des Wohlklanges abgehangen haben, die aber in den einzelnen Fällen aufzuspüren wohl eben so unmöglich sein wird, als zu zeigen, warum die Lateiner in allen einzelnen Fällen vor Consonanten a oder ab gesagt haben. — Zu I, 3, 3., wo die Worte lauten: Ἐπαινέτης δ' ἦν καὶ τοῦ ἔπους τούτου· κἀδ δύναμιν δ' ἔρδειν ἱέρ' ἀθανάτοισι θεοῖσιν· καὶ πρὸς φίλους δὲ καὶ ξένους καὶ πρὸς τὴν ἄλλην δίαιταν καλὴν ἔφη παραίνεσιν εἶναι τὴν κἀδ δύναμιν ἔρδειν, behauptet der Herausgeber, in καὶ πρὸς φίλους δέ hätten die Partikeln καὶ — δέ nicht den gewöhnlichen, von ihm zu I, 1, 3. erläuterten Gebrauch, sondern καί entspräche dem folgenden καί vor καὶ πρὸς τὴν ἄλλην δίαιταν, und hätte mit der Partikel δέ nichts gemein. Dafs dieses aber unrichtig ist, ergiebt sich daraus, dafs dieser Satz mit dem vorhergehenden unmöglich durch das blofse δέ, *aber*, verknüpft werden kann, sondern *und auch* erforderlich ist. Man verdeutsche also: *und auch in Bezug auf Freunde und Gastfreunde und in Bezug auf die übrige Lebensweise.* — I, 3, 10. sieht Rec. nicht ein, wie τί δή in den Worten καὶ τί δή, ἔφη ὁ Ξενοφῶν, ἰδὼν ποιοῦντα τοιαῦτα κατέγνωκας αὐτοῦ durch quidum soll übersetzt werden können, da τί doch von ποιοῦντα abhängig sein und also mit δή quid tandem heifsen mufs. Einige Zeilen darauf in den Worten εἰ μέντοι, ἔφη ὁ Ξενοφῶν, τοιοῦτόν ἐστι τὸ ῥιψοκίνδυνον ἔργον will der Herausgeber erklären, warum der Artikel beim Prädikat stehe; allein aus dem Fehlen des Artikels bei τοιοῦτον erhellt, dafs dieses vielmehr das Prädikat, τὸ ῥιψ. ἔργ. das Subject, und folglich zu übersetzen ist: *wenn die halsbrechende Sache (von der du sprichst) von solcher Art ist.* — Zu Anfang der Inhaltsanzeige von Cap. 4. heifst es: Quod nonnulli credunt Socratem exhortatum quidem fuisse (vielmehr esse) ad virtutem, sed non perduxisse. Aber §. 1. wird προαγαγεῖν gegen die Conjectur προσαγαγεῖν so gerechtfertigt, dafs dieses perducere, jenes aber viam monstrare bedeute, was hier sehr passend sei. Es stehet also die Inhaltsangabe mit dieser Rechtfertigung im Widerspruch. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Xenophontis opera omnia recensita et commentariis instructa. Vol. II. Continens de Socrate Commentarios ed. Raphael Kühner.

(Schlufs.)

Zu I, 4, 7. billigt Hr. Kühner die Vermuthung von Weiske, dafs *ἀμέλει* nicht ursprünglich Imperativ, sondern wahres Adverbium und *ἀμελεί* zu betonen sei, wie *ἀμαχί, ἀμοχθεί*. Allein diese sind von den Substantiven *μάχη* und *μόχθος* abgeleitet; ein Substantivum *μέλος* in der Bedeutung *Sorge* aber gibt es nicht, folglich auch kein *ἀμελεί*, confidenter. Uebrigens wird auch die gewöhnliche Erklärung durch das Feststehen des Accentes geschützt. — Zu I, 4, 10. *οὗτοι* ist bemerkt: „*at certe non.* Vis adversativa latet in negatione." Wie dieses möglich sein soll, gesteht Rec. nicht zu begreifen. Von *τοί* gilt das oben Erinnerte. — §. 11. hat der Herausg. aus Conjectur *οἷς* in dem Satze *Ἡ δὲ ὀρθότης καὶ προορᾷν (ἄνθρωπον) πλεῖον ποιεῖ δύνασθαι, καὶ τὰ ὑπερθεν μᾶλλον θεᾶσθαι, καὶ ἧττον κακοπαθεῖν, καὶ ὄψιν καὶ ἀκοὴν καὶ στόμα ἐνεποίησαν* vor *καὶ ὄψιν* eingefügt, während Andere ungefähr denselben Sinn durch die Conjecturen *ἄνω ἐποίησαν* und *ἄνωθεν ἐποίησαν* statt *ἐνεποίησαν* zu erlangen gesucht haben. Der Herausg. räumt zwar ein, der so entstehende Gedanke enthalte eine Schwierigkeit, da nicht einzusehen sei, was die aufrechte Gestalt des Menschen dazu beitragen solle, dafs die genannten Theile des Körpers weniger Schaden litten. Er beruhigt sich jedoch hierüber mit den Worten: At interpretis non est, quaecumque minus recte a veteribus scriptoribus dicta videntur, eiicere vel corrigere. Rec. würde einstimmig sein, wenn es sich von einem durch die Handschriften feststehenden schiefen Gedanken handelte. Aber so wenig man diesen übereilt verdrängen, so wenig darf man einen erst durch blofse Muthmafsung hineintragen, wenn sich nicht wenigstens darthuen läfst, dafs derselbe Schriftsteller oder andere ihm nach Zeit und Verhältnissen ähnliche anderwärts denselben falschen Gedanken ausgesprochen haben. Ehe dieses hier nachgewiesen ist, ist Rec. geneigter die ganzen Worte *καὶ ὄψιν — ἐνεποίησαν* mit Lange und Dindorf für unächt zu halten. Wenn ein Leser nicht darauf achtete, dafs Xenophon hier nur die Vorzüge der Menschen vor den Thieren erwähnen will, so konnte er leicht unter den Dingen, durch welche die Götter den Menschen ihre Fürsorge bewiesen, neben der aufrechten Stellung auch *ὄψιν καὶ ἀκοὴν καὶ στόμα* nennen zu müssen glauben. — I, 4, 17. in dem Satze *Οἴεσθαι οὖν χρὴ καὶ τὴν ἐν παντὶ φρόνησιν τὰ πάντα, ὅπως ἂν αὐτῇ ἡδὺ ᾖ, οὕτω τίθεσθαι* ist die Lesart *ἐν παντί* durch die citirten Stellen Cyr. I, 6, 27. II, 2, 22. VII, 5, 61. wenig gerechtfertigt, da in ihnen *ἐν παντί in jeder Beziehung, in jeder Rücksicht* bedeutet. Eben so wenig war §. 18. in den Worten *γνώσῃ τὸ θεῖον, ὅτι τοσοῦτον καὶ τοιοῦτόν ἐστιν, ὥςθ' ἅμα πάντα ὁρᾷν, καὶ πάντα ἀκούειν, καὶ πανταχοῦ παρεῖναι, καὶ ἅμα πάντων ἐπιμελεῖσθαι αὐτούς* zur Rechtfertigung von *αὐτούς* die Stelle Cyr. I, 3, 15. *πειράσομαι τῷ κάππῳ ἀγαθῶν ἱππέων κράτιστος ὢν ἱππεὺς συμμαχεῖν αὐτῷ* anzuführen, da in dieser *αὐτός* in demselben Satze mit seinem Substantivum, hier aber in einem andern steht. Es war hier vielmehr zu erinnern, dafs die Griechen bisweilen auch da, wo der abhängige Satz ein gleiches Subject mit dem Hauptsatze hat, den Subjectsaccusativ zusetzen. — Zu I, 5, 1. wird über *τοὺς πολεμίους κρατῆσαι* bemerkt: „Gravius est quam *τῶν πολεμίων, κρ.*, quod est *vincere* hostes, quum alterum significet *subigere.*" Dafs dieses unrichtig ist, ergiebt sich aus einer Menge Stellen des Thucydides, z. B. II, 26. *καὶ ἐν Ἀλόπῃ τοὺς βοηθήσαντας Λοκρῶν μάχῃ ἐκράτησεν.* I, 108. *Σικυωνίους ἐν ἀποβάσει τῆς γῆς μάχῃ ἐκράτησαν.* I, 111. *καὶ ἀποβάντες Σικυωνίων τοὺς προσμίξαντας μάχῃ ἐκράτησαν.* Die opuntischen Lokrer sind im peloponnesischen Kriege nie von den Athenern unterjocht worden, und

Digitized by Google

dafs I, 108. nicht von einer Unterjochung der Sicyonier die Rede sein kann, ergiebt sich daraus klar, dafs III dieselben wieder geschlagen werden. Auch würde der Unterschied des Genitivs und Accusativs so gefafst alles Grundes entbehren. Vielmehr heifst κρατεῖν mit dem Accusativ nach der Analogie von νικᾶν *besiegen*, mit dem Genitiv *beherrschen, in seiner Gewalt haben*, und im Aorist *in seine Gewalt bekommen*, wie oft bei Thucydides κρατῆσαι τῶν ναυαγίων und τῶν Ἐννέα ὁδῶν ἐκράτησαν I, 100., κρατήσαντες τοῦ ἐν Δελφοῖς ἱεροῦ I, 112. u. s. w. Es kann daher eher mit dem Genitiv als mit dem Accusativ in einigen Stellen ungenau durch subigere übersetzt werden. — In dem, was zu I, 5, 2. über τοιοῦτος und ὁ τοιοῦτος gesagt ist, findet sich die Stelle §. 4. nicht beachtet: Ἐν συνουσίᾳ δὲ τίς ἂν ἡσθείη τῷ τοιούτῳ, ὃν εἰδείη τῷ ὄψῳ ... χαίροντα, wo ὁ τοιοῦτος nicht einen schon bekannten, sondern einen, der erst durch den hinzutretenden relativen Satz näher geschildert wird, bezeichnet. In unserer Stelle aber läfst sich, was unser Herausg. leugnet, τὸν τοιοῦτον in den Worten διάκονον δὲ καὶ ἀγοραστὴν (τὸν) τοιοῦτον ἐθελήσαιμεν ἂν προῖκα λαβεῖν; gleichfalls vertheidigen, wenn man es nur nicht als Attribut von διάκονον καὶ ἀγοραστήν, sondern diese Wörter als Factitive fafst, *einen solchen* (den vorher genannten ἀκρατής) *zum Diener und Einkäufer zu nehmen.* — Zu I, 6, 11. in dem Satze Ὦ Σώκρατες, ἐγώ τοι σὲ μὲν δίκαιον νομίζω, σοφὸν δὲ οὐδ' ὁπωστιοῦν, hat der Herausg. die Lesart der Handschrift F. σὲ δίκαιον μέν, die er selbst elegantissimam nennt, als eine Aenderung eines homo emunctioris naris (diese poetische Floskel wäre besser nicht gebraucht, wenigstens aber sollte nicht ein Comparativ emunctior gebildet sein) deshalb verschmäht, weil auch sonst selbst die sorgsamsten attischen Schriftsteller in der Stellung der Partikeln μέν und δέ nicht immer die Concinnität sorgsam beobachteten. Aber dieses bezieht sich entweder auf die Stellung dieser Partikeln nach Artikeln und Präpositionen, wie ἐν μὲν πόλει ... ἐν ἀγροῖς δέ, οἱ μὲν καλοὶ ... οἱ δ' ἀγαθοί, oder es sind Anacoluthien, die durch Veränderung der Rede im 2ten Gliede bewirkt werden, wie wenn Thucydides I, 38. schreibt Καλὸν δ' ἦν, εἰ καὶ ἡμαρτάνομέν τι, τοῖςδε μὲν εἶξαι τῇ ἡμετέρᾳ ὀργῇ, ἡμῖν δὲ αἰσχρὸν βιάσασθαι τὴν τούτων μετριότητα, wo er offenbar ursprünglich fortfahren wollte ἡμῖν δὲ μὴ βιάσασθαι τ. τ. μ. Hier aber kann Antiphon vom Anfange an nicht die Absicht haben den Sokrates andern, die er nicht für gerecht hielte, entgegen zu setzen. — I, 7, 1. hat der Herausg. nach Sauppe's Vorgange die Lesart ὡς οὐκ εὖη καλλίων ὁδὸς ἐπ' εὐδοξίᾳ statt ἐπ' εὐδοξίαν beibehalten. In der Anmerkung zu I, 3, 11. beruft er sich darauf, dafs ἐπί nicht selten bei den Verbis der Bewegung zur Bezeichnung des Zweckes dieser mit dem Dativ verbunden werde. Aber daraus, dafs man richtig sagt ἐκπέμπειν τινὰ ἐπὶ κατασκοπῇ, vielleicht auch ἐξιέναι ἐπὶ θήρᾳ, (wiewohl die Stelle de Venat. VI, 5. wegen der vielen entgegengesetzten der Cyropädie leicht verdorben sein kann,) scheint noch eben so wenig die Richtigkeit von ὁδὸς ἐπ' εὐδοξίᾳ zu folgen, als man etwa im Deutschen wegen der Wendung *einen des Kundschaftens wegen aussenden* sagen würde: *es sei kein schönerer Weg der Glückseligkeit wegen.* Ὁδὸς ἐπί τι, via ferens ad al., ist nämlich im eigentlichen Sinne eine so unzählige Male vorkommende Wendung, dafs es sehr unwahrscheinlich ist, es sei im bildlichen Sinne dafür ὁδὸς ἐπί τινι gesagt worden. Bei Xenophon wenigstens steht ὁδὸς ἐπὶ τὸ κατασκευάζεσθαί τι Anab. II, 6, 22., ὁδὸς ἐπὶ τὸ φιλεῖσθαι Cyr. I, 6, 24.

Rec. bricht hier in der Prüfung einzelner Stellen ab, um nicht zu vielen Raum in diesen Blättern in Anspruch zu nehmen. Er bemerkt nun zunächst noch, dafs aufser einem Index Graecus drei schätzenswerthe Excurse, 1) De formis γίγνομαι et γίνομαι, γιγνώσκω et γινώσκω, 2) De forma secundae personae (singularis) praesentis et futuri medii et passivi ει et η, 3) de duplici scriptura vocabuli ΟΥΚΟΥΝ, οὐκοῦν et οὔκουν, angehängt sind. In dem ersten findet sich S. 483 eine kleine Polemik gegen den Rec., welche diesen noch einige Worte zu seiner Rechtfertigung hinzusetzen veranlafst. Hr. Kühner sagt nämlich, er müsse sich über das von Rec. in der Vorrede zur Cyropaedie S. XXXV über die Formen γίνομαι und γίγνομαι, γινώσκω und γιγνώσκω ausgesprochene Urtheil wundern; denn die Formen mit γ wären bei Xenophon fast in allen Stellen durch die Handschriften weit besser bewährt. Zum Beweise wolle der Herausg. das 1ste Buch der Cyropädie durchgehen. Und was ist das Resultat dieser Prüfung? Dafs von 10 in Betreff des ersten Verbums angeführten Stellen in 8 je drei bis vier oder mehr der besten Handschriften γίνομαι, in 2 dagegen, so weit aus dem Stillschweigen ein sicherer Schlufs zu ziehen ist, alle γίγνομαι, von 7 für das 2te Verbum angeführten in 6 die grofse Mehrzahl der guten Handschriften und zum Theil

Digitized by Google

alle γινώσκω, in 1 alle stillschweigend γιγνώσκω lesen. Könnte also Rec. nicht schon nach dieser Entwickelung des Herausg. mit Recht, wenigstens in Bezug auf die Cyropaedie, schreiben, dafs beim Xenophon, das heifst natürlich nicht in den gewöhnlichen Ausgaben, sondern in den besten Handschriften gewöhnlich γνώσκω und γίνομαι geschrieben stehe, bisweilen aber auch das γ sich finde? Noch günstiger aber würde sich das Verhältnifs für Rec. stellen, wenn der Herausg. *alle* Stellen des 1sten Buches, in welchen jene Verba vorkommen, verglichen hätte. So vermifste Rec. bei nur gelegentlichem Nachschlagen I, 6, 2., wo γινώσκων Guelf. Brem. Vat. A. B., und I, 6, 14., wo γίνεται oder γίνονται Vat. A. B. Med. marg. Vict. lesen. In der Anabasis gestaltet sich das Verhältnifs freilich anders, wie in der Vorrede S. XLIII gezeigt ist. Im 2ten Excurse hat der Herausg. S. 488 bei Anführung der Stellen aus der Cyropaedie ἀπολῇ I, 3, 18. vergessen, was um so weniger geschehen durfte, da einige, die den Gebrauch des η in den barytonirten Formen bei den Attikern zulassen, wenigstens in den circumflectirten α verlangen.

Die Latinität des Herausg. ist von einigen Flecken des Notenlateins nicht frei. Aufser einigem, was schon oben gelegentlich angedeutet worden ist, bemerkt Rec. zuerst die Indicative einer längern Stelle S. 23 nach dem Satze: Sed ridicula sunt quae paulo post de illius daemonii vi narrantur, nach welchem fortgefahren wird: Nimirum Socrates quondam cum amicis in Andocidis domum ire voluit u. s. w., offenbar statt der Infinitivconstruction. Von einzelnen Ausdrücken waren z. B. zu vermeiden dignum Socratem esse morte *de civitate* S. 39 Col. 2., sepeliri curarent S. 57 (welches Krebs, wiewohl zu stark, unlateinisch nennt), das S. 65 und mehrmals vorkommende abiudicare alicui statt ab al., desumptus S. 74 in dem Sinne von depromptus, repetitus, S. 132 invicem sibi respondere, wo wenigstens sibi fehlen sollte, ebendaselbst Col. 2. zu Ende denotare in dem Sinne von *bedeuten*, S. 134 Col. 2. zu Ende notatio statt notatio, *Bedeutung*, u. a. m. Sehr liebt der Herausg. wenig oder nicht gebräuchliche Wörter auf ivus, als affirmativus, auctivus, restrictivus, für welche in der Regel der Genitiv des Gerundii oder das Participium vollkommen ausreicht. Selbst der Plural ist mehrmals lieber mit Gellius plurativus als mit Quintilian pluralis genannt.

Einige bemerkenswerthe Druck- oder Schreibefehler in dem im Ganzen correct gedruckten Werke sind S. 66 Col. 2. Z. 9. v. unt. Cyrop. VII, 5, 19. statt 79.; kurz vorher Contra ibid. statt Contra in Anab., da der Oeconomicus dazwischen erwähnt ist; S. 102. Col. 2. in der Anmerkung zu Ἀλλὰ Σωκράτης γε zu Ende §. 81. statt 61.

Poppo.

V.

Relation d'un voyage dans l'Yémen, entrepris pour le Museum d'histoire naturelle de Paris, par Paul Émile Botta. Paris, 1841 (145 *S.*)

Bei den Alten lag in dem Namen *Arabien* eine ganze Welt von Seligkeiten. Gold, Edelsteine, Weihrauch, Balsam und die köstlichsten Gewürze wurden von dort hergeholt, und man glaubte alle Reichthümer dort einheimisch, obgleich die meisten nur *durch* Arabien von Indien kamen. Ward ganz Arabien schon als ein Land voll köstlicher Güter betrachtet, so ist es besonders *Jemen*, wohin sich die bewundernden Blicke des Alterthums wenden, als auf ein Land das von Reichthümern und Schönheiten überfliefst. Es wurde deshalb das *glückliche Arabien* genannt. Nach der Annahme vieler Gelehrten beruht diese Benennung auf einem Irrthum; اليمن nämlich heifst bei den Arabern *das Land zur rechten Seite*, sowie الشأم für Syrien eigentlich: *das Land zur linken Seite*; das Verbum يمّن heifst aber: 1) auf der rechten Seite sein, und 2) glücklich sein. Letztere Bedeutung nun soll die irrthümliche Benennung *Glückliches Arabien* hervorgerufen haben. Indessen scheint diese Annahme noch sehr einer philologischen Künstelei verdächtig zu sein, da Jemen eben so gut zur Linken der Kaaba wie zur Rechten liegt, und es nur darauf ankömmt von welcher Seite aus, ob von Osten oder von Westen man sich ihr nähert. Dem sei nun wie ihm wolle, so ist doch nicht zu leugnen, dafs Jemen wegen seiner üppigen Vegetation und wegen seiner Lage am Eingang des rothen Meeres, welches ehemals die Handelsstrafse zwischen Indien und dem Abendlande war ein *glückliches* Land ist; jedenfalls aber relativ zum übrigen *wüsten, steinigen und felsigen Arabien* wohl das glückliche Arabien heifsen kann.

In der neuesten Zeit hat Jemen angefangen seine frühere Bedeutsamkeit geltend zu machen. Für die Freunde eines feinen, aromatisch duftenden Kaffee ist es schon Jahrhunderte wieder das Land köstlicher Gewürze; aber auch für den Welthandel tritt es von neuem einflufsreich hervor, seitdem die Engländer, seine Wichtigkeit fühlend, Aden besetzt haben. Kömmt ein Kanal zwischen Suez und dem mittelländischen Meere (nach den gelehrten historischen Nachweisungen und frommen Wünschen *Letronne's* in der Revue des deux mondes) zu Stande, so mufs Jemen unbestritten eines der reichsten Länder werden.

Digitized by Google

Der Verf. des vorliegenden Büchleins hatte, wie er auf dem Titel sagt, den Auftrag vom naturhistorischen Museum zu Paris, in Jemen Pflanzen für die Herbarien dieses Museums zu sammeln. Er hat aber wohl die Rolle gewürdigt, die Jemen vielleicht in wenigen Jahren spielen wird, und hat sich daher nicht nur eine Kenntnifs der dortigen Pflanzen, sondern auch der Städte und Menschen zu verschaffen gesucht. Nachdem er Niebuhr und Burckhardt als diejenigen bezeichnet, welche das Wunderland in seinen Einzelheiten kennen gelehrt haben, behauptet er, dafs diese Männer sich erschöpft haben, Thatsachen scharf zu beobachten und sie genau zu beschreiben, dafs sie aber unterlassen haben ein Gemälde vom Geiste und Charakter der Araber zu entwerfen. „Das Ziel, das ich mir vorgesteckt habe," fährt er dann fort, „war vorzüglich, die Nachrichten dieser Reisenden zu ergänzen. Deshalb bestrebte ich mich, alles zu beschreiben, was Bezug auf den Araber von Jemen hat....."

Diesem Vorsatze gemäfs schilderte Hr. Botta in 12 Capiteln die Sitten der Menschen mit denen er in Berührung kam und die Sitten der Einwohner überhaupt. Die Beschreibung einzelner Städte ist kurz, aber treffend und belehrend. — Er reiste von Djidda ab (wann sagt er nicht) und kam im September 1836 in *Hodeida* an. Die Bevölkerung letzterer Stadt, in welcher bedeutender Handel ist, besteht aus sehr verschiedenen Elementen. Aufser den eingebornen Jemenensern wohnen viele Kaufleute aus *Hadramaut* da, Juden, Armenier und Banianen. Letztere dürfen ihre Frauen nicht nach der Stadt bringen. Von Hodeida reiste er nach *Hais* mit Empfehlungen von Ibrahim Pascha, Neffen Mehmed Ali's, damaligen Gouverneur der Küstenstriche, die in den Händen der Egypter waren. Wie ein guter Franzose sagt Hr. B. dafs man in Jemen sich gern die Herrschaft Mehmed Ali's gefallen läfst, obgleich der Druck seines Handelsmonopols, sowie Bedrückungen unter andern Namen den Einwohnern wenig Spafs machten.

Hais ist eine offene Stadt, ohne weitere Vertheidigungswerke als das Schlofs des Gouverneurs. Es ist hier wenig Handel; aber die Töpferwaaren die da verfertigt werden, sind in ganz Jemen berühmt In der Umgegend botanisirte der Reisende viel und mit Erfolg. In der Nähe ist *Dschebel Ras* wo Affen hausen, und das Schlofs *Maammara*. Hier sah er zum ersten Male die Frucht Cât. Sie kömmt von dem Baume *celastrus edulis*, und hat eine aufregende, leichten Rausch bewirkende Kraft, hält vom Schlafe ab, und stärkt. Courrire laufen oft mehre Tage und Nächte hindurch ohne eine andere Nahrung zu nehmen als die Blätter dieser Pflanze. Auch den Kaffeebaum sah der Reisende hier zum ersten Male.

In jener Gegend fand er auch viele Hyänen und hörte von einem Thiere das von den Einwohnern *Tahesch* genannt wird. Vielleicht kann die Existenz dieses Thieres eine neue Conjectur für das vielgedeutete hebr. תַּחַשׁ bieten, und wir setzen deshalb die Worte des Reisenden her:

„Die Hyänen sind zahlreich, und es scheint daselbst noch eine andere Art von wilden Thieren zu sein, welche die Einwohner *Tahesch* nennen, und an deren Geschichte sie viele Fabeln knüpfen. Nach der mir davon gegebenen Beschreibung mufs das Thier einer gröfsern Gattung von Hyäne angehören. Es zeichnet sich durch schwarzes Oberhaar und eine weifse Brust aus, und es soll so stark sein, dafs es einen Ochsen davontragen kann. Obgleich ich einen bedeutenden Preis für den ausgesetzt habe, der mir ein Tahesch bringen würde, so gelang es mir doch nicht eines zu erhalten. Man hatte eine Kuh deshalb geschlachtet und sie des Nachts als Köder hingelegt; das Thier kam wirklich, aber die Einwohner schossen vergeblich auf dasselbe."

In den Capiteln VII, VIII und IX werden der Berg *Saber*, die Stadt *Taaz*, das Thal Sina und die Kaffeepflanzungen beschrieben. Die Frauen auf dem Gebirge hält Hr. B. für ausgezeichnet schön. Es war ihm vergönnt ihre Gesichter zu beurtheilen, da sie gegen den Gebrauch aller andern muhammedanischen Länder unverschleiert gehn.

Auf dem Kamme des Berges *Saber* ist eine Burg, in die noch kein europäischer Fufs gekommen. Hr. B. drang bis dorthin vor, obgleich die Bewohner des Gebirges ihm den Zutritt verwehren wollten, weil, nach ihrer Vorstellung, dort Schätze vergraben liegen Erst nach langem Wortwechsel, und aus Furcht vor dem Scheich Hassan der den Reisenden schützte gestatteten sie das Besteigen des Berges unter der Bedingung, dafs zwei von den Ihrigen ihn begleiten und stets bewachen sollen. Auf der Burg angekommen hatte er kaum Zeit einige Pflanzen in den Ruinen zu sammeln; die ängstlichen Einwohner gaben ihm zu verstehn, dafs er machen soll, dafs er fortkomme. Das Schlofs heifst *Hosn-el-Arus* (*Brautburg*) und scheint vor dem Islamismus gebaut zu sein. Der Umfang der Mauern die durch Thürme befestigt sind, ist bedeutend. An den Brustwehren finden sich mehre Brunnengruben, wohin kein Araber steigt, weil nach der Sage darin die Schätze bewachenden Geister sind. Wahrscheinlich sind es Eingänge zu unterirdischen Magazinen. In der Nähe sind andere kleinere Burgen dieser Art, welche die Araber „*Töchter der Braut*" nennen.

Im 11. Cap. sagt der Reisende von *Mocha*, wohin er fieberkrank von seinen Excursionen kam: „Diese Stadt hat jetzt sehr viel von ihrer alten Wichtigkeit verloren. Die Bürgerkriege, welche Jemen zerrissen, das allgemeine Elend, welches daraus folgte, verbunden mit dem Monopol, womit der Pascha von Egypten den Kaffeehandel drückt, haben die Betriebsamkeit der Einwohner gelähmt. Indessen wird trotz der Rivalität der Stadt *Hodeida* noch starker Handel mit Kaffee hier getrieben, und Mocha ist doch der erste Stapelplatz dieses Artikels und der indischen und afrikanischen Produkte. Ich kann diese Stadt nicht näher beschreiben, ich kenne auch fast nur ihre ungesunde Luft und ihr abscheuliches Wasser, beides von den sumpfigen und salzigen Umgebungen herrührend. Ich eilte nach einer dreimonatlichen Krankheit hinweg um in *Hodeida*, wo das Clima weniger verderblich ist, meine Gesundheit herzustellen."

Im 12. Cap. giebt Hr. B. considerations générales über die Natur des *Tehama*, des rothen Meeres, der Gebirge, über die Bevölkerung, Sprache Jemens und über den Unterschied zwischen diesem Lande und dem übrigen Arabien. Diese Schlufsbemerkungen sowohl wie die Beobachtungen und Urtheile in den vorhergehenden Capiteln werden gewifs nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der Freunde der Länder- und Völkerkunde auf's Lehrreichste zu fesseln. Der Reisebericht zeichnet sich ohne dies sehr vortheilhaft von so vielen andern Reisebeschreibungen der neuern Zeit aus. Hat Hr. B. etwa salbungsvolle Worte der Andacht an heiligen Stätten gegirrt, heifse Thränen vergossen und seine Herzensergiefsungen nachher in der Tasche der Frommen und Nichtfrommen zu Gelde gemacht? Hat er etwa schamlos die Gastfreundschaft mifsbraucht, und die Familien und Gesellschaften, die ihn freundlich aufgenommen, durch Spöttereien, die beim Haufen empfehlen, belohnt? Oder hat er nur über den Appetit seines lieben Ich's, über die sämmtlichen Neigungen und Abneigungen seines Gaumens belehren wollen; erzählt er uns wie und wo er gezecht und läfst uns nachher die Zeche bezahlen? Nein! Hr. B. enthüllt uns nicht die Mysterien der Küche, führt uns auch nicht in das sogenannte Herzenskämmerlein, und verleumdet nicht; er beobachtet und beschreibt verständig. Seinem geistvollen Landsmann *Fulgence Fresnel*, der so viel für die Aufklärung Arabiens und seiner Stämme in der neuesten Zeit gethan, steht er würdig zur Seite. Gewonnen würde das Werkchen aber auch haben, wenn der Verf. etwas mehr von seiner botanischen Ernte hier dargeboten hätte. Wahrscheinlich will er im Auftrag seiner Committenten die Flora Jemens später als volles Bouquet herausgeben und jetzt nicht die Blumen vereinzeln. Auch die geographische Genauigkeit bei Beschreibung der Oerter hätte erhöht werden können.

F. Lebrecht.

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

VI.

1. *De Justini Martyris scriptis et doctrina. Commentatio in certamine literario civium Academiae Jenensis die V. Sept. MDCCCXL praemio Principum munificentia proposito publice ornata. Scripsit Ioa. Carol. Theod. Otto. Jenae, MDCCCXLI. VIII. u.* 199 S.
2. *Justin der Märtyrer. Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie von Carl Semisch. Erster Theil. Breslau,* 1840. *XII. u.* 228 S.

Es ist ein schönes Zeichen unserer Zeit, dafs die Theologie, nicht geblendet durch den Scharfsinn, der auf die Umgestaltung der Dogmatik gewendet wird, den Blick auf die bedeutsamen Erscheinungen der alten Kirche oft zurückwendet und die Höhe der theologischen Bildung derselben zu messen unternimmt. War diese gleich in Rücksicht der Schärfe und Präcision des wissenschaftlichen Ausdrucks bedeutend von der unsrigen verschieden; hatte sie gleich die Gewandtheit und Beweglichkeit in dem abstracten Elemente des Denkens in Vergleich mit uns nur in geringem Mafse: so war sie doch theils durch die Begeisterung, welche die Erkentnifs des unendlichen Inhaltes des Christenthums entzündete, theils und besonders durch die Gedankenfülle, mit welcher manche eminente Talente das dogmatische Material durchdrangen, endlich auch durch die Vertrautheit mit den eigenthümlichen Verhältnissen des heidnischen und jüdischen Lebens, wahrhaft *ausgezeichnet*. Gar manche wissenschaftliche Constructionen und Ansichten, welche die neuere Zeit selbst gefunden und dargestellt zu haben sich anmafst, wird man dem Wesen nach bei älteren Kirchenlehrern, und zwar manchmal in so schöner Form angedeutet finden, dafs die Originalität des modernen theologischen Bewufstseins nicht so sehr gepriesen werden kann, wie oft geschieht. Ein solches unbeschränktes Lob der Gegenwart und ihrer Bildung kann nur von solchen ausgehen, deren Kenntnifs nicht weiter reicht, als jene selbst. Und wie nur diejenigen die *Religion* als eine unvollkommene Gestalt des sich entwickelnden Geistes zu betrachten im Stande sind, welche niemals sie und ihre Mysterien in das Selbstbewufstsein aufgenommen: so vermögen auch nur diejenigen die *Dogmengeschichte*, wie noch neuerlich geschehen, eine Geschichte des von Gott entfremdeten Gedankens zu nennen, deren Studium derselben sich auf das Blättern in antiquirten Compendien beschränkt hat. Der Tiefsinn der alten Kirchenlehrer ist vielmehr grofs genug, um das angestrengteste Forschen und namentlich monographische Darstellungen derselben zu rechtfertigen.

In diesem Sinne zeigt Rec. mit Freuden das Erscheinen zweier Schriften an, welche die Bedeutung *Justin's des Märtyrers* zu würdigen versuchen, eines Mannes, der sowohl durch Ausbildung und Entwickelung mancher dogmatischen Lehren, als durch seine praktische Wirksamkeit als *Apologet* und seine Wichtigkeit für die Geschichte des neutestamentlichen Kanons unter den Kirchenlehrern des zweiten Jahrhunderts den ersten Rang einnimmt. Die Vergleichung derselben unter einander scheint Recensenten dadurch erleichtert zu werden, dafs er, soweit sie gleiche Materien behandeln, stets auf beide Rücksicht nimmt und so das Uebergewicht der einen über die andere zu entscheiden sucht.

Hr. Otto zerlegt seine Monographie, welche den Gegenstand vollständig abschliefst, in zwei Theile, von denen der erstere p. 10—71 *De libris, qui Justini nomen prae se ferunt*, der zweite *De Justini decretis philosophico-theologicis* handelt, während die Introductio p. 1—10 *De Justino Martyre in univer-*

Digitized by Google

sum (d. h. eigentlich nur über sein *Leben*) sich verbreitet. Auf ähnliche Weise theilt Hr. Semisch ein, indem er im ersten Haupttheile *das Leben Justin's* erzählt, im zweiten die *Schriften desselben* würdigt, im dritten *eine allgemeine Charakteristik Justin's* versucht, der vierte dagegen (oder der noch nicht erschienene *zweite* Band) sich ausschliefslich mit dessen *Lehre* beschäftigen wird (Vorwort p. IX).

Diese Eintheilung möchte — mit Ausnahme der Stellung, welche bei Hrn. *Otto* die Capitel: II. Ejus doctrina de Logo, III. de religionis christianae veritate, IV. de scriptura sacra in der Sectio I. de philosophia et theologia universe spectata einnehmen (warum sollen diese nicht in die Behandlung der *einzelnen* Dogmen aufgenommen werden, da es doch eben solche sind?) — im Ganzen tadellos sein, da sie mit desto gröfserem Rechte eine kritische Untersuchung über Justin's Schriften der Würdigung seiner Lehre vorangehen läfst, je streitiger in neueren Zeiten *) die Aechtheit mancher unter ihnen geworden ist. Nur auf diese Weise kann eine genetische Construction seines Systemes **) gelingen, da ja manche Elemente desselben entweder sich ineinander fügen oder sich widersprechen werden, je nachdem die Aechtheit oder Unächtheit der einen oder andern Schrift angenommen wird. Wird letztere bei manchen erwiesen, so ist es möglich, ein wohl gegliedertes in allen Artikeln mit sich einstimmiges (wenn auch durch einige Stellen selbst in den ächten Schriften durch manche Modificationen temperirtes) System zu gewinnen, während der, welcher die Vertheidigung der meisten diesem Kirchenlehrer zugeschriebenen Werke unternimmt, eine sich in vielen Punkten durchaus widersprechende Lehre anzunehmen gezwungen ist. Deshalb ist die grofse Sorgfalt, welche Hr. *Semisch* auf die kritische Sichtung der Schriften Justin's verwendet, ein Beweis, wie gründlich er seine Monographie angelegt, und wie sehr er immer das Hauptziel bei allen einzelnen oft kleinlichen Untersuchungen im Auge behält. Im Ganzen ist Rec. rücksichtlich der kritischen Resultate einverstanden, nämlich dafs nur die *beiden Apologieen*, der *Dialog* mit *Tryphon*, die *Mahnrede an die Griechen* (λόγος παραινετικὸς πρὸς Ἕλληνας) und das *Bruchstück über die Auferstehung* als ächte Schriften übrig bleibleiben, während Hr. *Otto* auch den kurzen λόγος πρὸς Ἕλληνας, die Abhandlung περὶ μοναρχίας und die ἐπιστολὴ πρὸς Διόγνητον dem Justin zuschreibt, und die Widersprüche, in welche er sich dadurch verwickelt, durch sein apologetisches Interesse verleitet übersieht.

Prüfen wir demnach zuerst die Erörterungen, in welchen zwischen den Herrn Verfassern keine Differenz

*) Rec. erinnert nur an *Herbig*: Commentatio critica de scriptis, quae sub nomine Justini M. circumferuntur, *Arendt*: Kritische Untersuchungen über die Schriften Justin's des Märtyrers. Tübinger theol. Quartalschrift 1834. Heft 2.

**) Was die Darstellung seines Lebens betrifft, so stimmen hier Hr. Otto und Hr. Semisch zusammen; aber während der Erstere fast nur einen kurzen Auszug aus den Erörterungen, welche Tillémont, Cave u. s. w. gegeben, uns liefert, hat der Letztere in einer zu wortreichen, mit zu vielen Reflexionen durchwebten Darstellung p. 5—55 den Gegenstand fast in allen Einzelheiten erschöpft. Als Ort, wo Justin zum Christenthume übergetreten, wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit *Ephesus* angenommen, indem aus der Stelle Dialog. cum Tryphone Judaeo c. III. p. 103: καὶ δὴ νεωστὶ ἐπιδημήσαντι τῇ ἡμετέρᾳ πόλει συνετῷ ἀνδρὶ καὶ προύχοντι ἐν τοῖς Πλατωνικοῖς συνδιέτριβον ὡς τὰ μάλιστα καὶ προέκοπτον κ. τ. λ. und zwar aus den Worten τῇ ἡμετέρᾳ πόλει geschlossen wird, diese beziehen sich sowohl auf Justin als auf den Juden Tryphon d. h. auf die Stadt, wo sie eben das Gespräch hielten, nämlich in Ephesus, — wie schon *Bretschneider* Probabilia p. 191 vermuthet hatte. — Das Jahr seines Uebertritts zu bestimmen unterläfst der Hr. Verf. mit Recht, da solche sogenannte Bestimmungen nichts als Vermuthungen sind. Was aber die Art und Weise seiner Bekehrung, nämlich durch einen ihm plötzlich erscheinenden Greis, betrifft, deren Erzählung man in neueren Zeiten als leere Fiction von Seiten Justin's angegriffen hat, so giebt zwar Rec. Hrn. Semisch zu, dafs der frühere platonische Philosoph durch das Zusammentreffen mit demselben zum Christenthum überzutreten veranlafst wurde, kann aber nicht leugnen, dafs ihm das Ganze ausgemalt und rhetorisch umgebildet zu sein scheint und durch Berufung auf das Martyrologium (dessen Glaubwürdigkeit Hr. Semisch p. 16 vertheidigt) nicht wahrscheinlicher wird. Wäre jener Greis wirklich eine historische Person, so wäre bei ihm dieselbe genaue Kenntnifs der griechischen Philosophieen wie bei Justin vorauszusetzen. Auch ist auffallend, dafs derselbe gerade *die* Weltanschauung, *die* Ansicht über das Verhältnifs der vorchristlichen zur christlichen Zeit ausspricht, welche jenem Kirchenlehrer eigenthümlich ist, so dafs man in Versuchung kommt, die Gestalt dieses Greises, *wie er hier erscheint*, nur für eine ideale Figur zur Belebung der Darstellung zu halten. — Sonst ist, wie gesagt, dieser ganze Abschnitt sehr zu loben, ob er gleich an einem gewissen *Ueberflusse* nicht zur Sache gehöriger Erörterungen und Digressionen leidet.

Digitized by Google

Statt findet, zunächst die über die *beiden Apologieen*. Nachdem Hr. *Semisch* durch eine fast zu grofse Fülle literarischer Nachweisungen dargethan, dafs dieselben sowohl von Tatian als Athanagoras und Irenaeus als ächte Schriften anerkannt werden, sucht er p. 63 sq. zu zeigen, dafs die erste im Jahr 138 geschrieben (womit Hr. Otto vollkommen übereinstimmt), indem er den schon von Andern namhaft gemachten Grund urgirt, dafs dem *Marc Aurel* hier der Name nur des Philosophen beigelegt werde, während er doch ein Jahr nach dem Regierungsantritte des Antonin zum Cäsar ernannt ward, welches Prädicat nicht fehlen würde, wenn die Apologie später überreicht wäre. — Rücksichtlich der bekannten Differenz der Lesart: — *Λουκίῳ φιλοσόφῳ Καίσαρος φύσει υἱῷ* bei *Justin* selbst und *φιλοσόφου Κ. φύσει υἱῷ* bei *Euseb.* H. E. IV. 12. entscheidet sich sowohl Hr. *Otto* (dieser jedoch ohne Gründe anzuführen) als Hr. *Semisch* p. 72 für die *erstere gegen Neander* K. G. I. p. 1112., der meint, der Beiname des Philosophen passe durchaus nicht für den damals neunjährigen Knaben, wohl aber für den verstorbenen Aelius Verus, den *Spartianus* eruditus in literis nenne. Aber zu leugnen ist doch nicht, dafs die von Neander vorgezogene Lesart dem Lucius Verus jenes Prädicat weit natürlicher beilegt; denn was auch *Prudentius Maranus* in seiner Ausgabe des Justin und Hr. *Semisch* sagen mögen, namentlich dafs wir die Anrede einer apologetichen Bittschrift vor uns haben, in welcher es nicht am Ort gewesen, jeden Titel mit ängstlicher Sorgfalt abzuwägen, — den Namen eines Philosophen einem Kinde jenes Alters zu geben, wird immer jedem gesunden Gefühle anstöfsig sein *). — Rücksichtlich der *zweiten Apologie* einigt sich Hr. *Otto* p. 18 mit Hrn. *Semisch* p. 75 (der sich auf seine Abhandlung: Ueber das Todesjahr Justin's des Märtyrers, Studien und Kritiken 1835 stützt) darin, dafs sie in die Zeit *Marc Aurels* falle, wie dies seit Eusebius (H. E. IV. 16.) die vulgäre Annahme gewesen, die erst Valesius anzugreifen gewagt. Auch Rec. scheinen weder des Valesius noch seiner Vertheidiger Gründe stark genug, um von der gewöhnlichen chronologischen Bestimmung abzuweichen und die Apologie in die Zeit des Antonin zu setzen. Namentlich möchte der Hauptgrund jenes Gelehrten, nämlich die Annahme des Märtyrertodes des Justin unter Antonin widerlegt und vielmehr das Jahr 166 dasjenige sein, welches mit gröfster Wahrscheinlichkeit für sein Sterbejahr gehalten werden kann. Was Hr. *Otto* sonst noch Treffendes gegen die andere Ansicht vorbringt, ist nur Wiederholung dessen, was der scharfsinnige *Tillémont*, dessen massenhafte Gelehrsamkeit schon so Vielen als Fundgrube hat dienen müssen, in seinen *Mémoires pour servir à l'histoire ecclesiastique des six premiers siècles Tom. II. p.* 654 auseinandergesetzt hat. —

Sind nun aber die *Apologieen* zu jeder Zeit fast ohne Ausnahme als ächte Werke Justin's anerkannt, so ist dagegen der *Dialogus cum Tryphone Judaeo* um so mehr bezweifelt. Sowohl Hr. Otto p. 27 als Hr. Semisch p. 75 geben deshalb, ehe sie zur Vertheidigung dieser Schrift übergehen, eine Geschichte der Bestreitung, die insofern bei Hrn. Otto zu ausführlich gerathen ist, als er sogar die von *Koch* vorgebrachten Gründe zu entkräften für nöthig hält, was billig hätte unterbleiben sollen; denn wie kann Hr. Otto glauben, dafs zu unserer Zeit noch auf Argumente geantwortet werden müsse, wie *das:* — quod Justinum propter hebraicae linguae imperitiam cum Tryphone colloqui non potuisse contendit (p. 27) — und überhaupt einem Gelehrten, den er selbst putidum criticum nennt. Während aber Hr. Otto späterhin sich begnügt die Hauptmomente der *Münscherschen* Vertheidigungsschrift zu wiederholen, stellt Hr. Semisch eine weitläufige Untersuchung an (p. 82 ff.), durch welche er zunächst zu beweisen sucht, dafs dieser Dialog ein Werk des zweiten Jahrhunderts sein *könne*, da sowohl die historischen Beziehungen in die Zeit des Bar Cochba führen, als die dogmatischen Bestimmungen ganz die fliefsenden Farben tragen, welche dem christlichen Glaubenssystem des *zweiten* Jahrh. eigenthümlich seien, — und gehet dann zur *Begründung* seiner Behauptung über, dafs dieses Werk des zweiten Jahrhunderts eben von *Justin* herrühre. Die ganze Beweisführung ist durch die Sorgfalt, mit welcher dieser Dialog mit den beiden Apologieen sowohl rücksichtlich der Lehre als des Textes der LXX und der exegetischen Auffassung desselben (hier fufst Hr. Semisch auf den scharfsinnigen Erörterungen *Credner's*: Beiträge zur Einleitung

*) Aufgefallen ist Recensenten, dafs weder Hr. Otto noch Hr. Semisch nirgends ihre Meinung ausgesprochen haben über das — von späterer Hand der ersten Apologie angehängte *Edictum ad commune Asiae.*

Digitized by Google

in die biblischen Schriften. Zweiter Theil *)) verglichen worden, so *überzeugend*, dafs auch der eigensinnigste Zweifel sich der Wahrheit nicht wird verschliefsen können.

Nicht minder glücklich scheint Rec. die Vertheidigung des λόγος παραινετικὸς πρὸς Ἕλληνας von den Hrn. Verff. (Otto p. 40 ff. Semisch p. 105 ff.) dargestellt zu sein, indem namentlich Hr. Semisch darauf aufmerksam macht, dafs die eine der Hauptschwierigkeiten, welche gegen die Aechtheit dieser Rede geltend gemacht sind, nämlich dafs der *Titel* dieser Schrift in keinem der Verzeichnisse, welche *Eusebius*, *Hieronymus*, *Photius*, liefern, gelesen werde, — sich leicht entfernen lasse, wenn man nur bedenke, dafs der Name λόγος παραινετικὸς zu dem Hauptinhalte der Schrift gar nicht passe, da es vielmehr die Aufgabe derselben sei, den hellenischen Religionsglauben wissenschaftlich zu zerstören; dieser entspreche nun auch vollkommen der Titel, welchen Euseb. H. E. IV. 18. (καὶ ἄλλος πρὸς Ἕλληνας, ἐν ᾧ, μακρὸν περὶ πλείστων παρ' ἡμῖν τε καὶ τοῖς Ἑλλήναν φιλοσόφοις ζητουμένων κατατείνας λόγον, περὶ τῆς τῶν δαιμόνων διαλαμβάνει φύσεως..., καὶ αὖθις ἕτερον πρὸς Ἕλληνας εἰς ἡμᾶς ἐλήλυθεν αὐτοῦ σύγγραμμα, ὃ καὶ ἐπέγραψεν Ἔλεγχον) namhaft mache, nämlich Ἔλεγχος, während der jetzige eine willkührliche Aenderung der späteren Zeit sei, da das Exemplar, welches *Photius* gebrauchte, noch die ursprüngliche Ueberschrift hatte (p. 113). Auch der noch von *Neander* bedenklich gefundene Umstand, dafs jene dem Justin eigenthümliche Lehre vom λόγος σπερματικὸς und die in ihr gegründete Anerkennung der partiellen Wahrheit der heidnischen Mythologie und Philosophie in unserer Rede vermifst werde, wird durch die sehr nahe liegende Vergleichung mit dem *Clemens Alexandrinus* aufgeklärt, bei welchen sich ebenfalls scheinbar zwei sich widersprechende Theorien über den Ursprung und das Wesen der griechischen Philosophie finden. Auch bei Clemens (deu übrigens in Bezug auf viele andere Dinge durchweg mit sich in Uebereinstimmung zu bringen überaus schwer ist) findet sich ja die zwiefache Behauptung, einmal, die griechische Wissenschaft sei durch den Logos von Gott gegeben, sodann sie sei dämonischen Ursprungs, durch Diebe und Räuber verliehen (Stromata VI. c. XVII. Tom. III. p. 196 ed. Klotz und Stromata VI. c. III. V.). Diese verschiedenen Ansichten hat *Baur* (*Gnosis* p. 531 fl.) dadurch auf eine geistreiche Weise auszugleichen gesucht, dafs er besonders die Stelle (Stromat. I. 17.) hervorhebt, in welcher er zugiebt, dafs der begangene Diebstahl nicht ohne Wissen des Herrn geschehen, nicht von ihm verhindert sei *). „Der auf diese Weise zu den Menschen gelangende Raub habe für sie einen Nutzen gehabt, der zwar von dem, der den Raub beging, nicht bezweckt wurde, aber doch deswegen die Folge war, weil die göttliche Vorsehung den Erfolg der frechen That zum Besten lenkte. — Auch in der, wie von einen Prometheus geraubten Philosophie sei ein Funke, der auf nützliche Weise zu einem Lichte angefacht werden könne, eine Spur von Weisheit und eine von Gott ausgegangene Bewegung" u. s. w. — Auf ähnliche Art, wie nun Baur die Stellen des Clemens zu einigen gesucht, hat Hr. Otto p. 40 und Hr. Semisch p. 126—127 den Widerspruch bei Justin durch Nachweis der Verschiedenheit des Standpunktes, von welchem aus die Sache betrachtet sei, zu lösen gesucht. Und mit Recht. Nach *Justins* Ansicht ist die heidnische Philosophie eine Mischung von Wahrheit und Dichtung, jene ist ein Erzeugnifs des allen eingepflanzten λόγος, diese ein Product der getrübten Subjectivität der Menschen. Während nun in den Apologien jenes erste Element besonders urgirt wird, tritt dagegen in dem λόγος παραινετικὸς das zweite hervor, ohne dafs jedoch das erste gänzlich fehlte (wie Hr. *Otto* richtig bemerkt); denn auch hier findet sich der Gedanke: Πολλὰ γὰρ καὶ αὐτοὶ (φιλόσοφοι) ὑπὸ τῆς θείας τῶν ἀνθρώπων προνοίας καὶ ἄκοντες ὑπὲρ ἡμῶν εἰπεῖν ἠναγκάσθησαν.

*) Pag. 317: Den alttestamentlichen Anführungen bei *Justin* liegt mit Ausnahme einiger wenigen — überall der Text der alexandrinischen Uebersetzer zum Grunde. Die Gestalt des Textes in diesen Anführungen ist zwiefacher Art. Entweder 1) ist es der griechische Text der LXX in seiner gewöhnlichen Gestalt oder 2) *dieser Text ist nach dem Hebräischen oder auch* nach einem Targum bald mehr, bald minder überarbeitet.

*) Sehr sonderbar scheint es Recensenten zu sein, wenn *Redepenning: Origenes. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre* p. 437 behauptet, dafs „auch *Baur* noch nicht hinlänglich verdeutlicht, wie die verschiedenen Angaben des Clemens über den Ursprung der Philosophie in Einklang zu bringen sein: und doch p. 438 gerade die *Baur'sche* Lösung vorbringt, wenn er sagt: „Gott liefs dies zu, um es zum Besten zu wenden, wider die Absicht jener Geister u. s. w."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1. *De Justini Martyris scriptis et doctrina. Commentatio in certamine literario civium Academiae Jenensis die V. Sept. MDCCCXL praemio Principum munificentia proposito publice ornata. Scripsit Ioa. Carol. Theod. Otto.*
2. *Justin der Märtyrer. Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie von Carl Semisch.*

(Schlufs.)

Bis hieher ist nun Hr. Otto in seiner kritischen Forschung meist in Uebereinstimmung mit Hrn. Semisch (auch das Fragment der Abhandlung περὶ ἀναστάσεως, welches wir aus Mangel an Raum zu besprechen unterlassen, halten beide mit Recht für *ächt*). Von jetzt an treten sie aber mit einander in Opposition; denn während Letzterer alles Uebrige für untergeschoben hält, sucht der Erstere, wie schon oben bemerkt, noch drei andere Schriften zu vertheidigen. Aber so gern Rec. die Vortrefflichkeit derselben, namentlich des in stylistischer wie dogmatischer Hinsicht gleich ausgezeichneten Briefes *an den Diogenet* anerkennt, so wenig kann er doch seine Bedenken durch die Erörterungen des Hrn. *Otto* für beseitigt erklären, mufs vielmehr Hrn. *Semisch* in der Bestreitung ihrer Aechtheit beipflichten. Es ist nicht zu leugnen, dafs in demselben eine Fülle von Gedanken und Ansichten niedergelegt ist, welche mit den in den unzweifelhaften Werken ausgesprochenen verwandt sind, ja dafs die Darstellung manche Eigenthümlichkeiten mit denen Justin's theilt; aber wie das Urtheil über die *Pastoralbriefe* schwankt, und, abgesehen von den historischen Schwierigkeiten, sich noch immer nicht zu Gunsten des Paulinischen Ursprungs entscheiden will: so gestehet Rec. in einer ähnlichen Ungewifsheit in Bezug auf diese jenem Kirchenlehrer zugeschriebenen Werke zu sein; mehr *jedoch auf die Seite der Bestreiter der Aechtheit sich zu neigen.* Ein solcher Schwung und eine solche Reinheit der Diction, eine solche Gewandtheit in oft kunstreich gestellten Antithesen, wie sie den Brief an den Diogenet auszeichnen, hat Rec. in den Apologien so wenig als in dem Dialog mit dem Tryphon entdecken können, und er kann nicht zugeben, dafs ein so fest ausgeprägter Charakter, wie der Justin's, in solcher Divergenz der Darstellung sich bewegen sollte. Auch in dogmatischer Hinsicht *) ist dieser Brief offenbar zu selbstständig, als dafs er in Elemente des Justin'schen Systems sich auflösen liefse. Jener berühmten Stelle c. IX.: *Ἐπεὶ — πεπλήρωτο μὲν ἡ ἀδικία καὶ θάνατος προςδοκᾶτο — οὐκ ἐμίσησεν ἡμᾶς οὐδὲ ἀπώσατο οὐδὲ ἐμνησικάκησεν, ἀλλὰ ἐμακροθύμησεν, ἠνέσχετο — τὰς ἡμετέρας ἁμαρτίας ἀνεδέξατο· αὐτὸς τὸν ἴδιον υἱὸν ἀπέδοτο λύτρον ὑπὲρ ἡμῶν κ. τ. λ.* läfst sich aus den ächten Schriften nichts Gleiches gegenüberstellen, wenn sich auch Verwandtes natürlicher Weise in hinlänglicher Menge findet.

Es bleibt noch übrig, über den *dritten Haupttheil* des Hrn. Semisch, welcher die allgemeine Charakteristik enthält, einige Worte zu sagen. In dem ersten Abschnitte desselben, welcher den religiös-sittlichen Charakter Justin's zu schildern sucht, werden die begeisterte Liebe für das Evangelium, strenge Wahrheitsliebe und edler Freimuth als die hervorstechenden Eigenschaften des Apologeten bezeichnet. Es ist aber nicht zu verkennen, dafs der Hr. Verf. hier nicht scharf genug zeichnet und hier und da die Uebersetzung von Stellen in seine Darstellung aufnimmt, deren Wahl man nur *willkührlich* nennen kann. Ueber-

*) Vortrefflich ist auch die Stelle c. VIII.: *αὐτὸς δὲ ἑαυτὸν ἀπέδειξεν, ἀπέδειξε δὲ διὰ πίστεως· ᾗ μόνῃ θεὸν ἰδεῖν συγκεχώρηται.* Voran gehet nämlich: *καὶ οὐδεὶς οὔτε εἶδεν οὔτε ἐγνώρισεν.* — Diese Stelle hat Hr. Otto, sofern Rec. sich nicht irrt, in der Darstellung der Lehre Justin's nirgends benutzt.

Digitized by Google

haupt ist durch solche Uebersetzungen dem Forscher, welcher ja hinlänglich mit den Originalen vertraut ist, zur genauen Auffassung eines schriftstellerischen Charakters wenig gedient, und es wäre vielmehr zu wünschen gewesen, dafs der Hr. Verf. den Totaleindruck, welchen die Schriften jenes Kirchenlehrers auf ihn gemacht, in eigener Sprache wiederzugeben sich bemühet hätte. — Das letzte Capitel würdigt *Justin als Forscher im Allgemeinen*, wo aber nach des Recensenten Ansicht das lückenhafte und unkritische Wissen desselben in Vergleich zu der bedeutenden Bildung, welche er im Allgemeinen zeigt, viel zu hart gerügt wird. Doch Hr. *Semisch* hat soviel Haltbares und Vortreffliches in seinem überdies in einer edlen und gewandten Sprache geschriebenen Buche gegeben, dafs das Mangelhafte leicht zu übersehen und die Erwartung auf den zweiten Theil sehr gespannt wird.

Für diesen zweiten Theil hat dem Hrn. Verf. Hr. *Otto* auf dankenswerthe Weise vorgearbeitet. Er handelt in der ersten Abtheilung über Justin's Theologie und Philosophie im Allgemeinen, in der zweiten über die Auffassung der einzelnen Dogmen, in der dritten über seine ethischen Principien. Mit Recht hat der Hr. Verf. der Behandlung der Logos-Idee besondern Fleifs gewidmet. Denn durch ihre Ausbildung und Entwickelung ist Justin bedeutend und der eigentliche *Gründer einer wissenschaftlichen Erkenntnifs der vorchristlichen Religionsgeschichte.* Stehet er gleich dem Philo in der Schärfe und Dialektik, in dem reinen bildlosen Denken, wie es die Auffassung metaphysischer Dinge fordert, *nach*, ist er gleich nicht verständig genug, um das Verhältnifs Gottes zur Welt in der Bestimmtheit des klaren Gedankens zu erkennen, — so ist er ihm dagegen durch seine geistreiche Construction der heidnischen religiösen Entwickelungsgeschichte überlegen. Der *Logos* ist ihm die eigentliche Substanz des Menschengeschlechts, an seiner Fülle participiren *) mehr oder weniger alle, in welchen sich ein höheres Leben regt, er ist das Fundament aller Individualität, und alle sporadischen Erscheinungen desselben verhalten sich zur Person Christi, wie die Radien zum Centro. Alles Grofse und Herrliche, welches die heidnische Welt gefunden, alles Wahre und Schöne, mit welchen ihre Weisen das sich verklärende Leben schmückten, alle Begeisterung, wie sie in den höchsten Momenten des Daseins die Gemüther erfüllt, — alles dies sind gleichsam nur die Fluctuationen des in allen edleren Geistern sich regenden Logos *). Interessant wäre es gewifs gewesen, wenn der Hr. Verf. noch genauer, als er es gethan, die Parallele zwischen *Justin* und *Philo* weiter verfolgt, vor allem aber sich hätte mehr daran gelegen sein lassen, das Ineinandergreifen der dogmatischen Lehre Justin's darzustellen und zu beweisen versucht hätte. Es fehlt oft in Hrn. Otto's sonst wohl geschriebenem Werkchen die eigentliche lebensvolle Bewegung, welche ein fremdes System allmählig vor dem Auge des Lesers entstehen läfst; es ist mehr eine mechanische Zusammenstellung als durchweg ein wohl in einandergefügter Organismus sichtbar. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, die so merkwürdige Stelle Apol. I. c. LIV., wo die Ansicht ausgesprochen wird, dafs die Dämonen um das ihnen verderbliche Auftreten Christi für sich unschädlich zu machen, gemäfs den alttestamentlichen Weissagungen die bedeutendsten Lebensschicksale Christi in den Thatsachen der griechischen Mythologie ausgeprägt, in der Voraussetzung, *δυνήσεσθαι ἐνεργῆσαι τερατολογίαν ἡγήσασθαι τοὺς ἀνθρώπους τὰ περὶ τὸν Χριστὸν* — diese Stelle ist von Hrn. O. gar nicht genug accentuirt, da sie doch für die Würdigung der *Justin*'schen Dämonologie sehr bedeutend ist. Mit erfreuender Unbefangenheit dagegen hat der Hr. Verf. p. 138 zugegeben, dafs die Lehre vom heil. Geiste bei unserm Kirchenlehrer noch sehr in Verwirrung ist und aus jener berühmten Stelle Dialog. cum Tryph. Jud. c. CXVI., über welche so viele willkührliche Deutungen und Erklärungen vorhanden sind, mit Recht geschlossen, dafs er ihn unter die Klasse der Engel gesetzt. — Zum Schlusse will Rec. die Lehre von den Sacramenten noch etwas näher in Erwägung ziehen.

*) *Τὸ ἔμφυτον παντὶ γένει ἀνθρώπων σπέρμα τοῦ λόγου* Apol. II. c. VIII. *Σπερματικοῦ λόγου μέρος* ib. *Ἕκαστος γάρ τις ἀπὸ μέρους τοῦ σπερματικοῦ θείου λόγου τὸ συγγενὲς ὁρῶν*, c. XIII.

*) *Ὅσα γὰρ καλῶς ἀεὶ ἐφθέγξαντο καὶ εὗρον οἱ φιλοσοφήσαντες καὶ νομοθετήσαντες κατὰ λόγου μέρος εὑρέσεως καὶ θεωρίας ἐστὶ ποιηθέντα αὐτοῖς. ἐπειδὴ τὰ τοῦ λόγου οὐ πάντα ἐγνώρισαν, ὅς ἐστι Χριστὸς καὶ ἐναντία ἑαυτοῖς πολλάκις εἶπον.* Apol. II. c. X. — *Ὅσα παρὰ πᾶσι καλῶς εἴρηται, ἡμῶν τῶν Χριστιανῶν ἐστι* c. XIII. — *Λόγος ἦν καὶ ἐστιν ὁ ἐν παντὶ ὤν* Apol. II. c. X.

Digitized by Google

Rücksichtlich der Lehre Justin's von der *Taufe* ist es Rec. zweifelhaft, ob er dieselbe, wie Hr. Otto p. 125 und vor ihm die bedeutendsten Dogmenhistoriker meinen, nur im symbolischee Sinne genommen. Freilich die Stelle Dialog. c. Tryph. c. XIV.: *Τί γὰρ ὄφελος ἐκείνου τοῦ βαπτίσματος, ὃ τὴν σάρκα καὶ μόνον τὸ σῶμα φαιδρύνει; Βαπτίσθητε τὴν ψυχὴν ἀπὸ ὀργῆς καὶ ἀπὸ πλεονεξίας, ἀπὸ φθόνου, ἀπὸ μίσους κ. τ. λ.* — scheint eine genaue Scheidung des Rituellen und des geistigen Actes der Wiedergeburt zu begünstigen; aber z. B. Apol. I. c. LXI.: — *ὅπως — ἀφέσεώς τε ἁμαρτιῶν ὑπὲρ ὧν προημάρτομεν τύχωμεν ἐν τῷ ὕδατι* scheint mehr als ein blos simultanes Zusammentreffen des Innern und Aeufsern anzudeuten. Auch fragt es sich, ob nicht in der Stelle Dial. c. XLIV., vom Verf. selbst p. 176 angeführt, der Participialsatz mit den folgenden Worten in dem Verhältnisse des Grundes zur Folge stehend gedacht ist. Die nicht blos symbolische Bedeutung der Taufe bei *Justin* wird um so wahrscheinlicher, wenn wir seine Lehre vom Abendmahle berücksichtigen. Hr. *Otto* behandelt p. 177. 178 die so schwierige und vielgedeutete Stelle Apol. I. c. XLVI.: *ἀλλ' ὃν τρόπον διὰ λόγου θεοῦ σαρκοποιηθεὶς Ἰησοῦς Χρ., ὁ σωτὴρ ἡμῶν, καὶ σάρκα καὶ αἷμα ὑπὲρ σωτηρίας ἡμῶν ἔσχεν, οὕτω; καὶ τὴν δι' εὐχῆς λόγου τοῦ παρ' αὐτοῦ εὐχαριστεῖσαν τροφὴν, ἐξ ἧς αἷμα καὶ σάρκες κατὰ μεταβολὴν τρέφονται ἡμῶν, ἐκείνου τοῦ σαρκοποιηθέντος Ἰησοῦ καὶ σάρκα καὶ αἷμα ἐδιδάχθημεν εἶναι.* Diese Stelle ist besonders deshalb schwierig, weil die Vergleichungspunkte keineswegs klar einander gegenüberstehen, weshalb man mehr ahnen als klar erkennen kann, wie die Analogie der Menschwerdung dem Abendmahle angepafst werde. Gewifs unrichtig fafst *Hagenbach:* Dogmengeschichte I. p. 227 den Sinn: „Wie der Logos Fleisch wurde, so wird dagegen unser Fleisch und Blut in das seinige verwandelt." Allein dieses *Wie* und *So*, wie es Hagenbach gestellt, bildet gar keine klare Vergleichung. Aufserdem ist von sprachlicher Seite noch einzuwenden, dafs hier *κατὰ μεταβολὴν τρέφονται* ohne Weiteres = *μεταβάλλονται* genommen wird, der Sinn des *τρέφεσθαι* daher ganz verloren gehet. Hr. *Otto* schliefst sich hier Hrn. Dr. *Baumgarten-Crusius* an, ohne einen anderen Grund, als weil hunc virum clarissimum missis aliorum opinionibus in illa re explicanda sequi *juvat* (p. 178 not. 58). Dieser verstehet nun die *μεταβολὴ* von der Assimilation von Brod und Wein mit unserer gesammten Natur. Wenn aber Hr. *Otto* dieses billigend, *aufserdem* noch den Sinn in jenen Worten findet: „Atque hoc cibo coelesti interna cum Christo conjunctio corporisque immortalitas et resurrectio videbatur parata esse, so mufs Rec. dagegen bemerken, dafs, nachdem der *μεταβολὴ* obige Bedeutung geliehen, nur diese und nicht daneben noch eine andere haltbar ist. Nach des Recensenten Ansicht liegt der Accent der Vergleichung auf der Wirksamkeit des Logos. Wie durch den Logos die menschliche Natur Christi geschaffen wurde, so wird *δι' εὐχῆς λόγου* bewirkt, dafs Brod und Wein zum Leibe und Blute Christi werden. Durch diese *μεταβολὴ* (nicht Transsubstantiation, wohl aber Immutation d. h. Verbindung, Durchdringung des Brodes und Weines durch den Leib und das Blut Christi (so dafs *κατ' μεταβολὴν* mit *ἐξ ἧς* zu verknüpfen und für *μεταβληθείσης* stehend zu denken ist) *τρέφονται αἱ σάρκες ἡμῶν.* Rec. weicht also im Grunde nicht in der dogmatischen Auffassung vom Hrn. Verf. ab, wohl aber in Rücksicht auf die Erklärung der sprachlichen Ausdrücke, auf welche sie sich stützt.

Die Latinität des Hrn. *Otto* ist fliefsend und gewandt, doch nicht durchgehends rein.

H. Reuter.

VII.

1. *Notions élémentaires de Statistique. Par J. J. d'Omalius d'Halloy. Paris,* 1840. 295 *pp.* 8.
2. *Traité de Statistique, ou théorie des lois d'après lesquelles se développent les faits sociaux, suivi d'un essai de Statistique physique et morale de la population française. Par P. A. Dufau. Paris,* 1840. 378 *pp.* 8.
3. *The Principles of Population and their connection with human happiness. By Archibald Alison. London,* 1840. 8. *vol. I.* 572 *pp. vol. II.* 544 *pp.*
4. *Du calcul appliqué à la médecine. Par L. F. Gasté. Montpellier,* 1838. 184 *pp.* 8.
5. *Principes généraux de Statistique médicale ou développement des règles qui doivent pré-*

Digitized by Google

sider à son emploi. Par Jules Gavarret. Paris, 1840. 312 *pp.* 8.

6. *Journal of the statistical Society of London. London*, 1838 *etc. N.* 1—12.

7. *Statistica medica di Milano dal secolo XV fino ac nostri giorni. Del Dottor Giuseppe Ferrario. Milano*, 1838 — 1840. *vol. I.* 658 *pp.* 8. *vol. II. fascicolo I. e II.*

Unter dem Namen der Physique sociale, der anthropologischen Statistik, medicinischen Statistik u. s. w. hat man in den neuern Zeiten eine besondere Wissenschaft geschaffen, für welche der von deutschen Schriftstellern vorgeschlagene Name der Biostatik vielleicht der zweckmäfsigste ist; sie ist ein unmittelbarer Theil der allgemeinen Anthropologie, findet ihre Anwendung in vielen Wissenschaften, als der Geschichte, der Nationalökonomie, der Medicin u. s. w. Wir fassen hier die Anzeige einer Anzahl Schriften zusammen, welche die Wissenschaft in ihrer allgemeinsten Bedeutung, oder in ihrer Anwendung auf die Medicin betrachten.

1. Hr. Omalius d'Halloy, bereits rühmlichst bekannt als Geolog und Geograph, beachtet zuerst die verschiedene Bedeutung des Wortes Statistik bei den Schriftstellern; er schliefst die Biostatik, doch die eigentliche Basis der Wissenschaft, von seiner Betrachtung aus, und definirt die Statistik als: „La science, qui a pour but de faire connoitre les sociétés humaines en les considérant, soit sous le rapport des relations qui resultent des caractères zoologiques, du langage et des moeurs, soit sous celui des relations qui resultent du pouvoir que certains hommes exercent sur d'autres hommes" und theilt sie demnach in 1) die ethnographische und 2) die politische. Er betrachtet im ersten Buche seiner Schrift die ethnographische, im zweiten die politische.

In der ethnographischen Statistik will der Verf. die Menschen eintheilen nach den zoologischen Charakteren, der Sprache, den Sitten und der Abstammung. Indessen gilt ihm das erste Kennzeichen doch fast ausschliefslich; für die Hauptabtheilungen hat er recht, für die weitere Eintheilung sind aber Sprache und Abstammung von grofsem Werthe. Wenn der Verf. gegen die Sprache einwendet, dafs man dann die heutigen Haitier zu den Franzosen rechnen müfste, so dürfte diese Einwendung nicht begründet sein, denn erstens beweist sie in der That französische Beimischung, zweitens aber können die Haitier, wenn wir recht unterrichtet sind, manche Laute der arischen Sprachen gar nicht aussprechen, und ihre Sprache ist also sehr charakteristisch. Wenn er gegen die Abstammung einwendet, dann müfste man die Franzosen zu den Deutschen rechnen, so ist dagegen zu bemerken, dafs man immer den Grad der Mischung beachten mufs; wir sind aber in der That genöthigt, manche Zweige der französischen Familie des Verfs. zu den deutschen Stämmen zu rechnen, und müssen manche deutsche Stämme an die keltischen anreihen; die politische Nationalität entscheidet so gut wie nichts, die Welschen und die Germanen in England sind gleich gute Engländer, die Bretagner, Provencalen, Bourgogner gleich gute Franzosen u. s. w. Den ersten Rang behaupten allerdings die physischen Kennzeichen, den zweiten die Sprache, die besonders bei der Eintheilung in Stämme in ihren Dialektverschiedenheiten und Beimischungen von grofsem Werthe ist.

Der Verf. nimmt die drei Cuvier'schen Hauptraçen an, giebt aber zwischen ihnen mit Recht Uebergangsformen zu, und hält die Farbe nicht für das Hauptzeichen, obgleich sie immer von grofser Bedeutung bleibt.

Die *weifse Raçe* theilt der Verf. in vier Zweige, den europäischen, scythischen, indopersischen und aramäischen (gegen diese Eintheilung, wie gegen die Namen liefse sich Manches einwenden). Den *europäischen Zweig* theilt der Verf. in folgende Familien: I) *Teutonen:* Scandinavier, die der Verf. mit Recht als die unvermischtesten und charakteristischsten betrachtet; Germanen, die aber gröfsere und andere Stammverschiedenheiten darbieten, als der Verf. glaubt; die reinsten Stämme sind Hessen, Niedersachsen, Thüringer, auch wohl noch Oberfranken (die nur an einzelnen Stellen mit Slaven gemischt erscheinen, dann freilich in einzelnen Dörfern sehr auffallend), Mittelfranken, Schwaben. Die Unterfranken mögen vielleicht den altfränkischen Typus bewahrt haben, aber es ist eben ein gemischter, Altbaiern verrathen, wie viele andre Süddeutsche, keltische Mischung, Obersachsen verrathen slavische Beimischung in vielen Gegenden sehr auffallend u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1. *Notions élémentaires de Statistique. Par J. J. d'Omalius d'Halloy.*
2. *Traité de Statistique, ou théorie des lois d'après lesquelles se développent les faits sociaux, suivi d'un essai de Statistique physique et morale de la population française. Par P. A. Dufau.*
3. *The Principles of Population and their connection with human happiness. By Archibald Alison.*
4. *Du calcul appliqué à la médecine. Par L. F. Gasté.*
5. *Principes généraux de Statistique médicale ou développement des règles qui doivent présider à son emploi. Par Jules Gavarret.*
6. *Journal of the statistical Society of London.*
7. *Statistica medica di Milano dal secolo XV. fino ac nostri giorni. Del Dottor Giuseppe Ferrario.*

(Fortsetzung.)

Bei der Stammeintheilung der Deutschen sind gerade die Dialekte von grofser Wichtigkeit, so wie auch die Eigenthümlichkeit der Cultur u. s. w. Die Historiker streiten sehr über die Südgrenze des alten Sachsen, aber wer über die Eder geht, kann sie in den Ortsnamen, im Dialekt, in der Bauart, wie in der physischen Bildung der Bewohner genug erkennen. 2) *Kelten*, zu denen der Verf. nur die noch die alte Sprache redenden Bewohner von Irland, Schottland, England und der Bretagne rechnet, und hier verführt ihn gerade die Sprache, von der er sonst so wenig hält. 3) *Basken*. Allein diese gehören zu den Kelten, und da ist die Sprache gerade wieder von Bedeutung. 4) *Latiner*, eine sonderbare Familie! Wie mögen sich wohl die überdies so gemischten römischen Legionen in Frankreich, Spanien, der Wallachei u. s. w. verloren haben! Frankreich hat in manchen Provinzen (auch nicht mehr deutsch redenden) deutsche Stämme, in andern keltische, die Provence möchte noch am mehrsten römische und griechische Bildungen zeigen; und Italien ist gegenwärtig äufserst gemischt: wer mag Venetianer, Savoyarden, Römer zu einem Stamme rechnen? Wie der Verf. seine Landsleute, die Wallonen, an die Teutonen anreihen mag, sehen wir gar nicht ein, sie haben wohl eher den Namen mit der That, sie sind Kelten. 5) *Griechen*, 6) *Slaven*. Zweiter Zweig: *Scythen*, Finnen, Liven, Esthen, Quänen, Votiaken, Tschuwaschen, Wogulen, Ostiaken. Dann die Magyaren (der Verf. scheint die neueste Schrift über die Abstammung der Ungarn noch nicht zu kennen: Besse voyage au Caucase etc. Paris. 1838), Türken, Turkomannen, Osbeken, Kirgisen, Nogai, Baschkiren, Jacuten, Tscherkessen. Von diesen scheinen aber mehrere schlecht zusammenzupassen. Der dritte Zweig: der *hindopersische*: die georgische Familie (Georgien, Mingrelier, Suanen, Lazen), die persische (Armenier? *) Kurden, Tadjik, Afghanen, Osseten), die indische (Hindu, Bengali, Mahratten, Seiks, Cingalesen, Zigeuner, Malabar, Tamulen, Telingas). Aber diese Eintheilung ist vorzüglich nur nach den Sprachen, und eine Menge Völker bleiben unerwähnt. Der vierte Zweig: der *aramäische:* semitische Familie (Assyrier, Hebräer, Phönicier, Karthager, Araber, Syrer), atlantische Familie (Kopten? Barabra, Dongolawi, Bischari, Ababdes, Abyssinier). Wir können dem

*) Den physischen Eigenschaften nach reihen sich diese mehr an den aramäischen Zweig, der Verf. folgt also doch wieder der (unentschiedenen) Sprachverwandtschaft, denn während allerdings viele Neuern das Armenische an das Persische anreihen, finden Andre doch eine gröfsere Aehnlichkeit mit dem Syrischen.

Digitized by Google

Verf. bei den übrigen Raçen nicht in das Einzelne folgen; wir wollen nur bemerken, dafs er in der mongolischen Raçe aus den Anwohnern des Nordpols einen hyperboräischen Zweig bildet, von dem es wohl sehr unsicher ist, ob man sie zu den Mongolen rechnen darf, sie sind offenbar wesentlich durch das Clima verkümmert, zum Theil mit Mongolen gemischt; wie aber auch geringe Beimischung mongolischen Bluts auf manche Züge, z. B. die Stellung der Augen wirkt, das kann man häufig an den Russen sehen; die Lappländer will der Verf. durchaus nicht an die Finnen reihen, wie der obenerwähnte Besse, dessen Nationalgefühl sich mächtig darüber empört, dafs die häfslichen Lappen Brüder seiner Ungarn sein sollen; indessen die Sprache ist hier von grofsem Gewicht, Uebergänge der Finnen zu Mongolen sind doch wohl überhaupt nicht zu leugnen, und die Mischung von Finnen und Mongolen schon im Heere Attila's so gut, wie erwiesen. Inconsequent gegen seine frühere Annahme kommen Amerikaner und Malayen als eigene Raçen. Die Pogus und Endamenes werden richtig zu den Negern gerechnet, sonst die Uebergänge der Neger verkannt, namentlich die Mischung des Mongolischen bei Kaffern und Hottentotten nicht erkannt. Diese ganze Anthropographie scheint uns nun überhaupt nicht in die Statistik zu gehören. Zuletzt giebt der Verf. eine Berechnung der Seelenzahl aller verschiedenen Stämme und Familien, als Endresultat ergeben sich 456 Millionen Caucasier, 218 Mill. Mongolen, 5 Mill. Amerikaner, 17 Mill. Malayen, 44 Mill. Neger, 10 Mill. Mestizen.

In der politischen Statistik handelt der Verf. zuerst von dem Wesen des Staats, von den verschiedenen Formen desselben. Es folgen Bevölkerungstabellen, Colonialverhältnisse, Eintheilung der Staaten, Religionsverhältnisse. Im Allgemeinen Balbi, doch sonst den besten Quellen (wir haben z. B. die officiellen neuesten englischen und französischen Colonialstatistiken verglichen) folgend können freilich einzelne Fehler, wie immer in solchen Arbeiten, nicht vermieden werden, so z. B. wenn Kurhessen 812,000, Grofsherzogthum Hessen 782,000 Einw. erhalten u. dgl. m.

2. Hr. *Dufau* betrachtet die Statistik zwar im Allgemeinen, beschränkt sich aber in der Anwendung auf das Einzelne allein auf Frankreich, und es ist dankenswerth, dafs er hier die allgemeinen Resultate aus der weitschichtigen officiellen französischen Statistik hervorhebt. Das erste Capitel giebt eine Uebersicht der Geschichte der Statistik; das zweite handelt von dem Wesen derselben, das dritte von ihrem Verhältnifs zur Geographie und zur Nationalöconomie, und hier definirt sie der Verf. als „la science qui enseigne „à déduire de termes numériques analogues les lois „de la succession des faits sociaux", und verweist mit Recht alle Beschreibungen, wie sie z. B. Omalius d'Halloy enthält, aus der Statistik, wie er sagt, in die Geographie, doch wohl richtiger in die Naturbeschreibung im Allgemeinen. So einverstanden wir uns mit dieser Abgrenzung der Wissenschaft im Allgemeinen erklären, so fühlen wir doch, dafs man mit solchen Begriffsbestimmungen nicht zu ausschliefslich verfahren dürfe, sie sind Menschenwerk, und trennen, was in der Natur ungetrennt, und hier, wie so häufig bei der Bearbeitung der Naturwissenschaft, müssen wir speciellen Zwecken gemäfs Naturbeschreibung und Naturgeschichte oft verbinden. — Das vierte Capitel giebt die Methode der Statistik an; die Statistik soll bewährte, gleichartige Thatsachen in der erforderlichen Anzahl zusammenstellen, um durch Vergleichung und Anwendung der Rechnung das Gesetz nachzuweisen, nach welchem sie erfolgen, während die einzelnen zufällig und variabel erscheinen. Der Verf. unterscheidet Statistique physique (météorologique, médicale etc.), morale (judiciaire, litteraire etc.), industrielle (agricole, manufacturière etc.), politique (militaire, financière, coloniale etc.). Der Verf. zeigt mit Recht, dafs eine allgemeine Statistik der Erde und selbst Europas nicht existirt und nicht existiren kann, die Statistik der wenigen Hauptstaaten Europas (Frankreich, England, Preufsen, Belgien, Schweden) ist selbst noch sehr unvollkommen, und das beste Mittel zu ihrer Vervollkommnung ist die Begünstigung häufiger Localstatistiken, wozu er daher die Regierung auffordert, indem er sehr gut nachweist, welchen grofsen Vortheil sie der Nationalöconomie verspricht, und wie sehr die irren, die darin nur Micrologie oder Gelehrsamkeitskrämerei sehen. Das sechste Capitel handelt von den Populationsverhältnissen im Allgemeinen, und ihrer Abhängigkeit von äufsern Einflüssen, und zeigt an Beispielen, wie nothwendig die Beobachtung dieser Einflüsse des Clima's, der Atmosphäre, des Gewässers, des Bodens u. s. w. sei, namentlich macht er auf die Wichtigkeit der medicinischen Statistik aufmerksam.

Digitized by Google

Diese Betrachtungen werden im siebenten Capitel fortgesetzt. Zum Beweis, wie leicht man sich in der Feststellung der Thatsachen irren könne, führt der Verf. folgenden Fall an: Das Departement der Creuse zählte die wenigsten Verurtheilten, und stand bis zum Jahr 1834 an der Spitze der Moralität in Frankreich (was allerdings nach seiner physischen Beschaffenheit auffallen mufste), in diesem Jahre erst erkannte man, dafs in jedem Jahre eine bedeutende Anzahl seiner Bewohner dieses arme Departement verliefs, um seinen Unterhalt in andern zu suchen; als man nun die von diesen Bewohnern in andern Departements Verurtheilten denen des Departements zurechnete, fiel es bald von seinem Ehrenplatze herunter. Das achte Capitel: Du classement des faits relativement aux circonscriptions territoriales. Die Schwierigkeit, richtige Resultate in der Statistik ganzer Länder zu erhalten, beruht immer darauf, möglichst gleichartige Facta zu vergleichen. Die Departementaleintheilung Frankreichs ist in dieser Beziehung die unpassendste, die daher die bessern französischen Statistiken längst verlassen haben, um dagegen der alten Provinzialeintheilung den Vorzug zu geben; allerdings haben die alten Provinzen mehr gleichartige Volksstämme, im Allgemeinen auch mehr gleichartige äufsere Einflüsse, doch werden wir im Folgenden sehen, welche Fehlschlüsse auch hier noch vorkommen müssen. Der Verf. nimmt dann die Eintheilung mehrerer seiner Vorgänger in Nord- und Süd-Frankreich an, wo dann der Süden ziemlich dem alten Königreiche der Provence in seiner gröfsten Ausdehnung unter Boson u. s. w. entspricht; geben auch hier die eigentliche Provence, Dauphiné, Vendée ziemlich heterogene Bestandtheile, so ist doch die Differenz noch lange nicht so grofs, wie im Norden, wo die Bretagne, Champagne, Metz mit ihren keltischen Bewohnern gar nicht zu Lothringen, Elsafs, Flandern, Normandie u. s. w. mit ihren germanischen Volksstämmen passen; wer, wie Referent, Jahre lang in den Provinzen Frankreichs gelebt hat, wird dieses leicht fühlen.

Der zweite Theil giebt die Anwendung dieser allgemeinen Grundsätze auf die Statistik Frankreichs. Das erste Capitel giebt eine Uebersicht der absoluten und relativen Population Frankreichs, und ihrer jährlichen Zunahme von 1700 resp. 1801 bis 1836, im Allgemeinen und nach den einzelnen Provinzen, in den Städten und auf dem Lande. Von 1801 bis 1836 hat die Bevölkerung im Norden um 20 p. C., im Süden nur um 18 p. C. zugenommen. — Das zweite Capitel betrachtet nach den Conscriptionslisten (also einer unvollständigen Quelle) die physische Constitution, die mittlere Gröfse, und verschiedene Krankheiten, so wie den Verbrauch der Hauptnahrungsmittel. Es ist möglich, dafs die Conscriptionslisten in Frankreich etwas zuverlässiger sind, aber wo das Bedürfnifs der Armee sehr wechselt, sind sie unzuverlässig; ist dieses gering, so reicht eine kleine Anschwellung der Schilddrüse, ein schadhafter Zahn zur Befreiung hin, ist es grofs, so befreit auch schon ein Kropf und ein fehlender Zahn nicht mehr! Darauf möchte man auch gleich schliefsen, wenn man die vom Verf. mitgetheilte Liste der Befreiten von 1816 bis 1836 in manchen Jahren vergleicht, indessen im Allgemeinen hat ihre Zahl immer zugenommen: im Jahr 1816 betrug sie 30000, im Jahr 1835 aber 63000. Die gröfsten Soldaten lieferten Lothringen und Elsafs, die allergröfsten das Departement der Mosel (aber nach unsrer guten Kenntnifs sind wir fest überzeugt, dafs diese gewifs den deutschen Cantonen von Saarbrücken, Thionville und Longwy angehörten, und dafs dagegen die Metzer zu den kleinsten gehörten), die kleinsten die Bretagne, die mehrsten Befreiungen wegen Kleinheit fallen auf die Auvergne und das Limousin. Der Verf. giebt eine Uebersicht der verschiedenen Ursachen der Befreiung vom Dienste in 5 Jahren von 1830 bis 1836, woraus sich ergiebt, dafs im Durchschnitt zurückgewiesen wurden: der 26ste wegen Schwäche der Constitution, der 76ste wegen Hernien, der 217te wegen Augenleiden, der 200ste wegen Scropheln, der 224ste wegen Verlust von Zähnen, der 227ste wegen Kropf, der 310te wegen Lahmheit, der 348ste wegen Kurzsichtigkeit, der 444ste wegen Taubheit und Stummheit, der 665ste wegen Brustkrankheit, der 854ste wegen Epilepsie. Der Vf. vergleicht dann die einzelnen Provinzen in Beziehung auf die Häufigkeit dieser Krankheiten: Kröpfige kamen z. B. jährlich unter 1000 Conscribirten vor: in Lyonnais und Dauphiné 45 (was für die Dauphiné ein ziemlich richtiges Bild giebt), in Elsafs und Lothringen 74 (wer aber mit dieser Idee in den gröfsern Theil Lothringens kömmt, wird sich sehr wundern auch nicht einen Kropf zu sehen, es sind nur ganz einzelne Cantone, und dafs dieses *nur* gebirgige wären, wie der

Digitized by Google

Verf. glaubt, ist unrichtig, der Kropf ist um Strasburg und zum Theil in der Stadt selbst, also in der Ebene endemisch), Provence 37 (giebt wieder ein falsches Bild von der eigentlichen Provence), Languedoc und Roussillon 29, Limousin und Auvergne 24 (in der Auvergne scheint er aber häufiger, als in früher genannten Provinzen), Gascogne 23, Languedoc 19, Flandern und Picardie 15, Guienne 14, Bourgogne und Franche-Comté 12, Champagne 7, Berry 6, Corsica 3, Normandie 2, Bretagne 2, Isle de France 1, Anjou und Touraine 1, Poitou 1, im Durchschnitt 18. Ganz entgegengesetzte Verhältnisse giebt oft der Verlust der Zähne, da steht z. B. die Normandie oben an mit 66, die Dauphiné hat nur 6. — Das dritte Capitel betrachtet die Geburten und Todesfälle in der Periode von 1801 bis 1835, und den Einfluſs von Theurung der Nahrungsmittel, Krieg, Revolution, Cholera. Die Resultate des Verfs. stimmen im Allgemeinen mit den bekannten Quetelets überein. Cap. 4. Verhältniſs der Geschlechter, hohes Alter, mittlere Lebensdauer. Interessant sind hier allerdings die verschiedenen Verhältnisse der Provinzen. Cap. 5. Heirathen, Fruchtbarkeit der Ehen, uneheliche Geburten, Findelkinder. Die Fruchtbarkeit der Ehen ist im Norden 0,36, im Süden 0,38. Die Uebersicht der Provinzen zeigt, daſs da wo die Ehen am fruchtbarsten sind, die mittlere Lebensdauer am kürzesten ist, und umgekehrt. Cap 6. Criminalität. Bekanntlich hat Guerry vor mehreren Jahren schon eine Statistik der Criminalität in Frankreich gegeben; diese findet man hier fortgesetzt und erweitert; der Raum verbietet uns indessen in das Einzelne einzugehen. Cap. 7. Moralität. Geisteskrankheiten. Auch dieses interessante Capitel ist keines Auszugs fähig. Nur die Selbstmorde mögen hier kurz erwähnt werden: In den eilf Jahren von 1827 — 1836 kamen in Frankreich 21,345 Selbstmorde vor, jährlich im Mittel 1940, sie haben aber von Jahr zu Jahr ganz unverhältniſsmäſsig zugenommen, so daſs 1837 901 mehr als 1827 vorkamen. Die Vergleichung der Provinzen zeigt, daſs das Clima keinen Unterschied macht; die Provinzen folgen sich in folgender Ordnung: Isle de France 1 : 479, Flandern und Picardie 1 : 1,185, Normandie 1 : 1,888, Provenze 1 : 1,194, Champagne 1 : 1,217, Lothringen und Elsaſs 1 : 1,857, Poitou 1 : 1,934, Touraine 1 : 2,013, Franche Comté 1 : 2,276, Dauphiné 1 : 2,721, Berry 1 : 2,838, Guienne 1 : 2,997, Bretagne 1 : 3,054, Languedoc 1 : 3,381, Corsica 1 : 3,998, Auvergne 1 : 4,499, Gascogne 1 : 4,624, Roussillon 1 : 6,359; auch manchen andern ältern Annahmen scheint diese Reihenfolge nicht günstig, den ungünstigsten Einfluſs möchten die gröſseren Städte und der höhere Grad der Cultur auszuüben scheinen; der Verf. findet, daſs die wenigsten Selbstmorde da vorkommen, wo die Lebensdauer am längsten ist. Die Arten des Selbstmordes blieben sich in ihrer Häufigkeit ziemlich gleich, sie folgen sich in ihrer Häufigkeit in folgender Ordnung: Ersäufen, Erdrosseln, Erschieſsen, Ersticken durch Kohlendampf, Erstechen, Vergiften, Herabstürzen. Eine folgende Tabelle zeigt, daſs die Selbstmorde da am häufigsten sind, wo auch Geisteskrankheiten am häufigsten vorkommen. Um die verschiedene religiöse Tendenz der Provinzen zu vergleichen, giebt der Verf. eine Uebersicht der Subscriptionen pour la propagation de la foi catholique in den verschiedenen Provinzen; es wäre freilich, wenn es zu erreichen gewesen wäre, besser die Zahl der Subscribenten, als die des Geldbetrags verglichen worden, indessen ergiebt sich bestimmt, daſs diese Tendenz im Süden sehr viel gröſser ist, als im Norden: oben an stehen Dauphiné, Provence, Bretagne, am niedrigsten Flandern, Berry, Lothringen und Elsaſs. Cap. 8. Mendicité, hospices et hôpitaux, bureaux de bienfaisance etc. Cap. 9. Instruction. Ohne in das Einzelne einzugehen, wollen wir nur aus Einer Tabelle hervorheben, daſs im Jahre 1827 unter den Rekruten 114,581 Unterricht genossen hatten, 157,510 keinen! im Jahr 1835 dagegen hatten 161,055 Unterricht genossen, 139,585 keinen; am günstigsten war das Verhältniſs in Elsaſs und Lothringen, der Champagne, Isle de France, Normandie, Flandern und Picardie (also entschieden in den germanischen Provinzen), am ungünstigsten in Berry, Auvergne, Bretagne, Touraine, also in keltischen Provinzen. Cap. 10. Civilisation.

Hr. Dufau zeigt sich als ein Mann, der seines Stoffes vollkommen mächtig ist, und der sich mehr, als viele andre Statistiker, vor Fehlschlüssen zu hüten bemüht ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1. *Notions élémentaires de Statistique. Par J. J. d'Omalius d'Halloy.*
2. *Traité de Statistique, ou théorie des lois d'après lesquelles se développent les faits sociaux, suivi d'un essai de Statistique physique et morale de la population française. Par P. A. Dufau.*
3. *The Principles of Population and their connection with human happiness. By Archibald Alison.*
4. *Du calcul appliqué à la médecine. Par L. F. Gasté.*
5. *Principes généraux de Statistique médicale ou développement des règles qui doivent présider à son emploi. Par Jules Gavarret.*
6. *Journal of the statistical Society of London.*
7. *Statistica medica di Milano dal secolo XV fino ac nostri giorni. Del Dottor Giuseppe Ferrario.*

(Fortsetzung.)

3. Wenn die Schrift des Hrn. Dufau uns wichtig erschien für den Zweck, den wir hier vorzüglich im Auge haben, nämlich für die allgemeine Biostatik und medicinische Statistik, so streift die Schrift des Hrn. *Alison* (der kein Arzt ist, sondern ein Bruder oder doch sehr naher Verwandter des durch verwandte Untersuchungen bekannten Arztes in Edinburg) mehr in das Gebiet der Geschichte und Nationalöconomie, und wenn ihr Inhalt auch keineswegs gleichgültig für den Anthropologen und Arzt ist, so liegt er ihm doch ferner, und wir werden uns in der Anzeige besonders auch deswegen kürzer fassen, weil sie mehr Raisonnement, als Facta enthält. Der Inhalt des ersten Capitels giebt ziemlich vollständig den Inhalt der ganzen Schrift an: Necessity of a change in the rate of increase in the progress of Society. — Law of increase in hunter and fisher State. — In pastoral nations. — In the early agricultural State. — Importance of the nomad habits in producing the early dispersion of Mankind. — Principles of expansion provided for civilized man. — The spirit of commerce and Energy of Democracy. — Contrast between the early powers of Man over Nature and those of civilized live. Der Verf. sagt, drei Verhältnisse der Existenzmittel des Menschen zum Producte seiner Arbeit sind möglich, 1) entweder der Mensch kann nicht so viel produciren, als er bedarf, oder 2) er producirt gerade so viel, als er bedarf, oder 3) er producirt mehr, als er bedarf. Der Erfahrung gemäfs ist aber das letztere der Fall; der Ackerbau producirt, mit Ausnahme etwa der heifsesten (was wir bezweifeln möchten) und der kältesten Zone, viel mehr, als der Mensch bedarf, it is this excess which has in every age, and in every part of the warld, produced the fund by which all other classes of society have been maintained. Die Existenz der übrigen Classen der Gesellschaft hängt also wesentlich von den Ackerbauern ab, und es können von den übrigen Classen nur so viel existiren, als der Ueberschufs der Production des Ackerbaus zu ernähren vermag. So lange daher noch Land urbar zu machen ist, ist auch die Zunahme der Bevölkerung unbeschränkt, ist dieses aber nicht mehr der Fall, so ist die Bevölkerung auf eine der Production entsprechende Zahl beschränkt. Daher können in England noch fünf mal so viel Einwohner leben, als gegenwärtig. Das Verhältnifs des bebauten Bodens ist so, dafs in Polen 20 Ackerbauer einen Manufacturisten erhalten, in Amerika 12, in Frankreich 2, während in England 1 Ackerbauer in gewöhnlichen Jahren 3 Manufacturisten erhält. Wäre die ganze Erde bebaut, wie die britischen Inseln, so könnte sie 220 mal so viele

Digitized by Google

Einwohner nähren, als jetzt, was der Verf. durch Beispiele europäischer Länder zu zeigen sucht. Der Verf. zeigt nun, wie in den verschiedenen Stadien der Existenz eines Volks die Bedürfnisse wachsen, und wie demgemäfs die Zunahme der Population immer mehr beschränkt werden müsse, und wie dieses namentlich durch die Zunahme der Manufacturisten, und die Zusammendrängung in gröfseren Städten geschehen müsse, und namentlich durch Entwerthung des Geldes und Zunahme des Luxus, unvortheilhaftere Anwendung des Capitals, wie so endlich ein Land mit andern nicht mehr concurriren könne; nach einer Berechnung beträgt der wöchentliche Arbeitslohn in England 10 bis 30 sh., in Frankreich 5 sh. 8 d., in der Schweiz 4 sh. 5 d., in Oesterreich (?) 4 sh., Tyrol 3 sh. 9 d., in Sachsen 3 sh. 6 d., zu Bonn am Rhein 2 sh. 6 d. Dafs dadurch der Wohlstand der Länder im Allgemeinen noch nicht leiden müsse, sucht er durch tabellarische Uebersichten zu zeigen; indessen findet er, dafs „already the british empire seems to stand on a dizzy pinnacle, and a false step in any direction might speedily precipitate it into ruin", der Untergang des Handels der italienischen Republiken, und der Ufer der Schelde, während diese Länder herrlich blühen „are exemples that we may see and hope for the prototypes of the *euthanasia* of british greatness". Die aufgestellten Grundsätze erleiden Modificationen durch menschliche Verderbtheit, Schwäche, schlechte Regierung, was der Verf. durch Beispiele erläutert; daran reiht er ziemlich melancholische Betrachtungen über den nothwendigen Untergang oder die Regeneration derselben mit trüben Ahnungen für sein Vaterland. In einem langen Abschnitte vergleicht er die Entwickelung und den Zustand der Bevölkerung in den asiatischen Reichen mit der der europäischen. Der Verf. betrachtet dann den Zustand der Bevölkerung in den verschiedenen europäischen Reichen. In Deutschland werden nur die Hauptstaaten betrachtet, in Oesterreich wird das Gute vollkommen anerkannt, die Schattenseiten merkwürdiger Weise übersehen; dasselbe möchte von Preufsen gelten; am übelsten kömmt Baiern weg „from the court to the cottage indolence is the characteristic of the country". Es folgen eine Menge ungerechter Anschuldigungen, wie Schmutz des Landvolks, gänzlich darniederliegende Landwirthschaft u. s. w. „The Erzgebirge and the Thuringian forests are the boundaries placed by nature between light and darkness, riches and poverty, freedom and slavery. Probably in the whole extent of the world, a stronger contrast cannot be found than between Saxony and Bavaria, and yet nature has done more for the latter than the former". Wenn der Verf. gerecht sein wollte, so hätte er wenigstens anführen müssen, was Baiern vor Maximilian war, und was es durch ihn geworden ist. Eben so ungerecht wird wieder Süddeutschland mit Baiern amalgamirt, Wirtemberg nimmt es in Beziehung auf Unterricht und Bildung mit jedem norddeutschen Staate auf. Ueberhaupt kommen der schiefen Urtheile so viele vor, dafs es unbegreiflich erscheint, wie sich der Verf. auf personal observation berufen mag, — wahrscheinlich auf dem Dampfschiffe und im Eilwagen. Aufrichtig genug findet er den Zustand der Irländer viel schlechter, als den der westindischen Neger vor der Emancipation; von den letzteren heifst es „Many grievous instances of cruelty, doubtless, occurred in the West Indies during the days of slavery; *but the general condition of the people was prosperous in the extreme.* Their cottages, gardens, and overhanging fruit trees, exhibited a scene of rural felicity rarely to be met with; their fare and accomodations were superior to those of the english labourer; by working two days in the week, on their own account, they could often save L. 30 a-year. Personal knowledge". Der Zustand seines eigenen Vaterlandes, und besonders des Pauperismus ist ihm der Gegenstand der ernstesten und für die Zukunft trübsten Betrachtungen, Schottland hat 250,000, den zehnten Theil der Bevölkerung, von Allem entblöfster Arme, für England sind die Irländer die gröfste Last, jedes Jahr kommen 50,000 so gut, wie ganz nackte Irländer nach England, London hat deren 120,000, Glasgow 40,000, Manchester 38,000, Liverpool 34,000, Edinburg 29,000, Bristol 24,000. In Beziehung auf Amerika bemerkt der Verf., dafs man in den letzten Jahren erst bemerkt hat, dafs nicht allein die weifse Raçe so rasch zunimmt, sondern dafs sich auch die schwarze Raçe fast noch schneller vermehrt, und er glaubt, dafs die Sclavenstaaten jetzt auf 3,960,000 Weifse fast 3,000,000 Schwarze haben werden.

Im zweiten Bande behandelt der Verf. die wichtigsten Lebensfragen für England, den Pauperismus, die Religionsverhältnisse, die Vortheile und Nachtheile

Digitized by Google

des Volksunterrichts, das Colonialwesen und die Korngesetze. Den Beschlufs machen allgemeine Betrachtungen On the future Increase of Mankind. Der Verf. wird der Entschuldigungen, die er bei dieser Untersuchung vorbringt, gewifs in den Augen keines vernünftigen Menschen bedürfen. Referent wüfste nicht, wie man eine solche Untersuchung anders anstellen könnte, als indem man den bisherigen Entwickelungsgang der Erde, der Menschheit, der Menschenraçen, der Menschenstämme und der Nationen verfolgte, und daraus auf eine ähnliche Entwickelung in der Zukunft schlösse! Dann ergiebt sich aber ein beständiger Vervollkommnungstrieb der Menschheit; dieser spricht sich in jedem einzelnen Gliede aus, ein jeder Mensch trägt sein Scherflein bei, aber kein Endliches kann den ewigen Zweck erreichen, keine einzelne Raçe, kein Stamm, keine Nation, sondern jede endet, wie der einzelne Mensch, wenn eine gewisse Stufe erreicht ist; so sehen wir die arische Menschenraçe als die jetzt vollkommenste allmählig die niedern verdrängen; verschwunden sind ziemlich die Amerikaner, Neger und Mongolen werden ihr Schicksal theilen; in dieser Raçe hat aber erst ein Stamm geherrscht, ihm ist ein keltisch-pelasgischer gefolgt, diesem der germanische, und ihm wird ein andrer folgen; dafs die arische Raçe die vollkommenst mögliche wäre, und dafs ihr keine andre vollkommnere folgen könnte, wer möchte es behaupten? Die Erscheinungen der Entwickelung, des Wachsens und Strebens früherer Nationen zu beobachten, und damit den Culturstand seiner Nation und ihre bevorstehenden Schicksale zu vergleichen, ist sicher die Aufgabe des Menschen. Solche Betrachtungen sind dem Verf. nicht fremd, allein er fühlt nicht, dafs ein letztes und höchstes Gesetz im Leben der Menschheit waltet, dem jede einzelne Nation unterworfen ist, und wie viele unsrer Kinder, so sterben eine Menge Nationen bald nach der Geburt; das Gesetz der ersteren haben wir der Rechnung unterworfen, das Gesetz der letzteren spottet jeder Probabilitätenrechnung, es erscheint unserm endlichen Blicke als Zufall, während es doch sicher im Unendlichen demselben Gesetze unterworfen ist. Viele Calcule des Verfs. erscheinen daher als reine Spielerei; wenn der Verf. z. B. auf die Berechnung, von wie viel Land ein Mensch leben könne, das Resultat gründet, England könne vollkommen noch einmal so viele Einwohner ernähren, als jetzt, so vergifst er, der sonst eine so lebhafte Phantasie hat, sich dann den Zustand desselben auszumalen, kein Luxuspferd, viel weniger ein Hund, kein Hirschpark, viel weniger eine Fuchsjagd, die Gärten in Kohlfelder, die Paläste in Hütten verwandelt, er vergifst das alte consuetudo est altera natura, der engliche Arbeiter glaubt nicht allein nicht existiren zu können, sondern er würde wirklich sterben, weil die Gewohnheit für den Organismus so mächtig, wie die ursprüngliche Organisation ist, wenn er, wie der Ardennenbewohner von Haferbrod leben sollte; für den einmal entwickelten Staat sind auch Luxusgegenstände unentbehrliche Lebensbedürfnisse, und lange ehe daher jener Zustand eintreten könnte, wäre old England von Krankheiten und Revolutionen zerrissen, und eher auf die Hälfte seiner jetzigen Bewohner zurückgebracht. Eben so unrichtig ist die auf die ungeheure Productionskraft gegründete Berechnung von der möglichen Bevölkerung der tropischen Erde, denn die Zusammendrängung der Bevölkerung reicht dort allein schon hin ein tödtliches Gift zu erzeugen. Doch sind wir weit entfernt dem Verf. eine Menge vielleicht richtiger Blicke in die Zukunft abzusprechen.

Diese kurze Inhaltsanzeige von zwei dicken Bänden mag hinreichen zu zeigen, was der Leser in ihnen zu suchen habe. (Eben kömmt uns eine englische Schrift verwandten Inhalts in *Taylor's* history of Society. 1841. zu).

4. 5. Nachdem die Statistik die Gesetze des Lebensverlaufs im Allgemeinen, der Geburt, des Todes, ja auch der natürlichen äufsern Einflüsse, des Clima's, der Beschäftigungen der Rechnung unterworfen, und die Resultate von der Aetiologie längst benutzt waren, war der Gedanke wohl natürlich auch die Einwirkung der Heilmittel des Arztes der Rechnung zu unterwerfen; man nannte dieses ebenfalls medicinische Statistik, richtiger hätte man wohl gesagt, therapeutische Statistik. Der Gegenstand kam besonders zur Sprache, als Civiale durch solche Vergleichungen die Vorzüge der Lithotritie hervorzuheben suchte, und als Louis durch sie seine Behandlung der Lungenentzündung und der Nervenfieber zu vertheidigen bemüht war. Viele Stimmen sprachen zu Gunsten dieses Verfahrens, wie Bouillaud, Pelletan, der im neuesten Bande der Mémoires de l'Académie ein Mémoire sta-

Digitized by Google

tistique sur la Pneumonie (über 75 — Fälle) liefert; andre aber dagegen, unter diesen besonders Double in der Academie und Risueño d'Amador in einer Abhandlung. Gegen diese beiden sind die vorliegenden Schriften vorzüglich gerichtet. Die Entscheidung liegt wohl ziemlich nahe: Je gleichartiger und je weniger variabel Erscheinungen sind, um so sicherer und übereinstimmender sind die Resultate der statistischen Berechnungen, je zusammengesetzter und variabler sie werden, um so widersprechendere und unsicherere Resultate giebt uns die Statistik. Wenn also bei einer Krankheit die Form leicht aufgefafst wird, und ihr Wesen keine grofse Verschiedenheit darbietet, so kann die statistische Vergleichung der Heilmethoden ein sicheres Resultat geben; dieses ist z. B. der Fall mit der Krätze, wo uns auch seit langer Zeit solche Untersuchungen vorliegen; viel schlimmer steht es schon mit der Syphilis, die Form wechselt so, dafs Aerzte eine Syphilis da erkennen, wo sie andre geradezu leugnen, und individuelle Constitution und äufsere Einflüsse wirken so modificirend auf das Wesen ein, dafs nur sehr vorsichtig gesammelte Beobachtungen in sehr grofser Anzahl ein einigermafsen zuverläfsiges Resultat geben; in vielen andern Krankheiten bietet die Erkenntnifs der Form so grofse Schwierigkeiten dar, und die Modificationen des Wesens sind so vielfach, dafs das Auffinden comparabler Beobachtungen sehr schwer wird, und dafs nur eine sehr grofse Anzahl ein einigermafsen sicheres Resultat geben kann. Indem wir daher den genannten Statistikern im Allgemeinen Recht geben, die Anwendung des Calculs ist bei Heilmethoden zuläfsig, und es kann eine therapeutische Statistik geben, wenn — — eine hinreichende Anzahl comparabler Beobachtungen vorhanden ist, so müssen wir in den vorliegenden Fällen von Louis, Pelletan u. s. w. (über Civiale hat wohl schon die allgemeine Stimme entschieden) den Antistatistikern Recht geben; die Beobachtungen sind unsicher, in sehr viel zu kleiner Anzahl und das Resultat daher unzuverläfsig, wie sich denn auch Louis und Pelletan in der Behandlung der Pneumonie geradezu gegenüberstehen (die Herrn durften nur die richtigen allgemeinen Principien ihres Landsmanns Dufau beachten). Dagegen weifs auch Hr. Gavarret nichts einzuwenden; was aber die Anwendung der Probabilitätenrechnung im Allgemeinen auf die allgemeinsten Erscheinungen der Biostatik, auf ätiologische Verhältnisse betrifft, so sagt er uns nichts Neues; über die Anwendbarkeit ist man längst einig, und in das Specielle geht er nicht ein.

6. In den letzten Jahren sind in fast allen Ländern statistische Sammlungen und Journale erschienen, die indessen vorzugsweise nur die politische Statistik berücksichtigen. Die hier genannte Zeitschrift der Londoner statistischen Gesellschaft bietet den allermannigfaltigsten Inhalt dar, und wegen der berücksichtigten medicinischen Statistik wünschen wir vorzüglich die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sie zu leiten. Sie enthält nicht allein Statistiken einzelner Städte und Flecken, Criminalstatistiken, Statistiken von Armen- und Kranken-Häusern u. dgl., sondern ganz specielle Abhandlungen zur medicinischen Statistik. 1) Unter den Localstatistiken zeichnen wir für den Arzt aus: eine vollständige amerikanische Statistik: *Statistics of the City of New-York by Fripp. N.* 10. *p.* 1. Die Bevölkerung betrug im Jahr 1835: 270,089, das männliche Geschlecht im Verhältnifs zum weiblichen = 48,73:51,27. Die Weifsen zu den Farbigen = 94,4:5,6. Taubstumme 175 (1:1543), Blinde 105 (1:2572), Geisteskranke 64 (1:8440), Geburten 8960 (1:30,14), Todesfälle 6,608 (1:40,87) (es folgt eine Tabelle der Sterblichkeit von 1805 bis 1836 nach dem Alter von 5 zu 5 Jahren, so wie der Sterblichkeit in den verschiedenen Monaten des Jahres; sie ist am gröfsten im August, am geringsten im Juni im Verhältnifs 1248:636)! An der Schwindsucht starben im Verhältnifs zu andern Krankheiten: Eingewanderte 1:3,25, eingeborne Schwarze 1:4,25, eingeborne Weifse 1:9,47. Das Krankenhaus nahm 227 Eingeborne und 982 Ausländer auf. — 2) *W. A. Guy, On the Value of the Numerical Method as applied to Physiology and Medicine.* N. X. p. 25. Ein im Ganzen sehr gut geschriebener Aufsatz, in welchem indessen doch ein zu grofser Werth auf die therapeutische Statistik gelegt wird. — 3) *Mortality of Amputation by Phillips.* N. II. p. 103. Der Verf. berechnet die Zahl der Todesfälle nach Amputationen in verschiedenen Ländern: es sterben von Hundert in Frankreich 23,15, in Deutschland 23,85, in Nordamerika 25,26, in England 22,74. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1. *Notions élémentaires de Statistique. Par J. J. d'Omalius d'Halloy.*
2. *Traité de Statistique, ou théorie des lois d'après lesquelles se développent les faits sociaux, suivi d'un essai de Statistique physique et morale de la population française. Par P. A. Dufau.*
3. *The Principles of Population and their connection with human happiness. By Archibald Alison.*
4. *Du calcul appliqué à la médecine. Par L. F. Gasté.*
5. *Principes généraux de Statistique médicale ou développement des règles qui doivent présider à son emploi. Par Jules Gavarret.*
6. *Journal of the statistical Society of London.*
7. *Statistica medica di Milano dal secolo XV. fino ac nostri giorni. Del Dottor Giuseppe Ferrario.*

(Schlufs.)

4) *Suicides in Westminster from* 1812 *to* 1836. Im Durchschnitt kommen jährlich 26 Selbstmorde vor oder 1:6700. Ersäufen ist auch hier die häufigste Art. Die Herausgeber finden, dafs mehr oder weniger Gelegenheit, z. B. die Gegenwart eines Stroms oder Canals, die Häufigkeit der Selbstmorde vermehrt oder vermindert. — 5) *A. M. Tulloch On the sickness and Mortality among the Troops in the West-Indies.* Ein ausgezeichneter, durch drei Hefte laufender Aufsatz. Auszüge sind in verschiedenen englischen und deutschen Zeitschriften erschienen, indessen ist der gedrängt geschriebene Aufsatz kaum eines Auszugs fähig, und in vielfacher Hinsicht belehrend, und herrschende Vorurtheile berichtigend; so ist es ganz den bisherigen Ansichten zuwider, dafs in Westindien jährlich von 1000 Soldaten 12 an der Lungensucht sterben, während in England nur 5,5 sterben; auch andre Lungenkrankheiten sind besonders gefährlich; indessen ist in dieser Beziehung noch mancherlei aufzuklären, die Listen zeigen, dafs besonders acute Catarrhe äufserst häufig sind, und oben wurde von New-York angeführt, dafs die häufigen Todesfälle an Lungensucht besonders die fremden Ankömmlinge, nicht die Eingebornen betreffen. Die Sterblichkeit unter den schwarzen Truppen ist viel gröfser, als unter der Sclavenbevölkerung. Uebrigens ist der ganze Aufsatz auch in den mehr verbreiteten *Statistics of the Colonies of the Brit. Empire, by Montgomery Martin* App. p. 14 aufgenommen, und der Verf. wird demnächst im Verein mit ein Paar andern Gelehrten ein umfassendes Werk erscheinen lassen, welches bereits vor längerer Zeit angekündigt ist. — 6) *J. Clendenning on the relative frequency of pulmonary consumption and diseases of the heart.* N. III. p. 142. — 7) *On the rate of mortality amongst Officers retired from the Indian army by R. Christie.* Diese Officiere leiden nicht so viel, als man gewöhnlich glaubt, ihre Sterblichkeit ist relativ gering. — 8) *Saxe Bannister An Account of the Changes and present Condition of the population of New-Zealand.* N. VI. p. 362. Dient zur Vervollständigung von *Polacks Manners and Customs of the New-Zealanders.* 1840. 2 *voll.* 8. Nach beiden Verfassern nimmt auch hier die eingeborne Bevölkerung nach der Ankunft der Europäer schnell ab. Polack vol. II. p. 97 stimmt mit dem Verf. überein, dafs die Krankheiten vorzüglich seit der Ankunft der Europäer zugenommen haben; Syphilis ist so allgemein, dafs unter 50 Frauen 49 damit behaftet sind. Bisjetzt war nach Polack die Medicin in den Händen der Priester. — Viele andre Abhandlungen sind indessen auch nicht ohne Interesse für den Arzt.

Digitized by Google

7. Hr. Ferrario, der aufser den vielen gelehrten Gesellschaften, die ihn zum Mitglied aufgenommen haben, auch die Medaille auf dem Titel abbilden läfst, die er von Bologna erhalten hat, beginnt hier eine medicinische Statistik von Mailand in einer Breite und unnützen Weitschweifigkeit, dafs sich ihr Ende noch nicht absehen läfst; fast mufs man fürchten, er wird alle Bücher abdrucken lassen, aus denen er ein Buch machen wollte.

Der erste Band von 658 Seiten enthält nur die Einleitung, und — welche! Zuerst die Etymologie des Wortes und die Begründung der Wissenschaft. Dafs mehrere Jahrhunderte vor Achenwall einige Italiener das Wort gebraucht haben, beweist der Verf., aber sie haben es nicht in dem Sinne gebraucht, wie der letztere. Es folgen Darstellungen des Umfangs der Wissenschaft nach Romagnosi und Gioja, denen ein gewisses formelles Verdienst nicht abgesprochen werden kann; dafs Tommasini dagegen die medicinische oder klinische Statistik gegründet haben soll, ist schlechtweg zu leugnen, ähnliche Vorschläge hatten längst andre Aerzte genug gethan, und selbst mehr Anfänge der Ausführung gemacht. Der zweite Theil der Einleitung enthält eine unendlich breite Geschichte der Statistik, die doch wohl in eine medicinische Statistik von Mailand nicht gehört, und die trotz ihrer Breite nichts weniger als vollständig ist, und eine Menge ganz fremdartige Dinge aus der Geschichte der Medicin u. s. w. enthält. Interessant ist die Nachweisung der Gründung von Hospitälern in Mailand schon im 8ten und 9ten Jahrhundert. Von S. 193 bis S. 455 läfst nun der Verf. eine ganze Menge tabellarischer Berichte von Kliniken und Hospitälern aus Italien und andern Ländern gröfstentheils aus den zugänglichsten Zeitschriften u. s. w. abdrucken, was nicht zu billigen wäre, wenn sie auch irgend ein vollständiges oder zuverläfsiges Resultat geben könnten; allein sie sind unter den verschiedensten Verhältnissen entstanden, nach den verschiedensten Principien aufgestellt, und aus den verschiedensten Jahren, sie sind gar nicht comparabel, und nützen hier gar nichts. Von 455 bis 576 giebt der Verf. eine allgemeine Uebersicht der Biostatik, welcher Quetelets Arbeit zu Grunde liegt, der allerdings manche neue Untersuchungen hinzugefügt sind; aber bei aller Breite fehlen auch wieder die wichtigsten, und zur Einleitung in eine Localstatistik durften höchstens die Resultate kurz mitgetheilt werden. Der erste Band enthält also fast nur Ueberflüfsiges in schlechter Ordnung.

Der zweite Band greift nun den Gegenstand selbst an, aber mit derselben Breite; die beiden ersten Hefte, denen ein Plan von Mailand beiliegt, enthalten erst Notizie storiche di Milano, worauf nun die Notizie topografiche folgen sollen. Aufserdem sind noch in Beilagen die Vorträge des Verfassers in den italienischen Versammlungen der Naturforscher, und die langen, resultatlosen Verhandlungen der Pariser Academie über medicinische Statistik in voller Breite abgedruckt. Da der Verf. im Besitze aller erforderlichen Quellen ist, so wollen wir hoffen, dafs doch die Statistik selbst, wenn sie einmal an die Reihe kommen wird, etwas Nützliches liefern wird.

Heusinger.

VIII.

Ph. Fr. de Siebold: Isagoge in Bibliothecam Japonicam et Studium Litterarum Japonicarum. Leiden, 1841.

Jeder, der an dem Studium des Orients Interesse nimmt, mufs mit tief gefühltem Danke das Verdienst anerkennen, welches Hr. v. Siebold — in so manchem Betrachte der wahre Entdecker des Inselreiches Japan — auch dadurch sich erwirbt, dafs er seit dem Jahre 1833 unter dem allgemeinen Titel *Bibliotheca Japonica* eine Auswahl der reichen Schätze seiner japanischen Bibliothek in sehr treuen und schönen Copieen auf Steindruck und zum Theil mit Uebersetzungen erscheinen läfst. Das vorliegende Buch ist eine des grofsartigen Unternehmens würdige Einleitung, und vorzüglich geeignet, lebhaftes Interesse für eine Litteratur zu wecken, die, obwohl in einigen Zweigen minder selbstständig, als die chinesische, und vielleicht in jedem ohne Ausnahme erst durch den geistigen Impuls des Mittelreiches geweckt, an extensivem und intensivem Reichthum von wenigen Litteraturen asiatischer Völker übertroffen wird. Man darf mit Ueberzeugung sagen, dafs es bis jetzt noch keinem Europäer, den nicht sein gutes Glück nach dem merkwürdigen Inselstaate führte, gelungen ist, bis zum Verständnisse japanischer Nationalwerke — sofern sie in der *Landessprache* geschrieben sind — sich zu erheben; daran

Digitized by Google

ist aber nicht das geringere Interesse für Japan und seine Sprache, sondern der fast absolute Mangel an guten Hülfsmitteln schuld gewesen. Es fehlt zwar nicht ganz an japanischen Sprachlehren, die, wenn auch sehr schlecht geordnet und aufserdem das Japanische nur in lateinischer Schrift darstellend, wenigstens von den vornehmsten grammatischen Erscheinungen Kunde geben — auf ihren Grund hat der verewigte W. v. Humboldt auch in diese Sprache geistvolle Blicke gethan — wohl aber fehlte uns bis jetzt, wenn man einige sehr dürftige Glossarien abrechnet, Alles, was einem Wörterbuche ähnlich sah. Mit grofsem Rechte hat also der berühmte Verfasser — wenn wir seine *philologischen* Bestrebungen ins Auge fassen — zunächst auf Befriedigung dieses Bedürfnisses hingearbeitet. Von den sechs japanischen Originalwerken, deren Bekanntmachung man ihm verdankt, sind *viere* lexicalischer Art; und habe ich über zwei derselben seiner Zeit schon berichtet. Bei weitem das Wichtigste von Allen, in dessen Besitz wir erst kürzlich gekommen sind, führt den chinesischen Titel *) *Wa - kan - won - seki - sio - gen - zi - ko*, welchen Hr. v. S. lateinisch also umschrieben hat: *Thesaurus linguae japonicae, sive illustratio omnium, quae libris recepta sunt, verborum ac dictionum loquelae tam japonicae quam sinensis, addita synonymarum literarum ideographicarum copia.*

Zu einer ausführlichen Notiz über dieses Werk ist genauere Bekanntschaft mit demselben erforderlich. Fürs Erste mag ein Resumé der Charakteristik genügen, die Hr. v. S. selbst von demselben giebt. Das *Wa-kan-won-seki-sio-gen-zi-ko* ist der reichste Thesaurus der Sprache Japan's — ein Born, aus welchem alle Kenner des Chinesischen nach kurzer Vorbereitung schöpfen können, und dessen Inhalt die trefflichste Grundlage zu einem künftigen japanisch-europäischen Wörterbuche abgeben wird. Man weifs, dafs jeder gelehrte Japaner chinesisch versteht; daher in jenem Thesaurus alle japanischen Wörter durch chinesische Charaktere erklärt sind. Die Eintheilung des Werkes ist von den encyklopädischen und einem Theile der lexicalischen Werke China's hergenommen; daher die Wörter nach den Materien vertheilt und unter gewisse Rubriken, wie *Himmel und Erde*, *Zeit und Zeitabschnitte*, *Cultus der Götter und Genien* u. s. w. gebracht sind. Sofern aber eine Anzahl Wörter in eine gewisse Rubrik gehört, ist sie zur Erleichterung des Nachschlagens alphabetisch, oder, deutlicher geredet, nach der Ordnung des japanischen Syllabares aufgeführt. Die lithographirte Abschrift dieses und der übrigen Werke ist von der Hand eines sehr geschickten Kalligraphen, des Chinesen *Ko-tsching-tschang* aus Fukian, den Hr. v. S. bei dem rühmlichst bekannten Missionar Medhurst in Batavia kennen lernte und zu dem erwähnten Zwecke mit sich nach Europa nahm. Im Jahre 1836 kehrte Ko-tsching-tschang nach Batavia zurück.

Das fünfte Buch der *Bibliotheca Japonica* ist ein Abdruck vortrefflicher einheimischer Karten des japanischen Reiches, und das sechste eine kurzgefafste Geschichte von Japan, betitelt *Wan-nen-kei* (d. i. *Wan-nian-ki*, *Geschichte aller Zeiten*). Ehe der Hr. Vf. von seiner Charakteristik der Bücher, welche die *Bibliotheca Japonica* ausmachen, zur Aufzählung und Beurtheilung aller bis jetzt vorhandenen Hülfsmittel des japanischen Sprachstudiums in Europa übergeht, theilt er noch einen Index des schon publicirten Verzeichnisses der in seinem Besitze befindlichen japanischen und koreanischen Werke mit, das einen Begriff von den Schätzen dieser Sammlung geben kann. Von der Aufzählung der Hülfsmittel wendet sich Hr. v. S. zu dem Charakter der Sprache und Schrift.

Dasjenige Volk, welches dem vergötterten Stifter des japanischen Reiches aus der südlichen Insel *Kiusiu* nach der Insel *Nippon* folgte, und mit ihm (660 v. Ch.) in der Provinz *Jamato* sich niederliefs, hat seine Muttersprache bis auf den heutigen Tag am reinsten bewahrt, wogegen in den südlichen und nördlichen Theilen Japan's mehr oder minder gemischte und entartete Dialekte herrschen. Noch im 7ten Jahrh. u. Z. wohnte im nördlichen Japan ein Volk, das mit den heutigen Bewohnern *Jedo's* und der Kurilen, wo nicht identisch, doch in jedem Falle sehr nahe verwandt war, und durch innige Berührung der eigentlichen Japaner mit diesem Volke entstand ein besonderer Dialekt, der noch jetzt in den Nordprovinzen gesprochen wird. Im Süden dagegen, besonders dem südwestlichen Theile der Insel Kiusiu, wohin viele Einwanderer aus China

*) Ich nenne den Titel *chinesisch*, weil er wirklich aus ächt chinesischen Wörtern besteht, die nur in dem Munde der Japanesen sich entstellt haben, und die man ja nicht mit der japanischen Landessprache verwechseln darf.

Digitized by Google

und Korea kamen, hat sich viel von den Sprachen dieser beiden Länder eingemengt. In der Gegend um *Nagasaki* ist das Japanische am verderbtesten: hier haben auch viele portugiesische und holländische Wörter in arger Verstümmelung das Bürgerrecht erhalten.

Was die Japanesen alter Zeit Litterarisches hinterlassen haben — Fabeln, volksthümliche Erzählungen, religiöse und poetische Werke — das ist grösstentheils im alten ächten Dialekte (*jamato kotowa*) geschrieben, und noch jetzt bedient sich der japanische Dichter dieses Dialektes, wenn er die Thaten seiner Voreltern besingt. — Obgleich schon im dritten Jahrhundert u. Z. die heiligen Bücher der Chinesen nach Japan gebracht wurden: so verwendete man damals doch wenigen Fleiss auf die chinesische Sprache, und erst im 6ten Jahrh., als der Buddhaismus einwanderte, erhielt auch die ausländische Litteratur in Japan feste Wohnsitze. Die Bekenner der neuen Religion und die Schüler des Confucius studirten wetteifernd das Chinesische, dessen sich Priester, Gelehrte und schöne Geister, bald als ausschliesslichen Organes ihrer litterarischen Leistungen, bald in bunter Vermengung mit der Landessprache bedienten. Die bedeutendsten chinesischen Werke aller Fächer wurden nach Japan gebracht, und zum Theile dort nachgedruckt. Der gebildete und gelehrte Japaner bedient sich ungefähr mit derselben Freiheit des Chinesischen, wie der gelehrte Türke des Arabischen, und sucht, wie dieser, in Sprachmengerei eine besondere Eleganz.

Ueber die Zeit der Erfindung ihrer ältesten Schriftsysteme sind die Japanesen selber verschiedener Meinung. Noch jetzt haben sich in Japan Spuren zweier uralten und von einander wesentlich verschiednen Schriftarten erhalten. Die erste hat grosse Aehnlichkeit mit der nordischen Runenschrift — ein Umstand, welcher Keinen Wunder nehmen darf, der mit Hrn. v. S. noch andere Denkmäler arktischer Völker in Japan entdeckt hat. Die andere Schrift ist eine hieroglyphische und in weiland bewohnte Felsenhöhlen eingeschnitten. Es wäre intereressant, die etwanige Verwandtschaft dieser Charaktere mit den ältesten chinesischen, die uns auf Stein und Metall überliefert sind, zu ermitteln. Hrn. v. S. selbst ist es wahrscheinlich, dass die, ohne Zweifel von dem benachbarten Continente Asiens herübergekommenen vergötterten Ahnherren des ersten Gründers der Monarchie schon Kenntniss der chinesischen Charaktere mitgebracht haben, die sich aber in einem engen Kreise fortpflanzen und keine Popularität erhalten mochte. Die heutige chinesische Schrift kam besonders seit der Periode der Einführung des Buddhaismus immer allgemeiner in Gebrauch. Anfänglich bediente man sich ihrer — was noch heutzutage bei Abfassung manches Werkes der höheren Litteratur geschieht — nur als eines ideographischen Zeichensystems, wie die Chinesen, und ordnete dann die Charaktere auch nach den Gesetzen der chinesischen Wortstellung — kurz, man schrieb rein chinesisch. Nachmals wurde aus der Fülle der chinesischen Charaktere eine grössere oder geringere Zahl Repräsentanten japanischer Sylben, wobei man, wie die Chinesen bei Schreibung von Namen verfahren, von ihrer Bedeutung ganz absah. So entstand eine Silbenschrift, die sich, je nachdem die als japanische Silben gebrauchten chinesichen Charaktere entweder unverändert blieben, oder auf mannigfache Weise abgekürzt und umgestaltet wurden, in verschiednen Phasen ausprägte. Die jetzt fast ausschliesslich vorkommenden zwei Sylbenschriftarten stammen aus dem 8ten und 9ten Jahrhundert u. Z. Die erstere, das sehr einfache *Kata-kana*, zählt nur 47 sehr leicht von einander zu unterscheidende Zeichen, die wie einfache Buchstaben sich ausnehmen; die andere, das äusserst schwierige, dem chinesischen Cursiv (*Ts'ao*) analoge *Firo-kana*, stellt zwar eine gleiche Zahl japanischer Laute dar, aber jeder Laut hat mehrere, ja viele Bezeichnungsweisen, da man hier unter verschiednen chinesischen Charakteren von gleicher oder verwandter Aussprache wählen darf. Die Firokana-Zeichen sind ob der bizarren Verschlingung ihrer Züge sehr schwer zu merken; und die Unterschiede vieler derselben von anderen, die einen völlig verschiedenen Laut darstellen, entdeckt nur ein sehr geübtes Auge. Oft sind sie vollends feston-artig an einander gehängt.

Beide japanische Schriftarten und die unveränderte chinesische Schrift dazu haben nun im Vereine mit den beiden einander durchdringenden Sprachen eine Mannigfaltigkeit des Styles, in graphischer und in substantieller Hinsicht, möglich gemacht, welche nirgends ihres Gleichen findet. Man kann einen und denselben Begriff: 1) mit Abstraction von seinem Laute darstellen, und alsdann *a*) ein unverändertes chinesisches Zeichen dafür wählen, oder *b*) ein Katakana- oder Firokana-Zeichen, das alsdann, wie sein chinesischer Stammcharakter, nur Repräsentant des *Begriffes*, nicht des Lautes ist; oder man kann ihn 2) nur seinem *Laute* nach darstellen. Auch dieses ist in der erwähnten dreifachen Weise möglich; aber jede der drei Schriftarten kann, sofern sie als Sylbenschrift dient, entweder das *chinesische* oder das *japanische* Wort ausdrücken. Diese Spielerei mit den beiden Sprachen und den drei Schreibweisen, und der wechselnde, entweder ideographische oder phonetische Gebrauch letzterer soll nun — was jedoch Hr. v. S. nicht sagt — besonders von Poeten oft so weit getrieben werden, dass manches Gedicht ein continuirliches Räthsel wird.

Schott.

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

IX.

1) *Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Kriegs und das Archontat des Eukleides. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Karl Friedrich Scheibe, Lehrer an dem grofsh. Gymnasium zu Neu-Strelitz. Leipzig*, 1841. *bei T. O. Weigel. XII u.* 172 S. 8.

2) *Geschichte der politischen Hetärien in Athen von der Zeit der kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreifsig, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Hermann Büttner. Leipzig*, 1840. *Verlag von A. Brandes* 88 S. 8.

Diese beiden Schriften, welche den Zusatz „aus den Quellen" mit vollem Rechte an der Stirne tragen, reihen sich würdig den neuesten Arbeiten von Sievers, Droysen u. A. über denjenigen Theil der griechischen Geschichte an, welcher, obgleich im hellsten Lichte historischer Gewifsheit strahlend, dennoch eben deshalb den Philologen so leicht verleitet seines Forscherberufs uneingedenk zu werden und sich an dem unmittelbaren Eindrucke der grofsartigen Ereignisse und dem bunten Wechsel der Thatsachen zu weiden, statt diesen durch die Kritik der Einzelheiten zu vermitteln und zu einer wissenschaftlichen Einsicht in die Beweggründe und den ursachlichen Zusammenhang der Begebenheiten zu erheben. Nur zu lange hat die philologische Forschung ein würdiges Feld für ihre Thätigkeit einzig in den Urwäldern der Mythenzeit oder auf den Steppen der Anfänge alter Staatenentwickelung zu finden geglaubt, und ist dadurch Ursache geworden, dafs Männer wie Pfafs und Lachmann ihr schönes Talent, welches sie später in der Darstellung geschichtlicher Zeiten so glücklich bewährt haben, in halsbrechenden Combinationen vergeuden und sich in die Sümpfe bodenloser Hypothesen verlieren konnten; wünschen wir uns daher Glück, dafs das jüngere Geschlecht seinen wahren Vortheil zu erkennen und seine Studien zunächst cultivirteren Gefilden zuzuwenden anfängt, die gerade je länger sie brach gelegen, desto reichere Ausbeute versprechen. Denn was die überlieferte Geschichtschreibung selbst über die Perioden, von welchen hier die Rede ist, darbietet, ist selten mehr als eine äufserliche Zusammenstellung aus Thucydides, Xenophon, Diodor, Plutarch, kurz den gangbarsten Historikern des Alterthums, ohne tiefere Begründung und Charakteristik, als jene selbst sie gelegentlich für ihre Zwecke eingeschaltet haben; die ganze reiche Quelle einzelner aus dem gleichzeitigen Leben gegriffener Züge, welche in den Dichtern, Rednern, Philosophen der classischen Zeit fliefst, blieb bis vor wenigen Jahrzehenden fast unbenutzt; und auch als Böckh's unübertroffenes Meisterwerk darauf zurückwies, hatte der ungewohnte Glanz dieser Erscheinung zunächst wieder nur dieselbe Folge, wie wir sie auch bei einigen andern ausgezeichneten Werken derselben Epoche wahrnehmen, dafs man Alles mit einem Male erschöpft und abgethan glaubte, und es wieder geraume Zeit währte, bis eine andere Generation sich entschlofs, den Reiseweg des grofsen Entdeckers auf's Neue selbständig zu verfolgen, und die von ihm eröffneten Fundgruben nach neuen Schätzen zu durchspähen. Dieser frische Entschlufs hat nun aber in kurzer Zeit schon die erwünschtesten Früchte getragen, und je mehr es der Unterzeichnete selbst bei der Ausarbeitung seiner griechischen Staatsalterthümer inne geworden ist, wie manche Stellen selbst mitten in den angebautesten Gebieten der griechischen Geschichte damals noch öde lagen, und ihn nöthigten sich mit eigener Hand den ersten Pfad durch das chaotische Gestrüppe unverarbeiteter Nachrichten zu bahnen, desto freudiger begrüfst er jede neue Erscheinung, wodurch ein Punct, welchen

Digitized by Google

er selbst seinem Plane gemäfs dort nur andeutend berühren konnte, zur ausführlichen Besprechung gebracht und damit eigentlich erst in den Kreis der Wissenschaft eingeführt wird.

So dankenswerth übrigens demnach auch diese beiden Bücher nach Tendenz und Leistung im Ganzen erscheinen, so sind sie doch hinsichtlich der Auffassung und Behandlung ihrer Stoffe zu verschieden, als dafs wir es bei dieser allgemeinen Charakteristik bewenden lassen könnten; und namentlich bietet Hrn. Scheibe's Arbeit im Einzelnen gar manche Blöfsen dar, welche wir weder ihm selbst noch unsern Lesern vorenthalten zu dürfen glauben. Sein Vorzug besteht in der klaren und umsichtigen Zusammenordnung der geschichtlichen Einzelheiten, welche ihm ein fleifsiges und sorgfältiges Quellenstudium innerhalb der Grenzen des gewählten Gegenstandes darbot; die neunzehn Capitel, in welchen er uns Athens jähen Sturz und politische Wiedergeburt von den nächsten Begebenheiten vor der Schlacht von Aegospotamos bis zu der euklidischen Gesetzesrevision vor die Augen führt, sind eben so viele wohlgruppirte Bilder, in welchen sich die handelnden Gestalten in charakteristischer Stellung und angemessener Beleuchtung zu befriedigender Uebersichtlichkeit vereinigen; und die Beilagen S. 161 lösen das Chaos chronologischer Schwierigkeiten, die theilweise selbst von Sievers und Peter in ihren verdienstlichen Schriften über Xenophon's Hellenika nicht überwunden sind, auf eine Weise, die eben so viele Unbefangenheit des historischen Blickes als gründliche Beschäftigung mit den einschlagenden Auctoritäten beweist. Wo es dagegen über das scharfbegrenzte Gebiet der gestellten Aufgabe hinausgeht, und auf Puncte ankommt, die nicht sowohl aus den vorliegenden Quellen selbst entnommen als vielmehr zu dem Verständnifs bereits mitgebracht und vorausgesetzt werden mufsten, insbesondere hinsichtlich einer lebendigen und stets gegenwärtigen Anschauung der athenischen Staatseinrichtungen und dessen was in den Bereich der vorzugsweise sogenannten Antiquitäten einschlägt, vermissen wir nicht selten die Angemessenheit des Ausdrucks oder die Richtigkeit der Vorstellung selbst, die uns auch für die Fundamente des schönen Gebäudes Gewähr leistete und sicher stellte, dafs ein schärferes Auge nicht an diesen selbst schon manche Sprünge und Risse zu entdecken fürchten müfste. So ist es gewifs eine schiefe Ansicht von im J. 412 gewählten Probulen, dafs sie (S. 5) bestimmt gewesen seien „über die wichtigsten Angelegenheiten des Staats *noch vor dem Senate* ein präliminarisches Urtheil zu fassen", oder, wie es S. 10 ausgedrückt wird, als *controlirende* oder vorberathende Behörde eine *Aufsicht* über jene Staatsgewalt zu führen, als ob sie für den Senat und nicht vielmehr für das Volk zu *προβούλοις* bestellt gewesen wären; wir denken, das *προβουλεύειν* selbst, welches sonst Sache des Rathes war (Staatsalterth. §. 125, n. 8.) ging an sie über, wie dies auch die Hauptstelle bei Thucyd. VIII. 1. und noch deutlicher der Gegensatz Aristot. Politic. VI. 5. 10. ergibt: *καλεῦται δ' ἔνθα μὲν πρόβουλοι διὰ τὸ προβουλεύειν, ὅπου δέ τὸ πλῆθός ἐστι βουλὴ μᾶλλον.* Auch S. 62 verräth eine unklare Auffassung, wenn der Ausdruck *γλαῦκες* für Geld daraus erklärt wird, dafs diesem „wegen der Oberherrschaft und Hegemonie der Athener" das Bild der Eule aufgeprägt worden sei, als ob dieses Gepräge auch von den unterworfenen Staaten angenommen worden wäre, während jene Bezeichnung doch nur eine Folge der unverhältnifsmäfsigen Häufigkeit attischen Geldes im Verkehre war; und Aehnliches gilt von S. 105, wo es in Beziehung auf Lysias Rede gegen Evander heifst: „Evandros aber *hielt* nur um die Stelle eines *ἄρχων βασιλεὺς an*, da doch, selbst wenn man das Einfinden zur Aemterverloosung (Staatsalt. §. 149, n. 4) ein *Anhalten* in unserem Sinne des Wortes nennen wollte, die Dokimasie, um welche es sich dort handelt, erst *nach* der Entscheidung des Looses eintrat. Den Irrthum S. 69, dafs die Ritter den während der Oligarchie erhaltenen *Sold* nach Vertreibung der Dreifsig wieder hätten herausgeben müssen, hat Hr. Sch. selbst S. 145 nach des Ref. Abh. de equitibus Atticis berichtigt; ein weit stärkerer aber ist ihm S. 70 entschlüpft, wo er die Vermuthung aufstellt, dafs der Sykophant Batrachos aus dem *Demos* Oreos gebürtig gewesen sei! Einen Demos dieses Namens kennt die attische Topographie nicht, und wenn die Stelle des Komikers Archippus bei Athen. VII, p. 329 auf jenen geht, so kann dort eben nur der fremde Ort, wohin Batrachus nach Hrn. Sch.'s eigener Annahme auswanderte, nämlich die bekannte Stadt Oreos auf Euböa gemeint sein. Und wie konnte er S. 133 die Angabe nachschreiben, dafs Aesimus, welcher den Zug der triumphirenden Demo-

Digitized by Google

kraten nach Athen anführte, *hinkend* gewesen sein solle, worin nach griechischen Begriffen eine ebenso schlechte Vorbedeutung gelegen haben würde, als derselbe sicherlich gerade um des in seinem Namen liegenden glücklichen Omens willen zum Zugführen bestimmt worden war? Gesetzt auch, der Scholiast zu Aristoph. Eccles. v. 208 hätte Recht mit seinem χωλὸς ἑτμος, so könnte das Eine wie das Andere ihn erst später betroffen haben; vielleicht aber hat dieser, wie häufig, eben nur aus den Worten des Dichters selbst geschlossen, und dann fragt es sich noch sehr, ob die Worte: τὸ δὲ κοινὸν ὥςπερ Αἴσιμος κυλίνδεται auf den hinkenden Gang oder nicht vielmehr auf das plan- und zwecklose Umhertreiben zu beziehen sind, wodurch der Staat ein Spielball des Zufalls und eine Beute der Selbstsucht seiner Leiter wird; vgl. Vesp. v. 512. und Plat. Theaetet. p. 172 c. Befremdlich war es uns auch, dafs nach S. 106 Anytus von *niedriger* Abkunft gewesen sein soll, wofür uns kein Beweis bekannt ist, sondern eher das Gegentheil aus Plat. Meno p. 90 A. hervorgeht; noch weniger aber können wir es zugeben, wenn S. 107 Meletus zu den Führern der demokratischen Partei gerechnet wird, was aus seinem Auftreten neben Anytus in dem Processe gegen Sokrates um so schwerer gefolgert werden kann, als er dort (vgl. Plat. Euthyphro p. 2) als ein unbekannter junger Mensch erscheint, der von den eigentlichen Leitern wohl nur vorgeschoben ward; und wenn gar S. 118 der bekannte Daduche Kallias mit Beziehung auf Andoc. de Myster. §. 116. zum eleusinischen Keryx gemacht wird, so wissen wir nicht, was Hr. Sch. in jener Stelle gelesen hat, die uns gerade eine unbefugte Einmischung des Kallias in den Geschäftskreis der Keryken zu rügen scheint. Ueberhaupt sind wir hier und da selbst an seiner Interpretationsgabe irre geworden, und allerdings wäre es kein Wunder, wenn ein Schriftsteller, der es für nöthig gehalten hat, seine Auffassung ganz unzweideutiger Ausdrücke, wie S. 77 ἐπὶ κεφαλῆς ἀποδόσθαι und S. 109 μετασκηνοῦν, durch die ausdrückliche Bemerkung, dafs er sie sich nicht anders als wie er gethan, zu erklären wisse, zu rechtfertigen, einen ähnlichen Ausdruck anderswo auch einmal mifsverstanden hätte. So hat er S. 96 des Satyrus Drohung gegen Theramenes: ὅτι οἰμώξειεν εἰ μὴ σιωπήσειεν, so übersetzt: „er werde *noch ärger* schreien müssen, wenn er sein Klagen nicht einstelle", wo schon die Nothwendigkeit, ein im Griechischen nicht vorhandenes ἔτι μᾶλλον einzuschalten, ihn von der Unstatthaftigkeit seiner Auffassung des οἰμώζειν hätte überzeugen müssen; und mehr noch das folgende: ἂν δὲ σιωπῶ, οὐκ ἄρα οἰμώξομαι, das geradezu widersinnig wird, wenn wir jenes Verbum in der Bedeutung *schreien* nehmen: wenn ich schweige, werde ich dann nicht schreien müssen? Alle Schwierigkeit hebt sich dagegen, sobald wir uns erinnern, dafs οἰμώζειν namentlich zunächst in Beziehung auf Sclaven, ganz in die Bedeutung des lateinischen *vapulare*, und οἰμώζειν καλεύειν in die von *malum minitari* übergegangen ist, vgl. Aristoph. Plut. 111, Nubb. 217 u. s. w.; Satyrus Meinung kann also, um uns keines gemeinern Ausdrucks zu bedienen, nur diese sein: es solle ihm übel ergehen, wenn er nicht schweige. Auch S. 97 scheint uns Xenoph. Hell. II. 4, 1. mifsverstanden, wenn die Worte: ἦγον ἐκ τῶν χωρίων gleichbedeutend mit ἀγρῶν auf die *Ländereien* der nicht unter die 3000 aufgenommenen Bürger bezogen sind, obgleich in diesem Falle Xenophon wohl so fortgefahren haben würde: ἵνα αὐτοὶ καὶ οἱ φίλοι ταῦτα ἔχοιεν, nicht τοὺς τούτων ἀγροὺς, woraus vielmehr hervorgeht, dafs χωρία etwas anderes, und zwar wahrscheinlich, wie öfters, die festen Plätze oder *castella* des attischen Landes bedeutet, an deren Besitze den Dreifsig nächst der Hauptstadt am meisten liegen mufste; jedenfalls aber gilt dieses von der Art, wie Hr. Sch. S. 111 auf den Grund von Xenoph. Hellen. II. 4. 8. das Verfahren der Dreifsig gegen die Eleusinier geschildert hat. Hier läfst er sie zuerst eine Musterung der *eleusinischen Reuterei* veranstalten; nachdem sie hiermit fertig waren, sagt er dann, ordneten sie eine Musterung der ganzen Einwohnerschaft an... Diejenigen aber, welche eingeschrieben und als der Meuterei verdächtig bezeichnet waren, liefsen sie festnehmen u. s. w. und bemerkt dazu in der Note: „dies steht nicht eigentlich bei Xenophon, allein man mufs wohl annehmen, dafs nicht alle Eingeschriebenen auf die angegebene Weise festgenommen worden sind, da sonst die Zahl der Mannschaft, 300, für Eleusis und Salamis zusammen zu gering wäre . . . möglich ist es, dafs in den Worten τὸν δὲ ἀπογραψάμενον ἀεὶ eine Corruptel liegt", womit er selbst schon beurkundet, dafs er den Text nicht richtig verstanden hat. Die Beschuldigung der Theilnahme „an der Meuterei der Dreitausend", von welcher dieselbe Note spricht, wollen wir als eine

Digitized by Google

offenbare Uebereilung nicht weiter urgiren, obgleich es immerhin grofse Flüchtigkeit ist so zu erzählen, wo Diodor vielmehr sagt: ὅσοι μὴ μετεῖχον τῆς τῶν τρισχιλίων πολιτείας: aber auch in Xenophons Worten steht nichts von einer *doppelten* Musterung in Eleusis, sondern ganz einfach, dafs die Dreifsig sich mit der ihnen ergebenen Reiterei nach Eleusis verfügt, dort eine Musterung veranstaltet und Allen befohlen hätten, sich aufzeichnen zu lassen (ἀπογράφεσθαι), worauf dieselben einer nach dem andern entlassen und so von den Reitern ergriffen und gefesselt nach Athen geführt worden seien. Die einzige Schwierigkeit liegt in den Worten ἐξέτασαν ποιήσαντες ἐν τοῖς ἱππεῦσι, worunter aber auf keinen Fall eine besondere Musterung eleusinischer Reiter verstanden werden kann, da es rein undenkbar ist, dafs eine attische Landgemeinde eine eigene Reiterschaar gehabt habe, zumal in jener Zeit, wo sich die ganze Aristokratie in der Stadt concentrirte; und wenn jene Worte nicht heifsen können, dafs die Musterung der Eleusinier gleichsam unter d. h. umgeben von der athenischen Reiterei gehalten worden sei, so nehmen wir lieber hier einen Fehler der Abschreiber an, die leicht durch das vorhergehende ἱππεῦσι veranlafst werden konnten, auch hier dieses Wort statt des allerdings besser passenden ὅπλοις zu wiederholen. Dafs dagegen die Zahl 300, auch wenn wir nach Lysias adv. Eratosth. §. 52. die Salaminier mitbegreifen, zu gering sein sollte, glauben wir nicht; man mufs nur erwägen, dafs nur von den Waffenfähigen die Rede ist, von welchen die Dreifsig selbst vorgeben, zu befürchten, dafs sie nicht hinreichen würden, ihren Platz gegen einen Angriff von Aufsen zu vertheidigen (φάσκοντες εἰδέναι βούλεσθαι, πόσοι εἶεν καὶ πόσης φυλακῆς προσδεήσοιντο); und wenn Hr. Sch. S. 100 richtig gerechnet hat, dafs die Zahl der im Lande zurückgebliebenen Bürger nach Abzug der 3000 und der Flüchtlinge im Ganzen etwa 5000 betragen habe, so sind 300 für zwei Demen, seien es auch zwei der bevölkertsten, gewifs nicht zu wenig. Noch eine andere Stelle, wo Hr. Sch. gewifs viel mehr in seinen Schriftsteller gelegt hat, als darin liegt, ist S. 58, wo er aus Theramenes Worten bei Lycias adv. Eratosth. §. 77.: πολλὰς πίστεις αὐτοῖς ἔργῳ δεδωκὼς καὶ παρ' ἐκείνων ὅρκους εἰληφώς, folgert, dafs jener die Dreifsig förmlich in Eid und Pflicht genommen habe, während doch offenbar nur von Privatverträgen die Rede ist, durch welche sich derselbe gegen Wankelmuth und Selbstsucht seiner Parteigänger sicher zu stellen gesucht hatte; und eben so schief ist es S. 86 ausgedrückt, dafs die Dreifsig den Alcibiades aus *Griechenland* verwiesen hätten, was doch wahrlich aufserhalb der Grenzen ihrer Macht lag! Xenophon Hell. II. 3. 42. setzt denselben nur mit Thrasybul und Anytus in gleiche Kategorie; und wenn Isokrates de bigis §. 40. hinzufügt: ἐκεῖνος δ' ἐξ ἁπάσης τῆς Ἑλλάδος ἐξέπεσε, so ist das nur eine factische Folge jenes Exils, die aber nicht sowohl von dem Gebote der Dreifsig als vielmehr von dem Einflusse und der Verfolgung der Spartaner ausging. Auch die Erklärung des Psephisma des Tisamenus leidet an einer Unrichtigkeit des Ausdrucks, die nicht aufser Zusammenhang mit einer Unklarheit der Vorstellung zu stehen scheint, wenn von den beiden Arten von Nomotheten S. 151 die eine (οἱ ᾑρημένοι νομοθέται ὑπὸ τῆς βουλῆς) eine *gesetzgebende*, die andere (οἱ νομοθέται οἱ πεντακόσιοι) eine *controlirende* Behörde genannt wird, so dafs letztere nur der ersteren auf die Finger zu sehen und etwaige Fehler derselben zu rügen gehabt hätte. Dem steht aber schon dieses entgegen, dafs gleichzeitig mit ihr auch jedem andern Bürger gestattet ist, seinen guten Rath zu ertheilen; und wenn wir ferner sehn, dafs die zweite Behörde, so wenig sie auch mit den jährlichen Nomotheten (Staatsalterth. §. 131.) verwechselt werden darf, doch gleich diesen auf ihren Eid und folglich unter göttlicher Sanction entscheidet, welche der erstern abgeht, so werden wir diese vielmehr nur als einen Redactionsausschufs betrachten dürfen, während jene erst im Namen des Volkes und unter dem üblichen Beirathe des Senats die definitive Gesetzgebung übt. Noch unbegreiflicher ist es freilich, wie Hr. Sch. selbst auf der andern Seite Note 15 die 1001 Nomotheten aus Demosthenes Rede gegen Timokrates zur Vergleichung herbeizieht, die aus der Zahl der ordentlichen Jahresgeschworenen erloost mit den 500 erwählten des Tisamenus gar nichts gemein haben; doch solcher Ueberflüssigkeiten finden sich noch mehre, die fast noch in höherem Grade als die gerügten Mängel beweisen, dafs Hr. Sch.'s antiquarischer Grund und Boden noch nicht völlige Festigkeit erlangt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1) *Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Kriegs und das Archontat des Eukleides. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Karl Friedrich Scheibe.*

2) *Geschichte der politischen Hetärien in Athen von der Zeit der kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreifsig, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Hermann Büttner.*

(Fortsetzung.)

Für wen hielt Hr. Sch. es z. B. nöthig, S. 49 zu der Erwähnung des Theaters in der Munychia die Bemerkung hinzuzufügen, dafs dasselbe von dem grofsen athenischen Theater zu unterscheiden, und dafs es nach Thucyd. VIII. 93. dem Dionysos geweiht gewesen sei, als ob sich in dieser Zeit in Griechenland ein anderes als dionysisches Theater überhaupt denken liefse? Wollte Hr. Sch. ja eine gelehrte Anmerkung dazu machen, so mufste er nach Böckh über die Dionysien S. 74 und Fritzsche ad Thesmoph. p. 144 erinnern, dafs dieses das nämliche Theater sei, welches bei Xenoph. Hell. II. 4. 32., τὸ ἐν Πειραιεῖ θέατρον heifst, statt sich dieserhalb mit einer Verweisung auf Schneiders Note zu begnügen, welche den Punct, auf den es hier ankommt, weder entscheidet noch erschöpft. Eher lassen wir uns S. 52 die Unterscheidung der beiden Eukrates gefallen, die Hr. Sch. nur mit gröfserer Gewifsheit hätte aussprechen sollen; wozu aber S. 100 bei Gelegenheit des Pankratiasten Autolykus der Areopagite erwähnt wird, der nach der Schlacht bei Chäronea von Lykurg angeklagt worden sein soll, ist eben so wenig einzusehen, als der Zweck der Note S. 46, wo Hr. Sch. ausführlich beweist, dafs der athenische Stratege Dionysodorus nicht dieselbe Person mit dem Sophisten dieses Namens in Plato's Euthydem sei, ohne noch dazu diesen Beweis selbst auf sichere Prämissen zu stützen. Denn dafs jenes Gespräch „ein Paar Jahre vor der Herrschaft der Dreifsig geschrieben sei", ist so wenig anzunehmen, dafs selbst für die Zeit, in welcher es gehalten zu denken, kein sicheres Kennzeichen als die Erwähnung des Alcibiades p. 275 vorliegt, während der Hauptgrund gegen eine Verwechselung beider Personen vielmehr daraus zu entnehmen war, dafs das sophistische Bruderpaar mit klaren Worten als ξένοι bezeichnet wird; ebendeshalb hätte aber Hr. Sch. eine solche Verwechselung gar nicht als möglich unterstellen und sich ihrer Widerlegung überheben sollen.

Doch genug der einzelnen Ausstellungen, bei welchen wir nur deshalb so lange verweilen zu müssen glauben, um es mit unserm allgemeinem Lobe zu vereinbaren, wenn wir nunmehr auch in ein Paar Hauptpuncten von Hrn. Sch. abweichen und namentlich was Tiefe des politischen Urtheils und philosophischen Blick betrifft, Hrn. Büttner's Buche den Vorzug geben müssen. Mit der detaillirten und objectiven Zusammenstellung der Begebenheiten einer bestimmten Epoche, welche Hrn. Sch.'s Hauptzweck und Verdienst ausmacht, kann letzteres zwar sowohl um des gröfseren Umfangs seiner Aufgabe als um seiner vorzugsweise abhandelnden und raisonnirenden Tendenz willen nicht verglichen werden, und leider hat sich Hr. B. gerade über den von Hrn. Sch. behandelten Zeitpunct so unverhältnifsmäfsig kurz gefafst, dafs wir in dieser Beziehung auch zwischen den gelehrten Studien und der Quellenbenutzung beider keine Parallele ziehen können; hinsichtlich des pragmatischen Fadens dagegen, an welchen auch jener mit Recht die Thatsachen anzureihen und mit der vorhergehenden Geschichte zu verknüpfen gesucht hat, tritt seine Entwickelung trotz der geistreichen und gefälligen Darstellung gegen die eingehende Schärfe, Prägnanz und Durchbildung der Büttner'schen Charakteristik sehr zurück, und verwickelt sich in dem Bestreben blendend und neu zu sein, mitunter in Incon-

Digitized by Google

sequenzen, die Hrn. B.'s Tact glücklich vermieden hat. Selbst in den Paar Worten, mit welchen dieser S. 87 die Entartung der Hetärien in der Willkürherrschaft der Dreifsig schildert, finden wir ein richtigeres Urtheil, als wenn Hr. Sch. S. 88 das Verfahren des Kritias gegen Theramenes aus dem Gesichtspuncte der Nothwehr rechtfertigt und dagegen S. 136 die Kriegslist der befreiten Athener gegen die nach Eleusis geflüchteten aber immer noch drohenden Tyrannen mit den bittersten Ausdrücken brandmarkt. Ref. will die Moralität der letzteren Handlung keineswegs in Schutz nehmen; nach den politischen Begriffen des Alterthums aber ist hier kein gröfserer Schandfleck für die athenische Demokratie, als der Ueberfall im Teutoburger Walde für Deutschlands Urgeschichte, während sich für Kritias Handlung kaum in Robespierre's Verfahren gegen Danton und andere seiner Parteigenossen eine Parallele finden läfst. Freilich wird auch für diesen der Maafsstab einer „subjectiven Berechtigung" geltend gemacht werden können, nach welchem Hr. Sch. sagt, dafs Kritias Grausamkeit „nicht das Ergebnifs einer augenblicklichen blutdürstigen Laune und Eingebung, sondern Thatsache einer durch philosophische Abstraction selbst gebildeten Idee" gewesen und „seine, wenn auch zu verwerfende Handlungsweise aus einer bestimmten Ansicht, aus der Ueberzeugung von der Verwerflichkeit der Demokratie und von der Vortrefflichkeit der Verfassung der Spartaner hervorgegangen sei"; aber gerade in diesem Puncte glauben wir, dafs eine nähere Vergleichung beider Koryphäen des revolutionären Terrorismus nur zu Kritias Nachtheile ausfallen könne. Schon jene eigennützigen Absichten, welche die Dreifsig gerade nach Theramenes Verurtheilung (Xenoph. Hell. II. 4. 1.) ungehindert verfolgen zu dürfen glaubten, sprechen schlecht für einen so idealen Gesichtspunct, als ihn Hr. Sch. diesem Schritte unterlegt; noch mehr aber müssen wir an demselben zweifeln, wenn wir Kritias früheres politisches Leben betrachten, das ihn vielmehr als einen Intriguanten und nicht geringeren politischen Kothurn als Theramenes selbst darstellt. Ein Mann, dem sein Gegner öffentlich vorwerfen durfte, dafs er in Thessalien demokratische Bewegungen begünstigt und die Penesten gegen die herrschende Aristokratie aufgewiegelt habe, kann kein so hingebender und überzeugungstreuer Anhänger seiner politischen Farbe gewesen sein; und selbst wenn wir über jene Vorfälle dem entgegengesetzten Berichte des späten und oberflächlichen Rhetors Philostratus gröfsern Glauben schenken wollten, so bliebe noch immer sein Benehmen in Athen selbst nach dem Sturze der Vierhundert, die thätige Theilnahme an Alcibiades Rückkehr (Plut. V. Alcib. c. 33.) und die unwürdige Verfolgung des todten Phrynichus (Lycurg. adv. Leocr. §. 113.) übrig, um zu beweisen, dafs es für ihn so gut wie für Theramenes eine Zeit gegeben hatte, wo er seinen Antheil an der Oligarchie zu desavouiren und den Mantel nach der *aura popularis* zu hängen für gut fand. Seine allseitige Bildung, die er mit der gröfsten aller politischen Wetterfahnen, Alcibiades, gemein hatte, kann hier um so weniger in die entgegengesetzte Wagschale fallen, als wir aus seinen Bruchstücken zur Genüge sehn, welche religiösen und moralischen Grundsätze er derselben verdankte; und wenn sich Hr. Sch. darauf beruft, dafs er die Mäfsigkeit der Lacedämonier besungen und dem hohen Sinne des Cimon nachgestrebt habe, so können wir in seinem politischen Leben von beiden keine Spur erkennen, zu geschweigen, dafs das Fragment bei Plutarch. V. Cimon c. 10. durch die Erwähnung der Siege des Agesilaus seine Aechtheit mehr als verdächtig macht. Ueberhaupt aber scheint es uns höchst verfehlt und unzureichend, in einer Zeit, wo die Selbstsucht anerkanntermafsen ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, alle politische Erscheinungen auf Parteizwecke zurückzuführen, die nicht selten gröfsere Opfer als das Staatsganze selbst verlangen, und das bunte Wechselspiel egoistischer Intriguen auf die dürren Kategorieen aristokratischer und demokratischer Tendenzen zurückzuführen, womit man gerade in den Zeiten, wo die Einflüsse der Factionen am deutlichsten hervortreten, wie z. B. in dem Hermokopidenprocesse, am wenigsten ausreicht; und hierein setzen wir insbesondere das Verdienst der Büttner'schen Schrift, durch eine freiere und tiefere Auffassung der Hetärien einen richtigeren und lebendigeren Gesichtspunct zur Würdigung dieser Zustände aufgestellt zu haben, als dies seither von den meisten Schriftstellern, den Ref. selbst nicht ausgenommen, geschehen ist. „Das subjective Handeln für den Staat, sagt er S. 5, welches der griechischen Gesinnung gemäfs eigentlich nur ein dienendes sein soll und keineswegs eine durch die eigene Einsicht und Ueberlegung des Individuums be-

Digitized by Google

stimmtes, ist dennoch in Athen zur Freiheit gelangt; es hat, obgleich man es nicht anerkennen wollte, doch seine Nothwendigkeit für die Entwickelung des athenischen Wesens dadurch bewährt, dafs es theils in Uebereinstimmung mit dem Volksgeiste, theils in Widerspruch mit demselben, insofern und sobald dieser nämlich ein in sich widersprechender war, die ganze Geschichte Athens hervorgebracht hat" — und gibt damit auch den individuellen oder particulären Genossenschaften eine ganz andere und nothwendigere Berechtigung in dem athenischen Staate, wo sie gewöhnlich nur als Ausgeburten der Entartung dargestellt werden, während sie im Grunde mit dem ganzen politischen Lebensprincipe desselben aufs Innigste verschmolzen sind und demgemäfs auch weit höher hinaufdatirt werden müssen als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Es ist freilich auch nur eine mifslungene Auslegung zu nennen, wenn Hr. B. S. 13 die ὑπολοίπους τυραννεύοντας nach Hipparchs Tode bei Herod. VI. 123., worunter offenbar nur die übrigen Glieder der dynastischen Familie (Thucyd. VI. 54.) zu verstehn sind, auf die ἑταίρους Ἱππίου καὶ συμμάχους bei Aristoph. Lysistr. v. 1156. bezieht und demgemäfs auch die Tyrannis der Pisistratiden als die Herrschaft einer Hetärie darstellt; im Ganzen aber können wir allerdings schon in jenen Usurpationen Einzelner, in welche durch ganz Griechenland die ersten Regungen des demokratischen Princips auslaufen, den Beweis erkennen, dafs dieses seiner Natur nach der Leitung und des vorherrschenden Einflusses hervorragender Individuen bedarf, um welche sich dann von selbst eine Schaar näherer Freunde und Genossen zu wechselseitiger Unterstützung ansetzt; und so begegnen uns dann auch schon in den besten Zeiten der athenischen Demokratie wie bei Themistokles (Plut. 8. Themist. c. 2.) Hetärien, deren Charakter wir eben darein setzen, dafs sie es zunächst nur mit dem vorherrschenden Einflusse bestimmter Individuen zu thun haben, und die äufsere Staatsform als solche nur dann antasten, wenn sich mit jenem Ehrgeize noch andere Interessen und Rücksichten verknüpfen, welchen diese im Wege steht. Wohl mögen solche Verbindungen, wie jeder Einflufs, auch schon frühzeitig zu selbstsüchtigen Zwecken der Bereicherung, Rache, Straflosigkeit u. s. w. gemifsbraucht worden sein; an sich aber geht die ganze Erscheinung nur aus dem natürlichen Gefühle hervor, dafs eine so unbeholfene Masse, wie ein souveraines Volk ist, nur durch persönliches Uebergewicht bestimmt werden kann; und je seltener sich dieses bei einem Einzelnen dergestalt vorfindet, dafs er seinen Namen allein in die Wagschaale gegen ein ganzes Volk werfen kann, desto selbstverstandener macht es sich, dafs mehre zu diesem Ende unter einem gemeinschaftlichen Haupte zusammentreten. Auch der Ostracismus, in welchem Niemand ein organisches Institut der athenischen Demokratie verkennen wird, steht damit in wesentlichem Zusammenhange, insofern er in der Regel wird als ein Zusammenstofs der verschiedenen Hetärien unter sich betrachtet werden können, die aber eben dadurch die Macht des Ganzen über sich anerkennen; erst mit dem Untergange dieses Instituts, welcher bekanntlich durch die Coalition der Hetärien gegen den Demagogen Hyperbolus herbeigeführt werden soll, verwandelt sich jener Wettstreit des Ehrgeizes in einen Kampf selbstssüchtiger Interessen, in welchem die Hetärien zuerst die Demokratie und dann in Ermangelung eines höhern Richters ihrer Gegensätze sich unter einander aufreiben. Davon trägt übrigens die herrschende Majorität selbst die erste Schuld, wenn der niedere Theil des Volks, statt sich den Ausschlag in dem Wettstreite seiner Führer vorzubehalten, ein bestimmtes gemeinschaftliches Particularinteresse verfolgt, das ihn selbst gleichsam als eine grofse Hetärie um einen Demagogen schaart; denn dieses wirft die übrigen einzelnen Hetärien nothwendig in die Opposition und nöthigt sie ihre Kräfte wenigstens momentan zu diesem negativen Zwecke zu vereinigen, der dann um so leichter in einen positiven überschlägt, je entgegengesetzter die materiellen Interessen ihrer Mitglieder denjenigen des grofsen Haufens waren. Doch scheint es selbst in dieser Hinsicht zum entscheidenden Schritte erst noch eines Umstofses von Aufsen bedurft zu haben, wie auch Thucyd. VIII. 54 erzählt, dafs Pisander die ξυνωμοσίας oder Eidverbrüderungen, αἵπερ ἐτύγχανον πρότερον ἐν τῇ πόλει οὖσαι ἐπὶ δίκαις καὶ ἀρχαῖς, ausdrücklich angegangen und aufgefordert habe sich zusammen zu thun und die Demokratie zu stürzen; an sich haben die Hetärien und die in ihnen hervortretenden individuellen Gegensätze mit dem Streite der verschiedenen Regierungsformen nichts zu thun, der in

Digitized by Google

einer Zeit, die von staatsrechtlichen Theorien noch nichts weiſs, immer einen Conflict verschiedener Interessen darstellt (Staatsalterth. §. 61. extr.); und in diesem Sinne hat Hr. B. die ganze Darstellung derselben vielmehr an die hervorragenden Persönlichkeiten der attischen Geschichte geknüpft, welche wir theils nach ausdrücklichen Zeugnissen, theils der Natur der Sache gemäſs als Mittelpunkte derselben betrachten müssen. „Es muſs unsere Aufgabe sein," sagt er S. 6, „die Bedeutung der Hetärien seit den sichern Anfängen der Geschichte Athens durch diejenigen Persönlichkeiten zu begreifen, die sich ihrer bedienten, bis wir zu derjenigen Zeit gelangen, in welcher umgekehrt die Personen nur Bedeutung haben durch die Genossenschaften, welchen sie angehören; zur Lösung dieser Aufgabe aber ist es nöthig, jene Persönlichkeiten ausführlich zu schildern; denn die groſsen Talente, welche ihre Bemühungen bisher der athenischen Geschichte zuwandten, haben wohl die öffentlichen Verhältnisse in nicht geringem Maaſse aufgeklärt, keineswegs aber die Individualität der bedeutenden Staatsmänner Athens aus ihrer Stellung zu den durch die öffentliche Gesinnung hervorgebrachten Zuständen des Staats zu begreifen gesucht;" und wenn letzteres auch etwas zu kühn abgeurtheilt sein sollte, so steht Ref. doch nicht an die Charakterzeichnungen, welche Hr. B. von den Lenkern des athenischen Staats bis auf Nikias und Alkibiades herunter entworfen hat, zu dem Vorzüglichsten zu rechnen, das ihm in dieser Gattung noch vor die Augen gekommen ist. Aber auch bei der Begebenheit, wo sich die Hetärien zum ersten Male, wie er S. 64 sagt, als eine selbstständige Macht in dem Sinne zeigten, daſs sie nicht mehr im Interesse des Staats oder einer Partei oder auch eines bedeutenden Mannes, sondern in ihrem eigenen, d. h. in dem allen Mitgliedern einer bestimmten Hetärie gemeinsamen Interesse sich wirksam erwiesen, bei dem Hermokopidenprocesse, hat er den transitorischen Charakter dieser Gemeinschaft und die Verschiedenartigkeit der zusammenwirkenden Elemente weit richtiger aufgefaſst als Hr. Scheibe, der S. 5 darin nur ein näheres Aneinanderschlieſsen der Oligarchen zu Alkibiades Sturze erblickt, ohne zu erwägen, daſs an der Spitze von Alkibiades Gegnern derselbe Androkles erscheint, der später von den Antidemokraten gerade als thätigster Leiter des Volkes aus dem Wege geräumt ward (Thucyd. VIII. 65) und auf dessen politische Bedeutung Hr. Büttner S. 66 folg. sehr richtig aufmerksam gemacht hat. Auf der andern Seite aber sehen wir bei dieser nämlichen Gelegenheit, wie es sich auch bei Kritias und Theramenes wiederholt, daſs Männer, die später als die gröſsten Gegner der Demokratie auftreten, dieselbe hier gegen ihre wirklichen oder vermeinten Feinde schützen; und in allem diesem nur, wie Hr. Sch. will, einen angelegten Plan der oligarchischen Partei zu erblicken, die unter dem Scheine demokratischer Gesinnungen das Volk selbst allmählig seiner Stützen zu berauben gestrebt habe, heiſst ganz den Charakter aufgeregter Zeiten verkennen, wo gerade diejenigen, welche obenauf schwimmen, am meisten von dem Strome getragen werden, statt ihn zu leiten, und diejenigen, welche ihren bewuſsten Weg gehen, in der Regel dies nur eben dadurch bewerkstelligen, daſs sie sich auſserhalb des Stromes befinden. Wirkliche Verschwörungen zum Nachtheile der Demokratie werden allerdings schon zur Zeit der Schlacht von Tanagra erwähnt, und mögen sich von Zeit zu Zeit unter einzelner Miſsvergnügten in soweit gebildet haben, um das Schreckbild zu rechtfertigen, mit welchem die Demagogen bei Aristophanes das Volk einschüchtern; wenn aber die Geschichte aller Zeiten lehrt, daſs in solchen Fällen gerade auf die bedeutendsten Männer weit mehr gerechnet als dieselben in die Verschwörung mit hineingezogen werden, so werden auch die Hetärien und ihre Häupter mit der Geschichte jener revolutionären Umtriebe zunächst gar nicht zu vermischen, und die Verknüpfung, welche nach dem Miſslingen der sicilischen Expedition zwischen beiden eintritt, bei Weitem mehr aus den eigenthümlichen Zeitumständen als aus einer politischen Tradition zu erklären sein, welche Hr. Scheibe bis an die aristokratischen Elemente der solonischen Verfassung hinaufleitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1) *Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Kriegs und das Archontat des Euklides. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Karl Friedrich Scheibe.*

2) *Geschichte der politischen Hetärien in Athen von der Zeit der kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreifsig, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Hermann Büttner.*

(Fortsetzung.)

Uebrigens verbindet Herr Scheibe auch mit jenen Parteiungen selbst, welche doch die alleinigen Hebel seiner ganzen Darstellung bilden, keineswegs die klarsten Begriffe, und gebraucht namentlich das Wort Aristokratie in so schwankendem Doppelsinne, dafs wir uns wohl mit gröfserem Rechte eine Bemerkung darüber erlauben dürfen, als Hr. Büttner S. 18 an dem Buche des Ref. rügt, dafs es „die von einer bestimmten Staatsform absehende und nur das Ethische betreffende Bedeutung" jenes Wortes übersehn habe, die daselbst allerdings §. 58, Note 1 erwähnt ist, obgleich in einer Schilderung wirklicher Staatsform kein weiterer Gebrauch davon gemacht werden konnte. In derjenigen Zeit, von welcher wir hier reden, vermeidet man das Wort am Besten ganz, indem seine geschichtliche Bedeutung, gesetzliche Herrschaft erblicher Optimaten, hier aller thatsächlichen Voraussetzungen entbehrt; will man es aber ja gebrauchen, so kann es nur auf die oligarchische Partei angewandt werden, die allerdings die Rückkehr jener frühern Zustände zum Vorwande nahm und auch noch die meisten Reste alter Eupatridengeschlechter zählte, während die solonische Verfassung bekanntlich diesen Elementen, insofern sie nicht zugleich mit Vermögensbesitz verbunden waren, gar keinen Vorzug gestattete, und am wenigsten der Areopag „ein Organ der Aristokratie" heifsen kann, der seit der Eröffnung des Archontats für Alle nicht einmal mehr dem Höchstbegüterten allein vorbehalten war. Ja nicht einmal darin bleibt sich Hr. Sch. gleich, dafs er unter Aristokratie wenigstens immer die antidemokratischen Elemente, wie sie nun auch beschaffen sein möchten, verstünde, sondern während er an einer Stelle Oligarchen und Aristokraten synonym setzt, stellt er sie anderswo einander wieder so gegenüber, dafs die letzteren vielmehr der Demokratie befreundet erscheinen. Im ersteren Sinne lesen wir z. B. S. 3: „Die Ermordung des Ephialtes jedoch, welche ohne Zweifel von einer *oligarchischen* Verschwörung ausging, ist ein Beweis, dafs die *aristokratische* Partei nur niedergehalten, nicht unterdrückt war" — und S. 82: „nach Krüger (Leben d. Thucyd. S. 55, nicht, wie Hr. Sch. citirt, comm. Thucyd. p. 273) wäre jetzt Thucydides durch die *Oligarchen* zurückberufen worden, da sie einen solchen *Aristokraten* zur Stütze ihrer Herrschaft gebrauchen konnten;" im andern dagegen S. 39: „zwar hatten sich in der Volksversammlung die *Aristokraten* und Demokraten in dem Widerstande gegen die *Oligarchen* vereinigt" — und S. 49: „es war indessen vorauszusehen, dafs die Demokraten und *Aristokraten*, welche sich der Annahme der Friedensbedingungen widersetzt hatten, sich noch heftiger gegen die Aenderung der Verfassung auflehnen würden, da *beide* Parteien die Aufrechthaltung der *Demokratie*, wenn auch unter verschiedenen Modificationen, zum Zwecke hatten!" Aus dem letzten Zusatze ersieht man wohl, dafs Hr. Sch. unter den Aristokraten dort die Anhänger der Verfassung der 5000 versteht, welche die reine Demokratie durch ein timokratisches Princip zu temperiren bestimmt war, und wer die Verhältnisse kennt, wird auch an andern Stellen verstehn, dafs er mit jenem Namen die begüterten Freunde der Demokratie bezeichnet, welche den lakonischen Umtrieben der Oli-

Digitized by Google

garchen entgegenstanden, ohne deshalb eine eigentliche Pöbelherrschaft zu wollen; historisch aber kommt er dieser politischen Richtung eben so wenig zu als etymologisch, insofern ἀριστοκρατία ursprünglich nicht die beste Staatsform, sondern nur die Herrschaft der ἄριστοι bedeuten kann, und jedenfalls wird er so unmotivirt gebraucht den Leser mehr verwirren als belehren. Auch in der Anwendung desselben im Einzelnen ist Hr. Sch. ziemlich willkührlich zu Werke gegangen, wie wenn er S. 46 Strombichides und Dionysodorus Aristokraten nennt, wahrscheinlich nur weil sie Strategen oder Taxiarchen waren, die er auch S. 39 den Demagogen entgegensetzt, obgleich Lysias adv. Agorat. §. 13 sie lediglich als Volksfreunde bezeichnet: εὐνοοῦντες ὑμῖν ὡς ἐδήλωσαν ὕστερον: und wenn diese Mittelpartei gar S. 11 als die „der gemäfsigten Demokraten und *begeisterten Aristokraten*" bezeichnet wird, so wird darin Niemand den Gegensatz gegen die Oligarchen finden, deren Princip ja gerade der Reichthum war, sondern auf dem einen Extreme unbegüterte Aristokraten wie auf dem andern ungemäfsigte Demokraten erwarten! Wie sich hiernach Hr. Sch. S. 4 den Gegensatz der *alten Aristokratie* unter Nikias und der *jüngern Adligen* in den Hetärien gedacht habe, wollen wir nicht weiter untersuchen; am unglücklichsten ist er jedenfalls in den Namen der Oberhäupter dieser Hetärien gewesen, als welche er aufser Alkibiades und Phäax Euphiletus, Ismenias und Leontiades namhaft macht. Selbst Euphiletus würden wir nach Allem was vorliegt noch nicht als Führer, sondern nur als einen der hauptsächlichsten Genossen derselben Hetärie betrachten, welcher auch Andokides angehört und die deshalb Hr. Büttner S. 69 mindestens mit gleichem Rechte nach diesem, als Droysen und Vischer nach Euphiletus benannt haben, der in der damaligen Geschichte weiter keine bedeutende Rolle spielt; aber nun gar Leontiades und Ismenias, deren Namen selbst der athenischen Geschichte ganz fremd sind und ein mit dieser vertrautes Ohr schon durch ihren Klang stutzig machen mufsten! Unstreitig hat sich der Vf. durch Krüger ad. Dionys. Historiogr. p. 363 irre leiten lassen, der allerdings beide als Hetärienhäupter aufführt, aber durch das beigefügte Citat hinlänglich beweist, dafs er sie nicht als Athener ansah; hätte Hr. Sch. Xenoph. Hellen. V. 2. 25 nachgeschlagen, so würde er gefunden haben, dafs es sich hier um die bekannten beiden Thebaner aus Ol. 98 handelt, deren Aufnahme unter die Athener vor Ol. 91 nur einen neuen Beleg zu unserer obigen Bemerkung abgiebt, dafs der Verf. zwar die Quellen für den zunächst von ihm gewählten Gegenstand fleifsig und sorgfältig benutzt, im Uebrigen aber keineswegs die nöthige Sicherheit und Umsicht zu der Behandlung desselben mitgebracht habe.

Hieran knüpft Ref. endlich noch einige besondere Erörterungen, die er absichtlich verspart hat, um die Unbefangenheit seines Urtheils nicht zu beeinträchtigen, deren er sich aber gleichwohl nicht ganz entschlagen kann, um nicht die Abweichungen, welche die vorliegenden Schriften von seinen eigenen in dem Lehrbuche der griechischen Staatsalterthümer ausgesprochenen Ansichten darbieten, durch sein Stillschweigen gleichsam zu genehmigen zu scheinen. Auch gegen Hrn. Büttner mufs er sich hier — aufser den schon oben zurückgewiesenen Vorwürfen wegen des Begriffs der Aristokratie — in zweierlei Hinsicht vertheidigen: einmal insofern derselbe S. 8 ihn tadelt, dafs er „wie die Freunde Solons geurtheilt habe, dafs es nur auf dessen Willen angekommen wäre sich zum Tyrannen aufzuwerfen," sodann gegen die Behauptung S. 75, dafs die Stellen, welche Ref. §. 166 über „das Verhältnifs der Probulen zu der Einsetzung der Vierhundert beigebracht habe, für die thätige Theilnahme jener Behörde an diesem Ereignisse durchaus nichts Bestimmtes enthalten." Was freilich den erstern Punct betrifft, so ist es schwer in der Geschichte über Dasjenige zu streiten, was geschehen sein würde, wenn ein vorliegendes Ereignifs nicht stattgehabt hätte; inzwischen beweist doch das Gelingen der pisistratischen Usurpation bald nachher, dafs der athenische Staat damals noch keineswegs stark genug war sich eines Tyrannen zu erwehren; und so gewifs es ist, dafs Solon auf diesem Wege seine Aufgabe nicht gelöst haben würde, so wenig darf uns doch selbst die Einsicht in die Nothwendigkeit und Zeitgemäfsheit einer Erscheinung abhalten, in derselben den freien Entschlufs des Individuums anzuerkennen, welches das Bedürfnifs der Zeit verstand und den Abweg vermied, den tausend Andere an seiner Stelle betreten haben würden. Hinsichtlich des andern Punctes aber hat Hr. B. zunächst die von uns Note 16 angeführte Stelle Aristot. Rhetor. III. 18. 6 ganz übersehen, die allein schon hin-

Digitized by Google

reicht den thätigen Antheil der Probulen an der Bestellung der Vierhundert zu beweisen: εἰ ἔδοξεν αὐτῷ ὥσπερ καὶ τοῖς ἄλλοις προβούλοις καταστῆσαι τοὺς τετρακοσίους: und was er seinerseits anführt um es glaublich zu machen, dafs jene Behörde nur vorübergehender Art gewesen sei und die unumschränkte Demokratie schon vor den Viehundert wieder das Uebergewicht erhalten habe, reicht nicht einmal hin, um Harpokrations Zeugnifs zu entkräften, den Hr. B. nur im Zusammenhange nachzulesen gebraucht hätte, um sich zu überzeugen, dafs die Gelegenheit, bei welcher die Probulen als ein Theil der 30 συγγραφεῖς vorkommen, keine andere als die von Thucyd. VIII. 67 geschilderte ist. Dafs „kurz vor den Vierhundert Androkles, der heftigste Feind der oligarchischen Bestrebungen, an der Spitze des Volkes stand," beweist nur, dafs in der Ekklesia noch demokratische Elemente walteten, woran Niemand gezweifelt hat; und wenn Thucydides nur von zehn συγγραφεῖς αὐτοκράτορες spricht und deren Wahl als einen selbstständigen Act schildert, so sind doch Philochorus und Androtion zu bedeutende Auctoritäten, um nicht, wie auch Schömann antiqu. jur. publ. p. 181 gethan hat, jene Darstellung dahin zu erläutern und zu ergänzen, dafs den zehn bestehenden Probulen für diesen besondern Zweck aufserordentliche Vollmachten ertheilt und noch zwanzig weitere συγγραφεῖς als Beisitzer zugeordnet worden seien; ja wenn auch dieses nicht genügen sollte, so würden wir lieber einen alten Fehler bei Thucydides selbst annehmen, und Λ = τριάκοντα in Δ = δέκα übergegangen denken, was keine gröfsere Kühnheit wäre, als wenn Krüger hist. phil. Studien S. 62 und 158 zu wiederholten Malen bei demselben δέκα in τέσσαρες und δεκάτω in τετάρτω verwandelt. Schwieriger ist die Frage, worüber sich Ref. mit Hrn. Scheibe in Differenz befindet, wie lange nach dem Sturze der Vierhundert das Regiment der Fünftausend noch bestanden habe; und so wenig er auch hier nach wiederholter Erwägung von unserer Meinung abzugehen Ursache gefunden hat, so gesteht er doch auch den Gründen seines Gegners gern so viel Gewicht zu, dafs er ihnen die seinigen nur als Partei, nicht als Richter entgegenstellen will. Eher möchte er rügen, dafs S. 6 trotz seiner Bemerkung in den Staatsalterth. §. 166, Note 9 das Mifsverständnifs Krüger's nachgeschrieben ist, als ob schon *vor* Bestellung der Vierhundert die oberste Staatsgewalt an die Fünftausend übergegangen wäre; was aber die Argumente betrifft, mit welchen Hr. Sch. S. 7 wahrscheinlich zu machen sucht, dafs Letztere auch später bis zu der Herrschaft der Dreifsig nicht abgeschafft worden seien, so können wir ihm höchstens das zum Vorwurfe machen, dafs er die von uns angedeutete Frage über die Möglichkeit einer Wiederbesoldung des Volkes gar nicht berührt hat, obgleich uns diese allerdings um so wichtiger scheint, je deutlicher aus den Worten des Thucydides VIII. 66. hervorgeht, dafs der eigentliche Hauptgrund die Fünftausend an die Stelle des Demos treten zu lassen, in dem Mangel der Geldmittel lag, welche bisher auch den Geringsten die Theilnahme an den Staatsgeschäften möglich gemacht hatten. Denn wenn dieses Hindernifs wegfiel, so kann das Stillschweigen der Schriftsteller uns hier eben so wenig abhalten, das *cessante causa cessat effectus* anzuwenden, als es Hrn. Sch. S. 154 abgehalten hat sich die höchst wahrscheinliche Vermuthung von Sievers anzueignen, dafs auch nach dem Sturze der Dreifsig Anfangs die Abschaffung des Soldes beabsichtigt, derselbe jedoch bald wieder durch Agyrrhius hergestellt worden sei; und wenn damals die Staatscasse dieses neben dem durch das Bedürfnifs der Söldner doppelt kostspieligen korinthischen Kriege zu leisten vermochte, so ist nicht einzusehen, warum es ihr nicht auch nach 410 möglich gewesen sein sollte, wo Alkibiades Siege Athen's Macht wieder zu einer ganz andern Ausdehnung erhoben hatten, als ihr Ol. 96. übrig war. Doch auch abgesehn von solchen Combinationen können wir uns nicht überzeugen, dafs auf eine Regierungsform, welcher Hr. Sch. selbst wiederholt das Prädicat einer oligarchischen beilegt, die Ausdrücke δῆμος, πλῆθος, ja ὄχλος angewendet sein würden, wie sie Xenophon Hellen. I. 7. bei Gelegenheit der Verurtheilung der arginussischen Sieger gebraucht; und vergleichen wir damit, wie Thucyd. VIII. 66. in den Worten δῆμος μέντοι ὅμως ἔτι καὶ βουλὴ ἀπὸ τοῦ κυάμου ξυνελέγετο den δῆμος den πεντακισχιλίοις gerade wie die βουλὴ den Vierhundert entgegenstellt, so scheint uns in jener Ausdrucksweise ein eben so beredtes Zeugnifs zu liegen, als wenn Xenophon der Aenderung ausdrücklich gedacht hätte, zumal da diese in Verfassungssachen keineswegs ins Einzelne geht, und z. B. auch die fünf

Digitized by Google

Ephoren nach der Schlacht bei Aegospotamos nicht erwähnt, die Hr. Sch. S. 35 selbst zu unserm Vergnügen mit uns als als förmliche Beamte anerkannt hat. Auch das Bild und die Inschrift auf dem Grabe des Kritias, welche wir jetzt aus dem von Imm. Bekker herausgegebenen Scholiasten des Aeschines kennen (Abh. d. Berl. Acad. 1836, S. 230), beweist, dafs es keine oligarchische Verfassung war, welche die Dreifsig stürzten:

μνῆμα τόδ' ἐστ' ἀνδρῶν ἀγαθῶν, οἳ τὸν κατάρατον
δῆμον Ἀθηναίων ὀλίγον χρόνον ὕβριος ἔσχον:

und wenn Hr. Sch. S. 117 die Authentie dieses Epigramms, in welchem wir gerade das ohnmächtige Knirschen der ihr nahes Ende fühlenden Oligarchen erkennen, aus dem Grunde verwirft, weil diese damals etwas mehr zu thun gehabt hätten, als Statuen zu errichten und Inschriften zu verfertigen, so kann uns dies eben so wenig verhindern davon Gebrauch zu machen, als die Conjectur, mit welcher derselbe S. 140 die von uns §. 167, not. 15 für die Rückkehr einer zügellosen und ohnmächtigen Demokratie nach dem Sturze der Vierhundert beigebrachte Stelle des Lysias affect. tyrann. §. 25. in die Zeit nach dem Sturze der Dreifsig zu verlegen versucht hat. Leider sind uns seine observationes in oratores Atticos, auf welche er sich dieserhalb bezieht, nicht zur Hand, um die näheren Gründe für diese Emendation *μετὰ τοὺς τριάκοντα* statt *τετρακοσίους* zu prüfen, die immerhin sehr scheinbar sein müssen, da auch sein Recensent Hr. Franke in der Zeitschr. f. d. Alterthumswissenschaft 1837. S. 263 sie eine unbezweifelt richtige Verbesserung nennt; in Lysias eigenen Worten aber kann Ref., der dieselben nicht, wie Hr. Sch. unterstellt, aus Meier de bonis damn. p. 177, sondern aus dem Original geschöpft hat, nach wiederholter Prüfung nichts als den ganz angemessenen Sinn erkennen, dafs der Redner die Athener warne, jetzt nach dem Sturze der Dreifsig nicht wieder in denselben Fehler wie nach dem Sturze der Vierhundert zu verfallen, wo eigennützige Sykophanten die Unglücksfälle der Stadt zu ihrem Vortheile benutzt, Bürger vertrieben und ehrlos gemacht, und auf diese Weise den Staat in *στάσεις καὶ τὰς μεγίστας συμφορὰς* gebracht hätten. Denn von solchen Calamitäten ist nach Thrasybul's Restauration geschichtlich nichts bekannt, und so unvollkommen auch die mit dieser verknüpften Ideale verwirklicht wurden, so hatte doch der Staat bis auf die macedonische Zeit weder von inneren Parteiungen noch von äufsern Widerwärtigkeiten zu leiden, auf welche sich die vorgeschlagene Zeitbestimmung *μετὰ τοὺς τριάκοντα* beziehen könnte; folgen wir dagegen der Vulgatlesart, so erklärt sich uns mit einem Male, woher die vielen *ἄτιμοι* kamen, welche durch das Psephisma des Patroklides um der Eintracht willen, wie Andocides de Myster. §. 73. sagt, rehabilitirt wurden; auch das Exil des Kritias in Thessalien, dessen Ursache so dunkel ist (Weber de Critia tyranno p. 13), würde durch solche Sykophantie wenigstens eine ungefähre Aufklärung erhalten, und da von den bei Lysias genannten Männern wenigstens der eine, Klisthenes, notorisch seine Rolle vor der Herrschaft der Dreifsig, zu Aristophanes Blüthezeit, gespielt hat, so mufs Ref. fürchten, dafs die Gründe, mit welchen Hr. Sch. seine Verbesserung unterstützt hat, eben nur auf die *petitio principii* hinauslaufen, dafs zwischen dem Sturze der Vierhundert und der Dreifsig die unbeschränkte Demokratie nicht mehr zurückgekehrt sei. Freilich räumt er S. 7 selbst ein, dafs auch die Fünftausend sich allmählig verschlechtert haben müfsten, um die Vorfälle zu erklären, welche uns in jener Zwischenzeit begegnen; wenn er aber darauf mit Peter de Xenoph. Hellen. p. 54 fgg. die Worte des Thucyd. VIII, 97. bezieht: *καὶ οὐχ ἥκιστα δὴ τὸν πρῶτον χρόνον ἐπί γ' ἐμοῦ Ἀθηναῖοι φαίνονται εὖ πολιτεύσαντες*, so können wir hierin nur die bekannte abgekürzte Construction erkennen für *καὶ ὁ πρῶτος χρόνος ἦν ὃν κ. τ. λ.*, d. h. *es war dieses wenigstens während meines Lebens die erste Zeit, wo die Athener ihren Staat gut einrichteten*, während, wenn der Sinn wäre: *sie hätten denselben wenigstens in der ersten Zeit* (nach dem Uebergange an die Fünftausend) *gut verwaltet*, das restrictive *γὲ* bei *τὸν πρῶτον χρόνον* stehn müfste und der Zusatz *ἐπ' ἐμοῦ* geradezu widersinnig wäre.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

1) *Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Kriegs und das Archontat des Eukleides. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Karl Friedrich Scheibe.*

2) *Geschichte der politischen Hetärien in Athen von der Zeit der kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreifsig, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Hermann Büttner.*

(Schlufs.)

Dafs endlich, wie Herr Scheibe mit Peter will, die Verfassung nicht habe geändert werden können, während Nikomachus und seine Collegen noch mit der Revision der Gesetze beschäftigt waren, geht weder aus Andocides de Myster. §. 81. hervor, der von einer ganz andern Zeit spricht, noch würde es die Aenderung, um welche es sich hier handelt, haben hindern können, da diese ganz einfach darin bestanden haben würde, durch Wiederherstellung des Soldes die Theilnahme an den Staatsgeschäften wieder Allen zugänglich zu machen; und so glauben wir also fürs Erste noch bei unserer Ansicht verharren zu können, für welche sich mittlerweile aufser den in der dritten Auflage des Lehrbuchs angeführten Gelehrten auch Chr. Guil. Volke de factionibus in Atheniensium republica, Roterod. 1841. 8. p. 48 entschieden hat. Dasselbe gilt von einer zweiten Streitfrage, welche Hr. Sch. S. 68 fg. ventilirt hat, um die Identität der unter der Dreifsigherrschaft vorkommenden Eilfmänner mit der gleichnamigen Criminal-Behörde in der Demokratie zu beweisen, während uns der in diesem Theile der athenischen Geschichte wohlunterrichtete Verfasser des siebenten platonischen Briefs p. 324 die Verschiedenheit beider Amtskreise zu deutlich auszusprechen scheint, als dafs wir uns entschliefsen könnten von der im Lehrb. §. 139 extr. behaupteten Scheidung beider abzustehen. Selbst die Verdorbenheit der Stelle können wir nicht einräumen, so singulär auch der Sprachgebrauch sein mag, den Piräeus neben dem eigentlichen Athen gleichfalls als Stadt, ἄστυ, zu bezeichnen; dieses aber vorausgesetzt leuchtet ein, dafs die Eilfmänner für die Stadt wie die Zehn für den Piräeus vielmehr den Polizeibehörden entsprechen, welche die athenische Demokratie unter dem Namen von Astynomen und Agoranomen, ja auch in gleicher Anzahl für die Stadt und den Hafen kannte; und wenn Hr. Sch. meint, diese Geschäftskreise hätten sich insofern berührt, als die früheren Eilfmänner auch die auf der Strafse und an öffentlichen Orten verübten Criminalvergehen zu ahnden hatten, so bleibt, auch abgesehn von der Unzulänglichkeit des Schlusses von der Oertlichkeit auf die Amtssphäre, noch immer die Frage übrig, ob denn die eine Hälfte der Astynomen und Agoranomen im Piräeus durch die Zehnmänner ersetzt, die andere Hälfte derselben aber in der Stadt, wie früher, neben den Eilfmännern beibehalten worden sein solle? Dafs Letztere auch unter den Dreifsig neben ihren polizeilichen Geschäften zugleich die Obliegenheiten der früheren ἕνδεκα versahen, geben wir gern zu; darin liegt aber doch nicht, wie es Hr. Sch. auffafst, ein blofser Wechsel der Personalbesetzung, sondern eine totale Aenderung des Princips mittelst Uebertragung der Criminaljustiz an eine Polizeibehörde, welche die Loyalität der Demokratie scharf von jener geschieden hatte; und aufserdem kommt dazu noch der von jenem ganz übersehene Umstand, dafs, während die früheren ἕνδεκα ein Magistrat der ganzen athenischen Republik waren, die Eilfmänner der Oligarchie gerade im Gegensatze mit den Dreifsig, welche den ganzen Staat regieren, als eine blos städtische Behörde dargestellt sind, von welcher wir höchstens den einen, welchen an sich schon die ungerade Zahl als Chef der übrigen

Digitized by Google

zu betrachten erlaubt, für eine Art Generalpolizei-Director gelten lassen möchten. Auch aus dieser Controvers wollen wir übrigens Hrn. Sch. um so weniger einen Vorwurf machen, als derselbe dort zunächst gegen Meier streitet, mit dessen Darstellung wir selbst keineswegs ganz übereinstimmen und dessen Verwechselung der Zehnmänner im Piräeus mit den späteren Nachfolgern der Dreifsig er S. 138 mit Recht gerügt hat; befremdlicher waren uns einige andere Stellen, wo Hr. Sch. unsere der seinigen entgegengesetzte Ansicht auch nicht einmal einer widerlegenden Berücksichtigung gewürdigt hat, so dafs sich auch hier vielleicht unsere obige Bemerkung wiederholt, dafs derselbe den Fleifs seines Quellenstudiums nicht in gleichem Grade auch auf die Hülfsmittel desselben ausgedehnt habe. Dahin gehört S. 59, wo er die Annahme verwirft, dafs alle Theilhaber der Dreifsigherrschaft früher Mitglieder der Vierhundert gewesen seien, und die Stelle des Lysias adv. Agorat. §. 74., worauf dieselbe beruht, einer rhetorischen Hyperbel beschuldigt, weil derselbe Redner de affect. tyrann. §. 9. sagt, dafs unter den Dreifsig auch manche gewesen seien, die zum Sturze der früheren Oligarchie mitgewirkt hätten; Ref. glaubt diese scheinbare Discrepanz, die ohnehin bei einem Zeitgenossen der Begebenheit schwer glaubhaft wäre, weit einfacher §. 168. not. 7. durch die Erinnerung an Theramenes gelöst zu haben, der sich ja eben dadurch den Namen des Kothurns zuzog, dafs er als Mitglied der oligarchischen Regierung seine eigenen Genossen stürzte, und dann doch später wieder an ihrem Triumphe Theil nahm. Auf der andern Seite hat Hr. Sch. S. 39 sich durch die Auctorität eines jüngeren Redners, Aeschines de falsa leg. §. 76., bestimmen lassen, noch nach der Schlacht bei Aegospotamos Friedensvorschläge der Lacedämonier anzunehmen, welche den Athenern die Fortdauer der Demokratie und die Inseln Lemnos, Imbros und Scyros, also alles dasjenige zugestanden hätten, was sich Athen später erst im korinthischen Kriege wieder erkämpfen mufste; auch hier glaubt Ref. §. 167, not. 18 schon das Wahrscheinlichere angedeutet zu haben, dafs Aeschines zweierlei Thatsachen verschiedener Zeiten verschmolzen und verwechselt habe, was gerade bei ihm sonstigen Beispielen nach am leichtesten unterstellt werden kann; vgl. Krüger zu Becker's Uebersetzung des Andokides S. 257. Freilich bemerkt Ref. so eben, dafs er diese Vermuthung erst in der zweiten Auflage seines Lehrbuchs aufgestellt hat, während Hr. Sch. nur die erste zur Hand gehabt zu haben scheint, wie wir sowohl aus dem Citate S. 140 als aus S. 131 schliefsen können, wo derselbe die von uns bereits in der zweiten Auflage nach Hinrichs de Theramene p. 46 nachgewiesene Scheidung zweier Verträge bei Wiederherstellung der Demokratie als eine neue Entdeckung aufstellt; doch hat er auch die schon in der ersten Auflage §. 127, not. 9 geäufserte Vermuthung ignorirt, die Ref. bis zu genügender Widerlegung fortwährend für höchst wahrscheinlich hält, dafs die bekannte Vertauschung der πρυτάνεις und πρόεδροι im Präsidium der Volksversammlungen gleichfalls mit dem Archontate des Euklides und der thrasybulischen Restauration zusammenhänge. Weniger Gewicht legt Ref. auf die Priorität der Vermuthung über das Aufhören der nach dem Sturze des Areopags eingeführten Nomophylakes zu dieser Zeit, welche er schon im J. 1836 in derselben Weise, wie es Hr. Sch. S. 152 thut, in seiner Abh. de vestigiis institutorum veterum per Platonis de legibus libros indagandis p. 38 vorgetragen hat; dagegen will er sich zum Schlusse dieselbe hier hinsichtlich zweier andern Kleinigkeiten sichern, die zugleich das einzige sind, was er zu Hrn. Sch.'s Arbeit aus den Quellen selbst nachzutragen hat. Die eine Bemerkung betrifft die Bezeichnung der Dreifsig als Tyrannen, die Hr. Sch. S. 57 mit Ebert diss. Sicc. p. 62 erst von Diodor's Zeiten herleitet; inzwischen findet sich doch für dieselbe schon eine gleichzeitige Auctorität in dem Bruchstücke des Redners Polykrates bei Aristot. Rhetor. II. 24. 3.: πάλιν τὸ Πολυκράτους εἰς Θρασύβουλον, ὅτι τριάκοντα τυράννους κατέλυσε, was zwar zunächst auch nur figürlich zu nehmen ist: „er habe nicht wie andere einen, sondern dreifsig Tyrannen auf einen Schlag gestürzt", aber doch wohl als Quelle jener ganzen Benennung betrachtet werden dürfte. Sodann hat er die Stellen bei Pollux. IX. 101. und Eustath. ad Iliad. XXIII, p. 1298 übersehn, wo von einem Euripides gesprochen wird, welcher τοῖς τεττὰράκοντα τοῖς μετὰ τοὺς τριάκοντα προστᾶσιν Ἀθήνησι μετῆρξε oder τῶν ἐν Ἀθήναις τεσσαράκοντα προστατῶν μετὰ τὴν κατάλυσιν τῶν τριάκοντα ἐγένετο, richtig emendirt, aber vielleicht ein Beleg mehr für die von Andoc. de Myster. §. 81. erwähnten zwanzig interimistischen Staatshäupter gefunden werden kann. Jungermann

Digitized by Google

denkt hier an die δικαστὰς κατὰ δήμους, von welchen Pollux VIII. 100. sagt, dafs ihre Zahl nach dem Sturze der Dreifsig aus Hafs gegen diese Ziffer auf vierzig erhöht worden sei; diese wird aber doch wohl Niemand προστάτας nennen, und da zugleich der Zusammenhang ergibt, dafs Εὐριπίδης dort nur ein symbolischer Ausdruck (von εὖ und ῥίπτειν) für einen *guten Wurf* mit *vier* Astragalen ist, dem man nach Scholiastensitte eine historische Beziehung suchte, so kann überhaupt die Zahl 40 nicht richtig sein, sondern mufs höchst wahrscheinlich, da der *beftre* Wurf von 24 Augen schon seine eigenthümliche Bezeichnung Κῶος (lat. *Venerius*) besitzt, in *zwanzig* verwandelt werden, was bei der Aehnlichkeit der Zahlzeichen κ und μ in älterer Schrift (Bast ad Gregor. Cor. p. 405) gar nicht schwer ist. Mehr würden wir aus der Zeit nach dem Sturze der Dreifsig zu Hrn. Büttner's Buche nachzutragen haben, wenn dieser nicht seinen Plan mit jenem Ereignisse abgeschlossen hätte; insofern er jedoch selbst auf der letzten Seite noch von Hetärien der späteren Zeit spricht, wollen wir auch wenigstens mit zwei Worten noch darauf aufmerksam machen, dafs er jedenfalls besser als an das ganz ungehörige Beispiel aus der Rede gegen Eubulides an die Symmorien erinnert haben würde, welche nach der Schilderung, die Demosthenes Olynth. II. §. 29. davon macht, förmlich die Stelle jener eingenommen zu haben scheinen; über Privatvereine, die freilich nicht ganz homogener Art sind, vgl. Wachsmuths hell. Alterth. B. I. Abth. 2, S. 353.

K. Fr. Hermann.

X.

***Codex epistolaris Ioannis regis Bohemiae. Briefe des Königs Johann von Böhmen, seiner Verwandten und anderer Zeitgenossen, nebst Auszügen aus Urkunden desselben Königs, als einer Ergänzung zu Fr. Böhmers Regesten, herausgegeben von Dr. Theodor Jacobi. Berlin,* 1841. *bei Trautwein. XVI u.* 108 S. *in* 4.**

Neuerdings fliefst der Geschichte des böhmischen Mittelalters ein schätzenswerther Beitrag aus dem Preufsenlande zu; und zwar in obigem diplomatischen Codex, dessen Urschrift durch den Geh. Archivrath Prof. Dr. *Stenzel* — dem die Darstellung des mittelalterlichen Städtewesens eines ehemaligen böhmischen Kronlandes selbst schon unverwelkliche Lorbeern eintrug — in dem königlichen Archive zu Breslau entdeckt, und welchem daher auch, wie billig, das ganze Werk gewidmet worden ist. Vor mehreren Jahren bereits hat der Vorstand des königl. geheimen Archivs zu Königsberg dem böhmischen Nationalmuseum ein Copiarium von 151 Urkunden der böhmischen Kanzlei aus den Jahren 1237—1286 abschriftlich mitgetheilt; nunmehr ist es wieder das schlesische Provinzialarchiv, welches den Historikern Böhmens eine Sammlung von 226 Urkunden und Privatbriefen, zumeist aus den Jahren 1325—1345, und zwar durch die Hand eines eben so fleifsigen als kundigen Bearbeiters entgegenreicht. Schien auch bisher der erstgenannte Codex, als gar zu armselige Compilation eines Ottokarischen Notars, der Herausgabe eben nicht würdig: so ist dagegen die Veröffentlichung des ungleich inhaltreicheren zweiten als wahrhaftes Bedürfnifs erkannt, schnell genug gefördert, mit kritischem Takte und rühmlichster typographischer Ausstattung in's Werk gesetzt worden. Ueberdies hat der Herausgeber das Verdienstliche seines Buches auch noch durch die Mittheilung einer Nachlese von 320 Regesten aus den Jahren 1310—1346 wesentlich erhöht.

Wie alle dergleichen Formelbücher, so trägt auch das gegenwärtige sehr viel Mifsliches an sich, und ist hundertfältig blos geeignet, die Combination selbst des geübtesten Forschers irre zu leiten. Dennoch mufs es uns in Ermangelung der Originale sehr willkommen sein. Und so würdigt auch unser Herausgeber mit richtigem Gefühle die Bedeutung zumal solcher *Briefsammlungen* den Urkunden und Chroniken gegenüber, indem er (Vorr. VI) sagt: die Chronik stelle *vergangene* Ereignisse dar in ihrem Werden, die Urkunde bestimme *zukünftige* Verhältnisse; der Brief dagegen zeige uns Personen *gegenwärtig* bei Ereignissen und führe uns so fast dramatisch in das Wie der Handlung ein. Gleichwohl dürfe — setzt er hinzu — diese Abstraction Niemand zur Einseitigkeit verleiten; auch selbst dann nicht, wenn, wie zu wünschen ist, die Redaction der Mon. Germaniae einst die Deutschland betreffenden Briefsammlungen in einer Gesammtausgabe zu vereinigen, das Verdienst erwürbe. Und in der That sind neben der *Sage* und dem histo-

Digitized by Google

rischen *Volksliede* blos nur noch solche *Briefe* geeignet, einem geschichtlichen Ganzen die höchste Plasticität im Einzelnen zu verleihen.

Mit Recht stellen wir indefs an jeden Bearbeiter eines Epistolarcodex die doppelte Forderung: dafs er bei dem grofsen Vorrathe von ähnlichen fast unbrauchbaren Copiarien weder die Wichtigkeit seines Fundes überschätzt, noch auch einem durch vaterländische Sympathieen hiezu mehr berufenen Herausgeber vorgegriffen haben möge. In beiden Beziehungen mufs nun die nähere Analyse des Buches unsere Meinung gar sehr zu Gunsten des Herausgebers stimmen, welcher, seiner Aufgabe sowie seiner Kräfte trefflich bewufst, vor jedem eingebornen *böhmischen* Gelehrten (die ganze Briefsammlung nämlich stellt sich als ein sog. Bohemicum dar) auch noch das Verdienst einer gröfseren Unbefangenheit und eines durch die fremdartige Natur des Gegenstandes unendlich erschwerten Quellenstudiums voraus hat.

Schon der Titel meldet, dafs König Johann und seine Familie den Mittelpunct dieser Correspondenz bilden. Und so gruppiren sich um 83 Briefe dieser und anderer hohen Personen an regierende Häupter, Prälaten, Barone, Gemeinden u. s. w. — 119 Briefe von böhmischen Beamten des Königs, von böhmischen Städten, Landherren und Privaten über politische, geistliche, bürgerliche und andere, mitunter ganz geringfügige, Verhältnisse — nebst 24 Urkunden. Besonders zieht *Böhmen*, freilich mehr in sitten- als eigentlich zeitgeschichtlicher Hinsicht, Gewinn daraus; indem beinahe alle inneren Zustände desselben während der sechsunddreifsigjährigen Regierung König Johanns, die krassen Verwaltungsmängel, der Handel mit den Krongütern und Regalien, das Zoll- und Steuersystem, die Staatspolizei, die Procefsordnung, das Municipalwesen Prags und mehrerer Bergstädte, die Verfassung des dritten Standes, der Geistlichkeit und der Juden speciell beleuchtet werden. Aber auch für Mähren, Schlesien, Glatz, die Lausitzen und Oesterreich, für die Städte Magdeburg, Köln, Nürnberg, Regensburg, Aachen, Krakau u. s. w. findet sich manche historische Ausbeute darin; gleichwie es von Interesse ist, Briefe von oder an den damaligen Kaiser und Papst, an den König von Ungarn und Polen, die Erzherzoge von Oesterreich, den Herzog von Brabant, Baiern, Sachsen, Liegnitz, Troppau, den Landgrafen von Hessen und Thüringen, ferner an mehrere Cardinäle, den Patriarchen von Jerusalem, die Bischöfe von Mainz, Trier, Meifsen, Padua, Ostia, Velletri, Tusculanum u. s. w. hier neben einander zu lesen. Dafs eine solche Fülle unmittelbarer lebendiger Ueberlieferung ungemein viel specielles Geschichtsmaterial darbiete, haben wir schon angedeutet — seien auch diese Beiträge immerhin nichts weiter als „einzelne Steinchen" (wie Hr. J. S. VIII sich ausdrückt), die uns einen bis jetzt unterbrochenen Zug in dem Mosaikbilde ergänzen, das unsere Phantasie von König Johann sich geschaffen, dem aber freilich die Historie noch nicht den Typus der Wahrheit und Stetigkeit aufgeprägt hat. Möge uns also das „Mosaikbild" selbst — nämlich eine sorgfältig zusammengesetzte Geschichte des Königs Johann — recht bald werden; die letzten drei Jahre haben mit einem Male unverhofft viel neues Material hiezu geliefert (*Lenz* Jean l'Aveugle 1839, *Böhmer's* Regesten 1839—41 und *Jacobi's* vorliegenden Codex.)

Die *Handschrift*, deren Inhalt unter obigem passenden Titel edirt wurde, ist bei Aufhebung der Klöster [wann?] aus dem Hedwigsstifte zu Breslau in das schlesische Provinzialarchiv übergegangen. Sie besteht aus einem Folioheft, in Pergament eingeschlagen, das 36 Blätter von starkem Papier enthält, welche eine gedrängte, nicht besonders lesbare, Schrift von oben bis unten bedeckt. Der Ursprung der ganzen Sammlung kann uns, so wie die Person des Schreibers, insofern gleichgültig sein, als hiedurch für die Hauptsache — nämlich die Chronologie — ohnehin nichts gewonnen wäre. Dafs die Handschr. selbst dem XIV. Jahrhundert angehöre, nehmen wir auf das Wort des Herausgebers unbedenklich an. Die Briefe schliefsen sich an sich schon *vor* dem Jahre 1346 entschieden ab und mögen auch wirklich nicht viel später von einem *Prager Notar*, etwa aus den Originalconzepten selbst, zum Handgebrauch copiirt, vielleicht auch (wie S. VI vermuthet wird) von dem nämlichen Schreiber mit den oft seltsamen *Rubris* versehen worden sein. Sämmtliche Briefe sind weder nach der Zeitfolge, noch nach einem andern durchgreifenden Principe geordnet; nur die eigentlichen Urkunden stehen von No. 59 bis 85 beisammen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1842.

Codex epistolaris Ioannis regis Bohemiae. Briefe des Königs Johann von Böhmen, seiner Verwandten und anderer Zeitgenossen, nebst Auszügen aus Urkunden desselben Königs, als einer Ergänzung zu Fr. Böhmers Regesten, herausgegeben von Dr. Theodor Jacobi.

(Schlufs.)

Was diese Sammlung vor anderen Copialbüchern des Mittelalters auszeichnet, das ist die Beibehaltung der meisten *eigenen Namen*, nebst Zeit und Ort der Abfassung einiger Briefe. Freilich ist bei den zahlreichen Schreibfehlern die Herstellung aller Personen- und Ortsnamen unmöglich; gleichwie auch die Chronologie nur bei dem kleinsten Theile der Briefe sichergestellt werden konnte. Indefs steht fest, dafs blofs zwei Briefe (59 und 60) *vor* die Regierungszeit des Königs Johann von Böhmen fallen, wenige dem Anfang derselben, die meisten, deren Datum bestimmbar ist, den Jahren 1325—1346 angehören. Wieviel jedoch dem Fleifse böhmischer Urkundenforscher hier nachzuholen erübrigt, lehrt jeder Blick auf die von Hrn. J. versuchten *Zeitbestimmungen*, deren einige von den zufälligsten Umständen abgeleitet erscheinen, andere auf falschen Voraussetzungen oder Namensverwechslungen beruhen, noch andere zwischen einer Reihe von zehn bis fünfzehn Jahren wie im vagen Ungefähr hin und herschwanken. Jedenfalls lag die Beseitigung dieser Mängel nicht in der Macht des Herausgebers, und liegt wohl auch in der unsrigen nicht. Die *Noten* (gegen 350 an der Zahl) zeugen übrigens von einer Belesenheit in der böhmischen Literatur, welche oft in Erstaunen setzt; wiewohl mitunter manche Sacherklärung den ihr gewidmeten gelehrten Aufwand nicht verdient und nicht lohnt. In der schön geschriebenen *Einleitung* charakterisirt der Herausgeber, der überhaupt eine tüchtige Schule der Kritik nirgends verläugnet, auf eine interessante Weise den Geist dieser Briefsammlung; indem er gewissermafsen einen Index rerum ohne alphabetische Ordnung giebt, hingegen alle fernerweitigen Anmerkungen über Recht, Sitten, Steuern u. dgl., aus Mangel an slawistischen Studien, unterdrückt zu haben mit edler Bescheidenheit eingesteht.

Wenn nun der Herausgeber (Vorr. VIII) sagt, dafs der Werth einer historischen Ueberlieferung nicht blos in dem absolut Neuen bestehe, was sie enthält, sondern dafs auch das frische und sinnliche Hervortreten längst bekannter Beziehungen schätzenswerth sei: so erscheint die zweite Hälfte des Satzes auf unsere Briefsammlung besonders anwendbar. Denn jede hier *im allgemeinen historischen Interesse* zu haltende Aehrenlese dürfte ziemlich auf folgenden summarischen Ertrag eingeschränkt sein: Aus einem Briefe des Erzbischofs Peter von Mainz (89) ersehen wir nämlich mit Befremden, dafs dieser noch am 23. Julius 1314 des Glaubens war, die Wahl König Johanns zum deutschen Kaiser durchzusetzen. Das Schreiben Ludwigs des Bayern an Johann III. Herzog von Brabant (1) klärt jetzt die in Böhmers Regesten 932 vorkommende Entschuldigung des Kaisers, wegen Versäumnifs einer in Nürnberg 8. März 1327 projectirten Zusammenkunft, genügend auf. Zur Erläuterung des Traktats dd. Ungarisch-Tyrnau 13. Febr. 1327 (Ludewig V, 478) dient die um einen Tag früher ebendort datirte Urkunde 71, laut welcher König Karl von Ungarn eine bis 24. Juni 1328 zu vermittelnde Einigung zwischen Böhmen und Polen dadurch garantirt, dafs er in der Person des Nicolaus Stephani de Landow einen Bevollmächtigten über die böhmischerseits bereits innegehabten polnischen Städte und Burgen einsetzte, welche dieser im Namen König Johanns verwalten und, im Falle ferneren Zwistes, ihm und seinen Erben überantworten sollte. Mittelst Brief 13 erbittet

Digitized by Google

derselbe ungarische König Karl von unserem Johann bis 1. März 1335 Succurs wider die Tartaren. In Brief 135 berichtet ein italienischer Kaufmann, dafs zum Entsatz von Lucca (Februar 1331) 3000 Helme angerückt wären. Zur Bereicherung der *Geschichte Böhmens* trägt vorerst bei: der mit den böhmischen Baronen geschlossene Vertrag König Wentzels II. gegen die Landfriedensbrecher (Urkunde 59, 60), allem Anscheine nach aus dem Jahre 1301. Ferner lassen Brief 18, 26, 44, 109, 112, 154, 189 keinen Zweifel über die Thatsache zu, dafs König Johanns zweiter Sohn, Johann, seit seiner Vertreibung aus Tyrol (1341) mehrmals — wenn auch nur in Verhinderungsfällen des Markgrafen Karl — Statthalter von Böhmen gewesen. Ebenso beweist Brief 8, gegen die Annahme der *Sommer*'schen Topographie (VII, 128), dafs die böhmische Stadt Taufs seit 1328 wirklich an Herzog Heinrich von Bayern abgetreten worden sei; Brief 10, dafs Herzog Rudolph von Sachsen seit 1342 eine Revenüe aus den Kuttenberger Bergwerken bezogen; endlich Brief 100, dafs der bekannte Minoritenstreit de paupertate Christi auch in Böhmen strenge Inquisitionen veranlafst habe. In besonderer Beziehung auf die *Hauptstadt Prag* verdienen ebenfalls mehrere Documente hervorgehoben zu werden. Ganz neu nämlich sind die Aufschlüsse, welche Brief 86, 87 und 93 über die Altstädter St. Niklaskirche verbreiten; beide ersteren Urkunden führen uns um volle dreizehn Jahre höher als bisher, und zwar bis wenigstens 1346, in der Geschichte dieser Kirche hinauf und stellen zugleich die ehemaligen Patronatsansprüche der Strahöwer Prämonstratenser in ein helleres Licht. Nicht minder anziehend sind endlich die Briefe 94, 95, 96, 107, 200, 201, welche andere Klöster, Kirchen und Beneficien Prags während der Jahre 1334—45 betreffen und auf deren einige wir unten noch zurückkommen werden.

In den Nummern 61 und 62 haben sich die Gründungsurkunden der beiden noch heute blühenden Städte Böhmens, Bechin und Hostomitz erhalten, und wir erfahren daraus, dafs erstere Stadt den berühmten Ulrich Pflug von Rabstein († nach 1340), letztere den bereits 1319 verstorbenen Wilhelm von Waldeck (einen Hasenburger) zum Urheber habe — wobei freilich das beiderseitige Stiftungsjahr ohne Vergleichung der Originale nicht näher zu bestimmen ist. Ueber die Art, Dörfer nach deutschem Recht zu exponiren (Brief 68, 77), verweisen wir blos auf *Tzschoppes* und *Stenzels* Urkundenbuch S. 145 ff. Die in dem Vergleiche No. 165 stipulirten seltsamen Bufswallfahrten kommen bereits zu Anfang der Regierung König Johanns in den Pottensteiner Händeln vor. Dagegen erinnert an die Zeit der (Brief 19 und 158 auch wirklich erwähnten) Judenverfolgungen, dafs, nach Brief 69, die Baustelle, auf welcher eine Feuersbrunst begonnen hatte, mit Confiscation — ob *nur* bei Juden, bleibt freilich ungewifs — belegt wurde. Abweichend von der Art des Einlagers bei *Grimm* (R. A. 620) ist der aus Brief 54 deutlich hervorgehende Umstand, dafs der eingerittene Schuldner selbst für seinen mittlerweiligen Unterhalt zu sorgen hatte; von solchen Einlagern (böhmisch leženj) sprechen die einheimischen Rechtsbücher noch im XVI. Jahrhundert.

Wir gehen über zu den *historischen Namen*, welche in der Regel auch der einzige Schlüssel zur Ermittelung der Chronologie solcher Briefformeln sind. Der Herausgeber hat an den mangelhaften und verdorbenen Personennamen, Amtstiteln und Ortsbenennungen häufig und oft glücklich ergänzt und gebessert, häufig aber auch nach Chroniken, Topographieen, und insbesondere nach den uncritischen Verzeichnissen der damaligen böhmischen Staats-Würdenträger bei *Balbin*, *Hammerschmid* und *Auersperg*, fehlgreifen müssen. Ref. bekennt indessen, dafs selbst die ihm vorliegenden vollständigeren Urkundenauszüge zur Lösung der in diesem Epistolarcodex sich häufenden Widersprüche nicht ausreichend sind. Vor Allen ist es ein Mann bürgerlicher Herkunft, nämlich Frenczlinus Jacobi de Praga, der (an den Namen unseres Herausgebers mahnend) hier am häufigsten und wohl in 50 Briefen und Urkunden auftritt, den König selbst auf den Feldzügen begleitet, in finanzieller Beziehung beinahe sein Factotum ist und durch solchen Einflufs seiner vielverzweigten Sippschaft zu Reichthümern und Ehren verhilft. Dieser Frenczlin wird zwar kanzleimäfsig camerarius, auch subcamerarius regis (al. regni) Bohemiae genannt; stand aber wohl nur als *Kammerzahlmeister* in Privatdiensten des Königs. Als glücklicher Negoziant ward er sehr bald König Johanns Gläubiger, nachher Pfandinhaber, mithin zugleich burchravius und judex provincialis, d. i. Richter der Castellaneien Pfriemberg und Podiebrad. Da zu seinen

Digitized by Google

Zeit verfassungsmäfsig nur hohe Adelige obige beiden Landesämter bekleiden konnten, so erklärt sich von selbst, warum Frenczlin z. B. in Br. 10 und 20 dem böhmischen *Landesunterkämmerer* ausdrücklich untergeordnet wird. Hr. Jacobi hält jedoch seinen Namensverwandten für den *Oberstlandkämmerer* und verwickelt sich dadurch mehrmals in Widersprüche. Uebrigens erscheint unter den in dieser Briefsammlung angeführten Oberstlandesoffizieren und Erbhofbeamten die Blüte der damaligen böhmischen Aristokratie. Um auf den bereits genannten Ulrich Pflug v. Rabstein zurückzukommen, so wird derselbe (Br. 13) Zaudner von Prag genannt and wir wissen aus anderen Urkunden, dafs er bis 1331 Landesunterkämmerer und bis 1340 Oberstlandrichter war. Sein Nachfolger in der ersteren Würde, etwa bis zu dem Jahre 1344, war Wilhelm von Landstein — was hier aus den Briefen 10. 70. 133. 184 als neues Ergebnifs hervorgeht. Gleichfalls neu ist, dafs der Oberstburggraf Jessko Wartenberg auf Wessely (Bessel) bis 1358 Pfandherr von Gitschin gewesen (Br. 38), in welchem letzteren Jahre er diese Stadt durch Tausch an sich brachte. Vgl. *Pelzels* Karl II, 580. Was Hr. J. über den fidelis noster Chech Stephan de Sternberg in der Anmerkung zu Br. 70 beibringt, scheint überflüssig, da Tschetsch als altböhmischer Beiname jedem Eingebornen bekannt ist. Durch eine sonderbare Verwirrung unseres ungenannten Notars wird ferner der Wyschehrader Propst Berthold von Lipa, 1348—1351 zugleich Oberstkanzler, in den Briefen 5 u. 84 Boemiae subcamerarius (!), Br. 11 von König Johann sogar Princeps (!!) noster dilectus genannt; was leicht zu berichtigen war.

Unter den Beziehungen auf den *Clerus* des Landes fällt gleich zu Anfang unseres Codex die Erwähnung des Kreuzträgerordens auf. Prag zählte damals (ohne die sogenannten Cyriaken) viererlei Ordenshäuser solches Namens, welche, wie in andern Urkunden, so auch in der vorliegenden Sammlung unter einander verwechselt werden. 1) Das Priorat des ritterlichen Ordens vom heiligen Johann zu Jerusalem mit dem *weifsen Kreuz*, seit 1156. An den Präceptor desselben ist der von dem Kuttenberger Zehentner ausgestellte Brief 95 gerichtet; auch Nr. 116 der Regesten gehört hierher. 2) Die Canonie der Grabhüter mit dem *rothen Kreuz* in Zderas, seit 1190 — erwähnt in Br. 22. 94. 96. In dem Rubrum zu Br. 87 soll es anstatt Cruciferos Sderasienses vielmehr Canonicos (sc. regulares) Strahovienses heifsen. 3) Die Commende der deutschen Ritter von U. L. F. zu Jerusalem mit dem *schwarzen Kreuz*, seit 1217. Diesem deutschen Ordenshause, und nicht (wie Hr. Jacobi dem Chron. Auloreg. zufolge annimmt) den Johannitern, sind die subsides ord. Crucif. de domo Teotunica (Br. 2) unterthan. Ebendaher scheint auch der frater Hasco de Lenberch, Magister ord. Crucif. per Boemiam et Moraviam (Br. 3) zu gehören; denn nicht blos erscheint ein Jesco im J. 1337 als Landcomthur zu Repin (*Millauers* Deut. Ritt. O. 126. 144), sondern es wird auch der e. l. vorkommende Nobilis de Hohenberch als Ordinis S. Mar. hosp. Hierosol. domus Teutonicae per Boemiam et Moraviam Commendator in einer späteren Urkunde der deutschen Herren vom J. 1362 genannt (*Millauer* 33). Endlich 4) Das Hospital der ritterlichen Kreuzherren mit dem *rothen Stern* zu St. Franz, seit 1237 — auf welchen Orden wir jedoch, aufser Nr. 124 der Regesten, keinen Brief unserer Sammlung mit Sicherheit zu beziehen wissen.

Noch scheint hier Raum zu einigen beiläufigen Berichtigungen. In Br. 87, wo König Johann den bekannten Wyschehrader Dechant Johannes Paduanus ausdrücklich Praepositus Pragensis titulirt, könnte leicht ein Schreibfehler stecken. Unter dem Conventus Leith. (Br. 6) kann kein anderes als das Prämonstratenserstift zu Leitomischel gemeint sein. Wegen Note 2 zu Br. 89 sei hier bemerkt, dafs der Egerische Bezirk vormals zur Regensburger und erst seit 1787 zur Prager Diöcese gehöre. Alba Ecclesia (Weifskirchen im Banat) war von 1323 bis zu dem (bei Sommersberg SS. III, 58. gedruckten) Vertrage vom 13. Jul. 1332 an Böhmen verpfändet, während welcher neun Jahre König Johann das Verleihungsrecht der dortigen Collaturen besafs; daher Br. 110 viel zu spät, Br. 21 hingegen richtiger datirt ist, weil diese Stadt damals (1344—46) wieder ein Burggraf des Königs von Ungarn inne hatte. Peter von Rosenberg (Br. 13) starb bereits 14. Oct. 1346. Henricus terrae notarius (ib.) ist wol identisch mit dem Prager Propste Heinrich, der 1340—48 Oberstlandschreiber war, und dessen Vorgänger ganz richtig der mit ihm genannte Stephanus gewesen ist. Da nun Br. 22 noch in die Zeit der Amtsführung des Letzteren fällt, so mufs sein Datum

Digitized by Google

in das Jahrzehend von 1328—38 gehören. In Br. 28 ist anstatt Herzog Bohuslaus vielmehr Boleslaus (wie Br. 64) zu lesen. Wenn endlich der Verf. des Briefes 165, Frenczlinus judex curiae, mit dem in böhm. Urkunden 1360 als Hofrichter der königl. Städte unterzeichneten Frenczlin eine und die nämliche Person ist, so dürfte dieser Brief füglich der einzige sein, den wir *nach* dem J. 1346 zu datiren hätten.

Neben den hie und da auftauchenden barbarisirten Ausdrücken (lateinischen, mittelhochdeutschen, slawischen), welche der Herausgeber genügend erklärt, begegnet man auch einigen Dunkelheiten. So bezeichnet der böhmische Ausdruck pomotzna, welchen Br. 145 durch arra wiedergibt, eine Hilfe (adjutorium, *Eichhorn* St. R. G. §. 306), vielleicht einen Aufschlag auf die allgemeine Berna. Ganz unerörtert bleiben die mehrmals wiederkehrenden rotae, welche schon *Tzschoppe* und *Stenzel* (Urk. B. 61) für unverständlich erklärten. Das Wort klingt zwar rein slawisch, da z. B. in den ältesten böhmischen Rechten die Eidesformel ausdrücklich rota heifst; allein in den Urkunden hat es einen ganz andern Sinn und gewifs einen mehrfachen. Bleiben wir bei der buchstäblichen Bedeutung des lateinischen rota, so sind: 1) fratres qui rotas parant (Urk. von 1204 bei *Stenzel* 61) offenbar Leute, die Räder zimmern, vgl. *Grimm* R. A. 351 — zumal anderwärts auch rotarii als Hörige vorkommen; in den Stellen, 2) cum rotis omnibus inter hujusmodi duo molendina — cum rotarum praedictarum juribus — quod universae rotae ad molendum annonas nullo tempore teneantur (Br. 61) ist nicht minder offenbar von Mühlenrechten die Rede; vgl. *Grimm* 300; endlich deuten die Stellen, 3) N. debet per annum 60 rotas — primus terminus solvendi rotas (*Stenzel* l. c.) auf eine baare Abgabe, auf Geldzins hin. Hierunter läfst sich jedoch nur die *Ablösung eines Frohndienstes* begreifen, den der Hörige mittelst Fuhrwerk leisten sollte; also entweder Lieferung von Vorspann oder Wagen, magnae rotae — 6 paria rotarum cum omni ornatu (vgl. wagen mit aller zugehorung, *Grimm* 298. 380), in der heutigen Gesetzsprache „Zugrobot"; oder Handdienst mit der Schubkarre, rotula, böhmisch: Kolečko — welches letztere Etymon dem Sinne der allegirten Urkunden am genauesten entsprechen dürfte.

Schliefslich einige Worte über die *Regesten*, deren Mehrzahl Hr. Jacobi aus dem seltenen Werke des Grafen de Saint Genois, Monum. anciens etc. Paris 1782, fol., so wie aus der im königl. Reichsarchive im Haag befindlichen Gerhard'schen Sammlung von Urkundenabschriften des XIV. Jahrhunderts geschöpft hat. Da inzwischen *Böhmers* erstes Ergänzungsheft erschienen ist, so geschah es, dafs sich 37 Nummern dieser Regesten von Beiden gleichzeitig aufgenommen finden. Dennoch lassen sich beide Sammlungen z. B. aus einer dem Verf. vorliegenden handschriftlichen Regestensammlung des Geschichtschreibers *Pelzel* nahmhaft vermehren; gleichwie es ein Leichtes ist, aus unbeachtet gebliebenen böhmischen Druckschriften noch eine Menge von Nachträgen zu liefern. Wir schlagen beispielsweise nur *v. Bienenbergs* Analecten zur Gesch. d. Mil. Kreuzordens, Prag 1786, auf und entdecken darin:

1329, 29. Oct. Luxemburg. König Johann ertheilt den Prager Kreuzherrn zu St. Franz die Collaturen von Tachau und Unhost.

1336, 18. Febr. Prag. J. bestätigt demselben Hospital einige Zehentnutzungen auf dem Lande bei Horzin.

1337, 31. März. Prag. J. (und 1338, 26. Jan. Markgraf Karl) bestätigt dem Generalmeister desselben Ordens den Kauf eines Hofes in Dolan.

1337, 5. Jun. [Juli?] Prag. J. schenkt dem vorgenannten Hospital 7 Huben von der kön. Waldung Birdo.

1338, 5. Apr..... und 25. Jul. Luxemburg. J. bestätigt dem Oberstlandschreiber Stephan einen mit den Kreuzherrn zu St. Franz eingegangenen Realitätentausch.

1338, 30. Jul. ebend. J. räumt denselben Ordensbrüdern das vor Kaurim gelegene, bis dahin weltliche Hospital ein.

1341, 24. Apr. Prag. J. bevollmächtigt den Ordensmeister zur beliebigen Emphiteutisirung gewisser Gütertheile.

Der alphabetische Index zu den Briefen ist eine sehr brauchbare Zugabe. Aufser den am Schlusse verzeichneten Druckfehlern wird der Leser noch viele andere wahrnehmen, die jedoch meistens unerheblich sind.

Glückselig, in Prag.

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

XI.

Spanische Dramen übersetzt von C. A. Dohrn. Erster Theil. Berlin, 1841. *Nicolaische Buchhandlung.*

Es mufs für ausgemacht gelten, dafs für eine der Wissenschaft würdige Erkenntnifs der romanischen Literatur die Spanier es sind, von denen ausgegangen wird. Nicht allein waren sie es, welche in ihren Erzeugnissen die zunächst stammverwandten Nationen nachhaltig anregten und bestimmten, sondern ihr Einflufs reicht auch über diese hinaus, in unsere eigene Nationalliteratur hinein, welche noch selbst in den neuesten Zeiten sich dem Einflusse, den ein so reichhaltig entfaltetes Leben immer äufsert, nicht hat entziehen können. Handelt es sich aber um die Erkenntnifs und die historische Entwicklung von Kunstformen, und vollends um wahrhafte Erkenntnifs des Drama's, der Spitze aller Poesie, so müssen wir unbedenklich auf die Spanier zurückgehen, da ihr Drama den einen Pol, das protestantische Drama Englands den andern bildet, Spanien und England nur allein ein reiches nationales Drama erzeugt hat, von welchem die Poesie der anderen Nationen in alle Wege abhängig gewesen ist. Lassen wir das protestantische Drama bei Seite, und wenden uns mit unserer Betrachtung dem katholischen zu: so setzt uns der Reichthum des spanischen Theaters in Erstaunen. Hier kann man ohne Hyperbel von Tausenden werthvoller dramatischer Dichtungen, von Hunderten von Dichtern reden, deren Namen und Werke in Deutschland unbekannt sind, deren Leben und Zeiteinflufs im heimischen Lande selbst zum Theil verschollen ist, so dafs die Betrachtung dieser Umstände, so wie die sichtbare Thatsache, dafs diese ohne Gleichen in der Literaturgeschichte dastehende Productionsfülle jetzt zu erlöschen beginnt, die gelehrten Spanier unserer Tage schon fleifsig zu beschäftigen anfängt, und zu historischen Darstellungen und kritischen Untersuchungen geführt hat, wie die orignes y historias del teatro Español, die Sammelausgaben und sonstigen colecciones de los mejores autores Españoles beweisen. Während nun in Deutschland für diese Literatur wenig geleistet wird, und der Freund derselben, falls ihm nicht der Zugang zu reichen Bibliotkekschätzen offen steht, auch das Nothdürftigste entbehren mufs, so ist hier des grofsartigen Unternehmens von dem Franzosen Baudry mit Ehren zu erwähnen, der in seiner europäischen Bibliothek auch den Spaniern einen, wie es scheint, erfreulich grofsen Platz angewiesen hat. Von dem teatro Español sind jetzt 5 starke Bände erschienen, und obschon die Auswahl verhältnifsmäfsig knapp, die ästhetische Kritik altfranzösisch, engherzig, die Ausgaben selbst in den Texten himmelweit von den Forderungen deutscher Wissenschaft entfernt sind, so sind dennoch diese durch die Spanier Ochoa, Navarrete, Quintana, Moratin u. A. bei Baudry herausgegebener Werke, die einzige Quelle, aus der man die Kenntnifs dieser so reichhaltigen Literatur entnehmen kann. Mit Auszügen, Blumenlesen, einzelnen Stückchen ist uns hier überall nicht mehr gedient; was ein Philosoph, Dichter, Geschichtsschreiber seiner Nation geleistet, wie er selbst sich entwickelt und gebildet, kann nur aus dem Studium seiner sämmtlichen Geisteswerke entnommen werden. Es wäre voreilig, die Schwierigkeiten zu verkennen, die sich der Erkenntnifs der spanischen Literatur bisher in den Weg gestellt haben, und ungerecht, die Leistungen nicht anzuerkennen, welche trotz dieser Schwierigkeiten und vor allen trotz der Armuth an Büchern, an's Licht traten: aber dennoch ist das Resultat dieses, dafs ein höchst bedeutender Theil des Werthvollsten uns immer noch gänzlich unbekannt ist, dafs wir von dem Wenigen, das zu uns gedrungen, noch höchst oberflächlich und ungenügend unterrichtet

Digitized by Google

sind, wie sich davon ein jeder überzeugen kann, dem es unter Aufwand von Mühe und Geld gelungen ist, sich einiges von dem Werthvollsten durch Frankreichs, Spaniens oder Englands Buchhandlungen zu verschaffen. — Von den Gestirnen erster Gröfse sind etwa Cervantes, Lope und Calderon bekannt; von dem ersteren existirt bei Baudry eine schöne, fleifsige und genaue Gesammtausgabe, die durch Navarrete besorgt ist, von letzterem die schön ausgestattete Keil'sche Ausgabe bei E. Fleischer. Diese so wie Diez Grammatik und vielleicht auch des Grafen v. Seckendorf grofses Wörterbuch sind der Rede werthe Erscheinungen auf diesem Felde. Aber wann erhalten wir einmal einen möglichst vollständigen, (denn ihn ganz vollständig zu liefern, ist schon jetzt nicht mehr möglich) ordentlichen, kritisch edirten Lope? Diese Klagen und Fragen sind nicht unzeitig, sie führen uns vielmehr sofort auf das vorliegende Buch. In diesem, das sich als erster Theil einer Sammlung ankündigt, liegen zwei Stücke des Tirso de Molina übersetzt und erläutert dem Genusse des Lesers vor. Doch wer ist dieser Dichter? Bouterweck erwähnte ihn flüchtig und seitdem sprach niemand von ihm, auch ist nichts von ihm ins Deutsche übersetzt worden, und so erscheint er denn in zwei bedeutenden, für die Erkenntnifs des spanischen Drama's vielfach interessanten Stücken zum ersten Mal auf deutschem Boden. Tirso ist ein grofser dramatischer Dichter, dem schon ein aus den hier mitgetheilten Stücken entnommenes Urtheil einen ehrenvollen Platz neben Lope anweiset. Von seinen, im Vaterlande selbst schon ziemlich unbekannten äufseren Lebensumständen, theilt Ochoa mit, dafs er im Jahre 1620 zu Madrid in das Kloster der heiligen Jungfrau von der Gnade ging, als er bereits sein funfzigstes Jahr zurückgelegt hatte, woraus sich schliefsen läfst, dafs er etwa 1570, sieben oder acht Jahre nach Lope geboren wurde. Im Jahre 1645 ward er zum Comendador des Klosters von Soria erwählt, wo er, wahrscheinlich 1648, starb. Tirso de Molina war also Geistlicher, sein eigentlicher Name Gabriel Tellez, unter dem ersten Schriftstellernamen passiren die von ihm verfafsten Werke. Die Geistlichen in Spanien stehen zu dieser Zeit im Mittelpunct des Lebens, in der lebhaftesten Strömung der bürgerlichen Gesellschaftsverhältnisse so gut, wie in den mächtigen und geheimnifsvollen Hof- und Cabinetsbewegungen. Die das spanische Leben wiederspiegelnde Dichtung ist Dichtung der Geistlichen; wenn irgend jemand, so haben sie das Leben zu ihrer zweiten Schule. Torres Naharra, Lope, Calderon, Moreto, Solis waren Geistliche, so also auch unser maestro fray Gabriel. In ihnen, die ganz dazu bestimmt sein sollten, den himmlischen Interessen zu leben, äufserte die vorzügliche Bildung, welche sie vor fast allen Ständen voraus hatten, ihre energisch reagirende Wirkung zu dem bekannten Umschlagen und sich Verweltlichen des katholischen Princips, wie denn die Bildung dies immer in ihrem Gefolge hat, dafs sie eine auch noch so fest geordnete Einseitigkeit durchbricht und ihren Inhalt wiederum der Welt einbildet. Es ist eine bedeutende schlagende, wenn man will, ironische Thatsache, dafs die Geistlichen dort die dramatischen Dichter waren, dafs unser Tirso eine Scene zwischen zwei galanten Roués mit einer Sicherheit und Meisterschaft hinwerfen kann, wie wir es in andern Verhältnissen bis zur Zeichnung der untersten Menschenschichten — Kärrnerscenen u. s. f. bei dem grofsen Britten bewundern. Tirso's nicht gewöhnliche Bildung erscheint ebensowohl in seinen Werken, als ihre äufserliche Anerkennung bei den Zeitgenossen sich ausspricht in der Stellung und den Aemtern, die ihm von seinem Orden zu Theil wurden. Es wird berichtet, dafs er Magister der Theologie, Prediger, Beisitzer des Generals über den Orden, so wie der Chronist desselben für die Provinz Neu-Castilien wurde. Zahlreich sind die Schriften dieses Mannes: seine Dramen umfassen fünf Quartbände, welche in den Jahren 1616 bis 1636 in Madrid erschienen, und welche wahrscheinlich auch in der Bibliothek zu Göttingen vorhanden sind; berühmt ferner ist sein Novellenkranz, „die Obstgärten von Toledo" (los cigarrales de Toledo), in welchem ebenfalls noch Komödien stehen, und die Schrift deleitar aprovechando, deren erster Theil 1635 in Madrid erschien. Mehreres, wie der zweite Theil der cigarrales, der zweite Theil des deleitar apr., Novellen, eine Geschichte des Ordens unserer lieben Frau von der Gnade, liegt noch ungedruckt. Wie Tirso de Molina das eigentliche Wesen des romanischen Lebens getroffen hat, dafür zeugt der Umstand, dafs sich bis auf die letzte Zeit (1837) seine Stücke noch immer auf der Bühne hielten, während Calderon und Andere von derselben längst verschwunden sind. Sind es nun nicht ein, sondern

Digitized by Google

immer mehrere Dichter, durch deren Organ, sei dieses selbst zu Gegensätzen auseinander gehend, sich die Dichtung der Nation manifestirt, und obschon verschieden sich darstellend, sich eben dadurch ergänzt und zum einheitlichen Bilde zusammenthut, so ist Tirso, als beliebter Volksdichter, unstreitig eines jener Individuen gewesen, in welches sich der dichtende Geist herabgelassen und es dadurch zum Mitverwirklicher, zum bedeutenden Moment für die Bildung des Nationaldrama's erhoben hat. Welches aber nun seine eigenthümliche Bestimmtheit sei und welcher Platz von ihm neben den andern Heroen des Drama's mit Nothwendigkeit ausgefüllt werde, kommt der umständlichen Geschichtsschreibung dieser Kunstform zu darzustellen. — Das erste, uns bedeutend und vorwiegend interessirende Stück, ist der Verführer von Sevilla (el burlador de Sevilla), sein Held Don Juan Tenorio ist uns allen wohl bekannt, es ist der Don Juan p. excellence, der uns durch Mozarts vollendete Tonschöpfung ein Gegenstand des unveräufserlichsten Werthes und reinsten Genusses geworden, an welchen Philosophen ihr Denken gewandt und der die Dichter immer von neuem zur Umbildung und künstlerischen Darstellung getrieben hat, Zamora, Molière, Byron, Dumas, Grabbe; und dies hat er mit jedem grofsen Stoffe gemein. Hier haben wir also den Urtypus des Don Juan, der uns auch in der Oper etwas verwunderlich fremd scheinen mufs, wenn wir es nicht immer beisammen haben, dafs er ein spanischer Caballero ist. Don Juan Tenorio ist eine historische Person, seinen Charakter, so wie sein Leben fand Tirso für dichterische Umformung in den Chroniken von Sevilla vor, aber auch nur soviel; die energische in Licht und Schatten kräftig abwechselnde Zeichnung des Helden, der blendende Farbenschmelz der Situationen und ihr frappirender Wechsel, so wie die eben so geschmeidige als markvolle Sprache, vor allem jener Hauch und Duft der Fülle, der eben so wie den äufseren sinnlichen Reichthum, auch die geistigen Schöpfungen aus dem Vollen begleitet, dies ὄγκο πιριουσίας, wie die Griechen es ausdrückten, ist des Dichters eigene That. In den ersten Scenen des ersten Tages (drei jornadas sind die gewöhnlichen Abschnitte) wird der Held sogleich in seinem Wesen vorgeführt. In nächtlicher Runde verführt er im Palaste des Königs zu Neapel die Isabela, die Braut des Herzogs Octavio, die in ihm ihren Geliebten in der Dunkelheit in den Armen zu halten glaubt. Erst an der Stimme erkennt sie den kühnen, verwegenen Betrüger; durch ihr Hülferufen verräth sie sich selbst dem Könige, welcher den Verwegenen zu fangen befiehlt. Nun ist der einfangende aber sein eigener Oheim, der spanische Gesandte Pedro Tenorio, der ihn aus Verwandtenliebe, und auch weil sich Don Juan so edel und ritterlich wieder dem Oheim ganz auf Discretion ergiebt, retten will. Diese Absicht fafst guten Boden, und Don Juan rettet sich ohne Säumen, indem er aus den Fenstern des Schlosses in die unten stehenden Kastanien hinabspringt; so dafs Pedro ganz gemäfs dem Wesen des Neffen dem, über sein Entweichen verwunderten, Könige berichten konnte:

Seine Rettung fest im Auge,
Sprang verzweifelt vom Balcone
In den Garten er hinab.
Ohne Zögerung verfolgen
Ihn die Wachen, dringen ein
Durch des Parkes Seitenthore,
Finden ihn fast im Verscheiden;
Doch der Natter gleich im Zorne
Richtet er sich auf: das Antlitz
Ganz gebadet mit dem rothen
Blute, wich er aus dem lauten
Todesdrohen der Verfolger. —

Der Oheim schiebt aufserdem die Schuld auf den Herzog Octavio, dem er, um genaueren Erkundigungen zu entgehen, wenn er verhaftet würde, ebenfalls zur Flucht behülflich ist. So erscheint Don Juan hier als der kühnste Verführer, und weder der hohe Stand der Isabela, der verlobten Braut eines Herzogs, noch die Heiligkeit des Gastrechts auf fremdem Boden, nicht die Achtung vor dem Palaste des Königs und dessen unmittelbarer Nähe vermögen etwas über ihn. — Völlig verschieden ist die Situation in der 8ten Scene des ersten Tages. Hier erscheint ein stiller, friedlicher Fischerstrand, und man fühlt aus der reizenden Darstellung den südlichen Ton der Landschaft von Tarragona heraus: es ist Morgen, fern aus dem Meere taucht die Sonne auf, lichtdurchglüht und blitzend rollen die sapphirblauen Wogen zum Ufer. Hier wohnt die reizende Fischerin Tisbea, der Neid und die Qual aller ihrer Geliebten, die sie verschmäht. Don Juan untergräbt freventlich den süfsen Frieden des Mädchens, deren Schönheit und hingebende Lieblichkeit ihm aber nach dem Genusse wenig bedeutet. Er ver-

Digitized by Google

läfst sie, wie er die andern verläfst, um das Maafs der Vergeltung voll zu machen, die seiner wartet. Die ganze Darstellung dieser Fischerscene, Tisbeas Liebe, ihr Herz zerreissender Schmerz, nachdem sie sich entehrt und verrathen sieht, ist lebenerfüllte wahrhafte Dichtung. Der Raum gestattet hier keine weitere Exposition: nur ausgesprochen sei es, wie Don Juan in den verschiedensten Scenen, als das wahre Musterbild eines gesinnungslosen spanischen Caballero nur mit der Energie seines Wesens in festem Bunde und sonst ohne alle Stütze, sein Wesen entfaltet, bis er zuletzt in seinem freveln Muthe auch in das Uebernatürliche einzugreifen wagt. Schon hatte er durch seine verhängnifsvollen Eide und verwegenen Schritte die bösen Mächte gegen sich aufgereizt, denen es ein Leichtes ist, eine solche nur durch die Energie des Bösen aus der Indifferenz des allgemeinen Lebens hervortretende Existenz in ihren dunkeln Abgrund zurückzuschlingen. Er hatte Veranlassung inne zu halten und behutsam zu sein, da des Vaters Worte ihn beschworen, feierliche Klänge und Lieder ihm sein Ende künden; doch es ist alles vergebens: der unerschütterliche Muth und die ihrer stets gewisse Kraft sollen ihn in die verdiente Vernichtung stürzen. Er nimmt die Einladung des Comthurs Don Gonzalo, des von ihm erstochenen an, in der Kirche mit ihm zu essen, (was Tirso auf eine Art in Scene gesetzt, dafs die Aesthetik des Furchtbaren hier ihr Musterbeispiel haben wird) und vergeht in seinem feurigen, brennenden Händedruck. — Wie schon erwähnt, der Don Juan ist der eigentliche tief charakteristische Held eines Drama's, wie das spanische ist, ein reines Erzeugnifs katholischer Poesie. Hier, wo die Innerlichkeit des Gemüths und ihrer Wärme, die durch Bildung gewonnene Gesinnung nie vermittelt, Ehre und Liebe, Sitte und That etwas durchweg Aeufserliches geworden und in bestimmte ritualartige Beziehung zum Subjecte gebracht ist, hier wo die Gesinnungslosigkeit in dem Gracioso selbst verkörpert worden ist, kann das höchste ästhetische Gefallen durchaus nicht durch einen Helden im Sinne protestantischer Dichtung erzeugt werden, ein solcher mufste ja nach innerlich vorgegangener Entschliefsung seines Wesens, zur That, d. i. zur Darstellung seines eigenen Wesens, verbunden mit einem ihm vorwiegend beherrschenden Pathos getrieben werden; solch' einen Helden aber kennt das katholische Drama nicht, da die Welt des katholischen Geistes, seiner Dichtung wie seines Lebens zur gleichgültig neben einander liegenden Aeufserlichkeit erstarrt ist und beinahe wie der Geist in der Natur aufser sich ist. Der wahre Held ist hier hingegen der Don Juan, d. h. das abstracte Ich, dessen Aesthetik des Bösen dann aber auch um so gewaltiger ist, weil, da es durch keinen guten Inhalt, Gewissen, wohlthuende Zwecke u. dgl. eine Stütze hat, sein einziger Halt, seine eigene Kraft und Energie ist, seine Tapferkeit und Kühnheit daher auch weit „reiner und unvermischter" ins Auge fällt. Hierdurch wird das Böse überhaupt ästhetisch, wird erhaben, und hierauf beruht der Reiz des Don Juan. — Beschliefsen wir die Bemerkungen über den burlador, obschon es uns leid thut, nicht noch mehr von einzelnen, vortrefflichen Scenen des Stücks, von dem eingelegten Prachtstücke, der Schilderung Lisboas, von der Cervantes Darstellung desselben Gegenstandes im Persiler übertroffen wird, von der Rouéscene, der Aeffung Patricios — des Masetto der Oper — u. a. berichten zu können. —

Das zweite uns vom Uebersetzer geschenkte Stück, Don Gil von den grünen Hosen, ist ein ungeheures Intriguenstück. Die Intrigue und ihre Bewegung ist den Spaniern eine liebe Form, der sie, wie die romanischen Völker überhaupt, noch immer vorzugsweise gern das Interesse zuwenden, weil Schlauheit und List, schelmischer Betrug und dessen höchste Form, eben die Intrigue, tief im Wesen dieser Völker begründet ist. Man erinnere sich der hier einschlagenden Novellen des Bocaccio und Sacchetti, und der Bettler- und Schelmenromane der Spanier. Das vorliegende Stück nun kann wegen seiner intricaten Verschlingungen, der künstlich gebildeten Zusammenhänge, der sich an einander abarbeitenden Illusionen und Verwirrungen wohl als ein Musterstück des bei den Spaniern so beliebten Genre's gelten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Spanische Dramen übersetzt von C. A. Dohrn.

(Schluſs.)

Es ist dort noch heute beliebt, obschon es denn doch auch dem einheimischen Kritiker mehr als billig verwickelt scheint; doch den Faden, den hier ein Deutscher nur mit einem tüchtigen Kraftaufwande verfolgen kann, verliert das romanische Publicum, auch wenn es beliebterweise im Theater nur nachläſsig und nur hie und dort aufmerksam ist, nie aus dem Auge, eben weil es ein angebornes Geschick, eine ihm ursprünglich mitgegebene Gewandtheit besitzt, solche Verschlingungen leicht zu verfolgen. Die Hauptheldin unseres Stückes ist ein Mädchen. Dieses, Donna Juana hat sich einem jungen Manne in Valladolid, Don Martin Guzman in Liebe zugewendet, der ihr ein Eheversprechen gegeben hat. Weil nun Juana dem Vater des Don Martin nicht reich genug ist, so wünscht er den Sohn mit der Tochter des reichen Pedro, Jnes Mendoza in Madrid zu verheirathen. Don Martin ist durch das Eheversprechen gebunden, und der Vater kann des Sohnes Angelegenheit nicht offen betreiben; er schickt diesen deshalb in fremder Tracht, unter dem Namen Don Gil nach Madrid, nachdem er vorsichtlich an Don Pedro geschrieben, daſs zwar Don Martin bereits mit Juana de Solis verlobt sei, an seiner Stelle aber ein Don Gil, vom ältesten Adel Valladolids, sich die Bewerbung um Jnes Hand zur Ehre rechnen würde. Aber unsere Juana ist ein beherztes Mädchen. Kaum hat sie des Geliebten Verrath erfahren, so thut sie männliche Kleidung an und begiebt sich nach Madrid, tritt dort ebenfalls als Don Gil auf, spielt den offenen Bewerber um Jnes Hand — alles, um die neue Heirath zu hindern und sich in den Besitz ihrer Rechte zu setzen. Es gelingt ihr nach einem ungeheuren Aufwande von List und Verschmitztheit, den treulosen Liebhaber in die gröſste Verlegenheit zu setzen, indem sie es so einzurichten weiſs, daſs Don Juan, Jnes Liebhaber in Madrid, Clara die Freundin der Jnes, diese selbst, Pedro, Jnes Vater gegen ihn operiren. Erst als er in Gefahr ist, verhaftet und eines fingirten Mordes wegen, den man ihm zuschiebt, in Untersuchung gezogen zu werden, entdeckt sich ihm Juana, die er nach falschen Berichten längst todt geglaubt hat, und von deren rächendem Schatten in der Person des Don Gil er sich überall hin verfolgt glaubt. Freudig ergreift Don Martin den ihm gebotenen Weg der Rettung und erklärt sich von ganzem Herzen der Juana zu eigen, die ihm dann auch liebevoll verzeiht. Ueberall im Stücke ist Schnelligkeit und Leben, die Sprache voll und klar, der Gracioso in der Person des pfiffigen, in allen Sätteln gerechten Burschen Caramanchel, den Juana in Madrid in Dienst nimmt, vortrefflich. In seiner Erzählung und Charakteristik der Herren, denen er früher gedient, entfaltet sich ein reiches Leben. Diese Darstellung ist ein eingelegtes prächtiges Zeiten- und Sittenstück. Caramanchel erzählt von seinem Dienst bei'm unwissenden Doctor, gleisnerischen Pfaffen, bei dem eiteln Advocaten, der sich Stunden lang den Stutzbart putzt, und die Processe der Clienten in Gottes Namen gehen läſst, wie sie wollen. Ueberall ist unser Mann herumgekommen, bei Geizhälsen, Kupplern und Mäklern, und seine einzelnen Erzählungen sind ebensoviel kleine energisch gezeichnete Lebensbilder. Auf die Darlegung des Intriguenganges selbst, der gegen Ende sogar 4 Giln in grünen Hosen auf der Bühne erscheinen läſst, können wir uns durch die einzelnen Scenen hindurch nicht einlassen; mehr am Orte scheinen einige Betrachtungen, die das Wesen dieser Gattung überhaupt herausheben sollen. Es ist nicht abzuweisen: das Intriguenstück, mit seinen stereotypen Hebeln, den Verkleidungen, Thürenverwechselungen, verlorenen Briefen, falschen Namen, mit all' seinem die Phantasie selbst am Ende lähmenden Apparate, ist der dunkle Punct des spanischen Drama. Ist es die hyperintricate Comple-

Digitized by Google

xion des Stücks, oder Mangel an dramatischem Geschick — die Auseinandersetzung und Darlegung der Situation wird nicht sofort durch die Handlung klar, sondern durch das naive Aussprechen der intriguirenden Person. Aber das ist das Grundübel: die Person äufsert ihr Wesen nicht in einer der Tiefe der Persönlichkeit entsteigenden That, die mit einem Male, wie von selbst die ganze auch noch so schwierige Sachlage beleuchtet; sondern die That, die Consequenz der eingeleiteten Intrigue, wird an die übrigen aufser dem Intriganten nur äufserlich herangebracht, so dafs diese in ihrem maschinenartig rohbedingtem Thun für den Zuschauer keinen die Situation verständlich machenden Thatinhalt aufstellen, weil sie nicht handeln, sondern nur zu handeln scheinen. Es ist πράττειν, nicht ποιεῖν. Somit fällt die Verdeutlichung der Situation allein der intriguirenden Person zu. Allein auch diese handelt nicht im Sinne des protestantischen Drama's und macht dadurch die Situation klar, sondern sie sagt, sie exponirt. Dies nun geschieht nicht im Monologe, der in unserm Drama nur zu oft als der die Sache vorwärts bewegende Lückenbüfser erscheint — denn das ist dem spanischen Drama schon zu viel, dies innerliche Leben des sich in sich selbst zurückziehenden Geistes — dieses Schwanken eines etwa skeptischen Charakters, der stets nach entgegengesetzten Seiten gerecht sein will, und darüber die Energie des Handelns verabsäumt (Hamlet) — sondern die intriguirende Person äufsert die Sachlage im Dialoge und die Verkörperung durch Handlung wird ihr, wie der Monolog, entzogen. Hieraus erklärt sich jener charakteristische Zug, dafs das spanische Drama verhältnifsmäfsig wenige Monologen hat, und darum unter andern ist auch Calderons la vida es sueño so verschieden von seinen andern Stücken, weil sich hier Sigismundo's prächtiger Monolog entfaltet. Doch zurück! Auch die intriguirende Person handelt nicht im eigentlichen Sinne des Wortes. Und warum nicht? weil für sie nicht der in der Werkstätte des Charakters gezeitigte, zur That sich steigernde Wille, sondern der äufserliche Vorfall, der caso estraño (ein Mädchen liebt — der Liebhaber wird ungetreu — u. s. w.) und der demselben entsprechende Plan das prius ist; und deshalb mufs auch sie mit Worten exponiren, das was kommt und kommen soll ankündigen, wo denn die darauf folgenden Scenen nur die Vollziehung sind. Die andern Personen sind von der Intrigue umsponnen, ihr Wille ist verfälscht, er kommt in seiner Aeufserung nicht ihnen, sondern dem Intriganten zu Gute, der sie aber zum Scheine ruhig gewähren läfst. Es ist nicht abzuweisen: bei allem hineingebrachten Leben und Lärm haben diese Stücke den Tod in sich, der dramatische Verlauf ist roh und schleppend, die Schattenpersonen des Stückes rauschen mit langen Aushängezetteln ihrer dramatischen Position und Bedeutung versehen über die Bühne, und zeigen uns deutlich den Höhepunct, über den, nach der damaligen Weltlage, hinauszukommen, der katholischen Poesie nicht vertattet war. — Auf den Don Gil hat der Uebersetzer das auto sacramental del santisimo sacramento von Lope de Vega folgen lassen, und eben so schön übersetzt wie die beiden Dramen. Es wäre überflüssig, über diese höchst originellen Gebilde des spanischen Geistes, welche vielleicht jetzt zum ersten Male in so geniefsbarer Gestalt uns zugänglich gemacht worden, einen besondern Zusammenhang aufzustellen; vielmehr ist jetzt der Ort von dem Uebersetzer zu reden. Wir wollen kurz sein, vielleicht ist ihm und Allen damit am besten gedient. Die Uebersetzung ist eine wahrhaft künstlerische Reproduction, die von einem mit allen Sprach- und Sachkenntnissen ausgerüsteten Manne gefertigt ist. Wer hier die Schwierigkeiten in der Nachbildung der Metren-Assonanzen, der Liederformen kennt, wer es erwägt, wie schwer sich die zahlreichen individuellen Lebensäufserungen, Scherze, Bilder die rein localen Beziehungen in einen allgemein fafslichen Ausdruck bringen lassen, der wird die Geschicklichkeit des Uebersetzers mit Recht bewundern. Und nicht blos diese ist bewiesen, sondern es herrscht eine klare Schönheit der Rede in allen Abschnitten, die Reime treffen sich lebhaft und reifsen uns fort in den metrischen Tanz, und selbst in den schwierigsten Stellen wird seine Sprache nicht von der schwungkräftigen rhythmischen Elasticität verlassen, ohne die der Genufs kein Genufs wäre. Nur den Gracioso wünschten wir, unbeschadet seines Privilegiums, hie und da etwas gemildert. Schliefslich ein Paar Einzelnheiten. Im burlador. jorn. II. sc. V. verzweifelt der Uebersetzer S. 415 an der Uebersetzung:

y està tan tierna y reciente,
que anteayer me arrojó un diente
envuelto entre muchas flores.

Natürlich kann der Sinn nur der frechsten Rouerie ge-

Digitized by Google

mäfs ausfallen. Wir nehmen bei diente Rücksicht auf das scharfe, einschneidende, und somit ergäbe sich im Zusammenhange dieser Sinn: „das Mädchen war sehr heruntergekommen, allein jetzt ist sie wieder so frisch und oben auf, dafs sie vorgestern wieder anbeifsen wollte, oder, um auch arrojar zu fassen: dafs sie (nach einem unedlen Ausdruck) wieder ihren Haken einschlagen wollte. — Octavio's Antwort (S. 414, 7.) por eso os confieso, que hoy nos juntanos los dos en Sevilla — halten wir für blofse Redensart; Octavio hält an sich, will nichts ausplaudern. Es kommt dort auf das nämliche heraus: „mich will der König," und „ich will zum König." Jorn. I., Sc. VII. hat sich der Uebersetzer zwar mit geschicktem Tact bewegt; allein der eigentliche Sinn der Stelle jusgando si son antojos, que por darme mas cet. scheint nicht getroffen und ist schwer zu ermitteln. Für die Anmerkungen wird jeder Leser dem Uebersetzer dankbar sein. —

Dr. Carl Stahr.

XII.

Gedichte von R. E. Prutz. Leipzig, 1841 *bei Otto Wigand.*

Das Dichten wird uns in der Gegenwart immer schwerer. Es herrscht im Augenblick kein allgemeiner Zug einer Begeistrung, die Zeit liegt in den Wehen kritischer Kämpfe, die statt mit Lanzen annoch mit Federn ausgefochten werden: fliefsendes rothes Blut giebt aber stärkern Impuls zum Gesang, als schwarze trockne Dinte. Das Publikum seinerseits ist durch die Masse meist subjectiver Herzensergüsse, die ihm geboten wurden, etwas übersättigt, und durch die Meisterwerke unserer Heroen hat es für das Urtheil einen Mafsstab in Händen, an dem gemessen auch schöne bedeutsame Anfänge eines erst heranwachsenden Geschlechts immer als nicht grofs genug erscheinen, während jene für ihre Jugendproductionen freies Feld hatten, sodafs auch das minder Klare oder minder Grofsartige doch ein Neues war, und sie bei steigender Theilnahme der Nation sich zu der Höhe hinaufbilden konnten, die nun dem Wandrer auf dem Parnafs als ein doch von ihm unerreichter Gipfel vorgehalten wird. Damals war das volle Bewufstsein der Gegenwart in poetischer Anschauung aufgegangen, die Ideen einer unendlichen, in Liebe und That freien Subjectivität und eines durch sie gestalteten Lebens waren noch nicht in die Form des reinen Gedankens gebracht, in der sie nun ein strebender Geist durch die Wissenschaft überkommt; während Schiller gleichzeitig durch die allgemeine Wahrheit der Philosophie seinen Phantasiegebilden tiefsten Gehalt gab und durch die hohe Phantasie seines Gemüths über die Schranken der Reflexion hinausdrang und die Einheit der Idealität und Realität erkannte, haben wir die schwerere Aufgabe, den Gedanken Bild und That werden zu lassen. Die Widmung der vorliegenden Gedichte verspricht etwas Aehnliches; von den Seufzern und Klagen ruft der Dichter seine Genossen ab, und fordert sie auf, Männer zu sein und den grofsen Ideen der Zeit eine Stimme zu verleihen:

Noch leuchten Gottes Sterne
Wohl über Land und Fluth,
Noch giebt es nah und ferne
Viel Herzen fromm und gut:
Sie sollen nicht verderben!
Zu Thaten kühn und grofs
Soll Dein Gesang sie werben:
Sieh, das ist Dichterloos!

Wenn wir nun das von dem Buch selbst erwarten, so finden wir uns getäuscht; wenige Lieder sind in solchem Sinne verfafst, und diese sind nicht die ausgezeichnetsten, wenn ihnen auch Prutz zunächst seinen Namen verdankt. Er ist viel mehr Rhetor als Dichter, die Gedanken wachsen und quellen weniger in unmittelbarer Geburt aus seinem vollen bewegten Herzen, als dafs er bereits fertige Ansichten und Entschlüsse mit grofser Formgewandtheit im weiten faltenreichen Gewand einer männlichen Rede darstellt. Auch auf die *Balladen* ist dies anwendbar, durch welche die Sammlung eröffnet wird. Manche, wie *das Mädchen am Fenster*, *die badende Königin*, *das Gericht* sind theils zu breit und lang, theils Reminiscenzen, wie denn das letztre gerade nicht zu seinem Vortheil schon durch das Versmafs an Bürgers Lenore erinnert. Aber non ex quovis ligno fit Mercurius; und wem es versagt ist, in der Art eines Göthe oder Uhland den lyrisch-volksthümlichen Ton, den Naturlaut der Ballade und Sage anklingen zu lassen, der sollte wenigstens nach Schillers Vorgang Stoffe wählen, in denen eine Idee klar und wahr hervorleuchtet und das Reich des Geistes uns erschlossen wird. Das ist aber z. B. in der Prutzischen Liebesrache keineswegs der Fall: da müfste der Mann entweder, wie Othello, seinen Entschlufs ausführen, oder durch die Macht der Schönheit zu neuer Hingabe bewältigt werden. Weit gelungner ist *die Mutter des Kosacken.* Die Kraft der Schilderung und der stolze Flufs der reinen bilderreichen Rede ist bewundernswürdig, der Gedanke ist grofs. Noch gewaltiger ist *der Allerseelentag*, dessen erhabne Schauerlichkeit eines Chamisso würdig ist. Vielleicht das vortrefflichste aller Prutz'schen Gedichte sind die Terzinen *Aus Algier.* Die Parallelisirung des Lebens der Beduinen mit dem unsrigen ist durchaus poetisch und um so anziehender und liebenswürdiger, als der Dichter sein Deutschland und dessen gemüthliche Sitte und feurige Jugend so schön und sinnig hervorhebt, und durch das Ganze die Macht der Liebe auch in der Erinnrung offenbart. Meisterhaft hat er gezeigt, wie eine beschreibende Poesie möglich ist und sein soll, trefflich über den elegischen Grundton eine blühend frische Fülle von sprechenden Bildern ausgegossen; ich wüfste diesem Gedicht wenige der neuern Zeit an die Seite zu setzen oder vorzuziehn.

Die lyrischen Gedichte werden durch einen *Dichtergrufs* eröffnet: er führt das patriotische freiheitslustige Pathos ein, das Prutz in mehreren Gesängen ausspricht, die Fülle der Sprache

Digitized by Google

und die geschlofsene sichre Reinheit der Form ist auch hier ausgezeichnet, während die Allegorie *Meerfahrt* sehr an Mangel der Anschauung und Anschaulichkeit leidet. Wir geben eine Probe aus jenem:

„Krieg ist ein frisches fröhliches Gewerbe:
Sei denn der Klage Jammerton verbannt.
Vergefst es nicht! Es ruft ein heilig Erbe,
Die Deutsche Leyer ruht in eurer Hand.
Für dies Panier lafst uns zusammenstehen,
Ihr aus dem Süden, aus dem Norden wir,
Und die sich nie in's Angesicht gesehen,
In Kampf und Sieg verbrüdert sind sie hier.

So wandeln wir, gleichwie mit stolzen Tritten,
Aufrechten Haupts, mit schallendem Gesang,
Die Barden einst vor ihren Heeren schritten,
Und Jeder folgte freudig ihrem Gang:
So wandeln wir den Schlachten künft'ger Zeiten,
Ein sieggewohnter muntrer Chor voran,
Und jedes Wort, um das die Welt wird streiten,
Prophetisch klingt's in unsern Liedern an.

— Es wird ein Kampf, wo alle Lieder schweigen! —
Und doch, wenn einst der Schlachtenlärm verklang,
Dann himmelan wird eine Lerche steigen
Mit wonnevoll lautschmetterndem Gesang:
Und die so lang kein holdes Lied vernommen,
Die Menschen werden voll Entzücken stehn,
Aus allen Thälern wird ein Echo kommen,
Und nimmer wird das Deutsche Lied vergehn!"

Warum die Lieder schweigen sollen, wenn der Kampf beginnt, weifs ich nicht; Prutz wiederholt diese Meinung auch im Rheinlied. Aber in den Befreiungskriegen haben die Gedichte Körner's und Arndt's gewifs so viel gethan, als eine gewonnene Schlacht; gerade die fortreifsende stürmische Begeistrung wird den Deutschen besser gelingen, als der leichtgehaltne Chanson Berangers; Herwegh und Hoffmann von Fallersleben liefern den Beweis; selbst das sinnige Gemüth eines Schenkendorf bricht gewaltig hervor, wann die riesenhafte Zeit ein grofses Wort gesprochen hat:

„Und im Herzen hat's geklungen,
In dem Herzen lebt das Recht:
Schwert von Männerfaust geschwungen
Rettet einzig dies Geschlecht!
Halte darum fest am Hasse,
Kämpfe redlich, Deutsches Blut!
Für die Freiheit eine Gasse!
Rief ein Held im Todesmuth."

Herwegh hat die Ideen dieser Strophe zu mehreren Liedern ausgesponnen, ohne ihre gedrungne Kraft zu erreichen; Prutz hat solche Töne nicht einmal angeschlagen; sein Rheinlied entbehrt selbst einer durchgehenden oratorischen Schönheit. Alle Poesie, auch die politische, mufs sich in ungehemmtem, rücksichtslosem Pathos ergiefsen. Das energische Zornfeuer der Platen'schen Polenlieder könnte als Muster aufgestellt werden, wenn nicht jede Zeit ihre eigne Muse hätte.

Die *Ausforderung* ist ein kühnes Gedicht, das sich leider in den Männern vergreift, mit denen der Verf. ringen will. Es soll der Lazarethpoesie, den unendlichen Thränen und Seufzern gelten, Prutz vergifst, dafs er selbst in seinen Liebesliedern viel hunderttausend Thränen weint, und zieht gegen *Freiligrath* zu Felde, der, wenn Einer, über die mattherzige Sentimentalität erhaben auch dem Schmerz und der Liebe den vollen Brustton des starken selbstbewufsten Mannes verleiht. Aber *die Gunst der Lieder* soll ihm *ein Brandmal* sein, das ihm *wie Kain auf der Stirne* glüht! Indefs nicht von der Gunst der Lieder, von der *Flamme* der Dichtung hat er Freiligrath gesagt, dafs sie ein *Fluch* sei, ein zerstörend Feuer, und dies hat er in einer Elegie gesagt, es von *Grabbe* gesagt, sodafs es als Weltanschauung nimmermehr, vielmehr nur als der energische Ausdruck einer bewegten Stimmung genommen werden darf, und als solcher wohl berechtigt ist. Denn das ist gerade das Tragische, dafs die schönsten und herrlichsten Gaben und Gnaden des Geistes am mächtigsten nach der Alleinherrschaft streben, und, weil der Geist nothwendig Totalität ist, als einseitige Leidenschaften sich verzehren, aber freilich im Opfertod sich zum höchsten Glanz erheben. Ohne diese Anschauung ist Shakspeare nicht zu verstehn, auch Göthe nicht, der sie wiederholt selbst direct andeutet, wie im Divansliede:

„Du vergehst und bist so freundlich,
Verzehrst Dich und singst so schön?" —
Die Liebe behandelt mich feindlich,
Da will ich gern gestehn,
Ich singe mit schwerem Herzen.
Sieh doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten indem sie vergehn.

Oder klarer im Tasso:

Zu fürchten ist das Schöne, das Fürtreffliche,
Wie eine Flamme, die so herrlich nützt,
So lange sie auf Deinem Heerde brennt,
So lang' sie Dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann sie da entbehren?
Und frifst sie ungehütet um sich her,
Wie elend kann sie machen!

Unter den kleinern Gedichten hätte eine strengre Auswahl getroffen werden können, besonders hätte nebst den Versen an Pauline, an die Schwester, an ältere Freunde u. s. w. der ganze Singsang von unglücklicher Liebe wegbleiben sollen. Der Mann mufs sich höher ehren, und mufs ein tieferes Bewufstsein von der Harmonie des Lebens und dem Wesen der Liebe haben, als dafs er über seine Neigungsmifsgriffe jammert, und um ein Mädchen winselt, das ihn nicht verstand, nicht für ihn war oder ihn nicht verdient. Denn wahre Liebe ist Erkenntnifs und Aufnahme der ganzen Persönlichkeit, und somit ist sie nie einseitig und im wahren Sinne des Worts stets glücklich. Und während ihm der Humor weniger gelingt, — doch ist *der Zecher* ganz respectabel durchgeführt, — hat Prutz dann wieder gerade in diesem Sinne vortreffliche erotische Lieder gedichtet, die neben dem selbstbewufsten Pathos der politischen durch Einfachheit, Neuheit und unmittelbares Gefühl wie durch melodischen Klang des wohlgebildeten Verses hinreichend sind, sein Anrecht auf den Dichternamen zu begründen.

Moriz Carriere.

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

XIII.

Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde. Von Dr. Ludwig Hugo Franz von Jagemann, Grofsherzoglich Badenschem Amtmann zu Heidelberg. Zweiter Band. Frankfurt am Main, 1841. *Verlag von G. F. Kettenbeil. XXIV und* 994 *S.* 8.

Von dem ersten Theile des in der Ueberschrift benannten Werkes, welcher im Jahre 1838 erschien, habe ich eine beurtheilende Anzeige in diesen Jahrbüchern vorgelegt. *) An diese schliefst sich die jetzige über den zweiten, welchen der Vf. im Gegensatze zu der „Theorie der Untersuchungskunde" als „die Pragmatik der Untersuchungskunde" bezeichnet. Er liefert in 344 actenmäfsigen Beispielen, denen drei Steindrucktafeln zur Erläuterung einzelner Fälle beigegeben sind, die Bestätigung der früher aufgestellten Regeln. In dieser Vervollständigung haben wir nun ein Werk, das für die erwähnte Lehre das einzige in der neuern Literatur ist, und dessen Vorzug sich nicht auf diese Eigenschaft beschränkt. Es ist die Frucht eines fortgesetzten Studiums der Wissenschaft in Verbindung mit der Thätigkeit des Geschäftsmanns, und zugleich die Darlegung einer dem Rechte und der zu verwirklichenden Gerechtigkeit zugewendeten Gesinnung, die sich nicht blos nach der einen und andern der beiden Seiten, sondern nach deren nothwendiger Verbindung bekundet. Wenn wir berechtigt sind, auch bei schriftstellerischen Leistungen, die doch nicht minder, als diejenigen in andern Gebieten menschlicher Wirksamkeit, zu den Handlungen gehören, die Gesinnung zu würdigen, wie sie sich zu erkennen giebt, wie sie das Motiv und das Maafsgebende ist, so dürfen wir dieses vornämlich bei solchen Arbeiten beobachten, die das Recht zum Inhalte und zur Aufgabe haben.

In solchem Sinne und in der Uebereinstimmung mit den wissenschaftlichen Grundsätzen, die der Verf. in Wort und That anerkennt, dürfen wir diesen zweiten Theil einer kurzen kritischen Betrachtung unterwerfen, der, wenn er für sich allein genommen würde, einen genügenden Stoff nicht böte. Die hier mitgetheilten Beispiele, zur Erläuterung des ersten Theiles bestimmt und der Ordnung desselben im Ganzen sich anschliefsend, sind aus wirklich geführten Untersuchungen, des Herausgebers selbst, oder anderer Inquirenten entnommen. Dies kann nur gebilligt werden, da es bekannt ist, welche Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten die Methode mit sich führt, dergleichen Beispiele zu ersinnen, denen es, trotz aller Bemühungen des Urhebers, stets an dem Wesentlichsten, an dem Leben und den erforderlichen Beziehungen, gebricht. In dem Gebiete der menschlichen Handlung — der guten, wie der verwerflichen — herrscht eine unendliche Mannigfaltigkeit, deren Reichthum selbst die kühnste und schöpferischste Phantasie überbietet. Man darf hier nicht einwenden, was sich von selbst versteht, dafs diese Unendlichkeit nur die sogenannte schlechte sei: denn die schaffende Einbildungskraft, die sich auf die Möglichkeiten in der Welt der Erscheinungen bezieht, ist ja selbst dieser Beschränkung unterworfen, und steht zu ihrem Gegenstande nicht in dem Verhältnifs wie die Speculation zu ihrem eben so wohl gegebenen als geschaffenen Inhalte. Aber eben darum ist auch für die Wissenschaft hier nur ein beschränktes Gebiet vorhanden; sie vermag an dem Ganzen, welches der Aeufserlichkeit und Technik angehört, nur *eine* Seite zu erkennen, mittelst oder nach welcher jenes auch ihr nicht fremd ist. Die Beispiele, die mit wenigen Aus-

*) Jahrgang 1839 No. 38—40.

Digitized by Google

nahmen sämmtlich aus Acten badischer Gerichtshöfe entlehnt sind, schliefsen wir billig von näherer Kritik aus. Einzelne verdienen alle Anerkennung; sie geben ein erfreuliches Bild einer auf Wissenschaft beruhenden Praxis und mögen auch der Form nach empfohlen werden. Bei andern ist dieses nicht durchgängig der Fall. Der anspruchlose Herausgeber erinnert selbst (Vorrede S. V): „wäre es darauf angekommen, Muster im strengsten Sinne vorzuführen, so hätte ich keinen Augenblick anstehen können, eine Reihe von Auszügen aus fremden Büchern und Acten zu geben, welche zum Theil weit glänzendere und anziehendere Resultate darbieten." Man mufs bei der besondern Würdigung, deren wir uns hier enthalten, den Zweck des Verfs. vor Augen haben, welcher nicht dahin ging, „das allgemeine Interesse, den Charakter der Verbrecher und die Gestaltung der Dinge für das Auge des Strafrichters, sondern die prozefsualen Denkwürdigkeiten darzustellen, da hier keine Anleitung zur Anwendung der Theorie des Criminalrechts als vielmehr der gerichtlichen Untersuchungskunde zu geben beabsichtigt wurde." (S. VI). Dafs dieser Gesichtspunct nicht immer ganz festgehalten ist, dafs manche Fälle, z. B. am Ende des Werkes, wo von der Vollstreckung die Rede ist, mit der Kunst der Untersuchungsführung in gar keinem oder nur entferntem Zusammenhange stehen, dafs die meisten Erläuterungen doch auch mindestens Beiträge zu dem liefern, was der Verf. als aufserhalb seines Planes liegend bezeichnet hat, liegt eben in der Natur der Sache, da wir es hier überall mit lebendigen concreten Gestaltungen zu thun haben, und man würde nicht befugt sein, einen Grund des Tadels aus einer Erweitrung des Gesichtspunctes zu entlehnen, die einen mit Dank anzuerkennenden Vortheil gewährt.

Lassen wir also die einzelnen Beispiele, mit ihrem gröfsern oder geringern Werth, nach Form und Inhalt, jedes für sich gelten, und suchen wir vielmehr für die Kritik die Seite dem verdienstlichen Werke abzugewinnen, nach welcher es von allgemeinerm Interesse ist.

Für die jüngern Leute vom Fache, welche ein anschauliches Bild aller Arten strafrichterlicher Thätigkeiten und Verhandlungen sich verschaffen und Anhaltspuncte bei eigener Geschäftsführung erlangen wollen, und auch für Gereiftere wird diese Pragmatik der Untersuchungskunde nützlich sein, wenn nur nicht übersehen wird, dafs die durch die Gestaltung und die Verhältnisse des besondern Falles bedingte eigne Thätigkeit bei der Ausübung eine freie, producirende sein müsse, wie ja selbst die Regeln, deren Erläuterung und Bestätigung hier beabsichtigt ist, nicht anders, als mit jenem Vorbehalte nothwendiger Modificationen der in abstracter Allgemeinheit aufgestellten Sätze, ihre Geltung zu behaupten vermögen. Hiefür fehlt es zwar in den Werken der ältern Practiker und in den frühern Darstellungen des strafrechtlichen Verfahrens, in den Sammlungen von Rechtsfällen der neuern Zeit nicht an zum Theil trefflichen Mustern, aber eine das ganze Gebiet umfassende, alle nur denkbaren Schritte und Handlungen versinnlichende Beispielsammlung, geleitet durch ein sich nirgends verleugnendes Princip, für den gerechten Zweck die gerechten Mittel in entsprechender Weise zu benutzen, wird hier zum ersten Male geboten, und zwar nach den geläuterten Grundsätzen des einheimischen Untersuchungsverfahrens.

Es mögen ferner auch die, welche das practische Strafverfahren aus dem Gesichtspuncte des sogen. psychologischen Interesses beachten, ihre Erwartungen hier nicht getäuscht finden. Indessen ist darauf um so weniger Werth zu legen, als, wie ich schon früher erinnert habe *), die Blicke in die Seele der Verbrecher, so weit sie überhaupt möglich sind, und so weit die Untersuchung das herausstellt, was uns gestattet das Innre zu würdigen, zwar eine subjective Befriedigung gewähren und einen Reiz darbieten, der in gebührenden Schranken, bei der Theilnahme an allem Menschlichen, seine Berechtigung hat, die aber nimmermehr als eine Quelle für ein wahrhaftes Studium der Psychologie angesehen werden dürfen. Jedenfalls zeigt sich hier nur eine und zwar die untergeordnete Seite, wo wir die Willkühr, die dem Rechte und der Sitte sich entgegensetzende Subjectivität, und das Getriebe der Schwäche, der Schlechtigkeit und der Lüge beobachten; das Ganze, zu dem allerdings auch jenes, und nothwendig gehört, weil das Böse, obschon in einem gewissen Sinne zufällig in einem andern doch seine wesentliche Stelle hat, — umfafst überhaupt die

*) In diesen Jahrbüchern Jahrg. 1828 No. 84—86.

Digitized by Google

Handlung, das Verhältnifs des Subjects zu seiner erkannten oder zu erkennenden Aufgabe, und das Wichtigre ist das, was die gediegene Gesinnung, und die durch diese bestimmte freie Thätigkeit leistet, das Gute in irgend einem Gebiete. Wo die Bedeutung der Psychologie, oder für unsern Zweck besser, der Menschenkenntnifs sich zeigt, da mufs sie dem Inquirenten bereits beiwohnen und bei der Untersuchungsführung geltend gemacht, nicht aber erst durch diese erlernt werden, und wenn wir auch dabei eine gegenseitige Beziehung und Wechselwirkung nicht verkennen, so ist dies doch, als blofses Mittel, ein untergeordnetes Moment für den Begriff der Sache.

Von gröfserer und allgemeinerer Wichtigkeit erscheint dagegen eine andre Betrachtung, die sich bei der Prüfung des vorliegenden Werkes darbietet. Es ist einleuchtend, dafs eine Untersuchungskunde im eigentlichen Sinne, wie solche sich bei uns durch das gemeinschaftliche Zusammenwirken der verschiedenen Elemente der Rechtsbildung zur Wissenschaft gestaltet hat, woran der Verf. mit seinen tüchtigen Bestrebungen lobenswerthen Antheil nimmt, nur auf Grundlage des in den deutschen Ländern üblichen und gesetzlich bestehenden Untersuchungsverfahrens oder des sogen. Inquisitionsprozesses, möglich sei. Wir werden daher unmittelbar auf die Fragen hingewiesen, welche in neurer und neuster Zeit wieder so vielfach in Anregung gebracht sind: auf die Vorzüge dieses Untersuchungs- oder des Anklageverfahrens im jetzigen Sinne; und damit stehen ferner in mehr oder weniger naher Verbindung die Tagesfragen über den Werth der Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und die nach der Erfahrung hiemit verbundnen sonstigen Einrichtungen, und was diesen in verschiedner Bedeutung entgegengesetzt zu werden pflegt. Ich beabsichtige hier nicht, jene Fragen mit Rücksicht auf die Anforderungen dieser Zeit, auf das Bedürfnifs deutscher Länder und auf die geschichtlichen Grundlagen unsers Rechts, von denen aus jede gedeihliche Verbesserung unternommen werden mufs, zu erörtern, da ich auf eine diesem Gegenstand gewidmete ausführlichere Schrift verweisen darf, die ich ohnlängst herausgegeben habe.*) Auch soll es nicht unbedingt für einen Vorzug unseres Verfahrens ausgegeben werden, dafs dasselbe die Gelegenheit zur Ausbildung solcher kunstgerechter Untersuchungsführung darbiete. Die Gegner würden nicht unterlassen, zu erinnern, dafs ein andres Verfahren jenes praktische Bedürfnifs gar nicht kenne. Allein, wenn wir von dem absehen, was auch für die Anwendung in beiden Formen des Prozesses gemeinschaftlich ist, und nur dasjenige berücksichtigen, was dem Untersuchungsprincip im engern Sinne angehört, so werden wir zugestehen müssen, dafs den Forderungen der Gerechtigkeit, bei einem Verfahren, wie es hier in einer Reihe practischer Beispiele ersichtlich ist, zugleich mit denen der Humanität und erlaubter Klugheit entsprochen werde. Noch mehr: da der jetzige Anklageprozefs, wie er z. B. in Frankreich vorkommt, nur der Form nicht dem Princip und Inhalt nach ein solcher ist, da er vielmehr wesentlich auf dem Untersuchungsprincip beruht, so ist auch bei jenem, bevor es zur Versetzung in den Anklagestand, und zu dem contradictorischen Verfahren kommt, eine Voruntersuchung, und im eigentlichsten Sinne ein inquisitorisches Verfahren vor dem sogen. Instructionsrichter nothwendig. Dann darf aber das unsrige, welches hier nicht im Geringsten geheimer ist, als jenes, bei dem die geforderte und gepriesene Oeffentlichkeit fehlt und fehlen mufs, die Vergleichung nicht scheuen. Die Grundsätze der Untersuchung, welche hier selbst einen wesentlichen Bestandtheil des Prozesses ausmacht, während sie dort in den Hintergrund tritt, sind an sich gerechtfertigt und gesetzlich anerkannt, sie sind durch Wissenschaft und Anwendung gehörig ausgebildet und es wird auf die bisher bemerkte Weise eine öffentliche Rechenschaft gegeben, für die es keinen Ersatz bei der andern Form giebt. Denn bei der letztern macht sich das Untersuchungsprincip, fast formlos in vollständiger Verborgenheit und zufolge einer leicht zu mifsbrauchenden Gewalt, eben so geltend; nur dafs es der sichernden Gewährleistungen entbehrt, die bei uns statt finden, wo die ganze Untersuchung Gegenstand einer Prüfung und Vergleichung mit den Grundsätzen des Rechtes und den Bestimmungen der Gesetze ist, wo die Vertheidigung auch hierin, abgesehen von dem Inhalte der Handlung, einen möglichen Stoff findet, wo die Zulässigkeit der ordentli-

*) Beiträge zur Strafprozefs-Gesetzgebung. Neustadt a. d. O., 1841.

Digitized by Google

chen Rechtsmittel auch auf jene Puncte sich erstreckt. Wohl mag, in Ermanglung der gröfsern Oeffentlichkeit, auch bei uns die Besorgnifs eines Mifsbrauches, oder Irrthums übrig bleiben, und bei dem andern Verfahren die nachfolgende öffentliche contradictorische Verhandlung die Veranlassung gewähren, etwanige Mängel bemerkbar zu machen; aber die Erfahrung lehrt, dafs jene Nachtheile nicht häufiger seien als diese immer nur relativen Vortheile. Hiezu kommt noch eine andere Erwägung. Was man auch dagegen erinnern möge, das Geständnifs des Schuldigen, seine eigne freie Erklärung über sein Verhältnifs zu der fraglichen That und deren ganze Beschaffenheit behält stets eine nicht zu verkennende Wichtigkeit, und es wird immer Recht und Pflicht eines Untersuchungsrichters sein, sich zu bemühen, ein Bekenntnifs herbeizuführen. Es braucht wohl nicht hinzugesetzt zu werden, dafs dieses nur auf erlaubtem Wege, in Uebereinstimmung mit den Regeln des Rechts und der Sitte, mit der Forderung, die individuelle Freiheit auch in dem Verbrecher anzuerkennen, oft mit Verschmähung aller gesetzwidrigen und unwürdigen Mittel, erstrebt werden dürfe. Wenn sich die Untersuchungskunde hauptsächlich auf dieses Ziel bezieht, so verdient dieses nicht die Vorwürfe, die man deshalb ausgesprochen hat. Es mufs vielmehr bei einer so offnen Darlegung des Verfahrens und der leitenden, auch für die Anwendung mafsgebenden Grundsätze, als ein Vorzug gelten. Auch in dem recht eigentlich heimlichen einleitenden Verfahren, welches dem Anklage-Prozefs vorausgeht, wird ein Geständnifs zu erlangen gesucht, und wenn dasselbe überhaupt, oder in seiner eigenthümlichen Form bei dem spätern Prozesse und bei den Verhandlungen, auf welche sich das Urtheil gründet, von geringerer Bedeutung erscheint, ja nicht nur, selbst bei mangelnder rechtlicher Ueberführung, entbehrt, sondern sogar, ohnerachtet es vorhanden ist, unbeachtet gelassen werden kann, und ein demselben widerstreitendes, freisprechendes Erkenntnifs möglich ist, so beruht dieses auf Annahmen — denn man kann hier nicht wohl sagen auf Grundsätzen, über den Beweis und über das Verhältnifs des Richters der Thatfrage zu den Kenntnifsquellen, — deren Werth in hohem Grade bestritten ist, und die wir nicht so leicht gegen unsre vielfach bewährte Theorie und das darauf gebaute Verfahren vertauschen dürften. Nimmermehr wird es als ein Unrecht behauptet werden können, die Stimme des Schuldigen und seines Gewissens, sein eignes Urtheil zu hören und ihm die Gelegenheit zu geben, „schuldig zu plädiren." Im Gegentheil liegt hierin eine wahrhafte Anerkennung seines Rechts und seiner Freiheit. Hat nun dennoch auch im Anklage-Verfahren das Geständnifs eine gewisse Bedeutung, wenn auch in der letzten Periode des Prozesses, formell von derjenigen verschieden, die demselben im Untersuchungs-Prozesse zukommt, so wird man nicht in Abrede stellen, dafs die Art, wie dabei nach unserem Prozesse verfahren wird, wesentliche Gewährleistungen biete, und, wo sie theilweise fehlen, auf der vorhandenen Grundlage zufolge solcher Verbesserungen, deren Nothwendigkeit erkannt wird, zulassen. Ohne Zweifel werden auch in dem fremden Vor- und Instructions-Verfahren in vieler Hinsicht übereinstimmende Grundsätze und Regeln beobachtet werden — da hier so Manches nicht aus gesetzlichen Vorschriften entnommen, sondern durch die Anwendung allgemeiner, der Erfahrung im Leben und im Umgang mit Menschen entlehnter Lehren bestimmt wird — aber unter dieser Voraussetzung erscheint dann das Verfahren, welches sich in der angeführten Weise wissenschaftlich gebildet hat, dessen hoher technischer Charakter nur auf Grundlage des Rechtes und in Uebereinstimmung mit diesem sich bekundet, um so weniger verwerflich, je offner es vorgelegt wird. Freilich nicht durch die, bei der Anwendung im einzelnen Falle geforderte Oeffentlichkeit, die wir wünschen, die aber ihrer Natur nach immer nur beschränkt auf die Schlufsperiode statt finden kann, wo die Verhandlungen zum Zweck sofortiger Urtheilsfällung mehr nur wiederholt und reproducirt, als erst vorgenommen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde. Von Dr. Ludwig Hugo Franz von Jagemann. Zweiter Band.

(Schlufs.)

Aber in dem Sinn erscheinen sie als öffentliche, dafs über die Art des Verfahrens, überhaupt über die Regeln desselben, eine wissenschaftliche und praktische Rechenschaft abgelegt wird, die ihren Zweck um so sicherer erreicht, je mehr in deutschen Landen auch die Wissenschaft als ein gemeinsames Band gilt, welches die Praktiker verschiedener Gesetzgebungen einander näher bringt, und über die Grenzen des Particularen hinausgehend, wo dieses rechtlich gestattet ist, ein Gemeingut liefert, das der Rechtspflege auch zu Gunsten des Angeschuldigten zu Statten kommt. Wenn ein altes Sprüchwort allerdings mit Beziehung auf andre, als die hier betrachteten Verhältnisse, sagt, der Meister verräth die Kunst nicht, so haben wir in den Schriften der Rechtsgelehrten unseres deutschen Vaterlandes, und namentlich in der von dem Verfasser uns gebotenen Untersuchungskunde, so wie in den Anweisungen und Beispielen die der zweite Theil seines Werks enthält, im Gegentheile die erfreuliche Erscheinung, dafs die Kunst von dem Meister ohne andern Vorbehalt offen dargelegt wird, als den schon angedeuteten, demzufolge weder überall und für alle Fälle gleichmäfsig geltende Regeln aufgestellt, noch erschöpfende praktische Beispiele angeführt werden können.

Man mufs ohne Vorurtheil unser einheimisches Verfahren auf dem Standpunkte der Ausbildung, die es erlangt hat, vor Augen haben, seine Mängel sich nicht verhehlen, seine Vorzüge nicht verkennen, die Zufälligkeiten im Einzelnen von den wesentlichen Bestimmungen einer Procedur trennen, welche die Gerechtigkeit zum Princip und Ziele hat und deren Organe bereit sind, ihr zu dienen. Dann wird man mit Befriedigung auf eine Arbeit blicken, die so vielfach zur Rechtfertigung dieses Verfahrens beiträgt, wie zur Bestätigung der Wahrheit und praktischen Brauchbarkeit der gegebenen Regeln. Hervorgegangen aus der Praxis des gemeinen Strafprozesses, ist das Werk selbst wieder eine Quelle für dieselbe und enthält reichlichen Stoff zur Belehrung, bald unmittelbar durch seinen Inhalt, bald mittelbar, indem der denkende und erfahrne Leser an Einzelnes seine eignen Beobachtungen anknüpft, und in eine theilweise Opposition mit dem Vorgelegten tritt, welche der weitern Ausbildung günstig ist. So wenig ich alle die Vorwürfe als gegründet anzuerkennen vermag, welche von verschiedenen Seiten her unserm Verfahren gemacht werden, so wenig will ich es überall in Schutz nehmen, da ich mich bereits für eine Reihe von Aenderungen erklärt habe, die ich, mit Andern, für Verbesserungen halte. Wenn ich der Meinung bin, dafs das vorliegende Werk geeignet sei, das einheimische Verfahren richtiger beurtheilen, und in seinem Werthe erkennen zu lassen, so leugne ich nicht, dafs es auch die Schattenseiten wahrnehmen lasse. Ob der eine oder andre Umstand nicht auch subjective Ursachen habe und in der Weise der Auffassung und der nicht stets gleich glücklichen Wahl der Beispiele liege, soll hier nicht weiter erörtert werden, da wir ein Eingehen ins Einzelne bei einer Schrift dieser Art zu vermeiden und uns lediglich an das Allgemeine zu halten haben, welches die Wissenschaft interessirt. In der Verfolgung dieses höhern Gesichtspunctes wissenschaftlicher Kritik glaube ich auch dem Verfasser die gerechte Anerkennung widerfahren zu lassen, die ich seinen guten Bestrebungen widme, und die ihm auch

Digitized by Google

von Seiten der unpartheiischen Leser zu Theil werden wird.

J. Fr. H. Abegg.

XIV.

Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Grofsbritannien. Von Karl Ludwig Klose. Nebst dem Bildnisse des Prinzen und einem Facsimile der Handschrift desselben. Leipzig, 1842. 8.

Die Kelten in Deutschland und Italien sind unterlegen; kein Seufzer ihrer sterbenden Nationalität, kein Erbe von ihnen ist zu uns gedrungen, als allenfalls die verstümmelten Namen ihrer Wohnplätze, einige Beimischung keltischer Religion in unserem Volksaberglauben, und vielleicht ein weicherer, sentimentaler Zug in dem Charakter unserer süddeutschen Stämme, unter denen ihre Reste vergangen sind. Die französische Volksart hat in ihrer leichten Gefühlserregbarkeit, in ihrem subjectiven Wesen einen weit mächtigeren Theil keltischer Weise bewahrt, so wie die französische Sprache unter den neueren gebildeten Sprachen bei weitem am meisten Trümmer alter keltischer Mundart aufgenommen hat, und das französische Land an einem Küstenrande sogar noch ein Häuflein keltisch redender Menschen nährt, wenn deren Vorfahren auch der Mehrzahl nach erst wieder von England herübergekommen sind. Courson hat sogar neulich dargethan, dafs hier, in der Bretagne, noch im Privatrecht Reste geblieben sind, geblieben trotz der französischen Revolution, Reste altkeltischer Landbesitzverhältnisse. Aber nur in Grofsbritannien haben Kelten auch ein politisches Dasein in die neuere Zeit, wenn auch nicht bis zu uns, hereingerettet, und hier haben politische Lieder, herzzerreifsende Klaglieder über alte gefallene Gröfse und Freiheit die letzten Aufraffungen keltischer Volksart und ihr Unterliegen begleitet. Wir reden nicht von dem Preis des alten wälschen Königs Arthur und der Trauer um ihn und seine Tapfern; wir reden nicht von den gälischen Liedern, die Ossians Helden feiern; denn diese Geisteszeugnisse berühren uns doch nur, indem sie schon durch mancherlei Durchgänge durch andere Zeiten sehr vermittelt worden sind; aber von den irländischen Klagetönen reden wir nach der Niederwerfung zu Cromwells Zeit und nach dem herzzerschneidenden Jammer, der Londonderrys letzten Kampf begleitete; und von den schottischen Liedern, die die Schlachten von Sherifmuir und Gladsmuir feierten, und deren Trauerklang noch jetzt den Tag von Culloden beklagt. Diesen Todeskampf für das politische Dasein keltischer Stämme, als im Jahre 1745 zum letztenmale gälische Lieder die Söhne Daniels (Macdonalds) vom Loch-Morer bis Argyle, von Moidart auf den Inseln und aus Lochaber's Thälern zusammenriefen, diesen Todeskampf darzustellen, hat sich das Werk, dessen Titel über diesem Aufsatze steht, zum Gegenstande gemacht; jedoch nicht so, dafs das Interesse an der noch einmal sich aufraffenden und dann für immer zusammensinkenden Nationalität das bewegende Moment der Geschichtserzählung wäre; vielmehr tritt dies Interesse so weit zurück, als es der Gegenstand überhaupt zuläfst, und das biographische Moment, die Lebensbeschreibung von Charlie the young chevalier, ist das, dem es gilt; so dafs das Buch natürlich auch nicht schliefst mit der Klage der Flora Macdonald, sondern, wie es beginnt mit den Vorfahren des Helden und seiner Geburt, uns auch hinführt zu Alfieri's störender Einmischung in den Frieden des letzten Stuart und zum Tode des Cardinal von York.

Wir haben dagegen nichts einzuwenden. Eine Geschichte der keltischen Volksart, die nun in reineren Formen kaum noch irgendwo als in den äufsersten Spitzen und Inseln Schottlands, wo sie sich noch ein wenig der englischen Verfolgung entzogen hat, und in den Canadas, wo man Macnabs von Kinell-lodge am Katzensee und andere Häuptlinge anderwärts mit ihren Sackpfeifern in Plaid und Kilt ihr Wesen ruhig weitertreiben läfst, zu erblicken ist, eine Geschichte dieser Volksart ist jetzt kaum *schon* zu schreiben, da erst seit kurzem einsichtigere Männer an die Stelle früherer phantastischer Träumer getreten sind, und was von des untergegangenen Volkes Art, Sprache, Verfassung und Alterthümern noch erreichbar ist, sich zu durchforschen bemühen. Das Hauptthälfsmittel bei diesen Bestrebungen werden doch die keltischen Sprachen bleiben, denn wie unverständig sie auch zum Theil, selbst in neuerer Zeit, für historische Forschungen benutzt sind, in ihnen ist noch der treueste Ab-

Digitized by Google

druck des ganzen Volksgeistes, in ihnen die Erklärung alles dessen, was früher diese Stämme bewegt, was ihnen geistig geeignet hat.

Das vorliegende Buch ist, wenn wir die Einleitung als Prolog und den vierten Abschnitt, der des Prinzen Karl Geschichte seit seiner Rückkehr aus Schottland bis zu Ende führt, als Epilog davon abschneiden, von wahrhaft dramatischer Wirkung, und dies um so mehr, je weniger der Verfasser sich bemüht diese Wirkung hervorzubringen, sondern sich in der schlichten, verständigen Einfachheit eines ruhigen Referenten hält, oder höchstens in beurtheilenden Abschnitten sich als populare Empfindungen und Eindrücke mittheilender Chorus constituirt.

Gegen den Prolog hätten wir freilich viel einzuwenden, wenn wir nicht fühlten, dafs er als unbedeutenderes Nebenwerk von dem Verfasser selbst betrachtet worden wäre, und dafs wir uns also einer Ungerechtigkeit schuldig machten, wenn wir an ihn einen *strengen* Mafsstab legen wollten. Die Stellung des englischen Volkes zu den Stuarts ist in der gewöhnlichen oberflächlichen Weise gefafst; Elisabeth und Heinrich VIII. sind nicht als die eigentlichen Urheber und Sündenträger der schiefen Verhältnisse und Revolutionen, in welche die Stuarts hereingerissen wurden, erkannt; der tiefe religiöse Grund des ganzen Wirrwarrs ist übersehen — und wenn er nicht übersehen wäre, würde er nicht sachgemäfs beurtheilt worden sein von dem Verfasser, der S. 48 dem Ritter von St. Georg sogar einen Vorwurf zweckwidrigen Verfahrens daraus macht, dafs er nicht selbst Protestant geworden, oder doch einen protestantischen Pfarrer in seine Umgebung gezogen. Bei Lichte besehen, heifst das entweder, um äufserer Ziele willen die Forderung der Heuchelei an ihn stellen, oder es ist ein Zeugnifs mehr von der in protestantischen Kreisen freilich weitverbreiteten ganz unsinnigen Ansicht, dafs ein gescheidter Mann aus wahrem Herzensgrunde doch nicht Katholik sein könne. Weder in der englischen noch in der deutschen Litteratur kennen wir bis jetzt ein Werk, was eine klarere Einsicht eröffnete in die wahre Natur der Geisteszustände und Interessen unter Heinrich VIII. und unter der viel zu hoch und mit Unrecht gepriesenen Elisabeth, als Hubers Geschichte der englischen Universitäten, die wir früher in denselben Blättern anzeigten, und der wir fort und fort reichere Anregungen zu danken haben.

Wenn man, wie unser Verfasser (und wie uns scheint mit Recht), bei der Darstellung des Lebens eines dieser englischen Stuarts von der Schuld des ganzen Geschlechts reden will, scheint es uns dann doch auch nöthig, daran zu erinnern, dafs diese englischen Stuarts nicht Stuarts, sondern Darnley's von Lenox sind; dafs in den Verhältnissen Maria Stuarts und Darnley's gewissermafsen die Lösung zu suchen ist zu dem Räthselgespinnst von Geschicken, was nachher dieses Geschlecht umwebt, wenn man anders Generationsverhältnisse als ein so wichtiges Moment in der Welt betrachtet, wie der alte Shandy; und wir unsererseits gestehen, dafs wir es thun. Will man nun aber diesen Knoten, der sich in Marias Verhältnissen schürzt, tüchtig kennen lernen, dann übersehe man doch ja nicht ein bis jetzt noch wenig bekanntes Buch, was auch Ref. erst ein Jahr nach dessen Erscheinen kennen lernte, was also im Buchhandel gar nicht in der gewöhnlichen Weise vertrieben worden zu sein scheint. Das Buch führt den Titel: *Maria Stuart* Königin von Schottland. Treu nach historischen Quellen geschildert von *Wilhelm von Schütz.* Mainz, 1839. 8. Allerdings wird dies Buch *seine* Aufgabe, nämlich die Reinwaschung Maria's, schwerlich bei vielen Lesern erreichen; allerdings sind, und namentlich in den dem Auge zuerst begegnenden Partieen desselben, mancherlei höchst wunderliche Meinungen, ja fast Schnurren, über Shakespeare's Katholicismus, über die Zunge des heil. Nepomuk und nebenbei auch über historische Wahrheit vorgetragen, so dafs es wenigstens protestantischen Lesern nicht zu verdenken ist, wenn sie kopfscheu werden; trotz dem ist die Untersuchung, welche den Kern des Buches bildet, mit so viel Scharfsinn, Fleifs und Treue geführt, dafs uns wenigstens nie etwas eindringlicheres, klareres über der Maria Stuart Seelenleben vorgekommen ist, als eben diese Darlegung. Dieser Erörterung, der die Briefe Marias vornämlich zu Grunde liegen, zu Folge stellt sich nun die Schuld Marias wesentlich dahin um, dafs sie, nachdem sie bald nach ihrer Ankunft in Schottland von leidenschaftlicher Liebe zu dem Grafen Bothwell ergriffen worden, diesem zwar im Herzen treu ergeben bleibt; aber aus politischen Gründen eine

Digitized by Google

andere Ehe sucht, und deren Eingehung den Anstrich giebt eines Werkes der Leidenschaft. Ein unbedeutender, aber ursprünglich gewiſs nicht schlechter, sondern nur schwacher und eitler Mensch, ihr Vetter Darnley, Sohn des Grafen von Lenox, wird das Opfer dieser Lüge, indem sich Maria verliebt stellt in ihn, und diese Rolle durchzuführen die Kraft hat, so lange Darnley noch nicht ihr Gemahl ist; der Schwierigkeit der Rolle aber unterliegt, nachdem sie mit ihm vermählt ist; wie das auch in der Natur der Sache gegründet erscheinen muſs. Darnley, zu eitel und unverständig, um das wahre Sachverhältniſs, daſs ihn nämlich Maria *nie* geliebt hat, einzusehen, glaubt, sie habe ihn früher geliebt, und sei ihm nach der Vermählung untreu geworden; in diesem Wahne sucht er nach einem Opfer seiner Eifersucht und findet es in Rizzio, dessen Mord Marien in ihr selbst Vorwände giebt, sich wegen ihres Widerwillens gegen den Gemahl bei sich zu rechtfertigen; und nachdem sie an Darnleys Mordgenossen Rache genommen, denkt sie nun daran, sich von dem unlieben Gemahle zu befreien, wozu sich ihr als geschicktes Werkzeug der ältere Freund und Geliebte, Graf Bothwell, bietet. Das Verhältniſs Marias und Bothwells erbittert nun Darnley so, daſs dieser daran denkt über die Grenze zu gehen; er zieht sich zurück nach Glasgow; hier aber wirft ihn eine Krankheit darnieder; denn in der Verzweiflung an seinem Verhältniſs zu Maria war er verwildert und in lüderlichem Treiben hatte er sich venerische Uebel der ekelhaftesten Art zugezogen. Maria's Gewissen scheint bis auf einen gewissen Grad erwacht zu sein; es scheint eine Einsicht in ihr entstanden zu sein in den Frevel, dessen sie sich schuldig gemacht mit dem Eingreifen ihrer herzlosen Politik in das Gemüthsleben einer so armen, unbedeutenden Persönlichkeit wie dieser Darnley ist. Sie besuchte ihn, nicht, wie wir früher selbst annahmen, erst als Darnley der Hauptsache nach genesen war, sondern als er noch krank, ja überhaupt hoffnungslos krank war, und pflegte ihn eine Zeitlang in seinen ekelhaftesten Zuständen. Er sagt es ihr auch, und sie sieht es ein, daſs sie Schuld ist an der Zertrümmerung seines Lebensglückes. Sie beredet ihn dann nach Edinburg zu kommen — und hier wird er ermordet; für Marien gewiſs höchst unnöthig, denn er war ohnehin nicht zu heilen, und sie muſste wissen, daſs in Kurzem eine natürliche Lösung des Verhältnisses sie befreien würde; aber ihr Benehmen nach der That war so, daſs es ihre Schuld wahrscheinlich erscheinen lieſs — obwohl der wahrscheinliche Thäter ihr Halbbruder und heimlicher Feind, Murray, ist; der, wenn er Marien, die das ehebrecherische Verhältniſs mit Bothwell fortsetzte, in den Verdacht solcher That und dann in weitere Unbesonnenheiten in Beziehung auf Bothwell verwickelte, hoffen durfte, sie selbst und alle Macht in Schottland ganz in seine Gewalt zu bekommen. Wir können hier den Knäuel aller dieser Intriguen nicht eindringlicher verfolgen, laden aber alle unsere Leser ein, sich durch die katholischen Schnörkeleien, welche den Kern des oben erwähnten Buches des Herrn von Schütz einhüllen und halb ungenieſsbar machen, nicht abhalten zu lassen, zu diesem Kern selbst hindurchzudringen, der ihnen den Genuſs einer feinen, umsichtigen, lebenserfahrenen Erörterung in hohem Grade bieten wird. Ist nun aber das ganze Verhältniſs Mariens zu Darnley von vorn herein ein tief-tiefsündliches, ein frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Gefühlen, mit Gefühlen, die gerade an einem unbedeutenden Menschen am heiligsten geachtet werden müssen, weil er auſser ihnen wenig hat, was ihn zum Himmel zieht, und unrettbar der Gemeinheit überwiesen wird, wenn ihm diese Brücke zertrümmert wird — so ist auch erklärlich, wie auf diesem Sündenentsprossenen Geschlechte ein eigener Fluch ruhen muſs, ein Fluch, der sich am meisten immer durch die Verhältnisse der Liebe und Ehe an ihm bethätigt. Wenn es einerseits wahr ist, daſs allerhand äuſsere Verhältnisse auf des Menschen Seele wirken und ihre Entwickelung bedingen, so muſs doch anerkannt werden, daſs zuerst die Seele es ist, die allen diesen äuſseren Verhältnissen ihre bestimmte Stellung und ihren Werth giebt — sogar der Körper des Menschen ist in weit höherem Grade als man gewöhnlich glaubt, ist sogar *wesentlich* ein Product der eingebornen Seelenkraft oder Seelenunkraft, die den Körper zu einem angemessenen Gehäuse erzieht und ihn den Angriffen des Schicksals, der äuſseren Verhältnisse zugänglich macht oder verschlieſst

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Grofsbritannien. Von Karl Ludwig Klose.

(Schlufs.)

Jenes dunkle Gefühl einer schiefen Stellung zum Leben, zu seiner Freiheit und Freudigkeit, was alle spätern Stuarts durchdringt und sie treibt, in abstractem Festhalten an gewissen einzelnen Grundsätzen einen Compafs und Anker zu suchen, das ist das ihnen eingeborne Schicksal des Unterganges, der Spruch des Weltgerichts, der sie begleitet von der ersten frevelhaften Erzeugung Jacobs VI. bis zum Tode des Prätendenten Karl, und wenn dem letzteren von der geistesfrischen, entschlossenen Mutter ein gutes Stück von dem ritterlich-tapferen, sündenfreieren Blute der Sobiesky's eingeboren war, reicht die Verbesserung, die dadurch die Grundlage seines Charakters erhält, doch nicht weiter als um ihn darzustellen als den ritterlichsten Kämpfer gegen das auf seinem Geschlechte ruhende Schicksalsurtheil, nicht aber so weit, um ihm die Seelenkraft zu verleihen, dies Schicksal zu durchbrechen — und in Derby tritt ihm ein: Bis hieher und nicht weiter! entgegen.

Das Verhältnifs aber des Prätendenten zu seinen Schotten, wir möchten es dem Verhältnifs zweier Liebenden vergleichen, die sich lieben weil sie gerade genug von einander kennen, um ihre weiteren Phantasien von einander an diesem Erkannten anknüpfen zu können — die aber ebendeshalb im Grunde doch nur gegenseitig die Phantasiebilder lieben, die sie sich von einander entworfen haben, und die dann wenn es zum ehelichen Zusammenhandeln kömmt, einen Mifsgriff begehen nach dem anderen. Karl's polnisch-ritterliches Wesen und der schottischen Clane keltische Gefühlserregbarkeit, sie passen eine Zeitlang vortrefflich zusammen, correspondiren und stützen einander, bis die Gefühlsweiche der Schotten, die aus tausend Vorahnungen und Merkzeichen Eindrücke aufnimmt und welche in diesem Sinne nicht übersehen sein will, aber von dem Prinzen Karl fast gar nicht beachtet wird, mit einem Male Halt macht. Von der Macht, die er in diesen Resten altkeltischer Religionen, die sich nun als Volksaberglauben darstellen, gehabt hätte über die Seinen, hat der Prätendent offenbar keine Ahnung gehabt — es ist dergleichen aber nicht blofser Aberglaube, sondern es sind tiefere Mächte des Gemüthes, denen nur die freiere Darstellung abgeschnitten worden, und die sich deshalb als abgeschmacktes Halten an Vorzeichen und Ehrenpuncten kund gab. Diese keltische Seele theilte Karl nicht mit denen, auf die er vorzugsweise rechnen mufste; er zeigte sich schon untheilhaftig derselben, als er in Schottland selbst nicht einzugehen vermochte auf den wildleidenschaftlichen Grimm der Seinen gegen die Feinde. Bei längerem Zusammenhandeln würden sich Karl und die Häuptlinge der Clane immer entschiedener als einander fremde Wesen erkannt haben, was nicht hindert, dafs er hätte ein sehr tüchtiger Regent von Grofsbritannien sein können — nur dies möchten wir behaupten, wäre er in Derby auch nicht umgekehrt, hätte er London gewonnen, wäre alles glücklich für ihn gegangen und das Haus Hannover wirklich von ihm wieder vertrieben worden, die keltische Raçe in Schottland hätte doch von seiner Dankbarkeit nur eine Galgenfrist ihres Daseins erhalten, und wenn nicht er, doch seine Nachfolger hätten ihr sicher auch den Todesstofs gegeben.

Wie unsere deutsche Sprache, in allen ihren Grundverhältnissen harmonisch klar und fest, ihre Vocale im schönsten, ebenmäfsigsten Gange ablautet und umlautet, ihre Consonanten als wahre Stützen und Stäbe daneben stellt, ein nach allen Seiten durchsichtiges, crystallinisches Gebilde darstellt, dessen einzelne Theile

Digitized by Google

wohl in einander fugen, und dagegen die keltischen Sprachen schon in der Lautlehre einen völligen Gegensatz bilden und in ihren Vocalerweichungen und Consonanten - Mortificationen und Eclipsirungen die ganze Sprachmasse geschmiegig und weich halten, so dafs nicht einmal die Wörter, sondern erst die zu Sätzen verbundenen Wörter eine festere Gestalt haben; die Wortbildung und Syntax aber in den vielen, subjective Gemüthsbeziehungen (der Conditionalität, Potentialität, Consuetudinalität, des Fragens, Indicirens und des imperativen Verhaltens) aufnehmenden Verbalmoden und in den kurzen, springenden Satzgefugen und einer Menge kleiner, dem Sinne nach im Deutschen gar nicht erreichbarer, Partikeln vollends alle Ausdrucksweisen geschmiegig und dem leisesten Hauch einer Gemüthsaffection nachgiebig, also die Sprache zu einem fast flüssig zusammengehenden Material machen, an welchem Mundart und persönliche Ausdrucksweise vollends den freiesten Spielraum gewinnen — so ist auch der Character dieser Völker — der eine, der deutsche, fest, klar, für allgemeine Interessen sich wohl zusammenfugend, im Einzelnen ekkig, mit einer gewissen Kälte auf seinen Füfsen stehend, wo er in Massen sich entzündet unwiderstehlich — dagegen der andere, keltische, locker und flüssig, leicht von den Winden des Gemüthes in Wellen bewegt, wo er freies Feld hat stürmisch, wild und furchtbar, aber an dem krystallinischen Felsen des Gestades sich brechend und in ein schäumendes Nichts einzelner Tropfen ausspritzend. So oft unsere Literatur von keltischen Seiten her Einflüsse erhalten hat, ist das lockere Wesen subjectiver Leidenschaft in sie eingedrungen; so oft der deutsche Geist zu sich selbst kam, hat er diesem theils sentimentalen theils sinnlich verwilderten Wesen Dämme gesetzt — überall sind in der Berührung die Kelten unter den deutschen Stämmen vergangen — es ist das Schicksal, was mit ihnen geboren ist — ein Spruch, der über ihnen schwebt wie über den Fürsten, an die sich ihrer letzten Clans letzte Liebe geheftet hat.

Der gütige Leser verzeihe diese allgemeinen Bemerkungen auf Veranlassung einer Lebensbeschreibung, deren klarfortschreitende, kein für die Persönlichkeit wichtiges Verhältnifs verabsäumende Einrichtung sie als eine der besten Erscheinungen der neuesten historischen Literatur empfehlen läfst — und die wir empfehlen wollten, ohne durch weitläuftigere Auszüge ihres Inhaltes das Interesse des Lesers in voraus halb abzustumpfen.

H. Leo.

XV.

***The Itinerary of R. Benjamin of Tudela. Translated and edited by A. Asher. Vol. I. Text, Bibliography and translation. London and Berlin*, 1840. *A. Asher et Co. Vol. II. Notes and essays.* 1841.**

Mit dem hier anzuzeigenden Werke hat die jüdische Literatur einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Sie ist aus der vereinsamten, abgelegnen, ich möchte sagen, armseligen Stellung heraus, aus eigner Macht und im Gefühle ihres Werthes in den grofsen Kreis wissenschaftlicher Interessen eingetreten. Wenn ein oft gebrauchtes Wort auch den Büchern ein Schicksal zutheilt, das Verhängnifs auch über sie walten läfst, so darf dem Reiseberichte des alten Benjamin von Tudela jedenfalls ein günstiges zugesprochen werden. Ihm ist das, innerhalb der jüd. Wissenschaft bisher unerhörte Loos geworden, durch sorgsame Pflege, treuen, gewissenhaft waltenden Fleifs, durch einen auf diesem Gebiete noch nicht gesehenen Verein der ausgezeichnetsten Kräfte, von Wust und Moder gesäubert, in das Licht der Gegenwart eingeführt zu werden, und indem er von dem Glanze modernen Wissens nach allen Seiten hin Licht empfängt, diesem wiederum zu Lohn und Dank ein werthvolles Denkstück für die Kenntnifs mittelalterlichen Lebens und seiner Verhältnisse abzugeben.

Noch immer scheint die Thatsache, dafs es eine jüdische nachbiblische Literatur gebe, die allen Richtungen des wissenschaftlichen Geistes, seinen Bestrebungen und Leistungen in jeder gegebnen Epoche sich anschliefsend, diese selbstständig aufnimmt und ausprägt, wiedergiebt und weiterbildet, — die oft genug redet und Zeugnifs giebt, wo die parallellaufenden der den Vordergrund der Weltbühne einnehmenden Nationalitäten und Religionsformen schweigen, zu keiner Anerkenntnifs gelangt zu sein, und trotz dem, dafs in neuerer Zeit gründlich und eindringlich genug der Beweis geführt worden, dafs diese — so oft genannte, so wenig gekannte, immer aber mit mifswilligem Achsel-

Digitized by Google

zucken angesehene Literatur des Lebenshaltigen und Eigenthümlichen so Vieles, für die mannigfachen Zweige geistiger Betriebsamkeit unermefsliche Ausbeute darbiete, und eben so würdig sei, um ihrer selbst willen gekannt, als wenigstens zu gelegentlicher Beihilfe in Betracht gezogen zu werden, — ist der Beweis fruchtund ertraglos geblieben, weil das verjährte Vorurtheil stärker ist, als alle Beweise, und die Geneigtheit, an seine Stelle das begründete, aus eigner Anschauung entsprungene Urtheil treten zu lassen, ihm nicht so wohlfeilen Kaufes abgerungen werden kann. Woher sonst die Oede und Dürre oder die ignorante Bornirtheit literaturgeschichtlicher Werke, wo es jüdisches Schriftenthum gilt? Woher die Zähigkeit, mit der gewisse stereotyp gewordene Formeln, Kategorieen und Stichwörter von Schriften und Schriftstellern der verschiedensten, oft entgegengesetzten Richtungen und Standpuncte festgehalten, und wie durch Verabredung gehörigen oder ungehörigen Ortes wiederholt werden, gerade für dieses bestimmte Wissensgebiet? Woher das tiefe Stillschweigen über Zunzens unvergleichliches Werk (die gottesdienstlichen Vorträge u. s. w.), das von Seiten des ungeheuren, darin mit solcher Meisterschaft bewältigten Stoffes, wie durch die Classicität der Fassung und Darstellung, vorzüglich durch die Fülle der darin niedergelegten Resultate, die Theilnahme nicht blos der Zünftigen, die ihm, wie es scheint, allgemach doch werden wird, sondern auch weitrer Kreise anzusprechen berechtigt ist? — Es scheint, als walte die Besorgnifs im Hintergrunde, von den fixen Vorstellungen und durch gläubige Diadoche überkommenen Ansichten durch Autopsie abgelenkt und eines Andern belehrt zu werden, die geschlossene Phalanx irrthümlicher Traditionen und für gewisse praktische Zwecke wohl brauchbarer Verkehrtheiten hie und da durchbrochen zu sehen, — die Furcht, das in der Wissenschaft Gelernte auch im Leben gelten lassen zu müssen. Dafs die unausweichliche Consequenz für die Ansicht von Juden und Judenthum, wie sie aus dem Studium der Literatur sich ergeben mufs, hier gewifs als Faktor in Rechnung zu bringen sei, dafs die Anerkenntnifs der einen tiefern Einblick in ein verschlossenes Bereich vermittelnden Bestrebungen darum so langsam erfolge, weil mit dieser eine Concession nach der confessionellen Seite hin Hand in Hand gehen dürfte, das — glauben wir — als wesentliches, vielleicht als einziges Moment hervorheben zu müssen, und dürfte wohl nirgends ein würdigerer Ort zur Aussprache dieser, hier nur angedeuteten, Bemerkungen sein, als in diesen Jahrbüchern, die als Organ der freien Wissenschaft, der, von Rücksichten und Nebengedanken ungetrübten — das hohe Ziel einer Vermittelung aller Interessen des Geistes sich vorgezeichnet, und in dessen Verwirklichung ihre Bedeutung setzen.

Der verdienstvolle Unternehmer der neuen Ausgabe des Benjamin hat, was zu besonderem Danke verpflichtet, sichtlich es sich zur Aufgabe gemacht, die Anerkennung jüdischer Literatur und ihrer Pfleger und Vertreter in der Gegenwart zu fördern, und dadurch, dafs er dem, in dem noch kleinen Kreise der ihr Zugewandten immer höher sich thürmenden Stoffe die Gelegenheit zu fruchtbarer Verwendung eröffnet, ein Mifsverhältnifs ausgeglichen, das mit der Zeit immer hemmender und störender sich erweisen mufste. Wie sollte nicht ein schreiendes Mifsverhältnifs sich ausbilden, wenn die auf der einen Seite herrschende Theilnahmlosigkeit gegen Inhalt und Resultat der Forschung sich in ihrem Ignoriren verhärtet, während auf der anderen den Ansprüchen wissenschaftlicher Schärfe und Genauigkeit, wie sie durch den Stand der Zeitbildung geboten, bereits genügt wird? dort das Vorhandensein des Materials noch kaum zugestanden, hier bereits die Anwendung einer bewufstvollen Kritik zu den interessantesten Ergebnissen leitend, und überhaupt alle Operationen zur Sichtung und Ordnung, Läuterung und Verarbeitung des Stoffes bereits in vollem Gange? So ist es denn buchstäblich wahr, dafs auf der einen Seite bereits die Antworten, bündig und ergiebig, fertig da stehen, wo auf der anderen das Bedürfnifs, zu fragen, noch nicht durchgebrochen. — Glücklicher und zutreffender konnte die Wahl nicht ausfallen, als indem Hr. Asher gerade den Reisebericht Benjamins zu einer Bearbeitung ersah. Dem so vielfach angeregten, durch neu erschlossene Hilfsquellen noch gesteigerten Wunsche nach wohlgegründeter, quellenmäfsiger Kenntnifs räumlich und geschichtlich entlegner Gebiete mufste — er mochte wollen oder nicht — ein neuer Zugang zu den, nach so vielen Seiten hin bereits wegsam gemachten, auf anderen noch so schwer erreichbaren Zuständen und Verhältnissen mittelalterlichen Lebens willkommen sein, und es hiefs, dem Vorurtheile in die Seite fallen, wenn es gezwun-

Digitized by Google

gen wird, Belehrung von da her zu empfangen, wo es aus Idiosyncrasie oder Antipathie sich am liebsten fern gehalten hätte.

Die Aufgabe, dem Reiseberichte des Benjamin von Tudela den Grad von Aufmerksamkeit und Geltung zu vindiciren, der ihm gebührt, stellt zunächst den Anspruch, dem verwahrlosten Texte aufzuhelfen, vor Allem, dem geschichtlichen und geographischen Stoffe, der in so reichem Maafse darin ausgestreut, durch Benützung der vorhandnen Hilfsmittel, die Morgen- und Abendland, — jenes der Ziel-, dies der Ausgangspunkt der Reise — darbieten, zu verificiren, und die *so* sicher gestellten Aussagen und Angaben der Forschung als gewonnene Ausbeute zu weiterem Verbrauche darzubieten. Hr. Asher hat sich aber nicht begnügt, nur in diesem engsten und nächsten Sinne seine Aufgabe zu fassen, — es sollte seine Ausgabe des Benjamin einen Beitrag zur vergleichenden Geographie, zur Aufhellung dunkler Partieen in der Länder- und Völkerkunde des Mittelalters durch eine Reihe von Untersuchungen und Bemerkungen ein Hilfsmittel bilden. In diesem Sinne spricht sich der Herausgeber (vol. II. preface) aus, und was bis jetzt von seinem Werke vorliegt, zeugt von dem gründlichsten Ernste um die Lösung des Versprechens, so dafs wir in dieser neuen Einführung eines fast verschollenen Buches nicht blos das Particular-Interesse der wenigen Freunde und Kenner jüdischer Schriften in's Auge gefafst sehen, sondern ein bedeutendes Unternehmen, von wissenschaftlicher Tendenz und Haltung erkennen müssen, das eine weitgreifende Theilnahme und allgemeinere Aufmerksamkeit für sich zu fordern berechtigt ist. —

In einer bibliographischen Notiz (vol. I. S. 1—26) giebt der Herausgeber eine Uebersicht der verschiedenen Text-Ausgaben und Uebersetzungen, (Benjamins Reisebuch ist in's Lateinische, Englische, Französische, Holländische und Jüdisch-Deutsche übertragen worden. Eine *deutsche* Bearbeitung giebt es nicht) sie sachkundig beurtheilend und charakterisirend. Der *vollständigen* ed. princeps (Cstpl. 1543. Soncini) konnte Hr. A. aber bei aller aufgewandten Mühe nicht habhaft werden. Er hat seiner Textrevision die Ferrarische Ausgabe (Abraham Usque 1556) zu Grunde gelegt, die für die Kritik durch werthvolle Lesarten von wesentlicher Bedeutung sich erwiesen, und überhaupt richtiger ist, als selbst die princeps. Bei den späteren Ausgaben sind keine neuen Hilfsmittel hinzugekommen; sie sind Wiederholungen der früheren und von keinem weiteren Belang für die Textgestaltung. Von den Uebersetzern und Erklärern hatte Benjamin eine doppelte Unbill zu ertragen, und unser Herausgeber an ihnen zu rügen. Sie waren einerseits des Rabbinischen, in dem das Itinerarium geschrieben, so wie der Beziehungen auf jüdisches Leben und Wissen unkundig, andrerseits gegen den Berichterstatter als einen *Juden*, wie sich von selbst versteht, eingenommen. Sie behandelten *ihn* als Lügner und Fälscher, wo *ihnen* die ersten elementaren Erfordernisse zur Verständnifs fehlten, und bürdeten ihm die Sünden ihrer eigenen Ignoranz auf. Ergötzliche Beispiele grober — und natürlich nur desto anmafsungsvollerer — Unwissenheit giebt besonders das aus Gerrans (vol. I. S. 17) Mitgetheilte. Wir empfehlen dasselbe zur treuen Beherzigung und als Warnung für die Zukunft. Baratiers, des frühreifen „Mannkindes", Sünden werden in den Anmerkungen gerügt, am gründlichsten und eingehendsten in der schätzbaren Arbeit des Hrn. Lebrecht (vol. II. S. 368 f.). Der bibliographischen Notiz folgt der hebräische Text, die englische Uebersetzung und ein hebräisches Namen-Register. —

Der Text hat durch Benützung der Ferrarischen Edition bedeutend gewonnen, und der Herausgeber ist so glücklich gewesen, manche schwer verderbte Stellen zu verbessern. Einige der hier zuerst gegebnen Emendationen gereichen dem Scharfsinne desselben wahrhaft zur Ehre, und müssen als „der Palme würdig" anerkannt werden. Für die Geschichte gelehrter Sünden ist eine besonders hier hervorzuheben. Wo nach der durch Hrn. Asher neu constituirten Lesart die Stelle in der englischen Uebersetzung (I. S. 58) also lautet: This place is very strongly fortified and in the possession of prince Boëmond Poitevin surnamed le Baube, fand A. Montanus folgenden Sinn: estque munitissima urbs dissidentium a fide nostra

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

The Itinerary of R. Benjamin of Tudela. Translated and edited by A. Asher.

(Fortsetzung.)

L'Empereur, der dem Originale näher sich anschliefsen wollte, übersetzt: estque totius imperii ferocium Pitivini papae (Sotericus Panteuchenus Patriarchae Antiocheni) fidem amplectentium munitissima. (S. d. Nähere vol. II. S. 62 Anm. a). So wird Antiochia aus einer dem Prinzen Boëmund zugehörigen Stadt, als welche es bekannt genug ist, zum Sitze einer wilden fanatischen Secte, die einem Häresiarchen oder Papst folgt, von dem weder die weltliche noch geistliche Historie weifs! So sieht es um das Verständnifs jüdischer Schriften aus, auf solche Gewährsmänner stützen sich die Daten über jüdische Literatur, und wie oft wird nach solchen Vorgängern und solchen Quellen ein Urtheil gesprochen, das noch ganz andre Puncte berührt, als eine harmlose literargeschichtliche Notiz! —

S. 88 des hebr. Textes hat Hrn. Asher's Sagacität durch die Theilung eines Wortes und die Verwandlung eines Vav in Alef eine Insel entdeckt, und zugleich ein für die Geschichte des Handels im Mittelalter wichtiges Emporium. (S. die sehr interessante Ausführung vol. II. S. 175 ff.). S. 141 d. Uebs. liest Hr. A. mit Bochart für das unverständliche Khandag mit Recht: Khandy. — Nichtsdestoweniger ist das Geschäft der Text-Revision erneuter Aufmerksamkeit zu empfehlen, und schon die Anmerkungen des zweiten Bandes bringen Nachträgliches zur Berichtigung der Urschrift, so wie der Uebersetzung (vol. II. S. 134 ff. eine von Zunz nachgewiesene Transposition, u. A.). Immerhin wird selbst das negative Resultat, dafs der Text an vielen Stellen defect, dafs Inkohärenzen, die man leicht dem nachläfsigen Style des Reisenden zuschreibt, Folge von ausgefallenen Worten oder gröfseren Partieen sind, der Wissenschaft förderlicher sein, als das zweideutige Auskunftsmittel, dessen sich die Uebersetzung nur zu oft bedient, einen Zusammenhang zu fingiren oder zu erkünsteln, wo einige Asterisci als Zeichen einer vorhandenen Lücke vielmehr an ihrem Orte waren. — Dies führt uns zur Besprechung der zweiten Hälfte des ersten Bandes, der englischen Uebersetzung. Sie ist — zu fliefsend! Hr. Asher hat oft unnöthig paraphrasirt, und eben durch diese paraphrastische Weise entspricht die Uebersetzung nicht nur nicht vollkommen dem Zwecke, ein Hilfsmittel für die Verständnifs zu sein, sondern es hat sich oft genug gerade hierdurch das Mangelhafte des Textes dem Uebersetzer entzogen. Dafs der Sinn meistens richtig gefafst sei, und Verstöfse gegen Sprachgebrauch und Eigenthümlichkeit des Idioms nicht vorkommen, wäre dem kundigen Herausgeber gegenüber hervorzuheben, vielleicht eher verletzend, als anerkennend. Aber es ist nicht gutzuheifsen, dafs willkürlich Ausdrücke und Begriffe zur Wiedergabe rabbinischer Worte und Phrasen verwendet werden, die dem der Sprache des Originales unkundigen Leser leicht zu verschobenen und schiefen Vorstellungen Anlafs geben. Die Talmud-Schulen (jeschibot) werden durchweg durch university bezeichnet, gewifs der unangemessenste Ausdruck, der sich finden läfst; so ist parasangs durchweg für פרסאות gewählt; wozu die persische Mafsbestimmung für den spanischen Juden, dem die talmudische Bezeichnung geläufig war, die doch weder sachlich noch sprachlich mit „Parasange" zusammenhängt? Für מילין wird miles genommen, was (I. S. 109 d. Uebs.) besonders unwahrscheinlich wird, wo es heifst: the assembly is so large, that their temporary abodes cover twenty two miles of open ground! (Ueber מיל s. Zunz im 2ten Bde, S. 436). The ten martyrs of the Kingdom (I. S. 41) ist durchaus dem, des hebräischen Ausdrucks Unkundigen unverständlich. Es soll bedeuten: die auf Befehl der Regierung (der römischen Kaiser) Hinge-

Digitized by Google

richteten. Irrthümlich wird S. 109 vol. I. gesagt: — he bequeathes his books, da nach dem Zusammenhange und dem üblichen Sprachgebrauche nur von Pentateuch-Rollen die Rede ist, (nicht aber von „Büchersammlungen", was ganz unpassend wäre), die in frommer Absicht gespendet werden. I. S. 34. (text p. 4, 1. 2.) wird auf die ganze Gemeinde bezogen, was nur von ihren Vorstehern (קהל) gelten soll. I. S. 110 In a persian village — ist sicher unrichtig. Zuweilen sind Text und Uebersetzung im Widerspruche. I. S. 48 (text) ist סוד übersetzt durch „prop" (יְסוֹד). S. 9 (text S. 2) wird das erste אַרְמֹנִים durch windows nach der unterm Texte angegebnen Emendation übersetzt, eine Zeile darauf aber als richtig beibehalten, und in der Uebersetzung für den Plural des hebräischen Wortes ein Singular ausgedruckt. — Ein unnöthiges, störendes Einschiebsel rügt Zunz (II. S. 124 Anm. 233). — Jedenfalls empfehlen wir beim Gebrauche der Uebersetzung Vorsicht. Die Consultation der Urschrift ist fast unerläfslich. — Die Punctation des Textes wird dem ungeübten Leser erwünscht sein; sie ist, was bei der Sorgfalt, die Hr. A. im Uebrigen aufgewandt, auffallen mufs, keinesweges mit der Genauigkeit durchgeführt, die hier für die Erreichung des angegebnen Zweckes unerläfslich ist, und es fehlt nicht an Sprachwidrigem und Ungenauem. (Um von zahlreichen Beispielen einige anzuführen, ist die Punctation בִּרסקנין für — בּוּר falsch; es ist *βυρσικός*. — S. 45 (text) wird durch die falsche Vocalisation ein Genitiv-Verhältnifs statt der Apposition gesetzt).

Nach diesen Bemerkungen über den ersten Band wenden wir uns zum zweiten, dem Glanzpuncte des Unternehmens. Er enthält die Erläuterungen zum Texte und drei werthvolle umfangreichere Abhandlungen. Hier tritt das Verdienst des Werkes in seiner ganzen Helle auf, und wenn wir im Vorhergehenden einige Ausstellungen uns nicht versagen mochten, so konnte dies um so unbedenklicher geschehen, als wir wufsten, dafs für Anerkennung und Würdigung die reichste Veranlassung in der Fülle des mannigfach Belehrenden, das im zweiten Bande geboten wird, vorliege.

Die Einleitung vom Herausgeber, die den Band eröffnet, erzählt die äufsere Geschichte des Verfs. und seines Reiseberichts, so weit dies nach der Beschaffenheit des Buches und der darin niedergelegten Daten möglich ist. Wir geben hier die Notiz von Zunz, dem der Herausgeber folgt, (II. S. 251) wieder. — R. Benjamin b. Jona von Tudela reiste um das J. 1660 und in den folgenden Jahren von Saragossa durch Catalonien, Süd-Frankreich, Italien, Griechenland, den Archipel, Rhodus, Cyprus und Cilicien nach Palästina, besuchte die dem Chalifate damals unterstehenden Länder und Persien. Er nahm seinen Rückweg durch den arabisch-indischen Ocean, die Küstenstädte von Yemen, Aegypten und Sicilien, nach Castilien, wo er 1173 gestorben sein soll. Mag er zunächst als *Kaufmann* für mercantile Zwecke gereist sein, so war ihm sicherlich auch die Kenntnifs der Lage und Verhältnisse seiner Glaubensbrüder in den verschiedenen Ländern von besonderer Wichtigkeit. Er erwähnt die Vorsteher und Gelehrten in den einzelnen jüdischen Gemeinden, und macht deren 248 namhaft, auf der Tour von Barcelona bis Bagdad. Im weiteren Verlaufe des Berichtes, der entferntere Länder berührt, hören die namentlichen Anführungen fast gänzlich auf. — Zunz macht nun den ganz richtigen Schlufs, dafs Benjamin alle die Orte, aus denen er Personen namhaft macht, *selbst* gesehen. Weiter geht der eben so besonnene als scharfsinnige Kritiker nicht. — Hr. A. hat dagegen wohl die Linie des Erlaubten überschritten, wenn er in s. Einl. (II. S. XII) auch noch die Behauptung hinzufügt, Benj. sei nur bis Bagdad gekommen (vol. I. S. 105), da mit Gihiagin die Anführungen von Personen abbrechen. Gewifs hat Hr. A. die in der — von spätrer Hand hinzugefügten Vorrede — gebrauchte Wendung, R. Benj. habe erzählt, was er *gesehen* und was er *gehört* — zu eng und zu bestimmt als eine planmäfsige Dichotomie des Werkes gefafst, und auf sie ein zu grofses Gewicht gelegt, da der Ausdruck nichts anders aussagt, als dafs Benjamin Alles berichte, was ihn der Augenschein gelehrt und was er von den von ihm besuchten Orten durch Erzählungen erfahren. Das Sehen des gewissenhaftesten *αὐτόπτης* schliefst doch wohl das Hören und Aufmerken auf mündlich Mitgetheiltes nicht aus! Eher kann für Hrn. A.'s Annahme das vorherrschend Sagen- und Märchenhafte in der späteren Partie des Reiseberichts geltend gemacht werden. Doch ist jede Entscheidung hier unmöglich, da das Verhältnifs des uns Vorliegenden zu der ursprünglichen Fassung, — gewifs das einer epitomiren-

Digitized by Google

den Skizze zu einem ausgeführteren Buche, — unbestimmbar bleibt. Es konnte dem Epitomator, der gewiſs zunächst nur für sein Privatbedürfniſs arbeitete, die Anführung von Namen, an die für ihn sich Nichts weiter knüpfte, aus fernen Gegenden gleichgiltig sein, während sie ihm in bekannteren Gegenden der Aufbewahrung werth erschienen. Das naheliegende Beispiel des Schicksals, das dem Reiseberichte Petachia's (S. Zunz vol. II. S. 253) geworden, ist ein Beleg dieser Annahme. — Die hervorragendsten Puncte für den Reisenden waren Jerusalem und Bagdad, jenes der gemeinsame Wallfahrtsort der orientalischen und occidentalischen Welt im Mittelalter, — dies der Sitz der letzten jüdischen Exil-Fürsten. — Für die Bestimmung der *Zeit*, in welche die Reise fällt, giebt Hrn. Lebrechts Abhandlung Näheres. Als äuſserste Grenzen stellt der Herausgeber 1159 oder 60—1170.

Das über den Styl des Reisebuchs Gesagte (Einl. S. XII) ist in so weit richtig, als die Absicht einer wissenschaftlichen Arbeit, so wie der Anspruch auf eine künstlerische Darstellung gewiſs dem Verf. fern lag. Indeſs ist selbst in dem nachlässigen, wenn das Wort erlaubt ist, Wäsche-Zettel-artigen Style des Buches nicht zu verkennen, daſs dem Verf. jüdisches Wissen nicht fremd gewesen; bildet er doch manchmal für seine, oft überraschend glücklichen Beobachtungen nicht ungeschickt eine neue, nur ihm eigenthümliche Phrase. So in der Schilderung der Byzantiner seiner Zeit (unter Emanuel Comnenus). Der hebräische Ausdruck für das: they have no martial spirit (S. 54 d. Uebs.) ist gewiſs bezeichnend und schlagend. — Von S. XIII—XVI d. Einl. behandelt Hr. A. die literaturgeschichtliche Bedeutung seines Autors, die Geltung, die er gehabt, und welche ihm gebühre. Benjamin galt frühzeitig bei Juden und Christen für einen verläſslichen Gewährsmann, wie das die vielen Ausgaben und Bearbeitungen seiner Reise bezeugen. Das 17te und 18te Jahrhundert konnte sich zu der Unbefangenheit der früheren nicht mehr erheben, und dem Reiseberichte des Rabbi Benjamin ward vor Allem der *Rabbi* übel vermerkt. Das Glaubensbekenntniſs des Erzählers schien ein Bekenntniſs des Unglaubens an seine Erzählungen von Seiten seiner christlichen Bearbeiter unabweislich zu bedingen. Er galt für einen gewissenlosen Lügner, der die Zahl seiner Glaubensgenossen vergröſsre, ihre Lage in fernen Ländern mit falschem Schimmer bekleide. (Und doch ist z. B. die Schilderung der Lage der Juden in Byzanz nichts weniger als verschönert. Die Färber gossen nämlich das schmutzige Wasser in die Straſsen des Judenviertels, und mieden die Juden des unangenehmen Geruches wegen! — ein Zug, in dem ein geschichtsphilosophisches Moment nicht verkannt werden muſs. Die Variationen auf dies Thema gehen bis in die laufende Gegenwart!) Baratier suchte zu beweisen, daſs das ganze Buch die Compilation eines unwissenden Juden sei, der vielleicht Tudela nie verlassen, und ein moderner *jüdischer* Geschichtschreiber ist dieser Tradition wider Gewohnheit beigepflichtet. —

Hrn. A.'s Hauptaugenmerk war eine Apologie des mit Unrecht verdächtigten Autors, und er hat sie glänzend vollbracht. Seine eigenen Anmerkungen, so wie die trefflichen Beiträge von Rapoport, Zunz und Lebrecht haben siegreich alle Angriffe zurückgeschlagen, die auf die Wahrhaftigkeit Benjamins gemacht worden, und die Genauigkeit seiner historischen und geographischen Angaben, die Gewissenhaftigkeit, mit der er beobachtet und das Beobachtete verzeichnet, auſser Frage gestellt. Das eigenthümliche Verdienst Benjamins faſst der Herausgeber in folgenden Puncten zusammen:

Benjamins Bericht ist die genauste Uebersicht über die Zahl und die Lage der Juden im 12ten Jahrhundert.

Er liefert höchst wichtige Beiträge zur Geschichte des europäischen, asiatischen und afrikanischen Handels zur Zeit der Kreuzzüge.

Er ist der erste Europäer, der der Secte der Assassinen — gewissermaſsen der Jesuiten des Morgenlandes! — in Syrien und Persien gedenkt, so wie des Handels mit Indien, dessen Emporium die Insel Kisch war (s. d. näheren Anführungen Bd. II. S. 175 ff.), — China ausdrücklich erwähnt und der Gefahren der Schifffahrt auf dem Ocean zwischen diesem Lande und Ceylon.

Er ist reich an interessanten, genauen Notizen über die damals bekannten drei Erdtheile, und verhältniſsmäſsig freier von abenteuerlichen Sagen, als irgend ein gleichzeitiger Berichterstatter. —

So weit der Inhalt der Einleitung. Ihr folgen die Anmerkungen, zu denen auſser dem Herausgeber die ausgezeichneten jüdischen Gelehrten Rapoport, Zunz, be-

Digitized by Google

sonders der Letztere, beigetragen, Einiges ist von dem trefflichen Orientalisten Munk in Paris. Die klangvollen Namen der Herren Karl Ritter und Baron d'Ohsson zieren schon diesen Band; doch ist Gröfsres und Umfassenderes erst für die folgenden Bände verheifsen.

Bei dem sich drängenden Stoffe der mannigfaltigsten Art, wie er in den Anmerkungen uns vorliegt, müssen wir uns mit einer ungefähren allgemeinen Angabe der Gebiete begnügen, auf denen sie sich bewegen, und mit der Bezeichnung des Antheils, den die von dem verdienstvollen Herausgeber für sein Unternehmen gewonnenen Hilfskräfte beigesteuert. Der Herausgeber hat Alles, was Geographie und Historie berührt, zum Gegenstande seiner Thätigkeit ersehen, und es ist in dem von ihm Dargebotenen die sorgfältigste Benutzung der vorhandenen Hilfsmittel nicht blos in der vollständigen und reichhaltigen Zusammenstellung der verschiedenen Angaben ersichtlich, sondern ganz besonders in den zur Lichtung dunkler Partieen angestellten Untersuchungen, die die Erhärtung der Authenticität der Angaben zum Ziele nehmen und es meist glücklich erreichen, zeigt sich eine solche Sicherheit in der Handhabung des weitschichtigen, von den verschiedensten Seiten herbeigeschafften Materials, eine solche Gewandtheit in der Ineinanderfügung, dafs das Operose und Ermüdende, das sonst Arbeiten dieser Art anzuhangen pflegt, mit glücklichem Takte entfernt erscheint. Der Ertrag mühsamen Suchens stellt sich übersichtlich und fafslich zu bequemster Anschaulichkeit dar. Die arabischen Historiker — zunächst die durch Uebersetzungen zugänglich gemachten, — so wie die Chronikenschreiber des Mittelalters, die Reisenden alter und neuester Zeit, einschlägige Monographieen, die durch Journale zerstreuten Abhandlungen und Bemerkungen hat der Herausgeber, dem durch eine seltne Gunst der Verhältnisse der Zutritt zu reichen Bibliotheken, sowie zu den Wissensschätzen der ausgezeichnetsten Gelehrten geöffnet war, in einer wahrhaft mustergiltigen Weise benutzt und verarbeitet, und darf sein Werk gewifs den besten Sammelwerken beigezählt werden. Die Anmerkungen können grofsentheils als kleine Exkurse gelten, die Alles über die vom Autor berührten geographischen, historischen, antiquarischen Puncte Zugängliche ordnen und zusammenstellen, und die mit ihren eignen Worten wiedergegebnen Stellen der citirten Schriften geben dem Ganzen nicht das Ansehen eines Aggregats, sondern lebendiger anregender Mannigfaltigkeit. Für Geographie des Mittelalters, sowie für die biblische finden sich interessante Sammlungen, und wo es nicht neue Ergebnisse sind, die geboten werden, ist die Zusammenordnung des Vorhandenen dankenswerth. Die Zurückführung der mit hebräischer Schrift ausgedrückten Orts- und Ländernamen war vorzugsweise Aufgabe. Dem Herausgeber ist dies Geschäft im Ganzen gelungen, was nach den Vorarbeiten und mit der Beihilfe von Zunz und Rapoport freilich erst recht möglich geworden. — Einige anspruchlose Notizen wird der Herausgeber, der für seinen Autor keinerlei Mittheilung zurückweist, als Vorschläge uns gestatten. S. 6 des Textes wird סַבְתָּא durch Ceuta wiedergegeben. Nach Rapoports mündlicher Mittheilung ist es Sabbata, der alte Name für Savona. Dafs diese Erklärung richtig sei, wird der Herausgeber einräumen, wenn ich ihm die wirkliche Schreibung des Namens Ceuta bei Juchasin (S. 134 a. ed. Crac.) nachweise. Dort wird die Eroberung dieser Festung durch Juan den Unechten (1415) erwähnt, und der Name סיבטא (Cevta) geschrieben. Manche unverwerfliche Notiz hätte die öftere Benutzung dieses Buches Hrn Asher dargeboten; das Erdbeben, dessen Benjamin gedenkt, erwähnt Juchasin (S. 149 a. ed. Crac.) mit all den Umständen, die (vol. II. S. 122) aus Desguignes und d'Herbelot beigebracht werden. — In dem Verzeichnisse der nach Alexandria handelnden Nationen (S. II. S. 219 ff.) kommen einige Corruptionen vor, für die wir hier einige Verbesserungen vorschlagen. Für בלינסיא lesen wir בניסיא, wie vielleicht der *spanische* Jude den Namen schrieb; denn dafs Venedig fehlen und Valencia genannt sein sollte, scheint bei fremdlich. Zu No. 7. nehmen wir des Herausg. Vorschlag an, und lesen No. 8: קרוטיה i. e. Croatia, was geographisch gut stimmt. (Ueber Croatia vgl. Gibbon Bd. X, S. 181 Leipz. Ausgabe). —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

The Itinerary of R. Benjamin of Tudela. Translated and edited by A. Asher.

(Schlufs.)

No. 9. scheint אספניא unrichtig, da unser Autor an drei Stellen den biblischen Namen ספרד braucht, die Schreibung mit ג ungewöhnlich (gewöhnl. אספמיא), und dieses Land dann unter 3 Rubriken (No. 1. 9. 27.) in dem Verzeichnisse vertreten wäre. Vielleicht ist אסלפניא i. e. Slavonia zu lesen, was gut zum folgenden Russia stimmt, das gewifs nicht mit Hrn. A. für Roussillon zu erklären ist, wie auch Zunz dort mit Recht behauptet. — No. 14. ist Hr. A. durchaus willkürlich, und hat dennoch dem Rechten nach unsrer Meinung sich genähert. גלאץ ist nicht „England," scheint aber Wales zu sein. Wir lesen גאלץ oder וואלץ. Die Pluralendung —es der roman. Sprachen wird von jüdischen Schriftstellern gewöhnlich durch ץ ausgedrückt. (Vgl. Benjamin selbst I S. 50 des Textes; בַּאלַיץ i. e. Bales (S. vol. II, S. 125). Das w als Digamma mit ג auszudrücken, ist ebenfalls üblich. (Vgl. Garmisa i. e. Worms, auch ורמיזיא. Auch für die blofse Aspiration tritt g ein, so hyoscyamus bei Maimon. Mischna-Commentar zu Bechorot mit ג. Vgl. auch noch *war* und guerre, Wardein aus guardiano, wahrscheinlich das גרדיני beim Sohar.) No. 16. ist wahrscheinlich לוטיר zu lesen, d. i. Lothringen. (Oefter im Sefer hajaschar v. R. Tam.) — Sehr erwünscht ist die Angabe der verschiedenen Formen, unter denen die Ortsnamen bei orientalischen und occidentalischen Schriftstellern vorkommen. — Vol. II Anm. 236 (S. 125) wird zu Kala Djaber aus Wilhelm von Tyrus eine Variante beigebracht, die, was Hr. A. übersehen zu haben scheint, nur die syrische Form mit Einschiebung des m vor der labialis giebt. (Vgl. *Αμβαζουμ* bei den LXX, סינבראי neben סיבראי im Talm. jerusch.)

Nicht zu billigen ist es, dafs der Herausg. zuweilen geographische Namen eigenmächtig vokalisirt, die nach den vorhandnen Hilfsmitteln entweder anders zu punctiren waren, oder für deren neue Vokalisirung die Gründe angegeben werden mufsten. So S. 45 (Text) עִשְׁתִּ, wo die durch die Tosefta verbürgte Form עוּשִׁית lautet. (S. vol. II, S. 423 Anm.) Ein solches Verfahren bringt Verwirrung, und erschwert das ohnehin so mifsliche Geschäft der Rectificirung der Namen.

Dem Hrn. Rabbiner S. L. Rapoport, diesem geistvollen und gelehrten Kritiker, verdankt dieser Band einige sehr schätzbare Beiträge. Er hat direkt und indirekt zur Erläuterung des Autors beigesteuert, — erstres durch einige dem Herausg. gemachte Mittheilungen, letztres durch seine bereits veröffentlichten Abhandlungen. Auch ihm ist die Vindication Benjamins wesentliches Augenmerk, und er nimmt ihn (II S. 24) durch die allgemeine Bemerkung in Schutz, dafs seine Uebertreibungen ihm mit anderen Reisenden oder mit den Quellen, aus denen er hie und da seinen Bericht ergänzte, gemeinsam sind. Selbst die wenigen Bemerkungen, die dieser Band von der Hand dieses trefflichen Gelehrten bringt, bewähren ihn wiederum in der glücklichen Eigenthümlichkeit seines Geistes, das Verderbte und Sinnlose nicht blofs durch treffende Verbesserungen herzustellen, sondern auch das Gewonnene durch überraschende Combination zu weiteren Resultaten zu verwenden. Einige früher unverständliche Partieen des Benj. werden geistvoll verbessert und aus der Fülle eines stets präsenten Wissens nutzbar gemacht. Es ist mir erwünscht, eine mir schriftlich von des verehrten Mannes Hand zugegangne Bemerkung hier anzuschliefsen: „Das alte Jabne oder Jebne, Sitz der Patriarchen vom Stamme Hillel und durch mehrere Jahrhunderte der hohen Schule für das mündliche Gesetz, glaubte man, an der

Digitized by Google

Küste des mittelländischen Meeres zwischen Jaffa und Aschdod zu finden. Dies ist jedoch ein andrer, gleichnamiger Ort. Jenes war ganz gewiſs in Galilea in der Gegend von Sipporis, — die weitere Ausführung gehört nicht hieher." — Eine andere Notiz von demselben Gelehrten über das Grab von Rabbena Hakkadosch müſsten wir zu sehr abkürzen, um ihr *hier* eine Stelle zu geben. Sie bleibe daher für eine andere Gelegenheit aufgehoben. — Eine Abhandlung über die freien Juden in Arabien, (Ueberarbeitung eines früher erschienenen Aufsatzes in hebr. Sprache) gleichzeitig die Erläuterung von S. 70 und 71 (Text) des Benjamin, soll erst ein folgender Band ausgeben. Möge diese Verheiſsung nicht lange mehr auf ihre Erfüllung warten lassen, und dem verdienstvollen Werke zu noch höherem Interesse verhelfen! Auch von Munk, der einige schätzbare Noten in diesem Bande mitgetheilt, sollen die folgenden Bände Bedeutenderes liefern. Wir erwarten mit besonderer Theilnahme die näheren Eröffnungen über den Betrüger David El Roi, der, bevor er noch in das Tageslicht der Geschichte eingetreten, das Zwielicht des Romans einstweilen schon sich zugeeignet. —

Eine Abhandlung des Hrn. Lebrecht über den Stand des Khalifats zu Bagdad während der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erläutert eine der interessantesten und merkwürdigsten Episoden des Benjamin, mit Klarheit, umfassender Sachkenntniſs, wohlthuendem Gerechtigkeitsgefühle, wo es gilt, unverdiente Verdächtigungen abzuweisen, und bildet eine sehr schätzbare Monographie, da sie übersichtlich und bequem das Material ordnet. Die Geschichte der verschiednen Namen für das Oberhaupt der Gläubigen, die nähere Bestimmung ihrer Stellung und Würde wird zunächst — vielleicht zu umständlich für den vorliegenden Zweck, gewiſs aber etwas zu breit und schwerfällig in der Form, was wir der Abhandlung im Ganzen vorwerfen müssen, — entwickelt. Es folgt eine Widerlegung Baratiers und Nachweis einer schweren Gelehrten- oder Ungelehrten-Sünde. Das zweite Capitel führt uns den allmähligen Wachsthum und Verfall des Khalifats vor. Der Verf. karacterisirt diesen Verlauf durch folgende Trichotomie: 1) Eine Epoche der Macht ohne Glanz, 2) eine des Glanzes ohne Macht, 3) eine Epoche, der Beides fehlt, und führt nach ihr die Geschichte durch bis auf die Zeit Benjamins, der die „letzten Strahlen verbleichenden Lichtes" sah. Nach dieser gründlichen Vorbereitung wird der Text des Benjamin erläutert, und seine Angaben als wohlbegründet nachgewiesen. — Es folgt die Untersuchung, welcher Khalif wohl Zeitgenosse des Reisenden gewesen, und nach einer äuſserst genauen Erörterung, auf die wir hier um so leichter verweisen können, als die Lesung des lichtvollen Aufsatzes mit seiner bequemen Anordnung nur Vergnügen gewähren kann, — die Erklärung einer und die Verbesserung einer zweiten Stelle des Benjamin. — Auffallend war es uns, bei der Erklärung, die S. 372 und 73 gegeben wird, keine Notiz von Juchasin genommen zu sehen, der die Thatsache von den „officiellen Farben" ganz richtig angiebt. — Eine dankenswerthe Beigabe ist das Verzeichniſs der Khalifen vom Beginne des Khalifats bis 1170. (S. 350—53).

Nicht ohne Absicht haben wir des bedeutenden Antheils, den Zunz an diesem zweiten Bande hat, noch bisher nicht gedacht. Es gehört sich, daſs das Beste für das Ende aufgehoben bleibe. Er hat alles Biographische, Literargeschichtliche, auch mehrere antiquarische Puncte für die Anmerkungen geliefert, auſserdem zwei Abhandlungen, die eine: über die geographische Literatur bei den Juden, (S. 230—317) die andere: über die Geographie von Palästina nach jüdischen Quellen." —

Man muſs die Beschaffenheit, in der das Material für die Literargeschichte der Juden vorliegt, aus eigner Anschauung kennen, um Zunzens Thätigkeit und seine Leistungen auf diesem Gebiete zu würdigen. Wenn die Aufgabe des Literarhistorikers darin besteht, die vorhandne Masse literarischer Erzeugnisse, die ihrem Inhalte nach bekannt und zugänglich, — zu dem Gesammtbilde geistiger Thätigkeit, wie es innerhalb der einzelnen Gebiete sich entwickelte — zu vereinigen, oder in umfassenderem Sinne die Literatur als den Reflex intellectuellen Schaffens, der inneren Anlagen und der im Volksgeiste wirkenden Mächte darzustellen, das Gesammtbewuſstsein, die Totalität der Kräfte und Mittel und Interessen einer Volksindividualität wieder zu erzeugen, — so hat der jüdische Historiker eine ganz andere Aufgabe zu lösen. Es gilt, den vorhandenen Stoff, der für ganz andre Bedürfnisse ursprünglich bestimmt war, für eine solche Betrachtung erst zurecht zu machen. Hier giebt

Digitized by Google

es nicht fertige Werkstücke, die nur des Baukünstlers harren und bedürfen, der sie nach einem von ihm zu entwerfenden Plane zu einem Ganzen füge; es gilt, aus einer unübersehbaren atomenartigen Masse von Einzelnheiten, das Material zu schaffen, und das mit unsäglicher Mühe des Suchens und Sichtens und Verbindens Gewonnene, wenn nicht in der Arbeit des Suchens der höhere Sinn für wissenschaftliche Construction verloren gegangen, zu einer Einheit zu gestalten. Der Architekt, der das Pantheon aufführen will, darf sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, die ersten Baumaterialien sich zu machen; der Baukünstler mufs die Tagelöhner-, Handerker-, Maurergesellenarbeit erst selbst vollbracht haben, ehe er dem edeln Berufe des δημιουργός sich weihet. Zunz hat diese Arbeit nicht nur nicht gescheut, sondern gezeigt, wie es angefangen werden mufs. Die Möglichkeit einer jüdischen Literargesichte ist erst durch seine Verwirklichungen sichtbar worden. Die Anmerkungen Zunzens sind zum Theil solche zu einem Ganzen geordnete verstreute Daten, und bilden als solche in ihrer reichhaltigen Kürze das Gerüste zu einer weiteren Ausführung, zum Theil sind es solche zerbröckelte Massen, aus denen er selbst oder die zukünftige Forschung ein Ganzes machen wird. Wir möchten es Keinem rathen, auch die unscheinbarste Notiz, die hier gegeben wird, mag sie trocken, unnütz erscheinen, zu verschmähen; die Gelegenheit wird schon kommen, dafs der kundige sparsam zu Rathe haltende Meister zeigen wird, wozu auch das Gerölle zu brauchen sei. Eine Statistik der Namen, die Geographie gewisser Titulaturen, eine Zusammenstellung aller derer, die denselben Namen geführt — wozu das? — Wir dürfen nur auf die erste der beiden Abhandlungen verweisen, wo zu lernen ist, wie aus solchen Einzelnheiten die Barren wissenschaftlichen Metalls gewonnen werden, wie ohne sie die umfassendsten Thatsachen unerkannt bleiben. Es war vor dieser Abhandlung kaum den Kennern jüdischer Literatur eingefallen, sich auch nur die Frage aufzuwerfen, ob die Juden auch für Geographie sich interessirt, und noch viel weniger hat Einer von ihnen ein so zufriedenstellendes *Ja* sich träumen lassen. —

In das Einzelne der Anmerkungen oder der Abhandlungen einzugehen, ist unmöglich. Sie begleiten mit gewissenhaftester Aufmerksamkeit die erwähnten Personen, geben zu den bekannten die durch sorgfältigste Prüfung ermittelten Daten, und gehen bei den unbekannten darauf aus, zuzusehen, ob sie sich nicht der Geschichte gewinnen lassen, und wo kein objectiver Ertrag zu ziehen, da werden lehrende Winke und Andeutungen gegeben, die der Zukunft schon zu Gute kommen werden. Für die vollständige Erläuterung des Benjamin ist durch diese Controlle eben so viel geleistet, als durch Feststellung des Geographischen, und seine Wahrhaftigkeit von dieser Seite aus sichergestellt. Der Literargeschichte ist in diesen Anmerkungen eine Fundgrube eröffnet, und die vorhandnen Hilfsmittel erhalten nach allen Seiten hin stillschweigende Verbesserung und Bereicherung. Es wäre thöricht, bei einer mit solcher Virtuosität geübten, zur Kunst ausgebildeten Art der Forschung, wie sie der Kundige an Zunz kennt, von der immensen Masse des Gelesenen, den verschiedenen Gebieten, die berührt werden, oder von der umfangreichen Gelehrsamkeit zu sprechen. Wo mit solcher peinlichen Ehrlichkeit nur auf das Resultat, nirgends auf die étalage des Stoffes als solchen, gegangen wird, da wäre ein solches Lob für den Empfangenden mindestens gleichgiltig, für den Spendenden mehr als bedenklich, da er sich als nicht einmal in dem Bereiche des zu Beurtheilenden stehend damit erwiese. — Unter 160 Rubriken wird das in jüdischen Schriftwerken zerstreute Material für Geographie, wo es als nebensächliche Andeutung erscheint oder zu absichtlicher Behandlung gewählt ist, verzeichnet, und wenn manche dieser Rubriken in Anspruch genommen werden dürfte, so ist die Thatsache doch unleugbar sichergestellt, dafs der allmählig erwachte Sinn für Geographie und Ethnographie nicht ungepflegt und ohne Kraftäufserung geblieben. Die Betrachtung über den Gang dieses Studiums, die sich am Schlusse der Abhandlung findet, hebt in scharfer Klarheit die prägnantesten Gesichtspuncte hervor, und giebt zu der nicht oft genug zu erneuernden Erkenntnifs, wie die Entwickelung des innern geistigen Triebes mit der äufsern Stellung der Juden verknüpft und durch sie bedingt ist, die herrlichsten Andeutungen. Ohne Eingenommenheit und Vorliebe wird das den Juden Gebührende, auf dem Grunde thatsächlicher Zeugnisse, ihnen zugesprochen. — Von speciell-geographischem Interesse ist die zweite Abhandlung, eine der wesentlichsten Lücken ausfüllend. —

Digitized by Google

Die Geographie Palästina's ist so oft neuerdings behandelt worden, und mit unbegreiflicher Verblendung hat man den Recurs auf die jüdischen Quellen versäumt, diese wichtigste und verläfslichste Auskunft verschmäht. Zu welchen Irrthümern diese Vernachlässigung führt, hat Hr. Karl v. Raumer gezeigt, den in dem scharfen bündigen Vorworte der Zunzischen Abhandlung ein Strafgericht trifft, wie er sich dessen wohl nicht versehen, und wenn ihn seine fromme Gläubigkeit nicht eben so unempfindlich gegen wissenschaftliches Interesse gemacht, als gegen Menschlichkeit und Billigkeit, so wird er kaum mit gutem Gewissen fernerhin das gelobte Land als seine Domäne ansehen dürfen. Wir versagen es uns nicht ohne Ueberwindung, Stellen aus dem, in dem edelsten Zorne, mit der der Niedrigkeit gebührenden Indignation geschriebenen Eingange mitzutheilen; aber wir möchten auch, dafs derselbe ganz und von recht Vielen gelesen würde. Dafs auch in der Wissenschaft eine Nemesis walte, ist eine Erkenntnifs, die tröstlich und wohlthuend wirkt. Mag sie selten, zaudernd, nach langen Pausen erst ihr Walten offenbaren, — wenn nur auf solche Weise, wie hier! — Die Abhandlung Zunzens ist ein Auszug des Khaftor vaferach (s. S. 260 N. 52 ff.) von Esthori (?) Haparchi, einem Zeitgenossen des Abulfeda, der das heilige Land besuchte. Alles, was in dem reichhaltigen Werke über Geographie und Archäologie, nach genauer Erforschung und Beobachtung niedergelegt ist, das hat Zunz hier zusammengedrängt in einen musterhaften Auszug, und dazu eine Fülle der genauesten und wichtigsten Bemerkungen gegeben. Wir wollen hoffen, dafs dieser Aufsatz, aufser dem, dafs er eine gründlichere Kenntnifs Palästina's vermitteln helfen, auch noch den Nutzen haben wird, wenn nicht der jüdischen Literatur Theilnahme zu gewinnen, doch einige Scheu und Vorsicht in denen zu erwecken, die mit Gegenständen verkehren, welche dies Gebiet anstreifen! —

Mögen diese Mittheilungen dazu dienen, dem verdienstvollen Unternehmer eines so umfassenden, die Wissenschaft so vielfach fördernden Werkes, und den Leistungen, die darin niedergelegt sind, die dankvolle Theilnahme und Anerkennung der Urtheilsfähigen gewinnen zu helfen. Möchte die sichtbare Vorliebe für England, die den Herausgeber erfüllt und in der äufsern Austattung des Werkes vielleicht zum Schaden desselben sich so laut verkündet, ihm dort durch reiche Verbreitung gelohnt werden! —

Michaels.

XVI.

Itinéraire descriptif de l'Attique et du Péloponnèse, avec cartes et plans topographiques, par Ferd. Aldenhoven. Athènes, 1841. (*Leipzig, bei Georg Wigand.*)

An Reisewerken über Griechenland, deren Verff. rein wissenschaftliche Zwecke vor Augen hatten, hat es namentlich in den letzten fünf Jahren keineswegs gefehlt. Gleichwohl entbehren wir noch immer richtiger topographischer Beschreibungen des Landes, die freilich nicht so leicht, am wenigsten von flüchtigen Touristen, zu erwarten sind, vielmehr nur durch sorgfältige Untersuchungen an Ort und Stelle, durch Vermessungen u. s. w. vorbereitet und erlangt werden können. Ebenso haben wir bisjetzt noch kein Buch über Griechenland gehabt, das, mit Benutzung der vorhandenen Quellen und unter Berücksichtigung der einzelnen hier in Betracht kommenden merkwürdigen Seiten des Landes und Volkes, dem Reisenden als ein Guide hätte empfohlen werden können. Diesem doppelten Mangel vermag das vorliegende Itinéraire mindestens in manchen Beziehungen und in Betreff Attika's und des Peloponneses abzuhelfen, wenn schon dessen Verf. auf die Geschichte des Alterthums und Mittelalters hin und wieder, auf Kosten der *gegenwärtigen* Zustände des Volkes und Landes, zu viele Rücksicht genommen hat. Im Uebrigen hat derselbe an Lokalerörterungen es nicht fehlen lassen, und er hat namentlich insofern möglichster Genauigkeit sich befleifsigt. Den Reisenden hat er sich und sein Buch besonderts durch die Angaben der Ortsentfernungen nach Minuten empfohlen, wie sich dies auch schon in Gell's Handbuch findet. Denn wohlgemeint und begründet mag der Rath sein, den der Verfasser der interessanten Bilder unter der Aufschrift „Morgenland und Abendland" (1841), im ersten Bande, S. 29 dem Reisenden in Griechenland giebt, mit dergleichen langweiligen, wegmessenden Büchern sich zu versehen, um sich dadurch vor den Täuschungen Seitens der Eingebornen, vorzüglich der Führer, ebenso wie vor den falschen Angaben der Karten zu sicherzustellen. Viele Specialkarten und Pläne, nebst einer Carte routière de la Morée et de l'Attique, erhöhen den Werth des Buchs, wenn nur sonst namentlich die letztere genauer ist, als Manche von Aldenhovens Karte von Griechenland haben behaupten wollen.

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

XVII.

Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur von R. E. Prutz. Leipzig, 1841. 406 S. 8.

Dies Buch schliefst sich gewissermafsen an die Literaturgeschichte von *Gervinus*, dem es auch gewidmet ist, an. In der Behandlung zeigt sich jedoch der Verfasser von Gervinus unabhängig. Er schwört nicht auf seine Worte, er hält sich streng im Literaturgeschichtlichen und vermeidet die allgemeinen culturgeschichtlichen Abschweifungen, zu denen Gervinus als eigentlicher Historiker so grofse Neigung hat. Er scheint auch philosophisch strenger geschult zu sein, wodurch ihm der Vortheil erwächs't, das, was er sagen will, nicht erst durch Beziehung auf andere Existenzen beschreiben zu müssen. In der Kritik von Gervinus Literaturgeschichte (Bd. I. in den Berliner Jahrbüchern 1836 Februarheft) suchte ich zu zeigen, welch' grofses Interesse Gervinus durch seine parallelisirende Kritik erregt. Bei einem so unendlich belesenen, urtheilsvollen Literaten ist diese Manier, welche das Urtheil nicht als baare Münze, sondern als Anweisung auf eine Menge von Cassen gibt, sehr lehrreich; allein sie bleibt doch immer nur ein Mittel, zum wahren Begriff der Sache zu kommen. Sie spielt beständig Variationen eines Thema's und läfst uns dies selbst aus jenen errathen. Wenn ich sage, dafs ein Dichter *nicht sei*, wie ein anderer, so bleibt es eben übrig, aus der *negativen* Charakteristik die positive abzuziehen. Sage ich aber, er sei *eben so*, wie ein anderer, z. B. Bürger wie Günther, so bleibt übrig, diese *positive* Charakteristik negativ zu bedingen, indem die *Aehnlichkeit* doch keine absolute *Gleichheit* ist. Hierdurch kann denn eine grofse Breite entstehen, welche, wenn sie nicht solchen Inhalt in sich birgt, als wir bei Gervinus treffen, nicht blos langweilig, sondern auch verwirrend werden kann. In den Händen des Ungeschickten entsteht namentlich sehr leicht eine nergelnde Quälerei des Vergleichens, welche über dem Hin- und Hergehen von einem Künstler zum andern die Individualität desselben ganz unergriffen läfst. *Vergleichen kann man eben Alles* und die Freude wie der Verdrufs, bald Einheit im Unterschiede, bald Unterschied in der Einheit zu finden, *nimmt daher kein Ende*, aufser durch die *Willkür*.

Bei Gervinus wissen wir uns in Betreff des Thatsächlichen auf sicherem Grund und Boden. Was er nicht gelesen hat, darüber sagt er nichts. Er ist in dieser Hinsicht schlechthin zuverlässig. Er braucht nicht zu citiren. Thut er es aber einmal, so sieht man sogleich, dafs, *wer so citiren kann*, mitten in der Sache steht und ein Heer von Citaten in's Feld stellen könnte. Oft ist auch sein Text auf die merkwürdigste Weise aus den Originalen in ihren am meisten charakteristischen Pointen zusammengewebt. Unser Verf. zeigt uns ebenfalls eine der Schlosser'schen Schule würdige Belesenheit und Genauigkeit. Da er aber eine Monographie schrieb, in welcher es sich um die *Ausführlichkeit des Details* mit Absicht handelt, so hat er ganz Recht daran gethan, die *Darlegung der Beweise* in Anmerkungen, die oft zu Excursen schwellen, mitzutheilen. Er mufste dies um so mehr, als er sich nicht selten auf Brochüren, Recensionen zu beziehen hatte, die gegenwärtig den Meisten oft gar nicht zugänglich sein dürften. Doch kann ich nicht umhin, über die Kunst, die Anmerkungen in den Text einzuarbeiten, mich auszulassen. So wie ich ein Buch in die Hand nehme, worin mich die Asterisken und Zahlen aus der Oberwelt des Textes in die Unterwelt der Noten schicken, so erzeugt sich in meinem Leseappetit eine Spaltung, welche in den mehrsten Fällen damit endigt, dafs ich zuerst die Anmerkungen lese. Der Autor läfst sich darin gewöhnlich ungenirter und deshalb

Digitized by Google

nicht selten treffender aus, als im Text, oder, wenn er beweisendes Material heranbringt, enthält dasselbe oft so sehr die Würze der Sache, dafs der Genufs des Textes hinterher saftlos ausfällt. Ich glaube daher, dafs die Anmerkungen oft vermieden werden könnten, denn das Citat einer simplen Seitenzahl in einem Buch kann man auch noch in den Text selbst aufnehmen; gröfsere Entwicklungen aber müfste man zu verarbeiten suchen. Unser Verf. hat hierin sich selbst oft geschadet. Seine Darstellung würde in sich abgerundeter, mannigfaltiger geworden sein, hätte er die interessanten Thatsachen, welche er in den Anmerkungen vorträgt, zu lebendigen Bausteinen des Textgebäudes gemacht; z. B. ist gar nicht abzusehen, warum S. 250 die zweite Schilderung der Klopstockfeier nicht sehr treffend dem Text selbst hätte einverleibt werden können. Es ist unstreitig *leichter*, so zu arbeiten, dafs man einen *ungefähren* Unterschied des *Wesentlicheren* und *Unwesentlicheren* bei sich festsetzt, und darnach aphoristisch, locker in die Sphäre der Anmerkungen wirft, was, in die *organische* Gestaltung des Textes aufzunehmen und als ein charakteristisches Moment dem Ganzen einzugliedern, mehr Nachdenken, mehr Synthese gekostet, aber auch eine plastischere Darstellung gegeben haben würde.

Prutz hat sehr zweckmäfsig seine Aufgabe in drei Bücher zerlegt, deren erstes die elementarische Zuständlichkeit der deutschen Literatur *vor* der Stiftung des Bundes, das zweite den *Bund* selbst, das dritte seine *Auflösung* schildert. Allein obschon die Anfänge einer Monographie immer unbestimmt sind, da eine Voraussetzung wieder andere Voraussetzungen macht, so scheint doch das ganze erste Buch bis S. 184 völlig überflüssig, wie Prutz nämlich es angefangen hat. Zwar werden wir dies erste Buch nicht nur mit Vergnügen, sondern auch, bei der vielseitigen Kenntnifs des Verfs., mit Nutzen lesen; allein *in Verhältnifs zur Aufgabe*, die gelöst werden soll, ist es ein Fehler. Was denkt man wohl, wenn von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrh. die Rede ist, von den Meistersängern, von Gottsched, von Bodmer u. s. f. in dieser Weise belehrt zu werden! Um so mehr ist dies ein Fehler, als der Verf. meistentheils auf Gervinus zurückgeht, also am bequemsten diesen zur Voraussetzung machen konnte. Nach meiner Meinung mufste sogleich näher auf *Göttingen* selbst, wie S. 83 u. 185 geschieht, losgegangen werden. Ich verkenne die Sorgfalt nicht, mit welcher Prutz die Sympathie des Bundes für Klopstock, die Antipathie gegen Wieland, mit welcher er das literargeschichtliche und antike Culturelement, die Freundschaftelei desselben hat vorbereiten wollen. Allein ich glaube, er hat eben diese den Bund bedingenden Präcedenzen dadurch zu sehr versteckt, dafs er sich in die Breite einer förmlichen Literaturgeschichte verirrte, statt die *Qualität* der Bildungsstoffe, die im Göttinger Bunde gährten, schärfer zu analysiren, woher es denn auch gekommen, dafs er zwischendurch in der Erzählung wiederholte Ansätze dazu macht, ohne doch die *Katastrophen* der Entwicklung recht *herauszustellen*.

So konnte z. B. von den Meistersängern, den Sprachgesellschaften, von Gottsched, Bodmer gehandelt werden, um die *Art des geselligen Zusammenhanges* zu fassen, wie sie aus der Form der *Zunft*, der *gelehrten Gesellschaft*, der *journalistischen Coalition* u. s. w. zur *freien Gesellschaft* ward, die zwar auch ihre Tendenzen hatte, denen sie im Rausch des Enthusiasmus sogar mit Eidschwüren sich gelobte, die aber sonst ohne feste Förmlichkeit und ohne alle solidarische Verbindlichkeit blieb. Bei einer Tasse Kaffe, wie die Göttinger thaten, Sonnabends Nachmittag, sich Gedichte und Kritiken vorlesen und darüber zu schwatzen, ist ganz etwas Anderes, als in einer Kirche, wie die Meistersinger thaten, mit vorgeschriebenem Ceremoniel seine Productionen zu debitiren u. s. w.

Eben so konnte von dem ethnographisch-statistischen Element die Rede sein, welches Prutz S. 116 ff. unter dem Titel: *Literarische Gruppen*, behandelt, indem er Leipzig, die Schweiz, Wien, Berlin, Halberstadt, Königsberg und den Rhein charakterisirt, aber es mufste dies mit bestimmterer Beziehung auf das *Wesen des Sächsischen Stammgeistes* geschehen, denn dies war es, was im Göttinger Dichterbund seine poetische Manifestation fand. *Vofs* überragte und überdauerte daher alle mit seiner kernigen Bäuerlichkeit; *Boie*, der die Seele der literarischen *Praxis* des Bundes ausmachte, starb sehr charakteristisch als Beamter unter den derben, sittenfesten Dithmarsenschen Marschbauern; *Klopstock*, der literarische Genius, Gott, ja Abgott des Bundes, war von Quedlinburg und Schulpforte ganz nach dem Norden gerückt u. s. w. *Goethe* in dem herrlichen Aufsatz über Vofs hat namentlich den

Digitized by Google

Natursinn des Niederdeutschen, *Görres* aber, wiewohl mit verbissener, oft hämischer Ironie, in der Brochüre: *Todeskunden* über Voſs, den *sittlichen Habitus* des Niederdeutschen gut gezeichnet.

Endlich muſste auch das humanistische Element, das *Studium des Antiken*, allerdings hervorgehoben werden. Noch immer fehlt es uns an einer Geschichte des Antiken in der deutschen Literatur, obwohl sie so höchst nothwendig wäre. Ein jüngerer Philologe, den ich darauf aufmerksam machte, hat mehre Jahre lang sich der Bearbeitung dieses Stoffes gewidmet und nicht nur ein bedeutendes Material gesammelt, sondern auch bis auf Opitz hin schon gestaltet. Allein die an sich löbliche Tendenz, etwas recht Vollkommenes zu liefern, läſst ihn mit seinem Werk zurückhalten. Möchten doch diese Zeilen, falls sie ihm zu Gesicht kommen, ihn aufmuntern, seine Forschungen, so manche Lücke darin sein muſs, zu veröffentlichen, denn sonst wird ein Anderer ihm zuvorkommen und dieser Andere wird eben Prutz sein, der nicht nur in dem vorliegenden Buche, sondern auch in seinem ebenso gelehrten als geschmackvollen Aufsatz über die *Uebersetzungen des Sophokles* sich ganz als den Mann dazu angekündigt hat. Früherhin hatte auch *Echtermeyer* eine solche Richtung, namentlich in Betreff des Romans und der Novelle, scheint aber diese Studien ganz haben fallen zu lassen. Seit er den Verf. des Simplicissimus als Christoph von Grimmelshausen anagrammatisch entdeckte, hat er nichts wieder von besonderen Studien bekannt gemacht, wenn auch seine Kritik der Laube'schen Literaturgeschichte 1840 verrieth, daſs er das allgemeine Interesse sich lebendig erhält. — Es wäre nun zu zeigen gewesen, wie im Göttinger Dichterbunde das antike Element seiner dritten Culmination in Deutschland entgegen ging. Nämlich das erste Stadium desselben war bei uns die *Reproduction desselben in lateinischer*, auf dem Gipfel des naturalistischen Humanismus im sechszehnten Jahrh., selbst in *griechischer Sprache* von jenem Ekkehart an, der eine deutsche Heldensage, den Walther von Aquitanien, in lateinischen Hexametern behandelte, bis zu einem Balde und Johannes Secundus hin. Das zweite Stadium war die Nachahmung der antiken *Form in allgemein deutschen und christlichen Stoffen*; diese machte das Wesen der Klopstock'schen Schule im engeren Sinn aus und *Bodmer* stellt die Caricatur derselben dar. Das dritte Stadium aber suchte *antiken Geist mit christlich-deutschem Sinn in freier Reproduction der antiken Form* zu erzeugen; hierin liegt *Hölty's* Stärke; hierin liegt die Nothwendigkeit, daſs *Bürger* seinen poetischen Anfang mit der gereimten *Uebersetzung* des Pervigilium Veneris machte und sich Jahrelang daran abmühete; hierin liegt die Beziehung der Göttinger, auſser auf Klopstock, auf *Ramler*, von dessen Studium *Voſs* eigentlich ausgegangen war, denn Ramler war in seinen *Stoffen concreter*, als Klopstock; hierin liegt die Nothwendigkeit, daſs die Göttinger, weil sie Homer u. s. f. hoch hielten, das *Pseudoantike in Wieland* nicht mochten; die Nothwendigkeit, daſs Voſs sich zum treuesten und universellsten Uebersetzer der Alten für jene Zeit machte und welche andere Consequenzen sich hieran knüpfen lassen. In Goethe's *Jphigenie* erschien die genialste Verklärung aller dieser Bemühungen. Sie hat der Natur der Sache nach nicht übertroffen werden können.

In dem zweiten Buche hätte Prutz die einzelnen Absätze der Entwicklung des Bundes *organischer* auseinanderhalten können: das noch unbefangene Zusammenleben der Jünglinge; die fanatische Feierlichkeit der Sentimentalität, in die sie hinein geriethen und welche in dem nächtlichen Tanz um den Eichbaum, in dem Klopstocksfest und dem Abschiedsfeste der Stollberge ihren Gipfel erreichte; endlich das Bestreben, mit Klopstock, dem sie sich immer mehr, auch persönlich, genähert hatten, einen Bund zu stiften, der die deutsche Literatur *beherrschen* und nach der Analogie von Klopstock's Gelehrtenrepublik eingerichtet werden sollte. Bis zu dieser Anmaaſsung waren die Hainbündner von den harmlosen Beiträgen zum Voss'schen Musenalmanach fortgeschritten!

Auch in der Geschichte der Auflösung des Bundes hätte der Gang vielleicht noch strenger entwickelt werden können, ohne die Anmuth und Gefälligkeit der Form, welche Prutz auszeichnet, vermissen zu lassen. Ich bin weit entfernt, hier eine phänomenologische Dialektik zu fordern; diese wäre hier wohl sehr am unrechten Orte und dürfte nur ein Moment der ganzen Entwicklung ausmachen. Allein ich glaube, daſs der Verf., statt blos auf die Individualitäten sich zu werfen, und uns den ferneren Verlauf der Schicksale Boie's, Miller's, Hahn's, Cramer's, Bürger's, der Stollberge u. s. f. zu erzählen, *zugleich die Widersprüche* stärker hätte hervorheben müssen, die im Bunde lagen, nun zur Reife

Digitized by Google

kamen und in dem späteren Gegensatz Vossens gegen die Stollberge ihren letzten, bittersten, aber nothwendigen Ausgang fanden. *Miller* überraschte seine Freunde selbst mit seinen dickleibigen Romanen, deren sie sich gar nicht von ihm versehen hatten, bis er in seinem Karl von Burgheim der selbstbewufsten Empfindelei, der wollüstigen Coquetterie der Ueberschwänglichkeit, die letzten Thränen auspreifste, um von da ab ganz still zu schweigen; *Hölty* erscheint auch darin als der aufrichtigste, unbefangenste Bündner, dafs er den Bund nicht lange überlebte; bei *Hahn* könnte man auch so urtheilen, wäre seine Productivität in Anschlag zu bringen; *Bürger* ward durch seine sittliche Schwäche, seine häusliche Misere vernichtet; für die Weiterlebenden ward die *Revolution* der grofse Prüfstein, wie sie es mit dem Preise der Freiheit gemeint hatten.

Möge der Verf. auf dem so glücklich betretenen Wege fortfahren; möchte ihm vergönnt sein, die mancherlei Entwürfe, die ihn angeregt haben, z. B. auch den einer Geschichte der deutschen Journalistik (die ein Ungenannter, vielleicht Beuermann, vor mehren Jahren auch schon einmal anfing, allein mit dem dritten Heft in der Schilderung der Göttinger gelehrten Anzeigen wieder abbrach) unter günstigen Verhältnissen allmählig zu verwirklichen!

Karl Rosenkranz.

XVIII.

Die angebornen Herzkrankheiten des Menschen und der Blutumlauf des menschlichen Fötus und der Amphibien; nach einer von der Königl. Universität zu Breslau den 3. August 1840 gekrönten Preisschrift und fortgesetzten Untersuchungen bearbeitet von Herrmann Friedberg, Dr. med. et chir., pract. Arzt u. s. w. Berlin, 1842. Verlag von Rücker und Püchler.

Unter den Organen des Menschen, welche entweder in der Periode ihrer Evolution beim Fötus oder in pathologischen Verkümmerungen eine rückschreitende Bildung zu dem Typus anderer Thierformen oder eine Anamorphose ihrer Organisation häufiger als Andere zeigen, gehört unstreitig das Herz. — Dieser Rückschritt ist so bedeutend, dafs er mit Ueberspringung des Typus der Klasse der Vögel, sogleich bis zur Klasse der Amphibien herab sich erstreckt. Denn eine Nachbildung des Typus des Vogelherzens in der Entwickelungsepoche oder in krankhaften Zuständen bei dem Menschen ist bis jetzt noch nicht wahrgenommen worden. Kaum dürfte man das Festheften der Lungen bei der exsudativen Phthisis durch Ergufs von Plasma um dieselbe für eine solche Rückbildungserscheinung ansprechen. Die Thatsache nun, dafs der Mensch unter abnormen Bildungsconjecturen den Typus des Herzens des Crocodils, der Schlange u. s. f. in sein Inneres aufgenommen, verdient, so oft sie schon besprochen und von vielen Seiten erläutert worden ist, wegen ihrer Wichtigkeit doch immer auf's Neue einer Discussion unterworfen zu werden, und es kann dem Physiologen, welcher dafür hält, dafs jedes interessante Factum unserer Wissenschaft immer wieder neue Seiten und Ansichten dem Forscher darbiete, nur willkommen sein, diesen Gegenstand auf's Neue der Untersuchung unterzogen zu sehen. Der Verf. gegenwärtiger Schrift hat sich zur Aufgabe gemacht, die Physiologie dieses Gegenstandes durch Aufzählung aller einschlagenden Beobachtungen sowohl als auch durch eigne Untersuchungen und Experimente darzustellen. Es soll demnächst das erste Heft die Anatomie und Physiologie des Blutumlaufes der Amphibien enthalten, und das zweite Heft in drei Abtheilungen den Blutumlauf des Fötus, die angebornen Herzkrankheiten, und die vergleichende Darstellung des gesammten Gegenstandes dieser Arbeit umfassen. Auf diese Weise beginnt die Betrachtung bei der niedern Entwickelungsstufe des Gefäfssystems, schreitet zur höhern fort, verweilt bei den Abweichungen vom normalen Typus, welche in der letztern sich vorfinden, und überblickt endlich am Schlusse das Ganze, um das endliche Resultat, auf Thatsachen begründet, herauszustellen.

Um ein eingreifendes Urtheil über die ganze Schrift fällen zu können, haben wir freilich zuerst das Erscheinen des zweiten wichtigern Heftes der Arbeit abzuwarten. Das vorliegende erstere Heft, welches sich mit der Anatomie und Physiologie der Kreislaufsorgane der Amphibien beschäftigt, zeigt aber schon von vielem Fleifse und Sorgfalt des Verfs. im Sammeln hieher gehöriger Thatsachen. Nur vermissen wir unter den Citaten das wichtige Werk: System der Circulation von C. H. Schultz. Auch eine kleine Unrichtigkeit in den angeführten Citaten ist dem Ref. aufgefallen, indem es S. 40 statt Davy 1835, J. Davy 1826 heifsen sollte. Der Vf theilt die Amphibien auf folgende Weise ein:

A. Amphibia nuda. A. Perennibranchia. 1) Proteidea, 2) Salamandrina. A—B. Derotremata. B. Caducibranchia. A—B. Coecilia. B. Amphibia squamata. A. Ophidia. B. Chelonia. I. Sauria.

Er behielt somit im Ganzen die ältere, namentlich Merrem'sche Eintheilung der Amphibien ebenfalls bei. Unter den Thatsachen, welche bei der nun folgenden Betrachtung des Gefäfssystemes der Amphibien aufgezählt werden, wird auch dem mit Recht merkwürdigen Factum besondere Aufmerksamkeit gewidmet, dafs die Pfortader bei den Amphibien, wie vorzugsweise Ref. hervorhob, sowohl für die Leber als auch für die Nieren und die Genitalien den Blutafflux besorge und der Pfortaderkreislauf also mit erweiterter Elipse in die grofsen Kreislaufes eingeschoben werde. In Betreff des Baues des Crocodilherzens bestätigt der Vf. die Ansicht von Meckel gegen Cuvier, welche erstere Ref. an dem Herzen von Crocodilus Lucius, Sclerops und biporcatus als die richtige erwiesen hat; durch die Untersuchung des in dem Breslauer Museum vorfindlichen Herzens von Crocodilus lucidus (Crocodilus Lucius). Es hat indessen auch Bischoff eine Beschreibung des Herzens desselben Amphibiums später mitgetheilt. Dafs übrigens die Abtrennung der beiden Herzhöhlen bei dem Crocodil durch eine vollkommne Scheidewand selbst nur ein unzureichende und so zu sagen in Betreff der Sonderung der beiderlei Blutströmungen, des venösen und arteriösen, nur illusorisch sei, ist durch das Vorhandensein einer höher liegende Communicationsöffnung zwischen den beiderlei Blutströme führenden Gefäfsstämmen erweislich, und wir stimmen daher dem Vf. in dieser Beziehung vollkommen bei: — näher aber in diesen wichtigen Punct der Physiologie des Kreislaufes einzugehen, behält sich Ref. vor, wenn der Vf. im zweiten Hefte die Identität beleuchten wird, welche nach der bisherigen, allgemein verbreiteten Ansicht zwischen ihm und den verschiedenen Epochen, welche die Entwickelung des Gefäfssystems des menschlichen Fötus durchläuft, obwalten soll, und seine etwa vorhandene Aehnlichkeit mit den verschiedenen krankhaften Zuständen, in denen wir das Herz des menschlichen Fötus vorfinden können, nachgewiesen haben wird.

Mayer.

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

XIX.

1) *Versuch einer speculativen Entwickelung der Idee der Persönlichkeit von Joh. Wilh. Snellman, Docenten der Philosophie an der Universität zu Helsingfors in Finnland. Tübingen*, 1841. *Bei Ludwig Friedrich Fues. VI und* 252 S.

2) *Aristotelis de imputatione actionum doctrina. Ad scriptorum Aristotelicorum fidem recognovit, exposuit et illustravit Dr. Fredricus Georgius Afzelius, ad reg. Acad. Upsaliensem philos. pract. docens. Upsaliae*, 1841. *Leffler et Sebell, p. XXXVI et* 103.

I. Mit besonderem Interesse geht Ref. immer an eine Anzeige eines gehaltvollen philosophischen Werkes in Deutscher Sprache, wenn es uns vom Auslande kommt, weil es ein schlagender Beweis ist, wie die Principien der Deutschen Philosophie sich über viele civilisirten Länder Europa's ausgebreitet haben. Namentlich findet Ref. diese Befriedigung bei vorliegender, uns aus dem fernsten Nordosten zugekommner Schrift, die uns ganz mit dem Hauche vaterländischer Gedankenentwickelung anweht, und uns sogleich auf heimathlichen Boden versetzt. Wir ehren die Bescheidenheit des Hrn. Verfs., der sich *entschuldigen* zu müssen glaubt, sich unter die Deutschen Philosophen mit einer Deutschen Schrift gemischt zu haben (Vorr. S. III), halten aber seine Gründe für genügend und erschöpfend, indem sie, ganz objectiver Natur, zugleich in wenigen Pinselstrichen, ein Bild des Zustandes der Philosophie in seinem Vaterlande Finnland entwerfen; woraus eben hervorgeht, dafs auch hier die Höhe Deutscher Wissenschaft in unserer Zeit mit der Gewinnung des Hegelschen Standpuncts erreicht ist. Wir dürfen dem Leser diese Skizze (Vorrede S. IV—VI) ihren wesentlichsten Zügen nach nicht vorenthalten.

„In meinem Vaterlande ist, einer sieben Jahrhunderte langen Verbindung desselben mit Schweden zufolge, die Bildung ganz germanisch; besonders hat die Deutsche Philosophie immer dort Anklang gefunden. Bei der Trennung Finnlands von Schweden (1809) herrschte auf der Universität des Landes noch die Kantische Philosophie. Bald nachher erhielt das Fichtische System in der Person des jetzt verstorbenen Professors Friedrich *Bergborn* einen Repräsentanten, ohne dafs doch der Kantianismus dadurch verdrängt wurde. Ohngefähr in dieser Zeit blühete in Schweden mit der neuen sogenannten historischen Schule die Romantik und der Schellingianismus auf. Die Trennung Finnlands von Schweden hatte aber schon den Einflufs dieses letztern so geschwächt, dafs jene für Schweden bedeutende literarische Revolution in Finnland sich nur wenig wirksam zeigte. So geschah es, dafs, während man in Schweden noch nicht in der Philosophie über *Schelling* hinaus ist, in Finnland die Hegelsche Speculation seit den Jahren 1824 und 1825 auf der Universität die herrschende geworden ist. Diesen Fortschritt verdankt das Land besonders dem jetzigen Professor der Philosophie, Johann Jacob *Tengström*, durch dessen Bemühungen es bereits dahin gekommen ist, dafs ein jeder werdender Beamter für das gewöhnliche Examen in Naturrecht, Moral und Staatsrecht ausschliefsend Hegelsche Rechtsphilosophie lernt, und dafs alle Doctoren der Philosophie wenigstens irgend einen Theil des Systems im Einzelnen studiren. Allein die geringe Zahl der wissenschaftlich Gebildeten, die überhaupt die Herausgabe streng wissenschaftlicher Arbeiten in schwedischer Sprache sehr erschwert, zwingt besonders einen philosophischen Schriftsteller, sich nur auf Schriften für den Unterricht zu beschränken. Dazu kommt noch für einen Vereh-

Digitized by Google

rer *Hegels* in Finnland der erwähnte jetzige Stand des philosophischen Studiums in Schweden, wo man sich noch in dem mühelosen Construiren der Nachfolger *Schellings* gefällt, der dort aller tiefern Forschung den Eingang wehrt."

Gehen wir aber von den Gründen der Entstehung dieser Schrift auf ihren wissenschaftlichen Inhalt über, so ist derselbe, so wie die seiner ganz würdige Form, geeignet, die Entschuldigungen des Hrn. Verfs. in einen Dank von unserer Seite umzuwandeln. Und mindestens gelten von ihr des Hrn. Verfs. eigene Worte: „Glaubt auch der Verf., dafs Alles, was sie enthält, sich der Sache nach entweder hier oder dort wieder finden läfst, so tritt sie doch mit einem in den Augen des Verfs. grofsen Anspruch in der Lesewelt auf, mit dem nämlich, die *Persönlichkeit des Geistes genauer*, als dies in den bisherigen Monographien geschehen, *bestimmt zu haben*" (Vorrede S. III). Darin liegt aber in der That ein grofser Fortschritt; und Ref. kann sich mit dem Inhalt des Werkes um so sicherer einverstanden erklären, als er in einer gleichzeitig erschienenen Schrift, „Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes," die darum so unabhängig von vorliegender, wie diese von ihr ist, sich in demselben Sinne ausgesprochen hat.

Durch die *Einleitung* (S. 1 — 29) setzt uns der Hr. Verf., vermöge der luciden Weise seines Vortrags, sogleich „*au fait*" (S. 28), indem er, ohne schon die Beweise beizubringen, „eine vorläufige Vorstellung von dem Standpunct und der Tendenz der gegenwärtigen Schrift" giebt.

Nachdem der Hr. Verf. nämlich im Allgemeinen bevorwortet hat, dafs die Voraussetzungslosigkeit des philosophischen Anfangs uns gar nicht erlaube, von einer zwiefachen Persönlichkeit, einer absoluten und einer endlichen, zu sprechen, indem die Untersuchung dadurch sogleich eine fremde Gestalt gewinne (S. 2—4): giebt er den Begriff der Persönlichkeit überhaupt dahin an, dafs sie die Identität des Selbstbewufstseins in seinen Bestimmungen sei. Da aber der Geist diese Identität mit sich nicht in irgend einem endlichen Wissen, das ja immer Wissen von einem Andern sei, haben könne, sondern nur im Bewufstsein *vom* Absoluten, welches aber, wegen der vorausgesetzten Identität des Selbstbewufstseins, auch Wissen *des* Absoluten sei, als worin allein die völlige Identität des Subjects und Objects eintrete: so folge, dafs der Mensch als endlich gar keine wahrhafte Persönlichkeit habe (S. 4—6). Auf diese Weise sind, nach dem Hrn. Verf. aus der Hegelschen Speculation zwei einander entgegengesetzte Ansichten hervorgegangen: 1) der *moderne Theismus Göschels* und Anderer, welcher „dem Menschen eine untergeordnete Persönlichkeit neben der absoluten ertheilen" wollte, — übrigens aber auch der absoluten Persönlichkeit nur „ein beschränktes und begrenztes Sein" verleihen konnte, da sie vom Menschen *unterschieden* sei, oder vielmehr sie ganz *illusorisch* machte, „weil sie doch nur eine Vorstellung des Menschen ist"; 2) „da die thatsächliche Beschränktheit und Endlichkeit des Menschen doch nicht geläugnet werden kann, so hat man wieder das Unendliche in die Gattung geflüchtet, indem das absolute Selbstbewufstsein zum Bewufstsein der Menschheit, die absolute Persönlichkeit zur Allpersönlichkeit gemacht worden ist. Die letztgenannte Lehre, die besonders von *Strauſs* und *Feuerbach* ausgebildet worden, ist offenbar *pantheistischer* Natur. Der Verf. ist weder mit der Einen noch der andern dieser Ansichten einverstanden" (S. 7). Dem Theismus setzt der Hr. Verf. entgegen, dafs die absolute Persönlichkeit nicht als ausschliefsende Individualität der endlichen gegenüberstehen kann, weil sie damit selbst begrenzt würde (S. 10). Der pantheistischen Ansicht giebt er darin Recht, dafs in der Vergänglichkeit des Endlichen das Unendliche allein bestehe. Aber, fragt er, wo bleibt das Selbstbewufstsein des Unendlichen? Entweder ist das Unendliche die bewufstlose Substanz, oder das Wissen des *endlichen* Geistes von der Substanz ist das Sichwissen des Unendlichen (S. 17). Ja, da die Allpersönlichkeit, nach *Strauſs*, doch die in jedem einzelnen totale gegenwärtige Allgemeinheit ist: so „wird also das Wissen des subjectiven Geistes von der Allpersönlichkeit nur sein Wissen von seiner allgemeinen substantiellen Natur" (S. 20).

Als *Medius Terminus* zwischen diese zwei entgegengesetzten Ansichten stellt der Hr. Verf. nun folgende Sätze hin (S. 22—23): „Das von dem Einzelnen unterschiedene Allgemeine ist nicht das Vollkommenere, denn erst als Einzelnes ist das Allgemeine vollkommen; dieses ist das Wirkliche, die Vollendung des nur gemeinten, abstracten Allgemeinen. Wenn der

Digitized by Google

Mensch, als die Allpersönlichkeit wissend, darin nicht seine eigene Persönlichkeit, sein eigenes wahres Selbst weifs: so ist er überhaupt nicht Person, ebensowenig als die Allpersönlichkeit für sich Person ist. Es kommt also nur darauf an, dafs der Mensch, obgleich er sich als *alle* Persönlichkeit weifs, doch in diesem Wissen sich seiner Einzelnheit bewufst sei. D. h. der Mensch wäre *in sich* persönliches Selbstbewufstsein, eben weil er sich nur als das Allgemeine wüfste: er würde zugleich andere Personen von sich unterscheiden, allein diese wären nur dasselbe, was er selbst ist, Wissen seiner als des Allgemeinen, oder, was dasselbe ist, Sichwissen des Allgemeinen. Wäre noch im Wissen von dem Absoluten ein Unterschied zwischen dem Wissenden und Gewufsten, so wäre das Absolute nicht absolut. So kann einerseits das Selbstbewufstsein des Menschen nur als Wissen von Gott begriffen werden, und andererseits mufs alles Wissen von Gott absolutes Selbstbewufstsein sein. *Dieses Selbstbewufstsein macht die Persönlichkeit, als Einheit der Allpersönlichkeit und Einzelnpersönlichkeit aus.* Es ist vorauszusehen, dafs die Eiferer hier aufschreien werden, um den Vf. einer Identificirung der menschlichen Persönlichkeit mit der absoluten zu beschuldigen. Dagegen läfst sich nun freilich seinerseits nichts einwenden. Nur bittet er sich aus, dafs die Klage dabei stehen bleiben möchte, und er nicht einer Identificirung des Absoluten, oder geradezu Gottes, mit dem Menschen, als diesem *besondern Subjecte*, beschuldigt werde. Denn es könnte sich in der Folge zeigen, dafs jene Erhebung des Endlichen zum Unendlichen, anstatt eitler Egoismus zu sein, vielmehr auf die Aufopferung jener Eitelkeit Anspruch macht, die sich unter dem Anschein der Demuth darin gefällt, Gott, so weit ihr nur möglich ist, von sich fern zu halten."

„Der Leser," schliefst unser Hr. Verf. die Einleitung, „kann hier, wenn ihm die Art des Verfs., seinen Gegenstand zu behandeln, nicht gefällt, das Buch schliefsen. Liest er weiter, so hat der Verf. noch daran zu erinnern, dafs die *Stärke des Beweises*, für die folgende Entwickelung, hauptsächlich in der Auseinandersetzung der hierher gehörigen *logischen Kategorien* zu suchen ist. Ja streng genommen, ist die Logik, im Hegelschen Sinne, die wahrhafte Definition der Persönlichkeit; denn die absolute Idee ist nichts Anderes, als die Idee des persönlichen Geistes im Elemente des reinen Gedankens. Man darf, um diese Behauptung zuzugeben, sich nur daran erinnern, dafs die logischen Kategorien die Bestimmungen nicht irgend einer aufserweltlichen Vernunft, sondern die des vernünftigen Menschen sind. Sie stellen auch nicht die Vernunft als nur durch die Menschheit hindurchgehende Substanz, sondern als das wahrhafte Selbst des einzelnen Menschen dar, — als das im Wechsel des Endlichen Bleibende, Unveränderliche. Denn der sich denkende Gedanke ist absolutes Selbstbewufstsein, das sich wissende Absolute" (S. 29).

In der eigentlichen Abhandlung des Gegenstandes stellt nun der Hr. Verf. zunächst im Allgemeinen den *Begriff des Geistes* auf, um ihn dann nach seinen drei Momenten als Individualität, Subjectivität und Persönlichkeit ausführlicher zu entwickeln. Der Begriff des Geistes ist ihm (S. 30) „das Sichwissende, und in diesem Sichwissen nur auf sich Bezogene, Freie." Diese Beziehung bestimmt der Hr. Verf. dann (S. 35) näher als „ein Wissen des Geistes von sich als *Seiendem*, das zugleich selbst dieses *Sein* ausmacht." Er fährt fort: „Dieser Standpunct des sichwissenden Geistes ist der des *Selbstgefühls*. Die unmittelbare Einheit des Subjects und Objects im Selbstgefühl des Geistes ist daher die Einheit des Geistes und der Materie, der Seele und des Leibes. Es ist das Sein des Leibes selbst, das Leben, das sich fühlt und in diesem Gefühle der Geist als Seele ist. Allein wir verstehen hier unter dem Selbstgefühl nicht nur jenes thierische Gefühl, das die Einheit der Seele und des Leibes ausmacht. Das reine Selbstgefühl ist der Urgrund des Bewufstseins, aus dem das *bestimmte* Bewufstsein noch nicht hervorgegangen; in ihm ist aller Inhalt des Bewufstseins enthalten, und geht aus ihm zum Dasein hervor. So weifs der Mensch bei jedem bestimmten Bewufstsein den übrigen Inhalt seines Wissens, der in seinem Innern verschlossen liegt, nur als sein ununterschiedenes, mit sich identisches, bestimmungsloses Sein, in dem alle Bestimmtheit aufgelöst ist, das er aber nur als das Verlassene, als die Tiefe, aus der sein bestimmtes Bewufstsein hervorgegangen, begreifen kann. So geht auch der Geist aus der reinen Identität mit sich, aus dem Selbstgefühl, zum bestimmten Wissen über; und der Geist ist zugleich der Procefs, seine Bestimmtheit, seine *Beschränktheit* aufzuheben, und sich als freien Geist zu setzen (S. 35—42).

Digitized by Google

1. Aus diesen Prämissen, wonach das bewufstlose Innere des Geistes sein *Ansichsein* ausmacht und als *Sollen* im *unendlichen Progrefs* nur immer zu einem *Andern* wird, definirt nun unser Hr. Verf. *zuerst* das *Individuum*, überhaupt das individuelle Sein, als „das *Daseiende*, das so das Andere unendlich ausschliefst, aber eben dadurch selbst unendlich ein Anderes wird" (S. 43). Und daraus fliefst dann, in Anwendung auf den Geist, der Satz: „In diesem Wissen seiner Beschränktheit, das zugleich der Procefs ist, die Beschränktheit aufzuheben, besteht das *individuelle Sichwissen des Geistes*" (S. 48). Mit Recht bemerkt hierzu der Hr. Verf., dafs Einige darin irriger Weise schon den Begriff der Persönlichkeit gefunden haben wollen; und allerdings wäre dem so, wenn die „wahre Persönlichkeit, das eigene Selbst des Menschen" eben „das spröde *Fürsichsein*" wäre (S. 49). Dafs dies aber nicht der Fall, beweist der ganze Verlauf der Darstellung unseres Hrn. Verfs., in deren Schilderung wir also fortfahren. Und zwar beschreibt er zunächst die Thätigkeit des *individuellen Geistes* sehr gut: „Der Mensch weifs sich als einen *veränderlichen*, wechselnden Inhalt des Wissens; er setzt aber noch ein anderes Wissen über diesen Inhalt hinaus, und der *unendliche* Inhalt, von dem sein Bewufstsein sich nur einen Theil aneignet, bleibt noch drüben bestehen. Eine jede Bestimmung von den vielen ist einerseits durch die übrigen bestimmt; andererseits aber sind diese nur dadurch, dafs jene ist, d. h. jede Bestimmung setzt sich selbst voraus, um diese bestimmte zu sein, und setzt dadurch alle Bestimmung. Diese Natur des Fürsichseins kann am einfachsten so ausgedrückt werden: jeder bestimmte Gedanke ist alle bestimmte Gedanken. Die wahre Bestimmtheit des Gedankens ist die, dafs er durch das Aufheben seiner in andere bestimmte Gedanken übergeht, diese aus sich entwickelt, und dadurch erst bestimmter Gedanke wird. So hat der Geist als denkender in dem Fürsichsein des Gedankens seine *wahre Individualität*. Seine Individualität ist nicht an diesen bestimmten Inhalt des Bewufstseins gebunden; sondern dies, dafs der Geist bestimmter Gedanke überhaupt *ist*, macht seine Individualität aus" (S. 50—59).

2. Hieraus entspringt *zweitens* der Begriff der *Subjectivität*; und wie der der Individualität an die logischen Kategorien des *Seins* angelehnt wurde, so gründet sich jener auf die des *Wesens*; „Der Gedanke ist frei, und als solcher nicht von dem Bewufstsein *dieses* Menschen abhängig, sondern geht von Bewufstsein zu Bewufstsein über. Der bestimmte Gedanke geht in andere bestimmte Gedanken über, in denen er aufgehoben wird, so wie er selbst diese als aufgehobene enthält; und der Gedanke hat daher in aller Bestimmung dieselbe Individualität. D. h. der Geist, der die Bestimmung des Gedankens ist, setzt sich selbst als den *Grund* dieser und dadurch aller Bestimmung voraus, und ist als solcher freies Subject" (S. 60). Die ganze Entwickelung der Subjectivität (S. 61—108), bis sie in die Sphäre der Persönlichkeit übertritt, ist nun in ihren Hauptzügen folgende: „Die sein sollende *Identität* mit sich stellt der Mensch als sein Wesen auf die Eine Seite, den Wechsel der Bestimmungen als das Unwesentliche auf die andere Seite. Die Subjectivität ist aber die eigene Bewegung des Gedankens zur Bestimmung, indem er sich, vor der negativen Beziehung seiner auf andere bestimmte Gedanken, *sich selbst voraussetzt* und seinem Bestimmtsein zu Grunde legt. Indem die Subjectivität so zwischen den wechselnden Bestimmungen des Bewufstseins und dem sich wissenden Selbstbewufstsein wechselt, so ist Beides als *Unwesentliches* gesetzt, und die Subjectivität damit in die *Erscheinung* getreten. So ist dem Geist einerseits sein reines Selbst Object des Wissens, und er darin reines *Selbstbewufstsein*; d. h. der Geist ist sich Object als Abstraction von aller Bestimmung, als das schlechthin Allgemeine, oder der Gedanke, der nicht nur eine Bestimmung dieses Individuums, sondern die gemeinschaftliche Natur aller Einzelnen bezeichnet. Als Act des Selbstbewufstseins ist das mit sich identische Subject aber ferner von dem *Unterschiede* seiner von sich unterschieden; und weil das Verschwinden des Unterschieds in die Identität bleibt, so mufs auch der Unterschied ein bleibender sein. So zerfällt das Selbstbewufstsein in reines Selbstbewufstsein und *Bewufstsein*. Der Geist ist aber nur der Procefs, sein Bewufstsein seinem Selbstbewufstsein gleich zu machen; im Wissen sowohl als im Handeln wird, in jedem auf eine umgekehrte Weise, der Unterschied des Subjects und Objects aufgehoben, und das Selbstbewufstsein realisirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

1) *Versuch einer speculativen Entwickelung der Idee der Persönlichkeit von Joh. Wilh. Snellman.*

2) *Aristotelis de imputatione actionum doctrina. Ad scriptorum Aristotelicorum fidem recognovit, exposuit et illustravit Dr. Fridericus Georgius Afzelius.*

(Fortsetzung.)

Jeder solcher Act der Aufhebung des Unterschiedes ist dann selbst wieder das Bewufstsein als ein mannigfaltiger *Inhalt* wechselnder Bestimmungen, woran das Selbstbewufstsein die mit sich identische *Formthätigkeit* ist. Aber der Inhalt ist eigenes Product des Subjects ebensosehr, als er objectiver Inhalt ist; und die Form ist ebensosehr die eigene Entwickelung des objectiven Inhalts, als durch die Thätigkeit des Subjects gesetzt. Das Selbstbewufstsein, das nicht mehr nur das leere Wissen seines Ich, sondern darin zugleich das erfüllte Wissen eines bestimmten Inhalts, ist das *concrete Selbstbewufstsein*; und dem Menschen ist sein Ich nicht noch etwas Anderes, als sein bestimmtes Wissen und Wollen. Im concreten Selbstbewufstsein ist der Geist zwar ausschliefsendes Selbstbewufstsein; allein da nicht dieser oder jener bestimmte Inhalt des Bewufstseins das concrete Selbstbewufstsein ausmacht, so ist jedes Subject, was das andere, und weifs sich als die allgemeine *Substanz* des Geistes. Mit diesem Uebergang des Subjects in die Substanzialität des Geistes ist aber nicht alles menschliche Selbstbewufstsein vernichtet, als ob nur ein vorgestelltes, allgemeines Selbstbewufstsein an dessen Stelle träte; sondern dieser Uebergang kann nur so begriffen werden, dafs der Mensch seine unmittelbare Subjectivität aufgeben mufs, um Sichwissen des substantiellen Geistes zu sein, und so zu seinem wahren Selbstbewufstsein zu gelangen, das ein Wissen von dem Geiste als der durch alle subjectiven Geister hindurchgehenden allgemeinen Substanz, oder von dem *Weltgeiste*, ist. Die Aufhebung der Subjectivität hat die Bedeutung, durch die Substanz gesetzt zu sein. War also bisher das Selbstbewufstsein das Allgemeine in den Bestimmungen des Bewufstseins, so ist jetzt das Selbstbewufstsein selbst Bestimmung und Moment der Substanz, als des Allgemeinen, das sich in den subjectiven Geistern als verschwindenden Momenten seiner offenbart. Der substanzielle Geist ist die *Ursache*, der in der *Wirkung*, dem subjectiven Geiste, nur sich selbst setzt, also *Ursache seiner selbst* ist. Als sich selbst bewirkend ist der substanzielle Geist nur das Uebergehen des subjectiven Geistes selbst aus der unmittelbaren Subjectivität zu dem durch den substanziellen Geist vermittelten Selbstbewufstsein. Das Sichwissen des substanziellen Geistes in diesem dadurch zum *absoluten* gewordenen Selbstbewufstsein ist das persönliche Selbstbewufstsein oder die Persönlichkeit".

3. Damit beginnt bei unserem Hrn. Verf. also der *dritte* Theil seiner Betrachtungen, indem er diese *Persönlichkeit* als die Identität des Subjects und der Substanz fafst, und diese Identität den *Begriff* nennt (S. 108), dessen logische Bestimmungen nun dienen werden, die Natur der Persönlichkeit in ihr vollstes Licht zu setzen. Der Hr. Verf. bevorwortet hier, dafs, indem er das persönliche Selbstbewufstsein als das absolute ansehe, er es zum Selbstbewufstsein des absoluten Geistes mache. Denn das Wissen *von* der Wahrheit müsse zugleich ein Wissen *der* Wahrheit von sich selbst sein. Indem nämlich das vernünftige Denken das Erkennen der allgemeinen Principien der Dinge sei, das sich darin wiederfindet, diese Principien aber eben das Absolute selbst seien, so erkenne das Absolute sich darin selber. Denn im Denken gehe das Subject in die allgemeine Substanz über, und werde selbst ein Allgemeines, ein durch die Menschheit hindurchgehendes Wissen (S. 108—116). Und hieraus

Digitized by Google

zieht unser Hr. Verf. dann den sehr richtigen Schlufs: „Das Angeführte mag genügen, um darzulegen, dafs das Bewufstsein, das wir das persönliche Selbstbewufstsein des Geistes nennen, weder ein ausschliefsendes Wissen irgend einer besondern Zeit noch irgend eines besondern Menschen sein kann, — was eine Ungereimtheit wäre, — sondern dafs es vielmehr das Gemeingut aller Menschen als Menschen ausmacht" (S. 117). Das ist es, was Ref. in seiner oben angedeuteten Schrift „*die ewige Persönlichkeit des Geistes*" genannt, und daselbst ausführlich entwickelt hat. Was aber die nähere Auseinandersetzung der Persönlichkeit beim Hrn. Verf. betrifft, so spricht er zuerst vom „Begriffe der Persönlichkeit", betrachtet darauf den „Geist als Selbstzweck", und schliefst mit der „Idee der Persönlichkeit".

a. Den *Begriff der Persönlichkeit* giebt der Hr. Verf. (S. 119—148) also an: „Das Sichwissen des substanziellen Geistes können wir auch als die Identität des *subjectiven* und *objectiven* Geistes bezeichnen, weil der substanzielle Geist das Objective und Bleibende ist, welches als das *Allgemeine* durch die *besonderen* Subjecte hindurchgeht. Der substantielle Geist besondert sich zwar in den Subjecten, so aber, dafs damit zugleich diese Besonderung aufgehoben und das Besondere als Allgemeines gesetzt ist. Als dieser Procefs ist der Geist wahrhaft *Einzelner* oder *Einzelnpersönlichkeit*. Als persönlicher ist der Geist also der allgemeine Geist in dem Sinne, dafs aufser ihm kein Geist ist; denn ein jeder besondere bezieht sich auf den anderen, als auf dasselbe Allgemeine. Dafs das Sichwissen des Menschen in Gott auch das Sichwissen Gottes im Menschen ist, ist die speculative Bedeutung aller göttlichen Offenbarung. Eine *besondere* göttliche Persönlichkeit kann es nicht geben, weil im Absoluten alle Besonderheit aufgehoben ist. Dafs alle Menschen vor Gott gleich sind, heifst nichts Anderes, als dafs dem Menschen, insofern er Bewufstsein vom Absoluten ist, alle Besonderheit, Beschränktheit und Endlichkeit abgestreift ist. So ist der abstracte Begriff der Persönlichkeit im Rechte dies, dafs der subjective Geist seine vernünftige Freiheit in der Identität seines Willens mit einem an und für sich vernünftigen Inhalte weifs. Der absolute Geist ist die Eine und allgemeine Substanz, welche, als geistig, das *Urtheil* in sich und in ein Wissen ist, für welches sie als solche ist. Da der *wissende* Mensch, als das Eine Moment des absoluten Geistes, hier das Eine Glied des Urtheils ist: so kam das andere Moment, das *Gewufste* nicht auch schon selbstbewufster Geist sein, weil er ja dann schon selber beide Momente wäre".

b. Die Hauptsache für die Betrachtung des persönlichen Geistes ist beim Hrn. Verf. der Abschnitt worin er den *Geist als Selbstzweck* behandelt (S. 148—242), indem sich hier die wichtigsten Fragen dieser Materie zusammendrängen. „Der Geist", heifst es, „der als das Allgemeine sich durch Aufhebung der Besonderung als Bestimmtes setzt, ist der immanente *Zweckbegriff*, — das sich durch die Aufhebung des *Mittels* bethätigende Allgemeine. Die Persönlichkeit ist das Sichsetzen des substanziellen Geistes in der Subjectivität, d. h. als Selbstbewufstsein, und damit umgekehrt zugleich die Versenkung des Subjects in die Substanz. Würden wir aber dies Werden des Sichwissens des substanziellen Geistes nur als eine Bewegung zu einem noch nicht vorhandenen Resultate auffassen, so wäre die Persönlichkeit nie als solche wirklich, sondern fiele in den unendlichen Progrefs hinab. Es mufs also der Procefs selbst auch Resultat sein; eine Thätigkeit aber, die sich selbst zum Resultate hat, ist der Zweck. Dieser, als die Identität des Allgemeinen und Besondern, ist schon in jedem Jetzt des Processes als Sichsetzen des substanziellen Geistes in der Subjectivität vorhanden. Die Persönlichkeit ist also nicht ein vorausgesetztes Ziel, zu dem der Geist hinstreben will, sondern als immanenter Zweck sowohl das Ziel des Strebens als das Streben selbst. Der Geist hat so nur zum Zwecke das, was er an sich ist; die Entwickelung des persönlichen Geistes ist mithin die eigene Bewegung des persönlichen Selbstbewufstseins zu sich selbst, als zu seiner Wirklichkeit: und nur weil die Persönlichkeit selbst das Resultat des Processes ist, ist sie absolutes Selbstbewufstsein. Das persönliche Selbstbewufstsein giebt sich eine mit ihm identische Objectivität, indem es der Geist als Setzer des Geistes ist; so dafs der Geist hier *practischer* Geist oder Wille ist". Indem der Hr. Verf. die Subjectivität des Geistes darin sieht, dafs der Geist sich nur selbst wisse, die Persönlichkeit aber darin, dafs er sich selber realisire: so entsprechen die drei Standpuncte der Individualität, Subjectivität und Persönlichkeit den drei Momenten, in welche Ref. in seiner „An-

Digitized by Google

thropologie und Psychologie" den subjectiven Geist eintheilte, Seele, theoretischer und practischer Geist; und so hielt er auch schon früher, nur um die Darstellung nicht zu unterbrechen, den Ausdruck der Genugthuung zurück, in der Haupteintheilung der logischen Lehre vom Sein mit dem Hrn. Verf. übereinzustimmen, indem dieser ja an den drei Momenten des Seins, Daseins und Fürsichseins, worunter Ref. (Geschichte der letzten Systeme, Th. II, S. 720—730), alle Kategorien des Seins erschöpfend unterbrachte, auch die Lehre von der Individualität vollständig erläuterte.

Unser Hr. Verf. fährt fort: „Die *Freiheit* ist das Sichbestimmen des persönlichen Geistes. In dem Bewufstsein des Menschen von sich, als dem Vollzieher der ewigen Rathschlüsse des *Weltgeistes*, ist sein persönliches Selbstbewufstsein verwirklicht. Die Person mufs die Präsenz des Weltgeistes und sein Wissen von sich in ihr selbst erkennen, um den absoluten Geist nicht nur als Substanz, sondern als sich wissenden Geist zu wissen. Das feste bleibende Bewufstsein, dafs der Mensch überall und immer in dem Geschäfte des Weltgeistes thätig ist, dies gute Gewissen als sittliche Thätigkeit macht die Wirklichkeit des persönlichen Selbstbewufstseins des Menschen aus. Der Geist setzt sich aber nur als Geist aus seinem Nichtsein; die gewesene Unmittelbarkeit des sich setzenden Geistes macht seine Natürlichkeit aus. Der Procefs des Geistes, seine eigene Natürlichkeit aufzuheben, ist die *Bildung*. Der Geist geht so über die *Begierde* hinaus, und ist dieser Procefs, sich als Zweck zu setzen dadurch, dafs er die Begierde, d. h. sich selbst als unmittelbare Zweckthätigkeit, aufhebt und zum Mittel herabsetzt. Der Unterschied zwischen Begierde und freiem Willen ist einfach der, dafs jene der Wille als der Procefs des Geistes ist, aus seinem Nichtsein hervorzugehn, dieser derselbe Procefs als *eigene* That des Geistes, der selbst die zu Grunde liegende Zweckthätigkeit ist. Hier bezieht sich der Geist nur auf seine Bestimmungen, als auf die von ihm gesetzte geistige Welt, in der er seine Freiheit weifs. Die Freiheit des Menschen kann mit der Annahme einer besondern göttlichen Persönlichkeit nicht in Einklang gebracht werden; denn zwei persönliche Willen, Geschöpf und Schöpfer, abhängiger und absoluter Wille, können nicht in Einer und derselben Handlung frei sein. Die Schuld wäre mindestens gemeinschaftlich, ja eigentlich die alleinige des persönlichen aufserweltlichen Gottes, da ja die Schöpfung eine freie That desselben ist. Dadurch wird keineswegs eine Alles zum Besten lenkende *Vorsehung* geläugnet; anstatt aber dieselbe in einem aufserweltlichen Willen zu imaginiren, finden wir sie in dem Wesen der Vernunft, die als persönlicher Geist in der Welt frei thätig ist. Mit der Nothwendigkeit der *Weltordnung* kann sich aber die menschliche Freiheit vertragen, weil der Mensch selbst ihr eigener Bethätiger ist, indem ihre Vernünftigkeit nur von der Vernünftigkeit und Substantialität des persönlichen Geistes abhängt. Das Setzen der moralischen Weltordnung ist nur die Aufhebung der vorausgesetzten natürlichen Welt und das Setzen der freien geistigen Objectivität. Der Geist ist hier also frei, weil er sich nur selbst setzt; die substantielle Vernünftigkeit des persönlichen Geistes ist ihm nichts Gegebenes, Nothwendiges. Sondern da die Vernunft nicht blofse Substanz, sondern persönlicher Geist ist, so fällt ihre Nothwendigkeit unmittelbar mit der Freiheit des Willens zusammen. Die substantielle Entwickelung des Inhalts ist nicht ein gedachtes oder vorgestelltes Wesen, sondern vollzieht sich nur im persönlichen Geiste."

Nachdem der Hr. Verf. bisher den Zweck des Geistes mehr von der *formellen* Seite betrachtet hat, kommt er nun auf die Frage, was der vom Willen gesetzte *Inhalt* sei, und leitet denselben aus dem eigenen Wesen des Willens also ab: „Jede Bestimmung der geistigen Objectivität erhält erst dadurch ihre Bestimmtheit, dafs sie sich wieder aufhebt, und eine andere Bestimmung aus sich entwickelt; denn weil die Welt des Geistes nur das Thun des freien Willens ist, so ist der Geist nur in der Objectivität als negirter thätig. Der Geist ist also nie in der bestimmten daseienden Objectivität da. Diese Unvollkommenheit aller objectiven Gestaltungen des sich setzenden Geistes ist das *Böse* als *Uebel*, das *malum metaphysicum*. Weder die Natürlichkeit des Geistes noch die Natur überhaupt ist an sich das Böse, sondern erst als auf den Geist bezogen, als das Aufzuhebende. Nur der Geist hat den Vorzug, ein ewig sich Vervollkommnendes zu sein; das durch die Aufhebung der Objectivität zu Setzende ist das *Gute*, das aber immer nur seinsollender Endzweck bleibt. Das Gute als Endzweck der Objectivität ist so der Geist

Digitized by Google

als abstracte Subjectivität. Könnte der Mensch sich davon überzeugen, dafs Alles in der Welt vollkommen, dafs also nichts mehr einer weitern Entwickelung bedürftig wäre, so wäre es mit seinem vernünftigen Handeln aus. Das gesetzte Gute, das Bessere des Unvollkommenen, fällt, sobald es der Objectivität angehört, in den Procefs des Wiederaufhebens hinein. Die Bestimmtheit des sein sollenden Guten ist die Negation jenes Inhalts als eines Nichtguten; so setzt das Subject den Inhalt seiner That als einen *zufälligen*. In der bösen That macht der Wille sich als bestimmungslosen zum Zweck, indem er den bestimmten Inhalt des Wollens als einen zufälligen setzt; das ist die *Willkür*, die darin besteht, dafs das Subject die substantielle Continuität der Willensbestimmungen für sich verneint. In der bösen That erkennt also das Subject die Objectivität nicht als wahrhafte Welt des Geistes an. Der Widerspruch, dafs das Zufällige, die Objectivität Verneinende doch objectiv sein soll, macht nun das Böse der That aus, die sich dadurch selbst aufhebt. Die Natur der bösen That besteht so darin, ihre eigene Nichtigkeit zu setzen; und durch dies ihr Sichaufheben bewährt sich die Objectivität als das positive Gute, — die *Strafe* als objective Versöhnung und das Sichbewähren der objectiven geistigen Welt. Indem die geistige Welt sich aber als ein an sich Gutes gegen das subjective Thun bewährt, erkennt das Subject in ihr die Macht des allgemeinen Willens seinem subjectiven Willen gegenüber. Dafs der Geist sein subjective Thun als der Freiheit und Persönlickeit des Geistes widersprechend weifs, ist die *Reue*, das *böse Gewissen*; das Bewufstsein aber der Identität des subjectiven Willens mit dem substantiellen, d. h. die Aufhebung jenes in diesen, ist das *sittliche Gewissen*. Als Thätigkeit ist dies der Procefs, worin der persönliche Geist seine abstracte Subjectivität aufgiebt, um sein Thun zur *Sitte*, zum Thun des substantiellen, allgemeinen Geistes zu machen. Das Ansichsein des Subjects, als sein Thun im Zustande der *Unschuld* vor der bösen That, ist seine gewesene Sitte. Die Substanz aber, die in der Entwickelung der sittlichen Welt ihr Dasein hat, ist noch nicht als sich im persönlichen Geiste wissend gesetzt; das ist der *Volksgeist*, der darum noch dem Schicksal seine Schuld büfst. Das sittliche Gewissen setzt immer das Bewufstsein der bösen That voraus, damit der Geist die Thätigkeit sei, seine Subjectivität in den daseienden substantiellen Geist zu versenken. Das sittliche Gewissen ist so nur als Procefs da, als Werden der Objectivität des persönlichen Selbstbewufstseins. Erst mit der Vernichtung der Quelle der Unvollkommenheit, d. h. des subjectiven Selbstbewufstseins, kann das sittliche Gewissen ein Vollendetes sein; denn erst dann geht die Subjectivität in die substantielle Objectivität über. Die Unvollkommenheit des daseienden allgemeinen Willens als an sich seiender Welt besteht darin, dafs die Objectivität nur das an sich seiende Gute ist, und daher der Subjectivität gegenübersteht. Sie ist noch nicht als das lebendige Wissen und Wollen des Geistes, als mit ihm, mit seinem Thun identische Objectivität gesetzt. Indem die vorhandene Sittlichkeit zum Inhalt des subjectiven Willens gemacht wird, wird sie als an sich seiende zugleich als unangemessen erklärt, indem sie erst durch Identität mit dem subjectiven Willen sittlich ist. Da das sittliche Gewissen nun aber die völlige Aufhebung der Subjectivität ist, so ist die wahre Sittlichkeit die Thätigkeit des Geistes als die eigene Entwickelung des substantiellen Inhalts; und weil der Procefs selbst der realisirte Zweck ist, so ist die Identität des subjectiven Willens mit dem substantiellen in jedem Momente des Processes da. Die Versöhnung des Bösen ist vollbracht, indem die Subjectivität nur ein im substantiellen Willen aufgehobenes Moment ist. Die sittliche Welt ist so in jedem Momente des Processes total realisirt, und der *Staat* die bestehende Institution als der daseiende allgemeine Wille. Die Thätigkeit des Geistes selbst macht jetzt die Wirklichkeit seines persönlichen Selbstbewufstseins aus, indem er diese seine Thätigkeit als das Sichsetzen des substantiellen Willens weifs. Erst im Geschäfte des Weltgeistes hat das Thun des Subjects aber seine wahrhaft sittliche Bedeutung. Der Weltgeist ist der substantielle Geist als sich bestimmend und in jeder Bestimmung mit sich identisch Eins und Alles seiend

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

1) *Versuch einer speculativen Entwickelung der Idee der Persönlichkeit von Joh. Wilh. Snellman.*

2) *Aristotelis de imputatione actionum doctrina. Ad scriptorum Aristotelicorum fidem recognovit, exposuit et illustravit Dr. Fridericus Georgius Afzelius.*

(Schluſs.)

Daſs der persönliche Geist als sittliche Thätigkeit das Sichbestimmen des Weltgeistes ist, darin besteht die Wirklichkeit des persönlichen Selbstbewuſstseins, der realisirte Zweck des sich realisirenden Geistes. In der Entwickelung des Weltgeistes durch die Weltgeschichte hat, was als Sittlichkeit gilt, unterschiedene Bestimmtheiten. Es kommt jetzt lediglich auf das Wissen an, daſs jener Unterschied kein Unterschied ist. An und für sich ist der Weltgeist in jeder geschichtlichen Gestaltung, ja in dem sittlichen Thun jedes Menschen total und unveränderlich da. Der Weltgeist ist aber gleich der Menschheit, und in jedem Menschen als aufgehobenem Subjecte immanent, nicht nur in der Totalität aller Menschen".

Im letzten Abschnitt die *Idee der Persönlichkeit* betrachtend (S. 242—252), zieht nun unser Hr. Verf. das Resultat seiner ganzen Entwickelung: „Die Idee der Persönlichkeit ist das Sichwissen des substanziellen Geistes als wirklichen, indem der persönliche Geist nicht blos ein Moment in der Thätigkeit des Weltgeistes, sondern dieser, als die in allen Geistern identische Thätigkeit, die in jedem Momente total gegenwärtige Allgemeinheit ist. Diese Erhebung des Menschen zum persönlichen Selbstbewuſstsein ist der Tod aller Subjectivität. Der Mensch weiſs in diesem Jetzt die Allgegenwart des Ewigen; und was er so als denkend schon gegenwärtig weiſs, den Tod seiner Subjectivität bei lebendigem Leibe, das vollführt sich zeitlich in dem natürlichen Tode. Der absolute Geist ist der persönliche Geist, der Einer ist als die aufgehobene Besonderheit. Es giebt also keine Persönlichkeit des endlichen Geistes; der menschliche Geist ist aber in seiner Wahrheit nicht der endliche, sondern hat im absoluten Geiste seine Wahrheit, und ist, als den absoluten Geist wissend, diese Wahrheit. Die Idee der Persönlichkeit ist die vollendete *Idee des Wissens*. Im *religiösen* Wissen ist der Unterschied des Bewuſstseins und Selbstbewuſstseins nothwendiges Moment, indem dies Wissen selbst die Bewegung ist, den Unterschied aufzuheben. Das Aufheben dieses Unterschiedes ist, als das Sichsetzen des absoluten Selbstbewuſstseins zum Objecte für das Bewuſstsein, die Offenbarung Gottes; als Aufheben der abstracten Subjectivität ist diese *Offenbarung* das *Menschwerden* Gottes oder die *Versöhnung*, die in der *Andacht* vollbracht ist. Die Andacht selbst steht aber nur neben dem weltlichen Treiben; und das Aufheben der Subjectivität in ihr ist noch ein subjectiver isolirter Gemüthszustand des Wissenden. Wird das Wissen selbst zum allgemeinen, substanziellen gemacht, so ist dies das *vernünftige Denken*. In der Idee der Persönlichkeit, als dem Wissen des persönlichen Geistes von seiner Wirklichkeit, ist diese Wirklichkeit selbst das Sichwissende. Diese sich wissende Wirklichkeit ist der sich denkende Gedanke, die *absolute Idee*; denn alles Denken hat nur sich, das Gedachte, zum Gegenstande". Hierauf schlieſst der Hr. Verf. mit einem Hegel'schen Worte, das, seitdem Ref. es aus dem Jenaischen Hefte der Geschichte der Philosophie eruirte und später citirte, von vielen Schriftstellern (denn es ist auch eine schlagende Stelle) angeführt worden ist: „Der Kampf des endlichen Selbstbewuſstseins mit dem absoluten Selbstbewuſstsein, das jenem auſser ihm erschien, hört auf. Das endliche Selbstbewuſstsein hat aufgehört, ein endliches zu sein: und dadurch andererseits das absolute Selbstbewuſst-

Digitized by Google

sein die Wirklichkeit erhalten, der es vorher entbehrte. Es ist die ganze bisherige Weltgeschichte überhaupt, und die Geschichte der Philosophie insbesondere, welche nur diesen Kampf darstellt, und da an ihrem Ziele zu sein scheint, wo dies absolute Selbstbewufstsein, dessen Vorstellung sie hat, aufgehört hat, ein Fremdes zu sein, wo also der Geist als Geist wirklich ist. Denn er ist dies nur, indem er sich selbst als *absoluten Geist* weifs." Hiergegen kann Ref. nichts Besseres vorbringen, und mufs also so lange bei diesen Sätzen bleiben, bis eine wissenschaftliche Widerlegung dieselben etwa wird umgestofsen haben. Was der moderne Theismus dagegen eingewendet hat, indem er sich dabei doch zugleich den Hegel'schen Principien anzuschliefsen meint, hat unser Hr. Verf. in einer gediegenen Polemik an den gehörigen Orten eingeschaltet; doch konnten wir dieselbe, ohne in die Ansichten aller der dieser Richtung zugethanenen Männer einzugehen, nicht wiedergeben. Wir begnügen uns daher mit den Abschiedsworten, die unser Hr. Verf. ihnen und namentlich ihrem Hauptmann zuruft (S. 218): „Warum will die Göschel'sche Philosophie nicht Göschel'sche speculative Philosophie, sondern *par tout* Hegel'sche Speculation sein"? Nur möchte Ref. noch auf die Polemik gegen *Schellings* persönliches Absolute, und die Widersprüche, in die er sich bei Auffassung des Bösen verwickelt (S. 206—212), aufmerksam gemacht haben, indem sich darin eine meisterhafte Dialektik zu erkennen giebt.

Die Frage von der *Unsterblichkeit der Seele* bot sich dem Hrn. Verf. unwillkürlich bei der Erforschung der Idee der Persönlichkeit mit dar, wie denn Ref. die Untrennbarkeit beider Materien zu beweisen suchte. Die Lösung jener Frage findet sich beim Hrn. Verf. zerstreut in seinem Werke, und das Wesentliche davon wäre ungefähr Folgendes: „Das Bewufstsein von Gott ist seiner Natur nach ein aufserzeitliches, d. h. es ist in Einem Jetzt, was es in allen ist; und die unsterbliche Natur des Menschen ist eben dies, dafs er als Geist Bewufstsein des Absoluten, d. h. absolutes Selbstbewufstsein, freier Geist ist. Wer daher begreift, dafs Gott in der Schöpfung nicht erst wird, sondern in jedem Jetzt das ist, was er ist, dem wird auch diese Unsterblichkeit des Geistes genügen" (S. 137).

Sind wir in dieser Abhandlung mehr berichtend als urtheilend verfahren, so kam dies daher, weil Ref. nur seine Zustimmung zur Sache auszudrücken hatte; und er freut sich, hiermit öffentlich aussprechen zu können, dafs zu dem persönlichen Verhältnisse, in welchem er mit dem Hrn. Verf. steht, auch das substanzielle Band einer und derselben wissenschaftlichen Ueberzeugung hinzugetreten ist.

II. Wenn der Hr. Verf. des so eben angezeigten Werks in seiner Vorrede behauptet hatte, dafs Schweden in seinem Philosophiren nur bis zum Schelling'schen Standpunct gelangt sei: so müssen wir, wenigstens in Bezug auf die unter Nr. 2. angeführte kleine Schrift, so wie eine frühere dieses Hrn. Verfs., die er Ref. gleichfalls zugeschickt hat (*Dissertatio Aristotelicam summi boni notionem exponens*, 1837) eine Ausnahme in Anspruch nehmen, von der wir freilich nicht beurtheilen können, wie vereinzelt sie da steht. So viel aber ist ausgemacht, dafs der Standpunct des Hrn. Verfs. dieser beiden lateinischen Abhandlungen sich an die praktische Philosophie *Hegel's* anschliefst. In beiden Schriften geht der Hr. Verf. von einer Auffassung der Aristotelischen Philosophie aus, wie sie erst durch *Hegel* wieder hervorgerufen worden; und namentlich in der zuletzt erschienenen liegt die praktische Philosophie *Hegel's* zu Grunde, wie Ref. sie in seinem „Systeme der philosophischen Moral" ausgebildet und entwickelt hat. Auf die nach *Aristoteles'* und *Hegel's* Anleitung vom Ref. hingestellten Grundprincipien der Imputationslehre baut unser Hr. Verf. mit der gröfsten Gründlichkeit und Gelehrsamkeit die Aristotelische Lehre von der Zurechnung der Handlungen erschöpfend auf; und Ref. kann diese kleine Schrift als einen sehr förderlichen Beitrag zur Kenntnifs der Aristotelischen Philosophie dringend anempfehlen.

Michelet.

XX.

1. *Kalidasae Meghaduta et Çringaratilaka ex recensione J. Gildemeisteri. Additum est glossarium. Bonnae*, 1841. *H. B. Koenig.*
2. *Die falsche Sanskritphilologie u. s. w. von J. Gildemeister. Bonn*, 1840. *H. B. Koenig.*

Die unter 1. vorliegenden Gedichte gehören zu denen welche dem Kâlidâsa zugeschrieben werden, und wenn

Digitized by Google

man dieselben von Seiten ihres ästhetischen Werths betrachtet, so wird man mit Hrn. G. in der Vorrede nicht anstehn, das erste derselben, den Meg'adûta, als einen der schöneren Blüthen der Poesie jenes Meisters anzusehn, aber aus einer Vergleichung dieses Gedichts mit dem zweiten dem Çringâratilaka wird auch ebenso klar hervorgehn, dafs dieses einer spätern Zeit entstammen müsse, wo der reine Born der Poesie sich bereits zu trüben anfing.

Der Meg'adûta ist bereits von Wilson mit poetischer Uebersetzung und erklärenden Anmerkungen im J. 1813 zu Calcutta in 4. herausgegeben worden, indefs ist diese Ausgabe nur in wenigen Exemplaren auf dem Continent verbreitet und deshalb kam die Herausgabe desselben durch Hrn G. einem langgefühlten Bedürfnifs nach, so dafs nun auch das bisher hauptsächlich nur durch Wilson's zu London abgesondert erschienene Uebersetzung bekannte Gedicht im Originale einer gröfseren Zahl von Lesern zugänglich wurde. Ehe wir uns daher zur Kritik wenden, wollen wir mit ein Paar Worten den Inhalt des Gedichts angeben.

Die Lage, in welche der Dichter uns versetzt, ist, wie sie Colebrooke On sanscrit and pracrit poetry und Wilson vor seiner Ausgabe angeben, folgende: „Ein Yaxa *), ein Diener des Gottes des Reichthums, des Kavera, hatte sich den Zorn seines Gebieters dadurch zugezogen, dafs er einen ihm anvertrauten Garten unbewacht gelassen hatte, worauf dieser durch Airâvata den Elephanten des Indra zertreten wurde. — Der Scholiast Râmanâthas giebt eine etwas andre und genauere Erzählung, indem er berichtet, dafs dem Yaxa die Bewachung der Goldlotusblumen im See Mânasasarovara anvertraut gewesen, dafs er aber eine Nacht mit seiner Geliebten, da er die Sehnsucht nicht mehr beschwichtigen können, im eignen Hause zugebracht, und während dessen die Weltelephanten daher gestürmt seien und den See aufgerührt hätten. Da sei der Yaxafürst erzürnt worden und habe ihn mit diesen Worten verflucht: „aus Frauenverlangen hast du die Lotosblumen nicht bewacht, darum soll in Frauentrennung deine Herrlichkeit dahinsinken". (stryâsaktatayâ padmaraxâ na krtâ tat tvam strivirahî d'vastamahimâ c'a b'ava). Darauf aber durch des Yaxa ehrfurchtsvollen Gehorsam zum Mitleide bewegt, habe er festgesetzt, dafs der Fluch nach Jahresfrist enden solle. — Wir finden ihn nun, wie er seine Wohnung auf dem Râmagiri aufgeschlagen und wie er beim Beginn der Regenzeit einer Wolke Aufträge an seine Geliebte giebt. Zuerst beschreibt er deshalb den Weg, den sie verfolgen müsse, und schildert auf diese Weise theils die Schönheiten der Berge, Flüsse, Städte, die sie zu berühren hat, theils erwähnt er dabei die Sagen von Göttern und Helden und giebt auf diese Weise eine äufserst lebendige und poetische geographische Beschreibung dieser Gegenden. Angekommen auf dem Kailâsa schildert er darauf die Schönheiten dieses Götteraufenthalts und der Götterstadt Alakâ, indem er dann die Wolke zu seinem Hause leitet und ihr sein vor Sehnsucht krankes, ängstlich die Tage, die seit dem Abschied verflossen sind, an den Blumen, die sie täglich den Laren gebracht, zählendes Weib zeigt. Darauf folgt der eigentliche Auftrag und die Entlassung der Wolke.

Was die Hülfsmittel betrifft, die Hrn. G. bei seiner Ausgabe zu Gebote standen, so waren diese einmal der bereits erwähnte Wilson'sche Text nebst Uebersetzung und Anmerkungen (in den Anmerkungen durch W. bezeichnet), dann aber zwei pariser Handschriften des Gedichts, die eine mit Devanagari- (D.), die andre mit Bengalischrift (B.) geschrieben, endlich theilte ihm der durch seine verdienstvolle Wurzelsammlung neuerdings bekannt gewordne Hr. Westergaard in Kopenhagen die Collation einer zu Kopenhagen befindlichen Handschrift mit (K.). Alle diese Handschriften haben keine Scholien, nur Wilson hat 6 solcher die zu der Colebrooke'schen Handschrift gehören, welche seiner Ausgabe zu Grunde liegt, benutzt, und gröfstentheils daher rühren seine in den Anmerkungen beigebrachten sachlichen Erklärungen. Durch die Güte des Hrn. Prof. Bopp, der Auszüge aus eben diesen Scholien gemacht hat, ist dem Referenten der Gebrauch derselben gestattet worden und was sie für die Kritik und die Erklärung des Textes bieten, soll bei der Besprechung der Einzelheiten beigebracht werden. Die Namen dieser 6 Scholiasten sind: 1) Bharatamallika (auch Bharatasena und Bharatamalli), 2) Râmanâtha, 3) Kalyânamalla, 4) Mallinâtha, 5) Vâc'aspati-

*) Halbgötter, welche an Schönheit unseren Elfen, in Bezug auf ihr Thun unsren Zwergen nahe stehn.

Digitized by Google

gôvinda (auch Haragovindavâc'aspati) 6) Sanâtanaçarma (auch Sanâtanagôsvâmî) und wir bezeichnen sie der Kürze halber mit B, R, K, M, V, S.

Ueber das Alter der verschiednen Handschriften, so wie der sechs Commentare fehlen uns mit Ausnahme etwa des Mallin. u. Râmanât'a sichere Angaben, und Hrn. G.'s kritisches Verfahren konnte deshalb nur darin bestehen, diejenigen Lesarten in den Text zu nehmen, welche die meisten Handschriften darbieten, sobald sie zugleich die dem Zusammenhange am meisten entsprechenden waren, und nur in einzelnen Fällen ist er von diesem Verfahren abgewichen, wo eine oder die andre Handschrift eine dem Sinn nach vorzüglichere Lesart darbot; wir können uns daher im Allgemeinen mit der von Hrn. G. gegebenen Constituirung des Textes einverstanden erklären. Aufser diesen in den kritischen Anmerkungen enthaltenen Beigaben hat Hr. G. aber noch dem Werkchen ein Glossar beigefügt, in welchem er die Bedeutung der Wörter, wie sie in den verschiednen Stellen vorkommen, erklärt. Was die Vollständigkeit desselben betrifft, so genügt diese meistens und nur wenige Wörter fehlen darin, wie: çl. 23. *yiyâsu* zu gehn begierig; çl. 40. fehlt *kararud'* radios aciens. çl. 66. *nîpa* gloss. „arbor, nauclea kadamba", es ist aber hier Neutrum und bezeichnet daher hier die Blüthe nicht den Baum; *pâça* laqueus, vinculum, funis ist schlecht, es heifst hier „die Fülle des Haupthaars", das entsprechendste Wort ist unser „Schopf" vgl. C'aurapanc'âsika 25. keçapâca und Ws. s. v. pâca. — Bei *mad'u* çl. 67. fehlt die Bedeutung mel, denn im Text ist mad'u von ratirasam zu trennen, wie es R. M. S. thun; es ist die auch bei Griechen und Römern sich findende Vorstellung von den honigträufenden Bäumen. çl. 70. fehlt *âlek'ya*. Ws. dict. s. v. a. painting. çl. 77. ist vâsayas'ti nicht blos „Säule" sondern „Aufenthalstsäule". çl. 78. *çank'apadmau*. Das Gl. sagt nur concha und nelumbium, es sind dies aber zwei der berühmten Nidhis des Kuvera, vergl. W.'s Ausgabe und dict. s. v. nidhi. çl. 81. *vâ* in der Bedeutung von iva fehlt. çl. 84. *gotra* hat hier die Bedeutung nomen nicht stirps, gens. çl. 85. *avad'i* ist terminus nicht tempus. — Aber für das Verständnifs des Gedichts im Ganzen können wir das Glossar nur sehr unvollständig genügend nennen, da viele Composita durch Zerlegung in ihre einzelnen Theile ganz unverständlich geworden sind, und kurze sachliche Erklärungen, die Hrn. G. in W.s Ausgabe zu Gebote standen, in manchen Fällen durchaus nothwendig waren, ein Mangel, durch welchen das Verständnifs nicht nur oft sehr erschwert, sondern auch zuweilen ganz unmöglich gemacht wird. Die nachfolgenden besondren Bemerkungen mögen dazu dienen, das hier nur im allgemeinen Angedeutete zu bestätigen, zugleich aber auch zeigen, eine wie mifsliche Aufgabe es für unsern Standpunct der Sanskritkenntnifs ist, ein solches Gedicht wie den Meg'adûta ganz ohne Hülfe der Scholien verstehn zu wollen.

Çl. 1. Es fehlt im Glossar das Subst. mahiman, m. Gröfse, Hoheit (vergl. Nalod. I. 53. wo es der Scholiast durch „mahatô b'ava:" erklärt).

Çl. 2. vaprakrîdâ. Hr. G. bemerkt zu diesem Worte im Gl. „vocabulo vapra tribuenda videtur campi notio, die Grundbedeutung jedoch der von Wilson im dict. angegebenen Bedeutungen ist „Wall, Erdwall" und diese hat es auch in unserm Compositum, daher erklären es die Scholien vapre udd'rtamrtkûte krîdâyai parinata: pramatto. (leg. pranato) yo gag'a: und vapre tate parinata: krîdayâ pravrttaç c'âsau gag'açc'êti. Hr. G. stützt sich bei seiner Erklärung von vapra = campus besonders auf Kum. Sam... II. 50. tatâg'ata aber die Grundbedeutung von tata ist „Saum, Grenze", daher „Ufer eines Flusses" und „Saum des Berges" weshalb der Schol. des Çiçupâb II. 39. das gleichbedeutende Femininum tatî durch sânu erklärt, und auch tata sich so gleich sânu gebraucht findet, Çring. 7, wo es Hr. G. nicht genau campus, tractus übersetzen will.

Çl. 4. nab'asi erklären drei Scholiasten die nicht näher bezeichnet sind besser als das Glossar (nubes, aer) durch çrâvane, da dieser Monat auch nab'as heifst; statt sampraty agrai: liest einer derselben, wie auch im Wilson'schen Text steht sa pratyagrai; und erklärt es durch navînai:.

Çl. 8. pratyayâd âçvasantya: das Gl. giebt pratyaya durch fiducia, welche Bedeutung es allerdings hat, aber sie reicht hier nicht ganz aus, B. erklärt es: pratyayân niçc'ayâd âçvasantya: | avaçyam eva g'aladâgame kânta: samâgamis'yatî 'ti vimrçya svast'îb'avantya: | tat'â c'a pratyaya: sapat'e (leg. çapat'e) g'ñâne viçvâse niçc'aye tat'ê 'ti viçvakos'a:.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

1. *Kalidasae Meghaduta et Çringaratilaka ex recensione J. Gildemeisteri.*
2. *Die falsche Sanskritphilologie u. s. w. von J. Gildemeister.*

(Fortsetzung.)

Çl. 9. B. te sagarva: st. toyagrd'nu:, einige Handschriften lesen auch toyagrâhya (:); ferner R. âbadd'amânâ: und K. âvidd'amâlâ.

Çl. 10. Das Gl. hat pâti maritus, R. K. M. V. erklären aber sadya: pâti hrdayam „das sogleich sinkende Herz". Der Sinn ist: wie die Blume, wenn sie von der Pflanze getrennt wird, sogleich sich schliefst, so schliefst sich auch das liebende Herz der Frauen bei der Trennung, indem es sogleich sinkt.

Çl. 11. Die Scholien schreiben hier sowohl als 9. çubagam und hier wie auch an andern Stellen vis'a statt visa.

Çl. 12. kâle kâle. Das Gl. hat subinde, certo tempore, K. erklärt es durch prativars'am M. vars'e vars'e.

Das Gl. giebt nic'ula blos als vestis superior velamen, tegumentum an; in dieser Bedeutung hat es hier aber gar keinen Sinn und die bei W. dict. s. v. voranstehende „a plant (Baringtonia acutangula) ist die hier einzig brauchbare.

Çl. 14. B. unmuk'âb'ir.

Çl. 15. valmîkâgrât. B. K. erklären dies Wort schlechthin durch „Ameisenhaufen". (K. pipîlikâdikrto mrtsanc'ayaviçes'avartmîkas tadagrab'âgât und B. ûyikâkrtamrtst'ûpâgrât); M. sagt purastât pûrvasyâm diçi valmîkâgrât râmagiriçrngât raviraçmiupâstatvât pratamata (:) prakâçata ityart'a: er nimmt also valm. als den Gipfel des Râmagiri auf den die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fallen und so an der Wolke den Regenbogen hervorbringen, danach wäre dann der Abl. valm. von purastât abhängig und zu übersetzen „der Bogen des Indra zeigt sich auf der Ostseite des Râmagiri"; so scheint es auch Hr. G. genommen zu haben, dem indefs die Auffassung von valmîka = tumulus, collis, wie das Fragezeichen im Glossar andeutet, zweifelhaft scheint; und so schlechthin kann es diese Bedeutung allerdings nicht haben, sofern aber die nur an der obersten Spitze beleuchtete Kuppe des Berges darunter verstanden ist, dürfte die Erklärung ganz passend sein. Allein R. bringt eine andre ungleich vorzüglichere, indem er es durch sûryât commentirt und hinzufügt valmîka: sâtape meg'e, valmîka: surya ity apîti kos'ântaram. Es ist demnach valmîkâgra die eben aufgehende Sonne, deren Ball sich halb über die Erde erhebt und so dem runden Ameisenhügel verglichen wird, diese steht im Osten und bestrahlt die auf dem Berge stehende Regenwolke, an welcher so der Regenbogen erscheint. Andre Commentare (K und S) erklären purastât fälschlich durch agratas und agre und diese widerlegt R, indem er sagt: purastât agrata iti vyâk'yânam na yuktam | agrastam d'anur aindram açub'am g'âyate iti yatrâyâm (?) nisidd'am uttarâb'imuk'asya pûrvadigavast'itam aindram d'anur daxinato b'avatîti çub'asûc'akam. — M. liest gopaves'asya st. — veçasya.

Çl. 17. sâd'umûrd'nâ nimmt Hr. G. als ein Wort; die besseren Commentare R. K. M. nehmen sâd'u als Adverbium, und das ist auch wohl, da das dem Berge beigelegte Prädicat sânumân ziemlich mit sâdumûrd'nâ in seiner Bedeutung übereinstimmen würde, die bessere Auffassung. R. und K. erklären es yôgyam yatâ syât. M. durch samyak, es steht also in der Bedeutung „geziemend, willig". — R. M. lesen statt vanopaplavam (was B. und S. haben) davopaplavam, was vorzuziehn sein möchte, da es die bessern Commentare sind. — R. raxyati. M. vaxyati.

Çl. 17. 18. Zwischen diesen beiden Strophen hat Hr. G. die Strophe ad'vaklântam ityâdi wohl mit Recht

Digitized by Google

ausgestofsen, von unsern Commentaren erklären sie nur B. und V. Wenn übrigens Hr. G. sagt, dafs die beibehaltene Strophe die gewähltere Sprache habe und sich dabei grade auf sâd'u = tunga stützt, so möchte man hier gröfsere Ausführlichkeit wünschen, da, wie wir oben sahen, die bessern Commentare sâd'u anders fassen.

Çl. 19. b'ûtim erklärt Hr. G. im Glossar als den Saft, der zur Brunstzeit aus den Schläfen der Elephanten quillt, allein wenn dieser auch mit der Revâ verglichen werden könnte, so sieht man doch nicht ein, wie er am Körper des Elephanten in die Ordnung von heiligen Zeichen (b'aktic'eda) gebracht werden kann, da er ja eben fliefst und die Ordnung in jedem Augenblick durch den neu hervorquillenden Saft gestört wird. Die Scholien erklären daher (mit Ausnahme von B und V die das Wort nicht commentiren) b'ûti anders. *) Die Erklärung von R und K durch mandalam sowie die von S durch çôb'âsampadam ist wohl die beste, und mandala in der von Wilson im dict. angegebenen Bedeutung von a mystical diagram zu nehmen. b'ûti ist demnach ein Kreis der durch bestimmte Linien an dem Körper des Elephanten von dessen Treiber (hastipaka) gebildet wird und ihm besondre Heiligkeit und Schönheit verleiht. Die Art der Anfertigung eines solchen Kreises möchte vielleicht aus Mallinâtha's Erklärung durch b'asma hervorgehn, indem wahrscheinlich die Linien durch die Asche von Opferthieren auf dem Körper des Elephanten eingerieben wurden; nach der Erklärung von K. jedoch bestände er in einem mit bunten Steinen besetzten Gürtel, obgleich in diesem Falle die Erklärung von narmadâ' pi vic'itropalaraçmib'ir nânâvarnâ gezwungen ist. Der Flufs Narmadâ wird demnach einem solchen Kreise verglichen, und wie dieser aus nicht zusammenhängenden Linien besteht, so kommt sie an dem felsigen Fufse des Vind'ya sich brechend bald hier bald da zum Vorschein und fafst das Gebirge auf dieselbe Weise ein, wie der Kreis den Körper des Elephanten.

Çl. 20. B. R. lesen kung'a st. s'anda ebenso W. B. H.; deshalb ist wohl der Umstand dafs der Dichter jenes Wort erst im vorhergehenden çloka gebraucht hatte, nicht hinreichend um die Lesart s'anda, die allein D hat, aufzunehmen.

Çl. 25. W. B. H. lesen atimahat, aus D ist avikalam in den Text genommen; jene Lesart bestätigen R. M., was die übrigen lesen ist nicht ersichtlich, jedenfalls ist auch hier die erstere Lesart vorzuziehn. — Alle von H. G. verglichenen Handschriften lesen ferner labd'â, ebenso B. R. K. M., doch bemerkt R., dafs Andere auch labd'vâ haben, was wohl vorzuziehn, und deshalb bereits von H. G. als Conjectur in den Text genommen ist. Uebrigens erklären die Scholien labd'â nicht als zweite, sondern als dritte sing: indem sie ein b'avân ergänzen.

Çl. 26. yauvanâni giebt das Glossar nicht passend durch coetus puellarum, die Scholien erklären es besser R. durch târunyâni, K. yuvakarmâni, S. yûnoḥ karmâni.

Çl. 27. R. führt eine Lesart navanadî — an.

Çl. 28. B. R. sp'urana was besser ist. — B. R. ug'g'ayanî.

Çl. 29. B. R. st'alitasub'agam s t. sk'alita, — sie erklären es st'alitena pâs'ânena itasta-taspâtena.

Çl. 30. çîrna giebt das Gl. durch deciduus, das ist aber schon durch b'rançin ausgedrückt und çîrna ist „abgerissen, abgeschüttelt." V. hat wie D. g'irna-parnai: „die gealterten Blätter," was sehr poetisch ist und vorzuziehn sein möchte; was die übrigen Commentare lesen ist nicht ersichtlich.

Çl. 34. gânai: Das Gl. hat nur caterva, grex, es ist aber hier bestimmter die mythische Schaar der Begleiter des çiva, daher von einem Schol. durch çam karapârçvadair (lies — gair) erklärt. — snâna erklärt das gl. durch lavatio, die Commentare besser durch „Salbe." snâniyam c'andanâdi, ein Dritter snânena sugand'idravyena — snâniye ˢ b'is'ave snânam iti yâdava., in dieser Bedeutung findet es sich auch Ritus I. 4

Çl. 35. âmantrânâm das Gl. bemerkt zu dem Wort si lectio vera „salutatio" und in der Vorrede entscheidet sich Hr. G. für die Conjectur des Hrn. Schütz zu Bielefeld der âmandrânâm dafür lesen will. Die vo

*) Und zwar sagt R.: gag'asyânge b'aktic'edair lek'âk'andair virac'itâm nirmitâm b'ûtim mandalam iva draxyasi. K. gag'asyânge çarîre b'aktic'edai: rek'âvinyâsaviçes'ai rac'itâm kalpitâm b'ûtim g'ag'amandalam iva | gag'amandalam hi vic'itropalaraçmib'ir nânâvarnam narmadâ'pi vic'itropalaraçmib'ir nânâvarné'ti sâmyam | b'âti: çrîr gag'amandalamb'ûtir b'asmani sampadi — S. b'aktic'edai: vib'âgab'edarek'âviçes'ai: virac'itâm hastipakâdib'i: krtâm b'ûtim çôb'âsampadam iva nadîm ity art'a: | vind'yapâdasya gag'atulyatvam vakragatâyâ nadyâ rek'âtulyatvam. — M. b'aktic'edai: k'anditab'aktiprakarair virac'itâm b'ûtim iva b'asme've'ty art'a:.

Digitized by Google

ms beuutzten Scholien merken keine abweichenden Lesarten an, wohl aber erklärt B. âmantrânâm durch is'adgamb'ûrânâm, er fafst also das Wort in demselben Sinn, den Hr. Schütz dem Worte âmandra giebt, demnach möchte wohl die von allen codd. mit Ausnahme von D. gebotene Lesart beizubehalten sein, zumal da der Sinn, welchen ihr B. beilegt, sehr nahe liegt, indem ja der mantra ein leises, in dumpfem Murmeln bestehendes Gebet ist; nur ist âmantra dann natürlich nicht als Substantiv sondern als Adjectiv zu fassen.

Çl. 37. Zum Verständnifs des Verses setzen wir was M. und V. darüber sagen, in die Note. *)

Çl. 38. B. wie D. snigd'ayâ. Ferner haben statt des im Text stehenden mâ sma B. R. mâ c'ab'ûr, was wegen der bessern Verbindung vorzuziehn ist; B. fügt seiner Erklärung hinzu c'açabda êvârt'e kuta:. Das gl. erklärt viklava durch perturbatus, confusus, es ist aber timidus cf. Ws. dict. overcome with fear und M.'s Erklärung svab'âvab'îrava. —

Çl. 40. B. prâleyâçrum st. — âcram. Çl. 41. B. M. S. vis'adâni st. viçadâni. —

Çl. 42. B. bemerkt, dafs eine Lesart vipulag'ag'. sei, doch ist die aufgenommene vorzuziehn.

Çl. 43. çroto giebt das Gl. durch auris was gar keinen Sinn giebt; die Commentare erklären es durch „Vase" (der Etymologie nach „der Fliefser!") was offenbar das Richtige ist. S. nâsâvivarasya d'vanitena sub'agam suk'ag'anakam yat'â syât tat'â dantib'ir pîyamâna:. V. çroto suvegendriyayor ity amara: — *parinam* erklärt das Gl. durch inclinare, es ist aber hier als causs. zur Reife bringen, wie auch parinata reif heifst. Daher S. paripâc'ayitâ und M. udumbarâni g'anâgame pac'yante. — *nicai:* ist hier nicht wie das Gl. will deorsum, sondern „sanft", wie es die Commentare erklären. R. çîto vâyur mandam vâsyate. M. mado na tu pratikûla:.

Çl. 44. vâsavînâm, B. erklärt es durch indrasambandinînâm, also zum Vasava = Indra gehörig. **) B. K. V. S. lesen samb'ûtam, und daraus dafs die Lesart der andern beiden Commentare nicht erwähnt ist, läfst sich vermuthen, dafs diese dieselbe Lesart darbieten. Die angeführten Commentatoren erklären es übrigens als wenn sambrtam dastehe, nämlich B. arpitam, K. nixiptam, V. sanc'itam, S. sanxiptam.

Çl. 45. putraprêmnâ, denn Skandas reitet auf einem Pfau. R. skandasya mayûravâhanatvât tasya mayûram api âpyâyaye: — *g'yotir* erklärt das Gl. blos durch splendor, lux, es ist aber hier richtiger wie es B. erklärt „Stern", „der Pfauenschweif, der Sternreihen umschliefst." In derselben Bedeutung steht es auch çl. 67. — *prâpin* oder prâp, fehlt im Gl. Die Commentare erklären es auf zweierlei Weise, entweder als Acc. Neutr. zu varham gehörig, dann heifst es „die Blätter des Lotus (an Schönheit) erreichend", oder als Loc. von prâp. „an das mit Lotusblatt geschmückte Ohr" steckt sie die Pfauenfeder. M. liest b'râg'i und das möchte die vorzüglichere Lesart sein.

Çl. 46. Den hier berührten Mythos erzählt K. *) — B. çroto st. sroto — parinata fafst das Gl. in der Bedeutung inclinare, besser aber ist es mit B. R. M. als pâkam yâta: oder pravrtta: zu nehmen.

Çl. 47. R. muktâganam st. °gunam — êka übersetzt das Gl. durch simplex, besser mit B. herrlich, prächtig advitîyam çres'tam vâ.

Çl. 48. R. g'us'âm st. mus'âm, B. c'armanvatyâ: pâre daçapuram nâma nagary asti. — paric'ita das Gl. giebt paric'i durch cumulare, augere, das pafst aber nicht; paric'ita ist Adj. des Compositums b'rûlatâvib'rama und in der von Ws. dict. gegebenen Bedeutung known, acquainted with zu nehmen, „Frauen, welche es verstehn mit ihrer Brauen Ranken zu umstricken"; so erklären es auch B. R. K. — R. K. erklären krs'nasâra durch „schwarze Augen" was ungleich schöner ist. R. krs'namandalasya prab'â. K. c'axurgolakasya prab'â, krs'nasâra °prakrs'namanda-

*) M. sadya: gag'âsuramardanânantaram b'agavân mahâdêvas tadîyam ârdrûg'inam b'ug'amandalena bib'rat tândavam c'akâra. V. çivo hi sadya: krttagag'ac'arma paçc'âddeçe samuxipya sand'yâyâm nrtyati tataçc'a prs'tadeçâçritena tvayai'vatat kâryam kartavyam.

**) K. erzählt den hier berührten Mythos so: iti purâ kila çrûyate | târakopaplavâd eva raxârt'am çivena parvatyâm vîg'am xiptam tad vîg'am vahner apy ad'ikam ity asahamânayâ parvatyâ vahnau xiptam vahninâ c'a g'âhnavyâm tayâ c'a çaravane tata: samutpanna: skanda: s'atkrttikâbi: paripûs'ito ʒ nudinam vardd'amânas tam târakam nig'ag'âne'ti purânakat'â.

*) Kat'â c'aitâdrçî vantidevanâmnâ (V. daçapurapati mahârâg'a)nrpena gômed'asahasrair is'tam tatra kapilânâm gavînâm mâranât rs'iprab'âvât c'armanvati nâma çudd'atoyâ sampannâ sâ hi rantidevasya kîrtitvena prasidd'â.

Digitized by Google

lam c'axur iti udyôtkaratikâ | und fügt noch eine andre Erklärung hinzu at'avâ krs'nasârâ prakrs'takrs'nâprab'â.

Çl. 49. piçunam das Gl. atrox, crudelis, ist unpassend. Ws. dict. a spy, an informer „der Verräther des Mordes des Xatras", so auch B. R. K. M.

Çl. 50. B. ab'igamam. R. ad'igamam.

Çl. 51. Die Commentare schreiben kalak'alam. — K. vibasye'va, wie D., was vorzuziehn ist. —

Çl. 52. ac'c'asp'atika übersetzt das Gl. schlechthin durch crystallus, besser aber ist ac'c'a als pellucidus zu fassen, also „das wie klares Krystall weifse Wasser." R. svac'c'asp'a — mit gleicher Bedeutung. — K. M. bestätigen die Lesart sangameva, die offenbar die richtige ist; sie bemerken ferner zum Verständnifs der Stelle, dafs das Gangâwasser weifs, aber das der Yamunâ schwarz sei. — K. R. çrotasi. R. sansarpantyâs. —

Çl. 54. B. liest fälschlich xavita statt xayita. B. R. uttarânâm. —

Çl. 55. asahanâ: das Gl. inimicus, was gar nicht pafst, es gehört zu muktad'vanim und heifst „nicht zu ertragen vermögend", ebenso wenig läfst sich tumula als Subst. strepitus fassen, es ist Adj. und heifst „rauschend", wie es auch die Scholien erklären und oft genug im Mahabt. vorkommt. R. sângabangâya st. svângab'.

Çl. 56. B. V. upahitabalim, was wohl das Richtige ist. — B. c'aranaçyâmam, erklärt durch pâdac'ihnam. — B. liest noch fälschlich drd'am st. dûram und udd'atapâpâ:. —

Çl. 57. nirhrâdî, das Gl. erklärt dies Wort durch resonans, nach den Scholien ist es aber „tief, dumpftönend." —

Çl. 58. upatatam, das Glossar margo, ora, was aber durchaus nicht angeht, es mufs jedenfalls ad. verbial gefafst werden, so auch B. R. M. V. tatânâm samîpe | prântadeçasamîpe. — tiryagâyâmaçob'î. Dazu bemerkt M. yat'âpûrvam valiband'anôdd'atasya (lies — nodgatasya) vâmanarûpina: çribare: çyâmac'arana(s) tiryaggâmî çuçub'e tat'â tvam api çob'âb'âg'anam b'avis'yasi 'tyart'a.

Çl. 59. Die Scholien erklären prast'a besser durch sânu, vgl. auch Ws. dict.

Çl. 60. snigd'a übersetzt das Gl. durch jucundus mit einem Fragezeichen. B. R. erklären es durch tailâdi, also Oel, u. s. w. und das ist das Richtige. —

Çl. 61. b'angîb'aktyâ. Das Gl. giebt b'angî durch fractio incurvatio und b'akti, cultus, veneratio und so fafst es auch B., allein viel vorzüglicher ist die Auffassung von K. und M., die b'angî als „Woge" nehmen, und b'akti als „Theilung"; H. bemerkt noch dazu b'akti: sevarac'anayor ity anekârt'a: — B. vic'aret und vic'aritavapur. — K. kuru statt vrag'a, was ursprünglich Glosse gewesen und so in den Text gekommen sein mag. —

Çl. 62. K. V. g'armalabd'asya statt des bessern çarmal.

Çl. 64. na na. Das Gl. sagt na na valet ad augendum simplex na, der Sinn erfordert aber hier grade das Gegentheil, es bejaht hier und das sagen auch die Commentare. B. dvau nanc'au prakrtyartam gamayata: und R. na na g'ñâsyase api tu g'ñâsyasa eva dvayor nis'ed'ayo: prakrtârt'asya gamakatvât. — R. çub'ravrndam statt des bessern ab'rav. — utsange erklären die Scholien durch krode und das ist die gewöhnliche und hier passendste Bedeutung, ebenso çl. 84. Das Glossar giebt es beide Male durch declivitas. —

Wir müssen, obgleich die folgenden Verse sowie dss Çrngâratilakam noch reichlichen Stoff zu Bemerkungen darbieten, diese hier schliefsen, um diese Anzeige nicht allzuweit auszudehnen, und wollen noch mit ein Paar Worten der sub No. 2. angeführten kleinen Broschüre gedenken.

Man würde sich täuschen, wenn man glaubte, dafs der Vf. mit derselben wirklich die Existenz einer falschen Richtung in der Sanskritphilologie, wie sie die erste Hälfte des Titels ausspricht, darthun wolle, sondern die Schrift ist nichts als eine Antikritik der Höferschen Recension über Lassen's Anthologia Sansc. in den Jahrb. f. w. Kr. Juni 1840. Bei ihrem rein persönlichen Character würde sich dieselbe nun nicht zu einer wissenschaftlichen Beurtheilung eignen, wenn nicht der Vf. (S. 4) den Vorwurf der Persönlichkeit dadurch abzuweisen suchte, dafs er sagt, wenn er wirklich die Wahrheit rede, so könne es gleichgültig sein, ob das aus persönlichen Rücksichten geschehe oder nicht

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

1. *Kalidasae Meghaduta et Çringaratilaka ex recensione J. Gildemeisteri.*
2. *Die falsche Sanskritphilologie u. s. w. von J. Gildemeister.*

(Schluſs.)

Diese Wahrheit vom wissenschaftlichen Standpuncte mit ein Paar Bemerkungen zu beleuchten, möge uns hier vergönnt sein, und erweist sich diese als nichtig, so wird sich auch der falschen Sanskritphilologie leicht ihr Platz im Gebiete der Träume darbieten. — In No. 28. 29. greift Hr. G. Hoefer deswegen an, daſs er Anthol. p. 27, 1. statt eines Choriambus einen Jon. a. min. in den Text setzen wolle und meint, daſs dieser zwar in der epischen Poesie, nicht aber in der lyrischen und Spruchpoesie, der dieser Vers angehöre, vorkomme. Hier hätte Hr. G. wissen sollen, daſs diese späteren Dichter ihre Sentenzen, wie das ja auch ganz natürlich ist, sehr oft nicht selbst dichten, sondern früheren Gedichten, namentlich aber den epischen, entlehnen; nun konnte aber auch dieser Vers einer solchen Quelle entstammen, und wir sehen deshalb keinen Grund, der Hrn. Hoefer hätte hindern sollen den Jon. a. min. in den Text zu setzen, wohl aber einen, der Hrn. G.'s Wahrheitsliebe in keinem sonderlichen Lichte erscheinen läſst. Er sagt nämlich, der Vers sei im Uebrigen dem Schema der Upagâti vollkommen gemäſs, demnach müſste er überall im zweiten Fuſs den chor. enthalten, *nun steht aber gleich in b.* 1. *der dritte Epitrit*, ein selbst in der epischen Poesie sehr seltner Fuſs, den sich ein späterer Dichter niemals erlauben würde; und diesen Fuſs nennt Hr. G. vollkommen dem Schema gemäſs! — Ueber die *Art*, wie er in No. 60. ein Paar von H. übersetzte Çlokas angreift, wollen wir uns hier nicht weiter auslassen, jedenfalls aber hätte er fühlen sollen, daſs eine solche Sprache eines gebildeten Mannes unwürdig sei, er hätte glauben sollen, daſs auch Hr. Hoefer seine wohlfeile Weisheit von der Beschaffenheit des Çloka besitze; wenn er nun aber ganz *im Allgemeinen* von Çloka sagt, daſs bestimmte Füſse (mit hauptsächlich jambischem Rhythmus) nicht in ihm stehn dürfen, so gilt dies allerdings für die epische Poesie meistens, für die lyrische und dramatische immer, der Rig. V. dagegen zeigt grade in diesen Stellen meist den jambischen Rhythmus, den Ref. daher als den ursprünglichen des ganzen Maaſses ansieht (vgl. Zeitschrift f. Kunde des Morgenl. Bd. 3, Heft 1), welcher Ansicht auch Hr. Prof. Lassen (ebd. Heft 3) beistimmt. Wenn Hr. H. daher diesen jambischen Rhythmus in seiner Uebersetzung hauptsächlich hervortreten läſst, so hätte Hr. G., der doch sonst überall Absichtlichkeit vermuthet, gut gethan, diese auch hier anzunehmen, und dann die Wahrheit nicht soweit zu beeinträchtigen, daſs er die unzähligen Stellen des Rig Veda, die nicht zu seiner (oder vielmehr Hrn. v. Schlegel's) Regel passen, mit Stillschweigen überging. — In No. 41. und 42. wollen wir uns nicht darauf einlassen Hrn. Hoefers Auffassung der beiden Verse Anth. p. 3, 8—9 und p. 14, 11—12 zu rechtfertigen; nur das bemerken wir, daſs wenn Hr. G. sagt: „Warum man nicht vom Knoblauch sprechen solle, weiſs gewiſs nur Hr. H. allein," dieser Spott sich gegen ihn kehrt, der nicht weiſs, daſs der Knoblauch unter den den Brahmanen verbotenen Speisen bei Manu lib. 5. 5. obenan steht. Freilich konnte aber Hr. H. nicht meinen, daſs man nicht vom Knoblauch sprechen solle, sondern nur, daſs man nicht davon sprechen solle, wenn ihn Jemand gegessen, ebenso wenig wie man andre schlechte Thaten, die im Hause vollführt werden (grihê duçç'aritâni), kund machen solle. — In No. 47. geht Hr. G. gegen die Bemerkung H.'s zu Felde, daſs die Inder zuweilen von *zehn* Weltgegenden sprächen und sagt (H. hatte sich auf Hrn. v. Schlegel's Anmerkung zum

Digitized by Google

Ramayana und eine Stelle des Mahabh. berufen, die er jedoch beide nicht näher citirte): „Ich habe mir die Mühe gegeben sie (die Anmerkungen) danach durchzusuchen, jedoch nichts gefunden, während ich alle Ursache habe, mein Exemplar für ein vollständiges zu halten" und „es mag sich mit der Stelle des Mahab'arata wohl nicht besser verhalten". Wir fordern ihn deshalb auf in seinem Ramayana Vol. I. P. II. p. 149. Nota 1. lin. 7. nachzusehn, wo klar und deutlich steht: „etiamsi octo plagae coelestes vel, quod interdum fit, *decem* numerentur", zugleich möge er sich aber anstatt der einen Stelle des Mah. lieber gleich drei merken, nämlich lib. III. 10667. diçô daçô 'ktâh purus'asya lôkê und ib. 17246 nirfxasva diçô daça, ib. V. 305. pratapantam diço daça, die ihm wohl seine Zweifel nehmen, dann aber auch lehren werden, dafs wir in der Sanskritphilologie vorzugsweise noch allzumal Schüler, und einer von dem andern zu lernen berufen sind. Schliefslich können wir nicht umhin, die wahrhaft unwürdige Sprache, die in der ganzen Schrift herrscht, noch einmal auf's ernstlichste zu rügen, und Hrn. G. daran zu mahnen, in welcher barbarischen Nation er sich naturalisirte, als er sein S. 7 genanntes kritisches Instrument ergriff.

A. Kuhn.

XXI.

Kaschmir und das Reich der Siek von Karl Freiherrn von Hügel. Erster und zweiter Band. Stuttgart, 1840.

In doppelter Hinsicht mufste das angeführte Werk grofse Erwartungen rege machen, seines Inhaltes wie seines Verfassers halber. Denn jedem nur einigermafsen Gebildeten ist Kaschmir, das Kindheitsland des Menschengeschlechts, dessen Ruhm im Orient nicht geringer als in Europa ist (Theil 1, S. 24), bekannt, und der Name des Reisenden, der es uns hier schildert, ist in Verbindung mit seinen weiten, zum Vortheil der Wissenschaft unternommenen Reisen so häufig und so ehrenvoll erwähnt worden, dafs es nur erwünscht sein konnte, endlich etwas mehr von seinen Forschungen zu vernehmen als kurze Beschreibungen neuer westaustralischer Pflanzen und die Abhandlung im 6ten Bande des Journales der Londoner geographischen Gesellschaft, welche der Vorläufer dieses Werkes gewesen ist. Hr. v. Hügel giebt hier eine Episode, ganz aus dem Zusammenhange seiner Reisen gerissen; sein Besuch in Kaschmir fällt in die letzten Monate des Jahres 1835.

Bekanntlich gehört das Land Kaschmir zu den Hochgebirgsthälern des grofsen Gebirgsgürtels, der den Hochflächen des inneren Ostasiens auf der Südseite vorgelagert ist. Von allen Thälern desselben ist es ohne Frage das ausgedehnteste und bedeutendste; sein Name ist im Abendlande schon vor Jahrtausenden (durch Herodot) genannt worden, demnach ist es bei weitem früher als irgend ein andrer Theil des Himalaya bekannt, gehörte aber dennoch bis zu Hrn. v. Hügels Besuche zu den am wenigsten erforschten Theilen dieser Gebirgslandschaften. Aber die eigentliche Entdeckung des Himalaya ist auch durchaus erst das Product der letzten Jahrzehende gewesen; sie begann bekanntlich (nach den schon dem Ende des vorigen Jahrhunderts angehörigen Gesandtschaftsreisen einzelner Engländer nach Tübet und Nepal) 1808 mit Webb und Rapers Reise zu den Gangesquellen, und besondere politische Verhältnisse beschränkten die Untersuchungen der Engländer seitdem auf die Gegenden zwischen den Flüssen Sutluj und Kali, einen verhältnifsmäfsig kleinen Raum, den zu überschreiten die ängstliche Politik der ostindischen Compagnie ihren Beamten untersagte. Daher kam es, dafs, während Kanawar, Gurwal, Kemaun in der alle Vorstellung übersteigenden Grofsartigkeit ihrer Naturverhältnisse uns kaum weniger bekannt geworden sind, als dies mit manchen Theilen der europäischen Alpen noch jetzt der Fall ist, grade die ausgedehntesten und wichtigsten Theile dieses colossalsten aller Hochgebirgsländer wie mit einem dichten Schleier verhüllt blieben, und Kaschmir besonders erschien bisher noch fast stets in dem wunderbaren und phantastischen Glanze strahlend, den es den Schilderungen des wackeren Bernier (1665), zur Zeit als die Mongolenherrschaft in Hindostan auf dem Gipfel ihrer Blüthe stand, verdankte. Diesem Zustande der Dinge hat für diesen Theil des Himalaya die Reise, deren Bericht uns hier beschäftigt, ein Ende gemacht.

Der erste Theil des Werkes enthält die Reise

Digitized by Google

nach und durch Kaschmir. Den Gedanken dazu faſste Hr. v. Hügel bei seinem Aufenthalte in den englischen Stationen auf den Vorhöhen des Himalaya, und die Ausführung konnte eben nicht viel Schwierigkeiten haben (mit Ausnahme derer, welche das Reisen in Gebirgsgegenden überhaupt und auſserdem in Ländern, deren Bildungszustand ein so eigenthümlicher, deren politische Gestaltung so wenig geordnet ist, nothwendig mit sich bringen muſs), da die Befehle der ostindischen Compagnie Hrn. v. Hügel, der mit ihr in keiner Verbindung stand, nicht hemmen konnten, andrerseits aber sein gutes Vernehmen mit den englischen Beamten in jenen Gegenden und der Einfluſs, den sie auf den mit den Engländern eng verbundenen Maha raja Runjiet Singh von Lahore, den damaligen Beherrscher von Kaschmir, ausübten, das Vorhaben des Reisenden sehr erleichtern muſsten. Von Simla aus erreichte Hr. v. Hügel den Sutluj (Th. 1, S. 83), wo er die Grenze des englischen Gebietes überschritt und das Panjab und damit Runjiet Singhs Reich betrat. Von hier folgen wir dem Reisenden durch ein Gebiet, das von Europäern bisher entweder noch gar nicht berührt, oder, wo dies der Fall war, doch nur auf eine für die Wissenschaft ganz ungenügende und unersprieſsliche Weise geschildert worden ist, weshalb man es denn auch um so höher schätzen muſs, daſs Hr. v. Hügels Darstellung hier wie überall so sorgfältig und genau ist, daſs der Leser dadurch ein deutliches und bestimmtes Bild von so wenig bekannten Gegenden gewinnt. Vom Sutluj führt der Reisebericht uns durch ein bisher noch nie geschildertes Land von Belaspur an jenem Grenzflusse an über Jualamuki, dessen berühmter Tempel mit den merkwürdigen Quellen entzündeter Gase, (die den von Alexander v. Humboldt in Kumana erwähnten Erscheinungen (Reise in die Aequinoctialgegenden Th. 2, S. 71 ff.) auffallend ähnlich zu sein scheinen) genau geschildert wird, und Nurpur nach Jommu. Man lernt auf dieser Strecke ein Land kennen, wie es sich so gewöhnlich vor Gebirgländern auszubreiten und den Uebergang zu den tieferen Ebenen zu bilden pflegt, und wie es sich auch ohne Zweifel östlich vom Sutluj finden wird, ohne daſs es dort in den Schilderungen der Engländer so bestimmt hervorgetreten wäre, ein Land, das bei groſser Abwechslung im Kleinen doch den vorherrschenden Charakter einer sanft geneigten Ebene trägt, während blos die tief eingeschnittenen, von felsigen, selbst bergigen Steilabhängen begrenzten Fluſsthäler noch an die Natur des nahen Gebirges erinnern. Auf dem ganzen Wege bis Jommu lagen die Schneeberge des Himalaya in nicht groſser Entfernung gegen Norden, und wenn man beachtet, wie wenig diese Theile des Hochgebirgslandes (Ritters sogenannter Kulu himalaya) bekannt sind, so wird man es Hrn. v. Hügel um so mehr Dank wissen, daſs er die Richtung und Ausdehnung dieser ersten Schneeketten so genau beachtet hat. Bald hinter Jommu (von Aghnur an, Th. 1, S. 158) führte der Weg endlich in das Gebirgsland selbst über mehrere parallele Gebirgsketten ganz so, wie es östlicher am Ganges und Jumna der Fall ist; hinter den ersten Ketten folgt das breite Thal von Rajauri, das in seiner Bildung vollkommen dem östlicheren Dehradun entspricht, und in dem noch die tropische Vegetation allenthalben vorherrscht. Von da ersteigt man das eigentliche Hochgebirge in dem (12952 Fuſs hohen Th. 2, S. 155) Passe Pir panjahl, demselben, den schon Bernier geschildert hat, von dessen Höhe man die gewaltigen Eisgebirgsmassen, die nördlicher Kaschmir von Tübet trennen, mit den beiden hohen Piks Mer und Ser übersieht (Th. 1, S. 193), und gelangt am nördlichen Abhange desselben in das berühmte Thalland, dessen von früheren Reisenden nicht überschätzte natürliche Reize im grellsten Gegensatze mit dem gänzlichen Verfall und dem grenzenlosen Elend seiner Bevölkerung, eine Folge der Eroberungen, Bürgerkriege und des Druckes der Herrschenden, stehen, und das sich in so vielen Dingen von ähnlichen Gebirgsthälern unterscheidet, durch seine Ausdehnung und die Bildung seiner Oberfläche, wie durch seinen langsamen, in groſsen Serpentinen sanft hinströmenden Fluſs und seine trockne, niemals durch einen Windstoſs bewegte Atmosphäre. Hr. v. Hügel besuchte zuerst die Hauptstadt des Landes, die denselben Namen führt, ging denn am Flusse Jilum aufwärts bis an das obere Ende des Thales, wo der Fluſs aus dem Hochgebirge in dasselbe hineintritt, und verlieſs es dem Jilum abwärts folgend über den See Wuller durch den Paſs von Baramulla, den der Fluſs am Südwestende des Thales durch die Gebirge sich gebrochen hat; kurz vorher erstieg der Reisende noch den Paſs von Banderpur

Digitized by Google

oder Nunnenwarre, der über die Schneegebirge im Norden von Kaschmir nach dem erst neuerdings durch den unternehmenden Engländer Vigne bekannt gewordenen Jskardu führt.

Der zweite Theil ist der genaueren Beschreibung des Landes gewidmet und zerfällt in eine Reihe sehr verschiedenartiger Abhandlungen. Auf eine kurze und im Ganzen nicht erschöpfende Untersuchung über den Namen folgt die Geschichte von Kaschmir, deren erster gröfserer Theil nichts weiter als ein Auszug aus dem durch Wilson bekannt gemachten kaschmirischen Geschichtswerke, dem Raja Taringini, ist. Wir müssen offen gestehen, dafs dieser Theil des Werkes uns am wenigsten befriedigt hat. Es giebt nichts Unerfreulicheres als diese kahlen, inhaltslosen Reihen von Königsnamen, untermischt mit mehr oder weniger mährchenhaften Erzählungen, wie sie die älteren asiatischen Geschichtsbücher fast durchaus darbieten; man erstaunt, wenn man (Th. 2, S. 95) sieht, welcher Art die Chronologie im Raja Taringini ist, und was für gewaltsame kritische Mittel Wilson anwenden zu müssen geglaubt hat, um aus diesen Namen und Zahlen eine nur einigermafsen glaubwürdige Geschichte zu machen. Hr. v. Hügel hat sich wie gesagt begnügt, (und wenn man bedenkt, wie es mit der älteren Geschichte Indiens jetzt noch steht, ist das auch nicht zu tadeln), einen Auszug aus dem alten Geschichtsbuche zu liefern, er ist hierbei auch nicht darauf eingegangen, die schwierige Frage über das Verhältnifs der Buddha- und Bramaverehrung in Kaschmir zu erörtern, eine Frage, auf die doch augenscheinlich so viel ankommt, und die er auch später (im letzten Abschnitte) nicht erschöpfend behandelt hat; allein das Streben nach Gründlichkeit und Ausführlichkeit hat ihn hier unserer Ansicht nach viel zu weit geführt. Auf die durch Ritter neuerdings (Erdkunde Th. 3, S. 1111 ff.) hervorgehobenen älteren chinesischen Berichte über Kaschmir ist dabei gar keine Rücksicht genommen. Interessanter, freilich auch leichter, ist die Behandlung der neueren Geschichte des Landes von Akbars Eroberungen 1586 an (Th. 2, S. 124 ff.), wo der Verfasser Ferishta und anderen einheimischen Autoren folgt, am gelungensten aber die Darstellung der bisher so wenig bekannten neuesten Geschichte, der Eroberung des Thales durch die Afghanenfürsten und der Erhebung der Macht Runjiet Singhs und der Siek über die kleinen Raja der umliegenden Gebirgsdistricte bis zur Eroberung von Kaschmir selbst im Jahre 1819.

Die folgenden Abschnitte sind zunächst geographischen Inhalts. Sie handeln zuerst (S. 153) von der Geographie des Landes im Allgemeinen, (die hier mitgetheilten Messungen nach dem Siedekpunct des Thermometers ergeben eine Meereshöhe von gegen 6000 Fufs, wie sie schon von Ritter (Erdkunde Th. 3, S. 1148 und Th. 7, S. 91) aus verschiedenen Berichten anderer Beobachter gemuthmafst war), von den Hochgebirgen und Flüssen, die zwischen dem Sutluj und Atok (dem mittleren Indus) liegen (S. 156 ff.), von den Pässen, die vom Tieflande wie von Tübet her in das Thalland führen (S. 167 ff.), endlich vom Thale und den Eigenthümlichkeiten seiner Bildung selbst (S. 177 ff.) die hier (S. 182) versuchte Erklärung des Ursprunges der nicht selten besonders im oberen und mittleren Theile der Thalebene 200 bis 300 Fufs hoch sich erhebenden Alluvialhügel wird jedoch, fürchten wir, selbst einem enthusiastischen Anhänger der Erhebungstheorie bedenklich erscheinen. Dann folgen Abschnitte über die Flüsse und Seen des Thales (S. 188 ff.), sein Clima (S. 194 ff.), das viel rauher und kühler, zugleich trockener ist als man gewöhnlich glaubte, über die Grenzen und Nachbarstaaten (S. 198 ff.), alle wie überhaupt dieser ganze Theil des Werkes sehr lesenswert und interessante Bereicherungen unserer Kenntniss von diesen Gegenden enthaltend.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Kaschmir und das Reich der Siek von Karl Freiherrn von Hügel.

(Schlufs.)

Nicht weniger lehrreich sind die übrigen Abschnitte, in denen die Bevölkerung Kaschmirs und der jetzige Zustand derselben geschildert wird. Wir lernen zuerst (S. 203 ff.) die politische Lage des Landes kennen, welchem Abschnitte eine Geschichte desselben unter den Siekstatthaltern seit 1819 einverleibt ist; dann folgen Darstellungen der verschiedenen Zeitrechnungen, die jetzt unter den Hindu des Thales im Gebrauch sind (S. 229 ff.), des Geldfufses, der Maafse und Gewichte (S. 235 ff.), endlich der Naturerzeugnisse (S. 244 ff.), welche aber nur im geographisch-statistischen, nicht im strengwissenschaftlichen Sinne, obschon sehr ausführlich behandelt werden; besonders interessant sind die Nachrichten über die als kaschmirische Nahrungspflanzen eigenthümlichen Gewächse, die Singaranufs (Trapa bicornis, siehe Ritter Erdkunde Th. 3, S. 1190) und das Nelumbium. Diesem folgt ein Abschnitt über die Kunsterzeugnisse (S. 303 ff.), unter denen natürlich die berühmten Shawle eine Hauptrolle spielen und besonders berücksichtigt werden; dann wird vom Besteurungssysteme (S. 333 ff.), der Ein- und Ausfuhr und dem Handel (S. 336 ff.) und den Einkünften und Abgaben (S. 348 ff.), endlich von der Einwohnerzahl (S. 358) gehandelt; die letzte ist seit einigen Jahren von 800000 auf 200000 (auf 5000 Quadratmeilen!) gesunken, hauptsächlich durch Auswanderungen des über alle Begriffe bedrückten Volkes in das Panjab. Die folgenden Capitel handeln von den religiösen Verhältnissen der jetzigen Bevölkerung (S. 360 ff.) und von ihren Sitten und Gebräuchen (S. 390 ff.), den Schlufs macht eine Schilderung der alten Ruinen des Landes (S. 434 ff.), unter denen besonders ausführlich von dem grofsen Tempel Koranpandau bei Jslamabad im oberen Theile des Thales gehandelt wird; er ist allerdings gewifs eines der merkwürdigsten Monumente des alten Indiens und eine der interessantesten Entdeckungen, die Hr. v. Hügel in Kaschmir gemacht hat. Dieses kurze Inhaltsverzeichnifs wird hinreichen, darzuthun, welche Masse wissenswürdiger Nachrichten hier dem Geographen und Historiker dargeboten werden.

Das Werk führt, wie man sieht, noch den Titel das Reich der Siek, und in der Einleitung ist (S. IX) ausdrücklich gesagt, dafs der Verfasser das Reich der Siek ausführlich besprechen wolle, weil dies für die Europäer, als das einzige grofse Reich, das jetzt neben dem britischen in Indien besteht, Interesse haben werde. Wir glauben, dafs die Erfüllung dieses Versprechens in einem der beiden noch zu erwartenden Theile Statt finden werde, denn was im ersten Theile bei Gelegenheit der Reiseerzählung und im zweiten in der Darstellung der neusten Geschichte des Landes wie seines gegenwärtigen Zustandes darauf Bezügliches mitgetheilt ist, reicht lange nicht hin, ein klares Bild vom Staate der Siek, dieser Schöpfung Runjiet Singhs, die schon mit seinem Tode zu verfallen beginnt, zu verschaffen. Und gewifs wäre eine Schilderung wie die verheifsene sehr interessant. Der grofse, eigentlich schon Jahrtausende hindurch dauernde Kampf zwischen dem Occident und Orient nähert sich jetzt allmählig seinem Ende, der Orient, aufser Stande, der Kraft, Beweglichkeit und dem Geiste der Abendländer zu widerstehen, sinkt in hülfloser Schwäche von Jahr zu Jahr mehr zusammen. In diesem gänzlichen Verfall haben sich zwei neue Formen des orientalischen Staatslebens gebildet, die im schärfsten Gegensatze grade in Indien, das man mit Recht das wahre Herz des Orients nennen kann, einander gegenübertreten, in dem britischen Reiche der Compagnie und in Runjiet Singhs Staate der Siek: das

Digitized by Google

eine, wo Geist und Leben der Europäer sich in ein orientalisches Gewand hüllt, der andere, wo die alte Denk- und Handlungsweise des Orients sich mit mehr oder minder den europäischen nachgebildeten Formen umgiebt; beide können der Natur der Sache nach nur Stufen des Ueberganges sein. Eine sorgfältige Schilderung grade dieser glänzendsten Beispiele der modernen Staatsformen des Orients kann begreiflich nur sehr wünschenswerth sein.

Meinicke.

XXII.

Compendium der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Ludw. Fr. O. Baumgarten-Crusius. (Erste Hälfte). Leipzig, 1840. *Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.* 498 S.

Lehrbuch der Dogmengeschichte von Dr. K. R. Hagenbach. Erster Theil. Bis auf Johannes Damascenus. XVIII u. 448 S. *Leipzig*, 1840. *Weidmannsche Buchhandlung. Zweiten Theiles erste Hälfte. Von Johannes Damascenus bis auf die Reformation XII u.* 282 S. 1841. *Zweiten Theiles zweite Hälfte. Von der Reformation bis auf unsere Zeit. XV. u.* 364 S.

Einleitung in die Dogmengeschichte. Von Theodor Kliefoth. Parchim und Ludwigslust, 1839, *im Verlage der D. E. Hinstorffschen Hofbuchhandlung. X und* 387 S.

Nichts möchte vielleicht mehr die enge Verbindung der Dogmengeschichte und Dogmatik und die Abhängigkeit dieser von jener zu beweisen im Stande sein als das Zusammentreffen der Bestrebungen in beiden Disciplinen in unserer Zeit. Mit der Umwandelung, welche die Dogmatik erleiden zu sollen scheint, wendet sich zugleich der Blick auf die Formen derselben in der Vergangenheit, um in ihnen das Vergängliche und Bleibende zu sondern, und letzteres als Baustoff für die neuen Schöpfungen der Gegenwart zu gebrauchen. Noch nie haben sich daher wohl die Bearbeitungen der ganzen Disciplin und die Darstellungen einzelner Dogmen in ihrer geschichtlichen Entwickelung mehr gehäuft als eben jetzt; niemals aber auch strengere Forderungen an dieselben sich geltend gemacht.

Fragen wir nun, wie die *Herren Verff. vorliegender Werke* zunächst den *Begriff* ihrer Wissenschaft gefaſst, und welche *Methode* sie gewählt, so erhalten wir in Bezug auf den ersteren eine unbefriedigende Antwort, und zwar deshalb, weil *Beide* über das Wesen des Dogma's und das Verhältniſs der Geschichte zu demselben mit der *nöthigen* Ausführlichkeit sich auszusprechen unterlassen haben. Wenn Hr. Dr. *Hag.* die Dogmengeschichte definirt I. p. 1 als die wissenschaftliche Darstellung der allmähligen Entwickelung des christlichen Glaubens zu einem bestimmten Lehrbegriff (Dogma), der verschiedenen Gestalten welche dieser Lehrbegriff im Laufe der Zeiten angenommen und der Veränderungen, welche er unter dem Einflusse verschiedener Zeitbildungen erlitten hat: so ist aus dieser und den §. 17. gegebenen Bestimmungen ebensowenig wie aus dem, was Hr. Dr. B.-C. in dieser Hinsicht §. 2. gesagt, das eigentliche Wesen des Dogma's und die Nothwendigkeit seiner Entwickelung zu erkennen. Was aber die Herren *Verff.* in dieser Beziehung vernachläſsigt, das hat Hr. *Kliefoth* auf eine eben so geist- als kenntniſsreiche Weise geleistet, und Rec. geht deshalb zunächst auf seine Erörterungen ein.

Um den Begriff des Dogma's zu bestimmen gehe Hr. Kliefoth p. 7 von den eigentlich bewegenden Mächten der Entwickelung der Kirche aus und findet p. ein Dreifaches: 1. Das Christenthum als substanzielle Geist, als Kraft, welche in den mannigfachen Richtungen menschlichen Lebens sich verflechtend, auf mannigfache Weise sich bethätigt. 2. Die Aneignung desselben durch das Individuum. 3. Die Entwickelung dieses Geistes in dem Individuum. „Das Erste ist das objective, das Zweite das subjective, das Dritte das geschichtliche". „Das Erste und Zweite muſs mit einander in Berührung kommen, wenn das Dritte entstehen soll". Hr. Klief. entwickelt deshalb §. 5. 6. wie jene allgemeine Substanz durch das Medium des Glaubens von den Individuen assimilirt und dessen geistiger Besitz werde. Die Formen, durch welche dies geschehe, seien Gefühl, Erkenntniſs, That (§. 7.), doch so, daſs die letzteren als aus der ersteren entstanden zu denken seien — „und man sagen muſs, daſs die christlichen Gedanken, die Jemand ausspricht, nur da

Digitized by Google

wirklich christlich sind, wenn sie aus seinen Gefühlen sich herausarbeiten". „Diese Gedanken werden zunächst die Form der Reflexion haben, diese wird gegen andere in Differenz und Widerspruch treten (p. 23. 24), dieser Streit zur Reinigung des Ausdruckes, zur Abstreifung aller sinnlichen Färbung beitragen und endliche einzelne Bestimmungen in begriffliche Form bringen". „Je mehre Gegenstände nun (p. 26) in diesen wissenschaftlichen Procefs hineingezogen sind, um so nothwendiger wird es auch sein, nicht mehr die einzelnen Sätze auf einander zu beziehen, sondern auch das innere Verhältnifs des ganzen Gebietes wieder zu begreifen. So gehet das wissenschaftliche Streben nothwendig zu dem weiteren fort, *Summe* christlicher Lehren, System der christlichen Erkenntnifs zu schaffen". — — Dieses wissenschaftliche, begriffliche und systematische Erkennen der christlichen Wahrheit ist das Dogma". Nach der hier entwickelten Genesis des Dogma's enthält also dasselbe drei Momente, zunächst das, welches Hr. *Kliefoth* auf eine minder passende Weise das *geistige* nennt (sofern nichts Dogma sein kann, was nicht aus dem vom heiligen Geiste durchdrungenen und bestimmten Leben des Individuums hervorgegangen), sodann das *traditionelle*, endlich das *wissenschaftliche*. Hier tritt nach des Hrn. Verfs. Ansicht der Einflufs der Philosophie ein, deren Verhältnifs zu demselben aber nur dann richtig ist, „wenn sie anerkennt (p. 52), dafs dasselbe nothwendig andere Erkenntnifsprincipien habe als sie, und dafs sie daher dem Dogma sich nur zuträglich erweisen werde, so lange sie sich bewufst bleibt, dafs im Dogma ihr ein anderswoher rührender Inhalt gegeben ist, dem sie wohl Form geben, an dem sie aber nichts ändern soll und den sie nicht aus sich produciren kann".

Man siehet des Hrn. Verfs. Grundbestimmungen ruhen wesentlich auf *Schleiermacher*, wenn auch das von ihm genannte *zweite* Moment des Dogmas bei demselben nicht die Bedeutung hat, wie bei Hrn. *Kliefoth*. Was aber zunächst seine Fassung des Dogmas betrifft, so kann sie Rec. nur zum Theil für richtig halten. Wenn nämlich behauptet wird, das wissenschaftliche, begriffliche und systematische Erkennen sei das Dogma: so ist hier das Dogma mit der Dogmatik, dem durch sie zu leistenden Beweise für dessen Wahrheit verwechselt, wie überhaupt oft in dem Buche. Das Dogma ist als solches kein wissenschaftliches Erkennen, obwohl durch dasselbe gebildet, weil es nichts anderes als das Resultat ist, weil es mit Uebergehung alles eigentlichen Beweises, wie er in der Dogmatik zu führen ist, in dem Symbol sich fixirt. Die Homousie des Sohnes und Vaters, durch das Concil zu Nicäa bestimmt, ist ein *Dogma*, der Versuch aber dies wissenschaftlich und begrifflich zu begründen ist die innere Triebkraft der eigentlich *dogmatischen* Bestrebungen. In der Bibel ist die ganze Fülle der Dogmen enthalten, aber nur dem Keime und der Möglichkeit nach, weil die Frische und Unmittelbarkeit des göttlichen Lebens und seiner Offenbarung über aller logischen Erkenntnifs stehet. Die Kirche nimmt diesen Inhalt in sich auf, — und er ist die geistige Substanz, welche zu bilden und zu gestalten die Aufgabe ihrer Geschichte ist. Diese Aufgabe ist keine andere als für den reichen unendlichen Inhalt die adäquate Form, für die Fülle des Lebens die schärfste Fassung zu finden. Diese Formen sind die Dogmen — und ihre Geschichte im Allgemeinen die Entwickelung derselben zu möglichster Vollendung. Inhalt und Form bedingen sich aber, jener wird wesentlich durch diese bestimmt und geändert, je angemessener diese, desto schöner auch jener, — die schönste und reinste kann nur auf dem Höhepuncte menschlicher Wissenschaft sich bilden. Wie Staat, Staatsgesetze und Wissenschaft des Rechtes, so verhalten sich Kirche, Dogmen und Dogmatik. Der Staat giebt keine wissenschaftliche Deductionen, um die Zweckmäfsigkeit seiner Sanctionen zu beweisen, sondern stellt sie fest — jedoch unter dem Einflusse wissenschaftlicher Bildung — als durch das Volksbewufstsein, durch das unmittelbare Leben geforderte Satzungen, mit der Gewifsheit ihrer Nothwendigkeit. Die Philosophie des Rechts hat aber die Wahrheit der staatlichen Formen zu beweisen, oder sofern ihre Erkenntnifs weiter gedrungen, als der jedesmalige Zustand des öffentlichen Lebens, die Unvollkommenheiten zum Bewufstsein zu bringen. So wird Staatsrecht und Verfassung des Staates in einem gewissen Verhältnisse der Abhängigkeit stehen, wenn auch jenes, da es in einer rein idealen Sphäre sich bewegt, vor jener realen Form einen relativen Vorsprung hat. Auf ähnliche Weise prägt die Kirche den durch das Christenthum ihr gegebenen, in ihrem Selbstbewufstsein ruhenden Inhalt zu festen Gesetzen aus, und diese ohne Beweis gegebenen, durch den dogma-

Digitized by Google

tischen Zeitgeist bedingte Bestimmungen sind die *Dogmen*. Sie sind die Evolutionen der ursprünglichen Substanz biblischer Lehre, die geistigen Bewegungen in dem Organismus der Kirche, — und sie als — relativ — wahre Ausdrücke jener Urbilder darzustellen, welche in der heil. Schrift angedeutet, der Zweck der Dogmatik. Jedem Zeitalter tritt der Inhalt des Evangeliums nur insoweit ins Bewufstsein, als die Form vollkommen ist, in welche ihn die Dogmatik ausgeprägt, und eben defshalb ist diese nicht blofs für das wissenschaftliche, sondern auch für das rein praktische Bedürfnifs der christlichen Gemeinde von der gröfsten Bedeutung. Diese *Form* aber wirkt wesentlich, wie schon gesagt, auf den Inhalt ein, *ändert* ihn — und dieser Punct ist es eben, in Bezug auf welcher Rec. mit dem Verf. sich nicht einigen kann. Wenn nämlich nach p. 43 nichts ein Dogma sein kann, was Resultat speculativer Deduction ist — und nach p. 12 die Philosophie anzuerkennen hat, dafs dasselbe eine ganz andere Erkenntnifsquelle hat, dafs sie ihm nur Form geben, es selbst aber *nicht* ändern kann: so scheint dies Rec. ein sich selbst aufhebender Widerspruch zu sein. Gerade die verschiedene Formgebung ist es, welche die Geschichte des Dogma's erzeugt, also dessen ewigen absolut wahren Inhalt insofern alterirt, als sie nur immer die eine oder die andere Seite hervorhebt, und durch diese Einseitigkeit eben den Trieb zu neuen Bildungen belebt. Z. B. das Dogma von der Trinität, wie soll es als wahr bewiesen, wie der Sabellianismus und Arianismus widerlegt werden ohne speculative Erkenntnisse, deren Resultate doch nach dem Hrn. Verf. nie Dogma sein sollen, ohne Einsicht in das Verhältnifs Gottes zur Welt, auf dessen Bestimmung in letztem Grunde alle Erörterung über Christenthum und Offenbarung fufst, und über welches in wissenschaftlicher Beziehung, aufser manchen Andeutungen, — die heil. Schrift uns nicht Rede stehet? — Die Weltanschauung des Christenthums ist ohne den als wahr bewiesenen Theismus und die in ihm ruhende Trinitätslehre nicht zu halten, — wie kann dieser Beweis geführt werden, wenn nicht durch wissenschaftliche Deductionen, welche doch nach Hrn. Kliefoth etwas ganz Fremdartiges in das christliche Bewufstsein bringen? — Aber der Hr. Vf. selbst kann bei dieser eingebildeten absoluten Sonderung des Philosophischen und Religiösen nicht beharren; denn z. B. p. 69 lobt er und mit Recht die Alexandriner, dafs sie „die dem Speculativen zugewandten Seiten" des Christenthums angebaut, und deutet mit diesem Ausdruck wenigstens an, was allein das Wahre ist. Mit Recht nämlich dringt Hr. *Klief.* auf die Unterscheidung der speculativen und religiösen Sphäre, und weiset jene unklare Vermischung von sich, welche allerdings das Gefährlichste aller religionsphilosophischen Versuche gewesen. Die Dogmatik mufs vielmehr, wie die Physiologie das organische, oder wie die Aesthetik das künstlerische, so das religiöse Leben *voraussetzen*, oder vielmehr sie ist nur möglich, und der Gedanke an ihre Ausbildung entsteht nur in solchen, welche jenes schon in sich tragen. Wie der Aesthetiker das Bewufstsein hat, dafs er seine Aufgabe nur lösen könne, wenn er sowohl Empfänglichkeit für das künstlerische Leben, ja nur wenn er Theil an demselben hat, *) als auch auf speculativen Wege dessen Producte d. h. die Kunstschöpfungen zu begreifen sucht, aber weit davon entfernt ist, die Wissenschaft an die Stelle der Kunst setzen zu wollen: ebenso erkennt der Dogmatiker, dafs er zwar streben müsse, die Wahrheit der Dogmen wissenschaftlich zu beweisen, sein System auf metaphysischem Grunde aufzubauen, aber gewifs ebenso klar, wie jeder Gläubige, dafs diese wissenschaftliche Exposition nicht die Religion selbst sei. Wie aber in dem subjectiv religiösen Leben Gedanke, Gefühl und Wille sich ergänzende und sich durchdringende Elemente derselben geistigen Substanz sind: so sind diese — nur mit gröfserem Uebergewichte des einen über das andere — in jedem Dogma vorhanden, und defshalb giebt es auch keins, welches die *speculative* Sphäre nicht berührte.

*) Noch ganz neuerlich ist dieser Vergleich mangelhaft gefunden, weil die Kunstwelt den *Dogmen* nichts Analoges an die Seite stellen könne, und daher eben das Mittelglied zwischen künstlerischem Leben und der Wissenschaft der Aesthetik fehle. Dieses ist aber eben das *Kunstwerk* selbst, und Kunstwerk und Dogma bilden eine vollkommene Parallele. Wie also künstlerisches Leben, Kunstwerk und Aesthetik so verhalten sich Glaube, Dogma und Dogmatik — und die Dogmenhistorie, kann man in gewissem Sinne sagen, ist nichts anderes als die Geschichte des künstlerischen Lebens auf religiösem Gebiete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Compendium der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. *Ludw. Fr. O. Baumgarten-Crusius.*

Lehrbuch der Dogmengeschichte von Dr. K. R. Hagenbach.

Einleitung in die Dogmengeschichte. Von Theodor Kliefoth.

(Fortsetzung.)

Dagegen kann es allerdings geschehen, dafs der unmittelbare Glaube sich dessen nicht bewufst ist, was eine wissenschaftliche Erkenntnifs als sein eigentliches Fundament begriffen; dessenungeachtet ruht es in ihm, und tritt ans Licht durch die Selbstbesinnung des Geistes auf sein innerstes Wesen. —

So viel über die Bestimmung des Begriffes des Dogmas, welches Rec. in vorliegenden Werken nicht scharf genug gefafst zu sein scheint. Es bleibt übrig, ehe wir auf Einzelheiten eingehen, zuvor die von den Hrn. Verff. befolgte *Methode* zu würdigen. Die Wichtigkeit der Methode ist erst in neuern Zeiten erkannt und anerkannt, und zahlreich sind die Versuche gewesen, durch sie den überaus reichen Stoff in die Form eines bestimmten Schematismus gefafst, der denkenden Erkenntnifs zu erschliefsen. Aber mit diesen Versuchen ist auch zugleich die Schwierigkeit bei der Aufstellung solcher allgemeinen Gesichtspuncte, welcher das Ganze beherrschenden Gedanken zum Bewufstsein gekommen, und es hat bei diesem *Ringen* nach der wahren Methode nicht an gewissen stereotypen Formen gefehlt, in welche das solchem Zwange widerstrebende Material gepreft wurde. Der aufserordentliche Fortschritt der Wissenschaft, welcher in unserer Zeit geschehen, nämlich das errungene Bewufstsein von einer heiligen Nothwendigkeit, einem göttlichen Organismus in der Entwickelung der Menschheit, das immer klarer gewordene Gefühl eines höheren unsichtbaren Zusammenhangs, welcher als der ideale Hintergrund alle vereinzelt scheinende Gestalten einigt, diese *wahre* wissenschaftliche Anerkennung des Waltens der göttlichen Vorsehung und der bestimmenden Macht des christlichen Geistes hat nach einer Seite hin zwar aufserordentlich vortheilhaft auf die Behandlung der Historie gewirkt; aber die Freude über die neue Entdeckung war zu stürmisch, als dafs man die partielle Wahrheit, welche ein früherer Standpunct besafs, nämlich das Festhalten an dem Momente der Willkühr, des Eigenthümlichen und Individuellen nicht hätte übersehen sollen. Jetzt ist es aber an der Zeit diese zwei gewonnenen Elemente der wahren Methode zu einem höheren Dritten zu vereinigen, und neben den in dem göttlichen Weltzusammenhange ruhenden unbeweglichen Gesetzen, welche als waltende Mächte die grofsen Massen der Geschichte umspannen, oder vielmehr *in* ihnen Raum für die freie schöpferische Eigenthümlichkeit genialer Geister zu lassen, — die durch sie bedingte Irrthumsfähigkeit in Anschlag zu bringen. Freilich sind die Einzelnen, durch deren Bestrebungen die Dogmen ausgebildet werden, im Verhältnisse zu dem die Kirche beseelenden heil. Geiste nur Organe, aber sie wären dies nicht, sie wären in Wahrheit nicht Individuen, wenn nicht zu dem zu entwickelnden Dogma vermöge seines Durchganges durch ihr Bewufstsein eine subjective Zuthat hinzukäme, welche aus dem Gange nothwendiger Gesetzmäfsigkeit nicht erklärt werden kann. — Rec. freut sich in Hinsicht auf diese allgemeinen Gesichtspuncte mit den Hrn. Verff., namentlich Hrn. Dr. *Hag.* und Hrn. Kliefoth in Uebereinstimmung zu sein. Denn Jener sagt I. p. 13 §. 10: „Nur die Behandlung der Dogmengeschichte ist die richtige und heilsame, welche uns sowohl das Wandelbare in den Lehrbestimmungen, als das in dem Wechsel Beharrende, Wesentliche desselben zur Erscheinung bringt, und welche daher in ihrem historischen Pragmatismus die äufseren Ursachen

Digitized by Google

der Veränderung mit dem von innen herauswirkenden dynamischen Princip in Verbindung zu setzen weifs. In ähnlichem Sinne spricht sich auch p. 377 Hr. *Kliefoth* aus.

Allein diese blofse *Erkenntnifs* der wahren Methode in so vager *Allgemeinheit*, wie hier geschehen, — obwohl ein nothwendiges Erfordernifs — ist doch im Ganzen sehr leicht; die eigentliche Schwierigkeit beginnt erst mit der wirklichen *Anwendung* auf den Stoff, mit der genauen Durchführung im Einzelnen, und diese scheint Rec. bei Hrn. Dr. *Hag.* keineswegs durchweg von jenen Principien bestimmt. Die eigentlichen Paragraphen trifft im Allgemeinen der Tadel einer gewissen *Charakterlosigkeit* (— welche in noch weit höherem Grade der *Münscher-Cöllnschen* Dogmengeschichte eigen ist) des Mangels an gehöriger Nachweisung des fortschreitenden Gedankens in der Dogmenbildung, an Darstellung des rein geschichtlichen Verlaufs in den Kämpfen theologischer Gegensätze, der Entstehung, Spannung und Auflösung derselben, kurz an eigentlich historischer Entwickelung, wie wir sie, wenn auch auf verschiedene Weise in den dogmengeschichtlichen Monographien von *Dorner* und *Baur* versucht finden. Diese scheinen überhaupt, obwohl von Hrn. Dr. *Hag.* oft angeführt, doch wenig auf seine eigene Gestaltung des Materials gewirkt zu haben, wenn diese auch durch den Zweck eines *Lehrbuches* bedingt war und defshalb nicht ganz dieselbe sein konnte, als die in jenen Schriften. Wer sollte aber wohl z. B. aus §. 150—152, welche die drei Perioden der Scholastik behandeln (— wenn man auch den kurzen Umrifs derselben §. 149 in Vergleich zu den übrigen als genügend bezeichnen wollte), das *Unterscheidende*, welches jede einzelne hat, kennen zu lernen und ein Bild von den eigenthümlichen Bestrebungen desselben zu entwerfen; wer aus §. 210, welcher die Principien des Protestantismus darstellt, die Schärfe seines Gegensatzes gegen den Katholicismus; wer aus §. 214—221 die divergirenden Tendenzen der lutherischen und reformirten Dogmatik zu beurtheilen im Stande sein? —

Hr. Dr. *B.-C.* theilt das Ganze in allgemeine und specielle Dogmengeschichte, aber so, dafs die erstere ganz abgetrennt von der speciellen bis zu Ende durchgeführt und als innere Geschichte der Kirche behandelt wird, während die zweite noch nicht erschienene Abtheilung die Entwicklung der einzelnen Dogmen darstellen soll. Hr. Dr. *Hag.* verarbeitet dagegen in *jeder* Periode den historischen Stoff nach dem Schema: *allgemeine* — *specielle* Dogmengeschichte, bezeichnet auch jede mit einem Namen (*apologetische*, *polemische*, *systematische*, *philosophisch-kritische*) und tritt hier in partiellen Gegensatz zu Hrn. Dr. *B.-C.*, welcher folgende Periodirung vorschlägt (p. 19):

Erste Periode: Bildung des Lehrbegriffes durch Denken und durch Meinungen (bis zum Nicänischen Concilium.)

Zweite Periode: Bildung des Lehrbegriffes durch die Kirche (bis zum Chalcedonischen Concilium.)

Dritte Periode: Befestigung des Lehrbegriffes durch die Hierarchie (bis auf Gregor VII.).

Vierte Periode: Befestigung desselben durch die kirchliche Philosophie (bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts.)

Fünfte Periode: Läuterung desselben durch Parteien (bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.)

Sechste Periode: Läuterung durch die Wissenschaft (bis auf unsere Zeiten.)

Allein hier verdiente die *Hagenbachsche* Eintheilung offenbar den Vorschlag, weil sie wenigstens die wissenschaftliche Behandlung des dogmatischen Stoffes *allein* als Gesichtspunct, von welchem aus derselbe zu betrachten sei, geltend macht, wenn anders die Bezeichnung selbst (wovon weiter unten) eine ganz tadellose wäre, wie sich sein Werk auch durch die *engere* Verbindung der allgemeinen und speciellen Dogmengeschichte auszeichnet. Beide Sphären nämlich, *wie* sie gewöhnlich gegeneinander abgegrenzt werden, lassen sich *so* gar nicht unterscheiden. „Die allgemeine Dogmengeschichte, sagt Hr. *Kliefoth* p. 368 mit Recht, darf ganz und gar nicht von der Geschichte der einzelnen Dogmen getrennt werden. Denn einer Seits hat dieser allgemeine Entwickelungsgang sich nur in der Entwickelung der einzelnen Dogmen bethätigt; anderer Seits verliert die Geschichte der einzelnen Dogmen, wenn sie von der Geschichte des allgemeinen Verlaufs getrennt wird, allen lebendigeren allgemeineren, geschichtlichen Zusammenhang. Es hat sich daher diese Trennung nie so rein durchführen lassen, dafs man nicht immer aus dem einen Theil Manches in den anderen hätte mit hineinziehen und in Wiederholungen hätte verfallen müssen." Dieser Ta

Digitized by Google

del ist sehr gerecht, sofern er das Unhaltbare und Willkührliche der gewöhnlichen Behandlung rügt, allein es fragt sich, ob diese „Quereintheilung" durch Vereinfachung des Stoffes nicht eine sehr richtige werden kann. Vieles nämlich von dem, was in der allgemeinen Dogmengeschichte abgehandelt zu werden pflegt und auch von den Hrn. Dr. *Hag.* und Dr. *B.-C.* abgehandelt ist, würde *Rec.* in die innere Kirchengeschichte verweisen, und diese nur da, wo die Deutlichkeit es erfordert (— alle theologischen Disciplinen hängen ja innig zusammen, und manchmal werden allerdings die Grenzen sehr streitig sein), anziehen, und in der allgemeinen Dogmengeschichte nur das übrig lassen, was zur Characteristik der *dogmatischen Principien* einer Periode dient. Solche Principienfragen sind die nach dem Wesen der Religion, und was damit zusammenhängt, nach dem Verhältnisse Gottes zur Welt, des Glaubens zum Wissen, kurz nach allem dem, was nicht eigentlich *Dogma* ist, sondern von ihm nur immer vorausgesetzt wird. So wäre also die allgemeine Dogmengeschichte, so zu sagen, die Geschichte der *Dogmatik*, und die specielle hätte nur die Entstehung und Fortbildung der wirklichen Dogmen zu erforschen. Dagegen ist von Hrn. Dr. *Hag.* Manches in diese eingereiht, was gar kein Dogma ist: die scholastischen Bestimmungen über das Dasein und Wesen Gottes im Allgemeinen (§. 163. 164.), die neueren Ansichten über das Wesen der Religion, Perfectibilität des Christenthums (§. 285. 286.). Dieses Alles sind nur Voraussetzungen der Dogmen, die metaphysischen Gründe, auf denen sie basirt sind, — während sie ohne alles Recht z. B. mit dem Dogma über die Inspiration coordinirt werden. Der Hr. *Vf.* hat sie freilich in der letzten Periode in die specielle Dogmengeschichte defshalb aufgenommen, weil er diese nach den Rubriken, welche in den neueren Lehrbüchern der Dogmatik gebraucht werden, geordnet, um zugleich ein Bild der neueren Behandlung zu geben. Allein was man neuerlich *Prolegomenen* zur Dogmatik genannt hat, bezeichnet ja schon durch den Namen, dafs es nicht will für einen Theil der eigentlichen Dogmatik angesehen werden. Demnach giebt es so wenig *Dogmen* über das Wesen der Religion, über Theismus und Pantheismus, als der Staat Bestimmungen über die wahre Verfassung, — ob dies die Republik oder Monarchie sei, — über Volkssouveränität, Nothwendigkeit der Standesunterschiede ertheilt. Dergleichen überläfst er dem Staatsrechte, also der Wissenschaft, — und auf ähnliche Weise verhält sich die Kirche gegen solche Principienfragen indifferent, da sie als solche über solchen Streit immer schon hinaus ist, und nur durch Fortbildung der Dogmen von ihm influirt wird. Dennoch ist er dogmatisch wichtiger als derjenige, welcher über Feststellung oder Umwandlung dieser selbst geführt wird, weil er das Glaubenssystem auf *intensive* Weise zu erweitern sucht, während die Fortentwicklung der Dogmen dieses Gebiet nur *extensiv* vergröfsert. Diejenigen Zeitalter daher, welche mit dem tiefsten Bewufstsein des unendlichen Inhalts des Christenthums, zugleich eine ausgezeichnete Bildung durch die Wissenschaft sich erworben haben, wie das unsrige, werden weit mehr Stoff für die Geschichte der Dogmatik, als der eigentlichen Dogmen geben, — weil jetzt erst die Erkenntnifs der Nothwendigkeit der Befestigung oder Sichtung dessen, was früher für unbeweglich galt, klar geworden ist. Aehnlich hat das Mittelalter (von Hrn. *Kliefoth*, wie die Aeufserungen p. 168, p. 163, p. 317 zeigen, sehr verkannt) durch jene Forschungen über Glauben und Wissen, und die Versuche dieses zu erringen, und damit über das Ueberlieferte, so zu sagen, intensiv hinauszugehn, durch jene Leistungen eines *Abälard* und *Anselm*, durch jene grofsartigen Gegensätze des Nominalismus und Realismus u. s. w. in wissenschaftlicher Rücksicht für die Dogmatik mehr gewirkt, als das frühere an Productivität in der Dogmenbildung dasselbe überragende Zeitalter. Die ganze Dogmengeschichte, kann man sagen, ruhet auf der Bestimmung des Verhältnisses Gottes zur Welt wie auf ihrer Axe, und je nachdem dieses wissenschaftliche Fassung durch die denkende Erkenntnifs gewonnen, oder noch nicht zum Bewufstsein gekommen, ist die Bewegung in dieser Entwickelung mehr für die Dogmatik oder für die Dogmengeschichte von Wichtigkeit. Defshalb kann es nur zu historischen Irrthümern führen, wenn man in der Art mit *unserm* dogmatischen Bewufstsein in die Vergangenheit zurückgeht, dafs man an deren Erscheinungen ein durch dieses entwickeltes Schema hält, um zu erfahren, was über die einzelnen Puncte die alte Kirche gelehrt. „Es läfst sich keine Methode denken, sagt Hr. *Kliefoth* sehr treffend, p. 368, welche geeigneter wäre, die Geschichte um allen ge-

Digitized by Google

schichtlichen Charakter zu bringen, und dem Entwickelungsprocefs desselben völlig zu verhüllen. Erstens nämlich ist diese Eintheilung wohl die unsrige, aber nicht die der griechischen, auch nicht die der römischen Kirche gewesen. Der geschichtliche Stoff wird daher in eine Form gebracht, welche gar nicht die seinige ist; und dies mufs nicht nur verhindern, dafs die Form, welche ihm eigenthümlich war, so gar nicht erkannt werden kann, sondern es mufs selbst jenen Inhalt trüben, wenn ihm ein fremder Zusammenhang aufgedrungen oder er nach ihm fremden Eintheilungen auseinander gerissen wird. Ferner setzt man bei dieser Eintheilung voraus, dafs die frühere Kirche über alle diese Artikel schon ein dogmatisches Bewufstsein gehabt habe, ja dafs zu allen Zeiten der Kirche über alle dogmatischen Loci wissenschaftlich gedacht sei. Dieses ist aber nicht der Fall gewesen. — Legt man nun aber ein solches breites Schema zum Grunde, und setzt sich dadurch in die Nothwendigkeit, die einzelnen Rubriken desselben auszufüllen; so bleibt nichts anders übrig, als diejenigen Rubriken, für welche in einer bestimmten Zeit sich kein dogmatischer Stoff vorfindet, anzufüllen mit den darüber gemachten Reflexionen. — Endlich aber, — und das ist der gröfste Nachtheil, hebt diese Eintheilung, weil sie das ganze Material in die Breite auseinanderreifst, alle Einsicht in den innern Zusammenhang der inneren Erkenntnifs einer Zeit auf u. s. w. *) Hr. Dr. *Hag.* hat nun freilich nicht in der Weise wie bisher, die alte Localmethode beibehalten, und „nicht in allen Perioden die Geschichte der einzelnen Dogmen nach dem jetzt angenommenen systematischen Fachwerke abgehandelt", sondern sich nach dem jedesmaligen Charakter der Periode gerichtet (Vorrede II. p. V). So hat er in der zweiten Periode diejenigen Dogmen, welche Gegenstand des Streites gewesen, vorangestellt, die andern gleichsam anhangsweise abgehandelt, und selbst die Anfänge der späteren Entwickelungen sorgfältig zu beobachten gesucht. Allein Hr. *Kliefoth* weicht selbst von dieser Methode bedeutend ab. In einem sehr weitläufigen Abschnitte p. 56—279, welcher *die geschichtliche Entwickelung des Dogmas und die Gesetze derselben* zu begreifen sucht, bestrebt er sich mit eben so vieler Originalität des Gedankens als Feinheit der Beobachtung (in Rücksicht auf welche man nur gröfsere *Kürze* und Präcision des Ausdrucks wünschenswerth gewesen wäre) zu zeigen, dafs jede Periode durch einen bestimmten Dogmenkreis, den sie allseitig verarbeite und zur Entwickelung bringe (p. 58), sich charakterisire. Nur über diesen habe sie ein dogmatisches Bewufstsein (§. 38.) (welches mit seinem ganzen Reichthum auf die folgende übergehe), während alle übrigen Lehren, welche in ihr berührt werden, nur in Form der Reflexion vorhanden seien. Jede Periode aber unterläge selbst wieder einer innern Entwickelung, deren immanente Bewegungen trotz der Verschiedenheit der geschichtlichen Peripherie und des Dogmas (p. 115) dieselben bleiben. — Auf diese Weise erhält also jede Periode einen eigenthümlichen Dogmencyclus und zwar die *erste* die analytische, von der griechischen Kirche vertreten, die *Theologie* (und *Christologie*), die *zweite*, die synthetische, in welcher die römisch-katholische Kirche prävalirt (und welche vom Hrn. Verf. bis auf die Reformation gerechnet wird; denn im Mittelalter sind nach ihm „keine Dogmen entstanden p. 81), die *Anthropologie*, die *dritte*, die systematische, dem Protestantismus angehörige, die *Soterologie*, die vierte, durch unsere Zeit repräsentirt, die *Lehre von der Kirche.* — Das dritte Stadium jeder Periode löset jedesmal das durch das Symbol Fixirte auf, indem die verschiedenen Richtungen je eins der das Dogma constituirenden Elemente einseitig festhalten, so als Traditionalismus, Pietismus, Scholasticismus von der gesunden geschichtlichen Entwickelung sich losreissen, während der Rationalismus den Weg der Opposition überhaupt einschlägt. — „Die Stadien gestalten den besondern Dogmenkreis, die Perioden in ihrer Aufeinanderfolge bilden die Dogmatik, das System christlicher Lehre. Jede Periode hat somit nicht allein eine Bedeutung für den einzelnen Kreis von Lehren, sondern mit diesem zugleich für das ganze Lehrgebäude" (168). — Diesen Grundzügen gemäfs soll nun die Dogmengeschichte den historischen Stoff verarbeiten.

*) Hr. *Kliefoth* wundert sich p. 370, dafs selbst *de Wette* Mifsbilligung der Zerfällung des Stoffes nach einem dogmatischen Systeme ohne Wirkung geblieben; — noch mehr aber wundert sich Rec., dafs die Schrift des Hrn. Verfs., welche trotz *vieler* Ausstellungen, die an ihr zu machen sind, doch eine ausgezeichnete Erscheinung auf dem dogmenhistorischen Gebiete genannt werden mufs, gar nicht beachtet zu sein scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Compendium der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Ludw. Fr. O. Baumgarten-Crusius.

Lehrbuch der Dogmengeschichte von Dr. K. R. Hagenbach.

Einleitung in die Dogmengeschichte. Von Theodor Kliefoth.

(Fortsetzung.)

Diese geistreiche Construction, welche als ein neuer nicht ohne Glück gewagter Versuch zu einer denkenden Durchdringung des Materials angesehen zu werden verdient, unterliegt nichtsdestoweniger bedeutenden Einwendungen. Zunächst nämlich ist durchaus nicht zugegeben, dafs jede Periode *nur* einen ihr eigenthümlichen Dogmenkreis auszubilden, und dieser, wie auch *Rosenkranz* meint, in seiner Geschichte nur einmal zur Bedeutung der Epoche gelange. Es ist allerdings richtig, dafs die griechische Kirche besonders für die Erörterungen empfänglich war, welche die Theologie und Christologie, die römische für die, welche die Anthropologie betrafen; aber abgesehen davon, dafs *diese* Dogmenkreise der Zeit nach nicht auseinanderliegen, und daher keine verschiedenen Perioden abgrenzen können, vielmehr nur durch die Volksindividualität bedingte Bildungen desselben Zeitraums sind — es ist unhistorisch zu behaupten, die römische Kirche habe nur *Reflexionen* einmal über Theologie und Christologie gehabt, da z. B. Leos Brief an den Flavian die Grundlage der chalcedonischen Formel ward, und diese daher, sofern sie das dogmatische Bewufstsein der griechischen Kirche symbolisch fixirte, dasselbe der römischen zum Theil verdankte; sodann über die Lehre von der Kirche, da doch Cyprian und Novatian, auch Tertullian und Augustin über diesen Punct, dessen Bestimmung Hr. *Kliefoth* unserer Zeit zuweiset, schon so bedeutende Erörterungen gegeben, dafs der Katholicismus nur als Realisirung ihrer Theorien angesehen werden kann. Wenn hier der Hr. Verf. §. 37 ff. behauptet, in den Dogmenkreis der röm.-kath. Kirche sei die *Lehre* von der Kirche nur insofern eingetreten, als sie vom Standpuncte der Anthropologie betrachtet ward, in den des Protestantismus, sofern sie sich entwickelte unter dem Einflusse der Soteriologie, so kann man dies zugeben (obgleich es Rec. sehr willkührlich scheint, des Cyprian und Augustin Lehre von der Kirche nicht *auch* durch die Lehre von der Erlösung bedingt sein zu lassen); aber es *fällt* dessenungeachtet der Satz, dafs Alles, was nicht den eigenthümlichen Dogmenkreis einer Periode angehe, nur in Form der Reflexion da sei; denn die Lehre von der Kirche, über welche so grofsartige Theorien, über welche soviel Streit und Kampf entstanden, — sie ist gewifs im dogmatischen Bewufstsein der Zeit vorhanden gewesen, und zwar früher als die Anfänge der Anthropologie keimten; — denn erst mit Ambrosius und Hilarius beginnen nach Hrn. Kliefoth (p. 79) die Vorarbeiten für die in den Pelagianischen Streitigkeiten in Differenz getretenen Reflexionsbestimmungen. Am schwierigsten aber wird die Construction des Hrn. Vfs. zu vertheidigen sein, wenn man fragt, welcher Dogmenkreis für das Mittelalter; welcher für die Zeit seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts übrig bliebe. Nach Hrn. *Kliefoth* hat dasselbe gar kein Dogma hervorgebracht, sondern nur das Vorhandene synthetisch verarbeitet: also giebt es einen Zeitraum von ganzen Jahrhunderten, in welchem kein dogmatisches Bewufstsein errungen wird? also sind die heftigen Streitigkeiten über das Abendmahl, *Anselms* Satisfactionstheorie zu ignoriren? — Und auf der andern Seite, wenn doch nach dem Hrn. Verf. jeder Dogmenkreis nur einmal wahrhaft historische Bedeutung erhält, soll denn unsere Zeit bei den symbolischen Bestimmungen der alten Kirche beharren? — Die Geschichte z. B. der Christologie zeigt vielmehr, dafs sie, deren Ausbildung Hr.

Digitized by Google

Kliefoth. der griechischen Kirche zuschreibt, zu allen Zeiten sich *fort*entwickelt hat, und erst in der unsrigen ihren Abschlufs finden kann, — deshalb weil die Erkenntnifs des Verhältnisses Gottes zur Welt eine andere geworden. Aehnliches ist von der Prädestinationslehre zu behaupten, die wahrlich durch den Augustinismus nicht ihre Lösung gefunden, vielmehr später im Calvinismus eine wesentliche Umwandelung erfahren, aber eine *wirkliche* Ausgleichung mit dem Pelagianismus erst noch *fordert*, da die von der alten Kirche und der Reformationsperiode versuchte nur eine scheinbare, im Grunde aber eine unerwiesene Behauptung ist.

Besonders mangelhaft ist auch die Verkennung der, wie es scheint, miteinander *wechselnden* dogmenbildenden Epochen, nämlich der mehr für die extensive oder mehr für die intensive Fortentwickelung bedeutenden. Werden diese nicht abgegrenzt, so werden aus der Menge dogmatischer Erscheinungen nur wenige ausgehoben werden können, welche durch eine rein productive Eigenthümlichkeit sich auszeichnen. Auf die griechische, römische, protestantische Kirche pafst es allerdings, wenn ihnen, und zwar jeder *vorzugsweise* die Ausbildung der Christologie, Anthropologie, Soteriologie zugeschrieben wird; aber es ist wohl zu bemerken, dafs nur von einer Prävalenz die Rede ist, die übrigen Dogmen ebenfalls fortgebildet, ja sogar gleich sehr fortgebildet werden, d. h. durch einzelne Subjecte, deren Leistungen nur wegen des ihnen ungünstigen dogmatischen Gesichtskreises der Kirche verdunkelt sind. (So haben z. B. Clemens und Origenes in Bezug auf die Lehre von der Freiheit ebenso Ausgezeichnetes geleistet, als für die Logosidee, — ja *sie* war in einem gewissen Sinne das Centrum des Origenistischen Systems); sodann dafs trotz des beschränkten Dogmencyclus dennoch die spätere Periode von *diesem* aus den Faden der ihm nicht angehörigen Lehren weiterspinnt (diese also keineswegs nur in Form der Reflexion da sind); endlich dafs ungeachtet der anzuerkennenden Nothwendigkeit, welche die Einzelnen beherrscht, dennoch die *Freiheit* nicht zu leugnen ist, vermöge welcher manchmal der Tendenz einer Periode ganz fremde Bewegungen angeregt werden, die durch keinen Schematismus gehemmt werden können. Vergl. auch das vom Hrn. Verf. mit Recht Gesagte p. 99 §. 38. p. 142 §. 49). Unter diesen und ähnlichen Beschränkungen kann Rec. mit Hrn. *Kliefoth* übereinstimmen, mufs aber von ihm abweichen, wenn er glaubt, durch Angabe des Dogmenkreises einer Periode diese selbst hinlänglich charakterisirt zu haben, vielmehr den, wenn auch nicht ganz gelungenen, Versuch des Hrn. Dr. *Hagenbach* anerkennen, wenn dieser von allgemeineren Gesichtspuncten die Bezeichnung einer Periode hernimmt. Hr. *Kliefoth* will freilich, wie oben schon angedeutet, den Perioden auch noch von Seiten ihrer formalen wissenschaftlichen Behandlung einen Namen geben, welcher auch wieder auf die verschiedenen Stadien innerhalb jeder einzelnen Periode passen soll; allein wenn die Charakteristik einer solchen in Form Eines Prädicats gefafst werden soll, so wird man immer ein derartiges wählen müssen, welches in der Sphäre liegt, der Hr. Dr. *Hag.* seine Bezeichnungen entnommen hat, — deren Wahl freilich immer sehr bedenklich und schwierig bleibt. — Rec. hätte gewünscht, dafs Hr. Dr. *Hag.* dem Buche des Hrn. *Klief.* mehr Einflufs auf das seinige gestattet, und namentlich die Localmethode noch mehr als er gethan, modificirt hätte. Hätte er die Dogmencyclen der Perioden, welche vorwiegende Bedeutung haben, in den Vordergrund gestellt, die Leistungen derselben für die extensive oder intensive Erweiterung des dogmatischen Gebietes mehr unterschieden, daneben aber doch, wie er mit Recht versucht, die Anfänge der einzelnen Dogmen „in ihrem Schlummer belauscht", in der Darstellung aber mehr zurücktreten lassen, so würde er für die *künstlerisch-formelle* Seite seines Werkes *mehr* geleistet haben *).

*) Noch einen die Behandlung des Stoffes betreffenden Punct möchte Rec. besonders hervorheben, nämlich die Weise, wie der Hr. Verf. das Verhältnifs der Dogmengeschichte zur Symbolik bestimmt (I. p. 5 §. 4. II. 2. p. 3. §. 211.). Wenn nach I. p. 7 die Symbolik nur ein vermittelndes Glied zwischen der alten und neuen Dogmengeschichte sein soll, so scheint es als denke sich der Hr. Verf. die letztere abgelöset von dem Zusammenhange mit den kirchlichen Gemeinschaften. Aber bis auf die neuesten Reactionen läfst sich in allen Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit der kirchliche Hintergrund (um so zu sagen), leicht erkennen. Der Hr. Verf. scheint aber den Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus schon jetzt als einen schwindenden zu fassen, da er die fünfte Periode von 1720 bis zur Gegenwart nach jenem Gesichtspuncte kirchlicher Differenzen nicht mehr eintheilt. Die Antithese dieser beiden differenten gro-

Digitized by Google

Allein die *formelle* Seite, so wichtig und bedeutend sie für dogmengeschichtliche Werke ist, würde doch zu der grofsen Mühe, welche auf deren Ausbildung zu verwenden ist, in keinem Verhältnisse stehen, wenn sie nicht in den Dienst der eigentlich *materiellen* träte, d. h. wenn sie nicht zu klarer und scharfer Auffassung des historischen Stoffes beitrüge. Und somit wendet sich Rec. zu dieser. Da es aber bei der aufserordentlichen Masse dessen, was in vorliegenden Werken zusammengedrängt, unmöglich ist, alle Einzelheiten, welche einer Besprechung würdig scheinen, zu kritisiren: so greift Rec., mehr durch Zufall als durch Absicht geleitet, der *Gnosticismus*, namentlich die Lehre des *Basilides*, und die Alexandriner heraus, um zu prüfen, wie die Darstellungen dieser Gegenstände bei Hrn. Dr. *Hag.* und Hrn. Dr. *B.-C.* gelungen sind.

Hr. Dr. *B.-C.* theilt die gnostischen Systeme überhaupt nach den Entwickelungen ein (p. 36), welche bei ihnen in Hinsicht auf ihre Hauptbegriffe, den Emanatismus und Dualismus gefunden werden, und sieht in dieser Verschiedenheit der gnostischen Formen zugleich die Hauptepochen ihrer Geschichte. In der Syrischen habe sich der Dualismus und Emanatismus *zugleich* schoff dargestellt, in der Aegyptischen habe der Emanatismus vorgeherrscht, während der Dualismus allmählig völlig in ihr vergangen. Von diesen unterscheidet der Hr. Vf. die mit dem Namen der *Mysteriengnosis* (*Ophiten* und *Carpocratianer* bezeichneten) und die ausgleichenden mildernden Parteien (*Marcion, Tatian*) „welche nur durch einige Formen, welche sie beibehielten, verdienten, dafs man ihnen den alten Gnostikernamen lasse". Diese Eintheilung indefs mufs Rec. —, ohne die grofsen Schwierigkeiten zu verkennen, mit welchen *jede* Classification der Gnostiker zu kämpfen, wenig gelungen nennen. Die allgemeinen Gesichtspuncte, von denen aus Hrn. Dr. *B.-C.* die Gnostiker beurtheilt, sind in Wahrheit keine anderen als – (obwohl er dies nicht besonders hervorhebt) — *eigentliche* Gnostiker und *uneigentliche*, — sehr unbestimmte, wie man sieht, da ja das letztere Prädicat schon durch sich selbst das Recht zu einer Classification abspricht. Die Ophiten, das System des Marcion, Bardesanes, Tatian durften ja, sofern der Hr. Verf. sie nicht für wahre Erscheinungen des Gnosticismus hält, den wirklich gnostischen Lehren nicht coordinirt, nicht mit ihnen in Parallele treten. Aber freilich ist es nur eine Behauptung und durch nichts erwiesen, dafs Marcion unter die Gnostiker in eigentlichem Sinne nicht zu rechnen sei. Wenn Hr. B.-C. für die Gnostiker eine heidnische Grundlage verlangt, sodann Opposition gegen das Judenthum, so leistet ja *Marcion* beides (*Neander* K. G. I. p. 784), und das Zweite so, wie nur irgend ein anderer, dem man mit Recht jenen Namen geben kann. Ferner aber ist die Gradation des Mehr oder Weniger in Bezug auf Emanatismus und Dualismus so schwankend, dafs durch diesen angewandten Begriff der Quantität alle Charakteristik verloren geht. So ist *Basilides* nach der von *Baur* zur Gewifsheit erhobenen Vermuthung Anderer fast ebenso *dualistisch* als Saturnin, und dennoch wird er unter diejenigen gezählt, bei welchen der Emanatismus vorgeherrscht d. h. zu den *Aegyptischen*. Auch diese bereits von *Matter* (Histoire critique du Gnosticisme I. p. 236) vorgeschlagene Eintheilung nach *Ländern* scheint Hr. Dr. B.-C. trotz der ihr gewordenen Widerlegung in untergeordneter Weise wieder einzuführen und begünstigen zu wollen. Allein wenn gleich es überhaupt unmöglich scheint, eine *allen* Anforderungen genügende Classification *) zu geben und auf diese phantasiereichen Gebilde des sinnenden Menschengeistes das strenge Gesetz der Eintheilung anzuwenden, so möchte doch die *Baur's*, so sehr Rec. von ihm in Bezug auf das eigentliche Ziel abweicht, welches der Gnosticismus verfolgt, — doch insofern die gelungenste sein, als auf diese Weise das *pseudoclementinische* System in die geschichtliche Entwickelung desselben sich einreihen läfst. Auch Hr. Dr. B.-C. hat

fsen Ganzen ist aber so schroff und fest, dafs ein gänzliches Ignoriren ihrer charakteristischen Unterschiede gerügt werden mufs. — *Die* Vereinigung von Symbolik und Dogmengeschichte, welche der Hr. Verf. versucht, scheint Rec. übrigens *keine* glückliche.

*) Ganz neuerlich hat H. *Ritter*: Geschichte der christlichen Philosophie I. p. 117. 118 eine *neue* Eintheilung gegeben — (doh wohl nur dem Namen nach) nämlich in Dualistische und Idealistische. Was Andere emanistisch genannt haben, nennt *Ritter* idealistisch. Zu den Ersteren zählt er den *Basilides* und *Saturnin*, zu diesen Valentin und seine Schule. Marcion, die Ophiten, die Carpocratianer, Bardesanes werden ganz — und zwar ohne hinreichenden Grund *übergangen*, — und deshalb konnte auch die Classification nicht schwer sein.

Digitized by Google

diesem seine Stelle unter den gnostischen Erscheinungen angewiesen, dagegen aber im Gegensatz zu den meisten neueren Forschern, welche die Clementinen für ein Product des spätern Ebionitismus halten, dieses für die Dogmengeschichte so bedeutende Werk einem *Marcioniten* zugeschrieben, welcher es anderen *seiner* Partei entgegengesetzt habe. Rec. wäre gespannt, vom Hrn. Verf., von dessen ausgezeichneter Kenntnifs der alten Kirchengeschichte nur wohlbegründete Urtheile zu erwarten sind, eine wissenschaftliche Entwickelung seiner Ansicht von den Clementinen kennen zu lernen, um so mehr, da der Hr. Verf. selbst zugiebt, dafs das *Ganze* offenbar *gegen* einige Lehren Marcions verfafst sei. Wie dieser theilweise Widerspruch zu lösen sei, ist nach den wenigen Andeutungen, die gegeben, nicht einzusehen. Hr. Dr. Hag., der sich I. p. 51. 52 begnügt, die versuchten Eintheilungen der gnostischen Systeme anzugeben, hat überhaupt das Recht, mit welchem die *Clementinischen* Lehren diesen beizufügen seien, in Frage gestellt, und dagegen die Ansicht *Schenkels*, der sie für ein Erzeugnifs der rationalisirenden monarchianischen Richtung in Rom hält, wie es scheint, *nicht ohne Beifall* mitgetheilt. Rec. scheint es aber, als wenn diese Meinung in Vergleich zu der, welcher die meisten Dogmenhistoriker beigepflichtet, sich nicht werde halten können.

An der Darstellung der Lehre des Basilides von Hrn. Dr. B.-C. ist zunächst auszusetzen, dafs sich die Elemente derselben an drei verschiedene Stellen vertheilt finden, so dafs die Uebersicht, — welche zu erreichen doch ein Compendium sich vor allen angelegen sein lassen sollte, durch dieses willkührliche Auseinanderreissen zusammengehöriger Lehren wesentlich erschwert wird. Sodann ist befremdend, dafs die bedeutende Differenz, welche in den quellenmäfsigen Berichten über diesen Gnostiker herrscht, nur durch die Behauptung, sie seien *vereinbar*, geschlichtet, nicht aber der Weg der eigentlichen Lösung angedeutet wird. Wenn nun dieselbe Vielen so bedeutend erschienen, dafs sie die Vermuthung wagten, der Bericht des *Clemens* beziehe sich mehr auf die Lehre des Stifters, die des *Irenäus* mehr auf die der Schule; so ist die Schwierigkeit, welche die Quellen bieten, gewifs gröfser, als dafs sie durch eine blofse Versicherung gehoben werden könnte. Sowohl jene Annahme scheint willkührlich als diese Behauptung unbewiesen. Vielleicht, dafs Clemens das System des Basilides vorzugsweise von der *ethisch-metaphysischen*, Irenäus aber von der *bildlich-phantastischen* Seite aufgefafst. Dennoch kommt ja auch bei Clemens Alexand. Stromata IV. c. XXII. II. p. 36 ed. Klotz (*Βασιλείδης ὑποστὰς δικαιοσύνην καὶ τὴν θυγατέρα αὐτῆς τὴν εἰρήνην ὑπολαμβάνει ἐν ὀγδοάδι μένειν ἐνδιατεταγμένας*) eine Andeutung der Aeonenlehre vor, welche in Verbindung mit der ganz den gnostischen Charakter tragenden Erklärung der Stelle Prov. I. 7 (Stromata II. c. VIII. init. *) die Annäherung des Berichts des Clemens an den des Irenäus bis zu den Puncte bringt, dafs, wird eben bei ersterem das ethische Moment als das bedeutendste anerkannt, eine Ausgleichung der Differenzen möglich scheint. Während *Irenäus* sich in eine weitläufige Beschreibung der Aeonenreihe ergeht, stellt *Clemens* statt jener Bildlichkeit sinnlicher Anschauungen die *σύγχυσις ἀρχικὴ* d. h. den Dualismus des abstracten Gedankens an die Spitze von Basilides System. (Strom. II. c. 20. §. 112 **) Auf diesen Dualismus müssen wir wenigstens — obwohl kein ausdrückliches Zeugnifs bei Clemens darüber vorhanden ist, — wie Baur gezeigt und Hr. Dr. B.-C. ebenfalls zugiebt, aus der ganzen Construction wie wir sie in den Quellen angedeutet finden, nothwendig schliefsen.

*) *Ἐνταῦθα οἱ ἀμφὶ τὸν Βασιλείδην τοῦτο ἐξηγούμενοι τὸ ῥητὸν αὐτὸν φασιν ἄρχοντα ἐπακούσαντα τὴν φάσιν τοῦ διακονουμένου πνεύματος ἐκπλαγῆναι τῷ τε ἀκούσματι καὶ τῷ θεάματι παρ' ἐλπίδας εὐηγγελισμένον, καὶ τὴν ἔκπληξιν αὐτοῦ φοβηθῆναι ἀρχὴν γενόμενον σοφίας φυλακρινητικῆς τε καὶ διακριτικῆς καὶ τελεωτικῆς καὶ ἀποκαταστικῆς· οὐ γὰρ μόνον τὸν κόσμον, ἀλλὰ καὶ τὴν ἐκλογὴν διακρίνας ὁ ἐπὶ πᾶσι προπέμπει*

**) *Οἱ δὲ ἀμφὶ τὸν Βασιλείδην προσαρτήματα τὰ πάθη καλοῦσι, πνεύματα τινὰ ταῦτα κατ' οὐσίαν ὑπάρχειν προσαρτημένα τῇ λογικῇ ψυχῇ κατά τινα τάραχον καὶ σύγχυσιν ἀρχικήν, ἄλλας τε αἱ πνευμάτων νόθους καὶ ἑτερογενεῖς φύσεις προσεπιφύεσθαι ταύταις, οἷον λαικοῦ, πιθήκου, λέοντος, τράγου, ὧν τὰ ἰδιώματα περὶ τὴν ψυχὴν φανταζόμενα τὰς ἐν θυμίας τῆς ψυχῆς τοῖς ζώοις ἐμφερῶς ἐξομοιοῦν λέγουσιν· ἃ γὰρ ἰδιώματα φέρουσι, τούτων τὰ ἔργα μιμοῦνται καὶ οὐ μόνον ταῖς ὁρμαῖς καὶ φαντασίαις τῶν ἀλόγων ζώων προσοικειοῦνται, ἀλλὰ καὶ φυτῶν κινήματα καὶ κάλλη ζηλοῦσι διὰ τὸ καὶ φυτὰ ἰδιώματα προσηρτημένα φέρειν*, — welche Stelle Rec. auch um der Lehre von den *προσαρτήματα* willen vollständig ausgezogen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Compendium der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Ludw. Fr. O. Baumgarten-Crusius.

Lehrbuch der Dogmengeschichte von Dr. K. R. Hagenbach.

Einleitung in die Dogmengeschichte. Von Theodor Kliefoth.

(Fortsetzung.)

Denn jene uranfängliche Mischung bezieht sich zwar zunächst auf die Einigung des Göttlichen und Menschlichen in den individuellen Seelen der Menschen, d. h. auf ihren *Fall* in einer idealen vorweltlichen Sphäre (Strom. IV. c. XII. p. 323 II. ed. Klotz: *ἀλλὰ τῷ Βασιλείδῃ ἡ ὑπόθεσις προαμαρτήσασάν φησι τὴν ψυχὴν ἐν ἑτέρῳ βίῳ τὴν κόλασιν ὑπομένειν ἐνταῦθα, τὴν μὲν ἐκλεκτὴν ἐπιτίμῳ διὰ μαρτυρίου, τὴν ἄλλην δὲ καθαιρομένην δικαίᾳ κολάσει*), für welchen sie in den Leiden, welche sie in dem irdischen Leiden zu dulden haben, büfsen müssen, aber diese *σύγχυσις* läfst sich im Zusammenhange des Systems gar nicht erklären, wenn nicht auf den Dualismus der Grundprincipe geschlossen wird. Dieser *wiederholt* sich nur im Menschen, in welchem Basilides eigentlich je zwei Seelen annehmen mufste, deren eine den ganzen Complexus der zu einer geistigen Substanz vereinigt gedachten *προσαρτήματα* ausmacht, während die andere wahrscheinlich als Lichtseele zu denken ist, welche mit jener beständig im Kampfe liegt (— „*ὅτι μή ἐστιν ἡ ψυχὴ μονομερής*"). Doch weiset Basilides oder vielmehr Isidorus die Folgerungen zurück, die man hieraus zur Entschuldigung sittlicher Schwächen machen könnte, wie die: *ἐβιάσθην, ἐπηρεάσθην, ἄκων ἔδρασα, μὴ βουλόμενος ἐνήργησα κ. τ. λ.*, indem er entgegnet: „*θελησάτω μόνον ἀπαρτίσαι τὸ καλὸν καὶ ἐπιτεύξεται*" (Str. III. 1. §. 2. etc.). Trotz dieser sittlichen Energie, welche hier der Vernunft im Gegensatze zum sinnlichen Leben zugeschrieben wird, zeigt sich der dualistische Charakter doch so deutlich, dafs *Baur* (Die christliche Gnosis p. 210) und ganz neuerlich H. Ritter (Geschichte der christlichen Philosophie) den Basilides als Vorläufer des Mani betrachtet haben, welcher Ansicht, wie Rec. aus p. 38 not. e) hervorzugehen scheint, Hr. Dr. B.-C. nicht entgegen ist. Auffallend ist indefs, dafs der Hr. Verf. den bedeutenden Einflufs, welchen seine Lehre von dem nothwendigen ursachlichen Zusammenhang zwischen Leiden und Schuld auf seine Christologie geübt, nur durch einen undeutlichen Wink angedeutet, sowie über den unter allen Gnostikern ihm eigenthümlichen Begriff des *Glaubens* gar nichts gesagt hat. Und doch ist die Kenntnifs dieser dogmatischen Bestimmungen, um ein richtiges Urtheil über den Basilides sich bilden zu können, unumgänglich nöthig. Hr. Dr. *Hagenbach* hat den ersten Punct wenigstens berührt, jedoch zweifelt Rec., dafs es möglich sei, aus diesem Wenigen den eigentlichen Charakter jenes Systems kennen zu lernen. Der Begriff der Gerechtigkeit schien dem Basilides *nicht*, wie andern Gnostikern dem göttlichen Wesen widersprechend zu sein; — vielmehr hielt er, — auf den alle Einwürfe niederschlagenden Hauptsatz sich stützend: *ἄνθρωπον ὄντινα ὀνομάσῃς ἄνθρωπον εἶναι, δίκαιον δὲ τὸν θεὸν* — so sehr an dem Begriffe der Gerechtigkeit fest, dafs ihm Christi Leiden nur als Büfsungen für seine, wenn auch geringen *Gedanken*sünden erklärbar waren. Vergl. Stromata IV. c. XII. p. 322 II. Klotz. Sündlosigkeit konnte er ihm also in absolutem Sinne nicht zuschreiben (dagegen war ihm freilich die *Versuchung* Christi, welche sowohl in den gnostischen Systemen, als in der orthodoxen spätern Kirchenlehre nur eine scheinbare war, in der That eine wirkliche), wohl aber eine relative (— *οὐτωσὶ δὲ τὸν ἀναμάρτητον, ὃν λέγω ἐὰν ἴδω πάσχοντα κἂν μηδὲν ᾖ κακὸν πεπραγώς, ἐρῶ τὸ θέλειν ἁμαρτάνειν*). Diese relative Sündlosigkeit wurde aber, — möchte man in Basilides Sinne hinzusetzen — *mit der Zeit*

Digitized by Google

eine absolute, indem der Erlöser durch die Uebernahme so übermäfsig harter Leiden in Vergleich zu seiner geringen Schuld, gleichsam einen Ueberschufs der Strafe zur völligen Reinigung trug. Sonach war ihm Christus derjenige, welchem das möglich kleinste Maafs der Sündenschuld und dagegen das möglichst gröfste der Strafe zu Theil geworden, — „der durch Büfsung im Läuterungsprocesse am weitesten Gekommene": seine Construction des rein historischen Christus aber eine ganz ebionitische Theorie. Daher konnte auch seine Lehre vom Glauben diesen nicht seinem absoluten Gehalte nach als die völlige Ineinsbildung mit dem Erlöser, als die durch Reue und Bufse, Schmerz und Kampf vermittelte Zuständlichkeit des Selbstbewufstseins, in welcher die historische Persönlichkeit zur absolut geistigen umgewandelt ist, sondern nur als „die Beistimmung der Seele bestimmen, in Bezug auf das, was nicht die Sinne reizt" (Stromata II. 6. §. 27. II. p. 139: *ὁρίζονται οἱ ἀπὸ Βασιλείδου τὴν πίστιν ψυχῆς συγκατάθεσιν πρός τι τῶν μὴ κινούντων αἴσθησιν διὰ τὸ μὴ παρεῖναι*). Dieser Glaube ist aber nicht etwas durch die eigene freie That des Menschen Gewordenes (nicht *προαιρέσεως κατόρθωμα*, nicht *ψυχῆς αὐτεξουσίου λογικὴ συγκατάθεσις* Stromata V. 1.) vielmehr ein angeborener Vorzug (*φύσεως πλεονέκτημα*), demgemäfs die Auserwählten die christlichen Religionserkenntnisse, ohne dafs sie eines Beweises bedürften, durch die blofse geistige Anschauung finden (*καταλήψει νοητικῇ* Strom. II. c. III. p. 128 II). Sie erkennen Gott von Natur, sind gläubig und auserwählt durch sie (ib. V. 1. p. 34 III.). D. h. der Glaube ist dem Basilides nichts weiter, als ein allmählig mit der Nothwendigkeit eines organischen Naturprocesses in den Berufenen (den Gnostikern) sich bildender Seelenzustand, — das geistige Eingehen in eine höhere Weltordnung, welches bedingt ist durch die Erwählung in dieser idealen Sphäre selbst (*κατ' ἐπακολούθημα τῆς ἐκλογῆς τῆς ὑπερκοσμίου τὴν κοσμικὴν ἁπάσης φύσεως συνέπεσθαι φύσιν*). Das eigentliche Wesen desselben war ihm ein intellectuelles Schauen im Gegensatze des discursiven Denkens, ein Anklang an die Plotinianische Philosophie und an das, was die spätere Mystik des Mittelalters mit so vieler Gemüthlichkeit ersonnen. Gegen alle diese dogmatischen Bestimmungen gilt indefs, was *Clemens* auf unübertreffliche Weise in seiner Kritik der Basilidianischen Lehren auseinandergesetzt, und es scheint genügend, auf diese Erörterungen des grofsen Kirchenlehrers hier zu ve weisen. Strom. II. c. II. p. 128 Tom. II. *) Kl. Vg Ritter a. a. O. I. p. 144. — Rec. hätte nun gewünscl die Hauptmomente der hier mit wenigen versuchte Andeutungen in den vorliegenden Schriften dargestel zu finden. Weshalb dieselben bei Hrn. Dr. B. - (zum Theil wenigstens fehlen, dagegen manches Ande herausgegriffen ist, darüber kann Ref. sich nicht R chenschaft geben, wie er überhaupt an vielen Stelle die ausgezeichnete Gelehrsamkeit des Hrn. Verfs. vo keinem klaren Plane beherrscht sieht. Hr. Dr. *Hag* hat die Gnostiker für die Dogmengeschichte nur wc nig benutzt, eine eigentliche Charakteristik der einze nen Systeme nicht einmal versucht (denn das p. 5 not. 8) Gesagte kann doch schwerlich für einen sol chen Versuch gelten), des Basilides höchst selten z B. in der oben angeführten Stelle und p. 124 I. be der Trinitätslehre gedacht **). —

Fragen wir ferner, wie der Lehrbegriff der Alexan

*) *Οὐκέτ' οὖν προαιρέσεως κατόρθωμα ἡ πίστις, εἰ φύσεως πλε νέκτημα, οὐδὲ ἀμοιβῆς δικαίας τεύξεται ἀναίτιος ὢν ὁ μὴ π στεύσας καὶ οὐκ αἴτιος ὁ πιστεύσας, πᾶσα δὲ ἡ τῆς πίστω καὶ ἀπιστίας ἰδιότης καὶ διαφορότης οὔτ' ἐπαίνῳ οὔτε μ ψόγῳ ὑποπέσοι ἂν ὀρθῶς λογιζομένοις προαιρουμένην ἔχου τὴν ἐκ τοῦ τὰ πάντα δυνατοῦ φυσικὴν ἀνάγκην γενομένην, νι ροσπαστουμένων δὲ ἡμῶν ἀψύχων δίκην φυσικαῖς ἐνεργείαις τό τε ἀκούσιον παρέλκει, ὁρμή τε ἡ προκαθηγουμένη τούτω κ. τ. λ.*

**) Hr. Dr. *Hag.* führt als Grund für diese geringe Beachtun des Gnosticismus §. 6. den Grund an: „Die innere Gestal tung und Verzweigung häretischer Systeme gehört einen anderweitigen Interesse an, das entweder mit der sogenann ten Ketzergeschichte oder in der allgemeinen Religionsge schichte seine Befriedigung findet". Allein wenn sie auc nur insoweit in Betracht kommen, als sie ein *Anderes* sin als die orthodoxe Lehre, wird doch eben um dieses zu be urtheilen eine genaue Kenntnifs solcher Erscheinungen fü die Dogmengeschichte nothwendig sein. Die orthodoxe Lehr ist *oft* in Opposition gegen die Häresien getreten, wie kan man jene verstehen, wenn man diese selbst gar nicht kennt! - Wer vermöchte eine Geschichte der Christologie zu schrei ben, ohne den Gegensatz der ebionitischen und doketische als den bedeutendsten der alten Kirche anzuerkennen, u als solchen auf das genaueste zu erforschen? — Und m welchem Rechte hat denn der Hr. Verf. ohne dem ob ausgesprochenen Grundsatze untreu zu werden, in der fün ten Periode die Geschichte der Opposition gegen den kirc lichen Lehrbegriff (— doch auch eine häretische) überhaup — und noch dazu so genau behandelt? —

Digitized by Google

driner von den *Hrn. Verff.* gefaſst ist, so hat Hr. Dr. *Hag.* *keine* zusammenfassende Darstellung desselben gegeben (denn die wenigen Notizen I. p. 67 wird man doch für eine solche nicht halten können), sondern ihre Bedeutung für die dogmenhistorische Entwickelung in der Geschichte der einzelnen Dogmen charakterisirt. Jedoch soll damit nicht geleugnet werden, daſs der Hr. *Verf.* die dogmatische Gröſse des *Clemens* und *Origenes* anerkannt und ihre Schriften genau benutzt habe. Wenn aber der Hr. Verf. erst mit Origenes (I. p. 128) die Identificirung der Begriffe *Logos* und Sohn Gottes beginnen läſst, so hat dagegen *Redepenning:* Origenes I. p. 109 darauf gedrungen, daſs diese bei Clemens schon anzuerkennen sei. Sonst ist I. p. 126 die Logoslehre des Clemens in Ganzem richtig dargestellt, wenn auch das Schwankende, welches sich darin findet, schärfer hätte hervorgehoben werden können. An manchen Stellen kann man nämlich versucht werden, demselben — wenn es anders erlaubt wäre, Namen späterer dogmatischer Erscheinungen auf frühere anzuwenden, — eine ganz sabellianische Theorie zuzuschreiben z. B. Str. VII. c. II. p. 211 III. *δύναμις γὰρ τοῦ θεοῦ ὁ υἱός — καὶ σοφία αὐτοῦ κυρίως ἂν καὶ διδάσκαλος λεχθείη τῶν δι' αὐτοῦ πλασθέντων· πᾶσα δὲ ἡ τοῦ Κυρίου ἐνέργεια ἐπὶ παντοκράτορα τὴν ἀναφορὰν ἔχει καὶ ἔστιν ὡς εἰπεῖν πατρική τις ἐνέργεια ὁ υἱός.* Dagegen spricht freilich die in demselben Capitel vorkommende auch vom Hrn. Verf. angeführte Stelle, wo die *ἡ τοῦ θεοῦ φύσις* für *τῷ μόνῳ παντοκράτορι προσεχεστάτη* erklärt wird, durchaus für den Subordinationismus desselben (welchen dann *Origenes* noch schärfer und bestimmter durchgeführt, und zu einer *ἑτερότης κατ' οὐσίαν καὶ ὑποκείμενον* des Sohnes und Vaters gesteigert hat.) — Wohl nichts ist für die Dogmengeschichte schwieriger, als Clemens selbst über die dogmatischen Hauptpuncte mit sich in Uebereinstimmung zu bringen, und aus seinen fast durchgehends in der Sprache einer geistreichen Reflexion gehaltenen Schriften ein widerspruchloses System dogmatischer Bestimmungen zu gewinnen. Wie in Bezug auf den eben besprochenen Punct seine Lehre den Charakter einer gewissen Amphibolie trägt, da er bald den Logos einen θεός *) *ἐν ἀνθρώπου σχήματι* Paed. I. c. X. p. 105 Ten. I. (cf. Protrepticus I. c. X. *Guericke:* De Schola, quae Alexandriae floruit, catechetica II. p. 132), bald einen *τοῦ θεοῦ διάκονος* (Stromat. VII. 3): so wiederholt sich dasselbe bei den Begriffen *πίστις* und *γνῶσις*. Hr. Dr. *Hag.* hat die Hauptstellen über dieselben in treffender Auswahl I. p. 97 zusammengestellt, jedoch die Frage nach dem Verhältnisse beider defshalb nicht zur Entscheidung gebracht, weil er von dem falschen Streben geleitet war, den Widerspruch, der sich zwischen manchen Stellen findet, durchaus fortzuschaffen. Auch Rec. war früher der Ansicht, daſs sich ein Punct gewinnen lassen müsse, durch welchen die widerstrebenden Elemente der Clementinischen Denkweise in eine höhere Einheit sich auflösen lieſsen; aber er ist jetzt überzeugt, daſs eine solche Einigung, sofern sie durch Interpretation der vorliegenden Stellen bewiesen und nicht vielmehr durch Combination erschlossen werden soll, ein eiteles Unternehmen sei, und wenn neuerdings *Redepenning:* Origenes p. 75, 83, den Widerspruch gehoben zu haben glaubt theils durch die Unterscheidung verschiedener Erkenntniſsstufen, denen seine Schriften entsprochen haben sollen, theils durch die vermeintliche Nachweisung eines zwiefachen Begriffes vom Glauben bei Clemens: so möchte diese Hypothese ebenso unhaltbar sein als jede andere, da einmal in den Stromat. selbst, also den für die höchste Erkenntniſsstufe berechneten Schriften, sich Stellen finden, wo auf der einen Seite das höchste Gut in die Gottähnlichkeit, die nur dem *γνωστικὸς* erreichbar sei, gesetzt wird (Strom. IV, 22. II. 22. V. 10, wo das *γνῶναι* als die *ζωὴ αἰώνιος* bestimmt wird — man sehe das Ende des Cap.), auf der andern behauptet wird: *κυριώτερον τῆς ἐπιστήμης ἡ πίστις καὶ ἔστιν αὐτῆς κριτήριον* (cf. Strom. IV. 21: *ἡ πίστις ἡ περὶ τὸ ὂν στάσις τῆς ψυχῆς*); sodann jene Differenz zwischen einem todten Fürwahrhalten und einem lebendigen Glauben, welcher mit der Gnosis zusammenfalle, während jenes erstere, obwohl mit dem Namen des Glaubens belegt, doch weit unter ihm stehe, zwar durch einige Stellen

*) Nach Clemens hat man an den Logos Gebete zu richten Strom. VII. c. VII. p. 231 III. (*Σέβειν δὲ δεῖν ἐγκελευόμεθα καὶ τιμᾶν τὸν αὐτὸν καὶ λόγον σωτῆρα τε αὐτὸν καὶ ἡγεμόνα εἶναι πεισθέντες καὶ δι' αὐτοῦ τὸν πατέρα, οὐκ ἐν ἐξαιρέταις ἡμέραις, ὥσπερ ἄλλοι τινες ἀλλὰ συνεχῶς τὸν ὅλον βίον σοῦτο πράττοντες καὶ κατὰ πάντα τρόπον*), während Origenes de Oratione p. XV behauptet: *μήποτε οὐδενὶ τῶν γενητῶν προσευκτέον ἐστί, οὐδὲ αὐτῷ τῷ Χριστῷ, ἀλλὰ μόνον τῷ θεῷ τῶν ὅλων καὶ πατρὶ, ὡς καὶ αὐτὸς ὁ σωτὴρ ἡμῶν προσηύχετο, ὡς προπαρεσκευάσμεθα καὶ διδάσκει ἡμᾶς προσεύχεσθαι κτλ.*

Digitized by Google

als ächt Clementinisch bewiesen zu werden scheint, aber keineswegs so streng durchgeführt sich findet, dafs man auf sie eine Theorie zur Beseitigung jener Schwierigkeit bauen könnte. Es sind ja nämlich auch Stellen vorhanden, wo, wie Strom. V. c. 7. §. 155. der Unterschied zwischen γνῶσις und πίστις, als ein fliefsender, nur gradueller gefafst wird. Ist hier der Begriff der πίστις im Sinne des lebendigen Glaubens genommen, so müfste er mit der γνῶσις ganz zusammenfallen, und es wäre unbegreiflich, wie diese doch als ein höherer Grad jener bestimmt werden könnte; ist er aber in der anderen Bedeutung zu nehmen, so ist nicht einzusehn, wefshalb einem solchen Seelenzustande nicht vielmehr das Handeln im Glauben, sondern die Erkenntnifs entgegengesetzt wird. — Demnach möchte auch dieser *sinnreiche* Versuch der Auflösung nicht als haltbar sich bewähren. *)

Ist also nicht zu leugnen, dafs in den Behauptungen des Clemens, — sofern man den sprachlichen Ausdruck urgirt, — eine nicht unbedeutende Differenz vorliegt, die nicht zu heben, so fragt sich, ob man mit Recht vermuthen könne, dafs *Clemens* zwischen γνῶσις und πίστις wirklich so hin und her geschwankt, als es den Anschein hat. *Rec.* ist der Meinung nicht, und ist einmal eine *Conjectur* erlaubt, so möchte *die* die wahrscheinlichste sein, *die* Stellen, wo er zwischen beiden Begriffen ein ähnliches Verhältnifs statuirt, wie zwischen esoterischer und exoterischer Lehre, zeigten seine eigentliche Herzensmeinung, die hingegen, wo er den Glauben als die Norm und Regel jener γνῶσις zu bestimmen scheint, seien vielmehr als Accommodation denn als aufrichtige Ansicht zu nehmen. Wobei nur zu bemerken ist, dafs er auch so den Glauben als einen nothwendigen Durchgangspunct ansehen konnte, ohne den berührt zu haben man nicht auf die Höhe jener idealen *Theorie* gelangen könne. Will man sich zu *dieser* Annahme nicht verstehen, so mufs man in *Clemens'* Denkweise selbst einen solchen Bruch zwischen unmittelbarem Glauben und verständiger Reflexion statuiren, wie er in neuerer Zeit in sonst edeln Persönlichkeiten uns näher gebracht ist. Hiergegen aber spricht theils die Kraft und die Reinheit seiner Begeisterung, die in dem Zustande solchen Zwiespaltes uns nicht mit jener Frische anwehen könnte, theils das speculative Talent dieses Kirchenlehrers, welches die Widersprüche des Verstandes zu beseitigen gewifs Kraft genug besafs. Somit bleibt nur übrig, im Sinne des *Clemens* jenen Unterschied zwischen γνῶσις und πίστις zwar als einen graduellen anzusehn, aber in *solcher* Steigerung, dafs das *Graduelle* auf den Punct kommt, in das *Specifische umzuschlagen.* *) — Hr. Dr. *B.-C.* hat p. 88, 89 in dem dort gegebenen kurzen Umrifs der Alexandrinischen Theologie, wie es scheint, Wesentliches übergangen, wie z. B. das eben Besprochene, und wenn er in ihr die Auffassung des Logos als Weltgeistes und zwar als sittlichen Weltgeistes findet, so möchte wenigstens an diesem Ausdrucke manches zu tadeln sein. Der Hr. Verf. deutet damit wahrscheinlich auf die Beziehung aller Lehren auf die Apocatastasis beim *Origenes*, wie sich dies aus den Worten zu ergeben scheint: „— Das Erlösungswerk geht durch die ganze Schöpfung hin, wie sie ja ganz durch die dem Logos verwandten Geister beseelt wird: schon die göttliche Vorsehung hat die Geistererlösung zum Endzweck: sie wird beschlossen durch die allgemeine Vereinigung der Geisterwelt mit Gott." —

*) Der Hr. Verf. führt Strom. V. c. XIII. p. 61, III. Kl. an, um zu beweisen, dafs *Clemens* sogar von einem Glauben spreche, welcher nicht einmal ein festes Vertrauen auf die Wahrheiten einschliefse, die er doch anerkenne; aber hier scheint Rec. πίστις mit dem folgenden ὅταν ἐπίστηται ein Wortspiel zu bilden, und auch aus diesem nur zu erklären. Wenn daher die πίστις = ἐπίστασθαι = empirisches Wissen ist, so ist es natürlich, dafs die Ueberzeugung (πεποιθέναι) eine höhere Stufe des geistigen Lebens ist.

*) Nicht beseitigt scheint die oben angedeutete Schwierigkeit durch das, was *Ritter*: Geschichte der christlichen Philosophie I. p. 435—439 gesagt. Doch ist es ein Fortschritt, wenn das Schwankende in den dogmatischen Bestimmungen wenigstens offen eingestanden wird. Auf welche Weise aber des Clemens eigentliche Meinung aus den vorliegenden Stellen erschlossen wird, darüber wird keine Vermuthung mitgetheilt. — Nur beiläufig bemerkt Rec., dafs ihm wenigstens darin kein Widerspruch zu liegen scheint, wenn *Clemens* bei seinem sonstigen Dringen auf Erkenntnifs doch bekennt, dass Gott ἀνυπόδεικτος sei (Strom. IV. c. XXV. II. p. 364), da er nicht ἐπιστήμῃ λαμβάνεται ἀποδεικτικῇ· αὕτη γὰρ ἐκ προτέρων καὶ γνωριμωτέρων συνίσταται· τοῦ δὲ ἀγεννήτου οὐδὲν προυπάρχει. — Hierin liegt die dunkele Ahnung des späteren ontologischen Beweises, den man, sofern er die Selbstbesinnung des Subjects auf sein innerstes Wesen ist, als einen Act des Glaubens betrachten kann.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Compendium der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. Ludw. Fr. O. Baumgarten-Crusius:
Lehrbuch der Dogmengeschichte von Dr. K. R. Hagenbach.
Einleitung in die Dogmengeschichte. Von Theodor Kliefoth.

(Schluſs.)

Allein jener vom Herrn Verfasser gebrauchte Ausdruck hat wenigstens in neueren Zeiten eine so pantheistische Färbung erhalten, daſs der Unkundige leicht eine durchaus unrichtige Ansicht von dem *Systeme* des Origenes gewinnen kann, in welchem die Freiheit des Individuums und die Hypostasirung des Logos so fest stehen, daſs sie sich an einander zu brechen drohen; — und wenn der Hr. Verf. diesen biblischer und kirchlicher nennt als Clemens, so möchte dagegen Wesentliches einzuwenden sein. — Es werde in specieller Rücksicht nur noch lobend erwähnt, daſs sowohl Hr. Dr. *B.-C.* als Hr. Dr. *Hag.* in der Behandlung der letzten Periode den verschiedenen Richtungen im Allgemeinen eine sehr anerkennenswerthe Gerechtigkeit haben widerfahren lassen und die groſsen Bewegungen unserer Zeit gewiſs richtig beurtheilen. Besonders hat Hr. Dr. B.-C. *die* Puncte hervorgehoben (p. 476), über welche, als Vorurtheile „Philosophie, Wissenschaft, Frömmigkeit weggehoben haben." — Nur von *Schleiermacher*, dem Unvergeſslichen, hätte man eine schärfere Charakteristik wünschen mögen.

Und hiermit wenden wir uns zur *allgemeinen* Charakteristik vorliegender Werke zurück. Das des Hrn. *Dr. Baumgarten-Crusius* zeichnet sich aus durch eine auſserordentliche Masse historischer Notizen, wie sie nur durch umfassendes Quellenstudium und vielseitige Lectüre gewonnen werden kann, durch eine gedrängte Fülle neuer nicht selten geistreicher Andeutungen. Der eigentliche Charakter des Werkes ist der einer ausgezeichneten Selbstständigkeit der Forschung, welche ohne die Leistungen Anderer unberücksichtigt zu lassen, durchweg das Urtheil auf die eigene Kenntniſs der Gegenstände stützt. Allein eben diese auſserordentliche Gedrängtheit der Darstellung, die Kürze der in den Paragraphen versuchten Charakteristiken, der übergroſse Reichthum an historischen Daten, endlich die zwar körnige, derbe, aber zuweilen schwerfällige Weise des sprachlichen Ausdruckes, geben dem Buche nicht selten einen so änigmatischen Charakter, daſs sich dasselbe schwerlich zum Studium solcher, welche nicht über die Dogmengeschichte schon eine vorläufige Uebersicht gewonnen, eignen wird. Der Tadel, welchem das Werk rücksichtlich der Methode unterliegt, ist schon oben angedeutet, und hier nicht zu wiederholen. Die eigentliche Bewegung ferner, welche die Geschichte der Dogmen durchziehet, die durch die Eigenthümlichkeit der Individuen und Völker bedingte Entwicklung derselben, das trotz aller Zufälligkeit und Willkühr, trotz aller centrifugaler Geister nie gelöste Band des Zusammenhangs, jener Strom göttlicher Nothwendigkeit, von welchen alle, welche in der Kirche wirken, getragen werden, — dies scheint nicht mit der Kunst, welche zur Formgebung solcher historischer Massen nothwendig ist, in die Darstellung verwebt zu sein. Ohne klaren Plan möchte sodann das Verhältniſs der Geschichte der Philosophie zur Dogmengeschichte gefaſst sein, da die erstere oft ganz aphoristisch an manchen Stellen in dieselbe hineingezogen, ihre fortwährende Abhängigkeit, — sei es, daſs sie diese durch Beistimmung oder durch Opposition bewährte, nicht immer angedeutet wird. Dadurch daſs der Hr. Vf. allen Schematismus vermieden, sehr selten höhere Gesichtspuncte, von welchen aus das zu durchwandernde Gebiet zu überschauen wäre, geltend gemacht, keine *durchgreifende* Charakteristik der ein-

Digitized by Google

zelnen Perioden und ihrer Tendenzen gegeben, durch dieses fortwährende Ineinanderlaufen des Verschiedenartigsten ist zwar die empirische Wirklichkeit in ihrer unendlichen Mischung zum Theil nachgeahmt, keineswegs aber die Geschichte durchweg in ihrer idealen Wahrheit dargestellt. Ideale Wahrheit, in welcher der Historiker die Vergangenheit erscheinen lassen mufs, nennt *Rec.* die geistige Reproduction des Geschehenen, durch welche das Chaotische und Verworrene, welches der empirische Beobachter gefunden, geläutert, und der maafslose Umfang desselben nach Feststellung des eigentlich Bedeutsamen, so zu sagen, verflüchtigt wird. Sofern die Geschichte diesen geistigen Procefs im Bewufstsein des Historikers durchgemacht, hat sie jene mikrologische Treue, welche die empirische Wirklichkeit wiederzugeben beabsichtigt, verloren und ist defshalb, was nicht zu leugnen, in Bezug auf den eigentlichen Thatbestand alterirt. Dafür aber ist erst die *Möglichkeit* des Verständnisses der Vergangenheit und *der* Auffassung ihrer Bestrebungen und Richtungen erreicht, ohne welche die Bedeutung des Individuums und dessen Leistung unerkennbar ist. Diese geistige Reproduction dahingeschwundener Zeiten, welche, befreit von allem Ballaste bedeutungsloser Einzelheiten, aber *durchzogen von den gleichsam krystallinischen Fäden gedankenmäfsigen Zusammenhangs*, von dem Historiker für das Bewufstsein wiederhergestellt werden, diese ist die so viel besprochene Objectivität der Darstellung. Hr. Dr. *B.-C. scheint* dagegen jene empirische Treue noch zu *sehr* angestrebt zu haben und seiner Schrift durch die vielen Notizen aus der Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Archäologie eine so bunte Farbe gegeben zu haben, dafs die Dogmengeschichte in ihrer Reinheit oft schwer wiederzuerkennen ist. Es ist zuzugeben, dafs die geistige Entwicklungsgeschichte überhaupt die erst durch die Abstraction der Wissenschaft zu sondernden Elemente in inniger Durchdringung enthält; dafs, wie überhaupt die Dogmengeschichte eigentlich ein Theil der Kirchengeschichte ist, so jene in vielen einzelnen Puncten auf die Resultate, welche die historische Forschung in jener gefunden, sich stützen mufs. Es scheint letztere aber für das Buch des Hrn. Vfs. nicht sowohl eine Stütze als vielmehr ein bedeutendes Element desselben zu sein. — Indessen ein Werk, in welchem ein Schatz von so *eminenter Gelehrsamkeit*, eine Fülle so selbstständiger Urtheile niedergelegt is wie in diesem; ein Werk, in welchem sich eine a ausgezeichnete Kenntnifs oft der entlegensten Date kund giebt, — kann gewifs das *Recht* der Anerke nung seiner auf ein solches Fundament sich stützende Eigenthümlichkeiten verlangen. — Dagegen möcht das Buch des Hrn. Dr. *Hag.*, obwohl vortrefflich durc die klare Uebersichtlichkeit und durch die in den Note *abgedruckten* Auszüge aus den Quellenschriftstellern doch seinem materiellen Inhalte nach sich schwerlic mit dem vorhergehenden messen können. Die Par graphen selbst sind, wie schon oben angedeutet, a dürftig und meistens im Ausdrucke auch so mat dafs *sie* wohl nur für den *ersten* Anlauf genügen we den. Rec. möchte daher den Hrn. Verf. darauf au merksam machen bei einer etwaigen zweiten Auflag aus dem so überaus reichen Stoffe eine glücklicher Auswahl zu treffen.

H. Reuter.

XXIII.

Astronomische Untersuchungen von Friedr. Wi helm Bessel. Erster Bd. Königsberg, 184 *im Verlage der Gebrüder Bornträger.*

Indem ich die Anzeige meines eigenen Buche übernehme, habe ich die Absicht, sowohl den Zwec zu erläutern, den ich dadurch erreichen wollte, a auch die darin angeführten Gegenstände, entkleidet v den Einzelnheiten ihrer Verfolgung, darzustellen.

Das Buch, dessen erster Band jetzt erschien ist, soll sowohl diejenigen meiner älteren, in gesond ten Abhandlungen bekanntgewordenen Arbeiten, w che ihr Interesse mit dem Fortschreiten der Zeit nic gänzlich verloren haben mögen, neu durchgesehen, u erforderlichenfalls neu durchgearbeitet, wiedergebe als es auch neue Abhandlungen enthalten soll, der Umfang zu grofs für die — auch von mir häufig b nutzte — Zeitschrift ist, durch deren Herausgabe Sch macher das Gedeihen der Astronomie in Deutschlan seit 20 Jahren, gefördert hat.

Während fast vierzig, dem Dienste der Astron mie gewidmeter Jahre habe ich nicht sowohl eine d beiden Arten der Arbeit, welche sie ihren Dienern a erlegt, als das Ziel, wohin beide führen sollen, gesuch

Digitized by Google

Ich habe wohl anhaltend Beobachtungen verfolgt, auch astronomischen Rechnungen manches Jahr gewidmet, für das Eine, wie für das Andere aber nie Vorliebe gefühlt, sondern Beides nur übernommen, wenn eine Hemmung des Fortschreitens der Auflösung der allgemeinen Aufgabe der Astronomie dadurch aus dem Wege geräumt werden mufste. Diese Aufgabe kann man kurz genug bezeichnen: sie fordert zu *jeder Zeit*, dafs so vollständige Rechenschaft von den Bewegungen der Himmelskörper gegeben werde, dafs ihre dann vorhandenen Beobachtungen *erschöpfend* dadurch erklärt werden. Wer sich aber an ihre Auflösung wagt, der tritt in ein abschreckendes Gedränge von Gegenständen, deren jeder gleichen Anspruch an seine Aufmerksamkeit macht: damit einer davon gehörig bekannt werde, müssen seine Wurzeln durch andere hindurch, mit welchen sie sich verschlingen, verfolgt werden. Auf Erfolg ist nur zu hoffen, wenn nicht ein astronomischer Gegenstand, sondern *die Astronomie* zur Aufgabe gemacht wird; wenn nicht eine willkührlich gewählte Richtung verfolgt wird, sondern wenn Bereitwilligkeit vorhanden ist, jeder Richtung zu folgen, welche sich nach und nach enthüllt. Hierdurch wird erklärt, wie eine Reihe von Jahren, welche nicht von einer bestimmten Art der astronomischen Thätigkeit, sondern von der *Astronomie* in Anspruch genommen wurde, nach und nach viele, verschiedene Gegenstände zur Untersuchung bringen mufste. Die Resultate davon wurden meistens in gesonderten Abhandlungen bekannt gemacht, deren Zahl so grofs geworden ist, dafs eine angemessen erscheinende Auswahl daraus, auch ohne mit neuen Arbeiten vermischt zu werden, eine Anzahl Bände des Buches, dessen ersten Band ich anzeige, füllen würde.

Was mir die erneuerte Erscheinung früherer Arbeiten wünschenswerth macht, ist nicht etwa eigene hohe Meinung von ihrem Werthe, sondern die ihr entgegengesetzte Ueberzeugung, dafs ich viele von ihnen beträchtlich werde verbessern können. Die Verbesserungen sind durch das Fortschreiten der Zeit nothwendig geworden, welches entweder die Hülfsmittel einer Untersuchung, oder meine Einsicht in ihre Natur vermehrte. Viele von diesen Arbeiten sind *eigentlich-astronomische*, d. h. Bestimmungen von *Zahlen*, welche die Wissenschaft fordert; diese sollen, ihrem Wesen nach, fortschreitende Verbesserungen, oder wenigstens Vermehrungen ihrer Sicherheit, erfahren; weshalb ich zu früheren Untersuchungen immer dann später zurückgekehrt bin, wenn es gelungen war, sicherere Grundlagen für sie zu erwerben. Andere sind mathematische Entwickelungen derjenigen astronomischen Aufgaben, welche einer vorzunehmenden Untersuchung zur Grundlage dienen sollten. Wieder andere sind zwar von ähnlicher Art, d. h. gleichfalls zur theoretischen Astronomie gehörig, allein ich glaube, sie doch von jenen unterscheiden zu müssen, indem sie nicht sowohl aus dem *eigenen* Bedürfnisse ihrer Anwendung, als aus der Bemerkung hervorgegangen sind, dafs ihre Gegenstände noch nicht mit demjenigen Erfolge untersucht waren, welchen eine Anwendung derselben, wenn sie gelingen soll, voraussetzt. Ich halte diesen Unterschied für wesentlich, da, meiner Meinung nach, die Versicherung der Vollständigkeit einer theoretischen Entwickelung, welche ihre eigene Anwendung gewährt, nicht leicht anderweitig erlangt werden kann; ich wünsche daher, durch nochmalige Durcharbeitung der nicht durch *eigene* Anwendungen veranlafsten Abhandlungen, Gelegenheit zu erhalten, ihnen diejenigen Vervollständigungen anzueignen, auf welche ich, im Fortgange der Zeit, aufmerksam geworden sein mag.

Was ich hier über den Zweck meines Buches gesagt habe, bezieht sich nicht weniger auf seinen Verfasser, als auf die Wissenschaft, welcher es gewidmet ist. Man sieht aber daraus, dafs es der letzteren Beiträge zu ihrem Besitze liefern soll; sowohl theoretische als practische, wo es möglich ist solche, welche von der Theorie ausgehend, sich in der Anwendung endigen. Indessen glaube ich, noch einer Berührung erwähnen zu dürfen, welche das Buch haben kann, welche ich ihm wenigstens wünsche; nämlich seiner Berührung mit solchen Lesern, welche, ehe sie sich selbst an der Aufgabe der Astronomie versuchen, Art und Form früherer astronomischer Untersuchungen kennen zu lernen wünschen.

Diese Leser sollten das was sie wünschen, in einem systematischen Werke über Astronomie finden; in einem Werke, welches die *fortschreitende* Astronomie (wenn auch nicht von ihren ersten Anfängen an) bis zu dem jetzt erreichten Puncte ihrer Laufbahn begleitete. Dieser Punct wird durch das hervorgetretene Bestreben bezeichnet, statt der *unbestimmten* Forderung sich der Wahrheit nähernder astronomischer Angaben die *bestimmte* geltend zu machen, dafs diese

Digitized by Google

Angaben *die* sein sollen, welche nicht allein allen schon vorhandenen Beobachtungen des Gegenstandes, welchem sie zunächst angehören, am vollständigsten entsprechen, sondern auch gegen *jede* Kritik bestehen, welche von irgend einem, schon erreichbaren Puncte ausgehen kann. Es würde mich hier viel zu weit führen, wenn ich entwickeln wollte, wie einerseits die neue Forderung *nothwendig* erfüllt werden muſs, wenn die astronomischen Angaben nicht, wie es wohl der Fall gewesen ist, bald vor- bald rückwärts, sondern immer, festen Schrittes auf ihr Ziel zu, gehen sollen, und wie andrerseits das Wesentliche und die Form der astronomischen Untersuchungen gänzliche Umgestaltungen dadurch erfahren; auch habe ich meine Ansicht dieses hochwichtigen Gegenstandes und die Art *wie* die Forderung erfüllt werden kann, schon bei andern Gelegenheiten entwickelt. Hieher aber gehört die Bemerkung, daſs wir kein Werk besitzen, welches eine der groſsen Wissenschaft, so wie sie sich im Laufe der Zeit bis jetzt entfaltet hat, angemessene Darstellung gäbe. An Lehrbüchern fehlt es zwar auch in der neueren Zeit nicht, und diejenigen unter ihnen, welche nur die ersten Elemente zugänglich machen sollen, gehören offenbar nicht hieher, obgleich ich, bei dieser Gelegenheit, nicht unterdrücken kann, daſs auch ihnen *nur* Verfasser zu wünschen wären, welche sich in der Wissenschaft lange versucht und dadurch die Fähigkeit erlangt haben, statt halber Andeutungen befriedigende Uebersichten zu geben. Von den gröſseren systematischen Werken der neueren Zeit zeigt eins, *statt Astronomie*, einen Haufen trigonometrischer Formeln; ein anderes eine Sammlung von Instrumenten; ein drittes einen anderen eingeschränkten Theil des Gebietes der Wissenschaft. Einmal besaſs die Astronomie ein Werk, welches ihren Zustand wirklich kennen lehrte — das Werk von *Lalande*, dessen dritte Ausgabe aber in diesem Jahre ihre 50jährige Feier begeht. Sein Verf. hat nicht viel auf äuſseren Schmuck gehalten, aber sich in allen Theilen der Wissenschaft versucht, und demohngeachtet (oder ebendaher?) Bescheidenheit genug besessen, nicht *sich selbst*, sondern *die Wissenschaft* vorzutragen. Sein Buch ist bekanntlich drei groſse Quartbände stark, aber mit diesem Umfange hätte er bei weitem nicht ausgereicht, wenn er jeden astronomischen Gegenstand so weit hätte verfolgen wollen, als er in *besonderen* Untersuchungen verfolgt war; er verweiset daher fortwährend auf diese, und giebt dadurch seinem Werke einen Werth, welchen die Verfasser späterer entbehren zu können geglaubt haben, welcher es auch da höchst schätzbar erhält, wo das verflossene halbe Jahrhundert wesentliche Aenderungen der Materie, oder ihrer Form, hervorgebracht hat. — Wer der Astronomie ein Werk von gleicher Bedeutung schenken will, muſs die Stellung zu ihr besitzen, welche *Lalande* zur Zeit seiner dritten Ausgabe erlangt hatte; deren Erlangung aber weit schwieriger geworden ist, indem die schon erwähnte jetzige Forderung der Wissenschaft jede der Arbeiten, deren Gesammtheit allein in diese Stellung versetzen kann, weit zeitraubender macht, als sie vor einem halben Jahrhundert war. Er muſs nicht alle vorhandenen Bücher durch sein Buch ersetzen wollen; weder eine durchgearbeitete Materie *ganz* aufnehmen, noch sie, wenn sie nichts Ueberflüssiges enthält, durch einen Auszug verderben. Er muſs aber jedes *wesentliche* Moment des Weges, welcher bis zu der vorhandenen vollendetsten Kenntniſs jedes Gegenstandes führt, hervorheben und diese auf gleiche Weise behandeln. Einzelnheiten, welche zwar nicht unnöthig sind, aber den zu Gebote stehenden Raum überschreiten, muſs er durch vollständige Verweisungen auf die Oerter, wo sie zu finden sind, ersetzen. Er muſs *Astronomie* vortragen, Astronomie mit allen ihren Hülfsmitteln, worunter das mathematische Raisonnement obenansteht, nicht aber mathematisches Raisonnement oder andere Hülfsmittel *statt* Astronomie. — Ich muſs von dieser Abschweifung über ein der Wissenschaft gewünschtes systematisches Werk zu meinem eigenen Buche zurückkehren, welches nichts weniger als ein solches sein kann und soll, dessen Plan aber mit sich bringt, daſs es *viele* astronomische Gegenstände berührt, und welches dadurch Lesern, die fremde Arbeiten kennen lernen wollen ehe sie eigene übernehmen, nützlich werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Astronomische Untersuchungen von Friedr. Wilhelm Bessel.

(Fortsetzung.)

Der *erste Band* beschäftigt sich allein mit einem Theile der Astronomie, von welchem man fast sagen könnte, dafs er noch nicht zwei Decennien alt ist; nämlich mit dem Theile, welcher die ihn begründenden Thatsachen aus Beobachtungen hernimmt, welche die relative Lage zweier einander *nahe* erscheinender Puncte der Himmelskugel bestimmen. Während die Apparate, durch welche die Entfernungen der Gestirne von dem Scheitelpuncte und die Zeiten ihrer Durchgänge durch den Meridian gemessen werden, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an wiederholte und grofse Vervollkommnungen erfahren hatten, gefördert durch das *dringendste* Bedürfnifs der Astronomie und dieses befriedigend, war den Instrumenten, mittelst welcher die relative Lage einander nahe erscheinender Puncte bestimmt werden konnte, geringe Aufmerksamkeit zu Theil geworden. Solche Instrumente, welche, durch die ihre Anwendung *beschränkende* Bedingung der *Nähe* der zu vergleichenden Puncte, in Beziehung auf die Genauigkeit ihrer Resultate im Vortheile vor *allgemein* anwendbaren hätten sein sollen, genossen so wenig Zutrauen, dafs die Astronomen, um ihre Anwendung zu vermeiden, sich zu weiten, den gesuchten Resultaten nicht günstigen Umwegen und auch zu einer nicht vortheilhaften Gebrauchsart der Meridianinstrumente entschlossen. Dieses Mifstrauen konnte aber nicht durch die Natur der Beobachtungsart selbst begründet werden, sondern es war die Folge eines Vorurtheils dagegen, welches mifsrathene Messungen von Doppelsternen und Planetendurchmessern erzeugt hatten, und welches, wie alle Vorurtheile, zu weit ging, indem es die Vernachläfsigung so brauchbarer Instrumente, wie die Dollondschen Objectivmikrometer waren, zur Folge hatte. Wirklich waren verschiedene, angewandte mikrometrische Apparate nicht geeignet, zuverläfsige Resultate zu ergeben; allein man hätte die Ursache ihrer Fehler in ihrer unvollkommenen Einrichtung suchen und sich früher eifrig bemühen sollen, ihnen eine vollkommenere zu geben. Denn die auf *kleine* Entfernungen beschränkten und daher durch *grofse* Instrumente ausführbaren Messungsarten, verheifsen an sich eine gröfsere Schärfe, als andere, deren *allgemeiner* Anwendbarkeit man verschiedene Vortheile, welche man jenen aneignen kann, und auch die Gröfse der Instrumente zum Opfer bringen mufs. Auch war der Theil der Astronomie, welcher nur durch mikrometrische Messungen gefördert werden konnte, nichts weniger als so unerheblich, dafs dadurch seine Vernachläfsigung hätte gerechtfertigt werden können. Von dem Ringe und den Satelliten des Saturn wufste man wenig mehr als ihr Vorhandensein; die Neigung der Ebene des ersteren wurde, ohne dafs man genügend angeben konnte warum, mehr als drei Grad zu grofs angenommen; von den elliptischen Elementen der Bahnen der Satelliten war nichts bekannt; die Entfernung eines dieser Satelliten von dem Planeten, welche für die Bestimmung der Masse des letzteren wichtig ist, kannte man nur ganz ungenügend, durch eine *einzelne*, im J. 1719 gemachte Messung. Von den Satelliten des Jupiter kannte man zwar die Theorie ihrer Bewegung, indem diese auf die Beobachtung ihrer Finsternisse hatte gegründet werden können; das was mikrometrische Messungen allein bestimmen konnten, nämlich das Maafs ihrer Entfernungen, war aber ungenügend bekannt, und man entbehrte der Unterstützungen, welche man den Resultaten der Finsternisse durch die mikrometrische Bestimmung der Lage der Ebenen der Bahnen hätte geben können. Die Beobachtungen der Kometen waren rohe Näherungen, vergleichungsweise mit denen, welche man von guten Apparaten der hier besprochenen Art erwarten konnte. Die gegenseitigen Stellungen der Doppelsterne waren höchst ungenügend bekannt.

Digitized by Google

Von der lange gesuchten Entfernung der Fixsterne hatten selbst die vollkommensten Meridianinstrumente der neuesten Zeit keine Andeutung gegeben; allein es war noch keinesweges entschieden, ob nicht noch kräftigere Beobachtungsmittel, nämlich mikrometrische, auch hier das Dunkel aufhellen würden.

Das was ich eben angeführt habe, so wie Anderes, dessen Anführung hier entbehrt werden kann, läfst keinen Zweifel darüber, dafs der vernachläfsigte Theil der Astronomie ins Leben gerufen werden mufste. *Fraunhofer* wurde daher veranlafst, der Königsberger Sternwarte ein Instrument zu liefern, geeignet, den mikrometrischen Messungen die gröfste Ausdehnung, deren sie fähig sind, und die gröfste Genauigkeit zu geben: ein *Heliometer* von einer Gröfse und optischen Kraft, welche ähnliche Instrumente noch nicht besessen hatten, welcher es aber nicht entbehren durfte, wenn es der Absicht vollständig entsprechen sollte. Von dem Besitze dieses Instruments an hat der Theil der Astronomie, von welchem hier die Rede ist, mich vielfältig beschäftigt, und die dadurch erlangten Resultate sind nicht hinter der Erwartung zurückgeblieben. Der erste Band der *astronomischen Untersuchungen* enthält einige dieser Resultate, so wie Alles was der Anwendung der gemachten Beobachtungen vorangehen mufste, um den Nutzen, den sie gewähren konnten, unvermindert zu erlangen. Was er enthält, werde ich nun näher angeben.

I. *Theorie eines mit einem Heliometer versehenen Aequatoreal-Instruments.* Das Heliometer ist der Zweck dieses Apparats; das Aequatoreal-Instrument ist nur vorhanden, um seine Anwendung möglichst leicht und vortheilhaft zu machen. Das letztere hat zwei fest miteinander verbundene Axen, deren eine — die *Stundenaxe* — der Erdaxe parallel festliegen soll, während die andere — die *Declinationsaxe* — senkrecht auf ihr sein, also, bei der Drehung um sie, eine Ebene beschreiben soll, welche der Ebene des Erdäquators parallel ist. Senkrecht auf der Declinationsaxe soll das Fernrohr stehen, also durch Drehung um sie einen Declinationskreis beschreiben. Diese unmittelbare Andeutung des Declinationskreises durch den Mechanismus des Instruments ist der vorzüglichste der Gründe, weshalb man das Heliometer so aufgestellt hat, dafs es die Stelle des Fernrohrs eines Aequatoreal-Instruments einnimmt: man soll dadurch die unmittelbare Beziehung auf den Declinationskreis, des mit dem Heliometer mefsbaren Richtungswinkels zwischen zwei Puncten an der Himmelskugel erlangen. Andere Gründe, welche, wenn sie auch nicht das Wesentliche des Apparats berühren, für sich allein wichtig genug gewesen sein würden, um die Verbindung des Heliometers mit einem Aequatoreal-Instrumente zu veranlassen, sind die dadurch erlangte Leichtigkeit der Auffindung und Verfolgung jedes Puncts der Himmelskugel, und die Möglichkeit, die letztere einem angebrachten Uhrwerke zu überlassen, dessen Gang dem Beobachter viele Zeit und Mühe erspart, und zum regelmäfsigen Fortschreiten einer Reihefolge von Wiederholungen einer Beobachtung wesentlich beiträgt. — Das Heliometer selbst kann um seine eigene Axe — die *Heliometeraxe* — gedrehet werden und die beiden Hälften seines zerschnittenen Objectivs sind in der auf diese Axe senkrechten Ebene beliebig beweglich.

Indessen darf nie angenommen werden, dafs ein Apparat der einfachen Absicht, welche seine Einrichtung geleitet hat, vollkommen angewessen wäre. Jede mögliche Abweichung davon, sie mag von seiner willkürlichen Aufstellung, oder von seiner mechanischen Construction herrühren, mufs in unbestimmter Gröfse vorhanden angenommen, und ihr Einflufs auf Alles was mit dem Apparate beobachtet werden kann, mathematisch untersucht werden. Aus dieser Untersuchung müssen die Mittel abgeleitet werden, das Vorhandensein und die Gröfse der Abweichungen zu erkennen und sie entweder mechanisch fortzuschaffen, oder die Resultate der Beobachtungen durch Rechnung von ihrem Einflusse zu befreien. Diese Theorie ist für den Apparat, von welchem hier die Rede ist, besonders instructiv, weil er der zusammengesetzteste aller astronomischen Apparate ist, sie daher die Theorien einfacherer Instrumente als besondere Fälle enthält, und die Anzahl ihrer unbestimmten Elemente so grofs ist, dafs ihre Trennung von einander schwieriger wird als in einfacheren Fällen. In ihrer gegenwärtigen Entwickelung sind die Aufstellung des ganzen Instruments, die Winkel seiner verschiedenen Axen miteinander, ihre Biegungen durch die Schwere und die Stellungen der Objectivhälften beziehungsweise auf die Heliometeraxe, als unbestimmt angenommen, aus ihr abgeleitet sind die Mittel, alle diese unbestimmten Gröfsen einzeln kennen zu lernen und das Resultat jeder Anwendung des Apparats von ihnen zu befreien.

Digitized by Google

II. *Besondere Untersuchung des Heliometers der Königsberger Sternwarte.* Diese Untersuchung geht von der vorigen allgemeinen aus und enthält die Bestimmung der Gröfsen, welche die letztere als unbestimmte betrachtet. Eine ähnliche mufs für jedes Heliometer durchgeführt werden, wenn die damit gemachten Beobachtungen nicht durch mangelhaft bleibende Kenntnifs der zu ihrer Berechnung erforderlichen Elemente beeinträchtigt werden sollen; sie mufs bis zu desto gröfserer Genauigkeit ihrer Resultate verfolgt werden, je gröfser die Ansprüche sind, welche das Instrument, durch seine Gröfse und Beschaffenheit, in Beziehung auf die Genauigkeit seiner Anwendungen, rechtfertigt. Diejenigen der aufzusuchenden Gröfsen, welche Einflufs auf die Bestimmung der *Positionswinkel* erhalten, sind zum Theil von der zufälligen Aufstellung der Instrumente abhängig, also mit dieser veränderlich und müssen dann von Zeit zu Zeit neu bestimmt werden; zum Theil gehen sie aus der Construction des Instruments hervor, so dafs ihre einmal erlangte Kenntnifs immer anwendbar bleibt. Von diesem letzteren Theile derselben erwähne ich hier, dafs die Untersuchung des Königsberger Instruments gezeigt hat, dafs der Winkel zwischen seiner Stundenaxe und Declinationsaxe, welcher der, seine Verfertigung leitenden Absicht gemäfs, ein *rechter* sein sollte, wirklich fast eine halbe Minute gröfser ist; ferner dafs die Schwere der Theile des Instruments keine merkliche Biegung der Declinationsaxe und des Fernrohrs erzeugt; dafs sich aber ein beträchtlicher Einflufs derselben in einer Drehung des letzteren um seine eigene Axe äufsert. Denkt man sich sowohl die Declinationsaxe, als auch das Fernrohr horizontal gestellt, so wird anschaulich, dafs das letztere, indem es an einem Ende der ersteren befestigt ist, das Bestreben äufsern mufs, den nicht unterstützten Theil derselben zu biegen. In Beziehung auf seine Schwere ist zwar das Instrument äquilibrirt, allein dem eben erwähnten Bestreben ist nicht durch angebrachte Gegengewichte, sondern nur durch die Stärke des Stahls der Axe und der Befestigung des Fernrohrs an ihr, entgegengewirkt worden. Wenn man die grofsen Dimensionen des Instruments in dieser Beziehung betrachtet, so wird man kaum geneigt sein, zu erwarten, dafs das — wenn auch sehr ansehnliche — Gewicht des Fernrohrs sie merklich verändern wird; allein darüber gemachte Versuche lehren das Gegentheil, indem sie zeigen, dafs die aus dieser Veränderung entstehende Drehung des Fernrohrs, in der angegebenen, ihr Maximum hervorbringenden Stellung des Instruments, nicht weniger als 1′ 55″ beträgt. Wenn man dieses Maximum kennt, so kann man den Einflufs der Ursache, woraus es hervorgeht, für jede andere Stellung des Instruments *berechnen*, also seine Anwendungen von ihrem Einflusse befreien. Es wäre möglich gewesen, diesem Einflusse durch die Construction des Instruments entgegenzuwirken; und vielleicht hätte *Fraunhofer*, der den Plan davon entworfen hat, sich dazu entschlossen, wenn er eine so beträchtliche Gröfse desselben erwartet hätte; allein das Instrument wäre dadurch nicht eigentlich verbessert worden, sondern die mechanische Einrichtung hätte dem, der es anwendet, nur eine Rechnung erspart, welche übrigens kaum in Betracht kommt, da man ihr Resultat aus einer, einfürallemal zu entwerfenden Tafel nehmen kann. Es ist eine Frage von Wichtigkeit, ob der Künstler, welcher ein Instrument verfertigt, es von jeder Abweichung von seiner einfachen Idee durch *mechanische* Einrichtungen befreien, oder ob er sich befriedigen soll, es in einem Zustande hervorzubringen, dessen Abweichungen davon man erkennen und durch Rechnung beseitigen kann. Wenn *ich* das Instrument anwenden soll, so ziehe ich das letztere vor. Denn keine mechanische Einrichtung erfüllt ihren Zweck so sicher als eine Rechnung, welche von unzweifelhaften Grundlagen ausgeht; die Mittel, zur Kenntnifs dieser Grundlagen zu gelangen, sollten aber dem Instrumente nicht fehlen, oder, wenn man sie an ihm selbst nicht anbringen kann, Zugaben zu ihm sein. Wenn die Künstler diese Ansicht verfolgen, so werden sie die Auflösung ihrer Aufgabe in den meisten Fällen erleichtern können. Dem Astronomen wird die Anwendung des Instruments nicht wesentlich erschwert werden, indem er immer Mittel finden wird, die Berechnung der Verbesserungen bis zum Unbedeutenden abzukürzen; hiervon können die in dem gegenwärtigen Falle angewandten ein Beispiel geben.

Die Messung der Entfernung zweier Puncte an der Himmelskugel wird durch die Verschiebung einer Hälfte des Objectivs erlangt, und diese Verschiebung wird durch eine Schraube bewirkt, welche zugleich die Bewegung hervorbringt, und das Maafs ihrer Gröfse angiebt. Jede der beiden Hälften ist mit einer solchen Schraube versehen, so dafs ebensowohl durch die eine,

Digitized by Google

wie durch die andere gemessen werden kann. Der wesentlichste Theil der Untersuchung des Instruments war die Untersuchung dieser Schrauben: man mufste alle ihre Ungleichheiten so erkennen, dafs man sie in Rechnung bringen konnte, und ferner mufste man das Maafs der von diesen Ungleichheiten befreieten Bewegungen der Objectivhälften, in Theilen des gröfsten Kreises ausgedrückt, und seine Abhängigkeit von der Wärme bestimmen. — Wenn man nach Entfernungen von der Gröfse von 48 Minuten, bis zu welcher das Instrument noch ziemlich deutliche Bilder giebt, messen will, mufs man das Maafs der Bewegungen, oder den in Theilen des gröfsten Kreises ausgedrückten Werth der Windungen der Schrauben, bis auf den zehntausendsten Theil seiner Gröfse richtig kennen, um nicht einen beständig wiederkehrenden Fehler von 0″,288 zu begehen. Die Schwierigkeit, eine *so grofse* Sicherheit, welche aber den Leistungen des Instruments angemessen ist, wirklich zu erlangen, oder sich ihr zu nähern, hat nur durch sehr zeitraubende und von neuen Methoden unterstützte Versuche überwunden werden können. — Die Beschaffenheit einer, zu mikrometrischen Messungen dienenden Schraube, mufs in *zwei* Beziehungen untersucht werden: das Fortschreiten des durch sie bewegten Körpers, sowohl das den Theilen entsprechende, welche die Schraubentrommel angiebt, als auch das durch eine beliebige Zahl von Windungen hervorgebrachte, mufs durch geeignete Messungen bestimmt werden, deren Zweck ist, *Ausgleichungen* der unmittelbaren Angaben kennen zu lehren, durch deren Hinzufügung diese von jeder Ungleichheit der Schraube befreiet werden. Eine beiden Beziehungen genügende Methode ist schon durch meine Untersuchungen über das preufsische Längenmaafs bekannt geworden; hier erscheint sie, von einer anderen Einrichtung des zu ihrer Anwendung erforderlichen Apparats unterstützt. Die eine der Schrauben, welche allein ich bei den Anwendungen des Heliometers benutzt, und daher auch allein untersucht habe, zeigt sich so gleichförmig geschnitten, dafs die Vernachlässigung ihrer periodisch wiederkehrenden Ausgleichungen kaum einen, auf ein Zehntel einer Secunde steigenden Fehler verursachen würde, während die mit der Zahl der Windungen fortschreitenden sich in etwa demselben Umfange halten. Durch die Durchführung ihrer Untersuchung werden diese kleinen Ungleichheiten ganz unschädlich. Den periodischen Theil derselben hätte man nicht nothwendig zu bestimmen brauchen, indem einer Reihe von wenigstens vier Wiederholungen jeder Beobachtung eine Anordnung gegeben werden kann, welche seinen Einflufs unmittelbar aus dem Resultate schafft; diese Bemerkung (S. 85) wird immer von Nutzen sein, wenn ein ähnliches Instrument *vor* der Prüfung seiner Schrauben angewandt werden soll. — Zur Erlangung des in Theilen des gröfsten Kreises ausgedrückten *Maafses* der ausgeglichenen Windungen der Schraube wurden vier Methoden angewandt, wovon aber nur eine den Grad von Sicherheit hervorbrachte, dessen Erreichung ich für nothwendig hielt. Die *zuerst* angewandte beruhete auf dem *Gaufs*'schen Verfahren der Messung des Winkels zwischen den, durch beide, voneinander entfernte Hälften des Objectivs gesehenen Bildern eines Fadens im Brennpuncte. Sie ergab Resultate von erwünschter Uebereinstimmung; allein die Sicherheit derselben innerhalb der *engen*, geforderten Grenzen, kann man nicht verbürgen, weil die Bilder, deren Entfernung gemessen wurde, nicht von der ganzen Fläche jeder Objectivhälfte, sondern nur von einem kleinen, und noch dazu excentrischen Theile derselben gemacht wurden; auch weil die unvermeidliche Undeutlichkeit, welche wenigstens eins dieser Bilder, wegen des schiefen Durchganges der Strahlen durch das Objectiv haben mufs, eine Willkühr in das Resultat bringt, welche nicht überzeugend fortgeschafft werden kann. Die *zweite* Methode besteht in der Vergleichung der heliometrischen Messung von Entfernungen an der Himmelskugel mit den anderweitig bekanntgewordenen Werthen derselben. Sie würde nichts zu wünschen übrig lassen, wenn man ein Mittel besäfse, diese Entfernungen, unabhängig von dem Heliometer, mit der geforderten Genauigkeit kennen zu lernen. Das beste Mittel dazu gewährt die oft wiederholte Beobachtung der Unterschiede der Geradenaufsteigung und Abweichung zweier Fixsterne, deren Entfernung die durch das Heliometer mefsbare nicht überschreitet; allein die Leistungen der Meridianinstrumente, durch welche diese Beobachtungen erlangt werden müssen, bleiben hinter denen des Heliometers beträchtlich zurück, und können daher nur unter gewissen, schwer zu erfüllenden Bedingungen, als genügend zu dem gegenwärtigen Zwecke angesehen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1842.

Astronomische Untersuchungen von Friedr. Wilhelm Bessel.

(Schlufs.)

Ich konnte daher die Hoffnung des Gelingens dieser Bestimmungsart des allgemeinen Maafses der Angaben des Heliometers nur unterhalten, indem ich, statt eines Sternenpaars, mehrere Paare auf diese Art verglich und von dem wahrscheinlichsten Resultate aller die Sicherheit erwartete, welche jedes einzelne nicht gewähren konnte. Daher wurden zwei Beobachtungsreihen der 11 helleren Sterne der Plejaden auf der Königsberger Sternwarte mehrere Jahre lang fortgesetzt: die eine mit dem Meridiankreise, die andere mit dem Heliometer. Allein das Resultat der Vergleichung der dadurch bestimmten Entfernungen von 10 Sternenpaaren blieb noch beträchtlich hinter der Erwartung zurück, indem es Unterschiede übrig liefs, welche zwar meistens kleiner sind als eine Secunde, doch aber auch einmal bis auf drei Secunden steigen. Die Ursache dieser Unterschiede ist eine Unvollkommenheit der Meridianbeobachtungen, welche aus dem Mittel ziemlich häufiger, sowohl von mir, als auch von Hrn. Dr. *Busch* gemachter Wiederholungen derselben nicht verschwunden ist. — Um ihr entgegenzuwirken wurde eine *dritte* Methode verfolgt, nämlich die Vergleichung der Summe der Entfernungen von sechs, näherungsweise im gröfsten Kreise liegenden Sternen mit der durch den Meridiankreis erlangten Bestimmung der Entfernung der beiden äufsersten von ihnen. Diese letztere Entfernung betrug mehr als drei Grade, und der Fehler, welchen die Meridianbeobachtungen darin übriglassen, ist ein so kleiner Theil dieses gröfseren Bogens, dafs sein Einflufs weit weniger zu fürchten ist, als in dem vorigen Falle. Wirklich betrug der mittlere Fehler der darauf gegründeten Bestimmung nur etwa den siebzehntausendsten Theil des Ganzen, während die vorige Methode den sechstausendsten übriggelassen hatte. — Um die eine, wie die andere dieser Methoden anwenden zu können, mufste eine Untersuchung vorangehen, welche zum Zweck hatte, das Gesetz zu bestimmen, nach welchem die Entfernung des von einer Objectivhälfte gemachten Bildes eines Sterns, von ihrer Axe, sich ändert, wenn der Winkel der einfallenden Strahlen mit dieser geändert wird. Wenn das Bild immer vollkommen deutlich bliebe und auf der Ebene läge, welche die Axe im Brennpuncte senkrecht durchschneidet, so würde das gesuchte Gesetz sehr einfach, nämlich die Entfernung der Tangente des Winkels proportional sein; allein diese Voraussetzungen sind nicht statthaft und würden für gröfsere Winkel beträchtliche Fehler erzeugen. Ihre Vermeidung führt auf die Schwierigkeit, dafs die Theorie nicht lehren kann, welchen Punct des undeutlichen Bildes das Auge vorzugsweise auffafst, wenn es seinen Ort bestimmen soll. Zwei Annahmen hierüber schienen Anspruch auf nähere Prüfung zu haben: nämlich die Annahme, dafs der Schwerpunct alles Lichts des Bildes, und die Annahme, dafs sein hellster Punct der vom Auge gewählte sei. Hier sind beide Annahmen durch Rechnungen verfolgt worden, welche von den bekannten Elementen der Construction des Objectivs ausgehen und die Vertheilung des Lichts auf der Bildfläche kennen lehren. Beide zeigen sich aber nicht übereinstimmend mit dem Zeugnisse, welches unmittelbare Beobachtungen ablegen, indem diese ein *zwischen* den aus ihnen hervorgehenden — und zwar der zweiten näher — liegendes Verhältnifs andeuten. Ich bin diesen Beobachtungen gefolgt und habe ihnen gemäfs die Formel gewählt, durch welche die Messungen mit dem Heliometer in Winkel verwandelt werden.

Obgleich die *dritte* der angewandten Methoden, zur Kenntnifs des Maafses für die Angaben des Heliometers zu gelangen, wenig zu wünschen übrig läfst, so habe ich doch, um die Sicherheit dieser, allen Anwendungen des Instruments zum Grunde zu legenden Kennt-

Digitized by Google

niſs so weit als möglich zu treiben, noch eine *vierte* angewandt. Diese beruhet auf der Vergleichung der unmittelbaren Messungen der Gröſse einer (ausgeglichenen) Schraubenwindung des Heliometers und der Brennweite seines Objectivs, welche durch Rechnungen miteinander in Verbindung gesetzt wurden, denen ähnlich, die ich schon erwähnt habe. Die erste Messung wurde durch eine mit der äuſsersten Genauigkeit bestimmte Entfernung von 2 Pariser Zollen erlangt, welche auf ein Stahlblättchen aufgetragen ist, dessen Befestigung auf dem Schieber einer der Objectivhälften möglich machte, die Anzahl Schraubenwindungen kennen zu lernen, welche erforderlich sind, um zwei Zolle durch die Absehenslinie eines auf dem anderen befestigten Mikroskops zu führen. Die zweite Messung beruhet auf einer Benutzung der bekannten Eigenschaft eines Objectivglases, vermöge welcher die Entfernung zwischen einem Puncte und seinem Bilde ein *Minimum* hat, welches, abgesehen von der Dicke des Objectivglases, seiner vierfachen Brennweite gleich ist. Dieses Minimum habe ich durch ein Verfahren bestimmt, welches sich in der Ausführung so genügend zeigte, daſs unter 7 von einander unabhängigen Anwendungen desselben nur eine ist, welche eine, den funfzehnten Theil einer Linie von dem arithmetischen Mittel aus allen abweichende Bestimmung der 8 Fuſs groſsen Brennweite ergeben hat. — Das Resultat dieser *vierten* Methode ziehe ich den Resultaten der drei früheren vor, indem ich glaube, daſs durch ihre Anwendung die Sicherheit so weit als möglich getrieben wird. Das Resultat der dritten Methode stimmt übrigens damit, bis auf eine unerhebliche Kleinigkeit überein, während die weniger sicheren Resultate der ersten und zweiten etwa ein Fünftausentel des Ganzen, und zwar nach entgegengesetzten Seiten, davon abweichen.

Das letzte der zur Berechnung von Heliometerbeobachtungen erforderlichen Elemente, nämlich die Bestimmung des Einflusses, welchen die Wärme auf den Werth jeder Schraubenwindung dadurch erhält, daſs sie das Metall der Schraube und die Brennweite in verschiedenen Verhältnissen ändert, habe ich durch zahlreiche und lange fortgesetzte Messungen der Entfernungen der Sterne in den Plejaden erhalten, welche sowohl in der Wärme des Sommers, als in der Kälte des Winters gemacht werden konnten und dadurch hinreichend groſse Verschiedenheiten dieses kleinen Einflusses an den Tag legten. — Die Sicherheit der Resultate, welche man durch ein Instrument zu erlangen beabsichtigt, kann nur aus einer vollständigen Untersuchung aller, Einfluſs auf dieselben erlangenden Elemente hervorgehen: die Weitläuftigkeit dieser Untersuchung darf nie der Grund ihrer Unterlassung werden. Für das Heliometer ist diese vielleicht gröſser als für andere Apparate, was jedoch, meiner Ansicht nach, nicht in Betracht kommt, wenn jenes, *nach* der Durchführung seiner Untersuchung, sicherere Resultate verheiſst. In *der* Vollständigkeit, in welcher die Gröſse und Beschaffenheit des Königsberger Heliometers sie fordert, war sie früher nicht nöthig und daher auch nicht vorhanden. Ich lasse jedoch nicht unerwähnt, daſs wir schon eine, sich auf ein kleineres Instrument derselben Art beziehende Abhandlung des Hrn. Director *Hansen* besitzen.

III. *Einfluſs der Strahlenbrechung auf Mikrometerbeobachtungen.* Jede Beobachtung, wodurch die Oerter zweier Puncte an der Himmelskugel miteinander verglichen werden, muſs, durch Rechnung, von dem sie entstellenden Einflusse der Strahlenbrechung befreiet werden. Dieser Einfluſs kann aus als zwei Ursachen entstehend betrachtet werden, nämlich aus der Verminderung jeder Entfernung, welche die Strahlenbrechung selbst, verbunden mit der Convergenz der Verticalkreise erzeugt, und aus der Verschiedenheit ihrer Gröſse an den verschiedenen in Betracht kommenden Puncten. Beide sind zwar von der Zenithdistanz abhängig und können daher durch diese ausgedrückt, also in *eine* zusammengezogen werden, allein sie sind viel zu wenig einfache Functionen derselben, als daſs ihre analytische Verfolgung zu brauchbaren Vorschriften führen könnte. Für kleinere Zenithdistanzen ist jedoch die Strahlenbrechung näherungsweise der Tangente, und ihre Veränderung dem Quadrate der Secante derselben proportional, welches einfache Gesetz seiner analytischen Verfolgung keine Schwierigkeit in den Weg legt. Den hierdurch für alle Fälle, in welchen die Anwendung dieses Gesetzes keinen merklichen Fehler erzeugt, angedeuteten Weg habe ich auch in anderen Fällen verfolgt, und bin dadurch zu Vorschriften gelangt, welche immer die erforderliche Genauigkeit besitzen, wenn die Zenithdistanz nicht 85° überschreitet. Wenn die der scheinbaren Zenithdistanz z zugehörige Strahlenbrechung $= k$ tang. z und die wahre Zenithdistanz $\zeta = z + k$ tang. z ist, so habe ich das Verhältniſs der zusammengehörigen Veränderungen beider Zenithdistanzen $= 1 + k$ sec. ζ^2 gesetzt und die dieser Bedeutung gemäſs bestimmten Werthe von k in eine Tafel gebracht, deren Argument die wahre Zenithdistanz ist. Nimmt man k aus dieser Tafel, so kann man dieselben Vorschriften, welche für kleinere Zenithdistanzen gelten, auch für gröſsere, bis zu der schon angegebenen Grenze, anwenden. Diese Tafel nenne ich *Strahlenbrechungstafel für Mikrometerbeobachtungen.* Sie ist beträchtlich verschieden von der gewöhnlichen Strahlenbrechungstafel, so wie auch von der Umformung derselben, welcher ich die *wahre* Zenithdistanz zum Argumente gegeben habe. Die Verschiedenheiten aller drei, hier vereinigt erscheinenden Tafeln, finden nicht allein in den Werthen der Strahlenbrechung für den Zustand der Atmosphäre, für welchen sie unmittelbar entworfen sind, statt, sondern auch in der Gröſse ihrer Reductionen auf andere Zustände. — Die Abhandlung enthält Vorschriften zur Berechnung des Einflusses der Strahlenbrechung auf alle Arten von Mikrometerbeobachtungen, von der durch das Heliometer ausführbaren an, bis zu den Anwendungen des Kreismikrometers. Die möglichst leichte Anwendung dieser Vorschriften setzt den Besitz einer Tafel voraus, welche für die Polhöhe jeder Sternwarte, auf welcher solche Beobachtungen gemacht werden, einfürallemal berechnet werden muſs; die für Königsberg berechnet

Digitized by Google

findet man hier. — Den Einfluſs der Strahlenbrechung habe ich schon früher abgehandelt, jetzt aber aus einem Principe abgeleitet, welches eine leichte Uebersicht über die Gröſse der Fehler gewährt, die aus der nicht völlig wahren, aber die Rechnung beträchtlich abkürzenden, zum Grunde gelegten Voraussetzung hervorgehen.

IV. *Einfluſs der Präcession, Nutation und Aberration auf die Resultate mikrometrischer Messungen.* Die Präcession und Nutation ändern nicht die Oerter der Sterne selbst, sondern nur die Lage der gröſsten Kreise, auf welche man sie beziehen will: sie haben daher keinen Einfluſs auf die Entfernung eines Sternenpaars; seinen Positionswinkel ändern sie nur dadurch, daſs sie die Richtung nach dem Nordpole, von welcher an er gezählt wird, ändern. Die Aberration bringt aber wirkliche Aenderungen der relativen Lage zweier Sterne hervor, in Beziehung auf welche hier gezeigt wird, daſs alle Durchmesser eines, um einen beliebigen Punct am Himmel beschriebenen Kreises, wie auch ihre Richtung sein mag, durch die Aberration um eine *gleiche* Gröſse geändert werden. Wenn dieser Kreis *klein* ist, so daſs das Quadrat seines Halbmessers vernachlässigt werden kann, gilt derselbe Satz auch von seinen Halbmessern, während ihre Positionswinkel auch sämmtlich *gleiche* Aenderungen durch die Aberration erfahren. Ein um einen beliebigen Punct beschriebener Kreis von kleinem Halbmesser wird daher durch die Aberration vergröſsert oder verkleinert, ohne sich in eine andere Curve zu verwandeln; auch wird er dadurch um seinen Mittelpunct gedrehet, ohne daſs der Winkel zweier beliebigen seiner Radien eine Aenderung erführe. — Die Berechnung der Einflüsse, welche in dieser Abhandlung untersucht worden sind, wird sehr einfach, indem sie geradezu auf die allgemeinen Tafeln zurückkommt, welche durch die *Tabb. Regiomont.* bekannt geworden sind.

V. *Beobachtungen der verschiedenen Sterne der Plejaden.* Diese Sterne haben aus mehreren Gründen Ansprüche auf vorzüglich genaue Bestimmung; denn verschiedene astronomische Zwecke können dadurch vollständiger, oder leichter erreicht werden, als durch einzeln stehende Sterne, oder einzelne Paare derselben. Wenn diese Bestimmung vorhanden ist, so geben die Durchgänge des Mondes durch diesen, vor allen anderen ausgezeichneten Sternhaufen, das schätzbarste Mittel zur Bestimmung der Mittagsunterschiede der Sternwarten; die Erfindung des Werthes der Windungen einer Mikrometerschraube, so wie auch der Gröſsen der Kreise eines Kreismikrometers, wird dadurch gleichfalls so leicht und sicher als möglich. Auch habe ich oben schon angeführt, daſs die Sterne der Plejaden zur Bestimmung verschiedener der Elemente angewandt worden sind, deren Kenntniſs für das Heliometer erlangt werden muſste. Endlich ist eine Zeit zu erwarten, für welche die Frage nach den inneren Bewegungen dieses Sternhaufens ein Interesse gewinnen wird. — Die Genauigkeit, welche man den Beobachtungen durch das Heliometer geben konnte, lud daher ein, die Plejaden zum Gegenstande einer lange fortgesetzten Beobachtungsreihe zu machen, deren Resultate, so wie die aus meinen und Hrn. Dr. *Busch's* Meridianbeobachtungen gezogenen, die gegenwärtige Abhandlung enthält. Anhaltender als die kleineren Sterne der Plejaden, wurden die 10 helleren mit dem Hauptsterne η (Aliyone) verglichen; für jeden von diesen sind mindestens 24 vollständige Beobachtungen vorhanden, deren jede aus einer 6maligen Wiederholung hervorgegangen ist; die Beobachter waren Hr. *Plantamour* (jetzt Prof. in Genf), Hr. *Schlüter* und ich selbst, welches ich hier bemerke, um eine Gelegenheit zu haben, die Sorgfalt der beiden genannten Freunde öffentlich anzuerkennen. Auſser diesen 10 Sternen wurden noch 42 kleinere, gröſstentheils von Hrn. *Schlüter* allein, jeder mindestens 4 Mal, vollständig beobachtet. Die 52 Sterne, deren Oerter, durch diese Beobachtungen, mit dem Orte von η verglichen wurden, sind die hellsten von denen, welche sich innerhalb eines mit dem Halbmesser 47′ bis 48′ um den letzteren Stern beschriebenen Kreises befinden; wovon jedoch der auſser diesem Kreise stehende Stern *m* eine Ausnahme macht. Um aus den durch das Heliometer bestimmten Unterschieden der Geradenaufsteigung und Abweichung zwischen η und den übrigen Sternen, die Geradenaufsteigungen und Abweichungen selbst kennen zu lernen, wurden die ersteren mit 149 Meridianbeobachtungen verschiedener Sterne der Plejaden verglichen. Auf diese Art erlangte man ein Verzeichniſs von 53 Sternen dieses Sternhaufens, dessen Genauigkeit für weit gröſser zu halten ist, als die durch Meridianbeobachtungen allein erreichbare.

VI. *Ueber die scheinbare Figur einer unvollständig erleuchteten Planetenscheibe.* Wenn ein Planet, der ein Rotationssphäroid ist, in der Verlängerung der von der Sonne nach der Erde gelegten geraden Linie steht, so wird er von der Ellipse begrenzt gesehen, welche die Projection seiner Figur auf eine auf die Gesichtslinie senkrechte Ebene ist; wenn er sich aber auſser dieser Linie befindet, so erscheint nur die Hälfte des Umfanges seiner Projection erleuchtet, während die Projection der Lichtgrenze die Begrenzung der unerleuchteten Hälfte ist. Im Allgemeinen erscheint daher die Scheibe eines Planeten von zwei halben Ellipsen begrenzt, deren Axen verschieden sind und verschieden liegen, welche aber *einen* gemeinschaftlichen Durchmesser haben. Alle Messungen, welche sich auf die Ränder des Planeten beziehen, erfordern, bei ihrer Anwendung, die Berücksichtigung der so zusammengesetzten Figur. Diese wird nöthig, wenn die Axen des Planeten und ihre Lage im Raume dadurch bestimmt werden sollen, und auch wenn die Beobachtungen die Erfindung der Oerter der Satelliten, beziehungsweise zu seinem Mittelpuncte, zum Zwecke haben. Die Abhandlung ist durch vorhandene Beobachtungen der Jupitersatelliten veranlaſst worden, beschränkt sich aber nicht auf das, was zu ihrer Berechnung unentbehrlich war, sondern nimmt die Aufgabe in ihrer ganzen Ausdehnung. Diese Aufgabe ist nicht ohne mathematisches Interesse, und eins der Hülfsmittel, welche ihre Auflösung forderte, nämlich die Zerlegung der Function:

Digitized by Google

$V = a + 2b\,Cos\,v + 2c\,Sin.\,v + d\,Cos.\,v^2 + 2e\,Cos.\,v\,Sin.\,v + f\,Sin.\,v^2$ in zwei Faktoren $(\alpha + \beta\ Cos.\,v + \gamma\ Sin.\,v)\,(\alpha' + \beta'\ Cos.\,v + \gamma'\ Sin.\,v)$, hat schon fernere, nicht unerhebliche Anwendungen gefunden.

VII. *Beobachtungen der gegenseitigen Stellungen von* 38 *Doppelsternen.* Diese Beobachtungen haben den Zweck, ihrem Gegenstande diejenige Sicherheit zu geben, welche dem Heliometer angemessen ist; zugleich aber sollte dadurch gezeigt werden, wie die genügend unter sich übereinstimmenden Messungen mit diesem Instrumente sich zu den im gleichen Falle befindlichen verhalten, welche *Struve* durch das Mikrometer des Dorpater Fernrohrs erlangte. Aus dem letzten Grunde wurden die auf beiden Sternwarten vorzugsweise zu beobachtenden Doppelsterne durch gemeinschaftliche Uebereinkunft ausgewählt. Das Interesse einer möglichst sicheren Bestimmung der relativen Stellung eines Doppelsterns wird in der Folge gröfser werden als es bis jetzt ist; denn die Zeit, aus welcher man auf Vertrauen Anspruch besitzende Bestimmungen dieser Art hat, ist noch viel zu kurz um Folgerungen darauf gründen zu können, welche mehr als *im Ganzen* zuverläfsig wären. Allein die Vergleichung der auf beiden Sternwarten gemachten Beobachtungen hat ein Interesse anderer Art erlangt, indem sie aufs Neue gezeigt hat, dafs von der Uebereinstimmung einer Beobachtungsreihe unter sich nicht auf die Richtigkeit ihrer Resultate geschlossen werden darf. Denn, obgleich die Messungen in Dorpat und Königsberg nicht so weit von einander abweichen, als man es früher in ähnlichen Fällen zu finden gewohnt war, so verriethen sie doch einen beständigen Unterschied von einigen Zehnteln einer Secunde, um welche die Entfernungen in Dorpat kleiner gewesen waren als in Königsberg. Dieser Unterschied ist zwar an sich nicht von grofser Wichtigkeit, allein er erlangt ein Interesse durch den dadurch geführten Beweis, dafs wenigstens eine der beiden Beobachtungsreihen noch nicht die Sicherheit besitzt, welche die Uebereinstimmung ihrer einzelnen Momente zu erwarten geneigt macht. Er hat daher eine spätere Abhandlung veranlafst, nämlich:

VIII. *Ueber den Doppelstern p Ophiuchi.* Dieser Doppelstern ist, weil er, wegen der Gröfse der sich in ihm zeigenden Bewegung, vermuthlich der erste sein wird, dessen relative Bahn einigermafsen genau wird bestimmt werden können, vor anderen der Gegenstand der Beobachtungen gewesen; so dafs auch häufige Messungen über ihn, sowohl in Dorpat, als in Königsberg gemacht worden sind. Obgleich die einen, wie die anderen, während mehrerer Jahre fortgesetzt sind, auch die sehr merklichen Veränderungen der gegenseitigen Stellung beider Sterne des Doppelsterns so weit übereinstimmend ergeben haben, als dieses irgend zu erwarten war, so zeigen sie doch das Stattfinden des erwähnten beständigen Unterschiedes, welcher hier, im Mittel aus allen Beobachtungen, etwa 0″,23 grofs erscheint. Um einen Beitrag zur Aufklärung über diesen Unterschied zu erlangen, habe ich, aufser der gewöhnlichen Art der Beobachtung der Doppelsterne, noch zwei andere Arten angewandt, welche beide die Entfernung der beiden Sterne des Doppelsterns nicht durch unmittelbare Messung, sondern durch den *Unterschied* ihrer Entfernungen von einem *dritten* Sterne, kennen lehren. Diese verschiedenen Beobachtungsarten geben aber sämmtlich nahe gleiche Resultate, also auch keinen Grund, das Vorhandensein einer unbekannten, beständig wirkenden Fehlerursache zu vermuthen, welche die mit dem Heliometer gemachten Messungen der Doppelsterne entstellt hätte. Ueber das Verhalten dieses Instruments bei dergleichen Messungen giebt die Abhandlung eine Erläuterung. — Indessen hören die Messungen der Doppelsterne nicht auf, Räthsel aufzugeben! — Neuerlich ist wieder eine Reihe solcher Messungen, betreffend dieselben Sterne, denen die vorige Abhandlung gewidmet ist, von Hrn. Prof. *Kaiser* in Leiden bekannt gemacht; seine Beobachtungen sind mit einem dem Dorpater ganz ähnlichen, jedoch etwa ein Drittel kleineren Apparate gemacht, und sie zeigen eine sehr befriedigende Uebereinstimmung untereinander. Es finden sich darunter 27 Messungen der Entfernung beider Sterne p Ophiuchi, deren mittleres Resultat = 6″,005 für 1840,3 ist. Die gegenwärtige Abhandlung ergiebt im Mittel aus zahlreichen Anwendungen verschiedener Methoden 6″,474 für 1837,69, also die — jährlich etwa eine Zehntelsecunde wachsende — Entfernung schon damals fast eine halbe Secunde gröfser als Hr. *Kaiser* sie mehr als drittehalb Jahre später fand; im letzten Jahre hat Hr. *Schlüter* den Doppelstern an 16 Tagen, an jedem viermal wiederholt, mit dem Heliometer gemessen, woraus seine Entfernung für 1841,74 = 6″,849 hervorgeht. Nimmt man die Veränderung der Zeit proportional wachsend an, so ergeben diese beiden Bestimmungen, für die Zeit der *Kaiser*schen 6″,720, so dafs diese um 0″,715 von den Königsberger Messungen verschieden ist. Dieser Unterschied ist dreimal so grofs als der zwischen den Dorpater und Königsberger Messungen stattfindende! —

Die hiermit beendigte Anzeige des ersten Bandes der *astronomischen Untersuchungen* zeigt, dafs ich bemüht gewesen bin, in demselben Alles zusammenzufassen, was nöthig ist, ferner von Beobachtungen, welche mit dem Heliometer der Königsberger Sternwarte gemacht sind, ausgehende Untersuchungen gehörig zu begründen. Obgleich solche Untersuchungen in den folgenden Bänden nicht fehlen werden, so wird doch schon der, unter der Presse befindliche, zweite Band zeigen, dafs es keinesweges meine Absicht ist, ihnen einen Vorzug vor andern Theilen der Astronomie einzuräumen.

F. W. Bessel.

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

XXIV.

Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniſs zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt von Wilhem Vatke. Berlin, 1841. 516 S. 8.

In der Kritik sind wir jetzt alle Helden. Sie ist so wohlfeil geworden, daſs man eben darum sie ganz aufgeben möchte. Wir kennen die Aufgaben, um deren Lösung es sich handelt, vortrefflich. Die subtilsten Allgemeinheiten sind uns als Probleme bis zur Sprüchwörtlichkeit geläufig geworden. Eben so haben wir vortreffliche Maaſsstäbe zur Beurtheilung von Lösungsversuchen durch groſse wissenschaftliche Kunstwerke erhalten, wie die Kantischen Kritiken, Fichte's Wissenschaftslehre, Hegel's Phänomenologie und Logik. Wie leicht ist uns das Vergleichen geworden! Wie weiſs endlich jeder von uns an die Methode zu appelliren und den Andern über Verstöſse gegen dieselbe zurechtzusetzen. Hier hätte so angefangen, dort so geendet, hier ein anderer Uebergang gemacht, dort ein übersehenes Mittelglied eingeschoben werden müssen. Aber das Schaffen selbstständiger Werke, das ist unser Kreuz. Und es kann nicht anders sein. Nach so gewaltigen Arbeiten, als wir hinter uns haben, muſs erst die *kritische Gährung*, welche sich zunächst an dieselben anschlieſst, den neuen Baustoff *systematischer* Entwicklungen hervorbringen, die wieder frei sind vom apologetischen oder polemischen Charakter. Denn am Systematisiren fehlt es uns nicht, aber es ist noch wesentlich kritisch, z. B. *Braniſs*, *Fischer*, *Weiſse*, *Fichte*, *Lotze* haben Metaphysiken geschrieben, allein mit bestimmter Beziehung auf die Hegel'sche. Solche Werke sind diejenigen, welche sich durch ihren *positiven* Trieb am entschiedensten aus dem kritischen Ephemerismus heraushoben, und zu dieser Gattung müssen wir auch, auf dem Gebiete der Religionsphilosophie, *Vatke's* Monographie über die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniſs zur Sünde und zur göttlichen Gnade rechnen. Vatke sagt selbst in seinem kurzen Vorwort, daſs er bei der groſsen Begriffsverwirrung auf diesem Gebiet die kritische Rücksicht gar nicht habe umgehen können. Jedoch hat er dieselbe nur insoweit aufgenommen, als dies ohne Störung des immanenten Ganges der Abhandlung geschehen konnte. Sie dient daher mehr zur Anfrischung der Exposition, zur Verständlichung.

Seit *Schelling's* berühmter Abhandlung: über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände 1809 ist die monographische Bearbeitung dieses Begriffs ein stehender Artikel unserer philosophischen Literatur geworden, der sich von Jahr zu Jahr in der Concurrenz gesteigert hat. Ich erinnere hier nur aus den letzten Jahren an *Passavant*, *Romang*, *Fischer*, *Daub*, *Müller* (denn die Lehre von der Sünde ist nur ein Moment der Lehre von der Freiheit), *Frauenstädt* und *Reiff*, der jetzt sogar das System der Willensbestimmungen ausschlieſslich zur Grundlage der Philosophie überhaupt gemacht haben will. Mit der Menge dieser Entwicklungen wird der *Umfang* der Sphäre immer gröſser und erfordert einen immer stärkeren Kraftaufwand. Vatke hat viel geleistet. Mit ruhiger, still in sich vom Feuer der sachlichen Begeisterung gespannter Darstellung läſst er die Idee sich entfalten. Nie wird er ungeduldig, nie merkt man ihm Vorliebe für einen Begriff, nie Lauheit gegen einen an, sondern mit gleichmäſsiger Gerechtigkeit verbreitet er sich über alle Theile des Ganzen. Indem ich diese speculative Kraft, diesen consequenten Ernst ehrend anerkenne, scheint mir nur eine gewisse *Poesie* in der Darstellung zu fehlen, welche leichter ist zu vermissen, als zu beschreiben, ohne welche aber philosophische Arbeiten von gröſserem Umfang uns leicht mit einer unwillkürlichen Er-

Digitized by Google

müdung zu beschleichen pflegen. Ich will Vatke damit nicht tadeln, denn die *Strenge der Methode* ist die erste gesetzliche Anforderung, die man an eine speculative Arbeit zu machen hat, und dieser hat er mit nicht geringem Erfolg zu genügen gesucht. Nur einen Wunsch spreche *ich* aus, dafs zu solcher feingebildeten Dialektik auch jener veranschaulichende, belebende Zug der Phantasie sich hätte gesellen mögen. Vatke gehört in dieser Form derjenigen Richtung der Hegel'schen Schule an, welche in *Hinrichs* ihren ursprünglichen Repräsentanten gewann, dem *Conradi*, *Schaller*, Hr. *v. Stechow* u. A. folgten. Ich möchte diese Form die *Neuplatonische* nennen, denn bei den Neuplatonikern finden wir etwas ganz Aehnliches, namentlich bei *Proklos*. Ich gestehe unverholen, dafs ich in solchen Schriften nach der Lesung von achtzig, neunzig Seiten trotz der gröfsten Aufmerksamkeit eine längere Pause zu machen genöthigt bin, weil ich alsdann anfange, den Zusammenhang nicht mehr vollkommen gegenwärtig zu haben. Ich mufs erst den gemachten Weg zurücksehen; ich mufs erst die Kothurne der ganz abstracten Haltung von den Gedanken abbinden und sie mir aus ihrer ätherischen Unsichtigkeit durch Beispiele und geschichtliche Beziehungen etwas vergröbern, um von Neuem verständnifsvoll dem Autor folgen zu können. Gegen dies *Herausspinnen* des Gedankennetzes machen *Strauſs* und *Feuerbach* in der Hegel'schen Schule den stärksten bis zur Vernachläfsigung der methodischen Zucht fortgehenden Gegensatz aus. Sie sind voll von treffenden Bildern, von interessanten Anspielungen, von kühnen Antithesen und einem den Leser wach haltenden Pathos. Ihr Erfolg ist daher bei der Masse unendlich grofs, während Vatke's so tief durchdachte, so wohlgeschriebene Abhandlung höchst wahrscheinlich das Schicksal haben wird, ein *esoterisches* Buch zu bleiben. Wie gesagt, läfst sich jener Duft der Phantasie, der den Gedanken überschweben soll, eher als nicht vorhanden bemerklich machen, denn positiv als nothwendige Eigenschaft des vollendeten wissenschaftlichen Styls beschreiben. Da die Sache jedoch an und für sich gar nicht so unwichtig ist, so erlaube mir Vatke, mich noch deutlicher zu machen, indem ich bei ihm voraussetze, mir deshalb nicht den Vorwurf zu machen, dafs, weil ich von der Sache nichts zu sagen wüfste, ich mich auf die Kalligraphie würfe. Die Wissenschaft hat auch ihre *Kunstseite*, ohne deren Fortbildung sie sich nicht vollenden kann. Ich möchte mich nun so ausdrücken: Vatke hat die logischen Bestimmungen noch nicht in das Concrete aufgehen lassen; er ist im Besitz des Logischen, wie des Concreten; er hat auch die Immanenz des Logischen im Concreten erkannt; allein statt dies nun *für sich* auftreten zu lassen, erinnert er beständig an die abstracte in ihm gesetzte Form. Dies zu thun, ist einerseits nothwendig, allein, da bei der Behandlung eines concreten Gegenstandes das Logische in demselben nur als *Moment* enthalten ist, so darf es hier nicht mehr nach seiner *specifischen Ausdrücklichkeit*, sondern mufs hier in der selbst concreten Weise der Existenz auftreten. Die *Nothwendigkeit* des Logischen *versteht sich hier von selbst*, allein es ist nicht mehr um das Logische als solches zu thun, vielmehr um das Concrete nach seiner Individualität. *Concret* ist das Logische auch, nämlich an sich, im Elemente des abstracten Denkens; hier hat die *Idee als logische* ihre selbstständige Organisation. Was wir im Unterschied vom Logischen concret nennen, ist nicht, ohne in sich logisch bestimmt zu sein, allein aufser dem Logischen ist in demselben *noch eine andere Wesenheit*, um deren Begriff es sich handelt. Wäre dies nicht der Fall, so könnten wir bei der Idee als logischer stehen bleiben. Sie als solche müfste alle Befriedigung enthalten. Aber in der Natur, in dem Geist ist das Logische *aufgehoben*. Es fehlt nicht, allein es ist hier nicht mehr das abstract für sich seiende, sondern nur die einfache formirende, aber nicht erschaffende Seele. Stellen wir daher das Concrete d. h. die Natur oder den Geist dar, so müssen wir darin die Kategorieen nach der hier existirenden specifischen *Individualisirung* aussprechen, was auf wissenschaftliche Weise ohne den Begriff allerdings unmöglich ist. Wir werden daher immerfort das Allgemeine, Besondere und Einzelne in ihrer Einheit auseinanderzuhalten haben, dabei uns aber erinnern, dafs *alle anderen Kategorieen* des Seins und des Wesens, der Unmittelbarkeit und Vermittelung *mitbetheiligt* sind. Hegel ist auch darin ein bewundernswerther Meister der Wissenschaft gewesen dafs er aus dem Concreten, ohne seiner logischen Gliederung etwas zu vergeben, den charakteristischen Namen herauszubeschwören verstand. Allerdings, wie wir aus seinen Vorlesungen sehen, machte er Vielen

Digitized by Google

oft nur mit den allgemeinen logischen Bestimmungen ab, allein dies war bei ihm auch nur der *Anfang* des Erkenntnifsprocesses, eine *Vorläufigkeit*. Wenn er für den Druck arbeitete, suchte er solche abstracte Bezeichnungen zu vertilgen und concrete an ihre Stelle zu setzen, welche uns die Sache selbst sogleich in ihrer *Eigenheit* vorführen, z. B. er spricht überschriftlich nicht von der Natur im Allgemeinen und Besondern, vielmehr ist sogleich auch von der Mechanik, Physik und Organik die Rede; er spricht nicht von dem allgemeinen, besonderen und individuellen Willen, sondern vom Recht, von der Moralität und Sittlichkeit. Namentlich werden wir, wie die schönen Inhaltsangaben der Kantschen Kritik der reinen Vernunft, so auch die Capitelüberschriften der Phänomenologie noch lange als Muster zu studiren haben, wie man das Wesen eines Inhalts mit erschöpfender Epigrammatik zusammenfassen soll. Solche zuweilen selbst an die Paradoxie streifende Bestimmungen, wie z. B.: das geistige Thierreich und der Betrug oder die Sache selbst; — bleiben unvergefslich und versetzen uns gleich medias in res. Manche jüngere Schriftsteller, z. B. *Carrière*, haben sehr wohl das Bedürfnifs solcher Schreibart empfunden, aber sich vorerst mit einer *Blumenlese* von Glanzstellen aus dichterischen Autoren begnügt, was wohl einmal geschehen kann, sonst jedoch nur als Studie gelten darf. Die Poesie mufs in den Styl selbst einschlagen. Schon in seiner *biblischen Theologie* (leider immer noch nur der erste Band 1835) zeigte Vatke eine Neigung zu solch schattenhafter Darstellung; z. B. wenn er die Entwickelungsstufen des Begriffs der Alttestamentlichen Religion folgendermaafsen angibt:

I. Allgemeine Begründung.
II. Besondere Stufen:
1) Stufe der Unmittelbarkeit.
2) Stufe der Besonderung.
3) Stufe des allgemeinen Selbstbewufstseins.

So etwas ist nun regelrecht; es ist durchdacht, aber es bleibt eine logikalische Dünnheit dabei, die uns das *Was* und *Wie* der Unmittelbarkeit u. s. w. schmerzlich vermissen läfst. Könnte nicht dies Schema eben so gut gebraucht werden, eine *andere* Religion, ja nicht blos Religion, sondern einen Staat u. s. w. nach seinem abstracten Dasein zu bezeichnen? Ferner ist dabei das Durcheinander von Gesichtspuncten zu rügen. Wenn Vatke die erste Stufe die der Unmittelbarkeit nannte, so mufste er die zweite statt die der Besonderung die der Vermittelung nennen. Natürlich fällt die Vermittelung in die Besonderung, aber der Consequenz nach mufste die Besonderung als Vermittelung auftreten. Aus der dritten Stufe erst ahnen wir, was wohl auf den beiden andern realer Weise vorgegangen sein kann. Es ist hier von einem bestimmten Begriff, vom Selbstbewufstsein, die Rede, welches noch durch einen anderen Begriff, die Allgemeinheit, bestimmt wird. Dies erlaubt uns den Schlufs zu machen, dafs auch vorher, auf den Stufen der Unmittelbarkeit und Besonderung, von dem Bewufstsein und seinen phänomenologischen Metamorphosen gehandelt worden. Diese Formen waren aber nach ihrer Erfüllung eben durch das *jüdische* Element anzugeben.

Betrachten wir nun die vorliegende Abhandlung, so ist sie in der That ein ächtes wissenschaftliches Kunstwerk, das von den allgemeinsten Bestimmungen des Objects an durch alle aus seiner Entwicklung entspringenden Gegensätze bis zur Auflösung derselben methodisch fortschreitet. Das grofse Verdienst Vatke's besteht hierbei in der unabläfsigen Festhaltung des Gegensatzes, weil, wie er mehrfach vortrefflich auseinandersetzt, die Irrthümer und Fehler in der Lehre von der Freiheit vorzüglich dadurch entstehen, dafs die Reflexionsbegriffe nur als Reflexion oder gar abstract genommen werden. Dies ist der Grundfehler aller irrthümlichen Erkenntnifs. Indem eine Bestimmung gesetzt wird, *vergifst* man die in ihr selbst an sich enthaltene *entgegengesetzte* und weifs hinterher nicht, wie es zur Auflösung aller der Widersprüche kommen soll, die man in's Feld gestellt hat, und die sich nun mit einem Kampf zu bedrohen scheinen, dessen Resultat nicht Versöhnung der Entzweiung, sondern kahle Vernichtung sein würde. Bei der Freiheit wird von der Nothwendigkeit, bei dieser von jener; bei dem Guten vom Bösen, bei diesem von jenem; bei der Sünde von der Gnade, bei dieser von jener; bei der Welt von Gott, bei Gott von der Welt u. s. w. abstrahirt. Das speculative Denken unterscheidet sich von dem *abstracten* zuerst darin, dafs es die Reflexion auf die übrigen Bestimmungen der Sache lebendig erhält, also z. B. bei dem Begriff der Freiheit den der Nothwendigkeit nicht ruhen läfst; aber es unterscheidet sich auch von dem nur *reflectirenden* Denken

Digitized by Google

dadurch, dafs es den Gegensatz der Reflexion *sich selbst* durch die seinen Extremen immanente Einheit aufheben läfst. Bis zur *Reflexion* als solcher gehen die Meisten mit. Dafs z. B. die Freiheit ohne Nothwendigkeit nur *Willkür* wäre, wird sehr bald zugestanden. Die gesetzlose Freiheit, die ἄνομια, wird verworfen. Dafs aber auch die absolute Nothwendigkeit nur als freie zu denken ist, die Substanz nur als Subject, die Freiheit als der nothwendige Grund der Existenz der Nothwendigkeit begriffen zu werden vermag, scheint Vielen bereits ein Abracadabra. Hier merkt man denn, dafs sie sich bei dem Begriff der Nothwendigkeit nur erst die mechanische, äufserliche, den *Zwang*, nicht die ohne äufsere Nöthigung sich selbst bestimmende Nothwendigkeit gedacht haben. Dafs die Freiheit nur dann Freiheit ist, *wenn sie*, obwohl sie den Begriff und die reale Möglichkeit des Andersseins hat, doch *nicht anders sein kann, als sie ist*, scheint ihnen wieder eine Beeinträchtigung der Freiheit. Sie meinen, dafs dann ja die Natur schon frei sein müfste, weil sie nothwendig ist. Aber die Natur ist deshalb nicht absolut frei, weil sie die Existenz ihrer Realität nicht mit ihrem Begriff *vergleichen* kann. Frei nennen wir die Natur negativer Weise, den Begriff eines äufserlichen Bestimmtwerdens von ihr auszuschliefsen; z. B. wir sagen, dafs die himmlischen Körper sich *frei bewegen*, weil sie nicht durch Stofs und Druck in ihrer Bewegung bestimmt werden. Wir sagen, dafs das Thier sich frei bewege, weil es aus dem Selbstgefühl seiner Lebendigkeit heraus sich entwickelt u. s. w. Die wahrhafte Freiheit fordert aber 1) Selbstbestimmung; 2) Nothwendigkeit des Inhalts der Selbstbestimmung; 3) den Begriff der Selbstbestimmung und ihrer Nothwendigkeit *zugleich* mit dem Begriffe, sich selbst gegen die Nothwendigkeit bestimmen zu *können*; 4) die Selbstbestimmung zur Nichtverwirklichung dieser Möglichkeit; 5) endlich als die positive Kehrseite dieses Actes die Selbstbestimmung zur Verwirklichung der absoluten Nothwendigkeit, so dafs *die Freiheit nicht Freiheit sein kann*, wenn sie nicht die Nothwendigkeit als die Negation ihres Gegentheils mit dem Bewufstsein desselben *aus sich erzeugt*. Die Freiheit als *wirkliche kann* somit nicht anders sein, als sie ist, denn in der Wirklichkeit ist die Möglichkeit des Andersseinkönnens *actu* aufgehoben. Denken wir uns die Freiheit als perennirende Thätigkeit, so können wir auch sagen: die Möglichkeit der Negation der einzig nothwendigen Position *wird* durch das Setzen derselben beständig negirt. Es ist natürlich, dafs sich diese tiefsten Begriffe auf mannigfaltige Weise aussprechen lassen, so lange man im Allgemeinen stehen bleibt. Das Schwankende, Vieldeutige ihres Ausdrucks, das vorherrschende Hereinspielen bald dieser bald jener Kategorie, der Gegensätze von Sein und Dasein, Wesen und Erscheinung, Grund und Existenz, Möglichkeit und Wirklichkeit, Begriff und Realität u. s. w. kann erst durch das *ganze System* der Wissenschaft verschwinden, in welchem jede Bestimmung *nur Einmal Epoche* macht und aufserdem nur als vorausgesetztes oder mitgesetztes Moment vorkommt. So sieht man, um noch dies eine zu bemerken, sehr leicht ein, dafs bei Hegel immer Freiheit und Nothwendigkeit in ihrer Identität und in ihrem Unterschied sich so entwickeln, dafs ihr Verhältnifs zu einander eine immer andere Form mit sich führt.

1) In der logischen Idee existirt die Freiheit *nur als Nothwendigkeit* mit Ausschlufs jedes Andersseinkönnens; jeder Begriff bestimmt sich selbst durch immanente Consequenz zu dem ihm entgegengesetzten unaufhaltsam fort, der Begriff der Ursache zu dem der Wirkung, der Zweck zum Mittel u. s. w.

2) In der Idee als Natur existirt die Freiheit in ihrer Nothwendigkeit zugleich als *Zufall*. Das Zufällige ist nothwendig in Ansehung des Causalzusammenhangs, der seine Existenz vermittelt; aber *für sich* ist es unberechenbar, unerwartet, ein mehr oder weniger überraschendes Geschehen; z. B. dafs es regnet, ist an sich nothwendig; dafs es jetzt regnet, ist das nothwendige Resultat des gesammten bis auf diesen Augenblick gekommenen atmosphärischen Processes; aber eben dafs es gerade jetzt und nicht eine Stunde später regnet, ist das Zufällige. Die logische Idee in ihrer Gesetzmäfsigkeit kennt keinen Zufall als zu ihrer nothwendigen Entwicklung gehörig; sie hat nur den *Begriff* des Zufalls zu geben, aber für die Natur als die im Element der *Aeufserlichkeit* existirende Idee ist er nothwendig und bringt in ihr die Poesie der Erscheinung, das bunte Durcheinander, hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniſs zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt von Wilhelm Vatke.

(Fortsetzung.)

3) In der Idee als Geist existirt die Freiheit in ihrer Nothwendigkeit nur, insofern sie dieselbe weiſs und will. Sie enthält also einerseits das logische Moment des Denkens der Nothwendigkeit, anderseits das Moment der Natürlichkeit, den Zufall der Selbstbestimmung, aber als zur Einheit mit der Nothwendigkeit *oder* zum Widerspruch gegen dieselbe. Hier nennen wir den Zufall als selbstbewuſstes Product des Geistes *Willkür*. Sie enthält die Bestimmung, nicht aus dem Causalnexus mit pragmatischer Nothwendigkeit folgen zu *müssen*. Diese Möglichkeit des Geistes, einen Riſs in den factischen Zusammenhang machen, sich *gegen* die Consequenz der gegebenen Umstände u. s. w. verhalten zu können, das ist das Groſse der Willkür. Nur durch ihre Unmöglichkeit wird das Thier, die Natur überhaupt, beherrschbar; nur durch ihre Möglichkeit ist der Mensch frei. Aber die Willkür ist nur das formale Element der Freiheit. Um ihrem Begriff zu entsprechen, muſs die Freiheit ihrer Willkür den vom Zufall der Willkür gereinigten Inhalt geben; nur als selbstgesetzte und selbstbewuſste Nothwendigkeit ist sie frei.

Vatke's Darstellung der Freiheit ist darin ausgezeichnet, daſs sie ein Bewuſstsein über die *Unzulänglichkeit* von Kategorieen hat, welche den *Proceſs des Geistes* nicht auszudrücken fähig sind. Wir finden bei ihm nicht jene *Entstellungen* der Wahrheit, welche zwar dieselbe *meinen*, aber nicht allein hinter ihr zurückbleiben, sondern sie miſshandeln, weil sie unbehülflicher Weise Kategorieen anwenden, die in der Idealität dieser Sphäre längst überwunden sind. Der *Mechanismus*, der *Chemismus*, die *Teleologie* sind sämmtlich zur *Erklärung* der Freiheit und ihrer Phänomene angewendet. In neuerer Zeit ist, namentlich durch *Franz v. Baader*, das organische Leben, insbesondere der *Zeugungsproceſs*, dazu herangezogen. Aber die so gemachten Versuche konnten nur *einzelne Seiten* des Ganzen verdeutlichen; das Ganze selbst blieb ihnen unerreichbar und ward nur um so räthselhafter. Die Vatke'sche Arbeit vergiſst das *relative* Recht jener Kategorieen niemals und vorzüglich gelungen ist ihm ihre Behandlung in *objectiver Erscheinung* des Willens, worin die Verkettung von Ursach und Wirkung in allen Formen des mechanischen, chemischen und teleologischen Zusammenhangs eine so groſse Rolle spielt. Aber er zeigt vortrefflich, wie der Geist die ganze Breite solcher Vermittelungen in sich selbst als ein gegen seine Freiheit *Accidentelles* zurücknimmt und die selbstbewuſste Selbstbestimmung aus dem Begriff seiner selbst als des absoluten Zwecks, aus dem Wissen seiner selbst als des Wahren und Guten, die einzig mögliche Enträthselung darbietet. Er vergiſst nie, daſs Wille, Liebe, Freiheit, ohne sie als *Thätigkeit des Geistes* zu denken, leere Worte sind.

Wie es wohl vielen Kritikern ergeht, so geht es mir nun auch. Bei dem Lesen des Buchs habe ich mir eine Menge von Stellen gezeichnet, die mich vorzüglich angesprochen haben und wollte dieselben meiner Recension als Kleinode einflechten. Aber nun sind dieser beachtenswerthen, beifallswürdigen Stellen so viele, daſs ich sehe, wie es schier für den Umfang dieser Anzeige, sie darin aufzunehmen, unmöglich ist. Ich will also hier nur, was *Zelter* einmal von mir in Bezug auf *Goethe's* Faust sagte, als er mein geistlich Nachspiel zu demselben gelesen, ich will nur der Glöckner sein, daſs die Leute sich rechten Orts das Heil selber holen. Man muſs Vatke's Buch selber lesen. Dieser Rath ist der glückselige Inhalt aller Kritiken, die es mit einem guten Buch zu thun haben. Es sei

Digitized by Google

mir daher vergönnt, nur noch in Betreff der Darstellung und hierauf in sachlicher Hinsicht einige Bemerkungen zu machen.

In ersterer Hinsicht hat nämlich die logische Präcision, welcher Vatke zustrebt, die Gliederung des Ganzen für die Auffassung erschwert, statt erleichtert, weil sie, wie oben schon auseinandergesetzt worden, den Inhalt nach seiner Besonderheit zu sehr zurücktreten läfst. Wenn man z. B. mehrfach von den Begriffsmomenten, von den reinen Gedankenbestimmungen in den Ueberschriften zu lesen bekommt, so entsteht leicht ein Bedenken, ob denn wohl zwischen diesen Ausdrücken eine grofse Verschiedenheit der Bedeutung obwalten könne; eben so ist von den Hauptmomenten einer Sphäre die Rede oder, wie im zweiten Abschnitt: von den wesentlichen Momenten dieser Sphäre. Es versteht sich von selbst, dafs die wesentlichen Momente abgehandelt werden und es klingt daher öde, ihnen ein solches schemenhaftes Titularmonument zu setzen. Wenn nicht von den *wesentlichen* die Rede sein sollte, so würde sich die Untersuchung überhaupt nicht lohnen, zumal die unwesentlichen, als *bedingt* durch die wesentlichen, nur an und mit diesen erscheinen können. Dafs aber in einer speculativen Abhandlung die *Momente des Begriffs* auseinandergelegt werden und dafs die fortleitenden Bestimmungen *logische*, somit reine *Gedankenbestimmungen* sein müssen, liegt auch so sehr auf der Hand, dafs es pretiös klingt, dergleichen noch eigends anzukündigen. Durch solche allerdings für die Sache an und für sich gleichgültige Nebendinge gibt man dem beliebten Vorwurf des Scholasticismus, der dürren Abstraction, der metaphysischen Kalmäuserei zu viel Nahrung. Man erinnere sich, was Hegel in Betreff des philosophischen Styls einst an Hinrichs schrieb (S. W. XVII. S. 510 ff.). Wie wir es bei den würtembergischen Theologen, bei *Strauſs*, *Märklin*, *Binder* u. A. auch finden, dafs in ihrem Styl ein Hegel'sches Element mit einem Schleiermacher'schen ringt und die Verschmelzung dieser beiden Ausdrucksweisen bald mehr bald weniger weit gediehen ist, so bei Vatke. Dies kann nicht ein Vorwurf sein, denn für die Theologen ist eine solche Verarbeitung unvermeidlich; es kommt nur darauf an, wie einem jeden dieselbe gelingt. Sie wird da noch unvollkommen sein, wo wir uns im Einzelnen noch immer die Quelle des wissenschaftlichen Wortvorraths und der Weise der Architektonik angeben können. Bei Vatke erscheint die an sich sachliche Dialektik oft ganz in den Wendungen der subjectiv construirenden Schleiermacher'schen Methode.

Um nun auf die Sache selbst zu kommen, so sollen drei Begriffe: 1) die menschliche Freiheit; 2) die Sünde; 3) die göttliche Gnade, in ihrem *Verhältnifs* zu einander entwickelt werden. Bei Licht besehen, heifst dies nicht weniger, als es sollen die Grundbestimmungen der Philosophie des Geistes *theologisch* betrachtet werden. Vatke sucht daher die *religiöse Bedeutung*, welche ein jeder Moment der Entwicklung des Geistes *an sich* hat, hervorzuheben. Die Schwierigkeit hierbei ist die, die Religion in dem Unterschied von den Momenten, in welchen sie erst immanenter Weise existirt, von denen darzustellen, worin sie *für sich* actu *als Religion* existirt. Die Momente, worin das erstere der Fall ist, sind:

1) Der Begriff der Idee des *Guten* überhaupt, also die logische Bestimmtheit der Idee, wie sie *praktisches Erkennen* ist. Hier ist nur von Subject und Object im Allgemeinen die Rede; nur davon, dafs das *Sein-Sollen* der Objectivität an sich schon, auch ohne ihre äufserliche Realisirung, dem Subject unendliche Befriedigung, absolute Würde gibt.

2) Innerhalb der Natur verwirklicht sich die praktische Idee nur als die Beziehung des *Triebes* des lebendigen Individuums zur übrigen Natur, inwiefern sie den aus dem Trieb entspringenden Begierden als *Mittel* der Befriedigung angemessen oder unangemessen; somit nützlich oder unnütz, sogar schädlich; oder was dasselbe, *angenehm* oder *gleichgültig* oder *unangenehm* ist.

3) Der Geist als das Subject, welches das Gut als seinen eigenen Zweck und die Natur als das absolute Mittel der äufserlichen Realisation desselben erkennt, ist in sich selbst als der subjective, objective und absolute unterschieden.

a) Der subjective Geist ist in seiner *Individualität* durch die Natur bedingt; er ist daher durch ihre Vermittelung zu ihr in dem Verhältnifs von Trieb und Begierde. Allein als geistiges Subject ist er sich seiner *Einzelheit selbst der allgemeine*. Er ist als Ich negativ gegen die zufällige Mannigfaltigkeit der ihm inhärirenden Naturindividualität. Als Ich, als der

Digitized by Google

kendes Subject seine Begriffe zu Zwecken machend, seine an sich besondere praktische Selbstbestimmung *als allgemeine* setzend, will er.

b) Die Allgemeinheit der Selbstbestimmung in ihren verschiedenen Formen enthält die Entwicklung des objectiven Geistes, des objectiven, weil er in dem, was er setzt, nicht mehr das in seiner Individualität und Subjectivität unmittelbar *Gegebene* setzt, sondern das Gesetzte zuerst als Begriff, als Allgemeines in sich hat. Das durch ihn Gesetzte ist defshalb *That*, welche nach dem, was an und für sich sein soll, beurtheilt werden mufs. Die Allgemeinheit aber ist: *α*) unmittelbar als durch den einzelnen Willen vermittelte Existenz die *Uebereinstimmung* desselben mit einem andern, so dafs sie beide ihre Besonderheit unter die von ihnen selbst *willkürlich* gesetzte Allgemeinheit *subsumiren*; d. h. die Allgemeinheit ist hier nur positive Gemeinschaft der Einzelnen, das Band des abstracten, nur persönlichen *Rechtes!* — *β*) Da aber der Einzelne in seiner Subjectivität an sich den Begriff des Allgemeinen nicht nur in der Form des von ihm *gemachten* Seinsollens hat, vielmehr die Allgemeinheit des Willens *in sich* durch den Begriff des Guten als des schlechthin Seinsollenden bestimmt ist, so wird dies Ideal zum Maafsstab des positiven Rechtes; die Pflicht als der Begriff dessen, was ich nach der Idee des Willens thun *mufs*, wird zum Kriterium dessen, was ich nach dem willkürlich fixirten Recht thun *darf*. Ich subsumire mich nicht mehr unter die Allgemeinheit, welche ich für mich und Andere als Begrenzung meines Willens festgesetzt und anerkannt habe, sondern unter diejenige Allgemeinheit, welche meinem Willen, insofern er sich aus seiner Idee heraus bestimmt, wesentlich ist. Ich bin *moralisch*. — *γ*) Das Recht bildet die *Form* der Allgemeinheit, die *äufserliche Continuität* der einzelnen Willen aus, die Moralität den *Inhalt* der Allgemeinheit, welcher in der Natur des Willens liegt, wornach er, sich als einzelnen mit sich als allgemeinen vergleichend, sich selbst als den seinem Begriff entsprechenden oder demselben widersprechenden, somit als *gut* oder *böse* qualificirt. Diese Innerlichkeit des Gewissens mufs aber mit jener Aeufserlichkeit der *Erscheinung* des Willens identisch gesetzt, das Recht zur Pflicht, die Pflicht zum Recht werden. Die Einzelheit des Willens mufs mit ihrer Allgemeinheit nicht blofs als formelle Gemeinschaft, nicht blofs als ideelle Beziehung, also nicht blofs in der Legalität des geltenden Rechts, und nicht blofs in der Moralität des kritischen Gewissens, vielmehr in concreto identisch sein. Nicht nur *übereinstimmen* soll das Subject in seinem Wollen mit dem von ihm anerkannten Willen Anderer oder mit der von ihm als in dem Wesen seines Willens liegenden Nothwendigkeit, sondern es soll mit Anderen wie mit sich *unmittelbar in praktischer Einheit* existiren. Das Wollen soll den Genufs haben, seine Allgemeinheit nicht erst durch *Vertrag* mit Anderen, nicht erst durch *Kritik* mit sich hervorzubringen; es soll sich schon von vorn herein in einer Welt befinden, in welcher das, was sein soll, sich beständig und überall realisirt. Diese Welt ist der *sittlichen* Bestimmtheit des Willens, in welcher die formelle Positivität des Rechts zur Unfühlbarkeit der Gewohnheit und die Negativität der moralischen Reflexion zur Innigkeit, zur Freudigkeit der zweifellosen, weil als Sitte existirenden Nothwendigkeit wird.

In der *geschichtlichen* Wirklichkeit sind daher die Bildung des Rechts und der Moralität immer nur die abstracten Momente, welche zur substantiellen Sittlichkeit sich als ihr untergeordnete Vermittlungen verhalten. Ohne das freie Pathos der volksthümlichen Sittlichkeit wird die Legalitat zum Egoismus privater Rechthaberei, wird die Moralität zur Eitelkeit grüblerischer Skepsis.

c) In allen diesen Formen der praktischen Idee ist nicht von der *Religion als solcher* die Rede. Weder die Idee des Guten in abstracto, noch die gegen den Unterschied des Guten vom Bösen indifferente Praxis der Natur; weder die psychologische Bestimmtheit des subjectiven Willens, noch die verschiedenen Stufen des objectiven Geistes als des rechtlichen, moralischen und sittlichen enthalten ein Urtheil, welches von religiöser Beschaffenheit wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXV.

A Love Story. By a Bushman. Sydney, 1841. *Verlegt von W. G. Evans*, 2 *Voll. in mittlerem Octav.*

Nichts ist lustiger als wenn einem pathetischen Störewolf, der im grimmigsten Ernst lospoltert, während sich vor seinen Blicken wirklich einige Gesichter erschrocken zeigen, im Rükken, wo er es gar nicht vermuthet, ganz absichtslos ein rechter

Digitized by Google

Schabernack geschieht. Der Elephant unserer Literatur, welcher seit Jahr und Tag alles was romantisch ist, das heifst unseren deutschen Staat, unsere christliche Kirche, unsere nationalen Ehren und Gefühle, kurz alles was uns werth und theuer ist, erbarmungslos unter seine erhabenen Füfse tritt und nur dann und wann mit seinem langen literarischen Rüssel eine arme Seele auf unbedrohteren Raum bei Seite hebt, wird schwerlich eine Ahndung davon haben, dafs während er in Sachsen reines Beet zu machen sucht, das Unkraut inzwischen bei den Antipoden üppig in die Höhe schiefst. Während in Sachsen bei Elephantenbann untersagt ist, an einen persönlichen Gott zu glauben, findet der Gespensterglauben in Australien solchen Beifall, dafs von Zeit zu Zeit in der school of arts zu Sydney unter grofsem Zulauf und Beifall öffentliche Verhandlungen über Gespensterwesen statt finden, wobei *deutsche* Abhandlungen und schottische Sagen reichsten Stoff der Unterhaltung und Erörterung hergeben, ja! (hört! Ihr Elephantenkälber!) Montag den 19. Juli des letzverflossenen 1841. Jahres des Heiles hat Herr Atkins von der Norfolkinsel in einer „capital speech" bei Gelegenheit einer dieser ghost-discussions streng logisch und systematisch bewiesen, dafs es mit den Gespenstern wahrhaftig seine Richtigkeit habe, indem erstens die heiligen Schriften und zweitens die menschliche Vernunft und drittens das Zeugnifs der menschlichen Erfahrung sich für die Gespenster erklärten. Rauschender Beifall hat den Vortrag belohnt. — Armer Elephant, wie weit ist es noch hin, ehe dein System die Welt beherrscht! — crepirten alle Electoralschafe in Sachsen, hunderttausende ihrer Abkömmlinge in Australien würden ihre Raçe fortsetzen — träte der Electoralelephant alle Electoralgespenster in Herrn Otto Wigands Pfanne zu Brei, die Verlagsbuchhandlung W. G. Evans in der Georgenstrafse zu Sydney ist schon eröffnet, ihnen Schutz und sicheren Aufenthalt zu gewähren!

Doch, Scherz bei Seite! Es ist wirklich eine ganz interessante Erscheinung, dafs der *erste* Roman, welchen Australien liefert (und das ist der, dessen Titel über diesem Artikel steht), gerade einen sehr interessanten Theil seines Inhaltes unserem deutschen Boden entlehnt und dafs nicht blofs sächsische Schafe, Thaersche Landwirthschaft, preufsische Separatisten und Augsburger allgemeine Zeitung ihren Weg nach Sydney gefunden haben, sondern auch die deutsche Romantik, und zwar nicht blofs langbeinige Erzählungen und Gespenstergeschichten, sondern auch der Chorus unserer fröhlichen Musensöhne, unser Heidelberg, dessen Romantik durch elephantische Zertrümmerung nur eine glückliche Staffage erhalten hat, und die behaglichen Wolken unserer Meerschaumpfeifenköpfe. Was man an uns ausrotten möchte als einen Aussatz innerlichster Confusion und Philistrosität, es erweist sich so unausrottbar, in allen Herzen wurzelnd, selbst die entferntesten Fremdlinge gewinnend, dafs, wer das Ding zerstören will, dreimal den Erdboden umkreisen müfste, und doch nicht fertig würde.

Die Liebesgeschichte des Buschmanns selbst ist ein höchst einfaches Ding, ein blofser Rahmen; aber in den Rahmen sind ganze Beete Romantik eingeschlossen — ausgezeichnet ist freilich nichts daran, als dafs es eben das erstemal ist, dafs dieser Zweig der Literatur bei den Antipoden angebaut wird — als literarische Erscheinung in Deutschland würde das Buch wahrscheinlich für höchst mittelmäfsig gelten müssen. Sir Henry Delmé, der Held des Buches, ist schon in die mittleren Lebensjahre getreten, ohne zu heirathen, weil er nur so heirathen will, dafs die Heirath den Glanz seines Hauses herstellt, ja über das frühere Maafs hinaus erhebt. Sein Bruder George hat sich den gesellschaftlichen Verhältnissen und den in ihnen genährten Vorurtheilen zum Trotz verheirathet — und dadurch freilich sich manche Verlegenheit zugezogen, aber auch den Himmel auf Erden gehabt, so lange seine Akmé lebte. Sir Henry's Schwester hat sich mehr ihren Verhältnissen gemäfs verheirathet; aber Sir Henry sieht am Ende klar ein, dafs es doch nur die Liebe ist, die auch diese Verbindung glücklich macht, nicht das äufserliche Conveniente derselben. Da wird zuletzt Sir Henry's Herz auch weich, und er kehrt zu einer alten Liebe, Julia Vernon, zurück, giebt seine bisherige Theorie auf und wird auch glücklich. Dazwischen aber sind nun eine Menge Scenen aus England und Deutschland, aus dem griechischen Befreiungskriege, an dem der Verfasser einigen Antheil genommen zu haben scheint, deutsche Philhellenen, Lord Byron, deutsche Unbedingte (sc. Liberale), Johannisberger Wein, Göthes Werther, Duelle u. s. w. eingeschlossen, und wenn der Verfasser seinerseits sich, obwohl der Hauptsache nach Romantiker, doch in dem moralischen Herabsehen auf Standesverhältnisse selbst etwas elephantisch und nilpferdisch zeigt, hat er auch wieder ein Wenig durch einen australischen Elephanten von Recensenten wegen seiner Romantik namentlich wegen der romantischen Behandlung der Duellfrage zu leiden gehabt. Wir wollen den Buschmann sich seiner Haut mit eigner Faust wehren lassen; solchen Gegnern wenigstens wird er gewachsen sein, zumal da der Elephant ihn am Ende doch mit seinem Rüssel säuberlich vor seinen Füfsen aufhebt und nicht zertritt, sondern seine weitläuftige Anzeige, der wir die Kenntnifs des Buches und seines Inhaltes verdanken, mit der Ermahnung schliefst: da jedes Concert in Australien zahlreiche Subscribenten und jedes Wettrennen zahlreiche Interessenten finde, werde doch die Literatur, deren Entwickelung nicht weniger werth sei, als die der Musik und der Pferdezucht, auch in Australien gerechte Theilnahme, und das in Rede stehende Buch die Anerkennung finden, die es verdiene. Der Autor, ein talentvoller, gebildeter Colonist, dürfe nicht in Zweifel gelassen werden, dafs seine Bestrebungen an Ort und Stelle gewürdigt werden könnten. — Verschreiben aber wollen *wir* uns das Buch nicht, denn es kostet in Sydney sieben Thaler und wir haben hier für weniger Geld offenbar Besseres. Die einzigen vielleicht, denen dieser Preis nicht zu theuer sein dürfte, möchten Carl Obers und Fritz Hartmann sein, denn so heifsen zwei in dem Roman auftretende Personen, welche fast eine wirkliche historische Erinnerung des Autors aus Deutschland zu sein scheinen.

H. L.

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniſs zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt von Wilhelm Vatke.

(Fortsetzung.)

In Betreff der Nothwendigkeit aller dieser Bestimmungen, in Betreff ihrer Ewigkeit kann ich sie *heilig* nennen, aber religiös *werden* sie erst durch die *Beziehung auf Gott als den absoluten Geist.* Diese Beziehung würde natürlich eine ganz schaale, überflüssige, mithin keine wahrhafte sein, wenn sie nicht gemacht werden *müſste.* Und als nothwendig würde sie *unmöglich* sein, wenn nicht der Geist, den wir als den erscheinenden den menschlichen nennen, an sich göttlich wäre; wenn nicht das Wesen, was man Gott zu nennen pflegt, das eigene Wesen des Menschen ausmachte. Hier ist es aber, wo der Begriff des Menschen und Gottes, eines jeden als Geistes, als Subjectes, erst alle die Schwierigkeiten erzeugt, denen Vatke seinen Fleiſs zugewendet hat. Der Begriff von *recht* und *unrecht*, *gut* und *böse*, *sittlich* und *unsittlich* kann ohne das Ingrediens einer Beziehung derselben auf ein für den Menschen existirendes absolutes Subject gesetzt werden. Es kommt auf das *Was* der Bestimmungen an; es ist etwas recht, gut, sittlich, weil es so und nicht anders bestimmt ist. Ist etwas nicht durch die ihm inwohnende Bestimmtheit recht, gut oder sittlich, so vermag die abstracte Beziehung auf einen Gott es nicht erst dazu zu machen. Die nichtswürdigsten Grundsätze, die für Recht und Sitte verderblichsten Maximen sind von Menschen als Gebote eines Gottes gepredigt worden.

Und doch bleibt es wahr, daſs von Religion erst gesprochen werden kann, insofern die Idee des Guten und alle Formen ihrer Verwirklichung nicht blos als Begriff, sondern auch als Wille eines Subjects erkannt und gewuſst werden, welches für sich von dem *Proceſs der geschichtlichen Entwicklung frei* ist.

Erst auf diesem Standpunct werden die *Negationen* der Idee des Guten durch die Willkür als unrecht, böse, unsittlich zur *Sünde.* Erst hier werden alle Negationen jener Negationen, alle Strafen des Rechts, alle Qualen des Gewissens, alle Schmach und Verworfenheit des Einzelnen vom Geist seines Volks und alle Sühnungen, Opferungen, die aus solchen Entzweiungen entspringen, zur *Gnade.* Hier, im innersten Heiligthum, fallen alle historischen Relativitäten weg; hier bricht die Erkenntniſs des an sich *geschichtslosen* Gottes durch, der sich eben durch seine Freiheit von dem Proceſs der Geschichte zu ihrem *Richter* macht; hier steht der Mensch nicht mehr dem Menschen, hier steht er in *absoluter Einsamkeit dem Geiste der Geister gegenüber.* Was er einem Menschen Unrecht gethan, hat er diesem Geiste gethan; was er einem Menschen und sich selbst gelogen, hat er diesem Geiste gelogen; den Verrath der Sittlichkeit hat er an diesem Geiste begangen, welcher dem Menschen sich niemals unbezeugt läſst, mag er ihn sich als Zeus ὅρκιος, als Nemesis, als den Todtenrichter Osiris, mag er ihn sich als den einst zum Weltgericht wiederkehrenden Christus oder als den ewig allgegenwärtigen und allwissenden Geist vorstellen. Diese *Modalität* der Offenbarung fällt in die phänomenologische Geschichte, in die Metamorphosen des Bewuſstseins. Worauf es nun ankommt, ist, zu zeigen, daſs der *objective* Geist auf jedem seiner Standpuncte sich *fixiren* und *isoliren kann*, daſs aber an und für sich eine solche Fixirung seinem Begriff widerspricht und daſs er über das *Werden* des geschichtlichen Verlaufs, über die Bedingtheit des concreten Thuns durch den gegebenen Zusammenhang der Umstände hinausgehen *muſs.*

Vatke hatte daher die Objectivität aufzunehmen, aber sie unter die Beleuchtung der Absolutheit zu stellen. Er muſste zeigen, wie die Absolutheit *ohne*

Digitized by Google

die Objectivität nicht Absolutheit, die Objectivität aber *ohne die Subjectivität* nicht Objectivität ist. Dies hat er mit vieler Gründlichkeit gethan, obwohl zu wünschen gewesen wäre, dafs er den Unterschied des Geistes als des subjectiven und objectiven einfacher festgehalten hätte. Er handelt: 1) Vom *Willen im Allgemeinen;* demnach erwartet man, dafs fernerhin vom Willen im Besondern werde gehandelt werden; dies ist auch der Sache nach der Fall, aber die Bezeichnung derselben sonderbar. Er handelt nämlich: 2) von der *subjectiven Seite* der Idee des Willens oder von der religiös-*moralischen* Sphäre; 3) aber von der religiös-*sittlichen* Sphäre.

Nach meinem Dafürhalten mufste diese letztere mit der vorigen unter den Einen Gesichtspunct der Objectivirung des Willens, der Realisirung seiner Idee zusammengefafst werden. Hingegen mufste das, was Vatke zuletzt: *die unendliche Rückkehr der Idee in sich* nennt, die Ohnmacht des Bösen in Verhältnifs zur Weltordnung, der Triumph der göttlichen Liebe, den eigentlichen dritten Abschnitt ausmachen. Ich würde nun vermieden haben, das religiöse Moment mit dem moralischen und sittlichen sofort zusammengefafst erscheinen zu lassen, sondern gesucht haben, einen jeden dieser Standpuncte zu dem religiösen als ihrem *Resultat* einerseits, wenn auf den Gang des Erkennens reflectirt wird, als ihrem *Princip* anderseits, wenn auf die reale Begründung gesehen wird, sich selbst aufheben zu lassen. Das Unrecht ist an sich auch unmoralisch; das Unmoralische ist an sich auch unsittlich; das Unsittliche ist an sich auch irreligiös, Sünde. Die Sünde aber als in ihrer Existenz durch das Heilige bedingt, dessen zufällige und willkürliche Negation sie ausmacht, ist an sich Nichts. Diese Nichtigkeit ist allerdings da, allein als das Unwesen vom Wesen verworfen. Da nun der Wille durch sie sich selbst in seiner Allgemeinheit widerspricht, so mufs er in ihr sich zur Qual werden. Für den göttlichen Geist existirt die Sünde daher nur als die vergebliche Anstrengung, dem Nichts zu einem positiven Charakter zu verhelfen. Nicht als wenn nicht die Sünde äufserliche Realität hätte, nicht in ihrer Negativität des wahrhaft Positiven selbst ein Positives wäre, aber sie ist eine Position nur der Negation, welche ohne die Voraussetzung des Positiven, gegen das sie sich negativ verhält, gar nicht existiren könnte. Insofern sie deshalb das ist, *was schlechthin nicht sein soll*, kann bildlich von einem *Zorn* Gottes gegen sie gesprochen werden; insofern aber die Sünde gar nichts Primitives ist, insofern sie immer nur *an* dem Seinsollenden gesetzt sein kann, mithin, allerdings gegen ihre Absicht, für dies selbst zum *Entwicklungsmoment* werden mufs, insofern ist Gott gegen den *Sündigenden gnädig*. Gegen die Sünde kehrt sich seine Liebe als Zorn, welcher das Nichts als Nichts offenbar macht; gegen den Sündigenden aber schliefst sich seine Liebe als *Gnade*, als *Vergebung* der Sünde auf, weil der Sündigende durch die Wirklichkeit der Sünde doch nicht die reale Möglichkeit des entgegengesetzten Verhaltens verloren hat.

Alle Mifsverständnisse, welche hierbei so leicht vorkommen, über die Nothwendigkeit der Sünde, über die Gnadenwahl, über die Nothwendigkeit der Gnade, über die mechanische Hervorbringung der Sünde wie der Gnade u. s. w. hat Vatke sorgfältig erörtert. Nicht leicht wird man eine der Wendungen vermissen, welche die theologisch-philosophische Controverse auf diesem Gebiet genommen hat. Seine Schrift beweist, dafs *die Theologie die Wahrheit der Anthropologie* ist. Er verkümmert der Freiheit nirgends ihre Selbstständigkeit; er kennt keinen natur- und geschichtslosen Gott; er hält aber daran fest, dafs *die anthropologische Wahrheit durch die Existenz Gottes nicht nur nicht unwahr* wird, sondern erst hiedurch in ihr volles Verständnifs eintritt. Seine Abhandlung steht deshalb der gleichzeitig erschienenen von *Feuerbach* über das Wesen des Christenthums gegenüber. Vatke wird Feuerbach nur Recht geben, wenn er die Widersprüche aufdeckt, welche in der Fassung vieler dogmatischen Bestimmungen enthalten sind, aber er wird nicht mit ihm daraus den Schlufs ziehen, dafs Gott nur die subjective *Vorstellung* genannt werden könne, welche sich der Mensch von Gott macht, dafs aber ein solches Wesen an und für sich nicht existire. Feuerbach steckt hier mit so vielen Andern immer noch in dem phänomenologischen Processe, dafs dem *Bewufstsein sein eigenes Wesen erscheint*, aber diese Erscheinung, hier also die Vorstellung, sich ändert, sobald das Wesen ein anderes geworden. Wenn die Griechen z. B. an eine Nemesis geglaubt haben, so kann Feuerbach fragen: hat denn jemals eine göttliche Person, wie die Nemesis, existirt? Als eine weib-

Digitized by Google

liche Göttin in der Gestalt, wie die Griechen sie mit innigster Schönheit bildeten, zu Präneste mit dem Zeus und der Here in den Armen oder mit anderen Attributen — nein: Aber ist die *Bestimmung*, alle Maaſslosigkeit, alles hybride Unwesen, aufzuheben und überall das Maaſs gerade in dem Moment, wo es gänzlich verloren zu gehen scheint, wiederherzustellen, ist diese Bestimmung nicht göttlich? Fehlt sie dem christlichen Gotte? Und ist nicht die Vorstellung, daſs eine Göttin das Maaſs erhalte, darin wahr, daſs ein *Subject* vorgestellt wird, dessen Natur die Erzeugung des Maaſses ist? Feuerbach würde zugeben müssen, daſs die Griechen in der Nemesis nicht bloſs ein für sie, vielmehr *für alle Menschen* Göttliches verehrt haben und daſs nur das Vereinzeln des Maaſses zu einer besonderen Göttin das von einem höheren Standpunct aus an ihrer Vorstellung Tadelnswerthe ausmacht, daſs aber selbst diese Vorstellung nicht schlechthin falsch, vielmehr darin vollkommen wahr ist, daſs das Maaſs nicht nur als eine dem Universum immanente Dialektik seiner Processe, sondern als Begriff und Zweck im Bewuſstsein eines Subjectes vorgestellt wird, welches aus der Realisation des Maaſses in allem Existirenden sein ewiges Geschäft macht. Nicht der Hellenische Zeus, aber auch nicht der christliche Gott brauchen der Anerkennung der Nemesis als Geist von ihrem Geist sich zu schämen. In einem atheistischen oder pantheistischem System fehlt zwar das *Göttliche überhaupt* nicht, aber es fehlt, daſs es *als Gott für sich selbst Gott sei.* Von Sünde und Gnade kann daher nur *uneigentlich* darin die Rede sein. Vatke's Schrift athmet gewiſs nicht die übereilte Accommodation, mit welcher jetzt so mancher *eher christlich, als philosophisch zu denken* sich beeifert, aber sie ist eben so entfernt von der lächerlichen Furcht Einiger, welche *nur dann speculativ* zu denken wähnen, wenn sie sich mit dem Christenthum in *Widerspruch* erblicken. Vatke hält streng an der Hegel'schen Logik fest; er zeigt, daſs durch ihre dialektische Kritik der Kategorieen allererst für die früher von der Theologie und Philosophie hervorgebrachten Formen, das Wesen der absoluten Religion auszudrücken, das rechte Verständniſs möglich geworden ist, daſs aber diese Einsicht in die Mangelhaftigkeit der bisherigen Theologie nicht ohne eine *positive Umgestaltung* derselben bleiben könne, zu welcher denn sein Buch einen trefflichen Beitrag liefert und mit Fug von ihm dem unermüdlich auf gleicher Bahn fortkämpfenden *Marheineke* gewidmet ist. Für den Nachweis der Christlichkeit seiner Entwicklung hat Vatke sich so benommen, wie *Daub* einst in den Theologumenen. Er ist das *Secundäre* geblieben, was sich an die speculative Erörterung anschlieſst. Die *Psalmen* und die *Paulinischen* Briefe haben ihm den reichsten Stoff geliefert, den er jedoch nie benutzt hat, ohne die Resultate der neueren Kritik, namentlich in Betreff des Paulus, zu berücksichtigen. Vatke hat zwar die Controversen der protestantischen und katholischen Kirche, z. B. in Ansehung der Lehre von der Rechtfertigung, oder die Abweichung der späteren Theologie von der früheren, z. B. in der Lehre von dem concursus Dei, nicht auſser Acht gelassen, aber, da er nicht eine dogmengeschichtliche Kritik geben wollte, hat er sich hauptsächlich geradezu an das Neue Testament gehalten, weil es, sobald von *empirischen Autoritäten* Gebrauch gemacht werden soll, doch diejenige ist, der sich alle anderen unterzuordnen haben.

Ich habe schon bemerkt, daſs es unausführbar sein würde, die mannigfaltigen, ausgezeichneten Entwicklungen, welche dies Buch darbietet, ausführlicher durchzugehen. Allein in Beziehung auf die Lebensfrage der Theologie und Philosophie, den Gottmenschen als menschlichen Gott, als göttlichen Menschen oder als den menschgewordenen Gott; Gott aber als das Universum, als Substanz, als menschliches Selbstbewuſstsein oder als absoluten, *in allen Formen der Idee* sich verwirklichenden Geist zu fassen — in Bezug auf diese Frage sei es mir gestattet, auf einige Hauptstellen aufmerksam zu machen.

S. 105 bemerkt Vatke bei Gelegenheit der nach ihrem concreten Inhalt so verschiedenen Gewissenhaftigkeit, daſs diese Differenz die Frömmigkeit nicht aufhebe und man sich wegen derselben nicht auf eine höhere Offenbarung zu berufen habe: „denn keine Offenbarung ist unabhängig von der Objectivität eingetreten, und die drei monotheistischen Religionen im Besondern sind zugleich historisch und sittlich *vermittelt* entstanden, in einem *strengeren* Sinne, als es sich von den anderen sagen läſst".

S. 116: „Nur wenn die Welt als autonomisch angesehn wird, leidet die göttliche Absolutheit. Faſst man nun das vorweltliche Selbstbewuſstsein Gottes als

Digitized by Google

einfaches Denken und Wollen seiner selbst, so ist es von dem leeren Ich, dem einen Moment des menschlichen Selbstbewufstseins, gar nicht verschieden, und so müssen alle Diejenigen es auffassen, welche die, zunächst ebenfalls menschliche, Form der Persönlichkeit bei Gott urgiren. Denkt man hingegen die Rathschlüsse Gottes in Beziehung auf die künftige Welt als Inhalt hinzu, so ist damit die Unabhängigkeit Gottes von der Welt schon aufgehoben, und was bei der nur möglichen Welt *ideell* geschah, mufs ja bei der wirklichen Welt real eintreten: Gott für sich betrachtet, bildet die reine Form und die Welt bildet dazu den Inhalt, und wahre Freiheit oder Selbstbestimmung findet in Gott statt, sofern die Welt eine vernünftige Totalität bildet und sich als solche mit der allgemeinen Form zusammenschliefst. Man hat zwar diese Schwierigkeit zu umgehen gesucht und einen anderweitigen Inhalt für das vorweltliche Selbstbewufstsein postulirt; man müsse, sagt man, eine reiche Fülle innerer Bestimmungen annehmen, sie sei jedoch für uns unerkennbar. In solcher Form ausgedrückt, ist dieses Postulat ein innerer Widerspruch, denn *man kann nichts als daseiend postuliren*, was man nicht bis auf einen gewissen Grad oder nach einzelnen Momenten und nach einer nothwendigen Schlufsfolge *erkannt* hat".

S. 117: „Häufig stellt man sich die Momente der Dreieinigkeit als Inhalt des vorweltlichen Selbsbewufstseins vor, übersieht dabei aber, dafs der *Logos* und *Geist* — gar nicht denkbar sind als nur *in Beziehung auf die Welt*, dafs namentlich der Logos als absolute Formbewegung der Welt die *Schöpfung* ideell schon enthält und nur die logisch-metaphysische Abstraction der vernünftigen Wirklichkeit ist. Abgesehen von der wirklichen Bestimmtheit, bliebe der ganze Procefs auch nur reine Formbewegung".

Es wird also der Gedanke der ewigen Schöpfung nothwendig, wobei S. 118 „Gott nicht eine zeitliche, sondern die Priorität dem Begriffe nach zukommt".

Um Gott als *Geist* zu fassen, darf man von seiner Offenbarung, von dem Reiche Gottes nicht abstrahiren. Zwar ist Gott nicht pantheistisch S. 120. die *Summe* aller menschlichen Persönlichkeiten, allein die Bestimmung der Subjectivität, Persönlichkeit für sich kann seinem Begriff für sich allein noch nicht, nur *in Einheit mit der objectiven Bestimmtheit* genügen. — S. 121 wird die Vorstellung, als ob der Mensch ein geborener oder werdender Gott wäre, auf den Standpunct der Naturreligion verwiesen. Auf dem der Speculation würde sie „wahnsinnig" sein oder ihr „blos durch Consequenzmacherei" zugeschrieben werden. — S. 126 „Aber Eine höchste und letzte Totalität stellt die Philosophie auf, worin alle Schranken und Bedingungen, alle Verhältnisse und Gegensätze aufgehoben sind, nämlich das Absolute schlechthin als Identität des Natürlichen und Reingeistigen, näher bestimmt als der absolute Geist". S. 127: „Erst die sich selbst wissende und hervorbringende concrete Allgemeinheit, welche von der Allheit wohl zu unterscheiden ist, also der theoretische und praktische Geist und *das Reich des Geistes, ist das Absolute im höchsten Sinne des Wortes.* Der letzte Unterschied in dieser Einheit besteht in der Persönlichkeit und dem allgemeinen Geiste; beide durch einander und in einander, beide unendlich, Geist für den Geist und so im absoluten Verhältnifs, das kein Verhältnifs im gewöhnlichen Sinne mehr ist, sondern schrankenlose Identität im Unterschiede der Vermittlung. Verfolgt man mit ganzer Aufmerksamkeit diese allerdings schwierige, aber im Ganzen einfache Dialektik, und bedenkt man auf der andern Seite, dafs auch die Religion als letztes Ziel und höchste Form des göttlichen Lebens die Einheit Gottes mit der erlösten und versöhnten Menschheit, dafs sie ein Reich des Geistes und die endliche Aufhebung aller widerstrebenden Gegensätze lehrt, damit Gott Alles in Allem sei, der Geist dem Geiste in allen Persönlichkeiten erscheine und alle zu verklärten Organen seiner selbst habe: so begreift man in der That nicht, wie man den Widerspruch gegen die philosophische Form des Absoluten vorausgesetzt, dafs dieselbe richtig gefafst wird, auch christliche Vorstellungen basiren konnte. Denn man immerhin ein nicht unbedeutender Unterschied der sich entsprechenden *religiösen* und *philosophischen Form* bestehen, *so stimmen beide doch in der Hauptsache überein*, fassen die Persönlichkeit als höchstes und bleibendes *Moment* im Geiste, diesen aber als die fassende Einheit aller Personen, also als letzte Spitze des Ganzen".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniſs zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt von Wilhelm Vatke.

(Schluſs.)

Höchst beachtenswerth ist die Auseinandersetzung von der *Einheit* des menschlichen Willens mit dem göttlichen S. 167 ff. Mit bündiger Klarheit wird die Abstraction des Gegensatzes zwischen dem formellen *Ich* und dem heiligen *Gesetz* analysirt und gezeigt, wie die Extreme der Theorie in der Wirklichkeit gar nicht so zusammenwirken, als man sich vorstellt, vielmehr in der wahrhaften Freiheit *identisch sind.* S. 171: „Eine blos willkürliche Aufnahme des göttlichen Willens in den menschlichen entspricht dem Begriffe der göttlich-menschlichen Freiheit nicht, sofern derselbe die zur Freiheit verklärte Nothwendigkeit ist. Wird nun aber die Willkür auf menschlicher Seite zur wahren Selbstbestimmung erhoben, so ist auch die göttliche Freiheit nicht mehr in Abhängigkeit von der menschlichen gedacht, weil der concrete Hintergrund des formellen Ich eben nur durch die göttliche Freiheit selbst möglich ist. Jedesmal wenn die menschliche Freiheit über die Willkür hinausgeht und zur freien Selbstbestimmung wird, ist auch das bloſse Verhältniſs des göttlichen und menschlichen Willens zum absoluten Verhältniſs d. i. *zur freien Identität* aufgehoben, und von einem Bedingtsein der einen Seite durch die andere kann nicht mehr die Rede sein. So lange dagegen beide Seiten einander gegenüberstehen, sind sie beide *gleich relativ*, wie es die Kategorie der Relation mit sich bringt".

Ganz vortrefflich ist auch die Auseinandersetzung des Unterschiedes zwischen der Sünde überhaupt und zwischen der besonderen, objectiven Bestimmtheit derselben, welche von der jedesmaligen Entwicklungsstufe des Selbstbewuſstseins abhängt. S. 179: „Hält man diesen wesentlichen Unterschied der *Sünde* und *Unvollkommenheit* nicht fest, so beurtheilt man das sittliche Leben der Völker nach einem ungerechten Maaſsstabe und muſs zuletzt Gott selbst anklagen, daſs er sich mit der Offenbarung seines heiligen Willens verspätet und so lange auf einen geringen Theil der Menschheit beschränkt habe".

S. 205 enthält die Hauptmomente der Vatke'schen *Christologie* mit der wichtigen, zu oft übersehenen Beziehung auf die *Paulinische* Entwicklung der Begriffe des Glaubens, der Liebe und der Rechtfertigung, insofern erst in der *Reproduction des urbildlichen* Lebens des Erlösers eine bestimmtere Fassung derselben eintreten konnte. Den *Assimilationsproceſs* des abgeschlossenen, objectiven Erlösungswerkes im Innersten durchlebt und mit wunderbarer Durchdringung lyrischer Innigkeit und didaktischer Weisheit geschildert zu haben, ist des Paulus unsterbliche That.

S. 236, namentlich 237 entwickelt mit seltener Klarheit die *Nothwendigkeit*, welche die *Natur* für den Geist als das Medium seiner eigenen Realisirung hat, ohne welche er, da es ohne die Natur auch keine Geschichte geben könnte, der Logos bleiben, nur κατὰ δύναμιν, nicht κατ' ἐνέργειαν der Geist sein würde. Aber S. 238: „es gab keine Zeit, wo Gott nur erst als Substanz existirte und sich noch nicht als Geist hervorgebracht hatte. Wie die Schöpfung als ewiger Act zu denken ist, so auch der Unterschied und relative Gegensatz in Gottes Wesen. Auſserdem muſs dieser Proceſs der Befreiung der substanziellen Nothwendigkeit zu geistiger Freiheit als ewiger Kreislauf gedacht werden. Gott als Geist ist eben sowohl abhängig von Gott als Natur, als umgekehrt die Natur in Gott vom Geiste abhängig ist. Die Natur ist die Voraussetzung, *welche der Geist sich selbst macht*, und der Geist die Verklärung, zu welcher die Natur sich selbst aufhebt. Das Ganze ist daher der Proceſs der in sich beschlos-

Digitized by Google

senen Freiheit und hebt die Unendlichkeit und Aseität Gottes nicht auf".

S. 239 macht Vatke eine Bemerkung, die in der That sehr überflüſsig wäre, wenn nicht die gedankenlose Darstellung mancher neueren Schriftsteller sie rechtfertigte, nämlich daſs das *Paradies nicht blos ein Thiergarten* gewesen sei. Wenn Hegel diese Bedeutung des Wortes Paradies urgirte, so hatte er gegen eine *mystische Entstellung* des ursprünglichen Zustandes des Menschen ein polemisches Recht dazu; wenn aber Andere ihm diese Wendung unaufhörlich nachgesprochen und die anfängliche *nothwendige* Thatlosigkeit, mithin auch Unschuld des Menschen in die thierische Stumpfheit und Dumpfheit hin con amore hinabgezogen haben, so ist es Zeit, solcher Verirrung zu entgegnen. Die Rohheit des Naturmenschen ist immerhin menschliche, nicht bestialische, die nämlich nicht anderssein könnte, als sie ist. Vatke enthält sich, über den Verlauf der *Urzeit* empirisch oder rationell eine detaillirte Schilderung zu machen und sagt S. 245: „Wir dürfen deshalb im Allgemeinen mit Zuversicht behaupten, daſs der Zustand der *Indifferenz* bei der Menschheit überhaupt den Ausgangspunct aller geistigen Entwicklung bildete, weil dies der Begriff des Geistes und die täglich sich neu bestätigende Erfahrung bei allen Individuen verlangt; die Meinung von einer wunderbaren Erleuchtung und Freiheit der Urmenschen, die späterhin verloren gegangen wäre, dürfen wir deshalb entschieden als vernunft- und erfahrungswidrig zurückweisen, zumal da auch die hebräische Anschauung, obgleich sie ihren eigenen Monotheismus in die Urzeit in unbestimmter Allgemeinheit zurückverlegt, dennoch von einer Urweisheit nichts weiſs. Denn sie läſst nicht blos das Wissen des Guten und Bösen erst mit der Aufhebung des Urstandes entstehen, sondern setzt auch den Ursprung der Religion (I. Mos. 4, 26.), des ehelichen Lebens und der sittlichen Gemeinschaft, der Handwerke und Künste als das Spätere. *Abstrahirt* man von diesen späteren Elementen, so sinkt die angebliche Urweisheit zu dem Zustande der Indifferenz zusammen". Es ist, wie oben mit dem vorweltlichen Bewuſstsein, für welches, abgesehen von Natur und Geschichte, auch nur ein ideeller theogonischer Proceſs übrig bleibt.

Höchst wichtig ist die Abhandlung über das dornenvolle *nur wissenschaftlich*, nicht empirisch lösbare Capitel von der *Nothwendigkeit des Bösen*, hauptsächlich S. 263—284 (in Betreff Adams und Eva's s S. 275), worauf ich jedoch hier so wenig eingehen kann als auf die Kritik der verschiedenen Versuche, di Existenz des Bösen zu erklären oder es für unbegrei lich, für einen Act magischer Selbstverkehrung u. s. v auszugeben. S. 315 ff. widerlegt Vatke namentlich di Dualisten, welche die Existenz der *Natur* als die *Ur sünde* des Universums, als *Abfall von Gott* und de Zwiespalt der äuſseren Natur als Folge der erste menschlichen Sünde setzen, von welcher letzteren Me nung Vatke S. 318 die Schriftwidrigkeit andeutet. S 333 ff. hat er der Kritik der Ableitung des Bösen a selbst böse seienden Subjecten, Dämonen, *Teufeln* g widmet. Er erkennt an, daſs sie, der oberflächlich Sinnlichkeitstheorie gegenüber, höhere Wahrheit ha S. 337: „Sie geht mit tieferem Ernst und gröſser Strenge an die Betrachtung des Bösen und ist von d Zerrüttung, welche dadurch in der inneren Sphäre, d höheren Functionen des geistigen Lebens, angericht wird, überzeugt. Sie verschmäht es daher, das Bö in eine dem Geiste äuſserliche Sphäre zu schieben u damit den feineren und geistigeren Gestalten der Sün den trügerischen Deckmantel zu lassen, kurz, sie suc das Böse, weil es eine Bestimmtheit des Willens u damit Selbstbestimmung ist, als Act der Freiheit selb nachzuweisen. Bei diesem redlichen Bestreben ge diese Theorie aber von einem so ungenügenden Begr des Willens aus und hat die Entwicklungsstufen d Freiheit so wenig erkannt, daſs sie nicht über ein leeren Formalismus hinauskommt und zuletzt mit ein wissenschaftlichen Verzweiflung endigen muſs". W uns, setz' ich hinzu, der colossale Torso des Dau schen Judas Jscharioth bewiesen hat, ohne aber Vi weiser zu machen.

Ich versage es mir, aus der schönen Untersuchu über die *Vergewisserung* des Menschen von seiner I gnadigung Näheres anzuführen und hebe nur noch für die augenblickliche Krisis der Hegel'schen Sch wichtige Aeuſserung S. 381 hervor. Hier sagt Vat nachdem er zuvor das Verhältniſs der Idee als lo scher zur Natur und zum Geist betrachtet hat, in fern derselbe in der *Erscheinung Resultat* der Nat an und für sich aber *Princip* und *absolutes Wis* seiner principiellen Priorität ist, folgendermaaſs „Am wichtigsten für unsere Untersuchung ist nun

Digitized by Google

Verhältnifs der freien Idee zur Nothwendigkeit der Natur. Hält man beide Seiten für coordinirte und sich ergänzende Attribute des Absoluten, so erhebt man sich nicht über das Substantialitätsverhältnifs und verkennt die über das Besondere übergreifende Allgemeinheit des speculativen Begriffs. Nach dem absoluten Maafsstabe der Idee ist vielmehr die Natur ihrer Unmittelbarkeit wegen das unwahre, endliche Moment des absoluten Processes, welches nur die Bedeutung eines Gesetzten und Abhängigen hat und daher nur an sich, als die unmittelbare Idee, göttlich ist. Der absolute Idealismus, welcher nur dem Gedanken und Geiste die absolute Wahrheit zuschreibt, überwindet damit die pantheistische Naturvergötterung und tritt, wenngleich in modificirter Form, auf die Seite des *Theismus*".

Vatke darf wohl am Schlufs seines Werkes sagen: „So zieht sich denn vermittelst der Kirche durch das ganze christliche Weltalter ein Strom göttlicher Liebe und Gnade, von welchem Alle, bewufst oder unbewufst, berührt und getragen werden, in denen sich die ewige Idee angemessen gestaltet, im sittlichen Leben, der Kunst, Religion und Wissenschaft. Alle Vermittelungen der Idee, durch welche die Sünde im Ganzen und Besondern überwunden wird, könnten im weiteren Sinne als *Gnadenmittel* betrachtet werden; denn nicht blofs die kirchliche Thätigkeit als solche bewirkt durch ihre Gnadenmittel, das Wort Gottes und die Sacramente, den Sieg des göttlichen Reichs, sondern alle sittlichen und geistigen Mächte wirken vereint dazu mit, und nur unter dieser Bedingung ist derselbe überhaupt möglich. Die absolute Gewifsheit seiner unvergänglichen Festigkeit, mögen auch die Erscheinungsformen wechseln, hat das Reich Gottes in seiner Idee, welche gleich der Idee Gottes die Realität einschliefst; der Gegensatz einer kämpfenden und unterdrückten und einer triumphirenden Kirche ist daher relativ zu fassen. Kämpfen und theilweise gedrückt werden mufs die Kirche, sofern sie in und unter freien Menschen Realität hat, mit der Freiheit aber auch die Willkür und eine relative Masse von Sünde gegeben ist. Durch diesen Widerspruch in ihrer eigenen Erscheinung ist der *Triumph der Kirche* bedingt, welcher nicht auf die Bethätigung der Freiheit folgt, noch in eine Sphäre fällt, wo die Freiheit mit der Willkür aufhört, sondern die absolute Energie der objectiven Freiheit, die Rückkehr der Idee aus allen Gegensätzen der Erscheinung bildet."

Mit Bezug auf *Müller's* Lehre von der Sünde hatte Vatke in den Halle'schen Jahrbüchern 1840 durch eine ganze Reihe von Nummern denselben Gegenstand, der den Inhalt des vorliegenden Buchs bildet, kritisch behandelt. Er mufste deswegen von Hrn. Dr. *Ulrici:* über Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie. Halle, 1841, S. 178 ff. sich im wegwerfendsten Ton harte Dinge sagen lassen. Dieser mag sich nun von Neuem an dieser gediegenen Schrift überzeugen, wie schwer es ist, auf dem Gebiet der Freiheit die Kategorien, Möglichkeit und Zufälligkeit, reale Möglichkeit, Wirklichkeit, relative Nothwendigkeit, Wechselwirkung, absolute Nothwendigkeit u. s. w. in ihrer vielverschlungenen Dialektik zu begreifen; wie schwer es ist, nicht zu vegessen, dafs die Freiheit des Geistes alle diese Kategorien auf andere Weise in sich entwickelt, als die Nothwendigkeit der Natur. Hieran versuche er seine Kritik, denn wie ich Anfangs sagte, in der Kritik sind wir jetzt alle Helden.

Karl Rosenkranz.

XXVI.

Stanislas Julien: Examen critique de quelques pages de Chinois relatives à l'Inde, traduites par Mr. G. Pauthier; accompagné de discussions grammaticales sur certaines règles de position etc. Paris, 1841. 156 *Seiten.*

Dieses Werk eines der gründlichsten Kenner der chinesischen Sprache und des genauesten Uebersetzers aus derselben kündigt sich als eine blofse ausführliche Recension an, enthält aber so manche wichtige Erörterung, dafs es einer öffentlichen Anzeige und Empfehlung sehr würdig ist. Schon die Einleitung giebt Manches, was zwar dem Kenner nicht unbekannt sein darf, aber für die grofse Mehrheit der Leser immer noch nicht zu spät kommt, da ein altes Vorurtheil, als erforderte das Studium der chinesischen Sprache die ganze Lebenszeit eines Gelehrten, noch jetzt wie früher gepflegt wird. Diese Meinung, sagt Hr. *St.-J.*, wäre gegründet, wenn man, um chinesisch lesen und schreiben zu können, alle 42,000 Schriftzeichen erlernen müfste, welche das grofse Wörterbuch des Kai-

Digitized by Google

sers K'ang-hi in sich fafst. Aber das vollständigste französische Lexikon soll an die 124,000 Wörter enthalten, und doch darf man behaupten, dafs ein Ausländer, der nur ungefähr 4,000 derselben kennt, die meisten französischen Schriftsteller zu lesen im Stande ist. Der Inhalt des K'ang-hi'schen Wörterbuchs würde sich von 42,000 Wörtern auf ein Sechstheil oder Siebentheil dieser Summe reduciren, wenn man ungefähr 10,000 obsolet gewordene alte Charaktere und eine grofse Menge Eigennamen und selten vorkommende technische Ausdrücke davon abzöge. Unter der Dynastie Han — so berichtet ein chinesischer Schriftsteller — verlangte der Staat von einem *Reichshistoriker* die Kenntnifs von wenigstens 9,000 verschiedenen Zeichen: ein Reichshistoriker gehört aber zu den gelehrtesten Personen des ganzen Reiches, und die officiellen Annalen jeder Dynastie umfassen in methodischer Ordnung fast sämmtliche an Literatur und Wissenschaften sich knüpfende Gegenstände! Man darf also mit Sicherheit annehmen, dafs ein gewöhnlicher Literat mit höchstens 4,000 Zeichen schon auskommt. In Hinsicht der nothwendig zu erlernenden Wörter würde also das Studium des Chinesischen, da keine grammatischen Formen vorhanden sind, kaum gröfsere Anstrengung erfordern, als das gewisser europäischen Sprachen, z. B. des Deutschen oder des Russischen für Franzosen; denn Schriftzeichen imprimiren sich fast eben so gut wie Wörter, wenn man sie in ihre Bestandtheile zerlegt. Aber die Schwierigkeit der chinesischen, wie jeder andern Sprache, ist durchaus nicht in dem zu suchen, was sie unserem Gedächtnifs anmuthet, sondern in der Art des Ausdrucks der Gedanken. Die einzelnen Wörter haben mehrere, ja viele und zum Theil von einander grundverschiedne Bedeutungen — ein und dasselbe Wort verändert durch die Stellung seinen Werth, ist abwechselnd Substantiv, Adjectiv, Verbum, Adverbium, ja selbst Bindepartikel — endlich giebt es keine Art Formenveränderung, nichts, was unseren Conjugationen u. s. w. analog wäre. Wenn Jemand ein ganzes Wörterbuch im Kopfe hätte, so würde er mit dieser einzigen Hülfe noch nicht im Stande sein, auch nur eine halbe Seite des leichtesten Textes zu verstehen: er mufs die rechten Bedeutungen zu wählen wissen, mufs die Regeln der Syntax verstehen und nach Anleitung treuer Ü bersetzungen gröfsere Urtexte Wort für Wort anal sirt haben. Nur auf diesem Wege erwirbt man de richtigen Tact im Verstehen der Texte; sonst ab kann man die Sprache viele Jahre lang getrieben h ben und gleichwohl sehr fehlerhaft übersetzen.

Mehr als ein Product neuerer Zeit beurkundet d Wahrheit des Gesagten; keines aber auffallender, a Hrn. Pauthier's Uebersetzung eines chinesischen Te tes, welcher Nachrichten über Indien giebt, in seine „Examen methodique des faits concernant l'Inde" et Diese ist ein fast ununterbrochenes Gewebe von Ve irrungen, bei denen man zuweilen auf jede Motivirun verzichten mufs, und somit ein warnendes Beispiel fi Jeden, der eben so leichtfertig zu Werke geht. H St.-J. belegt sein Urtheil mit 140 Beispielen und ve fährt dabei äufserst sorgfältig und gewissenhaft: sein eigne Uebertragung ist bei weitem in den meisten Fä len durch Sprachgebrauch, Gesetze der Wortstellun und Zusammenhang vollkommen gerechtfertigt. Wi lassen einige Parallelen folgen, ohne auf die Gründ für und wider (!) einzugehen, was, da die Mehrheit de Leser unvorbereitet ist, zu viele Erörterungen erhe schen würde. Hr. St.-Julien: „Dies ist die allgemein Uebersicht, die man von Indien geben kann." — H Pauthier: „Das Land ist hier *eine grofse sandig Ebene.*" — Hr. St.-J. „Obwohl man den beiden Prin cipen (dem feineren und dem gröberen Urstoff), de Bewegungen der Himmelskörper und den Stationen der Sonne und des Mondes andere Namen giebt (a sie in China haben): so ist die Eintheilung der Jahre zeiten doch dieselbe. Die Mond-Phasen werden nac den Constellationen genannt, in welchen sie sich ze gen. Der kürzeste Zeitraum heifst „*Tsa-na.*" — H P.: „Will man die Umwälzungen der beiden Princip die Stationen der Sonne und des Mondes beschreibe *obwohl die Zeit, die nicht mehr ist, oder die no nicht ist, gar keine Verschiedenheit darbietet*, richtet man sich nach Mond und Gestirnen, und ne die Abschnitte der Zeit *Jahreszeiten* (!!)." — St.-J.: „Die Berechnungen (der Geburt u. s. w. B ha's) zeigen Unterschiede in Tagen und Monaten. Verlaufe meiner Erzählung werde ich davon ausf licher handeln." —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Stanislas Julien: Examen critique de quelques pages de Chinois relatives à l'Inde, traduites par Mr. G. Pauthier.

(Schlufs.)

Herr Pauthier: „*Alles dies kann nur in unregelmäfsigen Ausdrücken dargelegt werden, weil man sich genöthigt sieht, aus zweiter Hand davon zu reden!*" — Hr. *Stanislas Julien:* „Einige tragen gar keine Kleider und gehen nackt." — Hr. P: „Einige tragen Kleider von der *Form des Thaus* (forme de la rosée!)." — Hr. St.-J.: „Viele gehen baarfufs." — Hr. P.: „Die Menschen sind *diesen Erbärmlichkeiten sehr zugethan.*" — Hr. St.-J.: „Sie enthalten sich solcher Handlungen, die ihnen Unglück bringen können; sie gebrauchen weder List noch Betrug, und bekräftigen ihr Wort durch feierliche Schwüre." — Hr. P.: „Sie legen auf weltliche Beschäftigungen ziemlich geringen Werth, *da sie selbige als hinterlistige Täuschungen betrachten.* Sie thun *keine öffentliche* Erklärung mit Anrufung der Götter, und *dennoch* halten sie ihr Wort." — Hr. St.-J.: „Wenn der Schuldige die ihm gestellten Fragen aufrichtig beantwortet, so fällt man einen gerechten, auf die Thatsache gegründeten Spruch." — Hr. P.: „Wenn man in einem Verhör *Beweise finden will,* die dem Schuldigen *zur Last fallen, so bedient man sich eines platten und gleichförmigen Stückes Holz, das in der Mitte hohl ist!!*"

Nur in einigen Fällen darf man dem gelehrten Kritiker vorwerfen, dafs er auf die *Worte* des Hrn. Pauthier zu grofses Gewicht legt, und etwas verdammt, was dem *Sinne* nach richtig, oder beinahe richtig übersetzt ist. So z. B. giebt er (S. 10) die chinesischen Worte: *yan tchou kiun seng lun hoei pou si,* also wieder: „Ils disent que tous les êtres reviennent sur eux-mêmes comme une roue, sans jamais se reposer (c'est-à-dire, meurent et renaissent sans interruption)," während es bei Hrn. Pauthier heifst: „Ils disent que tous les êtres vivans tournent sans fin dans un cercle d'existences successives." Der Letztere hat die chinesische Metapher nicht beibehalten, aber demohnerachtet richtig übersetzt. — S. 8 sind die chinesischen Worte: *kin ts'ong tching yin, yi yun yin-tou* von Pauthier so wiedergegeben: „Maintenant, d'après une prononciation exacte et qui lui convient, on le nomme *Yn-tou.*" — Hr. Julien übersetzt: „Aujourd'hui, pour se conformer à la prononciation exacte, il convient de dire Yn-tou." Dies lautet, als ob die richtige Aussprache des Namens heutzutage erst schicklich wäre, was der chinesische Autor gewifs nicht sagen will. Warum nicht ganz einfach und der Wortstellung gemäfs: Aujourd'hui on se conforme à la prononciation exacte: il convient de dire Yn-tou? — S. 14 übersetzt Hr. Julien die Worte *ts'oung k'i ya tch'ing* u. s. w. zwar ganz richtig; wir tragen aber Bedenken, *tchouan-yi* mit ihm für eine Umkehrung von *yi-tchouan, par tradition,* zu halten, es entsteht ja derselbe Sinn, wenn man *propagarunt donec* erklärt; also: On a propagé (ce nom illustre) jusqu'à ce qu'il est devenu habituel (et enfin il est devenu habituel)." — Hr. Julien urgirt an mancher Stelle des Buches, dafs Adverbien und adverbiale Redensarten dem Verbum *vorangehen müssen;* allein diese Regel erleidet doch ihre Ausnahmen, besonders in gewissen mehr statarischen Phrasen, wie *seng t'ian, nasci* (*in*) *coelo,* wo *t'ian* nur eine nähere Bestimmung des Zustandes ist und dem Verbum gleichwohl nachfolgt. Eben dahin gehört auch (S. 131) die Redensart *kian tchin jin chi tche* (ceux qui sont prisés dans la génération des hommes), wo der Verf. selbst *chi* (génération) als *Locativ* denkt. Wenn in solchen Fällen die Präposition ausgedrückt ist, folgt die adverbiale Redensart sogar viel gewöhnlicher als sie vorangeht.

Wir scheiden von diesem sehr nützlichen und wohl-

Digitized by Google

gemeinten Buche mit dem herzlichen Wunsch, dafs Veranlassungen zu solcher, wenn auch, wie hier der Fall, auf die würdigste Weise geführter Polemik immer seltner werden möchten. Frankreich, dem man sonst seine Flatterhaftigkeit vorzuwerfen nicht müde wird, hat gerade auf chinesischem Gebiete die ersten Beispiele wahrhaft treuen Fleifses und tiefer Forschung gegeben, und so ziemt es wohl, dafs seine Söhne, sofern sie dem Chinesischen sich widmen, diesen Ruf ihrer Landsleute auch in Zukunft aufrecht zu halten sich bemühen. Von den Herren *Julien*, *Bazin*, *Biot* und einigen Anderen wird man nie das Gegentheil erleben.

Schott.

XXVII.

Illustrationes algarum in itinere circa orbem jussu Imperatoris Nicolai I., atque auspiciis navarchi Friderici Lütke annis 1826, 1827, 1828 *et* 1829 *celoce Seniavin exsecuto in Oceano pacifico, inprimis septentrionali ad littora rossica asiatico-americana collectarum. Auctoribus Prof. Alexandro Postels et Dr. Francisco Ruprecht. Petropoli,* 1840. *Typ. Ed. Pratz. VI. und* 30 *S. russischer Text. IV. und* 24 *S. lateinischer Text.* 40 *colorirte Tafeln, wobei* 2 *mit anatomischen Abbildungen. roy. fol.*

Wir erhalten hier ein botanisches Prachtwerk mit wahrhaft kaiserlicher Ausstattung, sowohl durch typographische als lithographische Schönheit und Sauberkeit des Kolorits der lebensgrofs abgebildeten Meeralgen. Unter den Abbildungen zeichnet sich durch ansprechende Gruppirung der Umgebungen im natürlichen Standort vorzüglich Tab. XXX. aus, welche eine neubenannte, sehr seltene und schön gefärbte Alge, Constantinea Rosa marina, darstellt, die zu Ehren Sr. Kaiserlichen Hoheit des Grofsfürsten Constantin, Sohnes Sr. Maj. des Kaisers Nicolaus und Chefs der K. R. Marine genannt worden ist. Diese seltene Alge wurde zuerst von Steller an der Südspitze von Kamtschatka (Cap. Lopatka) entdeckt und dann von Mertens etwas nördlicher in der Nähe des St. Peter und Pauls Hafens wiedergefunden. Sie unterscheidet sich vor allen anderen dadurch auf's Merkwürdigste, dafs sie, obgleich nur 6 Zoll hoch, einen baumförmig verästelten Stamm bildet, dessen Zweige durch deutliche Knoten gegliedert sind. Jeder Knoten treibt ein tellerförmiges in der Mitte vom Stengel durchwachsenes Blatt, das sich vom Rande aus sogleich in mehrere Lappen spaltet, so dafs das Ansehen von Blattquirlen entsteht. Der oberste Blattquirl an der Spitze der Zweige zeigt im Mittelpunct das verkümmerte Stengelglied in Form einer rundlichen Verdickung, ähnlich einem Fruchtknoten, der von einer Blumenhülle umgeben ist; so dafs das Ganze das Ansehen einer einfachen Rosenblume erhält, woher der Name Rosa marina. Man kennt noch 2 andere Species dieser sonderbaren Meerrose; die eine von der Insel Sitcha, die andere aus dem mittelländischen Meer. Agardh rechnete sie zu den Halymenien, Greville zu den Iridäen, denen sie sich durch Färbung und die kuglichen Fruktifikationsorgane näheren; die Verff. bilden mit Recht eine eigene Gattung daraus.

Indem wir näher den Inhalt des Werkes betrachten, ist zuvörderst zu berichten, dafs das Material zu dieser untermeerischen Flor grofsentheils von dem verstorbenen Naturforscher der Expedition Dr. Heinr. Mertens auf der Insel Sitcha (Norfolksund) und Unalaschka (Aleuten), sowie auf Petropaulowsk (Kamtschatka) gesammelt war, während der Mitherausgeber Prof. Postels an Ort und Stelle schon eine Reihe von Abbildungen nach der Natur angefertigt hatte. Mertens gab schon von Kamtschatka aus in einem im October 1827 geschriebenen Bericht mehrere Fragmente aus seinen Beobachtungen über die Algenflor jener Gegenden in einem Brief an seinen Vater, Prof. Mertens in Bremen, den dieser in der Linnaea 1829, S. 43 abdrucken liefs, und der als Vorläufer der gegenwärtigen Arbeit angesehen werden kann. Aufserdem haben aber die Hrn. Verff. eine Sammlung von Algen, die der verstorbene Kastalsky, am Bord des Schiffes Moller, von Sitcha, Unalaschka, Kamtschatka und Alaska, mitgebracht und dem Herbarium der Petersburger Academie einverleibt hatte, benutzt, sowie auch die Mittheilungen des Hrn. v. Baer aus seiner Reise nach Novaja Semlja und den arktischen Meeren zu schätzenswerthen Vergleichungen gedient haben. A[illegible] diese Art waren die Verff. im Stande einen Umrifs d[illegible] botanischen Geographie der russischen Meeralgen übe[illegible]

Digitized by Google

haupt zu liefern, die bei dem ungeheuren Umfang des Reichs manche interessante Verschiedenheiten darbietet, um so mehr, als durch die liberale Unterstützung, welche der Minister des russischen Cultus, Hr. v. Uwarow (welcher auch das Exemplar des Werkes nach welchem wir diese Anzeige schreiben der hiesigen Königl. Bibliothek zum Geschenk machte) dem Unternehmen angedeihen liefs, die südamerikanische extratropische Algenflor durch mehrere Abbildungen erläutert werden konnte.

Die Verff. beginnen in einer Einleitung damit, 4 Regionen der russischen submarinen Flor zu unterscheiden. Solche Unterschiede sind erst durch genauere systematische Charakteristik der verschiedenen Meeralgen möglich geworden. Zur Zeit wo man mit Linnée noch fast alle Meeralgen unter dem Gattungsnamen Fucus begriff glaubte man, dafs das Meer, wegen seiner gleichförmigen Temperatur, eine Ausnahme von der Bildung der Floren in verschiedenen Ländern mache, und dafs die Fuci überall ohne Unterschied verbreitet seien. Lamouroux hat hier die Bahn gebrochen, indem er in einer erst nach seinem Tode erschienenen Arbeit (Annales des Sciences naturelles P. VII) zu zeigen sich bemühte, dafs die verschiedenen Meere so gut ihre eigenen submarinen Floren, wie die Länder ihre eigenen Landfloren haben. So zeigt das Meer um Neuholland eigne Formen von Algen, deren Zweige blattartig werden (die Cystoseiren) ähnlich wie die Landflor ihre eigenen Acacienformen mit blattförmigen Blattstielen hat. Das columbische mittelländische Meer (Golf von Mexiko), das europäische mittelländische Meer, die Ostsee, der persische Busen, das rothe Meer, das chinesische Meer, das Meer von Ochotsk zeigen nach Lamouroux ihre eigenen submarinen Floren; deren Kenntnifs durch Bory St. Vincent, Greville schon vermehrt worden. In der That ist schon der Habitus der vielen Fuci von den mikroskopisch kleinen Florideen an, bis zu den palmen- und bananenähnlichen Laminarien, der baumstarken südamerikanischen Lessonia fuscescens, die Bory St. Vincent von 30 Fufs Höhe und mit schenkeldickem Stamm beschreibt; der war nur dünnstänglichen aber bis 500 und 1500 Fufs langen Macrocystis pyrifera, die nur durch die mit Luft erfüllten blasigen Blattstielanschwellungen, wie die Trapa natans, ihren ungeheuren Stamm im Wasser schwebend erhält, — so verschiedenartig, dafs es nur darauf ankam, die charakteristischen Typen äufserlich zu unterscheiden, um Familiengruppen darin zu erkennen, die den verschiedenen Meeren eigenthümlich sind. Das Interesse an solcher Unterscheidung wird noch gröfser dadurch, dafs nicht blofs die verschiedenen Formen, sondern auch die nützlichen Eigenschaften der Meeralgen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aus der nahrhaften Gallerte von Meeralgen bauen die tunkinensischen Schwalben ihre Tunkinsnester, die Durvillea utilis ist ein Volksnahrungsmittel an der Westküste von Südamerika, wie ähnlich die Alaria esculenta an den englischen, irländischen, schwedischen Küsten; Rhodomenia palmata liefert das beliebteste Viehfutter in den nördlich europäischen Gegenden, wie die Gracilaria tenax den Chinesen einen glasartig durchsichtigen vegetabilischen Leim, den sie zur Papierbereitung, Laternenmanufaktur, zum Stärken von Seidenzeugen, ähnlich wie die Engländer das Caragaen Moos (Chondrus crispus), das auch zur Nahrung dient, benutzen. Alle diese und viele andere nützliche Eigenschaften (Ch. filum, Macrocystis pyrifera dienen als Seile und zu Flechtwerk) machen uns das Studium der Formen und der Verbreitung der Meeralgen noch mehr werth und auch von dieser Seite verdienen die von Lamouroux aufgestellten und hier erweiterten Algenfloren grofses Interesse. Das „projecta vilior alga" des Virgil pafst für unsere heutige Algenkenntnifs nicht mehr. Die Aufstellung der von unseren Verff. gegebenen submarinen Regionen zeigt also, wie gut sie ihre Aufgabe verstanden haben.

Die erste Region, welche die Verff. unterscheiden, ist die des schwarzen Meeres, nebst dem asowschen Meer, und des kaspischen Meeres. Die Kenntnifs der Algen des *schwarzen Meeres* war zum Theil schon durch die Arbeit von Lamouroux, der die von Durville daher nach Frankreich gebrachten Arten 1822 bekannt machte, vorbereitet. Es giebt dort ohngefähr 40 Spezies, unter denen die Ulvaceen am zahlreichsten sind, eigentliche Fuci sehr selten und verkümmert, klein; selbst der im adriatischen Meer so gemeine Fucus vesiculosus fehlt, wie die grofsen nur im kalten Wasser wachsenden Laminarien. Eine tropische Spezies: Caulerpa prolifera (bei Suchum-Kale).

Ganz anders ist es im *kaspischen Meere*, aus dem Lamouroux noch gar keine Spezies kannte, obgleich schon Georgi mehrere mitgebracht hatte. (F.

Digitized by Google

aphyllanthus, scoparius). Allein das kaspische Meer ist höchst arm an Meeralgen und zwar wie die Verff. wohl mit Recht bemerken, weil es fast süfses Wasser enthält, indem nur 6 pro Mille feste Theile nach Goebel darin gefunden werden, während schon 18—20 pro Mille im Wasser des schwarzen Meeres; 36—38 pro Mille in dem des grofsen Oceans vorkommen.

Die zweite Algenregion der russischen Ufer bilden die Küsten der Ostsee, besonders an Kurland, Livland, Esthland, Finnland vom 56° bis über 60° hinaus. Die Ostsee ist nicht viel reicher an salzigen Bestandtheilen als das kaspische Meer. Nach Marcet enthält das Ostseewasser nur 6,5 pro Mille feste Theile (nach Pfaff jedoch 11,8 = 1,18 Procent), daher ist kein groser Algenreichthum in der Ostsee (fucus vesiculosus Dem. viridis, Scitosyphon erect. sind fast die einzigen); der finnische Busen enthält süfses Wasser, daher auch nur Süfswasseralgen vorkommen.

Die dritte russische Algenregion ist die des nördlichen Eismeeres von Lappland und Finnland an das nördliche Sibirien entlang bis nach der Behringsstrafse. Nur der dem eigentlichen Rufsland näher gelegene westliche Theil ist einigermafsen bekannt. Der Salzgehalt dieser Meere ist wie im Ocean, die Temperaturerniedrigung scheint also den Vegetationscharakter zu bestimmen. Man verdankt die Algenkenntnifs dieser Gegenden vorzüglich den Bemühungen des Hrn. v. Baer auf der Reise nach Nowaja Semlja. Fucus vesiculosus, F. serratus, Ch. filum finden sich überall. Furcellaria fastigiata, Rhodomela subfusca, Sphacelaria cirrhosa scheinen an der Ostküste von Lappland nicht vorzukommen, sie wachsen nur um Finnmark, Nordland. Laminaria saccharina, digitata, Alaria esculenta wachsen überall an den lappländischen Küsten und sind hier ein Volksnahrungsmittel; aber bei Nowaja Semlja kommen sie nicht vor. Andere wachsen nur an der Nordküste von Lappland, (nicht an der dem weifsen Meer zugekehrten Südküste) wie Laminaria Baerii, L. apoda (sp. nov.) Fucus distichus, Iridaea edulis u. a. Fucus ceranoides, F. canaliculatus, Polysiphonia nigrescens finden sich nur im weifsen Meere. Sphacelaria heteronema (n. sp.), Callithamnion pluma, Bangia Laminariae kommen nur um Nowaja Semlja, nicht bei Lappland vor. Im östlichen Theil des russischen Eismeers vermindert sich die Zahl der Meeralgen um so mehr, als es kälter wird und zum Theil von immerwährender Eisdecke verschlossen ist; doch findet sich Laminaria saccharina, Fucus vesiculosus noch im karischen Meer. Die arktischen Gegenden von Amerika (Grönland) haben manche Algen mit dem arktischen Rufsland gemein; andere sind Grönland ganz eigenthümlich wie Porphyra miniata.

Die vierte Region russischer Meeralgen umfafst nun die nördlichen Theile des stillen Meeres: den Busen von Ochotzk und das kamtschatkische Meer (Behringsmeer), deren gröfster Algenreichthum sich an den aleutischen und kurilischen Inseln findet. Dieser bildet nun den näheren Inhalt des vorliegenden Werkes. Die Aleuten und Kurilen begrenzen den kälteren Theil des stillen Meeres, dessen Algenflor hier betrachtet wird, gegen die wärmeren Gegenden desselben. Agardh waren daher bis 1822 nur 21 Spezies bekannt. Die Verff. machen im Ganzen 102 Spezies namhaft, unter denen 47 neue. Den Hauptcharakter dieser Algenflor bilden die röhrigen und die mit durchlöcherten Blättern versehenen Formen: die Agaroideen, Gastrokarpeen, Ulvoideen; eine überwiegende Zahl von schön gefärbten Iridaeen und Dümontien. Von den ungefähr 270 Spezies der Nordsee und der englisch atlantischen Küsten finden sich im nördlichen stillen Meer nur 3 wieder; von 100 arktischen Algen nur 25; so dafs sich die Algenflor mehr der der nordischen Gegenden anschliefst, womit denn auch die Kälte des Meeres in diesen Gegenden, die so grofs ist, dafs die Eisdecke vor Mitte Mai und Juni im ochotzkischen Meere nicht schwindet, zusammenstimmt.

Die am besten durchsuchten Gegenden sind: der Hafen Petropaulowsk, die Insel Sitcha und Unalaschka, weil dies die gewöhnlichen Schifferstationen sind. Von den genannten 102 Algenarten gehören Petropaulowsk ohngefähr 50, der Colonie Neu-Archangelsk (Sitcha) 38, Unalaschka 25 Spezies an. Doch ist Petropaulowsk viel mehr durchsucht, als die amerikanischen Stationen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Illustrationes algarum in itinere circa orbem jussu Imperatoris Nicolai I., atque auspiciis navarchi Friderici Lütke annis 1826, 1827, 1828 *et* 1829 *celoce Seniavin exsecuto in Oceano pacifico, inprimis septentrionali ad littora rossica asiatico-americana collectarum. Auctoribus Prof. Alexandro Postels et Dr. Francisco Ruprecht.*

(Schlufs.)

Wir folgen nun den iconographischen Darstellungen des gegenwärtigen Werkes noch etwas weiter. Die ganze Physiognomie der submarinen Flor in der Nähe des Hafens Neu-Archangelsk hat Hr. Prof. Posselt auf der mit „Algarum vegetatio" bezeichneten vordersten Tafel sehr ansprechend in einem ideellen Profilbilde dargestellt, das als eine submarine Landschaft (Meerschaft) eine schöne Zimmerzierde wäre. Das Bild ist den von Martius zur Erläuterung der brasilianischen Flor gegebenen zur Seite zu stellen, und giebt eine vortreffliche Anschauung der Formen und Gröfsenverhältnisse eines Algenwaldes mit den darunter befindlichen Algenwiesen und Feldern. Tief am Boden heftend, aber durch die schöne rothe Farbe vorstechend, bemerkt man die mantelförmig gefaltete Iridaea Mertensii, und etwas höher am Felsen sitzend die blühend scheinende Constantinea rosa marina. Die breitblättrigen durchlöcherten Agarum Arten, die ebenso durchlöcherten mehr fächerartig ausgebreiteten Thalassiophyllen in Verbindung mit Fucus vesiculosus bilden das Kraut und das Unterholz. Ueber diese hinaus erheben sich die langblättrigen Laminarien wie Flaggen, und die mehr buschigverzweigten Macrocystis-Arten, mit ihren Blattstielblasen. Dazwischen stellen sich riesenartig die stelzenfüfsigen Alarien mit den sonderbaren Blattbüscheln rund um den sonst nackten Stengel über alle hervorragend dar, und vielleicht die merkwürdigste vor allen, die Nereocystis Lütkeana, mit fadenförmigen aber seilartig langem, oben zu einer grofsen Blase angeschwollenen Stiel, auf dem sich ein Blattbüschel entwickelt, senkt sich über das ganze Algendickicht herüber und reicht bis an die Oberfläche des Meeres.

Die letztere Alge drückt der submarinen Vegetation des Norfolk-Sundes durch ihre sonderbare Form nicht minder wie durch ihre ungeheure Menge, den Typus auf. Dieser Tang bildet einen so dichten Wald bis an die Meeroberfläche, dafs kleine Kähne nicht von einer Insel zur anderen kommen können. Die Russen kannten diesen Fucus längst unter dem Namen „Otternkohl" (Bobrowaja Kapusta), weil nämlich die Meerotter (Lutra marina) sich auf dem dadurch gebildeten Dickicht zu ruhen pflegt; allein im Jahr 1827 erst ist er durch Mertens botanisch bekannt geworden. Im erwachsenen Zustande wird er über 100 Fufs lang mit 27 Fufs langen Blättern, ohne dafs die Stengel über 2½ Linie dick würden, während jedoch der obere keulenförmig zur Blase anschwellende Theil eine Dicke von 4—6 Zoll erreicht. Im Frühling sieht man keine Spur dieser Alge. Sie wird von den Herbststürmen losgerissen und in grofsen Massen ans Ufer geworfen, wo sie verfault. Sie hat also ein so schnelles Wachsthum, dafs sie ihre Riesengröfse in dem Zeitraum eines Sommers erreicht. Dies schnelle Wachsthum findet sich auch bei den übrigen Meeralgen und die Fischer auf den schettländischen Inseln machen daher zur Kelpfabrikation jährliche Ernten von Fucus-Arten, die sich in jedem Sommer wieder erneuern.

Auf den Tafeln 1—6 geben die Verff. Abbildungen von Laminarien von der Westküste von Südamerika. Es sind dieses meist riesenhafte Formen: Durvillea utilis, Lessonia fuscescens, L. nigricans, Macrocystis pyrifera und angustifolia, von denen die letzteren eine grofse Verbreitung in tropischen Meeren haben;

Digitized by Google

aber auch im nördlichen stillen Ocean vorkommen. M. angustifolia zeichnet sich durch die Bildung eines Rhizoms unter allen Fucis merkwürdig aus; da nur Laminaria bifida etwas ähnliches zeigt.

Auf Tab. 2. bilden die Vff. einen südamerikanischen Tang ab, unter dem Namen Ecklonia (Eklonia Horn.) buccinalis. Dieser Tang ist bekanntlich vom Cap der guten Hoffnung. Sie fanden das Exemplar, nach welchem die Abbildung gefertigt wurde, indessen unter einer Algensammlung aus Chili; es stellt nur das obere Blattbüschel, von dem hohlen Stengel abgerissen, dar. Die Vff. erkennen zwar an, dafs diese Abbildung von der Linnéischen und Turnerschen Beschreibung abweiche, weil die am Rande der Blätter von F. buccinalis befindlichen von Linnée sogenannten Pinnae, sich hier nur als Zähne zeigen, und glauben, dafs auch am Kap selbst solche Verschiedenheiten vorkämen und zwar aus einer Vergleichung mit einem Exemplar aus dem Herbarium von Mertens dem Vater; vermuthen sogar, dafs Bory mit Unrecht seine Laminaria flabelliformis als eine von der L. buccinalis vom Kap verschiedene Form getrennt habe. Indessen kann über den ächten Fucus buccinalis allein Hornemann Aufschlufs geben, der nach einem direkt von Eklon vom Kap erhaltenen Exemplar 1828 eine Abbildung und Beschreibung geliefert hat, auch nach der von ihm gefundenen generischen Verschiedenheit die Gattung: Eklonia bildete. (Om fucus buccinalis Linn. af F. W. Hornemann, Prof. Kiöbenhavn 1828 c. tab.). Die Vff. citiren zwar die Abhandlung von Hornemann, doch mufs ich bezweifeln, dafs sie die Hornemann'sche Abbildung gesehen haben, weil sich auf den ersten Blick die Verschiedenheit herausgestellt hätte. Hornemann selbst war 1830 so gütig mir seine Abhandlung mitzutheilen, und mir noch mehrere mündliche Mittheilungen über den Fucus buccinalis vom Kap zu machen, aus denen ich sehe, dafs die Pflanze, welche die Vff. als Eklonia buccinalis abbilden, nicht identisch mit der Eklonia buccinalis Horn. vom Kap ist. Der wesentliche Charakter der Gattung Eklonia liegt in *einer doppelten Reihe alternirender länglicher polsterförmiger Drüsen, innerlich mit Körnern erfüllt*, die an den Blatträndern sitzen. Die Blätter sehen davon wie stark gekerbt oder gekämmt aus, so dafs diese fruchttragenden Drüsen die Pinnae Linnées sein könnten, oder wahrscheinlich sind. Hornemann giebt als Spezescharakter an: den röhrenförmigen oben keulenförmig aufgeschwollenen Stengel, der in gefiederte Lamellen sich ausbreite und auf beiden Seiten verschmälerte Blattfiedern trage. Dies wird nur deutlich wenn man die Abbildung daneben sieht, denn die Blattheilung ist mehr lappenförmig oder gefingert, als gefiedert. Der Hauptcharakter aber, die fruchttragenden Drüsenpolster fehlen nun ganz bei der hier als Eklonia buccinalis abgebildeten Pflanze, und die angedeuteten Randzähne sind von den Randdrüsen der ächten Kappflanze so verschieden, dafs sie nicht einmal für eine amerikanische Art der Gattung Eklonia zu halten ist, sondern einer ganz anderen Pflanzengattung angehören mufs. Wir erlauben uns also zur Vermeidung weiterer Irrthümer auf die Abhandlung von Hornemann besonders aufmerksam zu machen, um so mehr als ich sehe, dafs in den späteren Ausgaben des Systema vegetabilium Linnées z. E. in denen von Murray und Sprengel die Diagnosen von Fucus buccinalis sämmtlich ganz unrichtig sind, was offenbar der grofsen Seltenheit der Pflanze in europäischen Herbarien zuzuschreiben ist.

Auf Tab. 7—38. sind nun die dem stillen Meere eigenthümlichen Algenformen, meist in natürlicher Gröfse (im Ganzen 43) abgebildet. In einer besonderen Synopsis algarum Oceani pacifici septentrionalis geben die Vff. eine systematische Zusammenstellung aller gesammelten Arten, wobei sie der Familieneintheilung von Greville hauptsächlich folgen. Wir geben eine Uebersicht derselben. 1. *Laminarieae.* Sie enthalten die meisten Riesen unter den Algen. Dahin gehören 5 Lessonia-Arten, Macrocystis pyrifera und tenuifolia, Nereocystis Lütkeana, 9 Laminaria-Arten, 3 Alarien. Die merkwürdige Art der Blätterspaltung von der Basis gegen die Spitze zu ist bei M. tenuifolia und pyrifera (Taf. VI. VII.), bei Lesconia nigrescens (Tab. IV.), Nereocystis Lütkeana (Tab. VIII. IX.) überall naturgetreu in mancherlei Graden der Ausbildung abgebildet, und morphologisch sehr instructiv. 2. *Agaroideae.* Sie enthalten die sonderbaren Formen mit fast siebförmig durchlöcherten Blättern, eine Bildung die unter den phanerogamen Pflanzen nur bei Hydrogeton, bei Pothos kaum angedeutet, sich findet. Die Löcher entstehen durch kurze Spalten zwischen den Blattnerven; stehen daher in regelmäfsiger Reihenordnung. Es gehören dahin Thalassiophyllum Clathrus

Digitized by Google

mit spiralig gedrehtem Stamm, 3 Agarum-Arten, eine Costaria (Tab. 18—24). 3. *Fucoideae.* Kleine mehr krautartige Formen mit schildförmiger Wurzel, mehr der gemäfsigten Zone angehörig. Fucus vesiculosus, der in allen Meeren vorkommt, hier ohne Blasen. 2 Cystoseira-Arten (Tab. 24. 25.). 3. *Sporochnoideae.* Kleine ästige, oft fadenförmige, den kalten Meeren angehörige Formen. 2 Arten Desmarestia, eine Desmia. 4. Die formenreiche Abtheilung der *Florideen* durch die gesonderten Fructificationsorgane, wie durch schöne Färbung, ausgezeichnet, zählt hier 2 Rhodomela-Arten, 2 Odonthalia (Tab. 27. 28.), 2 Delesseria, 1 Wormskioldia, 1 Hymenema, 2 Rhodomenien, 1 Microcladia, 2 Ptilota (Tab. 29.). Von den übrigen erwähnen wir nur, dafs auch Chondrus crispus (Carageen-Moos) hier wächst. 5. *Gastrocarpeae.* Aufser den oben schon erwähnten schönen Iridäenformen, gehören hierher die sonderbar schlauchförmigen und beutelförmigen Gestalten der Dumontien, von denen D. hydrophora in der Jugend mit Wasser gefüllt ist, das beim Druck herausspritzt (Tab. 25.). Chorda filum wird mit Soranthera in eine besondere Familie ohne Namen gestellt. 6. *Zonariae.* Kleine, vorzüglich tropische Formen, deren Glieder meist in concentrischen Schichten fortwachsen. 1 Padina, 5 Corallinen. 7. *Siphoneae.* Röhrenförmige Fäden den (Süfswasser) Conferven ähnlich. Codium tomentosum. 8. *Ulvoideae.* 2 Porphyra-Arten, 5 Ulven, 1 Enteromorpha. 9. *Ectocarpeae.* 1 Cordaria, 1 Cladostephus, 1 Ectocarpus. 10. *Ceramieae.* 2 Ceramien, 2 Polysiphonien. 11. *Confervaceae.* 3 Arten.

Die beiden letzten Tafeln enthalten mikroskopisch anatomische Abbildungen des inneren Baues und der Befruchtungswerkzeuge der Meeralgen. Die Hrn. Vff. geben dazu folgende Erklärungen über die Organologie der Algen. Die primitive Algensubstanz ist eine homogene vegetabilische Gallerte, die auch später noch eine Intercellularsubstanz bildet, aus welcher neue Zellen und Fäden hervorsprossen; die Zellen auskleidet, überhaupt bei vielen die Hauptmasse der Algensubstanz bildet. Als Elementarorgane bilden sich dann Zellen und Fäden (Schläuche in unserem Sinne), aus deren Verbindung das ganze Gewebe entsteht. Die Vff. unterscheiden: dünnwandige Zellen (parenchyma laxum); dickwandige Zellen, wobei sie die Intercellularsubstanz, als das verdickende ansehen (symplocenchyma); Primitivzellen in Form von Hölen in der Gallertmasse (pachyenchyma); Diploë, in den markigen Hölen der Dümontien, wobei sich in der dicken von ihnen sogenannten Intercellularsubstanz wieder Zellen bilden. Diese Formen sind der Erscheinung bei den verschiedenen Arten im ausgebildeten Zustande nach naturgemäfs geschildert, doch würde die Entwickelungsgeschichte die Uebergänge der Formen in einander deutlich gemacht haben. Man sieht nicht, ob die Formen nach trocknen Pflanzen aus dem Herbarium oder zum Theil nach frischen Exemplaren gezeichnet sind. Die dickwandigen Schläuche halten sich auch bei getrockneten Fucis, besonders den gröfseren härteren Arten, sehr gut und hier sieht man die bienenzellenähnliche Form der Zellen bei vielen, besonders den Florideen, sehr gut, nicht blofs bei Durvillea, wie die Vff. meinen. In den jüngeren Theilen und den zarteren Formen wird das Gewebe durch Trocknen sehr verändert. Die Hrn. Vff. geben bei den dickwandigen Zellen (durch Intercellularsubstanz, nach ihre Ansicht) nie die Grenzen der Zellenwandungen an, woraus man vermuthen möchte, dafs vieles nach trocknen Exemplaren gezeichnet sei, weil man die Grenzen an frischen Pflanzen, freilich auch nicht überall leicht, deutlich erkennt; wobei sich denn auch zeigt, dafs die Interzellularsubstanz den dicken Zellenwänden selbst angehört, wenn nicht schon neue Zellenschläuche sich zwischen ihnen, wie von Gliederknoten aus gebildet haben. Interessant ist, dafs sie bei Rhodomenia jubata besonders die Gegenwart des Stärkmehls durch Färbung mit Jodine gezeigt haben. Sie sprechen zwar von wirklichen Stärkmehlkörnern, allein die Abbildung bei Rhodomenia läfst es undeutlich, ob nicht vielmehr blofs Stärkmehl in gummiähnlich aufgelöster Gestalt, wie das Jnulin in den Zellen der Georginenknollen, auch bei den Algen vorkommt. Den Schleim bei Chondrus finde ich nur in der letzten Gestalt.

Sorgfältig sind die Beobachtungen über die Generationswerkzeuge der Algen. Die Vff. unterscheiden Gongyli und Sporidia. Gongyli sitzen immer in der Laubsubstanz, meist der Oberfläche nahe; sie haben eine helle Hülle mit körnigem Inhalt, zeigen sich bei den Iridäen. Sporidien zeigen sich auf verschiedene Art gelagert: 1) gehäuft in kapselförmigen Behältern

Digitized by Google

(Fucus) oder im Innern des Laubes; 2) gedreit oder zu vielen zusammengestellt (Halymenia); 3) einzeln im Zellgewebe bei den Alarien.

Antheridien nennen die Vff. kurze rundliche oder längliche artikulirte (haarartige) Schläuche mit einem körnigen Inhalt, die sich auf der Lauboberfläche zeigen.

In Bestimmung der Fructificationsorgane weichen übrigens die Vff. oft von den von Mertens gegebenen Darstellungen ab. So sagt Mertens nach seinen Beobachtungen an frischen Exemplaren von Macrocystis pyrifera (l. c. p. 44), der Sitz der Fructificationsorgane sei in einer kammförmigen Verdickung der Blattsubstanz unmittelbar oberhalb der Blase, welche Verdickung sich durch ihre dunkle Farbe auszeichne. Die Vff. aber sagen von Macrocystis: die Fructificationsorgane seien dunkle Fäden im Centro des Strunks. Von N. Lütkenna sagt Mertens: die Fructification dieses Fucus geschieht in mehr oder weniger länglichen dunkler gefärbten Flecken, die unregelmäfsig in der Substanz des Laubes vertheilt sind. Die Verf. dagegen: Fructificationsorgane sind lange freie, ästige und articulirte Fäden an der inneren Wand des holen Stengels. Es wäre wünschenswerth gewesen, die Gründe dieser Abweichung von Mertens zu erfahren, um so mehr, als der Gegenstand der Beobachtung hier schwierig ist.

Indessen haben die Hrn. Vff. ihre Aufgabe, das reiche Material was ihnen vorlag zum Gemeingut der Wissenschaft zu machen, gewifs mit Eifer und nach Möglichkeit erfüllt. Die Vermehrung unserer Kenntnisse macht immer neue Wünsche rege und schon dafs dies geschieht ist ein Gewinn. Wir glauben also den Vfn. nicht minder für die vielseitige Bearbeitung ihres Gegenstandes, als der russischen Regierung für die der Sache gebrachten Opfer den Dank der Wissenschaft aussprechen zu dürfen. Dr. C. H. Schultz.

XXVIII.

The Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain. With an original collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. By George Borrow, late agent of the British and foreign bible-society in Spain. In 2 Voll. 8. London, Murray. 1841.

Während die literarischen Hülfsmittel zur Kenntnifs der neu-indischen Sprachen hier zu Lande m schwer zu erreichen sind, lebt eine derselben in w derlicher Nähe; freilich nur ein vielgemischter Jar eines verderbten Völkerbruchstücks, der Zigeuner, a noch mit reicher Flexion versehen und durch die ül wiegende Wörtermasse ein Ganzes bildend. Es bed schon deswegen keiner Entschuldigung für das Studi dieser Sprache; ja *jede* Sprache an sich ist des werth und bietet neue Beiträge zur Kunde des im sten Menschenlebens. Hier gilt es zwar um die Ku eines tief in Sünde und Unglück versunkenen Lebe aber sind denn nur gute und glückliche Menschen Theilnahme werth? Und dafs der Zigeuner sein *El* im eigentlichsten, etymologischen Sinne als ein *banntstein* empfindet: dafür werden wir nachher ein lebendige Zeugen aufrufen.

Die Zigeunersprache liefert zugleich einen lebendigsten Beweise dafür, dafs der Mangel fast a andern historischen Kennzeichen bis zu gewissem Gr durch das Zeugnifs der Sprache ersetzt wird. zeigte, dafs das „Klein-Aegypten" des Wandervolk der „Himmel", wie die spanischen Zigeuner rühr ihr unbekanntes Vaterland nennen, in Indien zu suc ist; wir zweifeln indessen nicht, dafs auch der Na *Sinte* auf *Sindhu*, auf das Indusland hinweise. W che Länder das Volk von dort aus durchzog: da sind wir auch fast nur auf die Sprache verwies Wir bemerken hier nur, dafs die zahlreichsten, westeuropäischen Zigeunerdialekten *gemeinsamen* Mis linge aus der neugriechischen, den persischen verschieden von der pers. Mischung des Hindust und slavischen Sprachen herrühren, demnächst aus magyarischen.

Oft stellen sich indessen Alternativen der Ab tung, wo die Urverwandtschaft oder gegenseitige E lehnungen der Sprachen (wie z. B. der hindustanisch und der magyarischen aus der persischen) die W erschweren. Nicht selten stehn sogar einheimische i. indische Wörter neben entsprechenden urverwa ten, aber aus andern Sprachen entlehnten. Wir gel einige Beispiele aus vielen; für sie, wie für die w ter unten folgenden lexikalischen Mittheilungen, gel folgende Bemerkungen:

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

The Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain. With an original collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. By George Borrow.

(Fortsetzung.)

Die Schreibung der Sanskritwörter wird keiner Erläuterung bedürfen. Der Kürze wegen stehn für die deutschen Zeichengruppen *tsch, dsch, sch: c', g', s'*. Das dehnende *h* bei Bischoff ist durch den Circumflex ^ ersetzt. Dagegen ist die spanische Schreibung bei Borrow (also *j* = gutt. *ch, ch* = *c'*) beibehalten und ebenso die Schreibung englischer Quellen, nur dafs *au, ee, oo* durch *â, î, û* gegeben sind; Engl. *s* gilt bekanntlich meistens für *ś*. Die Quellen, auch der Vergleichungen, sind überall durch folgende *unmittelbar* nachgesetzte Abkürzungen gewissenhaft angegeben:

Bw. = Borrow, Zincali und zigeunische Uebersetzung des Ev. Lucae (1837). — L. = diese Uebs. allein, die übh. als wichtige Ergänzung für das in obigem Buche mitgetheilte Glossar zu betrachten ist. — B. = Bischoff, deutsch-zigeunerisches Wörterbuch. — B. = die von Bischoff persönlich gehörten Wörter. — K. = Kogalnitschan, Esquisse (zig. Wb.). — Meg. = Megiser, Polyglottenlexikon — Gr. = Graffunder, üb. die Sprache der Zigeuner. — Gn. = Grellmann, (zig. Wörtersammlung etc.). — Ad. = Adelung zig. Ww. etc. in Mithridates I. — V. = Vater's Zusätze dazu in Mithr. IV. — Vu. = die von diesen Beiden mitgetheilten Vaterunser in zig. Spr. — *Bopp* und *Pott* = dieser beiden Herrn gedruckte und des Ersteren gütige persönliche Mittheilungen über die zig. Spr. — Kr. = Kraus; Z. = Zippel; Puchm. = Puchmayer, sämmtlich bei Pott. — R. = Richardson bei Vater. — Rb. = Robert, the Gypsies. — Hann. = Hannikel (zigeun. Rede auf dem Hochgericht aus dem gleichnamigen Buche). — Rd. = von Rüdiger in Halle erfragte Wörter. — H. = Hadley, Moors Vocabulary. — Gr. J. = Hindustani-Wörter aus der portug. Grammatica Indostana. — Jrv. = Fr. Jrvine, in Trans. of the Lit. Soc. of Bombay 1819. — Rotw. = Beitrag zur Rotwellischen Grammatik. Frkf. u. Lpz. 1755. —

Ferner etwa noch: Ss. = Sanskrit. — Hd. = Hindustani (das bek. verderbte Hindi). — Mahr. = Mahrattisch (grofsentheils aus der portug. Grammatica Marastta. — vw. = verwandt. — vm. = vermuthlich. —:, Verhältnifszeichen. —

Jeko, Eis. B. Hd. *yukk* H. Prs. يخ (*yekh*). (Afghan. u. Prs. *yach*. Ad.) Magy. jég. — *Jsma* B., *isema* Gr. *isba* Rotw. B. Zimmer. Scheinbar: Ss. *vêçman* n. domus. Wenn Hd. *is'ba* = Zimmer Gn. nicht richtig ist, so steht Poln. izba id., das *Pott* vergleicht am Nächsten; dieses scheint durch Lett. *istaba* mit D. *Stube* zusammen zu hangen. — *Cappa, gàppa*, Matrazze. B. *coppa*, Bettdecke. K. *kopî*, blanket, clothes. Jrv. Scheint aus einer (deutsch. oder roman. etc.) europ. Sprache entl., doch vgl. Ss. *karpata*, vestis pannosa, detrita? Jrv. vglcht. Hd. *kupra*, clothes. *kumlee*, blanket. — *Kuttha*, Hund. Nemnich Polygl. Magy. *kutya*; aber auch Hd. *kûttâ* H. Mahr. *cutta* m. *cuttry* f. Cf. Ss. krtāg'na m. — *Gerrlo*, Gurgel B. *querlo*, Hals. Bw. *kurlodukallo*, heisch. Rotw. d. i. halsleidend. Vm. a. d. Slav. *gerlu, garlo, gardlo* etc.; doch könnte es unmitt. aus Ss. *kantha*, gula; cf. auch Mahr. *ghardan* id. u. die entspr. Formen in alten und neuen pers. Sprr.; die weiteren verzweigten Vw. in europ. Spr. zu geschweigen. Die Form *Gurkejanko* erinnert an vw. Formen in den meisten eur. Spr.; doch vgl. auch Ss. *krka* m. gula, fauces. — *Koeddo* K. *koeto* B. Nebel. Vm. a. Magy. *köd*. Doch vgl. Hd. *khwâss* H. *kohassa, kohol* Gn. (Auch Dakorom. *ciaça* klingt an). — *Cocál* (pl. cocàlis) Bw. *koghali* pl. Rd. *gogàllo* (pl. *gogallia*) B. Kno-

Digitized by Google

chen. Zunächst a. κόκκαλον: Ss. *kankâla*, Skelett. *Pott* vglcht Ss. *kikasa*, Bw. *kulya* (Knochen). — *Condari*, Balken. a. κοντάρι; Bw. vglcht noch Ss. *kânda*. Hd. *kandî*. — *Korakko* B. *curraco* Bw. Rabe. *gorakko*, Dohle. B. Wohl a. κόραξας; doch auch Prs. *kiragh*, cornix, neben قلاغ, corvus u. a. vw. Namen; cf. Ss. *karataka* m. *cornix:* Prs. خليراج. Zu Ss. *kârava* (*corvus*, *hraban* etc.) stellt Bw. richtig Zig. *cacarábi* m. crow; er scheint eine Zss. mit Ss. *kâka* anzunehmen. — *Crallis* m. König; — a f. Bw. *krâli*, *Fürst* (*baridir kr.*, König) B. a. d. Slav., woher auch κράλης, wiewohl Ss. *karâla*, magnus etc. anklingt. — *Klidin* K. W. *clichi* f. Bw. *glic'in* B. Schlüssel. *glitaf* (*clisn* K.), schliefsen. *glitĕdo*, gefesselt [geschlossen]. *glitepenn*, Fessel. B. Vm. a. κλειδὶ *). Doch auch Prs. كليد (*kĭlid*) neben *kelic'e* (?), Schlüssel; Kurd. *klil* u. Hd. *kilj* id. Gn. Cf. Hd. *khîl* H. = Ss. *kîla*, bolt etc. — *Goc'nic'a*, Korb. (*sanjeskero g.*, Aalfang) B. Vll. a. d. Slav. *kos* etc.; doch wenn *Cornícha* f. id. Bw. identisch, so verweist dieser mit Recht auf Ss. *karanda* (Vw. ist *corbis*, *korabîn*, *Korb* etc.?). — *Gotc'ikk*, Knopf; Siegel. B. Hd. *guttâ*, knob. H. Prs. جوشك, Knopf, vm. vw. mit dem zunächst stehenden Poln. *guzik* u. dgl. — *Gosuncho*, *osuncho*, pleasure, χαρὰ. Bw. Schwerlich von Ss. Wz. *Ghus* (illustrem reddere). sondern von Sp. *gozo* (gaudium). Das Suff. *uncho* wird zumal bei entliehenen Wörtern angewandt. So auch bei *Rubasuncha* f. Fuchs Bw., entw. v. Prs. روبه (rûbah), oder v. Span. *raposo;* näher dem Anlaute nach schliefst sich diesem Zig. *rapipocha* id. Bw. an. Vw. Ww. s. in des Ref. Celtica I. S. 56. — Aus einer roman. Form (wie Frz. *loup* = *lu*) könnte *Luey* m. Wolf. Bw. entlehnt sein, wenn nicht die Formen *ru* B. K. *aruje* m. *yeru* m. *orioz* m. *ollarúb* (b aus v; alle mit vorgehängten Demonstrativen oder Artikeln, *ye* aus *yek*) Bw. auf Ss. *vrka* Hd. *bheruha* Bw. (*gurk* H. a. d. Prs.) wiesen. — *Terelar*, haben. Bw. Sehr vielfach in L. gebraucht, doch sonst der Sprache fehlend; deshalb eher von Rom. *ter*, *tener*, als von Ss. Wz. *Dhr* **). — *Tower* B. K. *tober* K. Axt; vm. wie Dakor. *toporu* a. d. Slav. *topor;* doch auch Hd. *tubl* id. R. cf. Ss. *tîvra*, acer? So vll. Ss. *tîxna*, acutus: Zig. *tei'ari* f. Axt L.; oder cf. Türk. *kesser* id. Meg. — *Ducor* Bw. *doko* Ad. Geist. *docko*, Athem. Rotw. *tùcho* id.; Lunge; Blasebalg. Bw. *duquende* m. spirit, ghost, Span. *duende* (entl.?); daher könnte *duquendio*, Lehrer b., d. i. *Geistlicher*, kommen; doch giebt es Bw. durch: master, a principal person amongst the Gitanos; und aufserdem *docurdó* m. master f. *docurdanza:* Ss. *tharkura* Hd. *thakur*. Jene Wörter können aus dem Slav. *duch* etc. kommen, oder unmittelbar aus Ss. *dhûka*, air, woher auch Bw. die Slavischen ableitet. Schwerlich Letzteres, da die Aspir. bleibt in Zig. *Thuh* B. *tchu* (d. i. *thu*) W. *thub* K. Rauch, Dampf. *tofe*, Tabak rauchen K. *tuweskrè*, Esse. B. Ss. Wz. *Dhu*, *Dhû*. Hd. *dhûhâ*, smoke. H. Selbst Zig. *tuwiélli* B. *tuwili* K. Tabak, will sich anschliefsen. Sonderbar klingen auch in andern Sprachen die Namen dieses Krautes an: *Tabak*, freilich angeblich von der Amer. Tabakspfeife *tabaco*; *tutun*, das sich gleichmäfsig in orient. und slav. Sprachen, wie in der neugriechischen und, auffallend, in der niederbretagnischen findet. — *Dumino*, albern. B. Rotw. liegt allzunahe an D. *dumm*, um es von Ss. *durmanas* (melancholisch) herzuleiten. Vm. ganz verschieden ist es von *dinelo*, *ninelo*, fool, *ninny* (woher dieses?), ἄσωτος. Bw. *dinulû* mad. Irr. Identisch scheint Prs. دنگل, Narr. Bw. und Irr. vergleichen Prs. Hd. دیوانه (*dîvâneh*) mad. Sicher stammt nebst diesem und dem Slav. *diviati*, rasen u. s. w. Zig. *Dìwĭŏ*, toll, verwildert (dhr *diwiéskero*) B. aus Ss. Wz. *Div*, to be mad, wild u. s. w., whr und A. *dêvana* n. sport, emulation, grief etc. Aber wenn wir *dinelo* nicht von Zig. *dine gac'es*, armen (bedauernswürdigen) Mann B. v. Aufhelfen, trennen; so liegt Ss. *dina* armselig (poor, distressed, afraid, timid) näher. Cf. δειλὸς? — *Drum* K. *tromm* B. *drumm* Rotw. *drom* K. *dron*, *drun* (auch: Reise), *dru* m. Weg u. s. w. *drunji*, *dron-gruyi* royal road; footpath. *dromális* pl. carriers, muleteers. Bw. *dromnashedum*, Irre (error) Rotw. d. i. *drom nashedum* viam perdidi (n., verloren Rotw. d. i. 1 sg. prt. v. *nas'af* B. bei Bw. *najar* etc. to loose); *Pott* erklärt n. als Negation (*na*, *n'*) mit dem Prt. von *hac'af*, finden. Der Abfall des Accusativsuffixes kommt oft vor. (K. schreibt jene Formel *dromna*, *zhedum!*). *Bopp* leitet *drum* etc. unmittelbar von Ss. V. *Dru*; doch steht das

*) Oder a. d. älteren Form κλειδὶν; jedoch hängen auch die ächt zig. Ww. auf *i* häufig im Sing. ein *n* an, was viell. auf alte schwache Decl. (Suff. *n*) zurück geht.

**) Vm. identisch ist auch die wirklich in den Liedern vorkommende Form *tenelar*.

Digitized by Google

urvw. δρόμος, Dakor. *drumu* vll. am Nächsten. Bw. vglcht. Prs. دروند, Hd. *duhur* etc. — *Poquinar*, to pay, ἀποδοῦναι, ἀνταποδοῦναι Bw. erinnert um so mehr an Rom. *pagare*, da es vm. enge mit Zig. *paki*, Strafe; *pakaf* strafen (*bipàkĕdo*, ungestraft) B. zusammenhängt; dagegen weicht die Bd. dieser Ww. von *pagare* weiter ab; sie gehören vll. zu Hd. *puckna*, to repent H. cf. Ss. *parkata* n. regret, anxilty. Bw. vglcht Hd. *pukrana*, das wir nicht finden, vll. *puckurna*, to catch, seize H. Sonst hat *poquinar* ganz das Aussehen einer Zss. der Präp. *po* + *quinar*, kaufen (Ss. *krînâmi.*) — *Paros* Ad. (Dunst) L. *aparáti* f. Bw. Wolke. Nach Ad. a. d. Slav. *par*; die letzte Form aber deutet Bw. vll. richtig a. Prs. ابر, u. sie scheint sogar an eine Ss. Form *abbhara* (aquam ferens) sich anzuschliefsen, die Bopp bei Ss. *abhra* zu Grunde legt. — *Meśo* K. B. a. Honig (wohl id. mit *piśa* K.) Ss. *madhu*; aber näher steht das urvw. Magy. *méz.* b. Kalk. a. Magy. *mézz.* — *Patu*, *batu* (pl. *batuces*, Väter, Aeltern), *bato*, *batico*, Vater. Bw. läfst eben sowohl an Slav. *batyuśka* u. dgl., als an ein vll. Altind. *patuh* = *pituh* (*pitr*) denken. — *Bava* B. *baua* K. Bau, ist vll. nicht a. d. D. entl., sondern stammt, zumal der ersten Form nach, aus einem gleichbd. Ss. *bhava* cf. *bhavana* id. u. D. *Bauer*: Ss. Wz. *Bhû*. — *Buśka*, Bogen, Armbrust: Ss. Wz. *Bhug*; aber auch nebst den Formen *puśca* K. *pusca* f. Bw. = Slav. u. Dakor. *puśca*, Feuergewehr. Dhr. *puscazo*, *pucazo* m. Schufs, Hieb u. s. w. Bw. — *Bôkja* (pl.) Pocken. B. Wohl nicht a. d. D. cf. Hd. *phokena*, bladder. H. Hierher auch *Pehukni* (also mit erhaltener ten. asp.), Blase. Puchm.: Hindi *phûkanâ*, bladder; to blow. *Pott.* Vw. Stammes ist Zig. *puśinka*, Tabacksblase (-beutel) B. Alban. *biukie*, Blase; vll. beide a. d. Slav. — *Boborka* K. B. Gurke. Hd. *birka* Gn. Doch vm. a. e. Eur. Spr. cf. Magy. *buborka* und viele vw. Ww. in Slav., Finn., Germ. Sprr. — *Mîserà*, Staub. *missèra*, Schlamm. B. Cf. Böhm. *mozidlo*, palus? Meg. oder Ss. Wz. *Mrd*, to grind, powder, reduce to powder, woher u. A. *mrd* (cf. *merda?*) *mrttikâ* f. earth, clay, soil. *mrtsâ*, Erde. Hd. *mitti*, earth. H. — *Mulwa* B. Blei aus Hd. *mulwa* (s. Pott Et. F. I. 113); dagegen aus dem urvw. μόλυβος, μολύβι die Formen *molliwo* B. *molwo* B. (pl. *môlipïa*, Büchsenkugel; hierher auch *mohipiènge* B. v. Patrontasche) *molibo* K. Sodann *molliwiengro*, Kannengiesser. B. — *Mensalle* f. (auch arm. Bw.) L. Tisch. Gehört vll. einer altindischen, dem Lat. *mensa* entsprechenden Form an, und ist nicht aus diesem entlehnt. Die übrigen Sprachen, selbst das Roman. *mesa*, entbehren des Nasals; cf. Hd. *maize*, table. H. Alb. *me'sálĕ* (doch nicht ganz mit dem Zig. identisch, da das Suff. *alle* öfters bei Bw. vorkommt), Mahl; Tisch. *misù*, Schüssel (wir stellen die Ww. für *Tisch* und *Schüssel* als urspr. identisch zusammen; vgl. auch *dish*, δίσκος, *Tisch*; *Platte* = Schüssel und Tisch u. s. w.). Slav. *misa*, Schüssel. Gael. *mias* f. Schüssel; Altar (Tisch u. s. w.). Goth. *mês*, Schüssel; Tisch. Ahd. *mias*, Schüssel. — *Musilé*, stumm. L. (vll. hrhr auch *mudar*, to hold ones tongue Bw.) vm. a. Ss. *mûdha*, obstupefactus, stultus, neben *mûka*, dumb; dem sich dann Lat. *mutus* und Sl. *mutiz* und Meg. anschliefsen; cf. *dumb* : *dumm* und : *stumm* u. dgl. — *Merikle*, Agat. B. *mericla*, collier K. (schwerlich zu *mên*, Hals). *mêrkĕlè*, Perle B. wohl unmitt. a. Ss. *marakta* n. Smaragd (erst *t* aus *t*). Vw. Ww. s. *Pott* II. 195 cf. I. 262, wornach nicht ρίτης in μαργαρίτης: Ss. *ratna*. Vgl. noch Afgh. *marghalry*, Perle; Grimm I. (3. Ausgabe) 48. 177. 188.; vll. auch Hochdeutsch *mûtî*, pearl. H. cf. Kurd. *mrati* id. Prs. Formen sind مروارید, مروارى. — *Mellĕlo* B. *mĕlĕlo* Gr. schwarz. *mellĕli*, *Dinte*; Kaffee. *m. c'èl*, Zigeuner. Vll. ident. m. Ss. *malina*, sordidus, nicht aus dem urvw. Gr. μέλας, aus dem wohl eher Ss. *mèlâ*, Dinte. — *Most* B. *mostos* B. Fufsboden. Mult. *mos* id. Ad.; doch cf. Ill. Poln. *most*, Brücke u. s. w. Vm. hat das Zig. W. weitere Bd.; vgl. Zig. *mostarban* m. traveller. Bw., der Ar. مسافر vglcht. — *Lilò*, *lilipendi*, *lipéndi* m. Narr: λωλόπαιδο und Ss. *ligu*. Bw. Vll. unm. aus Ss. *lata* = λωλὸς. Gehören die *Lalen* auch in diese Sippschaft? — *Walin*, Glas, Flasche B. calix Meg. Schwerlich von ὕαλος, weil die ngr. Aussprache eher γ (γυαλί), als υ im Anlaute hören läfst und das gr. Wort überdas nur das Glas als Stoff bedeutet. Dagegen cf. Hd. Prs. پیاله (*piyâleh*), Trinkglas (Wz. Pî cf. poculum etc.), wohl nicht a. φιάλη. — *Sapuni* B. *sampuñi*, *japuñé* Bw. *saboni* B. *sappin* K. Seife. Vll. nicht a. σαπῶνι, weil auch Hd. *sâbûn* cf. Ss. *savana*, purificatory ablusion. Bw. setzt zu d. ob. Ww. „properly the

Digitized by Google

Hindoo *shampooing* or rubbing Ss. *savâhana.* — *Serwes* B. *serfo* Rd. link, halten wir nicht mit *Pott* für einen Irrthum; cf. ζερβὸς = It. *zerbo* = Prs. جرب *(g'erb)*, link; das Prs. auch *superans, potior.* Kurd. *c'ep*, link vm. auch hrhr. Die prs. Bedd. lassen an Ss. Wz. *Garv*, to be proud, denken. — *Sorĕli* m. Schwefel. B. vll. unmitt. a. Ss. *çulvâri* m., wiewohl die erste Sylbe mehr zu den urvw. slav. Formen *syra*, *siarka* etc. klingt. — *S'uhuyù*, Uhu. B. vll. a. D. *Schuhu*; doch vgl. auch Prs. چغو, ulula (Hd. ûlû). Vw. (onomatop.) ist auch Zig. *c'uwìkka*, Eule B. cf. noch Slav. *szova* etc. — *Port*, Brücke. B. keineswegs etwa aus Rom. *pont* entstellt, sondern viell. ein sehr merkwürdiges altind. Wort, cf. Zend *pĕrĕtu* id., wohin *Pott* (Kurd. Studien) Kurd. *pĕr* und hypothetisch Hindi *pula*, Pehlv. *poul* Prs. پُل, بُل stellt. Zu letzteren gehört Zig. *pul* Bw., der Ss. *pâli* (causeway, bridge etc.) vglcht. Hd. *pull* H. *pol* Gr. I. vll. a. d. Prs. Zu *port, pĕr* gehören mag Zig. *perpeñi* f. Brücke Bw.

Der nicht-sprachliche Theil von *Borrow's Zincali* ist bereits mehrfach in bellettristischen Blättern Deutschlands und Frankreichs excerpirt. Für historische Forschung enthält er im Ganzen Wenig, und ist oft mehr romantisch, als wissenschaftlich gehalten, zugleich aber freier und anmuthiger, als von einem Missionäre der englischen Hochkirche zu erwarten stand. Bedeutend dagegen ist die sprachliche Ausbeute, obwohl die Sprache der spanischen Zigeuner in der Auflösung begriffen scheint und fast ihre ganze alte Flexion gegen die spanische ausgetauscht hat. Wir hätten nur gewünscht, der Verf. habe uns statt der gröfstentheils unpassenden Vergleichungen mit asiatischen Sprachen (die besten darunter theilen wir mit) die Ausbeute seines vielfachen Verkehrs mit den Zigeunern Englands und Rufslands neben die span. Zig.-Wörter gesetzt. Die in einer zufällig mitgetheilten russ. Zig.-Phrase enthaltene Form *kamama* = *amamus* läfst uns mehr Merkwürdiges erwarten.

Der ganze zweite Theil ist sprachlichen und li rarischen Inhaltes. Er geht auch auf die Gaunersp chen mehrerer Länder ein, die bekanntlich von d zigeunischen völlig zu unterscheiden sind; die spa sche „Germania" hat indessen mit der dortigen Zig nersprache mehrere Wörter ausgetauscht. Aus d von *Borrow* mitgetheilten „rhymes of the Gitan setzen wir einige charakteristische her:

He' mangado la pani,
No me la camelâron diñar;
He chalado á la ulicha,
Y me he chibado á dustilar.

I for a cup of water cried,
But they refused my pray'r;
Then straight into the road I
And fell to robbing there.

Abillaron á un gao
Unos pocos de Calés,
Con la chaboeia orobando,
Porque no terelaban lo katés,
Pa diñarles que jamar,
Y maraban Undebél.

There came adown the village
With little babes that cry,
Because they have no crust to
A Gypsy company;
And as no charity thei meet,
They curse the Lord on heigh

Ducas tenela min dai,
Ducas tenelo yo;
Las de min dai io siento,
Las de mangue no.

My mother has of griefs a st
And I have got my own;
Full keen and sore I hers dep
*But ne'er for mine I moan.**)

Io no camelo ser eray,
Que es Calo mi nacimiento;
Io no camelo ser eray,
Con ser Calo me contento.

O I am not of gentle clan,
I'm sprung from Gypsy tree,
And I will be no gentleman,
But an Egyptian free.

Indem Ref. aus dem in reichen Massen vorlie den Sprachstoffe nur so Viel nimmt, als der Rau ner Recension erlaubt, darf er zugleich die Hoff aussprechen: bald ein von Hrn. Prof. *Pott* verheif umfassendes Werk über die Zigeunersprache ers nen zu sehen; und, wo es nicht überflüssig ist, seinen Sammlungen und Untersuchungen über d Gegenstand dazu beitragen zu dürfen. — Aus folgenden Mittheilungen mufsten die verwickel weitere Vergleichungen und darum gröfseren Rau fordernden Artikel gröfstentheils wegbleiben.

*) Das leicht verständliche Original ist in seiner Einf rührender.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

The Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain. With an original collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. By George Borrow.

(Fortsetzung.)

Aqui f. *aquia* f., in pl. neben *aquias* auch *acais*, *sacais* (mit verschmolzenem Pronomen, wie häufig bes. bei Bw.) Bw. *jäk* B. *yak* Irv. *yoc* R. *jaok*, *aoc*, *jakcha*, *jakok*, *jakk* ℭ. Auge. Ss. *axi* Mult. *aki*. Ad. Hd. *ânk*. H. — *Yaque* m. *yacque* f. *yaquero* Bw. *yag* Irv. *yog* Rb. *jäk* B. *vag* ℭ. Feuer. Adj. *jakkéskero* B., *jekekoro* ℭ. K. *yoggramangri*, fusil. K. Ss. *agni*. Prkr. *aggih* (Leyden). Hd. *âg* H. Mult. *bach* Ad. (cf. o. vag). Vll. hierher *llacuno*, *haccuno* m. Sommer. Bw., da bei Bw. öfters ll,l als nicht ursprünglicher Laut für j und y steht, und hier überdies keine einzige Form mit dem reinen a anfängt. Ebenso scheint Mahr. *unaly*, Sommer, Zig. nijall B. nieli K., warme Jahreshälfte, mit Ss. *anala*, Feuer, zu verbinden. — *Angar* ℭ. K. *janger* B. *langar* m. Bw. Kohle. Ss. *angâra* m. n. (cf. Bopp Gl. h. v.) Litt. *anglis*. Poln. *węgiel* etc. Lett. ôgle (anders Pott No. 267.). Alban. *φαγγιὶ*, *θιγγιὶ*. Sollte der ganze Stamm mit *agni* (*ignis* etc.) vw. sein? Hierher vm. Zig. *lanchicól* m. charcoal-dust. B.; *nacle* f. fire, Span. candela B. vll. eher zu *agni*, dessen n es als l erhalten hätte. *) K. giebt noch Zig. *mangal*, Kohle, was wohl das Kohlenbecken, *μάγγαλον*, bedeutet; vgl. auch Zig. *multra mangaree*, Thee Rb. d. i. *mul tra m.*, Wein auf Kohlenfeuer; indessen will hier Pott *muttramangri*, von *mutter*, Harn. *Μάγγαλον* selbst wird vll. durch die poln. und alb. Form mit *angâra* vermittelt. — *Anguin*, *angui* f. Bw. *janjin* B. *gwien* Rotw. *gwin* ℭ. K. Honig. (*janginakëro markeli*, Lebkuchen. B.) Prs. انگبین (Bw.) Kurd. *enghivin*. Ist die erste Hälfte von Ss. *angarâga*, odoratum unguentum vw.? — *Angusti* f. *languté* Bw. *angus'* (dort u st. n), *angus'nji* ℭ. Finger. *Angustro* m. Bw. *jangustri*, *g'ungustri* ℭ. K. Ring. Ss. *angus'tha*, *angula*, pollex. *anguli* *) etc., digitus. *angurîya*, Ring. Hd. *ungusht*, *unglee*, Finger. *ungûthâ*, Daum. *ungus'turi* R. *ungûthî* H. Ring. Pehlv. *angost*, Finger. Prs. انگشت *(angus't)* id. انگشتري *(engus'tri)* etc. Ring u. s. w. u. s. w. Hierher auch die aphaerirten Zig. Formen (cf. Afghan. *guti* etc., Finger: Hd. *anguthâ*, Daum u. dgl.?) *Gus'ja* B. *guzhilo*, *guzhdo* ℭ. *gusto* K. *ghuchtia* (pl.) Rd. *gushdo*, *kushilo* Rotw. Finger. Davon vm. erst später unorganisch geschieden: *Gashdo* Rotw. *gazhado* ℭ. *gazhdo* K. Daum. Ferner: *Gustërin* B. *gostring* K. Ring. Vm. hierher auch Zig. *wunishkee* Irv. Finger; schwerlich zu *walas'ti* id. R., der Hd. *bilis't* id. vergleicht; H. hat Hd. *billisht*, span. Gehört Arab. وسطي, *Mittelfinger* dazu? Oder die Zig., vm. a. d. Slav. *palec* etc. Finger (cf. Lat. *pollex*) entl. Wörter: *Palls'o* B. *paltzo* K. Daum; *palc'o* B. *balzi* Rotw. Zehe? — *Anta* f. Ende. L. Ss. *anta* m. n. (dazu auch das deutsche Wort und Alb. *ἄντι*, Ende, Saum, Ufer, Glied.) — *Anro* m. (auch = Hode, wie d. Ss. W.) *antru*, *ganze* ℭ. *iaros*, *garum* ℭ. K. *yoro* K. *gâro* B. *yaro* Irv. *járo* Pott Ei. Ss. anda n. Hindi *andâ* Pott. u. Hd. *undâ* H. — *Ampio*, Oel. *ambiur*, salben Bw.: Ss. *abhyanga* (S Ang') m. unctio (Bw. vergleicht *abhyanc'ana*). Auffallend bei den Deutschen am Rosa *ambiaz*, Harz. Ist das urspr. (?) Arab. *amber*, *ambra* vw.? Oder gar Lat. *ampulla* (woher Rhaetor. *ampla*, D. *Ampel*), wenn es urspr. Oelflasche be-

*) Lautlich sehr möglich wäre auch die Gleichung = Ss. *dahra* m. Feuer, da Zig. l stets mit r wechselt und n, zumal im Anlaute, oft für d — wenn nicht wirklich verhörtes cerebr. d — steht.

*) Hierher vll. Zig. *Angali* m. Eigenname. Hann.

Digitized by Google

deutet?*) — *Aro* B. R. *iaro* B. K. *jâro* B. *jarro* Puchm. *saro* K. Mehl. Hindi *âtâ*. Prs. آرد *(ârd.)* Kurd. *ar*. Pott. Hd. *awtâ* (flour) H. *ata* Gn. *ard* R. Sollte Ss. *artha* m. materia etc. zu vergleichen sein? Cf. die Vieldeutigkeit von *materia* (*Materie* = Eiter, *madeira* = Holz, wie ὕλη). Was ist die Grundbd. von Ss. *âthaka*, ein Getreidemafs? Derivate des Obigen scheinen Zig. *jarima* f. crumb; *jarrumbo* m. sieve. Bw. Das gutt. Sp. j tritt bei Bw. öfters unorganisch vor, wie das D. j (y); ist dies hier nicht der Fall, so reihen wir an: Zig. *Chàro*, Teig B., wenn nicht eig. = *cudo*, will Bw. (der Hd. *kolhoo* vergleicht), da B. ferner giebt: *chareskero gac'o*, Müller; *ch. mellelèske*, Kaffeemühle; *ch. parr*, Mühlstein; *s'uttliakero ch.*, Pulvermühle. Dergleichen Alternativen dediciren wir ein für alle Male den tieferen Forschern! — *Astis*, möglich; impers. ἐξεστι u. dgl. (vielfach gbr.); daher *astisar*, möglich sein, können u. dgl. Negirt *n'astis*, *nasti* (no!), *na astisar*. Bw.; ebenso bei B. *nas'ti* impers. und bei Gr. *nas'de* (einmal vll. irrig: *me nas'de piaba*, ich kann trinken). Die affirm. Form lautet bei B. *fas te* (auch neg. nane f.) und einmal *c'asdi* (*a gawa c'. g'owàjäwèla*, der kann hexen, vm. mit verschmolzener Pronominalpartikel). Alle Constructionen, sowie nachher *Hun* etc., zeigen *ti (tis, di, de)* als angehängte Präposition (wie *dafs* dem Pronmst. Ta angehörend); nur bisweilen ist sie bei Bw. erstarrt und nimmt noch einmal das gleichbed. *que* nach sich. Deswegen darf auch zunächst nicht Ss. *asti* (*ist*, etwa wie *est faciendum* etc.) verglichen werden; jedoch vll. Wz. *As* in irgend einer Apokope. Dazu stimmt: *Jom-te* L. (auch = *es bedarf* vor Substt.; erstarrt mit *que*, wie o. astis) *hom-te* Ad. *hun-te* B. Gr. *hun-de* Hann. (n aus m durch den folgenden Dental), oportet. *Jom*, *jum*, *hom* etc. (S *Bhû?*) an sich = sum, auch habeo (neben der Constr. *mande hi* = mihi est etc.); auxiliar z. B. in: *a ganna jum tut stildo*, jetzt habe ich dich gefangen B., wo schwerlich *stildo* als part. prt. act. zu fassen ist; ebenso bildet *jum*, *jom* (neben dum, dom) das Suffix des Präteritums. Nur bei Gr. finde ich die Impers. *Sei* und *Nei* (ohne Präp. ti) in *du sei pieha*, du kannst trinken; *job nei piela*, er kann nicht trinken. *Sei* dürfte zu Wz. *As* gehören (wenn wir nicht mit *Schmitthenner* eine besondre Wz. *Si* für viele Formen des vb. subst. annehmen wollen); vgl. *sirlo*, sum *sirles*, es. *sin* (*si* Gn.), est. *sinar*, esse etc. Bw. Gn. *Nei*, worin jedenfalls die verschmolzene Negation liegt, mögen wir nicht davon trennen und glauben es aus *ne-hi**) entstanden, dies *h* aber aus *s*, wie nach *weislich* in vielen Wörtern und Flexionen, namentlich den Suff. der Instrumentalen und 2. sg. und 1. pl. prs. Ob *dieses hi*, est, aus *si*, identisch sei mit der gleichlautenden, zu *hom*, sum (Prakr. *hômi* etc.) gehörenden Form, die auch in den ind. Volkssprachen mit *h* anlautet, lassen wir hier noch unerörtert. An jene Impersonalien schliefst sich endlich noch *De*, oportet Gr. an, das zwar nur von Gr. ausdrücklich erwähnt wird, sich aber nicht selten bei B., mehr in der Bed. soll und einmal (*di*, soll, möge!) bei Irv. nachweisen läfst. Obschon Gr. *(di)* und B. (*te*, dafs, in Einem Satze vor *de*, soll; doch wechselt seine vm. mit thüringischem Organe aufgefafste Schreibung) die Präp. (dafs u. s. w.) unterscheiden; so mögen wir hier doch diese elliptisch gebraucht vermuthen, wie z. B. Ngr. νὰ (ἵνα), Frz. *que* u. dgl. Wie bei *sei* und *nei* schliefst sich das Ztw. unmittelbar an. Auffallend freilich klingt δεῖ an; auch könnte an einen Imperativ von *Daf* Wz. Dhâ (vm. versch. von *Daf* Wz. Dâ, an das Gr. hier erinnert) gedacht werden, mit Ellipse der Präposition, cf. Lt. *fac' age*! etc.

Bw. zieht mit Unrecht zu *Astis* auch *Asislar*, to be able Sp. poder. Vielmehr stellt sich bei Bw. häufig *s* unorganisch bes. vor Liquide; hier wäre sogar eine Reduplication möglich, vgl. *saró-asisiláble*, allmächtig, *asislable*, mächtig; *sisla*, Kraft. Bw. Reinere Formen: *sila* f. Bw. *silah*, *zila* (Zwang) Rotw. Kraft, Gewalt. *silaf*, nothzüchtigen B. *asilar*, ἰσχύειν L. *silu* stark. posiláti (Prp. *po* mit alter Flexion von *sila*), by force. Bw. *silamente*, ἐκτόνως. L. *silares*, δυνάστ L. scheint identisch mit *solar*, ἐξουσία L. (*solares*, P wers hörte Bw. in der traditionellen Uebersetzung eines alten Kirchengesanges), das wohl mit dem Span. vom Grundbesitze (*solum*) ausgehenden *solariego* Nich gemein hat. Dazu gehören noch Composs. mit *chi*

*) Eher: amphora etc.

*) Oder vielmehr *n' hei* cf *sei*. Ein dritter Fall wäre *n' ehi* *s' ehi* oder *ne-hi* : *se-hi*, so dafs *sei* nicht der Form *si*, e Gn. entspräche, sondern aus dem sehr häufig an Nomina ve gelehnten Pron. *sa* und der gew. Form *hi*, est entstand wäre, *nei* aus derselben + *na*.

Digitized by Google

s. nachher. Vgl. Ss. *çîla*, virtus etc. vm. Hd. *sillah*, armour. H. Bw. stellt *silnó* zu Russ. *silnoy*, das wir allerdings für uridentisch halten (Russ. *sila*, Kraft, Gewalt u. s. w. Ill. *silla* id. Lit. *sylà* id. etc.)

Das eben erwähnte *Chim* m. kingdom, country und chen, *sichen* f. earth, land Bw. sind identisch mit *t'hin*, *t'hin* Vu. Reich. *temm* B. *tem* Zippel. *them* Puchm. Land. *ano temmdo*, inländisch. B. *chimusolano* m. *chimudañi*, *chimuclani* f. Herrlichkeit, Preis u. s. w. *chimusolanamente*, herrlich. *chimusolanificar*, preisen. Bw. *Pott* legt θέμα = provincia, zu Grunde; in der That scheint c' in chim, wie oft, aus th entsprungen; sonst läge Ss. *xamâ*, Erde, nahe; auch Bw. vergleicht *xmâ* (id.). Dagegen könnte eine Zusammenziehung Statt gefunden haben, cf. Zig. *terum*, Land B. *oltarique* m. (*ol* ist eine der verschmelzenden pronominalen oder Artikelformen) plain, camp; wohl: Ss. *dharà*, Erde. Mahr. *dhartary* id. etc.

Wie o. *chimusolano* scheinen auch dessen beide Sinngenossen Composita; wir reihen sogleich die Stämme an, zu denen ihre zweiten Hälften gehören mögen. *Chimuclani*: *Oclaye* m. king, woher vm. *oclajita* f. estate, Sp. hacienda. *manclay* m. prince f. *manclayí* Bw., der Ss. *madanâlaya* [Fürst] vergleicht. *Man* scheint das pron. poss. 1. ps., wie in Frz. *monsieur* etc. und vm. öfters im Zigeunischen. *Oclaye* enthält einen Artikel (oder Demonstrativ); es kann = *rai* sein, wie *acnao* = *nao* (nomen). *) — Hrhr vm. *Clasma* f. queen, von Bw. zu *crallis* (s. o.) gestellt. —

Zur zweiten Hälfte von *chimudañi* vgl.: *Dar*, *dal*, das m. Furcht.: Ss. *dara* und δειλία Bw. *darano*, fearful. *daranar*, fear (auch *d. se*, sich fürchten): Ss. *dârna*, schrecklich. *Bopp. darabar*, to praise; eig. fürchten (cf. Ehrfurcht). *daraben* K. *târaf* (erschrekken; *târjum*, bin verzagt B. eig. prt.), *târs'af* B. *jaware* (1. sg. prs.) Gn. fürchten. *târ*, *thar*, Angst, Furcht. *bitâro* (*bi*, ohne, un-), unerschrocken. *târĕno*, verzagt. *târelo*, unfähig B., vm. richtiger: bestürzt. *dureaf*, verscheuchen B., vm. = entfernen, zu *dur*, ferne. Vm. hrhr: *je hiterni gejâsman*, es hat mich geschaudert. B. Alle zu Ss. Wz. *Dr*, timere. Hd. *durna* id. *dur (dar)*, Furcht. H. Hierher, wenn nicht Comp. mit Ss. Wz. *kit*, *khit* etc., timere, terrere, Zig. *dajirar*, to tremble. *dajiró*, *dajiralo* m. trembling. Bw. Ferner, vgl. o. *târs'af*: *trash*, *trashium* [vm. 1. sg. prt.], Angst pl. *trashias*. *trashino*, grausam [= furchtbar] Rotw. *tresh*, to frighten. Rb. (?). *arasno*, fear. Bw. Doch vll. vgl. Zig. *Trissaf*, wackeln. *trissiaf*, zappeln. *trissioaf*, zittern. *pubeskĕro trissiolepenn*, Erdbeben. B.: Ss. Wz. Tras cf. *tarala*, trembling. *trasnu*, *trasta*, fearful; Prs. ترس (bei Jrv. auch Hd. *turs*, to fear) Kurd. *tersà*, Furcht. Bw. zieht ferner zu *Dar*: *Drabaró*, *dabastro*, m. rosary. *drabarar or dr.*, to tell ones beads, als von *dal* + *baro*, a thing of great fear or sanctity; aber Rotw. gibt *drowerwena* [3. pl. prs.], lesen, beten.

Drao, *grao* m. Gift. Bw. *traw*, *tra* K. *trab* B. Arzenei, Wurzel. *c'arrtrab*, Würze. *s'arrtra*, Gewürz, Jngver. *s'arrtraw*, Pfeffer. B. Ss. *dravya* n. u. A. Arznei, drug. (E. *drug*. Frz. *drogue* zunächst aus Cymr. *drwg*, schlecht). Hd. doâi id. H. *c'arr* etc. vm. = Hd. *zhur*, poison = *jur* (g'ar), root. H. Ss. *g'âra* m. = *dravya* s. o. — *Tarpe*, *otarpe*, *otal* m. heavens. Bw. Ss. *drâpa* m. u. A. heaven, sky. — *Arispejal* m. Metall: Ss. *âra*, brass. *pîtala*, yellow. Bw.; statt letzteres kann *pittala* n. brass = Hd. *pîtal* (*peetul* H.) den zweiten Theil des Zig. W. bilden. Vm. reiner (r aus t) zeigt sich dieser in Zig. *asisprole* m. brass Bw., das wir mit dem obigen ganz identisch halten. Wenn nicht beide Theile (cf. o. *c'arrtrab* u. gleiche Bspp. in allen Sprachen) gleichbed. sind, so dürfte der erste eine Farbe bedeuten cf. etwa Ss. *asita*, schwarz. — *Bejari* f. female lizard. Bw. Wohl Ss. *visâra* m. a fish; going smothly, creeping, gliding. — *Beluñi* f. queen. Bw. cf. Ss. *bharanda* m. lord, husband, king. — *Berabar* (*ab* aus alter Flexion *), to save. Ss. Wz. *Bhr*. Aus ders. Wz. + *pra*: *Prawerâf*, erziehen B. *parbarar* id.; hervorbringen, tragen; *pr. se*, τρέφεσθαι, ὑπάρχειν. *parbaraura* (m. Sp. Sff.) f. child, infant. *perbaraor* m. creator. Bw., der Prs. پروردن vergleicht. So auch *v* aus *bh* in Mahr. *varrharitam*, schaffen? Oder ist dies jene selbe Comp. *pra* + *Bhr*? b st. bh in Hd. *burhna* H. *bârâhonà* Gramm. Ind. wachsen. Schwerlich dürfen wir Zig. *purelar*, nasci; *repurelar*, to resuscitate; *repureló* f. re-birth Bw. von *Bhr* trennen, wenigstens nicht mehr, als z. B. Lt. *pario* u. *porto* v. *fero*; die die Stufe des Anlauts wechselt bei dieser Wortfami-

*) Wir dürfen uns schwerlich verlocken lassen, *a-cnao* zu trennen und dabei an ein vm. Alt-Ss. *g'nâman* Lt. *gnomen* zu denken.

*) Doch gibt Bw. auch die Form *berarbar*.

Digitized by Google

lie in vielen indog. Sprachen; Vgl. selbst Ss. Wz. *Pr*, to protect, nourish: *Bhr. Berabar* bedeutet bei Bw. zugleich *segnen* und knüpft sich dadurch an *Parkeswawa*, Gruſs; *parkriwawa*, Dank Rotw. *parrae* Rb., *barkaf* B. danken. Cf. ברך? Doch scheint *k* nicht zum Stamme zu gehören, somit die Aehnlichkeit mit dem semit. Stamme geringer.

Kabni, gravida Puchm. Zippel. stellt *Pott* zu Hindi *garbhinî* id. von *garbha*, *gâbha*. So auch Zig. *cambri*, *cambróbi* id. Bw. nach diesem von Ss. *garbhinî*. Der Anlaut aber und übh. die Formen bei Bw. lassen eher an Ss. *kamra*, desirous, denken; die Sinnverknüpfung findet im Ss. zahlreiche Analogien. — *Cañismi* f. forge. Bw. cf. Ss. *kanîyas* n. copper? — *Cayes* pl. heavens. Bw.: Ss. *kâya*, habitation, viell. Himmel cf. *kâyastha*, the supreme being. — *Corio* m. ochavo, kleine Kupfermünze Bw. kann die bek. indische Muschelmünze *Kauri* urspr. bedeuten. — *Jañi*, *jañu* f. virgin = Ss. *kanî*. Bw. — *Jetro*, another. Bw. Ss. *êkatara*. Gew. Zig. *aver*, *avel*, *gaber* Bw. *wawer* B. id. *w. dade*, *dai*, Stiefvater, -mutter. *apowaiwerik*, jenseits B. d. i. *apo w. rik*, von der andern Seite Hd. *âor* (auor), another, and, more, again etc. H. Ss. *avara*, posterior; wenn nicht *apara*, alius. — *Nansu*, pleasant. Bw. Ss. *nandi*. gambling, happiness u. dgl. *) — *Nililo* m. turkey, peacock. Bw. Ss. *nîlakantha* m. peacock. — *Paluno* m. wood; farmhouse: Ss. *palla*, kind of shed. Bw. small village etc. Wlsn. *pallava*, wood etc. — *Percara* f. tongue Bw.: Ss. *vikhâsâ* f. id.? — *Prestani* f. meadow, pasture-ground. Bw. Ss. *prastâra* m. jungle. — *Pilvo*, bald. Bw. Vw. mit φαλακρὸς, Litt. *plikti*, kahl werden (cf. Pott I. 109); Cymr. etc. *bal*, woher vm. E. *bald*, und Gael. *maol*, Kahlkopf, gehören vm. auch hierher. —

Pepéres m. *pespuró* m. *pispiri* für *pispindi* f. (pepper-plant), pepper: Ss. *pipalli* Bw., auch — *a*, long pepper. Hd. *pîpal* (peepul) H., dagegen Prs. فافال (*fâfâl*). Obige Formen belegen die unorg. Vorschiebung des s auch vor den Mutis. Bw. gibt ein vielleicht nach einem Gebrauche gebildetes und dann an *pispiri* sich anschliefsendes Wort: *Pispirúcha* f. widow, oder soll dies *vi* + *purusa* sein? Gleichbd. ist *Piuli* f. Bw. (*pewli* f. K. vm. nach Engl. Ausspr.); *piblo* m. —i f. B. Vw. mit Ss. *vidhavâ*. Prs. بیوه. — *Sobadrar*, to sweat. Bw. Ss. Wz. *Svid* (Svad?). — *Calisen* f. death. Ss. *kâla*. Bw. — *Cartacaya* f. stork, heron. *catacolla* f. stork, crane. Ss. *karêtu* (the Numidian crane W.) Bw. — *Corpichi* f. rice. Ss. *kûra* (boiled rice W.) Bw. — *Cucaña* f. millet, panie-grass. Ss. *kangu* (panicum Italicum W.) Bw. — *Cuji* f. rose. Prs. گل. Bw. — *Chaléndre* m. tiger. Ss. *çârdûla*. Prs. شیر Bw. — *Chalorgar* m. altar. Ss. *c'atvara* (n. a. levelled spot of ground, prepared for a sacrifice. W.) Bw., eines der wenigen merkwürdigen Wörter, die auf alte Religion deuten. Mit Unrecht vergleicht es Bw. zugleich mit Prs. قبله گاه. — *Chiribito* m. cricket. Ss. *c'îrikâ*. Bw. — *Loria* f. the sea. Prs. دریا „from the" (?) Ss. *tôyadhi*. Bw. Vw. sein zunächst mit Ss. *tôya*, Wasser, mag Zig. *tost*, Morast. B. zusammenhängen. Indessen gibt K. *posi*, bourbe. — *Palifi*, exquisite. Ss. *pêlava* (delicate, fine; thin; soft. W.) Bw. — *Pele* pl. eggs, the genitals. Ss. *pêla* (testicle W.). Bw. — *Perindola* f. ball. Ss. *parimandala* Bw., der zugleich Ss. Hd. *pinda* vergleicht. Die Cerebrale dieses Wortes lassen vielleicht ein urspr. *prinda* vermuthen (freilich gibt W. Wz. *Pidi*), wofür auch noch Zig. *Brinza* f. flesh, meat Bw. = Ss. *pinda* zeugen möchte. Im L. braucht es Bw. für „*Fleisch* u. Bein", und schwerlich ist Sp. *brizna* = *Stückchen* (Grundbd.) Fleisches zwischen den Zähnen, zu berücksichtigen *). — *Bullipate* f. wheel. Ss. *rathapâda*. Bw. Aufserdem gibt er *nullitaque* id. u. *rullitagar*, to turn upside down. Die Ww. erinnern an D. *rollen*, doch wohl nur zufällig. — *S'unaf* B. *s'unaben* K. (Gr.) *junelar* Bw. *s'unali* (flect.) R. hören. *hundum*, erfahren, erhören. (d. i. 1. sg. prt.) *nahihunnela*, taub. Rotw. d. i. *hört nicht*.

*) Bw. stellt zu Ss. *ânanda*, joy, auch Zig. *alendar-se*, sich freuen, wobei aber auch Span. *alentar*, encourager, wenn nicht *alertar*, ermuntern, zu berücksichtigen ist.

*) Zu Ss. *pinda* mag auch Osset. *fid*, Fleisch (in der Bd. Vater: Ss. *pitr*) u. vll. Illyr. *putt* id. gehören (wenn letzterm nicht durch *puttenost*, Geilheit, sich einer andern Wortreihe anschliefst).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

The Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain. With an original collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. By George Borrow.

(Fortsetzung.)

Auffallend ist es, dafs Rotw. oft an denselben Stellen, wo Bw. *j* (*ch*) st. *s* u. *ś* hat, das entspr. *k* setzt. *śunĕpenn* B. *sunjo*, *sunju* W. *scenio* K. Gebör. *juntunó* m. listener, scoundrel. Bw. *awesśunĕpènn*, Geräusch. W. (*awe?*) Vm. hrhr. *cajuco* B. *kaśuko* (Taube B., von *Pott* nach Szujew u. Puchm. in *taub* corr.) taub; im Ss. u. Zig. sehr gew. Zss. mit dem Fragepronomen (*Was hörend?*). Ss. Wz. *Çru*; *çrnômi*. Prkr. Wz. *Çun*; dabei Prkr. *sunàdu* = Pali *sunàtu* = Ss. *çrnôtu* (audito!) Hd. *sunna*, hören. H. Prs. شنودن (*śonûden* etc.) id. u. dgl. m. Vll. hrhr (nach V. von Slav. *śum*, Geräusch) *śumiskiria* (d. i. *ś*. k. Wz. Kr) V. *chumas* f. Bw. Geräusch. *chumasconas*, — à f. harlot B. ἀμάρτωλος; L. 7, 39 nicht (mit Bw.) von Ss. *smara*, hwe; sondern = Verrufene, Bescholtene cf. *chumas perelar*, lärmen, murren. L. — *śuttli* B. *jurdí* f.: Ss. *śôda* (powder, dust) Bw. Schiefspulver. *śuttliàkero* adj., auch, Pulverhorn. B. *jurdí* schliefst sich an Prs. گرد, *Staub* an. — *Śing* (— *èskĕro saster*, Hufeisen) B. *singe* n. Bw. Horn. *jeśinghingri* (*je* unbst. Art.), Ziege. K. Ss. *çrnga* = Hd. *sing* (aber Prs. شاخ), Horn. — *Śaśo* K. *śaśoi*, *śośi*, *cośni* W. *cośoi* Rotw. *shurshoo* Jrv. *jojoy*, *ajojoy* m. *sorjia*, *solgia* f. Bw. Hase. Ss. *çaça*. Jrv. vglcht. Hd. *khurha* *), Bw. zu *solgia* vll. richtig Ss. *çâlika*, auch Arab. سحلة, wozu denn *sorjia* w. *śarśû* (Jrv.) gehören würden. — *Stano*, Ort. *bengnistano*, Hölle (= Teufelsort). L. *stagna*, Stall. Rotw. (hrhr?) Ss. *sthâna* n. Ort; bek. Endung arischer Landesnamen. Dagegen Prakr. *thâna*. Auch Alb. *stan*, Stall. Vll. auch hierher, cf. zugleich Slav. *stan*, Aufenthalt, Zelt, Zig. *estañas*, σκηναὶ, L.; jedoch wird *as*, *es*, *us* bei Bw. oft vorgesetzt, und das Wort stellt sich dann zu Zig. *tanya*, Zelt. Rb.: Wz. *Tan* cf. *tenta* etc.; der Form nach kann *tanya* als Pl. Tücher bedeuten, von *Tann* Rotw. B. *tchan Pott. chan* Bw., nach *Pott:* Hindi *thâna*, web (nach Bw.: Ss. *âc'c'hâdana*). Im Ss. bedeuten Sprössling der Wz. *Tan* auch *Weber*. — *Plastañar*, folgen: Ss. *prasthâna*, march. *plastañi* f. Gesellschaft, Bande, vll. grundvsch. v. *prasui* f. family, tribe: Ss. *prastîta*, crowded, swarming Bw. Wenn *pl.* nicht = Ss. *prati* + *sthâ* oder *paçc'ât* + *sthâ*, cf. Hd. *peachî jaouna*, folgen H., ist: so stellen wir dazu *prastaf* B. — *W* W. fliehen *prastî!* run! haste! Jrv. Ss. *pra* + *sthâ*, proficisci. — *Senkos* Ad. *senques* (pl.) L. Zweig. *sung*, Gerte. B. Ad. vglcht ein Slav. *senk*, neben Multan. *tenga*, Zweig, das V. falsch in *sen*, Schatten, ändert; vgl. Poln. *sek*, Knorren. Auffallend auch Deutsch am Rosa *tshenkó*, Zweig. Schott S. 21. Ss. *çâkhâ* f. Zweig, steht zwar nur im Hintergrunde, zeugt aber wohl unmittelbarer Zig. *Śach* B. K. *śoc*, *śa* (zhach) K. *chaja*, *cha*, *chal* f. Bw. (auch: Gras), Kraut, Kohl. Das obige *sung* ist schwerlich στέλεχος: *sunge*, Blume; *sungemaskri*, Straufs; Rose. B., vm. aus Wz. Ss. *Cigh*, *çiNghâmi* Hindi *sûngha Pott.* Hd. *sûngna* H. riechen und so in andern neuind. Spr. Daher Zig. *Sungàf* B. *songawa* (1 sg. prs.) K. *ginglar* (g = ch) Bw. riechen, neben *sungelar*, to stink, das identisch sein mufs mit *sungar*, Sp. toplar (= souffler), to betray, inform against; daher *sungaló* m. Verräther; Bock Bw.; für beide Begriffe sagen D. Volksdiall. *Stänker;* doch s. sogleich unten. Ferner: *sung*, Geruch. Ad. K. *sungelàf*, schnupfen. B. Vll. hrhr *suncai*, *suncué* f. Geist, Seele.

*) H. hat *khurgoosh* d. i. *khargûś*, eig. ass-eared, n. d. Prs. خرگوش.

Digitized by Google

An jenes *sungaló* gränzen vll. nur scheinbar: *C'ungulo*, verunreinigt = *g'ungelo*, schmutzig B. *g'ungalo*, — a, *dsungalin* f. Vu. *chungo*, *chungalo* Bw., häfslich, böse (ugly, heavy, πονηρὸν, πειρασμὸς; nicht: Gefahr und gefährlich, wie in Vu. übs.) *chungalipen* f. what is ugly etc. Bw., der Hd. *chûnna* vglcht. Wohl hrhr auch *changero*, false Bw. *c'ùmülo*, häfslich. B. Vgl. Ss. *g'ungita*, outcast, injured, abandoned (Grundbd.)? Esoterisch liefse sich vglchn: Zig. *c'ùnger*, Speichel. Rotw. B.: *c'ùgëràf*, anspeien B., also wol nicht, wie die meisten ähnlichen Ww. nach *Bopp*, mit *Kr* zsgs.? Vgl. auch Hd. *juk*, sputum. Gr. J.; jedoch auch Ss. Wz. *S'tiv*, woran sich sowohl Hd. *ttuenà* Gr. J. *theuk dàlna* H., wie Mhr. *tunkawam*, speien, stellen. Bw. stellt auch *chotiar*, id. zu Ss. *nis'thûta*, spitting; lieber möchten wir es samt *c'atteàf* B. id. zu Ss. Wz. *C'hard* (vomere; *c'hardana*, vomitus stellen. Bw. gibt auch noch *Chismar*, to spit: Ss. *smarâsava*, saliva; eher: Wz. *S'tiv*. — *C'angiaf*, wachen. *changeaf*, stören (a. d. Ruhe, = wecken), verstören. B. *changanar*, wachen; wecken. *changané*, awake: Ss. Wz. *G'âgr* Hd. *jugana* Bw. — *Saster* B. (bei K. falsch *glace!*) *zaster* Rotw. *sastra*, *tzaster*, *tras't* (vm. *r* st. *z*) 𝔅. *sas* m. (pl. *sáces*, Eisen = Fesseln), *sar* m. (nach Bw.: Ss. *sarana*) Eisen. *sastringhero*, forgeron. K. Ss. *çastra*, Eisen, Stahl, Waffe. Sollte in *Sinastra* (cf. *saces*) f. capture, prize; — *o* m. prisoner (: Ss. *sandita*) Bw. eine Einschiebung malaiischer Art anzunehmen sein? Freilich macht *Sincarfiál* m. slave Bw. wieder irre. Unsre Aufmerksamkeit richtete sich auf die bisher als dem Wesen nach völlig fremd angenommenen malaiischen Sprachen, einmal, weil sie durch Hrn. Prof. *Bopp*, dessen ausführlicheres Werk über diesen Gegenstand wir begierig erwarten, den Sanskritsprachen nahe treten; sodann weil Ref. selbst mit eigenen Ohren eine merkwürdige, unmöglich zufällige und vll. gar nicht durch Wanderung der Zigeuner erklärliche Korrespondenz derselben mit den Malaien vernahm.

Zigeunerinnen in der Wetterau sagten mir: dafs der gew. Grufs der Zigeunermänner unter einander *lac'ader diwes* (*besseren* Tag! rührende Bezeichnung der unglücklichen Gegenwart), *kakong!* laute; letzteres Wort bedeute „ungefähr: lieber Vetter"! Dies stimmt nach Stoffe und Form völlig mit dem nach Humboldt Kavispr. durch die alten und neuen mal. Spr. gehenden Gebrauche überein. Ich finde diese Angabe sonst nirgends, kann aber ihre unbefangne Auffassung verbürgen. Hierher gehört Zig. *kako* K. *kak* B. K. Freund, Vetter; bei B. auch: Geschlecht, vll. id. mit *caha*, Haus. Rb. *kà-këpènu*, Freundschaft. B. *coc*, Oheim K. In der Uebs. des Grufses der russ. Zigeuner: *kak mitute kamama!* how we love you! vm. *kak* mit dem gleichlautenden russ. Worte verwechselt. Merkwürdig *ekokak* m. Blutsfreund: Zig. *eko*, Zipfel (*ekeskero*, *Ecke*) B. cf. Dän. *tip*, *Zipfel* etc. bei Verwandtschaftsbezz. s. *J. Grimm* in *Haupt* Zeitschr. I. 1. Meine, auch von Hrn. Prof. *Bopp* unterstützte Vermuthung: das räthselhafte Ss. *sakhi* (Freund) oder vielmehr eine mögliche Nebenform desselben mit *ç* gehöre hierher, hat den für Ss. *ç* im Zig. und bei diesem Worte auch in den vm. entspr. Ww. Lat. *socius* Alb. *s'ogè* erscheinenden Zischlaut gegen sich; vll. liegt hierbei *sa*, mit, zu Grunde. Ebensowenig ist an Ss. *çvaçura* zu denken, dessen abgel. Bd. „venerable man" sonst gut passen würde — wir müfsten denn in dem Zig., wie in dem Mal., ganz alte Formen aus einer Zeit suchen, ehe die Palatalen sich aus Gutturalen bildeten. Vgl. dafür auch die, jeden Falls hier zu berücksichtigenden mahratt. Ww.: *cacuss* m. *cakyss* f. Vatersgeschwister. *cacbau* (*bau*, Bruder), primo patruelis. (Gr. Mar.). Wohl nur zufällig klingt hierher der ANord. Descendenzname *kokr Graff* I. 473. *Caha* (Haus s. o.) erinnert an Ss. *kâya* id.; body etc.; bei *kako* könnte etwa ein *kâyaka* zu Grunde liegen; woher aber auch dann die charakt. mal. Endung *ong?* — An dieses *kâya* vll. unmittelbar schliefst sich Zig. *kajitta*, Bude B., wie denn unsere *Cajüte* nebst *Koje* u. dgl. aus Mlat. *caya* = Ss. *kâya* (Weiteres s. in Dief. Celt. I. 163) entstanden sein mag. — *Saplar*, verdammen L. *sarplar* (*r* öfters unorg. eingeschoben), to pass judgment, jurgar. Ss. Wz. *Çap*, exsecrari etc.? — *Warda*, Wort. L. Schwerlich a. d. Deutschen, noch dem Littauischen, um so merkwürdiger! Auch ältere slav. Diall. scheinen es zu besitzen. — *Lofi* f. navel. Bw. Ss. *nâbki* f. Hd. *nâbî* neben dem aus Prs. ناف entl. *nâf* etc. — *Lòwe* B. *lowe*, *loewu* K. *love* Meg. *lovû* Jrv. *luas* (pl.) Bw. Geld. *lowèngri*, Chatoulle. B. Vm. hrhr *lòkin*, Gulden *lea-chaijêra*, Pfennig. Bw. cf. *Jayere* m. f., *jalleri* pl., *jandòrro*, Geld Bw. Zum ob. Ss. *lòha*, Metall; Eisen, Stahl. Hd. *lohâ*, Eisen. H. — *Liquia* f. Bw. *likka* B. Nisse, E. nit. Hd. *lîkh* Bw. Ss. *likkâ*, *lixâ*. — *Rowaf*,

Digitized by Google

robaf, roaf B. *orobar* Bw. *rov* Jrv., weinen, klagen. *rovopenn,* Geheule. B. Ss. Wz. *Rud. rôditi* = Prkr. *riati.* Hd. *rona,* weinen. H. — *Rom,* bei Zippel u. A. neben *roma* pl. v. sg. m. *romo,* in allen Quellen *Zigeuner* bd. Die Urbedeutung — cf. Ss. *rama,* husband, lover. *Pott.* Bw. *râmâ, ramanî,* woman. Beng. *ramana* m. —*î* f. id. *Pott.* statt früherer Vgl. mit Kopt. *rôme,* Mensch. Zend. *dâmô* = δῆμος, u. Wz. Ss. Ruh, cf. *rômas; Bopp* — tritt vorz. bei den span. Zigg. hervor. *rom,* Mann. B. K. bei Bw. auch: Gatte, Bräutigam; auch die Form *ro* bei Bw. *romni, ghiromni* K. *romn* Rd. *romnin* B. *romí* Bw. Frau, Zigeunerinn. *) *romanó* Bw. *románo* Puchm. *romino* K. *roměno* B. Zigeunisch (dazu mehrere Zss.). *roomus,* zig. Sprache. Jrv. Auch bei B. *romŏno, romodìno,* verheirathet; wie *romandiñarse,* sich verheirathen. *romandinipenn,* Ehe. pl. — *es,* Hochzeitfest. *romális* f. a Gypsy dance. Bw., der den pl. von *rom* sowohl *roma* (bs. = Zigeuner übh.), als *romares,* Männer, bildet; den des f. *rumiles,* Weiber. Vm. vsch. ist *Rumijele* m. pilgrim; rosemary Bw., wiewohl auch Jrv. *roomdichil* (dabei „*rum-ne-chul-nevale*") = Gipsies i. e. wanderers, erklärt, vm. *romnic'èl,* d. i. Zigeuner-volk, verwechselt. Ist das W. bei Bw. nebst Sp. *romero,* das auch beide obige Bdd. hat, auf *Rom,* zu beziehen? Nicht zu verwechseln mit It. *romito* = *eremita!* — *Ris'i,* Heiliger. B. Ganz das Ss. *rs'i.* Dazu auch: *ras'ài* B. *erajai* (also nicht von ἱερεύς, Slav. *jerei* etc.), *arajai* m. *rashey, roshni* (Mönch; vll. f.) Rotw. Priester. *ras'èni,* Aebtissinn. B. *erandia* *) f. nun. *erajni* f. dress of friar. Bw. Demnach nicht, wie etwa Lett. *kunigs, Herr* und *Pfarrer* und Aehnliches in andern Sprr., von Ss. *râg'an.* Zu diesem dagegen Zig. *rai,* Herr, Meister; *pradùno-rai,* Lehrer. B. (*derai,* maître K.) *reiah* Rb. ℬ., *raja* ℬ. *arai* (gentilhomme) K. *eray* m. (gentelman, knight) Bw. Herr. *ry* (wohl nach E. Ausspr.) etc. König (der Zigeuner) Jrv. *rias* f. damsel. *erano, eranoro,* Herr. *erani* Bw. *rànin* B. *rani* B. K. *arânah* (*â* = *au*) Rb. Herrin, Dame. Vm. hrhr und nicht etwa zu Ss. *strî* Zig. *rrina,* Frau. B. Endlich: *eranorear-se,* sich bemächtigen. L. *rag* (vm. *r* st. *z*) K. *raz* = Hd. *raz* Gn. Fürstenthum. Cf. Prkr. *râ* = *râg'â, ran'n'â* = *râg'nâ.* Hd. Prs. راي (râi), König; Ss. *râg'nî* = Hd. *rânî, regina.* Die ob. Formen sind zum Theile aus dem Mangel des Suff. *an* zu erklären. Der zig. Stamm *Clay* wurde früher erwähnt. Vsch. vom Obigen ist wohl *rinkeno,* Adel, neben *ricker* (— *Weli-mann*), schön. Rotw. cf. *rincano,* schön. *karincino, —a,* niedlich. Rb. — *Erio,* böse. ℬ. K. — *glic'in,* Dietrich B. d. i. falscher Schlüssel. *Erés* pl. Nicht-Zigeuner. Bw. Ss. *ari,* hostis. — *Lacró* (Diener), Bw. rakle (Schüler) Ad. *ràklo* B., *rachlio* K. m. *raklin* B. *rakli* ℬ. K. (Magd), *rachsi* (?) K. *lacrí,* Bw. *rokli* Jrv. f. juvenis sbst. Auch bei B. mit l: *lakrotrupeskro,* Weiberjacke. Hd. *lurkâ* m. —*î* f. (girl), child. Aber auch Mahr. *lèc,* Sohn. *lèky,* Tochter. Bw. vglcht Ss. *lôka,* man, mankind; der Secretär der Bombay Soc. zu Jrv. Mahr. *rakhtee,* a kept girl. — *Mortin,* Leder. Rotw. *morc'in,* Haut, Balg, B. *morchás,* skin, hide (:Hd. *mushk*). Bw. Armen. *mort,* Haut. Ss. *mûrti* f. corpus. — *Mom,* Wachs. B. (dagegen *mumi,* Schwefel ℬ.) vll. pl. *momĕja,* Wachsstock; — *jeskero tann,* Wachsleinwand; ebenso *momecha* (*mor dewléske,* Seelenmesse. B. *marmullí* f. wax.: Prs. موم Bw. *mermellin, —i* Bw. *mòmĕlin* B. *mumli* Rb. *mumeli* ℬ. *mumli* (Fackel), *mommli* (Licht), *mommeli, momia* (cf. o. *momĕja*; Leuchte) Rotw. Licht, Kerze *musléy* m. lamp. Bw. Hd. *mûm,* Wachs. *mûmbuttî,* wax candle. H. Die Formen bei Bw. erinnern an Ss. *marmara* m., eine Fichtenart (:Harz: Wachs). — *Mas'kre,* entre. K. *majara, macara,* middel, half. m. *chibel,* midday Bw. *maskaral* Hann. *màs'kerall* (auch: Mitte) B. inter. Ss. *madhya, medius.* Prs. مزكر, Mitte etc. — Nicht etwa dahin, als *Mittelpunkt* der Stadt. *Masquero, maasquero,* Marktplatz, Strafse, E. shambler. *masvaro* m. fleshmarket, wozu vll. *manos'wàri,* Galgen B. — sondern zu: *Mas* B. Jrv. *mass* Rotw. *mutz* ℬ. *maas* neben *mang* u. *mansenquere* *) f. Bw. meat, flesh, Fleisch. Ss. *mâNsa.* Mahr. *mass.* Hd. *mas, mâns* (مانس) H. Jrv. etc. etc. — *Monro* pl. *mourrores,* Freund. f. pl. *monrias. murno, murmo,* dear. Bw. *more,* Bruder, Camerad. Puchm. Letzteres nach *Sulzer* im Zig., Wlach. u. Slav. Zuruf, eig. *moy! moy!* Vll. Voc. cf. *miro,* mein. *maro,* unser. So *Pott.* Aber die Formen bei Bw. lassen Javan. *mintra* Meg. Ss. *mitra.* Pali mitta Prs. مهر (*mihr*) (auch: Sonne = Ss. *mihira*), Freund, vergleichen.

*) Vll. hrhr. Hd. *rendi,* woman. H., wenn nicht nebst *erandia* zur nächsten Reihe.

*) Dagegen *maasengoro* m. Bw. *masèngro* B. *maseskero* K. (eig. Adj.) Fleischer.

Digitized by Google

Bopp erinnert auch an Ss. *mantrin*, Rath, womit vll. auch *mitra* vw. sei. Bw. vglcht Ss. *bandhu*. — *Manu* (nur sg.) Mensch, Mann. Bw. Merkw. Form, im Ss. nur Eig. Suffigirt: *manupe*, *manus* pl. *manuces* Bw. *manoś* Meg. *manuś* B. Gr. K. (nur pl. bei k) pl. *manuś'a* *Pott*. *manuś'elia* B. id. (auch *mer m.*, meine Aeltern B. cf. Wetter. *Leute* = *Familie*). *mannis'î* Rb. K. *manusardi* Bw. Weib. *manusalo*, stark (ανδρεῖος) Bw. Ss. *mànuś'a* m. -*î* f. u. dgl. Hierher auch Zig. *men*, person, honour. *sumen*, usted. Bw.?— *Mòl* B. *mol* m. Meg. Bw. ℬ. (*mot* K. vm. verschrieben, wäre sonst wichtige Form) *mul* ℬ. Wein. *môljengeri*, Ranken. B. (cf. *vitis : vinum?*). Adj. *môljakero* B. *mollùti* f. grape Bw., alle jeden Falls: Ss. *madhu* (für *l* aus *dh* cf. *mel*, μέλι etc. *Bopp*) und vll. nicht, wie Bw. und *Pott* annehmen, aus Prs. مُل (*mul*) entl., sondern aus Ss. *madhula* zsgz. — Dagegen aus Ss. Wz. *Mad*, *matta* (trunken) Zig. *matto* B. *matî* Irv. (vm. f.) *mato* Bw. drunk, drunken. *matipén* f. drunkenness. *matogaro*, *matogarno*, *machargarno*, *machingano* m. drunkard. *matobar*, to intoxicate. Bw. Hd. *mutwâlla* H. *mata* Irv. drunk (*must* id. H. wohl a. Prs. مست). — *Marcúri* m. Katze, Bw. bestätigt *Bopp's* Ableitung von *mag'ka* Gr. id. aus Ss. *mârg'âras*; zunächst stellt sich noch Zig. *murga* K. dazu; *mag'ka* könnte indessen mit *machico*, *machican* m. *machuku* Irv. *mac'ka* B. K. durch eine slav. Spr. durchgegangen sein, vgl. u. A. Ill. *macsak*, Kater (D. *Matz* a. d. Slav.? Auch Alb. *matzà*) Zig. *myza* ℬ. vll. aus Alb. id. Meg. — *Beruñi* f. balcony. Ss. Hd. *varanda* m. portico. — *Birlin* K. ℬ. Biene. *pèrreli* B. *berilli* f. Bw. Wespe. *pürreni*, Biene, Hummel. B. *berallas* f. pl. bee-hives. Bw. Vll. hrhr *bispibi* f. hornet. Bw. Hd. *birnî*, wasp. H. Ss. *bhrngha* (eher hier als *dvira*, *dvirêpha*), Biene. — *Brote* m. Kamel Bw. (bei B. *kamèla* wohl nicht unm. aus Ss. *kramèla*) Hd. *bôtà*, kleines Kamel. Gr. I. Ss. *bhôli* m. camel. — *Butin* B. *butsi* K. Arbeit; nicht etwa aus Roman. *butin* (Beute) cf. Dakor. *lucru*, Arbeit; sd. id. mit *buchi* f. Ding, Sache. (auch: Henker) Bw. Ss. *bhûti* f. existentia. Hrhr vm. Zig. *buchengerés*, Dinge. *bausale* f. (mit gew. Suff.) cause. *puchél* f. life. *apuchelar*, to live (auch: dwell: Wz. Pig' Bw.?). apuchéris, living, vivos. Bw. (etwa *p*=*bh*) — *Bardroy*, green: Ss. bharita. Bw. — *Batané* m. *petano* m. Bw. vm. id. mit *bac'era*, *Nemnich.*, Kalb. *batscheru* ebd. verschr. *b* f. *h*, Füllen. *bikcheroo* (*b c'erû*), blockhead. Irv. Ss. *vatsa* = Prkr. *vac'cha* (tulus; proles übh.) = Hd. *bucheh*, young of any thi whelp; cub. *buchrau* (*bac'râ*), calf; colt. etc. (Sp *becerro* aus *vitellus?*). — *Feda* f. Weg. Bw. *patha*. — *Beda* f. Lehre; Weise, Sitte. *bede de n* Leichenbegängnifs (hierher?). *bedar*, lehren; „it many other meanings e. g. b. *or yacque*, to light fire. *b. or chiros*, to pass the time." Bw. *peda*, D in mannigfachster Anwendung bei B., die Grundbd. halten in *pedamaskro*, Rosenkranz, und vll. in *p* Kanzel; *pralduni p.*, Chor (in d. Kirche). Ss. *v* Lehre u. s. w. Vgl. die vielf. Bd. von λόγος, λό λογή, λογῶ (in Zss.) u. s. w. Wenn nicht *relig* *Lehre* die Grundbd. wäre, so dürfte vll. an Pali *thu* = Ss. *vastu* = Mahr. *vhastu*, *vhast*, Sache; auch Hd. *wâsta*, propter etc., gedacht werden.— *char* neben *puchar*, *pucharar* Bw. *puc'af* B. *pchuc* (1. sg. prs.) Puchm. *putznum* (erfragen; vm. 1. prs.) Rotw. fragen. *putzjam* ℬ. (1. sg. prs.) *pucha* Frage. *puc'epenn* B. id.; Verhör. *brichardilar*, to implore Bw. Hindi *pûc'hanâ*, to ask. Pott. Hd. *pûc* id. H. Pali *puc'chati* = Pskr. *puc'chadi* = Ss. *prc'* (fragt.). — *Pâś*, Theil, halb (Werg d. i. Halbflac (pas') zer-, bei (in Zss. m. d. prs. Fürww.) B. *baś*, bei, zu. Gr. *paś all* (*all* gew. Partikelsff., *ll* vm. Ss. *t*) B. *baś'er* Rd. *pajes*, *paquet*, *sunpacel* (öft Zss. mit d. Fürw. 3 ps.) Bw. bei *pas* Bw. (= *pâs* o.), auch bei den engl. Zig., half u. A. *pas-chibe*, tag, Süden, während bei B. *paś'diwes* angeblich N mittag. *pâś'epenn*, Spalte. *pâś'gêlo*, Rifs, vm. prt. *pâś'kûf*, zerfallen u. s. w. B. *pasque*, *paque* f. Hälfte. Vm. auch hrhr. *pajes*, Seiten Bw. und n zum nächsten Artikel. Ss. *paxa* = Pali und P *pakkho*, Seite, Hälfte (des Monats). Hd. *pâs*, n H. Cf. u. A. Litt. *pas*, bei: *pus*, halb. *pusse*, Hi u. s. w. u. s. w. — Nur scheinbar schliefst sich *Pâś'wero* B. *pajorias* (pl.) Bw. Rippe. *paswërè*, Geri Prkr. *pâsa* = Ss. *pârcva*, Körperseite; multitud ribs. Ss. *parcukâ*, Rippe. Hd. *pasli* (*puslee* H.) i *Parno* B. K. Bw. weifs; Bleiweifs. B. f. *parrni*, Kr B. *parné*, white or silver money. Bw. cf. ἄσηρα. *nëpènn*, Kalk. *parnemarin*, Schellen im Kartens B. = Weifsbrot? Oder: *mara*, white Irv.? V hierher: *apono*, weifs. Rb. *Pani*, Europäer *Pott* u.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

The Zincali; or, an account of the Gypsies of Spain. With an original collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. By George Borrow.

(Schlufs.)

Schwerlich: Ss. Wz. *Parn*, to be green, die wohl nur von *parna* (Blatt) abstrahirt ist; sondern: *pându*, pallidus; *pândura*, pale, yellowish white. Vgl. u. A. Alb. *bardha*, weifs. — *Patrias* pl. f. Vögel. L. Ss. *patatrin* (*patat*), avis. — Dagegen *Pattria* Rotw. Rd. *pàttĕrja* (Grün im Kartsp.) B. pl. von *patrin* B. K. Blatt. *oropátia*, *paróji* f. leaf Bw. Ss. *patra* n. Hd. *pattâ* (*puttau* H.), Blatt. — *Nak* m. Rd. B. Nase (auch in d. Bd. Verweis); Rüssel; Schnabel; Schneppe. *nag*, *nakcha* B. *nok* Irv. Nase. *naqui* f. nostril Bw. (*nozdros* pl. id. a. d. Slav. cf. Poln. *nozdrze*). *nakzeskro*, naseweis; dagegen das gew. der. Adj. *nakeskero* B. Ss. *nakra*, *nakuta* n. Hd. nâck etc. etc., Nase; dagegen nach *Pott* Ss. nâsikâ: Hindi und Mahr. *nâka*. — *Doaf* B. *thauava* (1 sg. prs.) Zippel. waschen. *Pott* setzt zu: „Vll. *tchovav*, *) gew. *geben*, mit *avri:* ich wasche." *dòwèpènn*, Wäsche; vm. id. mit *dobapenn*, Bleiche. *dowemàskri gàc'in*, Wäscherei (st. -inn) B. *c'obe* (*tch.*), waschen. *c'owaben*, Wäsche. Rotw., wiederum, wie bei Bw. *chobelar*, waschen, taufen; neben *muchobelar* id. Hindi *dhônâ* Pott. Hd. *dhona*, waschen. Ss. Wz. *Dhâv*, to cleanse; *dhâvana*, cleansing. Cf. Wz. *Dhâ*, also Grundbgr. des Auswindens, Ausreibens; dann auch Alb. *θαϊγ*, abwischen, trocknen; ebenso *waschen*: *wischen* und: Cymr. *gwasgu*, to squeeze = Bret. *gwasca* id., nam. *gw. an dilad*, presser, étreindre le linge. U. dgl. M. *Muchobelar* scheint zsgs., etwa mit Ss. *mrita*, purificatus u. dgl.; der Bgr. der Taufe darf uns, als abgeleitet, nicht wohl zu einer Verbindung mit Zig. *muc'*, selig B. führen, das mit Ss. *môxa*, Erlösung, Seligkeit: Wz. *Muc'*, vw. scheint; eher als mit *mudita*, laetus. — *Dugida*, Tochter. L. (g = ch, h). Prkr. *duhidâ* = Ss. *duhitr*. Vw., wenn nicht id.: *dohilo* + *bhara* (Schaf), Lamm. K. B. (falsch getrennt), etwa = Schafsäugling (Wz. *Duh*); cf. auch Ss. *dôhada*, embryo. — *Das'manu* pl. *-ces*, Feind. L. Schwerlich von Ss. *dasma*. m. thief, rogue cf. *dasyu* m. thief, enemy; sd. v. Hd. *dus'man* H. a. Prs. دشمن, Feind. — *Tasar (tasabar)*, Bw. *dassedaf* B. ersticken; dann bei L. schlachten; vgl. das Essen erstickter Thiere bei den Zigg. und die Thags. Cf. Ss. Wz. *Dâs*, *Dâc*, *Dax* (tödten)? In *dassedaf* kann ein Subst. liegen, da *daf* = Hd. *dana* das eig. Ztw. ist.? Ist vw. Zig. *Duffejaslo*, erstickt B. d. i. erstickte ihn oder sich. Hd. *ddubnà*, sich ersäufen, *afogar-se na agoa*. Gr. I. — *Dori* R. Bw., der Prs. دارى vglcht, Rotw. Band, E. rope. *dari* f. thread, line. *andoríles*, strings, garters. Bw. *thorin*, Band; Binde; Gesellschaft (d. i. Bande) B. Hd. *dori*, Band. R., vll. id. m. *târ*, wire H. cf. ib. *tâgâ*, thread: *dàgê*, Faden (fio de linha) Gr. d. Vw. scheint Ss. *dôraka*, *a string* for fastening the wires of a lute. Dagegen Zig. *Thaw* B. *taabe* Rotw. Faden, Zwirn. *daweskero*. (auch t.) *kêr*, Arbeits-, Zuchthaus B. d. i. Spinnhaus; vll. unvw. m. d. Ob. u.: Ss. *dâman*, string, rope Prs. دام, wie Kurd. *dâf*, Schlinge für Thiere cf. *Pott* u. *Rödiger* Kurd. Stud. Auch Zig. *nafre* m. thread Bw. hierher. D. *Tau* mag urvw. sein. — *Chon* f. beard, chin: γένειον. *chonéro*, barber. *choneria* f. barbers shop. erinnert zwar an *Kinn* bd. Ww. (s. z. B. *Pott* I. 142); bei dem steten Wechsel der Liquiden aber trennen wir es nicht von *g'ôr* B. *chor* (wohl = *c'*.) Meg. *c'or* (ang. auch = *bouche*) K. *c'ara* B. Bart. Vm. nicht, wenigstens unmittelbar aus Prs. جرّ, جرّن etc. etc.; sd.: Ss. *dâdhikâ* Hd. *dàrhî* H. *tthôri* Gr. I. Mahr. *darrhy*. (Beng. *darri* u. Mult. *dari*

*) Verwechselung mit Wz. *Dâ*, *Dhâ*?

Digitized by Google

Ad.). — *C'uw* (pl. *c'uwa*, Ungeziefer) B. *jua*, *tzua* K. *chube*, *chiguai* m. (: Ss. *kitibha*) Bw. Laus. *g'ûwa*, Wanze. B. *g'ulo* K. *chobares* pl. m. Bw. Floh. *churilli* f. nit. *che* f. scab. Bw. Ss. *yûka*, louse. Hd. *g'ûî*, *g'ûn*, *g'ûân (j.)* H. *tū* Gr. I. id. vll. auch ib *chiūtà*, formiga grande. — *Chindó*, *chindoquendo*, blind. Bw. Hd. *chundrî*, purblind. *chundhulâ*, dim sighted. H. vll. Wz. *C'and*, als *geblendet*. Bw. vglcht Hd. *choondhla*, blear eyed und Ss. *andha*.— *Chique* f. earth, ground; butter. *chiquen* m. Erde ἡ ξηρὰ, ὁ κόσμος. Bw. u. L. *c'ik*, Thon, Koth (Lichtschnuppe) B. Erde Rb. *s'ick*, Erde. K. Koth. B. *s'îk*, Koth K. *c'ikkëlo*, kothig. *c'ikkepenn*, Sudelei B. Ss. *c'ikila* m. mud, mire. *c'ikkana*, adiposus, unctus (: Butter s. o.). Nach Ad. Mult. *c'ikur* Beng. *s'ikker*, Koth. —

C'awo (c'owe) B. *c'abo* K. Bw. (pl. *chai*, falsch von Bw. I. 38 als „Kinder Aegyptens oder des Himmels" erklärt; aber richtig: children, fellows, Gypsies) *chab* Engl. Zig. *chaboro* Bw. *chau (c'â)* Rb. Kind, Knabe, Sohn. *chabal* m. *-a* f. *chabe* m. *chabea* f. Bw. cf. *xavea* Meg. Kind. Feminine: *chavee*, child Irv. *c'ai* B. (*chi* Rb.) *xai* Meg. *g'ei* B. K. *c'e* (Mädchen), *c'ek* (Jungfrau) Gn. *g'ari*, (Töchterchen) B. *chabori* (girl) Bw. *tai* B. (v. Erzengel, vm. falsch), Tochter, Mädchen. *puruc'au*, Enkel „enfant d'âge" K. (*pura*, alt) klingt zufällig an Ss. *purus'a* an. *c'aiagro ram* K. *c'akrorum* (sic!) B. Tochtermann u. dgl. M. *chaboreia*, *chaboeia* f. coll. die Kinder Bw. Ss. *çâva*, pullus, catulus. Gn. vglcht Hd. *c'ukni*, Mädchen. *c'okna*, Knabe. *c'ekerin*, Jungfer. — *Corroro* Bw. *göhrölo* B. scheel (monoculous). *kûralo* Zippel. *gorölo* B. blind. Prs. کور *(kûr)* Kurd. *kor* etc. auch Türk. *chur*, *kior*, *gior* Meg. blind. Doch wohl: Ss. *kâna*, coecus, monoculous; Hd. *kâna*, blind H.— *Jeroro* m. *jerini*, *jeni* f. Esel (-inn). *jerrumbro* m. muleteer. Bw. Ss. *khara* Prs. خر. Krd. *kerro*, *kerr*. Vll. gz vsch. v. Zig. *Guel*, *gel* m. Bw. id. cf. Hd. *gudhah* H. (: γάδαρος, γαΐδαρος). — *Canro* m. neck. Bw. Ss. *kantha*, throat. — *Gau*, *gao* (: Ss. *karvvata*) Bw. *gav* Rb. Irv. (dhr vm. *güv*, ville K.) *gaue*, *gan*, *gal* K. *gâb* B. Ort (Stadt, Dorf, Flecken). Hd. *gâon*, *gâi* etc. Prs. کوی *(koi)* Kurd. *ghund* (hrhr?) id. Vll. nicht: Ss. *gô*, sd. *grâma* m. Pali *gâmô*, pagus, vicus. Nicht hierher Zig. *iegag* (falsch *irgag* B.) Gn. id., sd. zu *g'egga* id. B. Ss. *g'agat*, terra, mundus. Prs. جایگاه, locus. Hd. *jagâ*, *jâî*, *jaggeh* place. H. — *Ch'ollob* B. *gullub*, *chalu* K. *jalares* Bw. Beinkleider. Zend *sâravâro* Prs. شلوار Kurd. *sciâ ruâl (s'ârvâl)*, σαραβάρα, *saraballa*, Oesterr. *s'alwar* etc. (cf. auch כַּרְבָּל, Mantel u. s. w.) Der gutt. Ar laut der zig. Ww. deutet vll. auf eine altind. Form.- *Jaquestaro*, Asche. L. Prs. خاکستر *(khakester)*.- *Kôra* f. Stunde B. *yoroo*, watch. Irv. *coracaño* m guard. Bw. Schwerlich: Ss. *hôra*, das nach *Pott* I 123 selbst aus ὥρα entlehnt ist; sondern: Mahr. *gharly* Hd. *ghurrî* H. Stunde: Ss. *ghatika*, 30th part of a day and night. — *Quinao* Bw. *keno*, *kino*, *kèndo (kind pàster)* B. müde (überdrüssig u. s. w.) Ss. *khinna* müde.— *Casdami* f. scorpion Bw. Hd. *guzhdum* H.- *Es'astra (s' = sch)*, Gesetz. L. Ss. *câstra*.— *Udsch (ug'o)*, hoch, Höhe. L. *uc'o* B. *ac'o* B. (*a* st. *u*), hoch. Ss. *uc'c'a*, hoch. (Hd. *ûnc'â* mit dem gew. Hd. Rhinismus). — *Acóres* pl. nuts. Bw. Ss. *akôta* m. betel-nut-tree. Doch auch Prs. گردو, Nufs : καρύδι; letzteres vglcht Bw.

Genug, doch nicht zu Viel! Ohne Monographien keine Geschichte der Sprache, noch der Sprechenden

Lorenz Diefenbach.

XXIX.

Die Gattungen der fossilen Pflanzen, verglichen mit denen der Jetztwelt und durch Abbildungen erläutert von H. R. Goeppert, deutsch und französisch. Bonn, 1841. *Querfol.* 3 S. 18 *Taf.*

Der Vf. hat durch dieses Werk, welches der Einleitung zufolge in zwanglosen Heften erscheinen soll seine Verdienste um die Kenntnifs der fossilen Pflanzen aufserordentlich vermehrt. Nach diesem ersten Heft zu urtheilen möchte Ref. es nicht allein wegen der Fülle der Beobachtungen, sondern auch wegen der Reife des Urtheils allen andern Werken dieser Art, auch den vorigen Werken des Vfs. in diesem Fache, vorziehen. In der Einleitung spricht er einen Grundsatz über die Bestimmung der Gattungen gegen Ad. Brongniart aus. der sehr zu billigen ist, und den er selbst vormals nicht befolgte. Wenn nämlich eine fossile Pflanze zwar unterscheidende Merkmale darbietet, aber

Digitized by Google

nicht mehr von lebenden Pflanzen einer Gattung abweicht, als diese von einander, so betrachtet sie Brongniart nur als eine neue Species derselben Gattung und behält den Namen dieser letzten unverändert bei; so hat er z. B. einen Acer Langsdorfi. Wenn der Unterschied etwas bedeutender ist, oder sich auch wohl nicht ganz entschieden nachweisen läfst; so verändert er die Endsylbe des Gattungsnamens in ites, also Adiantites von Adiantum. Nur wenn eine fossile Pflanze mit keiner der lebenden Gattungen übereinstimmt, giebt Brongniart ihr einen neuen Namen. Der Verf. dehnt nun den zweiten Fall auch auf den ersten aus, indem wir fast niemals eine fossile Pflanze in einem so vollkommenen Zustande finden, dafs wir mit Gewifsheit sagen könnten, sie gehöre zu einer lebenden Gattung. Nach dieser Erklärung giebt er seine Beobachtungen über den Zustand, worin die fossilen Pflanzen überhaupt vorkommen. Es sind nämlich zuerst Stämme, Blätter, Blüthen und Früchte zwischen den Stein- und Erdschichten gelagert, von der biegsamen, schwach gebräunten Beschaffenheit bis zu allen Stufen der Verkohlung. Sie kommen am häufigsten in Schieferthon vor, seltner in der Oolith- und Liasformation von England, auch in der Kreideformation und am seltensten im Keuper und dort auch nur in schwach gebräunten Abdrücken. Der Vf. ahmte diese fossilen Körper dadurch nach, dafs er Pflanzen, besonders Farrn zwischen weiche Thonplatten einschlofs, im Schatten trocknete und dann nach und nach bis zum Glühen erhitzte. Doch gelangte er auch ein ähnliches Resultat, wenn er Pflanzen zwischen Thonplatten einschlofs und solche 6 Fufs tief in den Grund eines Wallgrabens versenkte, wie er auch schon in Poggendorffs Annalen angezeigt hat. Dieser Gegenstand ist von dem Verfasser mit Recht wieder angeregt worden, verdient weiter fortgesetzt zu werden, um zu wissen, was wirkliche Verkohlung durch Feuer war, oder was nur durch langes Liegen in eingeschlossener, feuchter Luft geschehen konnte. Eine solche Unterscheidung kann für die Kenntnifs von den Veränderungen, welche diese Körper unter der Erde erlitten, von Wichtigkeit werden. Am besten erhalten sind die Pflanzentheile in Bernstein und der Vf. erkannte noch an einer Blumenkrone drüsige, gegliederte, gröfstentheils in einem rechten Winkel abstehende, also vermuthlich noch in ihrer natürlichen Lage befindliche Haare. Pechkohle verwandelt sich in Schwarzkohle nach dem Vf., wenn man sie in eingeschlossenen Räumen glüht. Der Verf. sagt, die Meinung, dafs die Steinkohlen aus Torf bestehen, schliefse die von ihm angegebene Entstehungsweise aus Baumstämmen nicht aus, da man in den meisten Torflagern Stämme und Reste von Stämmen antreffe. Es giebt allerdings Torflager, worin versunkene Baumstämme vorkommen, nicht allein einzeln, sondern auch in grofser Menge, so dafs ganze Wälder versunken sein mufsten, aber es giebt auch weit ausgedehnte Torfmoore, worin dergleichen gar nicht vorkommt. In einer Abhandlung in der Akad. d. Wiss. z. Berl., wovon der Vf. nur einen kurzen Bericht kannte, habe ich durch mikroskopische Untersuchungen zu zeigen gesucht, dafs die Steinkohlen aus verschiedenen Gegenden und aus verschiedenen Formationen ganz und gar mit dem Torf der Jetztwelt und zwar besonders mit dem dichten Torf übereinstimmen, dafs folglich die Steinkohlenlager die Torfmoore der Vorwelt waren. Wenn in Steinkohlenlagern deutliche Reste von Baumstämmen sich finden, dann mag man erst die Beobachtungen von dem Vorkommen von Baumstämmen in Torfmooren anwenden. — Der Vf. geht nun weiter zu den Abdrücken der Rinde von Pflanzen, deren Inneres zerstört und entweder hohl oder durch Steinmasse ausgefüllt ist. Der gröfste Theil der in Steinkohlen vorkommenden Stämme gehört hieher. Es werden hier einige merkwürdige Fälle angeführt, so besitzt der Vf. eine Knorria, deren Stamm im Innern mit Conglomerat ausgefüllt ist, ferner einen Calamites, in dessen Innern sich kleine Calamitenzweige finden. Dafs ein Stamm könne platt gedrückt werden, ohne dafs die äufsern Schichten reifsen, wenn nur der Druck allmählig geschieht, zeigt der Vf. durch einen Versuch. Er wirft die Frage auf, woher es komme, dafs man oft das dichte holzartige Zellgewebe der Lepidodendern, Sigillarien und Calamiten verfault finde, indem die zarten aus parenchymatosem Zellgewebe bestehenden Zweige und Blätter sich gut erhielten. Ich möchte den Vf. bitten, die einzelnen Fälle genauer zu untersuchen, ob jene Theile wirklich verfault, vorzüglich aber, ob diese wohl erhalten waren. Der Vf. kommt nun zu dem Falle, wo die einzelnen Theile der Pflanzen, die Zellen und Gefäfse mit Steinmasse ausgefüllt sind. Er setzt seine schon früher in einzelnen Abhandlungen vorgetragene Meinung auseinander, dafs nämlich die versteinernde Flüssigkeit in die Gefäfse und in die Zellen gedrungen sei, um dort die Steinmasse abzusetzen, und nicht blofs in zufällige, durch Fäulnifs entstandene Höhlungen eingeflossen; eine sehr richtige und hinlänglich bewiesene Darstellung. Wie auf diese Weise kohlensaurer Kalk, auch Eisenoxyd, überhaupt alle in Wasser auflösliche Verbindungen in die Pflanzen kommen, läfst sich wohl einsehen, aber schwieriger ist es zu bestimmen, wie die Kieselerde eindringe, und gerade sind die durch Kieselerde versteinerten Pflanzentheile die allerhäufigsten. Es ist zwar sehr richtig, wie der Vf. auch anführt, dafs die Kieselerde oder Kieselsäure sich in Wasser auflöst, aber in der mittlern Temperatur ist die aufgelöste

Digitized by Google

Menge so geringe, dafs man nicht einsieht, wie auf diese Weise Gefäfse und Zellen können ganz ausgefüllt werden. Es scheint mir, als ob man doch Hitze zu Hülfe nehmen müsse, um wie in Island versteinernde Gewässer zu bekommen. Auch scheint es nothwendig, dafs die Holzstücke von den Wurzeln getrennt waren, um schnell durch Gefäfse die versteinernde Flüssigkeit aufzunehmen, welches durch Zellgewebe und folglich auch durch die Wurzeln, deren Spitzen aus Zellgewebe bestehen, nur langsam geschieht. Auch hatten die Bäume aus der Jetztwelt, welche durch kohlensauren Kalk versteinert waren und noch im Boden wurzelten, ohne Zweifel schadhafte Wurzeln, wodurch eine solche Menge kohlensaurer Kalkerde hineinströmen konnte, dafs die damit durchdrungenen Theile versteinerten. Einzelne Wirkungen, durch Feuer in der Vorwelt veranlafst, müssen wir überhaupt annehmen; dieses beweisen viele besondere Fälle, unter andern die angebrannten Steinkohlen, wovon ich in der oben erwähnten Abhandlung Beispiele gegeben habe. Bekanntlich machte eine Nachricht von Hrn. v. Justi im vorigen Jahrhundert viel Aufsehen, dafs nämlich bei Belgrad ein Pfahl gefunden worden, angeblich von einer dort von Kaiser Trajan über die Donau geschlagenen Brücke, welcher im Umfange einen Zoll dick in Achat verwandelt war, indem der innere Theil seine Holzstructur behalten hatte. Der Vf. sagt darüber: „Meine diesfälligen Untersuchungen in Wien (ein Theil desselben soll dorthin gebracht sein), welchen sich der leider nun verstorbene würdige Baron v. Jacquia mit der ihm eigenen ausgezeichneten Umsicht und Eifer unterzog, waren bisjetzt vergebens". Justi war ein höchst unzuverlässiger Schriftsteller, ohne alle Kenntnisse der Naturgeschichte, auch für die damalige Zeit. Es war zu erwarten, dafs der Vf. kein versteinertes Holz mit Spuren von Bearbeitung finden würde, ungeachtet ältere Schriftsteller davon reden, denn da sie diese Versteinerungen in eine geschichtliche Zeit versetzten, so sahen sie, was sie gern sehen wollten, Spuren von Menschenhänden. Spuren von Verletzungen durch Insecten hat der Vf. noch nicht in der Uebergangs- und Steinkohlenformation gefunden, wohl aber in den mit den nordischen Geschieben vorkommenden Hölzern, so wie in den rheinischen Holzopalen, besonders aber im Quadersandstein Schlesiens und Sachsens, im Grünsande von Aachen, und von Rowali in der Ukraine; in den letztern waren die Wurmgänge mit versteinerten Holzsplittern gröfstentheils gefüllt: eine für die Geognosie wichtige und überhaupt merkwürdige Bemerkung. Auch besitzt der Vf. ein geknicktes opalisirtes Holzstämmchen aus dem Siebengebirge von Quickstein, welches von der Gewalt zeugt, womit die Holzstämme unter die Erde gebracht wurden. Diese Einleitung, welche jedem zu empfehlen ist, der sich mit fossilen Pflanzen beschäftigt, macht einen grofsen Theil dieses Heftes aus. Die beschriebenen fossilen Pflanzen sind: 1. Thaumatopteris Münsteri, die Graf Münster Phlebopteris genannt hat. Sie zeigt noch Fructificationen, die Acrostichum ähnlich sind, und einen Habitus, der allerdings unter den Farrn nicht gewöhnlich, aber doch nicht so sonderbar ist, dafs er Verwunderung erregen könnte. Solche Zertheilung des Wedelstiels kommt oft, besonders in der Gattung Adiantum, vor, und die Wedel gleichen sehr der Pteris comans. Mit Recht hat der Vf. die drei von Gr. Münster unterschiedenen Arten in eine zusammengestellt. 2. Oligocarpia Gutbier von der geringen Menge der Sporangien in einem Sorus so genannt. Dieser Charakter ist Gleichenia eigen, aber das Sporangium scheint keinen vollständigen Ring zu haben. Der Habitus des einzelnen Wedelastes stimmt mit Gleichenia überein. 3. Neuropteris acutifolia Brongn. aus dem Braunkohlenlager bei Zwickau. Fossile Farrn aus Braunkohlenlagern sind bekanntlich selten. 4. Lacoopteris Braunii. Aus dem Lias im Baireuthischen vom Gr. Münster gefunden. 5. Lacoopteris germinans. Mit der vorigen gefunden. 6. Asterocarpus multiradiatus. Die Fruchthaufen nicht recht deutlich; die Wedelform ähnlich Cyclosorus gongylodes (Aspidium g. Schk.) 7. Stigmaria ficoidea Brongn. Eine vortreffliche, bis zu den Spiroiden dringende genaue Beschreibung dieser fossilen Pflanze, die schon eine Menge von Vermuthungen hervorgebracht hat. Ich trete gern der Meinung des Vfs. bei, dafs sie ein Mittelglied zwischen den Cycadeen und den Lykopodiaceen bilde, doch steht sie gewifs den ersten weiter näher, als den letztern. Allerdings unterscheidet sie sich von den erstern durch den Centralstock, wenn sich dessen Existenz, wie der Vf. selbst sagt, bestätigen sollte, aber keinesweges durch den Mangel an Bast, denn dieser fehlt den Cycadeen ebenfalls, auch bin ich keinesweges von der fleischigen Beschaffenheit der Blätter überzeugt. Der Vf. hat eine Uebereinstimmung mit den Cycadeen übersehen, die an der Basis articulirten Blätter. Wenn der Vf. sagt, dafs die jetzige Vegetation mit der vorweltlichen eine Flora bilde, in welcher die einzelnen Familien durch vielfache Mittelformen, die bald in der Jetztwelt, bald in der Vorwelt sich befinden, unter sich ein harmonisches Ganzes bilden; so ist dies eine Vermuthung, die der Vf. bei näherer Betrachtung bald aufgeben wird. Was heifst Mittelform? Offenbar Mangel an Entwickelung nach verschiedenen Richtungen hin. Das ist nun eben der Charakter der Vorwelt. 8. Didymophyllum Schottini. Eine der vorigen verwandte, höchst merkwürdige Pflanze. Mit grofser Begierde sehen wir einem neuen Hefte dieses vortrefflichen Werkes entgegen.

Link.

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

XXX.

J. J. Schmidt: Tibetisch-deutsches Wörterbuch nebst deutschem Wortregister. St. Petersburg und Leipzig. 1841. *XI u.* 784 S. 4.

Die Vorarbeiten zu diesem wichtigen Werke bestanden, wie der Verf. sagt, hauptsächlich in der Ansammlung und alphabetischen Zusammenreihung der in drei verschiednen Original-Wörterbüchern enthaltenen Wörter und Ausdrücke. Das *Tibetan Dictionary* des gelehrten Ungarn *Csoma von Körös*, welches Hr. Schmidt nach Beendigung seiner Vorarbeiten verglich, überzeugte ihn, dafs er den gröfsten Theil des Inhalts aus jenen Original-Wörterbüchern schon aufgenommen hatte. Hr. Schm. behauptet, sein Wörterbuch enthalte weit über 5,000 Wörter und Redensarten mehr, als das eben erwähnte, doch erklärt er den tibetischen Sprachschatz damit noch bei weitem nicht für erschöpft, und giebt Hoffnung eine (allbereits begonnene) Nachlese von Wörtern folgen zu lassen. Das Buch ist sehr räumlich gedruckt, indem nicht blofs jedes *leading word* eines Artikels, sondern auch alle subordinirte Wörter und Phrasen besondere Zeilen für sich einnehmen. Diese Einrichtung und der schöne sehr deutliche Druck machen die Benutzung leicht und angenehm. Das Lexikon selbst geht bis Seite 632; dann folgt ein deutsches Wortregister mit Hinweisungen auf Zeilen und Spalten.

Allerdings hat Hrn. Schm.'s Wörterbuch vor dem des Csoma von Körös viel *wahre*, nicht blofs scheinbare Bereicherung voraus; aber es enthält auch wieder, wie jenes, viel, was der Anfänger selber missen kann. Wer aus der Grammatik weifs, dafs die Genitivpartikel eine Art Adjectiva bildet oder vertritt, dafs die Negation *med* (*los*, *ohne*) dem Worte nachsteht, Adjective den Substantiven zu folgen pflegen u. dgl., der bedarf z. B. in dem Artikel *mig-po* (*Auge*) keiner Zugaben wie *mig-tschi*, zum A. gehörig, *mig-med*, augenlos, *mig-po-tsch'e*, grofses Auge. Eben so überflüfsig ist die Wiederholung eines Wortes mit angehängten Postpositionen wie *von*, *zu*, *auf*, *unter*. Auch führt der Verf. oft, nach Körös's Vorgang, bei dem alphabetisch gereihten Namen eines Gegenstandes, für dessen Theile man verschiedne andere Namen hat, alle diese Namen in demselben Artikel mit auf, wenn sie gleich, ihren respectiven Anfangsbuchstaben zufolge, in ganz andere Gegenden des Wörterbuches gehören: so finden wir z. B. unter *Fufs* (*rkang-pa*), die Wörter: *Schenkel* (*rla*); *Knie* (*pus-mo*); *Kniescheibe* (*me-long*); *Knöchel* (*long*) u. s. w. Unter *Baum* sind nicht weniger als zwei und zwanzig solcher Wörter aufgeführt. Da nun alle selbständige Ausdrücke für Theile eines gröfseren Ganzen ohnehin schon an den respectiven Posten stehen, die das Alphabet ihnen anweist, so ist das Wörterbuch durch solche Wiederholungen unnöthiger Weise angeschwollen.

Ueber den Charakter der tibetischen Sprache und Schrift habe ich bei Anzeige der Sprachlehre von Körös allbereits mit einiger Ausführlichkeit gehandelt. Hier noch ein paar Worte über die Arten der zusammengesetzten Wörter im Tibetischen. Die Zusammensetzung geschieht, wie aus jener Anzeige schon hervorgeht, auf die einfachste Weise, und selten begegnen uns Composita, in denen ein Bestandtheil undeutlich ist. Mehrere Wortbildungen zeugen von kindlicher Anschauung, scheinen demnach uralt zu sein, z. B. *hölzernes Pferd* (*sching-rta*) für *Wagen*; *Augen-Beere* (*mig-bras*) für *Augapfel*. Die *Pupille* heifst *Augen-See*, *Augen-Teich*, weil die von ihr reflectirten Gegenstände in derselben zu schwimmen scheinen, oder auch blofs, weil sie die Gegenstände zurückstrahlt, wie ein ruhiges Wasser. Die meisten übrigen Sprachen benennen diesen Theil des Auges nach dem Spiegelbilde selbst, das der Beschauer darin erblickt, daher

Digitized by Google

die Ausdrücke *pupilla*, *Männlein* oder *Mägdlein im Auge* u. s. w. Die *Iris* bezeichnet der Tibeter durch *mig-gi djalmo*, *Augen-Königin*. Für *Kniescheibe* hat man zwei Wörter: *lha-nga* und *me-long*; beide sind von undeutlicher Zusammensetzung; aber das letztere ist zugleich der einzige Ausdruck für *Spiegel*. Die rundliche Form, die Glätte und das Relief der Kniescheibe mufsten den Vergleich sehr nahe legen, da die Metallspiegel der Ostasiaten alle rund und convex gearbeitet sind. — *Verfinsterungen* der *Sonne* und des *Mondes* erklärt der Volksglaube in Tibet wie in China und ganz Nordasien, von der Behrings-Strafse bis zum Wolga-Strom, für ein ganzes oder theilweises Verschlingen dieser Himmelskörper durch ein Ungeheuer der Lüfte; daher die analoge Bezeichnung dieses Phänomens in den Sprachen aller dieser Völker: in China z. B. sagt man: *jĭ-schĭ*, *juĕ-schĭ* (*Verspeisung der Sonne, des Mondes*); in Tungusien: *schun djembi*, *bia djembi*, was gleichen Sinn ausdrückt. Die Tibeter sagen: *ratschan-dsin*, *Ergreifung durch den Ratschan* (oder *Râhu*, welches der *Name* des Ungeheuers); die Türken: *gün tutulu* (oder *tutulmassi*), *ai tutulu* (oder *tutulmassi*), *Ergriffenwerden der Sonne, des Mondes*); die Tschuwaschen an der Wolga: *wubur sijat*, *Frafs des Dämons* *).

Zu den undeutlichen Composita der Tibeter gehören unter Anderen: *me-tog*, *Blüthe*, *Blume*, und *bud-med*, *weibliches Wesen* im weitesten Sinne. *Me* allein heifst *Feuer* und *brennen*; *tog* aber, *Spitze*, *Extremität*; hieraus ergäbe sich *brennende*, vielleicht *glühende Spitze*, etwa mit Anspielung auf die lebhafte Farbe der Blüthen, oder auf das Werden, das Zeitigen der Frucht in ihrem Kelche? Auch im Deutschen scheinen *glühen* und *blühen* mit einander verwandt zu sein. In dem Worte *bud-med* wird ohne Zweifel etwas *verneint*; denn *med* entspricht unserem *un* — oder *los*. Für *bud* finde ich, wenn es Tibetisch sein soll, nur die Bedeutung *anzünden*; ist es hier etwa die indische Wurzel für *wissen*, *erkennen*, wornach das Compositum s. v. a. *nicht-wissend*, *erkenntnifs-los* bedeutete? Ein anderer Ausdruck für *Weib* überhaupt, *tsche-man*, *Niedrig-geborenes*, steht dem *tsche-mt'on*, d. h. *Hoch-geborenes*, gegenüber, einem Ausdruck für das *männliche Geschlecht*.

*) S. meine Abhandlung: *de lingua Tschuwaschorum*. Berlin, bei Veit u. Comp. 1841. S. 2.

Den *Elephanten*, der auf den eisigen Hochebe Tibet's natürlich ein unbekanntes Thier ist, bezeichn die Tibeter durch *lang-tsch'en* oder *lang-po-tsch* was aber nichts Anderes als *grofser Ochse* bedeut ja *lang* (*Ochse*) kann für sich allein schon *Eleph* bedeuten, und *ba-so*, *Elfenbein*, heifst ebenfalls wi lich *Ochsenzahn*. Dieser Umstand giebt eine sch Parallele zu dem griechischen ἐλέφας, welchem ol Zweifel ein phönicisches oder aramäisches Wort, *eleph*, *alpha* (*Stier*) zum Grunde liegt. Beide Na nen, die Phönicier wie die Tibeter, mufsten wohl Elfenbein eher kennen lernen, als den Elephanten, konnten sehr leicht verleitet werden, die ungeheue geschweiften Stofszähne für *Hörner* des mächti Thieres zu halten: was lag somit näher, als die nahme, dafs jenes Thier ein *kolossaler Ochse* Andere Wörter für den Elephanten, die auf seine genschaften anspielen, sind entsprechenden Namen Sanskrit nachgebildet, z. B. *lag-dan*, der *Hand gabte*, im Sanskrit *hastin*, von *hasta*, *Hand* und *Rüs*

Der kleinste tibetische Text kann uns schon ei Begriff davon geben, wie viel selbst dem Wörterb des Hrn. Schm. zu seiner Vollständigkeit noch fe mufs. Nehmen wir z. B. eine Anekdote vor, die Verf. am Schlusse seines scharfsinnigen Artikels: „ such zur Feststellung der Aera des Buddhaism im Original mittheilt. Zeile 5: *rin-po-tsch'er n nas tse-jing kod-do*, zu Kostbarkeiten *machend*, lend safsen sie. Das Verbum *ngos* (*bsngos*) nach dem Wörterbuche: *grünen*; *segnen*; *beglü* aber nicht *machen*, *einrichten*, oder *bestimmen*, das Wort zwei Zeilen weiter übersetzt ist und übersetzt werden mufs: *bang-war ngos-pai sa*, Schatzbehälter bestimmte Erde. — Zeile 9 steht ei perativ *rgur-tschig*, mache dich (den Rücken) *kr* es ist aber dieser verbale Gebrauch der Wurzel im WB. nicht angegeben. — Z. 17: *lo rdja lon og-tu* (nachdem hundert Jahre verflossen sein we heifst wörtlich: 100 *Jahre des Empfangens unten* WB. findet man zwar *lon* mit den Bedeutungen *em gen*, *erhalten*; der Verf. bemerkt aber nicht, d auch vom Ablauf einer Periode gebraucht wird; bar denkt man sich hier den Menschen als die

*) Im *Bulletin scientifique* der kaiserl. Akademie zu burg (1840).

Digitized by Google

gleichsam in Empfang nehmend, wie die Mongolen den Menschen zur Zeit kommen lassen, statt die Zeit zum Menschen (*tsak-dur görkü*), und *lo rdja lon-pai og-tu* heifst eigentlich: nachdem man 100 Jahre empfangen haben wird. Endlich steht weder in der Grammatik noch im W.-B. etwas davon, dafs *og-tu* (*nach Unten*) auch für *nach* (von der Zeit) gebraucht wird, und doch kann man in dieser Verbindung nicht anders übersetzen.

Der mir eben vorliegende Text eines *Sûtra*, den Hr. Schmidt bereits in den Memoiren der Kaiserl. Akademie von 1837 Tibetisch und Deutsch herausgegeben, enthält schon auf der ersten Seite zwei Wörter, oder, besser gesagt, Bedeutungen, die im Wörterbuche fehlen: einmal ist es *sol* (*gsol*), welche Verbalwurzel, mit dem Dativ von *Körper* verbunden, nur *anlegen* oder *anziehen* bedeuten kann; die Stelle lautet: *scham-t'ab dang tsch'os-gos sku-la sol-te*, Unterkleid und geistliches Gewand dem Körper anlegend. Im W.-B. ist aber *sol* (*gsol*) nur durch *bitten* und *speisen* erklärt. Wenige Zeilen weiter steht *srang*, das im Wörterbuche durch *Gewicht*, *Wage*, erklärt ist, als Verbum, und zwar in einem Zusammenhange, wo es nur *eine Lage geben*, *richten*, bedeuten kann; der Satz lautet: *sku drang-por rang-te* (*srang-ste*), den Körper aufwärts richtend.

Schott.

XXXI.

Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839 von A. Grisebach. Zwei Bände. Göttingen, 1841.

Der Vf., der als Dr. med. und aufserordentlicher Prof. an der Universität zu Göttingen sich bezeichnet, hatte im Frühjahr 1839 die Absicht, eine Reise in die Gebirge des nördlichen Albaniens zu unternehmen, und dieselben, da sie in botanischer Hinsicht noch niemals untersucht worden waren, in dieser Beziehung zu untersuchen. Indefs fand er sich später veranlafst, seine Reise weiter auszudehnen und nicht nur über Konstantinopel bis Brussa in Bithynien, sondern auch durch Thracien und Macedonien zu reisen, und zuletzt auch Nordalbanien zu durchwandern, indem er dabei immer das Studium der Flora dieser Länder als den Hauptzweck seiner Reise im Auge festhielt. Die rein-wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Untersuchungen beabsichtigt er in einem systematischen Werke über die rumelische Flora niederzulegen; hier aber in der vorliegenden Reise wollte er, unter fast ausschliefslicher Beibehaltung der Tagebuchsform, nur die Natureindrücke, welche die Wanderung durch jene Länder auf ihn machte, und worin die physische Eigenthümlichkeit dieser Länder sich äufsert, schildern und nur insofern, als er in persönlichen Begegnissen einen Reflex von der Sitte und Art des Volks zu erblicken glaubte, auch deren Mittheilung nicht unterdrücken, ohne sich gerade auf eine Schilderung geselliger und politischer Zustände jener Länder, sowie deren Bewohner einzulassen. Er wollte zunächst nur auf das sich beschränken, was er selbst dort sah und erlebte; und gewifs hat der Verf. auf diese Weise zur besseren Kenntnifs jener noch wenig bekannten Länder unsers Welttheils, im Allgemeinen und namentlich in botanisch-geologischer Hinsicht (denn auch die einzelnen Berge und Gebirgszüge, die er bestieg, sind ein Gegenstand seiner Forschungen), einen um so schätzenswertheren Beitrag geliefert. Auch für die Geographie ist Manches daraus zu lernen, und manche fehlerhaften und mangelhaften Angaben der bisherigen Karten sind nach einzelnen hier enthaltenen Angaben zu berichtigen. Der Vf. reiste auf der Donau und durch das schwarze Meer nach Konstantinopel, nur um durch seine persönliche Gegenwart gewisse Vortheile für seine Reise zu erlangen und um „persönlich an den höchsten und reichsten Quellen unserer Kenntnifs vom Oriente zu schöpfen." Von da machte er eine Excursion nach Brussa in Bithynien, die er in physischer Hinsicht nicht reizend genug schildern kann, kehrte später nach Konstantinopel zurück, und trat sodann seine Reise durch Thracien, immer längs der Meeresküste (über Enos u. s. w.), an. Auch er fand diese Länder der Türkei menschenarm, weniger bebaut, als möglich wäre, höchstens in der Nähe von gröfseren Städten (wennschon nach türkischem Gesetze jedem Unterthan freisteht, unbenutztes Land urbar zu machen und sich dasselbe ohne besondere Kosten anzueignen, Bd. I., S. 136); mehr Weideland, als Felder, zum Kornbau bestimmt; den Verfall der Städte und Dörfer fortschreitend, die Entvölkerung des Landes zunehmend. Dabei war er, trotz seines Fermans, den Prellereien und andern Unbilden, die für Fremde mit einer Reise in der Türkei verknüpft zu sein pflegen, ausgesetzt. Von Thracien machte der Verf. einen Abstecher zunächst nach der Insel Tassos und der vielfach theils wegen der reichen Vegetation, theils wegen der vielen Klöster und ihrer Verfassung, theils historisch (z. B. in Betreff des sogenannten Xerxeskanals) interressanten Halbinsel Athos, wo er selbst auch einige jener Klöster, sowie den Berg Athos besuchte. Denselben hatte er bereits von niedern Standpuncten aus in Thracien in einer Entfernung von ohngefähr 22 g. Meilen mit völliger Deutlichkeit, nicht als einen unbemerklichen Punct, den man mit dem Fernrohre suchen müfste, sondern wie eine Pyramide, die glänzend aus den Fluthen hervortaucht und von Jedermann mit unbewaffnetem Auge unterschieden wird, sehen können (I. S. 150); ein neuer Beweis für die, schon von Andern gerühmte Durchsichtigkeit der griechischen Atmosphäre, des λαμπρότατος ἀήρ bei Pindar. Ueber die griech. Klöster des Athos, ihre innere Verfassung, ihre Einkünfte u. s. w. erfahren wir hier Manches Interessante, und auch schon darin liegt auf der einen Seite eine interessante Eigenthümlichkeit, dafs, wie der Verf. Bd. I., S. 229 bemerkt, „es gewifs keinen Ort in Europa giebt, wo die menschlichen Verhältnisse seit den Zeiten des

Digitized by Google

Mittelalters so völlig stationär geblieben wären", als in jenen Klöstern. Da kann man sich denn freilich über die grofse, unter den Mönchen dieser Klöster herrschende Unwissenheit, von der, selbst Seitens der vier Proïstanerien, welche die höchste Gewalt auf dem Athos üben (S. 232), auch hier berichtet wird, durchaus nicht wundern, und um so weniger, als sie bei der griech. Geistlichkeit auch aufserhalb der Klöster sich findet. Von Athos reiste der Vf. nach der Chalcidice und Salonichi. Ueber Salonichi, „die am fernsten in den Westen hinausgerückte Stadt des Morgenlandes", welche aber „von Italiens und Deutschlands Bildungsstätten durch einen langwierigen Seeweg und einen breiten Kontinent getrennt" ist (Bd. II., S. 41, 42), beschränkt er sich auf die Mittheilung der während eines achttägigen Aufenthalts daselbst empfangenen Eindrücke, die nicht ungeeignet ist, in die dortigen socialen Zustände mehr als oberflächliche Blicke thun zu lassen. S. 65 f. macht der Verf. höchst interessante Bemerkungen über die Sprachgrenzen in Rumelien. Nach den von ihm eingezogenen Erkundigungen gehört nämlich die griech. Sprache ohngefähr denselben Landschaften an, in denen zu den Zeiten des Alterthums Hellenisch gesprochen wurde, also der Halbinsel bis nach Epirus und Macedonien, dem Archipel und dessen asiatischen und europäischen Küsten. Sie wird heutiges Tages in Albanien südlich von Jannina allgemein geredet; von da geht ihre Nordgrenze über die Gebirgskette zwischen Thessalien und Macedonien bis zum Olymp, beschreibt einen schmalen Küstensaum bis Salonichi, wendet sich weiter nach Seres, und fällt sodann bis zum Meridian von Adrianopel mit dem südlichen Hauptzuge der Rhodope zusammen; endlich ist alles südlich und südöstlich von jener Stadt gelegene Land bis zur Marmora und den Meerengen vorherrschend griechisch. Diese Linie, welche nur bei Salonichi das ägäische Meer selbst berührt, ist zugleich, mit Ausnahme von Albanien, die Südgrenze der slavischen Sprachen (der serbisch-bulgarischen), welche von da bis zur Donau allgemein sind, und zwar umfafst die serbische Sprache den nördlichen und westlichen, die bulgarische dagegen den südlichen und östlichen Theil dieses Gebiets. Die dritte Hauptsprache Rumeliens, die albanische, reicht von Jannina bis zum weifsen Drin, und östlich bis zum Pindus. Durch diese drei Hauptsprachen wird Rumelien in drei, ebenso sehr durch Sinnesart und Sitte des Volks geschiedene Länder abgesondert, während die Türken daselbst nur als sparsam zerstreute, aber gebietende Eindringlinge gelten können. Dies bestätigt sich auch durch die Verbreitung der türkischen Sprache, indem dieselbe zwar in ganz Rumelien nördlich vom 40. Breitengrade verstanden wird, aber keineswegs als die Sprache des Volks gelten kann, wie denn der Verf. selbst auf griechischem Gebiete in Thracien und Macedonien nur selten rein türkische Ortschaften antraf. Die walachische Sprache, die von der bulgarischen durch die Dona getrennt wird, ist in einigen Dörfern üblich, welche walachischen Ursprungs, über einen Theil des bulgari schen und griechischen Gebiets zerstreut liegen. (Sin das die sogenannten *Βλαχοχωρία*, so dürfte hier wob ein Irrthum zum Grunde liegen, indem diese *Βλάχοι*, di auch sonst durch Griechenland zerstreut leben, kein besondere Sprache, am wenigsten die walachische, re den. Dieser Meinung ist auch der Grieche Kumas, *Ἱστο ρίαι τῶν ἀνθρωπινῶν πράξεων*, 1832. Bd. 12. S. 522 un 530.) Was das Griechische noch besonders betrifft, s wurde dem Verf. als ein Centralpunct, wo das best Griechisch geredet werde, die Stadt Jannina bezeichnet erklärlich genug insofern, als in Jannina schon seh früh, seit dem 17. Jahrh., eine hellenische Schule ge wesen ist; indefs habe man mit Bewunderung und nich ohne patriotisches Hochgefühl hinzugesetzt, dafs in At tika seit zehn Jahren die Sprache, durch Aufnahme de Hellenischen, durch den Gebrauch der Schrift und di Pflege der Wissenschaften sich so sehr verändert habe und die reine und geschmackvolle Form bereits so tief in die gewöhnliche Redeweise des Lebens eingedrungen sei, dafs in der Ausbildung der Muttersprache sich keine Stadt mehr mit Athen messen könne. Wie kommt es denn nun aber, wenn man hierbei an die Fallmerayer'sche sogenannte Hypothese von der Ausrottung al les und jedes griechischen Lebens in den Bewohnern der von den alten Griechen bewohnten Länderstriche denkt, wie kommt es, dafs die griechische Sprache, wir fragen nicht, überhaupt noch in dem Volke sich erhalten habe, wohl aber, dafs sie südlicher von denjenigen Länderstrichen, wo nach Obigem die slavische Sprache herrscht, nämlich im eigentlichen Griechenland, *im Peloponnese* u. s. w., wo doch sonst Vieles, wenn nicht Alles slavisirt worden sein soll, die herrschende Sprache geblieben sei? Wir können hierauf, wollen wir einmal annehmen, wir selbst seien der Urheber jener Hypothese, nur beschämt bekennen, dafs wir, wie auch sonst aus Büchern und todten Buchstaben der Vergangenheit jene Hypothese begründet sein möchte, au das Moment, welches in der nicht ausgerotteten grie chischen Sprache liegt, bei der angenommenen gänzli chen Ausrottung alles griechischen Lebens des Alter thums gar keine, oder doch nicht die genügende Rücksicht genommen haben. — Von Salonichi reiste unser Verf. weiter nach Macedonien, über Bitolia, Köprili nach Urskurb (wo er in der Person des Paschas, Awa Pascha, einen nicht ungebildeten Muselmann, sogar mi einem gewissen Anstrich philosophischer Denkart, ken nen lernte), bis Prisdren, und von da durch Nordalba nien nach Scutari. Für Statistiker fügen wir noch di Bemerkung hinzu, dafs der Verf. Bd. 2., S. 366 ein interessante Notiz über die administrative Eintheilun des westlichen Rumeliens mitgetheilt hat.

Fr. Kind.

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

XXXII.

Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum. Leipzig, 1841. *bei Otto Wigand. Vorr. und Text S.* 168.

Es ist eine viel verbreitete Meinung und falsche Vorstellung, dafs die Hegelsche Philosophie das unmittelbar Gegebne und Positive auflöse, dafs ihre Dialektik das Unmittelbare nur zerstöre. Man erkennt alsdann nicht, dafs sie blofs die Abstraction des Gegebenen, nicht dieses selbst aufhebt, dafs sie das Unmittelbare und Positive entwickelnd nicht annihilirt, sondern dessen Explication nachweist. Man sieht ferner nicht, dafs das Positive ohne diese seine Entwickelung und Erhebung in die höhere Idealität nicht wirklich begriffen wird. Sondern man stellt sich vor, dafs die niedern Sphären und Kreise des unmittelbaren Inhalts in die höheren Kreise dialektisch nur erhoben und aufgehoben, aber nach ihrer Bestimmung und Wahrheit nicht zugleich erhalten (bewahrheitet) werden. Es geht aber nur das an ihnen zu Grunde, was unwahr, was endlich und äufserlich ist. Das Princip der Hegelschen Dialektik ist, im Geiste und der Wahrheit erkennen, in dem Gegebenen selbst den Trieb erforschen und wahrnehmen, durch welchen es zu seiner höheren Idealität über sich hinausgeht. Das Gegebne wird dadurch nicht aufgelöst, sondern erlöst, wird der Abstraction entrissen seiner höheren Bestimmung zugeführt. Das unmittelbar Gegebne und Positive wird also durch die Hegelsche Dialektik von seiner endlichen Bestimmtheit und Aeufserlichkeit frei gemacht, in seine unendliche Position erhoben: und erst dadurch wieder wahrhaft Positives.

Es kommt alles in dieser Beziehung auf den flüssigen Zusammenhang Gottes mit der Welt an. Dieser Connex enthält zwei wesentliche Momente, den Unterschied Gottes von der Welt und die Einheit Gottes mit derselben. Der Zusammenhang selbst, ist sowohl das eine Moment als das andre. Der Unterschied wird in Betreff der Erkenntnifs gewöhnlich als Transcendenz, die Einheit als Immanenz bezeichnet, aber das wahre Princip der Erkenntnifs ist ihre flüssige Einheit und Idealität. Es giebt nun in der Gegenwart zwei Parteien, welche an der Transcendenz und Immanenz einseitig festhalten. Die erste Partei proclamirt das Positive; die zweite das Negative. Jene wird durch die positive Philosophie, diese durch die linke Seite der Hegelschen Schule repräsentirt. Es giebt ferner die bekannte Unterscheidung dieser Schule in rechte Seite, Centrum und linke Seite. Die rechte Seite soll mit der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur die evangelische Geschichte ganz bewahren wollen, das Centrum nur zum Theil, aber die linke Seite soll sie weder ganz noch theilweise von der Idee aus historisch rechtfertigen mögen. Die erste Seite hält sich mehr an die Vorstellung, an den unmittelbar gegebnen Inhalt; die letzte verwirft öfters mit der Vorstellung den Inhalt selbst. Beide Seiten sind in Streit mit einander. Die linke macht der rechten Seite den Vorwurf, sie sympathisire mit der genannten positiven Philosophie, und diese wirft umgekehrt jener vor, sie zersetze und löse den Inhalt der Vorstellung in Nichts auf, anstatt denselben zu erkennen. Merkwürdiger Weise stimmen die positive Philosophie und die linke Seite der Hegelschen Schule in Beurtheilung der Hegelschen Philosophie selbst öfters zusammen, was sich aber dadurch erklärt, dafs beide Parteien die entgegengesetzten Momente der Hegelschen Methode, die Transcendenz oder Immanenz einseitig fixiren, und sich in dieser Hinsicht auf demselben Standpuncte befinden. In der Hegelschen speculativen Methode erzeugen die Transcendenz und Immanenz durch sich selbst ihre Einheit mit der andern, und bringen

Digitized by Google

sie aus sich selbst hervor. Daher wird eine dritte Partei im Unterschiede von den beiden ersten, der positiven und negativen Partei gefordert, die man die speculative nennen kann, welche zugleich die rechte und linke Seite der Hegelschen Schule in den flüssigen Zusammenhang mit der Idee, in ihre speculative, unendliche Selbstvermittlung zurücktreibe, ohne die sie ohnfehlbar in Dogmatismus und Skepticismus versinken müssen.

Dafs die Parteien sich für und wider auf Hegel berufen, darüber darf man sich nicht wundern, denn bei diesem sind die Momente in flüssiger Bewegung und Vermittlung, die jene fixiren. Die positive Partei sieht in der Hegelschen Philosophie blofse Immanenz, und macht die Transcendenz geltend, die Partei der linken Seite der Hegelschen Schule erblickt in ihr, einseitig an der Immanenz festhaltend, dasselbe. Dies zusammen führt fast allgemein die Ansicht herbei, dafs die Immanenz das eigentliche Wesen der Hegelschen Philosophie ausmache. Man folgerte weiter ihre blofs negative, auflösende Tendenz: man verdächtigte sie. Der Verdacht traf natürlich am meisten die linke Seite, und verstärkte sich noch mehr, als diese vom Standpunct der Immanenz die religiöse Geschichte kritisirte. Wenn nämlich die Immanenz consequent durchgeführt wird, so mufs sie nothwendig das menschliche Selbstbewufstsein als Princip von allem zum Resultat haben. Es bleibt dann nichts übrig als der Mensch: das Substanzielle und Göttliche kann nur auf das menschliche Selbstbewufstsein zurückgeführt werden, wenn es im Unterschiede von diesem angezweifelt wird. Dies skeptische Element, auf welches die Immanenz nothwendig zuletzt kommt und hindrängt, wird durch die Hegelsche Methode fortwährend überwunden.

Dies ist wohl der tiefere Grund, um sich das Erscheinen mehrerer neulich das Wesen des Christenthums betreffenden Schriften, und auch der Posaune erklären zu können. Die nähere Veranlassung zur Herausgabe der letztern ist dann der Conflict, in welchen besonders die linke Seite der Hegelschen Schule mit der Gegenwart gerathen ist. Daraus folgt schon, dafs die Posaune eine Tendenzschrift ist, eine praktische Tendenz hat. Der Gedanke liegt nahe genug, dafs man billig fragt: warum desavouirt man blofs diese linke Seite, warum geht man nicht auf den Grund, auf Hegel selbst zurück? Warum desavouirt man nicht ebenfalls ihn und die ganze Schule? Wenn ein Baum einen Zweig treibt, der eine giftige Frucht trägt, so weifs jeder, dafs nicht blofs dieser Zweig, sondern der ganze Baum ein Giftbaum ist. Drum soll man nicht blofs den Zweig hinwegnehmen, sondern den ganzen Baum mit der Wurzel ausroden. Man soll nicht blofs die linke Seite der Hegelschen Schule immer verdächtigen und anklagen, dafs sie terroristisch, atheistisch, dem Staat, der Kirche, dem ganzen christlichen Leben gefährlich sei. Das Gericht darf nicht nur über sie, sondern mufs vor allen „über Hegel den Atheisten und Antichristen" selbst ergehen. Wollen die Regierungen die Stimmführer der linken Seite, und diese überhaupt vom Staatsdienst entfernt halten, so müssen sie consequent auch alle Vertreter der rechten Seite und des Centrums ausschliefsen, denn diese sind ebenfalls Hegelianer. Um diese praktische Tendenz der Posaune auch theoretisch zu rechtfertigen, müfste gezeigt werden, dafs Hegel blofs die Immanenz lehre. Und wer das unternehmen würde, müfste in der Hegelschen Philosophie eben nur die Immanenz sehen. Unser anonymer Verf. befindet sich wirklich in diesem Fall. Er hat allein für die Immanenz in der Hegelschen Philosophie Augen, am wenigsten für die speculative Idealität in derselben, welche die Transcendenz und Immanenz zu Momenten ihrer unendlichen *Selbst*vermittlung fortwährend herabsetzt. Wenn er auf die Transcendenz unvermeidlich stöfst, so macht ihn das gar nicht bedenklich, er thut derselben ohne weiteres Gewalt an. So ist er ganz der Mann, nicht blofs in der Hegelschen Philosophie die Immanenz zu behaupten, sondern sie auch gegen alle, die nicht auf die linke Seite hinübertreten wollen, als das allein wahre Princip beweisen, und denselben zeigen zu wollen, dafs sie die Hegelsche Philosophie überhaupt nicht richtig gefafst und verstanden haben.

Die Art und Weise der Darstellung selbst wird Vielen mit Recht mifsfallen. Es wird nicht Wenige geben, die in der Anführung der vielen Bibelstellen, und in dem Zusammenhang, in welchen der Verf. sie bringt, nur Blasphemie und Frivolität sehen, die darin nicht blofs eine Persiflage aller derer erblicken werden, die die heilige Schrift (welche immer eine ehrfurchtsvolle Behandlung erfordert) nur gar zu häufig gegen die freie Wissenschaft mifsbrauchen. Diese extravagante linke Seite, werden Manche denken, ist jetzt in der Klemme

Digitized by Google

nd weifs sich nicht anders mehr zu helfen, als dafs sie ihre Appretur der Hegelschen Philosophie nun auf den Meister selbst überträgt; um ihn und die ganze Schule mit ins Verderben zu ziehen. Andre werden meinen, der Verf. ist ein Schalk; er weifs sehr wohl, dafs man aus Hegels Werken ebenfalls die entgegengesetzte Transcendenz aufzeigen und geltend machen kann, (ich würde auch diese und nicht minder das vage juste milieu beider Momente bekämpfen), er spricht nur die Herzensmeinung der Hegelschen Gegner aus, diese ironisirend; er giebt besonders denen nette Antworten, die von der Hegelschen Philosophie blofs Notiz nehmen, und immer nur nach ihren Resultaten, anstatt nach ihrer Entwickelung fragen. Der Verf. zieht aus Hegels Werken blofs solche Stellen an, die in seinen Kram passen, und läfst die Stellen, die ihn widerlegen, weg; er macht es nicht einmal wie Strauſs, dafs er unspeculativ das Negative bei Hegel stets für wahr, das *Positive* stets für unzureichend und dem System zuwider erklärt. Die Darstellungsweise der rechten *Seite* ist meistens aphoristisch, die der linken Seite pamphletistisch: es ist aber nicht die Höhe der Speculation, ein System blofs nach seinen Resultaten zu kennen, und noch dazu mit wissenschaftlich unbewiesenen Tendenzen und Aussprüchen zu versetzen: es ist etwas anders, die Idee der Philosophie zu haben, das absolute Wesen als absolutes Wesen zu erkennen, und etwas anders, es als das System des Universums, der Natur und des Geistes, als die ganze Entwickelung seiner Realität zu begreifen und darstellen zu können.

Der Verf. ist aber seiner Sache gewifs, er polemisirt erst gegen die genannte positive Philosophie, und fordert dann alle Anhänger des Hegelschen Systems heraus, „einen Göschel, besonders aber einen Henning, Gabler, Rosenkranz und Andre — weil sie ihrer Regierung schuldig sind", dafs sie auftreten und bekennen, ob er nicht den Sinn ihres Meisters getroffen habe, und ihm zeigen, ob seine Darstellung der Hegelschen Exposition nicht treu sei. Mich, den Verf., fordert er nicht persönlich heraus, er thut mir diese Ehre nicht an; ich benutze aber gern die von der Redaction dieser Blätter mir gegebene Veranlassung dem Vf. zu beweisen, dafs seine Exposition der Hegelschen Philosophie falsch sei. Ich werde nicht blofs gegen seine Auffassung reden, werde die von ihm aus Hegels Werken ausgezogenen Stellen nicht ignoriren und denselben blofs andre entgegensetzen. Nein, ich lasse mir keine einzige rauben, sondern erkenne sie alle an, wenn sie aus dem Zusammenhang gerissen auch noch so gefährlich klingen mögen. Ich will mir nicht das freie Selbstbewufstsein, diese Gewifsheit des Menschen von sich selbst aus der Wurzel des Geistes, aus der Seele reifsen. Keine Macht auf Erden würde mich dazu zwingen. Der Vf. proclamirt aber die Alleinherrschaft des Selbstbewufstseins; ich werde dagegen zeigen, dafs das Selbstbewufstsein nicht erschöpfend, nicht der ganze Geist ist. Ich erkenne dasselbe aber als ein wesentliches Element der Erkenntnifs an. Ich stehe auf Seiten des Verfs. gegen alle, für das freie Selbstbewufstsein, aber streite gegen seine Alleinherrschaft. Am wenigsten fühle ich mich berufen, den Verf. und die linke Seite überhaupt verdächtigen zu helfen; das überlasse ich allein denen, die förmlich daraus ein Geschäft machen. Ich habe nur die Wissenschaft bei dieser Anzeige im Auge, ich kenne keine andren Waffen, als den freien Gedanken und mag keine anderen; ich werde blofs die abstracte Immanenz, die der Verf. für das wissenschaftliche Princip der Hegelschen Philosophie ausgiebt, aus den Werken Hegels selbst zu widerlegen suchen.

Hegel, behauptet der Verf., erklärt das Selbstbewufstsein für die einzige Macht der Welt, für den Herrn, Schöpfer und Tyrannen der Welt. Diejenigen sollen ihren Meister schlecht verstanden haben, welche glauben, er wolle sie zu dem lebendigen Gott führen, wenn er die schlechte Subjectivität der Gefühlstheologie bekämpfe, und auch die sollen ihn nicht gefafst haben, welche meinen, dafs er in dem Substanzialitäts-Verhältnifs des Pantheismus stehen bleibe. Das Selbstbewufstsein soll allein die Substanz sein, das Wahre und Wirkliche sein. „Alle Hegelianer, welche noch in dem Traume leben, dafs die Philosophie ihres Meisters mit dem christlichen Glauben an einen persönlichen Gott und einen Erlöser der gefallenen Menschheit übereinstimme, oder in Uebereinstimmung gebracht werden könne, kommt und beweist uns, dafs Christus und Belial, dafs Pantheismus und die biblische Wahrheit, dafs Tod und Leben mit einander stimmen. Ihr werdet den Beweis schuldig bleiben. Kommt uns aber ja nicht mit dem Gerede von dem absoluten Geist oder von der übergreifenden Subjectivität; beruft euch auch nicht auf das so oft gemifsbrauchte Wort eures Meisters, dafs die Substanz als Subject zu fassen sei. Hat denn

Digitized by Google

euer Meister gesagt, die Substanz sei ein bestimmtes einzelnes Subject? Hat er gesagt, sie sei das Ur-Subject, das Ur-Individuum, welches Himmel und Erde geschaffen hat? Merktet ihr nicht, dafs euer seelenmördrischer Vater nur sagen wollte und in einem Systeme ausgeführt hat, die Substanz sei überhaupt nur in der Kategorie der Subjectivität zu fassen, so dafs nämlich ihr innerer Procefs bis zu jenem Punct geführt werde, wo sie sich zum Selbstbewufstsein in dem endlichen Geiste aufschliefse, und ihren dunkeln Abgrund in den Lichtpunct der Subjectivität hineinzieht, und ihm sein Dunkel, seine grauenvolle Finsternifs nimmt? Kann die Substanz, wenn sie ihren unendlichen Reichthum zum Bewufstsein bringen will, kann sie sich mit einem Subject begnügen? Eins ist zu wenig! Nur aus dem Kelche des ganzen Geisterreichs schäumt ihm die Unendlichkeit."— Aber sagt Hegel in diesen Schlufsworten der Phänomenologie, „die Substanz" bringt ihren unendlichen Reichthum zum Bewufstsein, oder nicht vielmehr „der sich als Geist wissende Geist (S. 612)"? Er bemerkt in der Vorrede zur Phänomenologie S. 16: „Es kommt nach meiner Ansicht alles darauf an, das Wahre nicht als Substanz, sondern eben so sehr als Subject aufzufassen und auszudrücken; zugleich ist zu bemerken, dafs die Substanzialität ebensosehr das Allgemeine als die Unmittelbarkeit des Wissens selbst, als auch diejenige, welche Sein und Unmittelbarkeit für das Wissen ist, in sich schliefst. Das heifst, die Substanzialität ist unmittelbar Subjectivität durch unendliche Selbstvermittlung. Wie soll da die Substanz Subject blofs werden, Gott blofs im Menschen seiner bewufst werden? Gott ist nach diesen Worten Hegels nicht das Werden der Substanz zum Subject oder Selbstbewufstsein, sondern ist die Einheit seiner als der Substanz und des Selbstbewufstseins, was er S. 15 näher so erörtert: „die lebendige Substanz ist das Sein, welches in Wahrheit Subject, oder was dasselbe heifst, welches in Wahrheit wirklich ist, nur insofern sie die Bewegung des Sichselbstsetzens oder die Vermittlung des Sichanderswerdens mit sich selbst ist." Wenn daher der Vf. sagt: „das Selbstbewufstsein der Substanz ist bei Hegel das Selbstbewufstsein des endlichen Geistes, das Selbstbewufstsein ist bei ihm alles", so ist das der Hegel'sch Bestimmung der Substanz schnurstracks entgegen. D Substanz ist nach Hegel nicht blofses Ich oder Selb bewufstsein, blofses Subject, sondern substanziel Subject, die Allgemeinheit des Denkens, worin die S stanz absorbirt ist, ist nach ihm eben so todt und le als die Substanz, worin das Selbstbewufstsein unt gegangen ist.

Aber nein, das Selbstbewufstsein ist und soll les sein: es herrscht, sagt der Verf., an Gottes st den es früher schon negirt hatte, als das Einzige u Allmächtige: die Substanz wird dadurch Subject, d dieses den Brand in sein eignes Innre wirft, dafs nicht, wie in der Gefühlstheologie, an sich festhä die Substanz ist das momentane Feuer, worin Ich se Endlichkeit opfert, der Schlufs der Bewegung ist nic sie (bei Hegel schliefst sie als substantielles Subj die Bewegung in sich), sondern das Selbstbewufstse kurz die Substanz zehrt die Endlichkeit des Selbst wufstseins auf, und fällt dem unendlichen Selbstbewu sein dann als Beute anheim. Ich soll sich dadu als unendliches, allgemeines Selbstbewufstsein setz Es fragt sich daher, was ist nach Hegel das Sell bewufstsein? Nach Encycl. 2. Ausg. §. 422 kommt zum Selbstbewufstsein durch das Bewufstsein, du Sinn und Verstand, aber im Selbstbewufstsein ist Unterschied des Aeufsern und Innern, der Untersch der Gegenständlichkeit nicht mehr, Ich ist selbst Gegenstand. Der Ausdruck des Selbstbewufstseins nach §. 424 „Ich = Ich; abstracte Freiheit, reine Id lität. — So ist es *ohne Realität*, denn es selbst, Gegenstand seiner ist, ist nicht ein solcher, da Unterschied desselben und seiner vorhanden ist." El daselbst: „Die Wahrheit des Bewufstseins ist Selbstbewufstsein, und dieses der Grund von jen so dafs in der Existenz auch alles Bewufstsein ei andern Gegenstandes zugleich Selbstbewufstsein Was Hegel hier vom *Selbstbewufstsein* sagt, daf als Bewufstsein eines andern Gegenstandes zugl Selbstbewufstsein ist, das macht der Verf. zur *stanz und Vernunft*. „Der endliche Geist", sagt „ist als Bewufstsein der Substanz nothwendig Se bewufstsein."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Antheisten und Antichristen.

(Fortsetzung.)

Das Selbstbewufstsein ist dagegen bei Hegel Bewufstsein der sinnlichen Welt und seiner selbst, nicht die Substanz: es kommt zur Substanzialität nicht als solches, sondern dadurch, dafs es sich im Andern zu wissen anfängt, und sich mit demselben in Einheit weifs. Siehe Encyclopädie §. 436: „das allgemeine Selbstbewufstsein ist das positive Wissen seiner selbst im andern Selbst." Ferner die Bemerkung: „dies allgemeine Wiederscheinen des Selbstbewufstseins ist die Form des Bewufstseins der Substanz jeder wesentlichen Geistigkeit." Erst hier, nicht früher beim Bewufstsein und Selbstbewufstsein, spricht Hegel von der Substanz, und dann ist das Selbstbewufstsein nach ihm nicht die Substanz, sondern „die Form des Bewufstseins derselben." Hegel sagt nirgends, das Ich, das Selbstbewufstsein ist die Substanz, sondern die Vernunft ist die Substanz: Encycl. 2. Ausg. §. 439: „Die Vernunft ist als diese Identität (der Subjectivität des Begriffs und seiner Objectivität) nicht nur die absolute Substanz, sondern auch die Wahrheit als Wissen." Das Selbstbewufstsein ist nach ihm die Bestimmtheit der Vernunft, die Form der Substanz, nicht diese selbst: Encycl. §. 439: „Die Vernunft (die wissende Substanz) hat hier zur eigenthümlichen Bestimmtheit den für sich selbst existirenden Begriff, Ich — die Gewifsheit seiner selbst als unendliche Allgemeinheit. Diese wissende Wahrheit ist der Geist." Das Wissen gehört also dem Geiste an, nicht dem Ich und Selbstbewufstsein, der Verf. verwechselt das Selbstbewufstsein mit dem Geist, die abstracte, subjective Identität, mit der erfüllten, absoluten. „Es ist ein Act" sagt er, „eine Bewegung, wenn das Allgemeine im Selbstbewufstsein sich selbst weifs und der endliche Geist im Allgemeinen sein Wesen anschaut. Es ist das eine und selbe Selbstbewufstsein der Substanz." Wann aber schaut der endliche Geist sein Wesen im Allgemeinen an? Als Bewufstsein und Selbstbewufstsein? Oder nicht vielmehr als Bewufstsein, als natürlichen und menschlichen Geist über sich zu Gott hinausgehend? Hegel entwikkelt in der Phänomenologie, wie der menschliche Geist in der Welt von Gott, seinem Wesen, entfremdet ist, und wie diese Entfremdung und Entzweiung in der Religion sich zur Einheit mit Gott aufhebt. In der Religion ist das Selbstbewufstsein für das Selbstbewufstsein der Geist, das Wissen der Verzeihung und Versöhnung. Der Verf. sagt selbst: „In der Religion hat der gesammte Reichthum der natürlichen und geistigen Welt sich in seine einzige Substanz zusammengefafst, und diese Substanz ist es, die sich im endlichen Geist zum Wissen, zum Selbstbewufstsein ihrer selbst erhebt, und sich als das Wesen, sowie alles Bestimmte als Moment ihrer selbst weifs. Diese Substanz aber ist das Wesen von allem dem, was der geschichtliche Geist in seiner Welt geschaffen, gearbeitet und erworben hat."

Aber dieser geschichtliche, objective Geist soll wiederum nichts anders sein, als das Selbstbewufstsein. „Der Weltgeist" sagt der Verf. „ist bei Hegel nur ein Bild, welches der Philosoph zuweilen aufstellt, und dem er dann die Attribute der Göttlichkeit: die Krone, das Scepter und den Purpurmantel schenkt. Er weifs recht gut, dafs dieses Bild nur das Selbstbewufstsein darstellt, und er scheut sich auch nicht, diesem die göttlichen Attribute zurückzugeben." Nach Hegel Encycl. 2. Ausg. §. 549 enthält der Weltgeist die Volksgeister als Momente und Stufen seiner Entwickelung in sich, worin die Individuen mit einbegriffen sind. Der Weltgeist ist demnach der allgemeine Geist der Menschheit, in welchem alle Völker und Individuen nach ihrer Ob- und Subjectivität aufgehoben sind. Der Vf. durfte

Digitized by Google

nicht sagen: der Weltgeist ist das Selbstbewufstsein; er mufste sagen: der Weltgeist ist das allgemeine Selbstbewufstsein der Völker und Individuen: das Selbstbewufstsein als blofs einzelnes drückt das nicht aus. Aber auch der Geist der Menschheit, das allgemeine Selbstbewufstsein der Völker ist nach Hegel nicht Gott, der göttliche Geist, wie der Vf. versichert, dafs Hegel von seinen Schülern den Glauben an diesen Popanz, als an die Gottheit selbst fordere. Hegel vergöttert den Menschengeist nicht und kann ihn nicht vergöttern: denn die Bestimmungen, in welchen derselbe objectiv ist, in welchen er der Geist ist, sind die Begriffsbestimmungen des Allgemeinen, des Besondern und Einzelnen. Der Weltgeist ist in den Völkern und Individuen sich verwirklichend zwar der wissende Geist, aber in jenen endlichen Bestimmungen, welche nach der Logik (Encycl. §. 213) zur Idee über sich hinausgehen. Erst diese, die Idee ist ihre unendliche, ideelle Einheit: die Idee ist die Wahrheit, die der Begriff hat, nicht der Begriff, sondern die Einheit des Begriffs und der Realität. Der Weltgeist, der Menschengeist hat wegen dieser Bestimmungen den Trieb, sich zum göttlichen Geist als zu seiner Wahrheit zu erheben und aufzuheben. Der göttliche Geist ist daher, anstatt das Sein, vielmehr das Nichtsein des Menschengeistes, sein Aufgehobensein: in Gott ist die Natur und der menschliche Geist auf unendliche Weise aufgehoben und erhalten: Gott ist ihre absolute Einheit, ihre reelle Idealität, kein Sein und Werden, kein Begriff und Idee, sondern in allen dem der absolute Inhalt. Das Wissen Gottes ist kein Wissen von etwas, sondern ist das Wissen an und für sich selbst: in Gott ist das Sein, die Existenz nicht vom Wissen verschieden, und das Wissen nicht vom Sein, dergleichen endliches Sein und Wissen ist in dem absoluten Wissen Gottes aufgehoben. Das Wissen des menschlichen Geistes ist blofs relativ, nicht absolut, indem es sich auf das Sein als auf ein andres bezieht, ist es nicht das göttliche selbst, sondern weifs das göttliche. Der menschliche Geist ist nicht Gott selbst, sondern weifs Gott auf verschiedenen Stufen des Bewufstseins. Wenn daher der Verf. sagt: „das Selbstbewufstsein ist die einzige Macht der Welt und der Geschichte und die Geschichte hat keinen andern Sinn, als den des Werdens und der Entwickelung des Selbstbewufstseins", so kommt dies Wissen aus der relativen Beziehung und Endlichkeit nicht heraus, und lä noch dazu Gefahr, sich für das göttliche selbst halten.

Das Selbstbewufstsein soll aber nach Hegel einzige geschichtliche und religiöse Macht in der W sein, denn man wisse aus der Phänomenologie, Hegel alle Momente des christlichen Glaubens der Welt des römischen Geistes und aus der Bildu des damaligen Bewufstseins entwickele und ableite. stoische Weise soll nach Hegel der Typus dessen se was die Christen im Bilde des Erlösers anschauen. „I sittliche Realität der Stoiker ist nur der Weise, Ideal, nicht eine Realität — Ideal ist in der That blofse Begriff, dessen Realität nicht dargestellt ist Ziehen wir das stoische Selbstbewufstsein kurz in tracht, wie es von Hegel in der Phänomenologie gestellt wird. Es geht hier aus dem Verhältnifs Herrschaft und Knechtschaft als reines Denken vor. Im Denken frei, aber nicht in der Welt, wird seiner Freiheit bewufst, als mit diesem Gegensatze haftet, und strebt nun die Welt durch das Denke nämlich dadurch zu vernichten, dafs es die Dinge widersprechend aufzeigt. Aber blofs an sich, an Denken gewiesen, ist es zugleich an das Denken bunden: darum sucht es selbst sich vom Denken zu machen, es zeigt, dafs sein eignes Denken sich derspreche. Aber so das skeptische Selbstbewufstsei setzt es sich über die Welt und sich selbst, über all hinweg, es widerspricht sich, ohne es zu wissen. kommt aber zum Bewufstsein dieses Widerspruche und ist so das unglückliche Bewufstsein: dieses wei sich als unwahr und nichtig, indem es sich gegen Wahre als unwahr erkennt. Und dies unglücklic Bewufstsein, die Consequenz des stoischen Selbstb wufstseins soll das Bewufstsein Dessen sein, der sich sagt: ich bin die Wahrheit und das Leben! finden sich aber in der Phänomenologie selbst Stelle die Menge, an welchen Hegel den Erlöser ausdrück lich als kein abstractes Ideal, sondern als wirklich b zeichnet. Unter andern S. 568—69: „Dieser Gott wi unmittelbar als Selbst, als ein wirklicher Mensch sim lich angeschaut; so nur ist er Selbstbewufstsein." Di geschieht nach S. 567 durch gegenseitige Entäufserung jedes, die Substanz sowohl als das Selbstbewufstsei ist an sich das andre, und ist die Bewegung, sich Einheit mit dem andern hervorzubringen. Diese Ei

Digitized by Google

heit, worin beides Moment ist, diese wirkliche Einheit der Substanz und des Subjects ist der Geist, das wirkliche Ideal: Christus. „Dies, dafs der absolute Geist sich die Gestalt des Selbstbewufstseins an sich und damit auch für sein Bewufstsein gegeben, erscheint nun so, dafs es der Glaube der Welt ist, dafs der Geist als ein Selbstbewufstsein d. h. als ein wirklicher Mensch da ist, dafs er für die unmittelbare Gewifsheit ist, dafs das glaubende Bewufstsein diese Göttlichkeit sieht, und fühlt und hört. So ist es nicht Einbildung, sondern wirklich an dem" (S. 568). Um aber die heilige Geschichte für blofsen Mythus ausgeben zu können, führt der Verf. aus Hegels Gesch. der Phil. 3. Bd. S. 7 die Worte an: „Dies, dafs das Selbstbewufstsein das absolute Wesen, oder das absolute Wesen Selbstbewufstsein ist, dies Wissen ist jetzt der Weltgeist. Er ist dies Wissen, aber weifs dies Wissen nicht; er schaut es nur an, oder er weifs es nur unmittelbar, nicht im Gedanken. Als gedachte Unmittelbarkeit, Unmittelbarkeit des Gedankens ist das absolute Wesen unmittelbar im Selbstbewufstsein oder als innere Anschauung – eine Anschauung, wie wir Bilder gegenwärtig im Geist haben." Schlägt man die Stelle bei Hegel nach, so findet man ferner die Worte, die der Verf. überspringt: „Er weifs es unmittelbar d. h. dieses Wesen ist ihm wohl absolutes Selbstbewufstsein, aber ist in seiender Unmittelbarkeit ein einzelner Mensch, der zu einer bestimmten Zeit gelebt hat und an einem bestimmten Ort, ist so der absolute Geist, aber nicht der Begriff des Selbstbewufstseins, oder das Selbstbewufstsein ist noch nicht erkannt." Der Verf. umgeht die Worte „seiende Unmittelbarkeit" um die Anschauung von Christo blofs innerlich, als ein Bild in Gedanken bezeichnen zu können. Hegel sagt S. 7: „das ist die Sphäre der Religion, die in einem diesem Menschen das Göttliche weifs." Und S. 8: „das Wissen des Wesens vom Geist gehört der Religion an, weil in dieser es unmittelbar in der Anschauung ist. In der christlichen Religion ist das absolute Wesen so vorgestellt, aber nicht begriffen; in der That thut die Philosophie nichts anders, als die Idee des Christenthums begreifen." Die gedachte Unmittelbarkeit fällt so in die Philosophie. Unser Verf. beruft sich auf die Hegelschen Worte: „der Mythus gehört zur Pädagogie des Menschengeschlechts, ist der Begriff erwachsen, so bedarf er desselben nicht mehr." Hegel sagt das aber gegen die mythische Seite der Platonischen Darstellungsweise, nicht gegen die christliche Idee. Es kommt darauf an, was bei Hegel das Bild ist, und was der Begriff. Hegel bleibt für den Begriff bei dem innerlichen Bilde der Vorstellung nicht stehen. Er entwickelt in der Encykl. §. 451 — 65, wie das innerliche Bild der Vorstellung die äufserliche Anschauung voraussetzt, und ferner wie die Bilder der Vorstellung der Stoff werden, in welchen die Idee, der Gedanke sich hineinbildet. Aber weder das Bild, dessen Inhalt die Anschauung ist, noch das Sinnbild, dessen Inhalt der Gedanke, ist der Begriff, welcher als Gedanke vielmehr die Sache selbst ist. Der Begriff hat die Anschauung nicht blofs innerlich, im Gedanken als ein Bild, und stellt den Gedanken nicht in einem anschaulichen Bilde äufserlich vor, sondern ist als Gedanke die Anschauung selbst. Hegel fordert darum zu der gedachten Unmittelbarkeit die seiende Unmittelbarkeit, die der Verf. bei Seite schiebt: er fordert ihre Einheit, den Begriff als von der Sache erfüllten Gedanken, die „einfache Einheit des Subjectiven und Objectiven". (Encykl. §. 465).

Ich, meint der Verf., hat es in aller Religion nur mit sich selbst zu thun, während es glaubt, einen persönlichen Gott zu haben: es hält Jahrtausende lang sein eignes Spiegelbild für Gott, bis es endlich dahinter kommt, dafs es selbst dieses Bild ist: die Philosophie soll die Illusion aufheben. Das Selbstbewufstsein, das Denken, sagt er, ist sich selbst der Gegenstand, freie Thätigkeit und Allgemeinheit: darum erzeugt es alles aus sich selbst. „Was ist Gott? das Absolute, Wahre, antwortet Hegel, das an und für sich Allgemeine. Allein dieses Allgemeine, welches Gott ist, ist nichts als Denken. Das Denken ist die Thätigkeit des Allgemeinen, das Allgemeine, in seiner Thätigkeit und Wirksamkeit". Also, schliefst der Verf., ist ihm die Religion ein Product des Selbstbewufstseins. Hegel sagt aber in der Phänomenologie S. 513: „die Religion ist die *Vollendung des Geistes*, worin die einzelnen Momente desselben, Bewufstsein, Selbstbewufstsein, Vernunft und Geist als in ihren Grund zurückgehen". Hegel sagt hier ausdrücklich, dafs das *Selbstbewufstsein* blofs ein *Moment* des Geistes ist, welcher sich in der Religion vollendet: die Religion kann nach ihm deshalb kein Product des Selbstbewufstseins sein. Der Mensch hat Religion, producirt sie nicht, zur

Digitized by Google

Religion gehört nicht blofs der Mensch, sondern auch Gott. Encykl. §. 554: „die Religion ist eben so sehr vom *Subject* ausgehend und in demselben sich befindend, als *objectiv* von dem *absoluten Geist* ausgehend zu betrachten, der als Geist in seiner Gemeinde ist". Dagegen sagt der Verf.: „Hegeln ist die heilige Geschichte des Erlösers blofse Illusion, die Trinität ist ihm ein Traum, das Selbstbewufstsein ist ihm der wahre, wache Mensch, die Hegelsche Philosophie ist die Auflösung des Christenthums und alle Religion". Nun ist zwar das geistige Wesen der christlichen Religion nach Hegel noch mit einer unversöhnten Entzweiung in ein Disseits und Jenseits behaftet (Phänom. S. 574): aber der Inhalt ist wahr: der Inhalt (des Christenthums) sagt er, „ist der wahre, aber alle seine Momente, in dem Elemente des Vorstellens gesetzt, haben den Charakter, nicht begriffen zu sein, sondern als vollkommen selbstständige Seiten zu erscheinen, die sich äufserlich auf einander beziehen. Dafs der wahre Inhalt auch seine wahre Form für das Bewufstsein erhalte, dazu ist die höhere Bildung des letztern nothwendig, seine Anschauung der absoluten Substanz in den Begriff zu erheben, und *für es selbst* sein Bewufstsein mit seinem Selbstbewufstsein auszugleichen, wie dies für uns oder an sich geschehen ist". Ferner S. 594: „Der Geist der offenbaren Religion hat sein Bewufstsein als solches noch nicht überwunden, oder, was dasselbe ist, sein wirkliches Selbstbewufstsein ist nicht der Gegenstand seines Bewufstseins; er selbst überhaupt und die in ihm sich unterscheidenden Momente fallen in das Vorstellen und in die Form der Gegenständlichkeit. Der Inhalt des Vorstellens ist der absolute Geist; und es ist allein noch um das Aufheben dieser blofsen Form zu thun". Aber nicht des Inhalts, wie der Verf. meint und will. In der Philosophie ist die wahre Form des Inhalts selbst erschienen, ohne den religiösen Inhalt zu beeinträchtigen, welcher in der Weise der Empfindung, Andacht, der Vorstellung seine Form behält. Darüber siehe Hegels Gesch. der Phil. 3 Bd. S. 117: „Was sie (die christliche Religion) aber überhaupt unterscheidet, ist, dafs für die Christen diese intelligible Welt zugleich diese unmittelbare sinnliche Wahrheit eines gemeinen Geschehens hatte (in der Form des sinnlichen Bewufstseins), eine Form, wie sie für das Allgemeine der Menschen haben und behalten mufs". Der Verf. will im Christenthum bei Hegel nichts weiter sehen, als realisirtes Judenthum, nach Gesch. der Phil. 3 Bd. S. 117: „das Jüdische hat von Anfang an dies Selbstgefühl der Nichtigkeit ausgemacht — ein Elend, Niederträchtigkeit — nichts, das Leben und Bewufstsein hat. Dieser einzelne Punct ist später universalhistorisch zu seiner Zeit geworden, und in dies Element des Nichts der Wirklichkeit hat sich die ganze Welt erhoben"; der Verf. bricht hier mitten im Satz ab, während Hegel so fortfährt: „eben aus diesem Princip aber in das Reich des Gedankens, — jenes Nichts in's *positiv Versöhnte* umgeschlagen. Es ist eine zweite Weltschöpfung', die nach der ersten entstanden ist".

Nach Hegel ist das christlich religiöse Selbstbewufstsein Ziel und Ende aller Entzweiung des Lebens, aber das hindert ihn nicht, die freie Gewifsheit des Geistes von sich selbst in allem zu behaupten. Der Verf. benutzt das, er sammelt sorgfältig die Stellen, welche scheinbar gegen die Religion, aber im Grunde nur gegen ihre Aeufserlichkeit gerichtet sind. Hegel sagt: „Wenn die Religion sich in der Starrheit ihrer abstracten Autorität gegen das Denken behauptet, dafs die Pforten der Hölle sie nicht überwinden werden, so ist die Pforte der Vernunft stärker, als die Pforte der Hölle". Ja! die Religion selbst ist stärker, denn die Vernunft hat sich innerhalb ihrer selbst bewährt. Die Religion selbst wird dadurch nicht zerstört, sondern ihre Aeufserlichkeit: Was ich glauben soll, mufs mit dem Innersten der Gewifsheit meiner selbst geeint sein. Die Aeufserlichkeit, die Trennung der Wahrheit und Gewifsheit im Glauben ist dem Geiste der Religion selbst zuwider. Darum darf der Verf. die Worte Hegels getrost hinschreiben: „hier (auf dem Standpunct des Bewufstseins) fliegt dieser gegenwärtige, in wohnende Christus um 2000 Jahre zurück, wird in einen Winkel von Palästina relegirt, ist als diese geschichtliche Person fern zu Nazareth, zu Jerusalem. An diesem Standpunct — in dieser historisch todten Form stehen bleiben, heifst den Geist verwerfen".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen.

(Fortsetzung.)

Das Lügen gegen den Geist ist eben dies, dafs er nicht ein allgemeiner — nicht ein heiliger — sei doch Christus nur ein Getrenntes, Abgesondertes, sei nur eine andre Person, als diese Person, nur in Judäa gewesen, oder auch jetzt noch ist, aber jenseits im Himmel, Gott weifs, hier bricht der Verf. wieder ab, Hegel setzt aber hinzu: „nicht auf wirkliche, gegenwärtige Weise, in seiner Gemeinde." Hegel erkennt den Standpunct des Bewufstseins ebenfalls an als „den, womit es anfangen mufs", es soll dabei nur nicht stehen bleiben. „Hier" sagt er Gesch. der Phil. 1 Bd. S. 90 „treten alle Bestimmungen von Gegebensein und Empfangen ein", die uns in der Mythologie vorkommen; alles historische, die positive Seite hat ihre Stelle. Wir haben dann den Christus, der vor beinahe 2000 Jahren in die Welt gekommen. Aber sagt er: „Ich bin bei euch bis an der Welt Ende, wo zwei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter euch": werde ich nicht mehr sinnlich als Person gegenwärtig vor euch sein, so „wird der Geist euch in alle Wahrheit führen" — das äufserliche Verhältnifs ist nicht das Wahre, es wird sich aufheben. „Wozu bedarf es einer Versöhnung", ruft der Verf. aus, „die vor 2000 Jahren in einem Winkel oder in der Hauptstadt Palästinas geschehen ist! Wie leicht ist es da für den Menschen, seine Schuld, wenn er gefallen ist, wiederaufzuheben". Darum sage Hegel: „Der Mensch, der Fehler hat, ist unmittelbar durch sich selbst davon absolvirt, insofern er Nichts daraus macht", d. h. sie kraft seiner Freiheit zu nichte macht, sie nicht mehr thut und nicht mehr will, wie Shakespeare nur den einen Verdammten kennt, der das nicht kann. Der Verf. ändert das ab, denn er schreibt: „wenn ihr euch nur nichts daraus macht" als wenn Hegel geschrieben hätte: insofern er „sich" nichts daraus macht. Das ist aber nach Hegel nur die eine Seite der Aufhebung und Vernichtigung des Bösen, von Seiten des Menschen, es gehört nach ihm zur Erlösung und Versöhnung noch die andre Seite, die göttliche Gnade. Zur Religion, als dem Geiste der Versöhnung und Verzeihung gehörte, wie sich gezeigt, nicht nur der Mensch, sondern auch Gott. Der Verf. meint aber: wozu die Qual des Christen! Das Böse ist ja nach Hegel nothwendig. „Der Sündenfall", sage Hegel, „ist der ewige Mythus des Menschen". Aber was setzt er hinzu? „Das Bleiben auf diesem Standpunct ist das Böse, und diese Empfindung des Schmerzes über sich finden wir in den Gesinnungen Davids. Er sagt: Herr schaffe mir ein reines Herz, einen neuen Geist. Diese Empfindung sehen wir schon im Sündenfall vorhanden, wo jedoch noch nicht die Versöhnung, sondern das Verbleiben im Unglück ausgesprochen wird. Doch ist darin zugleich die Prophezeihung der Versuchung enthalten, nämlich in dem Satze, der Schlange soll der Kopf zertreten werden". Hegel zeigt in der Phil. der Gesch. Werke 9 Bd. S. 335, wie diese Entzweiung durch das Christenthum aufgehoben wird, dafs zuletzt nichts bleibt, als die Subjectivität, das Affirmative: „denn an sich ist das Unendliche, Substanzielle und das Subject, das durch den Schmerz sich geläutert hat, in Einheit, und das Bewufstsein dieser Einheit ist die unendliche Befriedigung, die absolute Versöhnung. Diese Befriedigung ist für uns zunächst dadurch erlangt, dafs die reine Subjectivität, eben weil sie Negativität alles Besondern ist, sich selber zum Gegenstande hat. Der unendliche Verlust wird nur durch seine Unendlichkeit ausgeglichen, und dadurch unendlicher Gewinn. Die Identität des Subjects und Gottes kommt in die Welt

Digitized by Google

als die Zeit erfüllt war: das Bewufstsein dieser Identität ist das Erkennen Gottes in seiner Wahrheit". Hegel sagt dies im Unterschiede von der Erkenntnifs durch den Fall, er will, dafs das Böse nicht sein und bleiben soll, während der Verf. aus demselben eine Nothwendigkeit macht. Nach Hegel ist blofs das Wissen vom Bösen nicht das Thun des Bösen nothwendig.

Ein Hauptgesichtspunct des Verfs. ist, dafs er immer die Aufklärung gegen die Aeufserlichkeit des Glaubens geltend macht: er nimmt diese aber für das Wesen der Religion selbst. Hegel lehre ja, dafs die Aufklärung den Glauben überwunden habe: „die Beglaubigung in äufserlich formeller Weise mufs wegfallen. Verlangt man das Gegentheil, so muthet man dem Menschen zu, Dinge zu glauben, an die er auf einem gewissen Standpunct der Bildung nicht mehr glauben kann. Dieser so geforderter Glaube ist Glaube an einen Inhalt, der endlich und zufällig d. h. der nicht der wahre ist. Die Aufklärung ist Meister geworden über diesen Glauben". Ja! über diesen Glauben, über die äufserliche Beglaubigung. Hegel unterscheidet in der Phänomenologie den wahren Glauben scharf und bestimmt von dem Glauben, welcher mit der Aufklärung in Widerstreit ist. Jener gehört dem seiner selbst entfremdeten Geiste an, dieser dagegen dem im andren seiner selbst gewissen, versöhnten. Der Glaube im Kampf mit der Aufklärung giebt dem Göttlichen einen Inhalt in Vorstellungen, und fordert zugleich, dafs wir diese Vorstellungen für die Wahrheit selbst halten und annehmen sollen, was gegen die freie Einsicht ist. Die Aufklärung ist gegen diesen äufserlichen Glauben wirklich im Recht, das Resultat des Kampfes aber ist, dafs der Glaube durch die Bildung und diese durch den Glauben aufgeklärt wird. Hegel sagt Gesch. der Phil. 3 Bd. S. 106: „durch diese Formen müssen wir nicht etwa den Inhalt verkennen, gerade zu verwerfen, sondern den Inhalt da durcherkennen; man mufs sie aber auch nicht als absolute Fomen festhalten, und die Lehren schlechthin nur in dieser Gestalt festhalten und behaupten wollen, wie dies ehemals bei einer strohernen Orthodoxie statt gefunden hat". Hegel soll ebenfalls gegen die Kirche sein, der Verf. hebt all die Stellen bei ihm hervor, die scheinbar gegen die Kirche gerichtet sind. „Man könnte sich vorstellen eine allgemeine Gemeinsch der Liebe, Welt der Frommen und Heiligen, eine We von Brüderschaft, von Lämmelein und Geisteständ leien, eine göttliche Republik, einen Himmel auf E den. Aber so ist es auf der Erde nicht gemeint, je Phantasie ist in den Himmel, d. h. anderswohin v wiesen — in den Tod. Jede lebendige Wirklichk braucht noch ganz andre Gefühle, Anstalten, Thaten (Gesch. d. Phil. 3 Bd. S. 116) Hegel sagt dies ab nicht gegen die Kirche, an dieser Stelle, sonde blofs gegen das subjective Gefühl, welches sich no nicht zur Kirche objectivirt hat. Ebendaselbst: „D Reich vernünftiger Wirklichkeit ist ein ganz andre mufs denkend, mit Verstand in sich organisirt und ea wickelt sein; das Moment der selbstbewufsten Freihei des Individuums mufs sein Recht erhalten, gegen ob jectives Gebot. Eben dies ist dann die wahrhaft wirkliche Objectivität des Geistes in Gestalt eine wirklichen Zeitlichen. Solche Objectivität kann nic anfangs sein, sondern mufs durchgearbeitet durch Gei und Gedanken hervorgehen. Im Christenthum ist die Anundfürsichsein der Intellectualwelt, des Geiste allgemeines Bewufstsein geworden". Hegel spricht ni gegen die Kirche als solche, sondern immer nur gegen ihre Aeufserlichkeit und Autorität, wenn diese de Freiheit des Geistes Gefahr droht. Der Verf. mach ihn aber förmlich zum Revolutionär gegen alles Be stehende, er liest eifrigst alle Hegelschen Stellen übe die französische Revolution zusammen, um diese selb und den Atheismus für die Consequenz des Hegelsche Systems auszugeben. Hegel sage: „Wir sehen hi den sogenannten Materialismus und Atheismus auftr ten als das nothwendige Resultat des reinen begre fenden Selbstbewufstseins". Aber wogegen? „Gege die begrifflosen Voraussetzungen und Gültigkeit de Positiven in der Religion, in den rechtlichen und mo ralischen Bestimmungen und der bürgerlichen Gesel schaft". Hegel thut hier weiter nichts, als dafs er d freie Ueberzeugung gegen den verknöcherten, alle B vorzugung und Unrecht in sich habenden Weltzusta rechtfertigt, welche das Recht auf ihrer Seite hat Aber sagt der Verf., Hegel vertheidigt den Unme schen Robespierre: „Von Robespierre wurde das Pri cip der Tugend als das höchste aufgestellt, und m kann sagen, es sei diesem Menschen mit der Tuge

Digitized by Google

Ernst gewesen". Hegel sagt jedoch weiter: „Die Gesinnung kann nur von der Gesinnung beurtheilt und erkannt werden; es tritt demnach wieder schlechthin das Verhältniſs des Verdachts ein, denn die Tugend, sobald sie verdächtig wird, ist schon verurtheilt. Dabei ist es ein unmittelbares Wissen, wer verdächtig sei. Es herrschen jetzt die Tugend und der Schrecken, denn die subjective Tugend, die bloſs von der Gesinnung aus regiert, bringt die fürchterlichste Tyrannei mit sich". Hegels Atheismus soll in folgenden Worten aber unzweifelhaft sein: „Durch die französischen Philosophen ist der Gedanke zum Panier der Völker erhoben worden, die Freiheit der Ueberzeugung, des Gewissens in mir. Sie haben dem Menschen gesagt: in diesem Zeichen wirst du siegen, indem sie vor Augen hatten, was im Zeichen des Kreuzes gethan worden, zum Glauben, zum Recht, zur Religion geworden war. Denn in dem Zeichen des Kreuzes hatte die Lüge, der Betrug gesiegt, unter diesem Siegel sich die Institutionen zu aller Niederträchtigkeit verknöchert. Es ist absoluter Trieb, einen festen Compaſs in sich zu finden, d. h. im Menschengeist immanent. Für den Menschengeist ist es dringend, solchen festen Punct zu haben, wenn er einmal in ihm selbst sein soll, wenn er in seiner Welt wenigstens frei sein soll. „Von der Religion", sagt der Verf. „hat Hegel die Seinigen befreit, der Gedanke, das Selbstbewuſstsein, Freiheit, das sind die Güter, die er ihnen für das Geraubte gegeben hat". Jeder sieht, daſs Hegel in der angeführten Stelle nicht gegen alle Religion spricht, und gegen die katholische nur insofern, als sie in Frankreich vor der Revolution die Institutionen zu aller Niederträchtigkeit verknöchert und gelähmt hatte. Hegels Werke 9 Bd. Phil. der Gesch. S. 440: „Die Regierung wollte aber durch Umbildung der Verhältnisse nicht ihrer Verlegenheit Abhülfe bringen, der Hof, die Klerisei, der Adel wollten ihren Besitz weder um der Noth, noch um des an und für sich seienden Rechtes wegen aufgeben, und zwar darum, weil die Regierung eine katholische war; und da der Begriff nicht als letzte absolute Verbindlichkeit galt, diese Rechte noch heilig waren". Er ist nicht gegen das Bestehende überhaupt, sondern nur gegen das zum Unrecht, zur Lüge geworden. „In Deutschland", bemerkt er vorher S. 439 „war in Ansehung der Weltlichkeit schon alles durch die Reformation gebessert worden, es war nicht mehr dieses unsägliche Unrecht, nicht diese Forderungen der blinden Knechtschaft des Geistes vorhanden". Hegel soll aber nach dem Verf. zwei Kirchen nicht unterscheiden, und doch wieder unterscheiden, insofern es zur kirchlichen Trennung habe kommen müssen: „damit der Staat als die sich wissende sittliche Wirklichkeit des Geistes zum Dasein kommen, und sich von der Form und Autorität des Glaubens unterscheiden konnte". Der Staat soll nur durch jene Trennung haben werden können, was seine Bestimmung ist, die selbstbewuſste Vernunft und Sittlichkeit; weiter soll die Unterscheidung nicht gehen, die Kirche soll Kirche bleiben: der Staat soll über den besondern Kirchen stehend dadurch die Allgemeinheit des Gedankens, das Princip seiner Form gewonnen haben. Als wenn dies Princip nicht zugleich das der protestantischen Kirche wäre, wodurch diese sich von der katholischen bestimmt unterscheidet. Die protestantische Kirche zweifelte nämlich an der katholischen Autorität, zweifeln aber ist denken, die protestantische Kirche ging deshalb wie der Staat von der Form der denkenden Gewiſsheit aus. Die neue Kirche und der moderne Staat haben dasselbe Princip der Vernunft und Freiheit des Geistes mit einander gemein: Hegel sagt darum Phil. der Gesch. Werke 9 Bd. S. 446: „Durch die protestantische Kirche ist die Versöhnung der Religion mit dem Recht zum Stande gekommen. Es giebt kein heiliges, religiöses Gewissen, das vom weltlichen Rechte getrennt oder gar ihm entgegengesetzt wäre". Der Vf. setzt in Betreff der Freiheit des Geistes Revolution und Christenthum immer einander entgegen: Wir verweisen ihn deswegen an die Phänomenologie, wo die Freiheit in der Revolution als allgemeiner und einzelner Wille mit sich in Zwiespalt ist, wo aber der Geist in der christlichen Religion die Einheit und Versöhnung gewinnt.

Hegel, welcher das Selbstbewuſstsein auf den Thron gesetzt habe, soll sich gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze empören. Er soll darum die Kantische praktische Vernunft loben: „Es ist ein groſser Fortschritt, daſs dies Princip aufgestellt ist, daſs die Freiheit die letzte Angel ist, auf der der Mensch sich dreht, diese letzte Spitze, die sich durch nichts imponiren läſst, insofern es gegen seine Freiheit geht". He-

Digitized by Google

gel sagt aber gleich weiter: „Dies hat der Kantischen Philosophie von einer Seite die grofse Ausbreitung, Zuneigung gewonnen, dafs der Mensch ein schlechthin Festes, Unwankendes in sich selbst findet, einen festen Mittelpunct: so dafs ihn nichts verpflichtet, worin diese Freiheit nicht respectirt wird. Dies ist das Princip; aber *dabei bleibt es auch stehen*". (Gesch. der Phil. 3 Bd. S. 591). Das Selbstbewufstsein ist noch nicht der Geist an und für sich selbst. Der Verf. bringt aber eine Menge Stellen für seine Behauptung aus Hegels Geschichte der Philosophie zusammen, die sich mehr oder weniger auf das Entstehen der Philosophie in der geschichtlichen Bildung der Völker und Nationen beziehen. Wenn es in einem Volke zu Philosophie kommen soll, mufs die Bildung schon weit gediehen sein, zwischen dem innern Streben und der äufsern Wirklichkeit mufs ein Bruch eingetreten sein, der Geist flüchtet dann in eine Gedankenwelt gegen die wirkliche Welt, er fängt an zu philosophiren. Ueberall weist Hegel nach, hat sich das in der Geschichte bewährt: mit dem Untergang der ionischen Staaten entstand die ionische Philosophie, Sokrates und Plato hatten keine Freude mehr am Athenischen Staatsleben, in Rom verbreitete die Philosophie sich erst mit dem Untergang des römischen Lebens unter der Despotie der Kaiser, und sofort bis auf die Gegenwart. Die Philosophie soll nach dem Verf. wegen ihres Zusammenhangs mit der Bildung einer Zeit, welche „diese substanzielle Weise der Existenz, diese Sittlichkeit, diesen Glauben wankend macht", das Verderben allein herbeiführen, da sie doch aus dem allgemeinen Verderben mit hervorgeht. Hegel sagt nicht blofs die Philosophie, sondern der ganze Geist kommt über seine Wirklichkeit zum Bewufstsein, und befriedigt sich dann in der Wirklichkeit nicht mehr. Die Philosophie, behauptet der Verf., entzieht dem wirklichen Leben, dem Staat, der religiösen Gemeinde die Grundlage, sie absorbirt und verdirbt alles; aber nach Hegels Gesch. der Phil. 1 Bd. S. 66 ist sie die Versöhnung des Verderbens, das der Gedanke angefangen hat. Freilich keine Versöhnung in der Wirklichkeit, die ja wegen des Verderbens mit sich entzweit ist, sondern in der ideellen Welt. „Die Philosophie", sagt Hegel S. 69, „ist ganz mit ihrer Zeit identisch, sie steht daher nicht über ihrer Zeit, sie ist das Wissen des Substanziellen ihrer Zeit". Ueber ihrer Zeit steht sie blofs der Form nach, indem sie das Substanzielle zum Gegenstand macht, aber sie annihilirt es nicht, verdirbt es nicht, sondern denkt und begreift es, erhebt es in die höhere Form. „Insofern sie (die Philosophie) im Geiste ihrer Zeit ist, ist er ihr bestimmter weltlicher Inhalt, zugleich ist sie auch das Wissen darüber hinaus, stellt ihm sich gegenüber; aber dies ist nur formell, denn sie hat wahrhaft keinen andern Inhalt" (S. 70). Was Hegel hier von einer neuen Form der Entwickelung sagt, bezieht sich blofs auf die geschichtliche Entwickelung der Philosophie. Es heifst S. 69: „Das Verhältnifs der politischen Geschichte, Staatsverfassungen, Kunst, Religion zur Philosophie ist nicht dieses, dafs sie Ursachen der Philosophie wären; oder umgekehrt diese der Grund von jenem; sondern sie haben vielmehr alle zusammen eine und dieselbe Wurzel — den Geist der Zeit". Es ist der ganze Geist, welcher über sich zum Bewufstsein kommt und seine Zustände kritisirt, nicht blofs die Philosophie ist dieser Maleficus. Was man gewöhnlich das Bestehende nennt, weifs jeder, bestand einmal nicht, und wird einmal nicht bestehen. Es besteht so lange, bis seine Zeit kommt, dann wird es nicht blofs abstract über den Haufen geworfen (Revolution), sondern umgebildet (Perfectibilität), wird nicht von Grund aus zerstört, sondern bildet sich um und bildet sich weiter fort. Es mufs zur That kommen, sagt der Vf., zur praktischen Opposition, das theoretische Princip mufs praktisch werden: die Philosophie soll auf das Bestehende ohne weiteres losstürmen, abgesehn davon, ob seine Zeit gekommen ist, oder nicht. Freilich ist die Philosophie nicht blofs Lehre, Theorie, Meinung, sondern sie bezieht sich auf die Wirklichkeit: sie thut das ihre, wenn die Zeit kommt, wie jede andre geistige Macht: das Bestehende ändert sich aber nicht früher und nicht später.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Antheisten und Antichristen.

(Schluſs.)

Hegel setzt die deutschen Aufklärer gegen die französischen zurück, weil sie weder den Geist, den treffenden Blick, noch die tief energische Empfindung der That haben. Daraus macht der Verf. ihm den Vorwurf, daſs er die Franzosen bewundere, und die Deutschen verachte. Wenn Hegel die Deutschen wegen ihrer Energie- und Thatlosigkeit als geborne Knechte, Schlafmützen, Beamtendiener, als bloſse Theoretiker und Pflegmatiker bezeichnet, wenn er uns zuruft: schläfrig sein, leben, Beamter sein — das ist nicht euer wesentliches Sein, wohl aber kein Sklave sein; wenn er uns die Franzosen vorhält, welche sagen: il a la tête près du bonnet, so thut er das wahrlich mehr aus Liebe zu uns, als aus Verachtung gegen uns, nach dem Sprüchwort: das Kind, welches wir strafen und tadeln, haben wir darum nicht weniger lieb. Hegel sagt aber auch an einer Stelle, die der Verf. vor Augen hatte: „der Deutsche, je knechtischer auf der einen Seite, desto zügelloser ist er auf der andern: Beschränktheit und Maaſsloses, Originalität ist der Satansengel, der uns mit Fäusten schlägt." Auch darum tadelt er Hegel, daſs dieser Napoleon, den gröſsten Feind lobe, den die deutsche Nation gehabt habe: „In Napoleon stellte sich dann wieder ein individueller Wille an die Spitze des Staats, er wuſste zu herrschen, und wurde dann im Innern bald fertig. Mit der ungeheuren Macht seines Charakters hat er sich dann auch nach Auſsen gewendet, ganz Europa unterworfen und seine liberalen Einrichtungen überall verbreitet. Keine genialeren Siege sind je gesiegt, keine genievolleren Züge je ausgeführt worden", „aber sie" sagt Hegel weiter „ist die Ohnmacht des Sieges in einem helleren Lichte erschienen, als damals. Die Individualität der Völker hat endlich diesen Koloſs gestürzt." Der Grund, warum Hegel die Deutschen so herabwürdigen soll, ist nach dem Verf. der, daſs sie ihm „noch zu ernst, religiös, nicht atheistisch genug sind." Eine Philosophie, die die Welt als ein Geschöpf Gottes betrachte, sei ihm gar nicht Philosophie, er lobe die Atomistik, welche die Vorstellung von der Schöpfung gestürzt habe, und freue sich, wenn er ein System vor sich sehe, welches in Erforschung und Erklärung der Natur einer Gottheit nicht bedürfe. Erstens gehört die Erbauung nicht in die Naturwissenschaft, dazu gehört Sinn und Verstand, und dann sagt Hegel dies von der alten Atomistik gegen frühere Philosopheme, die die Welt nicht durch sich selbst zu erklären vermochten. Er sagt nirgends, daſs ihm die Atomistik genüge: er zeigt in der Logik, in der Geschichte der Philosophie überall ihren Mangel, daſs sie alle Veränderung, alles Schaffen und Erzeugen äuſserlich zusammensetze, bloſs mechanisch erkläre, daſs ihr Wesen nicht Proceſs sei (Gesch. der Phil. I. Bd. S. 372). Er lobt darum den Anaxagoras (S. 391), welcher über die Aeuſserlichkeit des Eins zur Einheit, zum Zweck hinausgehe, aber tadelt auch bei ihm, daſs „das Allgemeine noch dem Einzelnen, dem Seienden gegenübertrete", und sagt S. 393: „hier wäre nun die speculative Einheit dieses Allgemeinen mit dem Einzelnen zu betrachten, wie diese als absolute Einheit gesetzt ist; — aber dies wird freilich bei den Alten nicht angetroffen, — den Begriff selbst zu begreifen. Den sich zu einem System realisirenden, als Universum organisirten Verstand — diesen reinen Begriff haben wir nicht zu erwarten." Er findet den göttlichen, hervorbringenden, und in dieser Erzeugung wirklichen Verstand erst bei den Neuplatonikern, welche einer Intellectualwelt gegenüber die sinnliche Welt als Nichtsein (οὐκ ὄν) bestimmten (Gesch. der Phil. 3. Bd. S. 25, 50, 57, 75): „Nicht als ob sie neben einer sinn-

Digitized by Google

lichen Welt auch Gedanken gehabt hätten; sondern die sinnliche Welt ist verschwunden, und das Ganze in den Geist erhoben, und dies Ganze Gott und sein Leben in ihm genannt" (S. 94). Ferner S. 101: „Es kommt darauf an, dafs das Weltliche nicht in seiner Unmittelbarkeit und Natürlichkeit gelassen wird, sondern dafs es an sich als das Besondre, nämlich als Allgemeines, intellectuelle Welt, als in Gott seine Wurzel, seine Wahrheit habend betrachtet wird, somit Gott als concret gedacht wird." Obwohl die Neuplatoniker die Natur des Geistes gefafst haben, so fehlt ihnen doch „das Moment der Wirklichkeit, der Spitze, welche alle Momente in Eins zieht, und damit unmittelbare Einheit, Sein wird. Der Geist ist bei ihnen nicht individueller Geist; im Christenthum ist der Geist als daseiender, gegenwärtiger, unmittelbar in der Welt existirender, worin der absolute Geist in unmittelbarer Gegenwart als Geist gewufst wird, und jedes Individuum für sich unendlichen Werth hat, und Theilnahme an diesem Geist, der ja eben im Herzen jedes Menschen geboren werden soll."

Hegel fühlt sich erst wieder wohl, sagt der Verf., wenn in der Geschichte ein Philosoph auftrat, der sich allein auf die Vernunft stützt: von Cartesius an tadelt er die Philosophen entweder, oder lobt sie, je nachdem sie Gott hoch oder gering schätzen. Lobt Hegel den Cartesius aber nicht darum, weil es ihm in der denkenden Erkenntnifs allein um Gott zu thun ist? Von Spinoza gilt dasselbe. Wo schätzt Spinoza Gott gering? der alles, was nicht Gott ist, gerade deswegen so sehr verachtet — welcher sagt: es ist unmöglich, dafs wer Gott erkennt, Gott nicht lieben soll. Diese Liebe ist zwar einseitig, als blofse Liebe des Menschen zu Gott kann sie nicht genügen; im christlichen Glauben, nach welchem Gott die Welt zuerst geliebt hat, ist dieser Mangel nicht, ist die Liebe gegenseitig. Hegel tadelt Leibnitz, wegen des langweiligen Gedankens, dafs Gott unter allen möglichen Welten die beste auserwählt habe, was freilich nicht Philosophie ist, und noch dazu kein guter Trost, als könne es noch schlechtere geben. Der Vf. braucht aber die Phrase Hegels: „Gott hat das Privilegium, dafs ihm aufgebürdet wird, was nicht begriffen werden kann: er ist die Gosse, worin alle die Widersprüche zusammenlaufen, die der Mensch nicht zu lösen vermag" — gegen Gott selbst; Hegel bedient sich ihrer jedoch blofs gegen Philosophen, die die Welt mit Hülfe Gottes äufserlich erklären wollen. Er nennt den Kantischen Schlufs auf die Anerkennung Gottes in demselben Sinn eine Hypothese zur Erklärung, wie jener französische Astronom zu Napoleon sagte: „je n'ai pas eu besoin de cette hypothèse." Darum sagt der Verf., ist Hegel, wie er in der Geschichte der Philosophie bei Fichte ankommt, entzückt, dafs Gott nun nicht einmal den Werth einer Hypothese mehr habe, dafs Ich an seine Stelle getreten sei. Fichte soll nämlich alle Wirklichkeit aufser dem Selbstbewufstsein zerstören: der Spinozismus soll der nothwendige Anfang der Philosophie sein, das Fichtische Ich die nothwendige Vollendung. Aber Ich vollendet sich weder in der Wissenschaftslehre, noch hält Fichte an demselben Selbstbewufstsein fest, sondern geht in seinen populären Schriften über dasselbe hinaus. Weil es die Antithese nicht überwindet, bleibt es mit der Welt als seiner Schranke behaftet, es ist nicht wirklich absolut, soll absolut sein. Hegel hat dies Sollen in den vermischten Schriften und überall kritisirt, und den Widerspruch gezeigt. Der Verf. zieht dafür Phil. der Gesch. Werke 9. Bd. S. 12 herbei: „Ich, das Selbstbewufstsein ist die unendliche Macht, der unendliche Stoff alles natürlichen und geistigen Lebens, wie die unendliche Form, die Bethätigung des Inhalts." Aber Hegel schreibt nicht „das Selbstbewufstsein", sondern „die Vernunft", der Verf. ändert das Wort „Vernunft" eigenmächtig in das andre Wort „Selbstbewufstsein" um. Hegel zeigt sowohl in der Phänomenologie, als in der Encyclopädie, wie erst die Vernunft, nicht schon das Selbstbewufstsein, die Gewifsheit ist, alle Realität und Wahrheit zu sein. Eben so wenig ist das Fichtische Ich die offenbar gewordne Spinozistische Substanz, wie der Verf. meint; man könnte es die umgekehrte Spinozistische Substanz nennen. Das Fichtische Ich mufs, um substanziell zu werden, seine blofs subjective Form aufgeben, wie bei Schelling und Hegel.

Fassen wir nun kurz das Resultat unserer Darstellung und Beurtheilung zusammen. Es ergiebt sich wie Unrecht die positive Philosophie hat, wenn sie die Hegelsche Philosophie als blofs negative Philosophie bezeichnet, als die Erkenntnifs dessen, nur was nothwendig, ewig und unveränderlich ist, ohne Freiheit und Persönlichkeit, oder That, wie man das nennen

Digitized by Google

will. Die logische Idee ist bei Hegel nicht bloſs Einheit des Denkens, des Theoretischen, sondern auch des Thuns, des Praktischen; er unterscheidet auf das Bestimmteste die Vernunft von der bloſsen Vernünftigkeit des menschlichen Selbstbewuſstseins, welches der Realität derselben sich bewuſst wird, und von Gott dem Geist der Wahrheit selbst, welcher die absolute Persönlichkeit ist, und der schöpferische Grund der logischen Idee sowohl als ihrer Realisirung in Natur und Menschenleben. Die logischen Denkbestimmungen bei Hegel sind nicht abstracte Wesen, die nicht von dieser Welt sind, Hegel kennt keine Idealität, ohne Realität, aber ebenfalls keine Idealität, die mit Objectivität äuſserlich ergänzt und erfüllt werden muſs. In der Hegelschen Philosophie ist das Denken immer zugleich beim Sein, dem Objectiven, es durchdringt dieses in ihm selbst, die Idealität hat die Objectivität als eine überwundene in sich. Hegel verschmäht nicht die absolute Idealität als Realität des Denkens überhaupt; er leugnet nicht die concrete Realität als Wirklichkeit des Denkens insbesondre, aber leugnet sie als Schranke der Idee, als Realität neben Idealität: er lehrt die Vermittlung aller Unterschiede zur unendlichen Erfüllung, die Realität als unendliche Idealität. Das Hegelsche speculative Denken ist wirklich seiendes Denken. Das mag der linken Seite der Hegelschen Schule ebenfalls gesagt sein. Der Verf. zieht das ganze Universum, Gott und die Welt in das menschliche Selbstbewuſstsein negativ herein, er proclamirt das menschliche Selbstbewuſstsein nach Form und Inhalt als das wahre Princip, er fixirt dasselbe gewaltsam, unendlich als Stoff von allem, anstatt es im flüssigen Zusammenhange mit dem Objectiven allseitig zu erkennen. Indem er es zum ausschlieſslichen Princip erhebt, ist dies die wissenschaftliche vollendete Selbstsucht; im Allgemeinen die Leidenschaft der linken Seite der Hegelschen Schule, welche desto beharrlicher sein muſs, je mehr sie an der Immanenz im Erkennen festhält. Sie nennt das Freiheit. Es ist aber Anhängigkeit des Selbstbewuſstseins an sich, und darum Abhängigkeit von sich selber. Die wahre Freiheit ist, von sich selbst frei zu sein, sich von sich selbst unabhängig und frei zu wissen. Diese wahre Freiheit des *Geistes* wird in der christlichen Religion als Glaube und Liebe vorgestellt: im Glauben und der Liebe fühlt der Mensch sich von der Welt und sich selber unabhängig und frei. Diese Unabhängigkeit und Freiheit von der Abstraction des Selbstbewuſstseins fordert die Philosophie ebenfalls, um im Geiste und der Wahrheit erkennen zu lernen.

Hinrichs.

XXXIII.

Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen, von Franz Bopp. Berlin, 1841, *bei F. Dümmler.* 164 *S.* 4.

In Erwartung einer, der Redaction von einem auswärtigen Gelehrten versprochenen Beurtheilung des vorliegenden Buches möge es seinem Vf. gestattet sein, selber ein Wort darüber zu sagen, und zwar hauptsächlich zur Vertheidigung gegen einen feindlichen Angriff, im Mag. d. Ausl. (Nr. 26), von Seiten eines seiner ältesten Schüler, wie Hr. Prof. Buschmann in einem dem Verf. kurz vorher zugesandten Briefe sich nennt. Nach diesem Briefe konnte mir der leidenschaftliche Artikel in dem genannten Blatte nicht unerwartet kommen. Hr. Bm. hat, wie er mir schreibt, die starke Bewegung seines Gemüths nicht unterdrücken und die Empfindungen, die das Lesen meines Buches in ihm erregten, nicht schildern können. Unter dem Einflusse dieser ununterdrückbaren Gemüthsbewegung, und aufgeregt von Empfindungen, die nicht zu schildern sind, hat Hr. Bm. jenen Artikel verfaſst, und es dürfte ihm daher wohl selber in einem weniger aufgeregten Zustande der gröſste Theil seines Inhalts als unwahr, unrichtig oder unschicklich erscheinen.

Der Urgrund von Hrn. Bms. gewaltiger Erschütterung ist, auſser dem, daſs er manche seiner Etymologien, wenn auch auf die schonendste Weise, in vorliegendem Buche zurückgewiesen sah, so viel ich aus seinem Briefe ersehe, der, daſs er sich einbildet, ich habe in meiner Recension über W. v. Humboldt's Werk seinen Namen unterdrücken zu müssen geglaubt, ich habe es für nöthig gehalten, zu verschweigen, daſs er die Herausgabe besorgt, ich habe neben zwei sehr beiläufigen Citationen nichts von ihm zu sagen gewuſst, als ein oberflächliches, in zwei in Berlin sehr wenig geltende Epitheta gekleidetes Lob, das nur hingestellt scheine, um zu einem allgemeinen Tadel übergehen zu können.

Digitized by Google

Oberflächlich mag das Lob, welches ich Hrn. Bm. in wohlwollendster Absicht gezollt habe, immerhin genannt werden, es würde sich vielleicht, wenn der überschwänglich reiche Inhalt des Humboldtischen Werkes, welches mir zu einem neuen Studium den Weg gebahnt hat, mir die Zeit gelassen hätte, den Buschmannischen Zugaben so ins Einzelne und Einzelnste zu folgen, wie mir Hr. Bm. vielleicht später zu thun Veranlassung geben wird, sehr herabgestimmt, oder gar vernichtet haben. Ich glaubte sagen zu dürfen, dafs Hr. Bm. auf eine des grofsen Vorgängers würdige Weise dafür Sorge getragen habe, dafs das geniale Werk nicht unabgeschlossen vor das Publicum trete. Ich bedauerte, dafs ich der umfassenden Arbeit Hrn. Bms. nicht eine nähere Betrachtung widmen konnte, bemerkte aber, dafs ich viel Schätzbares und Lehrreiches darin gefunden hätte, wenn ich auch seiner Erklärung sprachlicher Erscheinungen nicht überall beipflichten könnte. Nur ein in der Wissenschaft ergrauter Veteran, nur ein Mann von anerkanntestem Verdienst, oder ein Mann von mafsloser Eitelkeit, von grenzenloser Einbildung, konnte über ein solches Lob, mit so leise beigemischtem Tadel, Klage führen. Sollte ich, nachdem W. v. Humboldt (II. 257) mit gutem Grunde bemerkt hatte, das neuseel. ahau und mad. ahe, aby, (auch ahau) *ich* seien sichtbar Eins mit dem Skr. aham, Hrn. Bm. beistimmen, welcher dem mal. akû, tagal. ako (k für h wie im Goth. ik = aham) sich ein Verbum „von verwandtem Begriffe" beigesellen läfst, und dem ersteren: âkû *bekennen, erkennen, sich verpflichten, bürgen*; letzterem: ako (aco) *Versprechen, Gelübde* u. s. w. zur Seite stellt? Mir sind bei dieser „erschreckenden" etymologischen Operation die indischen Grammatiker eingefallen, welche das Relativ ya-s *welcher* von der Wurzel yag' *anbeten, opfern* (eine Begriffsverwandtschaft mit dem tagal. aco' *Gelübde*) ableiten. Sollte ich, nachdem W. v. Humboldt, meiner Ueberzeugung nach, mit vollkommenem Recht, das tahit. toru 3 dem Skr. tri (N. masc. trayas) entgegengeführt hatte *), lieber mit Hrn. Bm. in toru die Zahl zwei finden? Mit den Zahlwörtern, denen Hr. Bm. im 2ten Bde. des Humboldtischen Werkes 15, im 3ten 32 Seiten gewidmet hat, ist derselbe, wo es sich um etwas anderes als um Mittheilung des Stoffes handelte, überhaupt wenig glücklich gewesen. Wo ich ihm beistimmen konnte, ist es geschehen, ohne mich bei ihm hierdurch empfohlen zu haben. Ich mufste ihm freilich auch widersprechen, daher sein Zorn; denn Widerspruch, auch in den gemäfsigtsten Ausdrücken, erträgt ein Mann wie unser Bm. nicht, ein Mann, der die Güte gehabt hat, uns im Mag. d. Ausl. zu sagen, dafs er gewohnt sei, die Sprachen, mit denen er sich beschäftigt, und deren er „eine reiche Zahl rings um die Erde" aufweisen könne, vermittelst eigener Arbeiten und bis zur praktischen Kenntnifs (ein zweiter Mezzofanti) zu durchdringen. Man nehme dieses offenherzige Geständnifs Hrn. Bm. nicht übel, er legt es, seine Bescheidenheit überwindend, nur ab, um in schärferem Contrast gegen mich zu erscheinen; damit man ja nicht von ihm sagen möge, er habe in den Südseesprachen Aehnlichkeiten mit dem Sanskrit gefunden, oder mehr als das Wort linga (das bekannte Linga-m, welches im Tong. und Skr. gleichbed.) 4 bis 5 andere. Mich bezeichnet Hr. Bm., ebenfalls nur des Contrastes wegen, als einen Mann, der Willkühr zur Schau trage in Ausübung des Richteramts über Sprachen, deren Kenntnifs ihn meist nur nach den Forschungen Anderer und nur oberflächlich berühren konnten, wozu die slavischen und noch in viel höherem Grade die celtischen gehören sollen. Ich hatte nicht gewufst, als ich mich mit diesen Sprachen beschäftigte, dafs sie zu der reichen Zahl derjenigen gehören, über die Hr. Bm. rings um die Erde gebietet. Ich würde sonst bei ihm mich erkundigt haben, wie man mit diesen Sprachen umzugehen habe, ohne sie in der weiten Tasche des Pansanskritismus unterzubringen. Ich würde namentlich Hrn. Bm. gefragt haben, wie man celtische Formen wie an oigh *die Jungfrau*, na hogha *die Jungfrauen*, na nogh *der Jungfrauen* anzufassen habe, ohne dafs sich das h und n vom Hauptworte ablösen und sich auf die Seite des Artikels stellen, um hier als Casus-Endungen zu erscheinen, und zwar, unglücklicher Weise, im Lichte der Sanskrit-Grammatik

*) Ein Bindevocal war in diesem Sprachgebiete zwischen dem t und r nothwendig; diesen abgerechnet, verhält sich tru zur ersten Sylbe von trayas wie althochdeutsche Verba wie lisu, nimu zu den entsprechenden goth. Formen (lisa, nima).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen von Franz Bopp.

(Fortsetzung.)

Diese unglückselige Sanskrit-Grammatik, „die schon zu so erschreckenden Resultaten" geführt hat! Nun gilt es für Hrn. Buschmann, ihre Hand, die seinen „Arbeiten zerstörend zu folgen und seine Mühen mit ihrem Namen zu bedecken droht, für die Zukunft von sich fern zu halten". Wir kehren zu Hrn. Bms. Arithmetik zurück, von welcher er behauptet, dafs sie leicht beweisen könne, dafs solche Analogien, wie die zwischen den mal. Sprachen und dem Sanskrit, bis zur Täuschung ähnlich, zwischen jeden zwei Sprachen der Welt sich finden müssen. Ich glaube ebenfalls an zufällige Aehnlichkeiten, glaube aber auch, dafs es eine Grenze gibt, wo die zufälligen Begegnungen aufhören und die verwandtschaftlichen anfangen. Eine solche Grenze findet sich, meiner Meinung nach, da, wo in zwei Sprachen die sieben ersten Zahlen zusammentreffen, die Zahl 8 aber, wie dies im Malayischen zuerst W. v. Humboldt sehr scharfsinnig erkannt hat, auf einem subtrahirenden System beruht, die 9 nach Crawfurd und W. v. H. ebenfalls. Hr. Prof. Bm. hat es versucht, diesen geistreichen Gedanken auch durch andere malayisch-polynesische Sprachen zu verwirklichen, mit Recht, wie mir scheint, aber nicht mit Glück. Denn die Zahl zehn darf man in valu, varu etc. nicht suchen, nicht annehmen, dafs das Ganze „*zwei zehn*" mit darunter verstandenem „*abgezogen von*" bedeute *), sondern, wenn man einmal, was ich ebenfalls thue, in va die Zahl zwei erkennt, also das mal. dûa von dûlâpan 8 (für dûa-lâpan), so mufs man in lu die 2te Sylbe von dûlâpan erkennen und den Verlust der Schlufssylbe annehmen, so sehr Hr. Bm. sich dagegen sträuben mag, das „Hintertheil" eines Wortes aufzugeben. Noch obendrein hat man, um alle Mittel zu erschöpfen, die ich anzuwenden pflege, um Wort-Verwandtschaften zu beweisen, eine der „complicirtesten Gestaltungen des Lautwechsels", den Wechsel zwischen â und u anzunehmen. Wir haben in vaLU für dû(a)LÂpan das Verhältnifs des althochdeutschen birU *ich trage* zum Skr. b'arÂmi; in der Mitte steht das Goth. bairA, mit kurzem End-a. Kurze u für kurze a kann ich Hrn. Bm. zu Tausenden überbringen, namentlich alle Lat. Endungen auf us und um der 2ten Decl. für Skr. as, am; alle 1ste Personen auf mus, für Skr. mas, alle althochdeutsche Dative auf um für gothische auf am. Hr. Bm. schein schlecht in der vergleichenden Grammatik beschlagen zu sein, sonst würde ihm der Vocal u nicht soviel zu schaffen gemacht haben, und er würde nicht eine Art von geheimnifsvollem Mysterium darin gesehen haben, dafs so viele malayisch-pol. Zahlwörter mit u enden (III, 757). Das Goth. scheint ihnen den Rang ablaufen zu wollen durch sein sibun, niun, taihun (gegen Skr. saptan, navan, das'an), bleibt aber doch um einige Schritte zurück. Auch der Vocal i ist nicht Hrn. Bm.'s Freund, sonst würde er, indem er in der Zahl 7 (tong,

*) Hr. Bm. läfst zwar dieser Vermuthung nur wenig Raum (bei W. v. H. III. 758), er hätte ihr aber gar keinen Raum gestatten sollen, und eben so wenig einer anderen, wornach man in der ersten Sylbe von valu, varu etc. die Zahl 4, in der zweiten das Zahlwort 2 zu suchen hätte. Wollte man über die formelle Schwierigkeit, wie z. B. im tagal. valo (ualo) die Zahl 4, apat zu finden wäre, hinwegsehen, so müfste es doch, wenn es eine multipl. Zusammensetzung sein sollte, auffallen, dafs die gröfsere Zahl voran stünde, während doch in allen diesen Sprachen die Zahlen 20, 30 u. s. w. so ausgedrückt werden, dafs die kleinere Zahl vorangesetzt wird, wie z. B. auch im Skr. trins'at 30, für tridas'at, wo ich den Nasal als Schwächung des d ansehen möchte, also trins'at aus trids'at, wie im Litthauischen: newyni 9 für dewyni.

Digitized by Google

fitu) die Zahl 3 finden will, uns über die 4 nicht im Ungewissen gelassen haben, er würde das i von fi als eine Schwächung des a von fa *vier* dargestellt, und Veranlassung zu dieser Schwächung in der Belastung durch die Zusammensetzung gefunden haben, wie im Lat. perficio u. a.

Mit solchen Sachen müfste Hr. Bm. sich vertraut machen, ehe er zu seiner Gegenschrift schreitet, denn er verspricht sich durch diese, mich nicht nur aus dem Sprachgebiet, welches er für das seinige hält, dem malayischen, herauszutreiben, sondern auch nebenbei dem Pansanskritismus so zu Leibe zu gehen, dafs er eine allgemeine Kritik der Sprachvergleichung und Vergleichungsmittel, „welche zu so erschreckenden Resultaten geführt haben", von seiner Schrift nicht trennen könne. Möge Hr. Bm. hierbei sich nur guter Mittel bedienen und keine Unwahrheiten sagen, wie die, wenn er in dem Mag. des Ausl. behauptet, ich habe von solchen Wörtern, die in verhältnifsmäfsig später Zeit in die malayischen Sprachen im engeren Sinne eingeströmt sind, wie arabische ins Persische, so viele zu meiner ursprünglichen Sanskrit-Verwandtschaft hinzugezogen, als ich jedesmal habe gebrauchen können. Ich konnte aber solche Wörter gar nicht gebrauchen, und habe sie nicht gebraucht, sondern nur solche, die in den Südsee-Idiomen, im Madagassischen, oder in den meisten Dialekten zugleich sich befinden, und aufser dem Verdachte stehen, als späte Eindringlinge zu erscheinen. Ich habe nur an einer Stelle, wo von einer speciellen mal. und jav. Sprach-Erscheinung die Rede ist (S. 122 ff.) die, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft mit dem Skr. durch Beispiele erläutert werden sollte, Wörter zugelassen, die zum Theil spätere Schenkungen des Sanskrit sind. Die gröfsten Aehnlichkeiten sind im Mal. und Javan. gerade die unbrauchbarsten, um Verwandtschaftsfolgerungen darauf zu bauen. Und doch thut man vielen solcher Wörter, welche die Aehnlichkeit mit dem Sanskrit in zu grellen Farben an sich tragen, vielleicht Unrecht, wenn man ihnen nicht traut. Ich würde das mal. mêga *Wolke*, welches mit dem Skr. mêg'a fast identisch ist, nicht gewagt haben in den Kreis der Urverwandtschaften zu ziehen, wenn mir nicht W. v. Humboldt vorangegangen wäre, und durch das im Madagv. aufgefundene mica jenem Worte einen sicheren Geleitschein gegeben hätte.

Nachdem W. v. Humboldt (II. S. 40) an Aehnlichkeit erinnert hat, die zwischen den Kavi-F men mami *ich*, ka-mi *wir* und dem Skr. mama, (*meiner*) statt findet, fügt er bedeutungsvoll hin „Eine aus viel älteren Zeiten, als die Ueb „tragung ganz geformter Sanskritwört „in die malayischen Sprachen herstamm „de, tief liegende Verwandtschaft bei „Sprachen (des Mal. und Skr.) findet sich üb „haupt, wie ich an einem andern Orte z „gen werde, im ganzen Pronomen". Es war leicht diese Stelle, welche Hr. Bm. im Auge hatte, er bemerkte (II. S. 228), dafs es die Absicht W. Humboldt's gewesen sei, der Vergleichung mit d Sanskrit ein eigenes umfassendes Kapitel zu wid Wie kommt aber Hr. Bm. dazu, in dem Mag. Ausl. zu verkünden, es würde das früher umfasse genannte Kapitel ein kleines gewesen sein, wo W. v. Humboldt eine Partie eigenthümlicher Sansk Aehnlichkeiten und Anklänge habe untersuchen woll Es hätte ja auch ein grofses, sehr grofses Kap werden können, und ich glaube, es würde grofs worden sein, da W. v. Humboldt die Gewohnheit ha jeden Gegenstand, den er seiner Untersuchung un warf, ins Tiefste zu verfolgen, und es pflegten über seinem umfassenden Geiste neue Gedanken und fruc bare Beobachtungen in Masse zuzuströmen. Hr. B hat sich in seiner kühnen Einbildung so sehr ident cirt mit W. v. H., dafs er nach seinem eigenen S die gehaltvollen Worte des grofsen Mannes nach W kühr zurückzunehmen oder zu verdrehen sich un fängt. Es klingt höchst sonderbar, wenn er, unter Maske eines in der That sehr überflüfsigen Verthe gers W. v. Hbdts. seinen überall klar durchleuchten Egoismus verbergend, von W. v. H. sagt, er h diese Verwandtschaft (der malayischen Sprachen dem Sanskrit) nicht gesehen. Ist denn die „im zen Pronomen" sich zeigende „tief liegende wandtschaft", darum keine Verwandtschaft, weil tief liegt? Für das, was auf der Oberfläche liegt, darf es keiner Forschung. Hätte W. v. Humb keine Wahrnehmungen gemacht in dem in Rede henden Gebiete, oder sie nicht angedeutet, so w ich mich der Ehre haben rühmen können, der erste decker der tiefliegenden Beziehungen der mal. Spra zum Sanskrit zu sein. Denn wenn gleich schon

Digitized by Google

W. Jones die mal. Sprachen zum Sanskrit herüberzog, so that er es doch mehr in Folge einer glücklichen Ahnung als kraft einer selbstständigen, die neu-aufgenommenen Wörter von dem alten Stammgute scheidenden Untersuchung. *)

Hr. Bm. sagt, ich stofse in dem Humboldtischen Werke alles um, was meinen Zwecken entgegen sei. Es ist aber gar nichts meinen Zwecken entgegen, von allem, was von dem berühmten Vf. des die malayisch-polynesische Sprachforschung begründenden Werkes selbst herrührt; und Hr. Bm. hätte um so weniger es wagen sollen, über Umsturz gegen mich Klage zu führen, als er doch selber, wie bereits erwähnt worden, manche schöne Entdeckung W. v. Humboldts durch eigene schwache Versuche zu beseitigen bemüht war, was mindestens an einem andern Orte hätte geschehen sollen.

Hr. Bm. betrachtet es als einen unerhörten Grundsatz, den ich ausgesprochen habe, indem ich sagte, dafs die malayisch-polynesischen Sprachen die Sanskrit-Grammatik (meine Worte sind „das alte Gewand") abgeworfen haben. **) Wenn aber Hr. Bm. hierin etwas Unerhörtes findet, so dürfte es wohl schwer werden, ihn zu überzeugen, dafs das Englische, ich will nicht sagen mit dem Sanskrit, sondern nur mit dem Gothischen verwandt sei. Man wird ihm wenigstens nicht sagen dürfen, dafs das Englische das alte Declinationsgewand ausgezogen habe. So ist es aber, denn dem Goth. dags, dagis, daga, dag steht im Engl. viermal day gegenüber, und dem Plural dagôs, dagê, dagam, dagans, viermal days, wo durch das s noch ein kleiner Ueberrest des alten Prachtgewandes gerettet ist, aber in anderer Anwendung, weil es nicht ein Casus- sondern das numerale Verhältnifs ausdrückt. Bei solchen himmelweit auseinander liegenden Grundsätzen, wird mir wirklich bange vor der Zeit, wo Hr. Bm. mit seiner angedrohten allgemeinen Kritik der Sprachvergleichung und Sprachvergleichungsmittel unter dem Schutze seiner „reichen Zahl von Sprachen rings um die Erde" gegen die armen Sprachvergleicher heranstürmen wird.

Herr Bm. findet es auch unerhört, dafs ich annehme, dafs die in Rede stehenden Sprachen, vorzüglich die der Südsee, in ihren Wortformen fast durchgängig Verluste entweder am Anfange oder in der Mitte oder am Ende erlitten haben. Den Verlust der Mitte läfst sich Hr. Bm. selber gefallen in dem Südseeworte vai *Wasser* (Skr. vâri), welches er das merkwürdigste Beispiel eines Sanskrit-Wortes in den Südseesprachen nennt. Als Beleg eines einleuchtenden Beispiels für den Verlust einer Anfangssylbe habe ich das Skr. turîya-s *der vierte* (für c'aturîya-s) angeführt, während das Lat. quartus für quatuortus und unser Deutsches vier (Goth. fidvôr) die Mitte übersprungen haben; dem Griech. τράπεζα *Tisch* als Vierbein dargestellt, ist, wie dem erwähnten Skr. turîya-s, die erste Sylbe entwichen; so dem Franz. -ze von onze, douze etc. gegenüber dem Lat. undecim, duodecim. Unser *heil* (Goth. hail, angels. hal) habe ich auf das Skr. sakala *ganz* (h für k war nothwendig) zurückgeführt, während das Lat. salvus zu sarva *ganz* gehört. Pott stellt in seinem trefflichen Werke „Etymol. Forsch." II. 214 ff. eine Masse von Wörtern aus verschiedenen Sprachen zusammen, die ihre Anfangssylbe verloren haben, unter andern das Neugr. δέν für οὐδέν, das Engl. story für history etc.

Wären Hrn. Bm. solche Erscheinungen gegenwärtig gewesen, so würde er vielleicht, ehe er sich be-

*) Ich erlaube mir seine Worte herzusetzen: „If Mr. Marsden has proved (as he firmly believes, and as we, from our knowledge of his accuracy, may fairly presume), that clear vestiges of one ancient language are discernible in all the insular dialects of the southern seas from Madagascar to the Philippines, and even to the remotest islands lately discovered, we may infer from the specimens in his account of Sumatra, that the parent of them all was no other than the Sanscrit." (As. Res. V. V. Octavausg. S. 10). Marsden spricht sich in der Vorrede zu seiner mal. Gramm. gegen eine Urverwandtschaft mit dem Skr. aus, und er mufste dies von seinem Standpunkte aus thun, weil er die klar am Tage liegenden Sanskritähnlichkeiten als verhältnifsmäfsig späte Zuströmungen erkannt hatte und nicht zu den in der Tiefe liegenden, das innerste Mark der Sprache durchdringenden Beziehungen, wovon W. v. Humboldt spricht, vorgedrungen war.

**) „Und eine neue Grammatik angenommen haben", sagt Bm., hätte ich hinzusetzen sollen. Er möge nochmals bei ruhigerer Gemüthsstimmung die Stelle (S. 2) ansehen und er wird finden, dafs ich wirklich seinem Wunsche entgegengekommen bin, nur vergleiche ich die Grammatik mit einem Gewand und lasse die Sprachen auf den Südseeinseln nackt herumlaufen. Die zu dieser Stelle gehörende Note hätte mein erzürnter Kritiker ebenfalls ansehen sollen.

Digitized by Google

mühte, in dem mal. pol. pito, pitu, fitu etc. 7 die Zahl 3 in Verbindung mit 4 zu finden, lieber an das Skr. (sa)pta sich gewendet haben, mit i als Hülfsvocal, wie im Zendischen us'-i-hista *steke auf*, oder in der tagal. Aussprache des Namens Christus: Quiristo. Verlust am Ende zeigt sich im Griech. immer, wo ursprünglich ein T-Laut am Wortende stand, daher ἔτερπε für Skr. atarpat, ἐδίδω für adadât, ἔδειξε für adiks'at. Vom Slav., welches Hr. Bm. sammt dem keltischen und mal. Sprachgebiete aus meinem Untersuchungskreise verbannen will, glaube ich bewiesen zu haben, dafs es alle ursprüngliche Endconsonanten mehrsylbiger Wörter verloren hat, woraus sich gar viele scheinbare Verschiedenheiten aufklären, und sich, Hrn. Bm. zum Trotze, der „Alles nivellirenden Sanskrit-Liebhaberei" fügen. Es haben also die Mittel, die ich anwende, um malayisch-polynesische Formen auf Sanskritische zurückzuführen, nichts so Unerhörtes, wenn auch Hr. Bm. noch nichts davon gehört hat. Es sollte ihn aber seine „klassische Ausbildung und seine Geistesrichtung" ja nicht abhalten, uns das mitzutheilen, was er uns hinsichtlich des Verhältnisses zwischen den mal. Sprachen und denen der Australneger nachzuweisen im Stande ist. „Diese höchst wichtige allgemeine Erscheinung" (die Begegnung unverwandter Sprachstämme), sagt Hr. Bm., „die mit den Hauptzügen amerikanischer Sprachähnlichkeit und Sprachverschiedenheit zusammengestellt werden mufs, verspricht der Wissenschaft der Sprachen und der Ethnographie einen noch unbekannten Satz zu liefern." Mit diesem Interesse verfolgt sie Hr. Bm. Möchte er bald den unbekannten Satz zu einem bekannten machen!

Auch grofse Willkühr in der Ueberführung der Begriffe wirft mir mein erzürnter malayischer Gegner vor. Ich bin mir aber durchaus nicht bewufst, auf eine gewaltsame Weise mit den Bedeutungen umgegangen zu sein. Meistens sind die verglichenen Wörter in den verschiedenen Sprachen gleichbedeutend, wo aber Unterschiede statt finden, sind sie sehr gering, und ich kann die Sprachen selber zu meiner Vertheidigung anrufen, wie z. B. da, wo ich das mal. pûtih und madag. futsi *weifs* mit dem Skr. pûta *rein* (pû Reinigung) verglichen habe. Das Sanskrit aber h mir, zum Dank, dafs ich ihm sein Eigenthum zurüc führe, ein Wort d'av-ala hingestellt, welches wirkli *weifs* bedeutet, obwohl es von der Wurzel d'âv *schen*, *reinigen* abstammt. Das madag. futsi ab würde ich mir um keinen Preis von Hrn. Bm. entr fsen lassen, weil es so schön dem germanischen La verschiebungsgesetz nachfolgt; denn futsi, welches nach deutscher Orthographie fuzi schreiben würd steht zum mal. pûtih und Skr. pûta in demselben V hältnifs, wie das Althochd. fuoz *Fufs* (madag. fé, einerseits zum Goth. fôtus, andererseits zum Skr. da-s, dessen d erst zu t werden mufste, ehe es z (ts) gelangen konnte. Hätte Hr. Bm. die interessan Begegnung der madag., zum Theil auch tongische Lautverschiebung mit der deutschen erkannt (s. S. u. Anm. 13), so würde er das mad. tserec *Gedan* schwerlich zu einer anderen Sanskritwurzel als zu ta *denken* geführt haben. Es fehlt Hrn. Bm. nicht Hang zur „Alles nivellirenden Sanskritliebhaberei allein diese Liebhaberei wird ihm zu sauer, wie d Fuchs in der Fabel die Trauben; es sind ihm in d vergleichenden Grammatik Hände und Füfse gebunde und er zieht darum vor, davon abzustehen, und d Wenige, was er gefunden hat, oder gefunden *zu habe* glaubt, wieder von sich zu werfen, sollten auch die i dischen Krieger, die Kschatriya's — deren Namen in dem Adjectiv satria *weise, tugendhaft* u. s. w. (i habe damit satya *wahrhaft* verglichen) auf Madag kar gefunden zu haben meint — nunmehr auf dies fernen Eiland sich selber vertheidigen müssen. Der Sonne und den Mond, nach indischem Mythos, v schlingende Drachenkopf Râhu, den Marsden im Ma Hr. Bm. auch im Jav., Tag .und Mad. wiedererkan hat (III. 781), wird am Ende wohl ganz allein auf d Letzteren Unterstützung rechnen dürfen, und vielleic um sich gegen seinen Vertheidiger dankbar zu erw sen, Sonne und Mond fahren lassend den Pansans tismus und die vergleichende Grammatik in seinem chen beherbergen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen, von Franz Bopp.

(Schlufs.)

In einem mir eben zu Gesicht kommenden Blatte der literarischen Zeitung (No. 10.) wird in der Weise zu raisonniren fortgefahren, die Hr. Buschmann im Mag. des Ausl. angestimmt hat. *) Hr. Bm. wird in derselben als ein junger Heros verkündet, der eine neue Sprachwissenschaft gründen werde. „Es wird ein wichtiges Blatt in der Geschichte der Wissenschaft einnehmen, zu sagen, wie so etwas (eine linguistische Richtung, die so zerstörende Principe in sich schlofs) in unserm Jahrhundert möglich war. Und es ist zu hoffen, dafs nach diesem von Buschmann allein, aber in vollem Gefühle seiner gerechten Sache begonnenen Kampfe, der Sprachwissenschaft eine bessere Zeit aufblühe." Es dürfte vielleicht unbegreiflich scheinen, dafs Hr. Bm. dies sollte geschrieben haben, noch weniger aber kann ich begreifen, dafs ein anderer auf Hrn. Bm. so grofses Vertrauen setze, dafs er zu verkündigen wage, es werde durch denselben der Sprachwissenschaft eine bessere Zeit aufblühen. Was mir aber das Unbegreiflichste ist in der ganzen Sache, ist dies, dafs meine in der besten Absicht und mit grofsem Aufwand von Studium verfafste Recension über W. v. Humboldt's klassisches Werk und das in derselben für Hrn. Bm. nicht lang genug ausgefallene Lob, ferner die darin hingeworfenen Gedanken über Urverwandtschaft mit dem Sanskrit, endlich die weitere Entwickelung dieser Gedanken in dem vorliegenden, von aller Polemik sich fernhaltenden Buche, Hrn. Bm. so sehr in Feuer und Flamme versetzt haben, dafs er ohne Alliirte und ganz allein einen Vertilgungskrieg gegen den jetzigen Zustand der vergleichenden Sprachkunde zu beginnen droht. Abgesehen von allen grammatischen Operationen, die eine tief liegende Verwandtschaft der mal.-pol. Idiome mit dem Sanskrit an das Licht ziehen, oder bereits enthüllt haben mögen, bleibt es schon an und für sich viel wahrscheinlicher, dafs jene Sprachen mit einem Hauptstamme des asiatischen Festlandes zusammen hangen, als dafs sie so verwandtschaftslos dastehen, wie, um mich der Worte eines indischen Dichters zu bedienen, ein vereinzelter Baum im Dorfe, der mit Blüthen und Früchten gesegnet sein mag, aber nicht des wechselseitigen Schutzes sich erfreut, wie Bäume, die im Walde stehen. Ich wiederhole noch einmal, es war in Folge einer glücklichen Ahnung, dafs der berühmte Orientalist Sir. Wil. Jones den mal.-polynesischen Sprachen, ohne vorhergegangene methodische Vergleichung, den sicheren Hafen des Sanskrits geöffnet hat. Sollte Hr. Bm. in seiner Gegenschrift sie wieder herauszutreiben und den Stürmen der See preiszugeben versuchen, so möge mir nicht verargt werden, wenn ich das Lob, welches er aus vollen Backen über sich selbst, und den Tadel, den er gegen mich ausblasen wird, vielleicht nicht sogleich zurückweisen werde. Es kommt doch vor allem darauf an, ob Hr. Bm. irgend jemand, der in dieser Sache ein Urtheil hat, irre zu machen versteht. Wäre die vergleichende Sprachkunde eine schon ältere und verbreitetere Wissenschaft als sie jetzt schon ist, so würden mich auch in diesem Augenblicke Hrn.

*) Ich zweifle nicht im mindesten daran, dafs Hr. Bm. selbst der Verf. der Rec. über das vorliegende Buch ist; denn es sind alle seine Kraftausdrücke darin, und auch alles Sonstige, was er theils im M. d. Ausl. niedergelegt hat, theils in der geograph. Gesellschaft als Protest gegen die malayisch-sanskritische Sprachverwandtschaft hat vorlesen lassen. Wie gäbe es auch sonst noch jemand, der mit so viel Feuer gegen den Sanskritismus loszuziehen und gleichsam eine chinesische Mauer ringsum das malayisch-polynesische Sprachgebiet aufzurichten Lust hätte? damit ja keine Allianz mit dem Sanskrit eindringe.

Digitized by Google

Bm.'s hohle Phrasen, sein oberflächliches selbstsüchtiges Gerede nicht veranlafst haben, mich von wichtigeren Arbeiten abzuwenden, und das vorliegende Werk einer unparteiischen Prüfung competenter Richter anzuempfehlen.

Bopp.

XXXIV.

Georgii Guilielmi Kirschii Chrestomathia Syriaca cum Lexico denuo edidit Georgius Henricus Bernstein Theol. Philos. et literarum humaniorum Doctor LL. OO. in univers. Liter. Vratislav. Professor P. O. etc. Pars prior. Chrestomathia ex codicibus MSS. emendata et aucta. Lipsiae apud Car. Cnobloch 1832. 8. *mai. (XXXII.* 226 *S.). Pars posterior. Lexicon penitus novatum. Lipsiae,* 1836. 8. *mai. (VIII.* 582 *S.).*

Die neue Bearbeitung der im Jahre 1789 von Kirsch herausgegebenen *syrischen Chrestomathie* nebst *Wörterbuche* durch den Hrn. Prof. Dr. *Bernstein* gehört in der neuern Zeit zu den ausgezeichnetsten Leistungen auf dem Gebiete der orientalischen Literatur, und beurkundet den Herrn Herausgeber nicht blofs als einen scharfsinnigen Kritiker und gründlichen Kenner dieser Sprache, sondern erwirbt ihm auch den Dank für ein Lehrbuch, durch welches das gründliche Studium dieser Sprache auf sehr erspriefsliche Weise gefördert werden wird. Im Ganzen hat Hr. Dr. B. die frühere innere Einrichtung des Buches beibehalten; aber aus dem Gesammtgebiete der syrischen Literatur, so weit sie gegenwärtig durch den Druck veröffentlicht worden ist, in lichtvoller Anordnung neue Abschnitte hinzugefügt, durch welche das Vorstudium dieser Sprache auf die zweckmäfsigste Weise begründet, und der Lernende in dem allmähligen Uebergange von dem Leichtern zum Schwerern in alle Zweige dieser Literatur eingeweiht wird. Auf die in der Chrestomathie von Kirsch vorangeschickten kleinern Erzählungen des Gregorius Abulfaradsch oder Bar-Hebräus, aus dessen ܟܬܒܐ ܕܫܥܬܐ ܕܡܫܚܐ (d. h. *Buch ergötzlicher Erzählungen*), welche auch in den Chrestomathien von *Adler* und *Tychsen* aufgenommen sind folgen nach derselben Ordnung 36 *historische* Abschnitte aus desselben Schriftstellers *syrischem Chronikon;* allein von da ab bringt Hr. Dr. B. die einzelnen noch übrigen Abschnitte in eine andere Reihefolge, und vermehrt dieselben entweder durch neue Lesestücke, welche bereits anderwärts abgedruckt noch einer bessern den und berichtigenden Hand bedurften, oder durch ungedruckte und namentlich solche, welche besonders dem biblischen Philologen von Werth sein müssen. Zu *erstern* gehört (p. 133—136) die Vorrede zu dem erwähnten syrischen Chronikon des Bar-Hebräus, welche zwar schon *Oberleitner* in seiner Chrestomathie abdrucken liefs, und die *Döpke* seinem Glossar zu J. D. *Michaelis* Chrestomathie beigefügt hat, die aber von *ersterm* mehr entstellt, von *letzterm* noch nicht sorgfältig genug berichtigt worden war, so dafs wir also erst Hrn. Dr. B. einen nach Handschriften völlig berichtigten Text dieses Stücks verdanken. Die p. 137—143 darauf folgende auch in Kirsch befindliche aus *Ephräm* entnommene *Ermahnungsrede zur Busse* hat der Hr. Herausgeber in ihrem wahren Versmaafse abdrucken lassen, welches er *varium* nennt, da es aus wechselnden fünf und siebensylbigen Versen besteht, ein Versmaafs, welches *Kirsch* noch nicht kannte, da er die beiden so getheilten wechselnden Verse in einen verband. Ein neu hinzugefügter Abschnitt ist auch die p. 143—145 nach der *Bodlejanischen* von Hrn. Dr. B. mit A bezeichneten Handschrift mitgetheilte *Vorrede* in des Bar-Hebräus *Horreum mysteriorum,* welche als Einleitung zu den folgenden biblischen Abschnitten betrachtet werden kann. Den N. T. aus der *Peschito* nach den Ausgaben von *Leusden* und *Schaaf* ausgewählten Stücken (Ioan. c. 13. und 1 Cor. c. 13.) von pag. 146—155 ist die *Philoxenianisch-Charklensische Uebersetzung,* über deren Entstehung, Verfasser und Handschriften Hr. Dr. B. bereits im Jahre 1837. eine sehr gelehrte und gründliche akademische Abhandlung (De Charclensi N. T. translatione Syriaca commentatio) veröffentlicht hat, gegenübergestellt. Bei der Seltenheit der von dieser Uebersetzung durch *Joseph White* Oxford 1778 besorgten Ausgabe, neben welcher Hr. Dr. B. auch die in der eben angeführten Abhandlung von derselben vorhandenen Handschriften verglichen hat, aus denen er die *Varianten* oder *Randbemerkungen* beigefügt, sind diese beiden Capitel ein-

Digitized by Google

r dankenswerthe Gabe, da sich der Leser aus den-
en ein hinreichendes Urtheil über die Vorzüge die-
Uebersetzung vor der *Peschito* zu bilden im Stande
Eben so zweckmäfsig und belehrend ist die Ge-
überstellung der A. T. Stücke aus der *Peschito*
der *syrisch-hexaplarischen Uebersetzung* von p.
—166. Hierzu sind Ps. 14 und 18 nach dem Texte
Londoner Polyglotte gewählt, und bei der zu
nde gelegten von Cajet. Bugatus Mailand 1820
orgten Ausgabe der *hexaplarischen* Uebersetzung
Hr. Dr. B. ebenfalls eine Abschrift des Mailändi-
en Codex verglichen. Dem Texte sind die Abwei-
ngen untergesetzt, welche sich bei Aquila und Sym-
chus, so wie in der *πέμπτη* und *ἕκτη* finden, von
ien die beiden erstern durch .ʔ. und .ʿ.ʿ., die bei-
n letztern durch .ʿʔ. und .ʿ. bezeichnet sind. Auch
er bietet sich eine sehr gute Gelegenheit der Ver-
eichung mit dem Texte der LXX, welchen diese
ebersetzung treu und wärtlich wiedergiebt. Von der
elle aus Hiob c. 13, 17 — c. 14. nach der Peschito
Londoner Polyglotte geht der Hr. Herausgeber zu
Erklärung der ersten 10 Verse von Gen. c. 1.
Ephräms Commentar über, und giebt derselben,
sie bei *Kirsch* unmittelbar nach den historischen
ücken aus des Bar-Hebräus Chronikon folgte, erst
se Stelle, indem sie gröfsere Gewandheit in der
nche als die früher von ihm eingelegten Abschnitte
erfordern schien. Aus demselben *Bodlejanischen*
lex ferner, aus welchem Hr. Dr. B. bei seinem
enthalte zu Oxford das Proömium des Bar-Hebräus
ichtigte und vervollständigte, sind auch die p. 186—
) mitgetheilten *Scholien* desselben Verfassers über
Buch Hiob entlehnt, welche Auswahl um so ver-
ntlicher ist, da diese Scholien hier zuerst zum
ck befördert worden sind. Sind dieselben auch,
Hr. Dr. B. selbst in der Vorrede p. 10 bemerkt,
die Auslegung dieser A. T. Schrift von geringerer
deutung, indem Bar-Hebräus gerade hier weniger,
in den übrigen von ihm commentirten A. T. Schrif-
andere Uebersetzungen berücksichtigt, so findet
doch manches in denselben, was als ein nicht
ichtiger Beitrag der damaligen Erklärungsweise
esehen werden kann. In der vorausgeschickten
ischen Einleitung erhalten wir zugleich einige Nach-
ten über die damals gangbaren Ansichten in Bezug
auf die Abkunft des Hiob und den vermeintlichen Ver-
fasser dieses Buchs. Die aus den *Actis Sanctorum Martyrum orientalium* gewählten Stücke endlich (p.
211—226), die wie bei Kirsch ohne alle Vocalzeichen
abgedruckt sind, auf welche Uebung bereits in den
vorhergehenden Abschnitten aus der *Philoxeniamisch-Charklensischen* und *hexaplarischen* Uebersetzung, so
wie durch die *Scholien* über Hiob hinlänglich vorbereitet war, beschliefsen das Ganze, welches sich somit
über alle bis jetzt bekannt gewordenen verschiedenen
Gattungen der syrischen Prosa verbreitet. Zur Kenntnifs der Poesie empfiehlt Hr. Dr. B. selbst in der Vorrede die von *Hahn* und *Sieffert* herausgegebene *poetische* Chrestomathie aus Ephräm, in welcher von *erstern* zugleich die *syrische Metrik* auf sehr gründliche Weise behandelt ist.

Betrachten wir nach dieser allgemeinen Uebersicht des Inhalts das Werk von seiner *kritischen* Seite, so treten auch hier wesentliche Vorzüge hervor, welche von der Sorgfalt und Umsicht, so wie von der Sicherheit und Schärfe des Urtheils zeugen, wodurch sich Hr. Dr. B. als gründlicher Kenner der syrischen Sprache auf das Vortheilhafteste auszeichnet. Zunächst hat er das Verdienst, welches sich bereits *Kirsch* um die Verbesserung des Textes in schwierigen Stellen erworben hatte, gebührend anerkannt, und die von ihm empfohlenen *Lesarten* und *Verbesserungen*, so weit sie seinen Beifall fanden, in den Text aufgenommen, ja denselben um so bereitwilliger beigepflichtet, wenn sie sich durch Handschriften bestätigten; im entgegengesetzten Falle hat er sie aber, ohne sie zu bestreiten, mit Stillschweigen übergangen, und stets das *Richtige* dafür eintreten lassen. Allein gerade hier gab es für die bessernde Hand noch viel zu thun, wozu ein so genauer und gewandter Kenner der syrischen Sprache erforderlich war, wie er in Hrn. Dr. B. überall hervortritt. Zwar ging er bei den *historischen* Stücken von der gedruckten Ausgabe des Chronikons aus, zog aber dabei jederzeit die *Bodlejanischen Handschriften* zu Rathe. So finden sich eine ziemliche Anzahl von Stellen, wo *Kirsch* das eine oder das andere Wort aus der gedruckten Ausgabe des Chronikon wegliefs, welches er für überflüssig halten mochte, ohne darüber die schuldige Auskunft zu geben. Aufserdem nun, dafs Hr. Dr. B. diese Mängel berichtigte, hat derselbe auch in *nicht wenig* Stellen Les-

Digitized by Google

arten aus den beiden Bodlejanischen Handschriften aufgenommen, deren Trefflichkeit sogleich in die Augen fällt, und für welche sowohl grammatische Gesetze als auch der durch sie ermittelte richtige Sinn der Stellen entscheiden. In Fällen, wo ihm seine syrischen Handschriften nicht ganz zuverlässig schienen, ermittelte er öfter das Richtige aus dem *arabischen Chronikon*, und gab so in mehrern Fällen Berichtigungen, welche ohne diese Quellen entweder unermittelt geblieben wären, oder wofür blofse Conjecturen hätten aufgestellt werden können. Eben so sind von ihm *Wörter* aus den Handschriften aufgenommen, welche in der gedruckten Ausgabe fehlen, oder es sind solche gestrichen worden, welche sich in seinen Handschriften nicht vorfanden. Eine *ziemlich bedeutende Anzahl* von Stellen sind aber auch durch eigene glückliche Conjecturen verbessert; oder es ist Verbesserungen der Vorzug eingeräumt worden, welche bereits andere um die syrische Literatur verdiente Gelehrte, wie z. B. *Lorsbach* in Vorschlag gebracht hatten. Ueber die sämmtlichen hier angeführten Fälle geben die dem Texte *untergesetzten Anmerkungen* volle Auskunft.

Ein nicht minder wichtiges Verdienst hat sich der Hr. Herausgeber um *die richtige Vocalsetzung* erworben, wobei er zunächst zwar den Handschriften gefolgt ist, dabei sich aber auch aufserdem zur Unterstützung seiner Abänderungen in Schreibart und Aussprache auf die bewährtesten syrischen Schriftsteller bezieht, welche ihm in der aus Handschriften bestätigten Punktation vorangehen, wie Assemani, Amira u. a. Auch liefs er sich dabei zugleich von festen *grammatischen* Bestimmungen leiten, oder folgte dem nothwendigen, erforderlichen Sinne, wenn die Handschriften das richtige Verständnifs voraussetzend, keine besondere Andeutung der Punktation an die Hand gaben. Vorzüglich genau sind hierbei die bestimmten Bedeutungen der Conjugationen *Peal* und *Pael* und deren *Passiva*, die Participia des Pael und Aphel, die richtige Bestimmung der Präterita und Participia, die genaue Unterscheidung der emphatischen Singular- und Pluralformen der männlichen Nomina u. a. m. berücksichtigt, und hiermit zugleich auch Fehler berichtigt worden, welche n gegenwärtig noch häufig in den syrischen Wörtb büchern finden. Bar-Ali und Bar-Bahlul, deren S dium Hr. Dr. B. seine besondere Aufmerksamkeit widmet hat (man vergleiche die vor kurzer Zeit ihm erschienenen: Proben aus Jesus Bar-Bahlu syrisch arabischem Lexikon, nach drei Handschrif herausgegeben u. s. w. Breslau 1842 gr. Fol.), öfter dabei zu Rathe gezogen; mit einem Worte, erhalten hier schätzbare Proben aus dem *reichen tischen Apparate* für die syrische Sprache, in de Besitz sich Hr. Dr. B. befindet. Durch das uns tige Zurückgehen auf die Quellen aber haben meh seither mifsverstandene Stellen von ihm erst ihre r tige Erklärung erhalten. Auch die Nomina pro verdanken dem Hrn. Herausgeber eine *richtigere tation* und *Aussprache*. Die richtigen Gesetze entwickelte derselbe aus griechischer und arabi Rechtschreibung, die er dem syrischen Sprach nach sichern Analogien anpafste. So wählte er für das griechische ὁ μικρόν, wofür *Kirsch* im Anf oder in der Mitte der Eigennamen ̊ gebraucht durchgehends das mehr entsprechende ̊, währe bei arabischen Nominibus propriis nur diejenigen eale setzte, welche in der arabischen Aussprache hört werden.

Auch in den aus den *Actis sanctorum mart orientalium* gewählten Abschnitten, hat Hr. Dr. B. Text *vielfach* berichtigt; indem sich gerade hier Kirsch manche Fehler eingeschlichen hatten, w Assemani in seiner Ausgabe nicht verschuldet; ob sich auch in diesem wichtigen Werke noch eine M von Incorrektheiten finden, welche nur dem ge Kenner der syrischen Sprache weniger Schwier verursachen. Uebrigens sind von Hrn. Dr. B. i sen Abschnitten, so wie in denjenigen, welche de aus Handschriften gegeben hat, zur Uebung f Anfänger die diakritischen und die Vocale ver den Punkte genau beibehalten, wie sie sich in d ben vorfanden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Georgii Guilielmi Kirschii Chrestomathia Syriaca cum Lexico denuo edidit Georgius Henricus Bernstein.

(Schlufs.)

Auch ist in den aus den Polyglotten, aus Ephräm, und aus den Actis martyrum abgedruckten Abschnitten dieselbe Interpunktionsbezeichnung geblieben, wie sie in den genannten Werken eingeführt ist, und nur in den historischen Stücken aus dem Chronikon des Bar-Hebräus hat sich Hr. Dr. Bernstein für den Schlufs der Periode des *einfachen* Punktes bedient, die übrigen Theile der Perioden aber auf zweckmäfsige Weise zum richtigern Verständnisse für den noch ungeübten Leser mit andern Interpunktionszeichen versehen, über deren Anwendung er in der Vorrede p. XXIX weitere Auskunft giebt.

Das gröfste Verdienst aber hat sich Hr. Dr. B. bei der Herausgabe dieses Werkes um das *Wörterbuch* erworben, welches in der Ausgabe von *Kirsch* auf 178 Seiten kl. 8. zusammengedrängt, durch denselben eine Erweiterung auf 574 Seiten Lexikonformat erhalten hat. Hiermit ist eine ausgezeichnete und einen grofsen Theil des syrischen Sprachschatzes in sich fassende Probe gegeben, welche als Muster und Grundlage zu einem sorgfältigen und wissenschaftlich durchgeführten gröfsern Wörterbuche dieser Sprache dienen kann, wodurch einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen sein würde. Dem Bearbeiter des meist auf die Peschito sich beschränkenden Wörterbuchs von Castelli (aus dessen 1669 erschienenen Heptaglotton), dem um die orientalische Literatur verdienten Joh. Dav. Michaelis standen noch nicht alle syrischen Werke zu Gebote, welche gegenwärtig durch den Druck veröffentlicht worden sind. Von Norbergs Hexapla Syriaca konnte er bekanntlich nur die ersten 56 Seiten benutzen, und das erst später von Bruns und Kirsch herausgegebene *Chronikon* des Bar-Hebräus blieb demselben unzugänglich. Dabei wurde von ihm Bar-Ali und Bar-Bahlul zwar handschriftlich benutzt, aber lange nicht erschöpft, oft sogar mifsverstanden; auch Assemani's *orientalische Bibliothek* und *Ephräm*, die bei weitem reichsten Quellen für die syrische Lexikographie, werden zwar öfter citirt, aber weder das *erste*, noch das *zweite* Werk hat ihm die Ausbeute geliefert, welche bei einer genauen und sorgfältigen Durcharbeitung beider Werke hätte gewonnen werden können. Die von Steph. Evod. Assemani in zwei Foliobänden zu Rom 1748 erschienenen *Acta sanctorum martyrum orientalium* werden von ihm weder in der Vorrede als benutzte Quellen erwähnt, noch in dem Wörterbuche selbst darauf verwiesen. So erwarb sich zwar Michaelis bei dem zu seiner Zeit immer mehr zunehmenden Studium der syrischen Sprache die dankbare Anerkennung, ein für die Bedürfnisse damaliger Zeit brauchbares Werk geliefert zu haben, dem es aber eben so an Vollständigkeit, als an planmäfsiger Anordnung und logischer Entwickelung der Wortbedeutungen gebrach, und womit also die syrische Lexikographie nicht abgeschlossen sein konnte. Eine sorgfältige und erschöpfende Arbeit bereitete nach Michaelis aus den so eben erwähnten syrischen Werken der um die syrische Literatur verdiente, zu Jena im Jahre 1818 verstorbene Prof. *Lorsbach* vor, dessen reichhaltiger handschriftlicher, aber freilich noch nicht geordneter Nachlafs sich seit mehrern Jahren auf der kaiserl. Bibliothek zu Petersburg befindet, und dessen Herausgabe wohl gegenwärtig kaum mehr erwartet werden kann. Eben so scheint das von *Quatremère* zu Paris versprochene gröfsere syrische Lexikon seine Vollendung noch nicht erreicht zu haben, und die Beiträge aus Agrells handschriftlichen Arbeiten, welche von Lindgren in einzelnen Heften herausgegeben werden sollen, von denen bereits das erste unter dem Titel: Supplementa ad Lexicon

Digitized by Google

Syriacum Castellianum. Fasc. I. Upsala 1839. 4. erschienen ist, und auf 120 Quartseiten die ersten fünf Buchstaben des Alphabets enthält, erstrecken sich nur auf das Chronicon Syriacum des Bar-Hebräus und auf Assemani's orientalische Bibliothek, so wie auf die meisten bis jetzt erschienenen syrischen Chrestomathien, und erschöpfen demnach ebenfalls nicht alle bis jetzt im Druck erschienenen syrischen Werke. Wenn daher Hr. Dr. B. in der Vorrede zu seinem Lexikon von seiner Arbeit sagt, dafs in derselben ein ganz neues Werk hervortrete, welches zugleich als eine Probe seines gröfsern syrischen Wörterbuchs dem gelehrten Publikum vorliegen solle, so kann man bei den bedeutenden Vorzügen dieser Arbeit mit Recht auf die Reichhaltigkeit und Vollständigkeit schliefsen, in welcher das gröfsere Werk erscheinen wird. Ein einziger Blick in vorliegende Arbeit und eine selbst flüchtige Vergleichung derselben mit Arbeiten ähnlicher Art namentlich mit allen frühern syrischen Wörterbüchern überzeugt hinlänglich, dafs dieselbe die erste ist, welche mit vollem Rechte allen Anforderungen der Wissenschaft entspricht. Die planmäfsige Anordnung des Ganzen, die genaue und sorgfältige Entwickelung der Bedeutungen, die gründliche und vollständige Bearbeitung der Partikeln und Präpositionen, die bis jetzt noch so sehr einer ordnenden Meisterhand bedurften, liegen hier vollständig erörtert vor, und haben das richtige Verständnifs der Sprache um ein Bedeutendes gefördert. Ref. glaubt daher mit voller Ueberzeugung die Meinung aussprechen zu können, dafs solche Früchte eines gründlichen Sprachstudiums selten geboten werden. Verstattete es der Raum dieser Beurtheilung, so könnte derselbe auf eine Menge Artikel hinweisen, die das von ihm ausgesprochene Urtheil hinlänglich bestätigen würden; allein eine solche Nachweisung ist kaum nöthig, eine jede Seite legt ein Zeugnifs von der Umsicht und Gründlichkeit ab, mit welcher Hr. Dr. B. seine Aufgabe gelöst hat. Die umfassenden und reichhaltigen Vorarbeiten, welche Hr. Dr. B. mit vielen Aufopferungen in den Stand gesetzt haben, ein vollendetes Werk zu liefern, müssen bei allen Freunden der syrischen Literatur den Wunsch erwecken, dafs dasselbe von ihm recht bald vollendet werden möge. Was die äufsere Ausstattung des vorliegenden beurtheilten Werkes betrifft, so zeichnet sich dasselbe auf das vortheilhafteste vor andern Werken ähnlicher Art aus, und die neuen nach der Angabe des Hrn. Verfs. dazu geschnittenen Typen gehören zu den schönsten, welche wir bis jetzt für diese Sprache besitzen.

Dr. Uhlemann.

XXXV.

***Die Geschichte der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften von Emil Jsensee, Doctor der Philosophie, Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, Hofrath, Universitätslehrer, praktischem Arzte und Operateur in Berlin, u. s. w. u. s. w. Erster Theil: Aeltere und mittlere Geschichte. Berlin,* 1840. *Liebman et Comp. LXI u.* 350 *S. in gr.* 8.**

Kein Zweig der Arzneikunde hat sich in neuester Zeit einer so vielfachen, umfassenden und gründlichen Bearbeitung zu erfreuen gehabt, als die Geschichte derselben, und insbesondere hat sich der rühmliche Eifer diese Doctrin zu einer, weder in Deutschland noch in andern Ländern vorhandenen Höhe und Bedeutung heranzubilden, hauptsächlich in Preufsen hervorgethan. Durch scharfsinnige und ausführliche Untersuchungen, denen überall das ausgedehnteste unermüdete Quellenstudium zu Grunde lag, stellte zuerst Sprengel ein Muster auf, das anfangs zwar seine Gegner fand, später jedoch eben so allgemein anerkannt wurde, als es lange Zeit unnachahmlich schien, und am Ende in seiner einfachen pragmatischen Darstellungsweise und in Beziehung der archäologischen und sprachlichen Forschung noch heute Bewunderung erregt, und die Basis aller spätern Bearbeitungen dieses Stoffes hergab. Dafs in Preufsen, jenem Lande der abstract geistigen Bewegung, wo seit 40 Jahren vorherrschend das Studium der Geschichte und Philosophie cultivirt wurde, dafs in diesem Lande gerade unsere Doctrin eine vielgestaltige, von der philosophischen Richtung der Zeit abhängige Bearbeitung finden mufste, liefs sich eben so erwarten, als jede Wissenschaft mehr oder minder in das Bereich der allgemeinen Bewegung hineingezogen, ihren Antheil an den Kämpfen der Zeit genommen. Diese erfreuliche Erscheinung der allgemeinen Bildung dokumentirt uns, wie sehr jenes Bedürfnifs der höhern Auffas-

Digitized by Google

ung und Forschung das Element geworden, von dem die geistige Erscheinung abhängig ist und sie durchdringt. Durch eine solche zur innern Nothwendigkeit gewordene Bedingung läfst sich zwar die Art und Weise der Bearbeitung jener Aufgabe erklären; wenn wir aber, die mehrfachen, in jüngster Zeit erschienenen, von ähnlichem Geiste durchwehten Darstellungen der Geschichte der Medicin betrachten, so drängt sich uns der Gedanke auf, dafs nothwendig aufser der allgemeinen Verbreitung und Vorliebe zu diesem Studium, — das bei uns schon früher in den Lectionskatalogen verzeichnet stand, als auf allen andern Universitäten, — sich noch ein andrer Grund seiner vorzugsweisen Kultivirung auffinden lassen müsse, als das blofse äufsere Bedürfnifs. Ein ganz ähnliches Motiv haben wir vor einigen Jahrzehnden in der allgemeinen Geschichte wirksam gesehen, zu einer Zeit, wo das Selbstbewufstsein der Bessern und die Abneigung gegen den herrschenden Despotismus sich in den grofsen Geschichtsmomenten der Vergangenheit aussprach, und indem man diese so kräftig als möglich hervorhob, einen lebenden Fingerzeig für die Beurtheilung der todten Gegenwart gab. So hatten in den Jahren der deutschen Fremdherrschaft Rotteck, und schon früher Luden in die römische Geschichte alle Begeisterung für eine bessere Zukunft und alle persönliche Abneigung für die beengte Gegenwart hinübergetragen, und somit indirekt die Mängel ihrer Zeit für die klarer und tiefer schauenden fühlbar gemacht und die leisen Wünsche zur Abwehr derselben angefacht. Auch die Medicin, diese von jeher aristokratische Kunst, deren loyale und tolerante Jünger sie früher vor jeder Entweihung wahrten, unterliegt in neuester Zeit einer Zerrissenheit und Entwürdigung, die zwar laut genug besprochen, aber nicht fühlbar und eindringlich genug in die Gemüther übergegangen zu sein scheint. Kaum beginnen wir uns von den Schlägen, die der homöopathische von K. H. Schultz in seiner Homöobiotik so glücklich in seinen Wurzeln erfafste und besiegte Nihilismus uns verursachte, zu erholen und den Streukügelchenstaub abzuschütteln, als der Wasserdespotismus, dessen Fluthen unaufhaltbar alle Schranken niederzureifsen drohen, eine solche demokratische Macht geschaffen, die jedem Wissen Trotz bietend, die wahre Kunst und Künstler verachtet, und den Heroismus der menschlichen Natur bewundern läfst, die zum Zwecke ihrer Genesung so grofse Opfer zu tragen im Stande ist. Aufser diesen und manchen andern Gebrechen, die wir zur Schau tragen, wird das Innere der Wissenschaft durch Halbheit, Systemsucht und Egoismus entweiht, und während der besser belehrte und erfahrene Theil der Aerzte schweigt, erhebt eine unmündige, kaum reife Masse ihr trügerisches Banner, und zieht die Wissenschaft noch mehr in den Abgrund. Um solche Entwürdigung zu ertragen, gehört ebenso Muth dazu, als es tröstend ist, in dem innern Heiligthum der Geschichte das Bewufstsein einer bessern Zukunft aufzusuchen, und sich durch sie belehren zu lassen, dafs trotz aller Kämpfe der Afterweisheit die Wahrheit sich immer durchgebrochen und endlich den Sieg errungen hat. Die Sehnsucht, an diesem Spiegel einer gesundern Vergangenheit unsere kranke Gegenwart zu beschauen, und uns dadurch zur Einfachheit und Wahrheit zurückzuführen, mag das stillschweigende Motiv der vorzugsweisen Bearbeitung der Geschichte hergeben, und wenn diese eben ausgesprochene Ansicht wohl dunkel Manchem vorgeschwebt haben mag, keinem ist sie so deutlich zum Bewufstsein gekommen, und keiner hat sie deutlicher und eindringlicher ausgesprochen, als der Hr. Vf. unserer Schrift, der durch die Andeutungen, die er überall in dieser Hinsicht aufstellt, und dadurch, dafs er an ganz unerwarteten Stellen die alte Geschichte mit den neuern Zeitereignissen in Zusammenhang bringt, einen neuen Zweig begründete, nämlich die *komparative Historie*, die uns zwar die traurige Thatsache aufdrängt, dafs der menschliche Geist in dem ewigen Kreisgange des Irrthums und der Wahrheit umhertaumle, dafs aber doch die Mündigkeit und Reife der einzelnen Geister zu allen Zeiten vorhanden, und dafs immer unter den Schlacken sich gediegenes Erz gefunden, das erst eine dankbarere und verständigere Zukunft auszubeuten verstand. Dafs eine derartige Durchführung der Geschichte eine sehr lehrreiche und nützliche Arbeit ist, bezweifelt gewifs keiner, dem die grofse Zahl von sogenannten neuen Entdeckungen und Erfindungen von Mitteln, Kuren und Systemen zu Ohren kommen, die eine frühere Zeit gekannt und spätere Erfahrung verworfen hatte. Es lag augenscheinlich aufserhalb der eng gesteckten Grenzen dieses Handbuchs, jenen Zweck weitläuftiger zu entwickeln, weshalb auch viele jener Nachweisungen nur kurz und

Digitized by Google

fragmentarisch, oft bloſs durch einzelne Namen, besonders im Register angedeutet sind; sie genügen jedoch vollkommen, um beim aufmerksamen Leser eine Masse von fruchtbringenden Gedanken anzuregen, die zu wohlthätigen Vergleichen anspornen. Eine derartige Auffassung der Geschichte, die bisher in der Medizin noch zu den piis desideratis gehörte, beruht auf der Einsicht von dem wahren Nutzen und der Wirkung derselben, und begnügt sich nicht, wie dies sehr oft der Fall ist, in schön gefaſsten Rahmen Geschichten vorzutragen, die uns augenblicklich unterhalten, sondern die belehren, nützen und warnen, und die uns als Maaſsstab dienen sollen, die Gegenwart mit der Vergangenheit und Zukunft vermitteln zu helfen. Um diese Aufgabe in ihrem vollen Umfange zu lösen, hat der Hr. Verf. nicht verschmäht, die Vorarbeiten, welche die jüngste Zeit in der historischen Pathologie und Therapie gebracht, in seiner Schrift fleiſsig und geschickt zu benutzen, und ihr dadurch einen eigenthümlichen Werth gegeben, der sie vor allen andern Schriften dieser Art rühmlichst auszeichnet. Daſs er dabei nirgends das Princip, das seiner Arbeit zu Grunde lag, und das in so enger Verbindung mit der philosophischen Richtung der Zeit steht, auſser Auge gelassen, war von vorneherein von einem solchen Autor zu erwarten, der sich stets nachzuweisen bemühte, wie die Entwickelung der Medizin aus den Gesetzen einer innern Nothwendigkeit hervorgegangen, und wie diese vermittelnd die Gegenwart und Zukunft umfasse. Er vergeistigt auf diese Weise alle materiellen Mittel der Geschichte, und indem er den Reflex der Thatsachen, und nicht den ihrer Anschauungsweisen auffaſst, bringt er Einheit in Vortheil und Anschauung, bei Vielheit der Gestalten. Eine Arbeit in diesem Sinne aufgefaſst und ausgeführt, die natürlich die Materialien, selbst die widerstrebendsten zusammenzutragen und zu einem Ganzen zu verbinden versteht, kann ebenso wenig eine Kompilation genannt werden, als ein Pallast eine Zusammenhäufung von Baumaterial ist; indem Geist, Kritik und Kombination aus jenen ein ebenso schönes Ganze liefern, als der Plan und das Talent des Baumeisters nöthig sind, um den rohen Stoff zu beleben. Diese vorausgeschickten Betrachtungen haben uns dargethan, in welchem Geiste der Hr. Verf. die ihm g stellte Aufgabe gelöst; es bleibt uns somit noch übri in das Detail der einzelnen Ausführung einzugehen u zu zeigen, wie und auf welche Weise der Gegenst durchgeführt ist. Wir können uns dabei um so m auf eine kurze Darstellung beschränken, als einers die mehrfachen ausführlichen Kritiken, die bisher üb die Schrift erschienen sind, in dem gemeinsamen L des Fleiſses und Talents des Hrn. Verfs. übereinst men, und andrerseits es auch unschicklich wäre, einem Buche, das sich durch so überaus groſsen Re thum an interessanten und neuen Thatsachen auszei net, kleinere Fehler und Versehen ans Licht zu st len, die vielleicht mehr in der Eigenthümlichkeit u Laune des Augenblicks ihre Begründung haben. D Schrift beginnt mit einer gut durchdachten und sch geschriebenen Einleitung, deren selbstständige Entw kelung, logische Verbindung und Unpartheilichkeit u sogleich günstig für dieselbe einzunehmen vermag. stellt sich die Aufgabe, den allgemeinen und besond Standpunct der Geschichte der Medizin nachzuweis und indem sie deren Bedürfniſs und Nothwendigk von allen Seiten betrachtet, zeigt sie wie die Med von jeher in enger Verbindung mit der Naturwiss schaft stehend, von deren Fortschritten und Entwick lung stets abhängig gewesen, die Geschichte beider Wissenschaften daher nur vereinigt und die eine al intregrirender Theil der andern betrachtet werd könne. Hieran knüpft sich eine gründliche und a führliche Kritik der bisherigen Bearbeitungsweisen, ren Vor- und Nachtheile genau und unpartheiisch würdigt werden, und die den Hrn. Verf. zur Ang seiner eigenen Darstellung bestimmten. Auf die A theilung der Verhältnisse seines Entwurfs und Ganges seiner Darstellung läſst er ein Verzeichniſs vorzüglichsten Schriften über medizinische Gesch forschung folgen. Hinsichts der Eintheilung der Ha momente seines Geschitsbuches versucht der Hr. V zuerst die *Epochenabtheilung nach den Völkern*, de Massenentfaltung von dem Ursprunge ihrer Entwic lung bis zum Kulminationspuncte ihrer Bildung v folgt und nachgewiesen wird.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

Die Geschichte der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften von Emil Jsensée.

(Schluſs.)

Der objective Standpunct, der einer solchen Betrachtungsweise zu Grunde liegt, gewährt den unendlichen Vortheil, zuvörderst im Allgemeinen die Geschichte der menschlichen Entdeckungen, mit den Bestrebungen und Leistungen der ganzen Volksmasse eng verbunden zu sehen, und unabhängig von numerischer und nomineller Bezeichnung den sichtbaren Fort- und Rückschritt bei einer Nation verfolgen zu können, im Besondern aber verschafft er uns den Nutzen den Grad und die Ausdehnung, den die Wissenschaft bis zu einem gewissen Zeitpuncte erreichte, übersichtlich uns zu veranschaulichen. Aber auf der andern Seite erscheint auch eine derartige strenge Durchführung nicht ohne groſse Schwierigkeit, namentlich wenn das Wachsthum und die Gestaltung der Wissenschaft im Ganzen betrachtet werden soll, und wenn die einzelnen Entdeckungen in ihrer Wirkung auf die Gesammtheit nachgewiesen werden. Was anfänglich sich einfach und leicht ergab, wird nachher, je weiter die Geschichtserzählung vorschreitet, schwierig, ja fast unmöglich, da die einzelnen Zweige der Arzneikunde in ihren Fortschritten überhaupt bei den gebildeten Völkern betrachtet werden müssen, indem was ursprünglich von einer Nation ausging, später das Gesammtgut aller wurde, und dann auch die Anhänger der je herrschenden Schulen in deren Vervollkommnung bei allen Nationen berücksichtigt werden müssen. Ebenso läſst die geographische Verbreitung der Seuchen im Mittelalter sich ebenso wenig auf *eine* Nation zurückfuhren, als das Studium und die Bekanntmachung derselben nur von *einer* Seite Statt hatte. Alle diese Schwierigkeiten hat der Hr. Vf. sehr wohl gefühlt und glücklich überwunden und ohne sich einen unnatürlichen Zwang anzulegen, doch überall sein gestecktes Ziel nie aus den Augen gelassen. Daher vermissen wir nirgends den Zusammenhang des Ganzen und die chronologische Ordnung, die auch, um den leisesten Ansprüchen zu genügen, noch überdies in einem wohlgeordneten übersichtlichen und bequemen Register besonders vorgeschickt ist, das uns neben dem Inhaltsverzeichnisse eine gute chronologisch geordnete Uebersicht gestattet. Der gesammte Inhalt des ersten Theils, den wir jetzt vor uns haben, zerfällt in zwei Bücher, wovon das erste die ältere, das zweite die mittlere Geschichte enthält. Die ältere Geschichte umfaſst zwei Epochen, die griechische und römische und schlieſst mit Paulus von Aegina im Jahre 690 nach Christo. Die griechische Epoche wird in 3 Abtheilungen vorgetragen und zwar 1. in der Keimperiode vor, 2. in der selbstständigen Entfaltung der Heilkunde durch, und 3. in der Schulbildung nach Hipokrates und beschlieſst mit der empirischen Schule und dem Uebergange der Medizin nach Rom. Die römische Epoche entwickelt die Fortschritte vor, durch und nach Galen bis 690 nach Christo.

Die mittlere Geschichte wird in zwei Hauptepochen erläutert, und zwar a. in der arabisch-scholastischen und b. in der germanisch-reformatorischen. Die erstere, mit der das Mittelalter beginnt, enthält in 3 Abschnitten: die Beiträge der Saracenen (und Juden), der Mönche und Scholasten, und reicht bis 1350, wo Guy de Chauliai die Chirurgen reformirte. Die germanisch-reformatorische Epoche erzählt den Aufschwung der Heilkunde vor, durch und nach Paracelsus und schlieſst mit der iatromathematischen, mechanischen Schule des Borelli und Bellini im Jahre 1670. In einer Epikrise werden sodann die Haupterscheinungen der mittelaltrigen Medizin in Kunst und Wissenschaft summarisch betrachtet, die früher verkannte hohe Be-

Digitized by Google

deutung des Mittelalters für die Medizin nachgewiesen, und sodann der allgemeine Uebergang zur neuern Zeit bezeichnet.

Wenn wir uns darauf beschränken müssen, nur die allgemeine Eintheilung des Buches hier geben zu können, so hoffen wir auch, dafs jedem einleuchten werde, wie einfach und naturgemäfs dieselben ist, und wir können aus voller Ueberzeugung hinzufügen, dafs die Ausführung in jeder Art vollkommen gelungen genannt werden kann, und dafs schwerlich, weder die deutsche, noch ausländische Literatur ein ähnliches Handbuch aufzuweisen vermag. Es befriedigt alle gerechten Ansprüche und zeichnet sich durch Treue und Wahrheit der Darstellung, Einfachheit und Schönheit der Form, Fleifs, Ordnung und scharfes kritisches Studium vortheilhaft aus; diese Vorzüge bewirken es auch, dafs wir beim Lesen der Schrift uns ebenso unterhalten als belehren. In bibliographischer Hinsicht hat sie noch das Verdienst, die Quellen, sowohl die alten, als neuen, genau anzugeben und die Biographieen jedes einzelnen Autors mit einer kritischen Uebersicht von dessen Schriften zu beschliefsen. Wer sich von dem ausdauernden Fleifse und der Gelehrsamkeit des Hrn. Verfs. überzeugen will, der lese Beispielsweise, was er über Hyspokrates sagt, und er wird die Gewifsheit mit uns erlangen, dafs diese Arbeit allein schon hinreicht den Ruf des Hrn. Vfs. als vorzüglichen Historiographen zu begründen. Sehr zweckmäfsig und verdienstlich sind die allgemeinen Betrachtungen, die jede Epoche beschliefsen, die das Mitgetheilte mit dem Kommenden in ihrem Uebergange geschickt zu verbinden wissen, und uns den allgemeinen jedesmaligen Standpunct der historischen Aufgabe darstellen. Wir beschliefsen diese Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, dafs es der Mufse und Gesundheit des Hrn. Verfs. gestattet sein möge, uns baldigst mit der Fortsetzung seines Werkes zu erfreuen, wodurch er ebenso seinen Ruf vermehren, als zum Nutzen der Wissenschaft wirken kann. Die Verlagshandlung hat das Buch seinem innern Werthe gemäfs ausgestattet.

Loewe.

XXXVI.

Wirtembergische Geschichte von Christoph Fr drich Stälin. Erster Theil. Schwaben u Südfranken von der Urzeit bis 1080. *Stuttg und Tübingen*, 1841. *J. G. Cotta'scher V lag.* 8.

Die Studien vaterländischer Geschichte haben den letzten dreifsig Jahren einen bewunderungswürdi Aufschwung genommen. Nach der Seite der Spra der Literatur, des Rechts, der Religion, der Sitte terthümer sind Resultate gewonnen, die man fr nicht ahnete. Die persönliche Geschichte bedeute Männer aus allen Perioden, aus fast allen Schic der Gesellschaft; einzelne Zustände und Verhält sind mit liebevollster Sorgfalt behandelt und dargestellt; geographische Puncte sind erläutert; mittel, die in localen Denkmalen und Trümmern f storische Erkenntnifs zu gewinnen waren, sind Licht gezogen; die Quellen sind für die allgem deutsche Geschichte, wie für eine Reihe einzelner vinzen, denen solche Sammlungen noch ganz fe oder unvollkommener gegeben waren, zusammenges untereinander verglichen, zum Theil kritisch beleu und nach ihrem Werthe rangirt worden — kurz! ein Bienenschwarm emsig und dabei einander gro theils freundlich die Hand reichend, wenigstens d die Streitigkeiten einzelner nicht gestört, haben di dem Bau des Geschichtsdomes der Deutschen int sirten Theile der Nation diese dreifsig Jahre üb nen Schatz zusammengetragen und zum Theil ver tet, wie ihn aufser dem deutschen Volke gegenw kein anderes besitzen möchte. Allein mit dem thume tritt eine neue Noth ein — wer kann das übersehen? welche Bibliothek in Deutschland sich rühmen auch nur einer Annäherung an vollk gen Besitz alles dessen, was oft in Localblätter nen Gelegenheitsschriften, Gesellschaftsberichten zerstreut, und oft doch von grofser Wichtigkeit f zelne Puncte und Verhältnisse deutscher Entwic gen vorhanden ist? Wer besitzt auch nur von zeichneten Forschern alle einzelnen zerstreuten A und Notizen? — vielleicht ist keine Bibliothek in D land, die sich einer vollständigen Sammlung hundert literarischen und Localschriften zerstreut censionen, Aufsätze und Bemerkungen Jakob G

Digitized by Google

freute. Von den entfernteren Provinzen dringt oft nicht einmal eine Notiz des für locale Geschichte Wichtigen in Gelegenheitsschriften oder Provinzialblättern Erschienenen zu einem. Wie viele kannten die Wichtigkeit des Solothurner Wochenblattes für deutsche Geschichte, ehe Kopp's Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde herauskamen?

Unter diesen Umständen wird man verständigen Kennern der Geschichte einzelner Landschaften schon grofsen Dank schuldig werden, wenn sie auch nur zusammenstellen und übersichtlich machen, was in ihrer Landschaft und für die Geschichte ihrer Landschaft Wichtiges geschehen ist; wenn sie die Ergebnisse aller localen Forschungen zusammenstellen, und deren vollständigere Benutzung für die allgemeine Geschichte der Nation ermöglichen. Der Vf. des Werkes, dessen Titel über dieser Anzeige steht, hat in der That, wie wir weiterhin berichten werden, viel, vielmehr gethan, um unseren Dank zu verdienen als das Obenbezeichnete, aber schon unter diesem Gesichtspuncte müssen wir von ihm mit auszeichnendem Lobe reden. Er ist einer von den Wenigen, welche vollständig die Wichtigkeit erkannt haben des Verhältnisses, dafs die Römer Jahrhunderte lang deutsche Provinzen besafsen und verwaltet, mit Tempeln und Bädern geschmückt, mit römischen Ansiedlungen und Strafsenanlagen versehen, mit römischem Militär gewehrt, auf sie zum Theil römischen Weinbau, römischen Ackerbau und städtische Gewerbe und Verfassungen übertragen haben, während zugleich ein grofser Theil der Einwohnerschaft dieser Provinzen deutscher Herkunft und mit deutscher Sprache vertraut, also vorzugsweise berufen war, eine Brücke zu bilden römischer Civilisation zu den deutschen Stämmen. Schon Mone hat an mehreren Stellen seines Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit auf das Monument hingedeutet, welches jenem Culturverhältnisse zwischen Deutschen und Römern in der deutschen Sprache selbst errichtet worden ist, dauerhafter als das Monument, welches nächstens in unserem monumentalen Zeitalter ein Verein aufgeklärter Statsbürger dem lieben Gott für die Erschaffung der Welt in der Nähe von Leipzig, Breslau oder Gard' Ebré setzen wird. Er ist aufmerksam gemacht, dafs fast alles, was sich auf Weinbereitung und Weinhandhabung bezieht in unserer Sprache, von der Kelter bis zum Kelch, deutsch-gemntes Latein ist; dafs ebenso zum Theil Feldmasse, Feld- und Hausgeräthe noch ursprünglich lateinische Bezeichnungen haben. Alle diese Dinge aber lassen sich viel weiter verfolgen, und diese römisch-deutschen Grenzprovinzen mit ihrer Colonisten- und Decumaten-Bevölkerung verdienen ein so breites Kapitel in unserer deutschen Geschichte, als die Feindseligkeiten, in denen die politische Unabhängigkeit der freien Stämme des inneren Deutschlands geschützt worden ist. Die Wichtigkeit dieses Verhältnisses nun hat Hr. Stälin vollkommen erkannt, und in seinem Werke alles Wichtige, was über das Walten der Römer in jetzt wirtembergischen Landen Zeugnifs ablegt, so wie alle bedeutenderen provinciellen und localen Nachrichten und Forschungen über diese Dinge in ihren wesentlichen Ergebnissen übersichtlich zusammengestellt. Es ist ein sehr richtiges Mafs gehalten; der Raum ist nicht an leere Dubletten und Tripletten verschwendet und wahrhaft Wichtiges von dem bisherigen Gewinn nirgends übersehen. Daher findet man auch nirgends eine klarere Uebersicht aller der einzelnen Forschungen über den Zug der römischen Strafsen und Befestigungen im südwestlichen Deutschland, und schon um dieser Partie willen würden wir unseren Schriftsteller höchlich zu rühmen haben.

Minder eindringend sind zwar die Verhältnisse des keltischen Bestandtheiles der Einwohnerschaft dieser römischen Grenzprovinzen behandelt; doch auch sie sind nicht übersehen, wie sie ja nach des Tacitus Zeugnisse ein hervortretendes Element dieser Zustände sind, und sich (wenn auch kein litterarisches Testimonium des römischen Alterthumes auf sie hin wiese) schon in den Inschriften und anderen Monumenten, namentlich auch den Ortsnamen, als solches geltend machen. Eine wichtige Stelle in diesen Untersuchungen nehmen die Alterthümer der Stadt Rotenburg am Neckar ein, mit denen uns Herr von Jaumann so schön bekannt gemacht hat — ja! (was von unserem Verf. noch übersehen worden ist) der alte Name der Stadt Rotenburg oder vielmehr des bei Rotenburg einst vorhandenen römisch-keltischen Ortes, der Name Samulocenis, Sumlocenne oder Solicinium gewährt für sich allein ein wichtiges Zeugnifs, indem er in seinen verschiedenen Formen uns darthut, dafs hier noch zur Römerzeit keltische Orts-Namen nicht blofs als versteinerte Trümmer von der Vorzeit übernommen waren, sondern nothwendig einen lebendigen Bestandtheil der, also auch noch

Digitized by Google

lebendigen, keltischen Rede bildeten. Es ist eine Eigenheit keltischer Rede, dafs auslautendes m (wie man es in den Grammatiken dieser Sprachen bezeichnet) mortificirt und dann entweder wie w ausgesprochen oder oft im raschen Fortgange der Laute gar nicht mehr gehört wird. Hr. v. Jaumann hat S. 124—127 seines Werkes schon einsichtig den Namen Samulocenis durch *Sonnenstätte* oder durch *Sonnensee* erläutert und Solicinium für die lateinische Uebersetzung gehalten — allein der Gegenstand läfst sich noch schärfer fassen. Während die Composita der *jetzigen* keltischen Mundarten fast alle nichts Aehnliches haben, wie die Compositionsvocale unserer deutschen Mundarten, müssen die *älteren*, wie man aus den von den Römern überlieferten Namen sieht, dergleichen gehabt haben; nun bedeutet das alte gälische Wort Samh (spr. Saw mit tiefem a) die Sonne; tritt ein Compositionsvocal hinzu, so haben wir die Form Samo oder Somu —. Die Bildung der Diminutiva ist mittelst der Bildungssylbe -ean oder -an für masculina; die Bildungssylbe -in gehört hier in der Regel nur den femininis; doch begegnet sie, um etwas sehr kleines zu bezeichnen auch bei Masculinis, z. B. cnoc der Hügel, cnocan oder cnoicean der kleine Hügel, cnoicin der *sehr* kleine Hügel. Diesem ganz analog heifst Samu-loch oder Samhloch (spr. Saw-loch) der Sonnensee; und Samu-lochan oder Samu-loichean, der kleine Sonnensee; Samhloichin (spr. Saw-lochin) aber der sehr kleine Sonnensee. Jenes ist das Samo-lucenis der Peutingerschen Tafel oder das Sumlocenne der Rotenburger Inschriften; dies das Solicinium des Ammianus Marcellinus, bei welchem gar nicht nothwendig an eine Einmischung des lateinischen sol gedacht zu werden braucht — es ist derselbe keltische Name in etwas anderer (aber der Bedeutung nach gleicher) Gestalt. Solche Flüfsigkeit der Ortsnamen findet sich aber nirgends, wo ihre sprachliche *Bedeutung* nicht mehr vom Volke, welches sich ihrer bedient, *lebendig gefühlt* wird.

Wie die römisch-keltischen Verhältnisse übersichtlich klar, und doch in Einzelstudien reich behandelt werden, so dann auch die folgenden der Allemannen und Burgunden. Obwohl Ref. hinsichtlich der ursprünglichen Verhältnisse beider Stämme in manchem Puncte etwas anderer Ansicht ist, als der Verf., bekennt er doch, dafs diese Controverse nur ihren Platz hat, in urkundlich nicht mehr deutlich erreichbaren Zuständen; — wo die urkundliche Geschichte beginnt, kann er überall dem Vf. nur beistimmen, und mufs auch hier wiederholt rühmend hervorheben, wie quellentreu, verständig-einfach, übersichtlich-klar die Arbeit des Vfs. ist. Alles was mit der s. g. Zülpicher Schlacht und dem Unterliegen eines Theiles des allemannischen Landes unter Chlodwig zusammenhängt, dann die Geschichte des allemannischen Herzogthums hat Ref. noch nirgends klarer und anziehender erörtert gefunden. Der Gründung der christlichen Kirche, dem alten Volksrecht der Allemannen, der Darstellung des ganzen Lebenszustandes, so weit derselbe unserer Einsicht sich eröffnet, sind eindringende Abschnitte gewidmet — so behält dieser ganze erste Theil seine gleichmäfs gediegene Haltung, auch bei der Darstellung dann Zeiten karolingischer und deutscher Könige. Eine führlichere Abhandlung stellt von S. 272 an bis in dankenswerther Uebersichtlichkeit zusammen, sich über Gaue und deren Grafen in Schwaben in rolingischer Zeit an bestimmteren Notizen auffi liefs, und ebenso behandelt S. 380—388 Kirchensp gel und Klosterbesitzungen. Beide Abhandlungen dann S. 540—602 bis auf den Zeitpunct des Jahres weitergeführt.

Was wir noch besonders als sehr gelungen an Arbeit des Vfs. hervorheben müssen, ist das ric Verhältnifs, was zu der allgemeinen Geschichte Deu lands und der Nachbarlande getroffen ist. Sehr dienstliche Arbeiten für deutsche Provinzialgeschi wie z. B. des Hrn. v. Lang, leiden an einem gew dürren Localitätsinteresse; sie stellen das für die Geschichte Wichtige viel zu oft in seiner verlas Einzelheit hin, ohne dem Leser es fortwährend be zu machen, in diesen provinziellen Dingen zug Zeugnisse allgemeinerer und deshalb auch intere terer Lebensgestaltungen zu sehen. Wieder a thuen nach der anderen Seite zu viel und zieher genstände, deren vollständige Erledigung gar nic Provinzialgeschichten gehören, in weiter Ausdeh herein, z. B. Geschichten östlicherer Theile Deu lands behandeln zugleich die ganze Urgeschicht slawischen Völker. In diesem Puncte nun hat Hr lin, unserer Ansicht nach, einen durchaus richtigen bewährt und das rechte Mafs getroffen, und auch dieser Seite möchten wir seine Arbeit als eine Mu arbeit bezeichnen. Wie leicht wäre es ihm gewo wie scheinbar nahe lag es, die ganze Urgeschicht Burgunden, oder das ganze Verhältnifs deutsche keltischer Stämme in den Kreis seiner Untersuch zu ziehen. Ohne das Unerlafsliche zu versäume er das minder Gehörige überall fern gehalten.

Sein Verhältnifs zu den Quellen ist überall e mittelbares. Man könnte zuweilen auf den Ged kommen, er leide ein wenig an der Eitelkeitskra mancher neuerer deutscher Historiker (und hier vor Allen Luden zu nennen, der zu solcher Eitel wenigsten Ursache hätte), Mittelsmänner, oder sie ihm keine Mittelsmänner waren, dann übe Vorarbeiter, neuere Schriftsteller mehr als bi ignoriren, also z. B. *Hefele's* tüchtige Arbeit ü Einführung des Christenthums im südwestlichen D land. Indessen der Sinn, der sich in der schlichten Arbeit bewährt, spricht unseren Ve solcher Eitelkeit frei; er mufs also im einzelne wohl immer andere Gründe für sein Verfah habt haben.

Wir scheiden von dem Buche mit der lebh Sehnsucht auf die baldige, gleichtüchtige Fort der Arbeit.

H. L

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1842.

XXXVII.

Michel Angelo Buonarroti's des Aeltern sämmtliche Gedichte italienisch und deutsch mit einigen Anmerkungen und Michel Angelo's Bildnisse herausgegeben von Gottlob Regis. Berlin, 1842. bei Duncker und Humblot.

Die christliche Kunst ging wie die Religion von der Grundanschauung aus, dafs das ewige Wort Fleisch werde, dafs also das Unendliche in sinnlicher Hülle darzustellen sei. Eine substanzielle Erhabenheit waltet in den Werken der ältern Meister, die Idee überwiegt noch die Form, der Gehalt des Gegenstandes ist das Herrschende, der Künstler ist ganz in ihn versenkt, es gelingen Bilder, die vom Gipfel aller Malerei wenig entfernt scheinen und doch durch Jahrhunderte von der Zeit der Vollendung getrennt sind. Denn es hatte sich zunächst die Subjectivität zu befreien, und für sich auszubilden, bis sie im Stoffe der Geschichte sich selbst darstellen konnte; es mufste die Form durch Nachahmung der Natur wie der antiken Kunst zu charakteristischer Kraft und Schönheit wiedergeboren werden, dafs die Tiefe des gotterfüllten Gemüths zur durchaus klaren Offenbarung komme. Und diesen Entwicklungsgang sehen wir dem Gesetz der Geschichte gemäfs in den Meisten wiederholt, die zuerst den höchsten Preis gewonnen: jene vorwaltende Subjectivität bei Leonardo da Vinci, den Triumph subjectiven Geistes und erhabner Herrschaft über die Form in Michel Angelo, die innige Verschmelzung und Verklärung dieser Elemente in Raphael, dem aus der vollendeten Kraft die Anmuth hervorblüht. Wer je das Weltgericht des Orcagna im Campo santo zu Pisa mit dem der Sixtinischen Capelle vergleichen konnte, wird den angegebnen Unterschied empfunden haben. Der Sturm und Drang einer gewaltigen Seele, die durch Meifsel und Pinsel Michel Angelo's sich äufsert, die *sich* in den Schöpfungen manifestirt, tritt uns in seinen Werken entgegen. Er ging vom Gedanken aus, der nichts als die Wahrheit will, „er suchte und wollte Erhabenheit, er war, was Wärme, Licht und Farbe, Geschmack und die siegende Grazie betrifft, eine geringere, dagegen nach Einer Richtung, nach der erhabenen Richtung kraftvoller Vielseitigkeit des Gedankens und der Arbeit eine höchste Gestalt". Keiner hat ihn in der Zeichnung übertroffen, ja in der Durchbildung der Form bis ins Einzelne und der Lust, mit allen Schwierigkeiten zu spielen, steht er auf der gefährlichen Grenze, jenseits welcher alles Besondre sich für sich als Ganzes und nicht als Glied des Ganzen geltend macht, und das überladne, gespreizte und gezierte Wesen eintritt, das unsre Künstler *Zopf* nennen. „Was Andern mühevoll Prosa, die leidige Rechnung und Technik, war *seiner* Hand poetisches Spiel; die Erlösung, wie er es nannte, der Statue aus ihrem Gefängnifs, dem Stein, freier Genufs. Ohne den Marmor zu punctiren, schlug er aus ihm wie er war unter unbarmherzigen Streichen mit sichrer Hand die gewaltigen, oft ironischen Gestalten. — Wie in der Kunst war ihm im Leben nichts zu schwer. Er kannte keinen Schein, keine Furcht; Kühnheit, Anstrengung war das Element seiner Freude. Im Bewufstsein seiner Stärke war er voll Güte; selbst seine Heftigkeit ruhte auf der edelsten Gesinnung. Mit männlicher Würde bot er zweien Päpsten trotz und widmete sich dem Dienst wie der Kunst so seines bedrängten Vaterlandes. Was er sich gewann, gewann er sich nur durch sich; was er sich verdarb, verdarb er sich nur durch Selbstgefühl und Offenheit, durch Trotz und Kühnheit. Mancher bittere Tadel, der seine Werke wie sein Leben traf, verwandelt sich in Lob und fällt auf den zurück, der den Mafsstab gewöhnlicher Regeln an die Natur des Kolossalen legt".

Ich entnehme die beiden Sätze innerhalb der An-

Digitized by Google

führungszeichen, auf deren gleichen Inhalt ich durch eigne Anschauung gekommen bin, aus einem Buche, das wenig gekannt ist, aber die Beachtung der Aesthetiker wie Kunsthistoriker in vollem Maſse verdient. Ich meine die *Vorlesungen über Italien von Christian Kapp*, in denen sich zum erstenmal die deutsche philosophische Gedankenbildung mit der eignen so genauen als sinnigen Betrachtung der Kunstwerke und der hinreichenden Kenntniſs der Kunstgeschichte Italiens verbunden hat. Der gebührenden Verbreitung dieser Schrift scheint zweierlei entgegengewirkt zu haben, der freie religiöse Standpunct des Verfs., der an den Nazarenern kein Wohlgefallen findet, und die durchgeführte Polemik gegen *Schelling*, die von dessen Kunstansichten ein Aehnliches nachweist, was von seiner Naturphilosophie *Cuvier* gesagt: *Schelling* setze Metaphern an die Stelle der Beweisgründe, und verändere, statt Begriffe zu entwickeln, Bilder und Allegorien nach Bedürniſs. Das Netz der Widersprüche und Halbheiten, in das sich Schelling in Bezug aufs Allgemeine verwickelt, die mangelnde Anschauung der einzelnen Kunstwerke und die Hohlheit schöner Redensarten hat Kapp schlagend und fein enthüllt. Ich bemerke dazu aus eigner Erfahrung, daſs ich vor meiner italienischen Reise in das Lob der bekannten akademischen Rede Schellings einstimmte, daſs die Ansichten derselben mich aber auf dem Anfange von jener zu verwirren drohten, bis ich in Rom vergessen und sehn lernte, und zurückgekehrt von den Schellingschen Behauptungen in gleichem Grad unbefriedigt bin, als ich eine Uebereinstimmung mit Kapp oft mit Verwunderung bis in's Einzelnste, wie in Betreff des Belvederischen Apoll oder der vatikanischen Gemälde Raphaels, entdeckt habe.

Wer die Bildwerke des gewaltigen Geistes kennt, dessen Gedichte uns hier von einem der berühmtesten und vortrefflichsten Uebersetzer geboten werden, der wird mit inniger Rührung und Verwunderung die schwermüthige Sehnsucht, die zarte Empfindung, das Weibliche seiner Natur im gröſsten Theile seiner Poesien wiederholt und gern betrachten, und jeder Freund einer ernsteren und tiefen Dichtung wird in ihnen reichen Genuſs finden. Es ist der groſse Künstler, der diese Verse schreibt; die Schönheit, welche nicht im Staube wohnt, nicht auf die Sinne beschränkt, sondern ewig und ideal ist, ward ihm als Spiegel und Leuchte seiner Kunst zum treuen Musterbild seines Berufs v liehn; seine Liebe ist die, welche Sokrates im Pla nischen Gastmahl feiert. Als ihm das erste Licht heitern Augen seiner Geliebten aufglänzte, da sah kein sterbliches Wesen, sondern der Geist entfalt die Schwingen zum Flug dorthin, von woher er geko men ist, und steigt himmelan zur Urgestalt. Er sag

— Es kann, was sterbend muſs zerrinnen,
Den Weisen nicht befriedigen, kann nicht frommen,
Am Wandelbaren Liebe zu erproben.
Zaumlose Lust, nicht Liebe sind die Sinnen,
Der Seele Mörder. Liebe macht vollkommen
Die Geister hier, doch noch vollkommner droben.

Wann er im Feuer glüht, das diese Liebe in ihm gefacht, dann strahlt er die Freude wieder, die e im Himmel herrscht; denn wie Licht und Wärme, ist das Schöne und das Göttliche vereint, und Go selbst offenbart sich nigends mehr, als im schönen Me schenleibe, wo in Seiner Kraft ein reines Auge si spiegelt. Und so kann er singen:

Mich aber konnte höchster Schönheit bloſses
Schaun nur entzünden, nur von ihr gewann ich
Den Glanz, worin lebt, was von mir geblieben.
Klein sah in Deinem Blick ich all mein Groſses,
Dich Seltne wählt' ich und dem Volk entrann ich,
Und in den Werken lebt auch fort mein Lieben.

Seine Kunstansicht, daſs die Statue im Stein verbo gen liegt, und vom Künstler befreit werde, spricht so gleich das erste Gedicht aus; in der Geliebten ru ihm Liebe und Tod, Gutes und Ueb les, aber er verma nicht das Heil aus ihr hervorzuschlagen. Und No. 21

Wie durch Abnehmen (per levar) man getreu
Ein Bild, das lebend scheine,
Einprägt rau-hartem Steine:
Es wächst heraus, je mehr vom Stein wir feilen:
So, wenn mir gute Werke wohnen bei,
Birgts im gedrückten Geist, der fern muſs weilen
Vom Ziel, des eignen Fleisches Uebermaſs,
Womit die harte Schal' ihn roh umwindet.
Doch meinen äuſsern Theilen
Kannst Du abnehmen das,
Was in mir Kraft, Vernunft und Tugend bindet.

In andern Gedichten athmet eine rührende Wehmu der Schmerz des Entsagens, der Nichterhörung. Al einsam stolz in seinem Schmerz wünscht er sich darum frohere Tage, daſs er das Bild der Geliebt mit frischem Muth und Lust meiſseln oder malen kön damit die Welt sehe, wie er für das Herrlichste glüht, und die edelste Gestalt nicht der Zeit zur Beu

Digitized by Google

werde. Dann fühlt er sich wieder glücklich, er spricht sein kühnes Hoffen aus und ruft:

O selger Tag, der solche Wünsche krönte!
Still müssen Zeit und Stunden stehn in Einem
Puls, und dann hemm' ihr altes Rad die Sonne:
Damit ich, der so viel litt, das ersehnte
Pfand meiner Lieb' umfange fest mit meinen
Armen in ewigen Genusses Wonne.

Und von der Gluth, die ihn verzehrt, erwartet er, dafs sie ihn erhöhe. Wie das Feuer im Kalkstein schläft, und erweckt ihn zusammenbrennt, er aber dadurch fähig wird andre Steine zu verbinden, und mit ihnen dem Sturm und Blitz trotzend himmelan zu steigen, so hofft er von seiner Liebesflamme, dafs sie ihn verwigen, dafs er durch sie der Leibesbande ledig leicher zu Gott wiederkehren werde.

Im Feuer streckt der ewig'ge Schmid zum neuen
Gebrauch und Zweck das Eisen schöner ziehend,
Und ohne Feuer würd', umsonst sich mühend,
Dem Gold ein Meister Läuterung nie verleihen,
Noch auch der einz'ge Phönix sich erneuen,
Wenn nicht zuvor verbrannt. Drum hoff' ich glühend
Zu sterben, eint die Gluth mich, selber blühend,
Denen, die Tod mehrt, Zeit nicht kann zerstreuen.
O süfser Tod, o selig wer so brennt!
Wenn ich, zur Asche nach und nach verstoben,
Nicht mehr bei Todten leben mufs fortan.
Ja, wenn sich von Natur dies Element
Zum Himmel hebt, steig' ich mit ihm erhoben
Gradauf, in Feuer verwandelt, himmelan.

Es ist ihm Ernst mit dieser Richtung und Wendung zu Gott,

Und schier zum andern Strand gelangt, ist Zeit,
Dafs andrer Liebe Pfeil den Geist durchdringe:
Ein Zünder höhrer Flammen soll er brennen.

Wie tief gefühlt und ergreifend ist es dann, wenn ein Michel Angelo am Abend seines thatenreichen Lebens nach allem Sturm und Drang mit Sehnsucht nach Ruhe und ewigem Frieden singt:

Wenn vor der langen Jahre scharfer Feile
Vergeht und stündlich welkt dein müdes Kleid,
O kranker Geist, wann endlich, ach, befreit
Dich Zeit daraus? Wann kehrst zu Gott du wieder,
Wie Anfangs froh und heile?
Denn bleicht schon mein Gefieder,
Nimmt schon mein Lebensfaden ab, noch heute
Kann ich den alten bösen Hang nicht bleichen, *)
Der, älter, mich nur enger hält umwunden.
Dir sag' ichs, Herr mein Hüter,
Dafs ich die Todten neide,
So bange Zweifel scheuchen
Die Seel' um sich, die nirgends Ruh gefunden.
Ach, in den letzten Stunden
Reich ihr Du gütig Deinen Arm, entreifse
Mir mich, lafs neu mich werden, Dir zum Preise!

Dann bittet er Gott, dafs er ihn durch reuige Betrachtung in das Himmelreich eingehn lassen möge; gleich müde durch Glück und Unglück ruft er den Allerbarmenden um Gnade an; „dem Tod so nah, von Gott so fern" kann er durch sie allein gerettet werden. Indem er die Sonne stündlich mehr sinken und seinen Schatten wachsen sieht und die Tage beweint, die er verloren, er, der Arbeitgewaltige, von dem Göthe sagt, man sehe an ihm, wie viel ein grofser Mann auch in kurzer Zeit leisten könne, — findet er dann Beseligung und Ruhe im Gedanken an den Heiland. Sein Leben ist auf wildem Meer in morschem Kahn nun zum gemeinsamen Hafen gekommen, kein Malen und Meifseln stillt ihm mehr die Seele, sie flieht zum liebevollen Gott, der uns am Kreuz die Arme entgegenbreitet; er betet, dafs dieser ihn in einem Augenblick zu sich hinaufziehn möge, in dem er am meisten schuldbefreit sei, weil Bufse in Menschenbrust nicht dauernd weilet.

Von den Gedichten an Personen, die nicht der Geliebten gelten, sind die interessantesten zwei an Dante. Es ist bekannt, wie Michel Angelo diesen hochschätzte, schon sein jüngstes Gericht bezeugt das; und es ist sehr zu bedauern, dafs die Zeichnungen, die er zur göttlichen Komödie gemacht hatte, durch einen Schiffbruch untergegangen sind. Nie, singt er, sei ein Gröfsrer hier gewesen als Dante, der ein mächtiger Stern mit seinem Strahl uns Blinden die ewigen Geheimnisse erklärt, und von der schnöden Welt den Lohn empfangen, den sie den Befsten oftmals zollt.

Schlecht wurden Dante's Werk' und edles Streben
Erkannt von jenen undankbaren Thoren,
Die nur dem Heil der Guten widerstreben.
Doch wär' ich Er, zu gleichem Loos geboren,
Frei hätt' ich für der Erde schönstes Leben
Mir seine Tugend, seinen Bann erkoren.

Was die Uebersetzung angeht, so ist eine solche im Allgemeinen mifslich bei der italienischen Lyrik, die schon durch Klang und Melodie der Sprache musikalisch wirkt, und es ist äufserst schwierig, die eigenthümlichen Gedanken unsres Meisters in der engen und strengen Form treu und verständlich wiederzugeben.

*) Im Italienischen klarer und besser: cangiare il pelo und dann l'uso.

Digitized by Google

Regis hat dies oft, aber nicht immer vermocht. Leichtigkeit zu verlangen, wo das Original selbst schwer ist, wäre eine unbillige Forderung; diese Gedichte nehmen eine näher eingehende Befreundung in Anspruch und sind nicht für flüchtige Näscher. Aber hin und wieder hätte manche Härte, mancher unreine Reim vermieden werden, mancher Gedanke klarer ausgedrückt, manches Wort bezeichnender gewählt werden können. Regis selbst will die Nachbildungsversuche nur als problematische Gypspasten betrachtet wissen, von denen vielleicht die eine mehr, die andre minder gerathen sein mag. Ich wünsche, dafs er sich wiederholt und in günstigen Stunden mit Michel Angelo beschäftigen und einst in einer neuen Auflage, die diese Gedichte verdienen, sie alle zu der Durchsichtigkeit und Reinheit herausarbeiten möge, die unter andern das 109. hat, das auch im Deutschen eine Gemme ist:

Ach lafs Dich aller Orten von mir finden!
Denn fühl' ich mich entflammt von Deinem Lichte,
Wird jede andre Gluth im Geist zu nichte,
Der sich an Dir auf ewig möcht' entzünden.
Dich ruf' ich, Herr! Dir will ich mich verbünden,
Zum Trutz unfruchtbar dunkler Qualgesichte;
Durch büfsendes Bereu'n erweck' und richte
Den Sinn mir auf, die Kräfte, die schon schwinden.
Der Du den ew'gen Geist mit Zeit umgeben,
Und in so wandelbar ohnmächt'ge Hülle
Ihn eingeschränkt dahingabst dem Geschicke:
Du wollst ihn nähren, stützen, neubeleben!
Von Dir allein kommt ihm des Guten Fülle;
Die Kraft des Höchsten ist sein ganzes Glücke.

Moriz Carriere, in Heidelberg.

XXXVIII.

Der Prätendent. Von Heinrich Laube. Leipzig, 1842. *bei Teubner.*

Der Vf. behandelt in diesem Schriftchen, in dem man dem Titel nach einen Roman erwartet, die Geschichte Nauendorf's, der, früher harmloser Uhrmacher in Spandau und Krossen, sich seit einigen Jahren mit Macht an die Weltbühne drängt und sich für den angeblich im Temple gestorbenen Sohn Ludwigs XVI. giebt. Wir erhalten zunächst einen ausführlichen Auszug aus N.'s französisch geschriebenen Memoiren und zwar nach der zweiten Darstellung von 1840, die von der früheren mehrfach abweicht, und manchen nicht uninteressanten Zug, der dem Vf. von Freunden N.'s, die ihn auch zu der Schrift veranlafst haben, mitgetheilt ist. Hierauf giebt der Vf. eine Beurtheilung der und wider N. sprechenden Zeugnisse und zieht den Schlufs: Prätendent hat seine Ansprüche nicht nur sehr mangelhaft gründet, sondern sich sogar des Betruges verdächtig gemac Dieses Urtheil ist das in Deutschland und Frankreich allgem ausgesprochne, welches das fast günzliche Ignoriren der N.'sch Angelegenheit allein erklärlich macht, und es scheint überflüss dafs wir zu den Argumenten des Vfs. das eine oder das and hinzufügen oder von ihnen hinwegnehmen. Fest steht, dafs Darstellung N.'s an fast zahllosen Unwahrscheinlichkeiten leid zu denen vorzüglich die ganze Entweichung aus dem Temple aus Frakreich gehört, die noch dazu in beiden Abfassungen Memoiren höchst verschieden erzählt wird; fast undenkbar a ist es, wie ein Mann, der jetzt so vielen Nachdruck in sein Verfahren zeigt, zur Zeit der Restauration und selbst der Juli volution geschwiegen. Die vielen Mordanfälle, die man gegen gerichtet hat, sehen wie ein von ihm selbst veranlafstes Mär rerthum aus, durch das er weiche Herzen zu gewinnen hofft, selbst wenn dies nicht ist, giebt es stets bereitwilliger Hö genug, die der Regierung durch dergleichen einen Dienst zu sten meinen. Die unbestrittne Familienähnlichkeit zwischen und Ludwig XVI., bei der er noch die Bestätigung der alten merkung, dafs zwischen Grofseltern und Enkeln die gröfste Ae lichkeit sich findet, für sich geltend macht, bringt unwillkürl auf den Gedanken, dafs sie ihm die erste Veranlassung zu ganzen Operation gewesen sei. Die Versicherung, er habe se wichtigen Papiere einem Andern zur Unterhandlung in Paris ü geben, der sie jedoch für sich selbst benutzt, und durch den sie verloren habe, scheint so plump erfunden, dafs sie defsh in der That mit Recht von seinen Verfechtern für ihn gelte gemacht und für eine faktische Unbesonnenheit ausgegeben wi da es nicht zu fassen ist, dafs Jemand, wenn er einmal dieh nicht etwas Feineres aufbringen könnte. Dasselbe gilt von vielen glücklichen Zufällen, die ihn gerade retten, wenn er oh sie unrettbar verloren wäre, von der jungfranzösischen Gefa nifsromantik und dem vielen Blute, das um seinetwillen gef sen, ohne dafs Volk und Fürsten eigentlich davon erfahren. D Unlösbare des Knotens liegt darin, dafs wir entweder einen Ma vor uns haben, der durch die widrigsten hart auf einander f genden Schicksale und sogar durch absichtliche körperliche V nachlässigung von Seiten seiner Feinde in zartester Jugend ze rüttet ist, und der vorzüglich durch den Mangel an jeder höher Bildung von Jugend auf jedes inneren Haltes, jeder klaren B sonnenheit entbehren mufste, oder einen sehr geschickten, fe berechnenden Betrüger; im ersten Falle sind die gröfsten Un sonnenheiten, wie das Schweigen zu den günstigsten Zeitpunct erklärlich, im zweiten ist es nicht unglaublich, dafs sogar Uebertreibungen und Widersprüche absichtlich sind, indem Vf. der Memoiren mit Recht hoffte, man werde dieselben für deuten, nach dem bekannten Schlufs, der aus den Widersprüc des neuen Testaments für seine Glaubwürdigkeit gezogen w An sich nun und für die Geschichte ist diese Untersuchung o Bedeutung; gleichwohl müssen wir mit dem Vf. wünschen, die Streitsache gerichtlich geprüft werde, indem N. noch bew sende Dokumente zu haben versichert, die er einer richterlich Prüfung vorlegen zu dürfen seit mehreren Jahren vergeblich b tet. Es ist dies zu wünschen, damit in dem zwar unwahrsche lichen, doch nicht undenkbaren Fall, dafs N. wirklich der Dau wäre, ihm persönlich sein Recht geschehe, wenn auch von sprüchen auf den Thron nicht die Rede sein kann, und weil zumal durch das Verhör mehrerer noch lebender Personen, im Temple um den Dauphin beschäftigt waren, manche für Zeit nicht uninteressanten Züge ergeben könnten. Diese Un suchung näher zu veranlassen beabsichtigt der Verf. durch s mit gefälliger Leichtigkeit hingeworfene Schrift, die zugleich Verdienst hat, dafs sie dem deutschen Leser eine bequeme bersicht der Geschichte N.'s giebt, die jedenfalls ein psychol sches Interesse für sich in Anspruch nimmt. E. S.

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

XXXIX.

Dr. Julius Schaller: Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit. Erster Theil von Baco von Verulam und Cartesius bis Kant. Leipzig, 1841. *bei Otto Wigand.*

Die Anerkennung des Historischen als ein charakteristisches Zeichen des wissenschaftlichen Geistes unserer Zeit hat dieser den Namen der historischen verschafft. Die Gestaltungen und Entwicklungen der Geschichte zu begreifen, sich selbst als die resultirende Blüthe der Geschichte des Geistes zu wissen, und ihre historische Voraussetzung aus ihrer Geschichte zu construiren, bezeichnet man als die Aufgabe moderner Wissenschaft. Darnach findet man überall das Bestreben, die einzelnen Wissenschaften durch ihre geschichtliche Entwicklung zu begründen. Stellt sich dadurch unsere Zeit der sich so nennenden philosophischen und kritischen des vorigen Jahrhunderts gegenüber, so hat sie in der Naturphilosophie den Uebergang der einen zu der andern anzuerkennen. Und diese hätte selbst den Fortschritt zu machen, den sie hervorgebracht, sie mufste sich als das Resultat ihrer eigenen Entwicklung darstellen — die historische Zeit nennt sich gleichfalls die kritische. Ihre Kritik ist aber nicht die der reinen Vernunft, sondern die Dialektik der Phänomenologie. Die historisch-kritische Zeit betrachtet nicht die Vernunft in ihrem unendlichen Können, sondern in ihrer Verwirklichung, von der sie behauptet, dafs sie mit jener eins sei. Die historische Zeit ist so selbst die kritische, denn sie ist historisch, Darlegung der Entwicklung des Geistes, insofern sie kritisch Darlegung der Stufen der Entwicklung ist, von denen die folgende die Kritik der vorhergehenden sei. Mit dieser historisch-kritischen Entwicklung ist zugleich die philosophische gesetzt. Nicht nur beschreibt die historische Entwicklung denselben Verlauf, den die Vernunft in sich vollzieht, sondern die Vernunft ist selbst das Resultat der historisch-kritischen Entwicklung. Auf diese Weise die Momente des wissenschaftlichen Geistes in eins gefafst, nennt man ihn und seine Zeit die Dialektik, in der die Geschichte sich durch die Kritik mit der (wahren) Philosophie zusammenfassen soll.

Die Dialektik als die durch den Widerspruch nothwendige Entwicklung, die die wahre Gestalt des Wissens zum Resultat hat, ist die Mutter moderner Erscheinungen, die auch vorliegende Geschichte der Naturphilosophie hervorgerufen hat. Indem der Hr. Verf. die Naturphilosophie aus ihrer Geschichte begreifen will, hat er schon durch das Unternehmen sich ein Verdienst erworben. Die Naturphilosophie darf um so weniger diesen Fortschritt, der geschichtlichen, dialektischen Begründung aufschieben, als sie ein neues Leben beginnen will, wie z. B. die Arbeiten von Nees von Esenbeck zeigen. „Die Bearbeitung der Naturphilosophie trieb mich wiederholt in das Studium der Geschichte hinüber, und ich vermochte es nicht jene mit Ruhe fortzusetzen, ehe ich nicht die historische Entwicklung des naturphilosophischen Wissens der neueren Zeit im Detail übersah", sagt der Verf. in der Vorrede S. 111. Dies Bedürfnifs des Verfs., das ihn die Bearbeitung der Naturphilosophie, „welche schon vor einem Jahr als ein nächstens erscheinendes Werk angekündigt war", nicht mit Ruhe fortsetzen liefs, ist als ein Zeichen des genannten Charakters der Zeit anzusehen.

Indem wir nun eine beurtheilende Darstellung der vorliegenden Geschichte der Naturphilosophie zu verfassen unternehmen, soll der charakterisirte Standpunkt allerdings die Voraussetzung sein, von der aus wir unsere Betrachtung anstellen, aber, da sie der Grund und Boden ist, worauf vorliegende Geschichte gebauet,

Digitized by Google

so ist nicht nur zu untersuchen, ob diese jenem Charakter gemäfs, sondern auch er selbst, insofern er hier zur Erscheinung kommt, zu begreifen. Es ist nicht genug, dafs man untersucht, ob die Erscheinungen aus dem Princip folgen, sondern es mufs das Princip selbst ergriffen werden. Daher kann eine Kritik, die nicht den Grund ihrer Voraussetzung begreifen will, nur eine halbe genannt werden, sie mufs vielmehr immer darauf gehen, Einsicht in das Wesen der Zeit zu erlangen. In der Kritik fängt der Geist an zum Verständnifs seiner selbst zu gelangen.

Die Entwicklung der Geschichte der Naturphilosophie will der Hr. Verf. ausführen im Zusammenhange, theils mit den empirischen Naturwissenschaften, theils mit der Philosophie überhaupt (Vorr. S. 111 u. flg.). Die empirische Physik erscheint zunächst freilich als eine selbständige Wissenschaft, die in der Beobachtung und in den Entdeckungen, welche durch diese gewonnen werden, ein eigenthümliches von der Philosophie unberührtes Feld zu besitzen (V) und in ihren Reflexionen unabhängig von der Philosophie zu sein scheint. „Allein in der Geschichte der Naturphilosophie bestätigt sich auch, sagt der Verf. Vorr. IV, was an und für sich im Begriff der Sache liegt, dafs die empirische Naturwissenschaft in ihren Reflexionen absolut von der Entwicklung der Philosophie beherrscht wird, auch dann, wenn sie nicht ausdrücklich und mit Bewufstsein an philosophische Systeme sich anlegt". Und ebenso haben die Beobachtungen und Entdeckungen der empirischen Physik Einflufs auf die Naturphilosophie. Beide sind Erscheinungen des einigen wissenschaftlichen Geistes, sind Offenbarungen seiner Natur. Dadurch ist nun des Verfs. Vorhaben, die empirische Physik mit in die Geschichte der Naturphilosophie aufzunehmen, gerechtfertigt und nothwendig.

Der Hr. Verf. zieht aber die empirische Physik nur insofern in seine Darstellung hinein, als ihr Inhalt von den Philosophen aufgenommen und verarbeitet ist. Allein es ist nicht hinreichend, dafs man die Einheit jener beiden Wissenschaften im Allgemeinen anerkennt und diese bei den Philosophen aufzeigt, somit doch nur diese Einheit von der Seite des Einflusses der Beobachtung auf die Philosophie darlegt, sondern es müfste grade durchgeführt werden, wie „die empirische Naturwissenschaft in ihren Reflexionen absolut von der Entwicklung der Philosophie beherrscht wird". Es müfste in vorliegender Periode z. B. an Stahl's oder Boerhave's Werken gezeigt werden, wie sie von der Philosophie ihrer Zeit beherrscht werden, wenn jene Einheit mehr als eine allgemeine Versicherung sein soll. Ref. wagt den Wunsch auszusprechen, dafs der Hr. Verf. im zweiten Theil seiner Geschichte dies nachweise. Von grofsem Interesse wird es hier namentlich sein darzustellen, wie selbst in den Gegnern z. B. der Schelling'schen Naturphilosophie, ihr Einflufs auf die Gestaltung der empirischen Physik, Medicin als Wissenschaft sich zeigt. Obgleich der Verf. die Einheit nur von einer Seite betrachtet und dennoch meint, sie selbst zu haben (S. 19 u. flg.): — da der Fortschritt der empirischen Naturwissenschaften nur in den *Entdeckungen* besteht und, falls sie von ihnen begriffen werden, ihre Theorien entweder schlechthin mit denen der Philosophie zusammenfallen oder doch mit weit gröfserer Concision und Bestimmtheit von der Philosophie zur Darstellung gebracht werden, oder nur Meinungen und Einfälle sind — (dies bestreitet die Geschichte selbst, denn Cartesius Wirbeltheorie ist nur ein Einfall, eine Einbildung, während doch die Copernikansche eine wahre Theorie ist): — so gesteht er doch sonderbarer Weise den empirischen Naturwissenschaften eine selbständige Stellung zu (S. 19). Diese Selbständigkeit reducirt sich aber auf *die Entdeckungen* und jene Meinungen, die nur Einbildungen sind. Wenn der Hr. Verf. darin das Wesen der empirischen Naturwissenschaften bestimmt haben will, so hat er allerdings Recht, die einseitige Darstellung jener Einheit für die ganze zu nehmen. Dieser idealisirten Ansicht von der Einheit und dem Unterschied der empirischen und philosophischen Wissenschaft kann Ref. um so weniger seine Zustimmung schenken, als die Philosophie und die Geschichte der Wissenschaften damit unvereinbar sind. Setzt man das unterscheidende Wesen der empirischen Wissenschaft in die Entdeckungen und die eingebildeten Theorien und Hypothesen, so mufs man solche Sammlungen von Thatsachen und willkürlichen Erfindungen, Producten der Phantasie nicht Wissenschaft nennen — wie denn auch jede dogmatische Philosophie behauptet, dafs es neben ihr keine empirische Wissenschaften gebe. Indem aber der wahre Inhalt der s. g. empirischen Wissenschaften in die Philosophie selbst fallen soll, ist nicht allein sie nur die eine Wissenschaft, sondern selbst ein

Digitized by Google

seitig. Die Philosophie, die die empirischen Wissenschaften dadurch anzuerkennen meint, dafs sie dieselben nur in sich auflöst, ist selbst empirisch, sie ist nichts Anders als die zur Absolutheit gesteigerte Induction, mag diese nun dialektisch oder wie sonst verfahren. Damit aber bleibt eine wissenschaftliche Aufgabe gänzlich nicht blofs unbeachtet, sondern auch unausgeführt, es ist die, vom höchsten Begriff aus die Erscheinungen zu erkennen, das deductiv anschauende Erkennen. Mag man dies nun für unausführbar oder den blofsen Moment der dialektischen Induction hersetzen, man entgeht nie der Forderung, die Idee selbst in ihren Erscheinungen, in ihren vorausgesetzten Begriffen — denn in der Dialektik sind die der Idee vorangehenden Bestimmungen nur vorausgesetzte Begriffe — anzuschauen. Und dies, das Princip, nicht ein abstracter, sondern der concrete Begriff selbst, die Idee in ihrer Erscheinung anzuschauen, diese aus jener zu begreifen, behauptet Ref., ist die höchste und wahre Aufgabe der Philosophie. Dann aber ist die empirische Wissenschaft nicht eine blofse Sammlung von Thatsachen und blofsen Hypothesen — eine Gesetzsammlung oder ein naturhistorisches Journal — sondern was sie sein soll und ist, die inductive Wissenschaft. — Die Geschichte ist selbst ein Beweis, dafs es so sein mufs und so ist. Das geschichtliche Wissen hat und realisirt beide Aufgaben, unterscheidet daher die eine Wissenschaft von der andern, nicht blofs ausschliefsend sondern positiv, nicht, weil sie sich zufällig in der Geschichte finden, sondern weil das Wissen seinem Begriffe nach Geschichte ist und damit, was in ihr gesetzt ist, auch von ihm als wahr erkannt wird. Das geschichtliche Wissen mufs sich daher fern halten von jener idealen, nichts weniger als wahren Ansicht über das Verhältnifs der philosophischen und empirischen Wissenschaften. Weil Ref. die Selbständigkeit der empirischen Wissenschaften neben der philosophischen festhalten mufs, dürfte er behaupten, dafs, wenn der Verf. in der Geschichte der Naturphilosophie ihre Einheit mit den empirischen Wissenschaften aufzeigen will, diese nur einseitig dargethan wird, wenn nur der Einflufs der empirischen Naturwissenschaften durch ihre Entdeckungen auf die Philosophie und nicht ihr Einflufs auf die wissenschaftliche Gestaltung jener herausgestellt wird. So gewifs das unterscheidende Wesen der empirischen Naturwissenschaften darin besteht, die Thatsachen zu begreifen, das Gesetz und die Ordnung der Erscheinungen herauszubringen, und die philosophische Wissenschaft aus Principien die Gesetze und Begriffe der Erscheinungen zu erkennen hat, darf nicht unterlassen werden die Einheit beider geschichtlich aufzuzeigen. Was will aber eine solche Einheit empirischer und philosophischer Wissenschaften heifsen, wenn gar kein Unterschied, ja nicht einmal ein wahres Verhältnifs zwischen beiden da ist, sondern die eine nur Wissenschaft und die andere nichts weniger als Wissenschaft ist?

Die Geschichte der Naturphilosophie soll anderseits im Zusammenhang mit der Entwicklung des philosophischen Wissens überhaupt dargestellt werden. Nicht allein dieser Aufgabe, sondern auch des Verfs. Verwirklichung derselben mufs Ref. seine Beistimmung im Allgemeinen geben; es ist fast eher zu weitläufig als zu kurz dieser Zusammenhang nachgewiesen. Die Bestimmung der ersten Periode der vorliegenden Geschichte und die Eintheilung derselben leitet der Verf. zunächst aus dem philosophischen Wissen dieser Zeit ab und bestimmt darnach das Wesen und die Unterschiede des naturphilosophischen Wissens dieser Periode. Der scholastischen Philosophie gegenüber, die in transcendenten Bestimmungen über Gott und sein Verhältnifs zum Menschen sich vertiefte, meint Ref., sei die neuere Philosophie nicht weniger durch die Anerkenntnifs der Natur als durch Cartesius Zweifel und seinen berühmten Satz der Gewifsheit bestimmt. Der Hr. Verf. läfst aber die neure Philosophie, wie es fast überall geschieht, nur durch Cartesius begründet sein, und betrachtet die vorcartesischen Naturphilosophen Paracelsus, Bruno, Cardanus, Roger Baco u. s. w. nur sehr im Allgemeinen und schiebt sie in eine Uebergangsperiode hinein (S. 6 und flgd.). Wir bedauern um so mehr, dafs der Verf. sich hier hat von der allgemeinen Annahme verleiten lassen, mit Cartesius die neuere Philosophie anzufangen, und jenes Zwischenreich zu statuiren, als selbst nach dieser Annahme jene Naturphilosophen nicht auszuschliefsen sind. „Allerdings, sagt der Verf. S. 6, sind sie frei von dem scholastischen Geiste. Denn das Denken legt sich in ihnen durchaus nicht mehr einem positiven vorausgesetzten Inhalte an (dafs dies das unterscheidende Wesen

Digitized by Google

der scholastischen Philosophie ist, bezweifelt Ref.), sondern geht auf die Substanz der Wahrheit selbst los, will diese von Grund aus und ihrem innersten Kerne aus sich selbst erzeugen, allein das Denken geht nicht dazu fort, die Freiheit und Gewifsheit seiner selbst als Princip zu fassen und als das nothwendige Fundament aller Erkenntnifs ausdrücklich sich zum Bewufstsein zu bringen." Nach diesen Bestimmungen haben wir noch keinen Grund, jene Naturphilosophen in ein Zwischenreich, das weder Fisch noch Fleisch ist, zu verbannen, falls wir nicht, wie hier der Verf., uns erlauben den Artunterschied über die Gattung zu erheben. Sind jene Naturphilosophen frei vom scholastischen Geiste, und wollen sie die Substanz der Wahrheit von Grund aus und in ihrem innersten Kerne aus sich selbst erzeugen, so ist dieser *allgemeine* Unterschied der neuern Philosophie von der scholastischen auch der wesentliche, der aber, indem nur jener *besondere*, die Freiheit und Gewifsheit seiner selbst als Princip zu fassen u. s. w., als das *wahrhaft* Unterscheidende vom Verf. angenommen wird, zu einem Unterschied herabgesetzt wird, der gar keiner ist, und die „Uebergangserscheinungen" gehören damit weder zur neuern Philosophie noch zur scholastischen. Man mufs entweder den allgemeinen Unterschied den wesentlichen sein lassen, und damit die Naturphilosophen nicht in eine Uebergangsperiode schieben, oder den besondern zum allgemeinen erheben, und dann jene zur vorcartesischen Philosophie rechnen; des Vfs. Verfahren aber, den besondern Unterschied zum wesentlichen und den allgemeinen als Schein zu bestimmen, führt nur auf Verwirrung.

Bestimmt der Hr. Verf. diese Periode der Scholastik gegenüber durch die beiden Sätze des Cartesius, de omnibus dubitandum est und cogito, ergo sum, so darf er sie der Kantischen Periode gegenüber nicht wieder durch ein neues Moment bestimmen, und so nochmals einen besonderen Unterschied zum wesentlichen machen. Dafs der Verf. es dennoch so macht, beweiset nur die Unsicherheit seines Verfahrens, nach welchem man nicht im Stande ist die Einheit im Unterschiede festzuhalten, und dafs diese Periode eigentlich gar kein Wesen sondern nur Unterschiede hat. Der Unterschied der Kantischen Periode von der Cartesischen soll darin bestehen, dafs in dieser die Einheit von Sein und Denken unmittelbar angenommen und vorausgesetzt, in jener aber diese Einheit „aus der Negation des Gegensatzes von Sein und Denken resultire" (S. 14). Hat man einerseits als den (ersten) Unterschied dieser Periode die beiden charakteristischen Bestimmungen des Cartesius aufgestellt und nimmt man nun anderseits die Bestimmung dieser Periode im Gegensatz zu der durch Kant begründeten aus dem Gegensatz einer unmittelbaren und vermittelten Einheit von Sein und Denken her, so wird es zunächst schwer halten diesen vermeinten Unterschied aufzuzeigen, wenn jener erste wirklich da sein soll. Der Verf. müht sich sichtlich ab, jene Einheit als eine unmittelbare in der Cartesischen Periode zu sagen. Cartesius Zweifel, sein Satz der Gewifsheit, und die Bedeutung des ontologischen Beweises für die Realität des Erkennens beweisen deutlich genug, dafs die Einheit von Denken und Sein hier ebenso wenig eine unbefangne, unmittelbare ist als bei und nach Kant. Von einer solchen unmittelbaren Einheit, unbefangenen Annahme der Objectivität des Erkennens kann in der neueren Philosophie überhaupt nicht, höchstens nur in der alten die Rede sein. Was der Hr. Verf. dagegen S. 15 und 216 vorbringt, läuft darauf aus, dafs hier „die Vermittlung — eine ganz formelle, scheinbare, nicht ein Beweis für die Einheit von Denken und Sein, sondern nur die religiöse Bestätigung und Sanctionirung der philosophischen Gedankenlosigkeit" sei, dafs Cartesius diese Vermittlung sehr unphilosophischer Weise darstelle. Der Unterschied, der sich aber darnach herausstellt, ist nicht der von Unmittelbarkeit und Vermittlung — denn erstlich ist der Gegensatz zwischen Denken und Sein, der Zweifel, jedenfalls da, und zweitens nicht weniger die Vermittlung, der Satz der Gewifsheit und des ontologischen Beweises behält die Bedeutung „der Erweiterung der Selbstgewifsheit zur Erkenntnifs des Andern" (S. 216), mithin die Einheit von Denken und Sein jedenfalls eine gemachte, eine selbstbewufste, — sondern besteht blofs in der mehr oder weniger begründeten Beweisführung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. Julius Schaller: Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit.

(Fortsetzung.)

Es kann daher der Unterschied der neuern Philosophie von der neuesten nicht als unmittelbare und vermittelte Einheit gefafst werden, sondern, wenn man einmal die vermittelte Einheit von Denken und Sein als die wesentliche Bestimmung der neuern Philosophie aufstellen will, so würde der Unterschied jener beiden Perioden nur aus der Art und Weise, wie diese Einheit erlangt wird, herzunehmen sein. Diese ist in der Cartesischen Periode der Zweifel, in der Kantischen Periode die Kritik. Der begründende Skepticismus und Kriticismus würden demnach als Unterschiede zu behaupten sein.

Diesen Streit kann der Ref. aber hiermit noch nicht für beendet gelten lassen, da er weder glaubt, dafs die neuere Philosophie so zu bestimmen sei, wie der Verf. sie bestimmt, noch dafs die Naturphilosophen vor Cartesius zumal in einer Geschichte der Naturphilosophie der neuern Zeit auszuschliefsen seien. Indem der Hr. Verf. die Cartesische Periode durch zwei verschiedene Unterschiede bestimmt sein läfst, tritt wiederum jener obige Fall ein, dafs der besondere Unterschied zum wesentlichen wird. Denn durch die Bestimmung der unmittelbaren Einheit von Sein und Denken wird der erste Unterschied, „die Freiheit und Gewifsheit seiner selbst als Princip zu fassen" wiederum zum Schein herabgesetzt, da diese Selbstgewifsheit nur scheinbar zur objectiven Gewifsheit wird. Demnach würde *eine* blofs negative Bestimmung (unmittelbare Einheit) das Wesen dieser Periode ausmachen, und da diese Einheit gar keine ist, die Periode kein Wesen, keine Einheit, sondern atomistische Unterschiede haben. Ref. weifs sehr wohl, dafs diese Art und Weise des Verfahrens bedingt ist durch die Methode des resultirenden Begriffes, nach der jede folgende Stufe ein höheres Moment und das wahrhafte Wesen der vorhergehenden ausspricht, er weifs aber auch, und meint es hier wenn nicht bewiesen so doch hinreichend angedeutet zu haben, dafs nach diesem Verfahren weder die Einheit, das Wesen im Unterschiede festzuhalten, noch andere als atomistische Unterschiede zu setzen sind. Es ist dies ein Werden, wo gar nichts wird, sondern nur Unterschiede sich an Unterschiede legen, eine Geschichte, in der nichts geschieht, sondern nur Begebenheiten sich an Begebenheiten reihen, ohne dafs gesagt werden könnte, in ihnen offenbare oder entwickle sich ein Wesen. In des Verfs. Periodisirung finden wir nicht die Ausführung, sondern das Princip mangelhaft.

Die genannten Naturphilosophen schliefst der Vf. in einer Geschichte der neuern Naturphilosophie aus, obgleich „sie frei von dem scholastischen Geist" sind. Diese Naturphilosophen sind aber von fast gröfserer Bedeutung und höherem Interesse für die moderne Naturphilosophie als die Mechaniker der Cartesischen Periode. Die durch Schelling hervorgerufene Naturphilosophie und ihre Entwicklung reflectirt, spiegelt sich in jenen naturphilosophischen Systemen in einer Weise, dafs geschichtlich ihr Verständnifs sich bedingt. Die Idee des Mikro-Makrokosmus ist von Paracelsus, die des ewigen Werdens, der Natur als eines allgemeinen Lebensprocesses von Bruno und Andres von Andern, schon so bestimmt ausgesprochen, dafs man unserer Zeit nichts mehr zur Selbsterkenntnifs vorhalten kann, als jene theosophischen Naturphilosophen. Aber dies Interesse, das sie verdienen, ist nicht allein der Grund, warum der Ref. sie aufgenommen wissen will, sondern dies, dafs in ihnen, „im Gegensatz zur Scholastik und dem einseitigen religiösen Bewufstsein überhaupt die Natur wieder zu ihrem

Digitized by Google

Rechte kommt." Ref. glaubt mit Recht behaupten zu können, dafs grade die Anerkenntnifs der Natur, d. i. das Bewufstsein, dafs das Absolute in der Wirklichkeit lebendig, in ihr seiend angeschaut wird, das eine unterscheidende Wesen nicht nur dieser Naturphilosophen, sondern der ganzen vorkantischen Periode ist. Weil in den genannten Naturphilosophen „das denkende Subject sich in den allgemeinen Procefs des Lebens schlechthin verflochten" weifs und „sich also (dies „also" versteht Ref. nicht, wenn es von den Naturphilosophen selbst soll gesagt sein: denn jenes Verflochtensein ist hier die Objectivität, und soll es im Gegensatz zur Cartesischen Philosophie genommen werden, so ist das eine transcendente Beurtheilung), die Natur so wenig wie sein eignes Wesen *objectiv*" macht (S. 9), bilden sie den entschiedensten Gegensatz zur Scholastik, wenn man nur diese nicht als ein durch Auctorität bestimmtes Denken — welches ein schlechthin unphilosophisches Denken ist — sondern durch das transcendentale oder besser transcendente Denken charakterisirt. Bruno und Baco, der nicht in die neuere Philosophie, wenn man sie mit Cartesius anfängt, sondern in das Zwischenreich gehört, sind die eigentlichsten Bestreiter der Scholastik und die durch die Anerkennung des realen Denkens und die Entdeckung der Induction sie überwunden haben. Wenn dadurch, dafs dem transcendenten Denken der Scholastik gegenüber hier das immanente erscheint, die nachscholastische und vorkantische Periode bestimmt ist und Ref. meint, dafs diese Periode überhaupt als die der Naturphilosophie bezeichnet werden könnte, so ist auch darin der Grund ausgesprochen, warum die vom Verf. in ein unbekanntes Land verbannten Naturphilosophen die neuere Philosophie beginnen und in einer Geschichte der Naturphilosophie genau zu betrachten sind.

Wie der Hr. Verf. die Grenzbestimmungen dieser Periode aus der allgemeinen Philosophie entwickelt, so auch die Stufenunterschiede derselben. Hier mufs Ref. nun erst auf eine sonderbare Sache aufmerksam machen. Der Verf. nämlich entwickelt diese Periode in zwei Stufen, sowohl in vorliegendem Buche als nach dem Inhaltsverzeichnifs, und doch sagt er Seite 25: „die Darstellung wird zeigen wie in dieser Periode *drei* Entwicklungsstufen zu unterscheiden sind." Ref. würde dies für einen Druckfehler genommen haben, wenn einestheils der Verf. diese „drei" Stufen nicht auf derselben Seite noch weiter charakterisirt hätte, und anderseits der Ref. einsehen könnte, wie etwa im zweiten Bande noch die dritte nachgeliefert werden könnte. Denn der Verf. schliefst diesen Band mit Wolf, und will die zweite Periode und den zweiten Band mit Kant anfangen (S. 16—18). Dafs zwischen Wolf und Kant noch eine dritte Stufe sich finden sollte, glaubt Ref. nicht, und darf daher annehmen, dafs der erste Absatz Seite 25 gestrichen werden mufs. — Der Verf. bezeichnet die Naturphilosophie dieser Periode von Baco von Verulam und Cartesius bis Kant als „die mechanische Auffassung der Natur, dem wesentlichen Begriffe der Substanz gemäfs" (S. 19). Die Substanz soll nämlich der bezeichnende Begriff für „die vorausgesetzte unmittelbare Einheit von Sein und Denken" (S. 17) und darnach die Naturphilosophie eine mechanische sein. Wir lassen diese Begründung zunächst liegen, um aus der Sache selbst sie zu finden. Da der Verf. der Methode folgt, nach der die Geschichte ihren Begriff zum Resultat hat, so giebt der Verf. auch den Begriff der mechanischen Auffassung im Anfange nicht, sondern läfst die Darstellung ihn entwickeln. Ref. findet aber, dafs weder der Anfang noch das Ende des Verfs. Bestimmung entspricht.

Mit Baco fängt der Verf. die Geschichte der Naturphilosophie an (S. 25), obwohl „mit Cartesius — die moderne Philosophie" beginnt (S. 13). Weil durch diese ganze Periode der Gegensatz von speculativem Idealismus und Empirismus sich entwickelt; soll die moderne Philosophie „mit diesem Gegensatz zwischen Cartesius und Baco ihren Anfang" nehmen. „Der Grund und die Nothwendigkeit dieser Erscheinung liegt im Allgemeinen, heifst es, in der *Unmittelbarkeit*, mit welcher das Denken, und zwar das unendlich concrete, durch das christliche Bewufstsein hindurchgegangene Denken seine Entwicklung wieder beginnt", und weil „die unmittelbare Einheit von Subject und Object an sich und ihrem Begriffe nach ebenso sehr auch der unmittelbare Unterschied" sei, komme der denkende Geist nur in den Gegensatz zwischen beiden vollständig zur Erscheinung (S. 14, 15). Ist diese ganze Periode nach des Ref. Ansicht nicht durch die Unmittelbarkeit charakterisirt, so ist auch sie nicht der Grund dieser sehr fraglichen Erscheinung, dieses Gegensatzes. In beiden Gegensätzen soll aber naturphilosophisch betrachtet, die mechanische Naturbetrachtung sich offenbaren, mit der

Digitized by Google

„sich nothwendig die *mathematische* Form" verbindet (S. 19). Aber bei Baco fehlt nicht allein diese *mathematische* Form, sondern es tritt vielmehr die inductive Methode als die einzige Form des Erkennens auf. Ebenso wenig als die mathematische Methode hier bestimmend ist, kann die Baconische Auffassung der materiellen Natur eine mechanische genannt werden. Wohl bestimmt Baco, dafs der Spiritus materieller Natur ist (S. 59), aber auch, dafs „wie die Continuität, der Zusammenhalt der Körper in sich als eine *Bewegung* anzusehen ist, so — auch die Undurchdringlichkeit der Materie, vermöge welcher sie sich durch keine Gewalt in nichts verwandeln läfst, als eine Bewegung (motus antitypiae) zu bezeichnen" sei (S. 70), ferner dafs „diese Lebensgeister Alles bewirken, was im Körper geschieht" (S. 73), und durch ihn „besonders — sympathisch und antipathisch auf einander" wirken (S. 78). Wenn Ref. auch nicht viel Gewicht darauf legen will, dafs Baco sogar die magischen Erklärungen nicht ausschliefst, so ist doch in jenen angegebenen und zwar charakteristischen Bestimmungen der Baconschen Naturphilosophie nicht eine mechanische Auffassung schlechthin gesetzt. Schon hier können wir nicht umhin zu bemerken, dafs es schwer fällt, des Verfs. Meinung von dem, was das Wesen der mechanischen Auffassung ausmacht, selbst in der Darstellung der Entwicklung dieser Ansicht herauszubringen. Ist die Erklärung der Natur durch (äufsere) Causalität eine mechanische — wie der Verf. dies allerdings auch sagt, z. B. S. 344, — und demgemäfs das Princip der materiellen Natur einerlei ob untheilbar oder theilbar die vorausgesetzte Dualität, d. h. besteht ihr Wesen darin, dafs das Princip der Besonderung, des Werdens in der mechanischen Auffassung das blofse Sein (Undurchdringlichkeit) der Materie, und an ihr z. B. in der Gestalt der Atome ist, so ist die Baconsche Naturbetrachtung nimmermehr eine mechanische zu nennen. Dafür entscheidet die Annahme von Atomen als solche noch nichts, sondern nur die Art und Weise, wie deren Raumerfüllung und die weitere Entwicklung gedacht werde, und diese ist als Bewegung, nicht als durch die Lebensgeister bestimmt, keinesfalls mechanisch. Da nun ferner Baco nicht weniger als die Philosophen, zu denen er gehört, die vorcartesischen Naturphilosophen, die Naturerkenntnifs als das Fundament alles weitern Wissens, die Naturwissenschaft als die Mutter aller andern Wissenschaften angiebt (S. 31), die Natur selbst nicht mechanisch bestimmt, und durch die Entdeckung der inductiven Methode den Begriff derjenigen Ansicht ausspricht, wodurch die Naturphilosophen überhaupt sich der Scholastik entgegenstellen, ist er der Gipfel dieses ersten Abschnitts der neuern Philosophie, in dem aber eben so wenig eine entschiedene, bewufste dynamische als mechanische Betrachtungsweise, sondern ein Schwanken, (oder ein Dualismus — wie in Gassendi —) beider auftritt, das sich, warum wird sich schon zeigen, zur mechanischen Betrachtungsweise z. B. in Hobbes entwickelt. Die Stellung und Bezeichnung der Baconischen Philosophie als mechanische Auffassung abgerechnet, ist der erste Abschnitt der ersten Stufe, der Empirismus, Baco, Hobbes, Gassendi, gut entwickelt.

Mit Cartesius und durch ihn entwickelt sich die mechanische Naturbetrachtung. Der Verf. stellt dem Baconschen Empirismus den speculativen Idealismus des Cartesius, Geulings, Malebranche, Spinoza gegenüber und bezeichnet diese beiden Richtungen als die „erste Stufe der mechanischen Naturbetrachtung" (S. 29—344), deren Unterschied von der zweiten, in der Locke, Newton und der französische Materialismus den Empirismus, Leibnitz und Wolf den Idealismus vertreten (S. 344—562), der Verf. S. 344—345 angiebt. „Auf der ersten Stufe des Mechanismus wurde das Wesen der Natur, sagt der Verf., im Allgemeinen gefafst als *Ausdehnung*, also (?) ohne Bewegung in sich, ohne Streben, ohne Dialektik, das einzige bewegende Princip ist der äufsere mechanische *Stofs*", und innerhalb dieser durch den Begriff der Substanz bestimmten Stufe ist der Gegensatz zwischen Empirismus und Idealismus ein „*unmittelbarer*", wornach „der Idealismus — sich so selbst an die äufsere Wahrnehmung" wende, die er doch aus sich dialektisch gewinnen mufste, und der Empirismus das Allgemeine, das er aus dem „unmittelbar Gegebenen, Einzelnen" gewinnen will, nur voraussetze. Bestimmt der Verf. nun, dafs „auf der *zweiten Stufe* — im Allgemeinen der Widerspruch — der ersten — ausdrücklich gesetzt, aber ohne als Widerspruch zum Bewufstsein" kommt, so kann dieser sonderbare Widerspruch, der aufserhalb des Bewufstseins und doch in ihm und auch nicht gesetzt ist, vom Referenten nicht als Unterschied anerkannt werden, da dieser Widerspruch auch in der ersten

Digitized by Google

Stufe „gesetzt" ist, ohne als Widerspruch ausdrücklich zum Bewufstsein „zu kommen". Der Idealismus der ersten Stufe hat diesen Widerspruch durch die Voraussetzung „der äufsern Wahrnehmung", der Empirismus durch die des Allgemeinen in sich. Der Grundsatz, wornach es aber so sein mufs, wie der Verf. es hier bestimmt, dafs der Begriff, der in der ersten Stufe resultirt, das Wesen der zweiten ausmacht, wird alsobald betrachtet werden. Wird dieser gesetzte Widerspruch auch vom Verf. noch weiter qualificirt, so, dafs die Substanz in der zweiten Stufe „das sich selbst Setzende" sei, das aber zugleich „unselbständig" sei, und dafs „nicht die Ausdehnung, dieses todte Aufseinandersein, sondern die Kraft hier das Wesen der Natur, „aber diese Idealität, dieses Selbstbestimmen auch Bestimmtsein von Aufsen" sei, so kann doch selbst dieser qualitative Widerspruch keinen Unterschied begründen. Es begegnet uns hier abermals eine Ungenauigkeit im Begriff der mechanischen Naturbetrachtung. Der Verf. scheint hier zu meinen, dafs die Natur von der Baconschen und Cartesischen Philosophie und ihrer Entwicklung als Ausdehnung gefafst, diese Ausdehnung ein schlechthin Todtes, Unselbständiges sei. Diese einseitige Bestimmung der materiellen Natur, die noch von Niemand wenigstens nicht von den hier zu betrachtenden Philosophen angenommen worden ist, kommt allein durch des Verfs. Weise, Stufenunterschiede zu machen, ans Tageslicht. Nach dieser erschiene — damit wir von Baco's Richtung hier auf Grund des Erwähnten absehen — in der Cartesischen Schule die Materie als gänzlich der Macht beraubt, als ein absolut Unselbständiges, als ein seiendes Nichts, während sie doch niemals und auch hier nicht so bestimmt, sondern schon dadurch, dafs sie gestofsen wird, ein Moment der Kraft und dadurch, dafs sie durch ihr Sein ihr Wesen ausspricht, ein Selbständiges ist. Eine Materie, die *nur* Ausdehnung, dieses todte Aufsereinandersein wäre, kann nicht einmal einen Stofs vertragen. So hat sie denn auch weder Cartesius, noch vielweniger Spinoza aufgefafst, sondern grade, weil sie die Materie als Ausdehnung fafsten und der erstere als das alleinige Princip der Bewegung die äufsere Ursache, den Stofs bestimmte, fehlt ihr das nicht, was der Verf. als das Wesentliche der zweiten Periode S. 345 bezeichnet, die blofs quantitativ bestimmte Kraf Da sich vielmehr in der Cartesischen Richtung di entwickelt, so ist sie *dadurch* weder von der Lock schen noch der Leibnitzischen zu unterscheiden. — W haben dies so eben als eine Meinung des Verfs. b handelt, müssen aber, da wir diese Stufenunterscheidung doch nicht anerkennen, dieselbe als eine blofs Meinung behaupten, indem der Verf. selbst in der Ent wicklung der zweiten Stufe den Unterschied und Fo schritt nicht allein viel besser, sondern richtig heraus stellt. Der Fortschritt und damit der Unterschied d Cartesischen Auffassung der Materie von der Lock schen liegt allerdings darin, dafs sie hier für das G fühl bestimmt als „Dichtigkeit" (S. 350) und diese v Newton als Schwere (S. 355), die endlich in dem fra zösischen Materialismus als die absolute Beweglich keit und ein „handelndes Ganze" (406—407) begri fen wird. Die Darstellung dieser fortschreitende Entwicklung mufs Ref. als einen vorzüglichen Th des Werks hervorheben.

Das unterscheidende Wesen der vom Verf. ang gebenen beiden Stufen kann Ref., wenn er selbst d Verfs. Ausdrucksweise und Bestimmung, in der zw ten Stufe erscheine der gesetzte Widerspruch und d mit das Wesen der Natur freilich als eine Kraft, d aber selbst wieder „ein äufserlicher Mechanismus" is nach der Lockeschen Auffassung verändert nähme, nic anerkennen, einmal nicht, wegen des Verfs. Begriff bestimmung der materiellen Natur, wie sie in der e sten Stufe erscheinen solle, dann, weil die Bestimmu dieser Periode als mechanische Naturbetrachtung d Ref. einen andern Sinn bezeichnet als dem Verfass Es ist schon dargestellt, warum Ref. die Baconsc Auffassung vorcartesisch genannt wissen will. Es ka hier demnach nur noch die Cartesische, Lockesche u Leibnitzische naturphilosophische Betrachtungsw zur Sprache kommen, die dem Ref., was die philo phische Betrachtungsweise genannter Schulen ange charakterisirt sind die Cartesische durch den Ratio lismus, die Lockesche durch den Sensualismus und Leibnitzische durch die bekannte Vermittlung beider, sich in Bezug auf jenen principiellen Gegensatz du den Grundsatz nihil est in intellectu, quod non fu in sensu, nisi ipse intellectus ausspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. Julius **Schaller:** *Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit.*

(Fortsetzung.)

Naturphilosophischer Hinsicht nach, denn nur diese interessirt uns hier, soll in den drei Richtungen die mechanische Naturbetrachtung sich zeigen, und der Verf. wird damit übereinstimmen, wenn Ref. der Cartesischen Richtung die mathematische, der Lockeschen die physische, der Leibnitzischen die idealistische Auffassung der Natur zuschreibt; aber nicht mit der Behauptung, dafs in allen drei Richtungen dynamische Principien hervortreten. Dafs der Verf. diese nicht bemerkt, oder sie durch die Art und Weise seiner Darstellung zurückweist, ist es, was der Ref. zunächst zu zeigen hat.

In der Cartesischen Schule erscheint in Spinoza's Naturbetrachtung nach unserer Ansicht ein Princip dynamischer Betrachtungsweise. „Was ferner die *Natur* anbetrifft, sagt der Verf. in der Darstellung des Spinoza S. 335, so ist sie der Substanz nach, d. h. in ihrer wahren Wirklichkeit, das vom Denken unmittelbar unterschiedene Sein, die blofse (?) Ausdehnung, also (?) ohne lebendigen Procefs, ohne neuern Trieb der Bewegung, ohne Energie der Idealität; nur in *dieser* Weise drückt die Natur das Wesen der Substanz aus. Hier tritt es also hervor, wie die mechanische Auffassung der Natur mit dem Begriffe der Substanz zusammenhängt". — So ist dem Verf. Spinoza's Bestimmung der Natur als Ausdehnung eine mechanische. Wenn die Ausdehnung nach der Seite 336 citirten Ethik p. II. Prop. XII. Cor. I. 59. nur als modus zu nehmen wäre, so versteht es sich freilich von selbst, dafs das Princip der Naturbetrachtung hier ein mechanisches ist; aber die materielle Natur, die Ausdehnung ist ja nicht allein mehr als dies, sondern gradezu Attribut der Substanz, wornach auch der Verf. sagt, dafs dem Spinoza „alle Körper — *beseelt*" sein „müssen" S. 340. „Allein damit, sagt der Verf. S. 341, dafs die Ausdehnung nicht als eine besondere Substanz, sondern als Attribut der absoluten Substanz gefafst wird, ist noch kein Princip gewonnen, die Naturgestaltung zu begreifen und a priori zu deduciren, — sie könne „nur durch äufsere empirische Reflexion gewonnen werden" — (als wenn es darauf ankäme, um das Princip der mechanischen und dynamischen Auffassung hier auszumitteln), — und es „bleibt der Unterschied aufser der Substanz liegen, d. h. kann nicht als nothwendig deducirt werden" (von wem?) Dies also, dafs Spinoza nicht deducirt, noch wie der Verf. gegen Spinoza's Meinung, die er selbst anführt S. 343, hat deduciren können, anders, weil bei Spinoza jede Erklärung im Einzelnen eine mechanische ist und sein müsse, ist die spinozistische Bestimmung selbst eine mechanische. Zunächst erlaubt der Ref. in Bezug auf das Können und Müssen Spinoza's Meinung von seinem Systeme zur Charakterisirung desselben für entscheidender in Anspruch nehmen zu können, als des Verfs. Behauptungen; und wenn es auch eine Consequenz von Spinoza's Substanzlehre wäre, dafs aus ihr als Ausdehnung nicht deducirt werden könnte, so ist mit dieser *Beurtheilung* dennoch nicht gezeigt worden, dafs in Spinoza's System das Princip der materiellen Natur, weil es sich nicht zu besondern vermag, ein mechanisches sei. Der Verf. beurtheilt hier wie überall und wie es modern ist, die Systeme in der Geschichte nach der Ausführung und der Consequenz. Ref. bestreitet die Wahrheit dieses Mafsstabes, und vor Allen hier die einseitige Anwendung desselben; er ist der Meinung, dafs diese Beurtheilung einseitig sei und dafs sie nur erst dann auftreten könne, wenn man den principiellen Willen, die Aufgabe jedes Systemes erkannt und herausgestellt hat. Nach dem Willen, dem Princip eines Systemes, mufs die Beurtheilung durch die

Digitized by Google

Ausführung und Consequenz sich richten, wenn man nicht aus Allem Alles beweisen will. Statt dessen aber nimmt man sich so einen Begriff und versucht nur durch Ausführung und Consequenz zu beurtheilen. Das ist nicht richtig, aber freilich eine Folge des Verfahrens des resultirenden Begriffes. Weil Spinoza die Natur als Ausdehnung, dies Attribut der Substanz bestimmt und die Natur damit nicht äufsere Ursache, sondern causa sui ist, ist jedenfalls das Princip ein dynamisches, wenn auch keine einzige Erklärung dynamisch, sondern alle mechanisch sind.

Nicht weniger tritt im französischen Materialismus, den der Verf. nur als mechanische Auffassung bezeichnet, ein dynamisches Princip auf. Des Verfs. Darstellung des Materialismus, genauer des système de la nature, ist nun ebenso richtig, wie im Allgemeinen von allen ausgesagt werden kann, aber die Beurtheilung ist einseitig. Nach dem système de la nature zeigt S. 403 u. flg. uns das Universum nichts als *Materie und Bewegung*, die Natur nur ist, und zwar ein handelndes Ganze, daher Alles in ihr in Bewegung, „fortwährend im Werden, Wachsen, Zunehmen, Abnehmen begriffen, die Materie nicht träge, sondern „durch ihre eigne Kraft thätig". Indem somit die Natur selbst als das Absolute genommen, die Materie weder träge noch von Aufsen in Bewegung gesetzt wird, sondern selbst die Bewegung ist, ist in dieser Evolutionstheorie die Natur nach Ref. Ansicht dynamisch bestimmt. Nach dem Princip bestimmt aber der Verf. nicht die Grundansicht eines geschichtlichen Systemes, sondern nach der Ausführung; weil diese nicht dynamisch ist, so ist sie mechanisch. Der Materialismus", heifst es S. 415, bleibt aber bei diesem Factum — „dafs die Körper fallen, drücken, sich anziehen u. s. w." stehen. Inwiefern liegt es dann in dem Wesen der Materien sich abzustofsen, sich in verschiedene Massen zu trennen, in wiefern im Wesen der einzelnen Körper gegen einander zu gravitiren? — So sehr auch das System der Natur darauf dringt, das Princip der Bewegung in die Materie selbst hinein zu verlegen, so wird doch nie daran gedacht, in dem Begriff der Materie selbst die Nothwendigkeit der Bewegung nachzuweisen, und daher erscheinen die Gravitation, Attraction, Repulsion, Verwandtschaft u. s. w. doch wieder als unbegreifliche Kräfte, welche dem eigentlichen Wesen der Materie fremd sind, also von *aufsen* kommen und *äufserlich* bleiben. S. 416. A fserdem dafs Ref. meint, mit dieser Darlegung der Mä gel sei nicht die mechanische Auffassung des Syste der Natur gezeigt, da das Princip ein dynamisch bleibt, mufs er hier auch noch bezweifeln, dafs die Kritik des Verfs. eine wahre, wie man wohl sagt imm nente, d. h. doch eine solche sei, die innerhalb des beurtheilenden Systemes selbst den Gedanken aufzei durch dessen Erkenntnifs das System, falls es nur w ter denken will, seine eigne Einseitigkeit anerken Davon kann hier nicht die Rede sein. Im System d Natur liegt die Erkenntnifs der Einseitigkeit desselbe aber in der verborgenen Bewegung, die für uns, m durch die freie Erinnerung, mithin durch das, was d System leugnet, die reflexive Thätigkeit, durch d Anerkenntnifs des Geistes, der damit nicht mehr lee Einbildung ist, möglich wird, und nicht in den Mä geln, die der Verf. angiebt.

In Leibnitz Philosophie tritt so klar und bestimm das dynamische Princip hervor, dafs der Ref. nur a des Verf. einmal angenommener Betrachtungswei worin er sich hier gänzlich verhüllt hat, begreifen kan warum er dies nicht herausstellt. Freilich sagt d Verf. S. 454—455, „Leibnitz gehe durch seinen Be griff der Substanz und die sich hieran knüpfende Au fassung der Materie über die abstract mechanisch Betrachtungsweise der Natur hinaus". Allein das heifs hier nicht viel mehr, als jener besprochene Stufenun terschied sagen will, wo wir eine „abstract mecha sche Betrachtungsweise" als solche überhaupt in A rede stellten. Obwohl dem Leibnitz „das Wesen d Natur — die lebendige Idealität, das monadische Fü sichsein" ist, so ist doch dieses „Hinausgehen üb den Mechanismus, dem Verf., noch ein einseitiges „Denn die Monas ist nicht die das Sein und die Aeufs lichkeit durch eigne Thätigkeit überwindende Idealit (nach wem?), sondern das unmittelbar bestimmte, d Aeufserlichkeit in *abstracter* Weise entrückte Fürsic sein". Die Monaden sollen einander gegenüber fr sich durch sich bestimmend sein. „Diese Bestim heit der Idealität, so beurtheilt der Verf., ist a eine vom Absoluten gesetzte, und dieses Gesetzt bleibt den Monaden wesentlich *äufserlich*, so dafs also die absolute Monas zu den endlichen Mona doch immer *mechanisch* (!) verhält, und somit an ih ein für alle Mal grade dasselbe thut, was in der

Digitized by Google

chanischen Betrachtungsweise die Körper widerstandslos von einander zu leiden hatten". Ferner entwickelt der Verf., wie in der Monade „in ihrer Activität, in ihrem Sichselbstsetzen zugleich Passivität und Gesetztsein" liegt, und diese „*Passivität — sich als ein nicht durch sie gesetzter selbständiger Schein* (des Aufsereinanderseins) *von ihnen loslöst*" (508 u. 437) und thut dar, dafs „der Begriff der Monas überhaupt keinen organischen Zusammenhang" zuläfst (S. 450). Wenn nun Leibnitz selbst fordert, „dafs alle speciellen Erscheinungen *mechanisch* erklärt werden sollen", so ist doch diese Inconsequenz, und jene vom Verf. herausgebrachten Consequenzen und Widersprüche nichts weniger als eine historische Darstellung Leibnitzischer Philosopheme. Die Beurtheilung eines Systemes durch die Consequenz und Ausführung wird unhistorisch, sobald diese allein und nicht als bedingt durch die nach dem Willen des Systemes auftritt. Indem Leibnitz ausdrücklich „die Principien der Mechanik und die Annahme von körperlichen absolut harten Atomen zurückweiset", und fordert und zeigt, dafs nur nach dem Princip des zureichenden Grundes durch vorstellende Kräfte, Monaden nicht allein das geistige, sondern ebenso das materielle Sein, das damit allerdings nur noch als Erscheinung zu behaupten ist, erklärt, begriffen werden müsse; so kann man wohl zeigen, dafs diese Leibnitzische Bestimmung die und die andere einseitige Consequenz hat, aber, weil sie diese hat, kann man nicht annehmen, dafs damit das Princip, hier in der Naturphilosophie, das dynamische grade das sei, was Leibnitz entschieden für unzureichend erklärt, das mechanische. Leibnitzens dynamisches Princip ist nicht ein mechanisches, weil es jene Consequenzen und Widersprüche setzt, sondern ein einseitiges. Von den vom Verf. aufgezeigten Einseitigkeiten in Leibnitz Philosophie, beweiset das Erste nicht einmal, was es beweisen soll. Weil die Monaden von der absoluten Monade und zwar so gesetzt sind, dafs sie sich selbst setzen, kann nimmermehr gesagt werden, dafs damit sich die absolute Monade zu den endlichen *mechanisch* verhalte. Indem der Verf. dies behauptet, hat er zudem bewiesen. Was soll auch hier noch „mechanisch" heifsen? Aber der Verf. sagt ja, „dieses Gesetztsein bleibt den Monaden wesentlich *äufserlich*", dies würde der Fall sein, wenn Leibnitz sein Princip vergessen hätte. Dadurch, dafs die absolute Substanz die Monaden schafft, und das Gesetz ihrer Uebereinstimmung ist, würde von einem mechanischen Verhalten zwischen absoluter und endlicher Monade nur dann die Rede sein können, wenn die erschaffenen Monaden nicht selbstthätig, sondern das, was der Verf. und Viele mit ihm hier beweisen wollen, nur Gesetztsein wären. Eben so wenig liegt ein mechanisches Moment darin, dafs die absolute Monade ordo ordinans, dafs sie das Gesetz der endlichen ist, denn dies ist jene nur, insofern diese es selbst sind, setzen. Es liegt weder ein Widerspruch noch ein mechanisches Verhalten darin, dafs das Gesetzte sich selbst setzt. Worin der Ref. dem Verf. hier in der Beurtheilung beistimmen mufs, ist das von ihm hervorgehobene zweite Moment, der Schein der Räumlichkeit, der in uns selbst ist. Wenn anerkannt werden mufs, dafs es keinen absoluten Schein geben kann, so ist allerdings dieser Schein der Gedanke im Leibnitzischen Systeme, wodurch er sich selbst kritisirt, und aus dessen Erkenntnifs nicht folgt, dafs Leibnitz Princip ein mechanisches, sondern einseitiges ist, weil es diesen Schein nicht erklären kann.

Demnach meint Ref. mache die Geschichte der durch Cartesius bestimmten Philosophie innerhalb ihrer selbst den Fortschritt, dafs sie vom mechanischen Principe der Naturphilosophie anfangend, selbst das dynamische als Resultat hat. In der Philosophie des Spinoza resultirt der Cartesische Rationalismus, im System der Natur der Lockesche Sensualismus, in Leibnitz selbst, dem Schlusse dieser Entwicklung, das dynamische Princip der Naturphilosophie. Wenn nun der Hr. Verf. diese Periode als die mechanische Naturbetrachtung bestimmt und in der Entwicklung derselben der Methode folgt, wornach der Begriff der Entwicklung allein ihr eignes Resultat ist und dieser selbst ihren Namen giebt, so dürften entweder jene dynamischen Principien nicht auftreten, oder die Methode selbst müfste anders bestimmt werden. Dies Letztere meinen wir nicht, weil es sich hier so gezeigt hat, sondern weil die Methode selbst es will; wefshalb wir schon vorhin nicht nur des Vfs. Stufenunterscheidung, nicht nur seine Art und Weise die Periode zu bestimmen, sondern auch die Beurtheilungsweise genauer betrachtet haben.

Sollte sich gezeigt haben, dafs das moderne Verfahren des Verfs. eine Periode zu begrenzen, immer

Digitized by Google

den besondern Unterschied zum wesentlichen, und den allgemeinen zum Schein zu erklären und so die Einheit ewig das Suchen nach ihr sein zu lassen, dafs ferner dies Verfahren die Stufenunterschiede der Periode zu bestimmen in der zweiten erst das Wesen setzt, was in der ersten schon ganz ist, und dafs endlich der moderne Standpunct und Maafsstab die Systeme allein nach ihrer Consequenz und Ausführung zu beurtheilen, diese Auffassungsweise nicht als den eigenen Kern der philosophischen Ansichten ausgeben kann: so werden diese drei Bestimmungen der dialektischen Methode entweder sie selbst oder ihre Anwendung als eine einseitige herausstellen. Dafs der Verf. eine einseitige Anwendung derselben sollte gegeben haben, kann Ref. nicht behaupten, vielmehr mufs er bekennen, der Verf. beweiset in ihrer Anwendung ihre genaue Kenntnifs. Die Beurtheilung des Systems der Natur ist allerdings auch nach der Dialektik nicht eine immanente zu nennen, aber diese Kritik darf Ref. nur als eine Zufälligkeit betrachten, da die sonstige Beurtheilung z. B. der Leibnitzischen Philosophie immanent genannt werden mufs. Der Bestimmung dieser Periode als mechanische Naturbetrachtung widerstreitet es, dafs am Ende derselben dynamische Principien auftreten, wenn der Begriff, durch den die Periode bestimmt, ihr Resultat sein soll. Ref. mufs wegen der angegebenen drei Bestimmungen dies gradezu umkehren, und behaupten, dafs die Methode des resultirenden Begriffs in ihren Bestimmungen und Beurtheilungen nur dann Wahrheit haben kann, wenn sie selbst als Erscheinung der so zu nennenden Zweck-setzenden Methode genommen wird. Weder die Geschichte noch die Natur ist zu begreifen, wenn der allgemeine Unterschied nicht als der wesentliche, einheitliche, sondern als dieser der besondere Unterschied bestimmt wird und damit nicht das Wesen, sondern das nach Einheit suchende Werden das Wahre ist, und nicht aus dem Willen, der Aufgabe, sondern der Ausführung beurtheilt wird. Es giebt nur eine Geschichte und Natur, wenn die Einheit nicht Resultat, sondern Voraussetzung ist. In der Entwicklung der Pflanze ist nicht die Blüthe die Widerlegung der Blätter, nicht die Frucht die Widerlegung der Blüthe, sondern die Bestätigung, weil die Pflanze nichts wird, als was sie schon ist, das Erzeugende. Daher ist das Werden, Entwickeln und Geschehen nur dann wahr, wenn de Zweck als das vorausgesetzte unterschiedene Wese bestimmt wird. Nichts wird, was es nicht schon is Diese Grundsätze sind Resultat und Voraussetzun dieser Recension. Die mechanische Naturbetrachtu kann nur dann von der Cartesischen Periode, die d namische nur dann von der Kantischen ausgesa werden, wenn sie das principielle unterschiedene W sen derselben ist. Etwas ist nicht was es ist dur das wozu es wird anders, als weil es dies schon wa Das Absolute ist nicht durch das Werden, viel we ger dadurch, dafs es Resultat seiner Entwicklung i absolut, sondern weil es sein Werden und Result vorher ist, nicht das Sein sondern das Werden, nic die Substanz und das Subject, sondern der Procefs u sein Resultat ist ein Schein. Der Begriff ist nic anders die Wahrheit, er sei denn das unterschieden Wesen vor und in seiner Objectivität.

Auch dem Ref. stellt die Geschichte der Natu philosophie von Cartesius bis Kant die Geschichte d mechanischen Betrachtungsweise dar, aber weil s das Resultat der vorhergehenden und das anfängli unterschiedene Wesen dieser Periode ist, und nur s daher verwirklicht wird, und das dynamische nur a resultirendes Princip erscheint. Darin mufs Ref. de Verf. vollkommen beistimmen, dafs in dieser *Period* nur die mechanische Betrachtungsweise selbst in Sp noza, dem System der Natur und Leibnitz *ausgefüh* wird. Sie wird es aber nicht, weil sie etwa auch r sultirt, sondern weil sie das anfängliche Wesen i Und weil sie das ist, mufs ihre Entwicklung auch ihr und nicht dargestellt werden, als wenn sie aus d Entwicklung resultire, das will heifsen, sie mufs Aufgabe entwickelt werden. Man versteht keine Z der Geschichte durch ihren resultirenden, sonde allein durch ihren principiellen Begriff. Sowohl d Periodisirung und ihre Eintheilung als die Beurth lung mufs zum Princip und Mafsstab den Begriff Princip haben. Wenn es eine Construction der schichte giebt, so ist sie allein durch die Zwe setzende Methode zu erlangen. Dafs nun in dieser schichte der mechanischen Naturbetrachtung das dy mische Princip resultirt, beweiset nichts, wie man e meinen könnte, gegen, sondern nur für des Ref. Ansi

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. Julius Schaller: Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit.

(Schlufs.)

Ist die Geschichte wahr, so mufs, was sie am Ende setzt, im Anfange gesetzt sein, und dies verhält sich nicht allein in dieser, sondern in jeder Periode so, und ist ein Grund für die ausgesprochene Ansicht, dafs die genannten Naturphilosophen entschieden nicht in ein Zwischenreich, sondern in die Periode selbst hineingehören, und was sie von der Scholastik und Kant unterscheidet auch allen übrigen Systemen dieser Periode wesentlich ist, das Bewufstsein, dafs die Vernunft wirklich in der Natur ist. In diesen Naturphilosophen nämlich erscheint gleich anfänglich das dynamische Princip der Naturbetrachtung und defshalb ist es auch hier Resultat.

Es wäre jetzt nach der Darstellung der Auffassung und Beurtheilung der Geschichte der mechanischen Naturbetrachtung im Allgemeinen nur noch über die einzelnen naturphilosophischen Systeme dieser Entwicklung, insofern sie nicht schon erörtert sind, zu referiren. Ref. beschränkt sich hier auf einige Bemerkungen, um so mehr als einestheils schon beispielsweise über mehrere gesprochen ist, anderntheils das, was Ref. gegen die Darstellung und Beurtheilung des Verfs. vorzubringen hat, nur eine weitere Entwicklung des Vorgebrachten sein könnte. Wenn wir hier dem Verf. seinen Standpunct zugeben, so mufs Ref. im Allgemeinen die Charakterisirung der einzelnen naturphilosophischen Lehren richtig heifsen. Was er daran selbst auf des Verfs. Standpunct auszusetzen hätte, läfst sich in zwei Bemerkungen zusammenfassen. In der Darstellung wird oft z. B. bei Cartesius nach Ref. Meinung zu viel aufgenommen. So scheint ihm, so wichtig auch Cartesius mechanische Ansicht ist, dennoch das Mafs dadurch überschritten zu sein, dafs der Verf. Vieles vorführt, ohne daran — was ja doch das einzige Interesse sein kann — diese Ansicht zu charakterisiren. Der Verf. giebt eine ausführliche Darstellung von Cartesius Wirbelhypothese, allein er läfst es mit der blofsen Darstellung gut sein, statt an ihr die Weise der Cartesischen mechanischen Auffassung begreiflich zu machen. Die blofse Darstellung ist nicht allein ermüdend, sondern auch unhistorisch, denn die Geschichte ist nicht eine Abschrift der Quellen, sondern eine begriffliche Entwicklung derselben. Ref. würde weniger Grund haben dies zu bemerken, wenn er nicht noch auf ein Andres aufmerksam machen müfste. Des Verfs. Kritik nimmt eine nicht recht passende Stelle ein, insofern sie immer am Ende der Darstellung als „kritische Bemerkungen", Anmerkung, oder „über das Wesen z. B. der Cartesischen Naturphilosophie" nachfolgt. Der Verf. hat doch keineswegs die Absicht, eine Kritik der Naturlehre, keine s. g. kritische Geschichte, sondern eine objective Darstellung zu geben, „die wesentlichen Stufen der Entwicklung hervorzuheben und zur Anschauung zu bringen". Dann aber ist eine so der blofsen Abschrift nachschleppende Kritik nicht allein unschön und unhistorisch, sondern, wenn sie auch wahr ist, nicht zu billigen. Will der Verf. eine objective Entwicklung geben, so hat er an diesem Begriff allerdings ein Princip, „um die äufserliche empirische Vollständigkeit zu beschränken", aber auch den Mafsstab der Darstellung und Beurtheilung. Die objective Geschichtsschreibung mufs Darstellung und Beurtheilung in eins sein, aber nicht jene eine Abschrift und diese eine nachschleppende Kritik. Dafs dies auf dem Standpuncte des Verfs. ausführbar ist, zeigt seine Darstellung von Leibnitzens Lehren, die vieles voraus hat vor den andern und

Digitized by Google

namentlich der Darstellung des Cartesius und Gassendi. Eine solche beurtheilende Darstellung wird immerhin hier schwer auszuführen sein, da sie ihr Princip und ihren Maſsstab nicht vorausnehmen darf und es doch thun muſs. Daher kommt es auch, daſs Leibnitz als das letzte System am Besten dargestellt ist. Ganz anders wird freilich die objective Darstellung gelingen müssen, wenn nicht allein das Recht, sondern selbst die Nothwendigkeit vorhanden ist, das Princip und den Maſsstab vorauszunehmen, dann ist die Darstellung grade die Entfaltung des Princips nach dem eignen Maſsstab des darzustellenden Systemes. —

Warum der Hr. Verf. bei der Darstellung der Geschichte der mechanischen Naturbetrachtung nicht Rücksicht genommen hat auf Steffens polemische Blätter, begreift Ref. um so weniger, als sie dem Verf. nicht unbekannt sein können und in ihnen doch für die Darstellung dieser Periode nicht wenige charakterisirende Reflexionen gegeben sind, die wohl Beachtung verdienen; zumal da Steffens die Absicht hat, die Einheit der empirischen und speculativen Physik, die der Vf. ja aufzeigen will, in ihrer geschichtlichen Entwicklung darzulegen. Was der Verf. mit Unrecht bei Seite liegen läſst, ist grade von Steffens mit nicht geringer Liebe dargestellt: die fortschreitende Entwicklung der empirischen Physik. Diese Vorarbeiten hätte der Verf. daher nicht unbeachtet lassen sollen.

Dr. Friedrich Harms.

XL.

Lao-tseu-tao-te-king: le Livre de la Voie et de la Vertu, composé dans le 6ième siècle avant l'ère chrétienne par le philosophe Lao-tseu, traduit en français et publié avec le texte chinois et un commentaire perpétuel par Stanislas Julien, membre de l'institut et professeur au collège de France. Paris, 1842. *In der königl. Druckerei* *). *XLV u.* 303 *S. gr.* 8.

Nachdem schon seit geraumer Zeit einiges Wahre und viel Falsches über diesen originellen Denker des chinesischen Alterthums und über sein System verbreitet worden, erhalten wir endlich aus der Hand eines Gelehrten, der im Uebersetzen der mannigfachsten chinesischen Texte eine noch fast unerreichte Meisterschaft besitzt, den kritisch durchgesehenen, elegant gedruckten Text des berühmten Buches *Tao-te-king*, eine äuſserst sorgfältig gearbeitete Uebersetzung desselben, und eine Auswahl der geschätztesten einheimischen Commentare, die letzteren jedoch nur französisch. Lao-tsy's Schreibart hat wegen ihrer eigenthümlichen Dunkelheit den chinesischen Auslegern selber viel zu schaffen gemacht, und so darf man sich Glück wünschen, daſs Talent und eiserne Ausdauer in unserem fernen Westen etwas realisirt haben, was mancher gründliche Sachkenner bis jetzt beinahe für unmöglich gehalten.

Abel-Remusat schrieb 1820 ein Memoire über Lao-tsy, worin er durch Auszüge aus dem *Tao-te-king* einen Begriff von seinem Inhalt geben wollte. Er gesteht in diesem Memoire, es sei ihm nur um Ermittelung des offenliegendsten Sinnes zu thun; den verborgenen tieferen Sinn wage er nicht zu ergründen. Dennoch irrte sich A-R. selber in der Auffassung des Textes, weil er mit Vorurtheilen daran ging. Mehrere Missionare vom Jesuiten-Orden, deren *Meinung* Antonio Montucci theilte, hatten das Mysterium der Dreieinigkeit, eine anticipirte christliche Offenbarung in dem Buche finden wollen, und A-R. glaubte gar den Namen *Jehovah* darin zu entdecken, obschon er nicht annahm, daſs dieser Name auf übernatürlichem Wege zu den Chinesen gelangt sei; wenn es aber auf natürlichem Wege geschah, so muſsten schon wenigstens sechs Jahrhunderte vor u. Z. Verbindungen zwischen China und dem fernen Abendlande bestehen, und diese Verbindungen wahrscheinlich zu machen, war der eigentliche Zweck des Memoire's.

Wie motivirte aber Abel-Remusat seine vermeintliche Entdeckung? Die ersten drei Sätze des 14ten Capitels des *Tao-te-king* enden nach einander mit den Worten *yi*, *hi* und *wei*, deren entsprechende Charaktere nach A-R.'s Meinung im Chinesischen keine Bedeutung haben, die in den Zusammenhang paſste; somit erklärte er sie für eine bloſse Nachbildung der drei wesentlichen Bestandtheile des Namens *Jehovah*

*) Zu haben: in Leipzig bei Brockhaus und Avenarius; in Berlin bei Ferdinand Dümmler.

Digitized by Google

und setzte in seiner Freude hinzu, die Chinesen hätten den Namen genauer bezeichnet, als die Griechen, in deren *Iao* das h (hebr. ה), ein den Griechen fehlender Buchstab, übergangen sei. Nun aber sind vorerwähnte drei Wörter keineswegs ohne Bedeutung; ihre Bedeutungen sind nur *ungewöhnlich*, wie dies bei noch vielen von Lao-tsy gebrauchten Ausdrücken der Fall ist; das erste heifst *farblos*, das andere, *lautlos*, das dritte, *körperlos*. Die drei Sätze, deren Schlufs sie bilden, lauten also:

Ihr schaut nach ihm und seht es nicht: sein Name ist: farblos (yi).
Ihr horcht, und hört es nicht: sein Name ist: lautlos (hi).
Ihr greift nach ihm und fühlt es nicht; sein Name ist: körperlos (wei).

Der Philosoph spricht nämlich von dem *Tao* oder dem *Weltgesetze*, durch welches und in welchem die ganze Wesenwelt existirt.

Was Abel-Remusat in seinem Wahne noch bestärkte, war die historisch sein sollende Angabe, dafs Lao-tsy eine weite Reise über die Grenzen China's hinaus gemacht habe. Hr. Julien hat sich's angelegen sein lassen, Alles nachzuschlagen, was in den reichen chinesischen Schätzen der Pariser Bibliothek über Lao-tsy zu finden ist, und seinen Ergebnissen zufolge liegt allen Traditionen über die grofse Reise des Denkers die fabelhafte Erzählung zum Grunde, welche ein gewisser Ko-hong ungefähr 900 Jahre nach Lao-tsy niederschrieb. Der Verf. theilt die ächt historische Notiz des *Sy-ma-tsian* (des Vaters der chinesischen Geschichte) und nach ihr jene mythische Biographie mit: aus ersterer ergiebt sich, dafs Lao-tsy sein Tao-te-king für einen Freund der Wahrheit, welcher sie darum angegangen, und in einem stillen Asyle schrieb, wohin er sich von seinen Amtsgeschäften zurückgezogen. „Dann" — heifst es weiter — „entfernte er sich, und man weifs nicht, wo er sein Leben beschlossen hat". Sonach hätte Lao-tsy sein Werk nur eher geschrieben, als er verscholl, und doch hätte er den Stoff dazu in fernen Ländern erst geholt haben *)!

Der Titel des Werkes ist bis jetzt: (kanonisches) „Buch von Vernunft und Tugend" übersetzt worden *). Hr. Julien ist der Erste, welcher *táo* hier durch *Weg* (*voie*) wiedergiebt, und wir wollen sehen, wie er diese Auffassung rechtfertigt. Das Wort (ursprünglich allerdings *Weg*) wird in sehr verschiednem Sinne gebraucht: bei den Anhängern des Confucius und der Reichsreligion bedeutet es die Norm des Wandels, der man folgen mufs, sei es nun um gut zu regieren, oder um die vornehmsten gesellschaftlichen Tugenden zu üben. Bei den Buddhisten hat es die Bedeutung *Erkenntnifs*; daher auch *Tao-jin* (*Mann des Tao*) im älteren buddhistischen Sprachgebrauch einen Geistlichen bedeutet. Lao-tsy versteht nach Hrn. Julien unter *Tao* bald den *erhabenen Weg* (*Voie sublime*), auf welchem alle Wesen ins Dasein gekommen sind, bald die Nachahmung des Tao, das *Wandeln* auf diesem Wege, welches der Philosoph einschärft. Eine *Urvernunft* (*raison primordiale*), oder *schaffende und erhaltende höchste Intelligenz* darf man sich, wie Hr. J. behauptet, unter dem *Tao* nicht denken; denn die ältesten Philosophen aus *Lao-tsy's* Schule sprechen diesem Grundwesen *Handlung*, *Gedanken*, *Urtheil* und *Intelligenz* ab; Lao-tseu selbst giebt an vielen Stellen deutlich zu verstehen, dafs er unter dem *Tao* nur einen *Weg*, obschon den abstractesten und erhabensten, verstanden wissen will — alles Beweise genug, dafs man sich kein intelligentes Princip zu denken habe.

Wenn man aber das Wesen oder das Sein des *Tao* nicht in einer Negation alles Seins, des immateriellen wie des materiellen, suchen will, in welchem Falle ein absolutes Nichts als schaffendes und erhaltendes Princip des Universums angenommen werden müfste — dies kann aber, wie weiter unten sich ergeben wird, unmöglich Lao-tsy's Meinung sein — so wird man doch an der Idee einer Ur- oder Weltvernunft festhalten müssen, und Hr. Julien selbst wird unserer Meinung nicht entgegen sein, wenn er bei der Betrachtung des *Tao* von *jedem Gedanken an eine Persönlichkeit oder Individualität* streng absieht. Auf diesem Standpuncte — d. h. wenn wir in dem *Tao* nur

*) *Die* ebenfalls unbegründete Hypothese Hrn. Pauthier's, welcher Lao-tsy's Lehre aus Indien ableitet und mit der B'agawat-Gita sehr verwandt glaubt, widerlegt bereits Stuhr in seinem Werke: Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients (S. 25 ff.).

*) *Táo*, Vernunft; *tě*, Tugend; *king*, ein Buch von classischem oder kanonischem Ansehen.

Digitized by Google

eine abstracte Vernunft, ein absolutes Weltgesetz erblicken — erscheint uns Alles, was chinesische Denker und Lao-tsy selbst von dem *Tao* sagen, nicht mehr räthselhaft und, wenn auch öfter unbehülflich ausgedrückt, doch wenigstens nicht ungereimt. Mit der negativen Definition, dafs dieses Wesen ohne Gedanken und ohne Wissen sei, soll offenbar nur seine Nicht-Individualität recht hell in's Licht gestellt werden; denn was Gedanken und Wissen *hat*, das ist schon individuell und eine persönliche Intelligenz; aber das *Tao* kann nicht Intelligenz *haben*, weil es die abstracte Intelligenz selber *ist*. Eben dies findet auf den Ausdruck, dafs es *ohne Handlung* sei, Anwendung; denn das unendliche *Tao* ist als ewiges Gesetz des Universums gleichsam die *Handlung selber*, die *Weltordnung*. Einen *Namen* im eigentlichen Sinne kann das *Tao* nicht haben, weil ein solcher nur der Individualität zukommt; daher nennt es Lao-tsy den *Weg*, auf welchem Alle kommen und Alle wandeln sollen *); denn nichts gelangt ohne das Tao oder aufser dem Tao in's Dasein; und dem Tao gemäfs leben, dahin trachten, dafs auch in den Beziehungen der Menschen zu einander die Realisirung der vollkommensten Ordnung und des vollkommensten Guten *kein Handeln mehr erfordert*, ist das höchste und letzte Ziel der Individuen. Alles mufs in Nachahmung des Weltgesetzes und nur um des Weltgesetzes willen geschehen.

Es wird also nichts darauf ankommen, ob man *Tao* mit *Weg* oder mit *Vernunft* übersetze, vorausgesetzt, dafs man eine richtige Idee von dem habe, was Lao-tsy unter *Tao* versteht.

Das Buch *Tao-te-king* hat keine systematische Einrichtung; auch fehlt ihm jede dialektische Entwicklung. Lao-tsy ist ein Spruchphilosoph, wie die meisten Denker des Orients, der durch die Macht seiner abgerissenen oder doch lose verketteten Gedanken, und gelegenheitlich durch populaire Gleichnisse zu überzeugen sucht. Das Theoretische und das Praktische sind bei ihm durch einander geworfen: einmal giebt er Lehren der ächten Lebensweisheit, mit Rücksicht auf das *Tao*; ein anderes Mal, und öfter ohne sichtbaren Uebergang, versenkt er sich ganz in Letzteres, die wunderbare, über allen Ausdruck erhabene Natur desselben mit einer Art von Extase schildernd. Dergleichen Stücke haben einen wahrhaft lyrischen Charakter und eine rhythmische oder beinahe rhythmische Sprache, sind aber auch bei weitem die schwierigsten, wo der Philosoph, in dem Absoluten gleichsam schwärmend beständig mit der für seine abstracten Anschauungen allzu materiellen Sprache ringen mufs. Kein Wunder, wenn er oft nur *gefühlt* hat, was er eigentlich sagen wollte.

Das *Tao* ist nach ihm leer und doch unerschöpflich, der ewige Urgrund von Himmel und Erde, unbegreiflich rein, tief und subtil — seine wahre Wesenheit nur demjenigen erfafsbar, der beständig von jedweder Leidenschaft frei bleibt. Allein es dämpft seinen Glanz und assimilirt sich dem Staube. Es ist allgegenwärtig, in tiefster Ruhe und doch Alles wirkend. Es hat die Welt aus sich hervorgebracht, indem es zunächst Eins erzeugte; dieses Eine erzeugte Zwei, diese Zwei erzeugten Drei, und aus den Dreien sind alle Wesen entstanden. *Eins* heifst nämlich die Selbsterzeugung des *Tao* nach Aufsen, seine sinnliche Reproduction, welche die nothwendige Vorbereitung zur Weltschöpfung war; unter den Zweien sind die Principe *Yang* und *Yin* zu verstehen, der männliche und weibliche Urstoff; *Drei* ist das Princip der *Harmonie* dieser Beiden, welches durch seine Condensation allen Wesen ihr Dasein gab. Die *Tugend* (tê) ist die Offenbarung des *Tao* in allen Wesen, vermöge welcher sie erhalten werden und physisch und moralisch gedeihen; das *Tao* beherrscht sie, raubt ihnen aber nie ihre freie Willenskraft. Die Zuneigung des *Tao* zu den Wesen individualisirt sich nicht; sie erstreckt sich nur auf das Allgemeine (ist collectiv): wenn der Einzelne stirbt, so ist es keine Wirkung der Tyrannei des Himmels; wenn er geboren wird, ist es keine Wirkung seiner besonderen Huld. Auch dieses stimmt mit der oben entwickelten Wesenheit des *Tao*; denn wo keine Individualität hat, das kann auch keine persönliche Zuneigung oder Abneigung haben.

*) Im Neuen Testamente sagt Christus, obschon ein persönliches Wesen, von sich selber: „Ich bin der *Weg* u. s. w. Niemand kommt zum Vater, als durch mich".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Lao-tseu-tao-te-king: le Livre de la Voie et de la Vertu, composé dans le 6ième siècle avant l'ère chrétienne par le philosophe Lao-tseu, traduit en français et publié avec le texte chinois et un commentaire perpétuel par Stanislas Julien.

(Schluſs.)

Die Urmenschheit wandelte in dem *Tao*; sie war ohne Erkenntniſs und ohne Leidenschaft, und ihre aus dieser doppelten Negation resultirende vollkommen ungestörbare Seelenruhe gewährte ihr die einzig wahre Glückseligkeit. Der Weise bestrebt sich, jenen Urzustand, der längst nicht mehr ist, wieder in der Welt zu realisiren, seine Mitmenschen durch Vernichtung aller Keime des Egoismus, der sie in ihrer Individualität gleichsam erhärtet hat, dem *Tao*, als dem Nichtindividuellen, immer mehr anzunähern. Lao-tsy sieht den im Bewuſstsein des Guten und Rechten den Grund alles über die Erde gekommenen Unheils; denn je gründlicher man das Gute erkennt und je schärfer man es zu begrenzen weiſs, desto schärfer und bestimmter tritt auch sein Gegensatz, das Schlechte, hervor; mit der ausgebildeten Idee der Tugend ist zugleich die des Lasters gegeben *). Diese erkannte Relativität richtet den Menschen zu Grunde. Lao-tsy will keine Anpreisung irgend einer Tugend, kein Predigen gegen irgend ein Laster — die moralische Bildung soll, ihm selber unbewuſst, von ihm selber unbeobachtet, in dem Menschen vorgehen, durch die reformirende Kraft des uninteressirten Beispiels. Dies führt zur Erklärung des Paradoxon's unseres Philosophen, daſs der Weise an das *Nichthandeln* sich halten müsse, und daſs sein Unterricht das *Schweigen* sei. Die Welt muſs sich bekehren ohne sein *bewuſstes* Zuthun, ohne sein besonderes Eingreifen in das Bestehende. Ist er so weit gekommen, so wird ihm eben durch sein Nichtsthun nichts mehr unmöglich; er kann die höchste irdische Autorität erreichen.

Von Tugend weiſs man erst nach dem Verluste des Tao; von Menschlichkeit, nach dem Verluste der Tugend; von Gerechtigkeit, nach dem Verluste der Menschlichkeit; von Regeln der Höflichkeit, nach dem Untergange der Gerechtigkeit. Die Höflichkeit (Ritual und Etikette) ist bei Lao-tsy eine Quelle der Entzweiung, wie umgekehrt bei Confucius die Quelle der Harmonie. — Es giebt kein gröſseres Verbrechen, als seinen Gelüsten folgen; kein gröſseres Unglück, als unzufrieden sein. Aller Besitz des Weisen ist negativ; er wird reich, indem er spendet; er ist unempfindlich für Gunst und Ungunst, für Nutzen und Schaden, für Ehre und Schande. Die Lasterhaften behandelt er, als wären sie tugendhaft, auch vergilt er jede Beleidigung mit Wohlthaten *). Je mehr man auf Tugend und Ordnung hin *arbeitet*, desto schlimmer wird es in der Welt, desto weiter entfernt sich die Menschheit von dem *Tao*, und das ist ganz natürlich, denn wer im Interesse des *Tao* an der Menschheit arbeitet, hat sich *eo ipso* schon vom *Tao* entfernt. Es giebt auf Erden nichts Weicheres und Schwächeres als das Wasser, und dennoch besiegt es alles Harte

*) „Die Menschen von hoher Tugend kennen ihre Tugend nicht; darum haben sie Tugend".

„Die Menschen von untergeordneter Tugend vergessen ihre Tugend nicht; darum eben besitzen sie eigentlich keine".

*) Die Annahme, daſs auch Confucius diesen Grundsatz ausgesprochen habe, gründet sich auf eine miſsverstandene Stelle des Buches *Li-ki*. Confucius sagt im *Lun-yu* auf die Frage eines Ungenannten, ob man Haſs mit Wohlthaten vergelten solle: „Womit willst du denn Wohlthaten vergelten? Vergilt den Haſs mit Gerechtigkeit und die Wohlthaten mit Wohlthaten".

Digitized by Google

und Starke. Eben so siegt das Weib durch seine Ruhe über die Heftigkeit des Mannes. Die dem *Tao* ähnliche wirkende Ruhe des Weisen — nach Innen und nach Aufsen hin — thut sich auch in seiner Verachtung des Todes kund; allein er verachtet den Tod nur darum, weil er das Leben selbst nicht hoch schätzt; während der gewöhnliche Mensch nur darum den Tod verachtet, weil er den Mitteln zum Leben so leidenschaftlich nachjagt. Gerade in seinem scheinbaren Nicht-Egoismus offenbart sich der ärgste Egoismus.

Wer im Sinne des *Tao* lebt — die höchste Mäfsigung und innere Ruhe besitzt — der kann sich nach Lao-tsy eines langen Lebens erfreuen; wer nur für *sich* leben will, der gelangt nie zu innerer Ruhe und untergräbt sein Dasein. Ein langes im edelsten Sinne glückliches Dasein hier auf Erden scheint also die Belohnung zu sein, die der Philosoph dem Individuum verheifst, bevor seine Rückkehr in das Tao erfolgt ist; denn alle Wesen müssen zum *Tao* zurückkehren, wie die *Flüsse zum Ocean*. Hiermit scheint die Vernichtung der Individualität nach dem Tode, auf welche alles Uebrige schon hinweist, klar ausgesprochen zu sein. Um so mehr mufs es daher befremden, wenn man, im Widerstreite damit, schon im nächsten Capitel liest: „Wer da stirbt und nicht untergeht, der hat das ewige Leben". Einige Ausleger erklären diese Stelle von der Zerstörung des Körpers und der fühlenden Seele (also der eigentlichen Seele), während die *geistige Seele* (der Geist) fortbestehe, versuchen aber nicht die andere Stelle des unmittelbar vorhergehenden Capitels damit in Harmonie zu bringen. Von Genien oder Dämonen ist nur sehr selten und ganz beiläufig die Rede: S. 220 heifst es: „Wenn der Fürst sein Reich nach dem Tao regiert, so zeigen die Dämonen nicht ihre Gewalt (d. h. sie thun den Menschen keinen Schaden)". Ferner S. 145: „die Genien besitzen das *Tao*, weil sie mit göttlicher Intelligenz begabt sind . . . . wenn sie diese göttliche Intelligenz verlören, würden sie untergehen". Ob Lao-tsy wirklich das Dasein solcher höheren Wesen angenommen oder nur dem allgemeinen uralten Volksglauben der Chinesen sich anbequemt habe, mufs dahin gestellt bleiben. So viel ist sicher, dafs er keinen religiösen Cultus derselben empfiehlt, wie er denn überhaupt alle Religion nur in beständiger *Nachahmung des Tao*, bei welchem, als einem unpersönlichen Grundwesen, Gebete und Opfer natürlich nicht an ihrer Stelle sind, bestehen läfst.

Lao-tsy stimmt insofern mit Confucius und dessen Anhängern überein, dafs er seine Mitwelt für tief entartet, die Menschen der Vorwelt für rein und heilig erklärt, und Jene zu der ursprünglichen Unschuld zurückführen will. Auch das Handeln im Nicht-Handeln, welches ein so wesentliches Moment in seiner Lehre ausmacht, ist den kanonischen Büchern der Chinesen und dem Systeme des Confucius keineswegs fremd; die sogenannten *King* ersten und zweiten Ranges rühmen es öfter an den grofsen Volksbildnern ihrer Vorwelt, dafs ihr Wirken, *dem des Himmels gleich*, ruhig und unmerklich gewesen sei, dafs sie gleichsam unbeweglich geblieben seien, wie der Nordstern, den das ganze Sternenheer umkreise. Aber sie scheinen diese Eigenschaft nur von privilegirten Sterblichen zu verlangen, dergleichen die im Sinne des Himmels regierenden Fürsten sind, während Lao-tsy die ganze Menschheit auf diese Stufe der Vollendung und Tao-Aehnlichkeit befördert wissen und aufserdem sogar die Unterscheidung des Guten und Bösen aus dem menschlichen Bewufstsein tilgen will, welcher Grundsatz ihm ganz allein angehört. Sehr unähnlich seinem weit jüngeren Zeitgenossen Confucius, der Lao-tseu im Greisenalter des Letzteren erst kennen lernte und nach seinem kurzen Zusammensein mit ihm naiv eingestand, dafs die Beurtheilung dieses Mannes weit über seinen Horizont gehe, — der nur im beständigen Festhalten der Gegensätze Gut und Böse, nur im bewufstesten Handeln bis zur complicirtesten Beobachtung des Ritualgesetzes das wahre Heil des Einzelnen und der ganzen Gesellschaft sieht, — will Lao-tsy die moralischen Gegensätze im Bewufstsein aufheben, von allem Besonderen, das ihm mit Egoismus eins ist, abziehen, alle Symbolik vernichten. Zu den auszeichnenden Eigenthümlichkeiten Lao-tsy's gehört auch die, dafs er, während Confucius und die übrigen bekannten Denker oder Sittenlehrer der Chinesen mit Citaten und ausdrücklicher Verweisung auf berühmte Autoritäten der chinesischen Vorzeit so freigebig sind, niemals ein kanonisches Buch citirt, oder auf irgend einen heilig geachteten Volksbildner sich beruft. Dasjenige, was seine Lehre unterscheidet, ist wohl sein unbestreitbares Eigenthum; und wenn sie auch weit unpraktischer ist, als die des Confucius, so fufst sie wenigstens

Digitized by Google

der selbständig gewonnenen Idee eines Absoluten, auf einer erhabenen Abstraction, neben welcher die Theorieen anderer chinesischen Denker sehr materiell sind. Hinsichtlich der künftigen Bestimmung des Menschen scheint Lao-tsy, wie wir oben gesehen, in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, obgleich man von einem Philosophen, der schon in diesem Leben die Individualität gewisser Maſsen aufheben will, consequenter Weise eine entschiedne Leugnung derselben nach dem Tode erwarten darf; denn die Idee einer langen Wanderung der Seelen durch unzählige Existenzen, vor ihrer Auflösung im Absoluten, wie sie im Buddhaismus waltet, und welche bisweilen populair eine ewige Fortdauer genannt wird, ist bei Lao-tsy nirgends angedeutet.

Lao-tsy ist von der uralten, vermuthlich dem Schamanenthum des vorweltlichen Hochasiens entsprossenen chinesischen Secte, die sich *Tao-sy*, d. i. *Lehrer des Tao*, nennt, zu ihrem Haupte gewählt worden — eine Ehre, gegen die der Philosoph gewiſs lebhaft protestirt haben würde. Von Ideen, die sie aus Indien überkamen, geistig befruchtet, schufen diese Leute aus dem dreifachen Schöpfungs-Acte des *Tao* drei höchste reine Intelligenzen, von denen Lao-tsy, als primitive Gottheit, die beiden Anderen und durch sie die Welt mit unzähligen guten und bösen Geistern geschaffen haben sollte. Derjenige Lao-tsy, welcher einst auf Erden gewandelt, ist ihnen nur eine Menschwerdung jenes von Ewigkeit her vorhandenen Wesens, das über ihr Pandämonium gebietet, und so haben sie an die Stelle der nüchtern prosaischen Biographie, die man von ihm besaſs, eine mythische gesetzt, die eines solchen Wesens würdiger wäre. Da Lao-tsy dem Dasein der Genien wenigstens nicht zu widersprechen scheint, so konnte eine reiche Dämonologie mit seinen ohnehin vieler Miſsdeutung fähigen Lehren sehr gut bestehen; und seine mehrmals wiederholte Bemerkung, daſs der im *Tao* wandelnde Mensch ein langes und sorgenfreies Dasein führen könne, brachte die Tao-sy auf den Gedanken einer möglichen *leiblichen Unsterblichkeit*. Daher ohne Zweifel und vielleicht aus willkürlicher Deutung mancher dunkeln Stelle des *Tao-te-king* das Nachgrübeln über ein mit dem Beistande der Genien zu entdeckendes Präservativ gegen den Tod, das den irdisch Unsterblichen auch Talente zuteilen könnte, wie sie sonst nur die Genien besitzen. Die Moral der Tao-sy ist nicht minder als ihre Dogmatik von den im Tao-te-king ausgesprochenen Maximen ganz erstaunlich abgewichen: in ihr ist die Beziehung der überirdischen Macht oder vielmehr Mächte zu den Menschen noch weit individueller gefaſst, als jemals in der Reichsreligion: die Genien erscheinen als die Lebenswächter der Menschen, die ihre guten und bösen Handlungen gleichsam zu Papier bringen, darüber berichten, die Vergeltung für Alles, was der Mensch thut, ihm mit arithmetischer Genauigkeit zumessen. Kein Wunder, daſs in ihrem Systeme Alles, auch das unverträglich scheinende, sich vertragen muſs, und gewisser Maſsen unter Lao-tsy's Firma, ein Synkretismus entstanden ist, welcher mit den Ansichten des Philosophen im schneidendsten Contraste steht.

In einem besonderen, zur Einleitung gehörenden Abschnitte (Observations détachées sur le texte et les différentes éditions de Lao-tseu) handelt Hr. St. Julien mit der ihm eignen Sorgfalt und bis ins kleinste Detail sich erstreckenden Gründlichkeit von den vielen Auslegern, die das *Tao-te-king* unter chinesischen Gelehrten von jeder Confession gefunden, von den verschiednen Ausgaben des Textes, deren er sich bedient u. s. w. Wie wir vernehmen, so wird derselbe unermüdliche Gelehrte nun zunächst einer Uebersetzung des Denkers *Tschuang-tsy*, dessen Werk einen zwanzig Mal gröſseren Umfang hat, als das *Tao-tě-king*, seine Kräfte widmen.

Schott.

XLI.

Die Befugniſs zum Gewerbebetriebe, zur Berichtigung der Urtheile über Gewerbefreiheit und Gewerbezwang, mit besonderer Rücksicht auf den preuſsischen Staat, dargestellt von J. G. Hoffmann, Director des statistischen Büreau's zu Berlin. Berlin, 1841. Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.

Es ist noch nicht viel länger, als ein Jahr her, daſs der Unterzeichnete in diesen Jahrbüchern die Lehre von den Steuern desselben geehrten Verfs. anzuzeigen Gelegenheit hatte, der in der Vorrede zu dieser letztern Schrift äuſserte, daſs sie bei seinem vorgerückten Lebensalter und sinkenden Körperkräften wahrscheinlich sein letzter Versuch sein werde,

Digitized by Google

zur Verbreitung gründlicher politischer Bildung unter der grossen Masse derer, welche auf allgemeine Bildung Anspruch machen, dadurch hinzuwirken, dass staatswirthschaftliche Verhältnisse, worüber Jedermann ein Urtheil zu haben glaubt, in einem möglichst einfachen und klaren Vortrage, von allen Formen der Schule entkleidet, zusammenhängend dargestellt, und zur Erläuterung mit Beispielen aus dem Bereiche der preussischen Staatsverwaltung belegt werden. Kaum war daher zu hoffen, dass der Verf. aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen noch ein Werk wie das vorliegende, über die Befugniss zum Gewerbebetriebe, zum Nutzen und Frommen der Nachwelt zusammenzustellen im Stande sein werde, wie es jetzt der Fall ist. Dasselbe betrifft einen Gegenstand, über den der Verf. schon vor 38 Jahren seine Ansichten dem Publikum mitgetheilt hatte. Er war damals, wie er selbst erzählt, ebenfalls 38 Jahre alt (also jetzt 76), nicht im Staatsdienst angestellt, sondern hatte grossentheils in Verhältnissen gelebt, worin er das Treiben der Handwerker unbefangen beobachten konnte. Was derselbe seitdem als Staatsmann und namentlich als Staatswirth geleistet hat, und wie er dadurch Gelegenheit erhielt, den fraglichen Gegenstand auf's Vollständigste von dem Gesichtspuncte der obersten Staatsbehörde aus kennen zu lernen, und zu prüfen, ist zu allgemein anerkannt, als dass es einer Erwähnung bedürfte.

Wenn der Unterzeichnete die Lehre von den Steuern in diese Blätter mit den Worten einzuführen sich veranlasst fand: dass man darin einen eben solchen Schatz von authentischen, statistischen Nachrichten, als in seinen frühern Schriften und Aufsätzen, eine eben solche Vertrautheit mit den verschiedenartigen Ansichten, die über die besprochenen Gegenstände im Publikum und bei den Berathungen der Staatsbehörden sich geltend gemacht haben; und eine eben so unbefangene und freimüthige Prüfung derselben finde, welche von keiner Autorität geblendet, nur die Wahrheit sucht; — und dass bei solchen Vorzügen diese Schrift von Jedermann gelesen werden müsse, der ein richtiges Urtheil über den behandelten Gegenstand sich bilden wolle: so findet dieses Urtheil im vollsten Maasse auch auf die vorliegende Schrift Anwendung. Wenn ich aber jenem Urtheil über die Lehre von den Steuern glaubte den Nachsatz beisetzen zu müssen: dass wenn sie auf diese Weise zwar einen äusserst schätzbaren Beitrag für die finanzwissenschaftliche Litteratur bilde, dennoch eine genügende, alle Widersprüche lösende Theorie der Besteuerung noch zu schreiben sei: so kann ich dagegen in Bezug auf die vorliegende Schrift meine Meinung nur dahin aussprechen, dass es nicht möglich sei, den Gegenstand so schöpfender, gemässigter, gründlicher und mit feinem Beobachtungsgabe zu behandeln: so dass kaum zu zweifeln ist, dass die Gegner der Gewerbefreiheit und die Anhänger der alten Zunftverfassungen und gewerblichen Beschränkungen die Vorzüge dieser Schrift eben so bereitwillig anerkennen werden, als die Vertheidiger einer möglichst ausgedehnten Gewerbefreiheit davon befriedigt seien müssen, und mit ihnen der Unterzeichnete, der in seiner dienstlichen Stellung in die vielfachsten Berührungen mit dem Gewerbsstande gekommen ist. Wir können daher das Erscheinen einer Schrift, welche als der Ausdruck der Ansichten der preussischen Staatsbehörde über den fraglichen, in neuerer Zeit so viel besprochenen und so gemisshandelten, ja misshandelten Gegenstand angesehen werden kann, nur mit unverholener Freude begrüssen, und zweifeln nicht, dass sie eine grosse Wirkung hervorbringen werde, da sie mit einem Male dem vielen Geschwätze über Wiedereinführung der Zünfte, Aufhebung der Gewerbefreiheit u. s. w. ein Ende zu machen, und die Frage auf ihren richtigen Standpunct zurückzubringen geeignet ist.

Leider gestatten die der vorliegenden Anzeige gesteckten Grenzen nicht, nur einigermassen eine erschöpfende Uebersicht des reichhaltigen Inhalts zu geben, oder auf die vielen feinen Bemerkungen und Beobachtungen des Verfs. aufmerksam zu machen, oder endlich in den wenigen unwesentlichern Puncten, wo gegen die Ansicht des geehrten Verfs. Einwürfe zulässig erscheinen, diese weiter auszuführen. Das Nachstehende kann daher nur einige Andeutungen über den Inhalt der Schrift enthalten, um die Wichtigkeit derselben möglichst hervorzuheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Die Befugniſs zum Gewerbebetriebe, zur Berichtigung der Urtheile über Gewerbefreiheit und Gewerbezwang, mit besonderer Rücksicht auf den preuſsischen Staat, dargestellt von J. G. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Der *erste* Abschnitt handelt von dem Begriff des Worts: Gewerbe; ferner von den Beschränkungen, welchen die Befugniſs zum Gewerbebetriebe wegen Bescholtenheit, Mangels an Dispositionsfähigkeit oder der aus fahrläſsigem und ungeschicktem Betriebe zu besorgenden Gefahr unterworfen werden muſs; nicht minder von dem Unterschiede der städtischen und ländlichen Gewerbe, endlich von den Bann- und Bankgerechtigkeiten und den bei Ablösung derselben in Preuſsen befolgten Grundsätzen.

Schon hier spricht sich die gemäſsigte Ansicht des Verfs. in Bezug auf die Beschränkung der Gewerbefreiheit durch Beschränkung der Zahl der Gewerbetreibenden deutlich aus. (S. 9): „Nach der preuſsischen Städteordnung ist den Stadtverordneten überlassen, das Bürgerrecht auch denjenigen zu versagen, oder wieder zu entziehen, welche zu irgend einer Kriminalstrafe rechtskräftig verurtheilt, oder in einer Kriminaluntersuchung nur vorläufig freigesprochen sind; wie auch Denen, welche sich durch einzelne Handlungen, oder durch ihre Lebensweise die öffentliche Achtung zugezogen haben. Es muſs jedoch in solchen Fällen der Thatbestand von dem Magistrate geprüft, die Vertheidigung des Angeschuldigten gehört, und der Beschluſs der Stadtverordneten vom Magistrate genehmigt werden: auch bleibt dem Angeschuldigten die Berufung auf Entscheidung der vorgesetzten Staatsbehörden ausdrücklich vorbehalten. Hier ist der Begriff einer Bescholtenheit, welche vom Bürgerrechte ausschlieſst, wesentlich von der Empfindlichkeit der Stadtverordneten und ihrer Vorgesetzten für sittliche Würde abhängig gestellt, und nur bestimmt ausgesprochen, daſs ausdrücklich benannte Verbrechen und Strafarten jedenfalls einen solchen Grad der Bescholtenheit bezeichnen. Vergebens dürfte versucht werden, das Maaſs derjenigen Bescholtenheit, welche vom Gewerbebetriebe für eigene Rechnung ausschlieſst, bestimmter anzugeben: das Beste, was die Gesetzgebung vermag, scheint nur, das Urtheil über solche Bescholtenheit würdigen und billigen Männern, Corporationen oder Gemeinden anzuvertrauen, welche bei der Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Aufzunehmenden besonders betheiligt sind. Zwei gleich verderblichen Abwegen ist besonders vorzubeugen: den strengen Urtheilen aus unlautern Absichten, und den milden aus Schwäche oder Gleichgültigkeit. Den erstern kann vielseitige Berathung unter Vorbehalt einer Berufung auf das Urtheil vorgesetzter Behörden mehrentheils kräftig genug entgegenwirken: aber die letztern beschleichen das Mitleid unter so scheinbaren Vorwänden, daſs sehr viel Klarheit und Festigkeit dazu gehört, sich dagegen hinreichend zu sichern. Gemeinhin wird angeführt, daſs demjenigen, welchem wegen Bescholtenheit die Berechtigung zum Gewerbebetrieb versagt ist, der Weg zum rechtlichen Erwerbe verschlossen, und nur noch übrig bleibe, sich durch Betrug, Diebstahl oder Raub zu nähren. Aber sehr viele rechtliche und geschickte Leute bringen es lebenslänglich nicht zur Anstellung eines Gewerbes für eigne Rechnung: es liegt daher übermäſsige Härte gewiſs nicht darin, daſs der Bescholtene genöthigt bleibt, seinen Unterhalt als Gehülfe zu suchen. Wer Unterkommen als solcher nicht findet, für den ist von Landespolizei wegen zu sorgen", und ferner (S. 59): „Irrthum in den Grundlagen staatswirthschaftlicher Anstalten giebt sich am entschiedensten dadurch kund, daſs dieselben Fortschritte der Entwickelung menschlicher Kräfte,

Digitized by Google

welche den Zustand der Völker wahrhaft und dauernd verbessern, nicht auch in gleicher Art auf die Verbesserung solcher Anstalten wirken, sondern vielmehr ihren Verfall herbeiführen, und ihre Vernichtung oft mit schweren Opfern endlich erzwingen. Das ist denn auch das unvermeidliche Schicksal der Bankgerechtigkeiten. Die freie Mitbewerbung wirkt allerdings nur so lange wahrhaft wohlthätig, als die Kampfgenossen sich sittlich reiner und edler Waffen gegen einander bedienen. Die Frage, ob der Gebrauch unedler, oder wenigstens doch unsittlicher Mittel durch obrigkeitliches Einwirken zu hindern sei, kann aller Erfahrung nach nicht unbedingt verneint werden: es müssen demnach Beschränkungen der Gewerbefreiheit eintreten, aber die Begünstigung der Vorstellungen, worauf das Dasein der Bankgerechtigkeiten beruht, konnte nur irrthümlich als Mittel zu solchem Zwecke dienen. Im Allgemeinen erscheint es schon ganz widersinnig, daſs ein Mann, der zur Anstellung eines Gewerbes volle persönliche Fähigkeit, hinreichende Mittel und obrigkeitliche Genehmigung besitzt, überdies noch die Verstattung dazu von einer Privatperson erkaufen soll. Die Berechtigung zum Betriebe irgend eines bestimmten Gewerbes kann und muſs insofern von obrigkeitlicher Bewilligung abhängen, als der Obrigkeit die Verpflichtung obliegt, solchen Schaden von ihren Untergebenen abzuwenden, welchen sie bei gewöhnlicher Vorsicht mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln nicht zu vermeiden vermöchten.

Ueber die Nothwendigkeit, die Fähigkeit zu gewissen Gewerben zur Abwendung von Gefahr, zu prüfen, spricht er sich ferner wie folgt aus (S. 11): „Insofern durch ungeschickte oder fahrläſsige Verrichtung gewerblicher Dienste gemeine Gefahr entsteht, wird die Landespolizei sich der Verpflichtung nicht entziehen können, die Berechtigung, solche Dienste zu leisten, nur Personen anzuvertrauen, deren Kenntnisse und Fertigkeiten zur geschickten Verrichtung derselben hinreichen, und die von der ernsten Verantwortlichkeit vollkommen unterrichtet sind, der eine fahrläſsige Verrichtung derselben sie aussetzt. Welche gewerblichen Dienste hierher gehören, ist im Allgemeinen nicht vollständig anzugeben. Offenbar wird nur nach vorgängiger Prüfung die Berechtigung zum Betriebe solcher Gewerbe zu verleihen sein, wobei durch Ungeschicklichkeit oder Fahrläſsigkeit Leben oder Gesundheit Gefahren ausgesetzt wird, die durch gemeine Vorsicht nicht zu vermeiden sind. Solche Gefahren entstehen namentlich durch ungeschickte oder fahrläſsige Ausführung der erheblichsten Arbeiten des Maurers, Haus- und Schiffs-Zimmermanns, Steuermanns oder Lootsen, Maschinenbauers und Unternehmers chemischer Fabriken: was etwa als unerheblich hiervon auszusondern, und zur Erleichterung des gemeinen Lebens ungeprüften Arbeitern anzuvertrauen ist, wie beispielsweise Maurer- und Zimmer-Flickarbeiten sollten jedoch nach Verschiedenheit der örtlichen Bedürfnisse besondre Gesetze bestimmen. Wiefern Steinmetzen, Töpfern als Ofenfabrikanten, Schornsteinfegern und mannigfaltigen andern Gewerbtreibenden Verrichtungen obliegen, wobei Mangel an Kenntniſs oder Vorsicht gemeine Gefahr erzeugen kann, und wiefern daher auch deren Gewerbsberechtigung nur nach vorgängiger Prüfung zu ertheilen ist, hängt ebenfalls ab von örtlichen Verhältnissen, und demnach auch von besondern Anordnungen". Leider aber zeigt die Erfahrung, daſs die in dieser Hinsicht angeordneten Prüfungen nur ein sehr unvollkommenes Mittel zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes sind. So lassen sich in Preuſsen sehr allgemein die geprüften Maurermeister von Polieren eine Summe Geldes zahlen, um dem Namen nach die Garantie für die von denselben auszuführenden Bauten zu übernehmen, ohne sich doch nur im mindesten darum zu bekümmern. Wo bleibt hier also der Schutz gegen Ausführung durch untüchtige Meister? Welche unvollkommene Garantie in dieser Hinsicht gewähren ferner die Prüfungen der Aerzte und Apotheker! die beste Gewähr für das Publicum bleibt immer die öffentliche Meinung und ein durch eine Reihe von Jahren bewährter Ruf. Wird den Bau seines Hauses einem schlechten Maurermeister anvertraut, hat sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Demnächst ist nicht zu verkennen, daſs eine veränderte Einrichtung unserer Justiz sehr viel dazu beitragen würde, Gewerbetreibende, welche das Publikum in Gefahr bringen können, zu gröſserer Vorsicht zu nöthigen. Bei unserm jetzigen Proceſsverfahren wagt es selten jemand, einen Gewerbetreibenden wegen mangelhafter und gemeinschädlicher Gefahr zu verklagen, weil der Beweis vor Richtern, welche die Factische fast niemals selbst gehörig zu beurtheilen wissen, und sich auf die unvollständigen, und oft mit

Digitized by Google

erstandenen Gutachten einzelner Sachverständigen stützen, äuſserst schwierig ist. Nur Gerichte nach Art der Handels- und Fabrik-Gerichte, ganz oder gröſstentheils mit ehrenwerthen Gewerbtreibenden selbst besetzt, könnten hier Abhülfe gewähren. Der Verf. spricht sich selbst darüber weiterhin (S. 439) sehr bestimmt aus: „Die Zucht einer gründlich ausgebildeten, kräftig geäuſserten öffentlichen Meinung bewahrt sehr viel sicherer, als Verordnungen und Schauanstalten es vermögen, die Fabrikunternehmer und Handwerker vor der Versuchung sich durch Täuschungen Absatz zu verschaffen: gut eingerichtete Handels- und Fabrikgerichte, welche schnelle Rechtshülfe gegen Treulosigkeit und Betrug gewähren, erleichtern einer solchen Meinung den Sieg über den unverständigen Eigennutz". Im Allgemeinen aber dürfte sich aus den Betrachtungen des Verfs. genügend ergeben, wie schwierig eine solche Prüfung der Qualification der Gewerbetreibenden ist, und wie eine aufgeklärte Gesetzgebung füglich darin nicht weiter gehen kann, als es in Preuſsen geschehen ist. Von den Meisterstücken ist späterhin die Rede.

Wenn der Verf. (S. 27) die Wirkungen der Concurrenz mit den Worten schildert: „Nur die volle Freiheit der Mitbewerbung vermag das Maaſs der Forderungen festzustellen, welche die Gewerbtreibenden und ihre Kunden oder Abnehmer gegenseitig an einander machen dürfen: wo die Mitbewerbung beschränkt ist, mangelt der entscheidendste Grund, den Gewerbtreibenden zu überzeugen, daſs er nicht weniger leisten, und seinen Kunden, daſs er nicht mehr fordern dürfe": so kann man ihm zwar hierin nur vollkommen beistimmen: es würde indessen zur Beseitigung einer Menge Miſsgriffe dienen, wenn man es sich immer klar machen wollte, daſs der ganze Verkehr und jede Preisbestimmung auf der Concurrenz, d. h. dem Verhältniſs des Angebots zur Nachfrage beruht, und daſs daher jede Beschränkung der Concurrenz den Verkehr in seinen ersten Elementen lähmt. Wenn man dies nicht begreift, dann überzeugt man sich leicht, daſs die jene, der Concurrenz so oft gemachten, Vorwürfe in sich selbst zerfallen, indem sie wesentliche Bedingungen des Verkehrs sind, ohne welche er nicht mehr bestehen kann, und ohne welche die ganze Volkswirthschaft aufhören würde: daſs mithin nur aus ganz besondern, auſsergewerblichen Gründen, Beschränkungen der Concurrenz gerechtfertigt werden können. Wenn sich nun zwar auch der Verf. im Allgemeinen in diesem Sinne über die Beschränkungen der Concurrenz durch Bann- und Verlags-Rechte, Mühlenzwang, Beschränkung der Zahl der Brauereien und Brennereien u. s. w. erklärt, und die Gründe, welche für diese Beschränkungen mehr oder weniger zu sprechen scheinen, gehörig würdigt: so scheint es doch, daſs seine Beweisführung zu Gunsten unbeschränkter Concurrenz schlagender, und seine Zugeständnisse, in Bezug auf den Nutzen solcher Beschränkungen, weniger bereitwillig gewesen sein würden, wenn er jenes, in der freien Concurrenz enthaltene erste Princip jedes Verkehrs besser beachtet hätte. Vielleicht hätte er dann auch weniger Werth auf die Beschränkung der kleinen Branntweinbrennereien durch Verwaltungsmaaſsregeln gelegt, die meines Dünkens nur eine natürliche Folge der Umstände sein müſste und sein würde, ohne daſs die Verwaltung durch ihre Maaſsregeln zu Gunsten der groſsen Brennereien einschreiten müſste. Maſsregeln, deren Zweckmäſsigkeit noch keineswegs in gewerblicher, polizeilicher und moralischer Hinsicht, sondern nur im Interesse der leichtern Erhebung der Branntweinsteuer als erwiesen anzusehen sein dürfte. Der Unterzeichnete legt namentlich, wie er bei einer andern Gelegenheit auszuführen versucht hat, sehr wenig Werth auf die Wirkung einer verringerten Zahl von Schankstätten zur Beförderung der Mäſsigkeit der niedern Classen im Genuſs geistiger Getränke!

Dagegen kann man dem Verf. nur im vollsten Maaſse beistimmen, wenn er (S. 49 u. 79) die Auflösung der Bannrechte nicht plötzlich, sondern allmählig eintreten lassen will. Jeder plötzliche Uebergang in den gewerblichen Zuständen taugt nichts, sondern bringt Stockungen in dem gewohnten Kreislaufe des Verkehrs und dadurch nachtheilige Verluste für den Einzelnen und für ganze Classen hervor. Treten doch solche plötzliche Veränderungen in den Verkehrsverhältnissen ohnedem schon oft genug in Folge unvermeidlicher Ursachen ein. Sehr eindringlich sagt der Verf. in dieser Hinsicht (S. 78): „Diese Berechtigungen ohne vollständige Schadloshaltung ihrer Eigenthümer aufzuheben, erscheint offenbar ungerecht, und wird in Zeiten des äuſsern und innern Friedens unter der ungeschwächten Herrschaft der Gesetze gewiſs von Niemand mehr gebilligt. Zahlung beträchtlicher

Digitized by Google

Entschädigungen aus Staats- oder Gemeinde-Mitteln erscheint aber auch um so weniger zuläſsig, als die Vortheile für die Gewerbsamkeit, den Verkehr und die Bequemlichkeit des Lebens, welche durch dieses Opfer erkauft werden, mehrentheils nur langsam eintreten, und in den meisten Fällen den Zeitgenossen kaum merklich werden dürften. Anordnungen, welche weder mit Aufopferungen auf Staats- oder Gemeindekosten, noch mit merklichen Erschütterungen des Privatwohlstandes verbunden sind, können diesen Bedingungen zufolge nur sehr langsam wirken, und erscheinen daher eben denjenigen am verwerflichsten, welche die klarsten Begriffe von der Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse, und den kräftigsten Willen in sich tragen, Haltbares an deren Stelle zu setzen. Das Vertrauen darauf, daſs die Zukunft auf der Bahn der Gegenwart fortschreiten werde, wird durch Störungen und Gegenwirkungen allerdings so häufig erschüttert, daſs nur Wenige geneigt bleiben, Hülfe von Gesetzen zu hoffen, deren Wirkungen sich nur allmählig entwickeln. Aber die höhere Bildung, welche berufen ist, das Schicksal der Staaten zu lenken, soll sich nicht irre machen lassen von dem Gewirre des Kampfes des Lichts und der Finsterniſs, und darf nicht von dem Augenblicke fordern, was nur die Jahrhunderte heilsam und dauernd darzustellen vermögen".

Der *zweite* Abschnitt handelt von den Handwerkszünften. Alles was der Verf. über diesen Gegenstand sagt, ist vortrefflich, und verdiente, recht allgemein in Zeitschriften verbreitet zu werden, um in dieser Beziehung der öffentlichen Meinung eine verständige Richtung zu geben, die noch täglich hierüber durch abgeschmackte Artikel der öffentlichen Blätter irre geführt wird. Der Verf. schildert den Zweck und Nutzen der frühern Zunftverfassungen nicht bloſs mit zarter Schonung, sondern sogar mit unverkennbarer Vorliebe, und die Vertheidiger des Zunftwesens werden ihm das Zeugniſs der gröſsten Unpartheilichkeit nicht versagen können: dennoch wird er nothgedrungen zu dem Resultate geführt, daſs diese ältern Zunftverhältnisse für die heutige Zeit nicht mehr passen, sondern durch andere Einrichtungen und namentlich durch freiwillige Vereine und Corporationen ersetzt werden müssen, deren Wesen am besten folgende Stelle (S. 208) schildert: „Was in Berlin in Folge Einholung des Königs und der Huldigung im Herbst des Jahres 1840. durch gewerbliche Genossenschaften bewirkt wurde, mag als Beispiel einer glücklichen Benutzung der Kräfte solcher Vereine in gesegnetem Andenken bleiben: aber es mag auch nie gemiſsbraucht werden, um darauf eine Vertheidigung unhaltbarer Mißbräuche, und dem Aufblühn der Gewerbsamkeit feindseliger Anstalten zu gründen".

Es ist mir leider nicht gestattet, dem Verf. in seinen höchst lehrreichen Betrachtungen über die Verhältnisse der Lehrlinge und Gesellen, über die Wanderpflicht der letztern, über das Meisterrecht und Meisterstück, über das Verhältniſs der Zahl der Meister zu der Zahl der Gesellen und über die einzuführenden Verbesserungen und das demgemäſs in Preuſsen zu erwartende neue Gewerbepolizeigesetz; endlich über die eigenthümlichen Verhältnisse verschiedener Gewerbe, namentlich der Bauhandwerker und Weber aller Art zu folgen. Wenn den Verf. aber ja ein Vorwurf in diesen Betrachtungen trifft: so möchte es der sein, daſs er sein entscheidendes, eben so sehr auf lange und gründliche Beobachtung, als wissenschaftliche Einsicht von der Volkswirthschaft begründetes Urtheil über alle diese Dinge, mit zu groſser Rückhaltung und Bescheidenheit ausspricht. Die groſse Masse der Leser, welche man dieser Schrift wünschen muſs, wird dadurch verhindert, die Triftigkeit der aufgestellten Sätze in solchem Grade anzuerkennen, wie es zum Besten der Sache zu wünschen wäre; und überhaupt geziemt es wohl dem erfahrnen und ergrauten Staatsmanne, die Resultate seiner Erfahrungen und Forschungen in mehr apodictischer Form der groſsen Zahl Belehrung gebiehender vorzutragen, die vertrauensvoll bereit sein sich auf die Autorität des Meisters zu stützen. In dieser Beziehung hätte Unterzeichneter namentlich gewünscht, daſs der geehrte Verfasser sich etwas bestimmter über die Möglichkeit ausgesprochen hätte, das jetzige Miſsverhältniſs in der groſsen Zahl von Gesellen zu ändern, welche keinen eigenen Hausstand haben und haben können, in Vergleich der geringen Zahl von Meistern, denen es möglich ist, als solche sich zu etabliren und einen Hausstand zu gründen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Die Befugniſs zum Gewerbebetriebe, zur Berichtigung der Urtheile über Gewerbefreiheit und Gewerbezwang, mit besonderer Rücksicht auf den preuſsischen Staat, dargestellt von J. G. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Die ausführlichen Betrachtungen des Verfs. über diesen Gegenstand lassen sich auſser Abschaffung einer Menge jetzt noch bestehender Miſsbräuche in den Zunftverfassungen in folgenden Worten desselben zusammenfassen (S. 313): „Wohlfeile Arbeit ist jedoch auf zwei ganz entgegengesetzten Wegen zu suchen: nämlich entweder dadurch, daſs die menschlichen Kräfte wohlfeiler oder dadurch, daſs sie wirksamer gemacht werden. Das Erste geschieht, indem man den Arbeiter nöthigt, sich mit mindern Lebensgenüssen zu begnügen, also einerseits anhaltender und mit gröſserer Anstrengung zu arbeiten, und andererseits schlechtere Speisen und Getränke zu genieſsen, sich dürftiger zu kleiden, enger und unbequemer zu wohnen, und überhaupt allen nur irgend entbehrlich scheinenden Aufwande zu entsagen. Dieses Herabwürdigen des Menschen zum lastbaren Thiere hat indessen doch seine Grenzen eben in dieser Entwürdigung der menschlichen Natur. Der Mensch verkümmert in einer solchen Stellung, wächst nicht einmal ordentlich aus, bleibt lebenslänglich schwach und siech, altert früh, und kann schon dieser körperlichen Beschaffenheit wegen sehr viel weniger leisten, als ein von Jugend auf wohlgenährter und durch Schonung seiner Kräfte bis zum späten Lebensalter thätig erhaltener Mann. Noch mehr leidet die geistige und sittliche Bildung, von welcher der Erfolg sich anscheinend rein mechanischer Arbeiten sehr viel mehr abhängt, als die gemeine Gesinnung vieler Lohnherrn anerkennt. Ein Arbeiterstamm, der es mit aller Anstrengung nicht dahin bringen kann, daſs es ihm wohl wird im Leben, verliert endlich die Neigung, nach höherm Erwerbe zu streben, wird faul, unordentlich, und lernt als einen rechtmäſsigen Gewinn ansehn, was er seinem Treiber durch List abzugewinnen, oder durch Gewalt abzutrotzen vermag. Ganz anders verhält es sich, wenn der Unternehmer es sich zur Aufgabe stellt, die Kräfte seiner Arbeiter durch Erleichterung ihrer Geschäfte wirksamer zu machen. Hier steht er auf dem unbegrenzten Gebiete der Mechanik und Chemie. Das ungünstigste Verhältniſs für die Ortsgemeinden entsteht, wenn eine ausgedehnte Fabrication für den Groſshandel gänzlich abhängig wird von dem persönlichen Interesse eines groſsen Unternehmers. Wird dieser durch falsche Speculation, oder auch nicht vorherzusehende Unfälle genöthigt, sein Geschäft plötzlich aufzugeben, oder rafft ein schneller Tod ihn dahin, ohne daſs sogleich ein eben so kräftiger Unternehmer an seine Stelle tritt: so folgt unmittelbar die gänzliche Erwerblosigkeit zahlreicher Arbeiterfamilien, welchen bis zum Auffinden eines andern Erwerbs Unterhalt zu verschaffen, die Kräfte der Ortsgemeinden unzureichend sind. Unfälle dieser Art müssen auch bei der schönsten Blüthe solcher groſsen Unternehmungen als möglich betrachtet werden, und es ist daher eine dringende Pflicht der Ortsvorstände, die Vorbereitungen darauf zu keiner Zeit zu vernachläſsigen. Die Vermehrung der Arbeiterfamilien während der glücklichen Zeiten des raschen Absatzes soll allerdings ungehindert bleiben: aber soweit es damit irgend vereinbar ist, muſs die Selbständigkeit der Arbeiter aufrecht erhalten, und die Möglichkeit in ihnen genährt werden, sich im Nothfalle durch eigene Kraft gegen den äuſsersten Mangel zu schützen. Sparkassen, wodurch diese Familien einen Nothpfennig aufbewahren, erweisen sich vorzüglich hülfreich für den ersten Augenblick der einbrechenden Verlegenheit. Da dieses Hülfsmittel jedoch nur kurze Zeit vorhalten

Digitized by Google

kann: so kann allerdings nur die gewerbliche und sittliche Tüchtigkeit der Arbeiter die dauerhaftere Grundlage ihrer fernern Erhaltung werden; und in dieser Rücksicht bleibt alles, was die gewerbliche und sittliche Bildung des Fabrikarbeiterstammes erhöht und veredelt, der zartesten und thätigsten Sorgfalt der Gemeindevorstände angelegentlichst empfohlen".

Es kann nicht genug beherzigt werden, was der Verf. ferner noch im Verlauf seiner Betrachtungen über diesen Gegenstand äuſsert. „Es scheint" sagt er S. 135, „daſs das elende Ende der meisten Gesellen bei der frühern Verfassung Eltern wohl hätte verhindern sollen, ihre Söhne dem Handwerke zu widmen: aber einestheils hoffte Jeder in der Lotterie des Lebens ein Meisterloos zu gewinnen, und anderntheils kommt es armen Eltern meist nur darauf an, den Unterhalt ihrer Knaben bis gegen das Mannesalter hin zu sichern, wo sie dann schon ihrer Meinung nach Mittel finden würden, sich weiter fortzuhelfen", und ferner (S. 392): „Auch die billigsten und wohlwollendsten unter den Unternehmern, glauben sich durch die Mitbewerbung gedrungen, ihren Arbeitern nur solche Lohnsätze zu bewilligen, bei deren Annahme sie nur dann den nothdürftigsten Unterhalt finden, wenn sie mit aller Anstrengung und Ausdauer arbeiten, welche nur irgend ihre Kräfte gestatten. Bei minder billiger Gesinnung, oder unter Zeitverhältnissen, welche den Gewinn der Unternehmer ungewöhnlich schmälern, sinkt der Lohnsatz, welcher den Arbeitern angeboten wird, selbst unter dieses Maaſs herab; und da gemeinhin Ersparnisse aus frühern Zeiten, wodurch ein Ausfall in der Gegenwart übertragen werden könnte, gar nicht vorhanden sind: so würde das Geschäft nicht fortzusetzen sein, wenn von der Armenpflege der Gemeinden nicht Beihülfe zu hoffen wäre. In der That ist der bei weitem gröſste Theil der Unterstützungen, welche der Arbeiterstamm durch unentgeltliche Aufnahme in öffentliche Krankenhäuser, durch Freischulen, durch wohlfeilere oder ganz kostenfreie Darreichung von Brennmaterial, Brod und andern Speisen, endlich selbst durch baar gezahltes Almosen von Orts- Kirchspiels- und Kreisgemeinden empfängt, nichts Anderes als Ergänzung des unzureichenden Arbeitslohns. Die Gesammtheit der begüterten Einwohner kann sich der Bewilligung dieses Zuschusses nicht entziehen, weil das sittliche Elend, welches der Mangel an ersten Lebensbedürfnissen erzeugt, das gesellige Leben m allen Schrecken bedroht, welche daraus unvermeidli hervorgehen. Das Verhältniſs der Nachfrage zum A erbieten bestimmt zwar auch den Preis der gewerb chen Arbeiten, so wie den Preis aller im freien V kehr gesuchten und dargebotenen Erzeugnisse u Dienste; auf einer Bildungsstufe, wo weder Leibeige schaft, noch Hörigkeit mehr besteht, scheint desha auch der Lohnsatz nicht allein von der Bewilligu des Unternehmers, sondern auch von der Annah des Arbeiters abzuhängen, der sich freiwillig d nicht dazu verstehen wird, seine Leistungen für ei zu seinem Unterhalte unzureichenden Preis abzulass Aber Leute, welche der ihnen nach der Landesv fassung unbezweifelt zustehenden Befugniſs gemäſs ihre persönlichen Verhältnisse durchaus frei verfüg können, werden durch anerzogene Verwöhnung in ei Abhängigkeit versetzt, worin ihnen anscheinend nic Anderes übrig bleibt, als sich auch eine offenbar un länglicke Belohnung ihrer Arbeit gefallen zu lass Der bei weitem gröſste Theil der Menschen wird üb haupt gar nicht durch eine bestimmte Neigung, o durch eine verständige Würdigung des möglichen Er folgs zu der Wahl derjenigen Beschäftigung geleit wodurch er lebenslänglich seinen Unterhalt zu erwe ben hofft. Die vorhandenen Mittel, die Kosten de Erziehung der Kinder zu bestreiten, entscheiden übe die Richtung derselben weit allgemeiner, als es b oberflächlicher Ansicht erscheint, selbst bei wohlh benden Eltern, und also nur um so mehr bei der gr ſsen Masse des Arbeiterstammes. Daſs die Kinder zeitig als irgend möglich in einer Arbeiterfamilie z Hülfleistung gebraucht werden, ist durch die häus chen Verhältnisse derselben gemeinhin geboten. N ausnahmsweise beut sich eine Gelegenheit dar, d Kinder für ein anderes Gewerbe, als das der Elte zu bestimmen: so mehrt sich die Zahl der Arbeit welche für gewerbliche Verrichtungen gewisser A von der frühesten Kindheit an erzogen werden, ni nach dem Verhältnisse des Bedarfs an solchen V richtungen, sondern mit der Dürftigkeit ihrer Elte Je weniger ein Arbeiter auf die Erziehung seiner K der wenden kann, um desto gewisser werden sie dieselben gewerblichen Verrichtungen erzogen, bei w chen er selbst nicht einmal auskömmlichen Unterh findet. Daher überschreitet das Anerbieten von Arb

Digitized by Google

ewisser Art die Nachfrage danach in einem sol- Maaſse, daſs auch bei den freiesten Verhältnis- er Lohnsatz für dieselben weit unter das Ver- s sinkt, wobei dem Arbeiterstamme ein gemäch- Auskommen und die Gewährung billiger Anspri- f Lebensgenuſs gesichert bleibt".

giebt aber kein anderes specifisches Mittel gegen lend der niedern Classen, als die sittliche Ver- derselben, welche sie hindert, übereilte Ehen, Rücksicht darauf, welches Loos sie ihren Kin- n hinterlassen vermögen, zu schlieſsen: denn elfen alle sonstigen Mittel, um diesem Elende uern, wenn eben immer von Neuem sich eine nde Generation erzeugt, die gierig nach dem sten ihr dargebotenen Brodte greift, und dann so unbekümmert und uneingedenk der Eltern- t, eine neue elende Generation in die Welt setzt. ebens hoffen die St. Simonisten ein Heil in einer n Organisation der Arbeit, welche noch keiner nen aufzufinden im Stande gewesen ist! Sollte s aber für möglich halten, daſs Männer, welche atswirthe gelten, diese Verminderung des Pau- s durch sittliche Veredlung der niedern Arbei- sen so wenig begreifen, um sie dem Weinhold- Isolationsproject gleich zu stellen?

ist leider nicht gestattet, dem Verf. in seinen Vorschlägen zur Verbesserung des Handwer- des und namentlich zur Bildung von verbesser- porationen zu folgen. Vieles wird von ihm nur tet; einige seiner Ideen scheinen des Wider- oder einer Modification fähig. Vor Allem s einer besondern Beachtung unterliegen, in t diese Verbesserungen durch das Machtgebot ats, oder durch eigene organische Ausbildung werbwesens ins Leben gerufen werden sollen: t Genugthuung giebt man dem Gedanken Raum, hier entwickelten, durch die Zeit und bessere ng auszubildenden Ideen, im Allgemeinen die n in der Gewerbegesetzgebung Preuſsens sind werden.

dritten Abschnitte handelt der Verf. von den den Genossenschaften, die nicht zu den Hand- ften zu rechnen sind, also den kaufmänni- orporationen, den Brauer- und Schifferzünften, nntweinbrennern, Buchdruckern, Apothekern, rzten und mechanischen Künstlern. Auch hier geht er von denselben allgemeinen Ansichten aus; auch hier zeigt er, daſs die bisher für diese Beschäftigungen bestandenen Zünfte nicht mehr aufrecht zu erhalten sind, und empfiehlt für dieselben freie Genossenschaften, unter einer bestimmten Beaufsichtigung des Staats, und zugleich mit gewissen gesetzlichen Vorrechten, indem er darthut, wie auf diesem Wege auch bei den eben genannten Beschäftigungen, vollständige *Gewerbefreiheit* mit *Gewerbeordnung* wohl zu vereinigen sei.

Der *vierte* Abschnitt handelt von dem Verhältnisse der Ortsgemeinden zu den Gewerbetreibenden, und namentlich zuvörderst von der Eintheilung der Gemeindemitglieder und ihrer Vertretung nach Genossenschaften im Gegensatz der Eintheilung und Vertretung nach Stadtbezirken. Der Unterzeichnete leugnet nicht, daſs ihm die hier mit einer gewissen Vorliebe ausgeführte Idee, die Ortsbehörden aus Vertretern der verschiedenen Genossenschaften (früher Zünfte) und nicht aus Repräsentanten oder Abgeordneten der städtischen Bezirke zusammenzusetzen, für die heutige Zeit nicht wohl mehr ausführbar erscheint, aus Gründen, welche der Verf. gröſstentheils selbst anerkennt, und die zu suchen sind, theils in der Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung der Genossenschaften der neuern Zeit; theils in dem häufigen Wechsel darin, in Folge der Gewerbefreiheit; theils in der in allen Gewerben sich verbreitenden allgemeinern Bildung; theils endlich in dem Umstand, daſs gerade durch diese Sonderung in Corporationen und Genossenschaften den individuellen Interessen ein zu groſses Uebergewicht über die allgemeinen eingeräumt wird. Auch haben, wie der Verf. selbst (S. 225) angiebt, die Stadtgemeinden groſsentheils von der in dieser Beziehung derselben ertheilten Befugniſs nur einen geringen Gebrauch gemacht, und es ist wohl vorauszusetzen, daſs daran nicht bloſs, wie der Verf. annimmt, „der Mangel an einer zweckmäſsigen Einrichtung der Corporationen und Genossenschaften, woran die städtischen Verfassungen unserer Tage noch fast allgemein und sehr empfindlich leiden", sondern überhaupt die praktischen Schwierigkeiten schuld seien, denen die Ausführung dieser Idee unterliegt.

Der Verf. behandelt in diesem Abschnitt ferner den offenen und stehenden Gewerbetrieb und den Gewerbebetrieb im Umherziehen. In Bezug auf den offe-

Digitized by Google

nen Gewerbebetrieb scheint der Verf. wohl etwas zu weit zu gehen, wenn er annimmt, daſs der Kaufmann, Händler, Krämer, Gast-, Speise- und Schankwirth und der selbstständige Handwerker, Niemandem seine Dienste versagen dürfe, der die Vermuthung für sich hat, ihn gehörig bezahlen zu wollen. Eine solche Verpflichtung hieſse das Wesen des freien Verkehrs verkennen, würde dem Begriff der Gewerbefreiheit einen argen Stoſs geben, und ist auſserdem auf die mannigfachste Weise zu umgehen. Das Interesse der Gewerbetreibenden macht sie von selbst nur zu sehr geneigt, ihre Dienste Jedermann zu gewähren, der sie bezahlen will.

Nicht minder möchten mehrere Einwürfe gegen die Ansichten des Verfs. über den Gewerbebetrieb im Umherziehen zu machen sein. Man kann denselben von der gewerblichen, polizeilichen und finanziellen Seite betrachten. In gewerblicher Beziehung scheint es durchaus nicht rathsam, wenn die Behörden diesen Betrieb, sei es zu Gunsten der Consumenten, sei es zu Gunsten der herumziehenden Gewerbetreibenden selbst, bevormunden. Man lasse beide nur frei gewähren. Gerade diese Art des Verkehrs ist so mannigfach und von so besondern Umständen bedingt, daſs die Behörde gewiſs jedesmal Miſsgriffe macht, wenn sie sich hineinmischt. Dagegen unterliegt es allerdings polizeilich den gröſsten Bedenken, daſs die hausirenden Gewerbetreibenden überall ohne Weiteres in die Wohnungen dringen, und sich aufdringen können. Dies ist geradezu eine Verletzung des Hausrechts, und die Behörden können in dieser Hinsicht nicht genug zum Schutze der Privatleute thun. Dies wird aber Seitens der *Staats*behörde vorzugsweise dadurch geschehen, daſs sie für gesetzliche Maaſsregeln sorge, durch welche Betrügereien bei diesem Verkehr schnell und leicht geahndet werden, und in dieser Beziehung lassen unsere Gesetzgebungen, wie bereits oben erwähnt, allerdings noch sehr Vieles zu wünschen übrig, da jetzt selten jemand nur den Versuch wagt, wegen Schadens, den er so erlitten, bei den Polizei- noch seltener aber bei den Gerichtsbehörden sein Recht zu suchen. Dagegen dürften vorzugsweise den *Orts*behörden die speciellen Maaſsregeln in Bezug auf den Hausirhandel zu überlassen sein, da sie am besten in dieser Hinsicht die Bedürfnisse der Einwohner zu beurtheilen wissen: so daſs dieser Handel nur immer mit ihrer Erlaubniſs und Genehmigung an jedem Ort zu betreiben wäre.

Im Allgemeinen geht allerdings das preuſsische Regulativ über den Gewerbebetrieb im Umherziehen vom 28sten April 1824 (Vergl. S. 254) von solchen richtigen Grundsätzen aus: allein der Verf. gesteht selbst (S. 262), daſs es zu den wesentlichen Unvollkommenheiten dieses Regulativs gehöre, daſs die Rücksicht auf Sicherstellung des Einkommens aus der Besteuerung von den im Umherziehen betriebenen Gewerben, sowohl in den einleitenden Vorschriften, als in den schlieſslichen Strafbestimmungen überwiegend vorwalte.

Der Verf. behandelt ferner in dem vierten Abschnitte noch das Interesse der Ortsgemeinden bei dem Gedeihen der in ihnen angestellten Gewerbe und in Folge dessen auch die Befugniſs derselben, eine Controle über die Geschicklichkeit, die Vermögensstände, Sittlichkeit und Zahl neu sich ansiedelnder Gewerbetreibender auszuüben. Er untersucht hierbei zuvörderst die Frage, ob wirklich eine zunehmende Verarmung der niedern Classen nachzuweisen sei. Wenn ältere Leute selten die Gegenwart im rosenfarbensten Lichte zu sehen pflegen: so sind die nachstehenden Aeuſserungen eines ergrauten Staatsmannes über diesen Gegenstand zu beherzigenswerth, um nicht hier eine Stelle zu finden (S. 264 flg.): „Die fast durchgängig bemerkbare Vermehrung des Aufwandes, welchen die Armenpflege erfordert, wird gewöhnlich als unmittelbare Folge der Ansiedlung vieler ungeschickter Handwerker dargestellt, die seit dem Beginnen der sogenannten Gewerbefreiheit, das ist seit Aufhebung der ausschlieſslichen Zunftrechte, eingetreten sein soll. Es ist zunächst in solcher Allgemeinheit, als es gewöhnlich behauptet wird, ganz unerweislich, daſs die die Zahl der für eigene Rechnung arbeitenden Handwerker über das allgemeine Verhältniſs der Zunahme der Bevölkerung vermehrt habe: in den einzelnen Fällen, wo dies wirklich geschehen ist, lassen sich die besondern Veranlassungen dazu leicht auffinden

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Die Befugniſs zum Gewerbebetriebe, zur Berichtigung der Urtheile über Gewerbefreiheit und Gewerbezwang, mit besonderer Rücksicht auf den preuſsischen Staat, dargestellt von J. G. Hoffmann.

(Schluſs.)

„Es ist ein sehr seltener Fall, daſs ein Handwerker wirklich nur deswegen verarmt, weil ihm die nöthige Kenntniſs seines Gewerbes mangelt. Die gewöhnlichste Veranlassung des Verarmens ist Unsittlichkeit. Viele verarmen, weil es ihnen unmöglich bleibt, sich an eine regelmäſsige Thätigkeit zu gewöhnen, und Arbeit ihnen immer nur als ein verhaſstes Joch erscheint, worein nur fühlbare Noth sie zwängen muſs. Viele verarmen, weil der Aufwand, welchen sie, sei es aus Neigung zum Wohlleben, sei es aus Eitelkeit, sich gestatten, ihren rechtmäſsigen Erwerb übersteigt. Viele verarmen, weil sie niedrigen Leidenschaften, dem Trunk, dem Spiele, der Unzucht, sich ergeben. Alle diese sittlichen Gebrechen nagen verhältniſsmäſsig öfter noch an dem Wohlstande geschickter Handwerker, als an dem beschränkten Erwerbe der ungeschickten: die Leichtigkeit des Erwerbs begünstigt sehr den Leichtsinn im Vergeuden der Zeit, des Geldes und der Gesundheit; ausdauernder Fleiſs, Sparsamkeit und Enthaltsamkeit sind dagegen oft die treuen Begleiter eines mühseligen Erwerbs. Es ist allerdings eine ganz allbekundige Thatsache, daſs fast alle nur einigermaſsen ansehnliche Ortsgemeinden jetzt genöthigt sind, sehr viel gröſsere Summen zur Armenpflege zu verwenden, als vor dem Anfange dieses Jahrhunderts, und daſs diese Verwendungen sogar mehrentheils noch jährlich steigen: die Veranlassung liegt demnach sehr nahe, an eine groſse und fortschreitende Zunahme eines armseligen Zustandes zu glauben. Es ist indessen nicht zu verkennen, daſs die Armenpflege der Ortsgemeinden schon deshalb jetzt sehr viel mehr kosten muſs, weil sie sehr viel umfassender und wirksamer eingerichtet ist, als in jenen frühern Zeiten, und daſs diese Kosten noch jährlich zunehmen, wo das Bedürfniſs anerkannt wird, die Verwaltung der Armenanstalten noch fortschreitend zu vervollkommnen. Es ist gewiſs noch in vieler Menschen Erinnerung, in welchem Maaſse weiland die Bettelei ausgebreitet war; wie die Thüren der Kirchen und anderer öffentlichen Gebäude von Bettlerschaaren umlagert waren; welches Gedränge um Dreier und Pfennige bei den Almosenaustheilungen bestand, die wohlhabende Leute an einem bestimmten Wochentage vor ihren Häusern halten zu lassen pflegten; und wie selten ein Tag verging, wo nicht mehr als ein Bettler an die Thür des Wohnzimmers jeder Familie klopfte, die nur eben nicht selbst in groſser Dürftigkeit zu leben schien. Diese Masse von Bettelei ist jetzt überall, wo die Polizei sich einiger Wirksamkeit rühmen darf, auf ein schüchternes Heranschleichen in der Dämmerung, auf zudringliches Musikmachen oder Anbieten von Kleinigkeiten zum Kauf, und auf Bittschreiben oder Besuche sogenannter verschämter Armen beschränkt. Es ist gewiſs ein Fortschritt zur höhern Wohlhabenheit, daſs der Mensch im Allgemeinen sich mehr Genüsse gestatten darf: aber es erscheinen auch um so mehr Menschen arm, je höher die Forderungen steigen, welche die Meinung des Volks an das Leben macht. Obwohl der Tagelohn in den letzten 15 Jahren mehrentheils bedeutend erhöht wurde: so wuchs er doch bei weitem nicht unter allen Verhältnissen, wie diese Forderungen. Da dieselben gleichwohl erfüllt werden müssen, wenn der Arbeiterstamm sich nicht elend und unglücklich fühlen soll: so bleibt nichts Anderes übrig, als unter der Benennung Almosen nachzuschieſsen, was wir unter der Benennung Arbeitslohn darzureichen Anstand nehmen, obwohl es zur

Digitized by Google

Unterhaltung des Arbeiterstammes unentbehrlich ist. Auf unserer Bildungsstufe kann vielleicht dem gemeinen Manne noch nicht Alles zur eigenen Verwendung anvertraut werden, was er zur Führung eines wahrhaft menschlichen Lebens bedarf. Wir errichten Freischulen, Krankenhäuser und Verpflegungsanstalten für ihn, statt ihm im Arbeitslohne die nöthigen Mittel zu geben, um Schulgeld für seine Kinder zu zahlen, sich in Krankheiten ärztliche Hülfe zu verschaffen, und Ersparnisse für das Alter zurückzulegen. Wir thun sehr wohl hieran: denn der höhere Arbeitslohn würde wahrscheinlich nicht zur Befriedigung dieser Bedürfnisse verwendet, sondern in Müſsiggang und Wohlleben vergeudet werden, so lange der gemeine Mann noch nicht dringender die Nothwendigkeit fühlt, seinen Kindern eine gute Schulbildung zu verschaffen, und für Krankheitszufälle und Altersschwäche einen Nothpfennig zurückzulegen. Es ist demnach ganz etwas Anderes, als eine vermeintlich fortschreitende Verarmung, was die Vermehrung der Ansprüche auf Unterstützung durch öffentliche Armenanstalten erzeugt".

Auch diese Betrachtungen führen immer auf den Punct zurück, daſs eine Verbesserung des Zustandes der niedern Classen in materieller Hinsicht nur mit einer moralischen Verbesserung und Veredlung derselben Hand in Hand gehen könne, welche sie immer mehr ihren eigenen Werth fühlen und namentlich die Verpflichtung anerkennen lehrt, keine Ehen zu schlieſsen und keine Kinder in die Welt zu setzen, wenn sie diesen nicht eine angemessene Existenz zu verschaffen und zu hinterlassen im Stande sind, — ein Motiv, welches in den höhern Classen der Gesellschaft, wie von allen bessern Volkswirthschaftslehrern anerkannt wird, vorzugsweise wirksam ist, um der übermäſsigen Vermehrung eine Schranke zu setzen, ja wie bekannt, sogar gerade das Aussterben der reichsten und mächtigsten Familien veranlaſst, die am wenigsten wegen der zukünftigen Generationen Sorge zu tragen hätten.

Die Frage, welche Befugnisse demnächst den Ortsbehörden in Bezug auf die Ansiedlung neuer Ortseinwohner einzuräumen wären, möchte allerdings der Gegenstand einer lebhaften und schwierigen Controverse sein, und in den bisherigen Erfahrungen auch keinen genügenden Anhaltspunct finden. Bei solchen Municipal-Verfassungen jedoch, bei denen die Ortsbehörden wirklich als Repräsentanten der Ortseinwoh anzusehen sind, scheint es ziemlich unbedenkich, d Befugnisse möglichst weit auszudehnen, weil ein M brauch derselben sehr bald in dem dadurch verlet Interesse der Mehrzahl der Ortseinwohner ein Ge gewicht finden würde. Aber gerade für diesen scheint eine Zusammensetzung der Ortsbehörden Corporationen, wie der Verf. früher empfiehlt, am denklichsten: weil hier das überwiegende Inte einzelner Corporationen zu leicht im Stande ist, Nachtheile des allgemeinen Interesses der Geme neuen Ansiedlungen von Gewerbtreibenden Hinder in den Weg zu legen. Ohne weiter in die die gen Bemerkungen des Verfs. für verschiedene Ge einzugehen, und dieselben einer Prüfung zu unte fen, welche in einigen Puncten zu einer Widerle derselben Veranlassung geben dürfte, wird die B kung hier gestattet sein, daſs dem Vorstehende mäſs in Preuſsen die Befugnisse der Ortsbeh wenigstens in den gröſsern Städten, vielleicht z mäſsig zu erweitern wären, um dem Andrange n loser, unbrauchbarer und liederlicher Gewerbetr der mehr zu steuern, als es jetzt der Fall ist, daſs man darin eine Beschränkung der Gewerbefr erblicken könnte.

Was der Verf. hier und in einem spätern Abs über die Fabrikenbevölkerung sagt, ist im höc Grade zu beherzigen, und namentlich verdient e jedem Staatsmanne mit der gröſsten Sorgfalt i tracht gezogen zu werden, ob es nicht thörich durch ein Grenzschutzzollsystem *vorzugsweise* a treibhausartige Entstehung von Fabriken hinzuw welche zu solchen so betrübenden Zuständen d beiter führen. Aber auch hier erkennt der Ve Nothwendigkeit an (S. 318) das Mittel zur Ve rung des herabgewürdigten Zustandes dieser C in einer innern Veredlung derselben zu suchen mit Recht findet er ein höchst wirksames Mi dieser Veredlung darin, daſs man die Verarmt sich und ihre Familien nicht selbst ernähre nen, als Unmündige behandle (S. 321): „Völlig schuldet ist Verarmung wohl nur in seltenen aber die Verschuldung kann auch so mäſsig sei sie Nachsicht verdient: um so weniger schei Härte darin zu liegen, wenn auch der angebli wirklich schuldlos Verarmte unter Vormundsch

Digitized by Google

stellt wird. Ueberhaupt scheint das Aufstellen einer vormundschaftlichen Gewalt vollkommen begründet über alle, welche nicht bloſs wegen einzelner Unfälle einer vorübergehenden Hülfe bedürfen, sondern anhaltend unfähig bleiben, sich ohne Beihülfe der öffentlichen Armenverwaltung nothdürftigen Unterhalt zu schaffen. Es ist dies eine der wesentlichsten Bedingungen einer wohlgeordneten Armenpflege, und in der gewöhnlichen Vernachläſsigung dieser Anstalt liegt vor Allem der Grund, weſshalb die Verwaltung des Armenwesens bei fortdauernd wachsender Kostbarkeit, doch so wenig erfreuliche Folgen erzeugt". Doch es ist dies ein diesen Zeilen zu fern liegender Gegenstand, um hier weiter verfolgt zu werden, und ich verweise daher auf das, was der Verf. später selbst noch über diesen Gegenstand sagt (S. 399 flg.).

Im *fünften* Abschnitt behandelt der Verf. endlich noch die Wochenmärkte, Jahrmärkte und Messen, so wie im *sechsten* den Einfluſs der Staatsgewalt auf die Richtung der Gewerbsamkeit. Alles, was er hierüber sagt, ist ungemein lehrreich und verdient die höchste Beachtung. Nur will es bedünken, als wenn darin das Bestreben, durch Maaſsregeln der Staatsbehörde die gewerblichen Verhältnisse zu regeln und ihnen eine gewisse Richtung zu geben, mitunter noch mehr hervorleuchtete als nach dem bekannten von dem Verf. (S. 388) selbst erwähnten Princip des: laissez faire, nützlich und zweckmäſsig sein dürfte. So z. B. scheinen die Nachtheile der Vorkäufer auf den Wochenmärkten keineswegs so erwiesen, als man sie gewöhnlich machen will, und auch der Verf. sie darstellt, der übrigens selbst zugesteht, daſs diese Leute durch ihre Concurrenz die Preise der ersten Lebensbedürfnisse nicht eben erhöhen, den Producenten aber viel Zeit sparen. So erscheint überhaupt der Handel unter so vielen verschiedenen, durch das Bedürfniſs hervorgerufenen Formen, daſs es für die Behörde sehr schwierig ist, auf die eine oder andere Art desselben einzuwirken, ohne in Miſsgriffe zu verfallen. So erscheint selbst auch in Bezug auf die Jahrmärkte der kleinen Städte eine Beschränkung durch die Staatsbehörde nicht ganz unverfänglich, obgleich die Einwirkung dieser letztern, gerade bei den Jahrmärkten, wohl noch am ersten zu rechtfertigen ist, indem die Bestimmung über die Reihenfolge derselben von ihr ausgehen muſs.

Doch es wäre Unrecht, hier weiter diejenigen Puncte hervorzuheben, bei denen die Ansichten des geehrten Verfs. einer Einwendung fähig scheinen, während auch in diesen beiden letzten Abschnitten ein Schatz von den freisinnigsten und tiefgedachtesten Forschungen über Gegenstände der Volkswirthschaft enthalten sind. Hierher gehören die einleitenden Bemerkungen zum sechsten Abschnitt, über die Nothwendigkeit eines geordneten Rechtszustandes; die Apologie der Staatsbeamten (S. 383), der es übrigens kaum bedurft hätte; die Darstellung über die Nothwendigkeit allgemeiner Bildung, wobei freilich die wichtige Frage zu entscheiden bleibt, ob die classischen Studien ausschlieſslich und nicht auch die Realien, eben so gut dazu befähigen; ferner die schon früher berührte Darstellung der Gräuel des Fabrikwesens, in Bezug auf den Zustand der dabei beschäftigten Arbeiterfamilien und die Nothwendigkeit auf eine Verbesserung des Zustandes der niedern Classen hinzuwirken, welches vorzugsweise dadurch geschehen kann, daſs sie durch bessern Erwerb und sittliche Veredlung selbst zu höhern Begriffen vom Leben und höhern Ansprüchen an dasselbe geführt werden.

Weiterhin stellt der Verf. noch einige Betrachtungen über das Schutzzollsystem auf, und kommt eben so, und in noch höherm Grade, wie in seiner Lehre von den Steuern zu folgendem Resultat (S. 447): „Die Besteuerung, welche statt der Aus- und Einfuhr-Verbote verordnet wurde, sollte dem Geiste der Gesetzgebung nach, nur zur Erleichterung des Uebergangs dienen und allmählig vermindert werden, wie die Fabrikanten sich von der Entbehrlichkeit solcher Schutzzölle überzeugten: das ist jedoch nur zum Theil in Ausführung gekommen, weniger weil es wirklich noch eines solchen Schutzes bedarf, als um ein gewohntes Einkommen beizubehalten, das den Verkehr nicht sonderlich zu belästigen scheint"! Der Raum gestattet nicht, weitere Betrachtungen hieran zu knüpfen, welche der Unterzeichnete sich vielmehr für einen andern Ort vorbehält.

Der Verf. endigt seine Untersuchungen mit einer Prüfung der Patentgesetzgebung und verwirft im Allgemeinen die Erfindungspatente. Geht man jedoch von dem Gesichtspuncte aus, daſs es einem Jeden freistehen muſs, eine von ihm gemachte Erfindung nur unter der Bedingung bekannt werden zu lassen, daſs Niemand weiter ohne seine Erlaubniſs davon Gebrauch mache;

Digitized by Google

so erscheint ein ihm ertheiltes Patent nur als die Bestätigung eines ihm ohnedem schon zustehenden, aber durch die bestehende Gesetzgebung nicht genügend gesicherten Rechts. Eher möchte noch der *Nutzen* der Erfindungspatente einem Zweifel unterliegen. —

Der Unterzeichnete schliefst diese Anzeige mit dem wiederholten lebhaften Wunsche, dafs sie zu möglichster Verbreitung der vorliegenden Schrift beitragen möge, um namentlich die vielen unverständigen Artikel in öffentlichen Blättern über Gewerbe- und Handelsfreiheit zu verdrängen, und bessere Ansichten darüber zu verbreiten. Der Inhalt dieser Schrift selbst könnte Zeitungen und Journalen den lehrreichsten und anziehendsten Stoff liefern!

Wenn aufserdem wie gesagt der Inhalt der vorliegenden Schrift im Allgemeinen als der Ausdruck der Ansichten der preufsischen Staatsverwaltung über diese Gegenstände anzusehen ist: dann kann selbst der eifrigste Vertheidiger des unbeschränktesten Fortschritts dem neuen preufsischen Gewerbepolizeigesetz, so wie dem ebenfalls neu zu erwartenden Gesetz über die Verpflichtung der Gemeinden zur Aufnahme neu anziehender Personen mit Zuversicht entgegensehen und darf keinen Rückschritt davon befürchten: dann kann man auch mit Vertrauen erwarten, dafs in den Verhandlungen über die Handels- und Zollgesetzgebung die freisinnigern Ideen immer mehr den Sieg über engherzige Particularinteressen und Prohibitivmaafsregeln davon tragen werden!

v. Prittwitz.

XLII.

Dr. K. R. Hagenbach, Prof. der Theologie in Basel, der historisch-theol. Gesellschaft in Leipzig ord. Mitgliede, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Erster Theil. XVIII. 448. Zweiten Theiles erste Hälfte XII. 282. Zweiten Theiles zweite Hälfte XVI. 364. Leipzig, 1840 u. 1841. Weidmann'sche Buchhandlung.

Diese Schrift, mit deren Beurtheilung Rec. absichtlich bis zur vollständigen Erscheinung sämmtlicher Theile gewartet hat, stellt sich die durchaus zeitgemäfse Aufgabe, das reiche dogmengeschichtliche Material, welches in der neuesten Zeit durch die g lichsten monographischen Untersuchungen zu überaus bedeutenden Masse angewachsen ist, zu leicht überschaulichen Gesammtbilde mit beson Rücksicht auf das Bedürfnifs der Studierenden z arbeiten. Nur der Unkundige kann diese Aufgal geringfügig und die Lösung derselben für leich ten. Der Hr. Verf. ist sich auch der ganzen und Schwierigkeit seines Unternehmens bewufs bezeichnet daher seine Arbeit selbst auch nur als Versuch. Grade die fast überreiche Fülle des in Verbindung mit den Anforderungen, welche d genwart an eine geschichtliche Darstellung erzeugt ganz eigenthümliche Schwierigkeiten, man sich stets bewufst bleiben mufs, um wirkl recht gegen die Leistungen des Hrn. Verfs. zu

Grofses Lob verdient in dieser Beziehung z der *gründliche Fleifs*, der auf jedem Blatte Buches sichtbar ist. Wird man gleich nicht her unbetretenen Stegen oder zu noch unbeka wesenen Quellen geführt, so ist doch das Zugä gewissenhaft aufgesucht und sorgfältig benutzt merkt es überall, dafs der Verf. selbst zu den gegangen ist und, so weit es nöthig oder in m Fällen thunlich war, die aus den besten Monogra entnommenen Data mit den Originalstellen selb glichen hat. Auch fehlt es gar nicht an selbs gen Combinationen und eigenen Forschungen; lich ist die Berücksichtigung auszuzeichnen, in der 1sten Hälfte des 2ten Theiles die Mys die Volkslehrer, zum Theil auch der mittela Volksglaube selbst gefunden haben, worauf w her näher einzugehen Veranlassung haben Das Werk hat demnach zwar nicht die char sche Selbstständigkeit und Gelehrsamkeit der geschichten von Baumgarten-Crusius und En aber es ruhet doch auf dem soliden Grunde Forschungen, und man hat überall den Eindr der Hr. Verf. nicht blofs Einzelnes excerpirt, im Zusammenhange die Dogmen und deren G studirt hat, dafs er im Besitze des vorräthig rials ist und mit eifrigem Bemühen die Resu neuesten Forschungen aufzunehmen und zu ten sucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

r. K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte.

(Fortsetzung.)

Mit diesem gründlichen Fleifse verbindet sich gewissenhafte Treue in der Mittheilung der dogmengeschichtlichen Facta und Data. Hierbei ist jedoch zweierlei zu unterscheiden, nämlich die subjective Wahrhaftigkeit und die objective Richtigkeit. Die erstere ist eine sittliche Forderung, die andere eine wissenschaftliche; die erstere mufs absolut erfüllt werden, die andere kann es nur relativ. Zugleich aber sind beide eben so wesentlich verbunden, als sie wesentlich unterschieden sind. Der aufrichtige Sinn wird nicht anders sagen, was er weifs, sondern eben so ehrlich auch gestehen, was er nicht weifs, durch beiderlei Erkenntnifs aber die Einsicht in das wahre Sachverhältnifs vermitteln. Der unlautere Sinn dagegen, möge aus Vorurtheil, Parteilichkeit oder sonst einem falschen Interesse verschweigen, was er weifs, oder möge aus Ruhmsucht, Rechthaberei oder litterarischer Charlatanerie mit Gott weifs welchen Erfindungen und Lügen die blofse Stelle verdecken, wird immer den objectiven Thatbestand verwirren und die Erkenntnifs selbst trüben, ja verhindern. Denkt man aber vollends daran, dafs die Wahrhaftigkeit als die Liebe zur Wahrheit schon von dem Lichte dieser letzteren erleuchtet ist, dafs dadurch die Augen des Forschers hell werden und unbefangen auf Jegliches zu schauen vermögen, während dagegen die Unwahrhaftigkeit den eigenen Sinn verblendet und den eigenen Geist verdunkelt: so wird man noch einen tieferen Zusammenhang zwischen der sittlichen und wissenschaftlichen Seite der obigen Forderung gelten lassen müssen. Die Litteraturgeschichte enthält merkwürdige Beispiele von Gewissenlosigkeit, mit welcher nicht blofs Ignoranten und Jesuiten, sondern auch berühmte und geachtete, selbst protestantische Gelehrte authentische Dokumente zu mancherlei Zwecken gemifsbraucht, und welche weitgreifenden Irrthümer auf Grund der von ihnen mitgetheilten und auf Treu und Glauben als ächt und unverfälscht angenommenen und immer wieder abgeschriebenen verstümmelten oder sonst entstellten Citate sich verbreitet haben. Wie viel man sich in Bezug auf die früher schwer zugängliche und nur Wenigen verständliche rabbinische Litteratur erlaubt hat, ist erst vor einigen Monaten in diesen Blättern von Lebrecht bemerklich gemacht worden; und den Unfug, den ein berühmter katholischer Gelehrter auf anderem Gebiete mit der Verstümmelung von Citaten getrieben hat, hat Ellendorf in seiner neuesten Schrift über den Primat der Päpste aufgedeckt. Man hat deshalb Ursache stets auf seiner Hut zu sein, weil es beständig Menschen gegeben hat, denen mit der Wahrheit nicht gedient ist; und wenn es z. B. Jemandem wünschenswerth wäre, wenn das Dogma keine Entwickelung, keine Geschichte hätte, sondern sich etwa wie ein Stein verhielte, der immer derselbe bleibt und an den sich nur von aufsen etwas ansetzt, Erde, wucherndes Moos und dergleichen, das man im Nothfalle wieder abkratzen kann, so würde es für einen Solchen auch nicht so gar schwer sein, die Historie solches sagen und beweisen zu lassen. Unter diesen Umständen begreift man den Werth, welchen wir auf die gewissenhafte Treue in den Angaben unseres Autors ihrer doppelten Beziehung nach legen. Die Relativität der objectiven Richtigkeit haben wir schon erwähnt und der Hr. Verf. führt in dieser Hinsicht selbst das dies diem docet an. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn Bereicherungen und Berichtigungen aus den trefflichen, während des Druckes dieser Dogmengeschichte und seitdem erschienenen Monographieen über das Leben und die Lehre grofser Kirchenlehrer z. B. des Justinus von Otto und von Semisch, des Origenes

Digitized by Google

von Redepenning, des Ulfilas von Waitz, des Tauler von Schmidt, der Vorgänger der Reformation von Ullmann, oder über die Geschichte einzelner Dogmen und dogmatischer Systeme z. B. der Trinitätslehre von Baur, des Montanismus von Schwegler, nachzutragen sind. Kleinere Irrthümer und Versehen sind zum Theil schon in andern Recensionen zur Sprache gekommen, zum Theil von dem Hrn. Verf. selbst entdeckt und in Vorreden und Nachträgen berichtigt worden. Nur selten findet sich eine Stelle so unklar und verwirrend eingeleitet, wie das I, p. 181 aus Athenagoras de resurrect. mort. 12 mitgetheilte Citat, wo der Hr. Verf. sagt, dafs Athenagoras die Erbsünde noch so wenig kenne, dafs er in der *natürlichen Geburt* des Menschen die Anwartschaft auf die *Unsterblichkeit* findet, während der Text die unvergängliche Dauer des Lebens als ein von dem Schöpfer denen zugetheiltes Loos darstellt, welche in ihnen selbst das Bild des Schöpfers tragen und denen es zugetheilt ist, sich mit Vernunft und Ueberlegung entscheiden zu können, so dafs die Erkenntnifs des Schöpfers und der Macht und Weisheit desselben, so wie die Befolgung des Gesetzes und der Gerechtigkeit die Vermittelung zur Erlangung des ewigen Lebens trotz der vergänglichen und irdischen Leiber bildet. Bei schwierigen und streitigen Stellen ist es durchaus nothwendig, dafs der Text originaliter mitgetheilt wird; und wo das nicht geschehen ist z. B. bei der Stellung, welche Justinus Martyr dem heiligen Geiste zu den Engeln giebt oder bei der Ansicht desselben Kirchenvaters von der nach mehrern Seiten hin schillernden Verwandlung im heiligen Abendmahle, da wird diesem Mangel bei einer wohl zu erwartenden 2ten Auflage leicht abgeholfen werden können und dadurch die Gewifsheit vermehrt werden, dafs man sich auf die historischen Angaben des Hrn. Verfs. verlassen kann.

Da man jedoch nicht Alles mittheilen kann, so handelt es sich wesentlich um das Maafs und die Beschaffenheit dessen, was an Thatsachen und Beweisstellen mitgetheilt wird; und in dieser Hinsicht ist die *umsichtige und verständige Auswahl*, die der Hr. Verf. getroffen hat, anerkennend hervorzuheben. Denn so sehr man auch im Einzelnen verschiedener Meinung sein kann, so wird man doch übereinstimmend für die Hauptsache erklären müssen, dafs es bei solchen Mittheilungen auf die *charakteristische* Angabe der *wesentlich* zur *Kenntnifs und Beurtheilung* der Sache nöthige Bestimmungen ankomme. Zum Wesen der Sache gehört nun in unserem Falle offenbar Alles, was auf die Entstehung, Ausbildung und eigenthümliche Fixirung eines Dogma's einen entscheidenden Einflufs gehabt hat, was ein wirkliches Moment in der inneren Entfaltung desselben, was ein lebendiges Glied des ganzen Dogmenkreises ist und einen wahren Fortschritt oder Rückschritt der dogmatischen Entwickelung begründet. Es ist darum ein grofser Vorzug dieses Lehrbuches, dafs es nicht blofs die speculative Seite der Dogmen, sondern auch die *praktisch-sittliche* Bedeutung derselben hervorkehrt und deshalb nicht blofs die Kirchengeschichte und Dogmatik, sondern zugleich die Cult- und Sitten-Geschichte, die Volkslehrer und den Volksglauben, die Philosophen und Dichter u. s. w. berücksichtigt. Ja hierin, dünkt uns, hätte der Hr. Verf. noch weiter gehen müssen. Abgesehen von aller Theorie über das Verhältnifs der kirchlichen, politischen, litterarischen, socialen Bewegungen zu der Gestalt und Bewegung der Dogmen selbst steht doch als Thatsache fest, dafs ein solches Verhältnifs wirklich vorhanden ist und dafs dasselbe bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten, ja hinsichtlich der verschiedenen Dogmen selbst ein verschiedenes gewesen ist. Um nun dieses mannigfach verschlungene Verhältnifs nach seinen Hauptbezügen in ihrer geschichtlichen Charaktereigenthümlichkeit auch nur zu kennen, wird doch eine Berücksichtigung des geschichtlichen Lebens der für die Entwicklung der Dogmen bedeutenden Völker und Individuen, ihres Zusammenstofsens mit andern, von fremdartigen Anschauungen erfüllten und mit neuen Ideen geschwängerten oder mit geistesverwandten und gleichstrebenden Naturen, ihrer Kämpfe und Arbeiten, ihrer Entdeckungen und Erfahrungen unumgänglich nöthen, was wiederum nicht in Abstraction von den durch die Natur gesetzten Bedingungen, sondern im Zusammenhange mit der Individualität des Volkgeistes, mit der natürlichen Begabung derer, welche die dogmenhistorische Mission vollführen, mit der Naturbeschaffenheit und Weltstellung der Länder, in denen diese Bewegung vorgeht, geschehen könnte. Dadurch würde ein Gesammtbild von dem Zustande eines jeden Zeitalters entstehen, welches das vielverzweigte Leben und Streben der Völker zu seinem Hintergrunde hätte und aus diesem die Entwickelung der Dogmen in ihrer

Digitized by Google

geschichtlichen Verlaufe dergestalt hervortreten liefse, dafs zugleich die nähere oder entferntere, positive oder negative Beziehung dieses Verlaufes auf die übrigen politischen, socialen u. s. w. Bewegungen sichtbar würde und die Bedingungen zu einer tieferen Einsicht in den ganzen Gang der Sache und zu einem begründeten Urtheil über den dogmatischen Gesammtzustand eines Individuums, eines Volkes, einer Schule, einer Zeit, so wie über die Beschaffenheit der einzelnen Richtungen, Bestrebungen und Leistungen vorhanden wären. Es giebt bis jetzt kein dogmengeschichtliches Werk, welches dieser Forderung entspräche; aber wir halten sie für eine nothwendige Aufgabe, welche auch unbewufst allen denen vorgeschwebt hat, welche in dogmengeschichtlicher Beziehung von dem Unterschied und Einflufs der orientalischen und occidentalischen Kirche, der alexandrinischen und antiochenischen, der afrikanischen und syrisch-ägyptischen Schule, des byzantinisch-griechischen und romanisch-lateinischen Geistes, des germanischen und slawischen Lebens geredet haben. Es versteht sich nach dem Gesagten von selbst, dafs wir nicht in der Weise etwa, wie Engelhardt die Ketzergeschichte in die Dogmengeschichte hineingezogen hat, so die Staats- und Kirchengeschichte, die Litteratur- und Civilisations-Entwicklung oder gar die Länder- und Völker-Kunde mit ihr verbinden wollen. Vielmehr, wie der Hr. Verf. selbst die Häresien, mit denen in Zusammenhang und theilweisem Gegensatze sich die Kirchenlehre entwickelt hat, dazu benutzt, um diese letztere anschaulich und geschichtlich verständlich zu machen, wie er selbst hie und da die Kirchengeschichte und Patrologie, die Litteraturgeschichte und Mythologie zu seinen dogmengeschichtlichen Zwecken verwendet, indem er die Resultate derselben anführt und hinsichtlich der speciellen Beweisführung und des sonstigen Details auf diese Disciplinen in ihrer Gesondertheit und auf die besten wissenschaftlichen Bearbeitungen derselben verweiset, — in ähnlicher Weise wünschen wir die dogmengeschichtliche Beziehung der oben berührten Verhältnisse an den passenden Orten hervorgehoben zu sehn. Der Hr. Verf. ist oft auf sehr gutem Wege; man vergleiche nur den Abschnitt (II, 1. S. 34 sq.) über den Zusammenhang der Dogmengeschichte mit der Kirchen- und Welt-Geschichte in der Periode des Mittelalters. Freilich findet sich auch hier meistens nur erwähnt und angedeutet, was wir lieber wirklich ausgesprochen und wenigstens in seinen Hauptzügen dargestellt sähen; aber es ist hier doch alles Wesentliche berührt und es sind feste Haltpuncte zum Anschlufs der weiteren mündlichen Ausführung, auf welche sich der Hr. Vf. anderwärts beruft, gegeben. Warum ist dieser „innige Zusammenhang zwischen der Entwickelung des kirchlichen und allgemein menschlichen Lebens überhaupt und der Entwickelung der Lehre" nicht auch in den anderen Perioden, wenn auch nur auf die bezeichnete Weise, bemerklich gemacht? Bietet nicht der byzantinische Geist der früheren Periode ähnliche Parallelen, wie die hier erwähnten, dar? ist er nicht in Kunst und Cultus, in Leben und Lehre, in seinen Reichs- und Rechtshändeln, wie in seinen dogmatischen Streitigkeiten derselbe subtile und zugleich massive Geist, der nirgends den Stoff zur Idealität verklären, jedoch überall bis an die Grenze der Materialität sublimiren kann? Wäre nicht der Fall des abendländischen Kaiserthums und die welterschütternde Bewegung der Völkerwanderung an ihrem Orte derselben Erwähnung werth gewesen, wie hier die Kreuzzüge und das Wiederaufleben der Wissenschaften, wie die Landplagen des 14ten Jahrhunderts und die Inquisition, wie die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika? Und wenn mit Recht neben den lehrreichen, ausführlichen Mittheilungen über das Webemeisterstück der Scholastik eben so dankenswerthe Auszüge aus Ruysbroek und Joh. Gerson, aus Meister Eckart und Heinrich Suso, aus den Sprüchen deutscher Mystiker nach Wackernagels Lesebuch und aus den Liedern mittelalterlicher Dichter gegeben werden: so kann man doch wohl mit demselben Rechte wünschen, dafs im Reformationszeitalter das Gähren und Bilden der neuen Gedanken und Kräfte noch weiter, als es geschehen ist, auf dem Gebiete des Lebens berücksichtigt und namentlich das dogmatische Element in den überall frisch entstehenden und fröhlich hervorquellenden Liedern und Gesängen, (nicht blofs den eigentlich geistlichen und kirchlichen) verfolgt, und bei der Schilderung dieses Zeitalters selbst Ranke's deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation benutzt worden wäre. Für die letzte Periode kann man aber wohl mit Recht verlangen, dafs das Denken und Dichten derselben, welches sich nicht mehr wie im Mittelalter blofs um einzelne Dogmen rankte und ihnen Fär-

Digitized by Google

bung und Gewandung gab, sondern ganze Systeme zersprengte und indem es zuweilen selbst gar kein dogmatisches, nicht einmal ein religiöses Interesse für sich in Anspruch nahm, doch das dogmatische Bewufstsein der Zeit von Grund aus umgestaltete, nicht blofs im Allgemeinen unter Hinweisung auf die Geschichte der Philosophie und Poesie berührt würde, sondern dafs die Gedanken der grofsen Philosophen und Dichter, welche die Angeln der geistigen Bewegung der neueren Zeit bilden, eine quellengemäfse Darstellung finden mögen, auf welchen Punct wir von einer andern Seite her später noch einmal zurückkommen müssen. Im Uebrigen verdient die Auswahl des Mitgetheilten, wie schon bemerkt ist, alles Lob, und der Hr. Verf. hat die zweckmäfsige Anordnung getroffen, dafs er an vielen Stellen hinsichtlich der Beläge auf das Münscher-Cöllnsche Lehrbuch, auch auf Neanders und Gieselers Kirchengeschichte und bei der Reformationszeit auf Winers comparative Darstellung u. s. w. verweiset, von denen doch eins und das andere gewifs in den Händen der Leser ist, und dadurch Raum theils zu neuen Quellenauszügen theils zu Excerpten aus den besten Monographieen über dogmengeschichtliche Gegenstände gewinnt. Diese Excerpte bedürfen jedoch bei einer künftigen Ausgabe noch einer besonderen Sichtung. Es ist zwar sehr viel Lehrreiches, Treffendes und Anziehendes darunter und Manches, wie z. B. die Mittheilungen aus Schleiermachers Kirchengeschichte und aus dessen Geschichte der Philosophie möchten wir durchaus nicht missen; Anderes dagegen liefse sich kürzer und besser mit eigenen Worten geben; Einiges ist sogar überflüfsig und trivial, wie z. B. II, 1. S. 37 not. 10, weil die Angabe keines Beweises bedarf, am allerwenigsten eines in der dortigen Form. Ueberhaupt dürften dieselben einer gröfseren Beschränkung unterliegen müssen. Denn grade weil die Bemerkung des Hrn. Verfs. in der Vorrede zu Theil I. S. VIII richtig ist, dafs seine Leser sich eher Ullmann's Gregor von Nazianz und Neanders Chrysostomus u. s. w. zur Einsicht verschaffen können, als die Werke jener Kirchenväter selbst, wäre eine Verweisung auf jene Bearbeitungen, in wichtigen Fällen mit summarischer Angabe des Inhalts der allegirten Stellen überall hi reichend, wo es sich um Ansichten, Bemerkungen u Urtheile derselben über dogmengeschichtliche Fac handelt, und statt dessen diese Facta selbst und d sie beweisenden Originalstellen mitzutheilen. Un Umständen werden dann natürlich diese Bearbeitung selbst zu Quellen oder treten wenigstens an die Ste derselben und verdienen dann ebenfalls originaliter m getheilt zu werden. So ist es auch z. B. mit d Stelle aus Engelhardt's Richard von S. Victor ü den Unterschied der kirchlichen und häretischen Mys ker geschehen (II, 1. S. 26); und so würde auch Je über die verschiedenen Gestaltungen der katholisch Mystik (areopagitische, asketische, speculative, tief ligiöse) lieber eine kurze Darstellung der Sache n Baumgarten-Crusius, als, wie es II, 2. S. 46 ge hen ist, eine blofse Verweisung auf dessen Comp dium lesen. Aehnlich in andern Fällen.

Diese Bemerkungen führen uns zur Betracht der *Bearbeitung* des mit Fleifs und Umsicht zus mengetragenen und mit Treue in zweckmäfsiger A wahl vorgeführten Materiales hinüber. Hier sind aber nicht mehr in der Uebereinstimmung mit d Hrn. Verf., deren wir uns in der Hauptsache bi erfreuen konnten. Wir wünschen freilich auch nic in der Dogmengeschichte nur ein Gradirwerk zu e blicken, durch welches das Salz der christlichen Leh überhaupt erst gewonnen werden solle oder doch genifsbar gemacht und herauspräparirt, dafs es nic brauche als ein etwa mit der Zeit dumm gewordene oder schon von Anfang an fade gewesenes auf Seite geworfen zu werden; wir haben es ebenf schon anerkannt, dafs die ausschliefsliche Beacht des speculativen Gehaltes der Dogmen zu einer seitigen Schätzung derselben führe, und würden n zufrieden sein, wenn uns die reine Darstellung Begriffsbestimmungen gegeben würde, welche das sen des Dogmas ausmachen und die einfachen mente seiner Selbst-Unterscheidung bilden, welche solche auf das Wo und Wann ihres Hinaustre in die Existenz noch keine nähere Beziehung ha

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte.

(Fortsetzung.)

Wir verlangen vielmehr eine *Geschichte* des Dogmas zu sehen, eine Darstellung der Lebensverhältnisse, der Natur- und Geschichts-Beziehungen, in welche das Dogma nicht blofs als ein schon fertiges eingegangen ist, sondern mit denen in Wechselwirkung es selbst überhaupt erst aus dem substanziellen Gemeindeglauben als ein Lebendiges, Concretes, Individuelles hervorgeboren wird und sich zu bestimmten Vorstellungen und Sätzen ausgeprägt hat. Aber weil diese Geschichte eine Geschichte des *Dogmas* ist und das Dogma als der wissenschaftliche Ausdruck des kirchlichen Bewufstseins von den Wahrheiten des Glaubens ein wesentliches Verhältnifs zum Selbstbewufstsein des Geistes hat, weil es mithin kein Product des Lebens und der Geschichte, sondern ein Erzeugnifs, eine That des Geistes innerhalb seines geschichtlichen Lebens ist, so sind wir auch nicht zufrieden, wenn uns die genannte äufsere Geschichte des Dogmas gegeben, wenn uns seine Beziehungen als Zustände, seine Unterschiede als Verschiedenheiten, seine Sätze als Lehrbestimmungen vorgeführt werden; sondern wir verlangen eine empirische Zufälligkeit mit ihren subjectiven Anlässen vermittelst der objectiven Wirklichkeit der Geschichte auf die absolute Nothwendigkeit der Bestimmbestimmungen des Dogmas bezogen zu sehen, weil nur dadurch erkannt werden kann, was der Sache wesentlich oder unwesentlich, was eine Entwickelung und was eine blofse Veränderung, was eine wirkliche Fäthe und was eine Verbildung, was der Gang der Sache und was ein blofs äufseres Schicksal ist; wir verlangen den Rhythmus der dialektischen Entwickelung, der als der treibende Puls in den Bewegungen des geschichtlichen Lebens fühlbar ist, nicht blofs aus den Erzählungen der geschehenen Begebenheiten wiederum herausfühlen zu können, sondern ihn für die Erkenntnifs klar und bestimmt herausgestellt und auf das leitende Princip der ganzen Bewegung zurückgeführt zu sehen, und glauben, dafs diese im Interesse der Sache gemachte Forderung auch im Interesse der Leser und der Lernenden sein werde, welche den Zusammenhang des Gedächtnisses und des Denkens subjectiv und praktisch an sich selbst erleben können, wenn sie in dem Spiegel der objectiven Geschichte dieselbe Continuität des Geistes speculativ zu erkennen vermögen. Die Speculation können wir uns durchaus nicht nehmen lassen; denn die Geschichte ist nur in so fern ein Spiegel, als das sie betrachtende Auge gleichfalls einer ist, und nur durch diese gegenseitige Spiegelung wird das Interesse des selbstbewufsten Geistes an seiner Entäufserung in zeitlich-räumliche Verhältnisse, seine Identität in der Discretion der geschichtlichen Begebenheiten, sein Verständnifs der Geschichte überhaupt und die lebendige, fruchtbare Beziehung derselben auf die Bedürfnisse der Gegenwart ermöglicht und vermittelt, und damit die rechte, wahre und wirkliche, Praxis selbst. Unter dem Gesichtspuncte dieser Forderung, welche wir für begründet halten, betrachtet, läfst die vorliegende Bearbeitung der Dogmengeschichte Vieles zu wünschen übrig und steht darin namentlich dem während des Druckes des 1sten Theiles erschienenen und auch von dem Hrn. Verf. mit Anerkennung erwähnten und in den folgenden Theilen in Einzelnheiten benutzten Lehrbuche von Meier entschieden nach. Eine kurze Darstellung der angewendeten Eintheilung, Methode und Charakteristik wird dies Urtheil beweisen.

Es ist interessant und lehrreich die Versuche zu sehen, durch welche der frische Sinn und die historische Bildung des Hrn. Verfs. sich von der herkömmlichen unlebendigen Weise der *Eintheilung* zu befreien

Digitized by Google

streben, einer Weise, welche mit dem Stoffe der Dogmengeschichte nicht einmal verfuhr wie Jemand, der einen Apfel in seine Hauptbestandtheile zu zerlegen und ihn etwa in Haut, Fleisch, Gehäuse, Kern zu zertrennen sucht, sondern wie Einer, der ihn in die Kreuz und in die Queere zerschneidet nach einem ihm fremden Bedürfnisse, Zwecke und Plane, kurz nach lauter aufser ihm liegenden Rücksichten. Der Hr. Verf. ist deshalb zunächst jener von Augusti und Baumgarten-Crusius angewendeten Eintheilung in allgemeine und spezielle Dogmengeschichte, wonach jeder Theil rein für sich behandelt wird und ein eigenes Ganze bildet, abhold und eben so wenig der vollständigen Consequenz dieses Verfahrens geneigt, wonach der eine dieser Theile, etwa wie bei Klee der allgemeine, ganz wegfällt und nur die Geschichte der einzelnen Dogmen gegeben wird; er will eine Beziehung des Einzelnen und des Allgemeinen auf einander und zwar so, dafs diese Beziehung, wie bei Münscher, bei jeder Periode heraustritt, so dafs das Allgemeine dann die Stelle einer Einleitung zur speziellen Dogmengeschichte versieht (cfr. I. S. 15). Es ist also ein Zusammenhang da, und ein Band; aber beide sind doch der Sache noch äufserlich und fremd. Das Allgemeine ist immer noch ein Allgemeines und das Spezielle ein Spezielles; es wechselt nur immer eines mit dem andern ab und weiset auf das andere hin, und der Verf. ist es, der diese Bewegung regelt und nach seinen Zwecken und Bedürfnissen hervortreten läfst. Die Sache selbst in ihrer wirklichen Geschichte unterscheidet sich dagegen in ein Allgemeines, Besonderes und Einzelnes und hebt zugleich diesen Unterschied stets selbst wieder auf oder vielmehr der Unterschied existirt nur als ein aufgehobener d. h. das Allgemeine, die Substanz der Glaubenswahrheit, ist kein abstracter Begriff, sondern verwirklicht sich durch die Besonderheit der Natur- und Geschichtsverhältnisse, der Länder, Völker, Zeiten, Individuen u. s. w., welche nun für sie keine zufälligen und gleichgültigen Begebenheiten und Zustände sind, in den einzelnen Dogmen, die deshalb auch den Charakter der blofsen Lehrmeinungen oder gar den von curiosen Einfällen erst vollends verlieren. — Auf ähnliche Weise sucht der Hr. Verf. bei der Periodeneintheilung die Mitte zu halten zwischen denen, welche das Verschiedenste in dem Rahmen weitgedehnter Zeiträume zusammenfassen und denen, welche das Gleichartige in zu kleinen Perioden zersplittern. Auch ist hier wieder das rühmliche Bestreben sichtbar, den Eintheilungsgrund in der Beschaffenheit des behandelten Gegenstandes selbst zu finden, indem er sagt: (I. S. 16) „die Perioden der Dogmengeschichte müssen sich richten nach den hervorstechenden Entwickelungsmomenten in der Geschichte des theologischen Geistes. Sie fallen daher nicht ganz mit denen der Kirchengeschichte zusammen und lassen sich in folgende 5 zerfällen: 1) vom Ende der apostolischen Zeit bis auf den Tod des Origenes, 2) von da bis auf Johannes Damascenus, 3) von da bis auf das Zeitalter der Reformation, 4) von da bis zur Abschaffung der formula consensus in der reformirten Schweiz und dem Aufblühen der Wolfschen Philosophie in Deutschland, 5) von da bis auf unsere Zeit". Allein dieser Ausgleichungsversuch unter den in den dogmengeschichtlichen Lehrbüchern der Zahl nach zwischen 3 und 12 schwankenden Perioden dürfte schwerlich als gelungen erachtet werden, weil solche Hauptunterschiede nicht durch die Entwickelungsstufen des einen der drei das Dogma überhaupt constituirenden Momente, etwa der theologischen Bildung, allein bestimmt werden können und nicht incommensurable Gröfsen mit gleicher Bedeutung neben einander gestellt werden dürfen. Wir würden die Befolgung der auch von Baur vertheidigten Eintheilung des Münscherschen Lehrbuches in die 3 Hauptepochen der alten, mittelalterlichen und neuen Zeit für sachgemäfser halten, aber mit der wesentlichen Bedingung, dafs in jeder Epoche die vornehmsten Entwickelungsmomente wieder eine Unterabtheilung in Perioden, die eine charakteristische Gesammtphysiognomie hätten, begründeten, was bei unserer Ansicht von dem Verhältnisse des Allgemeinen, Besonderen und Einzelnen zu einander kein Zerreifsen, sondern ein Gliedern des gewaltigen Stoffes wäre und die Uebersicht des Gesammtbildes eben so sehr erleichtern als die Einsicht in die Stellung und Bedeutung seiner besonderen Gruppen und einzelnen Figuren, in die Vertheilung von Licht und Schatten, in den Unterschied von Vorder- und Hintergrund befördern würde. Wir würden z. B. in der ersten Epoche, welche vorzugsweise als die der Dogmenbildung zu charakterisiren wäre, das apostolische Zeitalter, welches der Hr. Verf. ausschliefst, als die 1ste Periode bezeichnen, in welcher das Moment der

Digitized by Google

substanziellen Glaubenslebens und das einfache Aussprechen der religiösen Wahrheit die übrigen beherrscht und gebunden hält. In ihr wird der Stoff, die Substanz des Dogmas gebildet; darum kann sie durchaus nicht fehlen, weil sonst das Fundament der Lehre und der Anfang fehlen würden. Von der biblischen Theologie und den monographischen Darstellungen des Lebens und der Lehre der Apostel würde sich die Dogmengeschichte dieser Periode eben so unterscheiden und zugleich dieselben eben so voraussetzen und benutzen, als die spätere solches mit der Kirchengeschichte u. s. w. thut. Die 2te Periode, welcher überhaupt die Entwickelung des Gemeindezustandes zum kirchlichen Bewufstsein und Leben charakteristisch ist, würde dann darstellen, wie der substanzielle Lehrgehalt des christlichen Glaubens sich zur kirchlichen Form des Dogmas herausgestaltet, also das Werden des christ-katholischen Dogmas durch seine Kämpfe mit den heidnischen und jüdischen und den daraus hervorgegangenen gnostischen, neuplatonischen u. s. w. Reactions- und Renovationsversuchen bis dahin verfolgen, wo das erste ökumenische Concilium, das zu Nicaea, dem Bewufstsein der Allgemeinheit der kirchlichen Lehre öffentliche Sanction und feierliche Gültigkeit erringt. Damit ist zugleich eine neue Wendung eingeleitet, denn der kirchliche Geist ist nun so erstarkt und seiner selbst gewifs geworden, dafs er auch seine innern Unterschiede frei heraustreten und gewähren lassen kann. Dieses stellt sich auf unserem Gebiete in der 3ten Periode so dar, dafs das christ-katholische Dogma sich zu einem kirchlichgültigen Dogmenkreise aufschliefst, dessen Lehrbestimmungen durch kirchlich-theologische Reflexion im Kampfe mit den überall auftauchenden Häresieen festgestellt werden, bis sich eren orthodoxer Lehrbegriff in Joh. Damascenus zu einem wissenschaftlich-theologischen Systeme zusammenfafst und damit nicht blofs diese Periode, sondern auch die ganze Epoche der eigentlichen Dogmenbildung schliefst und zugleich die andere öffnet, deren wesentlicher Charakter die nähere theologische Bestimmung, Begründung, Vertheidigung, Verknüpfung der schon gebildeten Dogmen, überhaupt der Einarbeitung derselben in den menschlichen Geist ist, weshalb eben in statt der patres ecclesiae die doctores und magistri erscheinen und das Auftreten der Reformatoren selbst beendigt, weil ihre Aufgabe vollendet, und damit eine neue Epoche beginnt. Ueber diese beiden werden wir später noch einige Bemerkungen machen; hier genügt die Betrachtung der 1sten Epoche als Beispiel unserer Ansicht, von der wir uns nun zur Darstellung der Eintheilung wenden, durch welche der Hr. Verf. den dogmengeschichtlichen Stoff in den einzelnen Perioden untergebracht und angeordnet hat. Es begegnet uns hier wieder das schon bezeichnete Streben, sich von den Fesseln des Herkömmlichen zu befreien und ein der Sache angemessenes Verfahren einzuschlagen, aber ein Streben, welches doch wieder sein Ziel nicht erreicht, sondern auf halbem Wege stehen bleibt. Es ist allerdings nicht mehr die Willkühr oder die Rücksichtnahme auf rein äufserliche Zwecke, auch nicht mehr die Dogmatik einer bestimmten Zeit und Schule mit ihrer Systematisirung, sondern der Charakter einer jeden Periode, wodurch die Anordnung des Stoffes innerhalb derselben bestimmt werden soll; allein theils treten die Theile, welche angeordnet werden, nicht aus der dogmengeschichtlichen Entwickelung selbst als deren Glieder an dem Orte ihrer geschichtlichen Erzeugung zum erstenmale hervor, sondern sie werden als fertige Lehrstücke aus der Dogmatik genommen, deren bekannte loci auch da z. B. in der 1sten Periode des Hrn. Verfs. vorkommen, wo eigentlich noch kein Raum für sie vorhanden ist und die Dogmen selbst, die sich in ihrer späteren Gesondertheit damals noch nicht aus der Massenhaftigkeit des Stoffes, der sich überhaupt erst zum Dogma bildet, herausgelöst haben, auch keinen eigenthümlichen Platz begehren; theils ist die Anordnung selbst im Grunde nur eine Veränderung in der Reihenfolge dieser Lehrstücke, von dem Hrn. Verf. zu Lehrzwecken mit Rücksicht auf den jedesmaligen Charakter der Perioden vorgenommen. Er theilt deshalb seine 2te Periode in 2 Haupttheile, in einen sogenannten polemischen, welcher die kirchlichen Lehrbestimmungen im Kampfe mit den Häresieen, und in einen akroamatischen, welcher die kirchlichen Lehrbestimmungen enthält, welche entweder nur in einem fernern oder in keinem Zusammenhange mit den häretischen Bewegungen stehen; desgleichen seine 4te Periode in eine Hauptabtheilung, welche die Unterscheidungslehren der katholischen und protestantischen Kirche, und in eine andere, welche die Dogmen behandelt, in welchen der Gegensatz zwischen Pro-

Digitized by Google

testantismus und Katholicismus zurücktritt oder verschwindet; während seine 1ste, 3te und 5te Periode die dogmatischen loci ohne solche Hauptabtheilung blofs unter den verschiedenen Abschnitten der apologetisch-dogmatischen Prolegomenen, der Theologie, Christologie, Anthropologie, Soteriologie u. s. w. mit jedesmaligen geringen Modificationen zusammenfassen.

Der Stoff ist also doch noch blofser Stoff, passives Object der Eintheilung geblieben, und die Theile sind nicht sowohl Glieder, als Stücke eines Ganzen. Dies hängt genau mit der befolgten *Methode* zusammen. In ihr ist der Hr. Vf. von dem Irrthum der Historiker befangen, welche „durch und durch" historisch sein, welche eine sogenannte objective oder reine Geschichte geben wollen. Der Grundgedanke ist richtig; er will nicht, dafs sich die subjective Ansicht des Geschichtschreibers in den Gang der Dinge mische und nach einem fertigen Schema, wie man sagt, die Geschichte construire, er verlangt eine keusche Zurückhaltung des betrachtenden Subjectes und eine Darstellung der Sache, wie sie sich wirklich begeben hat. Aber diese Ehrfurcht vor der Wirklichkeit, diese Scheu vor aller Willkühr und Gewalt, die ihr angethan werden könnte, artet sogleich in einen falschen Respect vor den consummirten Thatsachen und in eine ungeziemende Blödigkeit, die eben so plötzlich dann und wann in ein täppisches Zufahren umschlägt, aus, sobald der Geschichtschreiber vergifst, welche Stellung der subjective, selbstbewufste Geist zu den Dingen habe, die sich in der Welt begeben, und zu dem in ihnen erscheinenden Geiste. Diese Stellung ist freilich eine mehrfach mögliche und darum sind auch die Ansichten über dies Verhältnifs je nach den Stufen, auf denen der Betrachtende steht, verschieden; aber so viel darf doch als allgemeingültige Voraussetzung gelten, dafs in der Geschichtschreibung die geschehenen Dinge nur durch Vermittelung des subjectiven Geistes erscheinen können, wie sie, in so fern sie Thaten sind, auch nur durch seine Vermittelung in der wirklichen Geschichte zu Stande kommen. Wie nun in ihr die Stellung und Beschaffenheit der die Thaten mit ausführenden Subjecte von der gröfsten Wichtigkeit ist und es wesentlich darauf ankommt, ob und wie sie sich als blofse Werkzeuge oder als Organe, als Handlanger oder als Meister verhalten, ob sie ihre eigenen Einfälle auch anzubringen und ihre Thorheiten auf eigne Hand hineinzupfuschen suchen oder ob sie aus der Idee des Ga und von dem Geiste des höchsten Meisters selbs füllt arbeiten: so ist auch in der historischen Da lung nicht die Thätigkeit des Subjectes überhaupt zuschliefsen, sondern dessen abstractes, selbstis unreines Verhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIII.

M. Christiani Gottlob Lorenz Prof. VI com tionis de dictatoribus Latinis et municipalibus ticula prior. Grimae, 1841. 43 *pagg.* 4.

In dieser Gelegenheitsschrift behandelt der Verf. Pr Lorenz zu Grimma einen für die Römischen Antiquitäten eben unwichtigen Gegenstand, die Dictatur, wie sie in vor der Unterwerfung unter Rom war, und auch fortan Latinischen Municipien einen nominalen Bestand hatt wird zunächst gezeigt, dafs die Dictatur in Latium die der einzelnen Königsherrschaften einnahm, obgleich n Alba und Tusculum Dictatoren nahmhaft gemacht werden neben den Dictatoren der einzelnen Städte auch Dictator tini, d. h. des Latinischen Bundes waren, ferner welch sammenhang zwischen den Latinischen und den Rö Dictatoren anzunehmen sei. Wir machen auf die in und richtigem Latein abgefafste Schrift deshalb besonde merksam, weil sie mit grofser fast ängstlicher Sorgfalt üb Menge anderer dahin einschlagender Streitfragen handelt, die Regierungsform des alten Latiums unter allgemeinen besonderen Städtekönigen, ob es Consules anderer Städt Staaten aufser Rom gegeben habe, über die alt-Italiäni Doppelnahmen (Mettius Fuffetius, Octavius Mamilius) im G satz gegen die dreifachen Römischen Nahmen, besonder die Amphictyonie Latinischer Städte und den Tempel und der Diana Aricina. Die seltsam-barbarische Einrichtung der Priester der Diana, der *rex Nemorensis*, ein Sklav w durch Besiegung seines Vorgängers im Zweikampf seine gewann, aber immer bedacht sein mufste Thron und gegen gleichen Anspruch zu vertheidigen, fordert auf ü Ursprung und Hergang bei diesem skythischen Dienst forschen. Hr. Lorenz glaubt in der Stelle des Pausanias welche so lautet: „Hippolytus weihte der Artemis ein thum, wo *bis zu meiner Zeit* die Priesterstelle der Pr Zweikampfes *war*, der keinem Freien, sondern nur ent Sklaven *freistand*", den Beweis zu finden, dafs dieser unter Kaiser Marcus schon aufgehoben war. Uns sche aus diesem Zusammenhange noch nicht so unzweifelhaft zugehen, da das Imperfectum sehr wohl nur Bericht ü was Pausanias bestehen fand, sein kann. Wir wünsc baldige Fortsetzung dieser Untersuchungen und tadeln schweifende Ausführlichkeit in solchen Schriften nich der Verf., wie es hier geschehen ist, dafür sorgt, dafs die Uebersicht und den Faden nicht verliert.

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte.

(Fortsetzung.)

Zu dem abstracten Verhalten gehört nun besonders jene schon erwähnte Zurückhaltung, welche mit der Geschichte wie mit einem dem Selbstbewufstsein fremden Gegenstande verfahren will, jene Scheu und Flucht vor dem speculativen Gehalt der Geschichte, welche ebendeshalb eine gleich abstracte Methode erzeugt; eine Methode, welche nicht durch die eigene Dialektik der Begriffsbestimmungen fortschreitet, die das Wesen und den Grund jener Erscheinungen aufsuchen, sondern an der äufsern Wendung des Geschehens, an der Reihenfolge der Zeiten, Sachen und Personen und ähnlichen sogenannten geschichtlichen Thatsachen von einem Puncte und Dinge zum andern kommt. Es ist ein Fortgang da, der durchaus geschichtlich und strenge vorgezeichnet aussieht, und doch bei dieser scheinbaren Nothwendigkeit, eben weil sie *nur* die objective, geschichtliche ist, der Willkühr des Subjectes völlig Preis gegeben ist, welches nach wer weifs wie vielen Rücksichten und Zwecken hie oder da anfangen, sich so oder anders herum wenden, dies oder jenes mit aufnehmen und betrachten kann. Und was es so aufnimmt und betrachtet, diese einzelnen geschichtlichen Thatsachen, sind disjecti membra poetae; denn der Organismus, dessen Glieder sie sind, das System des objectiven Geistes, kommt in der Geschichte, welche wesentlich eine Naturseite hat, nicht als solcher, sondern als Auseinander von Begebenheiten, als ein Zerrentsein von Thatsachen durch Zeit und Raum zu Tage; und wenn an diesen zerrissenen Gliedern auch Fasern hängen, welche auf einen organischen Zusammenhang deuten, so kann die Methode der reinen Objectivität sich auf diesen nicht in ihrer Sphäre liegenden Zusammenhang vermöge ihrer Natur nicht einlassen, sie kann die Fasern nur aneinander knüpfen, die Lücken durch Combinationen ausfüllen, die Thatsachen so nahe als möglich aneinanderrücken; aber das Alles ist wieder eine rein subjective Thätigkeit, welche als solche keine Garantie gegen Mifsbrauch oder Ungeschicklichkeit bietet und aufs Höchste nur statt der geistigen Wiedererzeugung des in der Geschichte sich entfaltenden Organismus ein Bild derselben von mosaikartiger Zusammensetzung zu Stande bringt. Diesen Eindruck macht auch die vorliegende Schrift, eben weil ihre Methode in allen Hauptpuncten die bezeichnete ist. Es werden die Dogmen als sich von selbst verstehende loci der Dogmatik vorgenommen und nach ihrer jedesmaligen Fassung in den einzelnen Perioden beschrieben; es wird erzählt, wann, wo und von wem sie ausgebildet und modificirt worden sind und es wird damit von einem Manne, Zeitalter und locus zum andern gegangen; aber man erkennt nicht die innere Nothwendigkeit dieser Geschichten, man sieht nicht den Prozefs des Werdens der Dogmen, man erblickt nicht in einem folgenden Individuum, Satze und Zeitabschnitte das Gesetztsein dessen, was in dem früheren an sich enthalten war, also die wahre Fortsetzung und Umbildung desselben, man begreift nicht, wie diese Menschen zu solchem Einflufs und diese Lehrbestimmungen zu solcher Wichtigkeit gekommen sind, dafs sich nicht blofs theologische Zänkereien und blutige Händel, sondern Kriege zwischen mächtigen Völkern und Flammen, welche die halbe Welt in Brand setzten, daran entzündeten; und das nicht etwa, weil es an den nöthigen Datis darüber in diesem Buche fehlte, sondern weil die Beziehung derselben blofs die äufsere, rein objective, nur historische ist oder vielmehr sein will. Denn das dem Begriffe nach nothwendige Umschlagen einer solchen Methode in ein rein subjectives, ungeschichtliches Verfahren zeigt sich auch hier factisch an dem Unbegründeten

Digitized by Google

des Anfangs der Dogmengeschichte, an dem Unhistorischen des Auftretens der einzelnen Dogmen, an der durch subjective Rücksichten bedingten Anordnung und Vertheilung des ganzen Stoffes, wovon wir vorhin schon geredet haben, so wie in manchen subjectiven Urtheilen, wovon sich Einiges bei der Betrachtung der in diesem Lehrbuche gegebenen Charakteristik der verschiedenen Perioden, der in ihnen auftretenden Personen und darin behandelten Gegenstände zeigen wird.

Unter einer gelungenen *Charakteristik* verstehen wir nämlich die das Wesen der Sache vollständig, scharf und treffend bezeichnende Ausdrucksweise. Was mit den Beiwörtern „vollständig" u. s. w. gesagt sein soll, ist von selbst klar; über die Bezeichnung „Wesen" bemerken wir noch, dafs dieses eine Reflexionsbestimmung ist, welche die Welt der sinnlichen Erscheinungen mit der Intellectual-Welt der Begriffe vermittelt. Das Wesen hat deshalb nothwendig eine doppelte Beziehung, eine auf die Erscheinungen, in denen es sich äufsert, und eine auf die Begriffsbestimmtheit, durch welche es als das Wesen dieser äufsern Erscheinungen gesetzt ist; aber diese doppelte Beziehung ist nur Ein Act, weil ohne sie das sogenannte Wesen eben kein Wesen, sondern entweder eine sinnliche Existenz oder ein abstracter Begriff wäre. Von welcher Seite man nun auch ausgehe, von der logisch-speculativen oder von der empirisch-historischen, die Aufgabe bleibt immer dieselbe, nämlich diese doppelte Beziehung auf die bezeichnete Weise in der Charakteristik auszudrücken. Durch die Nichtbeachtung dieses wahren Sachverhältnisses kommt die speculative Behandlung der Geschichte in den Verdacht und in die Gefahr, einen abstracten Schematismus und blofse logische Formeln an die Stelle einer wirklichen Erkenntnifs des wahren Sachverlaufes zu setzen, und erscheint im besten Falle nicht als eine das Dunkel der Begebenheiten mit dem Lichte des Gedankens durchleuchtende Minerva, sondern als eine aus dem Dunklen und Unzugänglichen her orakelnde Pythia, deren Sprüche auf dies und das, aber auf keines ganz und auf keines wirklich passen. Die rein historische Betrachtung dagegen versinkt unter derselben Voraussetzung, wenn sie nicht gar eine geistlose Schwätzerin wird, die gedankenlos über Alles plaudert, oder eine trockene Moralistin, die bei Jedem ihre eigenen Bedenken hat, zuletzt in jen trostlosen Pragmatismus, der nach Allem stöbert u doch nichts ergründet, der von Allem etwas, ab keines recht versteht, der Alles in seinen Einzel heiten, aber nichts in seiner Totalität erblickt, w er eben nie zu dem wahren Innern der Geschicht sondern nur in die Aktenstube und Herzenskamme nur zu dem selbst noch äufserlichen, aber der We verdeckten Getriebe der Begebenheiten gelangt. Di sen Pragmatismus verschmähet unser Autor all dings, ja er bekämpft ihn mit ausdrücklichem B wufstsein (I. S. 13); aber er verschmähet und b kämpft auch die Versuche, bis zur speculativen B fassung der die Geschichte bewegenden Gedank hindurchzudringen. Er will sich hauptsächlich auf d Standpuncte des *Erzählens und Referirens* hal vornämlich in der letzten in die Gegenwart hinein chenden Periode; so glaubt er sich am ehesten pa teilos zu verhalten und durch Zurückhaltung sei subjectiven Meinung deutlicher den wirklichen Ver der Sache hervortreten zu lassen (II, 2 Vorr. S. Dafs jedoch der Charakter der alten Zeit, in w cher sich überhaupt die Dogmen bilden, in der D stellung des Hrn. Verfassers nicht hervortrete, s dern dafs grade dieser der Geschichte jener Ze eigenthümliche Charakter verschwinde, haben wir schon früher gezeigt. Ist das nun ein Ersatz dafür, wenn die Zeit bis Origenes als die der Apologetik, und d dann folgende bis Joh. Damascenus die der Polem genannt wird? Sind das nicht allgemeine Bezeichnu gen, die zur Noth sich jedes Zeitalter vindiciren kann denn wann wäre nicht die christliche Wahrheit v theidigt, wann nicht der Glaube in seiner Herrlichk und Wahrheit geschildert worden? Aber wie versch den sind die Voraussetzungen und Bedürfnisse d verschiedenen Perioden! und darum auch wie ve schieden der innere Gehalt und die äufsere Form d apologetisch-polemischen Bestrebungen! Ein so vag Name giebt also nur eine ungefähre Vorstellung; ist nicht aus dem Kern der Sache hervorgegang sondern nach einzelnen Merkmalen, nach hervors chenden Eigenschaften, nach auffallenden Vorkom nissen gebildet; er ist ein Werk des Subjectes, d dessen subjective Zwecke zu Stande gebracht, Merkzeichen der Erinnerung, ein Mal zur Erleich rung der Uebersicht und dergleichen, oft den Ere

Digitized by Google

ssen nur aufgedrückt als eine äufsere Signatur und geheftet als eine Etikette. Und wenn man blofs zählt, was in jeder Periode Dieser und Jener gesagt nd gethan hat, so sieht man gar nicht den charakteristischen Unterschied, welcher in dieser Beziehung wischen dem Verhältnisse des persönlichen Einflusses und der individuellen Meinungen zu dem gesammten Lehrbegriffe und Zeitgeiste in den einzelnen Perioden stattfindet, oder derselbe erscheint nur als urch die persönliche Energie und äufsere Lebensstellung, nicht aber als durch den Charakter der eriode bedingt. Wie verschieden sind darin die Kirchenväter von den Kirchenlehrern und beide wieder n den Reformatoren und alle von den modernen heologen! Dieser Unterschied ist dadurch nicht mit usgedrückt, dafs man von einer Zeit der Apologetik, Polemik, Systematik, von einer Zeit der confessionellen Gegensätze und einer der Kritik und Speculation spricht; wohl aber, wenn man die Totalität ler Erscheinungen zu ihrer Begriffseinheit zusammenafst. Mit diesem blofsen Erzählenwollen hängt es enn auch zusammen, dafs der Unterschied zwischen em Ansich und Fürsichgesetztsein nicht hervortreen kann, wie wir das schon bei der Bildung der Dogmen sahen. In Bezug auf die Charakteristik tellt sich dies so dar, dafs Bezeichnungen für durchus moderne Verhältnisse, wie Rationalismus, Idealismus u. s. w. schon auf die alte Kirche angewendet erden, weil man eben da, wo der Begriff der Sache icht ausgesprochen ist und doch eine ungefähre Vorellung von ihr geben will, Namen gebraucht, die twas Bekanntes bezeichnen und nun an Verwandtes innern sollen. Wir machen auf diesen innern Zusammenhang darum aufmerksam, weil wir das von em Herrn Verfasser später abgelegte freiwillige Geändnifs dieses Fehlers ehren und ernstlich wünschen, afs er sein Versprechen, jede Denkweise u. s. w. inftig in ihrer eigenthümlichen Fassung und Begrenung hinzustellen, wirklich möge erfüllen können. Es emt sich wohl für den Historiker, die Richtungen, einungen, Handlungen auch da zu belauschen, wo noch im Keime schlummern; aber man nennt tz aller Morphologie doch die Wurzel nicht Stamm d das Blatt nicht Blüthe oder Frucht. Jedenfalls hört jedoch eine Einsicht in die Natur der Sache dazu, wenn man die Identität des Unterschiedenen, „das in dem Wechsel Beharrende, Wesentliche", und die concreten Unterschiede des Identischen, „das Wandelbare in den Lehrbestimmungen" (!) (cfr. I §. 10) zur Erscheinung bringen will. Wenn nun diese Natur der Sache speculativ ist, kann man denn ohne speculative Bildung und Behandlung das Richtige treffen und mit Bewufstsein aussprechen? und ist es demnach zu verwundern, wenn dem Herrn Verfasser nicht gut zu Muthe wird, sobald sich dieses Speculative, sei es das der Sache oder das der Behandlung, in der Geschichte der Dogmen selbst hervorkehrt? So wird schon in der ersten Periode von ihm gegen die speculative Bedeutsamkeit der göttlichen Trias protestirt und (I S. 131) gesagt, dafs „am Ende das logische Bedürfnifs nach dem Abschlufs der göttlichen Dreizahl auch zur bestimmtern Hypostasirung des Geistes (neben der des Logos) hintrieb". Und wo im Mittelalter die Rede auf die Erkennbarkeit des Wesens Gottes und die Versuche jener Zeit kommt, die dogmatischen Bestimmungen der wirklichen Natur der Gottheit zu denken, da treten überall statt der genauen Bezeichnung der Entwickelungsstufe dieses Denkens, dessen Bestimmtheit zugleich dessen Fortschritt gegen frühere Versuche und die ihm eigenthümliche Beschränktheit und Mangelhaftigkeit würde erscheinen lassen, theils ganz oberflächliche und unpassende Bemerkungen, theils durchaus subjective und unbegründete, zuweilen geradezu unrichtige Urtheile hervor. So heifst es z. B. II, 1. S. 59: „die Beweise für das Dasein Gottes haben in der Scholastik ihren eigentlichen Boden", während dieser Boden in Wahrheit die Vernunft oder das Denken, also die wesentliche Natur des Geistes, und nicht eine geschichtliche Existenz von gröfserer oder geringerer Zufälligkeit ist; die Scholastik hat diesen Beweisen nur die mangelhafte Form der Demonstration gegeben, eben weil sie selbst nur erst das abstracte und endliche, formelle und voraussetzungsvolle Denken ist. Es ist dies dieselbe Abstractheit, welche durch alles Leben und Streben, durch alle Wissenschaft und Kunst des Mittelalters geht, welche nach den drei Grundrichtungen des menschlichen Geistes, Denken, Empfinden, Wollen den kirchlichen Geist selbst in die drei Kreise der Scholastik, der Mystik und der reformatorischen Bestrebungen zersprengt, von

Digitized by Google

denen wieder jeder zu dem andern, und zu seinem eigenthümlichen Inhalt nur ein abstractes und äufserliches Verhältnifs hat; kurz die Abstractheit des theologisch-dogmatischen Geistes, der die Kirche und das Dogma, welche alle Fülle des ewigen und absoluten Lebens in sich zusammenschliefsen, zu seiner festen Voraussetzung hat. Diese Abstractheit endigt erst, nachdem sie sich durch alle Kreise hindurchgearbeitet und in jedem sich so ausgebildet und verfestet hat, dafs der Bruch des Geistes mit sich selbst offenbar und unerträglich geworden ist, und derselbe daher jene endlichen Voraussetzungen alle aufhebt und sich dadurch befreiet, dafs er sich in seine unendlichen und ewigen Voraussetzungen vertieft. Dieser Akt ist von welthistorischer Bedeutung und in der sogenannten Reformation zuerst innerhalb des religiös-kirchlichen Lebens aufgetreten. Die ganze folgende Zeit, die Gegenwart mit eingeschlossen, ist nun immer in der Arbeit gewesen, für sich zu setzen, was in jenem Acte an sich enthalten und in seiner Totalität erschienen war, nämlich alle jene gegen den Geist und gegen einander fest und undurchdringlich gewordenen Wahrheiten und abstracten Voraussetzungen, die endliche Philosophie, Theologie, Dogmatik, Kirche u. s. w. durch die Unendlichkeit und Selbstgewifsheit des Geistes aufzuheben und sie durch die Reinigung und Wiedergeburt als Momente des Geistes neu hervorgehen zu lassen. Wenn nun schon im Mittelalter einzelne mächtige Geister gerungen haben, die Beschränktheit ihrer Zeit zu überwinden und sich zur Philosophie, zum Dogma, zu Gott selbst in ein lebendigeres Verhältnifs zu setzen, so ist es freilich gewifs genug, dafs sie in viele und schwere Irrthümer gerathen sind; aber aus den grofsen Irrthümern dieser edlen ringenden Geister ist mehr zu lernen, als aus der kahlen Orthodoxie derer, die nur geistlos nachsprechen, was andere vorgedacht haben. Aber dann mufs man nicht so cavalièrement mit ihnen umgehen, als es leider der Herr Verfassor thut, der, statt sie und ihre Lehrsätze zu begreifen, sie, und das zuweilen recht hart und bitter, tadelt, dafs sie — eben erst ringen und noch nicht den Siegerpreis gewonnen haben. Wenn z. B. David von Dinanto sagt, habe aus Ovid so gut gesprochen, als aus Augu so ist diese Aeufserung allerdings zu beschrä aber man kann sie doch nicht (II. 1. S. 49) eine serei nennen, die sich in frechen Aeufserungen ge sie ist vielmehr aus dem Bestreben zu begreifen göttliche Offenbarung und Wirksamkeit nicht innerhalb der Schranken der biblischen und ki chen Geschichte zu suchen, sondern wie Ande derselben Zeit auf die Natur oder auf die Ve u. s. w. als auf das 2te Buch Gottes neben der S hinsahen, so auf das geschichtliche Leben überl auch der heidnischen Völker, hinzublicken. Ode Meister Eckart sagt: „es ist ein Frag, was i Hell brenn. Die meisten sprechen gemeiniglich thu eigner will. Aber ich sprich werlich, das in der Helle brinnet" so geht daraus nicht h wie der Herr Verfasser sagt (II, 1. S. 273), d die Verdammnifs als geistige Nichtigkeit fasse dern das gleichfolgende „gleichnifz", womit er Ansicht exponirt, von der „brinnenden Kolen" es deutlich, dafs er die Qual des Gegensatze Widerspruches, das Negative, meint; eine w Unendlichkeit der Höllenstrafen als das Imme Immer, worin sich „die rechtgläubigen Mystike dem unendlichen Schmerze einer gesteigerten Ph sie versenken" (ib. S. 281). So sucht auch M Eckart von der abstracten Trennung der gött Personen, sowie Gottes und der Welt loszuko und wenn es ihm auch nicht gelingt, den wahre griff der Persönlichkeit, die unendliche Neg des Geistes zu fassen, so ringt er doch darnac Endliche als ein Moment des Unendlichen zu den Gegensatz der Allgemeinheit und Individ der als Nominalismus und Realismus durch das Mittelalter geht, zu überwinden und den Unt des abstract-transcendenten und sich selbst Gottes von dem der Welt immanenten und unterschiedenen auszusprechen. „Gott ist ei und Gott ist ein Icht. Was Icht ist, das Nicht; was Gott ist, das ist er allzumal". –

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Dr. K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte.

(Schluſs.)

„Alles, das in der Gotheyt ist, das ist *ein* und daron ist nicht zu sprechen. Gott, der würket, die Gotheyt nit; sy hat auch nit zu würkende, in ir ist auch kein werck. Gott und Gotheyt hat Underscheyd an Würcken und an nit Würcken". — „Ee die Creaturen waren, do was Gott nit Gott, er was das er was; do die Creaturen wurden und sy anfingen ihr geschaffen ins, do was Got nit in im selber Got, sunder in den Creaturen was er Got". Statt dessen sagt der Herr Verfasser (II, 1. S. 74): „am meisten nähert sich dem krassern Pantheismus Meister Eckart". So wird auch (ib. S. 26) das System des Johannes Scotus Erigena ein mystisch-pantheistisches genannt; wie er überhaupt nicht gut zu sprechen ist auf diejenigen, welche das Wesen Gottes erkennen wollen (cfr. S. 67 u.), ohne durch den zuvor berührten Ausspruch Meisters „Gott ist mir näher als ich mir selbst bin" auf andere Gedanken zu kommen oder durch den (ib. S. 113) beifällig angeführten Ausruf Heinrich Suso's „ach, zarter Gott! bist du in deiner Creatur also wunniglich, wie bist du dann in dir selbst so gar schön und wonniglich!". — Er denkt bei der Speculation immer nur an deren Hochmuth und fürchtet sich, dafs sie bei Betrachtung der Glaubenswahrheit, wie Bruder Berthold sagt, „ze tiefe darinne rumpelt mit Gedenken". Daraus entsteht nun für die letzte Periode das Mifsverhältnifs, dafs die Erzählung immer magerer wird, je reichere Verhältnisse die Wirklichkeit bietet, je tiefer der Gedanke sich in den spekulativen Gehalt der Dogmen versenkt und je mächtiger die Unterschiede des Geistes auf- und auseinander treten. Hier kommt man mit dem Reden von „freiern Richtungen" und „reinern Grundsätzen" und dergleichen allgemeinen psychologischen, moralischen u. s. w. Bemerkungen gar nicht mehr vom Fleck; es ist auch hier gar nicht mehr passend, immer nur vom „Einflusse" dieser und jener Philosophie zu reden, denn das Verhältnifs hat sich im Vergleiche zu dem Mittelalter wesentlich verändert; die religiösen Bewegungen und die dogmatische Thätigkeit greifen nicht mehr zur Philosophie und Poesie zum blofs formellen Gebrauche als zu fertigen Werkzeugen zur Verarbeitung eines ebenfalls fertigen Stoffes, sondern sie alle entwickeln sich aus derselben Wurzel als mitwirkende Organe der schon vorhin näher bezeichneten Wiedergeburt. Darum kann auch die Dogmengeschichte nach der Reformation gar nicht mehr das sein, was sie vor derselben ist; in dem bisherigen Sinne hört sie mit der Reformation eigentlich auf; auch sie wird in der Wiedergeburt aller Verhältnisse in der modernen Zeit mit wiedergeboren. Dies merkt man aber der vorliegenden Erzählung gar nicht an. Im Reformationszeitalter selbst breitet sich ihr Strom zwar zu einem See, die Dogmengeschichte zur Symbolik aus, aber hernach lenkt er wieder in das alte Bette ein, als wenn nichts geschehen ist, und dieses Bett wird immer schmaler und sein Lauf darin immer träger, dafs man zuletzt fürchtet, ihn im Sande verschwinden zu sehen, eben weil nur die Theologie, näher die Dogmatik als solche mit einigen gelegentlichen Hinblicken auf die andern grofsen Factoren der Bewegungen betrachtet wird und diese ein Dogma nach dem andern in seiner ausschliefslichen kirchlichen Fassung und blofs theologischen Bedeutung verloren hat. Auf das Einzelne können wir hier nicht mehr eingehen; auch dürfte es zur Veranschaulichung der gegebenen Charakteristik und zur Begründung unseres Urtheils nicht mehr nöthig sein. Wir gestehen nur noch, dafs wir nicht begreifen, wie der Herr Verfasser durch den blofs erzählenden Ton seine eigene Aufgabe „durch

Digitized by Google

das Labyrinth der Meinungen hindurchleiten" zu wollen, hoffen darf lösen zu können; und glauben, dafs es lehrreicher und erfreulicher ist, das klare, von einem festen Standpunkte aus gefällte und durch wirkliches Eingehen, nicht blofs in den buchstäblichen Sinn und historischen Zusammenhang der dogmengeschichtlichen Quellen, Citate und Facta, sondern in den Geist und innern Zusammenhang der religiösen Gedankenentwickelung begründete Urtheil des Herrn Verfassers zu hören, als seine Meinung zwischen den Zeilen lesen zu müssen und eine Erzählung von den Gedanken anderer Leute vernehmen, ohne zu wissen, ob und was man sich jetzt dabei denken solle.

Moll.

XLIV.

Specimen epigraphicum in memoriam Olai Kellermanni edidit Otto Jahn. Accedit tabula lithographica. Kiliae in libraria Schwersiana **1841.** ***XXVIII und*** **157** ***S.*** **8.**

Ein vollständiges Corpus Inscriptionum Latinarum ist ein eben so schwieriges und weitaussehendes, als wünschenswerthes Werk. Zehn grofse auf einander bezügliche und, wenigstens der Absicht nach, sich ausschliefsende Sammlungen von Gruter, Reinesius, Spon, Doni, Gude, Fabretti, Maffei, Muratori, Donati und Marini müssen verbunden, berichtigt, von den überaus häufigen aber oft unkenntlichen Wiederholungen und von eben so vielem Falschen und Untergeschobenen befreit, und alsdann durch die grofse Zahl der in jenen Sammlungen noch nicht enthaltenen, in einzelnen Büchern und Abhandlungen zerstreuten, Inschriften vermehrt werden. Es würde leicht eine Masse von 70000 gröfseren oder kleineren Inschriften herauskommen. Vor einigen Jahren hatten wir die Hoffnung, dafs ein in Rom lebender Gelehrte, Däne von Geburt, Dr. *Olav Kellermann* den grofsen Plan, wir wollen gar nicht sagen ausführen, sondern vorerst nur tüchtig angreifen würde. Er hatte sich mit dem gelehrten Römischen Professor Sarti verbunden und erfreute sich der besonderen Unterstützung des bedeutendsten der jetzt lebenden Kenner des Römischen monumentalen Alterthums, des Conte Borghesi in San Marino, der selber die Bearbeitung der Consular-Inschriften zugesagt hatte. Es waren auch dem Dr. Kellermann nicht unbedeutende Unterstützungen von den Akademien in Kopenhagen, Berlin und München theils schon verliehen, theils zugesichert worden, und sie würden sich gewifs mit dem Fortschritt des Werks von allen Seiten vermehrt haben. Kellermann war von einer Reise nach Kopenhagen, über Berlin (wo er in den Sommermonaten 1836 lebte) und München, im Januar 1837 vertrauensvoll an seine Arbeit nach Rom zurückgekehrt; es ist nicht zu läugnen, uns bangte für seine Gesundheit, denn er hatte schon in Berlin und München störende Krankheitszufälle gehabt, aber doch fürchtete niemand, dafs er schon am 1. September 1837 einem plötzlichen wüthenden Anfall der Cholera erliegen sollte. Mit seinem Tode sind alle weitaussehenden Hoffnungen zerstreut, denn es ist kaum möglich, dafs ein anderer als ein in Rom oder im Mittelpunkt Italiens lebender Gelehrter ein Werk ausführen, dessen Hauptverdienst die Berichtigung unzähliger Irrthümer sein mufs, welche bei dem Copiren der grofsentheils in Italien befindlichen Inschriften begangen sind, und das die neuen immerfort zuwachsenden Bereicherungen der Römischen Epigraphik aufsammeln soll. Kellermann hatte darin schon viel gethan: er hatte die älteren Inschriften-Sammlungen vielfach berichtigt, und nach Möglichkeit die in einzelnen Druckschriften zerstreuten neuern Entdeckungen zusammengebracht, auch selbst eine grofse Anzahl noch nicht edirter Inschriften copirt, die er mit jenen vereinigt auf eine Zahl von 25000 anschlug. Treue und Sorgfalt sind auch in der klaren und deutlichen Handschrift erkennbar; nur Indices und Adversarien fehlen, weil Kellermann seinem Gedächtnifs vertraute. Sein gelehrter Nachlafs ist von seinem Landsmann dem Dr. O. Jahn, gegenwärtig zu Kiel, der nicht lange nach Kellermanns Tode im Jahre 1838 nach Rom kam, der Zerstreuung entrissen worden, wozu ihm eine Unterstützung der Berliner Akademie in den Stand gesetzt hat. Gegenwärtige Schrift ist die erste Frucht der Benutzung desselben, aber freilich mehr ankündigend, als gewährend (*specimen studiorum a me in epigraphice ponendorum potius quam positorum*); jedenfalls der Kenntnifsnahme der Freunde des Römischen Alterthums zu empfehlen.

Hr. *Jahn* berichtet in der Vorrede auf eine ansprechende Art über Kellermanns Lebensverhältnisse

e, Arbeiten und Pläne. Was die Fortsetzung er Arbeiten betrifft, so wünscht Hr. Jahn zwar en Stand gesetzt zu werden, eine Sammlung von hriften, die in den oben genannten gröfseren mlungen noch nicht enthalten sind, zu liefern denn auch Kellermann ursprünglich nur diesen ı hatte, Nachträge und Fortsetzungen der Col- ıwerke zu publiciren) aber er gesteht, dafs es ihm ı noch an Vielem mangele: er hatte seinen Aufent- in Italien einer Krankheit halber abbrechen müs- und deshalb nicht so viel sammeln können, als er ollt; er bittet aus der Ferne um Zusendung von ıelschriften. Da dies nun bei allem guten Willen ıer und unsicher ist, so will er wenigstens das eits von Kellermann Gesammelte herausgeben. g. XXVII *Verum quicquid fiat de magna hac col- tione, hoc certe promitto, me editurum quaecunque Kellermanno collecta accepi, meque eam diligentiam curam aemulaturum, quam ab ipso adhibitam fuisse nu.* Wir freuen uns dieser Zusage und wünschen baldigst erfüllt zu sehen. Uns würde es, wie jetzt Sachen stehen, das Gerathenste scheinen, wenn Jahn zuvörderst alles, was Kellermann's Papiere ıes enthalten und was er selbst vorräthig hat, als ıbtrag zu den älteren Collectionen nach der Gruter- ligerschen Eintheilung gäbe. Sollten sich danach ı andere Nachträge zusammen finden, so würde zweite Sammlung nach derselben Anordnung die ergänzen können. Es mufs sich über lang oder doch einmahl derjenige finden, der alles verei- aber es gehört dazu ein glückliches Zusammen- en vieler Umstände: das Beste ist der Feind des n, tüchtiger Anfang Hälfte des Ganzen nach n Sprüchwort.

Was Hr. Dr. Jahn in vorliegendem Specimen dem hrten Publicum mittheilt, ist nur zum Theil Kel- anns Arbeit, und giebt nur beiläufig Proben von , was wir Neues aus der Sammlung des Verstor- n zu erwarten haben. Die erste und die dritte heilung dieses Bändchens bilden zwei Aufsätze ermanns, ursprünglich Italiänisch geschrieben und *Hrn.* Jahn ins Lateinische übersetzt. Der erste ndelt das Fragment einer in Cumae gefundenen inschrift, welches jetzt im Museum des archäolo- ıen Instituts in Rom aufbewahrt wird. Die ande- Bruchstücke dieser interessanten Tafel sind nach der Entdeckung abhanden gekommen. Es wird nach- gewiesen, dafs es das Calendarium eines Priesters des Augustus ist, dafs die Abfassung desselben noch bei Lebzeiten des Kaisers nach dem Jahre 3 der christlichen Zeitrechnung Statt fand, woraus sich dann ergiebt, dafs Dio Cassius' Behauptung, Augustus habe sich nur in Verbindung mit der Göttin Roma religiös verehren lassen und auch dies nicht in Rom und in Italien gestattet, in Bezug auf den letztern Theil die- ser Aussage unrichtig ist, wie sich denn auch sonst noch religiöser Cultus des Lebenden in Italien nach- weisen läfst. Das Calendarium ist ein Verzeichnifs gleichsam der Hoffeste des Augustischen Hauses, des Inhaltes, dafs an bestimmten Tagen diesem oder je- nem Gott ein Opfer dargebracht werden solle, weil an diesem Tage Augustus geboren war, die Toga virilis angelegt, den Ehrennahmen Augustus erhalten hatte u. s. f. zugleich aber finden sich auch Feiertage des Tiberius Caesar und seines Sohnes Drusus auf dem Fragment angegeben. Wenn die Tafel vollständ- dig wäre, so würden wir das ganze Jahr übersehen können, so aber reichen die Data nur vom Monat August bis zum Februar, und der Bruch ist so übel geschehen, dafs die Tage selbst verloren sind. Sie lassen sich jedoch gröfstentheils aus anderen Anga- ben der Historiker und ähnlicher Inschriften ergän- zen, und wo der Tag nicht bestimmt werden kann, ergiebt sich doch durch die Reihe und Ordnung der Monat. Dies Alles ist von Kellermann gründlich und gehörig auseinandergesetzt, und so kann wiederum diese doch nur 13 verstümmelten Zeilen enthaltende In- schrift Auskunft oder Bestätigung über Anderes ge- währen. Hr. Jahn hat ein lithographirtes Facsimile hinzugefügt, wodurch die schon früher von Guarini (Neapel 1834) und in der Darmstädter Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1840 gegebenen Copien be- richtigt werden können.

Der zweite Aufsatz Kellermanns behandelt einen verdriefslichen, oft und vergeblich besprochenen Ge- genstand, die Accente, die sich auf Lateinischen In- schriften finden. Er war ursprünglich als Excurs zu der Erläuterung sämmtlicher Dalmatischer Inschriften für das Werk des Hrn. Francesco Lanza aus Spala- tro über die Geschichte Dalmatiens geschrieben. Die Dalmatischen Inschriften selbst sind in Kellermanns Papieren vorhanden, sein erklärender Commentar reicht

Digitized by Google

nur bis nr. 85. Der gegenwärtige Excurs stellt zuerst schon edirte metrische Inschriften, die mit Accenten versehen sind, neu revidirt zusammen, dann 9 prosaische noch nicht edirte, zuletzt ein ansehnliches Verzeichnifs accentuirter ein- zwei- und mehrsylbiger Wörter von Inschriften, welche Marini angeführt oder Kellermann selbst gesehen hat. Hr. Jahn fügt noch andere 16 accentuirte Inschriften hinzu, deren Genauigkeit ihm ebenfalls verbürgt zu sein schien. Er hätte ohne Zweifel noch mehre beibringen können, wie Ref. eine ganz genau copirte, von Fr. Ant. Pellicano Neapel 1826 erläuterte, vor sich hat:

M. VIRTIO'. M. F' MEN.
CERAVNO' ÁEDILI'. IIVIR. IVRE
DÍCVNDO. PRÁEFECTO'. FABRVM. VVIR
CVI. DECVRIÓNES. OB. MVNIFICENTIAM
EIVS. QVOD. EQVOM. MAGNVM. POSVERAT
ET DENARIOS. POPVLO'. DEDICATIÓNE EIVS
DEDERAT. DVVMVIRATVM. GRATVITVM
DEDERVNT NVCERIÁE.

Doch die ganze Sammlung führt zu keinem Resultat. Es ist nicht uninteressant die vollständige Gesetzlosigkeit vor sich zu sehen, aber man bedauert die verlorene Mühe, da auch Kellermann zu dem Resultat kam, zu dem bisher alle gekommen sind, (pag. 100) „haec signa aut non esse veros accentus, aut, si essent, tam negligenter et quasi pro lubito posita esse a sculptoribus, ut non nisi raro cum regulis concinerent, quas de accentu in usu fuisse scimus". Man kann sagen, sie stehen nur auf naturlangen Vokalen, und wird dies gröfstentheils bestätigt finden, aber es finden sich auch viele Beispiele dagegen. Der Accent auf der letzten Sylbe, der sich sehr häufig gesetzt findet, weicht von der anerkannten Regel der Lateinischen Accentuation zu sehr ab, als dafs wir glauben könnten, er sei wirklich von Vielen gesprochen worden. Diese beiden Aufätze sind, wie oben gesagt, aus dem Kellermannschen Nachlafs zu Tage gefördert. Der mittlere und Hauptheil des vorliegenden Specimen epigraphicum besteht aber nicht aus Kellermannischen Arbeiten über die Inschriften oder aus Materialien, die er gesammelt, sondern aus den Todteninschriften zweier von dem Römischen Antiquar Campana entdeckter Columbarien, 30 des kleineren, 230 des gröfseren, zu denen Hr. Dr. Jahn seine Annotatio gefü hat. Campana hat seine Entdeckung selbst in ein bereits gedruckten Werke beschrieben, dessen Ersch nung oder Bekanntwerdung in Deutschland Hr. Ja nicht abwarten wollte. Wir bekennen den Grund d ses Vorgreifens nicht hinlänglich einzusehen, da Hrn. Jahn doch nicht an Stoff zur Publication von Neue aus dem Kellermannschen Nachlafs fehlen konnte. sagt Vorrede p. IX *cum multis de causis huic pri specimini epigraphico materia, cui operam daren, e Kellermannianis sed aliunde sumenda esset*, gi diese Gründe aber nicht näher an. Er hatte die schriften in Abschrift von Hrn. Aemil Braun in R erhalten, der ihm nachträglich auch noch eine Absch des Textes derselben, wie sie Campana hatte druck lassen, sandte. Daher giebt es zuweilen Varian beider Abschriften, welche unentschieden bleiben mü ten. Die Inschriften selbst enthalten meist nur Na men von Freigelassenen männlichen und weiblich Geschlechts: die Columbarien waren keine Famili grüfte, sondern allgemeine Bestattungshäuser, d einzelne Stellen von den Erbauern beliebig verka oder vergabt wurden. Hr. Jahn fügt noch 13 and Tituli hinzu von Steinen, welche Kellermann *selbst* Besitz hatte. Seine Anmerkungen enthalten *schätzens* werthe Zusammenstellungen über Sklavennahmen, Orthographie, Formation, wie z. B. dafs von weiblichen Na men auf e Dative auf eni gebildet werden, z. B. Tych Tycheni, Thymele-Thymeleni, p. 72, und anderes dah Gehörige, auch einen ausführlicheren archäologisch Excurs über die Verbindung des Priapus mit der Da stellung des Todes auf Monumenten. Dabei werd auch einige unedirte Inschriften aus Kellermanns Ap rat gelegentlich mitgetheilt. Hr. Jahn wollte d diese Anmerkungen darthun (p. VIII) dafs er es ni an Fleifs habe fehlen lassen sich in die Epigrap hineinzuarbeiten. Wir erkennen dies bereitwillig und nehmen jede Publication antiker Monumente Dank auf, aber wir wünschen vor allen Dingen, d die Nachträge nicht zerstreut, sondern nach Abt lungen geordnet, übersichtlich mitgetheilt werden.

C. G. Zumpt.

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

XLV.

e Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1527. — *Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Deutschen Rechts von Dr. Ludwig Eduard Heydemann, Kön. K. G. Assessor und Privatdocenten (jetzt außerordentlichem Professor) an der Universität zu Berlin. Berlin,* 1841. *bei Veit und Comp.*

Von allen Verhältnissen unseres Privatrechts, die e das Bauern-, Handels-, Wechsel-Recht u. s. w. Dasein ganz oder zum gröfseren Theil nicht überhaupt erst der modernen Zeit angehörenden factischen Voraussetzungen verdanken, hat sich keines den Einwirkungen des Römischen Rechts gegenüber mit gröfserer — wenn gleich nicht unbedingter — Selbstständigkeit auf *Deutschen* Grundlagen entwickelt, als s *Güterrecht der Ehegatten.* — Der Grund liegt fach darin, dafs der Römische Geist nicht über den tracten Begriff der Person hinauskam, der Germanische dagegen diesen zum Moment herabsetzte gegen concreten des in der sittlichen Gemeinschaft aufhenden besonderen Willens und damit auch auf ebung der Consequenzen gerichtet war, welche Römische Verstand aus der Auffassung der Per- als des nur abstract für sich seienden Willens ogen und festgehalten hatte. Und weil diese Stufe Rechtsbewufstseins an und für sich die höhere , hat die Römische Welt zwar für das Dasein des en Willens in seiner abstracten Form, für das Mein er Dein die auf ewige Zeiten gültigen Normen gefunden, aber nur *ihrem* Geist entsprechende und mit esem sich auslebende Formen für die auf dem Boden Sittlichkeit ruhenden Verhältnisse des Privatrechts affen können. Dafs Mein *und* Dein in *Einem* sein ne, ohne dafs dies Eine wenigstens ideell getheilt sei und von diesen Theilen der eine mir, der andere dir *ausschliefslich* zugehörte, ja dafs unter freien und selbstständigen Personen das Meine auch nur in irgend einer Beziehung deinem Willen unterthan werden könne, ohne meine speciell *hierauf* gerichtete Willkühr, ging über oder lag noch unter dem Horizont Römischer Auffassung, würde ihr als Negation der freien Persönlichkeit erschienen sein, weil sie dieselbe nur wufste als abstracte, als negirende, nicht als sich im Aufgeben ihrer Negation erhaltende. Die Römische Jurisprudenz konnte daher den Begriff der Ehe, welchen sie als *individua* vitae consuetudo an sich hatte und aussprach, nicht so weit realisiren, dafs er die Begriffe des abstracten Privatrechts alterirte. Da die Frau bei den Römern — versteht sich abgesehen von der strengen Ehe, wo sie unselbstständig, filiae loco war — frei und in bürgerlichen Rechten, bis auf wenige Ausnahmen ob infirmitatem sexus, dem Manne gleichstehend war, so mufste sie auch in dem realen Dasein ihrer Persönlichkeit, in ihrem Vermögen, gleich frei wie er, mithin als Selbstständige, als Fremde dem Ehemanne gegenüberbleiben. Auch nach dem Sachsenspiegel (I. 45. §. 1. III. 45. §. 3.) und Schwabenspiegel (c. 328.) ist die Frau des Mannes Genossin und ihm gleich, ihr Vermögen aber ist nach dem Deutschen Rechtsbuch in des Mannes Gewehr, nach Justinians Gesetzcodex ist es, soweit sie nicht, wie es auch jeder Fremde kann, ihren Mann zum Verwalter desselben bestellt (bona paraphernalia), nur ihrer Disposition unterworfen. Aber die dos? Auch diese wird durch einen *besonderen* Willensact der Frau constituirt und sofern sie nicht wirklich durch ein Kaufgeschäft auf immer in das Eigenthum des Mannes übergeht — dos aestimata — ruht wenigstens das Eigenthum der Frau während der Ehe. Es ist die dos der unvermeidliche Tribut, welchen die Starrheit der Römischen Begriffe der äufseren Gemeinsamkeit des ehelichen Lebens dar-

Digitized by Google

bringt, ad sustinenda *onera* matrimonii wird sie bestellt; — nur um eines *Aeufserlichen* willen, nur mit einem *bestimmten* Theil ihres Vermögens und nur durch einen *besondern* Act unterwirft sich die Frau dem Manne. Im Deutschen Recht ist ihre *ganze* Vermögenssphäre in der des Mannes aufgegangen, nicht durch einen besondern Vertrag, sondern *ipso jure* durch die Eingehung der Ehe (*svenne* en man *wif nimt* so nimt he in sine gewere *al ir gut* to rechter vormuntscap Sachssp. I. 31.), und nicht weil es unbillig wäre, dafs der Mann allein des Ehestands Lasten trage, sondern weil „man und weib da is nit zweiung an".

Dieser höheren sittlichen Auffassung der Ehe, des Begriffs, dafs zwei Personen Eine sein können und doch zwei besondern bleiben (nicht eine ausmachen in dem Sinne der juristischen Person), Wiederschein ist das eheliche Vermögensrecht der Deutschen Rechtsbücher, wenn es auch seinen äufsern Grund hat in der Unwehrhaftigkeit des Weibes und ihrer nach altdeutscher Sitte daraus folgenden Unfähigkeit zur selbstständigen Verfolgung und Vertretung ihrer Rechte, seinen *äufsern* Grund sage ich, denn sonst hätte es sich ändern müssen, seit jene Unfähigkeit und damit der alte Begriff des mundium fortgefallen oder bedeutungslos geworden ist, es besteht aber in seinem Wesen noch heut z. B. im Allgem. Preufsischen Landrecht. — Vollständig zur *Erscheinung* kommt aber jener Begriff in der *Gütergemeinschaft*, die an sich schon von Anfang in der Germanischen Auffassung der Ehe liegt — ich erinnere an die Gemeinschaft des Errungenen, der colloboratio in mehreren Volksrechten, — deren Ausbildung aber gehemmt bleibt, so lange die Principien des alten Deutschen Erbrechts bestehen, welches einerseits, mehr als nur Erbrecht, nicht ein blofses Anrecht der Blutsverwandten auf einen *Nachlafs*, sondern schon auf das Vermögen des *noch Lebenden* ist; und andrerseits die Qualität des vollberechtigten Erben nicht lediglich von der Gemeinschaft des Blutes, von dem *Familien*-Moment abhängig macht, sondern dieselbe auch bedingt durch das *politische* der Wehrhaftigkeit, indem es die Weiber mehr oder minder in der Succession, namentlich in Liegenschaften, beschränkt. Aber diese Principien, sofern sie ihren Grund haben in der alten Blutrache, in dem Fehderecht und in dem patriarchalischen Begriff des Familieneigenthums, gehören wie die Römischen von den ehelichen Verhältnissen nur der *historisch* berechtigten altgermanischen Anschauung, nicht dem an und für sich seienden Begriff der Familie, sie sind daher wie jene endlich, ja sie werden wesentlich durch das Römisch-Justinianische Recht mit zerstört, nicht nur unmittelbar durch sein Testamentslehre, durch sein in Bezug auf die Erbfolge der Blutsverwandten vernünftigeres System, sondern auch mittelbar durch das an das Römische Recht in seinem Begriffe als allgemein gültiges, als Kaiser Recht sich anknüpfende und durch dasselbe gefördert Streben nach einer die Berechtigungen der Particularitäten sich unterordnenden und die Selbsthülfe aufhebenden *Gesetzlichkeit* des bürgerlichen Zustandes. Diese Idee allgemeinen Rechts, allgemeiner Ordnung und allgemeinen Landfriedens blieb für das *Reich* dessen gemeines Recht Justinian's Compilation als Gesetze sein sollte, freilich eine nur unvollkommen realisirte, es war die Abstraction seines Begriffs schon zur Erscheinung gekommen in der Machtlosigkeit seines Oberhaupts und von Particularitäten, die ihm untergeordnet sein sollten, von den *Städten* und den *Landesherren* ging die concrete Verwirklichung jener Idee aus. In den Städten war es, wo zuerst der Sinn für Ordnung, Sicherheit und Allgemeinheit der Rechtspflege erwacht war, welcher das Recht und die Pflicht zur Selbstrache einschränkte — cf. z. B. Lübisches Recht cod. latinus art. de homicidio und quis cogi possit ad duellum bei Westphalen III. p. 627 Stadtrecht von Soest von 1120 art. 41. bei Seibertz Urkundenbuch zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westphalen p. 48 flg. — und damit den engeren Zusammenhang der männlichen Blutsfreunde schwächend, den Grund ihrer vorzüglicheren Successionsberechtigung aufhob. In den Städten war es ferner, wo sich ihrer Natur nach gegen das stabile Moment des Grund und Bodens und gegen das patriarchalische Stamm- und Erbguts-, wie gegen das ritterliche Lehns-System, die freie Individualität Handel und Gewerbe geltend machen mufste und sie so in politischer Beziehung den dritten Stand hervorrufend dem mittelalterlichen Staat mit seiner Grundherrschaft und Lehnsaristokratie als Bildungsmoment für die moderne Zeit gegenübertreten, stellen sie auch in der Sphäre des Privat- und Familienrechts den Einzelnen frei auf sich und lösen ihn aus den alten festen Banden des Zusammenhangs mit den Familiengl

Digitized by Google

m; — mit dieser Entwickelung erst vorbereitend und n in ihr unterstützt durch das Römische Recht, ern dieses in dem paterfamilias die freie nur auf selbst ruhende Persönlichkeit hinstellt mit unum-ränkter, durch die Pflichttheilslehre nur quantitativ hränkter Disposition über sein Vermögen unter endigen und von Todeswegen. Aber, wie wir schon angedeutet, wurde dieser Sieg Römischer Ideen dem Gebiet des Erbrechts zum Mittel, um dem manischen innerhalb des ehelichen Güterrechts triumphirenden Durchbruch zu verhelfen. Durch n Sieg, welcher die durch das geistige Band der Verbundenen frei machte von dem natürlichen zu Blutserben, durch welches sie früher in ihren positionen beschränkt waren, ward es möglich, jene ehr des Mannes zu rechter Vormundschaft über Güter seiner Frau auch in Bezug auf deren Lie-schaften zu einem von fremder Einwirkung unbe-gten Verfügungsrecht zu machen, ward es möglich, Frau durch das Gesetz, statt des ihr bisher nur llenden, so zu sagen weiblichen Vermögens — der ade — und des vertragsmäfsig festzusetzenden bgedinges und Witthums, einen *Erbanspruch* auf ganze unter der Verwaltung des Mannes befind-gewesene Vermögensmasse zu geben (portio sta-ria), und da so diese Masse bei Auflösung der als eine der Frau und den Erben des Mannes einschaftliche erschien, erst das Band der Ehe als chberechtigend wie das des Blutes, später als über-gend aufgefafst wurde wo keine Kinder vorhanden n, und wo solche vorhanden die ledigbleibende die von dem Mann geübte Verwaltung der ge-ten Masse fortsetzte — so entwickelte sich end-hieraus der spätere Begriff der ehelichen Güter-einschaft, als einer nicht blofs durch Eine Verwal-verbundnen Masse der Güter beider Egegatten als einer durch den Tod eines derselben sich bil-en gemeinen Masse, in welchem das Sonderver-n beider nicht mehr unterschieden wurde, sondern einer Verbindung zweier Vermögen, die schon durch Eingehung der Ehe ihren Charakter als besondere mögensmassen ablegen und gemeinschaftliches *Ei-um* beider Ehegatten, das reale Dasein ihrer sitt-Einheit sind. — Die Stufen in dieser Entwicke-geschichte, welche hier nur in ihren allgemein-Grundzügen skizzirt werden konnte, sind die man-nigfaltigsten, sie begründen nicht nur eine *successive* Verschiedenheit des ehelichen Güterrechts, sondern, entsprechend dem allgemeinen Princip der mittelalter-lichen Rechtsbildung durch die Particularitäten, zu-gleich eine *locale*. Während *hier* die Grundlage der ganzen Entwickelung, wie sie durch die Auffassung der Rechtsbücher sich gestaltet hatte, im Wesentli-chen unverrückt liegen bleibt, fixiren sich *dort* einzelne Stufen des Fortschrittes und so gelangt das Ziel der Entwickelung, die Gütergemeinschaft selbst nur zum particularen Dasein und zerfällt selber wieder in ver-schiedene Systeme, je nachdem sie alle oder nur ge-wisse *Arten* des Vermögens beider Ehegatten umfafst. Dazu tritt noch die für das Mittelalter nicht minder bedeutsam die Rechtsbildung bedingende Differenz der *Stände*, indem der *Lehns-Adel* und *Bauernstand* bei der Eigenthümlichkeit ihrer Verhältnisse und der Ge-bundenheit ihres Besitzes an jener Entwickelung, wel-che wir schon oben den Städten und dem *Bürgerstand* vindicirt haben, nur in beschränktem Mafse theilzu-nehmen fähig sind und theils das Römische Dotalrecht sich aneignen, theils aus dem alten Deutschen, — der Frau eine Successionsbefugnifs in das Vermögen des Mannes gar nicht oder nur beschränkt zugestehendem und darum auf ihre anderweitige Sicherstellung nach Tren-nung der Ehe bedachtem, — Rechte herrührende Insti-tute wie Morgengabe, Witthum, Leibgedinge beibehalten und ihren individuellen Bedürfnissen gemäfs ausbilden. Solchergestalt hat Deutschland auch in seinem ehe-lichen Güterrecht alle Momente der geschichtlichen Ent-wickelung nicht nur in *dem* Sinne aufbewahrt, dafs das frühere in dem späteren *enthalten*, sondern es hat sie auch als reale und neben einander bestehende *erhalten* und das gemeine Deutsche Privatrecht ist vornämlich auf diesem Gebiet das Pantheon aller Ideen, welche die Entwickelung beherrscht und gelei-tet haben. Der *ächten* Geschichtsforschung nun ziemt es nicht, sie auch nur so als einander gleichgültige Götter nebeneinander stehen zu lassen und von ihren Gestalten und ihrer Herkunft nur äufserlich zu berich-ten, vielmehr hat sie zu erkennen, wie sie *gegeneinan-der* stehen und im Kampfe gegeneinander ihre For-men gewonnen und damit in's Bewufstsein zu bring-en, — was nicht nur der Erkenntnifs erst wahrhafte Befriedigung gewährt, sondern auch die vernünftige gesetzgeberische Gestaltung unseres Rechtszustandes

Digitized by Google

bedingt, — welche von ihnen den Fortschritt des historischen Processes darstellen und fortzeugende Lebenskraft in sich tragen und welche nur noch steinerne Denkmale einer überwundenen Zeit sind. —

Als einen wichtigen Beitrag zur tieferen Lösung dieser grofsen Aufgabe der Deutschen Rechtsgeschichte begrüfsen wir freudig das vorliegende Werk. Es bezeichnet sich selbst, während es ein einzelnes nur für ein verhältnifsmäfsig kleines Land publicirtes und in demselben als Provinzialrecht noch gültiges Gesetz eines Territorialherren behandelt, als „einen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Deutschen Rechts". Den Nachweis seiner Berechtigung zu dieser Ankündigung vorzubereiten, haben wir die bisherigen allgemeinen Betrachtungen voranschicken zu müssen geglaubt. Dafs wir zu diesem Zweck, während in der Joachimischen Constitution „gewillkürt und geordnet ist, wie mit den *Erbfellen* (und anderen Sachen) durch die gantzen Mark zu Brandenburg und dazu gehörenden Landen hinfüro soll gehalten werden", von dem Begriff und der Gestaltung des Deutschen ehelichen Güterrechts ausgegangen sind und nur in Beziehung auf dieses der Grundsätze des Römischen und des Deutschen Erbrechts gedacht haben, könnte auf den ersten Blick auffallen. Erwügt man aber, dafs nur in Bezug auf das Erbrecht des überlebenden Ehegatten Joachim „der alten Gewohnheit" gefolgt ist, während er im Uebrigen die Erbfolge „nach Kaiserrecht" ordnet und dafs andrerseits jene alte Gewohnheit auf einer der eben angedeuteten Stufen der Entwickelungsgeschichte des Deutschen Güterrechts steht, indem sie, wie es Heydemann treffend bezeichnet, eine „Gütergemeinschaft gleichsam von Todeswegen eröffnet" (p. 221), so wird es gerechtfertigt erscheinen, dafs wir um den Standpunct zu gewinnen und einen Blick von der Stufe der Rechtsbildung, welche hier betrachtet wird, in Vergangenheit und Zukunft möglich zu machen, einerseits die Bedeutung der Deutschen Auffassung von den Vermögensrechten der Ehegatten der Römischen gegenüber und andrerseits die historische Entwickelung dieser Deutschen Auffassung anzudeuten versucht haben, wobei sich zugleich Gelegenheit gefunden hat, darauf hinzuweisen, dafs das Römisch-Justinianeische Intestat-Erbrecht der Blutsverwandten den Sieg verdiene über die, die Gleichberechtigung der gleich nahen Verwandten nicht unbedingt anerkennenden, Principien des A deutschen Erbrechts. Diesen Sieg hat es in der Ma durch Joachim errungen, aber es findet zugleich ein aus Deutschem Grund und Boden erwachsenen G ner, die Intensität des ehelichen Verhältnisses, welch seinen sittlichen Begriff auch auf die Vermögenssphä ausdehnt, sich gegenüber und von diesem Gegner, w chen das Römische Recht innerhalb seiner eigen Sphäre mit einem *Almosen*, dem Erbrecht der ar Witwe zu beschwichtigen vermocht hatte, — wird hier soweit überwunden, dafs es ihn als *gleich*berec tigt anerkennt, indem es nach der Trennung der E die Constituirung einer Gemeinschaft beider Ver gensmassen gestatten mufs, in welcher auf den sprung derselben nicht mehr geachtet wird, und welcher der überlebende Ehegatte „nach alter Gewo heit das halbe Gut an liegenden Gründen und fa render Habe behält", während die andere Hälfte Blutsverwandten des Verstorbenen nach, nur in e zelnen Puncten modificirter, Römischer Ordnung zuf Woher stammt diese alte Gewohnheit, die so mä ist, dafs der sonst das Römische Recht so begü gende und es in allen andern Theilen des Privatre durchsetzende Gesetzgeber sich ihr beugen mufs? Di Frage war bis auf Heydemann's Buch eine *nur dur* mehr oder minder scharfsinnige, aber immer willkü liche Combinationen (cf. namentlich die von Schol Motive des Provinzialrechts der Kurmark Brandenb S. 130—139 und Heydemanns Bemerkungen über d selbe p. 302 flg.) beantwortete. Er ist der erste, w cher sich „durch die spärlich fliefsenden Quellen der mühevollen Nachforschung nicht hat zurückschr ken lassen" das „über dem Ursprung und der inn Beschaffenheit jener alten Gewohnheit" (p. 117) lastn Dunkel zu erhellen. Sie hat, wie jedes sich rein selbstverläugnend der Sache hingebende wissensch liche Bestreben, gediegene Resultate geliefert, we als tüchtige Bausteine dem künftigen Darsteller scher Rechtsgeschichte dienen werden, wenn wir zunächst in dem Werk noch der nur allmälig und sam förderndern Arbeit zusehen, welche erst den verschütteten Schacht öffnen, die Werksteine bre und dem Baumeister zurichten mufs. — Versu wir jene Resultate in ihren allgemeinsten Umrisse seren Lesern kurz vorzuführen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Die Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1527. — *Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Deutschen Rechts von Dr. Ludwig Eduard Heydemann.*

(Fortsetzung.)

Von den Deutschen Stämmen war der *Sächsische* berufen, Germanische Gewohnheit und Cultur nach Osten zu tragen. Dieser Mission zu dienen, entstand die marchia septentrionalis, der Kern, von welchem aus sich das Germanische Princip siegreich über die Länder, welche die Kurmark Brandenburg bilden, und weit über deren Grenzen hinaus verbreitete. — Nach der alten lex Saxonum findet eine merkwürdige Differenz zwischen den westlichen und östlichen Völkern des sächsischen Stammes in Bezug auf die Stellung der Ehefrau nach dem Tode ihres Mannes statt. Während nähmlich bei den Ostphalen und Angrariern für sie nur durch die bei Eingehung der Ehe von dem Manne bestellte dos gesorgt wird, erhält sie bei den Westphalen neben der dos, welche ihr bei kinderloser Ehe ad dies vitae verbleibt, *mediam portionem* de eo, quod vir et mulier simul conquisierint; also dasjenige Vermögen, worin die Einheit des ehelichen Verhältnisses auch in ihren äufseren Wirkungen am unmittelbarsten sich darlegt, wird schon bei den alten Westphalen nicht auseiandergerissen, sondern beide Ehegatten als berechtigt zu demselben anerkannt, eine Fassung, wie sie sich auch in der lex Ripuariorum (37. §. 2.) und lex Angliorum Henrici I. findet, nur dafs in diesen die Berechtigung des Mannes als des Errungsweis Erwerbenden überwiegend erscheint, indem die Frau nur den *dritten* Theil der Errungenschaft empfängt. Es ist hier, wie auch unser Verf. hervorhebt (p. 220), eine ursprüngliche Spaltung Deutscher Rechte unverkennbar; die *Westphälische* Seite des Gegensatzes enthält den Keim der späteren, oben schon berührten, Auffassung, nach welcher nicht mehr blofs ein Theil des Vermögens beider Ehegatten, sondern das ganze beiderseitige Vermögen *Eine* Masse bildet, aus welcher der überlebenden Ehefrau eine *Quote* zufällt, eine Behandlung, die dann zuletzt rückwärts zu einer eigentlich *innern* Gütergemeinschaft auch *inter vivos* führt; während das *Ostphälische*, im Sachsenspiegel und Magdeburgischem Recht später ausgebildete, Element bei der *äufsern* Gütergemeinschaft inter vivos stehen bleibt und diese nach der Trennung der Ehe in die verschiedenen Bestandtheile auflöst mit Ausnahme der Fahrnifs, bei der dies, weil sie unbedingt der Dispositions des Mannes unterliegt, nicht möglich ist, statt deren Rückgabe der Frau, für welche überdies durch Bestellung von Witthum, Leibzucht und Morgengabe gesorgt wird, vielmehr „gewisse Inbegriffe von Sachen und Rechten" — Gerade und Mufstheil — angewiesen werden (p. 220). — In unserer Mark nun sollte man, da sie von Ostphalen aus cultivirt ist und die meisten Märkischen Städte durch Vermittelung von Schlesien mit Magdeburgischem Recht bewidmet worden sind (p. 48 flg.), die unbedingte Herrschaft des Ostphälischen Elements erwarten und dennoch ist die Gütergemeinschaft von Todeswegen, wie sie unsere Joachimica als alte Gewohnheit aufgenommen, entschieden Westphälisch und *Anti-Magdeburgisch*. Es müssen also — wie wir schon a priori annehmen können — bereits früh jene innerhalb des Deutschen Rechts erwachsenen Gegensätze in unserer Mark sich begegnet haben und diefs Zusammentreffen ist es, welches der Betrachtung der Märkischen Rechtsgeschichte abermals ein eigenthümliches und bedeutendes Interesse verleiht. — In der ersten Abtheilung des zweiten Theils unseres Werks (der erste Theil giebt eine historische Einleitung und weist die Entwickelung eines eigenthümlich Märkischen Rechts aus dem Kampf zwischen alteinheimischem und dem

Digitized by Google

Römischen Rechte nach), welche die Deutschen Elemente der Joachimischen Constitution behandelt, finden wir die historischen Beläge hierzu. Nachdem Heydemann nämlich eine Entwickelung der Grundlagen des *Magdeburgischen* Erbrechts aus den alten Weisthümern der Hallischen Schöppen von 1235 und der Magdeburgischen von 1261, jenes für die Stadt Neumarkt in Schlesien, dieses für Breslau bestimmt, gegeben hat (p. 49—86) — aus welcher namentlich hervorzuheben ist, dafs, abweichend vom Sachsenspiegel, der Witwer nicht nur die Fahrnifs, sondern, eine Folge der geschwächten Erbberechtigung der Blutsverwandten und des dadurch erstarkten ehemännlichen mundii, das *ganze* Vermögen der Frau mit Ausnahme der an die Niftel fallenden Gerade *behält* (pag. 53. 61) —, liefert er eine auf gewissenhaftes und gründliches Quellenstudium gebaute Untersuchung von 10 einzelnen Märkischen Stadtrechten. Er theilt diese, welche er nach den Resultaten der verdienstlichen von Kamptzschen Forschungen nach ihrem Ursprung von Magdeburg und ihrer successiven Fortpflanzung auf einer Tabelle p. 51 übersichtlich zusammengestellt hat, überhaupt in *drei* Systeme, je nachdem sie die *Singularsuccessionen* der Männer in das *Heergewäte* und der Frauen in die *Gerade* aufgenommen, oder von Anfang an ausgeschieden haben, oder zwischen beiden Systemen in der Mitte stehen, eine Classe, welche sich nur in einigen erst später der Mark Brandenbung einverleibten Gegenden vorfinde. — Man könnte nach dem, was wir vorher über das Zusammentreffen Ost- und Westphälischer Elemente in der Mark erwähnt haben, zunächst durch diese Sonderung überrascht werden und vielmehr eine auf den Unterschied des die Vermögens-Verhältnisse auch nach Trennung der Ehe noch beherrschenden *einseitigen* Princips ehemännlicher Vogtei einerseits und *gegenseitigen Ehegattenerbrechts nach Quoten* andrerseits gebaute Eintheilung erwarten; eine solche aber konnte aus dem einfachen Grunde nicht stattfinden, weil, soweit unsere Urkunden reichen, jener — Magdeburgische — Standpunct einer nur einseitig ausgebildeten und über das Bestehen der Ehe übergreifenden Verfügungsgewalt des Mannes in unsern Märkischen Städten schon überwunden ist und in allen sich die *Erbberechtigung der Frau auf eine Quote*, wie bei den alten Westphalen und Ripuariern, nur nicht mehr blofs an der Errungenschaft, sondern dem *Gesammtgut*, siegreich geltend gemacht hat wenn nicht überall unmittelbar durch Statute, so doc wie in Treuenbrietzen (pag. 134 flg.) durch *gerich liche* nach Magdeburgischer Art angeordnete *Verg bungen*. Es sind daher die einzelnen Stadtrechte nach dem mehr oder minder durchgreifenden Herv treten dieses Antimagdeburgischen Princips der *He theilung* (nur in Cotbufs findet Drittentheilsrecht st pag. 206 flg.) zu sondern und dies offenbart sich e darin, ob aus der Nachlassenschaft noch besond singuläre Massen sich ausscheiden. In solche Vermögen eines Verstorbenen zerfallen zu lassen Princip des Sachsenspiegels und des Altdeutschen E rechts überhaupt (cf. pag. 54), indem dasselbe n auf *der* Auffassung beruhte, dafs das Vermögen Einzelnen die reale Seite seiner *abstracten* Persönli keit sei, dasselbe vielmehr nach den sittlichen und e creten Beziehungen des Besitzers zu den einzelnen V mögenstheilen und zur blutsverwandten Familie in dualisirte und Eigen und Fahrnifs und in jenem wieder erbtes und Erworbenes, in dieser Heergewäth und Ge so wie endlich den Werth, der als solcher in Geld a schlagenen Persönlichkeit, das Wehrgeld unterschi Jene Sonderung des Eigen hat schon der Sachsensp gel beseitigt, indem in ihm und noch mehr in seine späteren Bearbeitungen der Vorzug der Männer in de Successin in Eigen oder doch in ererbtes Eigen, w er sich in den meisten Volksrechten fand, zurückg drängt ist. — Die Singularsuccessionen in die einz nen Theile der Fahrnifs sind dagegen bei Repk (cf. Sydow Erbrecht des Sachsenspiegels p. 149 fl und in den verschiedenen Redactionen des Magdebur schen Rechts (Heyd. p. 76 flg.) vollkommen ausge det. In der Mark hatten, wie wir aus einer Stelle d Constitution Johann Georgs von 1594 erfahren (p. 23 schon „von *Alters her* nicht nur die Schwertmag sondern auch die überlebenden Ehefrauen (ohne Zw fel im Zusammenhang mit ihrem so bedeutenden E rechte) und die Spillmagen die Rachepflicht", so d es schon hiernach consequent war, das Wehrgeld gemeinen Masse zu ziehen, wofür sich aber Joh Georg noch auf die Kaiserrechte beruft (pag. 2 Auch die Specialsuccession in das Heergewäth kehrte ihres ursprünglichen Grundes, wo den Schw

Digitized by Google

[illegible] nicht die *besondere* Pflicht der Rache und Ver[illegible]gung oblag, dennoch ist sie gemäfs dem histori[illegible] Gesetz, dafs die Erscheinung eines Princips die[illegible]eistens noch überlebt, und damit denn auch auf der [illegible]n Seite die in die Gerade in mehreren der Magdeburgischen Quelle nahestehenden Statuten, namentlich in Stendal (pag. 86 flg.), Prenzlau (pag. 124 flg.), Treuenbrietzen (pag. 139 flg.) beibehalten, wenn auch die Gerade zu Gunsten der „*Kopmanschap*" beschränkt [illegible]); in andern Städten, namentlich in *Pritzwalk*, Kyritz, Krossen wird jener Singularsuccessionen gar nicht gedacht und es findet sich, in den beiden ersten Städten auch dieses nicht nur ein Präcipuum des überlebenden Ehegatten (pag. 219); andere Rechte endlich, wie die von Brandenburg (pag. 169)*) Wittstock (pag. 145 flg.) und Züllichau (pag. 210 flg.) stofsen sie mit Bewufstseln aus und substituiren ihnen zum Theil gewisse praecipua für den überlebenden Ehegatten. Wir sind hier, indem wir nur die Resultate der gelehrten Forschungen unseres Verf. mittheilen wollten, unvermerkt auf eine von der seinigen etwas abweichende Eintheilung unserer Stadtrechte gekommen, indem wir sie zwar auch nach dem Vorhanden- oder Nicht-Vorhandensein jener besprochenen Singularsuccessionen charakterisirt, als Eintheilungsmoment für die Statuten, wo sie nicht vorkommen, aber den Umstand benutzt haben, ob ihrer gar nicht gedacht wird oder ob sie ausdrücklich aufgehoben werden. Und in der That möchten wir es weiterer Betrachtung des geehrten Herrn Verfassers anheimgeben, ob dieses Moment nicht durchgreifender sein möchte, indem das ausdrückliche Aufheben eine nähere Beziehung zu Magdeburg darlegt, als das gänzliche Ignoriren. Wollte man aber auch diesen Umstand bei der Art, wie unsere Statuten entstanden, als zufällig betrachten — was wir nicht unbedingt zugeben — so können wir doch den negativen Vorwurf nicht zurückhalten, dass uns die dritte Klasse des Hrn. Verf., wie jedes juste milieu, recht characteristischer Unterscheidungszeichen zu entbehren scheint. Ferner musste u. E. jedenfalls den Rechten von Salzwedel und Pritzwalk eine abgesonderte Stellung angewiesen werden. Denn das Recht von Pritzwalk, welches nach der Bewidmungsurkunde das von Seehausen ist (p. 145) leitet der Verf. selbst in der That „ohne gewagte Vermuthungen" von dem *Flämischen* Recht her d. h. von demjenigen Recht, nach welchem die bekanntlich um die Mitte des 12ten saec. aus den Rheingegenden und aus Holland eingewanderten Colonisten lebten, welches sie gewifs — wofür es auch an urkundlichen Belegen nicht fehlt (p. 5. 165), — dem altdeutschen Princip gemäfs beibehielten und in welchem, wie wir wenigstens vermuthen dürfen, der äussere historische Grund zur Verbreitung des oben als Westphälisch bezeichneten Elements, welches auch im Recht der alten Ripuarier vorwaltete, zu suchen sein mag. Wenigstens kann gegen diese Vermuthung nicht Stendal als Gegenbeweis angeführt werden, denn die über das 13te saec. hinausgehenden Stendalschen Urkunden erwähnen der Halbtheilung nicht und die Urkunden von Kyritz und Wittstock, welche diese als Stendalsches Recht bezeichnen, sind erst aus der Mitte des 13ten saec. — Das Recht von Salzwedel aber ist, wie gleichfalls der Verf. auch anerkennt, in seinem Ursprung offenbar von Lübek, — welches uns dann wieder nach Soest, seiner alten Handelsgenossin und somit in das Herz von Westphalen verweist — herzuleiten, mit welchem Salzwedel durch seine Theilnahme an der Hanse und seinen ausgebreiteten Handel in naher Verbindung steht, wogegen der Umstand, dafs es Heergewäth und Gerade, übrigens auch in sehr modificirter Weise, mit dem Magdeburgischen Recht gemein hat, als untergeordnet erscheint und nicht berechtigen konnte, es in eine Klasse mit Stendal etc. zu setzen. Es war vielmehr mit dem Seehansischen Recht, wie beide auch so pag. 51 aufgefafst sind, als Repräsentant des Westphälischen Elements den Rechten, welche ihren äufseren Ursprung von Magdeburg herleiten und das Ostphälische Element erst auszustofsen hatten, gegenüber darzustellen, wobei sich denn auch mehr herausgehoben hätte, dafs während das Seehausen-Pritzwalker-Recht auf der Stufe der märkischen Halbtheilung verbleibt, Salzwedel über diese und sogar über Lübek hinaus einen Schritt weiter auf der Bahn zur Gütergemeinschaft thut, indem daselbst in Ermangelung von Kindern der überlebende Ehegatte, mit Ausschlufs der Blutsverwandten des

*) Dies wird aus dem seit wenigen Jahren aus „dem Exil" zurückgekehrten höchst interessanten Berliner Stadtbuch ausführlich entwickelt.

Digitized by Google

Verstorbenen, *alleiniger* Herr des *Gesammtvermögens* wird (pag. 113). So weit ging Joachim nicht, er blieb auf der Stufe der Halbtheilung zwischen dem überlebenden Ehegatten und den Blutsverwandten des Verstorbenen, welchen er „die Herrschaft" (den Fiscus) substituirte und „legte so, indem er die alte Gewohnheit *fixirte*, ohne Zweifel selbst den Grund dazu, dafs die Mark Brandenburg nie dahin gelangte die gleichsam von Todeswegen eröffnete Gemeinschaft bis zu der, das gesammte *Leben* der Ehegatten durchdringenden Gütergemeinschaft zu entwickeln" was in dem bereits im 14ten Jahrhundert aus Brandenburgischer in Meklenburgische Herrschaft übergegangene Stargardischen Kreise geschah (pag. 221). Das Compromifs welches die Joachimica solcher gestalt zwischen dem Recht der Familie des Blutes und dem des geistigen Bandes der Ehe abschlofs oder vielmehr aufrecht erhielt, wurde zugleich zu einem, theils durch die selbstständige Entwickelung des Deutschen Rechts theils durch den der directen Reception des R. R. vorhergegangenen Einflufs desselben übrigens schon vorbereiteten, Vergleich zwischen dem Deutschen und Römischen Recht, indem die den Blutsverwandten zugewiesene Hälfte „nach Kaiserrecht" vererbt werden sollte. Dennoch konnte es auf dem so zum *Gesetz* gewordenen Recht, welches unser Verf. nach seinen Deutschen Elementen in dem 3ten Capitel (pag. 219 — 349) der ersten Abtheilung und nach seinen Römischen in der zweiten Abtheilung (pag. 350 — 402) betrachtet, an Conflicten nicht fehlen, auf welche, als den weiteren Stoff zu den interessantesten Partien des Buches liefernd, noch andeutend hinzuweisen, wir uns hier beschränken müssen. —

Blicken wir auf das Märkische Provincialrecht in seiner heutigen Geltung und vergleichen diese mit den von dem Verf. aus den Märkischen Statutarrechten gewonnenen Resultaten, welche die Joachimica soweit sie der alten Gewohnheit folgt, im Grunde lediglich aufgenommen hat —, so tritt uns anscheinend eine völlige Umkehr *der* Auffassung entgegen, aus welcher, wie wir gesehen haben, sich die Märkische Halbtheilung entwickelt hatte. Wir können diese dahin formuliren: dafs statt der nach unsern Statutarrechten ip jure durch den Tod des einen Ehegatten eintretend Gemeinschaft der Güter — wie sie sich einerseits a der inter vivos bestandenen *Einen* Verwaltung and seits aus der Anerkennung der Erbberechtigung Wittwe auf *eine Quote* gestaltet hatte —, jetzt der st tutarischen Erbfolge eine *Collation* der beiden Verm gen, abhängend sowohl von der Willkühr des übe benden Ehegatten, als der *Erben* des verstorbenen vorhergeht und die Einheit beider Vermögen, wel nach unseren Stadtrechten und nach der Joachim selbst unmittelbar durch den Tod des einen Ga da ist, erst wirklich wird durch die sog. Einwerf von Seiten des Ueberlebenden, dergestallt, dafs Sch und in dem rein „practisch-dogmatischen Geiste" nes Werkes *mit Recht* vor *der* Auffassung, als ob Einwerfung des Vermögens Seitens des conjux su stes eine nothwendige und ipso jure eintretende Fo der Erbschaftsantretung sei, als einem gefährlic Irrthum warnt und darauf den Accent legt, dass d Einwerfung nur zum Besten der Miterben dem üb benden Ehegatten obliege (Motive pag. 319).

Wenn also durch unsern Verfasser dieser Gegen unseres heutigen Rechts mit seiner *ursprünglichen* schichtlichen Basis zuerst in voller Schärfe aufgedec ist, so war es seine fernere Aufgabe, nachzuweisen wie es von der einfachen und natürlichen Grundlag aus, dafs die Witwe dem ihr durch das Statut zug dachten Vortheil entsagen, ihr Eingebrachtes zurü nehmen und sich dadurch von der Mithaftung für Schulden, — welche schon nach dem Berliner Sta buch von den Erben ganz und nicht blofs, wie na dem Sachsenspiegel, aus der fahrenden Habe bezah werden mussten (pag. 239), — befreien konnte,*) zu Complicität unseres heutigen Rechtes kam, wel neben dem beneficium inventarii dem Ehegatten wohl, als den *Erben* ein sog. jus optionis zutheilt.

*) Dafs dies noch ehe man an die Joachimische Constit dachte, zulässig und gebräuchlich war, ersehen wir au ner pag. 318 mitgetheilten, bisher ungedruckten Urk von 1522 aus dem Berliner Gerichtsbuch.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1527. — Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Deutschen Rechts von Dr. Ludwig Eduard Heydemann.

(Schluſs.)

Diese Aufgabe ist gelöst, indem pag. 319 — 346 der Einfluſs einer romanisirenden Praxis und die Uebertragung der Röm. Dotal- und Illatenlehre auf rein deutsche Verhältnisse von der Constitution Johann Georgs von 1594 bis zum Erbschaftsedict von 1765 mit ausführlicher Besprechung der dem Gutachten des Kammergerichts vom 30. Spthr. 1763 zu Grunde liegenden einzelnen Vota, verfolgt wird, woraus sich dann der heutige Rechtszustand äuſserlich erklärt, während zugleich darauf hingewiesen wird, daſs er innerlich seine Rechtfertigung in der Billigkeit für die Frauen und dem Bedürfniſs der Praxis findet, so wie dem Umstand, daſs weil durch Joachim ein Zustand fixirt worden war, der in sich selbst noch keine Geschlossenheit und Vollendung hatte, an Stelle einer eigentlich „vorbereiteten natürlichen Entwickelung der völligen Gütergemeinschaft, welche aber einmal unterbrochen war, eine andere künstliche trat, die wieder nur durch das Abweichen von der natürlichen Grundlage auch eine wenigstens *in sich* billige und consequente Weise gefördert und fixirt werden konnte" (pag. 340 flg.)

Wenn hiernach bei diesem Punkte die unmittelbaren Bedürfnisse der Praxis und die Zweifel der Doctrin durch die Gesetzgebung erledigt wurden, so befand sich wenigstens die letztere — denn die Praxis ward wenigstens durch einen richtigen Tact vor Fehlgriffen bewahrt (cf. Scholz l. c. p. 247) — noch bei der Anwendung einer anderen Römischen, der *Pflichttheils*-Lehre und nicht bloſs in der Mark, sondern überall, wo die statutarische Portion in Frage kam — in nicht geringer Verlegenheit darüber, wie sie den conjux superstes dabei behandeln sollte, und ob sie ihn ad augendam resp. minuendam legitimam mit zu zählen habe; zu welcher bei uns noch *die* Frage kam, ob der Pflichttheil von dem beiderseitigen, oder von dem alleinigen Vermögen des zu Beerbenden zu berechnen sei. Auch die diese Zweifel betreffenden Controversen hat unser Verfasser ausführlich behandelt (pag. 373 — 387) und darauf hingewiesen, daſs sie sich im Grunde von selbst erledigten, wenn man auch hier das Gebiet des Römischen und Deutschen Rechts auseinander gehalten und sich klar gemacht hätte, daſs man den dem Römischen Recht angehörenden Pflichttheil der Kinder auch nur nach Römischen Grundsätzen berechnen könne d. i. ohne Rücksicht auf die Person und das Vermögen des überlebenden Ehegatten (pag. 373), wobei sich dann aber allerdings das überraschende und unbillige Resultat herausstellt, daſs die Testirfreiheit eines Mannes mit einer Frau ohne Vermögen und 5 oder mehreren Kindern nur noch dem Namen nach besteht, da ihr in der That ein Object zur Disposition fehlt (pag. 367 nt. 1203); einen Erfolg, den man als die im Interesse des Deutschen Rechtes geübte Nemesis dafür anzusehen geneigt sein möchte, daſs es diesem bisher nicht gelungen ist, die Principien des Römischen Erbrechts seinerseits wieder soweit zurückzudrängen, daſs das, was im alten Deutschen Erbrecht der *ächte* Kern war, *die* Auffassung, daſs das Vermögen nicht sowohl die Sphäre des zeitigen Besitzers, als vielmehr die der Totalität der Familie sei, wieder zur Geltung gelangte in der Weise, daſs, wie dieſs der code Napoléon*) gethan hat, es eigentlich nur eine *Familienerbfolge* giebt

*) Das *Französische* Gesetzbuch ist hier sowohl, als in der Lehre von dem Güterrecht der Ehegatten, in welcher das régime en communauté die gesetzliche Regel bildet, den rein *Deutschen* Principien treuer als das heutige Deutsche Privatrecht.

Digitized by Google

und diese nur beschränkt wird durch ein Quantum, über welches zu testiren gestattet ist und welches nur in der Form von Legaten vergeben wird, während Erben und Repräsentanten nur, wie im Altdeutschen Recht, die Blutsverwandten sind. —

Es liefsen sich an diese beiden eben berührten schwierigen Lehren des Märkischen Provinzialrechts von dem jus optionis und der Berechnung der legitima noch manche Betrachtungen über die Stellung und Entwickelung Deutscher und Römischer Elemente, welche ja nicht nur die Grundlagen der Joachimischen Constitution sondern unseres *gesammten* Rechtszustandes bilden, anknüpfen. Wir müssen es uns aber versagen auf dieselben, so wie auf das reiche quellenmäfsige Detail der vorliegenden Schrift näher einzugehen, da es hier nur darauf ankommen konnte, die allgemeine wissenschaftliche Bedeutung derselben nachzuweisen. Bei der Stellung, welche sie in dieser Beziehung, wie wir zu zeigen versucht, — nach ihrem Inhalt und nach dem Verhältnifs desselben zu der allgemeinen Deutschen Rechtsgeschichte, — einnimmt, wird es ihr an Lesern weder unter den Theoretikern, noch unter den *denkenden* Practikern fehlen dürfen. —

Hermann Duncker.

XLVI.

De fontibus, indole et dignitate librorum, quos de historia ecclesiastica scripserunt Theodorus Lector et Evagrius. Commentatio historico-critica in certamine literario civium Academiae Georgiae Augustae die IV Junii a. MDCCCXLI ex decreto ordinis Theologorum venerabilis praemio ex regis munificentia constituto ornata. Auctore Gustavo Dangers, Hildesiensi. VIII u. 49 S.

Vergleicht man die Arbeiten, die wir über die Hauptquellen-Schriftsteller der Kirchengeschichte besitzen, mit den Werken, welche sich die Charakteristik und Kritik der profanen, namentlich der antiken Historiographie zur Aufgabe gemacht haben, so stellt sich ein bedeutender Unterschied heraus. Während diese, oft von Meisterhand gefertigt, uns nur deshalb eine wohlgeordnete Uebersicht des Stoffes bieten, welchen die zu behandelnden Geschichtschreiber verarbeiteten, damit daraus der Grad der Ausbildung d historischen Kunst ermessen werden könne: ist in jen meistentheils eine zwar nicht selten mit beispielloe Fleifse aufgehäufte, aber doch nur *massenhafte* Gel samkeit zu finden, welche, obwohl von dem bedeut sten Werthe für den Kirchenhistoriker dennoch a Urtheil über den Charakter der Quellenschriftste in stylistischer und künstlerischer Hinsicht nun nic fördert. Und doch wäre es wahrlich an der Zeit, d auch in dieser Disciplin der Theologie ein neues Anforderungen der Zeit genügendes Streben sich k gäbe, welches die Quellenschriftsteller in einem dern Sinne, als in Absicht auf ein *Aggregat* von T sachen aufzufassen suchte. Freilich wäre das *gen ste*, das Einzelne begründende Studium, der unverd senste Fleifs in jeder Rücksicht die einzige Bedin unter welcher jene weiterstrebenden Versuche gelin könnten. Aber wenn das massenhafte Wissen erste, das kritische die zweite, so ist das, so zu sa *organische* Wissen die dritte Stufe der kirche schichtlichen Forschung. —

Messen wir nun nach diesen Anforderunge vorliegende Schrift, so kann Rec. dem Hrn. Ver gentlich nur seinen Standpunct auf der *ersten* anwei Denn obwohl er seine Commentatio historico-cri genannt hat, so ist es doch eben der Mangel scharfer Kritik, verständiger Beurtheilung, welch Rec. zu rügen hat. Seine Schrift hat zu sehr d Charakter des nur sammelnden Fleifses, als dafs dem Kirchenhistoriker, welchem sie bei seinen Stud über die Quellenschriftsteller, welche sie charakt sirt, erwünscht sein müfste, bedeutende Dienste leist könnte.

Der Hr. Verf. theilt seine Abhandlung in zwei P tes, von denen die prima de Fontibus, die zweit Indole et Dignitate der genannten Schriftsteller spr Die erste, die bei weitem gröfste, füllt S. 7 — Ihr vorangeht ein Prooemium, welches die allge neren Fragen über die Beschaffenheit derselben, s über die Zeiträume, welche sie umfassen, behandelt Hr. Dangers widerspricht hier der Annahme des V *sius*, dafs die Kirchengeschichte des Theodorus Le ursprünglich in zwei *besonderen* Werken vorhan gewesen, von denen das eine die aus Socrates, S menus und Theodoret zusammengesetzte Historia partita nicht ganz vollendet, sondern nur bis zum Ja

Digitized by Google

oder bis zu Julianus Regierungsantritt fortgesetzt halten, das andere aber vom Tode des jüngern Theodosius angefangen und bis auf Justin I. die Geschichte in selbständiger Bearbeitung fortgeführt habe; die Meinung des Valesius stützt sich hauptsächlich auf die Nachricht des Leo Allatius, dafs das noch gedruckte Manuscript die Kirchengeschichte nur bis zur Zeit des Julianus enthalte. Wenn hiergegen p. 2 Dangers bemerkt: Codex imperfectus nihil probat, quaeritur, utrum liber quidam ad finem perductus necne; quare hoc argumento Valesius falso usus est: so ist ihm darin freilich Recht zu geben, aber dafs Theodor wirklich seine Tripartita bis zu dem Zeitpuncte, wo seine Quellen aufhörten, fortgesetzt habe, hat der Verf. eben so wenig bewiesen. Denn von den nachfolgenden Gründen, durch welche die Meinung desselben erhärtet werden soll, sind wenigstens die erste, dritte und vierte durchaus unhaltbar. Zunächst meint nämlich Hr. Dangers, sei schon aus dem *Suidas* s. v.: ἔγραψεν (Θεόδωρος) ἱστορίαν ἐκκλησιαστικὴν ἀπὸ τῶν χρόνων Κωνσταντίνου ἕως τῆς βασιλείας Ἰουστίνου zu schliefsen non lacunam in hac historia fuisse. Allein wenn man zugleich die von Valesius zur Begründung seiner Meinung aufgestellte sehr ansprechende Hypothese hinzunimmt: „Duplex hoc opus Th. L. quidam ex veteribus unum in corpus compingebant atque ita quatuor libros ecclesiasticae historiae numerabant: so folgt aus obiger Angabe der Zeitbestimmungen keineswegs, dafs diese ursprünglich aus zwei Theilen bestehende Kirchengeschichte den ganzen zwischen denselben liegenden Zeitraum umfafst haben müsse. Der dritte und vierte: Ioannes Damascenus quatuor libros historiae ecclesiasticae Th. numerare non potuisset, nisi historia ejus tripartita omnino perducta esset. In prooemio denique — de causis, quibus ad scribendum hujusmodi opus commotus sit, ait a venerando quodam episcopo — componendae historiae munus — sese suscepisse affirmat. Ideoque Theodorus pro ea, qua in virum illum Gangrensem esse videtur, reverentia officium illud explere debuisset, nisi mors etc. — operi finem fecisset — fällt in sich selbst zusammen; folglich bleibt nur der zweite Grund Gewicht, dafs Suidas s. v. Διόδωρος nonnulla affert Theodoro, quae sumta sunt ex ea historiae parte, quam Valesius a Th. non consumptam esse affirmat. Damit deutet der Hr. Verf. wahrscheinlich auf die Worte hin: Διόδωρος μονάζων ἐν τοῖς χρόνοις Ἰουλιανοῦ — ταῦτα ἔγραψεν, ὥς φησι Θεόδωρος ἀναγνώστης. Diese Notiz scheint uns allerdings zu nöthigen, das Ende der Tripartita etwas über des Julians Zeit hinauszurücken. Aber es fragt sich doch ob diese chronologische Angabe dem Theodorus oder vielmehr dem Suidas angehört, und wäre das Letztere der Fall, so schiene des scharfsinnigen Valesius Combination nicht nur weit ansprechender, als des Hrn. Verf. Widerspruch, sondern sie wäre auch durch tüchtigere Gründe gestützt. Nehmen wir aber auch jene Zeitangabe unbefangen als eine Notiz des Theodorus, so folgt doch aus derselben eben so wenig wie aus der übrigen Augumentation, dafs er seine Tripartita bis zu *der* Zeitgrenze fortgeführt, wo die des *Socrates* aufhört (weshalb hätte sie nicht ebenso gut mit Sozomenos oder Theodoret enden können?), noch weniger dafs sein eigenes selbständiges Werk, welches nach den Fragmenten zu urtheilen, von dem Jahre 450 beginnt, sich unmittelbar an die Tripartita angeschlossen. Hiergegen gelten vielmehr durchaus des Valesius Gründe, wenn er sagt: hätten ursprünglich die Schriften des Theodorus Ein Werk ausgemacht: certe Nicephorus Callistius, qui Excerpta seu Collectanea ex secundo Opere Theodori nobis reliquit, non ex *primo* et *secundo*, sed et tertio et quarto libro praenotavisset etc.

Doch dies führt uns von dem Gebiete *vager* Vermuthungen (auf dem wir auch dem Verf. volle Freiheit gestatten, sofern nur der Scharfsinn hier das Wahrscheinliche zu finden vermag) zu dem was uns sicher vorliegt, nämlich zu den Fragmenten selbt, welche Nicephorus Callistius aufbewahrt. Und hier ist allerdings von grosser Bedeutung die Beantwortung der Frage, welche der Verf. p. 4. aufwirft: „utrum Nicephorus Callistius ipse collectanea e libris Theodori fecerit an nihil nisi fragmenta cognoverit. Der Hr. Verf. entscheidet sich hier für die Bejahung des ersten Theils der Frage, worin wir demselben vollkommen beistimmen. Hr. Dangers macht hier richtig auf den allerdings auffallenden Widerspruch aufmerksam, welchen Valesius über diesen Streitpunkt sich zu Schulden kommen läfst. Rec. zweifelt überhaupt, ob diese sogenannten Fragmente durchweg wörtlich Fragmente des Theodor und nicht vielmehr eben das sind, was man *Excerpte* nennt. Die Sätze sind oft so unverbunden, und doch so sehr aneinandergedrängt, es mangelt ihnen

Digitized by Google

meistentheils so sehr an aller eigentlich historischer Bewegung, dafs ein Zweifel an der wörtlichen Authentie wohl erlaubt genannt werden mufs. Manche Fragmente freilich sind nicht ohne richtige Characteristik und namentlich Fragm. XVII. Lit. H. p. 560 (in der Ausgabe des *Valesius* MDCLXXIX Moguntiae) über das päpstliche Schisma zwischen Laurentius und Symmachus nicht ohne einen Anklang an historischen Pragmatismus, während andere an die trockene leblose Characteristik und den Chronikenstyl des Theophanes Confessor erinnern. Die vielen Latinismen, welche uns bei jenem auf jeder Seite begegnen, sind auch bei Theodorus schon in grofser Anzahl zu finden: z. B. ἐν τῷ κάμπῳ p. 551 D. ἐν τοῖς τῶν μοναχῶν κελλίοις p. 553 A. πρωτόσιτος p. 554 B. κάστρον p. 564 A — und richtig ist die Bemerkung des Hrn. Verf. p. 44: Theodorus non assequitur Eusebium, obgleich dieser ganze Theil seiner Abhandlung *allzudürftig* und *oberflächlich* ausgefallen ist, wie auch der Epilogus, welcher de dignitate librorum Theodori Lect. et Evagrii zu handeln verspricht, aber keineswegs eine durchgreifende historische Kritik ausübt. Vergleichen wir ferner die dem Theodorus gewidmete Sectio specialis p. 11—14, so hat hier, wo allein durch eine gründliche Beweisführung der kritische Werth und die Glaubwürdigkeit des Historikers dargethan werden kann, auffallender Weise der Verf. nichts anders als ein trockenes Verzeichnifs der Monumenta, Documenta, Auctores historici (diese Eintheilung kehrt bei Evagrius wieder) gegeben, welche in den Fragmenten vorkommen und die eben defshalb Hr. Dangers ohne Weiteres als Quelle anführt. Aber es ist doch wahrlich durch nichts bewiesen, dafs Theodor wenn er uns berichtet: Μαρκιανὸς ἐκέλευσεν ἐπὶ δόσει μὴ γένεσθαι ἄρχοντα (cf. p. 551) — um dies zu können, das kaiserliche Gesetz vor sich gehabt — und in diesem Falle würde es *doch nur eine Quelle* genannt werden können. Noch weniger wurde an und für sich daraus, dafs Theodor uns erzählt: Μαρκιανὸς καὶ Πουλχερία ἔγραψαν Λέοντι· καὶ Λέων ὁ ἐπίσκοπος ἔγραψε πρὸς τὴν ἐν Νικαίᾳ ἐλπιζομένην γενέσθαι σύνοδον θαυμασίαν ἐπιστολὴν folgen, dafs er beide selbst gelesen und so als authentische Actenstücke bei seiner Geschichtschreibung gebraucht habe, wenn nicht bei dieser letzten ἐπιστολὴ hinzugefügt wäre: ἥτις καὶ ἐν τοῖς πραχθεῖσιν ἐν Καλχηδόνι ἐμφέρεται, wodurch allerdings wahrscheinlich wird, dafs er die Concilionarten und mit diesen jene ἐπιστολὴ kennen gelernt. Eben so sehr mufs man sich wundern aus Theod. L. Worten p. 556 B.: Βασιλίσκος μετὰ τύπου ἐμβαλὼν τὴν ἐν Καλχηδόνι σύνοδον ἐναντιούμενος ἀπέλυσε τὸν λοιπὸν ἐπὶ Ἀλεξάνδρειαν καὶ τὸν γραφέα εἰς Ἀντιόχ[illegible] den Verf. §. 6. Nro. 9. schliefsen zu sehen, unser seres Historikers Quellen seien auch gewesen: Basilisci Diplomata (?), quibus Timotheum, Ailurum et Petrum Fullonem Episcopos reddidit. Wie in jenen grie chischen Worten von Diplomatis, ich will nicht sagen als historischen Quellen, sondern überhaupt von ihnen die Rede sein kann, vermag Rec. nicht einzusehen und die Behauptung des Hrn. Verfs. würde ihm ein Räthsel geblieben sein, wenn nicht die dem griechischen Texte gegenüberstehende Version des Valesius: cum imperiali diplomate dimisit ihm die Sache aufgeklärt hätte.

Das Gesagte wird genügen, um des Rec. Ansicht von dem irrthümlichen Gebrauche der Quellen von Seiten des Verfs. darzulegen. Diese Ansicht, die wird schwerlich Widerspruch finden wird, ist kurz die, dafs aus der *Anführung* eines Gesetzes, welches der Kaiser gegeben, eines Briefes, welchen ein Bischof geschrieben, nicht folgt, dafs der Historiker, bei dem sich diese Anführungen finden, dieselben wirklich *extenso* gekannt, falls nicht andere Merkmale vorhanden sind, von welchen auf eine solche Kunde geschlossen werden mufs. Daher ist es doch gewifs sehr wenig eigentlich zu verstehen, wenn der Verf. alle diese Documente als Quellen anführt. Weshalb konnte Theodorus diese Notizen nicht durch Berichte von Privatpersonen oder auf einen andern Wege, durch den Verkehr des gewöhnlichen Lebens erfahren? — Hat er auch dies erfahren, so waren ja eben diese Berichte, keineswegs aber die Documente die Quellen, wenigstens kann an nicht vielen Stellen *bewiesen* werden, dafs er diese benutzt haben *müsse* — wie Hr. Dangers meint p. Documenta quamquam in fragmentis Theodori numquam ad verbum leguntur, Theodorus tamen haud dubie tribuit, quum alii historiarum libri, ex quibus sua deberet, raro exstarent. Allein das Letztere zugegeben, aber nicht zugestanden, wefshalb soll der Zeitgenosse nicht Vieles erfahren, was an historischer Wahrheit dem Inhalte von Documenten gleichstehet, ohne diese selbst zu besitzen? —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

fontibus, indole et dignitate librorum, quos de historia ecclesiastica scripserunt Theodorus Lector et Evagrius. Commentatio historico-critica in certamine literario civium Academiae Georgiae Augustae die IV Junii a. MDCCCXLI ex decreto ordinis Theologorum venerabilis praemio ex regis munificentia constituto ornata. Auctore Gustavo Dangers.

(Schlufs.)

Ausführlicher als über den Theodorus L. ist, — wie dies auch die gröfsere Wichtigkeit des Schriftstellers erheischt, Hr. Dangers über den Evagrius. Dennoch findet sich auch in diesem Abschnitte trotz alles anzuerkennenden Fleifses des Mangelhaften Vieles. So z. B. ist es allerdings so gut wie gewifs, dafs Evagrius die Acten des Ephesinischen Concils der Hauptsache nach gekannt habe (s. §. 10.) — siehe Evag. I. 2., wo er bei dem Dictum des Nestorius: τὸ γενόμενον διμηναῖον ἢ τριμηναῖον (cf. Socrates H. E. I. 39. τὸν γενόμενον) οὐκ ἂν θεὸν ὀνομάσαιμι — sich auf seine Quellen beruft mit den Worten ὡς τὰ περὶ τοῦτον Σωκράτει καὶ τῇ ἐν Ἐφέσῳ προτέρᾳ συνόδῳ σαφῶς γέγραπται. Ob er aber alle einzelnen Briefe, welche sich auf die Nestorianischen Streitigkeiten beziehen, wohl er die des Cyrill an Nestorius, des Nestorius an Cyrill anführt, — *vor sich gehabt habe*, läfst sich keineswegs mit apodictischer Gewifsheit behaupten, wie Rec. schon oben bei einem ähnlichen Falle des Theodorus geäufsert. — Nicht selten finden sich ferner bei der Aufzählung der bei Evagrius vorauszusetzenden Quellen *Zusätze*, welche durch den Bericht des Evagrius nicht bestätigt werden und obwohl sie durch andere Documente hinlänglich erwiesen sind, doch dazu nur dienen, dafs die Leser, welche aus des Hrn. Verfs. Schrift den Thatbestand, wie er von Evagrius aufgefafst wird, kennen lernen wollen, *ob sich diese Notizen bei Evagrius finden oder nicht, fast nie genau wissen können.* So wird §. 15. p. 31 in der schon gerügten Weise nicht nur der Brief des Theodosius an Cyrill und Joannes Antiochenus als Quelle des Evagrius erwähnt, sondern es wird auch als Inhalt desselben etwas angegeben, was bei diesem Historiker gar nicht zu finden ist. Wenn nämlich Evag. I. 15. sagt: Θεοδοσίου εὐσεβέσι γράμμασι χρησαμένου πρός τε τὸν Κύριλλον καὶ Ἰωάννην τοὺς ἐπισκόπους συμβαίνουσι πρὸς ἀλλήλους, τὴν Νεστορίου καθαίρεσιν ἐπικυρώσαντες: so giebt ganz ungenau und Ungehöriges einmischend der Hr. Verf. den Sinn dieser Stelle so wieder: Adhortatur Joannem ut pacem ineat cum Cyrillo et Nestorium damnet Nicomediamque sese conferat. Cyrillus autem mandatum accepit, ut item Nicomediam iret. Auch findet sich bei Evagrius über Aristolaus als Ueberbringer des Briefes nichts erwähnt. (Vergl. jedoch Baronius ad annum 432. Tom. V. p. 700). Noch tadelnswerther ist es, dafs §. 12. p. 35, nachdem die Homilia a Paulo Emeseae habita als Quelle genannt, eine Notiz gegeben wird, die Jeder, welcher den Evagrius nicht vergleicht, auf diesen Historiker zurückführen wird, und die doch nur durch die von Evagrius nicht aufgenommene Homilie selber uns zugekommen (s. Baronius ad annum 432. Tom. V. p. 710). Oder wie soll man wissen, dafs *dieser* Zusatz sich auf keine Stelle des in Rede stehenden Kirchenhistorikers gründet, dagegen die Epistola Cyrilli ad Ioannem (Evag. I. 6.) §. 14. Nro. 7. sich wirklich in extenso bei demselben findet? — Entweder mufste jedesmal oder *nie* angezeigt werden, was nur bei Evagrius und was in andern Quellen über den genannten Punct zu lesen ist. Das Erstere hat der Hr. Verf. manchmal gethan, aber nicht bestimmt genug. Wenn Derselbe §. 16. Nro. 1. bei der Angabe der Apologien, welche *Nestorius* in seiner Verbannung geschrieben, bemerkt: pauca hausit inde Evagrius, wer kann daraus schliefsen, dafs

Digitized by Google

hier wirklich ein Excerpt vorhanden ist, und noch dazu ein Excerpt aus einem Buch, dessen Wichtigkeit er stark genug hervorhebt, wenn er sagt: ἃ καὶ διέπεσεν ἂν καὶ τέλεον διερρύη καὶ κατεπόθη τῷ χρόνῳ μηδὲ ψιλῶς ἀκοδόμενα (nämlich die Schicksale des *Nestorius*), εἰ μὴ Νεστορίου βίβλῳ περιείτυχὼν, τὴν περὶ τούτων ἱστορίαν παρεχομένῃ.

Mit Recht handelt der Hr. Verf. über den Bericht des Evagrius über die fünfte ökumenische Synode §. 11. (Evag. IV. 38.) weitläufiger als über alle anderen Synodalberichte, da derselbe wegen seiner Fehlerhaftigkeit einer strengern Kritik bedarf. Er giebt hier mit *Walch*, *Gieseler* zu, dafs die Verdammung des Origenes, über die in den Acten der fünften ökumenischen Synode nichts vorkommt, *nicht*, wie Evagrius berichtet auf dieser, sondern auf einer früheren σύνοδος ἐνδημοῦσα (544) geschehen sei, — obgleich auch Theophanes Confessor und Nicephorus Callistius das Gegentheil berichten. Die Verwirrung des Evagrius ist hier sosehr eine totale, dafs man das Betragen des Vigilius nach seiner Erzählung gar nicht gehörig beurtheilen kann. Die Entschuldigung des Hrn. Vfs.: „Acta prioris concilii, quum addita essent in calce Concilii Universalis quinti, omissa fortasse accurata distinctione utriusque synodi, facile partem illius synodi Evagrius ducere poterat — will dem Rec. nicht einleuchten, — und sollte er wirklich Recht haben, so müfste man nicht ohne Vourtheil sein in Bezug auf viele andere derartige Berichte dieses Historikers.

Doch *Rec.* erlaubt der Raum dieser Blätter nicht weiter auf Einzelheiten, deren freilich noch so manche übrig wären: z. B. die Beantwortung der Frage, ob Zacharias Rhetor wirklich, wie der Hr. Verf. dem Baronius folgend annimmt, ein Eutychianer gewesen, einzugehen. Das Gegebene scheint auch genügend, um die Behauptungen desselben zu erhärten, namentlich sein Urtheil über des Hrn. Verfs. Kritik zu rechtfertigen. Der letzte Abschnitt *de indole et dignitate* — Evagrii, der unter allen der wichtigste gewesen wäre und dem Hrn. Verf. Gelegenheit gegeben hätte eben das Feld anzubauen, welches ich oben das organische Wissen der kirchenhistorischen Forschung genannt, ist, wenn gleich mehre *treffende* Bemerkungen sich darin finden, zu dürftig, als dafs ihn Rec. weiter zu besprechen für nöthig fände.

Daher zum Schlufs das Urtheil, dafs der Hr. Verf. seine allerdings nicht leichte Aufgabe nur zum Th *gelöset*, aber doch durch seinen *sehr fleifsigen* u schon seines Strebens wegen anerkennungswert *Versuch* der Lösung die Aufmerksamkeit auf ein wenig angebautes Gebiet wieder hingelenkt.

Die Latinität ist etwas ungelenkig und hart, Darstellung indessen klar und besonnen.

H. Reuter.

XLVII.

Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. Z Besten der unglücklichen Kandioten. Gr berg und Leipzig, 1842.

Ob diese Sammlung neugriechischer Volks- Freiheitslieder zu dem besonderen Zwecke, den Herausgeber dabei gehabt, Etwas habe beitragen k nen und beigetragen habe, weifs Rec. nicht, und möc es fast bezweifeln; indefs auch, ohne dies, und na dem der Aufstand in Kreta im vorigen Sommer reits wieder unterdrückt worden, behält diese S lung ihr Interesse. Der Herausgeber — dafür wohl der unter der Einleitung S. XXIX unterze nete Heinr. Bernh. Oppenheim gelten — ist für Sache Griechenlands und für Dasjenige, was die Ne griechen im Kampfe für ihre Unabhängigkeit gethan haben, in hohem Grade begeistert. Allein was mer ist, er erkennt auch in ihnen ein ursprüngliches, tionales, ein ächtgriechisches Element an, — in ihne so wie namentlich in der neugriechischen Volkspoe im gegenseitigen Verhältnisse zu einander. „Die ne griechische Volkspoesie", sagt er S. VIII, „lehrt den engen Zusammenhang zwischen Volk und Vo heldenthum; das heilige Mysterium der National wird hier practisch ausgelegt. Mit gerechtem St weisen die Griechen von heute alle slavischen Elem von sich, die ihnen äufserlich aufgedrungen war nur eine Sclavennatur konnte die todte Gelehrsam zu solchen Deutungen ausbeuten, denen das Volk se widerspricht, in Sprache, Charakter, Erinnerungen, Sitten und Bestimmung"! Auf ähnliche Weise, Innen heraus, und nach dem, was die Gegenwart griechischen Volks zwanglos darbietet, ist Fallmeraye Hypothese schon mannigfach bekämpft worden; a der Mann fühlt sich nun einmal in dem Wuste bestäubten Bücher der Vergangenheit so heimisch,

Digitized by Google

auf Alles das, was das Leben laut und vernehmlich ausspricht, nicht hört, nicht hören kann und nicht hören will. Deshalb können wir denn auch um so eher, wenigstens hier, diese Sache auf sich beruhen lassen. — Nachdem in obgedachter Einleitung der Verf. das Streben des griechischen Geistes angedeutet, sich nach Aufsen hin auszudehnen, ohne in Formen und von Formen sich abhängig zu machen, spricht er sich auch über das Leben und Wirken dieses Geistes in dem Volke selbst aus, das er durchdrang und durchdringt. „Durch alle nationale Wirren der vergangenen Jahrh.", spricht er S. IX, „lebt eine innige Frömmigkeit im griech. Charakter, die sich in Gebräuchen, Ceremonien und Gesängen offenbart und alle Formen des täglichen Lebens läuternd durchdringt". Aber es ist eine poetische Frömmigkeit, die selbst wieder von der alten Kindesunschuld und Phantasieenfülle hellenischer Mythologie durchdrungen wird. Diese poetische, und dabei patriarchalische Einfachheit offenbart sich in dem griech. Volke unserer Zeit, wenn auch nicht in dem Gesammtleben desselben, doch in einzelnen Classen und in einzelnen Gebräuchen des Volks, obschon zu besorgen dafs diese Einfachheit dem Nivellirungssysteme der europäischen Civilisation, die nun einmal das Materielle, Reelle und Positive liebt, nicht werde lange widerstehen können. Eine solche Classe sind z. B. die genannten Klephthen, bekannt durch die Schilderungen von ihnen in Fauriels Sammlung der Chants populaires de la Grèce moderne, ferner durch die, ihre Thaten vor dem Freiheitskriege und in ihm, so wie überhaupt ihr Leben schildernden Volkslieder in der gedachten und in andern Sammlungen, endlich durch ihre Thaten während des Freiheitskrieges. Der Herausgeber verbreitet sich über die Klephthen in der Einleitung kurz charakterisirend: die in der vorliegenden Sammlung selbst mitgetheilten Volkslieder, die zum geringen Theile dem Klephthenleben angehören, dazu der beredteste Commentar. Den Schlufs der Einleitung machen Mittheilungen und Betrachtungen über den Aufstand in Kreta im Sommer 1841, mit Hinsicht auf die europäische Politik, die officiell dazu nichts sagte und Nichts dafür that.

Was nun die hier gegebene Sammlung neugriechischer Volks- und Freiheitslieder im Besonderen anbelangt (von denen aber gerade nicht alle der einen oder andern Classe angehören dürften), so rühren die meisten Uebersetzungen, neben denen von Göthe, Wilh. Müller u. A., von einem, uns bisher noch unbekannten D. G. Sanders her, der auch ein Nachwort S. 108. f. mit seinem Namen unterzeichnet hat. Die Originale dieser Uebersetzungen haben wegen des populairen Zweckes des Büchleins weggelassen werden müssen (S. 111), sind übrigens gröfstentheils unter uns bekannt, aufserdem auch in Ansehung der Quellen, wo diese Originale zu finden, im Allgemeinen (S. 111 u. 112) und im Einzelnen fast durchgängig nachgewiesen worden. Auch viele, wenn nicht die meisten derselben sind bereits durch Uebersetzungen selber unter uns bekannt. Der genannte Uebersetzer hat sich nun für seine Verdeutschungen besonders Treue der Form, möglichste Worttreue und Verständlichkeit zur Pflicht gemacht (S. 108). Dagegen ist nun gewifs ganz und gar Nichts zu sagen; allein er ist dieser Pflicht nicht allenthalben, und bisweilen nur gar zu wenig, nachgekommen. Denn hie und da hat er der Formtreue, die er sich vorzüglich zum Gesetz gemacht zu haben scheint, wenn auch nicht gerade die Verständlichkeit, doch die Gefälligkeit der Form aufgeopfert, wie dies z. B. bei dem zweiten Gedichte, der Uebersetzung eines Theils des im Originale allerdings schwierigen Dithyrambus an die Freiheit von Salomos, der Fall ist. An metrischen Formungefälligkeiten fehlt es auch nicht. So z. B. steht im ersten Gedichte, S. 1 V. 2, Z. 5:

— ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Hört, es tönt meine Drommete;

was in Betreff des Wortes: meine, hart ist, weil der Ton auf der letzten Sylbe ruht, wofür übrigens gesagt werden konnte:

es tönet die Drommete.

So in Nr. II. S. 3. V. 3. Z. 2:

Indem du dich grämst und schämst

wo statt: Indem, das als Trochaeus gebraucht, hart ist, zu sagen war: Während u. s. w. Dafs hier auch die Zeitenfolge (vorher: wohntest, und darauf: grämst und schämst) nicht pafst und dies nicht minder störend ist, werde nur im Vorbeigehen erwähnt.

Ferner in Nr. VII. S. 16. V. 2. ist das Wörtchen: oder, ebenfalls hart gebraucht als Jambus; es wäre zu sagen gewesen: ob kommt u. s. w.; eben so V. 4:

mit ihm Tausender achtzehn.

Warum nicht: und mit ihm achtzehntausend —?

In dem nämlichen Gedichte, V. 14. S. 17. heifst es:

Geht sammt Eurem Glauben, Ihr unreine Hund zum Teufel.

Jedenfalls ungefällig und hart. War es nicht besser zu sagen:

Mit Eurem Glauben geht nur, Ihr Hunde, geht zum Teufel.

Eben so V. 17:

Lasset mich fünf, sechs Tage denn nur noch am Leben bleiben.

Wie hart! Warum nicht:

So lasset fünf, sechs Tage nur mich noch am Leben bleiben —?

Dafs in diesem Gedichte unter Nr. VII. (der Tod des Diakos) der Name: Diakos, bald Diakos, bald Diakos,

Digitized by Google

bald Diakòs gebraucht wird, kann nicht gebilligt werden.

In anderer Beziehung ist an den Uebersetzungen im Allgemeinen zu tadeln, dafs der Uebersetzer, trotz der beabsichtigten Worttreue, Flickworte zu gebrauchen nicht verschmäht hat. So z. B. stehen die Worte: im Lauf, in Nr. II. S. 3. V. 2. Z. 4. in dem Originale nicht; der Uebersetzer hat sie nur des Reimes wegen angebracht. Eben so in demselben Gedichte sind S. 3. V. 5. Z. 3. die Worte: Deinen Lieben, freie Uebersetzung nur des Reimes wegen; dagegen fehlt das νὰ κλαῖς des Originals. Eben so steht der Inhalt der vierten Zeile des fünften Verses nicht in dem Originale. In dem Gedichte Nr. XLIX. S. 65. V. 11. ist dies mit den Worten: zur Zeit (auch hier nur des Reimes wegen, wenn anders hier in dem Originale absichtlich Reime angenommen werden müssen), und aufserdem überhaupt mit dem Flickwörtchen: wohl, häufig der Fall.

Endlich ist auch Manches falsch übersetzt worden. So ist in Nr. III. S. 6 V. 11. die Uebersetzung: eigner Herr, falsch; αὐθέντης des Originals bedeutet: Fürst, Hospodar. Ebendaselbst V. 14. war das κυττάζει des Originals etwa:

Allein darnach nur strebt er u. s. w.

nicht aber:

Doch bücket er sich nieder u. s. w.

zu übersetzen. In dem nämlichen Gedichte, Nr. III. in dem schönen Eide:

Bei dir, des Weltall's Herrscher u. s. w.

ist V. 6. nicht richtig übersetzt. In Nr. XVIII. S. 32 (was freilich nach Göthes Uebersetzung mitgetheilt ist) Z. 7. das Wort des Originals: λιμεριάζω so viel als: sein Quartier aufschlagen, sich lagern. In Nr. XX. S. 34 V. 4. ist der Sinn des Originals falsch wiedergegeben; es mufs heifsen:

Der Bukovallas kämpfet dort mit Tausend und Fünfhundert,

nicht aber:

Der B. führt zum Streit u. s. w.

In Nr. XLIX. S. 64 Z. 6. wäre es richtiger gewesen:

Allein die Burg der Schönen kann er nehmen nicht.

Ebendaselbst Z. 9. S. 64 durfte es nicht heifsen:

was ist dein Befehl?

sondern:

was verheifs'st du mir?

So S. 65. Z. 16. ἀπ' ἀσκηταρόν, nicht:

aus der Einsamkeit,

sondern:

aus dem Kloster her.

Und eben da Z. 18:

Nun wohl, so gebet Brot ihm, und dann geh mit Gott!

nicht aber:

Wohl denn, so nehmet Brot hin und in Frieden geht!

wo man gar nicht weifs, woher das: nehmet, und geht, herkommt.

Indefs auch bei allen diesen Mängeln, die die K tik um so weniger darf ungerügt lassen wollen, der obgenannte Verf. des Nachwortes S. 108 f. des gröfsten Theils der hier enthaltenen Uebersetz gen das Urtheil der Kritik in diesem Nachworte gle sam herausfordert, hat gleichwohl die vorliegende Sa lung ihren Werth und ist von einem nicht geringen teresse. Denn sie giebt uns Gelegenheit, an diesen bersetzungen die neugriechische Poesie, namentlich Volkspoesie kennen zu lernen, und dieses Verdienst bl auch dann ungeschwächt, wennschon die Uebersetzung von obgerügten Mängeln, die mehr die Form betre auch ganz abgesehen, oft gar zu sehr hinter den Rei der Naivetät und der harmonischen und melodis Anmuth des Originals zurückbleiben. Das liegt th an der deutschen Sprache, theils an der griechisch mag übrigens hier weiter nicht ausgeführt werden, aber besonders bei einer Vergleichung einzelner hier S. 76 f. übersetzten Distichen mit den Origin (bei Fauriel, II. pag. 220. f.) einleuchtend. Auch anderen Beziehungen bieten Vergleichungen der mitgetheilten Lieder mit andern, z. B. serbischen, altgriechischen, etwa so, wie es D. Firmenich, theilweise weniger zwanglos, gethan hat, mannigfac Interesse dar, obgleich dieses weiter nicht in Zwecke dieser Sammlung gelegen hat. Dergle mufs überhaupt mehr dem Einzelnen überlassen ben, wenn er zuvor mit dem Wesen und den thümlichkeiten der neugriechischen Volkspoesie befreundet und in ihr, in der Vieles gefunden wer kann, wenn man nur geneigt ist, in ihr Etwas zu chen, eben Etwas zu suchen angefangen hat. Eb so wenig an die Ungebundenheiten und Freiheiten d Originals, die grofsen Theil haben an der obgedachte Naivetät und Anmuth, als an den Härten und d Schwerfälligkeit der Uebersetzung darf man mehr, recht ist, Anstofs nehmen; Ersteres nicht, weil, sel wenn diese Ungebundenheiten und Freiheiten nicht reizend und anmuthig wären, als sie es sind, dies Volksgedichten dieser Art kaum anders sein kann, es auch hierbei nicht auf die Schale, sondern auf Kern ankommt, und aus eben diesem Grunde Letzteres nicht. Wie interessant übrigens Ver chungen, die sich gleichsam von selbst aufdrä hierbei sind, dafür giebt das Lied S. 71: „Verr Liebe", einen Beleg ab, insofern es in Ton und halt ganz an Heine erinnert, wennschon die Ue setzung, die von Chamisso ist, etwas frei zu scheint. Wir haben das Original, dessen Quelle nicht nachgewiesen ist, nicht gleich auffinden kö

Schliefslich nochmals die Bemerkung, dafs ohne das Urtheil der Kritik über die vorlieg Sammlung zurückhalten zu wollen, durch Vorstehe auf dieselbe auch hier aufmerksam zu machen wünscht haben.

Fr. Kind.

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

XLVIII.

tches of China; partly during an inland urney of four months, between Peking, Nan-ing, and Canton; with notices and observa-ions relative to the present war. By John Francis Davis, Esq. Late His Majesty's Superintendent in China. London, 1841. 2 *vols.* 8.

, Die Hoffnung, ihre Handels- und diplomatischen hältnisse mit China besser zu gestalten, bewog englische Regierung, im Jahre 1816 eine grofsar-e Gesandtschaft, an deren Spitze Lord Amherst d, nach Peking zu senden. Das Unternehmen heiterte indessen an der beharrlichen Weigerung Engländer, die (tatarische) Ceremonie des drei-ligen Niederwerfens zu vollziehen, und die ganze sandtschaft wurde, ohne zur Audienz gelangt zu n, nach Kanton zurückgeschickt. Bei dieser Ge-tschaft, welche im Ganzen aus 75 Personen be-d, war der Verf. einer der vier für chinesische espondenz bestimmten Secretäre und daher ein g eingreifendes Mitglied. Er hielt aber seinen bericht entweder aus unbekannten Gründen oder b zurück, weil Henry Ellis, das dritte Mitglied Gesandtschaft, ihm schon im Jahre 1817 mit einem nal of the Proceedings of the late Embassy to zuvorgekommen war. Vielleicht waren es die rhältnisse, welche den Verf. jetzt noch zur Her-be der vorliegenden Skizzen, die im Wesentli-ein Bericht über jene Gesandtschaftsreise sind, egen und ihn bestimmten, hinsichtlich der gegen-tigen und der noch zu erwartenden Ereignisse belehrende und praktische Bemerkungen hinzuzu-n. Bleibt man aber auch nur bei dem wissen-ftlichen Gesichtspunkte stehen, so ist das wenn ch sehr späte Erscheinen des vorliegenden Buches schon durch den Umstand gerechtfertigt, dafs Ellis nicht Chinesisch versteht, währene Davis dieser Sprache vollkommen mächtig zu sein scheint, und dafs man ferner in unserm Verf., abgesehen von seiner geist-vollen Auffassungs- und Darstellungsweise, den ge-nauen und umsichtigen Beobachter erkennt, während der bescheidene Ellis zu dem Bekenntnifs genöthigt ist: — my powers of observation of visible objects in general are very limited, partly from shortnefs of sight, but principally from negligence (Journal p. 221).

Um dem Wunsche desjenigen Lesers, der die Reiseroute der Amherst'schen Gesandtschaft noch nicht kennt, zu genügen, so sei dieselbe hier zuvörderst mit wenigen Worten verzeichnet. Die Reise geht von der bekannten Insel Hong-kong in der Nähe von Macao, wo der Verf. den Faden seiner Erzählung aufnimmt, längs der chinesischen Küste durch den Kanal von Formosa und bei den Chusan-Inseln vorbei zum Pe-Chili-Busen, wo das Geschwader an der Mündung des Pei-ho (Nordflufs) sich vor Anker legt. Von hier aus wurde die Reise in Booten fortgesetzt. Man schiffte den Pei-ho aufwärts, wendete sich darauf in den von Norden her einmündenden Nan-yun-ho, und gelangte so bis Tong-Tscheu, von wo die Gesandtschaft in Karren und Sänften bis an die Thore von Peking, dann aber um die Stadtmauer herum nach dem nahen Yuen-min-yuen, dem damaligen Aufenthalte des Kai-sers, geführt wurde. Da nun schon wenige Minuten nach Ankunft der Engländer der Bruch entschieden und die Gesandtschaft vom Kaiser abgelehnt war, so kehrte man unmittelbar auf demselben Wege bis zum Nan-yun-ho zurück, um bald nachher die weite Rück-reise anzutreten, die, mit Ausnahme einer ganz unbe-deutenden Strecke, von Tong-Tscheu bis Kanton d. h. von der Nordgrenze China's bis an seine Süd-küste, in Booten bewerkstelligt wurde. Zuerst schiffte man wieder den Nan-yun-ho bis zum Pei-ho hinab,

Digitized by Google

lief darauf in den Eu-ho ein, der in der Nähe der Nan-yun-Mündung sich von Süden her in den Pei-ho ergiefst, und verfolgte den erstgenannten Flufs aufwärts bis Lin-tsin-Tscheu, wo der grofse Kanal die Flottille aufnahm. Nun war auf lange Zeit den Engländern ihre Reiseroute durch den Kanal selbst vorgezeichnet, bis man, nachdem der Hoang-ho übersetzt worden war, nach Qua-Tscheu am Yang-tse-kiang gelangte. Bis hieher war es genau derselbe Weg, auf welchem man auch im Jahr 1793 Lord Macartney's Gesandtschaft befördert hatte. Doch nun lenkte die Flottille südwestwärts in den Yang-tse-kiang ein, und die Reisenden verfolgten denselben über Nanking aufwärts bis zu der Stelle, wo sich der Pho-yang-See von Süden her in denselben ergiefst, und konnten sich dabei dem stolzen Selbstgefühl überlassen, die ersten Engländer zu sein, welche je diesen majestätischen Flufs beschifft hatten. Aus dem Pho-yang-See schiffte man den Kan-kiang (d. h. Kan-Flufs) aufwärts bis zu seiner Quelle, verliefs dort auf kurze Zeit die Boote, um den Mei-ling-Pafs zu übersteigen, begab sich, auf der Südseite des Gebirges angekommen, sofort wieder in die Boote und setzte nun auf dem Kanton-Flufs den Weg fort, bis man endlich nach einer Reise von fünf und einem halben Monat Kanton und die dort wohnenden Landsleute mit Jubel begrüfste.

Wenn auch der gröfste Theil dieses Weges schon von Macartney und vor ihm von anderen Europäern gesehen worden war, so kann eine so grofse Reise durch China, wenn sie mit Beobachtungssinn gemacht wird, nicht ohne erhebliche geographische Ausbeute bleiben. Diese hat auch hier nicht gefehlt und soll, um mit dem Werthe des Buches bekannt zu machen, im Folgenden dem Leser in kurzen Andeutungen vor Augen gestellt werden. Was für die Kenntnifs des Landes als solchen erspriefslich ist, möge den Anfang machen.

Das weite von der Gesandtschaft durchreiste Land war gröfstentheils eben und niedrig; grofse Sümpfe (swamps), mit flachem Wasser bedeckt und daher von den Chinesen Seen genannt, zogen sich, zuweilen so weit das Auge reichte, zu beiden Seiten des Kanales hin. Traurig war oft der Anblick; doch hatte chinesische Oekonomie sich auch dieser Striche bemächtigt und sie in weiter Ausdehnung mit dem Nelumbium bepflanzt, dessen Wurzeln und Saamen brauchbar sind. Auch im Norden des grofsen Kanals zeigte sich d Land vollkommen flach, so dafs auf der unermefslic Ebene von der Küste bis Peking die aufgeschütte Salzhaufen von Tien-tsin die höchsten Hügel war welche die Engländer zu sehen bekamen. Diese u wöhnliche Flachheit ist eine Folge davon, dafs in d sen Gegenden der Boden gänzlich aus alluvialen A lagerungen besteht; daher wurde von Peking bis Ta hae-hien (am Nan-yun-ho) und noch viel weiter s wärts auch nicht ein einziger Stein bemerkt. hierdurch bedingte Fruchtbarkeit, in der Nähe gro Städte zuweilen durch gartenmäfsigen Anbau u stützt, ist indessen nicht ohne Ausnahme; namen zeigte sich der Strich, auf welchem Peking liegt, dig und dürr. Im Allgemeinen wurde das Ans des Landes, je weiter man gegen Süden vorrück mit jedem Tage besser. Wenn am Pei-ho, wenigst in der Nachbarschaft der Ufer, Hirse (Holcus sorgh überall das Hauptprodukt der Aecker war, so bem man in der Provinz Shantong neben verschied Getreidearten, wie Weizen und Sesam, auch B wolle, Taback und Hanf. Weiter südwärts beg die Reiskultur, die in den mittäglichen Provinzen Reiches so allgemein ist, und in dem südlichen Th der Provinz Keangnan, wo Thal und Hügel und weiter Ferne emporragende Gebirge sich zur anm thigsten Landschaft verbinden, verlieh der in grofs Menge gezogene Talgbaum mit seinen glänzend-r then (es war Herbst) Blättern und den Büscheln milc weifser, fettstrotzender Beeren dem Naturgemälde nen besonders eigenthümlichen Charakter. Die ers Theepflanzungen und Sykomoren fügten der frem tigen Staffage noch einen charakteristischen Zug zu, während der häufig angepflanzte Maulbeerb an Europa, Eiche und Stechpalme sogar an Eng erinnerten. In der noch südlicheren Provinz Kea gesellte sich das dunkle Grün des mächtigen Kamp baumes zu dem abstechenden Roth des vorhin erw ten Talgbaumes; beide Bäume ersetzten hier den tener werdenden Feld- und Gartenbau. Wäld von Orangenbäumen erschienen auf beiden Seiten Kanton-Flusses als Verkündiger des Südens, un 27° N. Br. deuteten die ersten Zuckerpflanzungen die Nähe des tropischen Erdgürtels hin, der sich durch mehre andere Kinder der Pflanzenwelt bem bar machte, wie namentlich durch den Firnifsstra

Digitized by Google

n. Tseih-shoo), von welchem die Chinesen den ifs für ihre lackirten Waaren gewinnen, und durch Bambusrohr, welches sich zu dichten und ausge-ten Wäldchen vereinigt hatte. Endlich, als man Kanton bis auf zwanzig englische Meilen genä-t hatte, und die Reisenden sich wieder inmitten der wohlbekannten tropischen Natur befanden, er-kten sie, so weit das Auge reichte, nichts als Reis-r, Zuckerpflanzungen, Orangenbäume, Pisangs Lychees (!).

Man kann hiernach keiner anderen Vorstellung n geben, als dafs China im Ganzen sehr wohl an-aut sei; indessen gilt diese Bemerkung nicht ein-l für alle Gegenden des von den Engländern durch-sten östlichen Tieflandes, und namentlich brachte r Anblick des nördlichen Theiles der Provinz Kan-n bei den Engländern die Ueberzeugung hervor, dafs alten europäischen Berichte von der allgemeinen ur des Landes auf das abgeschmackteste über-ben sind (II, p. 144).

Insofern nun, wie angedeutet worden, die Reise auf das Tiefland beschränkte, so konnten über Gebirgsverhältnisse Chinas keine aufserordentlichen ahrungen eingesammelt werden. Die einzige Ge-gskette, welche der Verf. auf einer Seitenexcursion er untersuchen konnte, war die Kette des Leu-n. Die zu derselben gehörenden Berge liegen im . des Phoyang-Sees. Sie erhoben sich allmählig einer bedeutenden Höhe, bis die entferntesten, de-Gipfel nicht weniger als 5000′ über dem Spiegel Sees erhaben sein konnten, mit Wolken gekrönt n. Einige der höchsten Kuppen waren mit dünn lnem Schnee bedeckt, was natürlich nur auf ung der herbstlichen Jahreszeit zu setzen ist. Felsarten, aus welchen diese lange Kette bestand, ten zu den primitiven; Schiefer schien einen bestandtheil zu bilden, doch bemerkte man auch he von schönem Granit. Aufserdem erhalten wir genaue und dankenswerthe Beschreibung des aus Thale des Kan-kiang in das des Kantonflusses enden Passes, des Mei-ling, welcher, 30 englische len lang, die Städte Naugan-fu und Nan-heung-fu indet. Sobald von Norden her das Aufsteigen ngt, beginnt ein gepflasterter Granitweg, welcher Nan-heung-fu auf der Südseite fortsetzt und vom f. zu den schönsten und nützlichsten öffentlichen Werken gerechnet wird, welche er in China zu sehen bekam. Auf der Höhe des Kammes ist der Weg in einer Breite von c. 20 Fufs, 25 bis 30 Fufs tief in den Fels gehauen, doch ist er nicht fahrbar, theils weil ihm für zwei Fuhrwerke die nöthige Breite mangelt, und theils weil an den steilsten Stellen des Weges Stufen eingehauen sind. Aus einer alten Inschrift auf der Höhe des Passes geht hervor, dafs dieses Werk von jemandem ausgeführt wurde, welcher unter der Tâng-Dynastie, also im neunten Jahrhundert unserer Aera lebte. Während die Gesellschaft den Pafs überschritt, bemerkte der Verf. den Mei-shoo (Mei-Strauch), eine Prunus-Species, in Blüthe und erhielt so einen sichtlichen Beweis von dem Ursprung des Namens Mei-ling, der nichts anderes als „Gebirge der Mei-Blume" bedeutet.

Ausführlichere Nachrichten giebt der Verf. dagegen über die Gewässer des Landes, namentlich über den grofsen Kanal und die von demselben verbundenen oder durchschnittenen Flüsse Yang-tse-kiang, Hoang-ho und Pei-ho. Der grofse Kanal hat seinen nördlichen Anfangspunct in 37° N. Br. bei Lin-tsing-Chow, wo er sich in den Eu-ho, einen rechten Nebenflufs des Pei-ho, ergiefst, und endigt bei Hâng-Chow-Fu, nahe unter 30° N. Br., so dafs die directe Entfernung seiner beiden Ausgangspuncte ungefähr 500 englische Meilen beträgt. Dieser Kanal, eine der Hauptlebensadern des Reiches, auf welchem der Hauptstadt nicht allein alle Arten von Tribut, sondern auch die nothwendigsten Subsistenzmittel, wie Reis, Thee, Seide und Baumwolle, zugeführt werden, auf welchem jährlich um die Zeit des Juni über 10,000 Korndschunken nach Peking steuern, auf welchem selbst die mit Ehrfurcht zu nennenden Drachenkleider d. h. die kaiserlichen Gewänder — ein Tribut der Seidendistricte — in die allerhöchste Garderobe befördert werden, dieser Kanal ist nicht ein besonders gleichmäfsiges und so zu sagen aus einem Gufs hervorgegangenes Werk, sondern hat auf verschiedenen Strecken ein sehr verschiedenes Ansehen. Zuerst zieht er von Norden her in dem Bette eines natürlichen Flusses fort, das nur durch Uferbauten und Schleusen regulirt ist. Solcher steinernen Wasserthore oder Schleusen wurden täglich drei bis vier, zuweilen auch mehre angetroffen. Wo sich der Wun-ho von Osten her in den Kanal ergiefst, erreicht dieser seinen höchsten Punct, und in

Digitized by Google

Folge dessen geht von dieser Stelle die Strömung in entgegengesetzten Richtungen nach Norden und Süden. Weiter südwärts geht der Kanal, dessen Breite zuweilen nicht mehr als 25 Yards betrug, durch den See Tou-schan-hoo. Hier war der linke Rand des Kanals gänzlich unter Wasser und der Kanal mit dem See vermischt. Weiterhin durchschneidet er den Hoang-ho und später den Yang-tse-kiang bei Qua-Chow, an welcher Stelle aber die Reisenden den Kanal mit dem letztgenannten grofsen Flufse vertauschten. Ob jenes Meisterstück der chinesischen Wasserbaukunst den Söhnen des kanalreichen Englands besonders imponirt habe, wird nicht erwähnt, doch möchten wir dies ungeachtet alles dessen, was sich für die Grofsartigkeit und den Nutzen dieser merkwürdigen Anlage sagen läfst, fast bezweifeln, wenn wir lesen, dafs die Uferbauten dieses Kanals aus Hirsestengeln, denen man durch Pfähle einigen Halt zu geben weifs, aufgeführt werden, und dafs an vielen Orten Haufen dieses wohlfeilen Materials aufgeschichtet lagen, um jede nothwendige Ausbesserung sogleich damit bewerkstelligen zu können.

Der Yang-tse-kiang, welcher die Reisenden von nun an auf seinem Rücken trug, ist unstreitig der bedeutendste von Chinas Flüssen, und rechtfertigt in diesem Sinne das Prädikat „Sohn des Meeres", das die Chinesen ihm beilegen. Der Verf. rühmt den heitern Eindruck, welchen die grofse Zahl von Fahrzeugen in vollen Segeln hervorbrachte, die über die breite Fläche dieses schönen Flusses ausgestreut waren, dessen Breite da, wo der Kanal ihn durchschneidet, drei bis vier englische Meilen betrug. Grofse Inseln, unter welchen die in der Mündung gelegene flache Insel Tsoong-ming — zuweilen auch Keang-she, „die Zunge des Kiang", genannt — schon länger bekannt ist, theilen häufig seine Gewässer. Weniger bekannt dagegen ist es wohl, dafs dieser Flufs 40 englische Meilen von seiner Mündung aufwärts für Seeschiffe fahrbar ist, und bis dahin ein freies Fahrwasser für Schiffe jeder Gröfse mit einer Tiefe von fünf bis sechs Faden darbietet.

Von ganz anderer Natur ist der Hoang-ho (Gelbe Flufs), den schon der Kaiser Kiaking wegen der beständigen und verheerenden Ueberschwemmungen d selben „Chinas Sorge" nannte. Dabei ist er, in G gensatz zum Yang-tse-kiang, seines reifsenden St mes wegen für den innern Verkehr sehr unbrauchb Seine Breite betrug an der Stelle, wo der Kanal durchschneidet, ungefähr $\frac{2}{3}$ englische Meilen, und gelbe Farbe seiner mit erdigen Theilen überlade Gewässer rechtfertigte vollkommen den ihm beige ten Namen.

Der Pei-ho endlich ist als die natürliche, Meere bis in Peking's Nähe führende Wasserstr besonders wichtig, kann indessen nur von Booten fahren werden, und selbst diese haben Mühe, über Mündungs-Barre hinwegzukommen, so dafs, als un Reisegesellschaft in den genannten Flufs einla wollte, die Ruder häufig den Boden berührten. Hi kommt noch der bemerkenswerthe Umstand, dafs ganze gelbe Meer, wie der Verf. sagt, eine gr Untiefe ist, in Folge dessen die englischen Freg schon 10 englische Meilen von der Küste, also nicht einmal im Angesicht des Landes, und bei Wassertiefe von nur fünf Faden, die Anker fallen sen mufsten.

Wie gewöhnlich, hatte es die chinesische Re rung auch diesmal darauf angelegt, dafs die Engländ von dem himmlischen Reiche so wenig zu sehen b kämen als möglich; ja man würde sie sofort auf eigenen Schiffe zurückgeschickt haben, wenn diese ni zum grofsen Aerger der Chinesen bereits unter Se gegangen gewesen wären. Um also die ganze Wi wärtigkeit möglichst unschädlich zu machen, hatte m die Stationspuncte der Reise, so weit es sich th liefs, nicht in die Nähe der gröfseren Städte gel dessenungeachtet drangen einzelne Parteien der Fr länder, die kleinlichen Widerstandsmittel der Chi mit grofsartiger Gleichgültigkeit übersehend, sehr h selbst in die gröfsten Städte ein, durchwanderten von einem Ende zum andern, traten in die Läden, allerhand Gegenstände einzukaufen, und lernten Einrichtung der chinesischen Städte allmählig so ständig kennen, dafs sie es zuletzt kaum noch Mühe werth achteten, die Wächter des himmlis Reiches durch ihre Gegenwart in Unruhe zu verset

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

tches of China; partly during an inland urney of four months, between Peking, Nan-ing, and Canton; with notices and observa-ions relative to the present war. By John Francis Davis.

(Schluſs.)

Der Leser, welcher also zu wissen wünscht, wie die Millionen des Menschengeschlechts, welche mit ruchtung auf die übrigen 515 Millionen *) herab-ken, logirt sind, wird in diesem Buche seine Wiſs-ierde hinreichend befriedigen können, ja er wird mit weit mehr Bequemlichkeit thun, als der benei-te Reisende, den das Schicksal in den mephitischen mtkreis der Chinesen und ihrer Städte führt, wo Gasse den Ausspruch des berühmten Philosophen *Luft ist nicht eine groſse Sammlung von Gerü-* in Zweifel zu stellen scheint. Wenn wir also e Theile des Buches dem eigenen Nachlesen des habers überlassen, so erlauben wir uns doch, einige interessanten Bemerkungen hervorzuheben, welche Verf. über ein paar Puncte macht, auf welche seit r Zeit die Blicke von ganz Europa gerichtet nämlich über Formosa, Amoy und Chusān. Der spricht hier als gründlicher Kenner, und es würde undern, wenn seine Mittheilungen und Rathschläge e neuern Maſsregeln der Engländer ohne Einfluſs ben wären. Formosa zuvörderst, das vielleicht ber Brittenfreund bereits als passenden Stations-der englischen Flotten den Herren der Meere im te zugetheilt hat, muſs als untauglich auſser Acht assen werden, denn die groſse Insel besitzt keinen ern Hafen, wo ein Schiff, das mehr als acht Fuſs Wasser geht, ankern kann. Dagegen ist die Insel Amoy nach des Verfs. Behauptung in mehrfacher Hinsicht ein Ort von bedeutender Wichtigkeit. Sie liegt nämlich fast auf halbem Wege zwischen Kanton und Chusān und ist der Punct, von wo aus die Chinesen ihre hauptsächlichste Verbindung mit Formosa unterhalten. Wenn man, setzt er hinzu, die groſsen Quantitäten von Reis, welche jährlich von jener Insel nach den gegenüberliegenden Küsten gesendet werden, abschnitte, so könnte dies hinreichen, um eine Expedition mit demjenigen Bedürfniſs zu versehen, welches das Hauptnahrungsmittel der indischen Sepoys ausmacht. Chusān endlich, eigentlich eine Gruppe von etwa 300 Inseln, seit der ersten englischen Expedition durch sein ungesundes Klima in Europa verschrieen, hat vortreffliche Häfen; namentlich besitzt die Hauptstadt Ting-hae einen Ankerplatz, dessen Wassertiefe $5\frac{1}{2}$ bis 9 Faden beträgt, und der den gröſsten Schiffen Sicherheit gewährt. Die Hauptinsel, welche 30 englische Meilen in der Länge (von O. nach W.) und ungefähr halb so viel in der Breite (von N. nach S.) hat, erhebt sich an einigen Stellen zu ansehnlichen (lofty) Hügeln, und die ganze Gruppe gewährt nach des Verfs. Behauptung einen so bedeutenden Ertrag, daſs derselbe, wenn man sich seiner ganz versichern könnte, und wenn die Industrie der Eingeborenen fortdauerte, hinreichend sein möchte, die ganze englische Kriegsmacht zu erhalten, welche in jene Gewässer gesendet worden ist. Ueberhaupt ist die Provinz Chekeang (Tschikiang), zu welcher Chusan gehört, der wahre Mittelpunct der Seidenmanufakturen und der Theecultur. Eine kleine Insel, welche die Südseite des Hafens von Chusān bildet, wird die Thee-Insel genannt und ist bis zu den Spitzen ihrer Hügel mit Theestauden bedeckt. Eine so vortheilhafte Station für Kriegs- und Handelsschiffe wird, sobald sie wieder im Besitz der Engländer ist, hoffentlich nicht abermals so schnell und übereilt aufgegeben

*) Die Gesammtzahl aller Bewohner des Erdballs zu 877 Mill. angenommen.

Digitized by Google

werden, wie es das erste Mal geschah; denn das ungesunde Klima, welches die angebliche Veranlassung dazu war, erscheint weniger furchtbar, wenn man des Verfs. Erklärungen gelesen hat. Die Krankheiten und Sterblichkeit, sagt er, welche unter den Truppen auf Chusān herrschten, waren vermuthlich eine Folge davon, dafs die Soldaten in herbstlicher Jahreszeit aufserhalb der Stadt und in der unmittelbaren Nachbarschaft ausgedehnter Reissümpfe ein Lager bezogen hatten. Fügt man hierzu noch die Unthätigkeit, die Theurung der Lebensmittel und den heimlich gelieferten Reisbranntwein, so lassen sich hieraus die (bekannten) Wirkungen hinreichend erklären, ohne dafs man der Insel Chusān einen besonders hohen Grad von Ungesundheit zuzuschreiben braucht. Bei des Admirals Ankunft wurde das wirksamste Mittel ergriffen: man verlegte nämlich die Truppen in die unbewohnten Häuser der Stadt (II, p. 314).

Nach diesen Andeutungen über diejenigen Partieen des Buches, welche zu einer gründlicheren Kenntnifs des chinesischen *Landes* beisteuern, wollen wir uns erlauben, aus dem grofsen Schatze werthvoller Bemerkungen, welche sich auf das chinesische *Volk* beziehen, einige der interessantesten mitzutheilen, hoffend, dafs unsere geehrten Leser mit Ellis, der in seinem Journal die Chinesen a most uninteresting nation nennt, nicht einerlei Ansicht haben. Folgende Bemerkung des Verfs. mag als eine der wichtigsten den übrigen voranstehen. „Kanton, sagt er, liegt 17° von Peking entfernt, eine Entfernung, wie zwischen Edinburgh und Madrid. Dessenungeachtet bemerkten wir in der That kaum den geringsten Unterschied zwischen den Bewohnern des Südens und des Nordens im Volkscharakter, in Sitten und Gewohnheiten, im Anzuge oder in irgend einer anderen Hinsicht". Selbst in ihrer Hautfarbe war nicht ein Schein von Verschiedenheit, aufser dafs in der That die Erwartung, die Leute im Norden heller zu finden, bei den getäuschten Engländern die Meinung erweckte, als hätten sie hier vielmehr dunklere Menschen vor sich. Fafst man diese Einförmigkeit ins Auge, so ist Ellis' Ausspruch „a most uninteresting nation" scheinbar gerechtfertigt, doch das Interesse liegt hier in dem starken Gegensatz zwischen Chinesen und Europäern. Aufserdem findet unter den Chinesen, die hiernach freilich für den Despotismus nicht besser geschaffen sein könnten, doch wenigstens *eine* Verschiedenheit statt, und dies ist die der Spra[illegible] Fast jede Provinz, sagt der Verf., hat ihren eig[illegible] Dialekt. Während z. B. in der Gegend von Pe[illegible] der gemeinste Lastträger sich keines andern als [illegible] Mandarinen-Dialekts bedient, so sind in Kanton [illegible] Mandarinen und ein paar andere Personen von E[illegible] hung die einzigen, welche ihn gebrauchen oder [illegible] stehen. Der eigenthümlichste und am weitesten [illegible] der Mandarinensprache entfernte ist der Dialekt [illegible] Fokien, welches länger seine Unabhängigkeit g[illegible] die Mandschu behauptete, nachdem sich die and[illegible] Provinzen bereits unterworfen hatten.

Derjenige, welcher sich mit den Religions- [illegible] Gesittungsverhältnissen der Chinesen näher bek[illegible] machen will, wird gleichfalls aus dem vorliegen[illegible] Buche manche gründliche Belehrung schöpfen. [illegible] den drei Religionssecten Chinas vergleicht der V[illegible] die Buddhisten (Anhänger des Fo) mit den Pyth[illegible] räern, die Nachfolger des Con-fu-tse (Confucius) [illegible] Secte der Gelehrten, zu welcher der Kaiser un[illegible] Beamten der Regierung gehören, mit den St[illegible] und endlich die Secte des Laoukeun, welche i[illegible] sen nicht so zahlreich ist wie die beiden ersten, [illegible] den Epikuräern. Ohne bei den Grundsätzen der [illegible] genannten Secte, welche der Verf. nach ihren Hau[illegible] zügen mittheilt, und bei den Auszügen aus einer i[illegible] Hauptschriften, dem „Buch der Belohnungen und Str[illegible] fen", zu verweilen, heben wir nur noch folgendes [illegible] diesen Gegenstand Bezügliche hervor. Die fre[illegible] Ausübung ihrer Religion ist einer jeden Secte gest[illegible] tet, welche sich nicht in Regierungsangelegenhei[illegible] mengt oder den Frieden der Gesellschaft bedr[illegible] und die grofse Aehnlichkeit des römisch-katholis[illegible] Cultus mit den Gebräuchen des Buddhismus w[illegible] die Fortschritte des ersteren in China gesichert[illegible] ben, hätten seine Beförderer nicht jene weisen [illegible] heilsamen Bedingungen verletzt. Unter diesen [illegible] Religionssystemen Chinas herrscht so wenig S[illegible] oder Feindschaft, dafs viele Personen aus dem V[illegible] in Verlegenheit gerathen würden, wenn sie ent[illegible] den sollten, zu welcher der drei Parteien sie [illegible] schliefslich gehörten. Viele Chinesen verrichten [illegible] Andacht in allen Tempeln. Sehr charakteristisch [illegible] oft durch ihren Inhalt überraschend sind die Se[illegible] zen und Sprichwörter, welche der Verf. (II, p. [illegible] 100) mittheilt. Viele von ihnen bezeichnen die A[illegible]

Digitized by Google

der Chinesen vor Wissen und Gelehrsamkeit, z. B. „Wohl genährt und warm gekleidet sein behaglich wohnen, ohne geistige Beschäftigung, wenig besser als der Zustand eines Thieres"; oder: ungelehrte Person ist gleich einem trocknen ufs — kehre es um, nicht ein Tropfen Dinte it heraus." Andere sind allgemein moralischen s, oder Ausdrücke einer praktischen Lebens-eit, oder verrathen selbst eine Ahnung von einer en Bestimmung des Menschen. „Wenn Pfade ährend betreten werden, lautet der eine Spruch, eiben sie rein; wenn man sie aber verläfst, so achsen sie mit Unkraut. Also überwächst die mit Unkraut, wenn Beschäftigung mangelt". den Ethnographen, der sich mit China beschäf-, liegt ein verständlicher Wink in den Worten: *Pferdes* (d. i. des Mandarinen) *Rücken ist nicht icher als der des Büffels* (d. i. des Landmanns)"; Politiker wird den Ausspruch „*das Volk sind die zeln eines Staates; wenn die Wurzeln gedeihen, der Staat von Dauer sein*" mit Beifall aufneh-und der Theolog wird sich durch die Sentenz *Leben ist eine Reise und der Tod eine Rück-in die Heimath*" versöhnend angezogen fühlen. andere Sprüche und darunter auch solche, wel-klingen, als ob sie dem Christenthum wörtlich mmen wären, übergehen wir mit Stillschweigen, ns noch einen Augenblick bei einigen anderen halten, die an einer anderen Stelle des Buches mmen. China gilt bei uns für das Paradies des ismus und ist auch wohl in Wahrheit dafür zu ; und dennoch hat unser Verf. — freilich aus älteren literarischen Schätzen der Chinesen — nzen hervorgesucht, die selbst einem Demagogen odernen Europas keine Schande machen würden. Herrscher, sagt ein alter Kaiser, ist ein glän-Fahrzeug, das auf dem Wasser schwimmt; das Wasser, welches dieses Fahrzeug trägt, kann lbe auch verschlingen". — „Der Sohn des Him-heifst es anderswo, wurde geschaffen der Welt ; die Welt wurde nicht geschaffen seinet hal-— „Das Wasser (d. i. das Volk), bemerkt ein Schriftsteller, kann sich behelfen ohne den Fisch der Kaiser); aber der Fisch kann sich nicht be-ohne das Wasser". Wir überlassen den Leser Erstaunen und wenden uns zu denjenigen Partieen des Buches, welche vom Kriegswesen der Chinesen handeln und gerade jetzt ein mehr als gewöhnliches Interesse erwecken.

Wenn man alle Erfahrungen des Verf. zusammenhält, so gewinnt man als Resultat, dafs China nicht das Land ist, wo Helden gedeihen können. Eine unkriegerische Erziehung aller Volksklassen und der entschiedene Vorzug, welchen die Wissenschaften vor den Waffen geniefsen, dazu ein langer, fast zwei Jahrhunderte andauernder Friede sind die wesentlichen Ursachen der äufserst mangelhaften Militairverfassung, so wie des geringen Muthes, den die Chinesen bei jeder Gelegenheit, wo sie Europäern gegenüberstanden, bewiesen haben. Wenn das chinesische Heer auf 700,000 Mann und mehr angeschlagen wird, so verliert diese Zahl sehr viel von ihrem Eindruck, sobald man näher untersucht, was das für Krieger sind, aus welchen jene Masse zusammengesetzt ist. Mit Ausnahme der Mandschu-Truppen, die den besten Theil des Heeres zu bilden scheinen, und mit Ausnahme derjenigen Soldaten, welche als eine stehende Polizei gebraucht werden, besteht die gröfsere Masse des Heeres aus einer Miliz, die nur periodisch einberufen wird. Wer dazu gehört, hat die Erlaubnifs, Handel und Gewerbe zu betreiben, und da die Zeit und Kräfte dieser Tapfern vermuthlich nur sehr sehr selten in Anspruch genommen werden, so drängt man sich zu diesem Corps und betrachtet die Aufnahme in dieselben als ein Mittel zur Vermehrung des Lebensunterhaltes. Die Bewaffnung ist unregelmäfsig und mit der europäischer Heere verglichen, höchst mangelhaft. Schwerter, Piken, Bogen und Pfeile, Luntenflinten und, wenn es hoch kommt, eiserne Helme, sind die gewöhnlichen Schutz- und Trutzwaffen, welche man an chinesischen Soldaten erblickt; hierzu kommt mitunter noch eine Laterne, die an die Pike oder Flinte gebunden wird, und für einen chinesischen Krieger ein wesentliches Erfordernifs zu sein scheint, um ihn den rauhen Pfad zum Ruhme nicht verfehlen zu lassen. Daher sah man z. B. in Tunchang-Fu keinen Soldaten, der nicht mit einem solchen Geräth versehen gewesen wäre. So das Fufsvolk. Von der Reiterei, deren Zahl sehr beschränkt zu sein scheint, ist noch weniger Rühmliches zu erzählen; der Verf. versichert vor Allem, dafs die chinesischen Pferde die kleinsten und elendesten wären, welche man irgendwo sehen könne. Was ihre

Digitized by Google

Artillerie betrifft, so scheint es ihnen allerdings, seitdem sie von dem Jesuiten Ferdinand Verbiest das Kanonengiefsen lernten, an Geschützen nicht zu fehlen, ihre Forts und Batterien sind zuweilen mit Kanonen, besonders Drei- und Vierpfündern, reichlich besetzt; allein die neuesten Ereignisse haben hinreichend bewiesen, wie bald jene Geschütze durch regelmäfsig bediente europäische Feldstücke zum Schweigen gebracht werden. Der schwächste Theil des chinesischen Vertheidigungssystemes ist aber offenbar die Flotte. Unzweckmäfsiger Bau und mangelhafte innere Einrichtung zeichnen die chinesischen Schiffe aus. Wenn die Götter des Meeres auf einen regelmäfsigen Tribut an Schiffen Anspruch haben sollten, so sind es die Chinesen gewesen, welche ihnen für den Abbruch, den sie seit einigen Jahrhunderten durch die vervollkommnete Schiffahrtskunst der Europäer und Amerikaner erlitten, reichlichen Ersatz geleistet haben. So wie jedem Sturme, so erliegen die chinesischen Schiffe auch jedem feindlichen Angriff; ja die grofsen kaiserlichen Flotten waren nicht einmal im Stande, die Küsten des Reiches von Seeräubern zu reinigen, oder auch nur die Seestädte vor Ueberfällen, Plünderung und dergl. zu schützen. Ungefähr auf gleicher Stufe mit der Marine steht die chinesische Kriegsbaukunst und die Befestigung der Städte. Zwar ist jede Stadt mit einer Mauer und einem Graben umzogen, auch sind die Mündungen der Flüsse und andere wichtige Punkte öfters mit Forts versehen; aber alle diese Vertheidigungswerke sind nicht von der Beschaffenheit, dafs sie europäischen Geschützen widerstehen können. Fast klingt es mährchenhaft, wenn der Verf. erzählt, man habe Wachtthürme bemerkt, welche ganz und gar aus Matten verfertigt, aber so bemalt waren, als ob sie aus gebrannten oder Bruchsteinen beständen. Der Verf. giebt darauf nach älteren Schriften eine Vorstellung von den Anforderungen, welche die Regierung an diejenigen Jünglinge macht, die sich dem Dienste des Mars weihen, so wie von den strengen Prüfungen, welchen man dieselben unterwirft, und endlich von den militärischen Graden. Doch alles dies mag dem eigenen Studium des sich dafür Interessirenden überlassen bleiben, und nur das noch eine Stelle finden, was sich auf die Ansichten des Verf. über die gegenwärtigen Kriegsoperationen der Engländer gegen China bezieht.

Hier spricht nun der Verf. von vorn herein die Ueberzeugung aus, welche wohl jeder Leser mit ihm theilen dürfte, dafs China überall den Kürzern ziehen müsse, wo die Entscheidung der Waffen allein den Ausschlag giebt. „Aber", fügt er hinzu, „es ist der passive Widerstand, die vis inertiae eines so gewaltigen Staatskörpers, unterstützt durch den Mangel an Sympathie für die Europäer und durch die absolute Gewalt der Regierung über ihre Unterthanen, worauf wir zu achten haben, und hier mufs man beke sind die Aussichten nicht ermuthigend." Aufse erkennt der Verf. es an, dafs die Chinesen, wenn nicht in den Waffen, doch in Intriguen und Unterl lungen zu fürchten sind, eine Erfahrung, welche lands Bevollmächtigte in neuster Zeit nicht imme hörig beachtet haben. Indem nun der Verf. mit sicht auf die unbedeutenden Streitkräfte, welche land auf die Bekämpfung des chinesischen R verwenden kann, zu der Frage übergeht, wie de waltigen Kolofs am besten beizukommen sei, so er sich dahin aus, dafs hier, wo alles Leben u Regung nur von der Hauptstadt ausgehen, die K operationen der Engländer wenigstens indirect a sen Punkt gerichtet sein müfsten. Da aber d allen Seiten schwer zugängliche Peking in einer lich unfruchtbaren Lande liegt und sich alle nisse von Süden her zuführen läfst, so ist, we feindliches Geschwader die Küste blockirt hä Kaiserkanal natürlich die einzige Ader, durch dem Herzen des Reiches der Lebenssaft zu wird; gelingt es, diese Ader zu zerschneiden, auch der Pulsschlag des Herzens stillstehen. sich der geneigte Leser nun erinnert, dafs nannte Kanal vom Yang-tse-kiang und vom ho durchschnitten wird und endlich in einem flusse des Pei-ho endigt, so würde es also dr len geben, an welchen man die grofse Wasse absperren könnte. Von diesen drei Punkten aber der nördlichste wegen der Unzugänglich Pei-ho, und der mittlere wegen der reifsende tigkeit des Hoang-ho zu einer solchen Mafsrege oder gar nicht geeignet sein, und es würde hier die Gegend von Qua-Chow, wo der Kanal vom tse-kiang durchschnitten wird, zur Aufstellung Geschwaders passend erscheinen. Geschähe d vor die Korn- und Tribut- Dschunken ihre R gen Norden antreten, d. h. im Monat Mai od früher, so könnte man nach des Verfassers des Erfolges gewifs sein, da das himmlische nem solchen Herzpolypen unmöglich lange wid würde.

Wie viel sich die englische Regierung vo Lehren gemerkt hat, wird die nächste Zukun baren. Mag sie aber diesen oder einen ande zur Grundlage ihrer Operationen machen, so w ihr im Interesse höherer Civilisation wünsch sie ihn mit mehr Consequenz als bisher verfol sie nicht durch unerklärlich raschen Wechsel rer selbst unabwendbare Hindernisse bereit wohl gar durch den Schimmer chinesische von dem Ziel abgelenkt werden möge, des ches Erreichen jetzt für sie zur Ehrensach den ist.

Wal

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

April 1842.

XLIX.

yrie sous le gouvernement de Méhémet-jusqu'en 1840 *par Ferdinand Perrier. I Vorrede von C. H. Castille und* 423 *S).* is, 1842. *bei Arthus Bertrand.*

ach dem Sturze des Napoleonischen Kaiserreichs sich bald unter den Officieren der zerstreuten, llen Seiten des friedlichen Bürgerwesens hinge- ie Armee eine Erscheinung, die sich jener Ka- ie anschlofs, ja im Betracht der Männer e Verhältnisse nothwendig sich anschliefsen Die tapfern Krieger nämlich, die sich so h zur Mufse verdammt sahen, aber an umfas- Thätigkeit gewöhnt waren, griffen jetzt zur Fe- ndem das vereinte Europa ihr Schwert zerbro- ihr Meister selbst ging mit glänzendem Beispiel Ofio flehte er jetzt an, nachdem er Minerva's erschöpft und ihren so hohen Schutz verscherzt nd von dem Felsenpunkte im Aethiopischen ing eine mächtige Stimme aus, welche auf Europa selben gewaltigen Eindruck machte, wie das Kommandowort. Unter den Ergüssen des Zorns, e, des Strebens nach Ehrenrettung, kurz, des ten Zustandes einer ungewöhnlichen Natur la- e kostbare Perlen im kranken Thiere, neue ten, mafsgebende Lehrsätze, Angaben und die für die Geschichte jener Zeit ebenso un- ch sind, wie sie für alle Zeiten ein Denkmal en Geistes ihres Urhebers bleiben werden. lerte von französischen Militärs thaten das- nn auch nicht immer mit derselben Meister- ie Hände, welche früher Blut vergossen hat- ossen jetzt Dinte. Vom Marschall bis zum nt herab lagerten sich die Krieger jetzt vor eibepult; dem einen war es Pflicht, dem andern s geworden, sich öffentlich auszusprechen, bis es endlich für die Meisten zum guten Tone gehörte, bei der so rüstig gewordenen Schriftstellerei nicht zurückzubleiben. Und diese publicistische Lebendigkeit, das Drängen der sich einander widersprechenden, berichtigenden und ergänzenden Darstellungen mufste nothwendig für die Aufklärung der Thatsachen erspriefslich sein; es konnte nur ein Gewinn für die Kenntnifs der Gegenwart und die Wissenschaft sein, dafs so viele Männer von Erfahrung ihre Erlebnisse und Beobachtungen der Oeffentlichkeit übergaben.

Durch angeborene National-Eigenthümlichkeit wie durch die aus der Revolution hervorgegangenen Gestaltungen zeichnet sich der französische Officier als Schriftsteller von solchen anderer Nationen, namentlich der Engländer sehr zu seinem Vortheile aus. Der englische höhere Militär ist ein geborener, oder doch wenigstens ein sehr reicher Häuptling. Aus dem Schofse des Wohllebens ruft der Ehrgeiz oder Patriotismus den jungen Lord nach dem Heerlager; sobald aber die lästige Dienstzeit zu Ende ist, so geht die Lordschaft auf ihre Güter oder zu den unterbrochenen Ausschweifungen des high life zurück. Selten fällt es dem englischen Militär ein, seine mitgemachten Feldzüge zu beschreiben, und noch seltener gelingt es ihm, dies ohne die übliche Schwerfälligkeit zu thun. Die französischen Officiere dagegen sind fast alle Söhne armer Bürger, oder solcher Leute, die durch die Revolution zu armen Bürgern geworden sind. Als nun das Verhängnifs der Restauration die grofse Armee entwaffnete, und die meisten Führer in die Nothwendigkeit versetzte, sich einen neuen Wirkungskreis oder gar einen Nahrungszweig zu suchen, da fanden diese Führer ihre Landgüter theils in den Spalten eines Journals, theils in der Berechnung eines Verlegers, und die grofse Lust der Franzosen, sich an den Reizen ihrer jungen, und doch so sehr verbli-

Digitized by Google

chenen gloire zu weiden, machte allerdings manches dieser Landgüter bald zu einem sehr fruchtbaren und reichen Gute.

Bei dem mittheilenden Wesen der Franzosen durfte man ohnehin schon von ihnen eine reichere Ernte von Beschreibungen und Denkschriften erwarten, als von den zungenträgen, und auch weniger kosmopolitischen Briten. Aber die meisten Schriften der Engländer, die den Revolutionskrieg zum Gegenstande haben, stehen noch überdies an Gehalt und Darstellung denen ihrer Nachbaren diesseits des Kanals weit nach. Der Engländer mit dem Uebergewicht einer klassischen Erziehung führt die Leser in einer oft sehr breiten und schwerfälligen Darstellung durch sein Werk, und setzt sie bei jeder Untiefe des Urtheils, bei jeder seichten Ansicht der Gefahr aus, nicht weiter zu können. Der Franzose dagegen hat, selbst ohne klassische Erziehung, eine schnell erworbene Bildung; ist sein Urtheil nicht tief, so ist es doch verständig und klar, und wenn er dies niederschreibt, so geschieht es in einer Art liebenswürdiger Sorglosigkeit, in einem gewinnenden heitern Ton, und das Fahrzeug seiner Darstellung segelt mit den Lesern so leicht über die Oberfläche hin, dafs man Untiefen und Seichtigkeiten wohl sieht, aber gemächlich darüber wegfährt, und am Ende der Fahrt doch über Unterhaltung und Belehrung sich zufrieden erklärt.

In einem Punkte jedoch machen die militärischen Schriftsteller Frankreichs einen argen Fehler, dafs sie nämlich immer Archäologen und Philologen sein wollen, wo sie nur Männer der Gegenwart sein sollten; ja sie glauben mit Mrs. Primrose, dem Leser die ihm vorgesetzte Speise durch die history of every dish erst recht würzen zu müssen, ehe er zum Genusse derselben gelangt. Auch dies findet seine Rechenschaft in den aus der Revolution hervorgegangenen Verhältnissen. Jeder Soldat, der Sohn eines Bauern, oder Cagot's „trug den Marschallstab im Tornister." Eine kühne That ersetzte die Geburt, ein gesundes Talent mit Gegenwart des Geistes verbunden wurde durch die Kriegsverfassung ermächtigt alle Regeln der strategischen Kunst zu mifsachten, und sich über die Wissenschaft des Kriegs hinwegzusetzen. Als nun diejenigen, welche in der Hütte das Schwert ergriffen, und im Palaste es niederlegten, sich plötzlich vom Schlachtfelde auf das Feld der Literatur versetzt fanden, glaubten sie, man könne, obgleich ohne gelehrte Erziehung, obgleich man noch gestern das Studium der Wissenschaft mit Achselzucken betrachtet, dennoch bei über Geschichte und Alterthum mitsprechen, so der gestrige Gemeine heute Officier sein konnte. A diesem Irrthum ist es dahin gekommen, dafs die m sten Schriften dieser bewaffneten Gelehrten, so ge reich und wahr sie auch von dem Leben sprech dennoch allen Spott auf sich laden, sobald sie a archäologisch geberden.

Das vorliegende Werk verdankt seine Entsteh solchen Verhältnissen, wie wir sie mit den obigen W ten bezeichnet haben. Der Verf. hat in den Kri diensten Mehmed Ali's gestanden, und alle Feld in Syrien mitgemacht. Nachdem die Officiere des schas in diesem Lande weiter nichts zu thun ha geht Hr. P. zurück, und beschreibt uns die Zust des Landes und seiner Völker mit jenen anziehen Farben, die wir an den französischen Reisenden wohnt sind, aber es hat auch, wie wir vorläufig Allgemeinen sagen müssen, die oben angedeuteten ler zum gröfsten Theil.

Ehe wir zur nähern Betrachtung über das dienst des Buches schreiten, müssen wir uns die Fr stellen: War 1) ein solches Werk Bedürfnifs z Kunde des Landes und seiner Bewohner? und 2) ha sein Verf. auch Beruf für die Erledigung dieses Bed dürfnisses hervorzutreten? Auf beide Fragen müss wir mit einem aus sorgfältiger Prüfung hervorgeg genen „Ja!" antworten.

Das Bedürfnifs einer neuen Reisebeschreibung Syrien könnte in Frage gestellt werden, wenn m sieht, wie in den letzten zehn Jahren Bücher die Art sich in die Presse drängen, wenn man beson die Engländer so unermüdlich sieht, jedes Jah Welt aufs neue mit ihren Reisefrüchten zu bes ken. Allein der Sachverständige weifs, und Herrn Touristen wissen es am besten, dafs ihre schlüsse nur noch die müfsigen Leser der Leihbib theken erfreuen, dafs aber die Wissenschaft nig davon erbaut wird. Man reist der Veränder oder des Nutzens halber auf gebahnten Wegen, auch nur im Handbook for travellers in the E und erzählt hierauf öffentlich den Gevattern et aus den Städten mit klangvollen Namen; kurz reist.

Digitized by Google

„Per narrare altrui le novità vedute
E dire io fui".

t Männern wie *Niebuhr*, *Valney*, *Seezen*, *Burkhardt* d zuletzt *Robinson* haben die wenigsten Reisenden e geistige Gemeinschaft. Und aus diesem Grunde ſs man mit Recht beklagen, daſs so viel auch in ester Zeit über Syrien und Palästina geschrieben rde, doch so wenig dabei gethan ist. Und doch ist gründliche Kenntniſs Syriens, des eigentlichen Schau- tzes der heiligen Schrift und ursprünglichen Bodens wahren Religion, nicht nur für die Religions- und turgeschichte in der alten und mittleren Zeit, son- n auch wegen seiner politischen und religiösen Be- tung für die Gegenwart, — mindestens eben so chtig als die irgend eines Landes des classischen lterthums.

Haben wir das Dasein eines Bedürfnisses nach ufklärung auſser Frage gestellt, so bleibt uns noch rig, von dem Berufe des Verfs. zu sprechen. Doch e muſs sich am Besten durch Angabe und unpar- iische Beurtheilung seiner Leistung ergeben; und r wollen daher unsern Leser nicht länger auf diese rten lassen, nachdem wir vorher noch ein Wort er die Stellung des Hrn. P. sprechen, die ihm die höchste Gelegenheit zur Beobachtung der Sitten der rderasiatischen Völkerschaften verlieh; eine Gele- nheit, die den einfachen Trieb der Mittheilung zum eruf erheben und unterstützen muſs.

Hr. P. war sieben Jahre Adjutant des Soliman scha, an dessen Seite er die Feldzüge in Syrien gemacht, und in dessen Auftrag er wichtige Sen- gen in verschiedenen Theilen des Landes auszu- n hatte. Diese amtliche Stellung an der Spitze r bewaffneten Gewalt kann an die Stellung der ptischen Expedition unter Buonaparte erinnern, wenn sich in ihren Erfolgen auch nur entfernt und im hen damit vergleichen darf. Egypten war, als das rland der Sphynx, bis auf jene Eroberung ein hsel. Seine Mumien und Denkmäler waren für Reisende seit Herodot verscharrt und stumm, rend seine lebenden Einwohner nur beredt für trü- rische und fabelnde Kundgebungen waren, dagegen r wie der Drache die Schätze des Alterthums vor n forschenden Blick des fremden Wanderers be- rten, der sich schon glücklich pries, wenn er aus Ferne etwas erspäht, vermuthet, gehört hatte und mit heiler Haut aus dem Lande kam. Der Gewalt französischer Waffen und Forschbegierde gegenüber konnte sich das uralte Geheimniſs, die Eifersucht und der Aberglaube nicht länger halten. Tempel und Grä- ber öffneten sich plötzlich, die Todten zeigten auf ihren Gewändern und auf den Mauern ihrer Ruhestät- ten die Kunst und Sprache der grauen Vorzeit; von der Zunge des abgebildeten Priesters löste sich das versteinerte Wort, welches er vor Jahrtausenden hier an der Scene seiner heiligen Wirksamkeit gesprochen; und an den Lebenden war jetzt die Reihe des Schwei- gens, wenn, gezwungen und mit Ingrimm, sie den Euro- päer gewähren lieſsen.

Auch Hr. P. drang als Officier des Paschas in Gegenden, wohin bisher der Fuſs des Europäers nicht dringen konnte, und auch ihm muſste der abergläu- bige und ängstliche Sinn des Orientalen sich erschlie- ſsen, was er jedem andern drohend verweigert hätte. Während seines siebenjährigen Aufenthaltes im Lande, schlug er heute sein Zelt unter den Maroniten auf, rauchte den folgenden Tag die Nargile mit den Kur- den, bewachte zu dieser Zeit die Drusen, zu jener die Metualis und machte zur andern freundliche Ausflüge zu den Arabern von Ledscha, einem Völkchen, das bis jetzt selbst Robinson nur von weiten sehen konnte. Auſser den Vortheilen, die unser Reisender hatte, daſs er fordern und befehlen konnte, wo andere Reisende nur bitten, erkaufen und erschleichen muſsten, hatte er noch den für nützliche Beobachtungen wichtigen, ja fast unerläſslichen, Vortheil, die Sprache der Völ- kerschaften zu verstehen. Hierdurch ward er des lästigen Beistandes eines Dragomans überhoben, eines Beistandes, dessen Nothwendigkeit für eine Geiſsel im Morgenlande gehalten wird; und die ein dort sehr gewöhnliches Sprüchwort mit den zwei andern Land- plagen, der Pest und den Feuersbrünsten vergleicht *).

Das aus XXIII Cap. bestehende Werk ist in zwei Abtheilungen gesondert, wovon die erste dem Statisti- ker und Geschichtschreiber gründliche Einsicht in die Verfassung der egyptischen Herrschaft eröffnet (K. I— XV), die zweite dagegen, zum groſsen Gewinn für die Völkerkunde, die zahlreichen Völkerschaften nach ihren verschiedenen Religionen, Sitten und Gebräuchen

*) S. die Einleitung, welche M. C. H. Castille zum Perrier- schen Werke geschrieben.

Digitized by Google

beschreibt, (C. XVI—XIX). Capp. XX, XXI u. XXII. sind ganz dem Libanon und dem berühmten Emir Beschir gewidmet, während das XXIII. die Ereignisse beschreibt, welche vor dem Erscheinen der Engländer in Syrien stattfanden und ihre Erfolge vorbereiteten. Letzteres Cap. enthält auch einen Anhang über den General *Loustannau*, worüber wir noch besondere Rechenschaft geben werden.

Die zwei ersten Cap. geben uns eine Geographie und die Geschichte des Landes und seine Eintheilung unter der türkischen Herrschaft. Der Leser, welcher diese Proben der Gelehrsamkeit als Maſsstab für den Werth des Buches nehmen wollte, könnte wohl vom Weiterlesen abgeschreckt werden. Neues wird gar nicht gesagt, jedoch ist das gegebene Alte hier neu durch manche Entstellungen, Anachronismen und lächerliche Etymologieen. Damaskus ist jedoch anziehend beschrieben, eben so wie im 3ten Cap., das von Verstöſsen gegen Geographie und Geschichte strotzt, die Beschreibung der Straſse von Ramle nach Jerusalem und die Beschreibung der heiligen Stadt selbst recht malerisch ist.

Die folgenden 7 Cap. verbreiten sich über die Verwaltung Syriens unter Mehmed Ali. Die Quellen, welche dieser im Lande vorgefunden, die Art, wie er dieselben benutzt, vermehrt und miſsbraucht hat, geben Hrn. P. Stoff zu Aufklärungen und Betrachtungen, Stoff, die das Gepräge der Offenheit und der Wahrheit an sich tragen. Die Fehler der Regierung und die schändlichen Streiche ihrer Beamten werden unparteiisch dargelegt, und die Gründe des bösen Waltens und die nothwendigen Folgen für die Beherrschten, wie für den Beherrscher scharfsinnig entwickelt. Der Verf. ist ein Bewunderer Mehmed Alis, er verschweigt aber deshalb die empörenden Handlungen seiner Diener in Syrien nicht. Diese haben das Land beraubt und ihren Herrn bestohlen. Alle Hilfsquellen erschöpften sie mit dem Vorgeben, eine Achtung gebietende Armee und die Landesvertheidigung zu organisiren, aber die Festungen und das Heerwesen blieben im elendesten Zustande und boten den ankommenden Alliirten nur Blöſsen. Die begründeten Angaben über die Schwäche der Armee und ihre Demoralisirun vermindern auf der einen Seite den Triumph der En länder, während sie andererseits die Schmach d türkischen Truppen vermehren, die sich so oft u endlich so entscheidend bei Nisibis von einem sole Gesindel schlagen lieſsen. Wir glauben sicher, d dem Verf. als er den Zustand der Egypter ins Gra malte, der französische Instinkt nicht fremd war, d geringe Kriegsehre folgern zu lassen, welche sich d siegenden Engländer bei solchen Feinden vindicir dürfen.

Nach der Auseinandersetzung der Verwaltun grundsätze, wo mit besondern Lobeserhebungen von den Egyptern bewirkte Sicherheit der Landst ſsen hervorgehoben wird, wägt der Verf. die Fol der Vertreibung Mehmed Alis ab, und es ergiebt ihm das Resultat, daſs Syrien eher dabei verloren gewonnen hat, da der unruhige und aufrührerisc Charakter der Völkerschaften vortheilhafter durch kräftige Hand eines Gewaltherrschers gezügelt w als durch die ohnmächtige Hand der Pforte. Er greift diese Gelegenheit um die Charakterzüge, sellschaftlichen Gebräuche und Einrichtungen, so die Religionslehren der Mohammedaner dieses Lan sowohl Araber als Türken zu schildern. Beide Ra hassen sich tödtlich und werden sich stets bekämpfe wenn sie von keinem kräftigen Arm niedergehalte werden (C. X—XV).

Bei der Sittenschilderung wird der Harem auf ei Weise beschrieben (S. 152 ff.) wie er bisher in kein Reisebeschreibung geschildert wird. Es werden hi manche Lügen und Uebertreibungen zurückgewie in denen sich die meisten Reisebeschreiber gefall es wird bewiesen, daſs der Harem nicht ein Ort Brutalität und Tyrannei ist, wie man in Europa al mein glaubt. Die Frauen stehen jedoch in den hammedanischen Ländern auf einer sehr tiefen St der Achtung, weil sie nur physische und keine in lectuelle Reize bieten können. Daher erklärt der auch die auffallende Erscheinung, daſs Türken Araber oft für Europäerinnen glühen, die von mi mäſsiger Schönheit sind.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1842.

Syrie sous le gouvernement de Méhémet-Ali jusq'en 1840 par Ferdinand Perrier.

(Schlufs.)

„Während meines langen Aufenthaltes im Oriente", t der Verfasser, „sah ich oft hohe türkische Beten, die die schönsten Georgerinnen und Circassienen im Harem hatten, die gröfsten mit bedeutenden Kosten verknüpften Anstrengungen machen, um der Intrigue mit einer europäischen Dame glücklich zu sein. Nur für diese empfinden sie Liebe, rend die Muhammedanerinnen es nie höher als Grade einer begünstigten Sclavin bringen".

Von dem Aberglauben der Syrier bei Anwen- g von Heilmitteln, erzählt Hr. Perrier staunens- the Anecdoten. Besonders werden die schwarzen ttern als heilkräftig und wohlthätig betrachtet. Die derlosen Frauen tragen drei Tage lang todte Schlan- n um den Leib, in der Ueberzeugung, dafs sie da- ch Mütter werden. Dieser Gebrauch hat aber schon traurige Folgen gehabt. In Kaiffa führte der s vor einigen Jahren solche Schlangen herbei, die ren schienen. Alle unfruchtbare Frauen der Ge- kamen herbeigelaufen und nahmen welche davon den Leib. Die Thiere waren aber nicht er- n, sondern erstarrt, und nachdem sie durch die me der Trägerinnen wieder auflebten, versetzten esen lebensgefährliche Bisse.

Der zweite Theil des Werkes enthält die Be- ibung der verschiedenen kleinen Völkerschaften, meist auf und am Libanon wohnen. Wir halten en Theil für wichtiger als den ersten, weil hier Verfasser wegen seines vieljährigen Aufenthaltes der Mitte dieser Völker mehr von ihnen sagen kann, die Reisenden, die das Land nur durchfliegen. ade nur, dafs auch hier wieder ein grofser Theil Beschreibung dem Hange ab ovo anzufangen ge- opfert wird. Hr. Perrier ist der bescheidenste Reisebeschreiber von der Welt; nie spricht er von sich. Im colossalsten Widerspruch mit andern Reisebeschreibern ist er ein wahrer Heiliger, und wir sehen ihn in den vielen Jahren weder essen noch schlafen. Aber unglücklicherweise müssen wir ihm statt dessen lange Vorlesungen über die Geschichte der Völker zuhören, die wenn auch nicht im geringsten interessant, doch lustig wegen der üppigen Mannigfaltigkeit ihrer menschlicher Schwächen sind. Indessen mufs man ein Auge zudrücken, um das andere recht ungestört an den schönen und lehrreichen Schilderungen des jetzigen Lebens der Völker zu weiden. Es ist hierbei dem Verfasser gelungen, sich ein Verdienst um die Kunde derselben dadurch zu erwerben, dafs er nicht nur ihre Sitten beschreibt, sondern auch ihre Legenden von dem Ursprung und dem Fortgang ihrer Geschichte erzählt. Die Erzählungen sind meist im schärfsten Widerspruch mit den bekanntesten Thatsachen; die Autorität der wahren Geschichte straft sie Lügen, ohne dafs es die guten Leute (auch selbst Hr. Perrier nicht immer) ahnen; aber sie sind dennoch wichtig, weil die meisten Gebräuche aus ihnen erklärt werden können.

Bevor wir zur Schilderung der einzelnen Völker kommen, finden wir folgende Statistik der Einwohner Syriens:

Eingeborene oder Araber	1,350,000
Christen	870,000
Türken	360,000
Drusen	83,000
Metualis	38,000
Juden	27,000
Ismaeliten, Turkomanen, Kurden, Jrzedis, Ansarier, Quadamecen u. andere kleine götzendienerische Stämme	100.000
zusammen	2,828,000

Digitized by Google

Von den Drusen wird zuerst gehandelt. Sie sind die tapfersten Bewohner Syriens und bewohnen den südlichen Theil des Libanon, die Abhänge des Antilibanon und den Dschebel Scheich. 37 grofse Burgflecken und Dörfer auf dem Libanon sind von ihnen ausschliefslich bewohnt, während 211 Dörfer gemeinschaftlich von ihnen und den Christen bewohnt werden. Auf dem Antilibanon besitzen sie 69 Dörfer ganz allein. Ihre Hauptörter sind auf dem Libanon: *Ammatur* und *Baschlin*; auf dem Antilibanon: *Hasbeia* und *Rascheia*. Sie haben drei Stände, einen Fürstenstand, einen Adelstand und einen Bauern- oder Bürgerstand (Emirs, Scheichs, Zalema's).

Die Drusen, welche behaupten von Franzosen abzustammen und zwar von einem Grafen Dreux (Dreusen-Drusen) haben eine Religion die schwer zu durchschauen ist. Bis vor wenigen Jahren waren ihre heiligen Bücher jedem Nichtdrusen unzugänglich. Der Druse macht keine Proselyten und läfst sich auch lieber tödten, ehe er die Mysterien seiner Religion verräth. Bei der Unterdrückung des Aufstandes in Hauran haben die Egypter mehrere der heiligen Bücher weggeführt, auch hat man einige davon nach Europa geschickt; allein wenn man sie auch übersetzen könnte, so würde man doch fürs Erste nicht viel erfahren, da das Hauptwerk, das *rothe* oder *heilige Buch* genannt, voll von unerklärlichen kabbalistischen Zeichen ist.

Der Druse hält sein gegebenes Wort treu gegen seinen Glaubensgenossen, aber nicht gegen Andersgläubige; er nimmt nur eine Frau und hält so streng auf weibliche Ehre, dafs jede Verletzung derselben mit dem Tode der Sünderin bestraft wird. Die Brüder sind gewöhnlich die Henker ihrer zum Falle gekommenen Schwester. Hr. Perrier hat 1837 und 1838 unter ihnen gelebt, und weifs ihren Muth und ihre Tapferkeit zu loben, die sie nicht hindern gegen Fremde sanft, aufmerksam und gastfreundlich zu sein.

Der Stamm der *Metualis* ist sehr zusammengeschmolzen, seitdem *Dchessar* Pascha grofse Verwüstungen unter ihnen angerichtet. Sie wohnen in 200 bis 250 Dörfern im äufsersten Süden des Libanon unter den Christen, und in der Gegend Baalbeks. Sie sind freigebig und gastlich; aber da sie jede Berührung ihrer Gefäfse durch einen andersglaubenden Verunreinigung halten, so hat jedes Dorf der M tualis besondere Häuser, wo die Fremden mit gröfsten Liberalität bewirthet werden. Aufser ih Hause fürchten die Metualis keine Verunreinig sie essen und schlafen bei Muselmännern, Drusen Christen.

Von ihren Frauen weifs der Reisende wenig rü liches zu sagen. Sie sind üppig gebaut, dem V gnügen ergeben und gar nicht unerbittlich, wenn ihre Männer oder Herren nicht in der Nähe ha Sie würden verführerischer sein, wenn die Unrein ihrer Sitten nicht noch von der Unreinlichkeit i Körpers unterstützt würde, um sie zu verabsche Die Metualis können nach ihren Gesetzen Heira auf bestimmte Zeit schliefsen. Es geschieht die wenn sie auf Reisen sind. Es wird eine bestim Summe verabredet, die in Form einer Ausstatt erscheint, und nach abgelaufener Zeit gehen die porairen Eheleute auseinander. Alle Folgen mü Frau tragen. Bei der Verheirathung wechsel ses Paar nicht Ringe, sondern Flaschen, welche Ablauf der bestimmten Zeit zerbrochen werden. die Sitte dieser Heirath wird auf eine Erzählung *Ali* zurückgeführt, den die Metualis für ihren Prop ten halten.

Die *Ansarier*, *Ismaeliten* und *Quadamecen* fa der Verfasser in Kapitel XVIII zusammen, und so mehr veranlafst er uns auch hierbei kurz zu se Die ersten beiden sind aus Burckhardt und spät Reisenden schon bekannt genug. Die Ansarier kennen Ali und seinen Zeitgenossen *Nossair* als pheten an, sind aber übrigens Götzendiener. Ismaeliten sind eine blofse Abart der Ansarier, sie treiben ihre verwerflichen Religions-Gebr bis zur gräfslichsten Ausschweifung. Beide S feiern die Leichenbegängnisse durch Schmauser und Tanz, weil sie glauben, dafs der Verstor nur auf kurze Zeit sich entfernt, um in besserer stalt wieder zu erscheinen.

Die *Quadamecen* sind ein Völkchen von we Familien, dis auf dem *Dschebel Cadmus* und im *Candil* wohnen. Sie ergeben sich gleichfalls Götzendienst, und nehmen einen bösen und einen ten Geist an, die beständig im Kampfe miteina

Digitized by Google

d. Es ist sonst ein friedfertiges und arbeitsames kchen, das in der tiefsten Unwissenheit und Einkeit dahinlebt. Der Handel mit Scammonium ist ausschliefslich in seiner Hand. Die Männer be- das Land, und die Weiber pflegen die zahlrei- Heerden.

Die *Kurden* werden als ein freiheitliebendes Volk hildert das der Pforte dem Namen nach unterwor- ist und manchmal einen kleinen Tribut an ihre chas zahlt, Der Türke ist so verhafst bei ihnen, er auf sichern Tod rechnen kann, wenn er sich in ihre Berge wagt. Die Christen dagegen kön- sicher bei ihnen reisen. Die Kurden betrachten b als erlaubt und haben ihn zu ihren gewöhnlichen en gezählt, bis Mehmed-Ali ihnen in Syrien das dwerk legte. Aber auch unter seiner Herrschaft en sie gleich wieder zum Raubgewerbe, sobald ih- Ungestraftheit in Aussicht stand. „Am Schlacht- bei Nisibis", fährt Herr Perrier fort, „wimmel- die Hügel und Berge der Umgegend des Schlacht- es von Kurdischen Reitern, den Ausgang des gro- Schlages zu erwarten, um sich dann auf die Be- ten zu werfen. Bei der Flucht der Türken stürz- sie sich auf dieselben und plünderten sie rein aus. essen, so seltsam sind die Begriffe der Morgenlän- r, fanden die unglücklichen Flüchtlinge denselben end im Hause derer wohlwollende Aufnahme, die am Tage beraubt haben.

Mitten unter den Kurden wohnen die Jeziden, die mehre Klassen zerfallen, wovon eine den Teufel tet, der nach ihrer Vorstellung eine „*interessante* on" *ist*. Sie sind alle überzeugt, dafs er bald von wieder in Gnaden aufgenommen werden wird. den Türken gilt der Name *Jezid* für infam, und größte Injurie fügt man dem Feinde dadurch zu, man ihn mit jenem Namen schimpft."

Die Nachrichten des Verfassers über die Samari- sind so unbedeutend, wie die 7 Familien, die vom ganzen Volke übrig sind, und um die Lücke ufüllen greift er wieder zur Geschichte und fängt, Ermanglung eines ältern Buches, mit der Bibel an. Leser, welcher die Bibel und die Profangeschichte t kennt, mag sich gütlich thun an diesem Kapitel, auch einen nicht zu verschmähenden Beitrag zur chichte der quid pro quo's liefert. Der sachkundige Leser wird jedoch mit Herrn Perrier gleich wieder durch die 4 folgenden und letzten Kapitel des Buches versöhnt, in denen er treffliche Nachrichten über die Maroniten und ihren Fürsten Emir Beschir findet, und woran sich der Anhang über den General Loustannau schliefst.

Dieser merkwürdige Mann ging als Jüngling im Jahre 1777 nach Ostindien, und brachte es durch sein Talent und seine Tapferkeit in kurzer Zeit dahin, das er der Oberfeldherr der Mahratten wurde, für die er die herrlichsten Siege über die Engländer erfocht. Ueber 18 Jahre war er in Indien als Gott verehrt; denn die Braminen sahen in seinen Thaten und Schicksalen stets eine alte Prophezeihung erfüllt, an die das Volk glaubte und für die es gerne unter den göttlichen Feldherrn das Leben einsetzte, und er besafs die Reichthümer eines Königs. Jetzt während der Verfasser schreibt ist Loustannau ein Bettler in Beyrut, und wahnsinnig! Als Wahnsinniger war er in Beyrut Zeuge, wie die Engländer, die er so oft geschlagen, die Stadt mit ihrem alles überwindenden Geschofs in Asche verwandelten, ohne auf die Protestationen des französischen Consuls zu hören.

Wie der Wechsel von Glück gekommen ist, erzählt Herr Perrier aaf eine wahrhaft rührende Weise. Wir können nur einige übersichtliche Worte geben:

Der Trennung von seinem Vaterlande überdrüfsig nahm der angebetete General von dem Mahrattenfürsten Abschied und schiffte sich mit unermefslichen Reichthümern ein, während er noch grofse Schätze zurückliefs, weil er wieder zurückkehren wollte. Seine Ankunft in Frankreich war die Zeit, wo ein Weifsbrot (petit pain) 500 Franks Assignaten kostete, und er bekam für 8,000000, die er vorausgeschickt, 220000 Franks. Für seine Kostbarkeiten kaufte er Ländereien an der spanischen Gränze, legte Fabriken an und liefs grofse Maschinen und Hüttenwerke erbauen. Alles wurde im spanischen Kriege zerstört. In der Aussicht, seine Familie jetzt nicht mehr so versorgen zu können, wie er gehofft hatte, und in Rückerinnerung an seine frühere Gröfse verfiel er schon im Jahre 1813 öfters in stillen Wahnsinn. 1816 entschlofs er sich, trotz der Abmahnungen seiner Familie, nach Indien zu gehen und sein zurückgelassenes Vermögen zu sammeln. Er hatte noch ei-

Digitized by Google

nen kostbaren Rubin, den er verpfändete und sich Geld zur Reise verschaffte. In St. Jean d'Acr aber verfiel er in anhaltenden Wahnsinn, verschenkte sein Geld, und mufste dann als Taglöhner arbeiten. In lichten Augenblicken erzählte er von seiner indischen Gröfse, was die Zuhörer natürlich für Rückfall des Wahnsinns hielten. Endlich hörte die *Lady Stanhope* von ihm und nahm sich seiner an. Diese Dame war bekanntlich selber mystisch wahnsinnig, und zwar wie so viele Engländer, weil sie nicht mehr wissen was sie mit dem Gelde machen sollen, während der edle Loustannau wahnsinnig war, weil er sein Geld verloren hatte. Vorher schon war der Sohn des Generals, Kapitain Loustannau in Syrien eingetroffen um seinen unglücklichen Vater zu pflegen. Die schwärmerische Lady fand in dem Gesichte des Kapitains eine sprechende Aehnlichkeit mit einem englischen Officiere, den sie früher liebte, und in den Sternen und den Lineamenten seiner Hand, dafs sie von ihm unzertrennlich sei. Während der General, mit dem sie lange mystische Konferenzen hielt, ihr als ein Prophet erschien, der ihren Triumph beim Einzug in Jerusalem verherrlichen sollte, war sie dem Sohne mit einer Platonischen Liebe zugethan.

Dieser jedoch, der noch bei Waterloo in der Garde des Kaisers bis zur lebensgefährlichen Verwundung mitgefochten, hatte die Worte „La Garde meurt, mais elle ne se rend pas!" noch nicht vergessen. Unglücklich wegen seines Vaters, den er mit aufopfernder Pietät pflegte, unglücklich wegen seiner Stellung zu der geisteskranken Lady, *starb er, aber ergab sich nicht* in ihre Träumerei. Der Vater aber ward durch den Tod seines Sohnes und durch die Ideen der Stanhope täglich unheilbarer und glaubte sich zum Könige von Jerusalem bestimmt. Lady Stanhope hatte bekanntlich zwei Stuten von edelster Raçe in einem Stalle von Marmor fürstlich bedienen lassen. Die Pferde waren stets gesattelt, damit auf den ersten Posaunenruf sie eines besteigen könne, während das andere für Christus bereit bleibe. Der General wollte aber selbst das schönste beim künftigen Triumphzug besteigen, während das andere seiner Königin gehöre, die noch überdies, wie er behauptete, von re wegen zwar an seiner linken Seite, aber doc nige Schritte rückwärts reiten müsse. Dieses zu heftigen Diskussionen Anlafs, und die hope las alsbald in den Sternen, dafs sie den neral entfernen müsse. Sie sorgte jedoch b ihren Tod, 1839, auf das Anständigste für ihn.*) dem lebt er in Syrien kümmerlich von Almose französischen Consulats.

Der Verfasser verspricht die Veröffentlichu nes besondern Werkes über den Aufstand der sen und über das Ländchen *Ledscha*, das, w oben angedeutet, den Europäern noch gar nic kannt ist, und wir sehn mit Vergnügen der Er dieses Versprechens entgegen. Er hat sich dur liegendes Werk um die Völkerkunde und di schichte der Herrschaft Mehmed-Ali's verdient g und gewifs bei vielen seiner Leser den Wunsch ihm bald wieder auf dem Felde dieser Liter begegnen.

F. Lebrec

*) Lady Stanhope ist für die Reisenden im Morgenlande Kassenstück gewesen; jeder erzählte längere oder Geschichten von ihr, und freilich warfen auch ihre chen Sonderbarkeiten für jeden Erzähler etwas steht einzig in der Geschichte der neueren Zeit Frau da, die eben so ausschweifend in der Tugen andere im Laster waren. Leider schwanden die edl ten ihres verirrten Gemüthes ohne bleibendes V dahin. Ihre seltsame Erscheinung im Morgenlande der dem intellectuellen Fortschritt der Europäer, u religiösen Uebergewicht derselben bei den Moham neue Achtung verschafft. Letztere haben der ä chen Christin geschmeichelt, haben sich ihre Verl gen aufs Beste gefallen lassen, und — sie verspo Freund, der sie noch kurz vor ihrem Tode hatte versichert mir, dafs Lady St. für die grofse die sie vergeudet, und die Schulden die sie noch terliefs wohl von Mehmed Ali den Besitz Jerusal erkaufen können. Freilich waren ihre verirrten nicht auf den Empfang der heiligen Stadt aus Händen gerichtet. Aber die Verrirrung bleibt n weniger eine beklagenswerthe, um so mehr, da ren Bewunderern auch gleichgesinnte sind, die nachahmen würden, wenn es die Umstände erlau

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

I.

ΜΑΡΚΙΑΝΟΣ. ΜΕΝΙΠΠΟΣ. ΣΤΑΔΙΑΣΜΟΣ. *Marciani Periplus. Menippi Peripli fragmentum, quod Artemidori nomine ferebatur. Peripli qui Stadiasmus magni maris inscribi solet fragmentum. Graece et Latine edidit addita Dodwelli dissertatione, scripturis codicum, Höschelii, Hudsoni, aliorum et suis notis S. F. Guil. Hoffmann. Leipzig,* 1841. *bei C. L. Fritsche. XXII u.* 306 *S. gr.* 8.

Nachdem Hr. Dr. H. bereits in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1840, S. 640 gesagt hatte, daß man baldigst von ihm eine zeitgemäfse Ausgabe der griechischen Geographen erhalten werde, erschien sie endlich gegen Ostern 1841, enthielt jedoch nicht die sog. kleinen griechischen Geographen, sondern nur die Fragmente der Epitome des Markianos aus Anklea und des Stadiasmos. Von beiden existirten bereits aus der neuern Zeit (1828 und 1839) treffliche Ausgaben, vom Markianos nämlich die Emm. Miller's und vom Stadiasmos die Gail's. Dafs man also, bei den jetzt allgemein gesteigerten Anforderungen, etwas Tüchtiges sowohl in Hinsicht der Kritik als Erklärung erwarten durfte, ist gewifs. — Auf dem Titel folgt in Hrn. Hoffm. Ausgabe ein Motto, das folgende Dedication enthält: „Viris etc. H. Ostermannio, G. F. Grotefendo, F. A. Ukerto". Diese Worte sind mit Linien eingefafst, wie wir die Grabinschriften der Alten in den Sammlungen Gruter's u. s. w. pflegen zu erblicken: eine neue aber gewifs ominöse Erfindung, zu deren Annahme den Herausgeber wahrscheinlich ein ihm unerklärliches Geschick geführt hat. In der Vorrede werden hierauf mit wenigen Worten über Menippos, Markianos und den Stadiasmos nur längst bekannte Sachen gesagt, während die Hauptsache, das Resultat eigener längerer und gründlicher Forschungen über das Leben, die Schriften, die Quellen derselben, über die früheren Ausgaben und noch existirenden Handschriften, ganz unbeachtet gelassen ist. So heifst es S. VII: „Quae vero ad Marcianum pertinent, ea jam Dodwellus persecutus est iis, quae de Marciani aetate et scriptis disseruit". Nun, wir rathen allen Gelehrten, dieses Dodwellsche Unglücksproduct anzusehen. Man möchte glauben, Hr. H. habe hier einen artigen Scherz machen wollen, auch passen die gleich folgenden Worte: Quo tamen is (Marcianus) tempore vixerit, cum aliis tum maxime hoc probatur, quod Holstenius ad Peirescium scripsit (bei Bredow in Epist. Paris. p. 11) zu dem Dodwellschen Hin- und Herdemonstriren wie die Faust aufs Auge. Hier hat wenigstens jegliche Combinationskraft den Herausgeber schmählich verlassen! S. VIII lesen wir: „Prius autem quam ad alia transeo, dicimus, Marciani librum non ipsum ad nos pervenisse sed epitomen ejus, quod ex iis fragmentis Marcianei operis apparet, quae Stephani Byzantini lexico servata sunt". Das ist in dieser Allgemeinheit eine auf oberflächliche Ansicht beruhende Unwahrheit, da Stephanus z. B. bei Menippos nur die Epitome des Markianos, d. h. die dieser aus jenem Werke gemacht hatte, benutzte, wie selbst flüchtige Ansicht und Vergleichung lehrt. Auch bedarf es zum Beweise, dafs wir nur eine Epitome, — aber welcher Art, denn ganz eigenthümlich ist sie abgefafst — von der eigenen Schrift des Markianos haben, nicht erst des Stephanus, da fast jede Seite des jetzigen Textes dieses zeigt. Hr. H. fährt fort: „Nam illa interdum multo sunt uberiora, quam ea, quae in Marciani periplo eo, quem nos habemus, leguntur. Miramur, quod hoc Millerus, qui postremus Marcianum edidit, ne suspicatus quidem est",

Digitized by Google

und eröffnet hiermit den Feldzug gegen Miller. Dann heifst es: „Jam pauca de codicibus scriptorum Marciani dicenda sunt". Warum pauca? Da doch hier so viel zu sagen, aufzuhellen und zu berichtigen war! Doch es geht wieder auf Miller los: Priusquam Millerus, qui Parisiis degit [!], fragmenta geographorum qui dicuntur minorum edidisset, Marciani scripta tantum duobus codicibus edita erant, uno Palatino (den aber der Herausgeber immer Vaticanus in den Anmerkungen nennt), altero Hervuarti (so stets falsch, statt Hervuorti). Sed iste vir eruditus tertium codicem in bibliotheca invenit parisiensi (d. h. regia), qui praeter alia fragmenta etiam Marciani scripta continet, sed tamen ita continet [man gebe wohl Acht!], *ut lectiones novas fere nullas* exhibeat, quae quidem iis, quae notae sunt, praestent, initium tamen operis, quod in codicibus duobus prioribus totum interiit, totum [!] id quidem habeat, sed ita deletis literis, vix ut adhibita arte chemicorum aliquot verba agnosci potuerint". Was hier vom Vorhandensein des ganzen Anfangs im Codex Paris. gesprochen wird, bitten wir, ja nicht zu glauben; es werden nur Träumereien sein. Nach einigen Worten, in denen Hr. E. Miller einen zarten Verweis erhält, geht es nun mit aller Gewalt zum Sturm gegen die Millersche Ausgabe, wo es unter Anderem heifst: Sed in perscribenda hac varietate lectionis summa cum indiligentia versatus est; nam multas emendationes, quae qidem aut Dodwelli sunt aut Hudsoni aut Höschelii, *codici tribuisse videtur*, quamquam *non sunt codicis*, iis receptis nec eorum additis auctoribus. Nec hoc non mirabile est, idque vehementer vituperandum, quod Millerus, quae scripturae minus bonae sunt aut aperte falsae, Hudsono tribuit, cum contra saepe Hudsono eae emendationes sint, quae sunt a Millero receptae. Hoc factum est, ut, qui non habet Hudsoni editionem, eum oporteat credere, quidquid est corruptum aut minus probabile, id esse Hudsoni, cum tamen vir Anglus multis emendationibus optime sit de geographis minoribus meritus". Diese mit den gröbsten und gemeinsten Unwahrheiten reichlich angefüllten Worte brechen allein schon den Stab über diese erbärmlichste aller Ausgaben, welche zur Schande Deutschlands jetzt noch erscheinen konnte. Ueber Hrn. Millers Ausgabe existiren bekanntlich zwei Recensionen: eine vom Hrn. Prof. Dr. Haase (Allg. Litt. Zeitung 1839 No. 105), die dere vom Hrn. Prof. Dr. Westermann (Jahn's Jahrbücher 1839. 2tes Heft S. 146 sqq.). Keiner dieser Recensenten hat es gewagt, Beschuldigungen gegen H. Miller vorzubringen, wie es die erwähnten Worte des Hrn. Dr. H. über die Mafsen thun: jene Männer hab vielmehr, wie es sich gehörte und in der Natur der Sache lag, wohl eingesehen, dafs derjenige Gelehrte, welcher nach einem bestimmten, von ihm als aus zeichnet anerkanntem Manuscripte irgend einen Schr steller herausgiebt, alles das, was dieses Treffliche und Gutes bietet, unbedingt in den Text aufzunehm und nur dann die Schreibung des Manuscripts zu ä nen hat, wenn er aus anderweitigen triftigen Grün von der des Manuscriptes abzuweichen sich genöt sah. Dies nun hat Hr. Miller gethan, und zwar einer fast beispiellosen Ausdauer und Genauigkeit, dafs er sogar alle offenbaren Schreibfehler der Hs schrift genau anzeigte. Dieser letzte Umstand ist aber eben, der ihm zum Verderben gereichte, so sich jeder wahre Kenner dafür zum Dank verpfl fühlen wird; dann der neue Herausgeber bemerkt diese sichtbarlich verschriebenen Worte als Sch bung des Codex Parisiensis und, mit wenigen Ausn men, wo nämlich Hr. Miller selbst die richtige Schr bung des Codex angeführt hatte, finden wir daher der ganzen Ausgabe des Hrn. Dr. H. nur diese fa sämmtlich untauglichen Schreibungen als varia lec des Codex Paris. notirt. An einer Unzahl von St len erscheint mithin bei Hrn. Dr. H. da, wo Hr. Mil dem Cod. Paris. folgte, der unwahre Ausdruck: jure reposuit, oder: Höschelii (auch öfters: Hudso emendationem in notis propositam recepit Mille Selten wird sich im ganzen Markianos eine St finden, wo man nicht, wenn man das Richtige h will, in dieser Hinsicht diese zeitgemäfse Ausg verbessern mufs.

Noch ist ferner eine andere Einrichtung der A gabe des Hrn. Miller zu erwähnen, die ebenfalls in noch weit höherem Grade dem Hrn. Dr. H. V anlassung gegeben hat, auf eine gewifs ungeziem Weise sich gegen Hrn. Miller und seine Leistungen äufsern. Hr. Miller, sein vorzüglichstes Augenm auf den Codex Paris. richtend, doch aber zugleich H son's Ausgabe, mit der er den Cod. Paris. verglich, m

Digitized by Google

beachtet lassend, gab unter dem Texte kurz die von Hudson (fast durchaus Höschelische) im Texte gegebene Schreibung; er bemerkte, wenigstens ausdrücklich nicht, dafs der von Hudson veröffentlichte Text durchaus der sei, welchen man in Höschels Ausgabe findet, und dafs Hudson's einziges Verdienst — abgerechnet einige höchst seltene Emendationen und die Sammlung derer von anderen früheren Gelehrten — vorzüglich in der von ihm selbst zuerst ausgearbeiteten lateinischen Uebersetzung bestehe, in der er das befolgt, was ihm gutdünkt, also mit dem griechischen Texte oft genug in Widerspruch tritt und ein merkwürdiges Gemenge bietet. Dafs indessen Hr. Miller dies gewufst habe, darf man von einem so tüchtigen Gelehrten und innigen Freund der kl. griech. Geographen mit Recht annehmen.

Uebrigens kann man Hudson den Text Höschels immerhin auch wirklich beilegen, als den Hudsonschen betrachten, denn er hat ihn beibehalten und seine Ausgabe ist die seinige, nicht die Höschels; nur beachte man stets, dafs die Anzeige der verschiedenen von Höschel und Hudson gemachten Verbesserungen nicht der Hauptzweck des Hrn. Miller war und dafs man ihm deswegen Etwas nicht zur Schuld anrechnen dürfe, was er gar nicht beabsichtigte; auch steht der Mann hierfür in der That zu hoch, ist zu edel, als dafs ihn derartige unverzeihliche Beschuldigungen treffen könnten. Aber Hr. H. hat hieraus Veranlassung genommen, die trefflichen Leistungen dieses Mannes zu schmälern und zu verdächtigen. Denn nicht allein, dafs er alle Conjecturen und Emendationen, die Höschel und Hudson je gemacht haben, wenn sie sich in Hrn. Millers Ausgabe im Texte wiederfinden, als von jenen Männern stillschweigend entlehnt annahm, während doch Hr. Miller dem trefflichen Cod. Paris. allein folgte und wo er es einmal nicht that oder thun konnte, jene Männer fast überall einzelne Versehen entschuldigt jeder Besonnene) gewissenhaft nennt: so geht Hr. Dr. Hoffm. so weit, dafs er überall, wo Hr. Miller wirklich, sei es nun aus eigener Ansicht oder jenen Männern folgend, Verbesserungen aufnahm, auf eine erbärmliche Weise gegen Hrn. Miller verfährt. Belege geben hierfür unter einer andern Unzahl S. 173 über Ἰωνόπολις und Κίνωλις; 175 über Καππαδοκίαν; Praefat. pag. XVI ex. über ἀνατάκις und p. XVII, in. über πρὸς τὰς ἀνατολάς etc. wo Hr. Miller ganz Recht hat, und Hr. Dr. H., der die unsinnige Lesart Höschels und Hudsons treulich im Texte wiedergiebt, ganz bescheiden hätte sein sollen. Und der Stellen, wo Hr. Miller allein dem Cod. Paris. folgt, während Hr. Dr. H. in seiner grenzenlosen Blindheit nur heimliche Aufnahme Hudsonscher (so ruft er) Emendationen darin erblickte — giebt es eine Unzahl, wie ich auf Verlangen zu beweisen gern erbötig bin, da ich mich hier auch für das Folgende nur auf die nothwendigsten Belege beschränken mufs.

Von S. XI—XV berichtet Hr. H. über den von ihm nach Iriartis Vorgange herausgegebenen Stadiasmos Einiges und bemerkt über die Zeit der Abfassung: „Ceterum qua aetate auctor periplì nobis vixisse videretur, multis locis significavimus. Tantum hoc loco significamus, periplum non post Strabonem esse scriptum, quum contra fortasse probari possit, ex eo ipso aliqua Strabonem depromsisse" und fügt unerhört genug noch hinzu: Nec hoc tacendum est, editione Gailii Galli, qui ipse quoque hoc fragmentum edidit [und bereits 1828 in seiner Ausgabe der kl. griech. Geograph. Bd. II. S. 409—584, wo sich auch eine treffliche Abhandlung de eodem Stadiasmo findet], uti nos non potuisse." Ich kann, beim besten Willen, diesmal auf die Leistungen des Hrn. Dr H. in Betreff des Stadiasmos nicht eingehen; es wird aber fernerhin geschehen, und, abgesehen von der Forderung des Hrn. Dr. H., die er in obigen Worten macht, dafs sich nämlich die Leser aus seinen in barbarischem Latein abgefafsten Noten über die Abfassungszeit, Verfasser u. s. w. dieses Fragmentes selbst gefälligst das Ganze und Hrn. Dr. H.'s Ansicht zusammentragen möchten, abgesehen dafs ein ganz eigenthümliches und neues Verfahren in Handhabung der Kritik des Textes bei der Bearbeitung dieses Fragmentes sich herausstellt, das er anpreisen mag wem er will; so kann man sich aus der Nichtbeachtung der Gail'schen Ausgabe schon eine Vorstellung von der Arbeit des neuen Herausgebers machen, nach den gewichtigen Worten des Hrn. Prof. Dr. Osann über Gails Arbeit in All. Litt. Ztg. 1830. Nr. 27. S. 211 sqq.

An die Vorrede schliefst sich auf fast vier Seiten ein wahres Chaos von Nachträgen (nebst neuen eigenen Unrichtigkeiten und Flüchtigkeiten) aus der Ausgabe des Hrn. Miller an. Zu den fünf ersten Bo-

Digitized by Google

gen dieser neuen Ausgabe, da der Herausgeber erst dann Hrn. Millers Ausgabe erlangt hat. Seite XIX—XXI findet sich Einiges aus Haases Recension der Mill. Ausgabe, und eine Stelle des Basilius Minor, wobei aber Letronne's Emendationen ganz unbeachtet bleiben. Den Schluſs macht eine Stelle aus Herons Schrift περὶ διόπτρας aus Haases erwähnter Recension. Nach einem neuen Titelblatte, das aber vor dem Stadiasmos fehlt, liest man mit nicht geringem Staunen S. 3—24 Dodwells dissertatio de scriptis et aetate Marciani Heracleotae. Denn ist irgend eine der Dodwellschen Dissertationen mit Confusion abgefaſst, mit luftigen Hypothesen überfüllt, kurz ein langweiliges Allerlei und Hin- und Hergerede, wobei man Viel und am Ende nichts Verdauliches, Gesundes, Nahrhaftes und Haltbares erhält, so ist es bestimmt diese. Hr. Prof. Osann hatte, nebst anderen achtbaren Gelehrten, schon früher bei Gail mit Recht den Wiederabdruck dieser Abhandlung stark getadelt; aber Hr. Dr. H. scheint auf Andere, seien es auch die achtbarsten und gelehrtesten Männer, nicht achten zu wollen, und setzt diesem heillosen Verfahren die Krone auf, indem er erst sagt: Quae vero ad Marcianum pertinent, ea jam Dodwellus persecutus est etc. und dann fortfährt: Quo tamen is tempore vixerit, cum aliis tum maxime hoc probatur, quod Holstenius ad Peirescium scripsit etc. Denn Dodwell hat nach langen ermüdenden Demonstrationen im Schluſsparagraph lächerlich genug gesagt: „Plane ego nihil video, quod Marciani aetatem multo inferiorem arguat Ptolemaei" was mit den Worten des Holstenius nicht zu vereinigen, sogar in Widerspruch steht. Die verehrten Leser erhalten also Dodwells und Holstenius unbegründete und doch weit von einander abweichende Ansichten als wahre und identische und als die aufgedrungen, welche Hr. Dr. H. hat. Wir wünschen viel Glück zur Ermöglichung! Uebrigens ist diese Abhandlung Dodwells ganz gedankenlos mit derselben Schreibung und verkehrten Interpunction abgedruckt, ja sogar mit einem Paragraphe aus Dodwells Abhandlung über Agatharchides und mehren genialen Fehlern vermehrt, wie pag. 4 lin. 23: διασήμοῦς, pag: 5. lin: 1 und 2. von Unt. zweimal Περιόδοῦ und ebenso pag. 6. lin: 5 Περίπλοῦν; pag. 6. lin: 2 und 3, v. Unt.: „*Hic* paragraphus transscrip*tus* est" und so noch Mehres. Wir erinnern nur noch pag. 16. lin. 3 ἑῴου statt ἑῴου, wobei zugleich zu bemerken, daſs das Jota subscriptum allerdings nirgends bei Hudson in diesem Worte in ἀρκτῴου findet, mithin aber auch bei Hrn. Dr. H. jedoch nur so lange, als er Millers Ausgabe nicht benutzen konnte, daher mit Bogen 5 eine plötzliche Aenderung eintritt; ja er hat sogar in den Addendis am Ende der Vorrede diesen Fehler verbessert, aber ohne seine Quelle, Hrn. Miller zu nennen.

Auf Seite 25 beginnt der griechische Text (nebst untergestellter lateinischer Uebersetzung) des Marcianos, und unter der latein. Uebersetz. finden sich Anmerkungen, kritische und erklärende verbunden. Hr. Dr. H. sagt in Bezug hierauf: „Versati sumus in ut et textum (es sollte auch die lateinische Uebersetzung genannt werden, die wörtlich, öfters in Widerspruch mit dem veränderten Texte und auch mit Druckfehlern bereichert, aus Hudson aufgenommen ist) paginarumque numerum, qui est in Hudsoniana tione, repetoremus et ea, quae sunt ab hoc viro (aber auch Alles, was Höschel bot und dies ist ohne Bedeutung, meist tausendfach mehr werth die Hudson'schen gelegentlichen Notizen) animadversis additis quibusdam nostris." Diese letzten Worte sind sehr wahr und bezeichnen die Leistungen Hrn. Dr. H.'s für Markianos aufs Treffendste, denn ein Plan, eine Consequenz, Liebe zur Sache und Fleiſs und Umsicht sucht man in den Quibusdam nostris über vergebens.

Also Hr. Dr. H. sagt, daſs er Hudsons Text wieder habe abdrucken lassen; allein dies ist nicht genau zu nehmen, das Colorit ist zwar das Hudsonsche, oft da es diesem in Wahrheit nicht gehört, das Höschelsche, aber dabei sind, jedoch fast nur in unbedeutenderen Dingen, augenfällig nöthige Veränderungen im Griechischen vorgenommen. Weil aber Hr. Dr. H. wie wiederholte Beispiele zeigen, seine Bemerkungen genau nach der Hudsonschen Ausgabe ausarbeitete, zugleich hier und da vom Hudsonschen Texte abwich, so er sich Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lassen die mit vollem Rechte zu rügen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

ΡΚΙΑΝΟΣ. ΜΕΝΙΠΠΟΣ. ΣΤΑΔΙΑΣΜΟΣ. *Marciani Periplus. Menippi Peripli fragmentum, quod Artemidori nomine ferebatur. Peripli cui Stadiasmus magni maris inscribi solet fragmentum. Graece et Latine edidit, addita Dodwelli dissertatione, scripturis codicum, Höschelii, Hudsoni, aliorum et suis notis S. F. Guil. Hoffmann.*

(Fortsetzung.)

Denn nicht ein oder zwei Mal nur vermifst man in den ganz die Anzeige dessen, was Höschel und Hudson Texte hatten, sondern wiederholt; auch mehre Schreigen Millers sind übergangen. Dieser Flüchtigkeitsfehist hier um so weniger zu entschuldigen, als vom Marios überhaupt nur drei Ausgaben vor der Hoffmannen existirten, das dort gegebene Material also mit der ten Leichtigkeit ganz genau vereinigt wiedergegeverden konnte. Beweise hierfür sind pag. 43 lin: zu bemerken vergessen, dafs Höschel, Hudson Alexandrides (denn das ist der von Hrn. Dr. H. nte editor Viennensis (d. i. Vindobonensis,) den nige Mal anführt) προειρημένοις haben, während Dr. H. προειρημένης schrieb, nach Hudsons Emen-n, Hr. Miller aber im Cod. Paris. fand; pag. l. 2. v. u. fehlt Hudsons Αὐλίται; pag. 45, Hudsons στενομένην (στενουμένην hat übrigens auch Cod. Paris.); lin: 3. Hudsons διήκον; lin: 8 Hud- τὴν μεσημβρίας ὑπάρχουσαν; pag. 53. lin: 5 Hud- κωλισουσιανὴ, da er selbst das unsinnige: κωλη-ιανὴ hat, was selbst ein guter Schüler, wie Hudson , in καὶ ἡ Σουσιανὴ verändert hätte; und dieser Art reres, mit dem wir diese Blätter und ihre Leser chonen wollen. Ueber die im Hudsonschen Texte genommene Veränderung in Hinsicht der Interpunction ist am räthlichsten, gar nicht zu sprechen. Die lateinische Uebersetzung, die, wie ich schon erwähnte, ein genauer Abdruck der Hudsonschen ist, selbst mit den Druckfehlern derselben, z. B. pag. 80 lin: 6. Arabico und pag. 121 lin: 3. e et statt et (denn bei Hudson war e et gutibus) welche Hudson in den Addendis emendirte — hat, abgerechnet dafs man von Hrn. Dr. H. nicht den Urheber der Uebersetzung erfährt, nur durch mehre Druckfehler ein schöneres Gewand erhalten.

Während wir also bei Hudson fast durchgängig den Höschelschen Text noch hatten, und Hudson seiner Gewohnheit nach die von ihm als gut erachteten Emendationen in seiner lateinischen Uebersetzung befolgte, die er daher, um den verstümmelten und verdorbenen aber gleichwohl in dieser Gestalt beibehaltenen griechischen Text zu verstehen, beisetzte, über die in der lateinischen Uebersetzung befolgten Emendationen in kurzen Notizen flüchtig Rechenschaft gebend; so erhalten wir in dieser zeitgemäfsen Ausgabe an den schwierigeren und in einer grofsen Anzahl der leichter zu verbessernden Stellen den Hudsonschen, oder man kann es auch behaupten, Höschelschen Text, mehrfach aber, in Kleinigkeiten, eine von der Höschel-Hudsonschen abweichende Schreibung, darunter — man bedenke! in unsern Zeiten und bei einem Schriftsteller, der meist nur ein Namenverzeichnifs enthält — den genauesten Abdruck der Hudsonschen lat. Uebersetzung und endlich die selbst in Sammlung des kritischen Materials, wie ich oben schon bemerkte, vielfach lückenhaften, mithin flüchtig gearbeiteten Anmerkungen. Aus diesen drei Stücken, die durch ihre Vortrefflichkeit den Hudsonschen Wirrwarr noch um ein Bedeutendes vermehrt haben, mufs sich der, welcher diese Ausgabe gebrauchen will, den Text erst zusammenlesen, wird aber nichts desto weniger, wenn ihm das früher für Markianos Geleistete zu gebrauchen

Digitized by Google

nicht verstattet ist, auf lockerem trügerischem Boden stehen.

Noch ist eine originelle Einrichtung zu erwähnen, welche der Herausgeber in dem griechischen Texte vorgenommen hat. Es ist bekannt, dafs Stephanus Byzantinus öfters sich der Auctorität des Markianos bedient; da wir nun nur Fragmente vom Markianischen Werke, d. h. eine eigenthümliche Art von Epitome, deren Beschaffenheit Hr. Prof. Dr. Haase zuerst — für Hern. H. freilich umsonst — so treffend dargelegt, haben, so mufste die Folge sein, dafs wir Einiges, was wir noch im Stephanus finden, jetzt vergebens im Markianos selbst suchen. Da aber ferner die ganze Eigenthümlichkeit dieser Epitome darin besteht, dafs der Urheber entweder aus irgend einer Grille, oder, wie Hr. Dr. Haase muthmafst, aus Ueberdrufs und Eile gerade in dem Periplus des Markianos selbst Vieles von dem Speciellen der Küstenbeschreibung, — und zwar je weiter vorwärts, desto mehr, wegliefs, einige Abschnitte ganz übersprang, übrigens aber durchaus streng die Worte des Markianos beibehielt, so liegt es am Tage, dafs man mit Recht nur die Fragmente des Stephanus als Fragmente des Mark. Werkes mit einigem Rechte hinstellen könne, wo wir den Abschnitt selbst oder das Specielle nicht haben. Da nun endlich sich einem Jeden, der ein oder höchstens zwei Mal diese Ueberbleibsel des Mark. mit einiger Aufmerksamkeit durchgelesen hat, sofort die Lücke des Epitomators zeigt, — denn die Schreibart des Markianos und der Gegenstand selbst sind von der Art, dafs sie wegen ihres stetigen Colorits die besten Führer hierbei abgeben, — so mufs man billig von einem überlegenden Herausgeber erwarten, dafs er jedesmal im Texte selbst durch irgend welche Zeichen diese sichtbaren Lücken andeute, und eben dahin die uns vom Stephanus erhaltenen Fragmente — aber nur diese und nicht mehr — setze; was auch gar nicht schwierig ist, da Stephanus deutlich den gehörigen Ort meistens angiebt. Von dem Allen sucht man vergebens bei Hrn. Dr. H. eine Ahnung; statt dessen hinken jedem Abschnitte, für den er im Stephanus ein Mehres fand oder zu finden glaubte, die vollständigen Artikel des Stephanus, also mit Hergehörigem und Fremdartigem, nach, abgedruckt, ohne die leichtesten und doch so nöthigen Verbesserungen, aus des Berkelius Ausgabe, nebst dessen Anmerkungen und einigen wenigen meist verfehlten eigenen Notizchen. D übrigens auch hierbei mit riesiger Schnelle verfahr zeigen einige Artikel, die sich irgendwohin verla haben; z. B. ist Μυρίκη zum Periplus Arabiens gese (S. 59), da es doch, wie Ptolemaeos, den Hr. Dr. überhaupt bei seiner Arbeit nicht gehörig benutzt h deutlich lehrt, zu Libyen, also S. 48 sq. zu setz war; dann Μαλλάδα, das hier nach Persien vers ist, während es nach Arabien gehört, wie Ptolemä zeigt, wenn es gleich im jetzigen Stephanus hei πόλις περσικὴ, welches Irrthums Grund aber sofort dem folgenden περσικοῦ κόλπου zu ersehen war; endlich Χαλκηδών, das S. 170 sehr geistreich eine n Lage angewiesen erhält, indem es Hr. Dr. H. Periplus Bithyniens östlich vom Hieron des Z Urios zutheilt, ein arger Fehler, der anderweitig s seine gehörige Beleuchtung gefunden hat. — Dafs ferner hierbei auch noch Stellen des Stephanus ü sehen sind, darf Niemanden wundern, wenn man Eile betrachtet, mit der diese Arbeit zusammengesc ben und in die Welt gesandt ward, und bedenkt, dann Hr. Dr. H. erst den Stephanus mit dem P mäos hätte zusammenhalten müssen. Jedoch dafs an das Ende des zweiten Buches des eigenen Peripl des Markianos gehörigen Fragmente aus Stephan (s. v. Μαυριτανίαι, Τίγγις und Ἄμισσα) übersehen sind ist sehr zu bewundern. Interessant ist in dieser Hin sicht auch die Ueberschrift und Notiz (S. 62): Ἀσσυ ρίας περίπλους. Κτησιφῶν κ. τ. ἑ.: wie dachte sich wo Hr. Dr. H. diesen Periplus möglich? besonders d man damals die Kräfte des Dampfes noch nicht kann Schon flüchtige Einsicht in des Ptolemäos Werk hä den Herausgeber vor solch einem unverzeihlichen F ler behüten können. Endlich ist hier noch anzufüh dafs, nach seiner irrigen Ansicht, Hr. H. auch Artikel aus Stephanus wieder abdrucken liefs und Fragmente hinstellte, statt sie, wie einmal geschehe in den Noten zu erwähnen, welche wir in dem Erh tenen selbst noch lesen, wie Σίναι S. 55, Ψόλλα S. 1 Τίος und Καππαδοκία S. 175 sq. und endlich Χαός S. 179. — Es wäre mir hier wohl Gelegenheit g boten, das, was ich über Markianos selbst, se Zeit, seine Schriften, ihren Werth und ihre jetz Beschaffenheit, und über die Kritik und Erklärung diesen Ueberbleibseln denke und gefunden habe, veröffentlichen; allein der mir verstattete Raum ist

Digitized by Google

schränkt dazu; zudem wäre es doch, in Betreff des Herausgebers zu tauben Ohren gesprochen und für die, welchen derartige Untersuchungen wirklich erwünscht sind, wird meine Ansicht nicht lange mehr verborgen bleiben, da ein Aufsatz über Markianos, der schon vor drei Vierteljahren abgesandt war und nur durch unvorhergesehene Hindernisse noch nicht abgedruckt ist, bald erscheinen wird.

Daher wende ich mich jetzt zu den Anmerkungen des Hrn. Dr. H., die natürlich doppelter Art, theils kritisch, theils erklärend sind. Was die erklärenden betrifft, so darf man wohl mit vollstem Rechte sagen, es von dem neuen Herausgeber gar nichts geleistet wird, denn nur das Alte und daher oft genug ganz unbrauchbares wird uns vorgetragen, wie es eben Hudsons Ausgabe bot, und einige nichtthergehörige bibliographische Notizen beigefügt. Wie es aber mit der Kritik steht, müssen wir an einigen Beispielen zeigen, um nicht durch kurzes Urtheil uns der dictatorischen Sprachweise verdächtig zu machen. Denn in Hinsicht der Erklärung kann uns letzterer Vorwurf durchaus nicht gemacht werden, da nicht einmal auf die comparative Geographie, aufser bei Hispanien und Gallien hier und da nach Ukert, Rücksicht genommen worden ist, obgleich dafür, bei schnellem Arbeiten, das Bischoff-Möllersche Lexicon gute Dienste geleistet hätte.

Sofort der Beginn der Worte des Markianos bietet Veranlassung, das Verfahren des Herausgebers in dieser Hinsicht kennen zu lernen. Er stellt ein ἀνοῦ in Klammern, rings mit Punkten umgeben hin, und meint in einer fast drei Seiten langen Note, dafs Markianos über den Okeanos in dem Verlorenen gesprochen habe: „atque fortasse eo modo, ut situm ejus ejusque partes et conjunctionem cum superiori mari ostenderet. Quibus expositis rebus Markianus transiit ad Artemidorum, docens ubi is εἰς τὸν Ὠκεανοῦ in mare nostrum posuerit." Diefs wäre sich wohl denkbar, und da diese Worte eher geschrieben wurden, als Millers Ausgabe dem Herausg. zu Gebote stand, verzeihlich; allein wenn er später hin, nachdem er Hrn. Dr. Haase's Worte gelesen hatte, darauf beharrte, wie er es in der Vorrede pag. IX. thut, begeht er einen argen Fehler. Es mufste ihm jetzt klar sein, dafs die Anfangsworte, die wir nun vollständiger haben, fest zusammenhängen, und, wenn auch über einzelne noch Streit stattfinden könnte, sich unmittelbar auf Artemidoros beziehen. Wir wissen aber, dafs Markianos eine Epitome der Geographumena des Artemidoros gemacht hatte, dafs er eben zu dieser als Supplement diese zwei Bücher eines Periplus des äufseren, östlichen und westlichen Meeres, ganz nach Ptolemäos und, in Hinsicht der Stadienberechnung nach Protagoras gab, diese also unmittelbar sich an jenes Werk, das in der Originalschrift des Markianos voranging, anschlossen; — mithin ist gar nicht einzusehen, wie viel fehlen könne, besonders wenn man die gedrängte Schreibart des Markianos betrachtet. Zudem ist zu beachten, dafs Mark. solche allgemeine Bemerkungen, wie die vom neuen Herausgeber angenommene ist, bei späterem Vorkommen des nämlichen Wortes oder in ähnlichen Stellen wieder anzieht, auf das Frühere verweisend. Hätte er nun in Wahrheit über den Okeanos und seine Einmündung ausführlicher gesprochen, er würde gewifs, wenigstens beim zweiten Buche, wo sich ihm oft Gelegenheit bot, davon gesprochen und aufs Frühere verwiesen haben. Allein zugleich hätte Markianos ein Mehreres über die ganz verschiedene Ansicht des Ptolemäos über den Okeanos in Bezug auf frühere Geographen mittheilen müssen, wovon ebenfalls keine Spur mehr vorhanden ist. Wenn aber der Herausgeber zur Unterstützung seiner Meinung die Worte des Dionysios Periegetes (vs. 27 sqq.), die des Dionysios Worte ausführlicher erklärenden Worte des Eustathios zu eben dieser Stelle und endlich gar die Paraphrase derselben aus Nicephorus Blemmides ausführlich mittheilt, so hat er umsonst dieses breite Material herbeigeführt, um dem Markianos die Annahme der Eratosthenischen Ansicht über den Okeanos, die, wenn auch vielleicht dem Artemidoros nicht, doch ganz gewifs dem Ptolemäos widerstreitet, willkührlich aufzubürden.

Eine andere Stelle, wo Hr. Dr. H. hätte beweisen können, dafs er seinen Schriftsteller mit Sorgfalt und Liebe gelesen und bearbeitet habe, findet sich p. 38 Hoff. p. 12 Mill. p. 8 Huds. wo er jedoch sich ganz ruhig verhält. Diese Stelle ist nämlich so zu schreiben: „Τῆς μὲν Εὐρώπης, περιπλεομένων τῶν κατ' αὐτὴν κόλπων ἐν τῇ καθ' ἡμᾶς θαλάσσῃ, ἡ παράλιος χώρα τὴν ἀρχὴν ἔχει ἀπὸ τοῦ Ταναΐδος ποταμοῦ καὶ καταλήγει ἐπὶ

Digitized by Google

τὸν Ἡράκλειον πορθμὸν καὶ τὰ Γάδειρα τὴν νῆσον, καὶ ἔστιν ὁ σύμπας αὐτῆς περίπλους σταδίων ς„ καὶ ,θ (Cod. Paris. „γ καὶ ,θ)· τῆς δὲ Λιβύης ἀπὸ Τίγγις πόλεως μέχρι τοῦ Κανωβικοῦ τοῦ Νείλου στόματος ὁ παράπλους ἐστὶ σταδίων „γ καὶ ρκ' (Cod. Paris. „δ καὶ σπ)· τῆς δὲ Ἀσίας σὺν τῇ Αἰγύπτῳ ἀπὸ τοῦ Κανωβικοῦ τοῦ Νείλου στόματος (die Worte von ὁ παράπλους ἐστὶ σταδίων „γ καὶ ρκ, bis mit Νείλου στόματος fehlen als Schreib- oder Druckfehler (aus leicht erklärlichem Grunde) bei Alexandrides, was jedoch Hr. Dr. H. nicht bemerkt, trotzdem, dafs er diesen erbärmlichen Abdruck der Hudsonschen Ausgabe sonst oft und mit gewichtigen Worten anführt) μέχρι τοῦ ποταμοῦ τοῦ Τανάϊδος ὁ παράπλους ἐστὶ σταδίων „δ καὶ σπ' (Cod. Paris. „ς καὶ ρκ'). Ἡ τοίνυν σύμπασα χώρα τῆς παραλίου θαλάσσης τῆς καθ' ἡμᾶς ἐστιν ἥτε τῆς Εὐρώπης καὶ τῆς Λιβύης καὶ τῆς Ἀσίας σταδίων „ι „γ ,θυ". Hr. Dr. H. giebt an dieser Stelle die ganz unzuläfsige Schreibung der Zahlen Höschels und Hudsons wieder, wie er denn überhaupt für die so dringend nöthige Verbesserung der Zahlen, zu deren Herstellung Hr. Dr. Haase so treffend den Weg zeigte, nicht das Mindeste geleistet, nämlich für Europa: μ. γ'. καὶ θ'., also nach Hudson 30,009; für Libyen μ. ξξ καὶ σπ' (60,280); für Asia μ. ς' καὶ ρα' (60,101), was 150,390 geben würde, während die Hauptsumme gleichwohl als: μ. ιγ'. θυ' oder 139,400 angegeben wird. Hr. Miller schrieb schon richtiger nach Cod. Paris., wo wir dann wenigstens die Hauptsummen richtig finden. Allein offenbar enthalten diese Zahlen, wie schon die einfache Ansicht zeigt, ein grofses Mifsverhältnifs, und zur guten Stunde bietet uns Agathemeros gewifs dieselbe Messung, und zwar höchst wahrscheinlich aus derselben Quelle. Er theilt im dritten Capitel Europa „ς,θψθ' (69,709), Libyen „βθ,σνβ' (29,252) und Asien „δρια' (40,111) zu, also im Ganzen 139,072. Bei dieser Berechnung verhält sich Alles richtig. Wenn man nun bei unserem Markianos für Europa „ς καὶ ,θ (69,000), für Libyen „γρκ' (30,120) und für Asien „δσπ' (40,250) rechnet und diese Zahlen in den Text stellt, wie ich oben gethan, so hat man zwar etwas mehr als Agathemeros giebt, aber es harmonirt erstens mit der Gesammtsumme und giebt zweitens jedem Erdtheile richtigere Ausdehnung. Die Frage ist nur noch, man nicht ganz dem Agathemeros folgen solle. Di Bemerkung machte übrigens auch Letronne und sie ausführlich mitgetheilt in seinen Fragmens Poems etc. p. 278.

Seite 44 Hoffm., 19 Mill., 11 Huds. lesen wi der Beschreibung τῶν δεξιῶν μερῶν τοῦτε Ἀραβίου που καὶ τῆς Ἐρυθρᾶς θαλάσσης Folgendes: Μετὰ δὲ στόμα τοῦ Ἀραβίου κόλπου ἑξῆς ἐστιν ἡ Ἐρυθρὰ θάλα Περιπλέοντι τοίνυν ταύτην καὶ ὁμοίως ἐν δεξιᾷ τὴν ἔχοντι ἐκδέχεται μὲν ὁ αὐτος κόλπος ἐν τοῖς δεξιοῖς ρεσι τῆς Ἐρυθρᾶς τυγχάνων θαλάσσης· παροικοῦσι τούτῳ οἵτε προειρημένοι Τρωγλοδύται (vorher sagt lich Markianos: ἡ Τρωγλοδυτικὴ ἐπὶ πλεῖστον ἐκτείνο παρήκει γὰρ παρά τε αὐτὸν τὸν Ἀράβιον κόλπον καὶ τὴν Ἐρυθρὰν θάλασσαν) καὶ Αὐαλῖται καὶ προσέτι Μόσυλοι (Herr Dr. Hoffmann schreibt noch: Μ σουλοί) τὰ ἔθνη". Man sieht auf den ersten Bl dafs hier das ὁ αὐτὸς κόλπος mit Allem im Wider che steht; denn mit dem κόλπος Ἀράβιος ist doch deutlich genug von ihm unterschiedene Ἐρυθρὰ θά nicht ein und dasselbe, kann es auch nicht sein. dem mufs man sich billigerweise wundern, dafs M kianos, der pünctlich seiner Quelle, dem *Ptolemäo* folgt, hier dessen Αὐαλίτης κόλπος ganz übergangen ha ben sollte, an dem eben die genannten Völkerschaft wohnten. Mir scheint nichts natürlicher und gewiss als dafs hier der Copist des Manuscriptes die Abk zung, welche er wohl fand, nicht verstand und Αὐα της in αὐτὸς verdrehte. Eben diese Stelle, oder die Speciellen wiederkehrende Aufzählung des Αὐα κόλπος meinte Stephanus Byz. s. v.

In dem S. 58 aus Stephanus Byzant. s. v. Ζα Mitgetheilten begreift Hr. Dr. H. nicht, dafs A Δ paläographisch verwechselt werden könne, und daher der Bemerkung Berkels, dafs bei Ptole ebenfalls Ζαδράμη statt Ζαράμι zu lesen sei, was jedem einleuchten mufs, ein: „Non liquet und: Ni Ptolemaeo mutandum esse video" — bei.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

ΡΚΙΑΝΟΣ. ΜΕΝΙΠΠΟΣ. ΣΤΑΔΙΑΣΜΟΣ. *Mar-iani Periplus. Menippi Peripli fragmentum, od Artemidori nomine ferebatur. Peripli ui Stadiasmus magni maris inscribi solet fra-mentum. Graece et Latine edidit addita Dodwelli dissertatione, scripturis codicum, Hö-schelii, Hudsoni, aliorum et suis notis S. F. Guil. Hoffmann.*

(Schlufs.)

Seite 60 erscheint ihm die von Steph. Byz. s. v. ηνοί nach Markianos erwähnte Völkerschaft Ara-s als verschieden von des Ptolemäos Σιδηνοί, wie öhnlich bei diesem gedruckt ist. Ist das denkbar? ichwohl sagt Hr. Dr. Hoffm. recht naiv: „Σιδηνοὶ ulus nemo [!] praeter Marcianum commemorat; s enim est populus Σιδόνιοι, nisi fortasse [das ist Hauptwort für diesen Herausgeber], quod Strabo l, p. 42 et lib. XVI, p. 764 aliis testibus tradidit, ηνοὶ iidem sint, qui ad mare rubrum remanserunt, Σιδόνιοι cum Phoenicibus [bei Hrn. Dr. Hoffm. t Phoenicis], ex ea regione migrarent, [welch ein ner Beitrag zur Ethnographie! und der Herr hat ein Schriftchen: „Iberer im Osten und Westen" ffentlicht]. Ptolemaeus geogr. VI, 7. Σιδηνοί. — Pag. 72 Hoffm., 36 Mill., 21 Huds. giebt Hr. Dr. m. im Texte mit Hudson das verschriebene Πα-ὰ statt Ἀσαβῶν, und sagt, da ἔφαμεν dabei steht, er Anmerkung: „Hodie nihil de hac re ante in ciani periplo legis, quam hic commemoratam *vidis*], nisi p. 16 Huds. simpliciter promontorium Ἀσαβὼ ist auch wirklich dort mit Hudson geschrieben, bread hier im Texte Πασαβὼ steht: ein Beispiel von Consequenz des Hrn. H. in der Namenschreibung]. rtasse hanc rem tractavit Marcianus in Arabiae de-iptione". Also mit einem fortasse wird der Leser espeiset! Man ersieht daraus klar, wie Hrn. Dr. Hoffm. die Lücken, und zwar die sehr bedeutenden Lücken in der Beschreibung Arabiens, wo nur das Allgemeine uns erhalten ist, ganz verborgen blieben. Auch kann er die hier (l. d.) sich befindenden Worte mit Genauigkeit durchweg nicht angesehen haben.

Die folgende Seite (73 Hoffm.) bietet eine gute Gelegenheit, Scharfsinn oder doch wenigstens richtigen Tact in Kritik und Erklärung zu zeigen. Die Worte des Mark. sind, nachdem, wie gewöhnlich nach der Beschreibung einer längeren Küstenstrecke und nach der Ankunft bei irgend einem ausgezeichneten Orte, die Summe der früher einzeln gegebenen Distanzen mit einem: οἱ πάντες — στάδιοι κ. τ. ἑ. auch hier mitgetheilt worden ist, folgende: Οἱ δὲ σύμπαντες τοῦ περίπλου παντὸς τοῦ Περσικοῦ κόλπου ἀπὸ τοῦ Ἀσαβῶν ὄρους καὶ τοῦ Ἀσαβῶν [hier zweimal wiederum Ἀσαβὼ mit Höschel und Hudson] ἀκρωτηρίου μέχρι τοῦ Σεμιράμιδος Στρογγύλου ὄρους καὶ Καρπέλλης ἀκρωτηρίου ἐκδέχεται τὸ Ἰνδικὸν πέλαγος πρὸς ἀνατολὰς ἐκτεινόμενον, ᾧ τὸ λειπόμενον [welches Wort Hr. Dr. Hoffm., wie selbst die neueste Zeit gelehrt hat, nicht richtig zu würdigen weifs, da er im Fragmente der Markianischen Epitome des Menippos es durch das λεγόμενον, das er orakelmäfsig erklärt, des Anonymos emendirt] μέρος τῆς Καρμανίας παρήκει μέχρι Μουσαριναίων γῆς. Ἐκδέχεται τοίνυν κ. τ. ἑ. Bereits Hudson fühlte, dafs hier eine Lücke vor dem ersteren ἐκδέχεται sein müsse, und zeigte dies in den Noten kurz an, befolgte es auch in der lat. Uebersetzung. Hr. Miller sah dies ebenfalls ein und nahm die Lückenzeichen in den griechischen Text. Hr. Dr. Haase billigte dies in der erwähnten Recension S. 230, ging aber mit bestem Erfolge auf dem richtigen Wege weiter und gab folgende einzig richtige Herstellung, die unbedingt in den Text aufzunehmen war: Οἱ δὲ σύμπαντες — Καρπέλλης ἀκρωτηρίου στάδιοι ,,α,δσ'. Περιπλέοντι δὲ τὸ Καρπέλλης ἀκρωτήριον (diese beiden Worte die Ursache der Lücke) ἐκδέ-

Digitized by Google

χεται κ. τ. λ. Man sehe das Weitere bei Hrn. Haase; und ich erwähne nur, dafs gesunder Menschenverstand Οἱ σύμπαντες mit ἐκδέχεται nicht verbinden kann, und nicht erst die Schreibart des Mark. zu kennen braucht, der gerade in dieser Diction sich unzähligemale beurkundet. Gleichwohl schreibt der neue Herausgeber S. 73: *Nemo itaque, si rem accuratius considerat,* hoc loco aliquid desiderabit. Nostra sententia firmat [wieder eine neue lat. Diction!] etiam sequens ἐκδέχεται, quod nihil est nisi mera repetitio antecedentis ἐκδέχεται. Carmania partim Persico sinui partim Indico pelago adjacet. Situs illorum locorum idem est [!]. Hierauf folgen oberflächlich angegebene Stellen aus Ptolemäus und Strabo, dann: Hudsonum et qui eum sequutus est, Millerum deceperunt interpunctionis signa, quae ex Höschelii editione retinuerunt, die er mittheilt, ohne selbst etwas weiter gethan zu haben, als dafs er nach ἀκρωτηρίου vor ἐκδέχεται ein Comma, das Höschel nicht hat, setzte, in der lat. Uebersetzung aber aus Hudson treulich die Zeichen der Lücke beibehielt, was noch für die Unglücklichen, welche sich dieser Ausgabe bedienen sollten, ein glücklicher Umstand ist. Daran schliefsen sich endlich noch die Worte: *Nos autem signa sensui verbisque accommodavimus, et res erit liquida.*

So unüberlegt, flüchtig und gehaltlos sind aber auch alle anderen eigenen Versuche des Herausgebers in Hinsicht der Kritik, z. B. S. 75 über die Lücke nach ἀπὸ δὲ Ῥογάνων, wo er sogar in der Lesart des Cod. Par. eine Glosse aus Ptolemäus wittert; S. 76, Anmerk. 18 über Κασία (soll Βαγία heifsen); S. 103 über Ἡ Ἰβηρία, wo er Andere tadelt, ohne es selbst besser zu machen; S. 107 not. 2. wo das Gegebene alle Begriffe übersteigt und höchstens in ein Anecdotenbüchlein gehört; S. 112 not. 12, wo er abbricht, ehe die Hauptsache kommt, denn es mufs gelesen werden: τῇ ἐπὶ τῇ ἐκτὸς καὶ καθ' ἡμᾶς θαλάσσῃ; S. 113 not. 14, wo er am Ende wieder einreifst (durch unheilvolle Ahnungen), was er am Anfange aufgebaut hatte; S. 118, not. 8, wo das allein Richtige, Νερίου, ganz unbeachtet bleibt; S. 124, not. 14, wo der grammatischen Unkenntnifs durch Annahme von Glossemen Hilfe zu Theil wird; S. 125, not. 4, wo er ebenso wenig Einsicht zeigt, als in einer dieser gleichen, nämlich durch eine Lücke leidenden, Stelle S. 146, not. 7; S. 92, l. 5 sqq. p. 30 Huds. giebt er die verdorbene Schreibung aus Höschels und Hudsons Ausgaben, tr das von Jenen und Dodwell Gesagte flüchtig zus men, und bemerkt nicht, dafs Hr. Miller nach dem riser Codex diese Stelle im Anfange vervollkomm durch: οὐ ῥᾴδιον ἀναγράψαι, und folgt in der lat. Ue Hudson. Auf diese Art ist es allerdings leicht, Bü machen und Ausgaben in die Welt zu setzen; freilich welcher Art! wie ganz anders Hr. Letro dem dieses zeitgemäfse Productchen gewidmet ist; er schreibt: τούτου τὸν ἀριθμὸν οὐ ῥᾴδιον ἀναγράψαι, ἐπ μηδὲ ἄλλως εὐμαρὲς, τὸν ἐχόμενον περίπλουν μετὰ Σινῶν ὅρμον (so pflegt Mark. zu schreiben) σαφῶς λῶσαι, τάχα δὲ θείῳ τινὶ γνωστὸν, μήτε τὰ προς κ. τ Fragmens des Poems etc. p. 283. Früher machte folgenden Versuch nach Hrn. Millers Ausgabe, den da ich auch jetzt noch ihn vorziehe, kurz mitth will: τούτου τ. ἀριθ. οὐ ῥᾴδ. ἀνα., ἐπειδὴ μ. ἄλ. εὐμ ἐχ. π. μ. τὸν Σ. ὅρμον δηλῶσαι, σαφῶς θείῳ τινὶ γνω μήτε κ. τ. λ. — Noch erwähne ich kurz, dafs Hr. Hoffm. S. 96 init. weder das τὸ δεύτερον des Hrn. ler noch in der Vorrede selbst, die richtige Bemer des Hrn. Dr. Haase über die Ueberschrift des und 2ten Buches zu würdigen verstanden hat. gens mufs es hier (p. 96 lin. 2. Hoffm. p. 33 H τοῦ τ' statt κατα heifsen, τε nach ἑῴου gestrichen w den, und eben so wird Μαρκιανοῦ recht gut mit Co Paris. wegbleiben können; — und S. 149 not. 2. w er mit vielen Worten einen sinnlosen Gedanken a gerechtfertigt angesehen wissen will, da doch Niema glauben kann, dafs, wenn von einem und demselb Puncte ausgegangen und bis zu einem und ebendems ben Puncte die Länge und Breite Hibernias wirkli gemessen worden wäre, die Entfernung, die beide ganz dieselbe, einmal 2170 und das andere Mal 1 Stadien geben könne. Auch hat er S. 81, lin. 5 (p. 24 ex. Huds.) aus dem vom Cod. Paris. richtig gelassenen δὲ nach μετὰ vor τὸ γ' στόμα keinen Nu gezogen; die Stelle ist zu schreiben: ἐμπεριείληφε αὐτὴν δὲ τὴν μητρόπολιν, καλουμένην Πάταλα, μετὰ τρίτον στόμα τοῦ Ἰνδοῦ ποταμοῦ ὥςπερ νῆσον κεῖσθαι βέβηκε καὶ ἑτέρας πόλεις πλείστας. Zum Schlusse wähne ich noch, wegen vielfachen Irrthums, der Ste p. 90 Hoffm. p. 50 Mill. p. 29 ex. Huds. wo man Höschel, Hudson, Miller und Hoffmann liest: Τὰ ἀνατολικώτερα τούτων ἄγνωστός ἐστι γῆ, λίμνας ἔχο ὑλώδεις (Cod. Paris. ἑλώδεις, Höschel aber im To

Digitized by Google

lar ἑλώδεις, bei Hudson war es in ὑλώδεις verdruckt, aber er in der lat. Uebersetzung richtiger: uliginosas at, was aber Hr. Hoffm. in: silvosas wundervoll verderte), ἐν αἷς κάλαμοι μεγάλοι φύονται, καὶ συνεχῶς ῶς, ὥστε ἐχομένων (der Cod. Paris. hat ganz richtig ἐχομένους, wie auch Höschel in den Noten emendirte und was Ptolemäos, aus dem diese Worte genau geschrieben sind, Buch I, cap. 17. p. 19 Bert., p. 57 10 sqq. Wildberg hinreichend bekräftigt) αὐτῶν ποιοῦνται τὰς διαπεραιώσεις". Ueber Grammatisches in dieser Stelle siehe nach Hrn. Dr. Haase in der erwähnten Recens. S. 219 und Hrn. Dr. Westermann (l. d.) 150. Die Stelle des Ptolemäos (wie man denn überhaupt ohne spezielle Kenntnifs des Ptolemäos, für den allein Hr. Dr. Wildberg bisher Etwas gethan, Andere zu thun nur vielfach versprochen haben, sich zur Lectüre des Markianos gar nicht wenden sollte) ist allgemein bisher übersehen worden. Man schreibe also ἑλώδεις und ἐχομένους fernerhin getrost.

Doch genug über diese neue zeitgemäfse Ausgabe, denn wollte ich auch nur die augenfälligeren ferneren Gebrechen in Hinsicht der kritischen Anmerkungen besprechen; ich würde eine eigene Schrift abfassen müssen. Auch hoffe ich, dafs das bereits Gegebene hinreichend sein wird, um sich von den Leistungen dieser neuen Ausgabe ein richtiges Bild entwerfen zu können. Es wäre fürwahr gut gewesen, wenn Hr. Dr. H. in der Vorrede die Worte: „Ex quo tempore, idque multi sunt anni, in geographia sumus versati antiquis etc." ganz weggelassen hätte; denn nach solchen Worten erwartet und verlangt man Tüchtiges, noch nicht von einem Schriftsteller, der Andern vorwirft, dafs er durch eigene dicke Werke noch nichts geleistet hätte. Hätte irgend Jemand sich nicht geschämt, solche Mifgeburt in die Welt zu setzen, gewifs wir hätten von viele und in mancher Hinsicht noch trefflichere Seiten über die kl. griech. Geographen. Oft genug hat man den Wunsch nach einer neuen Ausgabe dieser Schriftsteller ausgesprochen, allein gewifs kein einziger Gelehrter und Freund der alten Geographie hat sich bisher nach dem Wiederabdrucke des Hudsonschen Textes gesehnt. Der Hr. Herausgeber hat trotz seiner hohen Meinung von dem Geleisteten doch einige Zweifel gehabt, daher man bei ihm in der Vorrede S. n. p. XV. Entschuldigungen in dem ihm eigenthümlichen Tone liest. Mit solchen läfst sich freilich Alles rechtfertigen; in der Wissenschaft aber können sie nicht Statt finden, da gilt es Ernst und Würde!

Zu erwähnen sind nur noch die grenzenlose Unzahl von Druckfehlern und falschen Accenten, deren in Bezug auf Markianos entworfenes Verzeichnifs, ohne nur auf einige Vollständigkeit zu rechnen, acht enggeschriebene Quartseiten anfüllt, daher auch hier keine weitere Mittheilung stattfinden soll.

Das Resultat der Betrachtung dieser zeitgemäfs sein sollenden Ausgabe, soweit sie Markianos betrifft, in wenigen Worten zusammengefafst ist, dafs ihr die ungenaue Sammlung des kritischen Materials, die Unzahl von Unrichtigkeiten in den Anmerkungen, die Unkenntnifs der Benutzung der Millerschen Ausgabe, der gänzliche Mangel kritischen Sinnes von Seiten des Herausgebers, die unnöthigen und schlechten Anhängsel der Dodwellschen Dissertation und Hudsonschen lateinischen Uebersetzung, der fast durchgängige Mangel eigener erklärender Bemerkungen, das Unterlassen der nothwendigen eigenen Forschung über Markianos, seine Schriften, deren jetzige Beschaffenheit, Handschriften und bisherige Ausgaben, ferner eine überall sichtbare Inconsequenz und Eile, eine barbarische Latinität und die Unzahl von Druckfehlern und unrichtigen Accenten den Stab brechen. Nur Etwas und dies ein recht Bitteres, lernt man aus ihr; nämlich, wie man einen alten Schriftsteller nicht bearbeiten müsse.

H. Dittrich.

LI.

Mémoire sur deux bas-reliefs Mithriaques qui ont été découverts en Transylvanie par M. Félix Lajard, Membre de l'Institut. Lu à l'Académie le 8 Octobre 1830. Paris Imprimerie Royale. 1840. 132 S. 4.

Die Länder jenseits der Donau, im heutigen Ungarn und Siebenbürgen, welche die von Trajan gebildete Provinz Dacien umfafsten, sind nicht lange im Besitze der Römer gewesen. Von Trajan im Jahre 106 n. Chr. zur Römischen Provinz gemacht, wurde Dacien von Aurelian im Jahre 270 definitiv aufgegeben; indessen schon früher, in der Mitte des 3ten Jahrhunderts, hatte es durch die Einfälle der Barbaren beträchtlich gelitten, und seit des Kaiser Decius'

Digitized by Google

unglücklichem Ende, das er im Kampfe für dasselbe fand, konnten sich die Römer nicht mehr seines sicheren Besitzes rühmen. Also ungefähr 150 Jahre hat Dacien zum Römischen Reiche gehört, aber aus dieser kurzen Zeit haben wir eine grofse Menge von Inschriften, die sich fortdauernd mehrt. Auch Monumente andrer Art haben sich gefunden, zwar nicht eben von Kunstwerth (denn das materielle Leben, das der Bewohner Dacien's im Kampfe mit der Natur und wilden Nachbarn führen mufste, war nicht geeignet, dergleichen hervorzubringen), doch von dem höchsten Interesse, um zu erkennen, welches Leben in jener entfernten und abgeschiedenen Colonie Rom's herrschte.

Zu dieser Gattung von Monumenten gehören die beiden, auf den Mithrasdienst bezüglichen, Basreliefs, deren Erklärung ein gelehrtes Mitglied der Pariser Academie, schon sonst auf diesem Felde thätig, in der oben genannten Abhandlung gegeben hat. Merkwürdig, dafs in dem alten Dacien sich verhältnifsmäfsig viele Denkmäler des Mithrasdienstes finden. Woher kommt dies? Creuzer in den Heidelberger Jahrbüchern 1822 Nr. 78. glaubt durch einige Etymologien und einige Aehnlichkeiten zwischen den Namen der Völker Daciens und Kleinasiens zu dem Resultate zu gelangen, dafs die Römer, da sie Dacien in Besitz nahmen, dort den Mithrasdienst antrafen und sich mit ihm befreundeten. Allein abgesehen von der Richtigkeit jener Etymologien, oder von der Gültigkeit derselben auf diesem Felde überhaupt, so war das Verhältnifs zwischen den besiegten Daciern und den Römern keinesweges der Art, dafs die Letzteren von den Ersteren Bildung und mit ihr einen Gottesdienst hätten annehmen können. Mit eben dem Rechte könnte man behaupten, die religiösen Eigenthümlichkeiten der heutigen Nordamerikaner schrieben sich von den eingebornen Indianern her. Aber auch historisch ist jene Vermuthung unbegründet. Von den frühern Bewohnern Daciens ist, seit Rom das Land in Besitz genommen, nicht mehr die Rede. „Trajan, wie Eutrop. 8, 3 berichtet, verpflanzte aus dem ganzen Erdkreise eine unzählige Menge Menschen nach Dacien, um die Aecker und Städte zu bewohnen; denn die Ureinwohner waren in dem langen Kriege mit Decebalus vertilgt oder vertrieben." Wer waren also die neuen Einwohner Daciens, die dort angesiedelt wurden? Dies wird die Frage sein, aus deren Beantwortung sich eine Erklärung der häufigen Erscheinung des Mithrasdienstes wird ergeben können. Aus Italien kamen sie gewifs nicht; denn Trajan verbot, wie wir von Capitolinus im Leben des Kaisers Marc. Aurel Cap. 11 wissen, die Ausführung von Colonisten aus Italien, aus Gallien und den westlichen Ländern, denken wir nur Wenige; dort waren die Hauptrecrutirungsplätze der Römischen Armee, und sie brauchten die eigene Bevölkerung zum Schutze ihrer Gränzen. Aus Macedonien also und hauptsächlich aus Asien mochten die Schaaren kommen, die durch die Vortheile, welche Trajan anbot, herbeigezogen, das menschenleere Dacien bevölkerten — und mit ihnen kam der Mithrasdienst. Auch finden sich wirklich in den aufgefundenen Inschriften mannigfache Spuren Griechischer Sprache und Griechischer Cultur: war ja doch der, von dem das eine der vorliegenden Basreliefs herrührte, wie wir aus der darauf befindlichen Inschrift wissen, ein Grieche.

Dieser Mithrasdienst aber, einmal eingeführt, verbreitete sich gewifs sehr schnell, besonders unter den Römischen Soldaten, deren eine bedeutende Anzahl in Dacien stand; Hr. Lajard S. 2 weist auf eine Ursache dieser schnellen Ausbreitung hin, die Einrichtung des Ordens der Mithrasdiener, der, so zu sagen, militärisch organisirt war, und nach gewissen Graden in Abtheilungen zerfiel. Wir fügen zur Bestätigung dieser Bemerkung eine Thatsache hinzu, die von Tacitus und Dio Cassius, obwohl an sich unbedeutend, doch der Ueberlieferung für werth erachtet wurde. In dem Bürgerkriege zwischen Vespasian und Vitellius während der Schlacht bei Bedriacum, begrüfste die dort Gallische Legion auf Seiten Vespasian's, die eine Zeit lang in Syrien gestanden, die aufgehende Sonne nach Asiatischer Sitte, was damals noch so ungewöhnlich und unbekannt war, dafs die Soldaten des Vitellius daraus schlossen, neue angekommene und längst erwartete Verstärkungen würden von ihr auf diese bewillkommnet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

moire sur deux bas-reliefs Mithriaques qui t été découverts en Transylvanie par M. élix Lajard.

(Schluſs.)

Unter den Monumenten also, die uns die Verbrei- g des Mithrasdienstes in Transilvanien bezeugen, die beiden Basreliefs, deren Erklärung uns Hr. giebt, höchst merkwürdig. Das erste von ihnen, Sandstein, ungefähr $1\frac{1}{4}$ Fuſs hoch, ist gefunden Hásszeger Thale unter den Ruinen der Trajani- Colonie Sarmizegetusa, und befindet sich jetzt Baron Bruckenthalschen Museum in Hermann- t: das andere, ebenfalls aus Sandstein ist un- hr $3\frac{1}{2}$ Fuſs breit und etwas höher als dies, ge- en unter den Trümmern der zweit ansehnlichsten, falls von Trajan angelegten, Colonie Dacien's hum, in der Nähe des heutigen Carlsburg, wo es in dem Gräflich Bathyanischen Museum aufbe- t wird. Beide sind zuerst bekannt gemacht von v. Köppen in dem Anzeigeblatt der Wiener Jahr- er Jahrg. 1823. 21. Band S. 10 und flgd. Wir n hierbei unsern Landsmann gegen den Vorwurf genügenden Erklärung, den ihm Hr. L. macht, atz nehmen. Hr. Köppen wollte bei jener Publi- keinesweges eine vollständige Erläuterung hin- n: seine Absicht war nur, durch einige beigege- Notizen die Aufmerksamkeit der Gelehrten sei- eiden Basreliefs zuzuwenden. Später, als das gende Memoire schon abgefaſst war, sind beide von Hrn. von Hammer in seinem Werke Mi- ra (Paris 1833) S. 87 — 92 wiederholt worden, e jedoch von den von Hrn. Köppen publicirten Ab- ngen irgend eine Verschiedenheit darzubieten. An e also hat sich auch Hr. L. gehalten.

Beide Basreliefs zeigen in ihren Darstellungen eine e Aehnlichkeit oder vielmehr Uebereinstimmung, daſs es ersichtlich ist, beiden liegt ein und dieselbe Idee zu Grunde, die nur in Nebensachen etwas modificirt ist. Sie unterscheiden sich von allen bisher bekannten Mithrasmonumenten dadurch, daſs sie nicht bloſs *eine* Darstellung darbieten, sondern *drei*, eine über der andern stehend. Die mittlere, die Hauptdarstellung, die beinahe den doppelten Raum der beiden andern zusammengenommen einnimmt, ist die bei Mithrasdenkmälern gewöhnliche. Mithras, dargestellt als Jüngling, in orientalischem Costüm mit phrygischer Mütze, opfert einen Stier, auf dem er kniet. Zu seinen beiden Seiten stehen Jünglinge, von denen der rechts stehende eine erhobene, der links eine gesenkte Fakel trägt. Auf dem Basrelief der Colonie Sarmizegetusa findet sich überdem noch eine Inschrift, die nach einer andern von Hrn. von Köppen S. 16 mitgetheilten ohne Zweifel so zu lesen ist: Deo Soli Invicto Mithrae | pro salute et incolumitATE. M. AVR. THIMOTHEI (sic) ET. M. AVR. MAXIMI. votum nuncupavit solVITQue EVTHICES (Eutyches) EORUM. libertus. So weit würde die Erklärung, wenn man dabei nicht im Allgemeinen auf den Ursprung und die Bedeutung des Mithrasdienstes eingehen wollte, keine weiteren Schwierigkeiten darbieten: denn diese Darstellung findet sich hundertfach wiederholt. Indessen bei den übrigen Gestalten, die in der kunstlosen, ja plumpen Manier mehr angedeutet als ausgedrückt sind, entsteht selbst darüber die Frage, was sie vorstellen sollen. Rechts von dem Jünglinge, der die gesenkte Fackel trägt, ist eine andere, ebenfalls phrygisch gekleidete, Gestalt, sitzend auf einem Stier, dessen Gesicht, wie Hr. L. bemerken will, absichtlich eine Aehnlichkeit mit dem menschlichen hat. Ueber dieser Gestalt sieht man eine andere, einen Berg ansteigend, mit einem Stier auf dem Rükken. Ein Rabe, Mithras' treuer Begleiter, und ein anderer Vogel, den Hr. L. für einen Adler erklärt,

Digitized by Google

sitzen, der erstere auf dem fliegenden Gewande Mithras', der andere, der sich jedoch nur auf dem Monumente Nr. I. findet, auf den Schultern des Hesperus. Den niedergestürzten Stier umgeben ein Hund, eine Schlange, und ein Scorpion, der letztere an den Testiceln des Stiers. Rechts von Mithras neben Phosphorus steht ein Gefäfs, ein Crater: auf Nr. I. stürzt ein Löwe, kopfabwärts in der Luft hängend, sich hinein, auf Nr. II. umklammert er es, auf den Hinterpfoten sitzend.

Die Abtheilung, welche über diesem mittleren Hauptfelde ist, bietet in den Darstellungen auf den beiden Monumenten eine etwas gröfsere Verschiedenheit dar, jedoch offenbar, ohne damit eine andere Bedeutung verbinden zu wollen. Auf den Basrelief Nr. I. ist in der rechten Ecke ein Brustbild, durch zwei daran angebrachte Halbmonde genugsam als Luna bezeichnet, in der linken das Brustbild des Sol. Dafür sind auf Nr. II. rechts der Mondwagen mit zwei Stieren, links der Sonnenwagen mit zwei Rossen bespannt. Die Mitte besteht bei beiden Monumenten aus einer Grotte, in ihr der Steinbock, herausblickend nach der Mondseite, vor ihr sieben Altäre, über dem Hause des Steinbocks ein Nachen und darin ein Stier. Zwischen dem Aufenthalte des Steinbocks und dem Symbol der Sonne ist eine Gestalt mit phrygischer Mütze, sitzend und einen Pfeil abschiefsend auf eine andere, die in knieender Stellung, zum heiligen Hause gerichtet, zu beten scheint. Dazu kommt auf Nr. II. dicht vor der Biga des Sonnengottes ein Jüngling, unbedeckten Hauptes mit fliegendem Mantel. Rechts von der Mittelfigur des Steinbockes ist auf Nr. I. auf den beiden letzten Altären liegend ein Widder, und über ihm eine andere Thiergestallt, die Hr. L. für einen Wolf hält. Neben beiden steht ein Jüngling, ohne Kopfbedeckung, mit einer Waffe in der Rechten, zu seinen Füfsen neben einem Berge die Gestalt eines bärtigen Alten, am Boden liegend und auf die linke Hand gestützt, neben ihm, aber etwas tiefer, eine Frauengestalt, nackt, das Haupt mit einem Helm bedeckt, und in der Linken eine Waffe. Alles dies, bis auf den vermeintlichen Wolf, findet sich auch auf Nr. II., nur dafs der Widder etwas weiter vom Hause des Steinbocks entfernt ist, und vor sich eine Thiergestalt, die allenfalls ein Hund sein kann, hat. Aufserdem steht zwischen dem heiligen Hause und dem bewaffneten Jüngling ein Krieger mit Helm und Schwert.

Das unterste Feld endlich ist auf beiden Mo[illegible]menten unvollständig, auf dem zweiten mehr, als [illegible] dem ersten. Hr. L. beweist durch ein anderes Mith[illegible]denkmal, dafs es ergänzt werden mufs in drei Gr[illegible]pen, rechts ein Viergespann, darauf zwei Perso[illegible] eine mit einer Fackel in der Hand: vor ihnen am [illegible]den gleichsam erschreckt liegend eine Gestalt, [illegible] wunden von einer Schlange. Die zweite mitt[illegible] Gruppe bilden zwei Personen in orientalischer Tr[illegible] in einer Grotte sitzend; die dritte ein Jüngling, [illegible] phrygischer Mütze, der einem ihn Anbetenden [illegible] dem Dolche droht.

Die Hauptfrage bei diesen Monumenten, d[illegible] absichtlich vollständig beschrieben haben, bietet [illegible] sogleich dem äufserlichen Beschauer dar: woher [illegible] die Eintheilung in drei Felder, die sich sonst bei Mi[illegible]denkmälern nicht findet? Die früheren Erklärer [illegible] Zufall darin gesehen, blofs äufserliche Zusamm[illegible]lung, und jede einzeln für sich betrachtet: Hr. [illegible] kennt darin Absicht. Es mufs eine gemeinsam[illegible] zu Grunde liegen, sagt er, und dafs das obere [illegible] gerade oben, das untere gerade unten ist, h[illegible] Bedeutung. Hrn. L.'s Ansicht also ist: auf d[illegible]leren Felde wird Mithras als König der Erde e[illegible] Lebenden, auf dem oberen als König des Hi[illegible] auf dem unteren als König der Unterwelt dar[illegible] Dies ist das Resultat seiner Untersuchung, dar[illegible] giebt sich ihm das Einzelne, das er in drei A[illegible]lungen, die den drei verschiedenen Darstellung[illegible] widmet sind, beweist und durchführt. Z. B. auf[illegible] untern Felde in der Darstellung links erkennt [illegible]thras mit Phosphorus, selbst bis in die Unterwel[illegible] seinen Erzfeind Ahriman verfolgend, der, kenn[illegible] der Schlange, die um ihn gewunden ist, er[illegible] von der Nähe des siegreichen Gottes sich fü[illegible] wunden erklärt. In der mittleren Gruppe [illegible] Mithras mit einem Genius zu Gericht sitzend [illegible] Todten, und ihre guten und schlechten Ha[illegible] gegen einander abwägend, links endlich den Ei[illegible]ten, knieend vor einem anderen Genius, dem [illegible] seine Fürsprache bei Mithras zu erhalten, ei[illegible] leistet.

Wir müssen diese Hauptidee Hrn. Lajard[illegible] Art selber, wie die Darstellungen geordnet s[illegible] benutzen, und der symbolischen Anschauung d[illegible]genlandes gemäfs zu deuten, als glücklich und

Digitized by Google

erkennen. Bei der Ausführung des Einzelnen glaubte t, besondere Rücksicht auf die heiligen Bücher der erser nehmen zu müssen, von denen ja dieser ganze mendienst, der sich später freilich mit anderen Ele- ten vermischte, ausgegangen ist. Auf eine allge- ine Deutung der auf Mithrasdenkmälern gewöhnli- n Vorstellungen wird nicht eingegangen: nur ein- e Resultate werden angeführt und dabei auf frü- e Schriften Hr. L.'s verwiesen; z. B. in dem Stier, von Mithras geopfert wird, sieht Hr. Lajard das bol des Lebens, und die religiöse Idee, die dabei Grunde liegt, ist nach ihm ein Opfer, von Mithras höchsten Gottheit Ormuzd dargebracht zur Erlö- ng des sündigen Menschen — eine sinnreiche und gewöhnlichen gewifs vorzuziehende Erklärung. In- essen verkennt Hr. L. dabei nicht, dafs man, da man ade den Stier zum Sinnbild des Lebens wählte, noch ine andere Bedeutung hineinlegte. Er unterscheidet erhaupt bei der Auffassung der Symbole des Mithras- nstes eine dreifache Bedeutung, eine, wie er sie nt, philosophische, eine astronomische und eine ysische: doch glauben wir nicht, dafs er damit über- zu einer befriedigenden Klarheit gelangt ist, viel- cht auch nicht gelangen kann: die letztere wenig- ns erscheint verhältnifsmäfsig wenig berücksichtigt. ch die astronomische Bedeutung, wie Hr. L. es nt, oder vielmehr die Motive, die in den astrono- schen Erscheinungen in Bezug auf ihre Wahl zu mbolen von Ideen liegen mufsten, scheint nicht ge- g hervorgehoben. Bei der Erkenntnifs von dem tus eines Volkes, das Alles auf den sichtbaren mel bezog, mufs sie für die übrigen Grundlage Richtschnur sein. Doch rechten wir deswegen t mit Hrn. L.: er verweist selber auf zukünftige tersuchungen, die er über den Cultus der Venus dem Cultus und die Mysterien Mithras' veröffent- en will.

Die ganze Erklärung ist, wie man aus dem Ge- ten erkennen wird, geistreich und geschmackvoll, mit solchem Nachdenken zusammengefügt, dafs Al- auf das vollkommenste zu einander pafst. Am be- n, gestehen wir, hat aus die Erläuterung der un- verstümmelten Darstellung auf den beiden Basre- fs in der zweiten Abtheilung befriedigt: die Ergän- g derselben durch die Vergleichung eines ähnlichen nkmals ist schlagend, die Auslegung selber gröfs- tentheils vollständig bewiesen, wo dies nicht der Fall sein konnte, sinnreich erdacht und zur Wahrscheinlichkeit gebracht. In der dritten Abtheilung machen die Figuren der beiden oberen Felder die gröfste Schwierigkeit und ungeachtet des Scharfsinns und der Gelehrsamkeit, die der Verf. entwickelt, möchte hier doch Manches noch zweifelhaft sein.

In einem Nachtrage ertheilt Hr. L. noch Nachricht von einem nach der Abfassung des vorliegenden Memoire aufgefundenen Mithrasdenkmale. In der Walachei nämlich bei Slavéni entdeckte man im Jahre 1837 ein sogenanntes Mithräum, in dem sich aufser andern Gegenständen das Fragment eines Basreliefs fand, das mit den beiden von Sarmizegetusa und Apulum Aehnlichkeit gehabt zu haben scheint. Die Behauptung Hrn. L.'s, dafs es ebenfalls in drei, über einander stehenbe, Abtheilungen getheilt gewesen sei, lassen wir dahin gestellt sein: so viel ersieht man, dafs es wenigstens zwei enthielt, von denen die untere jenen beiden entspricht und die mittlere wenigstens Aehnlichkeit in den Hauptzügen hat.

Die der Abhandlung hinzugefügten Abbildungen auf 6 Kupfertafeln sind, so weit wir sie mit ihren Quellen vergleichen konnten, getreu; auch in der roheren Kunst zeigt sich noch immer der Geschmack des Alterthums.

Dr. A. W. Zumpt.

LII.

Allgemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper von Gustav Wilhelm Münter, Doctor der Medicin und Chirurgie und Aufseher des Meckelschen, jetzt Königlichen anatomischen Museums in Halle. Halle, 1840. *bei Schwetschke und Sohn. XII u.* 542 *S.* 8.

Die beiden Momente, um die sich die Entwickelung nicht nur der modernen Wissenschaft, sondern der ganzen neuern Zeit dreht, die Naturwissenschaft und die Philosophie, die bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts friedlich sich nebeneinander ausbildeten, ja oft von denselben Händen gepflegt wurden, sehen wir von da ab durch das Dazwischentreten einer eigenthümlichen Gestalt, der Naturphilosophie, bald in einen schroffen Gegensatz treten und bis zu einem

Digitized by Google

Bruche fortgehen, der, wie es scheint, zum Unglück beider bisher nicht wieder hat geheilt werden können. Die Philosophie sprach den tiefen Gedanken aus, dafs die Natur der sichtbare Organismus unserer Vernunft sei und die Durchführung desselben durch die concreten Verhältnisse der Natur erzeugte die neuere Naturphilosophie. Dieser Gedanke ist zwar selbst ein Resultat der grofsartigen Bewegungen und Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete gewesen, die den Abend des vergangenen Jahrhunderts verklärten, allein der Philosophie wird immer das hohe Verdienst bleiben, ihn als solchen darin erkannt und in seiner ganzen Bedeutung aufgefafst zu haben. Die Entdeckung des Galvanismus und der Einflufs desselben auf die Chemie, die aufserdem durch die Auffindung der Gesetze der bestimmten Proportionen eine gänzliche Reform erfuhr, die crystallographische Bearbeitung der Mineralogie, die von Jussieu der Botanik gegebene natürliche Methode und die Einführung der von Cuvier geschaffenen vergleichenden Anatomie in die Zoologie, eröffneten den Naturforschern eine neue Welt. Insbesondere waren es die wunderbaren Erscheinungen des electrischen und magnetischen Agens und die durch die Entdeckung des Galvanismus eröffnete Physik der polaren Kräfte, die die todt und starr erscheinende anorganische Natur mit einem geheimnifsvollen, bisher verborgenen Leben erfüllte, welches nicht blofs die Naturforscher in Erstaunen setzte und zur Anerkennung einer allgemeinen, auch über die Grenzen der organischen Natur hinaus verbreiteten Lebendigkeit der gesammten Natur nöthigte, sondern auch bald die ganze gebildete Welt in die Laboratorien der Physiker lockte, um sich an der, in den electrischen und magnetischen Phänomenen zur Erscheinung kommenden, allen mechanischen Erklärungsweisen der ältern Physik hohnsprechenden Unendlichkeit zu sättigen. In genialer Weise ergriff die Philosophie diese Erscheinungen, erkannte darin ein dem Geist verwandtes Denken und indem sie schell auch die anderweitigen neuen Resultate der Naturwissenschaft in ihrer reinen Wesenheit auffafste, sprach sie nur das aus, was bereits von den einzelnen naturwissenschaftlichen Disciplinen, aber ohne dafs sie ein klares Bewufstsein davon hatten, erreicht war, dafs die ganze Natur nur ein grofser Organismus, ein einfaches Gedankensystem, eine stufenweis ihren Inhalt in den verschiedenen N turexistenzen zur Erscheinung bringende Vernunft s Hierbei ist aber die Philosophie nicht stehen geb ben, sondern sie wollte jenes System nun auch sel entwickeln und im Einzelnen nachweisen. Dies Unt nehmen mufste gleich anfangs mifslich und gefährl erscheinen, da ja zu dieser Zeit alle einzelnen Zwei der Naturwissenschaft auf einem grofsen Wendepun einer neuen Entwickelung begriffen waren, wie sch vorhin angedeutet wurde. Diese Besorgnifs zeig sich denn auch überall als nur zu sehr begründet. den Schriften des Gründers der Naturphilosophie fü man sich in den Einleitungen freudig erhoben du die scharfe Bestimmtheit, in der der Begriff der N tur ausgesprochen wird und durch das frische Le das durch ihn in die ganze Naturbetrachtung hin kommt, auch mufs man dem innern Zusammenh in den die Hauptstufen des Naturlebens gebracht w den, alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. So es aber an die concrete Betrachtung der Natur, die Darstellung des Besondern kommt, da bricht Entwickelung ab, die Nothwendigkeit schlägt in torische Behauptungen um und bei dem Bestre durch Parallelen und Analogien die einzelnen Ersch nungen und Gestalten unter den allgemeinen, zu A fange der Entwickelung hingestellten Begriff der Natu zu bringen, geht der wahre Gehalt derselben ganz verloren und es wird von ihnen nichts erkannt. Ve hier ab gehen die Wege der Philosophen und Natu forscher feindlich auseinander, zumal als weniger p losophisch Gebildete grade die unwahre Seite d Naturphilosophie, das Schematisiren zur Hauptsa machten und eine einzelne besondere Form des Nat lebens, nämlich das polare Verhalten in den ele schen und magnetischen Erscheinungen, von d allerdings die Naturphilosophie ihren Ausgangsp genommen hatte, zur allgemeinen Form, unter der Thätigkeit der Natur erscheinen müsse, erhoben das Schema der Polarität, welches sie allem Nat chen aufklebten, als den Entwickelungstypus der g zen Natur hinstellten, die Naturobjecte für erkl und begriffen erachtend, wenn sie durch einzelne ausgegriffene entfernte Aehnlichkeiten unter die tegorie der Polarität gezwängt worden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

gemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper von Gustav Wilhelm Münter.

(Fortsetzung.)

Von diesem philosophisch sein wollenden Treiben, das die Mannigfaltigkeit der Natur in das bleiche Schema einiger ärmlichen Bestimmungen verschwinden und das Einzelne nicht zu seinem Rechte kommen liefs, hat sich der besonnene Geist der Naturforscher mit Verachtung weggekehrt, um sich nur noch inniger der Beobachtung aller besondern Formen der Natur hinzugeben, eine jede nur nach den Bestimmungen, die sie der sorgfältigen Betrachtung offenbart, zu nehmen und nicht unter Analogisiren und Parallelisiren den wahren Inhalt des zu erkennenden Naturobjectes zu verlieren. Zwar hat die Oberflächlichkeit und der grenzenlose Formalismus der entarteten Naturphilosophie von Seiten der neusten Philosophie eine bittere und schneidende, aber darum nicht minder wahre Polemik erfahren, welche jenes sich im Kreise herumdrehende, erst zu begreifende Erscheinungen an ebenfalls noch nicht begriffenen messende Thun schonungslos aufdeckte, allein man darf sich durch das Schlagende dieser Polemik eben so wenig als durch das, von dieser Philosophie selbst gegebene Natursystem zu der Meinung verführen lassen, als sei dieses der reinste Ausdruck, die höchste Blüthe des neuern Naturstudiums. Wie hier auch das darin geltend gemachte Entwickelungsprincip ist, so sind doch im Einzelnen die Verstöfse gegen die gewöhnlichsten Thatsachen und das Verkennen des durch das lange Tagewerk der Naturforschung erarbeiteten bleibenden und dauernden Gehalts so grofs und so viel, dafs die Naturforscher den diesen, zu Grunde liegenden schöpferischen Gedanken, die systematische Architektonik und die, die unendliche Breite der Erscheinungen zu organisiren versuchende Thätigkeit zwar bewundern können, die Ausführung im Einzelnen aber gleichwohl verwerfen müssen. Dies mufs das Schicksal jeder Lehre von der Natur sein, die sich von der sauern Arbeit eigener Untersuchungen und Beobachtungen der Natur fern hält und etwas für sich aufserhalb und jenseits der Naturwissenschaft sein will. Die Naturphilosophie mufs, wie dies historisch der Fall gewesen ist, so auch jetzt immer noch letztes Resultat der Naturwissenschaft sein, sie ist die systematische Entwickelung dessen, was der gesammte Geist der Naturforscher einer Zeit über die Natur denkend herausgebracht hat, sie ist das aus der Zerstreuung der einzelnen Untersuchungen und Beobachtungen in sich zurückgegangene, gesammelte, der erarbeiteten Resultate sich erinnernde und sie in nothwendigem Zusammenhang darstellende allgemeine Bewufstsein der Naturforscher von der Natur.

Kann nun zwar diese Naturphilosophie der Naturforscher ihrem Begriffe nach auf die Absolutheit ihrer von der Philosophie erzeugten Schwester keinen Anspruch machen, so ist sie doch für die Naturforscher von der höchsten Bedeutung, obgleich diese sie nicht immer in ihrem wahren Werthe anerkennen, da sie alle Lücken und Mängel der bisherigen Erkenntnifs aufdeckt und zugleich angiebt, nach welcher Seite weitere specielle Untersuchungen zur Organisation des ganzen Leibes der Naturwissenschaft eingeschlagen werden müssen. Diese Naturphilosophie läfst die Naturforscher nicht in Einzelheiten untergehen, sondern erhält sie beständig in ihrer Beziehung auf das Ganze, auf den letzten Zweck aller ihrer Untersuchungen des Besonderen und Einzelnen und erhebt sie aus dem Strudel und Geräusche der Beobachtungen und Experimente in das stille Land des reinen Schauens, der Theorie.

Die vorliegende Schrift gehört wenigstens ihrer Tendenz nach in die Kategorie der zuletzt angedeuteten Bestrebungen, obwohl dem Verf. das Verhältnifs

Digitized by Google

von Naturwissenschaft und Naturphilosophie, wovon er in der Vorrede spricht, nicht recht klar geworden ist, wie schon der dort aufgestellte, viel zu allgemein und unbestimmt gehaltene Begriff der Naturphilosophie, als „der Einsicht der menschlichen Vernunft in die Ursachen und Folgen der Erscheinungen in Zeit und Raum" zu erkennen giebt. Noch mehr tritt dies aus der Art und Weise hervor, wie der Verf. sich selbst über seinen Zweck in der vorliegenden Schrift (S. VI) ausspricht: „Es ist jetzt besonders Bedürfnifs unserer Wissenschaft geworden, in der grofsen Menge gesammelter Beobachtungen und Erfahrungen nach etwas Höherem zu suchen, in der anscheinenden Vielförmigkeit der Erscheinungen, die an den uns zunächst umgebenden Körpern sich wahrnehmen lassen, *besondere Gesetze* aufzufinden, die als Resultate des Nachdenkens zu betrachten und unter dem gewöhnlichen Namen *allgemeiner Wahrheiten* für höhere Zwecke (?!) zu versparen sind. Um aber zur Kenntnifs allgemeiner Wahrheiten zu gelangen, mufs man sich vorher einen Vorrath einzelner vorbereiteter Wahrheiten (Erfahrungen und Thatsachen) gesammelt haben, die uns gleichsam als Stufen dienen, die gesuchte zusammengesetzte Wahrheit zu finden; dazu ist aber *Parallelisiren und Vergleichen* die einfachste und sicherste Methode. Den ersten Dank verdienen daher die Beobachter der Erscheinungen in der belebten Natur, die wegen ihres Verhältnisses zu uns selbst unser Nachdenken erwecken müssen. Den zweiten und gröfsern Dank dürfen aber auch diejenigen erwarten, die mit dem blofsen Ueberliefern von Beobachtungen und Thatsachen nicht zufrieden, der schwierigern und oft unlohnendern Mühe des *Combinirens und Vergleichens* der aus der Erfahrung fliefsenden Resultate sich unterziehen". Die gerühmte Methode des Combinirens und Vergleichens werden wir nach ihrem Werthe weiter unten beleuchten. Hinsichtlich der scharfen Trennung von zwei Classen von Naturforschern, verfällt der Vf. in den alten, so oft gerügten Fehler, als könnte das Riechen, Schmecken, Sehen u. s. w. allein für sich eine Beobachtung machen, ohne das Denken, und wiederum als brauchte ein Denker nicht selbst die Natur zu beobachten, sondern sich nur von den Tagelöhnern und Handlangern, wie man sie wohl vornehm nennt, nämlich den beobachtenden Naturforschern das Material, in das seine Gedanken hereingetragen werden sollen, nämlich die Beobachtung, herbeischaffen lassen. Diese Trennung hat alle Auswüchse und grofsen Bruch in der Naturwissenschaft, von dem oben sprachen, herbeigeführt. Denn wer da me dafs zum Beobachten der Natur blofs die Sinne, bi stens eine durch künstliche Mittel noch verstär Sinnenthätigkeit gehöre, der vergifst, dafs die Be achtung ein Allgemeines, ein aus vielen Unterschie einfaches Zusammengefafstes ist und dafs ein sol einfaches Allgemeines nicht durch blofse Sinnen tigkeit, sondern nur durch das, die vereinzelten schauungen zu einem Ganzen verknüpfende Den resultiren kann. Die Beobachtung ist also selbst sc ein Product der Reflexion, jeder Naturforscher denkender Betrachter der Natur, nur ist freilich zwisc Denken und Denken ein grofser Unterschied. W heifst es nun, wenn gesagt wird, eine zweite Cl von Forschern soll die Beobachtungen aufnehmen daran ihr Combinationsvermögen üben? War die Be tung richtig, so ist ja dadurch schon das Aufsere der der Erscheinung in eine einfache Gedankenbe mung zusammengefafst, die in ihrer Innerlichkeit selbe umschliefst, was äufserlich existirend vorh ist. Eine zweite Classe von Naturforschern hätte nur dann einen Sinn, wenn diese die einfache Ge kenbestimmung, welche sich als das Innerliche, W senhafte der Beobachtung ergab, unter einen höher allgemeinern Gedanken subsumirte und dadurch vereinzelten Beobachtungen als Momente eines Syste erwiese. Diese Thätigkeit, die allerdings eine weite und nothwendige ist, kann aber nicht einer scharf g trennten, besondern Classe von Forschern zugewie werden, sondern in der beobachtenden Thätigkeit Naturforschers liegt schon der immanente Trieb zu dieser höhern Stufe zu erheben, die durch die Be achtung gewonnene Bestimmung weiter zu entwic und aus der Weise der Vereinzelung in den al meinen Flufs des Ganzen zu bringen. Historisch sich freilich oft genug jene Trennung geltend gema aber immer nur zum Unheil der Wissenschaft. richtige Beobachtung ist die gröfste Kunst des Na forschers und wer das Talent hätte, durch einma Betrachtung einer Erscheinung sogleich ihr objecti Wesen zu erfassen, die Gedankenbestimmungen h auszulösen, die ihr zu Grunde liegen und ihre Wa heit ausmachen, ohne seine Subjectivität mit einz

Digitized by Google

hen, der würde ein genialer Naturforscher sein. Wer h aber schon in dem Chaos der Beobachtungen umsehen hat, der weifs, wie lange Zeit und wie viele äfte dazu gehört haben, um eine einzelne Erscheing in ihrem reinen Wesen zu fassen, der weifs auch, die meisten Erscheinungen durch die subjectiven exionen getrübt sind und wie wenig Beobachtun- sich als absolut wahr erweisen, wenn man einmal n sichten fängt. Wie verderblich mufs nun eine ite Klasse von Forschern sein, die auf Treu und uben von der sogenannten ersten Klasse, den bachtern, Bestimmungen als Thatsachen hinnimmt, bereits durch die Reflexion hindurch gegangen von ihr mannigfaltig inficirt und alterirt worden d, um darüber nun ein weiteres Reflexionsgewebe spinnen, das sich bald so verwirrt und verdichtet, fs der kleine Kern von Wahrheit, den die ursprüngche Beobachtung noch gerettet hatte, verschwindet d ganz unsichtbar wird!

Der Verf. ist also im Irrthum, wenn er meint ch das Hinausgehen über die Beobachtungen und tsachen zum Auffinden „besonderer Gesetze" et- Neues zu leisten. Zu allen Zeiten hat das bachten der Erscheinungen nur den Zweck gehabt, was sich in dem Wiederkehren einer Erscheinung das Bleibende, Unveränderliche, Beharrliche rstellt, aufzufassen. Dies Wesen der Erscheinung ihr Gesetz und nur um das Gesetz der Erscheing handelt es sich beim Beobachten der Erscheing. Was der Verf. an seinem Bestreben neu nenkönnte, wäre nur dies, dafs er die bereits erkannNaturgesetze, ohne den langen Weg, auf dem sie nnen, und das Detail der Beobachtungen mit aufmen, für sich zusammenstellte, und wo dies nicht ücklich in den monographischen Arbeiten geschewar, die Resultate der Beobachtungen in eine tzesformel zu bringen versuchte.

Von diesem Gesichtspuncte aus, der bei einer gen Behandlung für die Wissenschaft nicht unfslich sein kann, haben wir die gegenwärtige meine Zoologie näher zu beurtheilen. Der Verf. t die Zoologie, sich stützend auf die Bedeutung ζῶον, in dem weitern Sinne, dafs er alles orgaLebendige, also den Gegenstand der eigentli- Zoologie und Botanik darunter versteht. Die meine Zoologie stellt nach des Verf. Begriffsbestimmung S. 2 „die Beziehungen der organischen Körper zu unsern Sinnen, ihre Erscheinungen und die Verhältnisse derselben, so weit sie unser Geist vermöge seiner Anlagen zu erklären vermag, dar." Aus dieser unbestimmten Bestimmung möchte man schwerlich zu einer Vorstellung von des Verf. allgemeiner Zoologie kommen. Er bestimmt sie daher weiter unten als die „Zusammenstellung der allgemeinen Verschiedenheiten, welche die organischen Körper unter sich und von den unorganischen beobachten lassen und als die Beschränkung der allgemeinen Aehnlichkeiten der organischen Körper unter sich." „Wenn sich die allgemeine Zoologie diesen Zweck stellt" sagt der Verf. „wird sie zu einer Theorie der organischen Körper, d. h. zu einer Organonomie und Organologie und sie hört auf eine blofs beschreibende und geschichtliche Zoologie zu sein; sie wird, die Wirkungen jener Kräfte beobachtend, in welche der Mensch die eine Urkraft des Schöpfers spaltet und die er sich gleichsam als Hebel in der Hand der Gottheit vorstellt, durch welche sie die Entwickelung der physischen und moralischen Welt leitet, zu einem der wichtigsten Theile des menschlichen Wissens." Dies kann allerdings die Physik der organischen Körper werden, aber nimmermehr wird sie es durch diese abstracte, verständige, scharf trennende Behandlung des Verf. werden, der kalt und trocken ein Gesetz nach dem andern aufzählt, bedächtig dann die Ausnahmen angiebt und hinterher dadurch das Gesetz selbst wieder einschränkt und aufhebt. Halten wir uns zunächst an diese methodische, formelle Seite des Buches.

Zunächst erscheint es schon als unangemessen, die lebendigen Organismen nach solchen Kategorien, wie Gesetz und Erscheinung zu betrachten, die wohl in der anorganischen Physik an ihrem Orte sein mögen. Nur der ganze Lebens- und Entwickelungsverlauf eines organischen Körpers kann eine Erscheinungsform eines Innerlichen genannt werden, nämlich des bestimmten Lebensprincips, das die Eigenthümlichkeit und Besonderheit dieses Organismus, d. h. seinen Gattungsbegriff ausmacht. Alle die Unterschiede und Bestimmungen, die während der Entwickelung eines organischen Körpers in die Erscheinung treten, sind nur die genetisch ein äufseres Dasein erlangenden Momente eines bestimmten Gattungsbegriffes, einer bestimmten Lebensform. Diese bestimmte Lebensform,

Digitized by Google

die in einem organischen Körper ausgeprägt und realisirt ist, kann nun zwar das Gesetz genannt werden, dessen Erscheinung eben der organische Körper selbst ist, allein wenn man dies Gesetz in eine Formel bringen wollte, so könnte dies nicht anders geschehen, als dafs man die Art und Weise der Entwickelung, die bei allen Individuen desselben Gattungsbegriffes dieselbe bleibt und die bestimmte Gestalt, die aus dem Entwickelungsprozesse resultirt, angäbe und beschriebe, oder richtiger, dafs man die beobachtete Entwickelung des organischen Lebens selbst wieder genetisch darstellte, selbst entwickelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

LIII.

De hypomnematis Graecis scripsit Ernestus Köpke, Ph. Dr. Berol. typis Nauckianis. 1842. 38 *pgg.* 4.

In dieser kleinen Schrift, welche zunächst als Programm des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums bei dem öffentlichen Actus Ostern 1842 ausgegeben wurde, kündigt der Verf. seine Absicht an, einen Theil der Griechischen Litteraturgeschichte speciell zu behandeln, der die Autoren von Werken unter dem Titel ὑπομνήματα begreift. Es wird aber schwer sein, vermöge der Wahl dieses Titels eine eigne Gattung von Autoren zu constituiren. Denn ὑπομνήματα sind im Allgemeinen Aufzeichnungen für das Gedächtnifs, Erinnerungen, Gedenknisse, Gedanken über dies und das; und dieser bescheidene aber sehr häufig gebrauchte Titel begriff sehr verschiedenartige Schriften. Im Allgemeinen kann man nur sagen, dafs dadurch die Forderung systematischer Behandlung und Darstellung beseitigt werden sollte. Das Wort entspricht in mancher Beziehung, jedoch nicht im ganzen Umfange des Griechischen, dem Lateinischen Worte *commentarii.* Hr. Köpke vertheilt die Schriften unter diesem Titel in zwei Hauptmassen, 1) welche eigne Erlebnisse darstellen. Dies sind die historischen Memoiren der Griechen, wie man deren von Pyrrhus, Aratus und andern hatte, wonach Cäsar seine Geschichte des Gallischen und Bürgerkrieges mit derselben Anspruchlosigkeit *commentarii* nannte. Aber diesen Titel führen nicht blofs historische Memoiren, sondern auch wissenschaftliche Bemerkungen, philosophische, physische Betrachtungen, z. B. φυσικὰ ὑπομνήματα des Stoikers Kleanthes, und viele andere bei Diogenes Laertius; 2) welche aus andern Büchern gezogen sind, aus denen Einzelnes nach bestimmten Absichten herausgehoben wird (wobei aber dann doch wieder unbenommen bleibt eigne Erfahrungen einzumischen). Diese zweite Klasse theilt er wieder in erklärende und excerpirende Schriften. Nähmlich die Anmerkungen zu und über Autoren führen bei den Griechen insgemein den Nahmen ὑπομνήματα, so wie sie bei den Lateinern und so fort bei den Neuern eben daher *commentarii* heifsen. Wir vermissen unter den philosophischen Commentaren die [illegible] wähnung der zahlreichen ὑπομνήματα zu Plato's und Aristot[illegible] Schriften, wogegen Hr. Köpke zu dieser Klasse auch des Sp[illegible] sippos ὑπομνηματικοὶ διάλογοι und Xenokrates' ὑπομνήματα re[illegible] net, was doch sehr zweifelhaft ist. Ferner erwähnt er bei [illegible] historischen Erklärern der Komiker nicht die dahin gehör[illegible] εἰς τοὺς Σόλους ὑπομνήματα des Apollonides aus Nicaea, [illegible] che Diogenes Laertius IX, 12 init. citirt. Die *excerpire*[illegible] sind es besonders, welche in vorliegender Schrift litterar-hi[illegible] risch behandelt werden, die wiederum in der Römischen Li[illegible] ratur nicht mit dem Nahmen *commentarii* bezeichnet wur[illegible] obgleich Valerius Maximus, A. Gellius, Macrobius dahin geh[illegible] würden. Aber auch bei den Griechen wurden viele Schr[illegible] dieser Art nicht ὑπομνήματα betitelt. Diese kommen also [illegible] hier nicht zur Erwähnung. Hr. Köpke handelt von Schriften [illegible] Autoren dieser Art nach den Abtheilungen historischer, m[illegible] rischer, theatralischer und gesellschaftlicher (συμποτικά) Hy[illegible] nemata, wie sie sich äufserlich in Folge des Titels dieser Sch[illegible] ergeben, und zuletzt über die, welche ohne Zusatz blofs [illegible] μνήματα betitelt sind. Aus der Zahl dieser bleibt der Verf. den Hypomnematis des Delphiers Hegesander stehen, [illegible] Autors, der zur Zeit Antiochus des Grofsen (200 vor [illegible] lebte. Nähmlich diese führt Athenäus, selber der gröfste [illegible] gewissermafsen systematische Sammler des Griechischen A[illegible] thums, überaus häufig an und scheint sie beinah ausgesc[illegible] zu haben. Hr. Köpke stellt diese Excerpte aus Hege[illegible] nach der Folge der Materien zusammen und handelt [illegible] über diesen Inhalt, insoweit er historische Bezüge hat: e[illegible] zumeist Notizen über die Geselligkeit der klassischen Zeit [illegible] Griechenthums, ein unerschöpflicher Stoff heiterer Gelehrsam[illegible] für die Späteren. Einige Stellen des Athenäus geben Hrn. Köp[illegible] auch Gelegenheit zu kritischen Bemerkungen und Vorschläge[illegible] Ref. wundert sich aber, wie er Athen. VI. p. 260 an der Ve[illegible] bindung εἰς τὸ Διομέων Ἡράκλειον (eine Art Ludusbühle [illegible] ger Gesellen bei Athen) ἀθροιζομένοις Anstofs nehmen kon[illegible] wofür er εἰς τὸ ἐν Διομείοις Ἡράκλειον lesen will, als ob Ath[illegible] XIV. p. 614 ἐν τῷ Διομέων Ἡρακλείῳ anders wäre. Der [illegible] brauch des nomen gentile ist ganz richtig; die einzige Fr[illegible] könnte nur sein, ob es der Form nach nicht Διομειῶν hei[illegible] müfste. Pag. 27 wird die Ergänzung der wie es scheint [illegible] ganz vollständigen Stelle des Lynkeus bei Athenäus VI. p. [illegible] durch Umstellung eines Wortes versucht: aber das Re[illegible] welches dann herauskommt, dafs der unangenehme Wi[illegible] geliebt, der heitere nie verletzende Spafsmacher Philoxen[illegible] schimpft worden sei, ist so unglaublich, dafs viel eher der [illegible] ler in καίτοιγε zu suchen ist, wofür etwa κάκ τοῦδε passen w[illegible] Ueber die Latinität der Schrift haben wir zu bemerken, [illegible] das häufig gebrauchte *historiuncula* (ein Histörchen) gar [illegible] Lateinisch ist. Man sagt dafür *narratiuncula*, und der G[illegible] ist klar, da auch *historia* nicht gut für einen einzelnen V[illegible] gebraucht wird.

C. Z.

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

emeine Zoologie oder Physik der organi-chen Körper von Gustav Wilhelm Münter.

(Fortsetzung.)

Damit ist aber die Betrachtung nach den Kategorien Gesetz und Erscheinung aufgehoben und wie sich lo-ch die Entwickelung als die höhere Wahrheit der noch esen und Erscheinung trennenden Thätigkeit des Ver-ndes ergiebt, so nöthigt uns das organische Leben st, es in seiner eigenen Form, nämlich in der Weise der wickelung darzustellen und ihm nicht Kategorien, etwa in unserm Bewufstsein gäng und gäbe ge-den sind, aufzudringen. Wann wird man doch Natur nehmen, wie sie ist, ihr reines objectives esen! Wir werden weiter unten sehen, dafs grade rin der Grund liegt, dafs man aus dem vorliegen-n Buche kein Bild vom Leben im Ganzen bekommt, n es ist selbst kein Leben darin, sondern alles ht abgerissen neben einander und wird nur durch ige allgemeine Reflexionen zusammengehalten.

Die organischen Körper sind dem Verf. Dinge vielen Eigenschaften. „Diese Eigenschaften (S.5) 1) solche, die ihnen mit allen übrigen Naturkör-n gemein sind; oder 2) solche, die ihnen zwar al-zukommen, aber zugleich auch sie unterscheiden dem unorganischen Reiche oder 3) solche, die nur sen Haufen von organischen Körpern zukommen." he Abtheilungen seien fest zu halten und der Ge-e einer Stufenfolge der organischen Wesen „ge-re höchstens das unschuldige Vergnügen, die Na-körper in irgend einer beliebigen Ordnung vor sich gestellt zu haben." Diese Ordnung sei für nichts eine „willkürliche Methode" zu halten und „sie diene des gelegentlichen Nutzens wegen, den sie h darin äufsere, dafs sie stets die Liebe zur Ord-g erhalte, nie ganz verwiesen zu werden." Nimmt n hierzu noch „die allgemeinsten Regeln einer wis-senschaftlichen (?) Anordnung", die die goldenen Fäden durch das Labyrinth dieser allgemeinen Zoologie, aber so trivial sind, dafs sie noch unter der gemein-sten Logik stehen, nämlich dafs „1) das, was keine weitere Kenntnifs voraussetzt, zuerst vorgetragen wer-den müsse und 2) dafs das Allgemeine dem weniger Allgemeinen stets voraus zu schicken sei", so weifs man hinlänglich, auf welcher wissenschaftlichen und philosophischen Höhe sich der Verf. befindet.

Durch die eben berührten Ansichten wird jedes objective System der Natur geläugnet, gleichwohl sind die Stufen eines systematischen Fortschrittes in der Thier- und Pflanzenwelt so deutlich ausgeprägt und in den natürlichen Systemen der Botanik und Zoologie so allgemein anerkannt, dafs der Verf. im Verlaufe seiner Schrift selbst gezwungen ist, von einer Stufen-folge der organischen Körper zu handeln und diese mit der Entwickelungsstufenfolge am einzelnen Orga-nismus zu vergleichen (S. 442 folg.) Ja er spricht hier sogar von einer Kraft, die die Stufenfolge in der Reihe der organischen Körper ebenso bewirke, wie der einzelne Organismus die Reihe seiner Organe. Auch seien die einzelnen Organismen, die einem bestimm-ten Gattungsbegriffe angehörten, als „blofse Organe eines einzigen grofsen Total-Organismus" anzusehen. Hiermit ist klar ausgesprochen, dafs die Organismen unter einander in einem innern nothwendigen Zusam-menhange stehen, dafs sie eine grofse Entwickelungsreihe bilden und dafs sie, wie in einem bestimmten Leibe ein bestimmter Gattungsbegriff realisirt ist, den Be-griff des Lebens überhaupt nach allen seinen Momen-ten zur Erscheinung bringen; es ist anerkannt, dafs, wie der einzelne Leib ein in sich geschlossenes System ist, so auch in der Pflanzen- und Thierwelt ein stu-fenweis sich entfaltendes System von der Natur selbst dargestellt sei. Was also an der einen Stelle be-hauptet ist, wird an einer andern wieder aufgehoben.

Digitized by Google

Dergleichen Schwanken und solche Widersprüche treffen wir überall an und sie sind die natürliche Folge des unmethodischen Verfahrens. Ueberall jagt nämlich der Verf. nach Unterschieden, ist ein solcher gefunden, so wird er als ein Gesetz ausgesprochen. Nun haben aber zwei noch so sehr Unterschiedene immer eine Seite der Identität, sonst könnte gar nicht von einem Unterschiede die Rede sein, diese wird sich also auch im Gesetze, welches nur der für sich fixirte Unterschied war, wieder geltend machen und damit wird auch die Gültigkeit des Gesetzes wieder aufgelöst. Ein Beispiel wird dies erläutern. S. 26 folg. unterscheidet der Verf. die organischen Körper von den unorganischen hinsichtlich des Einflusses, den ihre chemischen Bestandtheile auf ihre Form ausüben. Drei oder vier Elemente bilden das materielle Substrat jedes organischen Körpers, gleichwohl entwickeln sich aus demselben die verschiedenartigsten Formen; anders ist es in der anorganischen Natur, eine bestimmte Mischung hat eine bestimmte Form zur Folge, die Kieselerde zeigt krystallisirt immer nur die bekannte Gestalt des Bergkrystalls. Diese Unterschiede, bei denen man die Seite der Identität aufser Acht gelassen hat, werden nun zu Gesetzen erhoben, die der Verf. so hinstellt: „Es besteht bei den organischen Körpern Verschiedenheit der Form mit Identität der Mischung. Bei den unorganischen Körpern aber zeigt sich mit Identität in der Mischung auch Identität in der Form gepaart." Hinterher macht sich nun die, bei dem oben fixirten Unterschiede absichtlich weggelassene Seite der Identität wieder geltend, es giebt viele Mineralien, die bei gleicher chemischer Zusammensetzung ganz verschiedene Formen zeigen (Dimorphismus) und andere die bei verschiedener Zusammensetzung gleiche Form haben (Isomorphismus); ferner zeigt sich, dafs die verschiedenen organischen Gestalten zwar dieselben Elemente zu ihrer Voraussetzung haben, aber diese Elemente können sich in den verschiedensten Verhältnissen verbinden, so dafs man in dieser Beziehung mit demselben Rechte sagen kann, die Form eines organischen Körpers sei die Folge eines bestimmten Mischungsverhältnisses. Hieraus sieht man, wie beide Seiten der Unterschiedenen wieder zur Identität zusammenfliefsen, die beiden Gesetze also nur dann wahr sind, wenn wir von der Seite der Identität abstrahiren. Auf solche Weise kommt man leicht zu Gesetzen, man reflectirt einmal nur auf den Unterschied, nachher der auf die Identität, im ersten Fall erhält ma Gesetz, das durch die zweite Reflexion wieder a hoben wird. Das Resultat ist, dafs man zu keine sten Ansicht kommt, sondern zwischen beiden flexionsbestimmungen hinüber- und herübergeht. diesem Schwanken rettet man sich nun dadurch, man die beiden für sich festgehaltenen Bestimm wieder in Beziehung aufeinandersetzt, das aufge Gesetz wieder einschränkt, d. h. dafs man die na kahlen Thatsachen, über die man sich in leere flexionen ergangen hat, wieder so giebt, wie m anfangs durch die blofse Beobachtung erhalten Man wird bei diesem Jagen nach Gesetzen ein seiner eigenen Reflexionen. Um bei unserem B stehen zu bleiben, so hebt sich nach diesem Hi Hergehen das zuerst aufgestellte Gesetz endlich Bestimmung auf: „dafs bei den organischen K mit gröfserer Analogie in der Mischung aus E tarstoffen eine geringere Analogie in der Form men besteht; dahingegen bei den unorganischen pern mit gröfserer Analogie in der Mischung m auch eine gröfsere Analogie in der Form der i renden Theile der Totalform eingetreten ist."

Wie in dem eben angeführten Beispiele die des Unterschiedes festgehalten und in ein Gesetz bracht ist, welches sich nachher durch Reflexion die Seite der Identität wieder aufhob, so kann eben so gut auch umgekehrt zu Werke gehn, man zuerst auf die Identität reflectirt, man erhält eben so leicht ein Gesetz, das sich aber eben so wieder als nichtig zeigt. Wie oberflächlich ma bei verfahren könne, um ein Gesetz zu finden, folgendes Beispiel (S. 262 folg.): „Der neue O mus kehrt seine ähnlichen Theile von den entsp den ähnlichen Theilen des alten Organismus ab steht also mit den Theilen dieses ältern in ent gesetzter Richtung." Der Verf. dachte hier an ähnliche Erscheinungen bei Thieren und Pflan denn bei dem Menschen der Kopf des Fötus v Kopf der Mutter abgekehrt und bei der Eic Radioula von der Krone des Baumes, auf v jene wächst, abgewendet ist. Ein Paar Aehn ten begründen ein Gesetz; der Verf. mufste, Gesetz nicht ganz lächerlich erscheinen zu doch wenigstens sagen, dafs die Abkehrung

Digitized by Google

ula von der Krone des Baumes sich auch bei allen anzen mit aufrechten orthotropischen Eichen zeige. n ist aber grade bei diesem Gesetze der noch viel ssere Unterschied ganz vergessen worden. Bekannt- sind die orthotropischen Eichen in der Natur die ssten, meistens kommen anatropische Eichen vor, welchem Fall dann die Radicula, sobald das Ei- aufrecht ist, stets nach der Krone der Pflanze richtet sein muss, wie z. B. bei dem zwölften ile aller phanerogamen Pflanzen, den Compositis. übrigen, ebenfalls noch häufigern Fälle, wo das en aufsteigend, hängend oder an Placenten be- igt ist, die das Gesetz umstoßen, wollen wir gar t gedenken; ebenso dass es bei der bei weitem grö- rn Anzahl von Thieren, welche Eier legen, gar ne Anwendung findet.

Das ist nun die vom Verf. gerühmte Methode des arallelisirens und Vergleichens", man gewinnt da- ch eine unabsehliche Menge von Gesetzen, die aber nur in einer gewissen Beziehung wahr sind und r sich in keinem Zusammenhange stehen. Der- e langweilige Gang, den wir an den zwei Beispie- aufgezeigt haben, wiederholt sich überall und ss sich wiederholen wie die einfache logische Re- tion, die wir vorhin darüber anstellten, zeigt. Wo- eine solche Methode gelangt, das sehen wir an ganzen Buche, welches nichts weiter als ein Con- nt solcher Sätze ist, die nach einander einzeln auf- hlt und dann wieder eingeschränkt werden. Durch es Heer nur relativ wahrer Gesetze geht kein gei- s Band, sondern alles besteht nebeneinander für Auf jeder Seite wiederholt sich dieselbe Ope- n, nach irgend einer herausgegriffenen Beziehung esetz aufzustellen, dann zu zeigen, dass dieses tz nach der andern Beziehung doch auch nicht g sei und endlich beide Beziehungen zu compen- und zu beschränken. Dies macht das Lesen r Schrift zu einem höchst ermüdenden Studium fragt man nun zuletzt, wenn man sich mit einer geduld durchgearbeitet hat, was gewonnen ist, vom organisch Lebendigen begriffen ist, so hat nichts weiter aufzuweisen, als ein ungewisses wanken zwischen einer Menge von Bestimmungen die organischen Körper und zwischen deren Ent- setzungen. Dies wird sich herausstellen, sobald n dieser allgemeinen Zoologie, die mit der Prä- tension einer Theorie der organischen Wesen auftritt, die Bestimmungen zusammensuchen, die den Begriff des Lebens ausmachen sollen. Wir werden daraus zugleich noch deutlicher sehen, welche Bewandniss es mit der gerühmten Gesetzesmethode habe.

S. 70 folg. werden die organischen Körper hinsichtlich ihrer strahligen Form betrachtet. 1) „Alle Organismen zeigen von einem Hauptpuncte aus eine Ausstrahlung, die vorzugsweise nach zwei Extremen hin gerichtet ist. 2) Von den Extremen eines jeden Strahles strahlen wieder neue Strahlen aus. 3) Dieselben Ausstrahlungen zeigen sich auch an jedem einzelnen Organe. 4) Die Ausstrahlung ist nicht bloss in der Längenrichtung, sondern auch in andern Richtungen, z. B. in dem Dickendurchmesser. 5) Die Strahlen der Hauptausstrahlungspuncte, nachdem sie eine Strecke divergirend fortgegangen sind, convergiren wieder". Diese Gesetze hat der Verf. aus folgenden Beobachtungen deducirt. Bei den Pflanzen ist der Hauptausstrahlungspunct der Indifferenzpunct zwischen Wurzel und Stamm, die beiden Extreme sind Krone und Wurzel, sie haben weitere Ausstrahlungen in den Zweigen und Nebenwurzeln. Eben so ist es bei den Thieren, wo die Extremitäten nach oben und unten ausstrahlen, ferner bei den einzelnen Organen, z. B. dem Herzen, aus dem sich nach oben und unten Gefäße im Körper verbreiten. Gegen das Triviale solcher Gesetze, die in dem einfachen Gedanken zusammengefasst sind, dass die organischen Körper sowohl in ihrer Totalität, als auch in ihren einzelnen Organen symmetrisch sind, will ich nichts weiter sagen. Auch gelten die zwei letzten Gesetze nur für einzelne Fälle. So sollen z. B. die Rücken- und Afterflosse der Fische Ausstrahlungen im Dickendurchmesser sein. Noch fader sind aber die Beispiele für das fünfte Gesetz. Bei den Pflanzen sollen nämlich die herabhängenden Zweige der Trauerweiden, bei dem Menschen aber die abwärts gerichteten Kopfhaare und die aufwärts gekräuselten Haare an den Schamtheilen die Convergenz der von den Hauptausstrahlungspuncten ausgehenden Strahlen beweisen. Dergleichen Analogien, die weit entlegen Scheinendes zusammenfassen, erinnern an das beliebte Spiel der ältern Naturphilosophie, das wir schon oben tadelten und gegen das man sich nicht stark genug aussprechen kann. Der Verf. geht aber (und darum führten wir diese Gesetze

Digitized by Google

hier an) in seinem Analogisiren noch weiter; bei der Electricität und beim Magnetismus kommen ähnliche Verhältnisse vor, er findet nämlich: 1) „dafs hier auch eine Ausstrahlung nach zwei Extremen statt hat; 2) dafs eine Ausstrahlung potenter sei als die andere (die positive Electricität und der Nordpol des Magneten soll potenter sein, als der Südpol und die negative Electricität!); 3) wie die Figuren der positiven Electricität denen der negativen ähnlich, aber doch verschieden sind, so ist es auch mit den Ausstrahlungen an beiden Extremen; 4) auch die Strahlen der Eisenfeile, die sich an beiden Polen des Magnets inhäriren, zeigen Convergenz; 5) in der Hervorbringung der Form des Organismus ist wie bei der Electricität und dem Magnetismus Anziehung und Abstofsung sichtbar". Der Leser wird leicht die Oberflächlichkeit und selbst Unrichtigkeit solcher Vergleiche und Parallelen einsehen. Was thut aber der Verfasser? Er zieht daraus gar den Schlufs: „dafs auch die Kraft, durch welche die Bildung der organischen Körper geschieht, in ihren Gesetzen der Kraft der Electricität und des Magnetismus ähnlich sein werde und dafs man darum auf eine ähnliche Ursache beider Erscheinungen schliefsen könne".

Dies ist es, was der Verf. über das Leben herausgebracht hat und auch an andern Orten herausbringt. Die polare Wirksamkeit der Natur wird mit dem Leben identificirt, wenigstens ist nur noch ein unbedeutender Unterschied übrig gelassen, während doch im lebendigen Organismus nicht die Polarität als solche das wirksame, herrschende Princip ist, sondern höchstens als Moment, gebunden unter die Herrschaft der den Leib organisirenden Lebenskraft oder Seele in der organischen Welt aufgezeigt werden kann. Diese Auffassung, die das Leben unter die Polarität zwängt und den Formalismus der vergangenen Naturphilosophie erzeugte, wie schon oben bemerkt wurde, frischt der Verf. wieder auf und legt auf Stimmen Gewicht, die mit jener Zeit verschollen sind, wie z. B. S. 77 auf Herders Worte: „Nur ein Princip des Lebens scheint in der Natur zu herrschen, es ist der ätherische und electrische Strom, der in den Röhren der Pflanzen, in den Adern der Muskeln, endlich gar im Nervengebäude immer feiner und feiner verarbeitet wird u. s. w." Bei dieser Gelegenheit müssen wir überhaupt tadelnd bemerken, dafs der Verf. viel zu viel unnöthige Citate in seiner Schrift angehäuft hat. D Citate mögen wohl den vierten Theil der ganzen Sch ausmachen und gehören theils gar nicht zur Sa wie z. B. die Seitenhiebe auf künftige Recens von des Verfs. Schrift in Jean Paulscher Manier, th sind sie ganz veraltete oder rühren von Männern die in den Naturwissenschaften nicht competent wie sich denn namentlich Herder, Jean Paul, Vo und andere französische Philosophen nebst einer M Dichter dieser Ehre zu erfreuen haben. Die so n Benutzung der neusten naturwissenschaftlichen L tur vermifst man dagegen gar sehr, wie wir unten sehen werden.

Dafs der Verf. der Electricität das ganze sche Leben in die Schuhe schieben möchte, folgende Bemerkungen noch deutlicher beweisen. organische Reich ist ihm das Reich der Gerüch S. 108 folg.). Folgendes Gesetz wird aufgestellt: organischen Körper haben einen gemeinschaf Geruch, wenn auch nicht in allen Theilen de pers, doch an einzelnen Stellen. Dieser Ger analog dem Geruche der Electricität und des Phos Als Belege werden die Conferven, die ganze Ma Fische, der männliche Samen, der Chylus u. s. geführt. Ich wollte erst die Richtigkeit die setzes nicht bestreiten, da vielleicht nur m electrische Nase in den genannten Substanzen electrischen Geruch entdecken konnte, als ich bald darauf die Folgerungen des Verfs. las, so ich wieder Zutrauen zu meiner Nase. Er sagt lich (S. 111): „In Rücksicht dieses gemeinsch Geruchs der organischen Körper und der Anal dem Geruche der Electricität läfst sich auf die ein Hauptagens in den Organismen bei Hervorb der Gerüche schliefsen". Ebenso mufs man na Verf. (S. 112) den Geschmack „von der Ele ableiten oder von einer dem electrischen Fluid logen Materie und man müsse also auch von gemeinheit der Geschmäcke der organischen aus geleitet annehmen, dafs Electricität oder loges Fluidum ein Hauptagens bei den org Körpern sei". Die Wirkungsweise des Lichtes organischen Körper erheischt ebenfalls ein der cität analoges Fluidum im Organismus (vgl.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

meine Zoologie oder Physik der organi-hen Körper von Gustav Wilhelm Münter.

(Schlufs.)

„Dieses mufs auf den Contact des Lichtes ex-dirt und zum Entweichen veranlafst werden. Mit ser Entweichung mufs aber eine Contraction in den eilen und im ganzen Körper entstehen, die mit die-Zusammenziehung in den Theilen eine sichtbare wegung gegen das Licht und mit dieser alle wei-Folgen hervorbringt". Diese Stelle ist zugleich Probe, wie grob sinnlich der Verf. das Lebens-cip auffafst und von welcher Beschaffenheit seine orien und Erklärungen sind. Durch dieselbe Theo-werden die Wärmewirkungen auf den Organismus 168) für erklärt gehalten. Die Nothwendigkeit ter Geschlechter zur Zeugung eines neuen organi-hen Wesens liegt in der Duplicität des den Orga-mus belebenden, der Electricität analogen Agens. Vie zur Hervorbringung eines neuen Magneten zwei gnete oder zwei Pole eines Magneten erfordert wer-, so sind zur Hervorbringung eines neuen Orga-mus zwei Individuen nöthig" (S. 244). Auf diese se läfst sich in der Natur leicht Alles erklären, Grunde ist aber gar nichts erklärt, sondern die eblichen Theorien sind ein ganz leeres müfsiges erspiel. Solcher Schematismus beruft sich bei Be-htung der electrischen und magnetischen Polarität die Geschlechtsdifferenz und bei der Erklärung dieser auf jene; zu begreifende Erscheinungen den an unbegriffenen gemessen. Ich könnte noch e Menge Beispiele von dem Mifsbrauche und der götterei, die in dem vorliegenden Buche mit der larität getrieben ist, anführen, allein ich mag nicht, der Verf. in seiner Schrift, die Geduld des Lesers die Probe stellen; auch bezeichnen die beige-chten die Tendenz hinlänglich. Wer übrigens die Metaphysik des Verfs. über das Leben noch näher kennen zu lernen wünscht, den verweise ich auf das 15te Capitel, in dem „eine Vergleichung der organischen und unorganischen Körper in Absicht auf die Kräfte, welche beiden zukommen", angestellt wird. Alle Wirkungen in der unorganischen Materie, alle Veränderungen und permanenten Eigenschaften behauptet der Verf. aus der Ausdehnung und Anziehung ableiten zu können und darum könne man sagen, die Bewegkraft sei die einzige Wirkung in der Materie. In den Organismen stöfst der Verf. dagegen auf fünf Kräfte, die Vorstellungskraft, die Bildungskraft, die Irritabilitätskraft, die Propulsionskraft und die Absonderungskraft. Diese fünf Kräfte sucht der Verf. in einem langen Räsonnement auf eine zu reduciren und kommt endlich zu dem Resultate, dafs neben der geistigen Kraft noch eine andere Kraft, sei es nun die Propulsionskraft, oder die Bildungskraft oder die Irritabilitätskraft unreducirt übrig bleibt. Wir haben also im Organismus zwei Kräfte, eine geistige und eine in der Materie sich verkündende. „Die eine dieser Kräfte könnte aus der andern abstammend betrachtet werden, aber das Wie dieser Abstammung ist unbekannt und wird *nie* angeblich sein, weil keine Vergleichung zwischen den geistigen Wirkungen und denen in der Materie Statt findet". Dies ist das letzte Resultat, zu dem der Verf. über die Natur des Lebens kommt. Welche Erklärung hiernach die einzelnen Lebensphänomene finden werden, kann man sich leicht denken; die obigen Beispiele gaben schon Proben davon.

Der letzte Mangel, den wir noch aufzuzeigen haben, ist die Unbekanntschaft mit den neusten physiologischen Forschungen, namentlich mit der mikroscopischen Anatomie und Physiologie. Und doch hätte grade von den grofsartigen Entdeckungen auf diesem Gebiete eine Theorie der Organismen ihren Ausgangspunct nehmen müssen. Denn Unterschiede zwischen

Digitized by Google

den drei Naturreichen aufzufinden, ist keine Kunst, aber sie als drei, in ihrem innern Wesen innig zusammenhängende und einander voraussetzende Organisationsstufen nachzuweisen ist eine andere Aufgabe, die sich aber gegenwärtig eine allgemeine Zoologie, wofern sie nicht hinter den Anforderungen der Wissenschaft zurückbleiben will, nothwendig zu stellen hat. Die beiden organischen Reiche im engern Sinne, das Thier- und Pflanzenreich, sind jetzt einander so nahe getreten und jede scharfe, von der äufsern Gestalt hergenommene Grenzbestimmung zwischen beiden durch die Schwannsche Entdeckung des beiden gemeinsamen Entwicklungsprincipes aller Organe aus Zellen so ganz aufgehoben, dafs das Begreifen des einen ohne das andere gar nicht möglich ist, wenigstens setzt die thierische Physiologie die Kenntnifs des vegetabilischen Lebens schlechthin voraus. Das Pflanzenleben kommt über die Zellenbildung nicht zu wahrhaft differenten Organen hinaus. An der Pflanze kann die Natur der Zelle, dieser Grundlage alles organischen Lebens, nach allen Seiten hin verfolgt und erkannt werden. Der thierische Organismus bleibt zwar bei der Zellenbildung nicht stehen und in seinem entwickelten Zustande ist er nichts weniger als ein Aggregat von Zellen, allein alle noch so verschiedenen Organe des thierischen Leibes, Nerven, Muskeln, Gefäfse, Gewebe u. s. w. sind doch nichts weiter als verwandelte Zellen, gehen alle aus einer gemeinsamen Grundlage, der Zelle, hervor, welche in Nichts von der vegetabilischen Zelle verschieden ist. Dies ist die grofse Entdeckung, an der die meisten neuern Physiologen mitgearbeitet haben, die aber erst durch Th. Schwann in ihrer ganzen Bedeutung und in ihrem wissenschaftlichen Zusammenhange erkannt wurde, bereits eine grofse Reform in der ganzen Physiologie bewirkt hat und eine noch gröfsere durch die in diesem Sinne nach allen Seiten hin von den verschiedensten Forschern erweiterten Beobachtungen hoffen läfst.

Alles dies scheint dem Verf. verborgen geblieben zu sein, denn im Buche findet man keine Spur davon, wie denn überhaupt der Verf. von mikroscopischen Untersuchungen, in denen sich gegenwärtig das ganze Leben der Physiologen bewegt, blutwenig hält. Nur ganz beiläufig wird bei Erwähnung der Blutkügelchen der Zellen einmal gedacht (S. 40) und zwar in einer Weise, die die gänzliche Unbekanntschaft des Verfs. mit ihnen hinlänglich bekundet. Er sagt näm „Sowohl in den Flüssigkeiten des Organismus, seinen festen Theilen trifft man Körperchen an von einer sphärischen Form sind, die also die G des Weltkörpers und des Wassertropfens und die jedes Total-Organismus in Ansehung seiner E hung an sich tragen und die daher auch dure nämlichen Kräfte gebildet zu sein scheinen, w Weltkörper oder die Totalorganismen in ihre fange. Diese gerundeten Körper sind bestim grenzt und nach den neusten (?) Untersuchunge muthlich immer von der Umgebung durch eine loppe abgeschlossen". Mit Kräften ist der Verf bei der Hand; also blofs weil der Weltkörpe und der Wassertropfen rund und die Zelle im meinen rund ist, darum sollen sie von derselben gebildet sein! Man sieht ferner, dafs der Verf nicht einmal gewifs weifs, dafs zum Begriff ein die Zellenmembran wesentlich mitgehört.

Wegen dieser Unbekanntschaft mit den physiologischen Resultaten ist denn fast Alles w Verf. von den Pflanzen sagt ganz ungenügend. konnte jemand, der nur einige wenige pflanze mische Untersuchungen selbst angestellt oder d was man doch bei dem Verf. einer allgemein benslehre wenigstens voraussetzen darf, die tre Werke der neuern Pflanzenphysiologen studirt solche Vermuthungen noch hegen, wie der Ve 538), dafs die Pflanzen ein Centrum der Saftbew auf dem Scheidepuncte zwischen Wurzel und S haben könnten? Die Frage nach der Individuali Pflanzen, deren Beantwortung für viele Proble so grofsen Folgen ist und neuerlich auch v versucht worden ist, ist nicht einmal aufgewor dern der Verf. nimmt jede Pflanze, wie der g Mann, für ein Individuum, während doch je Forscher darin übereinstimmen, dafs ein Pflan per ein Aggregat, ein Fascikel von Individ mag man nun entweder die Knospe, oder ein nes Blatt oder eine einzelne Zelle des Pflanze als Individuum bestimmen. Und doch mufst Verf., der ja beständig die Pflanze mit dem vergleicht, vor allen Dingen diese Frage bean wenn nicht alle Vergleiche schief ausfallen Dies sehen wir denn auch an allen aus dies gleichen hervorgegangenen Gesetzen, z. B. (

Digitized by Google

die Pflanzen sind mehr in die Länge gestreckt und ese Richtung ist immer in einer senkrechten Stel- ng zum Horizont". Sagen wir denn vom Korallen- amm, er sei ein in die Länge gestrecktes, auf dem rizont senkrecht stehendes Thier? Und warum nicht? Weil hier am Stamme die einzelnen Individuen, die lypen nicht zu verkennen sind. Eben so ist es mit n Pflanzenstamm, der nichts weiter ist, als der ge- einsame Boden, das Substrat, aus dem die einzelnen ividuen hervorsprossen. Das Gesetz also, das wir en oben erwähnten, von der allgemeinen Ausstrah- ng der Pflanze nach zwei Polen hat, so lange man über die Individualität der Pflanzen nicht verei- t, bei einem Vergleich mit den Thieren gar keine deutung. Eben so sind gegenwärtig alle die Ver- iche, die den letzten Theil der Schrift gröfstentheils sfüllen, z. B. dafs die Thiere nur durch eine Mund- nung die Nahrung aufnehmen, die Pflanzen durch ele, ferner dafs die Pflanzen nach der Begattung e Geschlechtstheile abwerfen, die Thiere sie öfter rauchen können und dergleichen, auf dem heutigen ndpuncte der Wissenschaft für bedeutungslos zu en. Das Gefühl der Nichtigkeit solcher Unter- iede drängt sich zuletzt dem Verf. selbst auf und em er am Schlusse seines Werkes ausruft: „Es n also überhaupt alle Grenzbestimmungen zwischen ren und Pflanzen weg und *sie sind alle willkühr-* , gesteht er selbst unbewufst, dafs sein Verfahren ührlich gewesen und die Natur der Sache nicht ffen hat. Denn das ganze Buch ist ein fortwäh- s Unterscheiden gewesen, jetzt wird am Schlusse ptet, dafs alle solche Unterschiede nur in ge- Beziehung wahr und haltbar seien, (wir gingen esem Gedanken gleich anfangs bei unserer Kri- ns) folglich enthält diese Schrift nur relative rheiten, nur willkührliche, dem Gegenstand von aufgedrungene Reflexionen.

Wie der Verf. die Pflanzen nicht in ihrem wahren hältnisse zu den Thieren genommen hat, so ist rücksichtlich der anorganischen und organischen der rechte Vergleichungspunct verfehlt. Die alien als blofse Producte des chemischen Pro- können nicht mit den lebendigen Organismen chen werden, wohl aber der Krystall, doch nicht tiges, starres Gebilde; sondern der Krystall in Werden entspricht der lebendigen organischen Individualität. Der Krystallisationsprozefs ist der Lebensprozefs der anorganischen Natur, alle mechanischen Vorstellungen, namentlich die atomistische Theorie von Hauy, nach welcher die Krystalle nur Aggregationen von Molekülen mit bestimmter Gestalt sind, werden durch die mikroscopische Verfolgung eines entstehenden Krystalls vernichtigt, der Beobachter überzeugt sich, dafs nicht Attractionen oder Repulsionen oder dergleichen Kräfte die bestimmte Gestalt eines Minerals bewirken, sondern hier ist ein schöpferisches Princip wirksam, das den Gesetzen der Schwere und des Mechanismus enthoben ist und eigentlich nur geradweise von dem Lebensprincipe der organischen Körper verschieden ist. Solche Gesichtspuncte sind jetzt die würdigen Gegenstände einer allgemeinen Biologie. Von hier aus konnte sich eine solche zusammenhängende Theorie über die drei Naturreiche, wie die von Schwann ist, entwickeln und darum dringt unser allverehrter Link in seinen Propyläen zur Naturkunde darauf, den Begriff der Naturgeschichte als Lehre von der Individualität zu fassen. Unser Verf. erwähnt die Krystalle nur nebenbei, den Krystallisationsprozefs in seiner Beziehung zum Bildungsprozefs der Organismen gar nicht. Die interessantesten Fragen einer allgemeinen Biologie, die theils bereits beantwortet sind, theils gegenwärtig noch die denkenden Forscher beschäftigen, sind so in der vorliegenden Schrift gar nicht zur Sprache gekommen.

Dr. Friedrich Stein.

LIV.

Franz Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. Gelesen in der Academie der Wissenschaften am 10. *Aug. und* 10. *Dec.* 1840. *Berlin,* 1841. *bei Dümmler.*

Die Grundansicht des vorliegenden Werkes, die der berühmte Verf. bereits durch seine Recension über das Humboldt'sche Buch einleitete, ist die: dafs die malayisch-polynesischen Sprachen Töchter (nicht Schwestern) des Sanskrit *) sind, die das grammati-

*) Ein ähnlich lautender Satz in Gretsch's Vorlesungen über die russ. Sprache ist vielleicht durch eine irrige Ansicht über das Kawi vermittelt.

Digitized by Google

alle Gewand der Mutter ausgezogen haben, zum Theile ein neues anlegend, zum Theile, wie auf den Südseeinseln, in völliger Nacktheit erscheinend, weshalb die schwierige Aufgabe des vergleichenden Forschers sich hier nur durch Wortvergleichung lösen könne.

Der Stammverwandtschaft jener Sprachen mit dem Sanskrit stellen sich, bei oberflächlicher Beobachtung wenigstens, zwei wichtige Schwierigkeiten in den Weg: nichts Geringeres, als die grofse Verschiedenheit der beiden Sprachpole, der Grammatik und des Wörtervorrathes, die freilich wiederum durch die gleichsam lexikalischen Elemente der Flexion, wie durch die grammatische Beschaffenheit der Wortbildungsmittel und der Lautverhältnisse so nahe zusammenhangen, dafs sie von höherem Standpunkte aus betrachtet nur als Ein Organismus erscheinen. Dennoch bleiben sie, wie etwa Leib und Seele, immerhin zwei Pole oder Potenzen, die sich in gegenseitiger Wechselwirkung durchdringen, ohne darum stets in *gleichem Mafse* von den vielen möglichen Processen und Recessen des Sprachlebens erfafst zu werden. Einige wenige Beispiele aus vielen mögen zugleich ein Urtheil über den besonderen hier auftretenden Fall vorbereiten.

Die historisch vorliegende Entwickelung aller indogermanischen Sprachen (um nicht *aller* Sprachen zu sagen) zeigt uns vor Allem *Negationen*: Zertrümmerung der Flexionen, wie der Wörterkörper, Verwirrung und Trübung der Laute, Verminderung der inneren und äufseren Wortbildungsmittel, somit des Wörtervorrathes, ferner sogar allmälig, wiewohl in minderem Grade, des Wurzelvorrathes. Alles dies geschieht schon ohne äufsere Störung, viel mehr und schneller aber, wo mehr oder minder fremde Sprachenkörper zusammenstofsen. Darnach bildet sich, aus unverlöschlichem Lebensdrange, ein neuer Organismus, also eine *Position*. Diese bewerkstelligt sich nicht selten nach dem Muster der ursprünglichen, aber durch neue Mittel und Stoffe (z. B. manche romanische Tempusbildungen); doch auch häufig nach neuen, miasmatisch in der Luft ganzer Erdstriche liegenden Gesetzen, in die dann, umgekehrt, alte einheimische Stoffe sich fügen (z. B. alte Demonstrative in modernen Artikeln). Weitere Belege: Die indischen Volkssprachen haben zum Theile den alten Typus der Declination, das Bedürfnifs geschiedener, vielfältiger Casusformen bel ten; brauchen aber zu dessen Befriedigung neue, wohl nicht eigentlich fremde, Suffixe. Wo aber, im Moors, die Sprache zum gemischten Jargon w hört jener zweite Saft auf, zu treiben, und die Fle zerfällt immer mehr in Partikeln und nackte Wö In andern Stämmen derselben Familie finden wir nämlichen Erscheinungen und neue dazu: Suffixe len oder sterben wenigstens ab, bald hängen sich zum Ersatze an und verschmelzen endlich mit halbtodten Körpern, bald machen es pronominale praepositionale) Praefixe ebenso; oder auf irgend andere Weise, auch an den eigentlichst zum W gehörenden Lauten, zeigt sich ein neuer Wandel Ersatze der verlorenen, oft aus dem Grabe nac kenden Flexionsmittel. Vergleiche: die Decli der neuen arischen Sprachen, vorz. der armenisc die flexivisch lautenden Bildungssuffixe der schwa Declination im Deutschen, der Umlaut in zahl Gebilden, vorz. der germanischen und kelti Sprachen, die Function abgefallener Suffixe versch die Verschmelzung der Präpositionen mit den Ar der roman. Sprachen; in den kelt. Spr. die Na kung der alten Artikel auf den Wörteranlaut, der flexivischen Werth gewinnt. Analoga jener n synthetischen Bildungen in prakritischen Declinatio zeigen sich in der Conjugation neuindischer und manischer Sprachen, wobei diese sogar wiederum auch von den Müttern zu gleichen Zwecken verbra ten Verbalwurzeln (wahrlich nicht willkührlich!) wenden, nur sie anders vertheilend; zugleich treten Wzz. (Sakr.) *Dhâ* und *Kr* in (schwache) Conjuga und in neue Verbalbildungen ein. — Gestalt und der Wörter bleibt oder wechselt in sehr verschied Verhältnissen zu dem Processe der grammat. Fo Indische Sprachen haben einen schönen Theil Sanskritwörter mit grofser Treue bewahrt, wä ihre Grammatik unverhältnifsmäfsig abgewicke so dafs die Sprachen verschwisterter Stämme, wie das Zend, der Grammatik nach dem Sanskrit näher stehn, als die eigenen Töchter, während di schiedene Lautbildung den Wörtern desto abwei dere Gestalt gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

...: Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 10. Aug. und 10. Dec. 1840.

(Fortsetzung.)

Das Englische hat noch kaum eine Grammatik, aber seine Abstammung wird immer noch mehr in dem armseligen Reste seiner Flexion erkannt, als aus seinem lexikalischen Jargon. Engländer und Franzosen thun wohl, einige Abstammungszeugnisse der Sprachen in der Orthographie zu behalten; gewiss ist kein volles Sanskritwort in dem weichen, schwenden Organe des Tahitiers oder des Hawaiiers kenntlicher geworden, als z. B. *ille habet* in ...: *ilâ* Engl. *how are ye*, in dem *'auâi* des London'schen Dandys. Ja in der That finden wir (was wir hier besonders urgiren) nicht blos in den neuen, sondern auch den alten Prakritdialekten Indiens Ausstoßungen und vocalisches Gelalle, wie nur in den verkürztesten Sprachen Polynesiens, z. B. *kaô* aus *krtas*, ...: a. *apûrvam*, *hiaè* a. *hrdayê*, *ćakkâô* a. *ćakravâkô* und dergleichen mehr.

Durch alle diese Analogien aus sichern Sanskritverwandten wollten wir den Satz vorbereiten: dafs die ...se grammatische und lexilogische Abweichung der ... Sprachen aus ursprünglicher Identität erwachsen ... kann, um so leichter, da sie in ihrer ungeheuren ...elwelt sich ausbreiteten und immer wieder in hunderte Variationen sich isolirten.*) Denken wir uns diese alle von Einer Sprache ausgegangen, die selbst bereits ein zertrümmertes Sanskrit war, so wird in Zukunft vielleicht der germanische Stamm ein ähnliches Phaenomen bieten, wann die englische Trümmersprache allmälig völlig die neuen Erdtheile in Westen und Osten überflutet und endlich sich in neue Sprachencorporationen scheidet, in deren äufserster kaum noch ein Schatten altgermanischer Herrlichkeit bleibt, wenn gleich keine neue Mischung dazu käme, als die ganz allmählige, der bei der wachsenden Weltverbindung jedes Volk, jede Sprache ausgesetzt ist — wieviel mehr noch, wenn unausbleibliche stärkere und plötzlichere Mischungen hinzukommen.

Dieser letztere Umstand kommt in der That auch bei dem malayischen Sprachstamme zur Frage und würde, wenn er bejaht wird, eine Vermittelung der grofsen Abweichungen vom Sanskrit mit den unleugbaren und keinen Falls zufälligen Beziehungen zu diesem erleichtern. Wir wissen nämlich, dafs sich auf vielen Inseln Polynesiens aufser einer oder mehrerer Hauptschichten gewifs malayisches Stammes*) eine weit ältere, zurückgedrängte Urbevölkerung vorfindet, die durch mancherlei Namen (Haraforas, Papuas, Negritos, Australneger etc.) bezeichnet wird. Hier knüpfen sich mehrere wichtige, noch gar nicht oder doch nicht genügend gelöste Probleme an einander, an denen Physiologie und Sprachforschung einträchtig zusammen arbeiten müfsen: Gehören die Negritos von den Andamaninseln bei Indien an bis ins ferne Polynesien, also ungefähr der Verbreitung des mal. Stammes entsprechend, Einem Stamme an? Läfst sich

*) Dafs es übrigens zur Isolirung nicht der Inseln bedarf, bezeugt das Festland Americas, dessen Aboriginersprachen sich zum Theile sichtbar und hörbar aus alter Einheit in eine Mannigfaltigkeit zertrennten, wie sie kaum die Endpunkte der mal Sprachenkette darbieten.

*) Wir setzen als bekannt voraus, dafs die Gleichstämmigkeit der Malayen mit den meisten Völkern des westlichen, wie des östlichen Theils jener Inselwelt längst feststeht.

Digitized by Google

diese Parallele mit den Malayen weiter ziehen: eines Theils bis nach Africa, wo in Madagascar mal. Stämme vermuthlich einst negerartige zernichteten oder sich incorporirten, und wo auch nach den neuesten Forschungen sogar in dem Inneren des Welttheils ein mal. Volk, die Fellahs, ebenfalls die alte Negerbevölkerung unterjocht?*) Anderntheils bis durch ganz Indien, vielleicht mit Einschlufse Ceylons, der Malediven**) und Lakediven, dessen vorhinduische Bevölkerung vielleicht sowohl unter sich, als mit den Negritos zusammenhängt, wozu die negerartige, dunklere Gestalt sowohl vieler ind. Aboriginer, als gewisser, in die hinduischen Culten übergegangener alteinheimischer Götterbilder stimmt? Oder dürfen wir einen Zusammenhang dieser Völker und Sprachen mit den malayischen***) vermuthen? Dessen Bejahung oder Verneinung hängt denn mit der letzten und wichtigsten, neuerdings physiologisch bejahten Frage zusammen: ob die Negritos bisher *fälschlich* von der mal. Raçe als eine besondere getrennt wurden? In diesem Falle würden die Negritos die älteste und darum auch am Fernsten individualisirte Auswanderung des sanskritischen Stammes nach Polynesien darstellen, und die Zertrümmerung ihrer und der malayischen Sprachen wäre nur ein esoterisches Zerfallen. Erweist sich aber ihre völlige Stammverschiedenheit von den Malayen und noch mehr von den Hindus, so wäre die ursprüngliche Sanskritsprache der Malayen mit jenen fremden zusammengestofsen, gemischt und dadurch ihrer alten Structur verlustig geworden.

Die Kolonisation Polynesiens von Indien aus ist geographisch wahrscheinlich; dafs sie vor der Geschichte liegt ist bei der Dunkelheit indischer Geschichten um so weniger zu verwundern, da selbst die verhältnifsmäfsig viel jüngeren mehrfachen hinduischen Einwanderungen in den mal. Archipelagus nicht hinlänglich klar sind. Nicht einmal in allen Fällen la sich ihre sprachlichen Nachwirkungen und Einmisc gen mit Sicherheit von den urverwandten Erschei gen unterscheiden. Ein unzweideutiges Kriterion letztere scheint nach Hrn. Prf. Bopps Untersuchu der uralte Guttural an manchen Stellen, wo er in dem uns bekannten Sanskrit schon in Palatale wandelt hat. Gerade dieser Punkt aber, wenn er nigstens sich noch häufiger herausstellen sollte, uns auf einen vielleicht nicht unwichtigen sprachli Einwand gegen den erwähnten Ausgang der ält Einwanderung von dem bereits individualisirten S kritvolke Indiens aus, das damals schon bis zum fserten Süden Indiens vorgedrungen sein mufste. wohl nämlich die Entstehung der Palatalen als quetschter und assibilirter Gutturalen in vielen i germ. Sprachen als ein nur dynamisch, nicht li risch, gleiches Product jüngerer Entwickelungsper zu betrachten ist; so dürfte doch für die Pal systeme des Sanskrits und der arischen Sprachen, mentlich des Zends, historische Einheit des Urspr angenommen werden, in einer Zeit nämlich, als Sanskritvolk noch nicht von dem arischen getr folglich noch nicht nach Hindustan herabgewand war. Von wo und wann stammen in diesem Falle je sanskritisch-malayischen Gutturalen, und läfst si in den einzelnen Fällen vielleicht nachweisen, dafs si ihre palatale Gestalt *nur* im Sanskrit, nicht im Zen findet? Oder dürfen wir glauben, dafs im Allgemein die Sanskr. Palatalen (wie ja auch die Cerebralen sich erst in Indien entwickelten, ebenso im Zen gleich wie in andern indog. Sprachen, erst nach d Trennung der Familie?

Eine andre Frage ist: ob die östlichen Sprachen d malayopolyn. Stammes in ihrer Flexionslosigkeit d die vermuthlich zuerst ausgewanderten und allmä ostwärts vorgedrängten*) die *uranfängliche* Zertrü merung beibehielten, während die westlichen samt ren Völkern eine neue Bildung gewannen; oder umgekehrt, diese neue Bildung sich unmittelbar na

*) Ref. weifs nichts Näheres über angeblich malayische Sprache in mehreren Küstenstrichen Africas; namentlich traf *Salt* in Mozambique einen mal. Stamm.

**) Hr. Prf. *Bopp* läfst uns auch für die Sprachen dieser Inseln Forschungen und ähnliche Resultate, als für die malayischen, hoffen.

***) *Leyden* glaubte sogar die Grundlage der mal. Sprachen mit den einsylbigen Hinterindiens verwandt und mit Telinga und Tamulischem gemischt.

*) Eine so besondere Ordnung, wie die der gallischen Einwan rungen nach Italien, wo die ersten die späteren in die fe sten Gegenden durchwandern liefsen, erlaubt schon das T rain (über dessen Urgeschichte die Gelehrten aber a noch nicht einig sind) hier nicht anzunehmen.

Digitized by Google

er Zertrümmerung der alten gestaltete und den allälig *von dem neuen Volks- und Sprachstocke weiter swandernden* wieder verloren ging? Für letzteres zeuen wohl auch die Lautverhältnisse der ostpolyn. Spraen, in denen vocalische Verweichlichung mit weniAusnahmen die ursprüngliche Form immer mehr störte, die Consonanten theils erst erweichend, dann irend, theils zwischen Consonantengruppen Vocale schiebend, wo sie nicht einen Theil derselben aufen. Diese öfters in entarteteren Sprachen nachbaren Erscheinungen zeigen sich vorzüglich in den achen Tahitis und Hawaiis, deren letztere zugleich e, wiewohl nicht ganz lautlich entschiedene, Verhiebung der Dentale in Gutturale zeigt. Unter den s jetzt näher bekannten Sprachen hat die neuseeländsche die reinsten und vollständigsten Formen der Wörter bewahrt. Vielleicht werden die Sprachen oder lekte der Neuholländer bei näherer Bekanntschaft e noch gröfsere Hinneigung zu den westlichen zeien; Ref. hat die unten verglichenen Wörter aus eidürftigen Glossare entnommen: G. *Grey* a vocary of the dialects of south-western Australia. 2nd. Lond. 1840. (1. ed. Perth. 1839), leider mit engliher s. v. v. Orthographie.*)

Die hervorstechendsten neuen grammatischen Eithümlichkeiten des Sprachstamms sind grofsentheils lge der Destruction: eine Unmasse von Partikeln r Bestimmungswörtchen, besonders in den östlichen achen; eine der chinesischen ähnliche, aber auch ind. Sanskritiden nicht ganz fremde Juxtaposian der Stelle aller Flexion; mit Beidem zusamngende Vermischung der Redetheile in Einer , wozu die englische Sprache Analogien bietet, einsylbige Wörter zumal öfters mehrere Vermen, Participium passivum, Adjectiv und Subv zugleich vertreten; aus dieser unmittelbarsten der Zertrümmerung mag sich auch der Anstofs r neuen absonderlichen Satzbildung dieser Spraberleiten. Alterthümlich erscheint die Sylbenlication, aber ganz dem sanskr. Stamme, besonin der Vorzeit, eigen; die häufige Wortredupliin dagegen kann ebensowohl neuer, als ältester Sprachperiode angehören. Dafs sich statt der sanskr. Suffixe zahlreiche Praefixe finden, darf uns nicht allzusehr befremden; ein consequenter Umtausch ging im Verlaufe der ägyptischen Sprache vor, und der praepositive Artikel der neueren roman., german. und einiger slavischen Mundarten hängt sich in einzelen hinten an. Charakteristischer ist die Infixion in den Verbalbildungen mehrerer malayischen Sprachen, doch nicht ganz ohne Analogie im Sskr. selbst, wenn wir z. B. an Cl. 7. erinnern dürfen; Ref. machte auf die Möglichkeit einer Infixion im Zigeunischen in diesen Blättern aufmerksam. Wer weifs, ob wir nicht in den weiten Lacunen der neuindischen Sprachkunde überhaupt Mittelglieder zwischen sanskritischer und malayischer Bildung entdecken.

Der Vrf. abstrahirt von geschichtlichen und physiologischen Fragen und Hypothesen, und fast ganz von der grammatischen Gestaltung der mal. Sprachen, um sich der hier wichtigeren Wortvergleichung zuzuwenden. Der ganze Werth seiner Ergebnisse kann nur durch zusammenhängende Lectüre seines ganzen Buches gewonnen werden, wie er denn selbst nicht für das Einzele, sondern nur für die Uebereinstimmung vieler Erscheinungen Glauben erwartet. Ref. mufs sich begnügen, aus dem reichen Inhalte Weniges mitzutheilen, und erlaubt sich, einige Zusätze und Bemerkungen anzuknüpfen.

Neus. *rákau* etc.*) = Prakr. *rukkha* = Zig. *ruk.* = Sskr. *vrxa*, Baum. — Von Sskr. Wz. *Plu* Tong. *fufulu* (aus *puplu* red.), waschen. *geláu*, Schiff, schiffen; reisen (schliefst sich ganz an Mal. *prau* = Sskr. *plava* = πλοῖον an); zugleich leitet der Verf. Tong. Neus. *wáka*, Schiff, von dem aphaerirten Sskr. *plâvaka* (die Aphaerese spielt auch esoterisch in diesem Sprachenkreise eine grofse Rolle) und Tahit. *lana*, schwimmen. In Neus., Tah., Hawai*po*, Nacht, dagegen mögen wir nicht das aphaer. Sskr. *xapô* erkennen, da die Fidgi und Tonga Sprachen die vollere Form *boni* (*bongy*) zeigen, s. Kavispr. II. 298. Dagegen stellen wir mit dem Verf. zu *xapas* Tagal. *gabi*, das W. v. Humboldt l. c. 225. mit Vask. *gaba* vergleicht. — Tong. *hamo* = Beng. *kâmo* etc., Wunsch. — Neus. *ra* = Sskar. *ravi*, Sonne (noch auffallender Fidgi *sina* id.), — Neus. *wai* = Sskr. *vâri*,

angel des Raums, wie des vergleichbaren Stoffes, verbie- Ref. noch einige sehr auffallende Erinnerungen an das askrit im Neuholländischen hier mitzutheilen.

*) Die Raumbeschränkung nöthigt uns, in der Regel nur die vollständigsten Formen anzugeben; ihre Verwandlung und Verweichung erfolgt nach ziemlich bestimmten Gesetzen.

Digitized by Google

Wasser (vgl. Neuholl. *badto*, das auffallend an den germ. Stamm erinnert? Merkwürdig und vielleicht mit *badto* zusammenhangend Neuh. *banya*, nafs; tröpfeln, schwitzen; *balyan*, Thau, vgl. Javan. *banyu*, viell. ident. mit Neus. *hani*, = Sskr. *pânîya*, Hind. und Zig. *pânî*, Wasser). — Madagass. *oran*, *orana* = Tag. *olan* = Tong. *uha* = Neus. *úa* = Osset. *varan* = Sskr. *varśana*, Regen. — Neus. *awa*, Flufs und Tag. *abo* — *abo*, Regen: Sskr. *âpa*, Wasser etc. (doch Fidgi *ahwhye*, *whye*, Wasser: Neus. *wai* s. Kavi II. 298). — Neus. *tói*, ins Wasser tauchen (cf. wässern): Javan. u. Skr. *tôya*, Wasser. — Neus. *pakau* = Tag. *pac-pac* = Sskr. *paxa*, Flügel (Prkr. *pakkha* Zig. *paka*, *pak* id.); der Verfasser stellt u. A. auch Lat. *passer* = *paxer* hierher; die älteste Form und Bedeutung erhält oder reproducirt sich im Span. *paxaro*, Vogel. — Neus. *tóki* = Tong. *togi*, Axt: Sskr. *Tax*, behauen; *taxanî*, Zimmeraxt (letzterem scheint ganz Zig. *teśarí* f. Axt zu entsprechen, das ich in meiner Rec. über Borrow's Zincali anders verglich). — Neus. *aire* = Tong. *alu* = Sskr. R (*arâmi*), gehn. —

Von den Zahl- und Für-wörtern heben wir nur Einiges aus, da die meisten Untersuchungen darüber zu verzweigt sind, um epitomirt zu werden. Sskr. *êka*, 1: Tag. Neus. *ka*, *ika*, die dem unbestimmten Artikel gleichen; Neus. *kau*, allein; *niki* = Tong. *nihi*, Vielheitspartikel, cf. Sskr. *nâśka*, *anêka*, viel. Tag. *catava*, ein Mann = Sskr. *êka dhava*. — Sskr. *dva*, 2: Mal. Neus. *dûa*, Bugis *duva*, Tag. redupl. *dalua*, *dalava*, *alava*, Tah. *rua*, Haw. *lua* etc. etc. bis zu Tong. *úa*. — Sskr. *tri*, *tra-yas*, 3: Tah. *toru*, Neus. *tódu*, Tong. *tolu* etc. — Sskr. *c'atvâras* aus *k.*, 4: Jav. *pat* red. *papat*, Mad. *efatrá* etc. (cf. Dakor. *patru* Frz. *kat* st. *quatre* aus *quatuor*). — Sskr. *panc'a*, 5: Tah. *pae*. — Sskr. *sapta*, 7: Jav. Bug. *pitu*, Tag. *pito*, Tong. *fitu* (auffallend stimmt zu diesen aphaerirten Formen Zigeun. *fte* und Ngr. *fta* in δεκαφτὰ). — Sskr. *daça*, 10: Jav. *sa-dhasa*, in Zss. *las* (wozu ganz Afghan. *las*, 10, stimmt). — Sskr. *Labh*, λαβεῖν u. A.: Mal.-Pol. *lima* (auch d, r, n st. l), Hand u. 5 cf. u. A. Kelt. *lamh* etc., Hand (auch Cy. *lof*, Goth. *li* gen., λόβαι etc.); ferner: Mad. *ma-lafa*, nehmen etc — Sskr. *çata*, 100: Mal. *sa-râtus*, Jav. *satus*, M *satu*, *zatu*; des Verfassers Einzelurtheile bei die Worte zeigen, wie wenig er auf blofsen Schein g — Sskr. *pûrna*, voll, u. A.: Neus. *purana*, Hau Mal. *punnuh*, voll etc.; *pûluh*, 10, u. entsprechend den übrigen Sprachen (id. mit Neuholl. *boola* (oo = *bool*, plenty, many, more than two. Nur im Te *fulu* fallen die Bezeichnungen für 10 u. *Haar* zus men, und nur zufällig, wie wir mit dem Verf. ge W. v. Humboldt glauben; in letzterer Bed. entspr Neuholl. *walloo* den Formen der verw. Sprachen, vielleicht auf Sskr. Zig. *bâla*, Hind. Zig. *bâl*, Mul *wal*, Zig. *ewala* etc., Haar, zurückzuführen sind; wandte finden sich vermuthlich in mehreren indog Sprachen). — Skr. *aham* ich: Neus. *ahau*, *aku*, *au* Zig. *au* id.), Mad. *ahau* etc., Tag. *akin* c. obl. (F *guou*). Auch den obliquen Stamm *Ma* weist der W nach; am Deutlichsten tritt demnächst der demon tive *Ta* und der relative *Ya* hervor (Mal. *yan*, Neuholl *yaan*, *yarn*, *yarning* d. i. *yânin*, what, *yard*, what, wohl gar mit altem Neutralsuffixe!)

Ferner: Ss. *satya*, wahrhaft, redlich = Mad. *sa* weise, tugendhaft (gegen Buschmann Kavi III. 781). Tong. *móhe*, schlafen; *móhena*, Bett (beide Neus. oh h): Sskr. *manc'a*, Bett, indem c' = k = h (vgl. ne u. A. Esthn. *maggama* = Litth. *megoti*, schlafen; AN *môk*, Schlummer; Ahd. *mâgo*, μήκων etc., *Magsam Mohn* d. i. Schlummerkraut etc. etc.). — Sskr. *sav* links: Mad. *havia*, Tong. *heme*, Haw. *hema* etc. Sskr. *bhûmi* = Tong. *uméa*, Erde (der Anlaut ist bei einer andern Bildung Neuh. *boodjur*, earth, gro erhalten). —

*) Hier bringt der Verf. u. A. *Nehmen* = *sich Geben* zu che und vergleicht Sskr. *â* + *Dâ* Atm., nehmen; um bedeutet im Gadhelischen die Wz. *Gabh Nehmen* (ge von Goth. *Gab*, nicht von Lat. *Cap*).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

ranz Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 10. Aug. und 10. Dec. 1840.

(Schluſs.)

Die Ableitung mehrerer mal.-polyn. Wörter von Sskr. *Geal* S. 48—9, ohne die sskr. Palatalisirung wird durch die reiche neuholl. Wz. *Kal*, Flamme, Blut, bestätigt. — Sskr. *karna*, Ohr = Neus. *tarina*, Jav. *talinan*, Mad. *tadigny*, *talinhe*, Tong. *telina*, Mal. *telinu*, Tag. *tayina*, verm. Bugis *kalinai*, woher *ünk*, hören; Jah. *taria*. Dagegen Neus. *rono*, Jav. *runu*, Mad. *rina*, Tong. *ono*, hören,: Sskr. Wz. *Çru* (*çrnômi*); indessen zeugt vielleicht dagegen der entschiedene Dentalanlaut in Neuh. *toonga*, *donga*, *twonk* (in versch. Diall.), Ohr, hören, verstehn, das wir schwerlich zum vorigen Artikel stellen dürfen; am Nächsten daran grenzen Mal. *danar* (stets *n* = *ng*), Jav. *mi-dunet*, *denar*, Tag. *dinig*, Mad. *tainu* u. verm. Haw. *lohe*, hören; das Jav. steht schon weiter ab, als obige Formen mit r, zu denen auch noch Jav. *ren* zu stellen, das *denar* und *runu* zu vermitteln scheint; oder sind die im Mad. u. Javan. *zugleich* vorkommenden Formen mit r u. d zu trennen? — Gewiſs Mal. *c'iûm*, Kuſs, von Sskrwz. *Cumb* (vgl. u. A. Hind. *c'ûma* = Zig. *c'umendi*, id.); aber ob Tong. *uma*, id. dahin zu stellen sei, wird durch den leichter abfallenden Labial in Neuholl. *bindyan*, *bindyan*, *boonyan*, to kiss, zweifelhaft. — Tag. *gía*, Hals, Nacken, Kehle: Sskr. *gala* (vll. eher *griva*, collum, cervix). — Wz. *Tan:* Tong. *totóna*, Grade; *tutúe*, dünn. — Mad. *sakai*, Freund = Sskr. *sakhi*, *sakhas*. — Sskr. *pâda* = Tag. *paa*, Mad. *pe*, Tong. *vae*, Fuſs. — Sskr. Wz. *Tark:* Mad. *tserec*, Gedanke (gegen Buschmann Kavi II. 229). — Sskr. *tarna* (a. *tarna*), Dorn: Tong. *talla* id. Neus. *tada* (d = r), Gras. — Wz. Sskr. *Mik:* Tong. *mimi*, harnen; Sskr. *mêgha* = Mal. *mêga* = Mad. *mika*, Wolke. — Sskr. *Yâ*, gehn: Neus. *ia*, Lauf (Neuh. *yanna*, *yan*, gehn) scheint identisch mit Sskr. *yâna*, itio. — Sskr. *linga* = Tong. *lina*, penis. — Sskr. *salila*, Wasser: Jav. *sârem*, Mad. *sira*, Salz (so Rom. *sare* aus *sale*); der Verf. setzt auch Neus. *hani*, Wasser, hiermit in Verbindung; wir faſsten es vorhin anders. — Sskr. Tong. *aho*, Tag. — Sskr. *pari* = Prkr. *pali* = Tong. *foli*, um. — Sskr. *tyâga:* Tong. *c'iagi*, verlassen. — Sskr. Wz. *An*, wehen; *anila*, ἄνεμος: Mal. *anin*, Tong. *mat-ani*, Wind; Mad. *miain*, Athem = Sskr. *prâna*. — Sskr. *Vad*, sprechen: Mad. *lela* = Mal. *lèdah* = Jav. *lidah*, Zunge; mit Recht nur hypothetisch von dem Vf. verglichen; vielmehr mag *Lik* u. dgl., lecken, zu Grunde liegen, wie bei Armen. *lézu*, Zunge, u. verw. Wörtern; wie bei *lingua* u. *dingua* wechseln im Anlaute *d* u. *l*, zugleich auch im Inlaute, so daſs die Fragen sich verwirren, vgl. Tag. *dila* (Mad. *tela* bei Humb. angeblich Druckfehler), Neuh. *dtallung*, *tallung*. — Sskr. *hrd* = Jav. *gali*, Herz. (noch näher steht Neuh. *koort*, *goordoo;* auch Zig. *carló* scheint auf einen ursprünglichen sanskr. Gutturalanlaut zurückzugehn, wenn nicht sammt *gali* u. Cymr. *calon* etc. mit Sskr. *kâlaka*, Leber verw.). — Sskr. *bhûbhrt* viell. = Mad. *bukit* etc., Berg (ident. scheint Neuh. *bokal*, hillock, *back*, grave). — Sskr. *Van*, tödten, = Mal. *bûnoh;* vgl. Neuh. *booma* id., wie *boornoo*, *boona*, wood: Sskr. *vana*, wozu nach dem Verf. Kavi *bara*, *Wal-d*. — Sskr. *dala*, Blatt (viele verw. Ww. s. in Diefenb. Celtica v. *Pempedula*) = Mal. *dâûn*, Tag. *dayon*, Tong. *lau*; vgl. auch Neuh. *dalyar* (r vocalische Affection?), green; *dilbe*, leaf; viell. *jilba*, unefsbares Gras u. dgl.; Frühling; *jilup*, Gras. — Sskr. *Darç* = Prkr. *Dans*, sehen = Jav. *dhelok*, *dhenok* (vgl. aufser einigen jav. u. mal. Formen Neuh. *djinnung*, to see; *jinung*, id.; to perceive, zufällig an Wz. *Gan*, *Gnâ* erinnernd). — Sskr. *nila:* Tong. *úli*, dunkel, schwarz (noch näher

Digitized by Google

Neuh. *nillaree*, *nillaruk*, blau). — Sskr. *Kan*, *c'and* etc.: Tong. Haw. *ma-hina*, Mond; aber *mah* scheint Stammsylbe nach Neuh. *mega*, *megka*, *meki*, *memak*, *meuk*, Mond, vll. verw. mit Sskr. *masa* (u. dgl.). — Sskr. *danta*, Zahn = Jav. *huntu* (sunda *dangeta* dürfte dem Sskr. *dansitrâ* entsprechen). — Sskr. *G'am*, essen: Mal. *gîgî*, Zahn? (arische Sprr. zeigen *kaka*, *chach* etc.).

Ungern abbrechend schliefst Ref. mit dem Wunsche: der hochverdiente Verf. möge fortfahren, ein neuer Columbus, uns kühn und voll Geistes zu neuen Weltentdeckungen zu führen!

Lorenz Diefenbach.

LV.

1) ***Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre nach den gesammten älteren und bis auf die neueste Zeit herab genau revidirten Quellen u. s. w. bearbeitet von Dr. Alphons Noack in Leipzig und Dr. C. F. Trinks, Med.-Rath in Dresden.*** 1. *u.* 2. *Lief. Leipzig*, 1841.

2) ***Ueber die Zulässigkeit des homöopathischen Heilverfahrens oder unter welchen Bedingungen vermögen gewisse Mittel ähnliche Beschwerden, als sie bei Gesunden erzeugen, Krankheiten zu heilen? von Dr. Wil. Harnisch.*** 2. *Auflage. Weimar*, 1840.

Während in der ersteren Schrift die heilbringenden Wirkungen des homöopathischen Verfahrens als unzweifelhaft vorausgesetzt werden und die Hrn. Verfasser sich eine fafsliche Darstellung derselben in alphabetischer Ordnung zu geben bemühen, finden wir in der zweiten eine grofse Sammlung von Erfahrungen zusammengestellt, um dadurch den Beweis zu führen, dafs unbedingt kein Mittel homöopathisch heile; dafs vielmehr jedes Mittel Krankheiten heile, ohne ähnliche Beschwerden beim Gesunden hervorzubringen; doch unter gewissen Bedingungen ein Mittel ähnliche Beschwerden, als es bei Gesunden hervorbringt, bei Kranken heile; wobei aber die Aehnlichkeit nicht genau sein dürfe, während es unter anderen Bedingungen nutzlos angewendet wird, dafs endlich jedes Mittel Krankheiten errege, ohne ähnliche zu heben. Diese Erfahrungen scheinen nicht ohne Widersprüche untereinander zu sein, indessen lehrt eben die Erfahrung solche Widersprü hier eben so gut, als in der Homöopathie selbst; fahrungen stehen wie Mauern unbeweglich den E rungen gegenüber und darum bleibt auf diesem S puncte nichts übrig, als sich dabei zu beruhigen. lernen aber daraus, dafs die Erfahrungen allein das Gebiet sind, auf dem die homöopathische Ar genheit zu schlichten ist, und dafs man sich in de wegung der Wissenschaft nach anderen Seiten umzusehen hat.

In der Homöopathie wird angenommen, da Arzneiwirkungen im gesunden und kranken Men ganz verschieden sind und alle Arzneien nur a sunden geprüft werden sollen. Obgleich man bald was jeder Mensch weifs, dafs ein Laxiermittel b sunden und Kranken dasselbe Laxiren, ein Bre tel bei Beiden dasselbe Erbrechen erregt; so ha doch diesen Cardinalsatz der Homöopathie gan streitig gemacht, im Gegentheil bei Prüfung d möopathischen Erfahrungen ihn als richtig vorausg Man hat zudem gar nicht gefragt, ob denn ein ker Mensch in allen seinen Gliedern zugleich sei, oder nicht vielmehr in jedem kranken Me noch gesunde Fäden übrig sind, die sich eben die Krankheit wehren, und ob nicht die Annahm im Allgemeinen Arzneien im gesunden Mensch ders als in kranken wirken, auf etwas Nichtig auslaufe, wenn sie im Kranken ja auf die noch ü gesunden Organe des kranken Körpers wirken. durch und durch viele ähnliche andere Verhä haben sich die Widersprüche, wie in der Homöo so in der empirischen Prüfung derselben imme gehäuft, man zerstöfst sich die Köpfe an solchen und findet aus den empirischen Bauwerken nic aus. Wir sind daher veranlafst, die Sache au meineren Gesichtspuncten aufzufassen und leite mit folgenden Betrachtungen ein.

Wie die Natur sich von den Schlacken ihre dischen Entwickelungen oft nur durch Unges nigt, so sehen wir auch, dafs die Wissenschaf würfe früherer Zeiten bei innerer Ruhe lange forttragen, bis sie durch eine Art von Aufr davon zu befreien genöthigt werden.

In der Arzneikunde sind oft die Entwic perioden durch wissenschaftliche Bürgerkriege net worden und es drängt sich jetzt wieder e

Digitized by Google

ran, in der die Medizin zu lebhafterer Aufregung nöthigt wird, sich zum Zweck innerer Kräftigung d Regeneration von mancherlei altem Schutt zu säu-n. Wie bei einem solchen Zustand des Verkom-s in abgelebten Theilen oft nur geringfügige Dinge ig sind, um einen grofsen inneren Sturm zu erzeu-, weil es an Kraft zur Abwehr fehlt, so findet sich , dafs die Medizin jetzt durch eine scheinbar un-eutende Veranlassung, wie die sich ihr als Homöo-hie gegenüberstellende Kurmethode, sehr zu An-ngungen veranlafst wird, die aber immer noch nicht eichen, jene loszuwerden. Man sieht hierbei recht allend, wie sehr sich äufserer Tand von innerer ise unterscheiden, indem selbst die das gröfste ort gegen die Homöopathie führenden, die alte Me-in für unfehlbar haltenden Schriften jene doch nicht ben beseitigen können, die um so dreister ihr Haupt porhebt, je weniger man ihr Schiff aufs Trockne zu fen im Stande ist; während einfache die Sache Inneren angreifende, den Fortschritt anerkennende ersuchungen leichter in den Weg zum gegenseiti-Verständnifs eingelenkt haben. Wie indessen ein h Gegenwehr aufgehaltener Strom, wenn er erst den Ufern getreten, leicht alles überschwemmt und dann in viele Adern auflöst, die sich ihr eigen tt wühlen, so haben auch die Streitigkeiten über Homöopathie sich nach verschiedenen wissenschaft-en, theoretischen oder praktischen Gegenden hin ebreitet, zu deren Würdigung nothwendig ist, dafs nnächst wieder auf ihren gemeinsamen Quell zu-geführt werden, von dem sie ausgegangen sind; man sich nicht in weitere Verirrungen verlieren Dieser gemeinsame Quell ist nun wie in aller schaftlichen Entwickelung der geschichtliche. i bemerken wir jedoch zuvörderst, dafs durch ehandlung der Geschichte der Medizin als empi-Materialiensammlung für unseren Zweck wenig en werden würde, sondern dafs es darauf an-t, den treibenden Keim im Lauf der Dinge auf-en, um ihre Entstehung durch Entwickelung der en selbst einzusehen. Wir haben in der Schrift den Paracelsus zu zeigen gesucht, wie sehr man ganze Tendenz dieses Mannes und seiner Epoche enden Zeit trotz aller unzusammenhängenden Auf-g von empirischen Einzelheiten aus seinen Wer-ken verkannt hatte, indem man ihn für einen rohen Chemiatriker verschrie, während er in der That einen organischen Dynamismus erstrebte und ein wahrer Physiolog, im Gegensatz der alten physischen Qualitätenlehre war. Das wahre Verhältnifs der Medizin zur Homöopathie ist aus dem Verhältnifs der arabisch-Paracelsischen zur Hippokratisch-Galenischen Medizin hervorgegangen und ist daher nur daraus zu verstehen, weshalb wir uns dieses vor allen Dingen vergegenwärtigen müssen. Es kommt hierbei auf zweierlei Dinge an: 1) auf die eigentliche Bedeutung und Stellung der antiken zur Paracelsischen Medizin; 2) auf das Verhältnifs der Homöopathie und der jetzigen Medizin zu beiden.

Die antike (Hippokratisch-Galenische) Medizin war eine naturhistorisch-kosmische. Die moderne (arabisch-Paracelsische) hat einen physiologisch-organischen Keim in sich und soll sich physiologisch entwickeln. Alles kommt hierbei auf den Unterschied von Weltleben (allgemeinem Naturleben) und Organismus im Gegensatz untereinander an.

In *der antiken Medizin* haben wir zwei Seiten zu unterscheiden: 1) die naturhistorische Beschreibung und Beobachtung von Krankheitsformen und 2) die Auffassung ihres Wesens und ihrer Ursachen unter der Form der allgemeinen Lehre von den vier Elementen oder Qualitäten. Diese beiden Seiten erscheinen in der antiken Medizin gar nicht so unabhängig von einander, als man geglaubt hat, sondern zeigen die bestimmteste Beziehung auf einander und namentlich sind die gepriesenen Hippokratischen Krankheitsbeschreibungen, bei aller Naturwahrheit, die darin enthalten ist, ganz und gar durch die Brille der Elementenlehre gesehen und es spiegelt sich durch und durch das Vorurtheil von den allgemeinen Elementarqualitäten darin ab. Dieser Punct ist von der gröfsten Wichtigkeit bei Beurtheilung der Hippokratischen Medizin überhaupt, und es ist vorerst vollkommen unrichtig zu behaupten, dafs in den alten Krankengeschichten eine reine ganz vorurtheilsfreie Naturbeobachtung liege, die als Ideal für alle Zeiten zu preisen sei. Vielmehr sind diese Krankengeschichten völlig kosmisch und tellurisch möchte man sagen, denn sie enthalten nicht blofs die Geschichte der organischen Veränderungen am Organismus, sondern vielmehr noch die Geschichte der äufseren Wärme

Digitized by Google

und Kälte, der Feuchtigkeit der Winde, der Jahreszeiten und der Witterung überhaupt, alles völlig als Krankheitsymptom betrachtet, so dafs der Wind und die Athemzüge, der Urin und das Wasser in directer Verbindung und Abhängigkeit betrachtet werden, weil nach der antiken Elemententheorie die allgemeine Ursache des organischen wie des Weltlebens in den Qualitäten gesucht wurde, und hiernach durch Eindringen der äufseren kosmischen Qualitäten von Wärme, Kälte u. s. w. in den organischen Körper eine Disharmonie seiner eigenen Elemente, und dadurch die Krankheit entstehen sollte. In der Krankheitslehre der Alten herrschte also die Qualitätentheorie so gut, als in der Lehre von Witterung und Erdbeben u. s. w. Organismus und äufsere Natur wurden in einer allgemeinen Harmonie gedacht, weil das Lebensprincip in beiden die Elementarqualitäten sein sollten. Den inneren Gegensatz von Organismus und Weltleben kannten die Alten nicht. Sie hatten daher auch keine organische Physiologie in unserem Sinne, sondern eine blofse Physik des menschlichen Körpers, wie der Erde. Wie von dieser Ansicht nun alle Adern ihrer ganzen Medizin durchströmt wurden, ist leicht ersichtlich, und die Lehre von der Arzneiwirkung und der Heilung der Krankheiten war bei den Alten ganz und gar im Geiste ihrer Elementarqualitäten. Die Arzneien sollten durch Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, Trockenheit wirken, und demnach die Krankheiten durch Austrocknen, Anfeuchten u. s. w. des Körpers heilen, weil durch ein Hervortreten der, den Arzneieigenschaften entgegengesetzten, Qualitäten im Körper die Krankheit entstanden war. Hierauf beruht das antike Kurprincip: *contraria contrariis*, nämlich durch entgegengesetzte Qualitäten zu kuriren, die einander aufheben sollten, wozu denn noch andere, purgirende, Mittel kamen, die die Krankheitsqualitäten ausleeren sollten. Man könnte so sagen, dafs im Neutralisiren und Ausleeren (den Krisen) das ganze Kurprincip der Alten bestand. Da es sich in seiner Einfachheit nicht überall bewährte, so entstanden mancherlei Modificationen, welche durch die verschiedenen medizinischen Schulen der Alten (die Empiriker, Methodiker, Dogmatiker, Pneumatiker) repräsentirt wurden. Unter diesen wurde die Meth der Composition der Qualitäten, wie sie Galen v züglich entwickelte, am einflufsreichsten. Man glau nämlich, dafs nicht immer einfache Qualitäten Krankheitsursachen seien, sondern dafs hier eine *sammensetzung verschiedener Qualitäten* sich zei und diese wieder verschiedene Grade haben, so d demgemäfs nun auch zum Zweck der Heilung eine sammensetzung und Gradirung von Arzneiqualit nothwendig sei, woher denn die bis ins Unendliche triebene *Zusammensetzung verschiedener Arzneie und die langen Recepte* in der römischen Zeit be ders ihren Ursprung nahmen. Ueberall blieb hie Lehre von den Elementarqualitäten das allgem medizinische Princip und die antike Medizin ist über nicht hinausgekommen.

Es ist nun das Wesen der *modernen Medizi* ren Keim sich in der arabisch-Paracelsischen gebildet hat, gegen das kosmische Princip der an medizinischen Qualitätenlehre einen durch und gehenden Gegensatz zu bilden, indem nunmehr Begriff des organischen Lebens, als eines sich eigene Kräfte (Dynamismus) von Innen hera denden, im Gegensatz gegen die von den Alten auf den Organismus übertragene Qualitätenlehre, zel fafste. Man sah ein, dafs die Ursachen des nischen Lebens nicht in den kosmischen Qualit liegen, sondern dafs dieses seinen Grund in sich h dafs es nicht aus Elementen und Qualitäten äufse zusammengesetzt werde, sondern sich aus einem nen inneren Princip organisire. Die Kraft der wickelung des Keims, des Saamens, einer im Idee gemäfs, die geistige Productivkraft selbst den nunmehr das Bild organischer Wirksamkeit her man in so mancherlei Formen die organisch scheinungen zu vergeistigen strebte, anstatt den Alten materialisirt worden waren. Diese gensatz, schon in der arabischen Zeit vorbereitet bei Paracelsus zum entschiedensten Durchbru mufste natürlich seine Rückwirkung durch alle der medizinischen Wissenschaft verbreiten, die Form der antiken Qualitätenlehre einmal gegoss

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre nach den gesammten älteren und bis auf die neueste Zeit herab genau revidirten Quellen u. s. w. bearbeitet von Dr. Alphons Noack in Leipzig und Dr. C. F. Trinks.

Ueber *die Zuläſsigkeit des homöopathischen Heilverfahrens oder unter welchen Bedingungen vermögen gewisse Mittel ähnliche Beschwerden, als sie bei Gesunden erzeugen, Krankheiten zu heilen? von Dr. Wilh. Hartmann.*

(Fortsetzung.)

Wie es nun schwer ist ein altes morsches Gebäude im neuen Stil zu repariren, und noch schwerer die Fundamente desselben umzubauen, indem dabei die alten Mauern wie man sie berührt zusammenzustürzen drohen; andererseits aber zum Aufbau eines neuen Zusammenwirken über den Bauplan einiger Kräfte eine längere Zeit gehört, als man das alte ganz entbehren kann; so ist es auch in der Reparatur der medizinischen Wissenschaft ähnlich gegangen, indem, während Einige die Nothwendigkeit ihres Umbaues sahen und die völlige Unbrauchbarkeit des alten einsahen sich bemühten, sich Andere in die Ruinen des Alten wieder einnisteten um abzuwarten bis das neue Gebäude fertig wäre. Viele warten so in dem mehr ausgeflickten alten Bauwerk bis auf den heutigen Tag, machen sich nur zum Schutz ein Dach aus neuem Material, während Andere dem Wind und Wetter ausgesetzt bleiben um neue Fundamente zu legen.

So war denn also mit der Erkenntniſs der Mängel in der antiken Qualitätenlehre und der Aufstellung eines neuen Begriffs von organischem Leben und dessen Kräften zwar dem alten Heilprincip: contraria contrariis der Todesstoſs gegeben, aber bevor der neue medizinische Lebenskeim völlig auswachsen konnte, klebten ihm die alten Krebsschalen immer noch an und man hat sich von Paracelsus bis heut noch nicht ganz davon befreien können. Wie nun bei dieser Metamorphose der medizinischen Wissenschaft die einzelnen Glieder derselben nicht immer in gleichförmigem Zusammenhang mit dem Ganzen vom Keim aus sich durchgebildet, wäre in Bezug auf unseren Zweck noch von der Paracelsischen Zeit her zu untersuchen, um dabei die alten Schalenstücke von den neuen Keimen gehörig zu sondern. Paracelsus, in dem Drang einer Knospe, die aus den alten Schuppen ausbricht und diese abstöſst um ihre Blätter frei ausbreiten zu können, kehrte seine Thatkraft zuerst gegen die Falschheit der antiken Lehre von den Qualitäten der Krankheiten und Arzneiwirkungen, und machte sich in der Polemik gegen Hippokrates und Galen Luft; dann stellt er seinen neues organisches Princip auf; und es ist, wenn man ihn erst kennt, vergnüglich anzusehen, wie er bei dieser gedoppelten Arbeit überall, wo ihm das Alte störend in den Weg tritt, um sich haut und das Zerstörte wegräumt, während er dann wieder eine Zeit lang ruhig und emsig selbst fortbaut, ohne daſs es ihm jedoch schlieſslich möglich wird, aus den zerstörten Ruinen gänzlich frei hervorzuwachsen. In ihm liegt nur der Keim, die Knospe, des modernen organischen Princips, aber mit so festen Wurzeln, daſs an dem Weiterwachsen kein Zweifel blieb. Was er, und nach ihm van Helmont, zu Stande brachte ist nun im Wesentlichen Folgendes. Zunächst liegt *die Ursache der Krankheit nicht in den Qualitäten*, und die Symptome der Krankheiten sind keine Zusammensetzungen aus Qualitäten, wie die Alten glaubten; denn die Ursache der Krankheiten (Wärme, Kälte u. s. w.) sind längst verschwunden und die Krankheit dauert fort; die Symptome brechen immer von Neuem wieder hervor, auch wenn die Ursachen neutralisirt und

Digitized by Google

ausgeleert sind. Wie der Winter nicht durch Wegkehren des Schnees vergeht, so vergehen also auch die Krankheiten nicht durch Ausleeren der Qualitäten. Vielmehr entstehen die Krankheiten aus innerer Lebenskraft (Archäus) durch organische Zeugung (Anstecknng, Befruchtung) im Körper, sie wachsen wie aus Saamen und Knospen, wurzeln im Körper wie in ihrem Boden, sind organische Individualitäten und *bilden sich durch organische Kräfte und Thätigkeiten.* Ebenso wenig wirken die Arzneien durch Elementarqualitäten; denn sie neutralisiren die Krankheit nicht und leeren auch die Qualitäten nicht aus, vielmehr liegt in ihnen eine organische Keimkraft, wodurch sie den Körper zu individuellen Thätigkeitsäufserungen anstecken, wie durch geheime Kraft (Arcanum). Die Wirkungen der Arzeneien sind daher nicht mit den mit ihnen in den Körper gebrachten Qualitäten identisch (nicht chemisch in unserem Sinn) sondern es sind organische Actionen, die sich individuell ausbilden und einen ideellen (dynamischen) Organismus darstellen, der gegen die Krankheit ficht wie ein Mann mit einem Schwerdt. Sie bilden den personifizirten inwendigen Arzt (Heilkraft der Natur), der künstlich in den Körper gebracht ist; so dafs der Arzt durch diese Kunst als Magister naturae erscheint, weil die Natur von selbst durch die Heilkraft nicht gehörig reagirt. Wir erlauben uns hierbei die Zwischenbemerkung, dafs es uns hier nur um Darstellung eines faktischen historischen Verhältnisses, nicht um eine Kritik des Paracelsischen Systems selbst zu thun ist. Wir nehmen bei aller Anerkennung der grofsen Wahrheit, die den treibenden Keim bei Paracelsus bildet, nicht an, dafs seine Aussprüche *vollkommen* richtig sind, sondern betrachten sie selbst unvollkommen entwickelt, nicht selten voller scheinbarer Widersprüche und oft verfehlt, was indessen ihrem Verhältnifs zur Homöopathie keinen Eintrag thut.

Auf dieser organischen Lehre von der Krankheitsentstehung durch den Archäus und der Arzneiwirkung als geheimer treibender Kraft (Arcanum) beruht nun auch die, *der antiken Lehr entgegengesetzte, Therapie des Paracelsus.* Die Krankheiten können nicht durch entgegengesetzte Qualitäten geheilt werden, in der Krankheit so wenig als in der Arznei sind überhaupt die Qualitäten das Ursächliche. Da vielmehr sowohl Krankheit als Arzneiwirkung individuelle organische Aktionen sind, so geschieht die Heilung durch einen Kampf dieser beiden gleichen Individualit (similia similibus) im Körper. Das Gleiche oder A liche bezieht hier Paracelsus allein auf die, ideell sonifizirte, organische Individualität der Arznei- Krankheits-Reaktionen, wobei er sonst auch einen gensatz constituirt, nämlich den Gegensatz der sundheit gegen die Krankheit. Die Arzneiwirku sind ihm nämlich gesunde Reaktionen und indem so künstlich aufgeregte Gesundheit sich gegen Krankheit kehrt wird letztere zerstört. Die Tot der Krankheits- wie der Arzneiwirkungen bildet d eine Species, worauf sich dann der Begriff von a fischer Wirkung gegründet. Bei der Arzneiwir kommen nun noch zwei wesentliche Dinge in Betr die Dosen und die Zusammensetzung, welche i alten Medizin eine so grofse Rolle spielten, dafs alles durch Gröfse der Dosen und Mannichfaltig der Zusammensetzung zu zwingen glaubte. Para verwirft sowohl die grofsen Dosen, als die zusam gesetzten Recepte, und empfiehlt *einfache Arzne kleinen Dosen.* Der Grund hiervon liegt in der Fa heit der antiken Elementarqualitätenlehre und i von Paracelsus aufgestellten organischen Theori Arzneiwirkung. Die Zusammensetzung der camente beruht auf der Vorstellung der Zusam setzung der Krankheiten durch mehrere Qualitäten, als Krankheitsursachen in den Körper dringen, der entsprechenden Zusammensetzung von Arzneiq litäten um die Krankheitsqualitäten sämmtlich zu n tralisiren und auszuleeren. Da nun aber die Kra heiten nicht aus Qualitäten zusammengesetzt sond individuelle organische Aktionen und die Arznei kungen ebenso keimartige Entwickelungsn sind, so hen beide *aus einem einfachen Princip hervor; her darf man nur einfache Arzneien verordnen.* gemengter Brei von Arzneien verdirbt die Gesund wie viele Väter das Kind verderben, sagt Paracel

Aehnlich ist es mit den Dosen. Die Gröfse Krankheit ist nicht von der Gröfse der Qualitäten dern von der Kraft der organischen Entwickelung hängig, und die Arzneiwirkung besteht auch nic chemischer Qualität, sondern in organischer K wie denn aus den kleinsten Saamen die gröfsten Bä aufwachsen, und hinwiederum grofse Saamen oft kleine Pflanzen bilden. Die Arzneiwirkung ist Anstekung ähnlich und wie man mit wenig Zu

Digitized by Google

n grofsen Holzstofs in Brand setzt, so bringt auch eine e Arzneidosis grofse Wirkungen im Körper her- indem die Kraft sich durch organisches Wachs- steigert (potenzirt). Paracelsus bedient sich um zu veranschaulichen allerhand mehr oder weni- treffender Vergleiche, um sein Princip, *dafs man kleine Dosen von Arzneien geben dürfe*, zu be- rheiten. Er kämpft aufs Heftigste gegen die Ga- isten unter den Aerzten, die mit grofsen Dosen und en Recepten die Kranken quälen und tödten.

Bevor wir nun zu einer näheren Betrachtung der llung der Homöopathie zur Paracelsischen wie zur eren Medizin übergehen, erlauben wir uns in einem ckblick auf die gegebenen Darstellungen des Unter- hiedes der antiken und der Paracelsischen Medizin r noch die Aufmerksamkeit genau darauf zu rich- n, dafs in der antiken Medizin die qualitative Theo- ie der Arzneiwirkungen eine nothwendige Folge der benso qualitativen Theorie der Krankheiten ist, und afs ebenso nothwendig bei Paracelsus die dynamisch- ganische Theorie der Arzneiwirkungen mit der dy- misch-organischen Theorie der Krankheiten zusam- nhängt, so *dafs also die beiden Dinge: Theorie der rzneiwirkung und Theorie der Krankheiten in beiden ystemen ein unzertrennliches organisches Ganze bil- en*, und in Wahrheit die Arzneiwirkungslehren ohne e entsprechenden Pathologieen beider undenkbar der widersinnig erscheinen müssen. In der alten Me- zin gehört die qualitative Pathologie nothwendig mit m Princip: contraria contrariis curentur zusammen; i Paracelsus ist die Genesis der Krankheiten durch n Archäus, die organische Keimkraft und Wirkung r Arkanen, deren Einfachheit und kleine Dosen nicht n einander zu trennen. Beide medizinische Systeme, s antike wie das Paracelsische, sind daher nicht in n empirischen Einzelnheiten aufzufassen und daraus greiflich, sondern nur in dem inneren Zusammen- ng aller ihrer Glieder durch die zu Grunde liegen- n Principien. Nur wenn sie so aufgefasst werden, nn ihr Studium fruchtbringend für das Verständnifs d den Werth der neueren medizinischen Systeme rden. Wir glauben einiges Gewicht darauf legen müssen, dafs durch uns diese Auffassungsweise in Schrift über die Medizin des Paracelsus zuerst ge- en und dadurch die natürliche Stellung des Paracel- chen zum Galenischen System wie auch die Stellung des Paracelsischen zur Homöopathie deutlicher geworden; die man bei aller empirischen Kenntnifs des Paracelsus früher dennoch nicht erkannt hatte. Zwar sind früher und später mehrere Schriften über Paracelsus und v. Helmont erschienen, zum Theil sogar in der Form, wie wir den Inhalt der Paracelsischen Lehre nach den neueren Zweigen der Medicin geordnet haben, indessen sehen wir, dafs man vielfältig das treibende Princip verkannt und sich damit begnügt hat den Paracelsus einen Reformator zu nennen, ohne darauf einzugehen, worin die Reformation bestehe und welche Früchte sie getragen. Einige haben sogar den Kern der Sache so wenig eingesehen, dafs sie die Paracelsische Lehre wieder auf die antike Lehre der Harmonie des Mikrokosmus und Makrokosmus durch das gemeinsame Princip der Qualitäten haben zurückführen wollen, was dem Paracelsus wenig zur Ehre gereichen würde, indem eben in dem Gegensatz beider die ganze wirksame Kraft seiner Medicin beruht, von deren Zusammenhang mit der Homöopathie und der neueren Medicin wir numehr noch Rechenschaft zu geben versuchen wollen.

Die Homöopathie, wie sie sich selbst kund giebt, verläugnet ihren historischen Ursprung ganz und gar und giebt sich als eine neue Originallehre zu erkennen, die jetzt erst gegen die alte Medicin auftreten soll. Ihr Princip: Similia Similibus zu kuriren wird als eine Art Offenbarung dargestellt, welches sich nur durch die Erfahrung bewahrheiten soll, dafs alle Arzneien Krankheiten im Körper erzeugen, welche ähnliche von selbst entstandene Krankheiten im Körper zu heilen fähig sein sollen, wobei aber einfache Arzneien in kleinen Dosen nothwendig sind, indem die Wirkungen der Arzneien durch Präparation (Schütteln und Reiben) sich potenziren. Nebenbei aber läfst sich Hahnemann, dem Paracelsus folgend, auch auf eine Polemik gegen die antike und die der antiken Medizin folgende neuere Medizin ein, wobei er mit denselben Gründen wie Paracelsus behauptet, dafs die Arzneiwirkungen nicht kühlend, erwärmend, erschlaffend, verdichtend, auflösend u. s. w. seien, sondern dafs sie eine dynamische Wirkung von organischen Affectionen hervorbringen und es auf die Beobachtung dieser Affectionen und Empfindungen besonders ankomme, weil diefs die wahre Wirkung sei. Diese Lehre von der Arzneiwirkung und deren Vergleichung

Digitized by Google

mit ähnlichen Krankheiten bildet nun den ganzen Inhalt der homöopathischen Medizin; die ganze Medizin ist diese Art von Arzneimittellehre, eine weitere Theorie des gesunden und kranken Lebens ist nicht nöthig, die Krankheit wird ohne weiteres im Sinne der Alten als ein Complex von Symptomen angesehen, und die Individualität der Krankheit sowohl als auch deren bestimmte mit Namen belegte Formen kurzweg geleugnet.

Hahnemann hat die Aerzte dadurch lange getäuscht, dafs er seine historische Quelle nicht nannte, sondern sich auf seine Eingebung und blofse Empirie berief. Dafs so lange Zeit darüber verflossen ist, ohne dafs man den Zusammenhang mit der Paracelsischen Medizin erkannt hatte, lag darin, dafs man den Paracelsus selbst, bei seiner mystischen Form und oft dunkler Ausdrucksweise, ganz verkannt und ihn für einen rohen Chemiker gehalten, das eigentliche Princip seiner Handlungsweise also ganz aufser Rücksicht gelassen hatte. Die Waffen also, womit man die Homöopathie bekämpfte, waren gegen die äufsere Form ihrer Sätze und gegen die empirische Richtigkeit ihrer Behauptungen gerichtet, während man den historischen Kern der Sache gar nicht angefafst hat. Wir haben bereits gesehen, dafs ein empirischer Streit darum, ob ein Mittel in dieser oder jener Krankheit geholfen habe oder nicht, in der Homöopathie so gut als in der Medizin überhaupt nur zu unendlichem Wirrwarr führt, der überall keine sichere Entscheidung zuläfst, wenn nicht vernünftige Grundsätze, die man aber in der Homöopathie überall abwehrte, zu Hülfe kommen. Man hätte sich ohne Rücksicht auf die Paracelsische Medizin mit der Homöopathie gar nicht einlassen sollen, denn nur hierbei konnte sich zeigen, dafs man es mit dem, freilich ganz mifsverstandenen, Paracelsischen Heilprincip: similia similibus curentur zu thun habe. Dabei hätte man dann sogleich auch den theoretischen Ursprung dieses Principes aus der Paracelsischen Pathologie erfahren und zugleich gesehen, wie Hahnemann, ohne sich darüber zu rechtfertigen, das Princip falsch angewendet und durchgeführt und nur empirisch die kleinen Dosen und einfachen Formen des Paracelsus reproducirt, aber die Paracelsische gesunde Arzneireaction in Arzneikrankheit, die Homöobiotik in Homöopathie, verkehrt habe. Die Potenzirung Arzneikräfte ist bis zum Lächerlichen von Hahnem mifsverstanden und entstellt, indem ihm das du Reiben und Schütteln bei Zertheilung der Arzneien *Mörser* geschehen soll, was bei Paracelsus nur Entzündung einer grofsen Lebensflamme *durch Reactionen des lebendigen Körpers* gegen die Ar geschieht, und vernünftigerweise auch so, aber n anders, geschehen kann. Nur Aberglaube an die fal verstandene Paracelsische Mystik konnte zu so et führen, und in der That tritt ein gewisser Fanatis an die Stelle mangelader vernünftiger Principi der Homöopathie. In der verkehrten Weise, wie von Hahnemann vorgetragen worden, hat man hier eine Sache sich zu bestreiten bemüht, der der gröfsten Wahrheiten in der modernen Medi Grunde liegt und so gewissermafsen die Kräfte im fecht mit Gespenstern aufgeopfert. Dafs nun Hahnemann aus dem Paracelsischen System nur mifsverstandene und entstellte Heilprincip empi herausgerissen, aber die Grundlage des Ganzen, dynamisch-organische Physiologie und Pathologie, weggelassen und solch verstümmeltes Glied unte Namen der Homöopathie verbreitet hat, ist ma nicht gewahr geworden und somit ist die Kritik der möopathie wie die Homöopathie selbst ein bodenl Herumtummeln in einem trüben Elemente *gewe* aus dem nichts Fruchtbares hat erspriefsen kön so dafs es beim persönlichen Ereifern und dem A sprechen von Ansichten und dem Glauben individu Ueberzeugungen hat bleiben müssen.

Hätte man weiter gefunden, dafs die Homöopa obgleich sie nur eine Arzneimittellehre ist, den der antiken Lehre von der Zusammensetzung Krankheiten aus einzelnen nicht nothwendig m menhängenden Symptomen huldigt, ja sogar i späteren Annahme von psorischen Schärfen, die Krankheiten zu Grunde liegen sollen, sich vollst in die antike Pathologie zurückgeworfen hat, al *Hintergrunde das Disparateste, nämlich die Pa sische Praxis mit der antiken Pathologie verbind* wären die Hauptelemente zur wissenschaftlichen digung dieser Lehre gegeben gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre nach den gesammten älteren und bis auf die neueste Zeit herab genau revidirten Quellen u. s. w. bearbeitet von Dr. Alphons Noack in Leipzig und Dr. C. F. Trinks.

Ueber die Zuläſsigkeit des homöopathischen Heilverfahrens oder unter welchen Bedingungen vermögen gewisse Mittel ähnliche Beschwerden, als sie bei Gesunden erzeugen, Krankheiten zu heilen? v. Dr. Wilh. Harnisch.

(Fortsetzung.)

Die Keckheit, mit welcher die Homöopathie die Kraftsprüche des Paracelsus durch Schmähungen gegen die genannte alte Medizin nachahmt, hätte man dann sogar aus ihren Quellen gegen sie selbst kehren können, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Was hat man aber anstatt dessen gethan? Man hat in der Unbeholfenheit, was mit dem zudringlichen Gast zu machen, ihn weder schlagen können noch abzuweisen den Muth gehabt, und anstatt den homöopathischen Flüchtling in seine Paracelsische Heimath zurückzuschicken, wo man von mehreren Seiten den Ausweg gesucht, sie als eine spezifische Heilmethode in die Medizin aufzunehmen. Hufeland und Kopp haben sich den Dank der Homöopathen selbst dadurch nicht verdient, die sie als selbstständige Streiter gegen einen scheinbar mächtigen Feind viel besser befinden. Eine spezifische Methode war ja seit Paracelsus und der arabischen Zeit in der Medizin; wozu hatte man nöthig, jetzt auch die Homöopathie als solche aufzunehmen? Andererseits ist von uns in der Homöobiotik gezeigt worden und geht auch aus dem hier Dargestellten hervor, daſs die Homöopathie alle Spezies von Krankheiten leugnet und es als eine Satyre erscheint, eine spezifische Heilmethode ohne Krankheitsspezies gegen sogenannte psorische Schärfen zu gebrauchen! Die Homöopathie nimmt zwar selbst den Anschein einer spezifischen Methode an, auch ist sie ein monströses Stück aus der Paracelsischen spezifischen Medizin; allein wozu sollte sich die Medizin verunstaltete Glieder ansetzen, während sie selbst die Kraft hat, sie wohlgestaltet aus sich selbst zu bilden, wozu sollte sie *qualitative* Krankheitsstoffe, wie psorische Schärfen, denen vernünftigerweise nur die antiken ausleerenden und qualitativen Arzneien entsprechen, aller Vernunft zum Spott mit homöopathisch-potenzirten *spezifischen* abergläubischen Mitteln kuriren wollen? Dieses Verhältniſs ist noch näher zu betrachten. Man hat früher schon der Homöopathie vorgeworfen, daſs sie ihrem ursprünglichen Princip, keine Krankheitsursachen anzuerkennen, zuwider nunmehr dennoch die psorischen Schärfen als Krankheitsursachen annehme. Indessen könnte ein solcher Widerspruch im Einzelnen wohl vorhanden sein, ohne das System im Ganzen aufzuheben, wenn es sonst in der Natur begründet wäre. In der That ist das Ableugnen der Krankheitsursachen nicht das Wesentliche der Homöopathie, sondern dies liegt darin, daſs die Heilmittel nicht gegen die Krankheitsursache, sondern gegen die Symptome der Krankheit gerichtet sein sollen; und darin liegt eben das Widernatürliche, daſs nun Hahnemann in der Annahme von psorischen Schärfen seine dynamische Symptomenlehre aufgiebt und mit rein dynamisch wirkenden spezifischen Arzneien gegen qualitative materielle Krankheitsursachen zu Felde zieht und daſs hierdurch gerade das Princip: similia similibus zu kuriren zerstört wird, indem die bloſsen Empfindungs-Symptome, welche nach ihm die Arzneien nur hervorbringen, in keinem Stück den qualitativen psorischen Schärfen ähnlich sind, auch noch viel weniger *die arzneilichen Gefühle und Empfindungen gegen die psorischen Schärfen etwas ausrichten können.* Diese disparaten Zusammen-

Digitized by Google

stellungen von dynamischen Arzneisymptomen (Gefühlen und Empfindungen) mit qualitativen materiellen psorischen Schärfen sind weder von der empirischen Homöopathie selbst, noch von dem Standpuncte der sogenannten Allopathie aus zu verstehen und zu beurtheilen, sondern allein von dem historischen Ursprung aus, den Hahnemann verleugnet. Wir haben nun gesehen, dafs die ganze Homöopathie nichts anderes ist als ein Gemenge von entstellter Paracelsischer Therapie und Arzneiwirkungslehre mit der antiken Pathologie, nach der die Krankheiten aus Symptomencomplexen von Qualitäten bestehen. Da nun schon ursprünglich solche entgegengesetzte Zusammenstellungen gemacht worden, so kann es nicht befremden, wenn dies in demselben Geiste fortgesetzt wird, und die psorischen Schärfen machen in der That die Homöopathie nicht mehr sich widersprechend, als sie an sich schon ursprünglich war. Dafs man solche Widersprüche blofs negativ aufzeigt, nützt sehr wenig, wenn man nicht mit positiven Waffen in das innere Getriebe und zu dem Ursprung aus dem alles quillt, vordringen kann; damit sich die Widersprüche auflösen. Diese Auflösung ist nun bei dem gegenwärtigen Punct dadurch gegeben, dafs man einsieht, wie schon ursprünglich Hahnemann so innerlich entgegengesetzte Dinge, wie die antike Pathologie und die Paracelsische Praxis empirisch mit einander verbunden hat, ohne die ganz entgegengesetzten wissenschaftlichen Grundsätze zu kennen, worauf beide beruhen. Hat man dieses im Auge, so leuchtet sogleich das Unrathsame ein, die Homöopathie im Ganzen als spezifische Heilmethode in die Medizin aufzunehmen; und zwar aus doppelten Gründen. Jedermann weifs, dafs er aus erster Hand vortheilhafter kauft, als aus zweiter und dritter. An der Homöopathie aber hätte man nur eine verfälschte Waare aus zweiter und dritter Hand, die an der Quelle bei Paracelsus und van Helmont also jedenfalls rein und wohlfeiler zu haben ist, als aus der Homöopathie, bei der man alle verderbten Anhängsel mit kaufen soll. Nichtsdestoweniger aber hätte die Medizin durch die Homöopathie veranlafst werden sollen, in sich die *organische* Arzneiwirkungslehre auszubilden. Die Homöopathie ist darum immer mehr ausgewachsen, weil man ihr nicht wissenschaftlich entgegentreten und beweisen konnte, dafs das von ihr angenommene organische Heilprincip in seiner natürlichen Wahrheit schon in der Medizin enthalten sei; weil die Medizin ihre eig organische Entwickelung verleugnet. Die Homö thie ist nicht sowohl überhaupt falsch, als ein fa verstandenes wissenschaftliches Prinzip, das man n ausgebildet hat.

Durch die Thatsache, dafs trotz des hier Da stellten die Medizin dem Treiben der Homöopa keine Grenzen hat setzen können, sich sogar gründliche wissenschaftliche Würdigung in eine von Capitulation mit ihr eingelassen hat, mufs doch zu Betrachtungen über den Zustand der Me veranlafst werden, der so etwas begegnen ko Hätte in der That die medizinische Wissenschaft in ihr liegenden Keime kräftig entwickelt und abgestorbenen Schalen früherer Entwickelungsperi zur rechten Zeit abgeworfen, um die jungen T vor Erstickung in diesen zu schützen, so müfste frisch und mächtig über alles Unkraut fortwac und dieses durch ihren Schatten verdorren mac Durch den Wettstreit in der Entwickelung ihrer nen Zweige müfste sie nach allen Seiten und Rich gen gleichmäfsig sich haben entwickeln können dafs in einem Kampf mit einem zwitterhaften N buhler, alle Theile für das Ganze und das Ganze die Theile stehend, sie nicht nur jeden Sturm ab ren, sondern auch allen nur möglichen Anforderung müfste Genüge leisten können, um selbst den Sch eines von ihr nicht zu befriedigenden Bedürfnisses zuwenden. Denn man sieht leicht ein, dafs es in Streit mit der Homöopathie nicht blofs darauf ankom diese zu widerlegen, sondern selbst auch das zu sten, was man von jener erwartet. Inzwischen sich nicht blofs der Homöopathie gegenüber, son auch in dem Verhältnifs ihrer eigenen inneren Gl rung eine gewisse Kraftlosigkeit und Ohnmacht i Medizin, welche beweist, dafs ihr Lebenssaft nic frisch durch alle Adern fliefst, als er in regelm fortschreitender Verjüngung fliefsen müfste; und in der That allerhand kranke Seiten und wunde len an ihr sind, die die höchste Aeufserung eine sunden Lebenskraft nicht erlauben. Sieht man näher nach diesem Zustande um, so kann es entgehen, dafs wunderlich genug, was Parac schon *gegen die antike Medizin*, bis zur Verw rung Wahres aussprach, heut noch in vielen Stü *gegen die moderne Medizin* selbst gültig ist, und

Digitized by Google

der That Hahnemann, indem er, wenn gleich fast mufstlos, dieses dem Paracelsus nachsprach, man- n faulen Fleck treffen mufste, den man auszuheilen er noch keine Anstalten gemacht. Eine Menge estorbener Dinge, deren Nichtigkeit zum Theil so- längst erwiesen ist, schleppt sich in den moder- Lehren immer noch mit fort und ist der freien ickelung hinderlich; ja, was noch viel schlimmer eine Menge von todtem chemischem Material, das öftern von der Medizin schon ausgeworfen wor- , wird immer von Neuem wieder hineingeschleppt die organische Entwickelung dadurch behindert. ist unerfreulich, dafs wir uns von der Homöopathie erst sagen lassen, und noch unerfreulicher, dafs Aerzte giebt, die in ihrem Amtseifer so etwas ge- n die Homöopathie noch vertheidigen; ja Andere, e heut noch vom Standpuncte der Hippokratischen edizin gegen die Homöopathie glauben zu Felde zie- n zu können! Eine Geschichte, die den Geist der tschritte der modernen Medizin nicht besser er- nt, ist des Namens nicht werth; und doch werden von solchen Versuchen überfluthet. Bleiben wir in bei dem stehen, was die Homöopathen dem Pa- elsus gegen die Medizin nachsprechen, so ist schon ung darin, was nie wird abgewiesen werden können. hin gehören besonders die Vorwürfe gegen die Ma- ia medica, die Lehre von den Wirkungen der Arz- en und den Arzneiformen; und die Homöopathie n dazu dienen, die Augen der Medizin in diesem acht auf sich selbst zu richten. Aller organischen ickelung der Medizin seit 300 Jahren zum Trotz, ie Materia medica noch immer fast eine blofse sche Qualitätenlehre; und man glaubt in der Che- jetzt wie zur alchimistischen Zeit, noch den orga- en Stein der Weisen zu finden. Wir haben frei- auch pharmacodynamische Werke, aber blofs von isch-therapeutischen Gesichtspuncten aus ohne sicht auf die Bedeutung der chemischen Natur der ien verfafst, wodurch wir keine Einsicht in den en Verlauf der Thätigkeiten von der Einwirkung chemischen Arzneistoffes an bis zu Ende der dar- folgenden physiologischen Lebensreactionen erhal- An einer, unseren wissenschaftlichen und prakti- n Bedürfnissen entsprechenden, physiologischen ungslehre, fehlt es ganz, und wohl sieht man, bessere Versuche der Art völlig mifsverstanden werden, während das organische Element der Arznei- mittellehre im Chemismus vermodert. Anstatt die Paracelsische Arcanenlehre den Zwecken der Wissen- schaft gemäfs auszubilden, schwärmt man für die Idee chemisch zu verdauen, chemisch Lymphe und Blut zu bilden, zu schwitzen; warum nicht auch chemisch Junge zur Welt zu bringen. Der Gang der organischen Erregung in den verschiedenen Funktionen durch Arz- neiwirkung ist fast gar nicht beachtet; man begnügt sich mit allgemeinen Formalitäten über chemische Al- terationen und physikalisches Durchschwitzen, als ob kein Leben in den Organen des lebendigen Menschen existirte, und componirt Recepte nach der Galenischen Compositionsform der Qualitäten, wobei dann der Streit darum, ob die componirten Stoffe sich chemisch zersetzen dürfen oder nicht, mit viel ernsterer Miene geführt wird als die Zergliederung der beabsichtigten organischen Reaktionen.

Das menschliche Leben, was nur im Kampf ge- gen den Chemismus sich lebendig erhält, und durch die Gewalt desselben stirbt und verfault, will man che- misch kuriren und wieder gesund machen! Das orga- nische Bild der Arzneiwirkung im Ganzen, das Zu- sammengehören aller Lebenserregungen zu der Ein- heit des arzneilichen Keims, woraus sie sich entwickeln, fehlt in der Materie medica ganz, ungeachtet der hi- storischen Kenntnifs einzelner dahin gehöriger Erschei- nungen. Dieser Zustand einer so wichtigen medizini- schen Wissenschaft, die den Mittelpunkt des ganzen ärztlichen Thuns und Treibens bildet, verdient grofse Beachtung und eine durchgreifende Reform thut hier Noth, während das der modernen organischen Entwik- kelung der Medizin entsprechende Princip der Arznei- wirkung wenngleich in entstellter Gestalt doch in der That in der Homöopathie fortlebt.

Dazu kommt nun, dafs das antike Kurprincip: contraria contrariis curentur sich wenn auch mehr stillschweigend immer noch in der Medicin erhalten hat, gegen die Homöopathie aber ausdrücklich geltend gemacht wird, um das im Paracelsischen Sinn unwi- derlegbare: similia similibus zu widerlegen, und die jetzige Medizin als eine Hippokratischse zu vertheidi- gen. Dies geschieht obgleich die medicinische Phy- siologie sich überwiegend im Begriff des Organismus und der organischen Reaktionen, also im Gegensatz gegen das antike Qualitätenprincip, ausgebildet hat,

Digitized by Google

und also in dem theoretischen Theil der Medizin die Principien der Elementarqualitäten, worauf sich jenes Princip gründet, längst vergessen sind, im offenbarsten Widerspruch mit dem eigenen organischen Begriff der Medizin selbst. Hier ist nun der Punkt an dem es wieder deutlich hervortritt, wie wenig man mit der Empirie, den sogenannten Erfahrungen, ausreicht um solche Widersprüche zu lösen. Die Empirie ist ein guter Wall wohinter man sich gegen mancherlei Angriffe verstecken kann; allein keine Quelle von Thatkraft, die neues Leben in die Wissenschaft giefst. So wenig man den Einwürfen, die hier von der Homöopathie gemacht worden, durch Erfahrung gründlich begegnen kann, so wenig kann man auch die Krankheiten dadurch heilen; zu beiden Dingen sind wissenschaftliche Grundsätze nothwendig; und nur indem diese vernachlässigt wurden, war es möglich, dafs neben den gerühmten Erfahrungen in der modernen Medizin der alte Maustergrundsatz, dafs man durch entgegengesetzte Qualitäten kuriren wolle, sich immer mitgezogen hat, bis man endlich an der Homöopathie die andere Erfahrung macht, dafs man sich wegen solcher dem organischen Begriff des Lebens ganz widersprechenden Principien gar nicht zu rechtfertigen im Stande ist. Es geht in diesem Punkt der Medizin beinahe umgekehrt wie der Homöopathie. Diese merkt den Widerspruch nicht, dafs sie die disparaten Elemente der elementären Hippokratischen Pathologie neben der Paracelsischen organischen Therapie aufgenommen. Die Medizin aber hält an dem antiken Kurprincip fest, während sich Physiologie und Pathologie modern-organisch ausgebildet haben, oder doch es zu thun im Begriff sind; wenn gleich die Neigung derselben sich der Physik und Chemie wieder in die Hände zu werfen nie ganz unterdrückt gewesen, und vieles vorhanden ist was, wie die Hipokratische Krisenlehre, einer völligen Umschmelzung bedarf. Was schon Paracelsus gegen die antike Medizin gesagt hat und heut mit noch viel entschiedeneren Gründen gesagt werden kann, das gilt merkwürdigerweise daher gegen die heutige moderne Medizin ebenso, weil sie sich noch zu den antiken Principien bekennen und die todten Mauserprodukte nicht abwerfen will. An der Homöopathie merkt man den Widerspruch, dafs die psorischen Schärfen nicht zu den dynamischen Arzneireaktionen passen; allein dafs in der Medizin der qualitative Arzneichemis[illegible] zur organischen Physiologie nicht pafst merkt [illegible] nicht! Dieser Zustand in welchem modern organisch[illegible] Fortschritt und zugleich Rückschritt zur kosmisch[illegible] Lehre der Alten wie umbekümmert um einander [illegible] benhergehen ist beinahe nur durch eine Empirie, [illegible] allen Gedanken entsagt, möglich geworden, und [illegible] sollte alles aufopfern um aus ihm herauszukom[illegible] der die Medicin nicht nur unkräftig gegen die Hom[illegible] pathie macht, sondern ihrer eigenen Zerrüttung [illegible] gegenführt. Vieles dauert nur noch in Vorurthe[illegible] ohne tieferen Zusammenhang mit dem wissensch[illegible] chen Inhalt fort, wie der Glaube an die Unfehlbar[illegible] der Hippokratischen Krankengeschichten; anderes [illegible] wurzelt tiefer im Herzen der Wissenschaft, wi[illegible] widersprechenden Grundsätze zum Handeln, und [illegible] Auffassung der organischen Krankheitszustände [illegible] der Arzneiwirkungen woraus dieselben abgeleitet [illegible] den müssen. Darauf ist ein ernsteres Gewicht [illegible] gen. Hierzu kommt, dafs die verschiedenen Gl[illegible] der Medizin durch unabhängige Behandlung so [illegible] auseinander gefallen sind, dafs sie fast ohne [illegible] hung auf einander dastehen und ein torganische[illegible] sammenwirken zu dem einen grofsen Zwecke der [illegible] dizin beinahe unmöglich geworden ist. Die theor[illegible] sche Medizin hat der Praxis zu wenig in die Hä[illegible] gearbeitet und die Praktiker sind vielleicht dadur[illegible] veranlafst worden sich zu wenig theoretisch zu bil[illegible] so dafs sie sich lieber der Empirie in die Arme [illegible] fen. Anstatt wie die Organe eines grofsen Ga[illegible] einander zu dienen, stehen die Zweige der Med[illegible] untereinander in Widerstreit und hemmen sich in [illegible] rer Thätigkeit gegenseitig. Die theoretischen Zw[illegible] streben zu organischer Entwickelung, die praktis[illegible] nehmen eine qualitativ-chemische Richtung. D[illegible] ganischen Lichtstrahlen werden von den chem[illegible] Kohlen wieder absorbirt und durch solchen W[illegible] spruch reibt sich das Ganze auf. Wie der im [illegible] ken Körper auftauchende Chemismus das Leben [illegible] letzt ins Grab zieht so kann die Chemie in der [illegible] dizin eine innere Zersetzung und Auflösung anric[illegible] wenn nicht der rechte Gebrauch von ihr gemacht [illegible] der in der Arzneimittellehre und Therapie am [illegible] gefährlichsten ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre nach den gesammten älteren und bis auf die neueste Zeit herab genau revidirten Quellen u. s. w. bearbeitet von Dr. Alphons Noack in Leipzig und Dr. C. F. Trinks.

Ueber die Zulässigkeit des homöopathischen Heilverfahrens oder unter welchen Bedingungen vermögen gewisse Mittel ähnliche Beschwerden, als sie bei Gesunden erzeugen, Krankheiten zu heilen? von Dr. Wilh. Harnisch.

(Schluſs.)

Die Aerzte sind zu bequem um sich mit eigener chemischer, neben der organischen, Kenntniſs ausgerüstet, selbst ihren Zwecken gemäſs zu leiten; lassen sich lieber von der ihr als Todesprozeſs gegenüberstehenden Chemie, die sie mit eigener Kraft sollten handhaben, leiten, von der sie aber sorgloser Weise in Stich gelassen werden, wenn sie z. B. gegen die Homöopathie vertheidigen sollen. Wenn sie aber den Krankheiten gegenüberstehen, befinden sie sich in einem ganz ähnlichen Fall, als wenn sie es mit Homöopathie zu thun haben.

Wir haben hier nur sachliche Verhältnisse einander gegenübergestellt um von diesen, aus ihrer eigenen Natur, ein richtiges Bild zu geben, ohne uns die ein weiteres Urtheil über den Gang derselben erlauben. Wenn wir von diesem Sachverhältniſs einen Blick in die Vergangenheit werfen, so findet sich leicht, daſs die Medizin durch Vernachläſsigung der Cultur der in ihr selbst liegenden organischen Momente selbst die Schuld trägt, daſs ihr diese in Form der Homöopathie von Auſsen her über den Hals gehsen. Wäre das organische Princip der Arzneiwirkungen in der Materia medica im homöobiotisch-Paracelsischen Sinne ebenso ausgebildet worden, wie es doch von einzelnen Seiten in der Physiologie und Pathologie durch Stahl, Haller, Brown schon früh erstrebt wurde und nun mit erneuerter Kraft durchzubrechen anfängt, so war es unmöglich, daſs sich ein Surrogat dafür von Auſsen als Homöopathie hätte aufdrängen können; man wäre wenigstens sofort im Klaren darüber gewesen, was es mit solchem Gast für eine Bewandniſs habe. Man hätte sogleich gesehen, daſs die Homöopathie nicht, wie sie vorgiebt, die ganze Medizin berührt und dieser gegenüber tritt, sondern daſs sie nur gegen den der Wissenschaft nicht entsprechenden Zustand der Materia medica und die aus der antiken Medizin noch übrigen qualitativ-chemischen Reste in der Therapie gerichtet ist, und man hätte nicht übersehen können, in wie weit diese Seiten der Medizin wirklich in ihrer Entwickelung entweder zurückgeblieben wären, oder sich nach falschen Richtungen hin bewegt hätten. Die Nöthigung einen besseren Weg einzuschlagen wäre natürlich von selbst gegeben gewesen. Wie aber die Sachen jetzt stehen, verkennt die Medizin selbst was ihr Noth thut, sie vertheidigt ihre eigenen Unvollkommenheiten gegen die Homöopathie und will zum Schutz gegen diese wieder in den antiken Mutterleib der Hippokratischen Medizin zurückkriechen, indem sie die eitle Hoffnung hegt, daſs ihr das Embryonenleben die Kraft verleihen werde, die sie im Mannesalter nicht ausgebildet hat; ja sogar fehlte es ihr von den antiken Principien aus an jedem wissenschaftlichen Maaſstab, wonach sie die Homöopathie würdigen konnte, so daſs mit spitzfindigen Redensarten und empirischen Fäusten ein Streit geführt wird, der nur vor dem Richterstuhl wahrer Wissenschaft zu schlichten ist.

Von selbst möchte sich nun die Frage darbieten, welche Aussichten und Absichten die Medizin in der Zukunft haben könnte, was zu ihrer eigenen Wiedergeburt die Wissenschaft in ihrem inneren Getriebe für

Digitized by Google

sich selbst thun, was sie von dem Staat in dem sie lebt erwarten, und welche Früchte hinwiederum ihr selbst und dem Staate aus neuer innerer Kräftigung erwachsen könnten. In der That scheint es von hohem Interesse, wenn gleich nicht so leicht, sich in diesem Gebiete weiter herumzubewegen, indessen finden wir uns jetzt nicht veranlafst solchen Gegenständen hier näher zu treten.

Dr. C. H. Schultz.

LVI.

On Heroes, Hero-worship and the Heroic in History. Six lectures. By Thomas Carlyle. London, 1841.

„Der Held ist der höchste Mensch.
Durch den Helden ist die Menschheit frei.
Der Held ist der Gott der Menschheit.
Der Held ist Fürst.
Der Sieger ist nicht der Held, der Held aber ist der Sieger.“

Diese Schlufssätze der ersten Ausgabe von Okens Naturphilosophie hätte Carlyle zum Motto seines Buches nehmen können, in welchem er die Weltgeschichte als die Reihe der Thaten grofser Männer ansieht. Sie sind ihm die Führer und Bildner unsres Geschlechts, die eigentlichen Schöpfer dessen, was die Masse vollbringt oder erlangt, ihre Gedanken die Seele der Welt, ihr Geist die lebendige Lichtquelle, durch die der Schein des Tags in die Finsternifs der Zeiten fällt; Wahrheit und Herzensreinheit ist das Bundeswort, das sie Alle vereint. Die innige Erhebung und die Freude, mit der Carlyle das Grofse grofs zu sehen lehrt, hat sich seinen Zuhörern mitgetheilt und kann auch in Deutschland eine günstige Wirkung nicht verfehlen, da die Elemente seines Wesens dem unsern so verwandt sind, und jene mufs uns jetzt um so willkommener sein, wo eine ganze Classe von Schriftstellern sich damit brüstet, gegen alles Absolute zu Feld zu ziehn, möge es in Kunst oder Religion, in Staat oder Wissenschaft Anerkennung verlangen oder behauptet werden; absolut sei nur die Geschichte. Da aber diese eine noch unvollendet ist, so giebt es überhaupt nach dieser Lehre nichts Absolutes, ja dies würde auch dann unmöglich sein, wenn die Geschichte ihr Ziel erreicht hätte, da aus der Menge von Endlichkeiten nie das Unendliche zusammengesetzt werden kann. Wer aber nicht dessen Gegenwart begreift und in lebt, wer nicht den Geist als das Ich, als das selbst bestimmende Allgemeine weifs, der ist von Speculation abgefallen, oder vielmehr ihrer nie theilhaftig gewesen. Wenden wir uns von dieser scheinung der philosophischen Literatur, die bald vergangne sein wird, so laut sie jetzt das Wort hin zu einem Manne, der von der kammerdiener gen Ansicht der Dinge zur heldenhaften führt, de Kern des Menschen zu erfassen sucht, uns von sem aus sein Wollen und Handeln entwickelt somit das, was dem gemeinen Sinn als Ungefähr Mangel erscheint, im innern Zusammenhang der wendigkeit rechtfertigt, sicher geleitet von dem nen Glauben, dafs die Menschheit als Feind der geboren ist, und die Geschichte den fortlaufen der Wirklichkeit über Trug und Dunst darste

Da das vorliegende Buch in Deutschland lich verbreitet ist, will ich seinen Gedanken möglichst engem Rahmen skizziren und dann Bemerkungen daran anknüpfen; denn der Titel würde lauten: *Cultus des Genius.* Lie ich bei Einzelnem verweilt, denn gerade dies das Anziehendste und Herrlichste des geistv und wenn ihm eine durchgearbeitete m Grundlage seiner Werke abgesprochen in einer Fülle von energischen Lichtblick Gefühlsausbrüchen zeigt sich doch die Id lebendig, und wir fühlen ihre Wärme durchglüht. Er hat ein *Herz*, ein Gem ganzen Welt offen steht, und die Leiden ten wie die Herrschergedanken eines Cäsar den kann, und wer das Leben Schillers hat, der mufs für Philosophie so total stum empfänglich sein, wie Hoffmeister, wenn er der Macht des freien Gedankens ergriffen w

Carlyle beginnt mit dem Satze, dafs für trachtung eines Menschen oder Volks die Hauptsache ist, nicht die Glaubensartikel, die zu denen er sich bekennt, sondern das, was Höchstes wirklich am Herzen liegt, sein Verhältnifs zum Universum, die Einsicht in Phil Bestimmung. Diese Gefühle und Gedanken unsichtbaren Schöpfer aller Handlungen; diese des Einzelnen zum Ganzen ins Bewufstsein zu oder zu verbessern, ist des Helden Werk. *Der He*

Digitized by Google

tt, *Odin* als der Mittelpunct des scandinavischen Hei-
thums, ist der Gegenstand der ersten Vorlesung.
dünkt uns eine erstaunliche Fabel, dafs der Mensch
Mitmenschen als Gott verehrt, dafs er nicht blos
sondern auch Stock und Stein, Beseeltes und Un-
eltes anbetet; wir halten wohl auf der Höhe eines
ren Gesichtspuncts mit kummervollem Schweigen
rn Blick auf dieser dunkeln Tiefe der Natur; und
, wer hier nichts als Pfaffenthum, Betrug und Aber-
ben findet, dem müfsen wir ernstlich widerspre-
. Denn diese zeigen sich nur im Verfall des Le-
, sie können keine religiöse Ueberzeugung hervor-
n, sie sind vielmehr todbringend und heillos. Eine
re Theorie nimmt daher ihre Zuflucht zur Allego-
um die Phantasiegebilde zu erklären; wie aber
ten wir poetischen Scherz und Spiel als Lebens-
er annehmen, wo es den festesten Ernst gilt? Denn
t ein ernstes Ding in der Welt zu leben, und der
ist kein leerer Spafs. Und jene Heiden bedurf-
icht schöner künstlerischer Symbole, sie wollten
n, was ihres Lebens Bedeutung und Ziel, was
Wesen der Welt sei. Das Heidenthum war etwas
liches, sein Glaube kein Schein, sondern Reli-
Alles war jenen wilden beherzten Männern noch
noch unverschleiert durch Formeln und Namen,
t, schön, ahnungsvoll, gewaltig. Es bedarf jetzt
Poeten oder Propheten, der unsre Wörterüber-
ung durchbricht, der die Hülle des Hörensagens
ifst; damals that es die reine Seele für sich. Die
die nun dem Begabten allein göttlich ist, war
mals für alle Augen, die sie sahen. Angesicht
esicht standen sie der Natur gegenüber. „Alles
ttgleich oder Gott" — *Jean Paul* findet es noch
er Riese, der die Prosa der Zeit durchbrach.
ternenhimmel über der Wüste mit blauem Glanze
te in das Gemüth der Jsmaeliten, er war ihr
im einsamen Sande, und mit allen Gefühlen in
egten Brust und ohne Sprache für sie sahen
n das Auge der grofsen tiefen Ewigkeit strah-
r inneres Licht offenbaren. Die Bewunderung
die Mutter der Verehrung, der Religion, wie der
heit; alles ward zu Gottes Bild. Und ist nicht
er ewige Wahrheitsnerv aller jener Anschauun-
dafs uns durch jeden Stern und jeden Grashalm
ichtbar wird? Wir beten ihn nicht mehr darin
aber wir halten es noch für den Prüfstein einer
höhern Natur zu erkennen, wie jedes Ding eine göttliche Schönheit in ihm hat, wie es ein Fenster ist, durch das wir in die Unendlichkeit selber blicken. Die wahre und volle Offenbarung des Wesens aber, der Tempel im Universum, wie *Novalis* sagt, das ist das Ich, der Mensch. Und wer die Göttlichkeit im Menschen und in der Natur fühlte, wie sollte der sie nicht verehren? Und wenn die Bewundrung, zur Anbetung in reiner Seele sich steigernd, schon in Bezug auf die Sterne ihre Wurzeln im Boden der Wahrheit hat, wie viel mehr die eines grofsen Mannes! Heldenverehrung, innige, demüthige, unbegrenzte Bewundrung der edelsten göttlichsten Menschengestalt, ist sie nicht der Keim des Christenthums selber? Das ganze sociale Leben ruht nicht minder auf der freiwilligen Anerkenntnifs seiner Stifter und Erhalter. Die ohnmächtige Verwirrung der Umstände, der rathlos schwankende Unglauben, alle Noth des Tags ist nur die todte dürre Masse, die des Feuerfunkens harrt, der sie entzündet. Der Held ist dieser Blitz, er verzehrt und leuchtet, er ist ein Erlöser seines Geschlechts. — Als die Grundidee der nordischen Götterlehre betrachtet nun *Carlyle* die Anschauung der Naturmacht als göttlicher, wunderbarer, persönlicher Gewalten, er weist dies und die männliche Gröfse des Gedankens in den Mythen nach, und zeigt das Schöne, das in der Betrachtung des Weltlebens unter dem Bilde eines *Baumes*, der Esche Jgdrasil, liegt — im Gegensatz zum bekannten l'homme machine. Lange mochten unsre Ahnen das im dunkeln Gefühl geahnt haben, bis der Seher kam, der ihnen das Wort gab, dem sie freudig, wie dem anbrechenden Tag, beistimmten, vom Nichtsein zum Sein erwachend. Odin war es, der auf diese Weise ihr Dasein organisch und melodisch werden liefs, der Denker, dessen Geburt in jeder Epoche das wahrhaft grofse Ereignifs ist. „Dafs der Mann Odin, mit eines Helden Stimme und Herzen redend, sein Volk die unendliche Macht und dann den Werth des Muthes lehrte, und wie der Mensch durch ihn göttlich ist, und dafs das Volk dieser Verkündigung das Zeugnifs seines antwortenden Gemüthes gab, und sie für eine Botschaft des Himmels, und den, der sie brachte, für eine Gottheit hielt, dies scheint mir das erste Samenkorn der scandinavischen Religion; in ihr ruht eine gigantische Seelengröfse. Es sind Spuren einer erhabenen klaglosen Melancholie in diesen alten Herzen. Ein grofser

Digitized by Google

freier Glanz in diesen Tiefen des Gedankens. Diese braven Normänner sahen ein, was das Nachdenken alle Geschlechter lehrt, dafs die Welt aufser uns nur ein Schein ist, dafs, nach Shakspeare,

„We are such stuff as Dreams are made of"!

Grofsartig spricht dies die Lehre von der Götterdämmrung aus. Das alte Weltall versinkt, aber ein neuer Himmel und eine neue Erde, ein höhrer Gott und seine Gerechtigkeit erstehn. Das Gesetz des Werdens haben sie hier entziffert, und wie Alles stirbt, auch die Götter, aber aller Tod nur der Feuertod des Phönix ist, die Auferstehung zu besserm Leben.

Haben wir so eine Stufe der Wahrheit im Heidenthum erkannt, so betrachten wir jetzt den *Muhametanismus*; der *Held* ist hier der gottbegeisterte *Prophet*. Das Wort, das er sprach, war heilig und lebendig, war wirksam in hundert und achtzig Millionen Menschen seit zwölfhundert Jahren; sollen wir glauben, dafs so viele Tausende für eine elende Gaukelei gestorben sind, so viele Millionen an einem Trugbild hangen? Wenn das Falsche hienieden so wächst und geheiligt ist, was soll man von der Welt denken? Ein Betrüger hätte eine Religion gefunden? Ein Mann mufs übereinstimmen mit der Natur, er mufs im Bund stehn mit ihrem Gesetz und der Wahrheit der Dinge, oder sie wird ihm anworten: Nein; mit nichten! Der Schein kann wie falsche Banknoten einen Tag lang oder zwei die Leute täuschen, aber er mufs vergehn und sei's im Sturm einer französischen Revolution, die ihm seine Nichtigkeit in die Ohren donnert. Aber von einem *grofsen Mann* kann man versichern, dafs *er wahrhaft ist;* auf Freiheit von der Lüge ist er gegründet, es ist ihm Ernst um das, was er vollbringt. Ihn nennen wir ein *Original*. (Vergl. hierzu den Ausspruch *Rahels* in meiner Religionsphilosophie S. 189). Er ist ein Bote mit Nachrichten an uns aus der Unendlichkeit gesandt. Nennen wir ihn Poet, Prophet, Gott; — wir fühlen, dafs er predigt gewaltig und nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten. Der Wahrhafte lebt im Verkehr mit dem Wesen der Dinge, aus dem er stammt. Er ist ein Theil der ursprünglichen Realität der Dinge, und die offenbart er. Er ist die gröfste Offenbarung Gottes, zur Einsicht vom Allmächtigen begeistert. Und solch ein feuriger Sohn der Natur selber war Muhamet, der Welt von ihrem Schöp zur Erleuchtung gemacht. Das Leben in der Wi mit seinen Erfahrungen ist ihm einzige Erzieh Nur was er selber sehen und hören konnte, ward i von Aufsen mitgetheilt; die Weisheit, die vor ihm o fern von ihm in der Welt war, lernte er nicht k nen. Von den grofsen Bruderseelen, Leuchtthür so manche Zeiten und Lande hindurch, hat k direct mit dieser grofsen Seele Verkehr gepflo Er ist allein, tief im Schoofs der Wildnifs, so wä er auf, allein mit der Natur und seinen Gedanken. hiefsen ihn den Glaubensvollen, einen Mann der T und Wahrheit. Ein ernster einfacher Charakter, benswürdig, herzlich, gesellig, des Scherzes Fre schön von Gestalt, voll von wilder Kraft, Feuer Licht, so vollbrachte er sein Tagwerk. Er lebte und einsam bis über die Zeit, wo die Hitze der J und des Blutes die Menschen treibt; die gute nung seiner Nachbarn war sein Ruhm bis dahin, dann in den Tagen, wo der Mensch Friede und begehrt, soll er in die Rennbahn des Ehrgeize stürmt sein, um sein ganzes früheres Leben zur machend als unglücklicher eitler Charlatan zu d gen, was ihn nun nicht lang mehr erfreuen kon Nein, sein schweigendes tiefes Gemüth war eines denen, welchen von Natur alles Ernst ist. Währ Andre in Formeln hausen, leuchtete in ihm das gr Geheimnifs des Seins auf mit seinem Schrecken seinem Glanz, und da kam seine Stimme gerades W aus dem Herzen der Natur: „Gott ist grofs, und s nichts, er schafft und erhält uns, alle Dinge sind Schatten vor ihm, eine vergängliche Hülle seines sterblichen Lichtes; ihm müssen wir uns unterw uns müssen wir entsagen und uns ihm ergeben, sein Gesetz hat Alles aufs Beste geordnet". In sem Islam der Gottergebenheit leben wir Alle. *Goethe* sagt, und Carlyle fügt hinzu: „Ein Ma gut und unbesiegbar, tugendhaft und auf der sichrer Eroberung, der sich selbst mit der Not digkeit vereint zum Trotz den Scheingesetzen de und den Gewinn- und Verlust-Berechnungen; siegreich, weil er mit der Centralordnung der selbst wirkt, und die Einsicht hat, dafs sie ist u ist. Und das ist die Seele des Islam".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Heroes, Hero-worship and the Heroic in History. Six lectures. By Thomas Carlyle.

(Fortsetzung.)

Diese Wahrheit hat Mahomets Herz entflammt; sollte er's nicht eine göttliche Begeistrung nennen, da alles Wissen, das Eindringen in die Wahrheit, ein mystischer Act ist? Er war ein Priester Gottes, er stand in Harmonie mit seinen Geboten, sein Volk gab ihm Zeugnifs, dafs er gefunden, was Noth that. Er wollte kein Wunderthäter sein, sondern ein Prediger des Herrn, und weil er das in-ursprüngliche Leben der Menschen entzündete, machte er eine Gluth an, die alle niedern Betrachtungen und Leidenschaften verzehrte; er erweckte den Heroismus in den Menschen und dadurch gewann er Anhänger für die neue Religion. Und diese gab dem Volk erst seine Bedeutung und Bewufstsein. Der Glaube war grofs, er war lebenschaffend. — Carlyle verbreitet sich noch über viele einzele Züge aus dem Leben Muhamets, durch die eine völlige Abwesenheit alles Truges und die Lauterkeit seines Sinns bewährt wird, der nichts höher war, als die reine Gegenwart des Herrn. Er spricht dann über den Koran, und setzt auseinander, dafs die Ausbreitung mit dem Schwert kein Vorwurf für seine Lehre ist. Denn jede neue Lehre ist bei ihrem Entstehen in der Minorität, es sind nur Einer. Der ist allein gegen Alle. Dafs er den Waffen greift, hilft ihm wenig; nur dafs seine Sache die befsre ist, und tiefre Wurzeln in der Welt hat, und dafs die Andern ihr eignes Heil in ihr sehen, das giebt ihm den Sieg.

Die dritte Vorlesung: „*Der Held als Dichter*", nennt Carlyle mit der Bemerkung, dafs diese Gestalt des Genialen ein Eigenthum aller Zeiten ist; er wählt zur Charakteristik *Dante und Shakspeare*. Denn der Held ist aller Dinge mächtig im Geist, und nur die verschiedne Sphäre der Thätigkeit, die Welt, in die er geboren wird, bedingt den Unterschied, ob er Poet, Prophet, König oder Priester ist. „Der Dichter, der nur auf seinem Stuhl sitzen und Stanzen verfertigen könnte, würde nichts Preiswerthes hervorbringen: er kann den Sieger der Schlacht nicht singen, wenn ihn selbst kein kriegerischer Muth beseelt. Und so kann ich nicht einsehn, wie ein Mirabeau mit dem grofsen glühenden Herzen, mit dem Feuer, den hervorbrechenden Thränen, die in ihm waren, nicht Verse, Tragödien, Lieder schreiben, und alle Herzen auf diesem Weg rühren gekonnt hätte, wenn sein Lebensweg nach dieser Seite gewandt gewesen wäre. Der grofse Grundcharakter ist, dafs der Mann grofs sei. Napoleon hatte Worte gleich Austerlitzschlachten". Ich erinnre hierbei an den Ausspruch *Scharffensteins:* „Wäre Schiller kein grofser Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein grofser Mensch im activen öffentlichen Leben zu werden". Nur wenn Carlyle seinen Liebling *Burns* an einen Mirabeau heranrückt, wird man gelinde zweifelnd vor einer Vermischung der Geister ersten und zweiten Rangs warnen; dafs dagegen Shakspeare ein grofser Staatsmann hätte werden können, braucht nicht versichert zu werden, da er sich als solchen in seinen Dramen beweist. Und — wie ich anderwärts gesagt habe — „trug er nicht den ewigen *Begriff* der Dinge in sich, walten nicht in seinen Schöpfungen die *religiösen* Schauer des Unendlichen, war er nicht in jeder Zeile ein Held, jeder Zoll ein König"? —

Das sehende Auge verbrüdert den Dichter mit dem Propheten; in den Lilien auf dem Felde wird beiden offenbar, wie Schönheit das Wesen der Welt ist. Und wie die Wahrheit ein Allgemeingut, so findet sich in jedem Menschen eine poetische Ader, und in der Empfänglichkeit ist er in gewissem Grade selbstthätig. Den aber nennen wir einen Dichter, der das Musika-

Digitized by Google

lische und Melodische, das in der Tiefe aller Erscheinungen schlummert, der die Harmonie der Sphären im Triumph über den Mifsklang der Verkehrtheit und Gemeinheit in lebendigem Bild zu gestalten weifs. — Dante wird hiernach als der Sprecher des Mittelalters charakterisirt, der ewige Gehalt seines Werks, die sittliche Erhabenheit seines Geistes, die Energie seines Willens hervorgehoben; wie er das innerliche Leben seiner Zeit musikalisch verkörperte, so ward Shakspeare zur Beseelung des äufsern, zum Sänger der That geboren. Die ganze Vorwelt des Germanenthums nahm sich in ihm gewissermafsen zusammen; „denn Jegliches wirkt zum Ganzen mit; kein Blatt des Laubes, das am Weg verfault, das nicht ein unabtrennbarer Theil der Sonnensysteme wäre, kein Gedanke, Wort oder Handlung eines Menschen, ohne aus der ganzen Menschheit entsprungen zu sein und früher oder später, kenntlich oder unkenntlich auf Alle Einflufs zu üben"! Shakspeare kann *fiat lux* rufen, und aus dem Chaos eine Welt gestalten, weil das Licht in ihm ist, weil er an Verstand und Einsicht hervorragt; er erkennt die Natur, weil er sie liebt, weil er mit ihr sympathisirt. Denn den Schlechten, Selbstsüchtigen, Kleinmüthigen, ist sie ein Buch mit sieben Siegeln, der erkennt nur das Oberflächliche, Gemeine für den Nutzen der Stunde. Shakspeare ist der melodieenreiche Priester der unsichtbaren Kirche; Shakspeare der Nachkomme des nordischen Heroengeschlechts, ein Klang wie der des Stahls in seinen Versen! — Wir können dem Kritiker nicht ins Einzelne folgen, nur das führen wir noch an, was er von dem Werthe des Dichters für die Nation sagt: „Ja es ist wichtig für ein Volk, eine articulirte Sprache zu gewinnen, einen Mann zu erzeugen, der wohltönend ausspricht, was in seinem (des Volkes) Herzen lebt. Italien, das arme Italien liegt zerrissen, zerstückt, nirgends im Verkehr der Staaten erscheint es als Eines, und doch ist das edle Italien Eines, denn es kann sprechen, es hat einen Dante. Der Zar aller Reufsen ist gewaltig durch so viele Bajonette, Kosacken und Kanonen, er vollführt das grofse Kunststück, so weitgedehnte Landstriche zusammenzuhalten, aber sein Rufsland ist noch stumm, seine Gröfse noch dumpf, ihm fehlt noch die Stimme des Genius, die alle Geschlechter und Zeiten vernehmen; seine Kanonen werden verrostet, seine Kosacken längst verwest sein, während dieses Dante's Worte noch h bar sind. Die Nation dieses ist verbunden, wie k dumpfes Rufsland sein kann. Und würde Engl nicht eher und lieber ohne Indien als ohne Shakspe sein? Ist er nicht ein ganz reell greifbarer Bes Denn England, die Insel, ist nur ein kleiner Theil Englischen, das in Amerika und Neuholland, im O und im Westen einen bedeutenden Raum der Erd gel bedeckt. Und was hält diese Mäuner alle zus men als eine Nation, dafs sie brüderlich leben! ist ein wichtig praktisches Problem, das Parlame acten nicht lösen. Nennt es nicht phantastisch, d es ist viel Realität darin: hier ist ein englischer nig, den nichts entthronen kann! Dieser König S speare, leuchtet er nicht in gekrönter Herrlic über uns Allen als das edelste, schönste und stär Vereinigungszeichen? Wir können ihn denken wie nen Strahl am Himmel über alle Nationen der E länder, ewig und unzerstörbar. In Paramatta, in N York, wo es immer sei, und unter jedwedem kir chen und bürgerlichen Regiment, Männer und Fr englischer Zunge mögen zu einander sagen: Ja, Skakspeare ist unser, wir erzeugten ihn, wir d und reden durch ihn, wir sind Ein Fleisch und mit ihm! — Der Staatsmann vom gröfsten Geme sinn mag das in Erwägung ziehen".

Der Held als Priester, *Luther* und *Knox*, *formation* und *Puritanerthum* wird nun betracht Der Priester unterhält den Verkehr des Volkes seinem Gott, er ist ein Erleuchteter des Herrn im t lichen Leben. An was der Mensch glaubt, dafs darnach handelt, das hat eine wesenhafte Wahrl in sich; wenn sich aber die Welt, statt an die Kern zu halten, an die Schale hängt, wenn das le dige Wort ihr Formel wird, dann ist ihr Herr mehr bei ihrem Gottesdienst, dann wird der Götzendienst, der Mensch verliert die Aufrichtig und die Sittlichkeit erstirbt in scheinheiliger Heu lei. Welcher Priester dann ein Held ist, der tritt Reformator auf, um gegen den Schein für das W zu fechten. Und sind nicht alle braven Männer, da lebten und noch leben, Krieger desselben H geworben unter des Himmels Leitung, zu streiten gen denselben Feind, das Reich des Bösen und Finsternifs? Wie sollten wir einander verkennen fechten nicht gegen den Feind, sondern wider

Digitized by Google

elbst, wegen blofser Verschiedenheit der Rüstung? lle Rüstung ist gut, die einen tapfern Mann umchliefst. Alle Art der Waffen, der arabische Turan und blitzende Säbel, Thors gewaltiger riesenzermalmender Hammer soll willkommen sein. Luthers Schlachtstimme, Dante's Marschmelodie, alles Ursprüngliche, Echte ist mit uns und für uns. Wir stehn, Krieger desselben Heers, unter Einem Feldherrn.

Wie Carlyle vortrefflich den Charakter und das eben der genannten Reformatoren schildert, wie er as Wahrhaftige in ihnen, die Heldenkühnheit des einen, den einfachen Glauben des andern entwickelt, issen wir der eignen Anschauung der Leser bei ihm lbst überlassen, und wollen statt dessen die zerreuten Züge seiner Ansicht über den Protestantismus zusammenfügen. Der Grundcharakter desselben liegt darin, dafs die *eigne Ueberzeugung*, das Gewissen des Einzelnen emancipirt wird. Das führt ber keineswegs nothwendig zu selbstischer Unabhängigkeit und Isolirung, vielmehr zum Gegentheil. Nicht ie ehrenwerthe Forschung erzeugt Anarchie, aber der rthum, die Unlauterkeit, die Unwahrheit, der halbe laube thut es. Wer gegen den Irrthum protestirt, t auf dem Weg sich mit Allen zu vereinen, die an Wahrheit glauben. Aber keine Gemeinschaft ist unter denen, die allein am Hörensagen hangen, denn ihr Herz ist todt und hat nicht die Macht des Mitgefühls it der Welt und den Menschen. Nur unter den Aufrichtigen, den Wahrheitsfreunden ist Einheit möglich, nd mit der Zeit so gut als gewifs.

Es ist wahr, die englische und französische Revolution sind die Folgen und Fortsetzung des Protestantismus. Von Luthers Rede zu Worms bis zu em Getümmel, das sich um Camille Desmoulins erob, als er zu den Waffen rief, und das Volk gegen le Chimären aufbrach, ist eine natürliche Consequenz der Geschichte. Man begehrt wirkliches Leben, eine Formeln, man will von aller Verkehrung und nterdrückung zum Urrecht der Menschheit und zur Wahrheit wiederkehren, und in der falschen verwitterten Zeit wird die Offenbarung unter Donner und Blitz boren. Dafs die göttliche Ungleichheit der Geistesbtung und Thätigkeit Raum habe, mufste die feuie der Stände und Geschlechter erst durch die abte Gleichheit des Sansculottismus gebrochen werden. Aber Einheit, geistige und materielle Organisation, edler und schöner als Papstthum und Ritterthum in ihren besten Zeiten waren, wird sicher in die Welt kommen. Aber auf Wirklichkeit, nicht auf Schein und Bildern, wird das neue Leben gegründet sein. Mit einer Einheit, die auf Falschheit beruht, die Lügen reden und thun läfst, wollen wir nichts mehr zu schaffen haben. Frieden? Ein thierischer Schlaf, ein modriges Grab ist friedlich, wir aber hoffen nicht auf einen todten, sondern auf einen *lebendigen Frieden.* Noch ist all die Bewegung von Freiheit und Gleichheit, Wahlstimmen und kirchlicher Unabhängigkeit ein zeitliches Phänomen, und kein Letztes. Wir müssen Noth und Verwirrung und die Gährung der Elemente hinnehmen als die Bufse vergangener Sünden und die Bürgschaft unendlichen Segens und künftigen Heils. Koste es was es wolle, nur Wirklichkeit und Wahrheit soll fortan gelten. Mit falschen Päpsten und Gläubigen ohne die Ueberzeugung des eignen Urtheils, mit Ohnmacht und Quacksalberei, die über Pöbel und Unwissenheit herrschen will, — was könnt ihr damit anfangen? Daraus kann nur Schlimmes kommen. So wenig ein Haus ohne das Senkblei und anders als im rechten Winkel gebaut wird, so wenig kann eine Association sein unter Andern, als Wahrhaftigen und Freien. Darum in all dem wilden Revolutionswerk sehen wir das gesegnetste Resultat sich bereiten, nicht die Vertilgung der Verehrung alles Grofsen und Herrlichen, sondern eine ganze Heldenwelt. Wenn ein Held ist, wer auf eignen Füfsen steht und reines Herzens und offnen Auges ist, ein wahrhafter Mann, wie möchte nicht Jeder von uns ein Held sein. Eine gläubige, wahrhafte Welt, sie war und wird sein. Und die Guten werden den Besseren, die Gläubigen den Lehrer der Wahrheit am würdigsten und vollsten verehren.

Eine neue Erscheinung ist *the Hero as Man of Letters*, durch Schreibkunst erst möglich, durch die Presse bedeutend. Durch diese äufsert er die Inspiration seiner Seele, denn auch in ihm, sofern er ursprünglich und echt (genuine) ist, waltet eine göttliche Begeisterung, und die Eigenschaft des Heldenthums, die wir *Originalität*, *Wahrhaftigkeit* oder *Genius* nennen, bezeichnet dies. Der Held lebt in der innern Sphäre der Dinge, im Wahren, Ewigen, Göttlichen, das unter der Hülle des Gemeinen und Zeitlichen überall das allein Seiende ist. So sondert Carlyle, wie *Fichte*, den wahren Gelehrten vom Stümper,

Digitized by Google

von Jedem, der nicht ganz in der Idee lebt, während in jenem die Gegenwart Gottes mit all seinen Wundern hervortritt. Sie sind eine immerwährende Priesterschaft, ihr Leben das Leben der die Welt fortschaffenden und neugestaltenden Idee in der Zeit. Sie sind eine mächtig wirkende Kirche geworden; wer die Gemüther durch ein Buch überzeugt, der leitet sie, und das edle Gefühl, das er in melodische Worte gekleidet, das Melodie in unsere Herzen bringt, ist religiöser Natur. Die Presse gewährt uns eine neue Demokratie; auch in der Literatur ist ein Parlament; wer sprechen kann, spricht in Zeitungen und Büchern zum ganzen Volk, und wird eine Macht von Einfluſs. Auf Stellung und Rang kommt es hier nicht an, sondern auf den freien Gedanken. Und nicht immer werden seine Vertreter wie irrende Ismaeliten in der Gesellschaft dastehn, auch sie werden eine Organisation und mit dieser wachsende Bedeutung gewinnen.

Der Mann von Einsicht an der Spitze der Geschäfte: dies ist die Seele aller Revolutionen und Constitutionen. Der wahrhaft Einsichtige ist auch der Edelherzige, der Gerechte, der Humane, der Starke. Gewinnt ihn zum Führer und Alles ist gewonnen. Das alte Regiment der Routine hat ein Ende, Licht ist das Bedürfniſs der Welt; macht die Weisheit zu ihrem Haupte und sie wird siegreich kämpfen und die beste sein! — Nachdem Carlyle einige Worte über Goethe gesagt, in dem er ein Ideal des *Man of Letters* erblickt, wendet er sich zur Charakteristik dreier Männer aus einer Zeit des Zweifels und Ringens, zu *Johnson*, *Rousseau* und *Burns*, die er als Sprecher ihrer Mitwelt bezeichnet. Daſs sie treulich fochten, ist ihr höchster Preis. Mit wehmüthiger Sympathie betrachtet er sie nicht wie drei lebendige Helden, sondern wie die Grabsäulen dreier gefallenen. Daſs wir auf eigenen Füſsen stehen, uns unser Schicksal selber schmieden müssen, ist Johnson's Lehre; er sucht den Fuſspfad durchs Gebirge im Unbetretenen, der bald zur Heerstraſse werden soll. Im wüsten Chaos des Skepticismus gegen Religion und Staat, in Armuth und Krankheit stand er fest, entschlossen „vor dem Geist der Lüge, Hunger und Tod erduldend, auf keine Weise die Flagge zu streichen!" Rousseau war egoistisch, eitel, aber es war ihm bittrer Ernst mit dem, was er that, und darum war er ein Prophet seiner Zeit, sein contrat social ward ein Evangelium d nachfolgenden Geschlechts, weil er auf die un schminkte Natur hinwies und einem Zeitalter der V bildung und Verdorbenheit ihren Spiegel vorhielt. M ten im Zeitalter der Persiflage und des Zweifels h sich in ihm die Ueberzeugung festgewurzelt, daſs w das Leben der Gegenwart ein verkehrtes, das Le selbst aber eine Wahrheit sei. Mit warmem Inter spricht *Carlyle* drittens von *Burns*, der als ein Eh mann gläubig und unbesiegt, als ein echtgeborner S der Natur, die äuſsere Noth durch den freudigen nenschein seines heitern Gemüths überwand. Er meint der Verfasser, den Wirkungskreis für grofse Begabung nicht gefunden; in neuerer Zeit beginnt seine originelle, durch und durch empfun und die Wirklichkeit durchdringende und verklär Poesie die verdiente Theilnahme zu finden. Die damals bei seinen Lebzeiten hervorziehen und ihn ein Amusement gewinnen wollten, die haben zu Grunde gerichtet und hatten kein Herz für Richter sagt, auf der Insel Sumatra giebt es ein von Leuchtkäfern, die das Volk auf Dornen und die Wege damit des Nachts illuminirt. Pe von Stande können so in einem angenehmen G reisen, den sie sehr bewundern. Grofse Ehre für Leuchtkäfer; Aber —! —

Wir kommen zu der letzten Gestalt des Helde thums, *den Königen*. Der Gebieter der Mensch dessen Willen die anderen leitet, dem sie sich gem lich unterordnen und ihre Wohlfahrt dabei finden, hört zu den wichtigsten unter den grofsen Männ Er heiſst Rex, Regent, Roi; der bessere Name ist germanische: King, König, der Könnende, der hige. Wenn er diesem Namen entspricht, dann es wohl im Staate. Der wahre König, der F der Menschen im praktischen Leben, hat das gö Recht in ihm selber; die Welt ist keine Dam schine, es ist ein Gott in ihr und sein heiliges Ge aber gegen die geschriebenen Formeln und For die keine Sanction des Geistes haben, hat die Me heit protestirt, und die Revolutionen waren ein S nach dem wahren Fürsten. Denn jeder grofse M ist von Natur ein Sohn nicht der Unordnung, so der Ordnung, und seine Mission ist: zu bauen ordnen. Göttliches Recht ist göttliche Macht.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

Heroes, Hero-worship and the Heroic in History. Six lectures. By Thomas Carlyle.

(Schluſs.)

Während alte falsche Redensarten und Einrichtungen zerschmettert werden, entfalten sich ursprüngliche Substanzen plötzlich und unzerstörbar. In Tagen der Empörung, wann das Königthum todt und abgethan scheint, treten Cromwell und Napoleon wieder als Könige auf, und die alte Weise, in der das Königthum sich erhob, daſs der Tapferste und Herrschmögendste an die Spitze des Staates trat, kehrt wieder in diesen Beiden. Vorzüglich den Ersteren hat Carlyle seiner Betrachtung zum Gegenstand genommen, und es ist ihm nach meiner Ansicht gelungen, ihn in ein besseres Licht zu setzen, und die historischen Valets de chambre, für die es keine Helden giebt, zu widerlegen. Er beginnt: Es ist vergeblich auf Formen zu bestehen; denn von Natur bildet Religion und alles Andere sich in Formen, und die gestaltete organisirte Welt ist die bewohnbare. Die nackte Formlosigkeit ist es nicht, die ich dem Puritanismus preise; die bemitleide ich, einpreisend den Geist, in dessen Gefolge sie damals war. Formen, die um die Substanz wachsen, in der Natur und Leben ist, entsprechen ihrem Begriff und sind gut; nur die, welche man äuſserlich fabrizirt, sind verwerflich. Gegen diese kämpfend trieb der Puritanismus den Gegensatz auf die Spitze; das Extrem ist vorübergegangen, aber seine Früchte sind geblieben, die Habeascorpusacte, die Volksrepräsentation, das freie Wort. Darum hat die Nachwelt auch die Apostel des Puritanismus gerechtfertigt und ihre Leichen vom Galgen weggenommen und hält sie hoch; Einer scheint noch am Galgen zu hängen, ein Mann von höchstem Talent und Muth, — aber er soll die Sache betrogen haben, ein selbstsüchtiger, doppelzüngiger Heuchler, der den edlen Kampf um Freiheit zu einer Farce machte, gespielt für seinen Nutzen; — und doch, während alle die Hamden, Pym u. s. w., durchaus rechtliche, grundehrliche Männer, etwas Bleiernes an sich tragen, und Keiner von ihnen sich im Fluge der Genialität unter die groſsen Männer erhebt, ist der „verworfene" *Cromwell* der Einzige, in dem wir eine gewaltige Natur finden, der nackt und ohne die Hülle schöner Redensarten gleich einem Riesen Brust an Brust mit der nackten Wahrheit der Dinge gerungen hat. Wohl figuriren Viele in der Geschichte, die falsch und egoistisch waren, aber sie figuriren auch nur und sind Schattengebilde, es ist kein fortzeugendes Leben in ihnen, und nur die Oberflächlichkeit mag ihnen Bedeutung beimessen. Kann eine groſse Seele ohne das sittliche Selbstbewuſstsein, das Gewissen sein, das Wesen aller wirklichen Seelen, groſser wie kleiner? Und Cromwell soll ein Fürst der Lüge sein, er, dem kein einziges unwahres Wort erwiesen ist! Ein intensiver ernster Geist von Kindesbeinen an. Er bezahlt zurück, was er als Student im Spiel gewonnen hat. Sein Leben zu Ely als mäſsiger, fleiſsiger Landwirth ist das eines ehrlichen, frommen Mannes. Er baut die Erde, liest die Bibel, ermahnt zur Gottesfurcht, wandelt vor Gottes Augen. Er tritt einmal in die Oeffentlichkeit um eine gemeinsame Beschwerde zu führen, und kehrt zum Pflug zurück. Sein Einfluſs war der eines Mannes, den man als brav und einsichtig kannte. Das Alter vor ihm und die Pforte des Todes und der Ewigkeit ward er in's Parlament geschickt. Seine Erfolge hier und im Kriege sind die ehrenvollen eines braven Mannes, der mehr Entschlossenheit im Herzen, mehr Licht im Kopf hat als die anderen. Sein Gebet, sein Dank dem Gott des Sieges kann nur den ungläubigen Cavalieren mit ihrer Frivolität und Ceremonienwirthschaft erheuchelt scheinen. Einmal im Kriege mit dem Könige heiſst es:

Digitized by Google

Ich oder Er! Cromwell kann und will sich nicht von ihm täuschen lassen. Er hat einen scharfen, praktischen Blick; seine Kriegsleute fürchten Gott und sonst nichts. Soll er, wie das Parlament, den Krieg auch einen „für den König" nennen? Offen sagt er im Beginn der Schlacht: Wenn ich ihm begegne im Kampfe, so erschlage ich ihn. Dafs solch ein Mann als der anerkannt Mächtigste, Stärkste in England wirklich König ward, ist kein Wunder. Thatkraft ist Tugend, nicht schöne Reden. Cromwell, der schweigend gelebt, verstand nicht in wohlgemessenen Perioden zu sprechen; die innerliche Meinung war ihm sonnenklar, aber ihr Drang überstürzte die Mittheilung. Er war ein Mann, der beten konnte. Und hat er die einseitigen Parteimänner getäuscht, weil sie sich in ihm täuschten? Und sollte er die Früchte des Sieges durch unverständige Berathung zerstören und Unfähigen das Steuer des Staats überlassen, dem seine Hand allein gewachsen ist, wie die Geschichte nach seinem Tode lehrt? John Milton gab ihm dafür seinen Beifall, dafs er sich an der Spitze des Staats behauptete, zu der ihn die Stimme Gottes im Schlachtensturm berief. Sein Leben lag nicht wie ein Programm vor ihm, das er nun Scene für Scene durchgespielt: das ist eine Absurdität schwachsinniger Historiker. Er ging mit der Zeit, er wufste zu sehen, zu wagen, zu entscheiden; sein Ehrgeiz, wie der eines jeden grofsen Mannes, war der unwiderstehliche Drang, sich selbst der Würde und Macht entsprechend zu enthüllen, für die ihn Gott geschaffen, das durch Wort und That zu äufsern, was die Natur in ihn gelegt. Und das ist seine höchste Pflicht. Cromwell war ein löwenbeherzter Sohn der Natur, ein christlicher Held, der das Reich dessen wollte, der ihm den Sieg gegeben.

Das ist in kurzer Andeutung der Weg, auf dem Carlyle seinen gewaltigen Landsmann rechtfertigt; viel Einzelnes, das er anführt, dient seiner Ansicht zur Bestätigung, und es ist jedenfalls ein erfreuliches Ereignifs, so oft ein grofser Mann mit grofsem Mafsstab und nicht mit der Krämerelle gemessen wird, so oft man ihn nicht von aufsen betrachtet und ihm die Motive der eignen Kleinlichkeit unterlegt, sondern seine Thaten von innen heraus entwickelt. Möge diese Partie des vorliegenden Buches der Beachtung unserer Historiker empfohlen sein!

Napoleon erscheint gegenüber dem *inarticulate Cromwell* als ein *every-way articulate character.* A er war von einem tiefen Instinct beseelt, auch er h einen ursprünglichen Glauben: dafs die Demokr in der französischen Revolution ein nicht zu un drückendes Factum, das der andern Welt mit ih alten Formen überlegen war; dies Bewufstsein sein Enthusiasmus, sein Glaube; „la carrière ouv aux talents" die Wahrheit, die er bethätigte; d der Hafs der Anarchie, der ihn zum Handeln Richten trieb. Aber er fiel ab, und verband sich Feudalität und Papstthum, und darin findet Ca den Grund seines Sturzes. Nach meiner Ansicht Niemand besser über Napoleon gesprochen, als *Fi* im Mai 1813. Er schilderte ihn in der Klarheit Festigkeit seiner Herrscherkraft, die aller unbenu Kräfte sich bemächtigt, die der Halbheit und Sc che gegenüber die Begeisterung eines ganzen, a luten Willens setzt, der alle Berechnungen und dingtheiten zerschlägt, die zu besiegen ist auch durch Begeisterung eines absoluten Willens, und durch die stärkere, nicht für eine Grille, eine Se sucht, sondern für die Freiheit. „Es ist aller wahr, sagt der Redner an die deutsche Nation, Alles aufgeopfert werden soll, — dem Sittlichen, Freiheit; *dafs* Alles aufgeopfert werden soll, hat richtig gesehen, für seine Person beschlossen, und wird sicher Wort halten bis zum letzten Athemzug dafür bürgt die Kraft seines Willens. Seine De kraft ist mit Erhabenheit umgeben, weil sie kühn und den Genufs verschmäht, darum verführt sie le erhabene, das Recht nur nicht erkennende Gemüth Nur soll es eben nicht geopfert werden seinem eig sinnigen Entwurfe; diesem aufgeopfert zu werden er selbst sogar viel zu edel; der Freiheit des schengeschlechtes sollte er sich aufopfern, und Alle mit sich, und dann müfste z. B. ich, und j der die Welt sieht wie ich sie sehe, freudig sich nachstürzen in die heilige Opferflamme".

Bekanntlich hat *Strauss* vor mehreren Jahren einem Cultus des Genius als dem einzigen gere der den Gebildeten noch geblieben. Was von the gischem Standpunct durch Ullmann hiergegen bem wurde, darf wohl als wohlbegründet angesehen wer indem für einen aufserweltlichen Gott der Genius mer nur Vermittler, und bei der abgetrennten stenz des ersteren nie eine Erscheinung des Une

Digitized by Google

hen und die Gegenwart der Idee sein kann; diesen sen Standpunct hat aber Strauſs verworfen. Allein h der seinige reicht zu einer speculativen Behaup- der aufgestellten Sätze nicht hin, da er das Ab- e statt in der durch sich selbst bestimmten Allge- heit, dem Ich, vielmehr nur in der Allheit der splare, der nie vollzähligen Summe der Erschei- en sucht. Aber den Gattungsbegriff in das Ge- des Geistes herüberzupflanzen scheint mir eben ngehörig, als es klar ist, daſs in jedem sich selbst senden Menschen die ganze Menschheit, wie in m bestimmten Gedanken das ganze Denken, ge- wärtig ist, sobald man nur den Begriff der *Monade* den *Leibnitz*, und nach ihm *Feuerbach*, bereits wickelt haben. Daſs der Letztere den Geist als daseiende Absolute begreift, kann wenigstens nicht r bezweifelt werden, seitdem er die Subjectivität, ie Anthropologie im Gegensatz gegen den Dogma- s, mit der ihm eigenthümlichen Energie zum schö- chen Ausgangspunct für Religion und Philosophie cht hat. Nach dem Allen habe ich von der Dar- ng des Genius und seiner Bedeutung im religiö- Leben, wie ich sie (Religionsphilosophie S. 205. 3. 179, 227 u. s. w.) gegeben habe, nichts hinzuzu- n noch hinwegzunehmen. Dr. *Zeller*, der meiner cht vom Wesen der absoluten Persönlichkeit wi- prach, kann jetzt in der vortrefflichen betreffenden rift *Snellman's* denselben Begriff auf mehr psycho- chem Wege erwiesen finden, zu dem ich durch ickelung der caussa sui gekommen bin. Wenn einer von denen, die alle Religion jetzt ausrot- chten, wie einst die Puritaner alle Kunst, in eutschen Jahrbüchern mich des Stabilismus be- igt, weil ich nicht bei der abstracten Negation n geblieben bin, sondern an's Aufbauen und Er- denke und nicht bloſs nichts Unvernünftiges, n die Verwirklichung des Vernünftigen und die ntniſs seiner Wirklichkeit will, wobei es mir ge- t sein wird, mein Streben an *Fichte's* That an- iesen, so kann ich seine albernen oder böswil- Verdrehungen wie seinen wohlfeilen Spott ruhig mich ergehen lassen, da wir ja nach den Wor- nes griechischen Philosophen und eines deutschen ers gewohnt sind, daſs die Menschen und die e Alles, auch das Gute und Schöne, was sie nicht verstehen oder kennen, verhöhnen oder beknurren. Die Religion wird eben so wenig aus der Welt verschwinden, als die Poesie oder die Philosophie; je allgemeiner der Gedanke der Gottmenschheit erfaſst wird, je Mehrere Christum nicht mehr nur äuſserlich verehren, sondern wie Paulus sagen: Nicht ich bin es, *der in mir lebt*, sondern Christus, desto weiter wird sein Reich ausgebreitet. *Feuerbach* selbst, so sehr er gegen die Theologie und ihr Dogmenchristenthum polemisirt, hat sich für die Verklärung Christi in die Wissenschaft, die Auferstehung und Himmelfahrt des Selbstbewuſstseins, ausgesprochen, wie sie *Christian Kapp* in „*Christus und die Weltgeschichte*" angedeutet hat, und ich glaube mit diesem in Uebereinstimmung zu sein. Wenn jener neue Rekrut der Unglaubensarmee dann mich einen *Proletarier* schimpft, so bin ich geneigt, das als einen *Ehrennamen* anzunehmen. *Carlyle* hat in seinem *Chartism* und an einigen Stellen des vorliegenden Buches die Frage der Proletarier für eine des Jahrhunderts erklärt, und wer ein lebenswürdiges Leben führen will, muſs täglich neu es sich erarbeiten, und kann es nicht allein, sondern nur in Gemeinschaft mit seinem Volke genieſsen. *Schiller* hat Recht:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

Moritz Carriere, in Heidelberg.

LVII.

De C. Julii Caesaris Coloniis, scripsit A. W. Zumpt, Phil. Dr. Berol. 1841. 41 *pagg.* 4. *Einladungsschrift zu dem öffentlichen Actus des Friedrich-Werderschen Gymnasiums in Berlin, Ostern* 1841.

Die Römer haben den ganzen Westen der alten Welt umgeschaffen, cultivirt, romanisirt. Wodurch? Durch ihre Colonien. Das Römische Colonialwesen ist durchaus einer der wichtigsten Theile der Römischen Antiquitäten, ja in Bezug auf den Fortschritt des Römischen Imperiums und den Gang der Weltgeschichte der allerwichtigste. Es ist aber merkwürdig, wie wenig dieser Gegenstand bisher einer ernsten und eigenthümlichen Forschung unterworfen ist. Die alten Römischen Civilcolonien, ihre Stiftung, Einrichtung, ihr Staatsverhältniſs, sind vielfach besprochen worden. Vellejus versäumt es nicht in seinem raschesten Ueberblick der Römischen Geschichte das Verzeichniſs derselben, mit so viel Sorgfalt als der Gegenstand er-

Digitized by Google

fordert, einzureihen: er führt es bis auf die Colonie Eporoedia in Oberitalien (jetzt Ivrea), welche im Jahre 100 vor Chr. gestiftet wurde, und schliefst mit den Worten *Neque facile memoriae mandaverim, quae nisi militaris post hoc tempus deducta sit.* Mit Eporoedia schliefsen nun auch alle Abhandlungen neuerer Gelehrten über das Römische Colonialwesen. Damit ist aber die Sache keinesweges abgethan. Diese älteren Colonien haben Italien umgestaltet und an Rom gefesselt, aber die folgenden haben die Römische Herrschaft über die Welt verbreitet. Sie waren meist *militares*, sagt Vellejus. Dies ist nicht einmahl ganz richtig, obgleich bei allen späteren die Versorgung der ausgedienten Soldaten eine Hauptsache war. Aber dies ändert in der Sache nichts. Die Soldaten waren Bürger und wurden wieder Bürger. Wir wünschen die Fortsetzung des Colonialwesens gründlich und mit allgemeinen Gesichtspunkten bearbeitet zu sehen, wie von den Alpen einer Seits bis nach Gades, anderseits den Rhein und die Donau hinab bis an den Ocean und den Pontus, und wiederum von Sicilien bis an die Grünzen der Sandwüste Africas mit der Römischen Militairherrschaft sich städtische und Römische Cultur verbreitete, die in der Zeit nothwendige Bedingung höherer menschlicher Bildung.

Diese unsere Forderung ist noch nicht befriedigt, ja in ihrer Vollständigkeit und Bedeutung kaum aufgestellt worden. Wir begrüfsen daher den Anfang einer solchen Untersuchung, der in der oben genannten Schrift gemacht ist, mit Freude, da der Verf. die Wichtigkeit der Sache gekannt haben mufs, indem er seine Abhandlung über die Colonien Cäsars am Schlufs nur als den Vorläufer eines gröfseren Werks ankündigt: *Reliquarum autem coloniarum, quae extra Italiam deductae sunt, enarrationem, quam habemus perscriptam, nec capit hic locus, nec patitur haec occasio. Quam quidem peculiari libello de toto hoc coloniarum genere edendo inseremus.* Gut! Wir sehen der Ausführung mit Verlangen entgegen und werden daran einen Faden für die Weltgeschichte einiger Jahrhunderte im wissenschaftlichen Sinn haben, einen Gegensatz gegen die vielen unverständigen Halbheiten, die über die Römische Kaisergeschichte der ersten zwei Jahrhunderte verbreitet sind.

Hr. Dr. Zumpt scheint etwas weit auszuholen, um auf die erste Colonie des Julius Cäsar, Capua, zu kommen: er handelt ausführlich von den vereitelten agrarischen Gesetzen des Rullus, Brutus, Plotius: aber für dasjenige, was wir wünschen, holt er doch nicht weit genug aus. Unserer Meinung nach mufs er gerade an den obigen Satz des Vellejus sich anschliefsen und von dem Zustand des Colonialwesens, wie es im Jahre 100 vor Chr. war, beginnen. Ref. hat dabei freilich immer einen Gedanken im Rückhalt, den er in seiner Schrift über die Bevölkerung der alten Welt entwickelt hat, aber die Richtigkeit dieser Ansicht von der sich schon im ersten Jahrhundert vor Chr. in Italien zeigenden Abnahme der natürlichen Volksvermehrung ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Römische Patrioten, die Gracchen, beide Livius Drusus, Cäsar, suchen ihr gerade durch Coloniestiftung, d. h. Ansiedelung landloser Bürger, entgegen zu wi obgleich wir nicht gerade behaupten wollen, dafs sie das D in seiner ganzen Bedeutung erkannt haben, und zuverläsig Staatsmänner gar nichts davon ahneten. Der Egoismus der sitzer und die Kurzsichtigkeit politischer Opposition kämpf gen jede Ackervertheilung in Italien und bildet sich im b Falle ein, durch das Zusammenhalten der Staatsdomäne b für das Ganze zu sorgen. Diese Bewegungen fingen frühe als Hr. Dr. Z. sie beschreibt. Er behandelt sie seit R Ackergesetz, nahmentlich aber den Verlauf des Cäsari Ackergesetzes, in ganzer Ausführlichkeit, ohne auf die von in jener Schrift angegebene, tiefer liegende, geschichtliche wendigkeit zu reflectiren. Dies schadet auch nichts, w zunächst auf die Facticität ankommt.

Cäsars Ackergesetz ist ein doppeltes, verschiedenes, w Verf. gründlich darthut, einmahl ein allgemeines Regulati fortan die Ueberschüsse des Staatsschatzes zum Ankau Ländereien in Italien behufs Ansiedelung landloser Bürger, mentlich ausgedienter Soldaten, angewandt werden sollten: tens die Vertheilung des Campanischen und Stellatischen A bestimmend in Portionen von resp. 10 und 12 Morgen L an Bürger, welche 3 oder mehr Kinder hatten. Es sind 3 agrariae, daher auch im Pluralis leges Juliae genannt. Ab Wirkung des ersten reichte, wie Hr. Z. genügend darthu über Cäsars Consulat hinaus, und vermöge desselben hi Cäsar auch ohne ein neues Gesetz späterhin berechtigt tator nach einem viel umfassenden Plan neue Ansiedelung zuordnen. Wenn Hr. Zumpt aufser Capua nur noch als lich neu gestiftet in Italien die Colonien Casilinum, Ca und Bovianum nachweisen kann, so zeigt er daneben die Eq zungen vieler anderer Oerter, indem er davon ausgeht, Grundstücke, welche den Colonisten übergeben wurden, an Staat zurück fielen, wenn der Colonist ohne Leibeserben starb. Nach Cäsars eignem Gesetz wurde ein Colonistengr stück erst nach 20jährigem Besitz freies und veräufsliches genthum. Dies ist aber in seiner genaueren Bestimmung i noch ein streitiger Punkt sorgfältiger Forschung. Die in Provinzen Spanien, Gallien, Africa und anderswo von Cäs stifteten Colonien werden, weil der Raum einer Gelegen schrift sparsam zugemessen war, nur dem Nahmen nach führt, aber wir erkennen aus diesem Verzeichnifs, so w dem Ganzen der Untersuchung, dafs der Verfasser höchst schä werthe historisch-philologische Studien über diesen Gegen gemacht hat. Auch uns verbietet der Raum ausführlich sein, als sich für die Anzeige einer Abhandlung ziemt, nächst nur den Anfang eines schwierigen Werkes enthält halten wir es für die Pflicht einer Zeitschrift, welche der schritt wissenschaftlicher Forschung darstellen will, diese Anfänge der Beachtung des Publicums zu empfehle

C. Z.

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

LVIII.

Gymnasien gegen einen Angriff der Berliner evangelischen Kirchenzeitung, vertheidigt von Dr. Friedrich August Gotthold, Gymnasialdirector, Ritter des Rothen Adler-Ordens dritter Classe mit der Schleife, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Beilage zu desselben Schrift: der Religionsunterricht in den evangelischen Gymnasien. Königsberg, 1842. *VIII. u.* 27 *S. kl.* 8.

Referent ist durch den Titel dieser Broschüre verlockt worden, von derselben eine Vertheidigung der Gymnasien gegen den Angriff der Berliner evangelischen Kirchenzeitung, der sich daselbst in Nr. 4. des Jahrgangs 1842 befindet, zu erwarten und hat aus diesem Grunde sich bereit erklärt ihre Anzeige zu übernehmen, ehe er sie noch gesehen. Bei dem erstern Anblick aber hat er bemerken müssen, dafs er in vielfacher Beziehung sich getäuscht hatte. Denn das Büchlein bezieht sich gar nicht auf jenen Artikel der eine sehr ernste allgemeine Anklage der Gymnasien, besonders der Preufsischen enthält, sondern auf eine in Nr. 93. und 94. des vorjährigen Jahrgangs der evangelischen Kirchenzeitung enthaltene Beurtheilung einer Schrift des Herrn Dr. *Gotthold*, die den Titel führt: „Der Religionsunterricht in den evangelischen Gymnasien nach dem Bedürfnifs der jetzigen Zeit". Aber nicht allein dies: sondern sie enthält deutlich auch *nichts* als eine Selbstvertheidigung und Herzens-Erleichterung des Herrn Verfassers. Dies kann wohl Referenten bewegen können, sein Wort zurückzunehmen, da er mit persönlicher und leidenschaftlicher Polemik nie zu thun gehabt und nie zu thun haben will, den theologischen Ansichten des Herrn Dr. *Gotthold* aber durchaus fremd ist und dieselben nur beklagen kann, wie er dieses auch in einer Anzeige jenes Aufsatzes über den Religionsunterricht in den evangelischen Gymnasien (in Tholucks literarischem Anzeiger 1842. St. 14. und 15) unumwunden, wiewohl mit Mäfsigung und Anerkennung der anderweitigen Verdienste des Verfs. ausgesprochen hat.

Da aber Referent Gelegenheit gehabt hat, den Geist der preufsischen Gymnasien und die Art, wie sie seit 1824 von Oben her in religiöser Beziehung geleitet worden sind, aus unmittelbarer Erfahrung kennen zu lernen, da er eben so lebhaft ein Wachsthum des christlichen und kirchlichen Lebens in den Gymnasien verlangt, als er harte Beschuldigungen, die auf Irrthum beruhen, abzulehnen sich gedrungen fühlt, so hat er sich entschlossen, die dargebotne Gelegenheit zu benutzen, um ein öffentliches Zeugnifs abzulegen und wenigstens Etwas von dem zu thun, was der Titel der anzuzeigenden Broschüre verheifst.

Die Anklage lautet so: „Hier kommt vor Allem der Zustand der *Gymnasien* in Betracht, auf welchen die künftigen Diener der Kirche gebildet werden. Es ist eine unleugbare Thatsache, dafs wenige Gebiete des Lebens von der seit den Freiheitskriegen entstandenen kirchlichen Bewegung weniger berührt worden sind, als grade dieses. Es erklärt sich dies theils aus der fast ausschliefslichen Beschäftigung des Schulstandes mit heidnischer Literatur, die so leicht einen heidnischen Sinn erzeugt und in ihm befestigt, um so mehr, da auf den Universitäten jetzt in der Regel das Heidnische auch heidnisch behandelt wird, theils aus dem Umstande, dafs vorzugsweise dem Schulstande sich diejenigen zuwenden, die, ursprüng-

Digitized by Google

lich gesonnen, sich der Theologie zu widmen, in der Zeit der Vorbereitung am Glauben Schiffbruch gelitten haben, oder auch nur zur Erkenntnifs gelangt sind, dafs ihr Unglaube sie zum Dienste der Kirche unfähig mache, theils endlich, was speciell unser Land betrifft, in welchem der unkirchliche Charakter der Gymnasien wohl am stärksten hervortritt, daraus, dafs in einer nunmehr Gott sei Lob vergangenen Zeit geflissentlich darauf hingewirkt worden ist, die Gymnasien mit Anhängern einer dem Christenthum, ja aller Religion feindlichen Philosophie zu besetzen, und namentlich nur solche zu Directoren zu erheben".

Der wesentliche Punct der Anklage selbst ist in sehr gemäfsigten Ausdrücken abgefafst und es könnte sogar in anderer Verbindung für ein Lob gehalten werden, *dafs wenige Gebiete des Lebens von der seit den Freiheitskriegen entstandenen kirchlichen Bewegung weniger berührt worden sind, als gerade dieses.* Denn die kirchliche Bewegung, von der hier die Rede ist, war bisher und ist grofsentheils noch ein fortwährender heftiger Kampf, der nicht umhin konnte, auch Partheisucht zu erwecken und heftige fleischliche Leidenschaft aufzuregen. Ein solcher Kampf gehört nicht für die Jugend, am wenigsten für unreife Jünglinge, die in grofsen Massen vereinigt sind und der Versuchung alle Dinge leidenschaftlich zu ergreifen und als Partheisache zu behandeln nur zu leicht unterliegen. Die grofse und schwierige Aufgabe der Gymnasialleitung war eben diese, den Gymnasien die Frucht der kirchlichen Bewegung zuzuwenden, ohne die Zwietracht und den Hafs der kämpfenden Partheien in ihrem Schoofse einreifsen zu lassen. Diese Aufgabe aber und die für Lösung derselben angewandten Bemühungen sind in dem Anklage-Artikel gar nicht in Erwägung gezogen und man kann ihm nur den Sinn unterlegen, dafs die Gymnasien von den Anfängen einer geistlichen und kirchlichen Wiedergeburt mehr als jedes andere Gebiet ausgeschlossen und in einem Zustande des geistlichen Todes geblieben sind. Dies geht aus den für dieses Phänomen angeführten Gründen hervor, deren drei ausgehoben werden:

1) Die fast ausschliefsliche Beschäftigung des Schulstandes mit heidnischer Literatur, die nach dem auf den Universitäten gegebenen Impuls auch h nisch behandelt wird.
2) Der Umstand, dafs vorzugsweise dem Sc stande sich diejenigen zuwenden, die als a hende Theologen am Glauben Schiffbruch geli oder erkannt haben, dafs ihr Unglaube sie Dienste der Kirche unfähig mache.
3) Die geflissentliche Bemühung, die Gymnasien Anhängern einer dem Christenthum, ja aller ligion feindlichen Philosophie zu besetzen und mentlich nur solche zu Directoren zu erhe Diese letztere Anklage soll besonders die nicht langer Zeit abgetretene Verwaltung P fsens treffen, „in welchem Lande der unkirch Charakter der Gymnasien wohl am stärksten vortritt".

Wir beginnen bei dem letzten Vorwurf, der je falls der schwerste ist und eine individuelle, ja persönliche Beziehung in sich schliefst. Hier ist nächst der Thatbestand in Abrede zu stellen, im preufsischen Staate der unkirchliche Charakter Gymnasien am stärksten hervortritt. Freilich hier eine sehr umfassende Kenntnifs der eva schen Gymnasien Deutschlands erfordert, um für oder die andere Behauptung den Beweis zu führ Aber das Verfahren läfst sich abkürzen, wenn einen neu erworbenen Landestheil betrachtet und Sonst mit dem Jetzt vergleicht. Referent kann thun, dafs in allen ehemahls sächsischen Gymnas *auf welche die Regierung, namentlich auch in Rücksicht des Personals, einen ungehemmten Einfluss üben konnte,* das religiöse und kirchliche Leben zu nommen hat und nicht nur mit dem Königreich S sen, sondern mit allen angrenzenden Ländern die gleichung nicht scheuen darf. Ferner ist dem Referenten auch nicht ein einziges Gymnasium bek wo bei Besetzung der Directorstelle, ja bei An lung irgend eines Lehrers, und namentlich des gionslehrers, das Verhältnifs der Personen zu ir einer philosophischen Schule ein Gewicht gehabt h Referent sucht in seiner ganzen Provinz verge unter den Directoren die Männer, die als Anhä der hier gemeinten Schule bekannt wären. Sie entweder der Philosophie fast ganz fremd, oder folgen einer ältern, am liebsten einer eclectis

Digitized by Google

ichtung oder sie haben eben von der in der Zeit rade herrschenden Philosophie sich gerade nur die inture angeeignet, die der gebildete Mann gern von Zeiterscheinungen annimmt, kaum mehr, als die gelische Kirchenzeitung auch nicht hat unterlas- können in ihre Spalten einzuführen, damit der ger doch sehe, man habe ihn auch studirt. Refe- t kennt nur Einen Religionslehrer an Einem Gym- nm, der in der That ein gründlicher Kenner und chiedner Anhänger der Hegelschen Schule ist: er ist an die Stelle eines Mannes getreten, dem Relgionsunterricht abgenommen wurde, weil er Glauben an den Sohn Gottes zerstörte; ihn t die Wahl, weil er ohne Zweifel der Tüchtigste r, und seine Vorträge über Kirchengeschichte und er den Brief Pauli an die Römer, von denen Refe- nt Notiz genommen, verdienen gewiſs nicht den rwurf, daſs sie dem christlichen und kirchlichen ben entfremden. Ueberhaupt dürfte es sehr bedenk- sein, alle die, welche einem philosophischen Sy- me anhängen, mit demselben Maaſse zu messen, nders wo sich eine rechte und eine linke Seite bestimmt unterscheidet, wie in der Hegelschen hule, und wenn für den Augenblick die linke Hand rechte niedergeschrieben und niedergeschrieen t, so ist dadurch noch gar nicht erwiesen, daſs sie den Principien des Systems den richtigen Ge- uch gemacht. Referent ist weit davon entfernt, dem Dogmatismus irgend eines philosophischen tems, namentlich auch des Hegelschen, das Heil rwarten, aber er sieht darin auch nicht den Grund Unheils, sondern immer nur eine starke Waffe, für das Gute oder Böse auf die Gebildeten der einzuwirken. Es hängt zuletzt doch Alles von *Gesinnung* der Individuen ab. Der Glaube wird ner Region geboren, die über der Philosophie und so wenig irgend eine Philosophie dem Glau- ganz angemessen ist, so pflegen doch die gläu- Christen, wenn sie an der Philosophie Theil en, sich in ein solches Verhältniſs zu ihr zu en, daſs ihr Glaube nicht dadurch erschüttert d. So ist das Lockesche System gewiſs nicht stlich: aber viele christlich lebendige und eifrige länder huldigen unbeschadet ihres Glaubens wohl bis heute der Lockeschen philosophischen Schule. Dieselbe Erfahrung hat sich bei der Wolfischen und Kantischen Schule gezeigt.

Hat denn nun aber die Centralbehörde in der jetzt abgeschlossenen Periode die Gymnasien aus Vorliebe zu einer philosophischen Richtung in so antichristlichem Sinne verwaltet? In ihren Verordnungen ist nichts davon sichtbar, eben so wenig in ihrer Behandlung des Personals. Die ergangenen Verfügungen haben auf den unmittelbaren Gebrauch der heiligen Schrift, auf die Auslegung umfassender biblischen Lesestücke gedrungen und die Erklärung, die Einprägung des kirchlichen Katechismus eingeschärft: sie haben die Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste und die Hausandachten in den Gymnasien nicht beschränkt, sondern offenbar begünstigt. Was aber die persönlichen Beziehungen betrifft, so begnügt sich Referent eine Thatsache anzuführen, die er verbürgen kann. Ein von der höchsten Behörde an ein Gymnasium berufener Religionslehrer, wurde vielfach seines vermeintlichen Pietismus wegen verunglimpft: glaubwürdige Personen hatten auf unsichre Vermuthungen hin entstellte Erzählungen berichtet und von vielen Seiten wurde die Behörde bestürmt, die Anstalt von einem so übel berüchtigten Manne zu befreien und ihn durch Versetzung in ein Pfarramt in einer abgelegenen Gegend unschädlich zu machen. Die Sache war reif und kein wohlgesinnter Beschützer des Verrufenen wagte sich seiner anzunehmen, mit Ausnahme eines Einzigen, und dieser Einzige war derjenige, der als der eifrigste Vertreter der Hegelschen Philosophie allgemein angesehn wurde: dieser that es aber auch kräftig, die freimüthige Rechtfertigung des Angeklagten wurde gehört und er blieb in seiner Stellung. Im Jahr 1830 wurde derselbe durch ein Libell des Herrn Dr. *Bretschneider* in die Halleschen Streitigkeiten verwickelt und hielt es für seine Pflicht, mit Nennung seines Namens ein Zeugniſs für die Wahrheit öffentlich abzulegen: er that es und *blieb*, blieb *ungekränkt*. Auch nur Eine solche Thatsache reicht wohl hin, diejenigen behutsam zu machen, die versucht sein möchten, den Charakter der frühern Verwaltung maaſslos anzugreifen und zu verdächtigen.

Eben so wenig als aus dem Charakter der oberen Leitung kann aber der Mangel an kirchlichem

Digitized by Google

Sinne, der noch in den Gymnasien ist und keineswegs schlechthin abgeleugnet werden soll, aus dem Umstande erklärt werden, dafs diejenigen, die, ursprünglich gesonnen, sich der Theologie zu widmen, in der Zeit der Vorbereitung am Glauben Schiffbruch gelitten, vorzugsweise dem Schulstande sich zuwenden. Erstlich ist die Zahl derer, die von der Theologie sich zum *Gymnasial*-Schulamt wenden, gar nicht so grofs, dafs dies einen bedeutenden Einflufs auf den Geist der Gymnasien ausüben könnte: sodann aber dürfte die Mehrzahl von diesen nicht aus solchen bestehen, die am Glauben Schiffbruch erlitten oder sich eines entschiedenen Unglaubens zeihen müfsten. Es sind vielmehr grofsentheils solche, die einen innern Zug des Glaubens zu Christo gefühlt haben, aber vor dem Kampf zwischen dem Glauben und der dem Glauben feindlichen Wissenschaft in dem Gebiete der Theologie zurückbeben und sich nicht die Kraft und den Beruf zutrauen, mit grofser Aufopferung auf diesem Felde zu kämpfen und zu siegen. Diese gehen gewöhnlich mit Ehrfurcht vor dem Glauben und mit kirchlichem Sinne zu dem Erziehungswerk in den Gymnasien über und gelangen in dieser Stellung als fromme und gebildete Laien nicht allzu selten noch zu dem Vollgenufs des christlichen Glaubenslebens, indem sie sich auf die gelehrten Untersuchungen der Religions-Philosophie und der biblischen Kritik weiter nicht einlassen. Indessen mögen wohl die Erfahrungen bei verschiedenen Beobachtern verschieden sein und besonders junge Männer, deren Entwickelung noch nicht vollendet ist, können sehr verschieden beurtheilt werden, je nachdem man sie als fertige oder als noch im Werden begriffene betrachtet: es ist aber etwas Menschliches, aus einzelnen Erfahrungen allgemeine Urtheile zu ziehen, ein Paralogismus, über den sich Niemand verwundern wird, weil Jedermann ihn oft selbst begeht.

Der dritte Grund, aus welchem der unkirchliche Sinn der Gymnasien abgeleitet wird, ist die fast ausschliefsliche Beschäftigung des Schulstandes mit heidnischer Literatur und der dadurch erzeugte und befestigte heidnische Sinn. Aber die Voraussetzung, dafs der Schulstand sich fast ausschliefslich mit hei nischer Literatur beschäftigt, dürfte jetzt kaum no als gültig anerkannt werden: unter der ziemlich a sehnlichen Menge von Schulmännern, die dem Re renten bekannt sind, ist Keiner, bei dem sie in ihr ganzen Umfange zuträfe. Vielmehr unterscheidet d gerade die gegenwärtige Generation von den Sch männern älterer Zeit, dafs sie keineswegs blofs ihren alten Autoren lebet, sondern in lebhaftem V kehr mit der modernen Bildung steht und dies andere allgemeinere Gründe abgerechnet, eine na liche Folge davon, dafs der Cyclus der Gymnas studien sich erweitert hat, dafs neuere Geschic deutsche Sprache und Literatur integrirende Th derselben geworden sind, wodurch denn mancher hi sen-Ordinarius sich genöthigt sieht Einen oder Andern dieser Unterrichtszweige zu übernehmen, w aber auch dies nicht der Fall wäre, doch nicht un kann, einiges Interesse für das zu fassen, was ne seinem Fach einen bedeutenden Platz im Gymnas behauptet. Es ist überhaupt nicht mehr herrsche Ton die christliche Zeit gegen das römische griechische Alterthum herabzusetzen und wir h es wohl im Schoofse der Gymnasien selbst erl dafs die, welche auch nur in einzelnen Beziehung das Alterthum über die neuere Cultur erheben wo ten, von ihren Collegen überstimmt wurden. Und ist es gerade die moderne Bildung, der Refere es weit mehr als dem Einflufs der alten Heiden schreiben möchte, dafs in den Gymnasien, so wie andern Gebieten, der kirchliche Geist so viel Wid stand findet. Diese moderne Bildung wirkt auch dem ganzen Reize verführerischer jugendlicher sche auf die Jugend der Gymnasien ein, namen durch die schöne Literatur, und droht eben so dem gründlichen Studium der alten Classiker als christlichen Geiste die Jugend zu entfremden. liegt das — offenbare — Geheimnifs: die Jugend beim ersten Erwachen höherer Bedürfnisse mit *Fle speise* übersättigt.

Schmieder.

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

LIX.

ervations on the attempted application of antheistic principles to the theory and historic criticism of the Gospel. Part I., on the theoretic application. By W. H. Mill, D. D. F. R. A. S., Chaplan to his Grace the archbishop of Canterbury. Cambridge, 1840.

Schon vor fast zwei Decennien hatte in England Hr. Hugh James Rose in seiner Schrift über „den stand der protestantischen Religion in Deutschland" protestantische deutsche Theologie im Allgemeinen eine durchaus ketzerische, „alles Heilige" mit nichtung bedrohende Lehre bezeichnet und zur wehr dieser nach seinem eigenen Geständnifs bereits vielfach in das rechtgläubige Altengland eingedrungenen vermeintlichen Pest dringend aufgefordert. esem Vorgänger hat sich im vorigen Jahre Hr. W. Mill, Kaplan des Erzbischofs von Canterbury, mit er namentlich und besonders gegen Straufs gerichten Schrift angeschlossen, welche, dem Vernehmen wegen der sich darin kundgebenden Gelehrsamund nicht geringen Deutschkenntnifs in England, viel Aufsehn erregt und eine solche Bedeutung hat, dafs eine Beleuchtung dieser englischen mik in diesen Blättern nicht als überflüfsig erwird. Der bis jetzt veröffentlichte Theil des Hrn. Mill begonnenen kritischen Unternehmens als Vorläufer einer noch vorbehaltenen in's Eingehenden Widerlegung des Straufsischen Werks das Leben Jesu, nur die allgemeinen diesem rke zu Grunde liegenden Gedanken prüfen und als pantheistischen Philosophie angehörig, bekämpfen. gleich nun Hr. Mill mit der entschiedensten Feindkeit nicht nur gegen Straufs, sondern auch gegen el und eben so sehr gegen Schelling auftritt, und selben der ärgsten Gottlosigkeit (impiety and iniquity), so wie der offenbarsten Absurdität anklagt; so tragen wir doch kein Bedenken, diesen ersten einigermafsen bedeutenden von England aus gegen die deutsche Philosophie versuchten Angriff für eine erfreuliche Erscheinung zu erklären, weil wir aufs festeste überzeugt sind, dafs derselbe, weit entfernt, die damit beabsichtigte hermetische Verschliefsung Englands gegen die deutsche Philosophie bewirken zu können, vielmehr von der Vernunft des Weltgeistes zu einem Mittel für die schnellere Herbeiführung des Gegentheils der von Hrn. Mill gehofften Wirkung verkehrt werden wird, und dafs der von diesem modernen Kreuzprediger den Gläubigen sämmtlicher christlicher Confessionen, im Namen der „heiligen katholischen Kirche" gegen die deutsche Philosophie gepredigte Kreuzzug mit dem entscheidenden Siege des absolut freien Denkens der Vernunft über die beschränkten Vorstellungen und endlichen Verstandesformen jeder unphilosophischen christlichen Theologie endigen mufs. Vor diesem Ausgange scheint der Verf. selbst nicht wenig bange zu sein. Er macht das Geständnifs, dafs die Grundsätze der deutschen Philosophie durchaus nicht den Hafs erfahren haben, welchen die Straufsische Kritik sich zugezogen haben soll, — dafs im Gegentheil in der englischen Litteratur es nicht an Versuchen fehle, die Lehrer der fraglichen Philosophie als auf die Verehrung des Menschengeschlechts Anspruch habend darzustellen, — ja dafs, in Bezug auf einige Zweige des Wissens, England bereits von dieser gottlosen Philosophie heimgesucht sei und deren ferneres Umsichgreifen gefürchtet werden müsse, da sich das betrübende Schauspiel darbiete, dafs, — während im fernen Indien die englischen Missionare für den Sieg des Christenthums kämpfen, — dieselbe esoterische brahminische Lehre, mit deren Ueberwindung Jene sich vergeblich abmühen, die teuflische Kriegslist ausübe, in das Herz des christlichen Europa's vorzu-

Digitized by Google

dringen und in die Formeln „der Schellinge und Hegel" verhüllt, gerade die gebildetsten Geister unter den Christen zu unterjochen. In der That — wenn in der altersschwachen anglicanischen Theologie sich das melancholische Gefühl ihrer Erstarrung und Vertrocknung bis zu dem Spleen steigert, der sie das Hereinbrechen des Brahmanismus in das christliche Europa fürchten läfst, so können wir uns über diese Todesangst kaum verwundern. Weniger als in Deutschland aus dem eigensten, innersten Bedürfnifs des Volkes selbst hervorgegangen, hat in England der Protestantismus nicht die Kraft, nicht die ewige Frische und den unendlichen Entwickelungsdrang des deutschen Protestantismus, dessen schwächeres Abbild er ist; — nicht mit den friedlichen Waffen der Wissenschaft, sondern allein auf dem blutgetränkten Schlachtfelde Irlands den Katholicismus bekämpfend, hat er aufserdem zu seiner inneren Entwicklung des äufsren Antriebs entbehrt, welchen der deutsche Protestantismus in der wissenschaftlichen Fehde mit dem nicht mehr auf blutige Weise zu bekämpfenden benachbarten Katholicismus findet. Aus diesen Gründen ist in der anglicanischen Theologie etwas Todtes, Unbewegliches, Katholisches, Aeufserliches, Mechanisches. Während der rastlos thätige industrielle Sinn Englands mit Riesenschritten von Erfindungen zu Erfindungen fortschreitet, — während der merkantilische und kriegerische Geist dieses Landes mit männlichstem, fast tollkühnem Muthe hinaus in die weiteste Ferne stürmend und den Erdkreis mit gigantischen Armen umfassend, neben den materiellen Interessen auch das Interesse der Wissenschaft unermüdlich verfolgt und zu grofsartig ist, um für die Wahrheit fremder Religionen verschlossen zu sein; — da bleibt, — gleichsam das weibliche Element in dem Geiste des englischen Volkes darstellend, — die Theologie desselben mit schneckenhafter Häuslichkeit daheim in dem von den Urvätern ererbten, engen, altmodischen, nur hier und da nothdürftig ausgebesserten Glaubensgebäude, ängstlich besorgt, von dem mit heidnischen Religionen buhlenden Geist des gebildeten Europa's wegen hausmütterlicher Beschränktheit schmählich verstofsen zu werden. Es herrscht in der anglicanischen Theologie ein unmännlicher, ohnmächtiger, unterwürfiger Verstand, der entweder nicht zum Bewufstsein seines Widerspruches mit dem vernünftigen Inhalt des christlichen Glaub zu gelangen vermag, oder zu feig und zu heuchleri ist, um diesen Widerspruch einzugestehen. Nur du seine Mattigkeit kann dieser Verstand davor bewa werden, zu demselben Resultate zu kommen, zu w chem der deutsche Rationalismus fortgeschritten — nämlich zur Verendlichung und Vernichtigung unendlichen Inhalts der christlichen Religion. Di zerstörende Gewalt hat der Verstand in England bl bei den jetzt gänzlich vergessenen Deisten geh Innerhalb der anglicanischen Theologie herrscht schen dem Verstande und dem Christenthum ein Fri wie zwischen zwei todten Feinden. Der objective halt der christlichen Religion wird von dieser Th gie zwar unverfälscht aufbewahrt, aber er liegt dem matten Verstande derselben wie ein unverdau rer Stein im Magen. Nur das absolut freie Den der unendlichen Vernunft hat die Macht, den in Form der Vorstellung gegebenen Inhalt des Chri thums gänzlich zu durchdringen, ohne denselben verändern. Zu dieser Höhe des philosophischen kens hat sich aber England bis jetzt noch nicht ben; seit Locke und Hume ist es von dem nach Deut land hinübergegangenen Strome der Entwickelung philosophischen Geistes fast gänzlich unberührt geb ben, und noch jetzt nährt sich das Denken der eng schen Theologie von dem stehenden Wasser Lockianismus.

In diesem traurigen Elemente lebt auch uns Verfasser. Er hält in seinem Gedächtnifs das Cre der allgemeinen christlichen Kirche fest; aber s endliches Denken ist unfähig, die objective Wahrh der Religion in Saft und Blut der erkennenden nunft zu verwandeln; vielmehr bewirkt dies Den dafs an der Tabula rasa des Geistes des Verfs. echt Christlichem das Unchristlichste mit naiver stigkeit Platz nimmt. Als durch und durch unch lich, als eine Sünde wider den heiligen Geist müs wir, vor Allem, die im schlechtesten Sinne des W tes rationalistische, von der seichtesten Aufklär zeugende Behauptung des Verfs. bezeichnen, dafs uns Christen die Natur Gottes bei Weitem unbeg licher sei als die unsrige dem niedrigsten Geth Wir unterlassen nicht die Worte im Original zu tiren: „*Now there is One Being (God), whose*

Digitized by Google

existence is to us far more incomprehensible than n to the lowest object of the sentient creation". rch diese, ein Verbrechen gegen die Majestät des chlichen Geistes enthaltende Aeufserung beurkun- Hr. Mill seine gänzliche Unfähigkeit, die Bedeu- der christlichen Lehre von dem Geschaffensein Menschen nach Gottes Ebenbilde und von der schwerdung Gottes zu begreifen. Nachdem Gott esu Christo offenbar geworden, — nachdem er den heiligen Geist gesandt, welcher auch die *Tie-* der Gottheit ergründet (τὸ πνεῦμα ὁ ἐρευνᾷ καὶ τὰ η τοῦ θεοῦ) — da sich mit der frech bescheide- Behauptung hervorzuwagen: Das niedrigste Un- iefer wisse von unserer Natur unendlich mehr als von der Natur Gottes, das beweist, — wenn nicht schnödesten Undank gegen die unendliche Liebe ttes zur Menschheit — wenigstens dies, dafs Hrn. l's Geist zu siebartig ist, um das πνεῦμα nicht nutz- durch sich hindurchfliefsen zu lassen. Hr. Mill die uns durch den wahren christlichen Glauben Theil werdende Seligkeit nicht genug preisen und th in heiligen Eifer gegen die deutsche Philoso- , weil er sich einbildet, dieselbe wolle diesen be- enden Glauben antasten. Aus den oben angeführ- Worten des Verfs. ergiebt sich aber, dafs nach diese Seligkeit in nichts Weiterem besteht, als in, über die Natur Gottes in der einen frère igno- in zierenden vollkommenen Unwissenheit zu sein, ie Offenbarung Gottes in den leeren Geist aufge- nen zu haben, dieselbe jedoch nicht mit dem Den- wahrhaft durchdringen zu können; in Wahrheit stand, dessen Unseligkeit vom Verf. nur des- nicht gefühlt wird, weil sein Geist zu schlaff ist, ich selber in seiner Wahrheit, d. h. in seiner Ein- mit Gott erkennen zu wollen.

Aus dieser geistigen Mattigkeit entspringt aber Hrn. Mill nicht nur der sündhafte Unglaube an woran er glauben sollte, d. h. an die unendliche t des in uns wohnenden heiligen Geistes, der enden gotterfüllten Vernunft, sondern auch um- rt der träumerische Aberglaube an das, woran lauben unvernünftig und unsittlich ist, — wir mei- Hrn. Mill's Glauben an den „Einflufs böser Gei- auf den Leib des Menschen", und seine Behaup- , dafs alle Einwendungen gegen diesen Köhler-glauben unzulässig seien, weil uns „über die mysteriöse Grenze zwischen Leib und Seele" und „über die von höheren Wesen als wir besessenen Mittel geistiger Mittheilung" alle Einsicht abgehe, und weil andrerseits so mancher Umstand, z. B. „so vieler ausgezeichneter zu Christi Zeit lebender Männer Blindsein gegen die Göttlichkeit des Christenthums nur durch den Einflufs böser Geister erklärt werden könne". S. 144.

Hiermit glauben wir die wissenschaftliche Bildung des Verfs. hinlänglich charakterisirt und über den Grad seiner Fähigkeit zum Amt eines Defensor fidei, so wie eines Beurtheilers der neuesten deutschen Philosophie, bei einsichtsvollen Lesern keinen Zweifel gelassen zu haben. Was die Gewissenhaftigkeit betrifft, mit welcher Hr. Mill bei seiner Polemik gegen diese Philosophie zu Werke geht, so haben wir darüber zu bemerken, dafs er, zufrieden mit der aus Michelet's Geschichte der neueren Philosophie über den Gegenstand seiner Verdammung gewonnenen Kenntnifs, die eigenen Werke Hegel's zu studiren für seinen frommen Zweck nicht als nothwendig angesehen hat, und dafs er von Schelling's Schriften nur dessen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums zu kennen scheint, worin ihn das über das Christenthum Gesagte nicht wenig entrüstet hat.

Indem wir nun dazu fortgehen, des kritische Erzeugnifs des Verfs. zu beleuchten, wollen wir dabei so verfahren, dafs wir die gegen Hegel vorgebrachten Beschuldigungen möglichst von den vorzugsweise gegen Strauſs gerichteten Anklagen trennen, und mit Beseitigung der ersteren den Anfang machen.

Einige der von Hrn. Mill gegen Hegel gerichteten Beschuldigungen verdienen nur deshalb Erwähnung, weil sie auf eine wahrhaft archetypische Weise die ἀκμή der Sinnlosigkeit erreichen. So die Behauptung, dafs die Hegelsche Philosophie allen Glauben an das Unsichtbare verwerfe („this philosophy discards all faith in the Unseen"). Welchen Sinn Hr. Mill in diese Anklage gelegt zu haben sich einredet, vermögen wir nicht zu sagen. Versteht er unter dem Unsichtbaren den göttlichen und menschlichen Geist, so kann er versichert sein, dafs in der Hegelschen Philosophie ein etwas stärkerer Glaube an die Macht des Unsichtbaren herrscht, als von einem Geiste wie der

Digitized by Google

seinige billigerweise gefordert werden kann. Meint er dagegen mit jenem Worte die in seiner Phantasie Wirklichkeit habenden guten und bösen Geister, so müssen wir allerdings seinem dialektischen Scharfsinne allein überlassen, die vernünftige Nothwendigkeit dieser *seine „idealities"* bildenden Unsichtbaren zu erweisen. Offen gestanden — wir vermögen in eben erwähnter Anklage nichts als die gedankenlose Declamation mundvollnehmender frommer Einfalt zu sehen.

In dieser Ansicht bestärkt uns die vollkommene Bewufstlosigkeit, mit welcher Hr. Mill, in Einem und demselben Athemzuge, mit jenem ersten Vorwurf zugleich die denselben gänzlich vernichtende, völlig entgegengesetzte Behauptung ausspricht, dafs Hegel, — der eben noch allen Glauben an das *Unsichtbare verwerfen* sollte — *dennoch „die Idee"*, das heifst doch wohl, den *Inbegriff alles Unsichtbaren*, „zum Gott mache". Schlagendere Beweise kläglichster Ohnmacht im philosophischen Denken wird selbst unser Verf. zu liefern kaum im Stande sein. — Was aber diesen zweiten Anklagepunkt für sich selbst betrifft, so haben wir darauf zu erwidern:

1) dafs bei Hegel die höchste Definition Gottes nicht die logische Idee, sondern der absolute Geist ist;

2) dafs wenn Hegel Gott als die logische Idee definirte, er nur dasselbe thäte, was der Apostel Johannes gethan hat, da Hegel's logische Idee nichts ist als der zu seiner absoluten Entwickelung gekommene Johanneische λόγος, welchen der Apostel θεός nennt und zum Princip, zur ἀρχή aller Dinge macht.

3) Endlich müssen wir dem Verf. zu bedenken geben, dafs, indem er dem heidnischen Plato die Erkenntnifs des wahren Gottes zugesteht („the true God recognized by Plato, who forms and disposes all things by an all-perfect will" S. 88), er damit auch dem christlichen Hegel dieselbe Erkenntnifs bewufstloser Weise zugestanden hat, da der Platonische Gott, der leeren Form sinnlicher Vorstellung entkleidet — seinem gedankenmäfsigen Ausdrucke, d. h. seiner innersten Natur nach, durchaus nichts anderes ist, als die bei Plato noch nicht zur völligen Entwickelung ihrer Energie gedichene, noch nicht auf absolut nothwend Art sich entfaltende *Idee*, welche in ihrer vollkom entwickelten Form zum Gott gemacht zu haben Mill der Hegelschen Philosophie als eine Gottlosig vorwirft. Nur philosophisches Unvermögen kann I Mill für Plato und gegen Hegel parteiisch gem haben. Wahrscheinlich hat unser Verf. sich durch im Platonischen Timaeus herrschende mythische I stellung, nach welcher ein nicht die Idee selbst nicht der νοῦς selbst seiender, sondern den νοῦς die Idee aufser sich habender Gott die Welt zu schaffen scheint, zu der irrigen Annahme verleiten sen, diese nur der Vorstellung und nicht dem re Denken angehörige Darstellung drücke den eige chen Sinn und Geist der Platonischen Philosophie während umgekehrt anerkannt werden mufs, dafs genannte Dialog den freilich nur unvollkommen ge genen Versuch enthält, den ideenerfüllten νοῦς die durch diesen begeistigte Idee, als sich aus selbst auf nothwendige Weise zur unendlichen R des Universums entfaltend, aufzufassen. Der im maeus vorkommende πατήρ τοῦδε τοῦ παντός, ἀγαθός δημιουργός, in welchem Hr. Mill den leibh gen christlichen Gott gefunden zu haben wähnt, weiter nichts als ein sinnlicher Ausdruck für die Plato noch mit dem Scheine des Getrenntseins v der Idee behaftete, in der That aber in derselb schon enthaltene und im Timaeus sich bereits wi sam erweisende schöpferische Thätigkeit der unen chen Form. Doch genug hiervon.

Zwar ist Hr. Mill — im gefahrvollen Elem des reinen Denkens als schlechten Steuermann sich während — schon bei seinem ersten Auslaufen ge die Hegelsche Philosophie, sogleich im Hafen an Sandbank seiner Unphilosophie gestrandet; sehen jedoch zu, ob er, von der Fluth seines religiösen fers wieder flott gemacht, in seinen ferneren Ang sich zu einem Nelson der Philosophie emporsch gen und seine Hauptabsicht, die vermeintlich Pantheismus von Hegel erbaute Feste niederzuschie ruhmvoll erreichen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

ervations on the attempted application of antheistic principles to the theory and historic criticism of the Gospel. Part. I, on he theoretic application. By W. H. Mill.

(Fortsetzung.)

Nach diesem Ziele steuernd, wirft unser Verf. dem egel sowohl wie dem Schelling vor, dafs nach ihnen das einzige Wahre in jeder überlieferten Religion die heit der menschlichen Vernunft mit der göttlichen esenheit sei"; S. 12 (the only reality admitted by in any system of traditional religion, being the tity of our own highest reason with the Essence God) — dafs „das πρῶτον ψεῦδος der indischen ähnlicher heidnischer Religionen — die Quelle al- in denselben vorkommenden *Absurden* und *Gottlo-* – gerade *Dasjenige* sei, was diese Religionen mit *Schellingen* und *Hegeln* unserer eigenen Zeit ge- in haben, nämlich die im Sanscrit fast mit densel- Worten wie von Jenen im Deutschen ausgespro- ne Lehre, dafs das Wissen und das Gewufste knowing and the known) identisch seien, und demnach für den *vollkommenen Gnostiker* aller dienst sich in *Selbstbeschauung (self-contempla-)* verwandele". Es versteht sich von selbst, dafs in Betreff dieses Klagepuncts hier keine vollstän- wissenschaftliche Rechtfertigung Hegel's geben en; zu einer solchen wäre die dialektische Ent- lung des gesammten Inhalts der Hegelschen Lo- nothwendig, welche eben nur ein fortlaufender Be- von der absoluten Einheit des reinen Denkens seines Gegenstandes ist. — Was die Rechtferti- g durch Autoritäten betrifft, so können wir Hegel en Hrn. Mill nicht durch die Aristotelischen Worte itzen: ἐπὶ μὲν τῶν ἄνευ ὕλης τὸ αὐτὸ ἐστὶ τὸ νοοῦν τὸ νοούμενον. Unser Verf. verwirft die Autorität heidnisch irrenden Aristoteles so wie die des Arabers Ebn Tophail, welcher sagt: „Wem die Erkenntnifs des göttlichen Wesens gegenwärtig ist, dem ist dies Wesen selbst gegenwärtig; denn dies ist ein Wesen, das nur sich selber gegenwärtig ist". Dem Plato aber, welcher „recognized the true God", mufs Hr. Mill glauben. Nun sind nach der im Timaeus gegebenen Darstellung im Geiste des Platonischen Gottes durchaus nur dieselben Stoffe wie im menschlichen Geiste enthalten, nämlich die φύσις ταὐτοῦ und die φύσις θατέρου. Einen anderen Inhalt kann die leere Vorstellung in den Platonischen Gott wohl hineinträumen, aber nicht erweisen. Hr. Mill wird sich daher zu dem Geständnifs gezwungen sehen, dafs auch der von ihm unversehens zum Christen gestempelte Plato die vermeintlich pantheistische Lehre predigt, nach welcher der dem Menschen inwohnende denkende Geist in Gott sich selbst wiederfindet. Gerade dasselbe aber, was Plato und was Hegel, lehrt auch das Christenthum, und der Verf. irrt gänzlich, indem er meint, zwischen der fraglichen Hegelschen Lehre und dem vom Apostel Paulus ausgesprochenen Satze, dafs wir Gott nur durch dessen eigenen Geist erkennen, sei ein immenser Unterschied. Im Gegentheil findet hier vollkommene Uebereinstimmung statt; denn die in uns wohnende göttliche Vernunft, welcher allein und nicht dem endlichen Verstande Hegel die Erkenntnifs Gottes zuschreibt, ist völlig dasselbe mit dem, was der Apostel den eigenen Geist Gottes nennt. Hr. Mill scheint in den Worten des Paulus: ἡμεῖς ἐλάβομεν τὸ πνεῦμα τοῦ θεοῦ das ἐλάβομεν im Sinne der Besitzergreifung eines äufserlichen Gegenstandes zu nehmen, der eben so wenig wir werden kann wie wir er. Das Christenthum dagegen fordert von uns, dafs wir sowohl die Beschränktheit unseres eigenen Selbst, wie den zunächst für uns vorhandenen Schein der Fremdheit des πνεῦμα τοῦ θεοῦ überwindend, unser endliches Selbst zum unendlichen Selbst Gottes erheben und

Digitized by Google

auf's Innigste mit ihm vereinigen. — Um jedoch unserem Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sind wir verpflichtet zu bemerken, dafs Hrn. Mill's umfassender Geist die Gabe besitzt, aufser seiner eben besprochenen mechanischen, Gott und das Denken absolut trennenden Vorstellung, auch noch zweitens die dieser völlig entgegengesetzte, anfangs von ihm als pantheistisch bekämpfte Vorstellung von der Einheit des Denkens mit Gott vertheidigen zu können, und dafs er dies ohne Furcht vor Folgewidrigkeit thut, indem er sagt: „*durch die wahre gnostische Religion*" werde der von der Religion des Gesetzes nicht zu überwältigende Dualismus zwischen dem Anbetenden und dem Angebeteten vernichtet (*the true gnostic religion* annihilates the duality between the worshipper and the worshipped)" S. 98.

Unter den von Hrn. Mill gegen die Grundgedanken der Hegelschen Philosophie gerichteten Angriffen mag noch ganz kurz die Behauptung erwähnt werden, dafs nach Hegel das Endliche ein Moment des wahrhaften Unendlichen sei, und dafs Gott ohne Welt nicht Gott wäre, weil er, seinem Wesen nach, Schöpfer, ein Schöpfer aber ohne Schöpfung Unsinn sei. — An letzterem, auch bei Angelus Silesius vorkommenden Satze hat selbst die katholische Kirche niemals ein Aergernifs genommen; — in dem ersteren darf Hr. Mill nichts Pantheistisches suchen, da sein von ihm zwar nicht verstandener, aber nur um desto mehr verehrter Plato diesen Satz vollständigst erwiesen hat.

Wenden wir uns jetzt zu denjenigen Anklagen Hrn. Mill's, welche sich näher auf die Hegelsche Religionswissenschaft beziehen.

Hier schaudert nun unser Verf. sogleich mit Entsetzen, wie vor dem ärgsten pantheistischen Gräuel, bei der von ihm aus Michelet's Geschichte der neueren deutschen Philosophie angeführten Stelle zurück, wo es heifst: „die wahrhafte Lehre Hegel's über die Persönlichkeit Gottes ist nicht, dafs Gott eine Person *neben* anderen Personen sei; Gott ist nach Hegel nicht *eine Person*, sondern *die Persönlichkeit selbst, das einzige wahrhaft Persönliche*". Für jeden Menschen von gesunder denkender Vernunft zeigt sich in den angeführten Worten keine Spur von Pantheismus; in Hrn. Mill's Kopfe aber hat sich die Wahrheit jener Auffassung der Persönlichkeit Gottes zu so grenzenlosem Unsinn verdreht, dafs er behauptet: i Hegel sei Gott die Persönlichkeit *aller* Wesen personality of *all* beings). Dafs einem *anderen* schaffenen Wesen als dem Menschen Persönlich zuzuschreiben verrückt sein würde, — davon sch sich in Hrn. Mill's Geist keine Ahnung hinein ve zu haben. Nach dieser Probe von unglaublich drehter Auffassung philosophischer Gedanken man sich nicht mehr darüber wundern, dafs Hr. die Worte Michelet's: „Gott ist keine Person a anderen Personen", so versteht, als ob behau würde, „Gott sei im *Vergleich mit anderen Pers nicht Person*" (God no person with respect to persons), während doch gerade im Gegentheil von gel behauptet wird, dafs *Gott allein die absolut Persönlichkeit* ist, und dafs die menschliche Pe lichkeit, — in soweit sie der göttlichen widerspric als nichtig erkannt werden mufs. Offenbar hat Mill bei erwähntem Angriff dem Hegel eine H schlappe beizubringen gehofft, und sich zu di Zwecke mit dem „greatest of the physical phi phers", Isaac Newton, verbündet, dessen g Worte: „Deus est omnipotens, omnipraesens" et geistreicher Weise von Hrn. Mill dem Hegel als rakteristisch entgegengestellt werden, und dessen S „Deitas est dominatio Dei in *servos*", mit Ei Schlage zwei Gegner zu Boden schlagen soll, — in der Religion nicht Neutonisch servilen Hegel, und den gottlosen Indier, welcher zu dem von verehrten männlichen Geiste des Universums zu sa wagt: „ich suche dich nicht wie ein *Diener*; d was du bist, bin oder werde auch ich". Leider d jedoch der zu Hilfe gerufene „gröfste Naturphilos zu nichts als zu einem Theilnehmer an Hrn. M Niederlage; denn nachdem jener Bundesgenosse Satz: „Deus omnia regit, non ut Anima Mundi ut Universorum Dominus" — wie Hr. Mill glaub gegen Hegel vorgeschoben hat, zieht er dies e perdu seines Denkens schleunigst zurück mit den W ten: „Deus est omnipraesens, non per virtutem s sed etiam per substantiam". Die im Universum sente Substanz Gottes möchte selbst Neutonischer Millscher Scharfsinn von der Weltseele nicht u terscheiden wissen.

Indem wir uns nun dem Schlusse unserer Ver digung Hegel's nähern, haben wir noch eine g

Digitized by Google

sen Philosophen sowohl, wie gegen Strauſs, von unrem Verf. erhobene Hauptanklage kurz zu beseitin, welche dem Letzteren als die furchtbarste von n erscheint, weil sie eine so „desperate impiety" hält, daſs Hr. Mill bei seinem aus Ueberschwang ristlicher Liebe für jene seine sündhaften Mitmenen versuchten Gebet, voll Zweifel ist, ob diesen, das Fegefeuer zu schlechten Sündern, ihr Herzensanke je vergeben werden könne. S. 61 (a doubtprayer, if *perchance* the thought of their heart be forgiven them). Die zerschmetternde Beschulng ist aber die, daſs nach Hegel die Menschheit rhaupt der Christus sei. S. 12 (that the mankind large is the Christ).

Darauf haben wir zu erwidern, daſs allerdings legel zuweilen nicht bloſs die Menschheit, sondern ch die äuſsere Natur in symbolischem Sinne den hn Gottes genannt hat, — daſs aber Hegel dadurch cht im Mindesten verhindert worden ist, den geschichtlen und persönlichen Christus in seiner vollsten Wahrheit, in seiner individuellsten Bedeutung zu beeifen — und daſs gerade diesem, von Hrn. Mill aus rufbarem Leichtsinn blindlings verdammten Philosoen die Anerkennung gebührt, der Erste gewesen zu in, welcher die ganze volle weltgeschichtliche Beutung des Jesus Christus von Nazareth, die absolute othwendigkeit der Entstehung des Christenthums in eser bestimmten Zeit und unter diesem bestimmten lke philosophisch erwiesen hat; ein Erweis, welchen um eine dem Verf. gefallende Ausdrucksweise zu rauchen — die Mill's, d. h. die stockgeschichtlin, philosophiescheuen Theologen in alle Ewigkeit ldig bleiben werden, zufrieden wie sie sind mit n schon von Origines für die fragliche Thatsache gebrachten, selbst der Begründung höchst bedürfn Grunde: Christus sei gerade zu dieser Zeit und unter den Juden erschienen, weil er nun einmal hnen von den Propheten angekündigt gewesen um war er denn gerade bei den Juden angekün-l), — und weil (was eher wie ein Grund gegen Entstehung des Christenthums unter den Juden sieht) — die Juden zwar nicht an den dreieinigen, doch mit Hartnäckigkeit an den einfachen Einen t glaubten.

Eben so grund- und bodenlos, wie die eben hingeräumte Anklage ist die sich unmittelbar daran knüpfende Beschuldigung, daſs Hegel den Jesus Christus von Nazareth nicht als das „einzige vollkommne Musterbild der Menschheit" (S. 119) anerkenne. Jesus Christus ist dies einzige Vorbild, weil er nichts in sich darstellt als die absolute Einheit der göttlichen und menschlichen Natur. — Bei diesem Punct brauchen wir aber nicht zu verweilen, weil der Verf. hier selber nicht weiſs, ob er seine Anklage gegen Hegel oder gegen einen frühern Philosophen richten soll.

Was nun das von unsrem Verf. vorzugsweise über Strauſs gehaltene Ketzergericht anbelangt, so wollen wir bloſs die Hauptanklagen in gedrängter Form angeben. In gegenwärtiger Schrift macht Hr. Mill nur die in der Schluſsabhandlung des Strauſsischen Lebens Jesu vorgetragene Christologie zum Gegenstande seines Angriffs. Dabei untersucht er in verschiedenen Kapiteln; 1) was „diese pantheistische Christologie nicht sei"; 2) „was sie sei"; 3) „ob dieselbe ein intelligibles Object des Glaubens darbiete"; 4) „ob sie auf intelligible Weise mit dem wirklichen Leben Jesu vereinigt werden könne"; daran reiht sich 5) „eine Prüfung der Strauſsischen Ansichten vom Christenthum in Bezug auf andre Religionen"; und den Schluſs macht 6) ein Kapitel über Wunder und über gute und böse Geister.

Die hauptsächlichsten im Verlauf dieser Untersuchungen gegen die Strauſsische Christologie vorgebrachten Anklagen, sind die in Deutschland längst bekannten, — daſs nämlich Strauſs den individuellen Christus leugne, — daſs er die Menschheit überhaupt zum Christus mache, — daſs er den göttlichen Ursprung des Christenthums nicht anerkenne — sondern dasselbe zu einer Erfindung der Menschen herabsetze — daſs Strauſs die Unerreichbarkeit Christi nicht zugebe — daſs er die Erlösung als nicht unbedingt von dem Einen Christus abhängig ansehe — und daſs er endlich die Möglichkeit der Wunder bestreite.

Wegen aller dieser Puncte richtet Hr. Mill an Strauſs, um ihn in die Enge zu treiben, — folgende sechs Fragen:

1) „Stellt nicht der von Christi Reden im Evangelium gelieferte bestimmte Bericht, in welchem wir Christi Vertrautheit mit den Rathschlüssen seines himmlischen Vaters und seine Identification mit dessen Sache ausgesprochen finden — stellt dieser Bericht nicht zu gleicher Zeit und auf untrennbare Weise *dies* als

Digitized by Google

Christi *eigenthümliches* Attribut dar, nämlich dafs er der *Eingeborne*, das *einzige* je dem Menschen dargebotene Abbild des unsichtbaren Vaters ist — dafs jeder Prophet aufser ihm, wenn gleich von Gott gesandt, der Erde angehört, — und dafs Christus allein unter den Menschensöhnen der vom Himmel kommende Herr ist, — den Niemand wahrhaft begreift als der Vater"?

2) „Erklären nicht dieselben Reden Christi, wenn sie in gewissem Sinne das Einssein aller Gläubigen mit Gott aussprechen — immer zugleich und auf untrennbare Weise, dafs diese Einheit mit Gott nur durch die Vereinigung mit Christus möglich ist — dafs der Mensch Jesus Christus der einzige Vermittler, der alleinige Repräsentant der Menschheit in dieser ihrer Vereinigung mit Gott ist — und dafs Niemand zum Vater gelangt als durch Jesus Christus — Niemand den Vater kennt als der Sohn und wem der Sohn ihn offenbaren wird"?

3) „Wenn die erwähnten Berichte über die Entwicklung der vollkommnen Menschheit in Jesus Christus von seiner Kindheit bis zum Mannesalter sprechen, — von seinem Bestehen unsrer Prüfungen und Versuchungen und von seinem Sichselbsterziehen zum Gehorsam im Handeln und Leiden — sprechen dann jene Berichte so, als ob Christi göttliche Sohnschaft, wie Strauſs behauptet, das Resultat dieses Processes oder zufällig von demselben abhängig wäre? Besagt nicht das Zeugnifs Christi bei seinen Geschichtsschreibern umgekehrt, — dafs er der eingeborne Sohn schon vor seinem Geborenwerden in dieser Welt war — dafs er Gott als seinen ihm eigenthümlichen und mysteriösen Vater anerkannte, noch ehe seine grofse menschliche Prüfung begann und als er noch seinen irdischen Hütern unterworfen war — dafs also sein Charakter eines Menschensohnes, seiner immer bestehenden, als der ewige Sohn Gottes zu fassenden Persönlichkeit nicht voranging, sondern dieselbe voraussetzte und zu ihr hinzukam"?

4) „Wenn in den Evangelien die Entwicklung Christi angedeutet wird, welche das einzig vollkommne Muster für jede andre menschliche Entwicklung ist, — wird uns dann jemals der von Strauſs so genau beschriebene indische pantheistische Procefs geschildert — ein Procefs, der mit einem, zwischen dem A betenden und dem Angebeteten bestehenden Dualism beginnt, welchen die natürliche Religion und die R gion des Gesetzes unbeseitigt lassen, welchen die wahre gnostische Religion am Ende überwi und vernichtet? — Zeigt sich nicht etwas hier gänzlich Verschiedenes in Jesus Christus, in chem, — mitten in der höchsten, im Handeln und den bewiesenen Vollkommenheit — die Ideen der Men heit und der Gottheit immer von einander get gehalten sind"?

5) „Gibt der Bericht der Apostel den geri Wink von der zum Grunde der angeführten W von Strauſs gemachten philosophischen Erfors physischer Ursachen und von Christi hieraus he gehender Herrschaft über die Natur"?

6) Enthalten nicht die nämlichen Erklärungen Christi, in welchen seine Einheit mit dem Vate seine Vermittlung zum Frommen der Menschhei dargestellt wird, — zugleich auch die Erklärung diese Anordnung der Dinge eine *schliefsliche* dafs Niemand hinführo mit dem Charakter der tät erscheinen soll, aufser im Namen Jesu Chri ermächtigt durch den Geist, welcher vom Vater Jesus Christus gesandt ist, um dessen myst Leib in der Welt aufrecht zu erhalten, bis er zum Gericht wieder kommen wird"?

Auf diese an Strauſs gerichtete Fragen antw der Verf. selbst, indem er sagt: „über alle die er ten Puncte habe Christi katholische Kirche deut Zeugnifs und volle Gewifsheit durch das Evan bekommen; mit der in demselben enthaltenen schichte Jesu Christi stehe aber die Strauſsische stologie in unversöhnbarem Widerspruche; sie sei falsch und antichristlich" (antichristian). „Wenn Christus nicht Das sei, wofür ihn die Kirche erke nämlich Alles, wofür ihn die Bejahung der zwei und der letzten unter den obigen Fragen erkl dann sei er nicht einmal Das, wofür Strauſs ihn lasse — ein ganz vollkommner menschlicher C ter; denn damit würde dann nicht übereinst dafs er Gottes eingeborner Sohn zu sein ver habe".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

rvations on the attempted application of ntheistic principles to the theory and hi- ric criticism of the Gospel. Part I., on theoretic application. By W. H. Mill.

(Schluſs.)

Wir unsrerseits sind nun weit entfernt, behaupten llen, die Strauſsische Christologie entspreche dem in den Evangelien über Jesus Christus Ge- . Dagegen müssen wir aber an Hrn. Mill den schaftlichen Quietismus tadeln, der, ohne jemals wahren „Intellectus" fortschreiten zu wollen, sich und immer mit der „Fides praecedens" begnügt, gen jeden von Andren unternommnen Versuch neuen und tieferen Auffassung der christlichen mürrisch und widerspenstig, sich beim Kriti- solcher Versuche vor Maaſslosigkeit des Be- igens nicht zu bewahren weiſs. Zuviel beweisen d, setzt sich Hr. Mill mitunter dem Scheine aus, zu beweisen. Zu dem Unbewiesenen gehört Das, was als das Endergebniſs seiner ganzen g der Strauſsischen Christologie hervortritt — die wie eine Mythe klingende Versicherung, ne Christologie tief unter den indischen Pantheis- d tief unter den Stoicismus sinkend, nur an ltlichkeit und Gottlosigkeit Epicurs ihres Glei- nde (S. 65). Hr. Mill vergiſst das „Richtet f daſs ihr nicht gerichtet werdet".

n Er Strauſs beschuldigt, daſs dessen „hohe Sprache und vorgebliche Achtung vor den en Mysterien von der Menschwerdung Gottes, rsöhnungstode und von der Auferstehung in Diderot und den Encyklopädisten herrschende von der Natur des Menschen endige"; — so wir unsrerseits dem unbedachtsamen Ankläger gegnen, daſs er durch seine bereits erwähnte Behauptung von der Unbegreiflichkeit Gottes, sich aus dem Lichte der Gott offenbarenden Religion, aus der Seligkeit eines, Gott von Angesicht zu Angesicht schauenden Christen, hinabgestürzt hat in die unselige Finsterniſs einer Philosophie, deren Urheber er gewiſs mit Abscheu zu nennen gelehrt worden ist, — wir meinen den Franzosen Robinet, welcher Hrn. Mill's „Herzensgedanken" durch die Aeuſserung ausspricht: auch den christlichen Kirchen könne die Inschrift „dem unbekannten Gotte" gegeben werden.

Vor jener Apostasie hat Hrn. Mill die ganze Schaar der guten Engel und Erzengel, unter deren Schutz er vor dem Teufel und allen Unterteufeln sicher zu sein wähnt, zu schirmen nicht vermocht. Nur eben diejenige Philosophie, welche ein böser Geist („an apostate intelligence") ihm als pantheistisch erscheinen läſst, könnte ihn vor solcher Abtrünnigkeit bewahren. Sowie sein endlicher Verstand in Glaubenssachen thätig wird, muſs derselbe unchristliche — weil endliche — weil unwahre — Gedanken hervorbringen. Die in Hrn. Mill vorhandene unentwickelte, im dialektischen Denken nicht geübte und erstarkte Vernunft aber hat nicht die Kraft, den Inhalt der christlichen Religion philosophisch zu begreifen und dadurch die Wahrheit desselben wirklich zu beweisen; Alles, was sie vermag, ist ein Glaublichmachen der Wahrheit jenes Inhalts. Zugleich führt die Schwäche einer so rohen Vernunft zu den grellsten Widersprüchen, von denen wir schon zu Anfang unsrer Kritik einige anzuführen gehabt haben und von denen wir noch eine beträchtliche Anzahl anführen könnten, z. B. den, daſs Hr. Mill rechtgläubig behauptet: Niemand — wohl zu merken — Niemand komme zum Vater auſser durch Jesus Christus, — und gleichwohl dem durch Jesus Christus nicht erleuchteten Plato die „Erkenntniſs des wahren Gottes" zuschreibt; — und ferner den Wider-

Digitized by Google

spruch, dafs nach Hrn. Mill die Vollkommenheit Jesu Christi von uns niemals erreicht werden kann, S. 109 (that the perfection of J. Chr. can never be equalled) — und dafs dennoch der nämliche Hr. Mill behauptet: „wie Jesus Christus war, so seien alle wirklichen Christen", S. 123. (As J. Chr. was, so are all real members of Christ) — Doch von dem Sichselbstwidersprechen des Verfs. hiermit genug.

Zur Rechtfertigung unsrer Behauptung von Hrn. Mill's Unfähigkeit zum philosophischen Beweisen der christlichen Dogmen können wir, unter Anderem, erwähnen, dafs er über die Lehre von der in zwei unterschiedenen Naturen gegenwärtigen Person Jesu Christi zur Widerlegung der hierauf bezüglichen Straufsischen Sätze nichts weiter vorzubringen weifs, als dies Dürftige: „das Vereinigtsein der göttlichen und menschlichen Natur in Einer Person sei sehr wohl möglich und glaublich, weil ja die damit vergleichbare Verbindung von Leib und Seele in Einer menschlichen Person sehr glaubhaft erscheine". Dafs zu einem wirklichen Beweisen jenes Dogma's die dialektische Entwicklung der concreten Einheit der reinen Gedanken nothwendig wäre, welche der unbestimmten Vorstellung des Göttlichen und Menschlichen zu Grunde liegen, — von dieser Nothwendigkeit läfst sich Hrn. Mill's nicht freie, sondern wie eine Magd im Dienst der Kirche stehende, empirische Philosophie nichts träumen.

Eben so ungenügend wie Hrn. Mill's vermeintlicher Erweis der Wahrheit der Lehre von Christi doppelter Natur, ist unsres Vfs. Polemik gegen die allerdings gleichfalls nicht genügende Straufsische Ableitung des Christenthums aus dem religiösen Bedürfnifs der Zeit. Hr. Mill fürchtet, dafs auf diesem Wege das Christenthum zu einer willkührlichen und zufälligen Erfindung der Menschen gemacht werde. Richtig verstanden, können aber doch die Worte, „dafs Christus in die Welt gekommen, als die Zeit erfüllt war", keinen andren Sinn haben, als *den*, dafs zur Zeit der Erscheinung Jesu Christi, der in der Menschheit wirksame göttliche Geist durch seine bis dahin stattgefundene Entwicklung zu der vollendeten Form herangereift war, welche er sich durch das Christenthum gegeben hat — dafs die christliche Religion ein nothwendiges Resultat jener Entwicklung ist — dafs diese Religion aus dem religiösen Bedürfnifs der Zeit hervorgehen mufste — und dafs dies nothwendig entstandene B dürfnifs durch das Christenthum sich das Mittel sein Befriedigung selbst erzeugt hat, — so dafs die Befr digung nicht von aufsen an das Bedürfnifs gekomm ist. Die Aufgabe der Philosophie ist demnach d zu begreifen, *wie* das nicht auf willkührliche und fällige, sondern auf nothwendige Weise schaffen Genie des der Menschheit inwohnenden göttlichen G stes sowohl jenes Bedürfnifs wie jene Befriedigu aus sich selbst erzeugt hat. Nur, wenn uns die Lösu dieser Aufgabe gelingt, haben wir die absolute N wendigkeit der Entstehung des Christenthums bewie Von dieser Nothwendigkeit weifs Hr. Mill natürl nichts. Er denkt sich dort oben einen unbegreifli Gott — hier unten einen an und für sich le nur von aufsen mit Religion anfüllbaren menschli Geist, — dort einen *ausschliefslich* in *Jesus Chri* fleischgewordnen λόγος — hier einen in *allen* M schen — weil sie *vernünftige* Wesen sind — flei werdenden λόγος, — und zwischen diesen beiden w von einander unabhängig sein sollenden λόγοις nur äufserliche Beziehung. Bei dieser mechanischen, losen Vorstellungsart erscheint das Christenthum der Bühne der Weltgeschichte, wie ein in der handnen Noth zwar willkommner, aber der voran gangnen Entwicklung des göttlichen Drama's der Wel geschichte fremder Deus ex machina.

Einen wirklichen Beweis vermissen wir ferner, wen Hr. Mill die Nothwendigkeit nur einer einzigen Mensc werdung Gottes aus der unbestimmten Vorstellung w der durch den Sündenfall bewirkten grofsen Schwäc der Menschheit ableitet. Durch solche Unbestimm heiten kann er nicht hoffen, Straufs zu widerleg Die Sache bedarf tieferer Auffassung.

Bei der Lehre von der göttlichen Gnade end ist unsres Verfs. Beweisen und Widerlegen eben ungenügend wie bei den vorher betrachteten Ge ständen. Nach Hrn. Mill scheint die der Mensch erwiesene göttliche Gnade nicht als Eine einzige, weiteren Gnaden in sich enthaltende ursprüngli Gnade gefafst werden zu dürfen, sondern in zwei ander äufserliche Gnaden zu zerfallen, — in eine Menschheit ursprünglich durch das Geschenk der d kenden Vernunft erwiesene, aber zur völligen E wicklung und Beseligung der Menschheit gänzl

Digitized by Google

eichende, — und eine davon getrennte, aparte, ursprünglichen von aufsen zu Hilfe kommen nde Gnade.

on jenem ersten Gnadengeschenk spricht Hr. immer mit geistreich lächelnder Ironie, indem selbe „unsre eigene allerhöchste Vernunft" be- amt (S. 12). Vernünftiger würde er gethan ha- wenn er sich angestrengt hätte, die Wahrheit e *ganze* Bedeutung des im Timaeus vorkommenden ischen Ausspruchs zu erfassen, „dafs niemals dem hengeschlecht von der Gottheit ein *gröfseres* Gna- schenk als die *philosophirende Vernunft* gemacht n sei oder *in Zukunft gemacht werden werde*". . Tim.) (ἐξ ὧν ἐπορισάμεθα φιλοσοφίας γένος, οὗ ον ἀγαθὸν οὔτ' ἦλθεν οὔθ' ἥξει ποτὲ τῷ θνητῷ δωρηθὲν ἐκ θεῶν). Doch gehen wir in unsren ürfen nicht zu weit; vielleicht hat auch hier, bei andren Puncten, Hr. Mill zwei einander völ- ntgegengesetzte Ansichten, — stimmt, so lange der einen jener Ansichten verweilt, den ange- n Worten Plato's von ganzem Herzen bei — at denselben eben deshalb für einen vorchrist- Christen, für einen durch seine „eigene höch- ernunft" zur „Erkenntnifs des wahren" christ- „Gottes" gelangten Philosophen erklärt.

Hiermit ist unsre Kritik zum Schlufs gelangt. aben dem Verfasser den Frieden, den wir auf- wünschen, nur auf der Spitze des Schwerdtes en können. Die philosophische protestantische ogie Deutschlands kann sich nicht durch den ismus zum römischen Katholicismus zurück- lassen; — sie mufs, auf ihrem Standpunct eharrend, den englischen Protestantismus zu eranzuziehen streben. Zu diesem Zweck würden n Hrn. Mill nie genannten höchst gediegenen itischen Werke solcher Männer, wie Marhei- und Daub, sehr förderlich sich erweisen. In lebt der Geist, welcher würdig ist, der end- lle Christen zu Einer Heerde vereinigende Hirt n.

Boumann.

LX.

Popular treatises on science written during the middle ages, in Anglo-saxon, Anglo-norman and English. Edited from the original manuscripts by Thomas Wright Esq. London printed for the historical society of Science. 1841. 8.

Vor fünfzig Jahren, wenn von Geschichte der Mahlerei die Rede war, dachte man sofort an die grofsen Italiener vom Anfange des 16. Jahrhunderts: von Niederländischen und Deutschen wufste man wohl auch einiges; van Eyck und Dürer repräsentirten mit ihren Namen aber fast die Völker, und so erschien in der That die moderne Mahlerkunst ziemlich gleich einem Pilze einmal über Nacht aus dem Boden geschossen. Natürlich, wer sich mehr mit der Sache beschäftigte, wufste etwas mehr zu sagen von den Schicksalen dieser Kunst, — aber für das Bewufstsein der gebildeten Welt im Ganzen schrumpften diese Mehrkenntnisse sofort zu dürrer Gelehrsamkeit ein — und erst seit die Boisserées durch Aufstellung ihrer Sammlung viele und höchst Gebildete auf ältere Meisterwerke überhaupt und auf die Bedeutung, die ein für sich allein weniger ansprechendes Bild doch für die Geschichte der Kunst haben kann, aufmerksam gemacht haben, hat man sich bemüht, nun nach allen Seiten hin die früheren Zeugnisse über Entwickelung der Mahlerei zusammenzubringen; ganze Gallerien sind hauptsächlich in diesem Sinne entstanden — man weifs nun wie allmählig sich die zeichnenden Künste zu ihrer Höhe gebracht, wie sie Jahrhunderte lang still gewachsen sind, ehe sie, alle Herzen zur Bewunderung fortreifsend, am Ende des 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts ihre höchste Blüthe erreichten. — Mit der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften verhält es sich nun aber ganz wie mit der Wiederherstellung der Künste. Abgeschafft sind die Wissenschaften auch im Mittelalter *nie* gewesen, nur waren sie theils mehr auf einzelne Pflegeorte beschränkt, theils unter sich in geringerem Zusammenhange, und also einander weniger gegenseitig fördernd. Gewifs aber ist es eben so interessant, den Zeugnissen der Verbreitung wissenschaftlicher Keime in weiteren Kreisen im Mittelalter nachzugehen, als den einzelnen Stufen der Mahlerei und Bildnerei. Das oben angeführte Werk, welches nicht in den Buchhandel gekommen, verdankt seine Publication einer Gesellschaft, die bemüht ist, die zerstreuten Zeugnisse der Pflege der Wissenschaften in früherer Zeit zu sammeln und durch den Abdruck in ihrer reinen Gestalt zu bewahren. Wir können die Zwecke, die sich dieser Verein gesetzt, nicht genug loben — eine solche historische Gallerie wird, wenn sie hergestellt ist, durch ihr blofses Dasein eine Reihe Schiefheiten, die zeither in Beziehung auf das Mittelalter in Cours waren, beseitigen. Aber auch die Arbeit im Einzelnen, wie sie gerade an der Ausgabe der in vorliegendem Büchlein gesammelten drei Stücke sich bethätigt hat, müssen wir in aller Weise anerkennend rühmen. Denn die Texte sind treu und sauber wiedergegeben; und was zur Erläuterung dient, ist

Digitized by Google

mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit hergestellt. Es sind aber die drei Stücke folgende:

1) Eine angelsächsische Abhandlung aus dem zehnten Jahrhundert; ein Excerpt aus Beda's Buch de natura rerum, aber in der Muttersprache geschrieben, und deshalb auch in weiten Kreisen des Volkes verbreitet, wie die grofse Anzahl der vorhandenen Handschriften beweist. Diese Handschriften sind theils vollständig ihrem Inhalte nach, wie ihn der Abdruck giebt, und führen dann den Titel: de compoto, theils fehlt die Einleitung. Die Abhandlung ist eine populäre Belehrung über das Weltgebäude, namentlich über die Himmelskörper und ihre Bewegung, dann aber auch über die meteorologischen und klimatischen Erscheinungen, und die chronologischen Bestimmungen die damit zusammenhängen. Der Verf. ist unbekannt; fälschlich ist Athelard von Bath aus dem 12. Jahrhundert in einer der Handschriften des brittischen Museums durch einen modernen Zusatz als solcher bezeichnet. Anderwärts hat man Aelfric genannt. In seinem Sinne wenigstens ist die typische Beziehung die den Gliedern des Universums zu dogmatischen Sätzen gegeben wird.

Da diese Abhandlung Excerpt ist eines gelehrten Werkes, ist für die Erkenntnifs deutschen Alterthums wenig daraus zu gewinnen; doch ganz unfruchtbar ist die Publication selbst nach dieser Seite nicht; denn abgesehen davon, dafs eine ausdrückliche Warnung darin enthalten ist vor Wahrsagerei aus dem Monde (Ne sceal non Cristen mann nan þincg be dam monan wiglian) bietet auch die Sprache einiges Interessante; vor allen zwei dem Ref. bisher vollkommen unbekannte Ausdrücke für das Zunehmen und Abnehmen des Mondes: capan up und stupan. Jenes, was mir angelsächsich noch in keiner anderen Verbindung begegnet ist, auch von den Wörterbüchern nicht in anderen nachgewiesen wird, ist offenbar unser althochdeutsches ûfchafan, supinare, in die Höhe heben, erheben, was Graff wohl ganz richtig mit caph, cacumen, specula (bei den sylvischen Deutschen heifst chèp-fêrst (cap-first) der Hausgiebel; in Salzburg kapf, ein vorspringendes Dachfenster; im übrigen Deutschen kap-loch, ein Bodenfenster, daher caphên in der alten Sprache eigentlich auf der Höhe, auf dem Giebel, auf der Warte sein; dann: von der Warte, vom Giebel ausschauen, sich umschauen, *gaffen*) in Verbindung bringt; aber nicht gehörig von ûfcafên oder ûfcaphên (in die Höhe schauen) scheidet. Dem angelsächsischen stupan müfste ein althochdeutsches stuphan, aufhören machen, abnehmen lassen, senken, niederbeugen, oder stuphên, im Aufhören, Abnehmen, im sich Beugen, begriffen sein, entsprechen, die mir beide noch nicht vorgekommen sind. Schmeller führt s. v. der *Stupf* an: „So unser mut *gestuphet* wirt in ein bekennen unser missetat". Dies *stuphen* könnte zur Erläuterung dienen, falls es: beugen bedeutet — so wie das englische stoop (humi se inclinare) dasselbe Wort ist. Der Mond geht auf, der Mond stopft, sind also die altgermanischen Ausdrücke für: es ist Vollmond, und: es ist Neumond. — Ein anderes interessantes Wort ist aele-midde, wörtlich: Nadel-Mitte, weil es uns Methode kennen lehrt, wie die alten Deutschen, ohne Cirkel, nen Kreis zogen, indem sie eine Nadel einstecktes, und den den um denselben herumführten. Solche feststehende, techni Ausdrücke in ihrer ursprünglichen, wörtlichen Bedeutung ge ren immer einen Blick in's Leben.

2) Li livre des creatures, by Philip de Thaun. Philip Thaun war aus einer normandischen Familie, deren Sitz in drei Lieues von Caen, zu suchen ist. Vermuthlich war (we stens de la Rue vermuthet es) Humfrey de Thaun Hugh Big Senneschal's Heinrichs I. von England, Kapellan, ein Oheim seres Philipp, dessen Bestiarius, in den zwanziger Jahren 12. Jahrhunderts geschrieben, der Königin Adelaide dedicirt Die Gedichte Philipps de Thaun gelten für die ältesten in mandischem Dialekte. Der liber de creaturis mufs in den er Jahren des 12. Jahrhunderts abgefafst sein; er ist ähnlichen haltes, wie die oben besprochene angelsächsische Abhand und seine Grundlage scheint ebenfalls Beda und dann des St. lischen Helperiens Buch de compoto, nebst den Abhandlu zweier nun unbekannter Schriftsteller, Nebroz (oder Ne und Turkil (oder Turchil). Der Abdruck, welcher uns hie geben wird, ist nach der ältesten der sieben bekannten H schriften (MS. Cotton. Nero. A. V.) mit Berücksichtigu niger der anderen hergestellt. Ein ganz besonderes Ver hat sich der Herausgeber in diesem Falle durch die beig tüchtige Uebersetzung erworben, die bei einem Dialekt, für noch so wenige zuverläfsige Hilfsmittel zu Gebote stehen, für den alten normandischen oder nordfranzösischen, ein länglich schwieriges Unternehmen war. Höchst dankens ist endlich

3) ein englisches Gedicht aus der Zeit, wo sich ehe angelsächsischer und normandischer Sprache die neue eng zu mischen begann — dankenswerth ist diese Mittheilung, aus diesen Zeiten des 13. Jahrhunderts nicht eben viel au halten hat, noch weniger publicirt ist. Der Herausgeber h Gedicht überschrieben: Fragment on popular science fr early english metrical lives of saints. Natürlich finden diesen Anfängen noch vorwiegend angelsächsische Ele und die Schreibung, in der sie hier erscheinen, kann weit e rer zu Untersuchungen über Aussprache und Buchstabens des Angelsächsischen benutzt werden, als das in dieser Hinsi wenig brauchbare, später vollständig ausgebildete Englisch. Inhalt dieses Bruchstückes aus dem Leben der Heiligen ist e versificirte Abhandlung von den Himmeln, die alles umge von der Erde in ihrer Mitte, und von der Hölle in der Mitte; von den Himmelskörpern; von den Elementen; von ren Mischung im Menschen; von den drei Seelen des Menschen deren eine ihren Sitz in der Leber, dem Mittelpuncte des sischen Wachsthums und der organischen Leibesentwicke habe; deren andere im Herzen wohne, dem Sitze aller Sin thätigkeit und aller selbstständigen Bezeigung des physis Lebens; deren dritte, im Gehirn sitzende, allein unsterblich, Menschen nicht, wie die anderen Seelen, mit den Thieren, dern nur mit den Engeln gemeinsam und der Grund und alles geistigen Lebens des Menschen ist.

Ohne Zweifel bewahren die Bibliotheken noch ganze S ähnlicher kleiner, bisher wenig beachteter Schriften, die für die Erkenntnifs der eigenthümlichen Physiognomie und digen Farben der mittleren Zeiten, so wie für unsere de Sprach- und Alterthumsforschung, noch wahre Schätze b können, und auf jeden Fall für *den* höchst anziehend sind, sich der Betrachtung des Fortschreitens und der Mittel m licher Bildung erfreut. Möge also die ehrenwerthe S nicht müde werden in ihren gemeinsamen Bestrebungen, u mer so geschickte Kräfte für ihre Zwecke finden, wie in g wärtigem Falle.

H Le

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

LXI.

ractical treatise on locomotive engines upon ailways, etc., by the Chev. de Pambour. London, published by John Weale, 1836. 1 *Bd.*

eorie de la machine à vapeur par le Chev. de Pambour. Paris, Bachelier, 1839. 1 *Bd.*

Die Theorie der Maschinen hat sich lange Zeit f die Untersuchung des Gleichgewichtes zwischen raft und Last beschränkt; auch wird häufig noch neueren Lehrbüchern die Maschine definirt als eine richtung, mittels welcher eine Kraft irgend einer eren Gleichgewicht halte. In diesem Sinne nennt den Hebel und die schiefe Ebene einfache Maen, bei welchen die Bedingungen des Gleichgeites für jenen von *Archimedes*, für diese von *Stevi* (1585) zuerst aufgestellt und bewiesen wurden. rzugsweise aus der Betrachtung der Maschinen in angegebenen Bedeutung des Wortes hat sich derige Theil der mechanischen Wissenschaften entkelt, welchen man die Statik nennt; als man aber er durch die Entdeckung der Gesetze des Falles der allgemeinen Gravitation zur Theorie der Beng, zur Dynamik überzugehen veranlafst wurde, die Lehre von den Maschinen noch lange auf früheren Standpuncte stehen, obgleich leicht sehen war, dafs das Wesentliche einer Maschine, einer Mühle, nicht blofs in Erhaltung eines Gleichtes zwischen Kraft und Last bestehe, sondern rvorbringung einer fortdauernden Bewegung, bei er irgend ein Widerstand überwunden werden Allerdings findet auch bei der Bewegung einer schine, wenn ihr Gang genau gleichförmig ist, ein eichgewicht zwischen Kraft und Last statt, welches, immer, den Gesetzen der Statik unterworfen ist; r die Untersuchung desselben unterscheidet sich der Bestimmung des Gleichgewichtes zwischen Kraft und Last für den Ruhestand der Maschine wesentlich dadurch, dafs bei jener die Geschwindigkeit der Bewegung mit in Rechnung gebracht werden mufs. Wenn sich daher einerseits die Bestimmung des gleichförmigen Ganges einer Maschine als eine blofs statische Aufgabe betrachten läfst, so findet doch andererseits gerade bei Maschinen der eigenthümliche Umstand Statt, dafs die Kräfte, zwischen welchen das Gleichgewicht besteht, zum Theil durch die Geschwindigkeit der Maschine bedingt werden, wie z. B. der Druck, welchen das treibende Wasser auf die Schaufeln eines Mühlrades ausübt, bei übrigens gleichen Umständen von der Geschwindigkeit dieser Schaufeln abhängt, und eben die Ermittelung dieser Abhängigkeit macht den wesentlichen und eigenthümlichen Theil der Aufgabe einer dynamischen Theorie der Maschinen, im Gegensatz einer statischen, aus. *Parent*, Mitglied der Pariser Academie, war der erste, welcher eine Maschine im Zustande der Bewegung betrachtete, indem er im Jahre 1704 eine Theorie der Wasserräder aufstellte, welche, wenn auch später durch die Arbeiten von *Borda*, *Deparcieux*, *Bossut*, *Euler* u. A. übertroffen, doch damals mit Recht als ein bedeutender Fortschritt in der Mechanik anerkannt wurde. Leider aber werden Kenner der Hydraulik zugestehen müssen, dafs dieser Zweig der Mechanik noch weit von seiner so sehr zu wünschenden Ausbildung entfernt ist, und dafs man in der Theorie der hydraulischen Maschinen noch oft genöthigt ist, die nach allgemeinen Gesetzen entwickelten Formeln durch Einführung empirischer Coefficienten, von deren Werthen die Theorie keine Rechenschaft giebt, auf eine den Beobachtungen immer noch unvollkommen entsprechende Weise zu verbessern.

Um so erfreulicher ist es sich zu überzeugen, dafs es in einem andern in neuern Zeiten höchst wichtig gewordenen Theile der Maschinenlehre gelungen ist, der Herrschaft empirischer Coefficienten, welche auch hier

Digitized by Google

schon ziemlich allgemein eingeführt waren; ein Ende zu machen, und überhaupt an die Stelle der früheren höchst einseitigen theoretischen Betrachtungsweise der Dampfmaschine eine Theorie zu setzen, welche sich von vorn herein durch ihren innern Zusammenhang und durch die Vollständigkeit empfiehlt, mit welcher sie die auf Bewegung und Leistung der Maschine bezüglichen Fragen beantwortet. Diese Theorie ist eine dynamische; indem sie das allgemeine Princip der neueren Maschinenlehre (Principe de la transmission du travail) auf die periodisch-gleichförmige Bewegung der Maschine anwendet, und daraus das bei dieser Bewegung nothwendig eintretende Verhältnifs zwischen Kraft und Widerstand herleitet, bestimmt sie zugleich Geschwindigkeit, welche die Maschine unter gegebenen Umständen in ihrem gleichförmigen Gange annehmen mufs. Diese Bestimmung der Relation zwischen Geschwindigkeit und Belastung ist für die Dampfmaschine zuerst von Pambour in den oben genannten Schriften geleistet worden; bis dahin hatte man sie gänzlich vermifst, denn die Versuche, welche Tredgold und Wood in ihren Schriften über Eisenbahnen in dieser Beziehung gemacht hatten, sind so verfehlt, dafs sie niemals einige Aufmerksamkeit erregen konnten. An jene Relation knüpfen sich sodann in klarem wissenschaftlichem Zusammenhange die weiteren Untersuchungen über den Nutzeffect der Maschine unter verschiedenen Umständen, namentlich über die zur Erreichung des gröfsten Nutzeffectes dienliche Geschwindigkeit, über den Einflufs, welchen die Dimensionen der Maschinentheile, besonders des Cylinders, auf die Bewegung und Leistung der Maschine ausüben, über den Verbrauch an Brennstoff, über den Betrag der Reibungen und anderweitigen Hindernisse der Bewegung, zu deren Messung die Theorie selbst Mittel an die Hand giebt, denen die vielseitigste Benutzung zu wünschen ist. Mögen dann immerhin die numerischen Angaben in den Pambourschen Formeln mehr oder weniger erhebliche Aenderungen erleiden, mag namentlich, wie es zu wünschen ist, die Abschätzung der Widerstände auf einen viel höheren Grad der Genauigkeit gebracht werden, als bis jetzt geschehen ist; immer wird der Verf. das Verdienst behalten, zu allen diesen Untersuchungen den richtigen Weg zuerst gezeigt zu haben.

Um dem Leser den Gang und die Eigenthümlichkeit der vorliegenden Theorie, so viel als diese Gelegenheit zuläfst, anschaulich zu machen, will Ref. versuchen, die Grundzüge derselben in ihrer einfachsten Gestalt darzustellen, wobei nur eine sehr geringe Kenntnifs der Theile einer Dampfmaschine vorausgesetzt wird. Während die Maschine in gleichförmigem Gange ist, und das Feuer unter dem Kessel fortwährend gleichmäfsig unterhalten wird, dringt in jeder Secunde eine gleiche Wärmemenge in diesen ein, und verwandelt die gleiche Wassermenge, z. B. 20 Cubikzoll, allgemein σ Cubikzoll Wasser, in Dampf von einer gewissen Spannung S, d. h. welcher vermöge seiner Elasticität einen Druck von S Pfunden (z. B. 75 Pfunden) auf den Quadratzoll ausübt. Diese in der Zeiteinheit verdampfte Wassermenge, und nicht die Spannung der im Kessel gebildeten Dämpfe, ist vorzugsweise das die Stärke der Maschine bestimmende Element, welches Pambour die Verdampfungskraft (force de vaporisation) nennt; in der Hervorhebung desselben steht die erste Eigenthümlichkeit der Pambourschen Theorie im Gegensatze der früheren Darstellungen, welche die Verdampfungskraft in die Berechnung des Effectes der Maschine nicht einführten. Der im Kessel erzeugte Dampf strömt durch das Leitrohr in den Cylinder, wo er auf den vor ihm ausweichenden Kolben mit einer gewissen Kraft drückt, welche keineswegs, wie in der früheren Theorie angenommen wurde, der Spannung im Kessel gleich ist oder zu ihr in einem constanten Verhältnifs steht, sondern vielmehr durch die Spannung im Kessel gar nicht bedingt wird. Man kann den gesammten Widerstand, welchen die Maschine zu überwinden hat, mit Einschlufs aller durch Reibung oder wie immer entstehenden Hindernisse der Bewegung, als eine Kraft betrachten, welche mit R Pfunden auf den Quadratzoll der Kolbenfläche drückt; nennt man nun S′ die Spannung, mit welcher der Dampf auf den Quadratzoll der Kolbenfläche drückt, so folgt aus der vorausgesetzten Gleichförmigkeit des Ganges der Maschine, dafs die bewegende Kraft dem Widerstande R Gleichgewicht halten und also mithin S′ = R sein mufs. Der Dampf, welcher im Kessel die Spannung S hatte, dehnt sich also, im Cylinder anlangend, aus, und drückt auf den Kolben noch mit der Spannung S′, welche lediglich durch den Widerstand oder die Belastung des Kolbens bedingt wird. Diese Gleichung S′ = R gilt jedoch nur dann

Digitized by Google

wenn der Dampf aus dem Kessel während des ganzen Kolbenlaufs ununterbrochen in den Cylinder strömt; wird aber der Zufluſs des Dampfes durch Absperrung des Cylinders unterbrochen, so tritt eine andere Werthbestimmung für S′ ein; für den Zweck dieser Skizze ist es jedoch angemessen, nur bei dem einfachsten Falle stehen zu bleiben. Mit Rücksicht auf diesen Zweck mögen uns Kenner erlauben, die Spannung des Wasserdampfes ganz einfach seiner Dichtigkeit proportional zu setzen, was freilich nur angenähert richtig ist. Wenn also 1 Cubikzoll Wasser, nachdem er es in Dampf verwandelt hat, im Cylinder einen Raum von m Cubikzoll einnimmt, und dabei die Spannung S′ besitzt, so ist nach vorstehender angenähert richtiger Voraussetzung das Product m S′ eine für die verschiedenen zusammengehörigen Werthe seiner Factoren sich gleich bleibende Zahl; ist z. B. S′ = 40 Pfund, so beträgt m ungefähr 670; d. h. 1 Cubikzoll Wasser nimmt in der Form von Dampf von 40 Pfund Spannung etwa 670 Cubikzoll Raum ein; das Product beider Zahlen ist 27800; und beinahe derselbe Werth ist es, welchen dieses Product auch für andere zusammengehörige Werthe von S′ und m erhält, wenigstens dem Umfange, in welchem diese Gröſsen bei Dampfmaschinen überhaupt in Betracht kommen. Läſst man jene diese Voraussetzungen, die bei einer gründlicheren Entwickelung der Theorie anderen genaueren, aber auch weniger einfachen, Platz machen müssen, hier gefallen, so folgt weiter, daſs die in der Secunde aus dem Kessel in den Cylinder strömenden Dämpfe, welche aus σ Cubikzoll Wasser gebildet sind, sich im Cylinder, unter Spannung S′ annehmend, zu m σ Cubikzoll ausdehnen. Bezeichnet ferner a den Querschnitt, l die Länge des Cylinders, so ist a l sein Rauminhalt; wenn nun der Kolben in der Secunde n mal durch den Cylinder geht, oder n Hübe macht, so wird bei jedem Hube der Raum a l mit Dampf von der Spannung S′ gefüllt, welcher alsdann sofort entweicht; bei sämmtlichen n Hüben wird mithin das Volumen a l × n von Dampf von der Spannung S′ verbraucht. Das während einer Secunde in den Cylinder eindringende Dampfvolumen war aber nach dem Vorigen m σ, und da es mit dem verbrauchten gleich sein muſs, so erhält man zur Bestimmung der Anzahl der Kolbenhübe in der Secunde die Gleichung a l n = m σ, oder $n = \frac{m\sigma}{al}$. Da ferner m S′ eine constante Gröſse, (= c) und S′ = R ist, so folgt aus m S′ = c auch m R = c, also $m = \frac{c}{R}$, und folglich ist $n = \frac{c\sigma}{alR}$ die gesuchte Anzahl der Kolbenhübe in der Secunde, durch welche die Geschwindigkeit der Maschine bestimmt, und zwar der gesammten Belastung des Kolbens, bei übrigens gleichen Umständen, umgekehrt proportional gefunden wird.

So einfach, wie in dieser Darstellung, verhält sich zwar die Sache in der Wirklichkeit nicht; immer aber ist das Vorstehende hinreichend, auf die wesentlichsten Grundbestimmungen der Theorie aufmerksam zu machen und zu zeigen, wie sehr dieselbe über das Spiel der Maschine Licht zu verbreiten im Stande ist. Je gröſsere Wichtigkeit aber dieser Gegenstand durch seine ausgedehnte Anwendung erlangt hat, desto eher glaubte Ref., indem er auf obige Erläuterung einging, die Aufmerksamkeit einiger Leser dieser Blätter für dieselbe gewinnen zu können.

Eine genauere Darlegung des Inhaltes der oben genannten Schriften scheint für diese Blätter weniger geeignet zu sein. Die erste, von welcher im 10ten Bande des Journals für Baukunst von A. L. Crelle eine deutsche Uebersetzung durch den Herausgeber geliefert worden ist, beschäftigt sich bloſs mit den Dampfmaschinen auf Eisenbahnen und enthält die zahlreichen Versuche, welche der Verf. über dieselben in England angestellt und zur genaueren Begründung seiner Theorie angewendet hat. Die zweite Schrift trägt mehr den Charakter eines Lehrbuches, in welchem zuerst die allgemeine Theorie mit ihren Gründen ausführlich vorgetragen und dann auf die verschiednen Arten von Dampfmaschinen näher angewendet wird, namentlich nicht allein auf die rotirenden, welche eine ununterbrochne gleichförmige Bewegung zu unterhalten bestimmt sind, sondern auch mit gleichem Erfolge auf die nicht rotirenden, vielmehr absatz- oder ruckweise wirkenden Maschinen, wie man sie z. B. in Schachten zur Hebung des Wassers braucht. Wenn einerseits zur Lösung aller dieser Aufgaben ein hoher Grad von technischer Einsicht erforderlich war, so würde derselbe doch unfruchtbar geblieben sein, wenn sich mit ihm nicht die genaue Kenntniſs der Principien vereinigt hätte, durch welche die neuere Mechanik sich von theoretischer Seite in die Maschinenlehre Eingang zu

Digitized by Google

verschaffen gewufst hat, und welche wir eben so, wie die hier besprochne wichtige Anwendung derselben, ausschliefslich französischen Mathematikern zu verdanken bekennen müssen.

F. Minding.

LXII.

Rectitudines singularum personarum; nebst einer einleitenden Abhandlung über Landansiedlung, Landbau, gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse der Angelsachsen. Herausgegeben von Heinrich Leo. Halle, 1842. bei Ed. Anton. XIV u. 252 S. 8.

Der Vf. hat es eingesehen, zu welchen Aufschlüssen die angelsächsische Literatur leiten kann, mit der er sich immer wärmer und lebendiger beschäftigt. Denn in den meisten Dingen ganz auf dem Fufse unsers heimischen Alterthums stehend, hat sie voraus vor diesem, reichlicher und mehr in der noch vollen jugendlichen Kraft der Landessprache entsprungen zu sein, zu einer Zeit, in welcher das fränkische Reich und dessen mächtiger Einflufs auf das innere Deutschland nur der lateinischen Sprache Vorschub that und dadurch der freien Entfaltung unsrer Literatur unerträgliche Fessel anlegte. Die nahe Verwandtschaft aller deutschen Dialekte untereinander gestattet uns aber aus dem angelsächsischen Quell an mancher Stelle, wo Spur und Zusammenhang ehmaliger Verhältnisse fast versiegt zu sein schienen, den Grund und Boden aufzufrischen und bedeutende Uebereinstimmungen zu gewahren. Nicht kärglich ertragen solche Studien dem, der verstehen lernt denBrunnadern unserer alten Sprache emsig nachzugehn, so lange sie sich verfolgen lassen, und sie aufzugeben, sobald sie dem offnen Blick des bedächtigen Forschers schwinden.

Es sind zwei neuerdings in England herausgekommne Werke, welche den Verf. angezogen haben, Thorpes Ausgabe der angelsächsischen Gesetze, und Kembles Sammlung angelsächsischer Urkunden. Jener entnimmt er die Rectitudines singularum personarum, d. h. einen im zehnten Jahrhundert entstandnen Aufsatz über die damaligen Rechte der Gutsinsassen, dessen lateinischen Text Lappenberg bereits vor acht Jahren im neuen rheinischen Museum für Jurisprudenz Bd. VI. S. 145—153 unter dem Titel: de dignitate homi anglosaxonum mitgetheilt hatte. Leo liefert nicht den angelsächsischen und lateinischen, sondern a eine sorgfältige Verdeutschung und wendet der Er rung des Inhalts die gröfste Aufmerksamkeit zu. Urkunden, die von 604—966 reichen, meist lateini zum Theil angelsächsisch abgefafst sind, entwirf Verzeichnisse der örtlichen Namen (über 1200) braucht sie zu den vielseitigsten Folgerungen. S halten wir die auf dem Titel angegebnen einzelnen handlungen, in denen mühsame Arbeit und ungem Scharfsinn aufgewandt werden.

Was aber frommte es, einem von Etymol strotzenden und sie kühn handhabenden Werke allgemeinen Ergebnisse einzuräumen oder abzustre ehe hier noch ein Abschlufs zur Reife gedieh kann? Vieles ist ansprechend zusammengestellt, res mag künftig erst bewiesen werden oder wieder len. Diese angelsächsischen Forschungen sind dad belebt, dafs sie anregen, und unserm, wenigsten Glossen und Eigennamen überschwänglich reiche hochdeutschen Alterthum gestatten, sich vergleich weise daneben zu stellen. Aus der grofsen Fül gepflognen Untersuchungen wollen wir einige E heiten herausgreifen.

S. 48. 49 wird der Ausdruck *seta* oder *veta* wifs richtig durch Weideland erklärt; am natürlich scheint es, ihn auf die goth. Wurzel sitan sedere beziehen, so dafs ë und eo den gebrochnen Vocal bieten, wie veota = vita, freodho = fridhu, wozu der Wechsel beider Laute in den Ortsnamen R ningseta, Haffngseota, Bobingseota stimmt. Die nennung war nicht minder althochdeutsch, in den lich von Dronke herausgegebnen Fulder Glossen begegnet das einfache *siozza* praedia, und in zwe kunden bei Neugart, no. 155. aus dem Jahr 805 poldes *siaza*, und no. 226 a. 826 Wolfpoltes offenbar ist wieder Waldgegend oder Weide ge Eine ahd. Form *sëza* kann nur vermuthet werden, gefunden hat sie sich noch nicht. Aber altnor wechselt *setr* (Gulathingslög S. 378. 407. 454 mapalia aestiva übersetzt) mit *sæta* oder *sætra*, we æ sich zu ë verhalten mag, wie in den ags. mi chen Substantiven -sëta und -sæta (mhd. -sëzz -sæze) von derselben Wurzel.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1842.

stitudines singularum personarum; nebst einer einleitenden Abhandlung über Landansiedlung, Landbau, gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse der Angelsachsen. Herausgegeben von Heinrich Leo.

(Schlufs.)

Die Schreibung Bobingseata könnte für -saeta genommen werden, und jenes siuzza verschrieben oder verlesen sein statt siazza. Lye aus cod. Coton. 174 giebt *siota* stabula, aber *seotu* buccetum entwendet Bosworth, der kaum etwas eignes hat, aus Lye oder aus Junius, daher wo diese kein Citat beifügen, auch ihm muss darf zugemuthet werden. Aus dem Begriffe Weide folgt der von Rinderstall von selbst.

Vurdh oder *Vordh* (S. 51. 52) wird sich nicht in oberdeutschen Denkmälern aufweisen lassen, nur in niederdeutschen. Es drückt aus Boden, area, platea, meist einen festgestampften oder gepflasterten Platz vor dem Hause, weshalb es auch geradezu für Hof gebraucht wird und verschiedentlich für Strafse. Das altnordische *urdhr* sogar saxetum. Neben dem ags. Femininum *vordh* findet sich mit demselben hier das Masculinum *vordhig* Beov. 3939. Ps. 53, 10. und Ines dômas 40. Altniederdeutsch erscheint nur die weibliche Form: de villa mid-dan Fadharuurde (l. Fadaruurdhe) Pertz 2, 388; eine Urkunde bei Lacomblet no. 65 vom Jahr 855 nennt hintereinander Sceddanuurthi, Gevesuurdhi, Vederuurdhi (lies Fadaruurdhi) und bis auf heute sind in Niedersachsen und Westphalen die Ausdrücke *Word*, *Achtword* im Gang geblieben. Auch Heliand 75, 22. scheint *wurdh* nicht hora, tempestas, wie Schmeller annimmt, sondern solum area. Man unterscheide ags. *wurdh* (fem.) area, vyrd (fem.) fatum, vord (neutr.) verbum; = alts. wurdh area, wurd fatum, word verbum; ahd. wurd area, wurt fatum, wort verbum; = altn. urdhr saxetum, urdr fatum, ord verbum. Doch die altn. Grammatiker und Handschriften mengen dh und d, gleich den altsächsischen, während die ahd. d und t, die ags. dh und d richtiger sondern. wurd area scheint auch den mhd. Quellen abzugehn; das oberdeutsche *wörth* = ahd. werid insula liegt ab.

Aus dem Namen *Andscôheshâm* (Kemble 1, 102) folgert der Vf. S. 100—104 zu viel. Er gedenkt dabei des pfälzischen Ortes *Handschuhsheim* unweit Heidelberg (deutsche Weisthümer 1, 456) und stellt noch andere Benennungen dieser Gegend zu angelsächsischen, aus welchen er ein uraltes engeres Band zwischen Sachsen und Alamannen herleitet. Ein zweites Handschuhsheim sei nicht in ganz Deutschland zu finden. Das ist ungegründet. Im Elsafs liegt ein zweites (deutsche Weisthümer 1, 729. 731). Ob das bei Schannat trad. fuld. no. 84. (a. 788) angezogne *Hantscôhasheim* eins dieser beiden oder ein drittes sei? vermögen wir in diesem Augenblick, wo uns das Buch abgeht, nicht zu ermitteln. Aber ein vierter Ort, ähnlichen Namens, findet sich bei Erfurt in Thüringen, nämlich Henschleben, das in Urkunden vom Jahr 1136 und 1137 *Hanscislevę* und *Hantschuheslebe* heifst, vgl. Wigands Archiv, 5, 41. 42 und Schöppachs hennebergische Urk. no. 4. Hansci ist die alte zusammengezogne Form für Handscuoh, altn. handski, dän. handske; Beov. 4147 kommt das ags. *hondscio* vor statt des sonst üblichen glof, engl. glove. Es scheint also dafs jenes Andscôheshâm dennoch in *Handscôheshâm* zu berichtigen und die allerdings merkwürdige Ortsbenennung entweder aus der Bauart des Dorfs in fünf Gassen nach den Fingern, oder noch lieber aus einer Berechtigung zum Jahrmarkt, die der symbolisch aufgesteckte Handschuh verkündigte, erklärlich sei, ohne dafs man sie auf Sachsen und Schwaben einzuschränken hätte. So werden sich auch mehrere der S. 104 aufgeführten Namen noch anderwärts darbieten.

S. 105 ist *ioclet* mansiuncula, aratiuncula aus

Digitized by Google

Kemble 1, 249. 250. 2, 102 zwar angeführt, aber unbesprochen gelassen. Lye merkt an, dafs noch heute im Kentischen ein Acker a *yokelet* heifse, der mit einem schwachen gespanne rinder (tenui jugo boum) gebaut werden könne. ioc, gewöhnlicher gioc, geoc scheint deutlich darin zu stecken, doch das folgende -let ist schwer aus einer blofsen Ableitung oder gar Verkleinerungssilbe zu erklären. Erinnert wird man dadurch an das gleich dunkle Wort *eolet*, das Beov. 446 etwa für mare oder littus gesetzt ist. Bei beiden Ausdrücken lassen alle übrigen Dialekte völlig im Stich. *Sulung* steht offenbar für *sulhung*, und leitet sich von *sulh* aratrum, dem das lat. sulcus ganz nahe tritt, wie das ahd. *huohili* aratiuncula von huoha, goth. hôha aratrum abstammt (Gramm. 3, 415). Auch ahd. begegnet *suoli*, wo nicht verschrieben für huoli? Seltsam nur ist neben sulung die öftere Schreibung *svulung* (Kemble 1, 292. 310. 2, 102).

Aus Ädhelstânes dômas wird S. 107 einer alterthümlichen Bestimmung des Königsfriedens gedacht: er soll sich von dem Burgthor, wo der König sitzt, nach den vier Seiten erstrecken drei Meilen, drei Furchenlängen, drei Ackerbreiten, neun Fufs, neun Schafthandbreiten und neun Gerstenkörner weit. Den gröfseren Fernen und Mafsen sind hier immer kleinere hinzugefügt, so dafs offenbar das letzte, das *Gerstenkorn*, aller Landmessung zum Grunde liegt. Hierzu läfst sich nun viel einstimmendes anführen. Eine Stelle bei Chapeaville (script. rer. leodiens. 2, 413) lehrt, dafs auch in den Niederlanden vom hordei granum ausgegangen wurde. Wiederum aber enthalten die Leges wallicae lib. 2. cap. 19. de terrarum mensuris folgende merkwürdige Vorschrift: hasce autem mensuras Dunwallo ad longitudinem grani hordeacei constituit: tria grana hordeacea unciam efficiunt, tres unciae palmum, tres palmi pedem, tres pedes passum, tres passus saltum, tres saltus terram, quae recentioribus Wallis vocatur Grwn, i. e. porca, et harum porcarum mille efficiunt milliare, vgl. Proberts ancient laws of Cambria p. 187. 188. Darf man in dieser Bestimmung einen uralten deutschen und zugleich celtischen Gebrauch erblicken? denn nichts nöthigt zu der Annahme, dafs ihn die Angelsachsen erst von den Walen überkommen hätten, da wir ihn eben so wohl in den Niederlanden antreffen. Er läfst sich aber auch bei morgenländischen Völkern nachweisen, gleich vielem andern in den Einrichtungen unserer frühsten Vorzeit. Zwar nicht die h ligen Schriften der Hebräer, allein die Rabbinen stimmen das Mafs nach Breiten der Gerstenkörner (B theau zur Geschichte der Israeliten. Göttingen 18 S. 60); die Araber sollen ein gleiches thun. Den mern und Griechen scheint diese Grundlage nicht gebracht; für die Mongolen galt sie hingegen: sie mal siebenfach vergröfserte Stäubchen bilden ein G stenkorn, sieben Gerstenkörner einen Daumen, vier zwanzig Daumen eine Elle, vier Ellen eine Klafter (Al fünfhundert Klafter eine Strecke soweit ein Schnec horn (Blasinstrument) hörbar ist, endlich acht sol Strecken eine Meile (Bere), vgl. Schmidt's Ostmo len p. 5. Den Indern stellt das Gesetz des Man den Werth des Geldes folgendes auf: das kleinst wicht ist Sonnenstäubchen, acht Sonnenstäubchen = einem Mohnkörnchen, drei Mohnkörnchen = ei schwarzen Senfkorn, drei schwarze Senfkörner ei weifsen Senfkorn, sechs weifse Senfkörner einem G stenkorn mittlerer Gröfse, drei Gerstenkörner ei Raktika oder dem Korn der Gandscha, sieben R kas von Gold machen einen Masa, sechzehn M einen Suverna, vier Suvernas einen Pala, zehn einen Dharana u. s. w. vgl. J. G. Rhode über relig Bildung der Hindus 2, 591. Hier erscheint das G stenkorn unter andern Körnern zur Bildung der G wichte, wie dort zu der der Landmafse. Die einzeln Angaben weichen so von einander ab, dafs schon durch der Gedanke an unmittelbare Erborgungen aus schlossen wird; es war Gemeingut der ältesten Völke

S. 137—141 lesen wir eine sinnreiche Zurückf rung der allgemeineren Namen *theod*, *dryht*, cyn, und *hîred* auf die Begriffe Verbindung, Dienersch Abstammung, Gefolge und Familie, können aber noch nicht allem beipflichten. Zumal scheint u starkes Verbum theodan auf keine Weise gerechtfe Davon abgesehn, dafs dessen Part. Prät. nur ge den und nicht getheoden lauten könnte, wie der V selbst bemerkt, läfst sich auch die Form gethe nicht einmal aus der Glosse 3311 bei Mone erwe Denn daselbst ist entweder tôgetheodendne oder t theodne = tôgetheodedne zu bessern; das Verbum t theodan, tôgetheoddan adhaerere ist zu häufig als man sich irren könnte. theod, goth. thiuda gens also richtiger mit theov, goth. thius, puer, servus sammenzuhalten sein, bei dem allerdings die S.

Digitized by Google

ngegebne Wurzel thivan, thau, thuvum statthaft heint; thiuda enthält folglich eher den Begriff des ienstes, der Dienerschaft als der Verbindung. Ebenwenig möchten wir das ags. cidh germen auf cyn ius beziehen; es gehört, wie das entsprechende ahd. id und die anderweite Ableitung chîmo, zum goth. ian, Part. kijan germinare (Gramm. 2, 258. 260). dlich hat die Wurzel filhan für folc deshalb Bedenn, weil dann die ahd. Form folah und nicht folk, die n. fol und nicht folk lauten würde. Darum wird auch gen sequi nicht dazu gerechnet werden dürfen.

Die ags. Göttinnen *Eástre* und *Hrêdhe* bei Beda t Leo zu bezweifeln geneigt, weil sich sonst keine pur von ihnen finde, und die übrigen Monatsnamen icht von Göttern hergenommen seien. Aus diesem etzten Grund dürfte man auch den lateinischen Marius und Januarius nicht zum Gotte Mars und Janus chlagen, denn die andern Namen (des Majus unsichre Beziehung auf Mercurs Mutter ungerechnet) sind ebenwenig nach Göttern, und vollends in Fulmânot könnte er neuentdeckte Phol gar nicht stecken. Lieber wolln wir an Bedas oder eines dennoch alten Interpolairs Nachrichten festhalten. *Lidha*, wodurch bekanntich Juni und Juli bezeichnet werden, deutet der Verf. icht aus lidhe lenis (lind), sondern aus lîdh poculum, otus, und gewinnt so einen Gegensatz zu Geola. Wenn ie Länge des Vocals ausgemacht ist, liefse sich auch a lidhan ire, navigare denken. Zu den einzelnen Monten werden die von Strutt bekannt gemachten Bilder 207—215 hübsch erläutert. Dafs das ganze Jahr ern heidnischen Voreltern in zwei Hälften zerfiel, ebt zumal die hier unerwogen gebliebne merkwürdie Benennung ags. missere, altn. misseri, von welder anderswo ausführlicher zu sprechen Gelegenheit n wird.

Jac. Grimm.

LXIII.

romans dou chevalier au leon. Bruchstücke aus einer vaticanischen Handschrift, herausgegeben von Adalbert Keller. Tübingen, 1841. 8.

Hr. Prof. Keller, der sich um die Geschichte der Litteratur Mittelalters schon so mannigfache Verdienste erworben, theilt in der kleinen Druckschrift, deren Titel über diesem Artikel t, Anfang und Ende des französischen Gedichtes mit, nach welchem unser Hartmann von der Aue seinen Jwain arbeitete. Der Mittheilung liegt eine vaticanische Handschrift (1725 der christinischen Bibliothek) zu Grunde, in welcher Bl. 34c. bis Bl. 68 b. der chevalier au leon enthalten ist. Der Herausgeber fügt hinzu: „Das gegenwärtige Heft möge als Vorläufer betrachtet werden zu einem gröfseren Werke, in welchem ich die Resultate meiner Nachforschungen nach Materialien zur Geschichte mittelalterlicher Dichtung auf italienischen Bibliotheken bekannt zu machen gedenke". — Mit gröfster Spannung sehen wir diesen weiteren Publicationen entgegen.

Es wird allmählig Zeit, dafs mehr und mehr die französischen Quellen, aus denen ein grofser Theil unserer mittelhochdeutschen Dichtungen geströmt ist, wieder aufgedeckt werden, theils um ihrer selbst willen, indem diese ganze französische Ritterdichtung zu den bedeutendsten, wenn auch uns nicht immer ansprechenden geistigen Erscheinungen gehört, theils aber auch um unsrer Nation willen, damit endlich die, welche sich um diese deutsche mittelalterliche Litteratur kümmern, nachgerade alle klar einsehen, wie viel davon wir uns nicht zusprechen dürfen, wie viel davon seinem Charakter und seiner ganzen Empfindungsweise nach, wenn auch in gewisser Beziehung schön, doch *undeutsch* ist. Ref. hat einmal jemanden urtheilen hören, das Nibelungenlied komme ihm vor wie eine kahle Haide, auf der nur hie und da eine Blume blühe — das aber, was hier als Blume bezeichnet ward, gehörte grade den sentimentalen Stellen an, die erst unter dem Einflusse der französirenden Hofdichtung in die Nibelungendichtung hereingekommen — der Kern der Sage galt also hier als kahle Haide, d. h. der, welcher so urtheilte, hatte für die einfache, männlich-wilde deutsche Auffassung der Dinge kein Auge und kein Herz, und die wohlgezogene, sentimentale französische Empfindung, die uns jetzt auf allen Seiten des Lebens eingeimpft wird, war ihm so in die Fugen des Leibes und der Seele gedrungen, dafs er nur da Blüthen fand, wo er diesem Empfindungszeuge wieder begegnete. Dem Geltendmachen wenigstens so schiefer Urtheile wird am besten begegnet werden können durch eine chemische Nachweisung des Unterschiedes französischer Ritterdichtung und deutscher, zu welcher Hr. Prof. Keller willkommenes Material liefert. Nur müssen wir dabei *uns* (d. h. unsrer deutschen und respective fränkischen Empfindungsweise) einen von den Franzosen später selbst als ihnen fremdartig zurückgestellten Zweig ihrer mittelalterlichen Dichtungen vindiciren, den Kreis nämlich der älteren Kärlingersagen, die Bertha mit dem grofsen Fufs, den Werner von Lothringen und den Radulf von Kemmerich, zumal den letzteren, denn diese Gedichte ruhen nicht nur theils auf deutschen Sagen, theils auf historischen Verhältnissen, wie sie durch den fränkischen Adel des nordöstlichen Galliens hergestellt waren, sondern die in ihnen herrschende Empfindung ist auch noch ganz und gar deutscher Waldesduft, in dessen Einathmen einem zu Muthe wird, als hätte man den elastischen Boden eines Fichtennadelngrundes unter den Füfsen, als hörte man die Spechte an den Stämmen hämmern und sähe die Füchse durch die Wachholderbüsche schnüren oder dann und wann die Falken und Aare sich erkrimmen. *Das gehört uns;* wogegen wir den Franzosen alle unsere artu-

Digitized by Google

sischen und sangralischen Dinge gern zuschreiben dürfen — obgleich dort französische, hier deutsche Zunge einen anderen Weg zu zeigen scheint.

Das Eindringen französischer Dichtungsmotive in die deutsche Litteratur fällt zusammen mit der Zeit der Ausbreitung französisch ritterlicher Formen des Umgangs, französisch ritterlicher Gesichtspuncte für die Beurtheilung des Lebens, wie dies Alles durch die Domination der französischen Ritterschaft in den christlichen Gründungen in der Levante veranlaſst worden war. Die Frauen auf den Burgen, auch in Deutschland, wollten allmählig gegen die lange Weile Unterhaltung durch Vorlesen, während sie sich sonst hinter Stickrahmen und Spinnrad bei heimischen Interessen und Sagen hinlänglich befriedigt gefunden hatten. Das Gefühl einer geistigen Spannung, die nicht nachlassen darf, ohne die Empfindung der langen Weile hervorzurufen, war in die deutschen Ritterhäupter eingekehrt. Der Inhalt des vorzulesenden muſste diese neuen Wünsche befriedigen, wenigstens berühren; Ritterfeste mit schönen Kleidern, Liebesabentheuer, schöne Reden der Handelnden gegen einander — das alles boten die neueren französischen, besonders die auf bretonischem Grunde ruhenden Ritterromane; die letzteren auch noch die ausgesprochene Poesie des Ehebruchs obendrein. Was sich von nationalen Stoffen beliebt halten wollte, muſste sich in seiner Ausstattung einigermaſsen dem nähern — sogar das Nibelungenlied hat sich auf diese Weise eine Menge Kleiderbeschreibungen und sentimentale Stellen anheften lassen müssen. Die vollste Befriedigung fand aber diese Art oberflächlichen Unterhaltungstriebes in den Romanen, welche die Thaten der artusischen Ritter feiern. König Artus selbst tritt dabei überall zurück. Er braucht nichts zu thun, um sich ritterliches Ansehen zu erkämpfen; er steht schon im vollendetsten Ansehen da; wodurch er dies erhalten hat, ist nicht recht klar — aber es ist so; und eigentlich ist es nur der Hof, der hervortritt, um in der Schilderung des Lebens an demselben eine Spiegelung der Wünsche und Ideale geselligen Lebens zu haben, mit denen sich dies neue französische Ritterthum trug. Nun sind es eine Reihe einzelner Ritter, die dem Könige theils verwandt, theils ihm durch ausgezeichnete Tapferkeit werth sind, welche ihn als sein Hofstaat umgeben — und mit den Thaten einzelner dieser Ritter beschäftigen sich die Heldengedichte, die in diesen Kreis gehören. Die Erfindung ist immer höchst einfach — fast armselig; entweder die Ritter sind schon Glieder der Tafelrunde und ziehen auf Abentheuer, indem sich an Artus, als an den Spiegel alles Ritterthumes, alle Wittwen, Waisen, Jungfrauen u. s. w. in bedrängter Lage wenden und Hilfe suchen, wo er ihnen dann einzelne seiner Ritter zu Hilfe ziehen läſst — oder aber diese Ritter suchen sich durch abentheuerliche Thaten erst Aufnahme unter die Waffengenossen der Tafelrunde zu erkämpfen. Die einzelnen Acte dieses Ritterthumes, das Bekämpfen von Riesen, Unthieren u. s. w. folgen in der Regel ziemlich unmotivirt, nur äuſserlich verbunden auf einander, und das Ende vom Liede ist eben so in der Regel die Erkämpfung einer schönen Frau, die ein noch schöneres Königreich hat. Es ist gewissermaſsen die französische Ritterschaft selbst, die sich in Artus personificirt — und ihr Streben, wie es historisch in der Gründung einer ganzen Reihe ritterlicher Reiche hervortritt, wird hier poetisch als eine Reihe von Rittern gefaſst, die aber alle einer so ziemlich dasselbe thun, wie der andere.

Freilich würde man dem Verdienste eines Theiles unserer deutschen Dichter, die diese Stoffe aufgenommen haben, sehr zu nahe treten, wenn man sie bloſs als Uebersetzer ansehen wollte; vielmehr behandeln die besseren unter ihnen, deren Werke auſserdem noch dadurch einen unantastbaren Werth haben, daſs sie uns unsere mittelhochdeutsche Sprache in ihrer gröſsten organischen Reinheit und Bildsamkeit sehen lassen, die französischen Gedichte, die ihren Schöpfungen zu Grunde liegen, nur als Rahmen, den sie, wo er irgend Raum läſst, mit deutscher Empfindung zu erfüllen suchen — doch ist klar, daſs in solcher Beziehung Rahmen und historische Verknüpfung, wie sie ein von den Franzosen übernommen wurden, auch selbst auf die besseren deutschen Dichter einen sehr bedingenden Einfluſs übt — nur der tiefe Natursinn, der in eben dem Grade unser deutsches Volk in allen Ständen und zu allen Zeiten ausgezeichnet hat, als er den Franzosen im Grunde geradehin fehlt, oder bei ihnen durch eine unbezwingliche Neigung, alles conventionell und abstract aufzufassen, aufgewogen wird, scheidet beide Seiten entschieden. Um dies Verhältniſs klar zu machen, uns vergönnt, aus dem von Hrn. Prof. Keller mitgetheilten Anfange des Romans vom Löwenritter eine Stelle neben Hartmanns Verse zu stellen. Man wird dann leicht fühlen, was in den letzteren von dem französischen Dichter abliegendes zu finden und zu finden sein würde, selbst wenn das Verhältniſs umgekehrt, Hartmann der frühere, der Franzos der Nachbildner gewesen wäre.

— Apres menger parmi les sales
Li chevalier satropelerent
Et damoiseles et puceles
Li un racantoient noueles
Li autre parloient damors
Des angoisses et des dolors
Et des grant biens quen ont souent
Li desciple de lor couent
Qui lors estoit riches et poens.
Mes or i a molt poi des soens
Que a bien pres lont tuit lessie
Sen ont amours molt abessie
Car cil qui soloient amer
Se fesoient cortois clamer
Et preu et sage et honorable
Or ont amors torne a fable
Pour ce que cil qui riens nen sentent
Dient quil aiment mes il mentent —

Dô man des pfingestages enbeiz
Männeclich im die vreude nam
Der in dô aller beste gezam.
Dise sprâchen wider diu wip,
Dise banecten den lîp,
Dise tanzten, dise sungen,
Dise liefen, dise sprungen,
Dise hôrten seitspil,
Dise schuzzen zuo dem zil,
Dise retten von seneder arbeit
Dise von grôzer manheit u. s. w.

Man sieht die ganze Tirade auf die zur Fabel gewordene höfische Liebe fehlt und eine schöne, lebendige Aufzählung deutscher Ritterfreuden ist an deren Stelle getreten. Je mehr diese französischen Texte erschlossen werden, je lieber wird wir doch im Durchschnitt unsere deutschen Dichter gewinnen, obgleich auch dem Mittelalter nicht ganz die Sorte Menschen fehlt, die wir in unseren heutigen Uebersetzungsfabrikanten haben. — Möge Hr. Prof. Keller, der seine eindringende Bekanntschaft mit älterer französischer Litteratur schon mehrfach bewährt hat, uns bald den ganzen Löwenritter vorlegen, und fahren in dieser Art Publicationen mit der jungen Schule, sich für solche Dinge in Frankreich gebildet hat, zu wetteifern. Nicht bloſs die allgemeine Litteraturgeschichte bedarf der Erfüllung dieses wichtigen, und nur zu lange fast leer gelassenen Feldes, sondern auch in specie unsere *deutsche*.

H. Leo

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Juni 1842.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Juni-Heftes.

Jahrbücher Nr. 101—120.

Seite

B. Bauer, Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. Erster und zweiter Band. Leipzig, 1841. — Planck. 851

Biondelli, Atlante linguistico d'Europa. Vol. primo. Milano, 1841. — Diefenbach. 823

Casalis, Études sur la langue Séchuana. Paris, 1841. — Schott. 913

Ueber das Verhältnifs der bischöflichen Kirche von England zu der ursprünglichen apostolischen. Von W. Chlebus. Berlin, 1842. — Marheineke. . . . 921

Cieszkowski, du Crédit et de la Circulation. Paris, 1839. — Baumstark. 945

Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preufsen gepflogenen Unterhandlungen. Urkundlich belegt mit Briefen von dem Hofprediger Jablonski, dem preufsischen Residenten zu London, Oberhofmarschall von Prinz, dem Erzbischof von York, dem Staatssecretair St. John (Bolingbroke), Leibnitz u. a. Leipzig, 1842. — Marheineke. 921

Seite

Recherches sur les formes grammaticales de la langue française et de ses dialectes au XIIIe siècle, par Gustave Fallot; publiées par Paul Ackermann. Paris, 1839. — Schnakenburg. 837

Th. Mundt, Thomas Müntzer. Ein deutscher Roman. 3 Bde. Altona, 1842. — Jung. 801

Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. Auctore Adolpho Guilelmo Otto. Accedunt CL. imagines XXX. tabulis inscriptae. Vratisláviae, 1841. Auch unter dem Titel: Museum anatomico-pathologicum Vratisláviense. Auctore A. G. Otto cet. — Gurlt. . 934

Short statement of Proceedings relating to the Establishment of a Bishopric of the united Church of England and Ireland in Jerusalem. Published by Authority. Lond. 1841. — Marheineke. 921

Digitized by Google

Auf das neuerlich von den betreffenden löblichen Verlagshandlungen öfter ausgesprochene Verlangen, ihre zum Behuf der Beurtheilung in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik eingesandten Verlagsartikel remittirt zu erhalten, dient hiermit zur Nachricht, dafs während die unterzeichnete Societät, wie bisher, nach Möglichkeit, und in so weit die wissenschaftliche Bestimmung ihrer Zeitschrift solches gestattet, darauf Bedacht nehmen wird, die ihr eingesandten Schriften in ihren Jahrbüchern zur Anzeige bringen zu lassen, es doch ihre Geschäftseinrichtung und insbesondere die Ungewifsheit, ob und wann bestellte und zugesagte Recensionen eingehen werden, nicht gestattet, sich mit Zurücksendungen zu befassen und sie deshalb die erwähnten Artikel als zu ihrer freien Disposition gestellt betrachten mufs.

In Beziehung auf das für die Beiträge zu den Jahrbüchern an die Herrn Mitarbeiter zu zahlende Honorar, wird hierbei zugleich bemerkt, dafs diesfalsige Anträge, weder an die frühere (*Duncker- und Humblotsche*) Verlagshandlung, mit welcher bereits bei Beendigung dieses Verlagsgeschäfts vollständige Abrechnung statt gefunden, noch an den jetzigen Commissionair, Herrn *W. Besser*, sondern lediglich an die unterzeichnete Societät, zu Händen ihres General-Secretairs zu richten sind.

Berlin, den 9. Juni 1842.

Die Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

LXIV.

omas Müntzer. Ein deutscher Roman. Von Theodor Mundt. 3 Bde. Altona, 1842. Verlag von J. F. Hammerich.

Es ist gegen den historischen Roman von Einigen chon manches Bedenken und nicht mit Unrecht erhoben worden. Nicht als wenn solches Bedenken in der dee selbst des historischen Romans sein gegründetes Recht hätte, vielmehr einzig in der Art, wie solche dee schon so oft ausgeführt worden. Bald dafs man der Ausführung das *historische* Gebiet ganz und r vernachlässigte, indem man die einzelnen Facta ht allein bunt durch einander warf, mit abenteuerch gesuchten Fabeln versetzte, oder gar auf eine antastische Weise, ohne jedes Schönheits-Motiv, e Wahrheit völlig verdrehte; bald dafs man uns in r wörtlichen Abfolge historischer Ueberlieferung, mit iger Pracht der Rhetorik aufgeschmückt, blofs Geichte, ja Geschichtchen erzählte, in kleinlicher rcht, gegen das geringste, chronologische oder geoaphische Moment zu verstofsen, ohne alle Einsicht den Geist, der diese Thatsachen hervorgebracht, d weniger mit dem künstlerischen Geschick, die tsachen umzustellen, auch wohl mit kühner aber herer Hand sie hie und da zu verändern, um dieige Wahrheit herauszubringen, die ihr Leben allerin in keinem historischen Compendium abschliefst, ch nicht nach Entfernung der Coulissen nun blofs r *Vergangenheit* angehört. — In beiden Fällen aber sprang aus solcher Behandlung etwas, das sowohl ter der *Kunst*, als hinter der *Wirklichkeit* zurückb, wohl aber eine *Mischung* war, ein *Halbschlag* Beidem. —

Es mochte sich mit so träumerischen Producten, schen Schlaf und Wachen erzeugt, sehr wohl die ebte Ansicht vertragen, als sei ja eben die Poesie das *Jenseits* der Wirklichkeit, wie man ja Aehnliches auch von der Wissenschaft, auch von der Religion, von jeglichem Ideal als solchem behauptet. Und so mufste denn freilich der sein sollende Dichter bemüht sein, beide Welten zu versöhnen, beide auf halbem Wege einander entgegen zu bringen, statt dafs man, im Sinne jenes *grofsen Denkers*, der endlich der *Wirklichkeit* die *Vernunft* gewidmet, auch die *Schönheit*, auch das *Wesen der Kunst*, wenn man sich nur erst auf die *wahre* Wirklichkeit verstünde, zugleich als ein heitres *Disseits*, als *unendliche Gegenwart* hätte erkennen sollen. —

Hatten die Deutschen es sich selbst zur Gnüge bewiesen, wie wenig und gar nicht, selbst bei entschiedenem Talent des Bearbeiters, ein solches Mittelding von willkürlicher Phantasie und Geschichte, von Luft und derber Sinnlichkeit auf die Länge von Werth sein könne; so sollten sie dergleichen auch hinlänglich am *Auslande* erfahren. In dem unverwüstlichen Sinn für das *Ausland* hat sich bekanntlich von je her unser grofsartigstes Weltbewufstsein, aber auch eine sehr lächerliche, ächt kleinstädtische Unsicherheit in dem, was das *Schickliche* sei, ausgesprochen. — Hatten die Deutschen in ihren bisherigen Leistungen auf dem Felde des historischen Romans alles Mögliche mit der Geschichte zusammenzubringen versucht, Mystisches und Philosophisches, Belletristisches und Moralisches, Antiquarisches und Geselliges, von *Fefsler* und *Van der Velde* und *Zschocke* und *Tromlitz* an, und früher zurück, bis auf die neueste Zeit herunter; so war in dem Allen doch wenigstens immer noch eine *gewisse Geistigkeit*, eine *gewisse*, den Deutschen angestammte *Idealität* im Hintergrunde geblieben, die, selbst wenn das blofs Historische hinlänglich abgenutzt worden, immer wieder zur Lectüre noch einmal hinziehen konnte. Aber — seitdem in Deutschland jene Wuth für Walter Scott erwachte, die endlich, wie der Meister bis

Digitized by Google

auf das Leben Napoleon's, so in der Lectüre bis auf die Liederlichkeit einer angekauften Pfennig-Uebersetzung heruntersank; da konnte man gewahr werden, wo das endlich hinaus wolle. Und Walter Scott war noch dazu, wie gesagt, ein Meister, freilich aber ein Meister, der, obwohl ihm ein unerschöpfliches Dichtungsvermögen zu Gebote stand, oft willkürlich genug mit der Geschichte verfuhr, statt wirklicher Gestalten, den Leser nicht selten mit Harnischen, mit Flittern, mit geistlosen Pfauen-Federn, mit einem blofsen Luxus von Garderobe abzufinden wufste. Wo blieb hier oft auch nur die *Idee* der Erzählung, um nach den *Ideen* erst gar nicht zu fragen. — Der fade, der ordinäre Leser liest überhaupt *nie* ein Buch zweimal. Der gebildete, der gedankenfähige könnte ein geistreiches Buch immer wieder lesen. Wer also liest überhaupt noch ein ideenloses Buch zum zweiten Male? —

Und doch, der *historische Roman* als solcher ist nicht Schuld an dem Allen. Im Gegentheil. Der Dichter, welcher dieses Genre unternimmt, befindet sich in einer beneidenswerthen Stellung, hat eine der reichsten Aufgaben zu lösen. Seine Stellung entspricht im Dichten der des Philosophen im Denken, welcher daran geht, die Philosophie der Geschichte zu bearbeiten. Wie uns dieser die Geschichte *zumal* überschauen läfst, wie er uns alle die unzähligen Data, diese labyrinthischen Fäden von Einzelnheiten, die den Historiker so vielfach beschäftigen, nur in verkürzter Zeichnung bringt; so dafs es alles da ist, als wäre es nicht, da es in der That bereits gestorben; wie er uns dafür aber auch verklärt die *Geister* vor Augen stellt, welche handelnd das Ganze ewig vollbringen, das Gesetz, nach dem sie es vollbringen, die *Gedanken*, welche die Geschichte machen, das, was auch noch bleibt, in das Ganze *eingebaut* bleibt, es integrirt, wenn auch die Zeit des bestimmten Jahres, ja des Jahrhunderts vergessen werden sollte, kurz: *diese Allgegenwart der geschichtlichen Wahrheit;* so soll uns der Dichter des historischen Romans über alle Einzelnheiten der gewöhnlichen Wirklichkeit so viel wie möglich hinwegheben, wenigstens soll er auch sie in schöner Perspective verkürzen, das blofse Kehrwieder des täglichen Lebens, diesen regelmäfsigen Ablauf der äufserlichen Geschichte zwar verdecken, aber er soll das alles uns nicht verachten lehren, sondern es uns als Träger erkennen lassen eines höheren Geschehens, einer bleibenderen W und vor Allem einer entfesselten *Schönheit* und gen *Harmonie*. —

Wie der sinnige Maler, um die schönsten Mo für seine Kunst zu finden, nicht erst die Wirklic zu entfernen, nicht immer erst künstliche, ausgesu Zusammenstellungen zu unternehmen braucht; so wie er im gemeinsten Alltagsleben, oft in dessen ter Armuth und Noth, selbst Qual, die herrlic Situationen, die idealsten Momente entdeckt, da nicht genug solcher *Erfindungen der Wirklichk* Papier bringen kann, und seine Kunst jetzt di blofsen *Sehens* und *Copirens* ist; so wird in no endlich weiterem Umfange — da ihm eben di macht des *Wortes* dient — der Dichter des h schen Romans *das Geschehen des wirklichen L* so zu fassen, so sinnig zu betrachten, zu male gestalten wissen, dafs wir aus dem, was er giel sehen, wie das *Leben selbst* überall Poesie sp ja als Ganzes, in seiner Unendlichkeit, die kü die göttlichste der Dichtungen ist, indem es eigentlich *immer* originellen Inhalt (den Mensch so verpfuschen können, dafs die göttliche Gen nicht unsterblich zurückbliebe zu weiterer Zeu stets bemüht ist, auch in der *angemessensten* herauszustellen. Diefs ist das eigentliche *pu poeticum* im Leben, in der Wirklichkeit. Den setzen wir mit Recht des Künstlers *höchstes* Geb in diese gegenseitige Durchdringung des Gedan und seiner Form, und bleiben die Meisten eben zurück; so ist das Leben schon an und für sich, den Gott, der es schafft, jene Durchdringung indem es die Erscheinungen, trotz aller Lüg Verstellung des menschlichen Willens, immer sein läfst, was ihr *Inhalt* ist. Bringt das Lebe wirklich noch grofse Gedanken, erhabene Char aufserordentliche Gelegenheiten, bringt es das welches jedem energischen Handeln sich von bereitet, bringt es den Blitz des Genies, die K in denen die Einzelnen mit Einzelnen, die Völk Völkern begriffen sind; so entsteht eben jene artige Schauspiel der Geschichte, dessen poe Verlauf als Erzählung und vermittelte Handlu Dichter des *historischen Romans* darzustellen dafs er, bei glücklicher Bewältigung, Epos und uns ersetzen kann. —

Digitized by Google

Gehen wir nach solcher Orientirung zu unserem vorliegenden Romane über, so wird uns sein *geschichtlicher* Boden und Charakter bereits durch den *Titel* gegeben. — Der Gegenstand, schon an sich ergiebig und neu, dürfte auch in so fern sehr glücklich gewählt sein, als die geschichtliche Zeit, in welche er fällt, mit ihren Spannungen zwischen Alt und Neu, zwischen Kirche und Staat, und besonders zwischen Profession und Confession, mit ihren revolutionären Erhebungen ohne Gleichen, noch nie so durchaus wiedergekehrt ist, als in unseren Tagen; weshalb man in jene Zeit, für denjenigen, der sich auf solche Betrachtungen versteht, in der That eine Luftspiegelung unserer Gegenwart nennen könnte. —

Das Ganze unseres Romans zerfällt in sieben Bücher: 1) *der schwermüthige Kaiser*; 2) *Thomas Müntzer in Allstedt*; 3) *die zwölf Artikel*; 4) *Bauernkrieg*; 5) *Thomas Müntzer's christliches Reich in Mühlhausen*; 6) *Luther's Frühlingsreise*; 7) *Thomas Müntzer's Schlacht und Ende*. — Gerade *diese* Eintheilung ist unseres Erachtens sehr zweckmäfsig getroffen. Sie giebt sich aus der Geschichte, und gewährt dem Leser sogleich für die durchgeführte Entwickelung eine gewisse Uebersicht und pittoreske Abrundung, indem sie durch solche Umrahmung die einzelnen historischen Begebenheiten als einzelne Bildchen von einander abscheidet, durch diese verheifsende Mannigfaltigkeit spannt, und doch den genauen Zusammenhang der einzelnen Scenen sogleich hervorhebt, indem gerade der *Bauernkrieg* in so fern die richtige Mitte hält, als er die ganze Breite der Handlung, den ganzen Procefs sowohl steigert, als zu Ende führt. —

Der Anfang versetzt uns sogleich in jene oben gedeutete, merkwürdige Stimmung der Zeit. Bauersleute sehen wir auf dem Wege zum Kaiser, um ihm eine Bitte vorzutragen, manche geheime Bedrückung nicht sonst noch an's Herz zu legen. Wir befinden uns am Rheine. Der Kaiser hat sich hier, kränklich wie verstimmt, auf ein Schlofs zurückgezogen. Wie der Verfasser an vielen Stellen des Buches die Darstellung so lakonisch gehalten hat, dafs wir dadurch zu manchen Nebengedanken veranlafst werden, immer schon den Leser in eine angenehme Erregung versetzt; so könnten wir auch in den Namen der dieser Landleute, Vater und Tochter, *Michel* und *Micheline*, an den berüchtigten Erbfehler unser Aller, an den *schlafenden* John Bull unseres Volkes, an den bekannten, *deutschen Michel*, denken, den die sonst so wackeren Leute sogleich bestens repräsentiren. Ja selbst wenn der Verfasser beim Namengeben hieran nicht gedacht haben sollte, so wäre das Hervorgehobene seinem Werke dennoch als prägnante Schönheit anzurechnen, denn wie kann sich der Producirende alles dessen bewufst sein, was er des Guten und Treffenden giebt? Genug, diese hier gleich sich ankündigende deutsche Michelei läfst schon voraus sehen, dafs sie wieder bei den vielen Worten, die sie macht, und bei all' der Ehrlichkeit und Tapferkeit, die sie beweist, übertölpelt werden dürfte. — Das Gespräch dieser Bauern ist derb und naturwahr ausgeführt, nur dafs hie und da vielleicht etwas zu Altklügelndes störend dazwischen tritt. —

Wir bekommen es in dem Weiteren sehr bald zu empfinden, wie empörend, wie unmenschlich in der damaligen Zeit noch immer mit dem gemeinen Manne umgegangen wurde, beim Auftreten Olympia's und des Grafen Helfenstein. — Maximilian's Schwermuth und Unstetigkeit ist wohl motivirt. — Wie es des Menschen Gröfse, aber auch wieder seine *Endlichkeit* ist, in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft reflektirend zu leben, in dieser durch *Getheiltheit* bedingten Allgegenwärtigkeit; so mufs hier selbst auch *der* Mann, welcher die *neue* Zeit mit heraufbeschwören hilft, je mehr er selbst die *alte beschliefst*, desto mehr den ungeheuern, nicht zu bewältigenden Alpdruck des Kommenden fühlen; er mufs sich sträuben gegen alle diese Umwälzungen, gegen dieses Zusammenbrechen alles Bisherigen, gegen dieses verzweifelte Toben der Leidenschaften; er mufs sich sträuben aus Menschlichkeit, und weil *er* zunächst das *Alte* vertritt. So ist es stets und so ist im Grunde ein Jeder. Nur die Fanatiker verkennen diese humane Schwäche des einzelnen Menschen. In solchem Sich-Sträuben und doch unwillkürlichen Befördern, in solchem Verzögern und Beschleunigen vollbringt sich die Weltgeschichte. So ist auch Maximilian gezeichnet. Er steht am Abende seines Lebenstages, er hat hinter sich die Vollendung glorreicher Werke, aber er ahnt, was *er nicht* mehr vermag, wo *sein* Tod beginnt, die alte Zeit ringt in ihm mit der neuen, und *will* nicht sterben, und *mufs* doch sterben, und dieses treibt den edlen Kaiser von Grübelei zu Grübelei, von Schlofs

Digitized by Google

zu Schlofs, vom Leben zum Tode. — In der Art und Weise, wie sich Maximilian gegen Matthäus Lang ausspricht, finden wir zu viel *moderne* Elemente, namentlich S. 41., wo es beinahe so klingt, als wäre an den Kaiser das Gesuch einer Constitution in *unserem* Sinne gerichtet worden, und er mache nun, den Bittenden gegenüber, den Vertheidiger seiner Rechte, den Vertheidiger absoluter Monarchie. Kurz, wir sehen uns in die neueste Zeit versetzt, aber viel zu ernst, daher viel zu unwahrscheinlich für Maximilian und seine Zeit, ohne allen Lakonismus, zu dem auch der Kaiser viel zu melancholisch und aufgeregt ist, der aber allein hier wieder alles hätte gut machen können. —

Wir befinden uns bald darauf mitten in einer Berathung der Bauern, wo es nichts weniger gilt, als den Ausbruch eines Aufstandes gegen Fürst, gegen Adel und Pfaffenthum. Die derbe, eben so mutterwitzige als einfältige Bauernnatur ist vom Verf. lebhaft aufgegriffen und wiedergegeben in den Reden, die nun abwechselnd gehalten werden, wo denn zunächst der Schmied, eine geheimnifsvolle Köhlernatur, unsere ganze Aufmerksamkeit fesselt, und wo es ein durchaus tiefer, naturwahrer, feintreffender Zug ist, der solchen Leuten stets eigen zu sein pflegt, dafs indem sich Schmied und Michel, die früher Verfeindeten, als Eidgenossen desselben Bundes *versöhnen*, das Gefühl in dem sonst keinesweges zarten Michel so aufwallt und durchbricht, dafs er allerliebst komisch zu „heulen" anfängt. —

Diejenige Figur jedoch, welche so eben aus dem Hintergrunde dieser lärmenden Dorfschenke auftaucht, und sich bei den Gästen beliebt zu machen bemüht, um sich nur verdächtiger zu machen, und das Aeusserste zu riskiren, dann aber doch Pfiff und Listigkeit genug besitzt, um sich aus jeder Affaire zu retten, ist der Lanzknecht, den wir unter dem Namen *Lucius* später, wir möchten sagen, als den *ewigen Juden* des Romans — wie er denn auch Jude ist — in einem immer wieder veränderten Rollenspiel auftreten sehen, der aber überall als der Aushelfende, als der deus ex machina erscheint. — *Lucius* ist nach unserem Dafürhalten der *eigenthümlichste*, der *gelungenste Charakter* des ganzen Romans. In *Lucius* blitzt jener wunderlich probate Welthumor des jüdischen Volkes auf, dessen Flamme, wie das Leben der Juden, so oft v folgt, nie zu löschen, zu ersticken gewesen, sond überall, ehe man sich versieht, wieder lustig durchg gelt, und sich Nahrung zu verschaffen weifs. Es dieses ein Phänomen der Geschichte einzig in sei Art. Es ist dieses der Stoicismus des Handels Wandels, der diese Naturen eisenfest macht u ewiger Gefährdung, der ihnen in der Aussicht, gen ein Procentchen, ein Profitchen zu gewinnen, höchste Gut zeigt, Schmerz keinen Schmerz sein und ihnen so immer wieder den süfsesten Leben beibringt, so dafs sie in dieser unendlichen Zähig beschimpft und verwünscht, gestofsen und entehrt, hafst, nie aber übervortheilt, *unvertilgbar* bl Dieser *Lucius*, wie ihn uns *Mundt* mit glückli Farben malt, ist gleichsam schon der Ur-Ur-A Vater der kommenden Rothschilde — obwohl er klein genug beginnt — der daher auch, als Prot unserer Zeit, vor Allem nicht fehlen darf, wo ser und Reich und Papst und Kirche im Ka sind; der von unten auf dient, immer dreister s lirt, um später, in kleinen oder grofsen Mafsen Staat und die Kirche vielleicht noch zu unterst wenigstens, wo Gefahr ist, ihnen beizuspringen helfen, und so, streng genommen, obwohl stet Hintergrunde weilend, auf Schmuggel- und Schl wegen hausirend, Krieg zu führen und Friede schliefsen. Und so ist es höchst ergötzlich, in sem *Lucius* zu sehen, wie der Jude zu *allen Z* schon *Jude*, und *darin* eben der *ewige Jude* ist, er der nicht gewollte und doch unentbehrliche und dafs er als dieses Haus Israel und Juda, die Geldmittel nie ausgehen, in dieser blanken, ziellen Baronschaft auf eigenem Fufs, die wel und die kirchlichen Interessen der laufenden Ges geheimster Weise vermittelt. — Beiläufig er wir uns noch die Bemerkung, dafs uns dieser in *einem* Zuge einigermafsen an *Friedrich* in W Meister's Lehrjahren erinnert, obwohl wir es schieden lassen, ob dieses nun auf jener Zufä beruht, mit der so oft Aehnlichkeiten von de gefunden werden, wo der andere sie nicht b oder ob wirklich ein Familienzug solcher Gei wandtschaft da ist. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

omas Müntzer. Ein deutscher Roman. Von Theodor Mundt.

(Fortsetzung.)

Beachtenswerth dürfte in den aufrührerischen Re- n der Bauern noch sein, dafs, wie ähnliche Zeiten mer entweder dasselbe oder Entgegengesetztes her- errufen, hier in Bezug auf das Christenthum mit echt gerade das *Gegentheil* von demjenigen anklingt, s wir heute so oft als Beschuldigung vernehmen; s, wie sich diese Bauern auf die Bibel, auf das ristenthum in der Forderung der Freiheit berufen, n in unserer Zeit das Christenthum vielmehr an- gt, dafs es unfrei erhalte, indem es die Völker im- mit dem Lohne des jenseitigen Himmels für alles ige Dulden abtröste. — Auch der predigerhafte, lische Grundton ist in diesen Reden ganz und gar gebracht. Es drängt sich hier dem tiefer Blicken- n der durch alle Jahrhunderte, durch alle Menschen- ssen hindurch wirkende Gottesgeist auf. Aus dem mälde eines früheren Zeitabschnittes springt unwill- ich das Bild des jetzigen hervor. Auch beweisen he Reden, wie das Volk sie in aufgeregten Zeiten, die hier geschilderten hält, dafs das Talent, dafs Geist eigentlich nie ausbleiben, und auch in der sten Klasse sich in solchen Katastrophen auf die gebene Weise geltend machen, indem sich in der *lichen Rede* aufserordentliche Kräfte entwickeln. hie und da dürfte der Verfasser für die handeln- Personen doch zu viel Reflexionsfeinheit haben iefsen lassen. —

In dem Helden nun unseres Romans, in *Thomas tzer*, wird uns auf's Lebhafteste, ohne den ge- chtlichen Charakter zu verläugnen, das Wesen ächten Schwärmers, ja des Fanatikers vorgeführt. wifs haben hier, wie der Verf. in der Vorrede auch deutet, Schriften *Müntzer's* selbst manche Winke gegeben, aber unverkennbar sieht man, wie *Mundt* mit Erfindungsgabe und Geist poetisch zu gestalten vermag. — Das Hauptsymptom des ächten Fanatikers, die Welt einstweilen Welt sein zu lassen, und, mit dem *blofsen* Glauben an *sich*, sich um sich selbst zu bewegen, und sich dabei nur *dadurch* vom eigentlichen Bösen zu unterscheiden, dafs man jene Bewegung, jenen Aufwand von Kraft immer nur unternimmt, um der Welt zu Hülfe zu kommen, sie zu fördern, zu *reformiren*, finden wir in *Thomas Müntzer* excentrisch nach den verschiedensten Richtungen ausgeprägt. Die grofse, die glänzende Anlage, die in dem Manne ohne Zweifel vorhanden ist, bricht in Visionen, in Predigten, in Monologen, in Dialogen, kaum aber noch in den letzten, weil der Schwärmer immer nur sich *selber* sprechen hört, auf's Feurigste, auf's Unwiderstehlichste durch. Die Flammen einer verdrehten Prophetie, einer totalen Antireformation, einer taumelnden, radikalen Weltverbesserung greifen in jener Osternacht, an jenem Ostermorgen, in dem kleinen Studirzimmer des Propheten, vor der stillen Lampe dermafsen um sich, dafs sie fast im eigentlichsten Sinne zuletzt sogar *aus dem Fenster hinausschlagen*, um das kleine Nest von Stadt in Brand zu setzen, um ein Feuer anzuzünden, welches nicht etwa blofs bis Weimar, bis Worms, nein bis Rom, bis zum Weltende reichen solle, indem *Müntzer* äufserst charakteristisch, und gleich seine fanatische Mission der Welt verkündigend, zum Fenster hinausruft: Feuer, Feuer. *Mundt* hat hier durchaus sinnreich das eigentliche Element und Temperament des Fanatismus, das sanguinische *Feuer*, zugleich zum lauten Losungsworte des Fanatikers selbst gemacht. Die Osternacht, aus der das neue Leben hervorgehen, auferstehen soll, ist es also auch hier wieder, wie dort bei Faust, in ihrer vollsten Glorie, in der *Müntzer* zum Morgen, als dem Anfange seiner Laufbahn, sich rüstet, selbst Freund Wagner

Digitized by Google

tritt auf den Ruf: Feuer, Feuer in *Haferitz*, dem geistlichen Amtsbruder und adorirenden Bewunderer *Müntzer's*, in's Zimmer. Daneben liegt die Wöchnerin, *Müntzer's* Gattin, und gebiert das Kind gleichsam als Hinweis auf das *ewige* Kommen des Göttlichen in's Fleisch. — Es handelt sich ja in *diesem* Fanatismus, wie angedeutet, um das Ungeheuerste, es handelt sich um die Verbesserung der Welt, um die aus Gott, und zwar aus dem christlichen Gott, herzuleitende Ertheilung der *Freiheit* und *Gleichheit Aller*; so dafs wir Deutsche auch in der letzten Parole des Fanatismus das *Früher* vor den Franzosen von 89 aufzuweisen haben, wobei aber wieder in Vergleich mit dem *radikalen* Weltverbesserungsplan unserer Gegenwart sich der Unterschied herausstellt, dafs Müntzer doch noch von Gott, und zwar von dem christlichen Gott aus das neue Evangelium proklamirt, während unsere modernen Speculativ-Radikalen die ungeheuere Reform im eigentlichsten Sinne des Wortes *ohne Gott* ausführen wollen.

Es mufs ein merkwürdiger, jeden Falls tief erregter Mensch gewesen sein dieser *Thomas Müntzer*, nach dem, wie ihn uns hier der Verf. vorführt. Ohne uns auf eine speciellere Betrachtung seines Charakters einlassen zu dürfen, heben wir nur hervor, wie es allerdings von grofsem, psychologischem Interesse und von ungemeinem Effect ist, dafs dieser so überkräftige, leidenschaftlich und selbstgewifs um sich tobende *Müntzer*, der, in seinen Contemplationen und Visionen über sich, es gewifs für eine Schmach hält, ihn mit *Luther* auch nur entfernt zu vergleichen, der im Gegentheil über *Luther* zu triumphiren gedenkt, indem er eben mit dem Blitz einer *deutschen Messe* jenen Weltbrand stiften will bis nach Rom, bis an der Welt Ende, dafs, sagen wir, dieser gewaltige *Thomas Müntzer*, der sich auf die Citation, nach Weimar zu kommen, freudig, trunken von der Gewifsheit seines Sieges und der Herrlichkeit seiner öffentlichen Disputation vor dem Kaiser, den Fürsten und Cardinälen, vor Reich und Kirche, *selbst* noch Abends spät das Pferd sattelt, um nur schnell hin zu gelangen, dafs dieser nun plötzlich in sich zusammenbricht, gebrochen an sich augenblicklich fast irre wird, als er in das *stille Weimar* einreitet, nicht beachtet, viel weniger empfangen, statt des schon seiner harrenden Volkes *leere Gassen*, statt der von den Grofsen erfüllten Sitze nichts findet, als einige Domherren und andere H ren, die ihn wie einen ganz gemeinen Delinquenten i Verhör nehmen. — Es ist dies ein Zug von aufse deutlicher Wahrheit und Schönheit, wo wir denn sogleich die Gewifsheit erhalten und erhalten müs dafs *Müntzer*, der solcher Demüthigung *erliegt*, nic die *wahre*, die *gesunde* Gröfse besitzen könne. –

Weiter spricht es freilich die tiefste Original in *Müntzer* aus, was gewöhnliche Theologen natür in ihrer gedankenlosen Weise als Blasphemie abf gen müssen, dafs er glaubt die Entdeckung gem zu haben, Gott könne in seinem oft zu ruhevollen lassen *gezwungen* werden, hervorzutreten, zu han gleichsam durch Aufsässigkeit, durch Zorn, die gegen ihn äufsert; ein durch und durch fanati Moment in *Müntzer*, was aber eine der geheimnis sten Verborgenheiten in der menschlichen Natur Sprache bringt, und für das wirklich *speculative* D ken von ungemeiner Ergiebigkeit und Bedeutung ist.

In *Müntzer's* einmal hervortretendem Verhalt *Lucius* ist jene Eigenheit glücklich herausgestellt, selbst der intoleranteste Christ, der geistlichste wie einseitig er dem *Ernste* des Lebens zug sein mag, doch auch wieder dem *Komischen* die geben mufs, indem er in gewissen Stimmungen s Lust, sein innigstes Behagen hat an der jüdischen N tur in ihrer nie rathlosen, immer raffinirten Leichtfe tigkeit, in ihrem göttlichen Verstandeshumor. A ist es an *Müntzer* von sehr komischer Wirkung den Leser, wie jener nach seiner Zurückkunft Weimar nur noch als eine Art *Natur-* und *Wind* Doctor erscheint neben dem durch die überstande grofse Staatsprüfung auf dem Reichstage zu Wo zu glücklicher Bestallung vorgedrungenen, *wirkli* Doctor *Luther*, der nun gleichsam docirt und während *Müntzer'n* das Handwerk gelegt werden durch Unterdrückung der Presse, die er sich in e eigens dazu besorgten Drucker zu verschaffen gew

Der Verf. gewährt uns unwillkürlich von hier einen sehr interessanten Einblick in die *Macht deutschen* Presse schon in der *damaligen* Zeit, n dem sie doch nicht längst erst erfunden war, und sie sich doch gleich qualitativ in ihrer Grofsartigk zu erkennen giebt, so dafs sie schon damals Waffe gewesen, die bei Freund und Feind die u heuerste Wirkung ausgeübt, was alles später in

Digitized by Google

ren Ländern auch in *weltlicher* Beziehung sich zei-
n sollte, aber *verhältnifsmäfsig* doch nie so kolos-
l mehr, wie damals in der Kirche, und was uns
utschen heitere Bürgschaft gewähren mag für die
t einer *neuen*, grofsen Wirkung der Presse. *Lu-*
r hatte damals in der That mit dem *Worte* der
el, mit jenem gefundenen *Worte* des Prologs zum
nnesevangelium, auch das *Wort überhaupt* durch
Presse befreit und in die Welt geschleudert, so
dieses *Wort* auch das *eigentliche* Feuer war, an
er die Bannbulle verbrannte. *Guttenberg erfand*
Presse, *Luther* erst *bediente* sich ihrer. Ueber-
pt ist es erstaunenswerth, welch' eine Fruchtbar-
sich damals allein schon im *kirchlichen* Leben
Deutschland aus zu entwickeln vermochte, eine
chtbarkeit, die sehr häufig, in Vergleich mit den
tlichen Debatten, welche *uns* jetzt bewegen, viel
gering angeschlagen wird. —

Einen komischen Gegensatz zu dem überernsten,
Pathos seines tragischen Schicksals schwer tragen-
Müntzer bildet der Pastor *Ring*, obwohl der ei-
liche Gegensatz zu *Müntzer* auf dem Gebiete des
tismus erst in *Pfeifer* erscheint. *Ring* dagegen
rt den furchtbaren Ernst *Müntzer's*, welcher zu
end Opfern der Grausamkeit und des eigenen Mar-
des bereit ist, durch die lächerlichste Verrückt-
Wie es sehr charakteristisch für die Hauptauf-
, für die Grundidee unseres Romans, den *Fana-*
s, ist, dafs fast jeder hervortretende Charakter
Idee repräsentirt, indem er seine eigene *fixe*
hat, so trägt Pastor *Ring* solche Idee in seinem
n *Phantasiren von Troja* gleichsam als den zu
den Anchises auf dem Rücken, worüber aber
fromme Aeneas im Getümmel den Verstand
rt. *Müntzer's* Pathos dagegen erreicht da den
aten und idealsten Ausdruck, wo er im Gespräch
it den Seinigen seines Aufenthaltes in Rom ge-
, und *seinen* Schmerz, *seine* Zukunft sich abspie-
indem er den endlosen Schmerz in der Gruppe
Laokoon zergliedert. —

Von den anderen Nebenfiguren bis zum christli-
Reiche *Müntzer's* in Mühlhausen, als dem eigent-
n Wendepunkt der Geschichte, erwähnen wir an
r Stelle nur des *Hans Zeyfs*, des Herzogs *Ulrich*
des *Wendelin Hipler*. — *Hans Zeyfs* ist ein be-
cher, spafsiger, ächt mittelalterlicher Charakter,
wie sie in Nürnberg, und zumal in kleineren deutschen Städten, vielleicht sogar jetzt noch, anzutreffen sind, und wie sie, namentlich beim Beginne des damaligen, neuen Zeitalters, immer noch nachkommende Spärlinge und Spätlinge des früheren waren. — Dagegen ist Herzog *Ulrich* einer jener Mächtigen, das Leben cavalièrement, genufssüchtig und gewissenlos vertändelnden Grofsen, wie sie in jener Zeit durch schändlichen Druck und tyrannischen Eigenwillen das arme Volk bis zur Empörung aufgestachelt hatten; Menschen, die auch heute noch durch ein wenig persönliche Tapferkeit und ritterliche Rauflust alle anderen Tugenden ersetzen zu können wähnen, an denen sie bar sind. Auch dieser *Ulrich* hatte früher vielfach dazu beigetragen, die Geduld der ehrlichen Bauern auf die Probe zu stellen; er kommt so eben aus der Schweiz, um sich mit Hülfe einer Abtheilung Bewaffneter und der zu gewinnenden Bauern wieder zum Herrn von Schwaben zu machen, und trägt alle die heuchlerische, zungengewandte Zweideutigkeit an sich, welche, ächt aristokratisch, sich sogar der Freiheit und Freundlichkeit bedient, um für sich einzunehmen, aber auch in solcher ausbietenden Freiheit unverschämt roh ist, das arme Volk gleich Jagdhunden zu koppeln, so wie denn auch *diesem* Herrn, nach Art seines Gleichen, am Ende des vorbeiziehenden Trosses eine ganze Koppel Hunde folgt, denen natürlich Sängerinnen und Tänzerinnen nicht fehlen. — *Wendelin Hipler* endlich ist eine durchaus resolute, untersätzige, lang still und arbeitsam für sich hinlebende Natur, mit vielem Spürsinn, viel praktischer Fähigkeit versehen, die nun aber, seitdem sie beleidigt worden, seitdem sie einmal grollt, und sich die Rache in den Kopf gesetzt hat, auch sich selber Wort hält, unsühnbar ist, ihre geheimen Wege geht und sinnt und sinnt, mit anderen beräth, wirbt, sich an die Spitze des Aufstandes stellt und dabei, nie berauscht, nie fanatisch, wie die Anderen, immer weifs was sie will. — In der Unterhaltung des Herzogs *Ulrich* mit den Bauern ist besonders eine gewisse Ruhigkeit bäuerlicher Einfalt, in Verbindung mit tüchtigem Mutterwitz, rühmlichst anzuerkennen, nur dafs ein *Landmann* denn doch, ungeachtet aller durch Poesie gestatteten Idealisirung, überall nicht sprechen wird, wie Vater *Claus* mitunter spricht, z. B. die Worte zu Herzog Ulrich: „heifst das nicht Euer Volk zu plötzlich auf eine schwindelnde Höhe

Digitized by Google

der Cultur versetzen"? — Das einzige Wort „Cultur", und nun noch gar „schwindelnde Cultur", bringt sogleich beim Leser das Gefühl der höchsten Unwahrscheinlichkeit hervor. Auch weiter unten, S. 229 Bd. I. ist die Rede des Bauern, in der das Stichwort immer der *Witz* ist, viel zu *witzig* in dieser Art, als dafs solcher *Witz* nicht im Munde eines Bauern *Aberwitz* werden sollte. Ueberhaupt ist die Sprache der Landleute in unserem Werke, obwohl im Ganzen naturwahr und treffend, doch auch wieder hie und da, wir möchten sagen, zu *hochdeutsch* gehalten. Um uns mit Herrn Herzog *Ulrich* aus dem Grunde bekannt zu machen, hat der Verf. sehr wohl gethan, uns auch die schon erwähnte, bei der Bagage des Heeres nachfahrende Künstler-Wirthschaft vorbei defiliren zu lassen. Denn wie sollten solche Herrn, wie Herr *Ulrich* einer ist, ohne dergleichen Sängerinnen und Tänzerinnen, zu verschiedenen Functionen *zugleich* abgerichtet, existiren können? Haut gout. Wir verstehen den Verfasser, und loben ihn für seine Ausmalung. —

Sehr gelungen hat ferner der Verf. in dem ganzen Passus über die *zwölf Artikel* unsere Zeit mit in diesen Rahmen gefafst. Wie das Volkslied, wie das politische Lied — und *beide* sind *verwandter* und innerlichst *einiger* als viele vermuthen — oft plötzlich erwacht, wie der Lerchenruf hoch unter dem blauen Himmel plötzlich aufschlägt; so ist es allerdings auch häufig mit jenen kleinen Schriftchen beschaffen, die im Volke cursiren, bis auf unsere Tage. Niemand weifs woher, von wem dergleichen kommt, es ist da, weil es da ist, weil es kommen *mufste*, weil es noch einen *Gott* in der Geschichte giebt. So auch ist vieles in unserm Werke da, weil es da ist, die Kritik darf es nicht einmal aussprechen, *was* eigentlich da ist, denn es ist nicht erlaubt, und man würde plump gegen den Verf. sein, wenn man es thäte; aber es ist da, und das ist die Hauptsache; es ist lakonisch zur Sprache gebracht bis auf jenes Verleihen von Titeln, mit denen der jämmerliche Herzog *Ulrich* alles gut und ungefährlich machen will S. 256, Band. I. —

Wir können im Weiteren uns kürzer fassen, d wir unseres Erachtens die erforderlichen Gesicht puncte für unsern Roman bereits hinlänglich angedeut haben. — Fast unangenehm hat es uns berührt, dafs Scene des Zusammenseins des Grafen *Helfenstein* seiner Gemahlin *Olympia*, vor der Schlacht, einig mafsen so gehalten ist, als sollten Hector und And mache uns hier geschildert werden, um so mehr, später auch noch sogar die Wärterin das gräfl Kind dazu bringt; so dafs man ordentlich me könnte, der früher erwähnte, treffliche Pastor treibe auch *hier* wieder seinen trojanischen Teufl spuk im Verborgenen. Glücklicherweise macht als die Noth der Trennung, bevor es in die Schl geht, am höchsten ist, der Narr einen klugen S durch diese ganze Homerische Rechnung. —

Das Leben im Bauernlager wird uns Band S. 105 in seiner ganzen, lustigen und Uebermuth den Weise vorgeführt. Klöster und Burgen we demolirt, die Wachfeuer lodern, die Bratenwender hen sich, die Böden der Weinfässer werden zer gen, die grofssprecherische Bravour, welche sic *künftige* Thaten beruft, wird lächerlich überbot dem *gegenwärtigen* Appetit zu Speise und T überall herrscht ein munterer, braver, ausgelas Humor, nur dann und wann finden wir, dafs diese B ern und Kleinbürger viel zu viel reflectiren, viel sehr sich in schönen Sentenzen ergehen. Denn rundet sich das Ganze wieder zu einem heitern, chen, genrebildlichen Gemälde ab. Es herrscht in sem ganzen Treiben und Haranguiren und Scharm zeln, bevor man den Feind noch sieht, bis auf Te melschlag und wackelnden Paradeschritt und schl militärische Haltung und vermuthliche Wohlbelei mancher Figuren, jene ergötzliche Naivetät der S genügsamkeit auf niederländischen Bildern, je in's Lächerliche spielende Art eines aufmarschire von kreischenden Stimmen commandirten Landst zu grofsem Leid und Kopfschütteln des soldat geschulten Ritters *Florian Ulrich*. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

mas Müntzer. Ein deutscher Roman. Von heodor Mundt.

(Schluſs.)

Wir gestehen, daſs die Seite 119, Band II. vor-menden „Rothenburger Verhältnisse" fast den Ein-ck eines sinnreichen Anagramms, einer witzigen, vom rf. bezweckten Amphibolie auf uns gemacht haben. klopfen diese „Verhältnisse", wenn man aus der esten Geschichte nur den *verwandten* Namen dazu nden weiſs, stark mit Schicksalsschlägen an die r unserer Gegenwart. Wir meinen besonders die passender Schlichtheit verlautende Stelle: „Meine ren und Freunde, die rothenburgischen Verhält-e sind in der That die belehrendsten, welche wir r letzten Zeit anzuschauen gehabt". —

Obwohl unser Autor überall das *geschichtliche* Ele-nt vorwalten läſst, und sich so viel wie möglich er Ausschmückung enthält, welche durch poetische schiebungen und Einzelnheiten etwa erreicht wer-n könnte, so durfte er doch allerdings, eben weil doch auch nicht *bloſse* Geschichte geben wollte, entlich seinem *Helden* Vorzüge beilegen, die er r gemeinen *Wirklichkeit* vielleicht nicht gehabt, ber in dem *Ideal* des Fanatikers liegen. Ohne Idealität ist ja überhaupt kein *poetischer* Effect reichen, und so darf es dem Verf. nicht zum urfe gemacht werden, daſs er den Kreis der ksamkeit *Müntzer's*, nachdem er von jener Demü-ng zu Weimar sich wieder erhoben, in's Unge-ene erweitert. Es muſste von jetzt ab *Müntzer's* tische Begeisterung noch stärker angefacht sein ch das *doppelte* Unrecht, welches er nach seinem ürhalten jetzt zu sühnen hatte, das Unrecht an *Volke* und das Unrecht an *ihm selbst*. — Dem-äſs wird uns nun auch *Müntzer* vor Augen ge-lt. Er erscheint uns von dieser Zeit an gleichsam als das Gewissen Aller, wenigstens als das Gewissen der sich selbst zerfleischenden Zeit, da ja auch *wirklich* in ihm eine Art *Nemesis* auftrat für die unverantwortliche Schmach, die dem armen Volke von Seiten der Groſsen seit lange zugefügt worden. *Müntzer* ist von jetzt ab zergangen in die Unsichtbarkeit, in die geisterhafte Allgegenwart einer dämonischen Macht, man weiſs nicht, *wo* er ist, man weiſs nicht, *was* er bezweckt, man *weiſs* es aber, man *fühlt* es *täglich*, *stündlich*, *hier*, *da*, *dort*, *daſs* er wirkt, *daſs* er zugegen ist. Man vergleiche in unserem Romane Band II, S. 119 u. s. w. „Man lauert ihm auf allen Wegen und Stegen auf, um ihn zu fangen", heiſst es. — Wer aber *kann* den Geist *fangen?* Das ist ja eben das Uebergewicht, das groſse Voraus, was *Müntzer bis dahin* noch hat. *Das* ist der Segen, der auch auf einem *unterdrückten* Volke immer noch ruht, *das* ist seine Ueberlegenheit, daſs es noch *Geist* besitzt, welcher dem Gegner, da jener als *Geist* nicht zu fangen ist, immer wieder viel zu schaffen machen, ja den Gegner vielleicht vernichten wird, und zwar um so sicherer, als der Gegner nicht *auch* der *Geist* ist. — So lange daher *Müntzer* auch in unserm Romane so als *Geist* wirkt, ist er im Vorwärts-Schreiten begriffen, ist er nicht zu erreichen, nicht einmal auszuspüren; erst als er verblendet genug ist, von Mühlhausen aus sich ein *sichtbares* Reich Gottes, ein Reich der Freiheit und Gleichheit zu stiften; als er sogar mit äuſseren Kräften, mit rohen Heeresmassen wirken will, und als er noch gar mit demjenigen Gemeinschaft macht, der auch insofern sein Gegensatz ist, als er *nicht* den *Geist*, sondern die derbste *Sinnlichkeit zügelloser Empörung* und *Grausamkeit* darstellt, *Pfeifer* nämlich; von da ab beschleunigt *Müntzer* seinen Sturz, sein schmachvolles Ende. — In vielen Reden *Müntzer's* und namentlich in der Art, wie er in Mühlhausen in solchen Reden mit dem Volke verkehrt, wird man für

Digitized by Google

unsre Zeit unwillkürlich an La Mennais erinnert, und an die Studien, die Mundt an La Mennais' Persönlichkeit in Frankreich zu machen wohl Gelegenheit gehabt. —

Der dritte Band unseres Romans endlich führt uns in eine ganz andere Umgebung, in eine Episode, welche von der sich verjüngenden Natur des hervorbrechenden Frühlings gar anmuthig getragen wird. *Luther* ist so eben Willens eine Reise anzutreten, zu der ihn *Müntzer's* immer bedenklicher werdende Unternehmungen und Aufwiegelungen antreiben. — Es ist für das zarte, gewissenhafte Walten pflegender Menschenliebe, ob um geistiges oder leibliches Wohl besorgt, gewiſs kein schöneres Bild zu ersinnen als das eines Hirten, als das eines Gärtners. Wie tief und sinnig ist das Bild vom Hirten in den Büchern des neuen Testamentes angewendet und durchgeführt worden, und wer denkt nicht, was den Gärtner betrifft, an jenes ewige Musterstück in *Shakespear's* Romeo und Julie, wo der Ordensbruder Lorenzo eben beim ersten Dämmer des frischen Morgens seine Zelle verlassen will, um hinauszugehen nach Blumen und Kräutern. —

Auch *Luther* erscheint uns hier als *Gärtner*, der, wie er von seinen lieben Blumen nicht lassen kann, nun er verreisen muſs, mit seinem alten Diener Wolfgang noch mit Gieſskanne und Spaten hinausgeht, nach diesem und jenem Pflänzchen noch einmal zu sehen, und alles zu erquicken. — Wie uns hier *Luther* selbst eben so kräftig und tüchtig und kindlich-naiv vorgeführt wird, wie wir ihn kennen, also auch sein Wolfgang, treu und redlich und ein ächter Kammerdiener, bis auf den Zug, um alles wissen, in allem auch ein Wörtchen mit drein reden zu wollen. Später treten noch *Melanchthon*, seine Frau und *Katharina von Bora* auf, und in dem Gespräche, welches sich hier entwickelt, heben wir besonders die sehr gelungene Diction in *Luthers* und *Melanchthon's* Reden hervor, in denen dann auch jener eigenthümliche, geistlich-geistreiche Rhythmus der Wortfolge hervorklingt, der eben sowohl die Bekanntschaft dieser gelehrten Herren mit dem Griechischen verräth, als er leise und nicht unangenehm in die moderne Beredsamkeit hineinspielt, wie sie in neuerer Zeit besonders von *Schleiermacher* ausgebildet und fast *geschaffen* worden in seinen Predigten und zumal in der Weihnachtsfeier, was aber, wie bemerkt, hier in so unscheinbarer, sichtiger Beimischung gebraucht worden, daſs es d aus nichts Störendes hat. Nur die *ganze* Art Weise dieser sonst durchaus würdigen und gei gehaltenen Geselligkeit hat uns denn doch etw Weltliches, der *jetzigen* Bildung Abgelauschtes daſs wir uns ganz einverstanden zeigen könnten.

Das siebente Buch endlich versetzt uns wie *Thomas Müntzer* nach Mühlhausen. Wir ge alsbald, wie alles mit *Nothwendigkeit* seinem entgegeneilt, da unter *solchen* Häuptern wie M und *Pfeifer* keine Einigkeit von Dauer sein ka so weniger, als der letzte dem gedankenlose gensinne, der niedrigsten Unabhängkeit und Gi keit huldigt. Es entsteht eine Fraction, und be denn auch bei Frankenhausen alles so ausge oder eigentlich von Seiten der Bauern nur ve und durch die unmännliche Feigheit und de sten Aberglauben so verdorben, daſs zuletzt und *Müntzer* dem Schaffot überliefert werden denn aus der Geschichte bekannt ist. —

Wir fürchten sehr, eine gewisse Kritik gegenwärtigen Literatur wird in ihrem Urt den vorliegenden Roman sehr ungerecht sein, wirklichen Schönheiten, wie seinen rein ge chen Gehalt nicht erkennen oder vielmehr nen *wollen*. Und zwar *diejenige* Kritik, geachtet alles Renommirens mit dem Libe zu Tage das servile Echo eines übersätti stachelung bedürftigen Publicums ist, oder ständiger, doch in eine so politische Ge eine so speculative Selbstanbetung zerfal nichts mehr gilt, daſs sie in allem nur de und den Abfall erblickt, wo sie nicht das bl *ihrer* Parteiangelegenheiten, den stärksten *ihrer* ephemeren Tendenzen findet. — Die wird gerade in demjenigen den Rückschritt un rakterlosigkeit unseres Werkes sehen, wa Dafürhaltens sein Fortschritt und sein Ha ist, wir meinen die überaus groſse *Einfach* anspruchslose *Objectivität*, mit denen hier al stelligt ist. — Nachdem die moderne Litera auf dem Wege des Subjectiven zu groſsen V besonders im Style, in der Form, gediehen ist jenem Glanz und Luxus, der schon wieder Ueberladenheit und der Geschmacklosigkeit a

Digitized by Google

'olge des ewigen Schreiens nach Emancipation; ıen sich offenbar die besseren und besten Schrift- der gegenwärtigen Periode davon überzeugt, ıhr eine gewisse *Selbstzügelung* und *Vereinfa-* der Form noth thue, statt des endlosen, kriti- Raisonnements die Thätigkeit des objectiven *irens*. Wir erleben daher gegenwärtig die er- ıe Erscheinung, dafs sich viele dieser Schrift- von jeder *Manierirtheit* der Form, der auch *sie* nachzugeben begannen, in kurzer Zeit mög- os gemacht haben, um frei von der tonange- Coterie und Schule zunächst ihre Eigenthüm- : und die Sache selbst zur Darstellung zu brin- Schon das Durchbrechen einer von Aufsen her ın, zur Mode gewordenen Form ist der *erste* ıeiche Schritt, um *selbst* zu schaffen, und zu einer ıa Form zu gelangen. Uebrigens mufs jene That- , eine Zeit hindurch den zu grofsen Enthusiasmus, ı *Rausch* der modernen Schreibart getheilt zu , auch wieder entschuldigt werden. Es gehört chon etwas mehr als *gewöhnliche* Literaten- oder lehrten-Natur. Es gehört dazu schon *Empfäng-* für die Schöpfungen des *Genius* überhaupt, wel- ıpfänglichkeit zu besitzen Viele sich in Wahrheit *rlügen*. Es gehört dazu harmlose Freude an der chen Bildsamkeit unserer Sprache, an dem Her- ın immer neuer Lebensgestalten, und vor allem ht vibrirender Schönheitssinn, welcher also noch ıtnervt für die *Zukunft* ist. — Wie viele eigen- bornirenden Privatstudien hingegebene Litera- viele mit Blindheit und Pedanterie geschlagene e giebt es nicht noch in Deutschland, welche ch nur den *geringsten* Lichtreiz der Schönheit len von der grandiosen Darstellungsweise *He-* ıd von der *ungeheuern* Wirkung, welche *Hegel's* auf den *deutschen Styl* ausgeübt haben! Jene aber plauderten freilich selbst ihre *Spiefsbür-* *eit* aus, indem sie über diejenigen spotteten, sich früher allerdings *zu sehr* dem Schwelgen lscher Form auch in *eigenen* Werken hinge- atten. Aber diese waren doch wenigstens die n, die *Begeisterten*; jene aber waren die *Blin-* *Schwachköpfe*. — Aehnliches mufs in doppel- wurfe gesagt werden von den Wirkungen, wel- eigentlich *moderne* Styl der jüngeren Literatur t hat. Sie ist wirklich im Style zu etwas *Neuem* gekommen, sie hat darin einen *Fortschritt* auf dem Gebiete der Schönheit gemacht. Die unempfänglichen, polternden Alten schmähten sich selbst im Schmähen. Die Jüngeren, welche auch hier, in der Nachahmung der modernen Schreibart, *schwelgten*, waren zu tadeln, aber sie verriethen doch wenigstens die *Kraft* der *Jugend*, den *Geist*. — Wie sich aber gegenwärtig die durch *Hegel* vollbrachte Sprachumwälzung bereits ohne Sclaverei der blofsen Nachahmer, vielmehr in schöner, populärer Freiheit in Deutschland aufdringt; so ist auch der Styl der Modernen nach allen Seiten hin *frei* geworden, um die wirkliche Errungenschaft *heiterer Eleganz*, entsprechend der jedesmaligen Eigenthümlichkeit und Objectivität, sich entfalten zu lassen.

Je mehr man aber noch *selbst* an die Schule, an die Coterie gefesselt ist, desto mehr wird man den Gewinn für die Gegenwart auf *beiden* betrachteten Seiten verkennen, und indem man tadelt, nur sich *selbst* tadeln. In dieser Beziehung sei denn auch der Verf. unseres Romans auf Vorwürfe, auf die gröbsten Verkennungen, ja auf Verfolgungen vorbereitet. —

Wenn die *Seligkeit* des Schaffens allerdings der unendliche, *göttliche* Segen ist, der jedem *guten* Werke, man kann kaum sagen, auf dem Fufse folgt, sondern es selbst ist, so hat die Welt deshalb, und *eben deshalb*, noch gar kein Recht *spröde* oder wohl gar undankbar zu sein. Denn *Seligkeit* ist noch kein *Lohn*, weil *mehr* als *alles*, und *soll* auch kein Lohn sein. Daher hat die *Welt* einem *guten* Werke immer noch seinen Lohn zu zahlen, *weil* jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, und *weil Gerechtigkeit* sein *soll*, besteht dieser Lohn auch eben nur in der *gerechten Beurtheilung*. — Nun ist das aber sicher oft eine der gröfsten Unmenschlichkeiten und Flachheiten unserer heutigen Kritik, dafs sie, sobald sie von der *Partei* ausgeht, *ohne dafs sie es weifs und zugiebt*, immer schon das Urtheil, durch Vorwegnahme aller Leistungen, fertig hat, *und zwar für alle Zeiten eines Schriftstellerlebens*. Es kommt nur darauf an, ob man den Autor fallen lassen *will* oder *nicht*. Er besitze unleugbar Geist, er sei anerkannt productiv, er lege alle Eilfertigkeit ab, er vermeide alle ihm bisher von der Kritik vorgeworfenen Fehler, er mache Studien auf Studien, er trage seine Werke aus, so lang' er wolle; rückt er damit vor, so kann er, der in Ungnade Gefallene, *sicher* sein, *gegeisselt*, *verworfen* zu werden. Dies — ein

Digitized by Google

elendes Pathos, welches die noch elendere Gesinnung einer durch die *Partei* feilen Kritik dem Schriftsteller zu tragen geben will, was er aber gar nicht tragen *darf*, weil es jeden Falls seiner unwürdig ist; so dafs er es daher ganz und gar zu *ignoriren* hat. —

Und so beschliefsen wir denn unsre Beurtheilung des *Mundt*'schen Werkes mit dem Bemerken, dafs, wenn wir auch *für uns* gewünscht, der Verf. hätte hie und da die *dichterische Licenz* und die *eigentliche Erfindung* noch mehr walten lassen als geschehen, und hätte auch an manchen Stellen noch etwas kühner und ausdrücklicher das *liberale Princip* der Gegenwart, zur Schmach für die Unterdrücker desselben, herausgestellt, wir ihm schuldigerweise für das Geleistete, für die anspruchslose, ruhig gehaltene, *geistvolle* Durchführung seiner Arbeit hiemit unsern *besten Dank sagen.* —

Alexander Jung.

LXV.

Atlante linguistico d'Europa, di B. Biondelli. Vol. primo. Milano, 1841. *Mit Atlas.*

Freudig begrüfsten wir in den Naturforscherversammlungen Italiens, und eben auch in den gegen sie ergangenen Verboten, Zeichen eines *neuen* Bundes des überalpischen Südens mit dem germanischen Norden. Ein ähnliches erblicken wir in dem vorliegenden Buche, dessen Gegenstand dem feinsten und geistigsten Gebiete der Naturgeschichte angehört, der der Sprachen- und Völkerstämme (Linguistik und Ethnographie). Der Verf. hat, nach eigner Aussage mit manchen Aufopferungen, sich die meisten, vorzüglich in Deutschland erschienenen Hülfsmittel dieser Wissenschaft verschafft, und was Mehr ist, hat sie benutzt, um sich ein autoptisches, selbständiges Urtheil zu bilden. Seine früheren einzelen Abhandlungen über Theile jenes Gebietes in italienischen Zeitschriften sind dem Referenten nicht zu Gesichte gekommen. In einer derselben soll er mitunter kritische Bemerkungen gegen J. Grimm gewagt (wir brauchen diesen Ausdruck unbeschadet unserer Feindschaft gegen jedes αὐτὸς ἔφα) haben; im vorliegenden Buche spricht er nur mit der gröfste Achtung von dem kolossalen Denkmale, das Jen seinem Volke und sich selbst gesetzt hat, und mit b sonderer Wärme von dem Gründer der vergleichend Sprachwissenschaft in ihrer heutigen Gestalt, Fr. B (z. B. „l'incomparabile grammatica comparativa di B., il più profondo cultore vivente delle lingue indiane Zu bedauern ist, dafs er ein vorzügliches, mit d seinen verwandtes Werk noch nicht kennt: Pott's A über den indogerm. Sprachstamm in der grofsen d schen Encyclopädie. In rein sprachlicher und ethn graphischer Hinsicht beschreibt dieses einen weite Kreis; wie sich auf den gemeinsamen Feldern die L stungen beider Gelehrten zu einander verhalten, Biondelli's Fortsetzung lehren. In Letzteres liegt, wie schon hinlänglich dieser erste Band bew eine gröfsere Berücksichtigung der Literaturgeschich er verspricht sogar ferner „alcuni cenni sulle lett ture popolari, e sulla bibliographia dei varii dialet Eine gesondere Arbeit, die er in Aussicht stellt, eine auf eigenen Forschungen beruhende vergleichen Grammatik der indo-europäischen Sprachen. Er geflissentlich diese Benennung der grofsen Spra milie, die auch Bopp in seiner neuesten Schrift, die malayisch-polynesischen Sprachen, gebraucht.

Da dieser erste, auch als selbständiges *Buch* d stehende, Band selbst eine Uebersicht dieser ganze Familie und darin einen Abrifs des voluminös werden den Werkes (mit Ausnahme der darin vorkomme den Sprachen *aufserhalb* jener Familie) enthält, da aber nicht weniger als 261 Seiten zählt, ohne irge überflüfsigen Ballast aufzunehmen; so müssen diese Epitome möglichst kurz epitomiren und auf zusammenhangende Relation verzichten. Der Le verzeihe, wenn dadurch unsre Citate aus dem Bu sammt unsern wenigen Bemerkungen und Zusätz ein ziemlich fragmentarisches Aussehen gewin Die grämliche Physiognomie, welche die durch Bedürfnifs der Kürze in engem Raume zusammen drängten tadelnden und ergänzenden Notizen un ganzen Anzeige geben werden, ist gerade das Ge theil des Totaleindruckes, den das Buch wohl auf je Freund dieser Studien macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

ante linguistico d'Europa, di B. Biondelli.

(Fortsetzung.)

In der Einleitung sind beispielsweise einige Völ- genannt, die, obwohl finnischer Abstammung, doch kische Dialekte reden, unter diesen mit Unrecht die ordwinen; vgl. u. A. die mordw. Grammatik von d. Gabelentz in Zeitschr. f. d. K. d. Morg. II. 2 — en Verf. die Ausführung seiner vergleichenden atik des „finnisch-tatarischen Sprachstammes" nicht lange vorenthalten möge! Biondelli weist jenem Beispiele auf eine besondere Wichtigkeit illirter Dialektstudien in, über die genealogischen ergrenzen hinaus, verbreiteten Sprachen hin, in- die Verschiedenheit der Dialekte mit der der abstammung zusammenhange. — Einen schönen um des Verfs. von einer „unità letteraria europea, la quale solo possiamo riprometterci i più rapidi e abili avanzamenti" und für die er einen Grundstein einem gemeinsamen Alphabete und Schreibungsge- e erwartet, können wir nicht theilen, so lange an- Schlagbäume, als verschiedene Alphabete, vor literarischen Verkehre der Völker stehen.

S. 23 Anm. 3 hält der Verf. der Beschränktheit scher Archaeologen die Wichtigkeit der „Lin- tik" vor die Augen, mit Recht; nicht so aber, er S. 15 von der äufsersten Linken der moder- Schule her sagt: „Chi uvrebbe mai potuto ima- e, cinquant' anni addietro . . ., che quelle poe- leggende e filosofiche dottrine, delle quali me- vanto la dotto Grecia, altro non erano che *svi-* tradizioni e *corrotte* rimembranze d'una civiltà ca, che, trasportata dalle falde degli Imalai sulle onde dell'Arcipelago, vi cominciò, sotto vario aspetto, l'era novella?" Dies Excerpt in der Originalspra- sei zugleich ein Beispiel des Styles. Schade für nchen schönen oder weisen Mund, dafs er statt der Wohllautsfülle der italienischen oder auch der castilianischen Sprache die verkrüppelte Schwester aus Nordfrankreich zur Verständigung mit Menschen aller Nationen gebrauchen mufs!

Mit Recht findet B. in seiner Einleitung auch eine Uebersicht der asiatischen Sprachen der indo-europäischen Familie nöthig. Dafs er aber, wie richtig die georgische, die armenische und ossetische Sprache (S. 15, 54) von jenen trennt, indem er die erstere eine „lingua sui generis" nennt, die zweite näher an die *finnischen*, die armenische und georgische, als an die medo-persischen stellt: darin werden ihm die deutschen Sprachforscher nicht beistimmen, Ref. auch nicht, wenn gleich neuerdings die ossetische Sprache, gleich als schon lange her die persische, *mit Unrecht* in nähere Beziehung zu der deutschen gestellt wird. Offenbar kennt B. auch Petermann's Forschungen über das Armenische noch nicht. Seine Eintheilung der indo-europäischen Sprachen in eilf Familien wird sich aus dem Folgenden ergeben.

1. Familie der indischen Sprachen. Neben der richtigen Form *sanscrita (sanskrtam)* irrig noch *samskrda*, *braminica* (sollte wenigstens *brahmanica* lauten), *devanagari* als lingua divina für die Sprache, statt für die Schrift; und *grandonica*. Tiefer geht eine irrige, wenigstens unklare, Ansicht über die Sprache selbst. Der Verf. glaubt zwar an ihre einstige Verbreitung über die ganze Halbinsel, aber in verschiedenen Dialekten der verschiedenen Stämme. Ob wir schon hier, wie bei jeder Sprache, eine einstmalige Einheit annehmen, so geben wir doch nicht weniger bei gröfserer Verbreitung die Entstehung dialektischer Verschiedenheit*) zu. Aber von da bis zu einer so gewaltigen Umwandlung, wenn nicht Zertrümmerung,

*) Ein alter eigentlicher Sanskritdialekt dürfte der girnarische sein; vgl. Spiegel, Kammavâkya.

Digitized by Google

der Laute und grofsentheils der Flexionen, wie sie schon im alten Prakrit als einem *neuen Tochterstamme* sich zeigt, ist noch ein grofser Schritt. Und darin irrt nun der Verf., dafs er die Prâkrtasprache als absolut gleichzeitig mit dem Sanskrit ansieht und ihre Dialekte als solche der eigentlichen Sanskritsprache; eher möchten wir noch in ganz neuen indischen Sprachen, wie im Bengali, Reste alter eigentlicher Sanskritdialekte suchen. Freilich steht das alte Prakrit, auch wo es schon dem Sanskrit mit entschiedenem Charakter gegenüber steht, diesem immer noch viel näher, als die neuen Prakritsprachen, eben auch noch viel mehr, als die romanischen Sprachen der altrömischen; doch aber sicher ferner, als die alte Romana rustica der cultivirten Schwester. Letztere Gleichung nimmt der Verf. an und geräth dabei in den entsprechenden alten Irrthum: das Sanskrit sei nur Sprache der Gebildeten gewesen. Wenigstens verwechselt er hierbei die ursprüngliche Stellung des Sanskrits mit der späteren, und dehnt vermuthlich auch manche künstliche Bildungen der Composition und noch mehr der Syntaxis in der Literatur auf die lebende Sprache aus, deren Wurzelvorrath, Flexions- und Bildungssuffixe gewifs einst von einem ganzen Volke gehandhabt wurden.

Ueberhaupt mag der Verf. auf diesem Felde weniger zu Hause sein, denn auch die Classification der heutigen indischen Sprachen ist falsch, indem er die Sanskritiden mit den fremden, vorhinduischen Sprachen verwechselt und später nur einen dieser Irrthümer berichtigt; ohne Zweifel findet er später Gelegenheit, sich vorzüglich aus Lassens Schrift über die Prakritsprache über jenen Punct zu unterrichten. Namentlich schweigt er von dem Verhältnisse des Hindustani zum Hindi und schreibt dem Arabischen einen übermäfsigen Einflufs auf Wörtervorrath und selbst Flexion des ersteren zu. Das Vaterland der Zigeunersprache (l. zingarica) stellt er mit Bestimmtheit an das Nordufer des Indus, und verheifst später Näheres darüber zu berichten. Selbst die cingalesische und die maldivische Sprache stellt er zu den prakritisch-sanskritischen; über diesen Gegenstand dürfen wir von Fr. Bopp und vielleicht von Fr. Spiegel bald Aufklärungen erwarten. Des Elû auf Ceylan gedenkt weder Biondelli noch Pott l. c.; vgl. Fr. Spiegel, Kammavâkya; nach Clough Singhalese dict. wäre es das alte Cingalesische, und letzteres gehört nach Rask zu d unsanskritischen Dekansprachen. Von Spiegel dürf wir bald ein Paliwörterbuch erwarten, ebenso w Brockhaus.

2. Familie der persischen Sprachen. Ihre „p mitiva origine indiana" dürfen wir nicht sowohl g graphisch verstehen. Die Heimath des Zend sucht wie auch Pott, in Baktrien; gerade hier hätte Bopp's verdienstvolle Leistungen mehr hervorhe sollen. Bei den Citaten für das Altparsische und Keilschrift vermissen wir Seyffarth*) und vorzüg den allzufrüh gestorbenen Beer. Das Pehlvi betr tet er als die ächt persische (arische), nur mit S tischem gemischte Sprache des alten Mediens; aber als vielleicht skythische, mit Persischem u. gemischte Sprache der alten Parther, demnach turanische — ob mit Recht, ist noch sehr unge hoffentlich setzt Müller in München seine Forsch gen fort. — Für die neupersische Sprache wäre vergleichende Grammatik von Vullers zu erwäh bei B., wie bei Pott l. c., fehlt unter den Wörte chern das zwar unvollständige, aber immerhin — de mieux — brauchbare und in deutschen Vers rungen manchmal billig zu habende italienisch- zösisch-lateinisch-persische von Angelus a S. Jos Dorn's und Ewald's Forschungen über die *Afgha* sprache sind nicht angeführt. Wir mögen kaum h *fen*, dafs uns durch englische Wiedereroberung ghanistans neue Kunde über die dortigen Völker Sprachen sobald zukomme; der Genius der Men heit blickt mit Thränen des Schmerzes und des Zo auf die Städteeroberungen der Engländer und die vilisationszüge der französischen Razzia's. — Bei kurdischen Sprache fehlen Pott's und Rödiger's Stu

3. F. der gaelischen und 4. F. der cambri Sprachen. Bei der Darstellung der ehemaligen u heuern Ausbreitung der Kelten hätten ihre Wohn unter illyrischen u. a. Völkern des südöstlichen ropa's mehr hervorgehoben werden sollen. Interes sind die Hindeutungen auf Landstriche America's, denen übergewanderte Kelten heute noch Sprache Nationalität bewahren. Dabei konnte an uralte

*) Namentlich auch dessen Untersuchungen über den Ur der neuen persischen und arabischen Alphabete aus den ten persischen.

Digitized by Google

züge dorthin erinnert werden; vielleicht waren Iren ersten Entdecker America's, lange zuvor, ehe sie land's Tyrannei und andere Umstände zur Ausderung dorthin drängten. Träumerei aber ist es, man hochschottische Sprache unter nordamerikaen Eingeborenen sucht; und mit den ursprünglich ischen Stämmen unter diesen wird es sich nicht rs verhalten, wiewohl allerneustens Madawgs Co- in Nordamerica wieder entdeckt sein soll; ein rener Cymre macht eine Reise, um der Sache den Grund zu kommen. — Ohne Zweifel geht Verf. zu weit, in seiner Unterscheidung obiger n Sprachstämme von dem alten Keltischen, wie einander, auch in seiner Annahme völliger Wild- und Unbildung der alten Kelten. Es ist keines- heute unmöglich, wie der Verf. behauptet, den mmenhang der gaelischen (gadhelischen) und rischen (kymrischen) Sprachen mit den altkelti- nachzuweisen; Pott und Ref., bereits längst be- ne Untersuchungen prüfend und erweiternd, ha- ch wenigstens die Möglichkeit dargethan. Auch sich jene beiden Familien nicht so ferne oder ferner als Lateinisch und Griechisch einander "; besonders sind bei dieser Vergleichung die rischen Formen zu berücksichtigen, die auch hervorgehoben hat, und zu deren Kenntnifs wir rmac's Wörterbuche und anderen Resten des thums neue Hülfe erwarten dürfen. Von der an- Seite, der altkeltischen nämlich, eröffnet sich Leo's merkwürdige Erklärung der Malbergischen e (des Salischen Gesetzes) eine unverhoffte Quelle *rammatischen* und lexilogischen Kenntnifs. Gehö- ie Leo zu erweisen sucht, die Belgen dem gad- n Stamme an, so erscheint dieser dann auch n Continente, wo wir ihn lange vergeblich such- Wir verwundern uns, dafs der Verf. noch die (mit gröfserem Rechte noch die Coranier, uch diese nicht mit Sicherheit) den Deutschen ; aus politischen Zwecken, denen übrigens Ref. erzen beistimmt, hat man jetzt in Belgien jene emeinung wieder aufgewärmt. Irrig nach Na- und Sachen sind auch die Angaben des Verfs. die Vertheilung der lebenden gaelischen Dialekte nd und Schottland; ebenso über das Verhältnifs rnischen Sprache zur wallisisch-cymrischen, als ne nur deren Dialekt, während sie doch auch wichtige und zahlreiche Correspondenzen mit der armorisch-britonischen (einige sogar mit der gadhelischen) zeigt, die auch geschichtliche und geographische Gründe ihr nahe rücken. Ein umfassendes cornisches Wörterbuch ist demnächst zu erwarten und wird Stoff zu neuen Feststellungen der Verwandtschaftsgrade gewähren.

5. F. der albanischen Sprachen (l. Albanesi). Vielleicht fällt es auf, die von einem zwar weithin zerstreuten, aber doch nur kleinen Volke gesprochene albanesische Sprache als eine ganze Familie charakterisirt zu sehen. Wir werden aber dem Verf. vollkommen beistimmen, wenn wir erfahren, dafs er damit den, einst vielleicht über den ganzen Südosten Europa's verbreiteten, illyrischen Stamm meint, der wahrscheinlich noch vor dem griechisch-italischen und dem keltischen einwanderte. Noch verzweifeln wir nicht an der Möglichkeit, dafs künftige Forschungen die illyrischen und thrakischen Völker als Einen grofsen Stamm darstellen, und zwar als den ersten der indoeuropäischen Familie in Europa — auf die Gefahr hin, des „Pansanskritismus" angeklagt zu werden. Vor allen Dingen sammelt die Wörter, Namen und Inschriften des „barbarischen" Alterthums, dann vergleicht sie und zugleich die Fragmente der Völkergeschichten bis durch das *Mittelalter* in die heutige Zeit herein! Bausteine zu einem Documentencorpus könnten vorerst in eine ungebundene Zeitschrift zusammengefahren werden. Ref. stimmt zwar dem Verf. bei, wenn er grammatischer Nachwirkungen jenes Stammes in den ostromanischen und der bulgarischen Sprache gedenkt, und hat selbst den postpositiven Artikel dieser Sprachen in einer, übrigens schlechten Jugendschrift: Ueber die romanischen Schriftsprachen, auf diese Weise zu erklären gesucht; mufs aber seinen Zweifel gestehen, wenn Jener *esisco*, *ucriper*, *tutaper* in den Eugubischen Tafeln (letzteres sogar mit Ital. *per tutta* übersetzend) ebenso herleitet und im Lat. *tecum*, *quapropter* u. s. w. eine weitere „rimembranza" sieht. Anders könnte es sich mit neulich aufgefundenen, angeblich Euganeischen, Inschriften verhalten, wenn hier nicht die räthselhaften Liguren näher stünden. Zu erweisen stehen auch noch die „intimi rapporti grammaticali", die der Verf. der albanischen Sprache „colle germaniche e scandinaviche" zuschreibt. Pott hat auch auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, dafs die Etrusker in diese Sippschaft gehören, die er

Digitized by Google

jedoch ganz von der indo-germanischen trennt. *Zufällig* fällt uns bei dieser Gelegenheit der Name einer albanischen Völkerschaft, der Tosken (oder Toxiden) auf.

6. F. der griechischen Sprachen. Die besten Schriften über die Dialekte sind, mit Ausnahme der wichtigen von Ahrens, erwähnt. Der Verf. theilt chronologisch: 1) Altgriechisch mit 4 Hauptdialekten: dem dorischen, aeolischen, ionischen und attischen, letzterem in 3 Perioden; 2) Byzantinisch, von a. 1000—1500; 3) Romaises oder Neugriechisch. Vorläufig wenigstens sind die Schriften von Friedemann, Henrichsen, Heilmayer, Poppo u. A. über die spätere Entwickelung der griechischen Sprache nicht genannt und vielleicht nicht benutzt; sonst hätte der Verf. wahrscheinlich die dritte Periode weit früher beginnen lassen oder weniger strenge von der zweiten geschieden. Auch hätten mehrere uralte Formen der heutigen Volkssprachen und das noch nicht hinlänglich beleuchtete Lakonische Erwähnung verdient; ohne Zweifel geht der Verf. später ausführlich darauf ein.

7. F. der lateinischen Sprachen. B. scheint die alte Herrschaft der etruskischen Sprache zu weit auszudehnen und dadurch zu der Annahme ihrer Verwandtschaft mit der lateinischen mitbestimmt zu werden. Doch möchten wir diese keineswegs mit Pott entschieden ableugnen; wir hoffen, dafs die aus so viel Gräbern auferstehenden Geister des merkwürdigen Volkes immer deutlicher in der alten Zunge zu uns reden werden, und vielleicht antworten ihnen doch noch mit verwandten Lauten Stimmen aus Kleinasien, die alte Stammsage bestätigend. Glück auf den Aposteln der Wissenschaft in Kleinasien und im Kaukasus! Unter den citirten Italologen vermissen wir Lassen, Lepsius, Lindemann, Döderlein und sogar O. Müller. Aus einer grundfalschen Ansicht dürfte der Satz hervorgehen: die lateinische Sprache habe in ihrer Hauptculturepoche von der griechischen Formen und Endungen angenommen; doch mag B. damit einige bekannte, stets fremdartig gebliebene, Entlehnungen aus der griechischen Declination meinen. Viel auffallender bleibt es uns, dafs der scharfsinnige und gelehrte Grotefend sich, wie es scheint, bis heute noch nicht von einer veralteten und unorganischen Betrachtungsweise der lateinischen Sprache losmachen kann. — Da der Verf. sich speciell mit seiner Muttersp und vermuthlich mit den romanischen überhaupt schäftigt hat, so nimmt es uns höchlich Wunder, er, auch schon in dieser Einleitung, das clas Werk unseres Diez, so wenig wie die Arbeite Reimnitz, Schnakenburg und das inhaltreiche Buc Fuchs nennt*). Da er der Dialekte Sardinien wähnt, als mit Arabischem gemischt, hätten deren matische Eigenthümlichkeiten auch Ansprüche au nung nicht blofs, sondern, wie wenigstens Ref. zeugt ist, auf eine besondere Stelle unter den zählten romanischen Hauptsprachen begründet. Kleinheit des Areals bildet keinen Gegengrund; che neuere Forscher gehen sogar so weit, in gentlich Sardischen kein Romanzo, nur ein v tes Latein zu finden, was uns übertrieben Ref. behält sich eine Monographie über diesen i santen Gegenstand vor. Auch sind die langu noch ausgebreitet genug, um so gut, wie die romanische Sprache, ihre Stelle einzunehmen; w len darum letzterer das Recht nicht nehmen, n rem Inhalte, wie nach ihrer geographischen St ein Mittelglied zwischen jenen und den italienisc heifsen. Dann aber dehnen wir ihr Gebiet auch nen Theil Oberitaliens, namentlich das Furlano F Tyrol's und auf mehrere sogenannte Patois der Se aus, die sich gleich scharf von den dortigen fra schen wie italienischen unterscheiden.

8. F. der germanischen oder teutonischen Spr unterschieden von 9. F. der skandinavischen Spr wegen a) der grammatischen Unterschiede, b) de von der germanischen Literaturentwickelung get und unabhängigen der skandinavischen Sprache zweiten Grund können wir nicht absolut und de nicht in dem Grade annehmen, dafs er jene Se begründete. Der Name „Teutonisch" sollte für nen Zweig gemieden werden, weil es noch g entschieden ist, welchem der beiden, und ob üb sogar dem deutschen Stamme die Teutonen ang und weil deren Name ohnedies schwerlich mit *Deutschen* identisch ist; dagegen mag der ver ursprünglich keltische Name *Germanen* passe er nicht so leicht ein Vorurtheil begünstigt.

*) Die neuen Arbeiten von Giov. Galvani sind auch noch unbekannt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

...nte linguistico d'Europa, di B. Biondelli.

(Schluſs.)

Die alterthümliche Reinheit der isländischen *) ...rache und noch mehr die der (lebenden) friesischen ...rschätzt der Verf. denn doch etwas. Indem er die ...rmanischen Sprachen in nördliche und südliche theilt, ...gt er hinzu, daſs sich Flexion und Wurzelvorrath ...ser Verzweigungen vor Alters schärfer unterschied, ...heute. Wir dürften mit gleichem Rechte oder Un...te das gerade Gegentheil behaupten; die rechte ...e könnte hier nur durch Einzelheiten gezeigt wer... für die der Raum mangelt. Zum süddeutschen ...ige zählt B. die Franken; seines Ortes wird er ...vermuthlich näher darüber aussprechen; die ent...gesetzte Hypothese ist ihm bekannt. Bei dem ...ttelhochdeutschen zeigt sich eine kleine Controverse ...gen J. Grimm; B. dehnt diese Periode von der ...tte des 12. Jahrh. bis in die des 14. aus. Die Fort...ner des Meistergesangs in Ulm bis in die neueste ...it kennt er; Ref. erinnerte sich dabei mit Freuden ...den Einzug des Ulmer Liederkranzes, des unmit...ren und gesetzmäſsigen Erben jener altehrwürdi... Corporation, beim Schillerfeste in Stuttgart, die ...e alte Fahne an der Spitze. Freisinnig hebt B. ...ers („fondatore dalla riforma religiosa") Einfluſs ...die Cultur und Befestigung der Sprache hervor. ...der groſsen Belesenheit und eignen Einsicht, die ...f diesem Gebiete zeigt, befremdet um so mehr ..., freilich noch unlängst auch in Deutschland häu... Verwechselung der Gothen mit den schwedischen ...ndern; falsche historische Folgerungen knüpfen sich natürlich daran. Dagegen stimmen wir ihm völlig bei, wenn er die gothischen Lautverhältnisse gegen die allzunahe Stellung der Sprache an die hochdeutsche (bei B. süddeutsche) einwendet. Bei der Dauer der gothischen Sprache hätte er an die sogenannten busbeckischen Gothen, den wahrscheinlichen Rest der Gothi Tetraxitae, erinnern sollen. Ref. war im Begriffe, eine kleine Schrift über diese, sowie über die angeblich gothischen Gesänge am byzantinischen Hofe herauszugeben, als ihm Maſsmann mit seinen trefflichen Gothica minora zuvor kam. Die altfriesische Sprache sieht B., durch Rask verleitet, als Mutter der holländischen an, nachdem er ihr mit Recht bei aller Verwandtschaft mit der niederdeutschen oder altsächsischen eine selbständige Stellung neben dieser angewiesen hatte; die unentbehrlichen Wörterbücher von Richthofen und Outzen sind ihm noch fremd. Aus deutschen Ortsnamen in wallonischem Gebiete schlieſst er vielleicht zu ausnahmslos auf spätere Entlehnung wallonischer Sprache bei ursprünglichen Deutschen; der gröſste Theil der Wallonen mag keltischer Abstammung sein und nie Deutsch gesprochen haben, wie auch in der Schweiz meistentheils die romanischen Dialekte die ursprünglich keltische Bevölkerung von der deutschen unterscheiden. Die Selbständigkeit der verschiedenen niederländischen Dialekte, in der der Verf. ein Haupthindernis allgemeiner Entwickelung der Sprache als Einer sieht, wird durch kürzlich ergangene Verordnungen für das Schulwesen aufs Neue begünstigt. Der Verf. verbreitet sich bei den beiden (in weiterem Sinne) germanischen Familien bedeutend über die Literaturgeschichte und zeigt eine, zumal bei einem Romanen, bewunderungswürdige Belesenheit. Wir vergessen zugleich nicht, der groſsen Correctheit des überhaupt schön ausgestatteten Buches in dem Drucke der zahlreichen transalpinen Namen das verdiente Lob zu spenden.

*) Ein neues isl. Wörterbuch werden die Studenten Gislason ...nd Holdersohn herausgeben. Unter den lebenden Resten ...lterthümlicher Sprache ist vorzüglich die der Faröer zu ...erwähnen. Die Modification der ursprünglichen Einheit der ...scand. Sprachen wird jetzt neu aufgenommen.

Digitized by Google

10. Familie der slavischen Sprachen. Ein Abrifs der slavischen Geschichte geht voran, der äufseren, wie der inneren; wiederum beurkundet der Verf. ein ausgedehntes und tiefes Studium seines Gegenstandes. Nach Aufzählung der verschiedenen Classificationen der Slaven, theilt er sie in den russisch-illyrischen oder slavisch-griechischen und den böhmisch-polnischen oder slavisch-lateinischen Ast; unter dem Namen der Illyrier begreift er noch alle „slavi meridionali" vom schwarzen Meer bis in die österreichischen Staaten, unter dem der Böhmen auch die Mähren, die Slovaken Ungarns und die Lausitzer Sorben. Da er die Geschichte der Sprache und der Schrift ausführlicher verhandelt, hätte er Etwas über die angeblich oder wirklich slavischen Runen sagen sollen, über die sich freilich zur Stunde noch nicht Viel sagen läfst. Bei der Literatur der slavischen Sprachforschung hätte er Bopp vor Allen nennen müssen, wenn auch nicht frühere mangelhafte Vergleichungen der slavischen Sprachen mit dem Sanskrit und Dankovsky's Kunststücke. Purkinje ist, wie wir hören, sehr thätig, und manche unpolitische Hoffnung setzen wir auf die politischen Bestrebungen der heutigen Slavisten slavischer Nation.

11. Fam. der lettischen Sprachen. Auch hier nimmt B. einen allzu starken Unterschied von dem vorigen Sprachstamme an, wenn er ihn mit dem, der doch selbst auch nah verwandten griechischen und lateinischen Sprachen vergleicht. Pott's Untersuchungen „de Linguarum Letticarum cum vicinis nexu" *) werden, wann sie erst auch die Grammatik mehr umfassen, ein deutliches Verhältnifs der slavischen zu den lettischen Sprachen ergeben und zwar wahrscheinlichst ein töchterliches, zwar nicht wie der romanischen zur lateinischen Sprache, aber etwa wie der *alten* Prakritsprachen zur sanskritischen. Allerdings jedoch mufs die Trennung sehr früh, vielleicht tief in Asien, erfolgt sein. Unverdientes Vertrauen schenkt B. den auf ganz verfälschte Daten gestützten Vergleichungen Parrots, wiewohl er keineswegs dessen gesuchtes Resultat: den Kelticismus der lettischen Sprachen annimmt. Auch führt er gewichtigere Stimmen an für seine scharfe Trennung der lettischen Sprachen von den slavischen und sogar deren Coordination mit den germanischen, keltischen u. s. w. als *Doppelstämmen:* J. Grimm, de sen mitgetheilte Aeufserungen keineswegs so entsch den lauten, und Castiglioni, dessen ausführlich ge bener Brief zugleich die Identität der lettischen Vö mit den Sarmaten des Alterthums darzuthun su In der That scheint B. die grofse Alterthümlichk und Classicität der lettischen Sprachen zu verken und ihre Mischung mit den nachbarlichen in weit ü triebenem Mafse anzunehmen.

In diese eilf Familien theilt also der Verf. Indo-Europäer. Wir haben aber an einigen St schon unsre Meinung angedeutet, dafs die Coor tion derselben die sehr verschiedenen Verwandtsch grade nicht charakterisirt. Viel passender finde Pott's Eintheilung des gesammten Sprachstamm I. asiatische Gruppe. 1) Indische Familie. 2) Ari F. II. Europ. Abtheilung. 3) Griechisch-latein F. 4) Keltische F. 5) Germanische F. 6) Li isch-slavische oder sarmatische („wenn dies nicht falsches Präjudiz einschliefst") Familie.

Das Schlufscapitel überschreibt B. „Caratt regno delle lingue indo-europee". Voran geht allgemeine Eintheilung der Sprachen in 1) lingue a prive d'artificio grammaticale, ossia lingue sem 2) Lingue ad affissi ad affissive. 3. Lingue a fless o inflessive. Es ist schwer, die verschwimmen Grenzen der beiden letzten Classen scharf zu zie nen; die finnischen Sprachen stellt B. zwar zur zw ten, gesteht aber ein, dafs sie auch zur dritten rechnet werden können; dazu erinnern wir noch das schwere Räthsel der finnischen sehr zahlreich Berührungen mit den indogermanischen Sprachen, zwar keineswegs allein mit den germanischen, sl schen oder auch arischen Sprachen, sondern mit mit dem Sanskrit selbst. Ueberdas befremdet Schweigen des Verfs. über W. v. Humboldt's gr Werk und die darin enthaltene Eintheilung der S chen. Auch dem Laien interessant ist am Ende res Buches ein geographischer Ueberblick der einz indoeuropäischen Stämme oder Familien in der genwart mit einigen Rückblicken auf die Vergan heit, an die sich die Ahnung der Zukunft und wohlbegründete Satz schliefst: „che nel sopranatu artificio del mondo intellettuale v'ha qualche ar principio che distingue e solleva da ogni altro lo pite indo-europeo"!

*) Das erste Heft ist übrigens dem Verf. bekannt.

Digitized by Google

Das erste Heft des splendiden Atlas enthält drei feln; zwei Charten führen die Titel „regno delle ne indo-europee" und „prospetto topografico delle ne parlate in Europa". Zu der ersten gehört eine e und bequeme tabellarische Uebersicht der indo-päischen Sprachen. Der Plan des Ganzen ist sehr edehnt und umfafst nicht weniger als 17 Abthei-n, wozu noch eine „Conclusione" kommt. Im resse der Wissenschaft und vorzüglich ihres Ge-ens in Italien wünschen wir dem Werke recht klichen Fortgang; Inhalt nnd Form, ausgebreitete rsamkeit und klare Darstellung des Verfs. empfeh-es gleicherweise.

Lorenz Diefenbach.

LXVI.

cherches sur les formes grammaticales de la angue française et de ses dialectes au XIIIe ècle, par Gustave Fallot; publiées par Paul ckermann. Paris, 1839. *XII, XXXIX u.* 68 *S.*

Paul Ackermann, der durch die Herausgabe des egenden Werkes sowohl seiner Freundschaft für llot, als seinem ernsten Streben nach Förderung ldlichen Studiums der französischen Sprache ein rndes Monument gesetzt hat, charakterisirt in ei-n kürzlich von ihm veröffentlichen Werkchen über Wesen der Poesie, die Franzosen mit den Wor-n on a le progrès à la bouche et la routine dans nit. So wahr dies in vieler Hinsicht sein mag, so man doch, hinsichtlich der Fortbildung ihrer Spra-den ersten Theil der Behauptung nicht in sehr ehntem Mafse gelten lassen. Sie haben seit Jahrhunderten von einer Perfectibilität ihrer Spra-cht viel hören lassen und nichts hören wollen, n sie mit vollständigster Selbstzufriedenheit als eisterstück von Vollkommenheit angesehen und rt. Von dem Augenblick an, wo die Sprache n Stadium der Spontaneität herausgetreten (nach t und Rabelais) im XVI. Jahrhundert in dem pfe mit der Reflexion nach und nach erliegt, be-tigen sich derselben Männer von Geist, Geschmack gelehrter Bildung, wie Menage, Patru, Bouhours, Corneille, Coeffeteau, Regnier, Desmarets und vor Vaugelas, ja eine ganze gelehrte Körperschaft mit königlichen Privilegien, und setzen alle ihre Kräfte daran, um sie zu reinigen, zu poliren, ihren Formen Stetigkeit und Consequenz zu geben, mit einem Worte, sie allen Anforderungen entsprechend zu gestalten. Man fragt sich nun mit Recht, wie ein so grofser Kraftaufwand in wesentlichen Beziehungen so sehr seinen Zweck verfehlen konnte. Der Grund davon ist allein in dem unseeligen Mifsverständnisse zu suchen, der von Anfang an die neuen Bearbeiter der Sprache in der ersten nothwendigsten Definition des Sprachgebrauchs theilte, und endlich der unbegründetsten Annahme den Sieg verschaffte. Vaugelas definirte bekanntlich den Sprachgebrauch: la façon de parler de la plus saine partie de la cour, und dieser Glaube wurde, obgleich vor und nach ihm angefochten, endlich doch der allein seelig machende. La Mothe le Vayer sagte gerade zu, die Bemerkungen Vaugelas seien auf rein subjective Ansichten gegründet (sur des sentiments particuliers), predigte aber in der Wüste und gab nicht bessere Ansichten. Auch Menage behauptet, man müsse weiter gehen und aus dem schöpfen, was man damals la ville nannte; dabei war er aber Jurist und hatte eine zu weitläuftige classische Bildung, um nicht der lateinischen und griechischen Sprache einen wesentlichen Einflufs auf die französische Sprache einzuräumen. So will er die einzelnen Wörter nach der lateinischen Analogie, die Phrase nach griechischem Vorbilde fixirt wissen. Von einer nationellen, geschichtlichen Entwickelung der Sprache ist auch bei ihm nirgends ernstlich die Rede. Am stärksten sprach sich schon fast hundert Jahr vor diesen Reformatoren, der durch seine Ausgaben der alten Klassiker und durch seine Kenntnifs der neueren Sprachen gleich berühmte Henri Estienne aus. Er lebte freilich in einer Zeit des XVI. Jahrhunderts, wo der Kampf zwischen dem alten nationellen und dem neuen methodisch formellen Sprachgeiste noch erst im Anfange begriffen und die Erinnerungen an die naiven, volksthümlichen Formen des XIII. und XIV. Jahrhunderts noch lebendig genug waren. In einem Briefe an den Präsident de Mesme sagt er, die in der Sprache sich zeigende Verwirrung rühre davon her, dafs die Hofleute sich herausnähmen, Bastardwörter zu legitimiren und Fremdem das Bürgerrecht zu geben, und dafs man anfange, sich hochmasig vorzuwerfen: ce mot-là sent sa boulie, ce mot-là sent sa rave, ce

Digitized by Google

mot-là sont la place Maubert, während gerade in dem Volke die wahre nationale Sprache sei, und mit dem Volke für das Volk, nicht aber für eine gewisse Klasse der Gesellschaft die Sprache ausgebildet werden müsse. In Zwischenräumen tauchten neben den unsinnigsten Versuchen von Sprachreform (man denke an P. de la Ramée, Grammere und seinen langage francés italianizé, an Dangeau's Schriften, qui contiénent une lètre sur l'ortografe avec un supléman, an Meigret Tretté de la Grammère françoeze, fet par L. M. u. a.) die Idee einer historischen Bearbeitung der Sprache immer wieder auf, wird aber durch den allgewaltigen Einfluſs der einseitigen Geschmacksrichtung immer wieder verdrängt. So fällt einmal Vaugelas selbst aus der Rolle und kommt auf den richtigen Weg, indem er zu dem Geständniſs gezwungen wird, die besten Sprachformen seien doch diejenigen, die schon zu Amyot's Zeiten Gültigkeit hatten. Fenelon kannte die alten Monumente der Sprache und bedauerte den Verlust, den die Schriftsprache seiner Zeit im Vergleich mit jenen erlitten. Er fand in der alten Sprache je ne sais quoi de court, de naïf, de hardi, de vif et de passionnée, freilich alles Eigenschaften, die in das steife Hofceremonial jener Zeit nicht recht hineinpaſsten. Wie sehr es übrigens selbst den hervorragenden Männern jener Zeit zur zweiten Natur geworden war, auf die älteren Denkmäler der Sprache mit Verachtung zu blicken, beweiset am besten Lafontaine, der, ungeachtet er dem Studium der nationellen Sprache seinen schönsten Ruhm verdankt, mit dem Ausdrucke vieilleries gauloises die altfr. Dichtungen belegt, welche Boileau l'art confus de nos vieux romanciers nennt. Noch ist Chapelain zu erwähnen, der bekannte Verf. des kalten und langweiligen Epos la Pucelle, der es einmal wagte, gegen Menage und Sarmasin, die ihn bei der Lecture des Lancelot de Lac trafen, und über diese unerhörte Ketzerei staunten, die Vertheidigung der altfr. Sprache und Dichtungen zu übernehmen. Die Arbeiten der Benedictiner von St. Maur, so wie die einer Dücange, Carpentier u. a. waren für ihre Zeit fast verloren.

Die Encyklopädisten des XVIII. Jahrhunderts thaten nichts von Belang für die Sprache, fühlten aber nichtsdestoweniger das Unvermögen derselben. Voltaire nannte sie une gueuse fière, Jancourt un ramage faible et gentil. Dabei blieb es aber; Niemand wagte ernstlich die Hand anzulegen. Einen in mancher B ziehung wichtigen Schritt that der Präsident de Br ses in seinem 1765 zu Paris erschienenen Traité la formation méchanique des langues, dadurch, daſs sich ernstlich an das Alphabet machte. Aber auch scheiterte, weil er gleich zu weit ging, und ein U versalalphabet aufstellen wollte, eine Idee, an wel sein Nachfolger Gébélin unglücklicherweise noch der Auffindung einer allgemeinen Ursprache kn und verfolgte. Es war den letzten Decennien un Jahrhunderts vorbehalten, das Studium der fran schen Sprache historisch und wissenschaftlich zu gründen. Was Orell, Wolf, Schlegel, Immanuel Be Dietz in Deutschland, Raynouard (Observations Roman de Rou), der Abbé de la Rue (Essai hist sur les Bardes), Paulin Paris (Berte aux grans in Frankreich für die Kenntniſs und Würdigung Altfranz. gethan, ist hinlänglich bekannt. Fallot ein, daſs man noch einen Schritt weiter gehen mit den Dialekten beginnen müsse, wenn man zu genden Resultaten über die altfr. Sprache ko wolle. Wenn Jemand dazu geschaffen war, schwere Aufgabe zu lösen, so schien es gewiſs von dem edelsten Eifer beseelte und mit ungew chen Fähigkeiten ausgestattete junge Mann. Die fassung seiner Aufgabe ist groſsartig, und die Au rung würde gewiſs nicht hinter derselben zurück blieben sein, wenn der Tod ihn nicht in mitten w Arbeiten, in der Blüthe seiner Jahre (er war 29 alt als er starb) dahingerafft hätte. So ist das liegende Werk nur ein schöner Torso. —

In der Einleitung spricht nun Fallot zunächst dem Schicksale der Sprachen überhaupt, von Wandelbarkeit, ihrer Feststellung und ihrem end Verfalle. Es giebt nicht nur, sagt er, in der S eine Intelligenz, welche Gedanken überliefert, n Intelligenz, welche sie empfängt, sondern auch Stimme, welche Töne ausdrückt, und ein Ohr, w sie aufnimmt. So wie die empfangende Intellige Gedanken klar und bestimmt will, so will da die Töne harmonisch. Dieses Bedürfniſs der H nie ist es, welches die Schicksale der Sprache b sie beweglich macht, sie fixirt, und dessen all ger Verlust sie endlich untergehen läſst. — D Grundsatz scheint durchaus einseitig aufgefaſst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

erches sur les formes grammaticales de la ngue française et de ses dialectes au XIIIe cle, par Gustave Fallot; publiées par Paul ckermann.

(Fortsetzung.)

Fallot versteht hier unter Sprache doch wohl nur Schriftsprache; diese aber entsteht nirgends und irgends entstanden aus dem Consensu aller Theile Nation, sondern windet sich in irgend einem e des Landes, durch günstige Umstände getrie- aus dem mütterlichen Schoofse los, und trägt oder minder während ihrer ganzen Dauer vor- reise die Züge und charakteristischen Zeichen rovinz, wo sie entstanden, an sich. Ihre Ent- lung und Verallgemeinerung steht in genauem mmenhange mit der geschichtlichen, politischen literarischen Wichtigkeit dieser Provinz. Wer te behaupten, dafs einerseits ohne den politischen fs des Nordens auf den Süden, und andererseits das geistige Uebergewicht der Pariser Universi- und später des Hofes die französische Sprache r Frankreich geworden wäre, was sie geworden reffender, wenn auch nicht neu, ist die Beschrei- die er von dem Bildungsgang der Wortformen ; Wenn wir der Sprachbewegung von den ersten iebenen Texten an, die auf uns gekommen, fol- o sehen wir, wie sich hier ein Wort zusammen- dort ein anderes sich ausdehnt; Diphthongen hen, reinigen sich hier, während anderswo ihre nte durch Einschiebung von Consonanten ge- werden. Ein Wort vermehrt, ein anderes ver- rt seine Vocale. Verschiedene Endungen werden und nach demselben Worte angepafst und ver- n. Die Orthographie wird inmitten dieser Bewe- mehr und mehr unsicher und bietet eine Menge bedeutender Formen für dasselbe Wort. End- lich stellt sich nach und nach ein harmonischeres Gleichgewicht her. Die für den Grundton der Sprache zu dumpfen oder zu schreienden Laute (nämlich immer nach dem Geschmack der sich durch andere Gründe geltend machenden und sich aufdrängenden Sprache einer bestimmten Region) gleichen sich in verschiedenen Richtungen aus, der Wortschatz wird gesichtet (durch wen?) und die Sprache gelangt schliefslich zu dem Stadium der Ruhe (oder auch der Erstarrung). — Von den sechs Capiteln, in welche das Buch zerfällt, und von denen das erste einleitende Betrachtungen enthält, die andern den Artikel, das Substantiv, die Eigennamen, die Zahlwörter und die Fürworter behandeln, ist nur das vom Artikel, nach Ackermanns Angabe, vollständig, das des Substantivs ist unbeendigt geblieben. Adverbien und Conjunctionen blieben Entwurf und kamen nicht bis zu irgend einer Redaction. Das Verbum ist nicht behandelt; Fallot verweiset in Bezug auf dasselbe auf Orell's altfr. Grammatik. — In den einleitenden Betrachtungen theilt nun Fallot die nordfranzös. Sprache in drei Hauptdialekte; nämlich in den normännischen, burgundischen und picardischen. Gegen diese Eintheilung (obgleich nicht genau) liefse sich schon weniger einwenden, als gegen die Ausdehnung, welche er jenen Dialekten anweiset. Von Anfang an und durch das ganze Buch räumt nämlich Fallot dem Burgundischen eine zu grofse Wichtigkeit ein. Gewifs hat sich schon seit dem XII. oder XIII. Jahrhundert in Frankreich die Meinung geltend gemacht, dafs die Sprache von Isle de France, welche Provinz immer vornehmlich la France genannt wurde, die vorzüglichere sei. So lesen wir bei Coesne de Béthune, der aus Artois war, dafs son lagage ont blasmé li François; er könne aber nicht dafür; denn, fährt er fort, je ne fus pas norriz à Pontoise. Pontoise und Paris ist aber dasselbe. Die Sprache von Paris hat sich aber, wie es noch heut deutlich aus der Volks-

Digitized by Google

sprache nachzuweisen ist, vielmehr durch normännischen und picardischen als durch burgundischen Einflufs gebildet. Dies gesteht Fallot auch anderswo theilweise ein, indem er sagt, dafs der normännische Dialekt seinen Einflufs im XIII. Jahrhundert bis Paris ausgedehnt habe. Dessenungeachtet zählt er Isle de France zu den Provinzen burgundischen Dialekts, und bezeichnet diesen Dialekt selbst als den wahren Stamm des heutigen gebildeten Französisch: le langage du coeur de France et le vrai langage français. Es gehören nach ihm zum normännischen Dialekt: Bretagne, Maine, Perche, Anjou, Poitou und Saintonge; zum picardischen: Artois, Flandern, Hennegau, Nieder Maine, Thierache, Rethelois; zum burgundischen: Nivernais, Berry, Orleanais, Touraine, Nieder Borbonnais, Isle de France, Champagne, Lothringen, Franche Comté. — Die charakteristischen Lautunterschiede dieser drei Dialekte sollen nun für die Vocale folgende sein:

Normänn.	Picard.	Burgund.
u	u, ou, eu	o.
ei	oi, ai,	oi, ei, ai.
e	oi, ai, ie	oi, ai, ei, ie.
ui	i, oi, oui	ui, oi, eui, oui.

Der normannische Dialekt soll aufserdem das i der Sylben ier, ie, ai, air der anderen Dialekte ausstofsen. Dagegen läfst sich manches einwenden. Man findet diese Sylben häufig neben den angedeuteten in normänn. Manuscripten, z. B. im Roman de Rou: nagi*è*rent, march*ié*, tri*è*ves, roul*ie*r (rouler), lég*ie*r, herberg*ie*r u. s. w. Ebenso findet sich o, welches durch u repräsentirt werden soll, und auch wirklich oft repräsentirt wird, dennoch sehr häufig. Während in der Chanson de Roland, den Chroniques anglo-normandes, der Vie de St. Thomas de Cantorbéry u vorwaltet, findet sich o sehr allgemein im Roman de Rou: lor, fors, plusors, forches, jostes, totes, trover u. s. w. O steht auch oft für eu; z. B. flor, seignor, dolor, honor, und so in vielen anderen Fällen. So ist auch Fallot's Angabe, dafs das Burgundische dadurch besonders einen entschiedenen Gegensatz (opposition radicale) zu dem Normänn. bilde, dafs es allen an-, in- und auslautenden a und e ein i hinzufüge, nicht unbedingt anzunehmen, da zahlreiche Ausnahmen dagegen sprechen. In dem ächt normann. Rolandsgesange finden sich z. B. die Wörter proveire, ameiner, feidels, peil, beiau, und viele andere. Dagegen ist der zwischen dem Fl drisch-Picardischen (rouchi) und dem Normänn. Burgund. aufgestellte Unterschied, ungeachtet der Ampére dagegen angeführten Beispiele, als ein sentlicher zu betrachten. Das Rouchi substituirt lich fast durchgängig das ch (französ. ausgespr.) s und c Zischtaute, und dagegen den k Laut je ch; z. B. *fachion* (façon), *chechi* (ceci), ca (chanoine). (S. des Unterz. Tableau des Idi populaires de la France, p. 56 u. 57). Meistens hier etymologische Gründe zu berücksichtigen. Picard. ist viel consequenter in der Anwendun k Lautes geblieben als die anderen Dialekte u Französische; es sagt *queir* statt choir nach *car* statt char nach carrus, *vacque* statt vache vacca, *campion* statt champion nach Kämpe; *larchin* nach latrocinium, *lechon* nach lectio u. s. In dem Capitel vom Artikel erfahren wir, daf picard. Dialekt hinter den anderen in der Unter dung des männlichen und weiblichen Artikels geblieben sei, und erst später aus dem Burgun sen Unterschied überkommen. Fallot führt vie spiele dafür an; u. a. einen Contract, der in G Jahre 1387 geschrieben ist, und in welchem die kel wenigstens häufig verwechselt sind. Vielleic dies nicht in allen Gegenden gleich gewesen, w stens giebt ein Mscrpt. von 1246 aus dem Kl Noyon, welches gegen die Grenzen der Picardie li die Formen li abbés et li couvent, au commendem a le mesure, eu tereoir u. a. m. Die grofse Ma faltigkeit der Artikelformen ordnet Fallot, meist Raynouard, so, dafs nur li und l' als Nom. Sing. männl. Art. lo, lou, le u. s. w. als Regime zu be ten sind. Raynouard hatte auch el und lo als N aufgeführt, Fallot verwirft die erste als solchen lich, und weiset der zweiten, beides wohl mit auf ihre Rolle als Regime zurück. Ebenso w auch die verschiedenen Formen des Gen. del, deu, du u. s. w. und des Dat. el, al, ou, au, eu als vorzugsweise gewissen Regionen eigenthümli zeichnet. Die grofse Schwierigkeit dieser Bestim gen, welche besonders darin liegt, dafs wir über che Puncte der damaligen Aussprache durchaus gewissen Nachrichten haben, läfst die Richtigkei selben auch nur in sehr allgemeinen Beziehung unbestritten erscheinen. Interessant ist die For

Digitized by Google

ehrheit ons, welche man statt des Dat. antrifft. Fal-
t meint, sie stehe nur für dans le, dans les, und
mme nach dem XIII. Jahrhundert nur mifsbräuch-
h als eigentlicher Dat. bei einigen vor, sei aber nie-
s populär gewesen; bei Rabelais, wo sie sehr häu-
vorkommt, sei es eine blofse Affectation. Dies
nicht gegründet. Rabelais, obgleich der Touraine
ehörig, erklärt sich sonderbarer Weise viel besser
dem lothr. Dialekt, als aus irgend einem anderen.
findet sich noch heut in dem lothr. Dialekte, und
entlich in der Umgegend von Metz, don für du
on für au, beides aus dem Uebergange des l in
u erklären, der in jenen Dialekten sehr gewöhnlich
Es erscheint demnach diese Form als eine eben
legitim provinzielle, wie die übrigen, nur dafs sie
Lothringen stammt, dessen sprachliche Eigenthüm-
keiten Fallot mit Unrecht überall zu wenig be-
ksichtigt. Im Ganzen giebt dies Capitel nicht viel
es. —

Substantiv (pag. 68 Capitel III). Seit Raynouard
rnal des Savants, Octbr. 1816 p. 80 u. ff.) die
kwürdige Regel veröffentlichte, dafs in der altfr.
che bis zum XIII. Jahrh. incl. die Substantive
Nom. Sing. ein s bekamen, welches sie als Reg.
im Nomin. Plur. abwarfen, als Reg. Plur. aber
der annahmen, blieb den folgenden Grammatikern
die Aufgabe, diese höchst wichtige Regel, die
er ihrem sprachlichen Interesse auch noch den be-
deren Werth hat, als ein sicheres Kennzeichen für
Alter der Mss. zu gelten, in ihrer verschiedenen
wendung zu verfolgen. Fallot hat hier sehr interes-
e Facta geliefert. Wir finden hier u. a. diejeni-
Wortformen erwähnt, in welchen die Anhängung
s im Nom. Sing. und Reg. Plur. eine Contraction
eiführte, während im Reg. Sing. und Nom. Plur.
nen gebraucht wurden, die sich oft den heut ge-
chlichen bedeutend nähern; z. B. li quens, le conte
te), li bers, as barons, des barons, li mons, del
de, li lierres, per le larron, cil gars, un garson;
umgekehrt li maires, li mayeur u. a. Also die-
Erscheinung wie in der lateinischen ungleichsyl-
n Declination. Während die Conson. c, d, f, g,
, r, nach und nach vor diesem End s verschwan-
, erhielt sich d und t fast beständig, nur wurde ts
l durch z ersetzt: nuit, nuz; vertuit, vertuz.
se Regel hatte sich allein von allen übrigen der Art bis zu Ende des XVII. Jahrh. in der französ. Orthographie erhalten, ohne dafs sich die Autoren Rechenschaft darüber zu geben vermochten; denn *Marot* schon kannte diese Regel nicht mehr, da er sich einmal über den *sonderbaren* Gebrauch der älteren Schreibart wundert, dem Subst. im Sing. ein s zu geben. Wir finden bei Pascal z. B. noch fortwährend den Plur. der Partic. auf é mit einem z ohne Accent geschrieben: passez, aimez, trouvez, welches auf die alten Entdeckungen ats, ets = ez deutet. Eine sonderbare Erscheinung der heutigen französ. Orthographie ist das Plural x an gewissen Wörtern, und es drängt sich die Frage auf, wie dasselbe in die Sprache gekommen. Menage erzählt (Observat. sur la langue franc. 1672. p. 193), dafs Ludwig XIV. „qui à l'exemple de César, au milieu de ses grandes occupations, se divertissait quelquefois à examiner des questions de grammaire" einst seine unterrichtetsten Hofleute gefragt habe, warum man cieux, dieux, travaux u. s. w. mit einem x und nicht mit einem s schreibe. Als Niemand Auskunft geben konnte, wurde Menage gerufen, der die Ehre der Wissenschaft auf eine Weise rettete, die dem Könige alle Lust an diese Fragen auf immer verleiden mufste. Er stellte nach vielen klassischen Citaten auf: 1) x sei ein etymol. Buchstab, um an die lateinische Abstammung zu erinnern; 2) es könne aus der ital. Aussprache des x = s entstanden sein; 3) der Buchstab sehe am Ende der Wörter hübsch aus (!) „à cause de l'effet agréable qu'il fait à la vue". Henry Estienne hatte ein Jahrhundert früher ebenfalls keinen Grund dafür finden können. Jacques Le Pelletier meinte, die Franzosen seien so leichtsinnig, dafs sie allerlei Vorsichtsmafsregeln ergreifen müfsten, um nicht einen Buchstaben für den andern zu setzen. Nur um nicht dens statt deus zu lesen, haben sie letzteres mit einem x geschrieben. Theodor de Bèze fand diesen Grund vortrefflich. So wurden damals grammatische Fragen in Frankreich abgethan. Fallot erklärt diese Erscheinung folgendermafsen: Alle Substantive, die am Stamm al, el, il, ol, oeil, eil, oil auslauteten und einer Veränderung dieser Sylben in au, eu, ou fähig waren, und diejenigen, welche ursprünglich auf au, eu, ou ausgingen, hatten, besonders zunächst in den nordöstlichen Provinzen, eine eigenthümliche Art ihre Casus auf s zu bilden. Sie warfen nämlich das End l und End u

Digitized by Google

ab und endigten vocalisch auf a, e, i, o, an welche Endung alsdann das Flexions s im Nom. Sing. und Reg. Plur. angehängt wurde. Um nun diejenigen Fälle, wo l von denen wo u abgeworfen war zu unterscheiden, gebrauchte man x für die ersteren, s für die letzteren, so dafs die Sylben ax, ex, ix, ox anfänglich als Contraction für ursprüngliches als, aus, els, eus, ils, ins, ols, ons gesetzt wurden, und x nur die Stelle des Flexions s vertrat, nicht die Mehrheit bezeichnete. Diese ganze Schreibart scheint aus der Picardie gekommen zu sein, und findet sich hinsichtlich ax und ex erst seit der Mitte des XIII. Jahrh. in burgund. Schriften; ox und ix sind immer selten in denselben gewesen und haben sich mehr auf den picard. Dialekt beschränkt. Nach dem XIII. Jahrh. verwischte sich dieser Unterschied und x wurde für alle Fälle gebraucht, wo das Wort mit einem u ausging. Sonstigen Anlafs zur ersten Anwendung des x mögen auch wohl latein. Wörter auf x gegeben haben, wie *vox*, voix; *pax*, paix. Diese Wörter, so wie viele auf oi und ai, substituirten dem x im Nom. Sing. und Reg. Plur. ein z und behielten das x nur in den übrigen Fällen: li voiz, la voix; paiz, paix. Dies ganze Capitel ist voll der interessantesten Details und gewährt eine Menge Aufschlüsse über die Bildung der jetzigen französ. Orthographie.

In dem Capitel der Eigennamen (p. 175 u. ff.) folgt Fallot zunächst Eusêbe Salverte's Essai sur les noms d'hommes, de peuples et de lieux; über die Entstehung der Familiennamen in Frankreich: Heumann, de re dipl. imperat.; Schannat, Buchonia vetus; Mabillon, de re dipl.; Muratori, Dissert. 41 u. 42. Nach diesen Autoritäten stellt er auf, dafs die Taufnamen sich zuerst gebildet, die Familiennamen von Land und Besitzthum aber erst seit dem Ende des X. oder Anfang des XI. Jahrh. in Gebrauch gekommen. Nach diesen erschienen im XII. und XIII. Jahrh. in den Städten die von Gewerben, Körperbeschaffenheiten und sonstigen persönlichen Eigenschaften entnommenen. Zuletzt erschienen die Taufnamen als Familiennamen, in den untersten Klassen der Gesellschaft. Hinsichtlich der Declinabilität ist zu bemerken, dafs nur die Ortsnamen unveränderlich blieben, Taufnamen aber und sonstige Beinamen der Regel der Substantive folgten. Die männlichen Taufnamen sind vielf miger als die weiblichen. Fallot führt eine Menge E dungen an, die demselben Namen angehängt werd sollen. Er irrt aber hier sehr häufig und unterscl det nicht die german. Endungen von roman. Dimi und anderen. So ist es gewifs falsch, wenn er (p. 1 Alainz, Alars, Alelme als gleichbedeutend angiebt; ist hier Alanus, Adelhard, Adelhelm gemeint. E so wenig ist Guy gleich Guillelme; ersterer entspri dem deutschen Veit, letzterer dem Wilhelm. D gleichen Giles oder Gilles (deutsch Geilo), Gil (Geilhart), Gillebert und Gilebiers (Gilbert, G recht), Gisbert (Giselbert, Geiselbrecht) u. a. m. Endung on, welche heutzutage eine sehr allgem Diminutivendung geworden ist, war ursprüngli vielen Fällen nur die Endung der Cas. reg., wie Othes, Othon; Perres, Perron; Karles, Charles, lon, Charlon; Hues, Huon. Fallot findet eine Sch rigkeit darin, dafs gewisse Namen mit einem t, au mit einem d ausgehen: Aubert, Hubert, Robert, A Gerard, Segard. Auch dies erklärt sich aus dem schen Albert, Albrecht, Hugbert, Radbert; Adel Gerhard, Sighard. —

Die Capitel des Adjectivs und der Zahlw bieten nicht viel Bemerkenswerthes. Das VI. und let Capitel behandelt dagegen die Fürwörter (p. 233— in sehr ausgedehnter und befriedigender Weise. Fa überall sind sehr gründliche Bemerkungen über d dialektalen Formen und die Zeitbestimmungen ih Erscheinens, ihrer Verallgemeinung oder ihres V schwindens gegeben. Am frühesten bildeten sich persönlichen Fürwörter aus; die Sprache hatte bei ihrer Fixirung nur wenig zu ordnen. Der burg Dialekt unterschied ursprünglich bestimmt me, te, wortsaccus. von mi, ti, welches nur nach Präpo nen gebraucht wurde. In den Predigten des h. B bard wird dieser Unterschied auf's entschiedenste gehalten. Von der Picardie her kam später moi, und machte sich nach und nach allgemeiner gelt In dieser Provinz, so wie in einigen anderen nord lichen Gegenden Frankreichs, wird auch noch die reine Aussprache oi für die Endung des Impe und Condition. der Zeitwörter beobachtet: j'aim j'aimeroie. Dieser Laut ist hier in vielen Fällen beli

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

erches sur les formes grammaticales de la gue française et de ses dialectes au XIIIe de, par Gustave Fallot; publiées par Paul kermann.

(Schluſs.)

Die Normandie kannte mi und moi nicht, sondern dafür das trockenere me, durch mei flüssiger ist. Il wurde ursprünglich für die Einheit und heit gebraucht. Erst in der letzten Hälfte des Jahrhunderts wurde ils geschrieben. 1334 finden sich Beispiele in den Ordonnances des Rois de e wie il auront, il apporteront. Auch in der Person unterschied besonders der burgund. die Reg. indir. der Zeitwörter von den von abhängigen. So auch se, Zeitwortsaccus.; si, moi nach Präpos. Das Fürw. eux erscheint am nigsten; es wird in fünfundzwanzig oft sehr denen Formen vorgeführt. Im Burgund. wurde ur nach Präpos. gebraucht, wie im Italienischen, eux wenig oder gar nicht. Fallot behauptet), dafs die Sprache anfänglich keine possessir-rwörter gehabt, und statt derselben die per-irw. in der Form als Reg. angewendet habe; mi niepvaus (wörtlich aux de moi oder à moi , os mi bieles sereurs (aux à moi belles soeurs). st seien nur die Artikel ausgelassen, dann sei ritten Person si statt lui gebraucht, si home nant, und endlich seien diese Fürw. mit dem t. in Accord gebracht worden: mis sire, sis soie gent. Nach allen diesen Versuchen seien sen nostre, vostre erschienen, die erst neben önl. Fürw. no und vo, dann allgemeiner ge-worden, als Adject. Pronom. sich aber nur in eit bis auf unsere Zeit erhalten haben, wäh-der Mehrheit die persönl. Fürw. nos, vos ge-Das persönliche und zugleich possessive leur deute noch heut auf diesen Ursprung aller possess. Fürw. hin. Wie dem auch sei, so haben sich selbstständige Formen für die possess. Fürw. schon sehr früh in der Sprache ausgebildet, und zwar zunächst als Reg., wie denn die Form meon schon in der Sprache des bekannten Eides Ludw. d. Deutschen vorkommt. In der letzten Hälfte des XIII. Jahrh. war die Scheidung schon fast vollständig. Der Gebrauch statt ma, ta, sa vor Vocalen mon, ton, son zu setzen ist viel neuer; ursprünglich elidirte man m'espée (mon épée) und selbst vor männl., s'amor (son amour). Das Volk sagt noch heut in gewissen Fällen m'amie, m'amour. — Die demonstrat. Fürw. (p. 290—306) zeigen eine unglaubliche Mannigfaltigkeit der Formen. Fallot sondert auch hier die Dialekte sorgfältig, oder versucht es wenigstens, und weiset die Anwendung des allgemeinen Gesetzes, Subj. und Reg. von einander zu unterscheiden, oft mit vieler Schärfe nach. Einfacher sind die relativen Fürwörter. Die Sprache hat immer nur zwei gehabt. Ursprünglich wurde qui für das Mascul. und que für das Femin. gebraucht, bis 1210 ungefähr; dann qui für den Plur. fem., darauf que als männl. Reg. Sing., und endlich qui und que für beide Geschlechter, neben welchen cui als besondere Form für die Reg. indir. bestand. Dont war ursprünglich Adverb (de unde) und behält eine dieser Grundbedeutung sich nähernde Eigenschaft durch das ganze XIII. Jahrh. und selbst noch später; cui vertritt meist seine Stelle als wirkliches relat. Pron. Quoi erscheint zunächst als Präpos. Reg. von qui unter der Form von coi. Erst nach und nach verliert es die Eigenschaft als relat. Fürw. und wird fragend mit neutraler Bedeutung. Unter den unbestimmten Fürw. finden wir mehrere, die für die heutige Schriftsprache verloren sind; z. B. *quant* für combien; *quanque* für tout ce que; *alquant* für quelques-uns; *alkes*, *aikes* (aliquid); *altretel*, entsprechend dem italien.

Digitized by Google

altrettale u. a. m. Tout erscheint erst im XIV. u. XV. Jahrh. unter der Form von atout. Man soll das Alter eines Manuscripts danach bestimmen können. In den Dialekten kommt atout, itout noch heut vor und scheint sehr alt zu sein, eben so wie das reduplicirte tortot, tortout, tretout.

Aufser den angeführten Capiteln enthält das Werk noch 62 Seiten Anmerkungen (Notes), theils etymologischen und anderen sprachlichen Inhalts, theils Materialien und Entwürfe zu noch nicht redigirten Capiteln enthaltend. Diese Notes waren eigentlich von Fallot nicht für dieses Werk bestimmt; aber man mufs es Herrn Ackermann Dank wissen, dafs er sie sorgfältig gesammelt und zweckmäfsig geordnet beigefügt hat. Den Beschlufs des Werkes macht ein Glossaire von 90 Seiten, als Ergänzung und Berichtigung, besonders des Roquefort'schen. Man kann unbedingt das vorliegende Buch als eine der wichtigsten und verdienstvollsten Arbeiten der Franzosen auf dem Gebiete der nationalen Sprachforschung ansehen. Es ist durch und durch mit der gewissenhaftesten Sorgfalt und Aufrichtigkeit behandelt, überall sind Belege und Thatsachen angeführt für jede aufgestellte Behauptung, und über das Ganze weht ein so kräftiger, frischer Geist, dafs die moderne Philologie in Fallot's frühem Tode einen ihrer schmerzlichsten Verluste betrauern mufs.

Schnakenburg.

LXVII.

Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker von B. Bauer. Erster und zweiter Band. Leipzig, 1841. *Bei Otto Wigand.*

Seitdem die ersten stürmischen Kämpfe sich gelegt haben, welche das Hauptwerk der neuesten Kritik auf dem Felde der evangelischen Geschichte hervorrief, ist auf beiden Seiten eine sichtliche Erschlaffung eingetreten; es zeigte sich als Resultat des Kampfes die Ohnmacht sowohl des speculativen als des apologetischen Standpunktes, zu dem eigentlichen historischen Kern der evangelischen Geschichte vorzudringen. Lassen sich die Vorwürfe gegen das Straufsische Werk, so weit sie begründet sind, in dem einen zusammenfassen, dafs dasselbe, statt ein historisches zu sein, vielmehr ein systematisches ist, d. h. seine religionsphilosophische Grundanschauung ohne gehö Berechtigung auf die evangelische Geschichte ü trägt, so gilt es darum nicht weniger auch von positiven Richtung, dafs sie statt, wie sie behaup dem Historischen sein Recht widerfahren zu las ihren subjectiven Christus in die evangelische schichte hineintrug. Um so mehr Beachtung s eine Schrift zu verdienen, welche mit dem Anspr auftritt, jene ersten Gegensätze mit ihrem gem men Grundfehler überwunden und den Weg eine historischen Kritik gefunden zu haben. Den P in welchem die Straufsische Kritik mit der pos Richtung noch zusammenhänge, und in Folge d sie gegenüber von der letzteren noch unberechti findet *B. Bauer* darin, dafs dieser Kritik die S das Absolute sei, oder, nach der historischen betrachtet, in der „Traditionshypothese". „F Frage", sagt der Verf. (1. Bd. S. VII, VIII), „ es allein ankommt, wenn wir wissen wollen, evangelische Geschichte und ihre Darstellung Evangelien entstanden sei, ist es gleichgültig, o antwortet, die Evangelisten hätten unter der I tion des heiligen Geistes die gegebene Geschich dergeschrieben, oder die evangelische Geschicht sich in der Tradition gebildet. Beides ist im P dasselbe, da es gleich transcendent ist und die heit und Unendlichkeit des Selbstbewufstseins i cher Weise beeinträchtigt". Wie dies näher zu stehen sei, erhellt, wenn S. 96 gegen *Straufs* be wird, die Annahme, dafs die evangelische Gesc sich in der Tradition gebildet habe, führe do mer auf das einzelne Selbstbewufstsein als die und alleinige Quelle zurück, was dann in Be die Vorgeschichte des Lukas theils aus dere rem Zusammenhang, theils aus der Natur de selbst zu der Consequenz fortgeführt wird, dafs Schriftsteller selbst sei, der sie gebildet habe. jedoch nur die eine Seite der Traditionshypoth damit bekämpft ist; neben der eigentlich s schen Sage läfst auch *Straufs* noch eine ande hen, welche im engeren Sinne Tradition gena den mufs, die historische Ueberlieferung. Auc diese Seite richtet sich der Verf. gleich sehr auch sie die Macht des Selbstbewufstseins be tige, und namentlich wird aus dem freien V der Evangelisten selbst dagegen polemisirt.

Digitized by Google

'ragen wir nun aber, welches der Fortschritt sei, ie Kritik hiermit gemacht habe, so zeigt es sich iherem Eingehen sogleich, dafs derselbe ein nur ller ist. Der Verf. bekämpft das Straufsische p, nach welchem es nicht Einer, sondern die sind, deren religiöse Anschauung die evangeli- Geschichte hervorbringt; er findet dies Princip eriös", offenbar deswegen, weil es die gottmensch- Gattung sein soll, welche in diesen Vielen sich erweist. Dafs es nicht blofs die Vielheit der te, sondern auch wirklich jener erstere Punct, nze Anschauung von der Gemeinde selbst ist, sich der Verf. stöfst, das geht aus jener Zu- nstellung der Straufsischen Ansicht mit der tionstheorie hervor, ein Gedanke, den wir S. 70 l des 1. Bandes noch klarer ausgedrückt finden. ist denn nun der Verf. über dieses Princip da- hinausgekommen, dafs er an die Stelle der das eine Selbstbewufstsein des Schriftstellers Dafs das nicht der Fall ist, zeigt sich aus sei- genen Argumentation, wenn er sagt, die Tradi- pothese führe selbst nothwendig auf das einzelne ewufstsein als die letzte Quelle zurück. Statt er Verf. das Straufsische Princip überwunden hat er es nur zu seiner formellen Consequenz hrt, er hat nur dasselbe im Gebiet der evange- Geschichte geleistet, was *Strauſs* selbst in re- hilosophischer Hinsicht gethan hat durch seine iber den Cultus des Genius. Ist die Substanz, tung, das Absolute, so ist es auch das ein- elbstbewufstsein, so fern es sich seiner Allge- t bewufst ist, und demgemäfs ist denn auch Allgemeinheit zur absoluten Einzelnheit ge- Hätte *B. Bauer* das Straufsische Princip überwunden, so wäre ihm, statt dafs er sich Bewufstsein dieser einzelnen Schriftsteller vielmehr die Erkenntnifs des Einen aufgegan- lessen Bewufstsein der eigentliche Ausgangs- er evangelischen Geschichte ist; so aber, in- immer noch die Gemeinde, wenn gleich in der der einzelnen Evangelisten, den eigentlichen der evangelischen Geschichte sein läfst, ver- dafs er selbst noch innerhalb des Standpunc- t, den er überwinden will; es ist ihm dasselbe t, wie der Religionsphilosophie von *Carriere*, nfalls über den Straufsischen Standpunct sich zu erheben strebt, ohne doch in der That über ihn hinauszukommen. Der Vf. könnte uns vielleicht gegen das Bisherige einwenden, dafs ja hier zunächst nur von der formellen Seite des Princips die Rede sei, hieraus also noch nicht auch auf dieses selbst geschlossen werden könne; allein nicht nur steht Beides in nothwendigem Zusammenhang, sondern auch eben daraus, dafs nur von dieser formellen Seite die Rede ist, geht hervor, dafs der Fortschritt selbst nur dieser formale ist, und dies wird durch die Kritik selbst bestätigt. War das Straufsische Princip ein wesentlich unhistorisches, so hat sich die Ungeschichtlichkeit desselben in der Kritik *B. Bauer's* vollendet. Dies gilt namentlich von der Polemik des Verfs. gegen die Annahme einer historischen Ueberlieferung; wenn Straufs eine solche neben der Mythen bildenden Sage noch fortbestehen läfst, so möchten wir, statt auch hier die Inconsequenz zu tadeln, vielmehr darin einen historischen Sinn erkennen; es scheint erst dem norddeutschen Geiste aufbehalten gewesen zu sein, die Anwendung jenes ungeschichtlichen Princips auf die Geschichte zu vollenden.

Gehen wir nun auf die Kritik selbst ein, so zeigt sich allerdings, was die Methode betrifft, auch hier ein bemerkbarer Fortschritt. Während sich der einseitig systematische Charakter des Straufsischen Werkes auch in dieser Beziehung schon dadurch ankündigte, dafs es ihm an einer der nothwendigsten historischen Grundlagen, nämlich einem gehörigen Eingehen auf den Charakter und die Stellung der einzelnen Evangelien fehlte, so hat dagegen die Kritik *B. Bauer's* unleugbar einen grofsen Vorzug schon dadurch, dafs sie die Betrachtung der evangelischen Geschichte der Synoptiker von der des vierten Evangeliums getrennt und die Kritik des letzteren vorausgeschickt hat. Jene auffallenden Inconsequenzen, deren sich die Straufsische Kritik namentlich in Beziehung auf das vierte Evangelium schuldig machte, wurden dadurch vermieden, und das ganze Urtheil wurde ein sichreres, bestimmteres. Aber auch der zweite höchst wichtige Punct, das gegenseitige Verhältnifs der Synoptiker, ist in einer weit durchgreifenderen Weise behandelt, wenn gleich eben hier die Einseitigkeit, an der diese ganze Kritik leidet, am stärksten hervortritt. Der Verf. legt nämlich hiebei die Resultate einer Schrift zu Grunde, die zwar, wie es scheint, bei einem nicht

Digitized by Google

unbedeutenden Theile der theologischen Welt sich in Ansehen gesetzt hat, und die in der That mit grofsem Fleifse gearbeitet ist, deren ganze Methode aber uns verfehlt und deren Argumentation im Einzelnen uns keineswegs zureichend dünkt; denn in der Weise, wie *Wilke* in dem „Urevangelisten" will, aus der blofsen Betrachtung des Textverhältnisses im Einzelnen, und zwar grofsentheils in blofs formeller Beziehung, läfst sich die Frage über das gegenseitige Verhältnifs der drei Synoptiker nimmermehr entscheiden. Mag auch *Wilke* eben diese Betrachtung des Einzelnen gegenüber der blofsen Betrachtung der Evangelien im Ganzen mit Recht geltend machen, so ist er darum doch nur in die entgegengesetzte Einseitigkeit verfallen, und von einem eigentlichen Eindringen in den Geist der Evangelien, das, wenn es auch gleich auf das Einzelne sich gründet, doch wesentlich auf einer Gesammtanschauung derselben beruht, finden wir bei *Wilke* in der That Nichts. Eben so bedünken uns die Argumente im Einzelnen, so scheinbar sie oft sind, dennoch keineswegs stichhaltig, denn sie haben nicht jene zwingende Nothwendigkeit, wie sie für die Entscheidung einer solchen Frage unumgänglich gefordert werden mufs. Als den eigentlichen bleibenden Gewinn dieser Schrift können wir nur den ansehen, dafs sie der Ansicht von der Entstehung dieses „bestimmten Typus" der evangelischen Geschichte aus der blofsen Tradition ihre Haltungslosigkeit nachweist, und die Nothwendigkeit eines Zusammenhangs der synoptischen Evangelien durch schriftliche Quellen, wie nun derselbe zu denken sei, darthut. Die nachfolgende Kritik des vorliegenden Werkes selbst wird das obige Urtheil, soweit es der Raum gestattet, bestätigen. Uns scheint es nur zu bedauern und den Werth des Ganzen zu schmälern, dafs der Verf. die Resultate jener Schrift zu Grunde gelegt hat, denn obwohl seine Kritik selbst erst den vollendeten Beweis von der Priorität des Marcusevangeliums geben soll, so hat dies doch nicht gehindert, dafs dieselbe vielfach auch blofs vorausgesetzt wird. Freilich ist dies nur der eine Hauptpunct der Untersuchung; wird auch die Priorität des Marcusevangeliums zugestanden, so bleibt immerhin die noch wichtigere Frage über den Ursprung dieses Evangeliums selbst, und hier haben wir es blofs mit der Kritik des Verfs. zu thun, obgleich derselb auch hierin blofs das von *Wilke* begonnene Werk na seiner ganzen Consequenz zu vollenden behaupt Wie eng übrigens jene Ansicht von Marcus als d Urevangelisten, von welchem die beiden Andern abh gig seien, mit dem speculativen Princip des Ve der Einzelnheit des Selbstbewufstseins, zusammenhä und wie sehr demnach, wenn das letztere fällt, a jene den Verdacht des Unhistorischen auf sich la mufs, daran braucht wohl nicht erst erinnert zu werd

Ehe wir jedoch auf das Einzelne eingehen k nen, ist es nöthig, vorher einige Bemerkungen zu rücksichtigen, die der Verfasser zwar nur in Untersuchung selbst hie und da eingestreut hat, aber eine allgemeinere Bedeutung haben und gegen die Traditionsansicht gerichtet sind, allgemeine Gesichtspuncte in der Beurtheilung gegenseitigen Verhältnisses der Synoptiker betre Eine solche Bemerkung ist vor Allem die im 2. S. 108. 109, welche, wenn sie so, wie sie hier h stellt ist, ihre Richtigkeit hätte, allerdings die g Traditionsansicht mit einem Male aus dem Felde s gen würde. „Das wäre wahrhaftig sehr wenig sen", heifst es hier, „wenn die ersten Anhänger aus ihrem Zusammenleben mit dem Heiland nichts ein Paar oder Hunderte von Sprüchen der Welt gebracht und mitgetheilt hätten; damit hätten sie der eine Gemeinde stiften noch die Welt überwin können. Grundsätze, Principien, allgemeine Ansch ungen und die Erschaffung einer neuen wesentlich Welt, — das war es vielmehr, was der Gemeinde Dasein gab, was sie anfangs allein beschäftigte sie später dazu antrieb, einzelne Anschauungen, P ten, Contraste und Sprüche zu bilden. Das Bestim Einzelne gestaltet sich erst, wenn das Wesen un Allgemeine einem Lebenskreise zum Gemeingut festem Besitze geworden ist u. s. w. — Wir w diesen Satz sehr gern zugeben, wenn er sich in beschränkten Fassung hielte, in welcher er a Wahrheit hat, dafs nämlich die erste christliche meinde allerdings insofern in dem Principe lebte, vor dem Leben selbst, vor dem praktischen Elem das eigentlich historische Interesse, wie es sich sp in der Abfassung der Evangelien kund giebt, zurück

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

ik der evangelischen Geschichte der Synop-
er von B. Bauer.

(Fortsetzung.)

Wir geben also dem Satze gern soweit Recht, r nur gegen jene Ansicht gerichtet ist, welche die gelien gleich in der ersten christlichen Zeit ge-eben lassen sein möchte. So aber, bei jener ganz meinen Fassung des Satzes, mufsten wir uns wun- dafs er in einer Schrift, deren ganzer Standpunct ilosophischer ist, eine Stelle finden konnte. Wie, denn nicht vielmehr das allgemeine Gesetz der ichtlichen Entwicklung, dafs ein Princip immer ganz unmittelbarer Weise, in concreter Gestalt tt, ehe es in seiner abstracten Allgemeinheit er-wird? Und wenn irgendwo, so ist dies in der Ge-te des Christenthums der Fall. Eben darauf te die ganze Entwicklung, beruhten die haupt-ichsten Kämpfe der christlichen Gemeinde in den zwei Jahrhunderten, dafs der Stifter der Ge-e sein neues Princip nicht in allgemeiner, ab-er Fassung, sondern in rein praktischer concre-Veise, mit Bezug auf die einzelnen Verhältnisse ebens aussprach, und dafs es sich nur darum lte, das Princip zu seiner Allgemeinheit zu erheben. Verf. beruft sich freilich für seinen Satz auf die ischen Briefe; allein eben das ist der Fehler, r sich auf diese beruft. An Paulus, den Mann Geistes, der nicht „Fleisch und Blut um Rath ", sondern dem Drange des ihn beseelenden Prin-folgte, an ihn dürfen wir freilich nicht denken, sich um die Frage über die Tradition handelt. wie ganz isolirt und von unaufhörlichen Käm-in Anspruch genommen erscheint uns denn auch Gestalt dieses Mannes eben in jenen Briefen! Die weitem überwiegende Mehrzahl der christlichen einde, auch allen Spuren nach die übrigen Apostel selbst, hielten unmittelbar fest an der Form des christlichen Princips, wie es dessen Stifter in seiner Person veranschaulicht hatte, und statt das Allgemeine von dem Besonderen zu scheiden, wollten sie vielmehr eben diese besondere Form zum allgemeinen Principe erheben; dies ist es, was unter dem Judenchristenthum zu verstehen ist. Zwar war auch in der judenchristlichen Gemeinde in ihrer ersten Zeit das praktische Element das durchaus vorherrschende, und die Apostel waren weit entfernt, blofs durch Ueberlieferung von Sprüchen eine Gemeinde gründen zu wollen; allein das, was diesem Leben seinen bestimmten Inhalt gab, das war, um es nur in einem Worte zu sagen, gar nichts Andres als eben die *Tradition*. Hieraus ergiebt sich also von selbst die Antwort auf die Frage unseres Verfs. (2. Bd. S. 45): „wie denn jemals aus solcher Anekdotenkrämerei eine Gemeinde hätte entstehen können, welche die Welt überwinden sollte"? Wir antworten darauf, dafs es erstens keine Anekdotenkrämerei war, wenn die Tradition zum Princip gemacht wurde, deswegen, weil ihre Bedeutung keine blofs historische war, vielmehr in ihr das religiöse Princip angeschaut wurde; dafs aber zweitens aus diesem Standpuncte für sich allein die christliche Kirche allerdings nimmermehr zu dem, was sie geworden ist, hätte erwachsen können, dafs es vielmehr der Paulinismus war, der als das eigentlich geistige Element gegenüber der Aeufserlichkeit des Judenchristenthums die Kirche zu dem machte, was sie wurde. Auch das ergiebt sich übrigens, dafs die Seite der evangelischen Sage, die sich von selbst als die trübere erkennen läfst, die mehr äufserliche, die Wundersage u. s. w. auch in der ursprünglichen Tradition zurücktrat. So zeigt sich auch hier, wie in so vielen anderen Beziehungen, welche Wichtigkeit jener in der theologischen Welt noch immer nicht zur gehörigen Anerkennung gekommene Punct, nämlich die überwiegende Bedeutung des Judenchristen-

Digitized by Google

thums in der ersten christlichen Zeit, für die ganze Anschauung dieser letztern hat. Statt dafs man noch immerfort in der Bekämpfung von Resultaten ein Verdienst sucht, welche man doch nie widerlegen wird, sollte man vielmehr erkennen, wie nur von hier aus sich auch der historische Christus wirklich finden läfst. Auch die Kritik *B. Bauer's* hätte bei dieser Erkenntnifs unmöglich solche Resultate liefern können, wie wir sie vor uns sehen. Was es übrigens mit der Behauptung auf sich habe, dafs das Bewufstsein der Gemeinde, nachdem das Princip festgestellt gewesen sei, einzelne Anschauungen daraus gebildet habe, und dafs so die evangelische Geschichte der Synoptiker entstanden sei, das ergiebt sich aus dem Gesagten ebenfalls; die Sache wird auf diese Weise geradezu auf den Kopf gestellt.

Eine andere Bemerkung, die das Verhältnifs der Synoptiker unter sich betrifft, und der sich die Kritik des Verfs. im Einzelnen durchgehend richtet, die aber mit jener vorhergehenden in seltsamem Widerspruche steht, finden wir 2. Bd. S. 53. 54. Gegen den sonst gewöhnlichen Schlufs nämlich, dafs der Bericht des Marcus durch seine breitere Ausmalung gegenüber dem einfacheren des Matthäus seinen späteren Ursprung verrathe, wird bemerkt, der gewöhnliche Gang der Geschichtschreibung und das Schicksal, das die Urschrift unter den Händen späterer Pragmatiker erfahre, sei vielmehr der Art, dafs die ursprünglichen malerischen Züge ausgelassen und in einfachere Formeln zusammengezogen werden. Hiezu habe sich nun aber besonders die evangelische Geschichtschreibung hinneigen müssen; denn während der erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung des Lebens Jesu auch auf die Forderungen der Form möglichst habe sehen müssen, so haben dagegen nachher für das religiöse Interesse jene ausmalenden Züge ihre Bedeutung verloren, und es sei von den Späteren nur noch das einfache Gerüste der Erzählung beibehalten worden, zuweilen zu grofsem Schaden der Composition. Wie, möchten wir hier fragen, während in jenem obigen Satze behauptet wurde, dafs die erste Zeit in dem Allgemeinen gelebt und erst die spätere von diesem aus einzelne Anschauungen gebildet habe, so soll nun das Verhältnifs umgekehrt werden? Mufste nicht vielmehr bei der ersten schriftlichen Fixirung der evangelischen Geschichte, als man der ersten Zeit, in welcher das praktische Interesse überwog, noch n stand, mufste da nicht ebenfalls dies praktische I esse noch vorherrschen, während erst allmählig das Aeufsere, Historische mehr Wichtigkeit bel Es ist also eine ganz ungegründete Behauptung, die erste Darstellung der evangelischen Gesch mehr auf die Form habe sehen müssen, als e spätere gethan habe. Beruft sich *B. Bauer* a gewöhnlichen Gang der Geschichtschreibung, s gegnen wir ihm, dafs wir in der evangelische schichte keine Geschichtschreibung in dem Sin das Wort hier verstanden werden mufs, erkenne wir in ihr nur die kunstlose Fixirung der Uel rung sehen, die nur eben durch diese Unbefa und die eigenthümliche Kraft des Gegenstand poetischen Anstrich erhält. Die Ueberliefer oder die Sage ist immer anfangs unbestimmt, hält erst allmählig ihre Ausmalung. Es wird u diese Ansicht der evangelischen Geschichte spiel des Marcusevangeliums entgegengehalten in dessen Anlage *B. Bauer* mit *Wilke* ein K sieht; allein auch abgesehen davon, dafs diese gelium jedenfalls nur in sehr relativer Weis Namen verdienen würde, so können wir ja dieser geordneteren Form nur das Zeichen teren Zeit sehen, für welche das Aeufsere eine Wichtigkeit hatte. Während also der Verf. ersten Satze das Vorherrschen des praktisch ments mit der Allgemeinheit verwechselte, u Gesetz vergafs, dafs eine allgemeine geistig heit immer zuerst in der Form der Unmitt auftritt, so übertrug er nun umgekehrt dieses das eben nur in der geistigen Sphäre seine hat, auf das Gebiet des äufserlich Historisc vielmehr das Gegentheil gilt. Welches d Verhältnifs sei, das zeigt am besten das Be vierten Evangeliums. Während dieses in d Jesu spätere Abstractionen giebt, so ist dag Aeufsere grofsentheils sehr ausgemalt, und d ist weit planmäfsiger; in beiden Beziehung erweist es sich so als das späteste Evangeliu mit gehen wir nun zur evangelischen G selbst über.

Die negative Kritik hat auch gegenü synoptischen Berichte da vollkommen Recht, ser selbst den Kreis des eigentlich Historisch

Digitized by Google

reitet, wo er es nicht mit dem weltgeschichtlichen treten der Person Jesu zu thun hat, d. h. in der - und Nachgeschichte. Dem Verf. gebührt, was erstere betrifft, in der That das Verdienst, die flöslichen Widersprüche theils in den einzelnen chten selbst, theils in ihrem Verhältnifs zu einan- mit Schärfe und Vollständigkeit hervorgehoben aben. Nur in dem Puncte, in welchem auch die- Theil der Untersuchung mit der Grundansicht des fs. zusammenhängt, müssen wir ihm ebenfalls wi- prechen. Was vorerst die angebliche Priorität des rcusevangeliums und die Stellung der beiden übri- Synoptiker betrifft, so wird allerdings das Fehlen Vorgeschichte bei Lucas immer der scheinbarste nd für dessen Ursprünglichkeit bleiben, und der rf. hat vollkommen Recht, gegen die gewöhnlichen logetischen Erklärungen dieses Umstandes aufzu- n. Allein ist damit die Möglichkeit einer anderen ärung aufser des Verfs. schon erschöpft? Wir en es, die Akten in der Untersuchung über das rcusevangelium sind noch bei weitem nicht geschlos- Um nur das Eine anzuführen, was läfst sich n die auch sonst schon aufgestellte Erklärung nden, dafs eben wegen des Widerspruches zwi- n den Berichten der beiden andern Synoptiker von diesen abhängige Urheber des Marcusevange- n die Vorgeschichte ganz weggelassen und seine rift mit der ausdrücklichen Bemerkung begonnen e: ἀρχὴ τοῦ εὐαγγελίου κ. τ. λ.?

Noch ungleich weniger aber läfst sich dem bei- nen, was über die Davidische Abstammung Jesu t ist, als ob nämlich Marcus dieselbe nicht nur voraussetze, sondern sich sogar ausdrücklich n dieselbe richte. In diesem Sinne wird nämlich Stelle Marc. 12, 35 flgde. erklärt, wo Jesus eben die Messianische Benennung „Sohn Davids" sich richt. Diese Stelle soll der Evangelist selbst det haben, um darin die ideelle Bedeutung jener nung auszusprechen. Da nun aber der Vf. zu- seiner Ansicht annehmen mufs, dafs der Glaube ine leibliche Abstammung Jesu von David in der n christlichen Zeit überhaupt noch gar nicht vor- den gewesen sei, so begegnet es ihm, dafs während Marcus in jener Stelle gegen die Ansicht von r leiblichen Abstammung richten soll, hiezu doch haus kein äufserer Grund vorhanden wäre. Dafs nun aber der Schriftsteller vollkommen unabhängig von jeder äufseren Beziehung nur die ideale Bedeutung der Benennung „Sohn Davids" habe aussprechen wollen, diese Annahme können wir nicht anders als unnatürlich finden. Hatte der Name für die erste christliche Zeit überhaupt diese ideale Bedeutung, wozu brauchte der Evangelist dieselbe erst noch in solcher negativen Weise zu begründen? Es bliebe also nur noch die Erklärung übrig, dafs sich Marcus hier gegen eine bereits aufkeimende Meinung richte; allein diese ganze Ansicht beruht überhaupt auf einer ungeschichtlichen Voraussetzung. Es ist ein völliger Irrthum, wenn *B. Bauer* sogar den prophetischen Weissagungen selbst, sofern sie die Erscheinung des Messias an das Davidische Geschlecht knüpfen, in jener idealen Bedeutung auffafst. Dem alttestamentlichen Bewufstsein war vielmehr jenes Geschlecht zum eigentlichen Träger der Theokratie geworden, und vermöge des historischen Zusammenhangs mit dem alten Bunde mufste auch das neutestamentliche Bewufstsein diese Anschauung festhalten. Nur die spätere Abstraction kann das christliche Princip in so durchgreifender Weise geltend machen, dafs selbst jene dem A. Testament so wesentliche Anschauung zu etwas Gleichgültigem herabsinkt. In den geschichtlichen Umständen selbst war es etwas ganz Anderes; das neue Princip war freilich für sich selbst von jener Anschauung ganz unabhängig, nicht aber, sofern es sich als die geschichtliche Vollendung des A. Testamentes wufste. Die alttestamentliche Offenbarung wäre für das damalige Bewufstsein zu einer ganz nichtigen geworden, wenn nicht aus dem Geschlechte, an welches sie ihre Verheifsung knüpfte, auch wirklich die Erfüllung ausgegangen wäre. *B. Bauer* vermag denn auch seine Ansicht aus dem N. Testamente nicht zu beweisen; denn die Stelle Röm. 1, 4, obwohl sie von ihm nur nebenbei besprochen wird, läfst sich in keiner Weise damit vereinigen. Es ist durchaus nichts gewonnen, wenn *B. Bauer* sagt, Paulus wolle in dieser Stelle keine geschichtliche Notiz über die Geburt Jesu geben, sondern nur den Zusammenhang der christlichen Offenbarung mit der Vergangenheit bezeichnen. Paulus spricht nun einmal in jener Stelle von einer wirklichen Davidischen Abstammung Jesu, und seine Anschauung des Zusammenhangs zwischen dem A. und N. Testamente war demnach eben hieran geknüpft. Hatte aber

Digitized by Google

ein Paulus diese Anschauung, wie viel mehr müssen wir sie der übrigen Zeit zuschreiben! Und ist es denn überhaupt auch für die Ansicht, die in der Geschichte nur die natürliche Entwicklung des menschlichen Geistes sieht, wirklich etwas so Wunderbares, Auffallendes, dafs der Stifter des neuen Princips wirklich aus dem Geschlechte hervorging, an welches sich dasselbe für das A. Testament knüpfte? Mufste ja doch eben das Bewufstsein, diesem Geschlechte anzugehören, eine wesentliche Bedingung für das messianische Bewufstsein selbst sein; und überdies wie grofs mochte in jener Zeit ein Geschlecht sein, das seinen Ursprung bis auf David zurückführte, wenn es auch gleich keine förmlichen Geschlechtsregister aufweisen konnte? Gewifs die Geschichte kennt weit wunderbarere Dinge als diese Davidische Abstammung Jesu ist. Wir sehen aber gleich an diesem ersten Puncte, wie die Kritik des Verfs. ebenfalls noch, wie die bisherige, an einer ideellen Einseitigkeit leidet.

Aehnliches gilt von der Erklärung der übernatürlichen Erzeugung, sowie der dem Matthäus eigenthümlichen Erzählungen aus der Vorgeschichte. Zwar stimmen wir dem Verf. darin vollkommen bei, dafs die Idee der übernatürlichen Erzeugung sich nicht aus blofsen alttestamentlichen Voraussetzungen erklären lasse, aber wenn er nun dieselbe nach *Weifse's* Vorgang unmittelbar aus dem christlichen Princip ableitet, das hierin die Einheit des Göttlichen und Menschlichen angeschaut habe, und in dieser Beziehung bemerkt, dafs, um eine solche Freiheit des Gedankens zu erklären, bereits Bekanntschaft mit der heidnischen Welt vorausgesetzt werden müsse, so können wir auch hierin nur eine allzu unmittelbare Uebertragung des späteren Bewufstseins sehen, bei welcher die Geschichte zu kurz kommt. Wohl war das christliche Princip die Grundlage, auf welche die Idee der übernatürlichen Erzeugung sich stützte, allein zu ihrer Entstehung hatte sie eine weitere geschichtliche Vermittlung nöthig. Der Glaube an die übernatürliche Erzeugung ist nichts als die Vollendung des alttestamentlichen Messiasbegriffs, wie sie freilich erst auf christlichem Boden möglich war. Die alttestamentliche Anschauung, wornach der Messias das volle Maafs des göttlichen Geistes hat, ist dahin erweitert, dafs schon der Ursprung sei Daseins von einer besondern Einwirkung des göttlic Geistes herrührt.

Auch in der Erklärung des Sternes der Ma schliefst sich der Verf. an *Weifse* an. Allein se wir auch zunächst nur auf die Erzählung selbst, ist denn hier der Gedanke angedeutet, dafs in Heidenthum selbst ein Zug der Entwicklung zum stenthum liege? Der Stern ist ja vielmehr den Ma nur als Zeichen von aufsen gegeben; jene De mufs also zum Wenigsten ganz hineingelegt we Ueberdies aber, woher soll diese tiefe Idee ko dafs das Heidenthum gleichsam in sich selbst Stern gebabt habe, der es zum Christenthum tete? Wie sollte in einer Zeit, wo selbst ein P im Heidenthum nichts Anderes als eine Verehrung verfeindeter Dämonen sah, ein so tiefsinniger M entstanden sein? Müssen wir es dem Verf. da dafs er endlich auch einmal jene so oft wiede Angabe von einer allgemeinen Erwartung unte Völkern des Orients zur Zeit der Geburt Christi Kritik unterworfen hat, so hätten wir gewünsch er nun auch in jener anderen Beziehung kritisch Werke gegangen wäre. Bleiben wir vielmehr be Erzählung selbst; dann erhalten wir freilich kei tiefe Idee, aber wir bleiben in Uebereinstimmung der Geschichte, und nicht darum handelt es sich Geist in die evangelische Geschichte hineinzutra sondern ihren Geist zu finden. Jene Erzählung i Wahrheit ursprünglich nichts Andres als eine h che Anschauung von Christus als dem Stern, der den Heiden erschienen sei; und eben dieses Bil es, was dann die weitere Anschauung von den Ma hervorgerufen hat. So mufs denn freilich dem A. T mente ein gröfserer Einflufs hiebei zugeschrieben den, als *B. Bauer* annehmen will; dafs sich aber noch in der Erzählung selbst keine ausdrückliche ziehung auf das A. Testament findet, das erklärt daher, dafs die alttestamentliche Stelle, in wel von dem Sterne aus Jacob die Rede ist, allzu a scheinlich einen blofs bildlichen Sinn hat, währen der neutestamentlichen Erzählung das Bild zur S geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

ik der evangelischen Geschichte der Synop- ber von B. Bauer.

(Fortsetzung.)

An diese Anschauung schlofs sich wiederum als liches Gegenstück (auch schon durch den äufse- ragmatismus veranlafst) die weitere von dem Ver- n des Herodes, sowie die Flucht nach Aegypten. ei geben wir allerdings gerne zu, dafs diese An- ungen nicht aus jüdischen Erwartungen sich bil- , die schon vor dem Erscheinen des Christenthums chwange gewesen wären, dafs vielmehr erst das tenthum selbst diese alttestamentlichen Weissa- n wieder in den Vordergrund treten liefs; auch en wir durchaus nicht, dafs in der Erzählung von des *zugleich* auch die Gemeinde ihre eigene Stel- in der Welt angeschaut hat, allein keineswegs sich so, wie *B. Bauer* will, die Entstehung der hlung unmittelbar eben hieraus ableiten. Ueber- t erscheint uns die Polemik *B. Bauer's* gegen die fsische Erklärung der Vorgeschichte aus alttesta- lichen Anschauungen, obgleich sie namentlich das andensein eines in jener Zeit verbreiteten jüdi- Messiasbegriffs mit Recht ableugnet, dennoch nzen nur eine Bestätigung dessen zu sein, was über das Verhältnifs dieser Kritik zu dem Strau- en Principe überhaupt bemerkt wurde.

Von selbst fällt mit dem Bisherigen auch der Be- den *B. Bauer* für die Entstehung der Vorge- te aus dem Bewufstsein der Evangelisten führt, dieselbe nämlich wegen ihres inneren Zusam- ngs nicht aus der Tradition herstammen könne. sahen, dafs sich die Vorgeschichte des Matthäus wohl von *einem* Grundstock (der Erzählung von Magiern) aus entweder allmählig weiter gebildet, auch eine andere ursprünglich unabhängige An- nung, wie vielleicht die von dem Kommen Jesu aus Aegypten, sich assimilirt haben kann. Ganz eben so verhält es sich mit der Vorgeschichte des Lucas. Nahm einmal die Anschauung des Verhältnisses Jesu zu dem Täufer diese Gestalt an, dafs schon ihre Geburt in gegenseitige Beziehung gesetzt und also auch die Geburt des Täufers zum Gegenstande eines besondern göttlichen Rathschlusses gemacht wurde, so ergab sich alles Uebrige hieraus von selbst. Also eben weil alle einzelnen Züge durch eine gemeinsame Idee in Zusammenhang stehen, eben darum kann die Tradition sie gebildet haben, und es braucht nicht der Zufall hiefür zu Hilfe genommen zu werden. Freilich der Verf. will auch noch zwischen der Erzählung von Simeon und dem Vorhergehenden eine Beziehung entdecken; die nämlich, dafs jene erstere die Spitze des Ganzen sei, indem hier auch auf die Heiden und auf das Leiden Jesu hingewiesen sei; allein diese Beziehung auf die Heiden tritt in der Erzählung gar nicht besonders hervor, und die Hinweisung auf das künftige Leiden läfst sich schon daraus erklären, dafs die Rede des Simeon doch einen eigenthümlichen Inhalt haben mufste. Ueberdies liefse sich hieraus noch nichts Weiteres folgern, als dafs der Schriftsteller die Hand im Spiele gehabt habe. Wie können endlich die chronologischen Angaben in der Vorgeschichte, die doch mit dem Ganzen in gar keinem Zusammenhang stehen, ein Beweis für jene Behauptung sein? Ein weiterer wichtiger Entscheidungsgrund dafür, dafs der Evangelist nicht selbst Verf. dieser Vorgeschichte ist, wäre daraus zu entnehmen, dafs allen inneren und äufseren Spuren nach die Vorgeschichte des Lucas aus dem ebionitischen Sagenkreis entnommen ist, während doch der Charakter des Evangeliums im Allgemeinen vielmehr ein paulinischer ist. Besonders schwierig mufs es *B. Bauer* werden, seine Ansicht von der Entstehung der Vorgeschichte des Matthäus mit dessen angeblicher Abhängigkeit von Lucas zu vereinigen. In der

Digitized by Google

That, wie kann man glauben, dafs ein Schriftsteller, der die späteste Reflexion darstellen soll, auf die durchgreifenden Widersprüche zwischen seiner eigenen Erzählung und der des Lucas so gar nicht geachtet, ja dafs er überhaupt gar nichts von der Vorgeschichte des Lucas aufgenommen haben sollte? Gewifs, wenn *B. Bauer* das Fehlen der Vorgeschichte in dem Marcusevangelium bei jeder anderen Ansicht als der seinigen unbegreiflich finden will, so läfst sich dasselbe mit Recht auf seine eigene Ansicht über die Vorgeschichte des Matthäus anwenden. Was aber die Ursprünglichkeit des Matthäus und Lucas überhaupt betrifft, ist es nicht viel wahrscheinlicher, dafs die Genealogie, welche Jesus ganz unbefangen geradezu von dem Geschlecht der Könige Juda's abstammen läfst, die frühere ist, während erst später, als man sich an der Reihe jener so vielfach schlechten Könige stiefs, eine neue mühsamere Genealogie aufgesucht wurde? Die Darstellung des Matthäus soll sich aber namentlich darin als die spätere verrathen, dafs sie auf das Benehmen des Joseph bei der Schwangerschaft der Maria reflectire, während Lucas ganz unbefangen noch an nichts dergleichen denke. Allein die Darstellung des Matthäus geht gar nicht darauf aus, das Benehmen des Joseph zu erklären; vielmehr hat sie hiebei den ganz ideellen Zweck, das Wunderbare der Geburt Jesu zu veranschaulichen, und von hieraus betrachtet, ist diese Darstellung gewifs die natürlichste von der Welt. Wenn endlich bei Lucas die gewaltsame Motivirung der Reise der Eltern Jesu nach Bethlehem als ein Beweis betrachtet wird, wie viele Mühe es zuerst gekostet habe, die Geburt Jesu nach Bethlehem zu verlegen, während Matthäus bereits ganz unbefangen dieselben nur zu erzählen brauche, ist da nicht Jedem klar, dafs *B. Bauer* hier ganz willkührlich einen dem vorhergehenden ganz entgegengesetzten Schlufs macht? Das erstemal wird die unbefangene Darstellung als die frühere, das zweitemal vielmehr als die spätere hingestellt; gewifs eine solche sich selbst widersprechende Sophistik ist ein sicherer Beweis, dafs der Verf. sich seine Ansicht keineswegs überall durch das Einzelne begründet hat, sondern vielfach nur von einer vorgefafsten Meinung ausgeht. Nach dem Früheren können wir auf jene Bemerkung mit Recht entgegnen, dafs die Sage in ihrer ersten Zeit, blofs von der Idee ausgehend, sich noch nicht um die Motivirung eines Factums kümmerte, das für sie aus der alttestamentlichen W sagung entschieden feststand, dafs es vielmehr er spätere Reflexion ist, die die Sache erst noch b ders zu begründen sucht. *B. Bauer* wird uns wie entgegenhalten, dafs ja nun umgekehrt bei Ma der Aufenthalt in Nazareth eigens motivirt werde; die Erzählung geht auch hier nicht auf Motivirun sondern dieselbe giebt sich theils von selbst au Vorhergehenden, theils ist es auch hier wied ideelles Interesse, nämlich die Erfüllung der al mentlichen Weissagung, worum es sich handelt

Einer sehr strengen Kritik wird auch die s sche Schilderung des Täufers und seines Auf unterworfen; im Ganzen aber müssen wir hier tersuchung ebenfalls Recht widerfahren lassen, das Ungeschichtliche der Nachrichten von der A sowie überhaupt von der strengen, rauhen We Täufers keineswegs genügend bewiesen ist. ders soweit es sich um das Bewufstsein des T über seine eigene Stellung handelt, zeichnet s Kritik des Verfs. durch Schärfe und Vollstän aus. Es läfst sich fürwahr sehr wohl begreife gerade in diesem Puncte das wirkliche geschi Verhältnifs zurücktreten mochte; denn nirgen das christliche Bewufstsein mehr in Versuchung eigene Bestimmtheit auf einen früheren Standpun zutragen, als bei seiner Anschauung des unmitt Vorläufers Jesu. Zwar müssen wir den Unter zwischen der synoptischen Darstellung und d vierten Evangeliums hier in seiner ganzen Gr erkennen, aber demungeachtet ist es gar nicht u scheinlich, dafs auch in der synoptischen Ansc die Stellung des Täufers als Vorläufers des Me einer bewufsten wurde, während sie ursprüng eine unbewufste war. Der grofse Unterschied z den Synoptikern und dem vierten Evangelium der, dafs die ersteren im Ganzen doch auch bi an der Geschichte festhalten, während wir da dem vierten Evangelium eine förmliche Ueber des christlichen Bewufstseins auf den Täufer Für jene Ansicht von dem synoptischen Bericht aufser den von *B. Bauer* angeführten Gründen lich auch noch der Umstand, welchen er übrige an einem anderen Orte hervorhebt, dafs bei d optikern während der ganzen öffentlichen Wirk Jesu sich nichts von einer Volksmeinung find

Digitized by Google

aus der Messias sein könnte. Ueberhaupt vielmehr r die, er möchte Elias sein. Das Erstere liefse sich ilich auch schon aus der ganzen Erscheinung Jesu greifen, das Letztere aber nicht wohl, wenn schon hannes sich als Vorläufer angekündigt hätte. Ueberpt, so sehr es auch anerkannt werden mufs, dafs Erscheinung Jesu sich nicht begreifen läfst, wenn Zeit nicht im Inneren vorbereitet war, so ist ja nn doch noch keineswegs nothwendig, dafs vorher on die Erwartung des Messias bestimmt und öffentl ausgesprochen war; grofse Wendepuncte solcher kommen vielmehr immer, so sehr sie auch vorbet sind, doch in dieser ihrer bestimmten Gestalt rwartet. In dieser Beziehung hat sich der Verf. ch seine kritische Beilage über die messianischen rwartungen der Juden zur Zeit Jesu ein nicht unwetliches Verdienst erworben, wenn wir auch gleich ser Nachweisung keine solche Bedeutung, wie der rf. will, zuschreiben können, und zwar deswegen, l, auch ohne dafs der Messiasbegriff unter den Juden r Zeit selbst schon eine Ausbildung erlangt hatte, altestamentliche Anschauung doch ihren Einflufs die evangelische Geschichte ausüben konnte. Von st versteht sich ferner, dafs wir auch bei diesem ile der Untersuchung davon zu abstrahiren haben, s über das Verhältnifs der Synoptiker zu einander merkt wird. Auch hier beweist sich Marcus keinesgs als der ursprünglichste; wenn er einzelne Züge ht hat, die wir bei Matthäus und Lucas finden, und che immer Widersprüche enthalten, so kann dies ben so sehr daher rühren, dafs seine Darstellung abgekürzte ist; für seinen späteren Ursprung aber ht besonders die Bemerkung, dafs er von der gt des Täufers gar nichts berichtet als eben das, nach *B. Bauer* selbst am entschiedensten unhisto- ist, nämlich die Hinweisung auf den kommenden ias, welche von dem Späteren freilich als der lpunct von der Wirksamkeit des Täufers angeen werden mufste.

Sehr vielen Schein hat dagegen diese Ansicht in Kritik der Tauf- und Versuchungsgeschichte; natlich läfst sich hier auch in der Darstellung des thäus leicht die spätere Reflexion erblicken. Allein er Schein fällt, sobald die wirkliche Bedeutung der hlung Matth. 3, 14. 15. erkannt ist; wir geben r der negativen Kritik des Verfs. in Bezug auf diese Erzählung vollkommen Recht, allein ihre Bedeutung ist eine andere, als der Verf. will. Sie ergiebt sich von selbst, sobald es einmal anerkannt ist, dafs die Taufe Jesu für die erste christliche Anschauung nichts Anders als die messianische Salbung ist, was denn auch, obgleich es *B. Bauer* nicht zugeben will, theils durch die Erzählung selbst, theils durch die sonstige Anschauung des Ebionitismus, im N. Testament namentlich durch die Reden in der Apostelgeschichte, aufser allen Zweifel gesetzt wird. Gehen wir also hievon aus, so erhält die Antwort, welche Jesus dem Täufer in V. 15. giebt, ganz einfach den Sinn, dafs diese Taufe in der göttlichen Ordnung (sofern sie nämlich die messianische Salbung sein soll) begründet sei. Die Aeufserung des Täufers aber, in V. 14., ist nichts Anderes als ein Einwurf, den sich die Sage selbst in der Person des Täufers macht, wie denn nämlich die Taufe Jesu durch den Täufer mit deren beiderseitiger Stellung zu vereinigen sein solle. Diesen Widerspruch löst wiederum die Sage durch die Antwort Jesu. Für diese Erklärung spricht, dafs Jesus in V. 15. nicht blofs von sich selbst, sondern auch von dem Täufer redet (πρέπον ἐστὶν ἡμῖν), die Taufe also nicht blofs in Beziehung auf seine eigene Person setzt; das Wort δικαιοσύνη aber entspricht hier ganz dem hebräischen Mischpath. So ist denn allerdings in der Stelle eine Reflexion enthalten, aber eine Reflexion von ganz ideeller Art, und es läfst sich zum mindesten eben so gut behaupten, dafs die Sage die ideelle Bedeutung der Taufe Jesu zuerst auf diese Weise habe festhalten müssen und erst später als jene Bedeutung schon fixirt war, diefs nicht mehr nöthig gehabt habe, als sich umgekehrt sagen läfst, erst später habe die Reflexion jenen anscheinenden Widerspruch zu lösen versucht. Gelöst ist der Widerspruch allerdings nur für die evangelische Anschauung, und *B. Bauer* hat ganz Recht, sich gegen die Straufsische Erklärung zu wenden, dafs Jesus selbst der Taufe als einer messianischen Salbung sich unterzogen habe; vollkommen richtig ist auch die Beweisführung, wie mit der gewöhnlichen Anschauung der Person Jesu diese Taufe sich nicht vereinigen lasse. Demungeachtet, so gefährdet nun auch die ganze Erzählung scheint, wird dieselbe doch namentlich durch *einen* Punct, welchen *B. Bauer* ebenfalls als Instanz gegen ihre geschichtliche Wahrheit aufführt, eher noch unterstützt; und zwar ist dies die

Digitized by Google

Darstellung des bei der Taufe Jesu geschehenen Ereignisses. So nämlich, wie wir dasselbe bei *Matthäus* *) und Marcus erzählt finden, ist es unleugbar nichts Anderes als eine Vision Jesu, die allerdings zugleich von einem objectiven geistigen Vorgang begleitet ist. Eben diese geistige Haltung des ursprünglichen Berichts nun scheint für eine geschichtliche Grundlage desselben zu sprechen; warum sollte die Sage das Ganze nicht gleich anfangs in einer mehr objectiven Weise erzählt haben? Noch weniger kann es, beiläufig gesagt, *B. Bauer* erklären, warum Matthäus als der späteste doch ebenfalls diese geistige Fassung hat, während bei Lucas, den er doch voraussetzen soll, der Vorgang ganz sinnlich gehalten ist. Jenes Argument nun hat allerdings keine förmliche Beweiskraft, und namentlich könnte man, wenn die Darstellung des Matthäus als die älteste anerkannt wird, bei der ideellen Färbung derselben die Entstehung der ganzen Erzählung aus der späteren idealen Anschauung für sehr wahrscheinlich halten. Allein die Erklärung, die *B. Bauer* von der Taufgeschichte giebt, liefse sich jedenfalls nur in einem bestimmten Umfange anerkennen; denn dafs die religiöse Vorstellung nur überhaupt den Zusammenhang zwischen Jesus und dem Täufer als seiner geschichtlichen Voraussetzung so angeschaut habe, als ob Jesus selbst durch die Taufe des Johannes hindurchgegangen sei, das ist deswegen nicht glaublich, weil, wie aus der Darstellung des Matthäus hervorgeht, die evangelische Anschauung Jesus niemals zu dem Täufer in ein Verhältnifs scheinbarer Unterordnung gestellt hätte, wenn nicht ein anderes Moment, die Idee der messianischen Salbung, hinzugekommen wäre. Auch in dieser hat die Sage eine geschichtliche Wahrheit ausgesprochen: das Auftreten des Täufers, so läfst sich die Sache zusammenfassen, war die geschichtliche Voraussetzung der noch höheren, gröfseren Wirksamkeit Jesu; darum also salbt der Täufer Jesus. Dabei bleibt aber die geschichtliche Wahrheit jener Angabe, dafs auch Jesus durch die Taufe des Johannes hindurchgegangen sei, immer noch unbeschadet, und namentlich kann jene Schwierigk[illegible] dafs die christliche Anschauung Jesus von fre[illegible] Stücken in ein Verhältnifs scheinbarer Unterordn[illegible] zu dem Täufer gesetzt haben sollte, immerhin zu [illegible] Annahme geneigt machen, dafs das geschichtl[illegible] Factum einer Taufe Jesu durch den Täufer zu Gr[illegible] liege. Gründlich und erschöpfend ist im Ganzen a[illegible] die Kritik der Versuchungsgeschichte, allein auch [illegible] scheint uns Marcus, statt den Urbericht zu enth[illegible] vielmehr nur abgekürzt zu haben. Der geistige I[illegible] der Versuchungsgeschichte fehlt bei Marcus, und [illegible] Wunderbares, Aufserordentliches finden wir an [illegible] selben hervorgehoben, wie auch sonst bei Marcus [illegible] eine solche Vorliebe für das Wunderbare zeigt. [illegible] äufseren Bestimmungen sind bereits alle da, un[illegible] sollte nur gerade der geistige Gehalt, um den es [illegible] Sage ursprünglich am meisten zu thun sein m[illegible] erst später entstanden sein? Als einen solchen [illegible] der blofs das Wunderbare an der Versuchung[illegible] schichte hervorheben soll, betrachten wir mit S[illegible] die Erwähnung der Thiere, denn *Weifse's* Erklä[illegible] welche von *B. Bauer* adoptirt wird, geht allzu[illegible] das Symbolische oder Allegorische über, in einem G[illegible] wie wir es sonst nirgends in der evangelischen [illegible] schichte finden. Eine blofs äufserliche wunderbare [illegible] deutung hat auch die Angabe von dem *Dienste* [illegible] Engel, so wie sie bei Marcus gestellt ist. Bei M[illegible] thäus erscheint dies Dienen der Engel als die entg[illegible] chende Folge davon, dafs Jesus die Versuchung ü[illegible] wunden hat, es steht zu der Versuchung selbst [illegible] Contrast; bei Marcus aber steht die Angabe g[illegible] selbstständig und losgerissen da, ist mit dem U[illegible] gen ganz coordinirt, also nichts als ein weiterer [illegible] derbarer Zug, den Marcus in seine abgekürzte [illegible] stellung auch noch aufzunehmen für gut fand. [illegible] Abkürzung selbst aber erklärt sich aus der best[illegible] ten Tendenz, die der Abfassung des Evangeli[illegible] Grunde liegt, auf welche hier freilich nicht näher [illegible] gegangen werden kann; das Evangelium hat nicht [illegible] die beiden andern den ganz allgemeinen Zweck, [illegible] Geschichte Jesu zu geben, und daher hält es sich [illegible] vielfach summarisch; es steht in dieser Beziehu[illegible] wie auch wohl seiner Abfassungszeit nach, dem [illegible] ten Evangelium am nächsten.

*) Dafs auch bei Matthäus nur Jesus das Subject zu εἶδεν sein kann, wie dies *B. Bauer* mit Recht geltend macht, ist so klar, dafs es gar nicht mehr erst nöthig sein sollte, es zu beweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

ik der evangelischen Geschichte der Synop- ker von B. Bauer.

(Fortsetzung.)

Die Erklärung der Versuchungsgeschichte selbst, der Verf. giebt, leidet an einer gleichen Einseitig- wie die der übrigen Vorgeschichte. Dagegen, dafs Versuchungsgeschichte aus einer blofsen Parallele dem A. Testamente entstanden sein sollte, erklärt der Verf. allerdings mit Recht, auch läfst sich en, dafs in den einzelnen Versuchungen Anschau- der Gemeinde von ihren eigenen späteren Käm- enthalten seien. Nur möchten wir dies nicht, wie auer seiner ganzen Ansicht zufolge thun mufs, unmittelbaren Ausgangspuncte machen. Die ei- liche Bedeutung der Versuchungsgeschichte ist mehr eine geschichtliche; ihr Ursprung ist der, das religiöse Bewufstsein jene völlige Ueberwin- alles dem christlichen Principe Entgegenstehen- als die nothwendige Voraussetzung der öffentli- Wirksamkeit Jesu betrachten mufste; die Vor- ng schaut dies als einen einzelnen Act an, und lttestamentliche Parallele gab für diese Anschau- den Stoff her. Wir haben also eine geschichtliche heit, nur keine solche, die in einem einzelnen deren Factum bestände.

Indem wir nun auf den grofsen Schauplatz der lichen Wirksamkeit Jesu übergehen, ist es uns mehr möglich, der Kritik des Vfs. überall in das ne zu folgen, und wir halten uns daher nur noch lche Puncte, die theils an sich die wichtigsten, in der vorliegenden Kritik die scheinbarsten, aber auch am geeignetsten sind, die Grundan- des Ganzen zu widerlegen. Hiebei stellt sich übrigens in der Beschaffenheit der Schrift selbst eigenthümliche Schwierigkeit entgegen. Wenn Straufsische Werk durch seine durchsichtige Klarheit eine kritische Gesammtübersicht wesentlich erleichterte, so verhält es sich dagegen mit der Kritik *B. Bauer's* ganz anders. Es hat dies einerseits in einem Fortschritte seinen Grund, darin nämlich, dafs die Methode weit mehr eine historische ist, während die Straufsische Kritik ihre Klarheit vielfach ihrem einseitig systematischen Charakter verdankte; allein andrerseits ist es auch ein unleugbarer Nachtheil, indem nun an die Stelle jener Klarheit sehr häufig gerade das Gegentheil tritt, und zwar darum, weil in Folge der Grundansicht des Verfs. das Bewufstsein der einzelnen Schriftsteller mit allen seinen Zufälligkeiten in den Kreis der Untersuchung hereingezogen wird. Dadurch geschieht es, dafs diese Auffassung der evangelischen Geschichte, während doch sie erst das Selbstbewufstsein in sein volles Recht einsetzen soll, nun vielfach eben so sehr zu einer völlig geistlosen wird. Lassen wir in dieser Beziehung den Verf. selbst sprechen (2. Bd. S. 154). „Wir haben es redlich verdient", sagt er hier am Schlusse eines Abschnittes, „und thun es gewifs nicht aus Trägheit, wenn wir uns einen Augenblick der Ruhe gönnen. Ach wie das uns in die Kreuz und Quer dahinjagte, wie wir plötzlich von dem entlegensten Puncte zum andern gejagt wurden, was dies Alles um uns summte, schwirrte und uns neckte"! Fürwahr, das heifst doch wenigstens aufrichtig und dem Leser aus der Seele gesprochen! Die grofse Frage ist nur, ob die Sache oder ob blofs die Kritik des Verfs. die Schuld trägt. Der leichteren Uebersicht wegen, zugleich auch zu besserer Motivirung des Urtheils im Einzelnen, halten wir nun in dem Folgenden die Frage über das gegenseitige Verhältnifs der einzelnen Evangelien und die über ihren geschichtlichen Charakter überhaupt aus einander, und folgen der Kritik des Verfs. zunächst nur in Beziehung auf den ersteren Punct, obgleich derselbe mit dem zweiten grofsentheils sehr eng zusammenhängt.

Digitized by Google

Sogleich der Anfang des öffentlichen Auftretens Jesu giebt dem Verf. Gelegenheit, das Verhältnifs der drei Synoptiker nach seinem Sinne an einem sehr einleuchtenden Beispiele zu zeigen. Die Angabe Matth. 4, 13, dafs Jesus Nazareth verlassen habe, während doch gar nichts von einem Aufenthalt Jesu in Nazareth erzählt, vielmehr unmittelbar vorher erst dessen Rückkehr nach Galiläa berichtet ist, — diese Angabe wird daher erklärt, dafs Matthäus die Erzählung des Lucas von dem Auftreten Jesu in Nazareth voraussetze, und sonach, da er dieses später noch selbst erzähle, eigentlich zweimal dasselbe aufführe. Läfst sich denn aber diese Angabe nicht weit einfacher daraus erklären, dafs es der evangelischen Geschichtsanschauung natürlich sein mufste, das erste Auftreten Jesu als von Nazareth ausgehend sich vorzustellen? Ist dies nicht namentlich dann sehr begreiflich, wenn, wie *B. Bauer* selbst annimmt, jene angebliche Rückkehr Jesu nach Galiläa, die durch die Gefangennehmung des Täufers veranlafst worden sein soll, nur eine ideale Anschauung ist, für welche sich an das Ende der Wirksamkeit des Täufers unmittelbar der Anfang der Wirksamkeit seines gröfseren Nachfolgers knüpfte? Bei dieser Annahme, die allerdings durch die Sache selbst sehr wahrscheinlich wird, erklärt sich ja jene Angabe ganz natürlich daraus, dafs das ursprüngliche historische Verhältnifs sich neben jener Anschauung geltend macht, und wir brauchen dem Matthäus keine solche Gedankenlosigkeit aufzubürden. Ueberdies, wenn Matthäus hier die Erzählung des Lucas voraussetzt, warum hat er nicht diese ungleich reichere, ausgeführtere Erzählung auch zur seinigen gemacht, warum ist er vielmehr bei jener einfacheren geblieben? Warum ferner hat er nicht auch wie Lucas die Erzählung gleich an den Anfang der öffentlichen Wirksamkeit Jesu gestellt? Mufste es doch eine sehr natürliche Anschauung für den Späteren sein, Jesus in Nazareth selbst zuerst sein Amt antreten zu lassen. Wenigstens bei Lucas ist nur dies der Grund der eigenthümlichen Stellung, die er seiner Erzählung giebt; dafs Lucas die bei Marcus unmotivirt stehende Angabe, Jesus habe sich nach Kapernaum gewendet, im Gegensatz dazu, dafs er nicht in Nazareth auftrat, habe erklären wollen, ist eine ganz unnöthige Annahme *B. Bauer's*, unnöthig schon darum, weil sie ja selbst auf jenen obigen Grund zurückkommen mufs, dafs es nä dem Lucas aufgefallen sei, warum Jesus nicht z in Nazareth aufgetreten sein solle. Die Inconse aber, dafs dann in der Erzählung doch bereits der, die Jesus in Kapernaum verrichtete, vorausge sind, erklärt sich statt aus der Abhängigkeit de cas von Marcus vielmehr einfach daraus, dafs hier die ursprüngliche Stellung der Erzählung im derspruch mit der ihr von Lucas gegebenen h drängt. Wenn also Marcus jenes „καταλιπὼν τ ζαρέθ" nicht hat, so ist dies nur ein Beweis, d nicht mehr wie Matthäus innerhalb der ursprüng Anschauung steht; und dies zeigt auch der Aus in welchen er die Predigt Jesu fafst: „glaubet Evangelium", ein Anachronismus, auf den *B.* selbst aufmerksam macht. Solche Ausdrücke de teren christlichen Bewufstseins finden wir bei de dern Synoptikern nicht, wohl aber in dem vierten gelium. Bei Matthäus und Marcus ist die Be der ersten Apostel vorangestellt, ebenfalls gemä natürlichen späteren Anschauung; denn diese Jesus sich stets mit dem Gefolge seiner Jünge zustellen gewöhnt war, glaubte darum auch der rufung gleich an den Anfang der Wirksamkeit stellen zu müssen. Dagegen mit *B. Bauer* an men, dafs es auch hier nicht einmal die Idee sei, che die Stellung jener Erzählung hervorbrachte, dern nur das particuläre Interesse, den Aufenthalt in Kapernaum zu erklären, das ist ganz und gar g den Geist der evangelischen Geschichte. Aus was oben über die Tradition und ihre Entwick bemerkt wurde, läfst sich von selbst urtheilen, wi nig ein Evangelist, der zumal der älteste sein auf solche Aeufserlichkeiten Rücksicht genommen Der Charakter der Synoptiker, obgleich er dem Evangelium gegenüber den historischen Stand vertritt, ist darum doch ebenfalls ein einseitig ide auf die Chronologie und überhaupt auf den äu Zusammenhang nehmen die Synoptiker bekanntlic allzuwenig Rücksicht. Es ist daher kein gutes Z für ein Werk, welches das letzte Resultat der sein will, wenn es sich so vielfach wieder jene subjectiven Erklärungsweise nähert, wie sie zu A dieses Jahrhunderts und dem vorigen im Schwange So erst bekommt der apologetische Standpunct

Digitized by Google

Recht, wenn er die neuere Kritik auf Grundsätze, sie auf einem längst überwundenen Standpuncte geltend machten, zurückführen will.

In der Einleitung des Matthäus zur Bergpredigt der Widerspruch, dafs Jesus seine Jünger belehrt en soll, und nachher doch das Volk es ist, das über seine Rede wundert, daraus erklärt, dafs thäus die Stelle Marc. 3, 7—14. benützt habe. in erstens stehen jene Angaben in keinem so ganz ilöslichen Widerspruche, wie *B. Bauer* will; es gar nicht so ungereimt, dafs Jesus eine Rede hauptlich zur Belehrung seiner Jünger gehalten habe, dafs doch deren Beziehung auf das Volk dadurch eschlossen wurde. Aber auch ganz abgesehen hieerklärt sich denn der Widerspruch, wenn er ein ber ist, nicht von selbst aus der ganzen Stellung Bedeutung der Bergpredigt? Diese ist bei Matthäus bar eine feierliche Antrittsrede Jesu, und daraus nur einerseits eben so die Forderung hervor, dafs or einer grofsen Menge gehalten werde, als es erseits in der natürlichen Anschauung liegen mufste, be besonders für die noch unerfahrenen Jüngesprochen sein zu lassen. *B. Bauer* freilich erzufolge seiner ganzen Ansicht die Bergpredigt re Stellung aus dem ganz untergeordneten Grunde, Matthäus zur Erklärung des Folgenden durch diese habe zeigen wollen, wie die Rede Jesu die Leute dings gewaltig ergreifen mufste. Die Ableitung Widerspruchs aus der Stelle bei Marcus ist übrinicht blofs eine müfsige, sondern auch an sich t ungereimt; denn wie sollen wir es uns erklärmachen, dafs Matthäus für eine Erzählung, die er nicht aus Marcus hat, und deren Stellung und Beg ihm ganz eigenthümlich ist, in jenem ganz rlichen nichts bedeutenden Zuge sich von Marcus ngig gemacht haben sollte? Und wie soll mit dienechtischen Abhängigkeit die ungebundene Freisammenstimmen, welche nach *B. Bauer's* eigener ht die evangelischen Schriftsteller sonst so oft n Tag legen? Der Verf. unterläfst nicht auf diese e zu antworten (2. Bd. S. 142), es sei dies übert der Widerspruch, der von der positiven Religion rtrennlich sei. „Erhebt sich das religiöse Bewufstdas einemal in die Sphäre seiner reinen Allgeheit, und wird es die reine Anschauung seines sens, so erscheinen ihm die einzelnen positiven Bestimmungen, in denen ihm sonst sein Wesen gegeben ist, als gleichgültig —; das andremal, und zwar augenblicklich nach jener Erhebung fällt es wieder in die Knechtschaft des Positiven herab, und steift es sich auf den Buchstaben. Das religiöse Bewufstsein ist diese unmittelbare Vereinigung der unbestimmten Freiheit und der höchst bestimmten Knechtschaft im Dienst des Buchstabens". Wir können darauf nur antworten, dafs der Verf. hier abermals zwei ganz verschiedene Sphären verwechselt hat. Ein solches Nebeneinander von Freiheit und Abhängigkeit ist nur im praktischen, eigentlich religiösen Gebiet möglich, und hat hier allerdings seine unzähligen Beispiele. Das Bewufstsein kann hier bei aller Freiheit des Gedankens, zu der es sich auf der einen Seite aufschwingt, dennoch auch wiederum von dem Buchstaben deswegen so abhängig sein, weil es eben nicht blofser Buchstabe ist, sondern dieser Buchstabe zugleich das Geistige enthält. Aber etwas ganz Anderes ist es, wenn ein Schriftsteller auf dem historischen Gebiete aus ideellem Interesse heraus frei componirt; ein solcher kann sich nicht zugleich auch an den todten Buchstaben in der Schrift eines Vorgängers halten, möge er auch gleich im Ganzen von demselben abhängig sein. Jene angebliche Mischung von Freiheit und Knechtschaft ist in diesem Falle nichts als ein reiner Widerspruch. Der beste Beweis hiefür ist wieder das vierte Evangelium; an ihm zeigt sich am schlagendsten, wie wenig einem Schriftsteller, der bei seiner geschichtlichen Composition von dem ideellen Interesse ausgeht, an dem Festhalten am äufseren Buchstaben gelegen ist. Diese Bemerkung trifft zum grofsen Theile die Erklärung *B. Bauer's* von dem gegenseitigen Verhältnisse der Synoptiker überhaupt.

Die Bergpredigt selbst soll Matthäus aus Lucas entlehnt haben. Dafür wird namentlich der bessere Zusammenhang und die gröfsere Abrundung des ersten Theiles der entsprechenden Rede bei Lucas geltend gemacht; bei Matthäus sei die Rede aus ganz verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt und entbehre jener Abrundung. Allerdings ist dies, was namentlich die Seligpreisungen zu Anfang dieser beiden Reden betrifft, unleugbar; aber es fragt sich, ob darum Lucas auch der Ursprünglichere sei. Die sinnlichere Färbung der von ihm aufgeführten Seligpreisungen verkennt auch *B. Bauer* nicht; dafs nun aber Matthäus

Digitized by Google

diese sinnlicheren Bestimmungen vergeistigt habe, ist aus mehreren Gründen unwahrscheinlich. Vorerst ist dies überhaupt nicht der gewöhnliche Gang der Sage, die vielmehr das Geistige zu versinnlichen pflegt, und bei dem Vorherrschen des Judenchristenthums in der ersten christlichen Zeit ist dies auch hier gar nicht unwahrscheinlich. Ferner finden wir bei Lucas auch sonst mehrmals jene Anschauung, für welche die Reichen mit den Gottlosen und die Armen mit den Frommen identisch sind. Diese Eigenthümlichkeit nun können wir nicht Jesus selbst zuschreiben, sie trägt zu sehr den ebionitischen Charakter (vgl. z. B. Cap. 5. des Jacobibriefes), und enthält eine Einseitigkeit, die wir Jesus nicht zuschreiben können, denn jener Ausspruch, wie schwer die Reichen selig werden, beweist noch keineswegs, dafs jene Anschauung bei Jesus eine stehende war. Dafs gerade Lucas, der doch sonst den Paulinismus vertritt, diese Anschauungen enthält, erklärt sich daraus, dafs er, wie schon gesagt, theilweise aus ebionitischen Quellen geschöpft zu haben scheint. Jene Abrundung aber, welche der Bericht des Lucas namentlich durch die Weherufe erhält, kann eben so sehr aus der Tradition selbst herkommen, zumal da namentlich hier die ebionitische Anschauung sich klar ausspricht. Endlich aber ist diese ganze Beweisführung *B. Bauer's* deswegen gar nicht zuläfsig, weil die Bergrede des Matthäus eine ganz andere Bedeutung hat als die entsprechende Rede bei Lucas. Aus der Stellung der ersteren als Antrittsrede erklärt es sich von selbst, wenn so viele verschiedenartige Sprüche in ihr zusammengestellt sind. Jesus kündigt in der Rede sein neues Princip an, und so wurden denn Sprüche, die eine allgemeinere Bedeutung hatten, deren besonderer Anlafs aber nicht mehr bekannt war, sichergestellt. Dadurch wird jene Annahme, dafs Matthäus von Lucas abhängig sei, eine unnöthige und willkürliche. *B. Bauer* kann sich überdies nur auf den ersten Theil der Rede bei Lucas berufen, da der zweite eben so wenig mit dem Vorhergehenden in Zusammenhang steht, als er in sich selbst Zusammenhang hat.

Wir heben nun aus der Bergpredigt nur noch zelne bemerkenswerthe Puncte hervor. Den Sp von dem Salz der Erde (Matth. 5, 13.) soll Ma gebildet haben (Cap. 4, 49. 50). Allein, wie B. B selbst gestehen mufs, besteht dieser Spruch aus ganz unzusammenhängenden Hälften; wie sollen nun glauben, dafs Marcus, wenn er ursprünglich Spruch gebildet hätte, zwei so ganz zusammenh lose Beziehungen dieses Bildes zusammengebracht h Offenbar ist V. 49. nichts als ein höchst gesu Uebergang des Marcus zu dem Spruch in V. 50 er also schon vorfand. Wenn nun der Spruch bei thäus, obgleich er auch hier nicht in dem rechten sammenhang steht, doch eine ungleich passende lung hat, so zeugt auch dies wieder für die Ur lichkeit dieses Evangeliums.

Der Spruch von der Ehescheidung soll von thäus abgeschwächt worden sein, während er ur lich eine absolute Bedeutung gehabt habe, wie bei den beiden andern Synoptikern noch der Fa Allein wenn dieser Spruch sowie der vom Eide lich in absoluter Bedeutung genommen und als risch angesehen wird (denn *B. Bauer* sagt wenig nichts von einer späteren Entstehung dieser Sp wie soll denn ein solches Extrem bei Jesus werden, der doch sonst von solchen Extremen ist? Ueberdies läfst sich einem solchen Spruche, er ganz unabhängig auf dem Papier steht, leicht ganz andere Deutung geben, als er sie hat, wo in bestimmten Verhältnissen gesprochen ist; durch Beziehung auf solche Verhältnisse kann ein S wenn er auch seiner Form nach absolute Bed hat, doch eine beschränkte Gültigkeit erhalten. aber den Unterschied in der synoptischen Darst selbst betrifft, so konnte der Spruch in der Tr eben so wohl verschärft werden, sei es damit di liegende Idee recht stark hervortrete, oder aus verstand, oder endlich auch aus Ungenauigkeit auch wenn der Spruch für sich selbst in ganz ter Bedeutung dastand, konnte sich doch in de das bestimmtere Verständnifs desselben forter

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

...ik der evangelischen Geschichte der Synop...iker von B. Bauer.

(Fortsetzung.)

An dem Spruch von der Feindesliebe, wie er bei ...thäus eingeleitet ist, wird der Gegensatz gegen ... A. Testament als unpassend getadelt, da nicht ... der angebliche alttestamentliche Spruch „du sollst ...nen Feind hassen" eine in dieser Form ungeschickte, ...h schleppende und störende Bezeichnung des alt...amentlichen Verhältnisses zwischen der Theokra... und ihren Feinden sei, sondern auch überhaupt ...h diesen Gegensatz falscher Weise die nationale ...ehung hereinkomme, während doch der Spruch ...st damit gar nichts zu thun habe, vielmehr über ...nationalen Schranken schon von vornherein hinaus ... Demgemäfs soll auch hier wieder Lucas der ur...ünglichere sein. Dafs diese Folgerung wenigstens ...Bezug auf den ersteren Punct keineswegs nothwen... ist, ergiebt sich aus der einfachen Bemerkung, ...s eben das Auffallende jenes Ausdrucks „du sollst ...en Feind hassen" der Anlafs sein konnte, weswe... er später weggelassen wurde, während die erste ...stellung in ihrem rein ideellen Interesse hierauf ... nicht achtete. Die Richtigkeit des zweiten Punc... aber können wir gar nicht zugeben; denn zwar ... in dem A. Testamente die Bezeichnung „Näch...r" allerdings in Beziehung zur Theokratie, aber von ...aus konnte es dann eben so gut innerhalb der ...okratie selbst wie aufserhalb ihrer Feinde geben. ...r böswillige Feind eines Andern war damit zugleich ...d der Theokratie selbst. Eben so ist in dem ...che „du sollst deinen Feind lieben" die Bezie...g auf die Nationalität nicht auszuschliefsen, ist ...lmehr eine sehr wichtige Seite desselben, nur nicht ...ade die einzige. Der Gegensatz ist also wirklich ... entsprechender, und die Ursprünglichkeit des Mat...us ist abermals gerechtfertigt.

Zu Matthäus 5, 46. 47., wo die Zöllner und Heiden als Beispiel aufgeführt sind, bemerkt der Verf., diese specielle Färbung der Rede bei Matthäus gegenüber der allgemeineren Haltung der entsprechenden Worte bei Lucas (Cap. 6, 32 flgde.) könne auch der späteren Reflexion angehören. Allein die spätere Reflexion giebt nur dem äufserlich Historischen noch eine bestimmtere Färbung; in der geistigen Sphäre dagegen, also namentlich in den Reden, findet vielmehr das Umgekehrte, ein Fortschreiten vom Besonderen zum Allgemeinen, zur Abstraction statt, wie das vierte Evangelium zeigt. Aufserdem ist ja Matthäus in dem äufseren Detail der Erzählung vielmehr der einfachste der drei Synoptiker.

Wie ganz grundlos manchmal von *B. Bauer* die Ursprünglichkeit des Matthäus angefochten wird, zeigt sich namentlich an dem, was über den Epilog der Bergrede gesagt wird. Obgleich dieser nämlich mit V. 21. eigentlich noch nicht beginne, so werde dennoch in V. 24. vorausgesetzt, dafs das Thema, die Worte Jesu sollen auch gethan werden, schon aufgestellt sei. Allein inwiefern soll denn dies vorausgesetzt sein? Aus dem οὖν in V. 24. folgt dies wahrhaftig noch nicht; dies οὖν leitet vielmehr nur eine Folgerung aus dem Bisherigen ein. Wenn Jesus im Vorhergehenden seine Lehren gegeben hat, ist denn da der Ausdruck nicht ganz natürlich: wer *nun* nach diesen Worten handelt u. s. w.? Unpassend soll es ferner sein, dafs, während eben vorher gegen die Werkheiligkeit gekämpft sei, diese nun unmittelbar darauf empfohlen werde. Allein in den Worten „wer nun nach diesen Aussprüchen handelt u. s. w." liegt doch gewifs keine solche Empfehlung; diese Worte erhalten ja ihre Bedeutung durch die vorhergegangenen Aussprüche, und wenn nun in diesen gegen die Werkheiligkeit gekämpft ist, so ist ja demnach auch hier vielmehr eine Ermahnung gegen die Werkheiligkeit gegeben.

Digitized by Google

Derjenige Abschnitt, in welchem das Verhältnifs der drei Evangelien am meisten zur Besprechung kommt, ist Matth. 8, 1—9, 34, von *B. Bauer* „die beiden Wundertage" betitelt. Matthäus mufs sich hier besonders harte Vorwürfe gefallen lassen. „So schreibt und so sehr verläuft sich kein Mensch", heifst es 2. Bd. S. 6, „welcher den Plan einer geschichtlichen Darstellung in seinem Kopfe entworfen hat, und selbstständig nach diesem Entwurfe das Einzelne ausarbeitet: so schreibt nur ein Compilator, der links und rechts die Arbeiten seiner Vorgänger auf dem Tische liegen hat, und diese nicht einmal so weit bewältigen kann, dafs er sich nicht in die schreiendsten Widersprüche verirrt"! Den nächsten Anlafs zu diesen Beschuldigungen giebt die Erzählung von der Heilung eines Aussätzigen (Matth. 8, 2 fg.) und zweier Blinden (Matth. 9, 27 fg.). Dafs die erstere aus Marcus herübergenommen sei, soll ihre unpassende Stellung beweisen, indem ja das Verbot an den Aussätzigen, das Wunder nicht weiter zu verbreiten, hier, wo Jesus von Volkshaufen umringt sei, gar nicht passe. Folgt denn nun aber hieraus, dafs Matthäus das Ganze aus Marcus entlehnt haben müsse? Erklärt sich der Widerspruch nicht daraus, dafs die Synoptiker die äufsere Anordnung überhaupt so wenig berücksichtigen, und dafs namentlich Matthäus auf das Aeufsere am wenigsten Gewicht legt? Wird ferner der Widerspruch dadurch erklärlicher, dafs das Ganze aus Marcus entnommen sein soll? Und wenn endlich *B. Bauer* halb und halb dem Matthäus selbst ein Bewufstsein dieses Widerspruchs zuschreiben und einen Umstand in der Erzählung daraus erklären will, ist es dann noch glaublich, dafs Matthäus die ganze Erzählung mit dem Verbote hierhergestellt hätte? Wie leicht hätte er ja auch ein anderes Wunder an die Stelle setzen können! Noch seltsamer ist die Erklärung, dafs bei einer Heilung zweier Blinden, wo nach *B. Bauer* ebenfalls die Anwesenheit des Volkes vorausgesetzt sein soll, dennoch nur von diesen beiden Blinden gesagt ist, sie hätten das Wunder ihrer Heilung überall ausgebreitet. Auch abgesehen davon, dafs hier die Annahme einer anwesenden Volksmenge keineswegs nöthig ist, warum ist denn zur Erklärung des Umstandes wieder Marcus nöthig? Und wie seltsam ist die Erklärung, Matthäus habe jene Nachricht ebenfalls aus der Erzählung von dem Aussätzigen bei Marcus herübergenommen! Warum, wenn Matthäus doch nun einmal die Erzählung v dem Aussätzigen selbst an einem ganz unpassend Orte anbrachte, warum sollte er dann nicht zugl auch noch jene Nachricht beigefügt haben? Wel Vorstellung endlich, als ob diese Notiz dem Matth so wichtig gewesen wäre, dafs er sie bei der Blind heilung noch immer im Kopfe gehabt und nun gerad hier nachgetragen hätte, ohne sich auch nur die kle Mühe zu geben, dieselbe den Umständen gemäfs wenig umzuändern! Von einem *Beweise* der Abhäng keit des Matthäus vom Marcus sollte doch *B. Ba* hier offenbar nicht sprechen; eine solche Erklär beruht in der That nur auf der allgemeinen Vor setzung von der Priorität des Marcusevangeliums

Eben so wenig haltbar sind die übrigen Gr welche *B. Bauer* in diesem Abschnitte beibringt. Widerspruch, dafs Matth. 8, 18 von dem Anbruch Abends gesprochen wird, und die Erzählung d nachher fortgeht, wie wenn hiervon gar nichts ge wäre, wird daher abgeleitet, dafs Matthäus von M 1, 32, wo er dem Marcus nicht mehr weiter habe gen können, unmittelbar zu Marc. 4, 35 übergeg sei. Als ob, wenn wir bei Marcus in dieser leb Stelle den gleichen Widerspruch treffen, dieser derspruch dann nicht auch bei Matthäus eben so g von dem Evangelisten selbst herrühren könnte, zum da unmittelbar vorher eine alttestamentliche Stelle c tirt ist, und Matthäus darüber wohl den Zusamme hang vergessen hat. In solchen Stellen darf überhaupt bei den Synoptikern gar kein Gewicht auf d Zusammenhang gelegt werden. Nimmt man die St che so, wie sie sich unmittelbar giebt, so entsteh freilich die gröfsten Widersprüche, allein eben dar geht hervor, dafs die Synoptiker auf Zeit und V stände dabei gar nicht reflectiren, dafs also s Erzählungen, wenn sie auch den Worten nach einander folgen, doch in der That nicht zusamm hängen, weil ihr Zusammenhang für den Schriftste selbst durchaus kein bewufster ist. So kann es d auch nichts Auffallendes haben, wenn in einer St des Matthäus die Abreise aus Kapernaum gar ni motivirt ist, obwohl wir übrigens nicht einmal ein hen können, warum das von *B. Bauer* zur Erklär von Marc. 4, 35 f. beigebrachte Motiv nicht eben gut auch auf Matth. 8, 18 sich anwenden lassen s Die Beschuldigung gegen Matthäus endlich, dafs

Digitized by Google

Streit mit den Pharisäern wegen des Fastens den wegen der Sabbathverletzung aus einander rissen habe, während sie bei Marcus zusammengeellt seien, so wie dafs die zweimalige Rückkehr nach ernaum (Marc. 2, 1; 5, 21) dem Matth. in eine mmengeflossen sei, hebt sich ebenfalls von selbst denn die Zusammenstellung von Gleichartigem her ein Zeichen der späteren Zeit, die sich auch die äufsere Anordnung mehr bekümmert. Die An- des Marcus aber kann eben so gut aus einer bination des Matth. und Lucas entstanden sein; as sagt im Cap. 5, 17, welche Stelle der Marc. entspricht, noch nichts davon, dafs Kapernaum Ort der dort erzählten Begebenheit sei.

Eine besonders mifsliche Stellung aber hat die nicht *B. Bauer's* da, wo sie selbst dem Berichte Matthäus den Vorzug geben mufs. Dies ist z. B. der Erzählung vom Hauptmann zu Kapernaum Fall. Hier erkennt der Verf. selbst die Erzählung Matth. als die angemessenere an, und wenn dann Bericht des Lucas doch für den ursprünglicheren rt wird, so stützt sich dies theils nur auf die alleine Voraussetzung von der Abhängigkeit des h., theils auf die allerdings unpassende Stellung Erzählung. Ueber die Bedeutung des letzteren mentes aber für die Beurtheilung der Synoptiker de schon gesprochen; hier ist auf dieselbe um so iger Gewicht zu legen, weil die vorhergehende rede als solche nur eine ideale Anschauung ist, Matthäus bereits vor derselben von der Predigt in Galiläa überhaupt gesprochen hat. Die gröfsere heit und Angemessenheit in dem Berichte des äus dagegen kann *B. Bauer* nur aus seiner sonbereits widerlegten Ansicht erklären, dafs für atthäus, weil er der Späteste sei, die breitere rung kein Interesse mehr gehabt habe. Dafs Macht der Idee sei, die Matthäus zu seiner llung getrieben habe, diese Erklärung hat bei uer gar keine Stelle, denn das Ueberwiegen e ist das Ursprüngliche in der Tradition, spät bildet sich auch das Aeufsere mehr aus. auch die Entstehung des Berichtes bei Lucas in einer dessen Geist ganz entgegengesetzter e erklärt. Dafs nämlich von dem Hauptmann dte an Jesus abgeschickt werden, soll daher n, dafs es dem Lucas ungeziemend dünkte, Jesus unmittelbar mit ihm zusammenkommen zu lassen. Dies in einem Evangelium, das von jeher als das paulinische galt, und in einer Erzählung, die selbst im heidenchristlichen Sinne ist! Vielmehr hat die Einschiebung der Abgesandten einen ganz entgegengesetzten ideellen Grund, denn einerseits tritt dadurch der demüthige Sinn des Hauptmanns noch mehr hervor, andrerseits werden durch die zweimalige Botschaft die einzelnen Momente, nämlich die Demuth und dann der Glaube des Hauptmanns jedes für sich recht zur Anschauung gebracht; es findet eine Steigerung statt. Dies ist nun aber eine offenbare Erweiterung der ursprünglichen einfacheren Erzählung.

Dafs die mehr ausmalende Darstellung des Marcus in der Sturmscene ein Beweis seines späteren Ursprungs sei, das bleibt nach dem früher Gesagten nun unangefochten stehen; und wenn *B. Bauer* sich an dem Widerspruche bei Matthäus stöfst, dafs von ἄνθρωποι die Rede ist, die sich über das Geschehene wundern, während doch nur die Jünger mit Jesus in dem Schiffe sein sollen, würde wohl ein solcher Widerspruch dem Späteren, Reflectirteren begegnen, ist er nicht vielmehr ein Zeichen, dafs das ursprüngliche ideelle Interesse hier noch überwiegt? Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Berichte von den Besessenen, der unmittelbar darauf folgt. Marcus zeigt hier wieder seine Vorliebe für das Wunderbare, Aufserordentliche, während der Bericht des Matthäus durchaus der einfachste ist. Die Angabe von der Zahl der Schweine bei Marcus wird (wie noch manches Andere) von *B. Bauer* nach *Wilke's* Vorgang, ohne alle Berechtigung, durch die äufsere Kritik für ein Einschiebsel erklärt; in Wahrheit ist sie nur eine weitere Bestätigung des Gesagten. Warum nun der Bericht des Matthäus, wenn er der späteste wäre, dennoch der einfachste sein sollte, das bleibt unbegreiflich. Durch die Zweizahl der Besessenen kommt allerdings in den Bericht einige Unwahrscheinlichkeit herein; allein die Erklärung, die *B. Bauer* hiervon giebt, ist trotz dem Vorgange *Weifse's* und *Wilke's* so abentheuerlich, dafs wir sie nimmer zu der unserigen machen können. Matthäus soll eine frühere Heilung eines Dämonischen, die sich bei Marcus und Lucas findet, die er aber nicht hat, hier dadurch nachtragen, dafs er zwei Dämonische geheilt werden läfst. Allein, wenn Matthäus wirklich jene Erzählung kannte, warum hat er

Digitized by Google

sie nicht auch früher schon berichtet? Das wäre ihm doch ein Leichtes gewesen. Wie soll er dagegen auf den seltsamen Gedanken kommen, sie in eine fremde Erzählung einzuflechten? Diese ganze Erklärung ist aber auch wieder ganz überflüssig; der Unterschied zwischen der Darstellung des Matthäus und der des Marcus und Lucas läſst sich weit leichter auf eine andere Weise ableiten. Der wunderbare Umstand nämlich, daſs Jesus zwei Dämonische auf einmal geheilt habe, wurde in der Sage zu dem noch wunderbareren, daſs Jesus mehrere Dämonen aus *einem* Menschen vertrieben habe; namentlich konnte das Wort δαίμων durch seine Zweideutigkeit, vermöge deren es eben so wohl einen von einem Dämon besessenen Menschen als einen in dem Menschen wohnenden Dämon bezeichnen konnte, eine solche Verschiedenheit der Sage veranlassen. Sonach beweist sich uns Matthäus auch in diesem Puncte eher als der ursprünglichere. Die Unwahrscheinlichkeit, daſs zwei Dämonische dasselbe Verlangen ausgesprochen haben sollen, erklärt sich von selbst aus der Anschauung, als ob es Dämonen gewesen wären, gehört also mit den übrigen unhistorischen Zügen der Erzählung in *eine* Classe. Daſs endlich der Geist der ganzen Erzählung den bei Marcus und Lucas beigefügten Bericht von dem Benehmen des geheilten Dämonischen fordere, ist nichts als eine Behauptung. Die spätere Sage konnte allerdings den Contrast zwischen dem Wunder Jesu und dem Benehmen der Einwohner jenes Landstriches dadurch noch weiter ausführen, daſs sie auch den Geheilten selbst in Contrast zu seinen Landsleuten stellte; allein wer darf behaupten, daſs dies eine nothwendige Ergänzung sei, und warum hätte überhaupt Matthäus diesen Jesus so verherrlichenden Bericht weglassen sollen? Auf ähnliche Weise wie die Erklärung von der Zweizahl der Besessenen widerlegt sich auch die von der Zweizahl der bei Jericho geheilten Blinden.

In dem Berichte von der Heilung der Tochter des Jairus erweist sich die Darstellung des Matthäus abermals so klar in allen Puncten, daſs die ganze Befangenheit in einer falschen Grundansicht dazu gehört, um dies zu verkennen. Wenn Matthäus von dem Namen des Archon noch nichts weiſs, wenn er ferner denselben sogleich um Wiederbelebung seiner Toch bitten läſst, während die beiden anderen Synopt hier wieder die einzelnen Momente zu gröſserer schaulichkeit des Wunders für sich hervortreten sen, und das Wunder selbst in einen Contrast stellen, wenn endlich Matthäus nirgends sagt, das Mädchen wirklich todt gewesen sei, während wenigstens bei Lucas unläugbar der Fall ist, so nen wir, da jene falschen Prämissen widerlegt diese Züge nun als das anerkennen, was sie wi sind, als sichere Zeichen von dem gröſseren Alter Matthäus. Namentlich ist auf den letztgen Punct ein nicht unbedeutendes Gewicht zu legen; wie *B. Bauer*, den Bericht des Matthäus zu daſs bei ihm die Aeuſserung: das Kind schlafe gehörig erklärt sei, erblicken wir hier vielmehr den ursprünglichen Thatbestand, der dem Ganz Grunde liegt. Dagegen ist die hebräische Form Marcus in der That nichts als eine abermalig stätigung, wie dieser Evangelist das Wunderbare vorzuheben sucht.

Nur noch zwei bezeichnende Puncte sei dem Folgenden hervorzuheben vergönnt. Der betrifft die Differenz der Berichte über die A dung der Zwölfe. Matthäus soll deswegen gar wirkliche Aussendung berichten, weil er die Berufung und die Aussendung zusammengeworfen habe. Al darum könnte immerhin noch eine wirkliche Aus dung Statt finden; der wahre Grund ist ein ganz derer. Müssen wir schon das für ungeschichtlich ten, daſs Jesus an seine Jünger eine besondere structionsrede gehalten habe, so ist es, wie auch *Bauer* gestehen muſs, gewiſs noch weniger gesch lich, daſs Jesus die Jünger wirklich ausgesendet Nehmen wir nun demgemäſs das Verhältniſs der B so, wie sie sich geben, so ist die natürliche A die, daſs bei Matthäus die Sage ihr Werk, n die Zusammenziehung der Instruction an die A in einen besonderen Act, erst begonnen hat; bei thäus ist es nur erst ein geistiger Act, eine und bei ihm finden wir denn auch noch allgem nicht hierher gehörige Beziehungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

...k der evangelischen Geschichte der Synop...er von B. Bauer.

(Fortsetzung.)

...agegen hat sich bei den Späteren, bei Lucas und ...us, die Sage noch mehr individualisirt, und es ist ... förmliche Aussendung geworden. Einer der schein...ten Puncte dagegen in der ganzen Beweisführung ...Bauer's ist der mit dem Vorhergehenden zusammen...gende, das Verhältnifs von Matth. 4, 12 zu Marc. ...0 und Luc. 9, 10. Während es nämlich bei den ...en Letzteren die Apostel Jesu selbst sind, deren ...kehr zu ihm berichtet wird, so sind es dagegen ...Matthäus auffallender Weise die Jünger des Täu...s, welche Jesus dessen Tod melden, und ganz ge... die bisherige Chronologie wird nun von diesem ...te aus, der eigentlich in der Vergangenheit lie... sollte, die Erzählung weiter fortgesetzt. Allein ...n nun dies von *B. Bauer* so erklärt wird, dafs ...thäus, weil er von der Aussendung der Apostel ...ts erzähle, nun die Jünger des Täufers an ihre ...e treten lasse, warum hätte dann Matthäus nicht ... lieber ebenfalls eine Aussendung der Apostel ...ngesetzt und nun ebenfalls hier ihre Rückkehr ...ntet? Wäre wohl ferner ein Späterer über jenen ...greiflichen Widerspruch in der Chronologie so ah...los hinweggegangen, und ist es nicht vielmehr ...scheinlicher, dafs erst der Spätere einen solchen ...rspruch bemerkte? Ist endlich durch diese Nach... von der Botschaft, die Jesus zukam, die Abreise ... in eine verlassene Gegend motivirt? Zwar auch ...ras hat eine Motivirung, aber dieselbe bezieht sich auf ein Bedürfnifs der Jünger nach Ruhe, und ...t ein solches Gepräge, dafs sie ohne Zweifel nur pragmatischer Hebel ist, während bei Matthäus ... die folgenden Berichte, wornach Jesus sich in ... Gebiet von Tyrus und Sidon oder von Cäsarea Philippi begab, durch jene Nachricht ihre Erklärung finden. Allein woher nun jenes seltsame Zusammentreffen? Einfach daher, dafs, wie *B. Bauer* selbst bemerkt, die Nachricht von Herodes und von der Ermordung des Täufers für die beiden anderen Synoptiker ein bequemes Mittel ist, den leeren, erst der späteren Sage angehörigen Raum zwischen der Aussendung und Rückkehr der Jünger gehörig auszufüllen. Ja, wenn man noch weiter gehen will, vielleicht setzte die spätere Sage eben an die Stelle jener Nachricht von den Jüngern des Täufers die von den Jüngern Jesu selbst. Jedenfalls scheint Marcus hier wieder beide Berichte combinirt zu haben, denn während Matthäus nur von den Jüngern des Täufers, Lucas von den Aposteln zu sagen weifs, so hat dagegen er Beides zugleich. Woher nun dieses Verhältnifs, wenn Marcus wirklich der älteste wäre? Dafs Lucas nichts von der Hinrichtung des Täufers erzähle, erklärt zwar *B. Bauer* daher, dafs er schon früher dessen Gefangennehmung erzählt habe, und nun zu sehr an den Buchstaben gefesselt sei, als dafs er die Hinrichtung noch in einer Parenthese hätte erwähnen mögen; allein warum Lucas so an den Buchstaben gefesselt gewesen sein sollte, davon ist durchaus kein Grund einzusehen; betrifft doch der bei weitem gröfsere Theil der Erzählung bei Marcus den Hergang bei der Hinrichtung des Täufers. Eben so wenig läfst sich, wie schon bemerkt, die Darstellung des Matthäus auf diese Weise erklären. Dafs nun jene Nachricht des Matthäus historisch sei, das wollen wir mit dem Bisherigen gerade noch nicht behaupten; sie scheint vielmehr aus der evangelischen Anschauung entstanden zu sein. Dieser nämlich erschien ganz natürlich Jesus als die Person, an welche sich die Jünger des Täufers nach dessen Tode zunächst wenden mufsten, und welche auch an dem Tode des Täufers selbst den meisten Antheil nehmen mufste.

Digitized by Google

Noch hätte namentlich an der Darstellung des Parabelvortrags dem Verf. die Ursprünglichkeit des Matthäus sehr deutlich werden können, aber er hat die Darstellung desselben nur in ein paar untergeordneten Puncten als die passendere anerkannt. Der Mittelpunct für die Untersuchung über das Verhältnifs der einzelnen Evangelien ist hier die Anführung der alttestamentlichen Stelle. Matthäus giebt die sinnliche Verstocktheit des Volks als den *Grund* an, warum Jesus in Parabeln spreche; hier ist also noch das wahre Sachverhältnifs vorhanden; dagegen wird bei den beiden andern Synoptikern diese Verstocktheit nicht mit ὅτι, sondern mit ἵνα eingeleitet, als ob sie der Zweck wäre. Nun darf freilich auch ihnen nicht die völlig widersinnige Ansicht zugeschrieben werden, Jesus habe in Parabeln gesprochen, damit ihn das Volk nicht verstehe, und eben so wenig die Ansicht, welche *B. Bauer* hier finden will, als ob die Parabeln der Synoptiker für das schwerer zu Verstehende gelten. Wohl aber gehen Marcus und Lucas zu sehr a priori von der alttestamentlichen Weissagung aus; diese soll hier erfüllt sein, und daher das ἵνα. Der Sinn ist also der: Jesus spricht in Parabeln, also in der fafslichsten Weise, auf dafs (indem das Volk ihn auch hier nicht fafst) die Weissagung sich erfülle, mit sehenden Augen sehen sie nicht u. s. w. Dafs von Marcus und Lucas die alttestamentliche Weissagung so unmittelbar in die Sache selbst hereingezogen ist, hat auch noch den anderen Nachtheil, dafs nun die Weissagung eine zu beschränkte Beziehung erhält, nämlich eben die auf den Parabelvortrag, während sie bei Matthäus in allgemeinerer Bedeutung steht. Jesus giebt ferner bei Matthäus ganz unaufgefordert die Erklärung der Parabel, ohne dafs vorausgesetzt wäre, die Jünger haben sie nicht verstanden. Nun hält zwar *B. Bauer* diese letztere Angabe für durchaus nothwendig zur Motivirung davon, dafs Jesus den Jüngern die Parabel erklärt, und er giebt deswegen dem Marcus den Vorzug; allein vielmehr ist durch diese Darstellung des Marcus der Widerspruch, in den sich hier alle drei Synoptiker verwickeln, nur noch gesteigert. Dieser Widerspruch ist nämlich der, dafs die Auflösung der Parabel den Jüngern gegeben worden sein soll, während sie doch vielmehr vor dem ganzen Volke hätte geschehen sollen, und dafs ferner die Erkenntnifs der Jünger gepriesen wird, während ihnen Jesus doch selbst erst die Auflösung giebt. Woher die Widerspruch komme, kann nicht zweifelhaft sein; rührt von der alttestamentlichen Stelle her, welche Unverständnifs der Menge schildert, während d gen die Erkenntnifs der Jünger gepriesen wird. D diesen Gegensatz liefs sich die evangelische Anschau verleiten, die Auflösung der Parabel nur vor den gern, nicht vor dem Volke geschehen zu lassen; die Weissagung wäre ja sonst nicht erfüllt. Dad entsteht aber nun die Ungereimtheit, dafs eigen das Volk für seinen Unverstand nicht verantwor oder dafs wenigstens der Vorzug der Jünger, st ihnen selbst zu liegen, vielmehr ein ganz zufäl nur von aufsen gegebener ist. Bei Matthäus n zeigt sich die Entstehung dieses Widerspruchs am klarsten; eben dadurch, dafs bei ihm die A sung der Parabel vor den Jüngern noch dur nicht motivirt, vielmehr nur einfach gesagt ist, sei es gegeben, die Geheimnisse des Himmelreic erkennen, eben dadurch verräth er, dafs die Aufl eigentlich vor dem Volke geschehen sollte, und seine Darstellung nur aus einer falschen Anwe der alttestamentlichen Stelle entstanden ist. M und Lucas dagegen haben den Widerspruch fixi durch nähere Motivirung gesteigert; ja Marcus denselben sogar noch verallgemeinert, indem er C 39 ausdrücklich sagt, die Auflösung der Parabel jedesmal nur den Jüngern allein zu Theil gewor So glänzend erweist sich hier die Ursprünglichkeit Matthäus.

Nachdem wir, so weit der Raum es gestattete, die Untersuchung der ersten Frage eingegangen gehen wir zu dem zweiten Puncte, der Frage übe historischen Charakter der Synoptiker überhaupt, Wir könnten freilich nach dieser Vertheidigun Matthäus nun auch noch offensiv verfahren, k namentlich in dem Marcusevangelium auf Stelle weisen, wie die von der Hinrichtung des Täufer die im Cap. II, 4 5 fg., wo die Ausmalung de zelnen so weit geht, und theilweise so bedeutu ist, dafs es bei einer richtigen Ansicht von de dungsgange der evangelischen Geschichte gar Zweifel unterliegen kann, dafs wir einen später richt vor uns haben; allein es würde zu weit sich hier noch auf Einzelnes einzulassen. Wir ben durch das Bisherige so viel gewonnen zu

Digitized by Google

die Kritik des Uebrigen sich grofsentheils von t daraus ergiebt; auch die nun folgende Untersu- g ist dadurch wesentlich erleichtert.

Gegen die synoptische Erzählung von der Beru- der ersten Apostel hat die negative Kritik voll- nen Recht; denn es erweist sich allzuklar als : Anschauung der Sage, wenn Jesus die Fischer us, Andreas u. s. w. unmittelbar von dem Fisch- , den Zöllner Matthäus unmittelbar von der Zoll- e hinwegruft, und sie ihm nun sogleich folgen. spätere Anschauung ist es auch, dafs diese Be- ıg der ersten Apostel eine der ersten Handlungen sein soll, ja vielleicht auch das gehört der Sage dafs es gerade die angesehensten Apostel sind, zuerst berufen werden. Allein etwas ganz Ande- ist, wenn nun sogar die ganze Bergrede sich un- em Verf. in spätere Productionen der evangeli- en Schriftsteller auflöst. Unhistorisch sollen vor- t die Seligpreisungen sein, wofür der Verf. zunächst en anderen Entscheidungsgrund hat, als sein Ur- l über die Tradition überhaupt. Lucas soll die gpreisungen zuerst producirt, Matthäus sie vergei- : und bereichert haben. Es ist wahr, wenn Lucas ursprünglichere wäre, dann hätte nach dem, was ı über seine Darstellung gesagt wurde, diese An- t einigen Schein; allein sie fällt ganz und gar, ld die Ursprünglichkeit des Matthäus anerkannt Wie es sich mit dem Spruche von dem Salz der : verhalte, sahen wir schon früher. Wir haben es aber hauptsächlich mit dem zu thun, was Mat- s und Lucas Eigenthümliches haben; denn ist die hichtliche Authentie dieser Sprüche gesichert, so ies wieder ein nicht unbedeutendes Moment für Unabhängigkeit dieser Evangelien von Marcus und ı weiter für den geschichtlichen Charakter der ptiker überhaupt.

Besonders wichtig ist Matth. 5, 17 fg., das dem eren Theile nach dem Matthäus ganz eigenthüm- ist. Ohne Grund will hier *B. Bauer* die Fassung V. 18 bei Matthäus aus der angeblich passende- Fassung, die der Vers bei Lucas (C. 16, 17) hat, iren. Es ist nicht einzusehen, warum in dem ἕως Matthäus nothwendig ein Endtermin für die Gel- des Gesetzes liegen soll; dies ἕως kann eben so auch gebraucht sein, ohne dafs auf den Zustand diesem Grenzpuncte reflectirt ist; es heifst dann einfach nur: so lange diese Erde steht, wird das Gesetz nicht untergehen. Macht man aber geltend, dafs nach der neutestamentlichen Anschauung das Gesetz, so wie es auf Erden bestehe, allerdings einmal aufhören werde, indem sich das Sollen aufhebe im Sein, so ist dann auch von dieser Seite der Spruch vollständig zu rechtfertigen; das Wahrscheinlichere ist aber die erstere Erklärung. Weit mehr Schein hat die Einwendung gegen V. 17.; denn nicht nur ist es unleugbar, dafs derselbe nicht im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden steht, sondern es könnte auch eine so allgemeine Erklärung über sein Princip im Munde Jesu theils schon an sich gegen die sonstige geschichtliche Analogie streiten, theils namentlich mit dem Zustand der späteren Gemeinde, in der ein Paulus so schwere Kämpfe zu bestehen hatte, unvereinbar zu sein scheinen *). Allein sehen wir nur die Stelle näher an, so zeigt es sich sogleich, dafs sie gar nicht von solcher Natur ist. Wäre hier wirklich das christliche Princip in seiner Allgemeinheit ausgesprochen, so müfste auch sein Unterschied von dem A. Testamente hervorgehoben sein, aber nur seine Einheit mit demselben ist ja hervorgehoben; sonach findet sich hier noch durchaus nichts von dem Standpuncte des Paulinismus. Wird auch der neue Bund in den nachher aufgeführten einzelnen Beispielen als die höhere Erfüllung des alten hingestellt, so ist es doch nur eine erst zu folgernde Consequenz, dafs das A. Testament überhaupt aufhöre; aber eben diese Consequenz, die von dem Einzelnen zum Allgemeinen fortschreitet, hat die Gemeinde ursprünglich noch nicht gezogen. Die demnach allein noch übrige Schwierigkeit, dafs die Einleitung des Ganzen hier in keinem rechten Zusammenhang steht, nicht gehörig motivirt ist, läfst bei dem eigenthümlichen Charakter der synoptischen Darstellung noch keinen Schlufs gegen den geschichtlichen Werth der Stelle zu. Allein noch macht *B. Bauer*

*) Wenn übrigens *B. Bauer* hier dieses Moment geltend macht, warum hat er es nicht auch sonst in Erwägung gezogen? Wird es einmal anerkannt, dafs Jesus das christliche Princip nicht in seiner reinen Allgemeinheit aussprach, dafs dies vielmehr erst durch Paulus geschah, so folgt ja nothwendig, dafs die erste christliche Gemeinde das christliche Princip anfangs nur in der Form der Besonderheit, als ein historisch gegebenes, in ihrem Bewufstsein hatte, d. h. dafs ihr Standpunct der der Tradition war.

Digitized by Google

geltend, dafs auch von den Propheten die Rede sei, während doch im Folgenden keine Beziehung auf diese sich finde. Nun dann würde jedenfalls zunächst nur folgen, dafs Matthäus unpassender Weise diese Worte noch hinzugefügt habe. Allein es war auch überhaupt gar nicht nöthig, dafs Jesus auf die Propheten im Folgenden noch besonders reflectirte; dadurch, dafs er zeigte, inwiefern er das Gesetz zu erfüllen gekommen sei, zeigte er von selbst auch, inwiefern er die messianischen Weissagungen erfüllen werde; schon überhaupt dadurch, dafs er das Gesetz in seiner Berechtigung anerkannte, gab er zugleich den Beweis, dafs er auch die Wahrheit des Prophetismus nicht verkennen werde. In der Einleitung in V. 17. ferner ist noch keineswegs das wirkliche Vorhandensein einer solchen falschen Meinung vorausgesetzt; nur das liegt zunächst in den Worten, dafs eine solche verhütet werden soll; und was namentlich die Propheten betrifft, so ist gar nicht nöthig, eine directe Beziehung auf diese vorauszusetzen; Jesus kann sehr wohl, ungeachtet er sich zunächst nur in Betreff des Gesetzes erklären wollte, doch auch zugleich die Propheten mitgenannt haben. Falsch ist endlich der auch noch mögliche Einwurf, dafs Jesus hier gleich zu Anfang seiner Wirksamkeit seinen Anspruch auf die Messianität als bekannt voraussetze. Nicht für das Bewufstsein der Zuhörer, sondern nur an sich ist die Messianität Jesu hier vorausgesetzt, jene Meinung, der Jesus vorbeugen will, konnte einfach durch sein sonstiges Auftreten veranlafst sein. Es war erst eine Consequenz, die aus diesem ganzen Auftreten Jesu gezogen werden mufste, und die auch so nur die Eingeweihteren ziehen konnten, dafs Jesus der Messias sein müsse; daher erscheint denn auch das Bekenntnifs des Petrus so als etwas ganz Neues.

Wie wenig wir in V. 17 fg. ein solches Product des späteren Bewufstseins, wie *B. Bauer* es hier sehen will, vor uns haben, das geht sehr klar aus V. 19. hervor, welcher ja neuerdings vielmehr als ein ganz judenchristlicher Spruch betrachtet worden ist; dies ist nun freilich eben so wenig richtig; denn werden die Worte „τ. ἐντολῶν τούτων" auf das alttestamentliche Gesetz überhaupt bezogen, so ist hier gar keine Grenze meh es läfst sich dann mit gleichem Rechte auch noch d ganze Ritualgesetz darunter verstehen. Offenbar si diese ἐντολαί vielmehr die von V. 21. aufgestellten; die sind freilich nicht ἐλάχιστα, allein diese Bezeichnu ist auch nur des gesteigerten Nachdrucks wegen g wählt. Dabei mufs denn freilich eingestanden werde dafs die Beziehung auf die Pharisäer in V. 20. unp send ist und den Zusammenhang stört; sie pafst a auch schon deswegen nicht herein, weil, wie *B. Ba* allerdings mit Recht geltend macht, im Folgenden b böser Gegensatz gegen pharisäische Grundsätze, n dern ein Gegensatz gegen das Gesetz selbst au sprochen ist. Keineswegs folgt nun aber daraus wi dafs dieser Spruch unhistorisch sei; für sich a hätte sich ein solcher Spruch, der in der evangelis Geschichte durch so viele Beispiele veranschaul ist, allerdings schwerlich erhalten, wohl aber ko er es in Zusammenhang mit Anderem. Seine Stel in der Bergpredigt hat er seiner allgemeinen Ha und der falschen Ansicht des Matthäus zu danken, in den darauf folgenden Sprüchen eine Polemik g die pharisäische Gerechtigkeit sieht, oder wenig durch den Anklang verleitet unpassender Weise d Beziehung herbeibringt.

Dafs die Sprüche von dem Almosengeben und Fa sten (Matth. 6, 1—4. 16—18) wegen ihrer speciell Beziehung Anspruch auf geschichtliche Geltung hab das ist uns wiederum dem früher Gesagten zufolge u geachtet der Einwendung *B. Bauer's* gewifs. A das dem Matth. und Lucas gemeinsame Mustergeb soll erst in der Gemeinde entstanden sein. Allein dafür angeführte Grund, dafs dieses Gebet als stehende Formel erscheine, und dafs das Aufst einer solchen dem Geiste Jesu ganz zuwiderlaufe nur in Bezug auf Lucas gültig. Bei diesem ersch dies Gebet allerdings wie eine vorgeschriebene steh Formel, und dies darum, weil Lucas nach seiner stigen der späteren Reflexion angehörigen Weise einen jener aus der Luft gegriffenen pragmatis Hebel angebracht hat, welche ihm so eigenthümlich

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

ik der evangelischen Geschichte der Synop- ter von B. Bauer.

(Fortsetzung.)

Auch war es in dem gewöhnlichen Entwickelungsge allerdings begründet, dafs das Gebet allmählig einer stehenden Formel wurde. Allein unklar ist, der Darstellung des Matthäus ein solcher Vorwurf macht werden kann; denn hier steht ja das Musterbet damit in Zusammenhang, dafs Jesus die Aeufserkeit aus dem Gebete entfernen will; das Musterbet ist also hier nur als Beispiel der einfachen natürlen Kürze aufgestellt, keineswegs macht es den pruch einer stehenden Formel, stellt sich vielmehr seinen ganzen Geist einer solchen Auffassung gegen.

Noch ein Umstand, der in der Bergpredigt besonrs häufig Statt findet, zugleich aber eine allgemeire Bedeutung hat, ist gegenüber von *B. Bauer* herzuheben, der nämlich, dafs sich so manche Sprüche en, die sowohl bei Matthäus als bei Lucas (welchen en sie allein gemeinsam sind) ganz zusammenlos dastehen. Selbst bei Marcus finden sich solBeispiele, z. B. aufser dem schon früher angeen Spruche von dem Salz der Erde auch noch Spruch von dem Licht der Welt Marc. 4, 21. 22. sogleich darauf, in V. 24, auch der Spruch „mit hem Mafs ihr messet u. s. w." Das Gewicht der us sich ergebenden Folgerung, dafs also diese che nicht von dem Schriftsteller selbst producirt können, sondern ihnen überliefert sein müssen, eht dem Verf. nicht, allein er sucht diesen Schlufs rch eine allgemeinere Bemerkung zu entkräften (2. I. S. 338. 339). „Diejenige Art des Pragmatismus", ist es, „welche die Facta und die Lehren, die Beenheiten und die in der Rede hervortretenden danken zu einem vollendeten Ganzen verschmilzt, scheint dem Christenthum, sobald es die Hervorbringung eines gröfseren Ganzen gilt, nicht eigen zu sein. Selbst Marcus scheitert gewöhnlich, wenn er gröfsere Redestoffe in die Erzählung verarbeiten will. — — So lange der christliche Geist das unmittelbare religiöse Interesse hatte, konnte er nicht einmal nach der Form Bedürfnifs empfinden u. s. w." Abermals bringt hier der Verf. eine Bemerkung, die gar nicht auf die Sache pafst. Sind die Evangelien Productionen des einzelnen Selbstbewufstseins, so können sie zwar auch so noch, was die eigentliche Kunst und die äufsere Geschichte betrifft, sehr formlos sein, aber so weit kann diese Formlosigkeit nicht gehen, dafs der Schriftsteller in einem Athem ganz heterogene Sprüche zusammenbringt; dadurch wird die Einheit seines Selbstbewufstseins aufgehoben. Man vergleiche nur das vierte Evangelium, ob sich hier etwas dem Aehnliches findet? Schiefheiten zwar finden wir genug, nie aber ein blofses Aneinanderreihen nach der Ideenassociation oder gar eine völlige Zusammenhangslosigkeit. Wollte nun aber *B. Bauer* auf anderweitige unbekannte Schriften aufser den Evangelien zurückgehen, so wäre seine Ansicht damit ebenfalls bereits in ihrer Auflösung begriffen.

Eigenthümlich ist die Erklärung des Verbotes, das Jesus giebt, von ihm vollbrachte Krankenheilungen nicht weiter zu verbreiten. Mit Recht wird von *B. Bauer* sowohl die Erklärung, dafs Jesus selbst seines messianischen Berufes noch nicht gewifs gewesen sei, als auch die Straufsische, Jesus habe keine falschen messianischen Erwartungen erregen wollen, ungenügend befunden. Dafs der Glaube des Aussätzigen, Jesus könne ihn heilen (in der Erzählung Matth. 8, 2 fg.), die Messianität Jesu voraussetze, ist freilich unwahr; allein bei jener ersteren Erklärung ist kein rechter Zusammenhang zwischen Grund und Folge einzusehen, und die Straufsische Erklärung scheint nicht blofs, wie

Digitized by Google

ihr *B. Bauer* vorwirft, Wunder vorauszusetzen, deren Existenz sie sonst doch nicht zugiebt, sondern sie hebt sich auch dadurch auf, dafs Jesus, so lange er sich nicht öffentlich als Messias kund gab (und dies geschah nach den Synoptikern erst ganz zuletzt), auch nicht daran denken konnte, falsche messianische Erwartungen zu verhüten. Unbegründet ist dagegen der Einwurf, dafs Jesus in diesem Falle seiner Rede hätte wenig trauen dürfen, ja, dafs er so überhaupt keine Wunder hätte vollbringen sollen; denn auch diese Heilungen lagen in seinem Berufe, wenn nur dabei jene Vorsichtsmafsregel getroffen worden wäre, und dafs Jesus seiner Rede ganz unbeschadet ihres Werthes doch vielfach sehr wenig trauen durfte, das zeigt am klarsten das Beispiel der Apostel, die sich so lange nicht in Jesus finden konnten. Wenn nun *B. Bauer* ferner bemerkt, jenes Verbot löse sich überhaupt auf, da ja Jesus sonst öffentlich Haufen von Kranken heile, und da sogar die Heilung jenes Aussätzigen vor einer Volksmenge geschehe, so ist dies wieder ein zu voreiliger Schlufs; jene öffentlichen Heilungen, wenn sie nicht überhaupt der späteren Anschauung angehören, können in eine Zeit fallen, wo der Ruf Jesu auch in dieser Beziehung sich bereits, wenn gleich wider seinen Willen verbreitet hatte. Bei der mangelhaften Chronologie der Synoptiker in solchen untergeordneteren Puncten hat diese Erklärung durchaus keine Schwierigkeit; noch weniger ist eine solche bei jener Erzählung von dem Aussätzigen vorhanden. Die Ansicht *B. Bauer's* selbst endlich, als ob das Verbot aus dem Bewufstsein der Zeit herrühre, dafs auf die Wunder nicht allzuviel Gewicht gelegt werden dürfe, und dafs darum auch wohl Jesus selbst nicht zuviel Gewicht darauf gelegt habe, beruht, auch abgesehen davon, dafs sie dem Bisherigen zufolge gar nicht gehörig motivirt ist, auch auf einer ganz irrigen Voraussetzung über die Bedeutung, welche die Wunder im späteren Gemeindebewufstsein hatten. Statt dafs sie nämlich als untergeordnet zurückgetreten wären, erhielten sie vielmehr eine immer gröfsere Bedeutung, wie sich dies schon bei Marcus zeigt, der doch das Verbot zuerst gebildet haben soll, und wie noch klarer das vierte Evangelium beweist, das so grofses Gewicht auf die Wunder Jesu legt. Auch schon aus der äufseren Betrachtung, dafs in der ersten christlichen Zeit die Wunder (d. h. das, was der christlichen Anschauung dafür galt) viel häufiger waren, ergiebt sich die natürl Folgerung, dafs sie für die spätere Zeit eine ung höhere Bedeutung haben mufsten. Welches ist aber die richtige Erklärung des Verbots? Tragen nur wieder das, was *B. Bauer* der Gemeinde zusc ben will, vielmehr dem Texte gemäfs auf Jesus s über; um nicht seiner höheren geistigen Wirksa zu schaden, suchte Jesus ohne Zweifel zu verh dafs sich die Aufmerksamkeit auf jene äufsere richte. Hiebei haben wir nicht nöthig, die Wi selbst vorauszusetzen; es hat vielmehr keine Sc rigkeit anzunehmen, dafs jene Heilungen nach natürlichen Analogie Statt fanden, und dafs nur i Tradition die erklärenden Mittelglieder fehlen.

Die Erklärung der Erzählung von dem Haup zu Capernaum, die von Lucas an die Stelle de zählung von dem sidonitischen Weibe gebildet w sein soll, fällt von selbst, wenn die Darstellung Matth. die ursprünglichere ist. Diese Erklärung aber auch vollkommen im Widerspruche mit dem ste der beiden Erzählungen; denn dafs die Ide Erzählung von dem Hauptmann eine ganz and als die des Wirkens in die Ferne, sahen wir oben; und eben so wenig liegt diese Idee der Er lung von dem sidonitischen Weibe zu Grund, w vielmehr das nationale Moment an der Wirksa Jesu hervorhebt, und zeigt, wie dasselbe neben d höheren allgemein menschlichen Standpuncte Jesu beschadet fortbestand. Hieraus läfst sich nun a dings erklären, warum Lucas diese Erzählung n hat, aber ganz verkehrt ist es zu sagen, die Erzähl von dem Hauptmann sei die ihr entsprechende, da d letztere ja eine ganz entgegengesetzte Richtung h

Die Aussprüche, welche Jesus bei Matth. un cas Einigen, die sich ihm zur Nachfolge anerb zur Antwort giebt, hält *B. Bauer* zufolge seiner widerlegten Ansicht von der Tradition überhaupt ungeschichtlich. Aufserdem wird aber auch noch dem Spruche: „die Füchse haben Löcher" u. s. w. merkt, derselbe sei (mit *Weifse*) wesentlich in allgemeinen Sinne zu verstehen, dafs Jesus sich haupt nicht an eine endliche feste Gestalt binde; so, indem der Spruch aus der Gemeinde entsta sei, habe er seine volle revolutionäre Kraft, im and Falle, hätte er einen äufserst dürftigen Sinn. Als nicht, wenn auch der Spruch historisch und von Je

Digitized by Google

nächst nur in Bezug auf seine äufsre Lage ausgesprochen ist, derselbe doch eine sehr tiefe geistige Bedeutung haben könnte! Auch so spricht er ja noch in die bezeichnendste schönste Weise die Geistigkeit und Universalität des in Jesus gekommenen Prinzips aus, allerdings zunächst nur in dieser einzelnen beschränkten Beziehung, aber eben in dieser spiegelt sich dann zugleich das allgemeine Wesen des Princips wieder. Die Erklärung *B. Bauer's* löst sich überdies selbst auf, denn auch sie mufs ja den Spruch zunächst eben an die äufseren Umstände sich anknüpfen lassen, und erst hieraus ergiebt sich dann erst die weitere Bedeutung. Auch der Spruch „lasset die Todten ihre Todten begraben" soll ebenfalls geistig zu fassen und also unhistorisch sein, denn eine so grausame Collision zu erfinden hätte Jesus nie wagen dürfen. Allein wenn auch die Tradition einen Spruch, dessen ursprüngliche Stellung ihr nicht mehr bekannt war, an einen unpassenden Anlafs knüpfte, so folgt ja daraus noch nicht, dafs auch der Spruch selbst unhistorisch sei.

Die ideale Erklärung von der Stillung des Sturmes durch Jesus können wir zugeben, aber es fragt sich, ob die Sage dabei nicht an einen wirklichen Vorfall angeknüpft hat; die sonstige Beschaffenheit der evangelischen Tradition macht dies wahrscheinlich. Weit schwieriger mufs für *B. Bauer* die Erklärung solcher Erzählungen sein, wie die auf die Sturmscene folgende von der Heilung der zwei Besessenen. Nicht leicht entbehrt eine andere Erzählung der evangelischen Geschichte in sich selbst so klare Fingerzeige, die auf ihre ursprüngliche geschichtliche Grundlage zurückschliessen lassen. Dagegen hat *B. Bauer* hier nicht einmal eine Idee, von welcher aus er die Erzählung erklären könnte; die Ursache, warum Marcus dieselbe gebildet haben soll, ist nur die, dafs er es nicht ertragen konnte, dafs Jesus anfangs gar nicht als Messias anerkannt worden sein solle. So wird hier ein Zug, der sich aus der subjectiven Anschauung der Sage ganz von selbst ergab und darum eine völlig untergeordnete Bedeutung hat, zum eigentlichen Ausgangspuncte der Erzählung gemacht. Denn dafs die Besessenen Jesus den Sohn Gottes anrufen, dies rührt einfach daher, dafs für die evangelische Anschauung Dämonen sind, die aus den Wahnsinnigen sprachen. Matthäus soll diesen Zug weggelassen haben, weil bei ihm von Anfang an Jesus als Weltrichter und Messias dastehe, also auch diese Anrufung der Dämonischen für ihn nicht mehr habe bedeutsam sein können! Warum denn nicht? Mufste diese Anerkennung Jesu durch die Dämonen nicht für die ganze evangelische Anschauung ein glänzender Beweis seiner göttlichen Sendung sein? Wie grundlos ist ferner diese ganze Behauptung, da ja Matth. 8, 29. Jesus von den Dämonen ebenfalls als „Sohn Gottes" angerufen wird. Und wie verhält es sich endlich mit der Darstellung des Matthäus in Betreff der Anerkennung Jesu als Messias? Nur die Anrufungen Jesu als Sohnes David's bleiben *B. Bauer* als Belege für seine Behauptung übrig; denn andere Stellen, auf welche er sich noch berufen könnte, geben, wie wir sahen, durchaus keinen solchen Beweis. Jene Anrufungen aber sind nichts als eine Inconsequenz der Sage, wie wir sie auch Marc. 10, 46. finden (denn auch hier steht die Anrufung unpassend), eine Inconsequenz, die durch die Sage selbst widerlegt wird, wenn nachher das Bekenntnifs des Petrus „du bist Christus" als etwas ganz Neues hingestellt wird. Bei jener Erklärung *B. Bauer's* bleiben nun aber auch die einzelnen so ganz eigenthümlichen Züge der Erzählung, vor Allem das Ausfahren der Dämonen in die Schweineheerde, ganz unberührt. Nehmen wir statt dessen die subjective Anschauung der Sage, d. h. also alles von den Dämonen Erzählte, und was damit zusammenhängt, aus der Erzählung hinweg, so ergiebt sich der natürliche Thatbestand und die psychologische Entwicklung des Ereignisses von selbst.

An der Erzählung von dem Gichtbrüchigen (Matth. 9, 2—8.) werden mit Recht äufsere Unwahrscheinlichkeiten getadelt, aber damit fällt noch keineswegs die ganze Erzählung. Freilich diese ihre eigenthümliche Bestimmtheit kann sie nicht mehr behalten, aber ihre geistige Spitze, der Conflict mit den Pharisäern, bleibt. Wenn Jesus fragt: „was ist leichter zu sagen, deine Sünden sind dir vergeben, oder sagen, stehe auf" u. s. w., so ist klar, dafs hier nicht die Sündenvergebung selbst zu verstehen ist, wie *B. Bauer* will, und wie aus dem Parallelismus fälschlich geschlossen werden könnte; sondern nur die *Worte*, die die Sündenvergebung aussprechen, sind darunter zu verstehen. Der Parallelismus in der Ausdrucksweise ist nur der Anschaulichkeit und des Gegensatzes wegen da; der Sinn ist der: ich vermag noch Anderes als blofs diese Worte zu sprechen, ich vermag zu zeigen, dafs meine Worte

Digitized by Google

auch von einem Erfolg begleitet sind. Nicht einmal der Schlufs, dafs aus der Krankenheilung die Macht Jesu, die Sünden zu vergeben, hervorgehen soll, liegt in jenem Ausspruche; sie bedeuten einfach so viel als: wenn Ihr euch an meinen Worten ärgert, sehet, ich kann mehr als blofse Worte sprechen. In dem darauf Folgenden ist nun allerdings jener Schlufs gezogen; allein diese Worte in V. 6. hängen mit der späteren Anschauung zusammen, welche nur noch um das Factum der von Jesus vollbrachten Heilungen weifs, und der es auch nur an diesem gelegen ist, während die geschichtliche Vermittlung hinweggefallen ist. Uebrigens wollen wir mit dem Bisherigen noch nicht sagen, dafs Jesus die ihm eigenthümliche Gabe Kranke zu heilen, wenn sie auch auf ganz natürliche Weise vermittelt war, nicht für einen Beweis seiner göttlichen Sendung habe ansehen können. Das Nähere wissen wir freilich nicht, aber das ist gewifs, dafs es in der religiösen Anschauung zumal jener Zeit lag, in solchen Fällen leicht Erweise einer höheren göttlichen Kraft zu erblicken. In der Angabe aber, dafs Jesus die Gedanken seiner Gegner durchschaut habe, ist schon an sich nichts so Aufserordentliches zu finden; denn diese Gedanken liefsen sich ja von selbst vermuthen, aufserdem, dafs sie sich in Mienen u. s. w. kund geben konnten. Allerdings bei Marcus scheint in den Worten τῷ πνεύματι die Vorstellung eines wunderbaren Wissens zu liegen; diese Darstellung erweist sich aber eben darum, statt dafs sie mit *B. Bauer* gegenüber den beiden andern Synoptikern zu bevorzugen wäre, vielmehr als die spätere; und noch entschiedener gilt dies von dem anderen dem Marcus eigenthümlichen Zuge, dafs das Staunen der Menge so sehr hervorgehoben ist. *B. Bauer* will darin das Staunen der ersten Gemeinde selbst erkennen, während es dem Matthäus unpassend geschienen habe, von einem Wunder so viel Aufhebens zu machen; wir haben aber gesehen, dafs die Bedeutung des Wunders gerade den umgekehrten Entwicklungsgang hatte; jener Zug bei Marcus bezeichnet nur wieder die spätere wundersüchtige Sage.

In Betreff des Mahles, das der Zöllner Matthäus (oder Levi) Jesus giebt, und der damit verknüpften Unterredung mit den Pharisäern, welche beide unhistorisch sein sollen, gilt wieder die frühere Bemerkung, dafs bei den Synoptikern die unhistorische Zusamme[illegible] lung noch keineswegs auch auf die Ungeschicht[illegible] keit des Einzelnen selbst schliefsen lasse. Wenn [illegible] das Zusammensein Jesu mit den Zöllnern an [illegible] unhistorischen Anlafs geknüpft ist, eben so wie [illegible] Unterredung mit den Pharisäern falscher Weise [illegible] mittelbar mit dem verbunden ist, was doch nur [illegible] Anlafs dazu gab, so können darum doch die[illegible] zelnen Momente für sich selbst historisch sein. [illegible] Unrecht wird auch der Bericht des Matth. in [illegible] 12. 13. angegriffen. Diese Verse stehen im v[illegible] mensten Zusammenhang. Nachdem nämlich [illegible] zuerst sich gegenüber den Pharisäern gerecht[illegible] hat (V. 12.), so geht er nun in V. 13. ge[illegible] selbst angreifend zu Werke, nämlich eben m[illegible] hung auf ihre selbstsüchtige Verachtung [illegible] Zöllner, und dann wird das in V. 12. Gesag[illegible] bestimmterer Weise, mit Beziehung auf die[illegible] wiederholt; nicht zu solchen Gerechten, wie [illegible] risäer seien, sondern zu den Sündern sei Je[illegible] men. Wie kann also *B. Bauer* hier sagen, [illegible] Gedanken des entgegengesetzten Looses [illegible] und Gerechten habe der Spruch aus Hosea [illegible] thun? Von diesem Gedanken ist ja hier [illegible] Rede, sondern zunächst von dem Verhalt[illegible] nur mittelbar ergiebt sich daraus auch je[illegible]

Aehnlich verhält es sich mit dem üb[illegible] Gesagten. Diese Sprüche enthalten aller[illegible] denartige Gedanken; denn der eine wide[illegible] derung der Pharisäer aus der Sache selb[illegible] durch die Hinweisung auf den Unterschied [illegible] N. Testaments; allein warum soll denn [illegible] neben einander stehen können? Beides ergä[illegible] gegenseitig. Das Bild von dem Bräutigam [illegible] Jesus bereits gebrauchen, wenn auch die [illegible] noch eine erst künftige war, und überdies [illegible] Bild hier in der allgemeineren Bedeutung, [illegible] was Grofses, Festliches bezeichnet, was ja [illegible] die Erscheinung Jesu pafst. Was nach de[illegible] von der Ansicht zu halten sei, dafs Lucas [illegible] Erzählung von dem Zöllner Levi auch noch [illegible] Zachäus gebildet habe (deren Widersprüche [illegible] zelnen übrigens richtig hervorgehoben werden), [illegible] von selbst.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

...ik der evangelischen Geschichte der Synoptiker von B. Bauer.

(Schlufs.)

In der Erzählung von dem blutflüfsigen Weibe wird ...rmals ein erst der späteren Ausmahlung angehöri... Zug, den Matth. noch gar nicht hat, zum Aus...gspuncte gemacht, nämlich die Angabe, dafs schon ... der Person Jesu an sich eine wunderbare heilende ...aft ausgegangen sei. Der Widerspruch, in den sich ...cus hiebei verwickelt, dafs nämlich Jesus nachher ... spricht, als ob die Heilung erst noch von seinem ...te abhänge, dieser Widerspruch, den *B. Bauer* ... gegen den Geist dieses Evangeliums daher erklä... will, dafs dem Marcus die Schwierigkeit jener Vor...ung sich noch aufgedrängt habe, rührt vielmehr ... davon her, dafs Marcus die Darstellung des Matth. ... des Lucas combinirt hat, oder dafs sich ihm die ...rüngliche Darstellung hereindrängte.

Gröfsere Berechtigung hat die Kritik des Verfs. ...etreff der synoptischen Angaben von der Berufung ... Aussendung der Apostel. Nicht nur sofern sie ein ...ner Act sein soll, fällt sie der Kritik anheim, ...rn, wenn wir noch ferner bedenken, dafs Jesus ... nirgends sich über die Zwölfzahl der Jünger ...richt, und dafs, wenn die Bildung dieser Zwölf... als eine allmählige gedacht wird, sie wiederum ...ehr zu einer blofs zufälligen wird, so können wir ... Ansicht des Verfs. nicht ungeneigt sein, dafs es ... die spätere Anschauung der Gemeinde ist, für ...e die Zwölfzahl ihre Bedeutung erhielt und eine ...xe wurde, dafs ihr, wie es in der Apostelgeschichte ... Fall ist, die Ausfüllung der durch den Tod des ...äthers entstandenen Lücke eine der ersten wich...ten Mafsregeln schien, zu welcher die Apostel schrei... mufsten. Ein anderer allgemeinerer Grund, den ... *Bauer* mit Recht hiefür geltend macht, ist der, dafs dieses Anschliefsen an das A. Testament der Universalität des christlichen Princips hätte Eintrag thun können; jedenfalls hätte eine solche fixe Zahl den hemmenden, nachtheiligen Einflufs gehabt, den jede feststehende äufsere Anordnung für die Entwicklung eines neuen rein geistigen Princips haben mufs; jedoch ein solches tritt überhaupt nicht sogleich mit solchen äufseren Anordnungen auf. Auch die strenge Kritik, welcher die Aussendung der Siebzig unterworfen wird, ist ganz an ihrem Platze; nur dürfte die Idee, welche dieser Anschauung zu Grunde liegt, wohl bestimmter so gefafst werden, dafs diese Siebzig das Gegenstück zu den zwölf Aposteln sein sollen; wie diese die Vertreter des Judenthums sind, so die Siebzig die des Heidenthums gemäfs der häufigen Anschauung, dafs die Zahl der Völker siebzig sei. So erklärt sich dann auch, warum diese Anschauung nur bei Lucas sich findet; sie ist das heidenchristliche Gegenstück zu der judenchristlichen Anschauung von der Zwölfzahl der Apostel. Sehr fühlbar dagegen macht sich die Einseitigkeit des ganzen Standpunctes in der Kritik der Instructionsrede bemerklich, namentlich bei der Erklärung des dem Matth. eigenthümlichen Gebotes, die Jünger sollen nicht der Heiden noch der Samariter Strafse gehen u. s. w. Mit Recht dringt *B. Bauer* auf die absolute Fassung dieser Stelle; allein wie wird nun die Bedeutung derselben erklärt? Je mehr Matth. für sich selbst in der universalen Anschauung der Gemeinde lebe, desto unbefangener habe er hier den Buchstaben, d. h. das bei Marcus und Lucas Vorgefundene (die Schranke, die in der Erzählung von dem sidonitischen Weibe gesetzt sei u. s. w.) noch weiter ausgebildet; d. h. also, je mehr Matth. für sich selbst in der späteren universalen Anschauung sich bewegte, desto leichter wurde es ihm, einen Spruch zu bilden, der (nach *B. Bauer*) mit dieser Anschauung völlig in Widerspruch steht! Welches irgend denkbare Inter-

Digitized by Google

esse sollte denn Matth. gehabt haben, sich mit seiner eigenen Anschauung so in Widerspruch zu versetzen? Matth. zeigt sich doch nirgends als derjenige, der sich ein Geschäft daraus macht, das bei den andern Synoptikern Erzählte noch weiter auszubilden. Welche Gedankenlosigkeit wird dem Matth. (bei den Voraussetzungen *B. Bauer's*) zugeschrieben, wenn er geglaubt haben soll, hier recht geschichtlich treu zu erzählen! Sonst findet ja vielmehr immer das Gegentheil Statt, dafs die spätere Anschauung auf ihren Christus ihr eigenes Bewufstsein überträgt. So führt diese Erklärung nothwendig über sich selbst hinaus zu der Annahme, dafs hier geschichtliche Ueberlieferung zu Grunde liegen müsse, und in der That kommt dadurch auch gar kein solcher Widerspruch herein, wie *B. Bauer* glaubt. Das Bewufstsein Jesu wird dadurch keineswegs wieder zu einem national beschränkten; denn nur für seine Person und für die seiner Jünger hält er an der jüdischen Nationalität fest, und eben das ist das Grofse, dafs er ungeachtet seines universellen Princips dennoch die Nationalität in ihrem Rechte anzuerkennen weifs. Schon in der Kritik des vierten Evangeliums fiel es uns auf, dafs *B. Bauer* nicht auch auf den Widerspruch, in welchem die Erzählung von dem Aufenthalte Jesu unter den Samaritern mit der Darstellung der Synoptiker steht, wenigstens hindeutete. Der Grund hievon ist jetzt klar geworden: hat auch *B. Bauer* in dem Christus des vierten Evangeliums richtig die spätere Abstraction erkannt, so hat er darum doch keineswegs den historischen Christus selbst, wie ihn uns die Synoptiker zeigen, zu fassen vermocht; er ist vielmehr wie seine Gegner noch in derselben ungeschichtlichen Anschauung befangen, welche in Christus nur die Idee, nicht die bestimmte geschichtliche Person sieht. Hätten wir auch jene synoptische Nachricht gar nicht, dennoch müfste es für eine richtige Auffassung des christlichen Princips feststehen, dafs Christus die nationale Schranke eben so sehr achtete, als er andrerseits über sie hinausging. Was den Widerspruch betrifft, in welchen jenes Verbot Jesu mit dem späteren Benehmen der Apostel zu kommen scheint, so ergiebt sich aus der Idee desselben, dafs es nur so weit galt, als die Umstände es forderten, dafs mit der natürlichen Erweiterung der christlichen Gemeinde auch dies anders wurde. Welchen harten Kampf übrigens die Ueberwindung dieses Standpunctes die Apostel kostete, davon haben sich in der Erzählung der Apostelgeschich von Petrus und vor Allem in der Erzählung des Pau in Cap. 2. des Galaterbriefs die Spuren erhalten.

Ob die Nachricht von der Anfrage des Täufers Jesus ebenfalls spätere Anschauung sei, lassen wir hingestellt sein; eine zwingende Beweiskraft haben Gründe *B. Bauer's* nicht. Zu weit gegangen ist jedenfalls, wenn auch die Aussprüche über den Tä sammt und sonders der späteren Zeit zugewiesen den; hier ist das Verhältnifs ein ganz anderes, und sich auch theilweise Späteres eingeschlichen haben, Ganzen haben wir hier doch Historisches vor uns; zeigt der Charakter der Sprüche selbst.

Die Ungeschichtlichkeit dieses Standpuncte immer nur das Bewufstsein der späteren Gemeind hen will, zeigt sich besonders klar in solchen Er lungen, wie die von den Sabbathsverletzungen. J wird gesagt, stelle sich hier in einen völligen Ge satz zu dem Gesetze; ebendarum aber sei nu Erzählung selbst unhistorisch, denn im anderen F wenn die hiebei erzählten Reden Jesu historisch w so würde hier eine blofse Ausnahme von der aufgestellt sein. Vielmehr aber sollte *B. Bauer* daraus, dafs Jesus zunächst nur an diesen einz Fall sich hält, der geschichtliche Charakter dieser zählungen hervorgehen; denn wenn auch in d Handlungen Jesu an sich ein völliger Bruch mit d Gesetze lag, so hatte Jesus doch in seiner Nation tät einen Bestimmungsgrund, das Gesetz, soweit nicht mit seinem Principe geradezu in Widersp trat, zu achten, und eben hierin liegt, wie oben ge wurde, der Grund jenes späteren Conflicts zwisc dem Judenchristenthum und dem Paulinismus. W zunächst nur für die Person Jesu selbst galt, wurde von dem Judenchristenthume als allgemeine aufgestellt, weil es zwischen diesem Einzelnen dem Allgemeinen noch nicht zu unterscheiden vermo und so wurde, wie wir es im 1 Kor. 1, 12 sehen, Autorität Jesu dem Paulinismus, der das Christent in seiner Allgemeinheit erfafst hatte, gegenübergest Hätte das spätere Gemeindebewufstsein (so wie *Bauer* dasselbe auffafst) jene Erzählungen hervo bracht, fürwahr sie würden nicht diesen so besonn ganz den geschichtlichen Verhältnissen angemess Charakter tragen, wir würden vielmehr hier spä Abstractionen vor uns haben.

Digitized by Google

Höchst dürftig ist die Erklärung von der Entste-
g des Parabelnvortrags. Nichts als eine magre Pa-
ele mit einem Vorgang aus der Geschichte Mosis
diesen Parabelnreichthum veranlafst haben. Sowie
lich Moses, nach der Berufung jener Männer, die
in der Rechtspflege beistehen sollten, dem Volke
Gesetz verkündigte, so mufste auch Jesus nach
ufung der Zwölfe die Gesetze des Reiches Gottes
ündigen. Dafs eine solche Erklärung durchaus
t nöthig ist, ergiebt sich aus der Art, wie sich
oben die Widersprüche in der Erzählung von dem
abelnvortrage auflösten. Doch noch ungleich wei-
geht die Parallelisirung in dem folgenden Abschnit-
von *B. Bauer* nach *Wilke's* Vorgang die „Eliastha-
Jesu" betitelt. Die Parallele ist hier in der That
llweise nicht ohne Schein, allein wenn diese Ansicht
Abschnittes demungeachtet, wie wir sehen werden,
en für sich selbst sich nicht durchführen läfst, so
t sich noch weit weniger die damit zusammenhän-
e Ableitung des ganzen Abschnittes aus dem Be-
tsein des Evangelisten rechtfertigen. Fragen wir
rst, woher diese ganze Parallele? Wie soll der
gelist dazu gekommen sein, Jesus und Elias zu
llelisiren, da doch der Letztere sonst mit dem
fer parallel steht (zumal nach *B. Bauer's* eigener
icht)? Wie soll es ferner durch das Auftreten Jesu
Nazareth und dessen übeln Erfolg motivirt sein, dafs
s nun überhaupt zu einem wandernden Elias wird,
er nicht mehr in Capernaum auftritt u. s. w.? Weit
er ist bei Matth. dieses Umherwandern durch die
rgnifs vor Herodes motivirt. Verdienstlich dage-
ist die gründliche Nachweisung des Verfs., wie
unverträglich die Erzählung von der Hinrichtung
Täufers mit der Erzählung des Josephus sei, und
s Bestechendes hat auch die Parallelisirung des
des und der Herodias mit Ahab und Jsabel; auch
wir zu, dafs die Erzählung nach alttestamentli-
Mustern gebildet ist, nur ist dann jene Parallele
die einzige.

Der zweite Speisungsbericht wird von *B. Bauer*
er nach dem Vorgang *Wilke's*, allein abermals
alle Berechtigung durch die äufsere Kritik, aus
eblichen inneren Gründen für eingeschoben erklärt;
leich aber wird doch dem Matth. der Anspruch auf
ginalität, den er dadurch erhalten könnte, dadurch
zogen, dafs der in Marcus eingeschobene Bericht
älter sein soll als Matthäus. Allein die dafür angeführten Gründe sind durchaus nicht stichhaltig. Wäre es auch wahr, dafs ein so in das Einzelne ausgearbeiteter Bericht nicht in der Tradition sich habe forterhalten können (was wir abes leugnen müssen, da diese einzelnen Züge sehr einfacher Natur sind), so würde daraus nur folgen, dafs der Evangelist in Einzelnem den Bericht noch weiter ausgebildet habe. Die Möglichkeit der Erklärung, dafs die beiden Speisungsberichte aus einer Verschiedenheit der Tradition entstanden, bleibt sonach unangefochten stehen. Dafs auch noch Marcus beide Speisungsberichte aufgenommen hat, erklärt sich aus seiner Vorliebe für das Wunderbare. Dafs der zweite Bericht bei ihm nicht gehörig eingeleitet sein soll, ist nur die Folge davon, dafs diese Einleitung durch den früheren Bericht vorweggenommen ist. Dafs Marc. 7, 31—37. und 8, 11—13. zusammengehören, ist eine blofse Behauptung, denn dafs die Zeichenforderung der Pharisäer gerade an jenen Ort gestellt ist, erklärt sich auch schon daraus, dafs nachher vor dem Sauerteige der Pharisäer gewarnt wird. Wenn endlich nach dem einen Berichte Bethsaida im Westen, nach dem andern im Osten des Sees Genezareth liegen würde, so ist dies bei dem Mangel der Synoptiker in Betreff der Chronologie und Localität allzu unerheblich. Und wie ganz willkührlich ist nun die Erklärung des zweiten Speisungsberichtes, als ob nämlich der Symmetrie wegen dem zweiten Streit mit den Pharisäern ebenfalls eine Speisung habe vorausgehen sollen, zumal da nachher von dem Sauerteige die Rede sei. Also wegen eines so ganz nichtigen Grundes soll geradezu ein zweites Speisungswunder geschaffen worden sein? Solche Quälereien (um hier dem Verf. mit einem von ihm selbst so oft gebrauchten Vorwurfe zu begegnen) fallen von selbst hinweg, wenn das Vorhandensein einer Tradition anerkannt ist; dann läfst sich aber auch das Ganze nicht mehr aus einem blofs ideellen Fundament erklären. Was der Erzählung Historisches zu Grunde liegen möge, läfst sich hier nicht erörtern; Andre haben sich schon bemüht, darauf hinzuweisen. Ein ähnliches Verhältnifs möchte es wohl mit der Erzählung von dem Wandeln Jesu auf dem See haben. Wie übrigens die Streitigkeiten Jesu mit den Pharisäern in einen Abschnitt gekommen sein sollen, der die Eliasthaten Jesu befafste, ist nicht einzusehen; es wäre doch gar zu weit getrie-

Digitized by Google

ben, auch hier noch eine Parallele zu suchen. Die Idee jener Erzählung von dem cananitischen Weibe aber ist, wie wir sahen, eine ganz andere, als *B. Bauer* will, und so läfst sie sich denn auch nicht mit der Erzählung von Elias und der Wittwe zu Sarepta parallelisiren. Damit fällt zugleich der Tadel hinweg, der gegen die Erzählung des Matthäus erhoben wird.

So hätte sich uns denn auch in der historischen Untersuchung bewährt, was wir gleich anfangs über das Princip des Verfs. sagen mufsten. Nur noch *eine* Frage ist übrig, die sich schon mehr als einmal aufdrängen mufste: was soll bei *B. Bauer's* Ansicht noch für ein Unterschied zwischen den Synoptikern und dem vierten Evangelium bestehen? Die Antwort finden wir 1. Bd. S. 389. „Die Synoptiker nahmen das Princip in der einfachen Allgemeinheit auf, die es in der Gemeinde bis zu ihrer Zeit gefunden hatte, und sie geben uns die religiöse Reflexion desselben, die als solche positiv in einzelnen Sätzen, Sprüchen, Gnomen und Parabeln sich ausspricht". Ist es nöthig, dafs wir den Widerspruch erst noch hervorheben, der in diesen Worten liegt? Religiöse Reflexion soll es sein, die wir vor uns haben, und doch soll es nur die Erscheinung des Princips im Einzelnen sein; Beides hebt sich geradezu auf. „Dieser ursprünglichen (?) und religiösen Reflexion und ihrer positiven Natur", heifst es weiter, „steht die Reflexion des vierten Evangelisten als die dogmatische gegenüber. Ihre Voraussetzung ist nicht mehr die einfache Allgemeinheit des Princips, wie sie unmittelbar im Leben und Glauben der Gemeinde gegeben ist, sondern die Allgemeinheit, wie sie nach ihrer positiven Darstellung sich in die Einfachheit des Wesens zurückgezogen hat, und darin auf ihre ewigen Voraussetzungen zurückgeht und die innere Nothwendigkeit der einzelnen Bestimmungen zu ergründen sucht". Wählen wir statt jener beiden Ausdrücke „dogmatisch" und „religiös" zwei noch bezeichnendere: die „einfache Allgemeinheit", von der die Synoptiker ausgehen, soll eine *praktische*, die des vierten Evangeliums dagegen eine *theoretische* sein. Wohl, dann fällt aber der Unterschied immer nur auf *eine* Seite; es ist die Christologie des vierten Evangeliums und die Art, wie der Gegensatz zwischen Jesus und den Juden aufgefafst ist. Allein so sehr dies auch der herrschende Mittelpunct des Evangeliums ist, so wenig läfst sich doch behaupten, dafs dessen Inhalt nicht auch grofsentheils ein praktischer sei; wenigstens nach *einer* Seite hin also sollte das vierte Evangelium einen ähnlichen Charakter tragen wie die synoptischen. Statt dessen aber welcher durchgreifende Unterschied! Der Christus des vierten Evangeliums spricht immer in ganz allgemeinen Sätzen, und in Beziehungen und Ausdrücken, die oft nur dem Gemeindebewufstsein verständlich sind; beinahe nirgends finden wir jene so ganz concreten, lebendig praktischen Aussprüche, die bei den Synoptikern den Inhalt der Lehrthätigkeit Jesu bilden; nichts finden wir von jenem Jesus, der bei aller Erhabenheit ü die nationalen Schranken dieselben doch so wohl achten weifs; die Erzählung Joh. 4. verleugnet r mehr diesen Standpunct ganz. Woher dieser ge tige Unterschied? *B. Bauer* vermag ihn nicht zu klären, und das ist die Strafe für die gänzliche kennung des Charakters der Synoptiker. Bezeichn war uns in dieser Beziehung das Geständnifs (d nicht anders können wir es nennen) des Verfs. S. X „Sowie jene Ueberzeugung (nämlich die von dem sch stellerischen Ursprunge des vierten Evangeliums) gründet war, und ich im Besitze derselben zu synoptischen Evangelien überging, um an ihrem Pr matismus noch einmal zu prüfen, ob sie gleich späteren Ursprungs seien, mufste ich *Wilke* be men, oder vielmehr, die Nothwendigkeit des schrittes war nicht mehr zu leugnen, da die Dia von Form und Inhalt gleich sehr dazu nöthigte". dafs also nach Auflösung des späteren Reflexes die Kritik des vierten Evangeliums der Verfasser nen Gegenstand in dem richtigen Lichte ge hätte, war er vielmehr so geblendet, dafs er überall nur noch Scheinbilder sah. Und nicht eine unbefangene Kritik der Synoptiker ist ih unmöglich geworden, sondern er hat auch seiner tik des vierten Evangeliums dadurch geschadet, es ihm nun nicht mehr möglich ist, dem Christu Reflexion den historischen gegenüberzustellen. was wird nun der weitere Fortgang dieser Kritik Sie wird zu nichte werden vor der Macht de schichte, die namentlich in den letzten Hauptere sen des Lebens Jesu (nach dem Bericht der Syn ker) sich besonders glänzend erweist; sie wird vor A an dem Puncte scheitern, an welchem auch die St fsische Auffassung gescheitert ist, nämlich an der A fassung des Todes und der Auferstehung Jesu, als es *nur* die Gemeinde wäre, welche dem ersteren s ideale Bedeutung und der letzteren ihre ganze Ent hung gegeben hätte. Nur durch eine Inconsequ könnte sich hier der Verf. der historischen Wahr mehr nähern.

Es wäre jedoch ein falscher Schlufs, wenn nach dem Bisherigen glauben würde, dafs wir die deutung des Werkes verkennen; seine Bedeutung es, auch abgesehen von seinen Verdiensten im zelnen, schon dadurch, dafs es die Spitze einer schen Richtung ist, wie man nun auch über diese theilen möge; und jedenfalls hat die Kritik auch diesem Extreme noch gezeigt, dafs sie Leben, sie Entwicklungskraft hat; von einer gewissen an Seite her ist man diesen Beweis in der letzten schuldig geblieben. Je entschiedener übrigens hier Spitze erreicht ist, desto sicherer hoffen wir, dafs Kritik bald einen anderen Weg einschlagen we auf welchem sie sich den Namen einer historis eher verdienen wird.

K. Planck.

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

LXVIII.

...des sur la langue Séchuana, par Eugène Casalis. Paris, 1841.

Das Gebiet der Sprachforschung hat in neuester ...it über Polynesien, Nord- und Süd-Amerika sich ...gedehnt, aber ein ganzer Continent der alten Welt ...t in diesem Betrachte noch beinahe übersehen. Man ...ndirt von den Sprachen Afrikas fast nur die ägyp...sche (koptische) im äufsersten Nordosten; man be...it dürftige Wörtersammlungen des Berberischen im ...tlichen Nordafrika, das wahrscheinlich die Mutter...sche der alten Numidier gewesen; und von ver...iedenen Sprachen der Negerstämme im Süden der ...hara giebt es Elementarbücher, auf deren Grund ...t in neuester Zeit einige Combinationen versucht ...den sind. Die vergleichungsweise stumpfere Intel...nz und moralische Schlaffheit der Bewohner des ...sesten Afrikas — so weit es bekannt geworden — ...en auch das Interesse für ihre Sprachen als sol... von vorn herein gelähmt; man betrachtete sie als ...geburten eines verbrühten Gehirns, in denen we... Verstand noch Phantasie anders als kriechend ...er flatternd sich bewegen könnte.

Viel einladender würden vielleicht mehrere Idiome ... südlichsten Afrikaner in dieser Hinsicht für uns ...worden sein, da die sogenannten *Kaffern* an der ...Ostküste — gleichsam die Numidier von Südafrika ... und ihre westlichen Stammverwandten, die *Bet...uanas* (oder *Beschuanas*) eine weit schärfere Intel...nz und ein ungleich kräftigeres Selbstgefühl beur...ilden, als ihre Continental-Genossen von der *Neger...ce*. Allein erst seit vorigem Jahre besitzt man, ...ligstens von der Betschuana-Sprache (dem *Set...uana*) eine magere grammatische Skizze, und zwar ... dem vorliegenden Werke des dort eingebürgerten ...französischen Missionars *Casalis*, das aber weit mehr enthält, als sein Titel erwarten liefse. Eine grofse sehr anziehende Einleitung ist Betrachtungen über das Volk und die segensreichen Fortschritte des Missionswerkes unter ihnen gewidmet, und in einem nicht minder interessanten Anhang bemüht sich der Verfasser, ein Mann von Geist und wissenschaftlicher Bildung, durch Mittheilung einer Auswahl von Schlachtgesängen, Sprüchwörtern und sehr anmuthigen Mährchen der Betschuana's die ganze geistige Existenz des illiteraten Volkes zu beleuchten.

Das *Setschuana* ist ohne Zweifel nur ein Glied einer gröfseren Sprachenkette, die bis in unerforschte Regionen der Südhälfte oder des grofsen Dreiecks von Afrika sich zu verlieren scheint. Es zeigt nahe Berührung mit dem Kaffrischen und selbst mit den Idiomen von Congo (Nieder-Guinea); wichtiger noch ist die Notiz des Pater Casalis, dafs Eingeborne aus den Gegenden am See *Marabai* oder *Morawi* (wenigstens 15° nordöstlich vom Betschuana-Lande), die von Zeit zu Zeit nach den Bergen der Betschuanas kommen, beinahe dieselbe Muttersprache reden, ein Factum, wovon der Verfasser sich überzeugt hat. Die hohen Tafelländer, welche in jener Region bis gegen den Aequator hin angenommen werden, sind vielleicht das ursprüngliche Vaterland der Betschuanas selber. Ob diese südafrikanische Sprachenfamilie mit denen Asiens und Europas in einem Verhältnisse der Wurzelnverwandtschaft stehe, mufs noch unentschieden bleiben; überraschend sind uns Betschuana-Wörter, wie: *ea, gehen; lesa, lassen; bona, sehen* (√ *bîn* im Persischen); *noga, Schlange* (fast genau das indische Wort); *sina, ohne; jaka, wie* (slawisch *jako*). Den Zahlwörtern hat der Verfasser keinen besonderen Paragraphen gewidmet; man erfährt nur beiläufig, wie der Betschuana die Einer von *drei* bis *sechs* bezeichnet und

Digitized by Google

wie die multiplicativen Formen von *eins* bis *vier* lauten. Letztere entstehen durch Präfigirung der Sylbe *ga* (*mal*):

ga-nge, einmal.
ga-beri, zweimal.
ga-raru, dreimal. *Drei* heifst *taru*.
ga-nne, viermal (*vier* heifst *uana* und in Congo *enne*); *fünf*, *tanu*; *sechs*, *cuñi*. Die Einer bis *drei* zeigen eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den entsprechenden in unserem Sprachenstamm. In *ga-nge*, ist wahrscheinlich e vor *ng* ausgefallen, wie in *ga-nne*; *eins* hiefse demnach *enge* (*en* mit nasal gewordenem Consonanten). Wenn die Zahl *zwei* auch absolut *beri* heifst, so kann diese Form sehr wohl für *bedi*, *wedi*, und diese wieder durch Versetzung der Consonanten für *dwi* stehen (im Sanskrit *zwei*). In dem lateinischen *bis* (für *dvis*) ist d ausgefallen und v (durch Nachwirkung des d erhärtet) als b vorgetreten; die Betschuana's haben d beibehalten und in r verwandelt, wie wir in *ga-raru* (*dreimal*, für *ga-taru*) und noch öfter sehen. Bei *taru*, *drei*, welches beinahe das Ebenbild des tahitischen *toru*, ist kaum eine Erinnerung nöthig *). — Das Pronomen der *ersten* Person hat zwei Hauptformen, *na* und *me*, von denen die letztere nur im *Genitiv* vorkommt. Nur in Verbindung mit dem Verbo erscheint eine dritte Form: *kia* oder *ki*. Diese drei Formen repräsentiren die *Ich's* fast aller bekannten Sprachengebiete; und es ist sehr bemerkenswerth, dafs die mit dem Labial beginnende Form auch bei den Betschuana's nur in einem Casus obliquus vorkommt, wie bei den Deutschen, Römern, Griechen und Slawen. Die dritte Person, eigentlich ein Demonstrativ, ist *ena*, *ona*; auch diese hat ihre Ebenbilder im indisch-europäischen, wie im slawischen Gebiete (*ân*, *on* u. s. w.).

Herr Casalis übersieht diese Aehnlichkeiten und hebt dagegen eine Anzahl Wörter heraus, die mit gleichbedeutenden *hebräischen* fast identisch sind, namentlich: *bana*, *Sohn*, *Kind* (*bân-îm*, *Kinder*); *kolu*, *Stimme* (*kôl*); *mocho*, *Mark* (*môach*); *amaniti*, *Wahrheit* (*âmên*, *emeth*); *tsepi*, *Antilope* (*ts'bî*); *rômo*, *Lanze* (romach); *k'autsa*, *abschneiden* (*kâtsâ*); *rora*, *verflu-*

*) S. *F. Bopp*: Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen (S. 13).

chen (*ârôr*) u. s. w. **). Die Uebereinstimmung w noch gröfser, wenn man den Endvocal eines Th dieser Wörter abrechnet; denn die weiche Betschu Sprache duldet nur selten consonantische Endungen

Wenn uns bis jetzt fast lauter Anklänge an kanntes umschwebt haben — gesetzt auch das ste beruhte auf einer kaum enträthselbaren Verw schaft der *Eindrücke* bei Völkern der verschieden Abkunft: so führen uns dagegen mehrere gram *sche* Erscheinungen des Setschuana gleichsam in neue Welt. Ich gedenke zweier Eigenthümlichke die zwar sehr oberflächlich angedeutet sind, aber nigstens einiger Betrachtung Raum geben. Die ist: Bezeichnung des Plurals am Nomen durch (bare) Veränderung der ersten Sylbe des Nomens. Hrn. Casalis giebt es drei Arten dieser Veränd ist die erste Sylbe im Singular *me*, so wird s z. B. *motu*, Mensch; *batu*, Menschen; ist sie im gular *bo* oder *le*, so wird sie *ma*: *botluku*, Sch *matluku*, Schmerzen; *legeba*, Taube; *mageba*, T Alle übrigen ersten Sylben werden *li*: *selepe*, *lilepe*, Aexte. Der Verfasser nennt diese erst Plural veränderliche Sylbe das *Präfix* des N ohne sich über den Grund dieser Benennung zu erklären. Vielleicht will er sagen, dafs jede men durch diese Sylbe erst zum Nomen werde; in Wörtern wie *motu*, Mensch; *kolu*, Stimme;

*) Auf *p'uka*, *blasen* (hebr. *pûach*) wird man kein Gew legen können, da der Naturlaut *puh!* wohl bei den ne Völkern selbständig vorkommt; eben so wenig mufs Setschuana-Wort *pifo* (*Wind*) mit unserem *pfeifen* wandt sein.

**) Der Annahme dafs die meisten dieser Wörter auch den *Arabern* erborgt sein könnten, läfst sich, ob dieses Volk im Binnen-Continente und an der O Afrikas erstaunlich weit vorgedrungen ist, Mehreres e genstellen: 1) drücken sie Begriffe aus, zu deren Be nung keine Nation von einer andern borgen mufs; 2) einige derselben nur hebräisch, nicht zugleich auch bisch; 3) bringt die *Form* der übrigen und die *Bed* eines derselben sie den entsprechenden hebräischen näher: *amaniti* stimmt seiner Form nach zu dem arabis *amânet*, und hat einen primitiveren Charakter als das h *emeth*; allein das arab. Wort bedeutet nur *Sicherheit*, mals *Wahrheit*: das hebräische und das Setschuana- bedeuten *Wahrheit*.

Digitized by Google

lange; *pitsi*, Pferd u. s. w. sind die ersten Sylben ifs keine Präfixa, sondern wesentliche Bestandle der Wurzel und der Vocal am Ende ist unwetlich. Weit eher kann von Präfixen die Rede sein, nan dreisylbige Nomina, wie *legeba*, Taube, *bogobe*, d, *serutu*, Korb, vor sich hat; auch scheinen *le*, *bo* am Anfang dreisylbiger Wörter oft wiederzuren. Man darf also wohl annehmen, dafs die Verrung zunächst nur wahre Präfixa getroffen habe nachmals auf jede erste Sylbe ausgedehnt worsei.

Die Verwandtschaft des m und b könnte uns auf se Umbildung des ersten Consonanten (mit Verrung des Vocals) schliefsen lassen. Die Betschuas hätten in diesem Falle eine Art von *pluralis fra*s gebildet, wie die Araber, wären aber noch einen britt weiter gegangen, indem sie auch einen Consonten modificirt hätten. Allein *ma* kann nicht eben aus *le*, und *li* nicht aus *se* entstanden sein. So ibt also nur die Möglichkeit wirklicher *Zusätze* von m, die entweder b, m, oder l (*ba*, *ma*, *li*) lauteten l in consonantisch anfangenden Wörtern den Conanten sammt seinem Vocal von ihrer Stelle drängs *batu* stände demnach für *ba-motu*; *lilepe*, für *lilepe* u. s. w. Merkwürdig bleibt dabei der Umstand, s man nur, wenn der Initial b oder m war, ein nselben lautverwandtes, sonst aber ein ganz lautndes Pluralpräfix wählte *).

Eine zweite sehr merkwürdige und bisher wohl keiner Sprache beobachtete Eigenthümlichkeit ist die grofse Rolle, welche das Präfix des Nomens überhaupt spielt, und besonders der mächtige Einflufs, den es auf ganze Sätze ausübt. Adjectiva können durch den Genitiv des Abstractums der Eigenschaft bezeichnet werden, z. B. *motu oa musa*, *vir probitatis*, statt *vir probus*; aber es giebt auch Wörter, die ihrem Gebrauche nach nur Adjectiva sind; diese folgen dem Substantiv, das ihnen alsdann sein Präfix mittheilt. So z. B. heifst *Baum*, *sefate*; *grofs*, *golu*; *grofser Baum*, *sefate segolu*; ja dasselbe Präfix kann zwischen beiden noch einmal wiederholt werden: *sefate se segolu*. Eben so verfährt man, wenn die Eigenschaft dem Subjecte erst beigelegt wird (Prädicat); sogar eine Genitivpartikel, die dem Subjecte folgt, und ein Pronomen, wodurch es noch einmal repräsentirt wird, müssen sich einer ähnlichen Modification unterwerfen. Beispiel eines kürzeren Satzes — man will sagen: der Korb aus Binsen ist schön. Die Stellung mufs folgende sein:

Korb der Binsen ist er schön.

Ohne Einflufs des Subjectpräfixes würde dies also lauten:

serutu oa moseme ki ona intle.

Allein das Präfix von *serutu* wirkt modificirend auf drei Bestandtheile des Satzes: die Genitivpartikel *oa* wird *sa* (für *se* + *oa*), das Pronomen *ona* wird *sona* (*se* + *ona*); endlich das Adjectiv *intle* wird *seintle*, und vor demselben spricht man noch ein isolirtes *se*. Der Satz gestaltet sich demnach, wie folgt:

serutu sa moseme ki sona se seintle.

Das Präfix des Subjectnomens ist also der ziemlich grobe Faden, welcher das Ganze durchzieht und zusammenhält. Man erinnert dreimal daran, welches der Gegenstand sei, um deswillen alles Uebrige dasteht und gesagt ist: der König oder Häuptling des Satzes blickt aus jedem Winkel hervor, und assimilirt sich Einzelnes in solchem Grade, dafs es gar nicht wieder zu erkennen ist *).

Die Verhältnisse der Nomina deutet man in der Setschuana-Sprache nur durch Partikeln an; doch

---

Fast unverzeihlicherweise sagt der Verfasser nicht, wie es gehalten wird, wenn ein Wort mit einem Vocale anfängt; vermuthlich setzt man alsdann das Präfix *li* vor, und einer der Vocale weicht, oder sie verschmelzen. So ist es wenigstens im Pronomen, dessen zweite und dritte Person mit Vocalen anfangen:

na ich . . . *rona*, wir.
uena, du . . . *lona*, ihr.
ena, er . . . *bona*, sie.
ona, es . . . *schona*, sie.

In *lona* erkennt man das l von *li* wieder; in *bona*, das b von *ba*. Das r von *rona* mag aus l entstanden sein, etwa zur Unterscheidung des Plurals erster und zweiter Person. Nur *sch* von *schona* ist dem Pronomen eigenthümlich. Wie aber in der *Endung* aller drei Personen eine Conformität mit der ersten Person Singul. gesucht worden (*na*), so auch in dem *Vocale* der vier Pluralpräfixen, welcher in allen drei Personen o ist.

*) Etwas dieser Eigenthümlichkeit des Setschuana entfernt Analoges könnten wir in den sogenannten *Ligationen* der *Tagali*-Sprache finden. Hier verbindet man z. B. Substantiv und Adjectiv durch gewisse ganz unnöthig scheinende Laute (n, *ng*, *na*), die aber keine Subjectspräfixe sind, und nur nach der *Endung* des vorangehenden Wortes — sei es Substantiv oder Adjectiv — sich richten.

Digitized by Google

kann der Dativ auch in einer besonderen Form des Verbums enthalten sein, und den Locativ verkündet ein dem Worte nachtönender Nasal: *pelu*, Herz; *pelung*, im Herzen. Der Locativ ist das einzige Beispiel eines Zusatzes am Ende der *Nomina*, wogegen das Verbum seine zahlreichen Derivata, desgleichen einige Tempus- und Modus-Formen, fast nur durch Zusätze am Ende bezeichnet. Die auch als Abstractum der Handlung gebrauchte Verbalwurzel (oder einfachste Form des Verbums) endet immer auf a. Sie kann in unveränderter Gestalt für Präsens, Imperfect und Futurum stehen. Da nun auch manches nur als Nomen vorkommende Wort auf a auslautet und bei weitem nicht alle Nomina Präfixa erhalten, so ist ein formeller Unterschied zwischen Verbum und Nomen nur bedingt anzunehmen, obwohl man augenscheinlich durch die ohne Ausnahme wiederkehrende Thema-Endung a (während das Nomen auf alle Vocale ausgehen kann) den Unterschied selbst an der einfachsten Form des Verbi zu bezeichnen gestrebt hat. Dieses nachlautende a geht aber symbolisch in e über, wenn ein Conjunctiv auszudrücken ist, in dessen Gebrauch ein feiner Sprachsinn sich kund giebt.

Die Setschuana-Sprache besitzt eigne abgeleitete Verba zum Ausdruck des Leidens, des Uebergehens der Handlung, des Rückwirkens und Zusammenwirkens; endlich auch ein den Dativ in sich schliefsendes Derivat. Zeichen der Rückwirkung ist ein vorgesetztes *ik* vor Vocalen und i vor Consonanten, das aber den ersten Wurzelconsonanten, wenn er r ist, in t, und wenn er g ist, in *sch* verwandelt. Die übrigen Derivata geben sich durch Sylben zu erkennen, die der Wurzel unmittelbar agglutinirt sind; nur das Passivum bezeichnet ein symbolisches o: *reká*, kaufen; *rek-o-a*, gekauft werden. Dem zuletzt genannten Derivate, welches eine Präposition wie *für* oder geradezu einen Dativ mit ausdrückt (*bofa*, binden, *bofela*, binden für), wissen wir nichts Aehnliches an die Seite zu stellen.

Da der Betschuana *im Tempus* nur die absolute Vergangenheit durch eine *Endung* bezeichnet: so hat man vermittelst vortretender Hülfsverben oder gleichfalls vortretender eigenthümlicher Pronominalformen (auch Beides gemeinschaftlich) das Fehlende zu ergänzen versucht. Die letzteren sind (bis auf *kia*, *ich*) im Präsens *Ausbeinungen* der absoluten Prono in den Präteritis, dem Futur und Conjunctiv abe stümmelungen dieser ausgebeinten Formen. Die dem Verbum angehörenden Pronomina stehen d deren im Gebrauche eben so gegenüber, wie das zösische *je*, *tu*, *il*, dem *moi*, *toi*, *lui* derselben Sp aber bei den Betschuana's ist der Unterschied a Plural durchgeführt:

na, ich ... *kia rata*, ich liebe ... *ki rate*, dafs i
uena, du ... *ua rata*, du liebst ... *u rate*, dafs du
ena / *ona* } آن ... *oa rata*, er (sie, es) l. ... *a rate*, dafs e

So entsteht aus *rona*, *wir*, *rea* und *re*; aus *lo* *lea* und *le*; aus *bona*, *sie*, *ba*.

Die beiden relativen Tempora, Imperfect un quamperfect, werden so gebildet, dafs man be rem ein Verbum substantivum im Präterito d Präsens des Hauptverbums, bei letzterem ab selbe Verbum substantivum im *praet.* mit dem ritum des Hauptverbums verbindet, und beid Pronominal-Trümmer vorsetzt: *ich war ich* heifst: *ich band; ich war ich habe gebunden ich hatte gebunden.* — Es giebt mehrere Verl stantiva, von denen jedoch nur zwei, *ba* und Hülfsverba gebraucht werden können; aber le hat die merkwürdige Eigenschaft, dafs es, u allen übrigen Verben der Betschuana's, keine dere Form für die Vergangenheit aufweisen kan je nach Person und Numerus seinen Vocal verä *ki ne*, ich war; u *no*, du warst; a *na*, er war. Fi drei Pluralpersonen ist wieder *ne* gebräuchlich muthlich ist diese Formation Reliquie eines Versuches, Person und Numerus symbolisch durc änderung der Vocale zu bezeichnen.

Obschon die dem Verbum angeeigneten gl essentificirten Pronomina niemals demselben s körpern, so betrachtet man sie doch in dem Gr nothwendiges Zubehör des Verbums, dafs z. Pronomen dritter Person selbst dann nicht fehl wenn das Subjectnomen selber genannt ist. M nicht: (der) König liebt (das) Volk, sondern: *er liebt Volk.* In der tagalischen Sprache Philippinen tritt eine bedeutungslos scheinend tion zwischen Subject und Verbum.

Scho

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

LXIX.

Ueber das Verhältniſs der bischöflichen Kirche von England zu der ursprünglichen apostolischen. Von W. Chlebus, Doctor der Philosophie. Berlin, 1842.

Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preuſsen gepflogenen Unterhandlungen. Urkundlich belegt mit Briefen von dem Hofprediger Jablonski, dem preuſsischen Residenten zu London, Oberhofmarschall von Prinz, dem Erzbischof von York, dem Staatssecretair St. John (Bolingbroke), Leibnitz u. a. Leipzig, 1842. 8.

Short statement of Proceedings relating to the Establishment of a Bishopric of the united Church of England and Ireland in Jerusalem. Published by Authority. Lond. 1841. 8.

Es wird gewiſs Manchem erwünscht sein, in der Schrift Nr. 1. eine so klare, übersichtliche und gedrängte Darstellung des englischen Kirchenwesens zu finden. — Nicht so neu oder unbekannt, als der Herausgeber der Schrift Nr. 2. vorauszusetzen scheint, sind unter uns die Verhandlungen, deren Aktenstücke er mitgetheilt sind; es giebt schon eine ähnliche und frühere Darlegung derselben; doch ohne zu bestimmen, welchem Verhältniſs die gegenwärtige zu jener steht, können und wollen wir gern schon mit der Erneuerung derselben zufrieden sein. In neun Abschnitten ist zuerst ein kurzer Ueberblick der Verhandlungen gegeben, welche in den Jahren von 1704—1713 zum Zweck der Union der anglicanischen Kirche mit der deutsch-protestantischen im Königreich Preuſsen gepflogen wurden. In der andern Abtheilung folgen sodann die Urkunden dazu. Was Jeder sogleich dabei empfindet, ist, daſs durch Diplomatie, Notenwechsel, Project und Versuch gemacht werden soll, was sich vor allem selbst machen und seine innere Möglichkeit declariren muſs und daſs es ganz unverhältniſsmäſsig ist, wenn die Natur der Sache selbst mit den in ihr selbst liegenden Gründen dagegen keine Stimme dabei haben soll. An dieser aber, nicht, wie es hier heiſst S. 42, am Tode des Königs Friedrichs I., sondern schon vorher, scheiterte der Plan zur Einführung der englischen Kirchenverfassung und Liturgie in die preuſsische Landeskirche. Ungeachtet der Klugheit und Emsigkeit, womit der preuſsische Bischof *Jablonski* besonders diese Angelegenheit betrieb, gerieth sowohl er, als der König in die Unsicherheit, ob der Plan durchzuführen sei und der Ausdruck dieser Unsicherheit war besonders der Entschluſs, daſs man nur nach und nach, erst versuchsweise und um das Volk allmählig daran zu gewöhnen, vorschreiten wolle. Die Weisheit des Staats in der Kirche hat nicht nöthig, Experimente zu machen, sondern hat mit der vollkommenen Gewiſsheit, daſs sie im Geist des Volks verfahre, nur das Beste und Nothwendige zu wissen. Die englische hohe Geistlichkeit erkannte damals weit besser, als die deutsche, die Unausführbarkeit des Plans und lieſs sich wenig auf denselben ein. Nächst *Jablonski* war es diesseits nur der Minister des Königs von Preuſsen zu London, *Bonnet*, der sich am stärksten dafür interessirte und in einem Bericht an seinen Herrn den englischen Cultus „den vollkommensten vielleicht, den es unter den Protestanten giebt" nennt. S. 26. Er hatte ohne Zweifel die Neigung des Königs zu dem englischen Cultus vorher schon ausgekundschaftet und wuſste, daſs er ihm nur sagte, was er gern hörte. Wahrscheinlich ist von da an das Gefühl von der unvollkommen eingerichteten deutsch-protestantischen Kirche in der englischen

Digitized by Google

Geistlichkeit geblieben; denn noch ganz neuerlich und auf Veranlassung der Stiftung eines Bisthums zu Jerusalem hat sich jene Ueberzeugung in England ausgesprochen. Gewifs haben wir in Deutschland keine Ursache auf die Einrichtung unseres protestantischen Kirchenwesens stolz zu sein; unser Vorzug ist vielmehr höchstens der, uns unserer Mängel bewufst zu sein; denn darin haben wir wenigstens die Möglichkeit des Fortschritts und die Hoffnung, dafs es in der Zukunft werde besser werden. Ist diese Vertröstung auf die Zukunft allerdings für den Augenblick der Gegenwart unbequem, so ist dagegen jene Möglichkeit ihrer weiteren, innern Ausbildung so sehr im Princip der protestantischen Kirche selbst gegründet, dafs sie selbst gegen jede vollkommnere Einrichtung sich sträuben müfste, mit welcher jene Möglichkeit nicht mehr zu vereinigen wäre. Aus diesem Grunde hauptsächlich können wir weder mit dem Hrn. Erzbischof von Canterbury in der unter Nr. 3. angeführten Schrift die Behauptung theilen, dafs die deutsch-protestantische Kirche weniger vollkommen eingerichtet (less-perfectly constituted) sei, auch wenn darin nicht indirect zugleich die Meinung enthalten wäre, dafs die englische Kirche dagegen vollkommen eingerichtet sei, noch die grofsen Hoffnungen zu den unsrigen machen, welche englische Blätter daran angeknüpft haben. Wie der hohe Prälat vom Standpunct seiner Kirche die deutsch-protestantische auffafst, so ist es offenbar mit geringer Kenntnifs der letztern und noch geringerer Richtigkeit der Beurtheilung geschehen. Wenn es denn gar, wie die Times sagt, auf eine Bekehrung (conversion) der deutschen Kirche zur anglicanischen, oder, wie das Missionary Register sich nach des Hrn. Erzbischofs Vorgang etwas milder ausdrückt (February 1842. p. 83), auf eine Vereinigung beider Kirchen (an essential unity of discipline, as well as of doctrine) abgesehen wäre, so könnte es wenigstens nicht überflüfsig erscheinen, sich vor Allem, wenn auch nicht der Vorzüge, doch des Unterschiedes, den die Bekehrung oder Vereinigung vorzufinden und aufzuheben hätte, genau bewufst zu werden.

1. Vollkommen eingerichtet kann eine Kirche erscheinen, wenn ihre Verfassung mit der des Staats Ein Ganzes ausmacht, und in dieser Einheit jener Unterschied bestimmt ausgedrückt ist. Gewifs mufs dies überall für das Höchste erklärt werden, was die protestantische Kirche erreichen kann. Es ist dies d jenige Einheit der Kirche mit dem Staat, welche d protestantische Kirche zu demjenigen wirklich mac was sie zu sein in allen Ländern berufen ist. A dieses ist nicht, Staatskirche, sondern Landeskir zu sein. Dies ist ein grofser Unterschied und d im Allgemeinen zunächst der Unterschied der protest tischen Kirche von England und Deutschland. W gestehen allerdings, dafs der Maafsstab weder der h ligen Schrift, noch der ursprünglichen apostolisch Kirche, deren Vergleichung mit der gegenwärtig englischen Kirchenverfassung der Verf. von Nr. 1. ansprechender Weise bei jedem Abschnitt durchgeh hat, ob sie gleich für immer das Ideal des reind lichen Geistes bleibt, ausreicht zu einer Constit der Kirche nach dem jedesmaligen Bedürfnifs der Z und des Landes, dafs vielmehr dazu auch die ga geschichtliche Entwickelung und die Anknüpfung d die vorhandenen Elemente wesentlich mit erforderl ist. Aber eben daraus bildet sich dann auch eine E genthümlichkeit, welche, unerachtet des gemeinsa Geistes, unmittelbar auch den Widerspruch er gegen jede andere und die Unvereinbarkeit mit Die Kirche von England ist eine Kirche mit pol scher Physiognomie, steht in unvermittelter Einh mit dem Staat, so, dafs alle Bewegungen auf der e nen Seite sofort auch auf der andern gefühlt werden Ist diese Erscheinungsweise und Abhängigkeit der eng lischen Kirche zwar in der ganzen geschichtlichen Bil dung derselben gegründet und insofern nothwendig herbeigeführt worden, so ist sie doch dadurch noc nicht auch gerechtfertigt und dem Geiste der protesta tischen Kirche gemäfs. Aus dem Standpunct der eng lischen Kirche könnte man nun der deutsch-protesta tischen vielleicht die nämliche Abhängigkeit vom Sta zum Vorwurf machen. Gewifs ist keine Kirche in d Welt dem Staat, dem Landesherrn, dem Vaterla ergebener und mehr von Herzen zugethan, als die pr testantische. Gleichwohl geschieht es auch in Deutsc land vielfältig, dafs die Kirche vom Staat bevorm det, für unreif und unfähig erklärt wird, zu wissen was ihr Bestes sei. Aber man hat doch wenigste den zweideutigen Trost, dies als das Wüste und Ch tische unseres kirchlichen Zustandes zu fühlen und d Hemmungen des kirchlichen Flors von Seiten der Sta ten als die schmerzlichsten Fesseln zu wissen, welch

Digitized by Google

Kirche zu tragen hat. Schwerer noch wird diese ühfung, wenn es vom Staat sogar anerkannt wird, is Alles sich aus dem Innern der Kirche zu entkeln habe und sie doch noch beständig auf die ihesten Hindernisse von jener Seite stöfst. Nach n diesen Erfahrungen kann nicht daran gedacht nen, in irgend einem deutsch-protestantischen Lande Kirche zur Staatskirche zu erheben, wenn man noch so ausdrücken darf, dafs das eine Erhebung ein scheinen könnte, gesetzt auch, dafs es, was leugnen, durch das protestantische Princip zugen wäre. In England hat man in dieser Beziehung h nicht einmal das Bewufstsein eines Mangels; man im Gefühl der Abhängigkeit der Kirche vom Staat llkommen" befriedigt. Es ist dort in ganz gesetzher Weise ein weltliches Element in die Kirche eindrungen und der Staat hat wenigstens äufserlich ie kirchliche Farbe davon getragen. Wie oft ist in Geschichte der englischen Kirche diese ein Spiel- in den Händen der Könige gewesen, benutzt zu politischen Zwecken und wie sehr hat die Geistkeit das Gewicht, welches die Könige auf ihre Kirlegten, nur zur Vermehrung und Befestigung ihres hens benutzt. So hat man auf beiden Seiten sich Aeufserlichkeit verlaufen, ohne dafs die christli- Kirche in der That von solcher Verschmelzung Staats und der Kirche einen reinen Gewinn ge- hätte. Was diese ausrichtet, geschieht im Weichen durch die mannigfaltigen Vereine, durch he sich meistens ersetzt, was die Geistlichkeit an Thätigkeit fehlen läfst, obgleich auch diese an Theil nimmt. Mit dem Schein einer eigenen lichen Constitution begabt, ermangelt die engli- Kirche doch aller Selbständigkeit und Unabhänit vom Staat. Diefs zeigt sich besonders in der tzgebung, welche auch in der Kirche die wesentolitische ist. Das dem Geist der protestantischen e überall so sehr entsprechende Institut der Syno- hat in der englischen Kirche nie Platz finden n; denn die Convocations sind nur demüthige quemungen an den Willen der Bischöfe, leere ttenbilder von Synoden. Welch eine ganz an- Gestaltung der Kirche würde das Resultat gewesein, wenn die unter Eduard VI. intendirte Genesynode zu Stande gekommen wäre. Staat und Kirche nen nur so zur wahren, concreten Einheit gelangen, dafs jedes von diesen beiden sich auch in sich selbst zu fassen und zu verfassen weifs und beide im innern Verhältnifs zu einander stehen, ohne in einander überzugreifen. Durch die unbedingte Hingebung an den Staat vom Anfang an ist die Reformation in der englischen Kirche aufgehalten worden und zu einer unreifen, übereilten, unvollendeten Existenz gekommen. An dieser Klippe ist nicht nur, gröfstentheils wenigstens, was die vorzüglichsten Reformatoren in England, *Cranmer* und *Ridley*, sondern auch, was die Deutschen und Schweizer daselbst, *Bucer* und *Petrus Martyr Vermili* u. a. beabsichtigten, gescheitert. Indefs ein anderer Erzbischof (*Laud*) gar an dem byzantinischen Kaiserthum das Ideal einer christlichen Kirche in seinem Kopfe trug, bemühten sich Theologen, wie *Dodwell*, das göttliche Recht der englischen Bischöfe und die Succession derselben durch bischöfliche Ordination zu demonstriren — ein isolirt und einflufslos dastehendes Dogma, nur fähig, die äufserliche Abhängigkeit der Kirche vom Staat übel zu verdecken. Selbst die Behauptung dieses Dogma, von welchem viele Bischöfe keine Notiz nehmen, ist für die andern nur eine politische Partheisache, gehört auf die Seite der Tories. Der Uebergang dieses hierarchischen Princips aus dem Papismus auf den Anglicanismus hat ohngefähr dieselbige ganz nur äufserliche Bedeutung, als der Uebergang des Supremats von der dreifachen Krone auf die einfache. In England hat die Kirche als protestantische nur ihre Abhängigkeit gewechselt, so, dafs diese, welche früher die war vom Papst, nun die ist vom Staat und eben damit ist dort das protestantische Princip nicht zu seinem Recht gekommen.

2. Der Unterschied der anglicanischen Kirche von der deutsch-protestantischen ist ferner wesentlich der, dafs jene ein Werk der Reflexion und des Verstandes, diese aus dem innersten Gemüthsleben des Volks hervorgegangen ist. Die ganze engliche Kirchenverfassung trägt von ihrem Anfang an den Stempel der klugen, verständigen Einrichtung; wie sich ein Staat organisirt, nach dieser politischen Analogie hat sich die Kirche organisirt; sie ist als diese Staatskirche die reine Verstandeskirche. Man kann davon, wie diese Kirchenverfassung zu Stande gekommen, sich ohngefähr eine Anschauung machen, wenn man sich vorstellt, dafs diese hohen Staats- und Kirchen-Beamte sich an den grünen Tisch gesetzt und aus den

Digitized by Google

verschiedenen vorgelegten Planen zur Kirchen-Verbesserung und -Verfassung einen ausgewählt und ihn auszuführen beschlossen haben. Von der tiefen, göttlichen Begeisterung, aus der in Deutschland die Reformation sich entwickelte, ist in der englischen Staatskirche nichts zu verspüren; die Elemente, aus denen in Deutschland und der Schweiz die Reformation hervorging, konnte man deshalb in England nicht brauchen; den Typus, der ihr von Heinrich VIII. gegeben war, hat sie im Wesentlichen behalten; was das Volk dazu sagte, darauf kam es nicht an; denn sie sollte nicht sowohl Volks- und Landeskirche als vielmehr Staatskirche sein. In Deutschland hingegen ist die Reformation nicht von oben herab, sondern von unten herauf gekommen, vom Volk ausgegangen und die Staaten sind dann gottesfürchtig und besonnen den heiligen Regungen und Bewegungen des christlichen Volksgeistes gefolgt; sie haben ihm nicht von vorn herein die Formen vorgeschrieben, innerhalb deren er sich halten und bewegen soll, sondern sie erst später, in der Ruhe der Reflexion nachgehohlt und nach Maafsgabe des vorhandenen frommen Bedürfnisses festgestellt. Dafs man dann freilich auch noch bei solchem Geschäft von Seiten des Volks in der übergrofsen Freude, den Gehalt des reinen Dogma und Gottesdienstes aus dem Schiffbruch des Glaubens gerettet zu haben, gegen die Form gleichgültig blieb, ist allerdings zu bedauern und von schweren, nachtheiligen Folgen gewesen. Denn eben daher ist es, dafs es in keinem deutschen Lande zu demjenigen, was eine Kirchenverfassung im eigentlichen Sinne heifsen könnte, gekommen ist. In Deutschland hat es selbst, wie in Sachsen, keine Veränderung im Glauben des Volks zur Folge gehabt, wenn der Landesherr zur römischen Kirche überging. In der Kirchengeschichte von England ist das Schicksal der Kirche bis zu der Zeit, da man den Landesherrn selbst zum protestantischen Glauben verpflichtete, beständig davon abhängig gewesen, ob der König für oder gegen den protestantischen Glauben war. No popery ist wohl jetzt der Wahlspruch; aber ist man dadurch allein schon des ächtchristlichen, gehaltvollen Princips der protestantischen Kirche gewifs und sicher, dafs man nur k Papist ist? Dies Negative ist vorerst nur das l Verständige, das blofse Anderssein. Die anglicani Kirchenverfassung hat in ihrer ganzen Anlage und bildung diesen Charakter der Reflexion nicht ver net, welchem zufolge sie nicht zum reinen, prote tischen Glauben gelangen konnte; sie stellet dar in ihren Ingredienzien klüglich abgewogene Mixtur Papismus und Protestantismus; man ist in Dogma Cultus bedächtig nur darauf ausgegangen, eine nannte rechte Mitte zu finden, welche nur von bewundert wird, die eine mäfsige Unmäfsigkeit f wahre Mäfsigkeit halten. An solcher Verknüpfu gleichartiger, sich widerstreitender Elemente die englische Kirche noch jetzt, indem die P gewifs nicht so starke Fortschritte zu ihrem Z macht und mit solchem Erfolg den Papismus au Anglicanismus hervorgelockt hätten, wenn er wirklich darin enthalten gewesen wäre. Es daher auch die Forderung der bischöflichen nicht inconsequent, dafs auch ein schon or Geistlicher, wenn er zu dieser Kirche übertritt einmal ordinirt werden mufs, da er ja wirklich zum Bekenntnifs eines ganz andern Princips übe In der Künstlichkeit des kalten Verstandesverf in der Absichtlichkeit, es damit allen Partheien zu machen, hat die unbestimmte Haltung der 39 kel und die auf den Zweck, das Volk wenigste irgend einer Weise in den Gottesdienst hinein hen, berechnete eigenthümliche Formation der L gie ihren Grund. Alles, was die christliche d. i. Wahrheit absoluterweise mit sich bringt, ist äufserlichen Abzweckung und leer verständigen Z mäfsigkeit untergeordnet. In England richtet sich kirchlich wahr sein und gelten soll, danach, Whigs oder Tories am Ruder sind; denn dana stimmt sich die Wahl der Bischöfe, welche die liche Wahrheit repräsentiren; eben so laufen die lichen Angelegenheiten im Parlament ganz mech neben der Kornbill und der Debatte über die schenhiebe der Soldaten hin, welche Strafe so neu sanctionirt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Ueber das Verhältniſs der bischöflichen Kirche von England zu der ursprünglichen apostolischen. Von W. Chlebus.

Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preuſsen gepflogenen Unterhandlungen.

Short statement of Procedings relating to the Establishment of a Bishopric of the united Church of England and Ireland in Jerusalem. Published by Authority.

(Fortsetzung.)

Die äuſserst verständige, industrielle Betriebsamkeit der Engländer hat sich auch auf dem Gebiet der Kirche in allen Welttheilen mit groſsen, verdienstvollen Wirkungen hervorgethan. Das in England so ausgebreitete Maschinenwesen ist nicht ohne Einfluſs auf das Kirchenwesen geblieben. Es ist an diesem Gottesdienst nichts aus dem göttlichen Erguſs einer tiefen Begeisterung hervorgegangen, sondern alles gemacht, fabricirt. Der alte canonische Ausdruck für das kirchliche Bedürfniſs (fabrica ecclesiae) ist da zu seiner eigentlichen Bedeutung gekommen. Die öffentliche und häusliche Frömmigkeit ist eine von oben herab (durch the common prayer book) vorgeschriebene, mediatisirte, keine reichsunmittelbare, begeisterungsvolle; der Engländer von der Staatskirche macht seine frommen Geschäfte, Fasten, Beten, Knieen mit der gröſsten Gemüthsruhe und Besonnenheit ab.

3. Ein Hauptunterschied der anglicanischen Kirche von der deutsch-protestantischen ist endlich noch, daſs dort die geistige Freiheit, so wesentlich im Princip des Protestantismus gegründet, mangelt oder doch tief darniederliegt. Dies kann auffallend erscheinen in dem Lande so groſser politischer Freiheit; die ähnliche Erscheinung ist, daſs eben da, wo die politische Beredsamkeit im höchsten Glanz steht, die geistliche so sehr unbedeutend ist und sich auf das Vorlesen gut stylisirter Abhandlungen beschränkt. Diese Kirche hat während ihrer Bildung von Heinrich VIII. her durch die verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung noch irgend ein Ziel, eine Zukunft zu erreichen gehabt, und deshalb hatte auch ihre Gegenwart noch etwas zu bedeuten; jetzt ist sie nur ihrer Vergangenheit noch zugewendet und die Gegenwart des Geistes gilt nichts mehr in ihr. Sie ist daher nur noch mit ihrer Historie beschäftigt und mit der unmittelbaren Seelsorge und Seelenrettung. Die Theologie hatte, so lange die reformatorische Bewegung dauerte, groſse Namen aufzuweisen; jetzt ist alles in ihr versteinert und veraltet. Was in jeder Kirche die Theologie regsam und in Athem erhält, ist die Philosophie; diese aber ist in England von der Theologie nicht nur längst entfernt und abgehalten, sondern auch überhaupt nicht mehr vorhanden. Philosophiren heiſst in England, wie *Hegel* sagt, so viel als nach dem Thermometer sehen. Was die anglicanische Kirche in diese geistige Schlaffheit und Todtheit gesetzt hat, ist vornämlich der schroffe Gegensatz gewesen, in den sie sich zu den Puritanern und Methodisten und überhaupt zu den Dissenters gesetzt hat; diese freiwillige Beschränkung ist ihr zur unfreiwilligen Beschränktheit geworden; hiemit hat sie das Princip der Mobilität und des Progresses von sich ausgeschieden und dafür das Princip der Stabilität und des Regresses behalten, welches, weil es alle Perfectibilität ausschlieſst, nur die in sich satte und doch dabei immer mehr abmagernde Vollkommenheit (perfection) ist. Auch in dieser Beziehung ist die deutsch-protestantische Kirche viel besser daran. Weil

Digitized by Google

sie nicht Staatskirche, sondern Landeskirche ist, so haben die Machthabenden im Staat nicht daran denken können, den guten Rath der Zeloten, so oft er sich auch wiederholt hat, zu befolgen, die Rationalisten und Irrlehrer überhaupt, als das schlechte Metall, aus der protestantischen Kirche auszuscheiden, um allein das reine Gold der Rechtgläubigkeit, mithin nur die, welche sich der göttlichen Wahrheit ganz sicher und „vollkommen" bemächtiget haben, zu behalten — eine Untersuchung, zu welcher freilich mehr Kritik gehört, als die Vernunft des ganzen deutschen Volkes aufbringen kann, welches daher auch mit dem Irrthum Geduld getragen und dafür desto mehr die Mängel in denen, welche sich ausschliefslich fromm und rechtgläubig dünken, in Erwägung gezogen hat. Die deutsch-protestantische Kirche hat alle dissentirenden Elemente in sich, und sie hat wohlgethan, sie in sich zu behalten; dieser Reichthum ist kein geringer Vorzug der protestantischen Kirche und durch die Union der Lutheraner und Reformirten bei uns ausdrücklich declarirt und anerkannt. Man kann daher dieser Union ganz wohl zugethan sein und doch der Union mit der englischen Kirche, welche papistisch intolerant ist und keine Gegensätze der Lehre in sich duldet, widersprechen. Was die edelste Frucht davon gewesen, ist, dafs sich ein schöner Kampf, ein reges geistiges Leben daraus entwickelt hat, durch welches die Theologie in Deutschland zu der bedeutendsten in der ganzen christlichen Welt geworden ist. Auf seine einfache Formel zurückgeführt, heifst dies so viel, als: dies ist die Macht des protestantischen Princips gewesen, welches in keinem Lande sich so, wie in Deutschland, in seiner Reinheit und Freiheit erhalten hat. Von der entgegengesetzten Erscheinung in der anglicanischen Kirche ist die Folge gewesen, dafs ihr die Dissenters längst über den Kopf gewachsen sind; eine wissenschaftlich so verarmte Kirche hat auch die Mittel nicht in sich, solcher Gefahr gegenüber sich auf die Länge zu behaupten, wie sehr sie sich auch auf den Staat verlassen mag. Diese Theologie, obgleich im Reich der Wissenschaft keiner Beachtung werth, kann sich jetzt nur noch damit beschäftigen, theils sich an ihrer eigenen Armuth zu ergötzen und sich darin zu bespiegeln, theils von ihrem beschränkten Standpunct die Theologie in Deutschland zu meistern und anzuklagen. Beide Gesichtspuncte sind zutreffen einerseits bei Herrn Eduard Mahon Ro Esq. (The church, her schools and her clergy. L 1842.), der den Glanz der anglicanischen Kirche Theologie verkündet, andererseits bei dem in je Werk sehr belobten Hugh James Rose (Discours the state of the protestant religion in Germany), cher Hauscaplan des Herrn Erzbischofs von Ca bury war und auch unter uns bekannt geworden durch seine heftigen Ausfälle auf die deutschen T logen und besonders auf die Rationalisten in H Dasselbige Geschäft ist nach dessen Tode fortge worden durch Herrn Mill, der gleichfalls Caplan Herrn Erzbischofs von Canterbury ist und mit der lichst gröfsesten Unkenntnifs nicht nur gegen ve dene Theologen in Deutschland, sondern auch Schelling und Hegel zu Felde geht. (Observatio the attempted application of pantheistic principl the theory and historic criticism oft the gospel bridge. 1841. 8. Vergl. die Beurtheilung dieses in diesen Jahrb.) Die englische Kirche hat sich das Recht vorbehalten, Gebräuche anzuordne Glaubensstreitigkeiten zu entscheiden nach der S aber sie hat sich seit langer Zeit nur mit der negativen Haltung, wie gegen die Dissenter, beg ohne grofse rituelle oder dogmatische Bestimmu ausgehen zu lassen; so ist sie auch von dieser S längst ohne alle Geschichte. Das Streben, alle der Lehre und dem Cultus gleich und glatt u chen, streng nach dem Buchstaben der Liturgie eines Symboles zu denken, ist wohl einer politis Ansicht und Analogie gemäfs, aber nicht der fre christlichen Gesinnung conform. Auch unsern schen Politicis leuchtet das leicht als wünschens und nothwendig ein, dafs ein Glaubensbekenntni die protestantische Kirche sein möchte, was ein gerliches Gesetzbuch für die Gerichte, um so ein ste und sichere Controle über die Lehre zu gewi Für uns würde das der Tod der geistigen Fre und alles wissenschaftlichen Lebens sein. Durch ganze, längst veraltete, eigensinnig festgehaltene richtung des Universitätswesens ist in England hi chend verhütet, dafs über den Buchstaben hinaus Geist vorgedrungen werde. Damit das Denken frühzeitig in die vorgezeichneten Falten lege, mü

Digitized by Google

mündige Kinder sich zur Universität einschreiben sen und die 39 Artikel und das Bekenntnifs des niglichen Supremats unterzeichnen, wobei offenbar eine richtige Erkenntnifs ihres Inhaltes nicht gemet ist. Bei dem bisherigen Zustande des Volksulwesens wollen wir hier nicht verweilen. (Interesse Notizen finden sich darüber in den Blättern für Unterh. 1842. No. 85 u. 86.) Nimmt man nur dazu, dafs aus politischen Gründen selbst die digten vorzulesen sind, wobei kein geringer Vorist, dafs man zu solchem Zwecke auch alte und de gebrauchen kann, dafs gesetzlich auch Bann, henzucht und Kirchenbufse zur Anwendung kom, die letztere jedoch für Vornehme mit Geld abufen, dafs die niedere Geistlichkeit im Vergleich der höheren sich in einem beklagenswerthen Zude befindet, der Mifsbrauch mit geistlichen Aem, Sinecuren und die merkantilische Beitreibung Zehnten und Kirchensteuer ohne Verbesserung t, so mufs man auf der Seite der Dissenter nicht den tieferen Gehalt der Lehre und den gröfseren thum an wahrer Religionserkenntnifs, sondern die Macht erkennen zu einem Fortschritt, der de die sich ihm widersetzen, zuletzt nur verderblich kann.

Nach dieser nur flüchtigen Darlegung des Unterdes der anglicanischen und deutsch-protestantiKirche wird der geneigte Leser schon selbst theilen, was es mit den Versicherungen des Herrn ischofs von Canterbury, welcher für seine KirVollkommenheit in Anspruch nimmt und mit den fsungen der englischen Blätter, welche schon Anstalten zur Bekehrung und Vereinigung träu auf sich habe und wie die letztere an einem igen Princip ihr unübersteigliches Hindernifs hat.

Dr. Marheineke.

N. S. So eben, nach Abschlufs dieser Beurtheiherhalten wir noch eine kleine Schrift von grofser tung, unter dem Titel: Das anglo-preufsische von St. Jacob zu Jerusalem — eine anonyme ft, in der wir einen der ersten Theologen Deutsch zu erkennen glauben.

Dr. M.

LXX.

Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. Auctore Adolpho Guilelmo Otto. Accedunt CL. imagines XXX. tabulis inscriptae. Vratislaviae, sumptibus Ferd. Hirt.* 1841. *fol. max. XX et* 335 *p. Auch unter dem Titel: ***Museum anatomico-pathologicum Vratislaviense. Auctore A. G. Otto cet.***

Den Beschreibungen der 600 menschlichen und thierischen Mifsgeburten des anatomischen Museums der Universität zu Breslau hat der Hr. Verf. eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher er sich über die Eintheilung, Benennung und über die Ursachen der Mifsbildungen ausspricht.

Die Nothwendigkeit einer Klassification wird anerkannt, weil sie in der Natur begründet ist; aber auch die grofse Schwierigkeit wird nicht geleugnet, denn sie tritt noch viel mehr bei den Mifsgeburten, als bei normal gebildeten Naturkörpern, hervor. Es kommen häufig abnorm gebildete Geschöpfe vor, an welchen so verschiedenartige Mifsbildungen vorhanden sind, dafs sie in keiner Abtheilung oder Klasse gut unterzubringen sind, und in solchen Fällen mufs die am stärksten vorherrschende und am meisten in die Augen fallende Mifsbildung bestimmend sein.

Nach dem äufsern Habitus theilt der Hr. Verf. die von ihm beschriebenen Mifsgeburten in drei Klassen, nämlich in Monstra deficientia, abundantia und Monstra strictiore sensu deformia. Jede Klasse enthält als Unterabtheilungen Ordnungen, und die erste und dritte Ordnung der ersten Klasse, so wie die erste Ordnung der zweiten Klasse, sind wieder in Genera getheilt. In diesen drei Klassen sind allerdings alle Mifsbildungen unterzubringen, und es ist die Klippe vermieden, auf die man stöfst, wenn man nur zwei Klassen (Monstra simplicia et duplicia) annimmt, nämlich der Zweifel, ob eine Mifsgeburt mit einer überzähligen Gliedmafse zu den Doppel-Mifsgeburten oder zu den einfachen zu zählen ist.

Was die Benennungen der Mifsgeburten betrifft, welche in dem vorliegenden Werke gebraucht sind, so hat der Hr. Verf. theils die länger bekannten und angenommenen beibehalten, theils die von mir vorgeschlagenen Namen, mit einigen Abänderungen, gebilligt.

Digitized by Google

Ueber die Ursachen zur Entstehung der Mifsbildungen sind bekanntlich sehr verschiedenartige und mitunter sehr wunderliche Ansichten aufgestellt worden, unter welchen das sogenannte Versehen der Schwangeren oben an stand. Otto verwirft diese Ansicht als absurd, und zwar mit allem Recht, denn es ist bekannt, dafs die Mifsbildungen mit den Gegenständen, an welchen sich Schwangere versehen haben sollen, oft nicht die mindeste, oft kaum eine entfernte Aehnlichkeit haben. Ja wir können nicht einmal mit Sicherheit nachweisen, ob überhaupt die auf das Nervensystem deprimirend wirkenden äufsern Schädlichkeiten auch eine Rückwirkung auf den in der Entwickelung begriffenen Fötus haben. Die mechanischen Schädlichkeiten, wie Schläge, Stöfse u. dgl., welche Schwangere zufällig erlitten haben, läfst der Hr. Verf. auch nicht als Ursachen der Mifsbildungen gelten, weil jene entweder nur die Mutter allein treffen, oder den Tod der Frucht und den Abortus zur Folge haben. Nur einige Bildungsfehler können nach seiner Meinung mechanischen Ursachen zugeschrieben werden, namentlich Verkrümmungen und Umdrehungen der Wirbelsäule, indem der Uterus auf einen kranken oder unvollständig entwickelten Theil derselben drückt, oder tiefe Einschnürungen durch die umgeschlungene Nabelschnur, oder völlige Abschnürungen der Glieder durch abnorme plastische Fäden (diese letzteren hält Ref. nicht für plastische d. h. durch Entzündung erzeugte Fäden, sondern für ungelöste Verbindungen mit der innern Eihaut, mit welcher der Fötus ursprünglich eng verbunden war). Den Mangel *einer* Nabelarterie oder bei Zwillingsmifsgeburten selbst *einiger*, auf welchen Manche ein grofses Gewicht gelegt haben, hält der Verf. auch nicht für eine Ursache bestimmter Mifsbildungen, weil dieser Mangel nicht bei allen Mifsgeburten gleicher Art und weil er selbst bei regelmäfsig gebildeten Früchten bemerkt wird.

Indem endlich der Hr. Verf. sich gegen Meckel's Ansicht von einem Uebermafs, einem Mangel oder einer Verirrung des Bildungstriebes, als die nächsten Veranlassungen zu Mifsbildungen, erklärt, glaubt er vielmehr, dafs gewisse Krankheiten, an welchen der Fötus, oder einzelne Theile desselben, in einem frühern Lebensalter litt, die meisten Mifsbildungen, mit Ausnahme der Mifsgeburten mit überzähligen Thei verursachen. Solche Krankheiten sollen, je nach Verschiedenheit des Alters des Fötus, bald ein O oder ein ganzes System mehr oder weniger erg bald die Entwickelung desselben verzögern, bald fse, Form, Lage, Verbindung und Structur a schiedene Weise verändern können. Auf die liefse sich auch die grofse Aehnlichkeit vieler burten erklären, was auf andere Weise nicht hen könne. Obgleich es der Krankheiten, an der entstehende Embryo leiden könne, viele schiedene giebt, so sollen doch keine Kr häufiger vorkommen und keine so grofse Ve tungen erzeugen, als die Krankheiten des systems. Zu diesen, am häufigsten vorkom Krankheiten rechnet der Hr. Verf. die W der Gehirnhöhlen und des Rückenmarks; teneren die Wassersucht der Gehirn- u marks-Häute. Bei einem solchen krankha fensein des Nervensystems leide nicht nur dern es würden auch alle von ihm abhäng in Mitleidenschaft gezogen. So entsteht Ansicht eine *kopflose Mifsgeburt*, wenn Theil des im Entstehen begriffenen Rück sich zum Gehirn bilden sollte, durch W ausgedehnt wird, dafs er reifst, und Rückenmark durch diese Krankheit z durch Zusammenziehung vernarbt, de auch von dem oberen Theile des Ru mit dem Kopfe. Wenn aber diese K später nur den vorderen Theil des G so entstehen die Mifsgeburten *ohne unvollständigem Gesicht.* War das G drei Blasen getheilt und die vordere n beiden Hemisphären gesondert, so bew seranhäufung in den beiden vorderen *clopie.* Findet die Wasseransammlung später Statt, so entstehen den cyclopisch und Mifsgeburten *ohne Augen* und *mit zu gen.* Eine mäfsige Wassersucht der dritt blase (des 4ten Hirnventrikels) scheint Mi *ohne Unterkiefer*, oder *mit zu kleinem U* solche, *deren Gehörorgane mangelhaft* wirken.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

...strorum sexcentorum descriptio anatomica. ...uctore Adolpho Guilelmo Otto.

(Schluſs.)

Die *hemicephalischen Miſsgeburten* sollen dann ...stehen, wenn die Hirnhöhlenwassersucht in dem ...on mehr ausgebildeten Gehirn sich bildet und wenn ...rch die groſse Menge des Wassers das Gehirn zer... ...st und dann mehr oder weniger vernarbt. Entsteht ...geringere Wasseranhäufung, so werden nur einige ...ile des Gehirns ausgedehnt, durch Lücken im Hirn... ...del hervorgedrängt und es bildet sich der *Gehirn...serbruch.*

Durch die später und weniger rapid entstandene ...ersucht der Gehirnhöhlen wird der *Wasserkopf* ...gt. Mit dem Gehirnleiden entstehen auch oft ...kenmarks-Krankheiten, und namentlich entsteht die ...kenspalte (spina bifida), wenn bei vorhandener Was...ucht das Rückenmark zerreiſst. Bei geringeren ...ectionen des Rückenmarks entstehen Miſsgeburten ...mangelhaftem Rumpfe und *mangelhaften Glied...en.*

Die hier angeführte Ansicht des Hrn. Vfs., daſs ...ersucht des Gehirns und Rückenmarks zu vielen ...bildungen Veranlassung ist, hat allerdings einen ...n Grad von Wahrscheinlichkeit, und Rudolphi ...ch diese Ansicht schon früher in Hinsicht auf die ...tehung der Hemicephalie aus. Bei der Entstehung ...cyclopischen Miſsgeburten spielt die Gehirnwasser... ...t unstreitig eine Hauptrolle, aber die von Huschke ...gewiesene Genesis des Auges darf hierbei nicht ...nehen werden, denn die Wassersucht der vordern ...hirnblase hindert zunächst die Entstehung des Ge...hsorgans, und da dieses fehlt, so sind auch die Au... nicht von einander getrennt. Bei den ausgebilde... Miſsgeburten ohne Unterkiefer ist zwar kein Zei... en einer früher vorhanden gewesenen Wassersucht der hinteren oder dritten Gehirnblase mehr bemerkbar, aber das 5te, 9te und 12te Gehirn-Nervenpaar sind stets sehr mangelhaft, und es ist daher wohl möglich, daſs ihre mangelhafte Beschaffenheit durch Wassersucht verursacht wird.

Hr. O. macht nun auch noch darauf aufmerksam, daſs im Allgemeinen mehr weibliche Miſsgeburten vorkommen, als männliche, weil das weibliche, zartere Geschlecht überhaupt mehr zu Krankheiten disponirt. Er fand unter 473 Miſsgeburten, deren Geschlecht bestimmt werden konnte, 270 weibliche und nur 203 männliche. Dieses Verhältniſs findet aber nicht bei allen Gattungen von Miſsgeburten in gleicher Art Statt, denn so wie nach der Geburt beim weiblichen Geschlecht andere Krankheiten vorkommen, als beim männlichen, so geschieht dies wahrscheinlich auch vor der Geburt. Von 69 hemicephalischen Miſsgeburten gehörten 47 dem weiblichen und 22 dem männlichen an; unter 173 Miſsgeburten mit mangelhaftem Kopfe waren 110 weibliche und 63 männliche. Ferner fanden sich unter 142 Miſsgeburten mit überzähligen Theilen 88 vom weiblichen und 54 vom männlichen Geschlecht. Bei Miſsgeburten mit Spaltungen in der vorderen Mittellinie war aber das männliche Geschlecht mehr betheiligt, denn unter 50 waren 33 männliche und nur 17 weibliche.

Auch die vermehrte Zahl der Früchte in *einer* Schwangerschaft trägt zur Entstehung von Miſsbildungen bei, wovon mehrfache Beispiele angeführt sind.

Zur weiteren Erläuterung der vom Hrn. Verf. gebrauchten Klassification möge hier eine Uebersicht folgen.

Classis I. Monstra deficientia.

Irgend ein äuſserlich sichtbarer Theil fehlt. Nach den drei Haupttheilen des Körpers zerfällt die Klasse in drei Ordnungen; nämlich:

Digitized by Google

Ordo I. Monstra perocephala. Der Kopf oder ein Theil desselben fehlt; am Gehirn und Hirnschädel zeigen sich Spuren der Wassersucht.

Genus I. Monstra acephala; Kopf und Gehirn fehlen, am oberen Ende des Rumpfes ist Vernarbung. Es ist nur eine menschliche Mifsgeburt beschrieben, denn die zweite dahin gezählte Mifsgeburt ist eher eine rumpf- und gliederlose zu nennen. Diese ist abgebildet.

Genus II. Monstra hemicephala; das Schädeldach und Gehirn fehlen entweder ganz oder zum Theil. Hiervon sind 61 Fälle beschrieben, und vier davon abgebildet, und zwar 60 menschliche Mifsgeburten (darunter ein Zwillingspaar) und ein hemicephalisches Entchen.

Genus III. Monstra hydrencephalocelica. Von dem hydropischen Gehirn sind einzelne oder mehrere Theile durch Löcher des Hirnschädels hervorgedrängt. Hierher gehören 13 menschliche Mifsgeburten (wovon drei abgebildet sind) und 11 von Thieren, nämlich 9 von Säugethieren (Schwein, Katze, Schaf, Kalb) und 2 von Vögeln (Huhn, Gans).

Genus IV. Monstra aprosopa et microprosopa. Das Gesicht fehlt ganz, oder es ist sehr mangelhaft. Von Mifsgeburten ohne Antlitz ist eine vom Menschen, zwei sind vom Schwein (mit einer Abbildung), 3 vom Hunde und 7 von Schafen (mit 4 Abbildungen). Mit zu kleinem Gesicht ist eine vom Menschen, die auch abgebildet ist, 3 sind von Hunden, 3 von Schafen, 4 von Schweinen, ein Sperling, ein Huhn, eine Gans, 13 von Karpfen, eine Plötze und ein Hecht.

Genus V. Monstra anommata et microphthalma. Die Augen fehlen, oder sie sind sehr klein. Hiervon sind 8 menschliche Mifsgeburten beschrieben (mit 2 Abbildungen), ein Hund und ein Kalb; ein Kalb mit zu kleinen Augen.

Genus VI. Monstra cyclopica. Ein vollständiges oder unvollständiges, mehr oder minder doppeltes Auge in der Mittellinie, oder zwei Augen in einer Augenhöhle; die Nase fehlt, oder sie ist durch einen Rüssel repräsentirt. Von dieser Gattung sind 45 Fälle beschrieben, davon kommen 8 auf den Menschen (mit 2 Abbildungen), 2 auf den Hund, 15 auf das Schwein (mit einer Abbild.), 14 auf das Schaf, 4 auf das Rind; dann ist eine Taube (mit Abbildung) und ein Huhn beschrieben.

Genus VII. Monstra agenya et microgenya. Unterkiefer fehlt, oder er ist viel zu klein, Ge und Mundöffnung ebenfalls zu klein, Nasen- und M höhle sind hinten verschlossen, die Ohren unten schmolzen, der Hals kropfartig. Diese Gattung Mifsgeburten kommt am häufigsten bei Schaafen denn es kommen unter 27 beschriebenen Fälle auf dieses Thier (mit einer Abbildung), zwei sind Kälbern, eine vom Schwein und eine vom Mensc

Ordo II. *Monstra perocorma.* Die Wirbel ist kurz, oder wirklich mangelhaft, einige oder rere Nervenpaare des Rückenmarks fehlen.

In dieser Ordnung, die weiter keine Gatt enthält, sind nur thierische Mifsgeburten besch aber keine abgebildet; es sind nämlich 13 Kälb mangelhafter Wirbelsäule, 2 Hunde und ein Kalb Schwanz, und ein Karpfen ohne Schwanzflosse.

Ordo III. *Monstra peromela.* Einzelne oder Gliedmafsen fehlen ganz, oder theilweise, oder si zu klein.

Genus I. Monstra apoda. Alle Gliedmafsen len. Ein hierher gehörendes Kind ist beschrieb abgebildet.

Genus II. Monstra perochira. Die oberen mafsen fehlen, oder nur eine fehlt, oder sie sind gelhaft gebildet. Es sind 13 menschliche Mifsg ten mit mangelhaften oberen Gliedmafsen beschr und acht davon abgebildet; dann folgt die Besch bung eines Mannes und einer Frau, welchen b der Mittelfinger fehlte, jenem an der rechten, d an der linken Hand (hierzu eine Abbildung). F sind 5 Hunde (2 abgebildet), 2 Katzen, 1 Frosch gebildet) mit mehr oder weniger mangelhaften derbeinen und ein Puter nebst einem Huhn mit gelhaften Flügeln beschrieben. An diese reihen die Beschreibungen von vier menschlichen Mifsg ten (wovon zwei abgebildet), bei welchen die und unteren Gliedmafsen mangelhaft waren.

Genus III. Monstra peromela. Das Fehlen der unteren Gliedmafsen, oder nur einer, oder die gelhafte Bildung derselben bezeichnet diese Ga Von den beschriebenen 19 Mifsgeburten fehle keiner beide untere Gliedmafsen, was in der re Sammlung auffallend ist, indem diese Mifsbildung so selten vorkommt. Die bei dem Menschen schliefslich vorkommende Sirenenbildung hat de

Digitized by Google

fasser in 6 Fällen hier beschrieben (zwei abgebil-), obgleich Andere sie zu den Verschmelzungsbil-gen rechnen. Noch 7 andere menschliche Mifsge-ten mit mangelhaften unteren Extremitäten sind chrieben und unter diesen ist eine, bei welcher die hte untere Gliedmafse fehlt, die aber zwei linke . Vom Schwein, der Katze, der Maus und vom sch sind noch 6 hierher gehörende Fälle mitge-ilt und drei abgebildet.

Classis II. Monstra abundantia.

Der Charakter dieser Klasse besteht darin, dafs rzählige Theile vorhanden sind. Sie enthält drei hungen.

Ordo I. *Monstra ex aequalibus coalita.* Zwei mlich) gleich grofse Fötus sind verbunden, und ar um so inniger, je früher die Verschmelzung statt-d. Im Allgemeinen scheine die Verschmelzung in t ersten Bildungszeit des Fötus, wo die Keimanla-n auf dem Keimbläschen entstehen, zu geschehen, ir kämen auch die meisten Verbindungen an der chseite vor, weil diese am längsten offen bleibt. t diesem Grunde verbänden sich auch die später tehenden Eingeweide gleichartig unter einander, m die Kräfte der Anziehung und Abstofsung von en Theilen gleichartig wirkten, und die meisten chmolzenen Mifsgeburten hätten nur einen Nabel-ng und ein Nabelbläschen.

Genus I. Monstra partibus mediis coalitis, supe-ibus et inferioribus divisis. Die Verschmelzung m der Brust, am Bauche, oder am Becken, oder rschiedenen Stellen zugleich. Es sind 16 mensch-e und 2 Kalbs-Mifsgeburten beschrieben und die rmen Hände einer Mifsgeburt abgebildet.

Genus II. Monstra partibus superioribus coalitis, ioribus divisis. Die Verbindung findet nur am fe, oder am häufigsten vom Kopfe bis zum Nabel t. Von dieser Gattung sind im Ganzen 51 Mifs-rten beschrieben, nämlich 10 vom Menschen, 20 Schaf, 5 von der Katze, 4 vom Haasen, 2 vom rein, 1 von der Ziege und 1 vom Hunde; dann m Huhn und 1 von der Ente. Unter den mensch-n Mifsgeburten ist eine sehr selten vorkommende, lich zwei an den Hirnschädeln verbundene Fötus dach's V. Form). Nur zwei Abbildungen gehören ieser Gattung.

Genus III. Monstra partibus inferioribus coalitis, superioribus divisis. Die Verschmelzung oder die Ver-doppelung geht stufenweise vom Becken bis zum Kopfe.

Es sind 49 Fälle hier beschrieben, nämlich 8 vom Menschen, 16 vom Rinde, 13 vom Schafe, 5 von der Katze, 1 vom Pferde, 2 von der Taube, 2 vom Haus-huhn, 1 von der Gans und 1 von Fulica chloropus. Auch diese Gattung ist nur durch 5 Figuren erläutert.

Ordo II. *Monstra ex inaequalibus congenita.* Ein gröfserer Fötus ernährt und trägt mehr oder weniger Theile eines kleineren (Parasiten). Der Hr. Verf. hat hierher auch alle die Fälle gebracht, wo ein zwei-ter, unvollständiger Unterkiefer mit einer kleinen Zunge, oder wo einzelne überzählige Gliedmafsen vor-handen sind. Ref. würde die meisten dieser Fälle in die folgende Ordnung (monstra luxuriantia) gebracht haben, denn es ist kaum anzunehmen, dafs zur Erzeu-gung eines solchen peripherischen Theiles eine dop-pelte Keimanlage erforderlich ist, wenn die einzelnen Gliedmafse nicht den ganzen Körper repräsentirt, oder wenn nicht auch zugleich Rumpftheile vorhanden sind.

Zu dieser Ordnung sind 45 Fälle gezählt, näm-lich 2 vom Menschen, 11 vom Schaf, 1 vom Rind, 1 vom Schwein, 1 von der Katze, 14 vom Haushuhn, 4 von der Taube, 5 von der Ente, 5 von der Gans und 1 von Fulica atra; 9 Figuren gehören hierher.

Die bei Schafen nicht selten, und so viel ich weifs nur bei diesen Thieren vorkommende Mifsbildung, wo nämlich unter einem Ohre eines sonst regelmäfsig ge-bildeten Thieres ein Rudiment des Unterkiefers und der Zunge enthalten ist, findet sich in dem Breslauer Museum sechsmal. In einem Falle war die Mifsbil-dung von der Mutter vererbt. Ein anderer, sehr sel-ten beobachteter Fall ist der, wo in dem Hirnschädel eines Thieres eine überzählige Gliedmafse wurzelt; hier fand sich dies bei einem Lamme.

Ordo III. *Monstra luxuriantia.* Die hierher zu zählenden Mifsbildungen sind nicht aus zwei ursprüng-lichen Keimen, sondern aus einer Wucherung oder ver-mehrten Bildungskraft äufserer Theile entstanden, wie es auch bei Pflanzen vorkommt. Eine scharfe Grenze zwischen dieser und der vorhergehenden Ordnung ist nicht zu ziehen.

Die hier beschriebenen 40 Fälle von Mifsbildun-gen betreffen zum Theil doppelte Gliedmafsen, über-

Digitized by Google

zählige Finger oder Zehen, theilweise Verdoppelung des Schwanzes und ein drittes äufseres Ohr.

Vom Menschen sind 16, vom Schwein 5, vom Schaf 2, vom Rind I, vom Haushuhn 1, von der Taube 1, von der Eidechse 2, vom Gerko 1, vom Frosch 1, von Siren pisciformis 1, von Cyprinus auratus 3 und vom Krebs 6 Beobachtungen mitgetheilt und durch 23 Figuren erläutert.

Classis III. Monstra sensu strictiori deformia.

Diese Classe enthält Mifsbildungen, an welchen weder Mangel, noch Ueberflufs bemerkt wird. Sie enthält 4 Ordnungen.

Ordo I. *Monstra fissione deformia.* Der Herr Verf. spricht die Ansicht aus, dafs die Entstehung dieser Mifsgeburten von gewissen Krankheiten abzuhängen scheine, wodurch die in einem frühen Lebensalter des Fötus bestehenden Spaltungen an der vorderen und hinteren Mittellinie des Körpers theils auf mechanische Weise, theils durch verzögerte Entwickelung zurückbleiben. Ref. hat in vielen Fällen die Beobachtung gemacht, dafs an den Rändern der Spalte eine für die Entwickelungsstufe des Fötus noch ungewöhnliche Verbindung mit der innern Eihaut besteht, wodurch nicht allein die Spalten offen erhalten werden, sondern wodurch auch der Körper die mannigfachsten Verdrehungen erhält.

Es sind 59 hierher gehörende Beobachtungen (mit 11 Figuren) mitgetheilt, nämlich 43 vom Menschen, 10 vom Rinde, 3 vom Schafe, 1 von der Katze und 2 vom Haushuhn.

Unter diesen gehört zu den selteneren Fällen: das Vorliegen des Herzens am unteren Theile des Halses bei einem Lamme; dann die nicht in der Mundhöhle liegende, sondern durch eine Spalte an der Kehle hervorgetretene Zunge bei einem Huhn, was mit dieser Mifsbildung fast 2 Monat gelebt hatte.

Ordo II. *Monstra coalitu singularum partium deformia.* Ueber die Entstehung dieser Mifsgeburten sagt der Hr. Verf., dafs die unregelmäfsig gebildeten Theile nicht zur gehörigen Entwickelung zu gelangen, sondern auf einer früheren Bildungsstufe zu verharren scheinen, wovon die Ursachen oft sehr dunkel sind.

Die hier beschriebenen Fälle sind Kloakbildung und nicht getrennte Finger oder Zehen, welche eben so gut mit der folgenden Ordnung vereinigt liefsen. Von 11 Beobachtungen betreffen 9 den Menschen und 2 das Schwein, wozu 11 Figuren gehören.

Ordo III. *Monstra atresia deformia.* Es sind nur vier Beobachtungen (mit 2 Figuren) mitgetheilt, wovon drei nicht durchbohrte äufsere Ohren oder enge Gehörgänge (1 vom Menschen, 2 vom Schwein) betreffen, und ein Fall bei einem Kinde, dem der Anus fehlt.

Ordo IV. *Monstra morbis manifestis deformia.* Die hier beschriebenen Mifsbildungen waren durch gehende Krankheiten veranlafst: Innerer und äufserer Wasserkopf, Hautwassersucht, Rhachitis, Verkrümmung der Glieder, Zellgewebekrankheit, Hygroma, Encephalocom, Struma cystica und Tumor cysticus. Es sind im Ganzen 40 Beobachtungen, wovon 28 den Menschen, 7 das Rind, 2 das Schaf und 2 den Hund betreffen (mit 5 Figuren). Ein Fall ist hier noch beschrieben, der eigentlich nicht hierher gehört, nämlich die Verschlingung der Nabelschnüre bei neugeborenen Kätzchen, was der Herr Verf. sich nicht zu erklären weifs.

Ich glaube die Sache verhält sich ganz einfach so: Bei der Geburt folgen die jungen Kätzchen rasch auf einander, so dafs die Mutter nicht Zeit hat, jedesmal die Nabelschnur abzubeifsen, ehe ein anderes folgt. Die noch mit der Nachgeburt zusammenhängenden Kätzchen kriechen über einander hinweg, wobei dafs sich die Nabelschnüre verschlingen und durch die zusammengedrehten Eihäute so verwickeln, dafs sie einen unauflöslichen Knoten bilden. Ich habe in vielen Fällen der Art gefunden, dafs Stroh mit in den Eihäuten eingeschlossen war, wodurch die gegebene Erklärung noch wahrscheinlicher wird.

In einem *Anhange* sind noch drei hemicephalische menschliche Mifsgeburten, ein Lamm ohne Unterkiefer und eins mit mangelhaften Gliedmafsen beschrieben.

Das ganze Werk zeugt von grofsem Luxus, obgleich der Preis (55 Thlr.) auch so ansehnlich ist.

Gurlt.

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

LXXI.

Crédit et de la Circulation, par Auguste Cieszkowski, Dr. en philosophie. Paris chez Treuttel et Würtz. 314 *pag.*

Unsere Zeit ist eine Epoche der Gährung in der Privat-Wirthschaft und in der öffentlichen Wirthschaftslehre. Wer sich nicht blos mit den herkömmlichen Theorien in dieser Wissenschaft begnügt, dieselbe nicht für geschlossen hält, und sie vielmehr als eine freie Wissenschaft der Forschung ansieht, für den ist es hierüber keinen Zweifel mehr. So abgenutzt auch in mancher Hinsicht die neuesten Systeme der Völkerbeglückung sind, und so gefährlich die Grundsätze und vorgeschlagenen extremen Neuerungen auch erscheinen, so sind sie doch als Zeichen der Umgestaltung in der Zeit von aufserordentlicher Wichtigkeit und enthalten viele schlagende Wahrheiten, die man von vorn herein gern als Unwahrheiten verwirft, weil man sich vor ihren Consequenzen fürchtet. In diesem Verhältnisse scheinen uns die Systeme der Socialisten, Chartisten, St. Simonisten, Phalangisten und Communisten zu stehen, und einer sehr ernstlichen Betrachtung im hohen Grade werth zu sein. Die Ursache ihrer Entstehung und die Gegenstände ihrer Kritik liegen in der Ungleichheit und Unsicherheit der gegenwärtigen Vertheilung des Vermögens und Einkommens und in dem Mangel an Vergesellschaftung der gewerblichen Stände, Interessen und Kräfte. Das *volkswirthschaftliche* Grundgesetz der Vergesellschaftung ist ein in der Natur des Menschen liegendes, wie *das staatliche*. Dasselbe manifestirt sich in den mannigfaltigsten Formen, je nach den Fortschritten des volks- und staatswirthschaftlichen Bewufstseins der Völker und der Volksstände, wie das staatliche nach feststehenden Gesetzen organischer Fortbildung. Ein jedes Entgegenhandeln gegen dasselbe durch die Gesetzgebung und durch die volkswirthschaftliche Einrichtung des Gewerbsbetriebes führt zur gefährlichsten Auflösung in der Volkswirthschaft, wie ein Entgegenhandeln gegen das staatliche im Staatsleben. Eine Geschichte dieser volkswirthschaftlichen Vergesellschaftung vom ältesten Kastenwesen über die Hermanien und Markgenossenschaften, über die Zünfte und Innungen und über die Handelsgesellschaften hinweg bis zu unseren jetzigen Actiengesellschaften einerseits und zu der egoistischen Vereinzelung anderseits, — eine Geschichte, die wir ebenfalls nicht besitzen, — müfste dies beweisen. Diese grofse historische Wahrheit, gar nicht erkannt von den unbedingten Gegnern aller Innungsverbände überhaupt, aber auch historisch keineswegs begründet durch unsere genannten neuesten Völkerbeglücker, liegt als eine Art von Ahnung allen neuen Systemen der Vergesellschaftung zum Grunde und giebt denselben, trotz ihrer Wunderlichkeiten und Albernheiten, einen festen Boden in der Gegenwart, welchen man vergebens läugnen will.

In engstem ursachlichem Zusammenhange mit diesen volkswirthschaftlichen Umbildungssystemen steht eine andere Klasse der neueren politischen Oekonomen, nämlich diejenige, welche die Vergesellschaftung auf die ganz moderne Grundlage des Credits bauen, und in verschiedenen Formen und Combinationen des Banksystemes das volkswirthschaftliche Heil erblicken; denn sie versuchen eine Vergesellschaftung der Vermögensquellen und der Interessen der gewerblichen Stände in Banksystemen. Hierher rechnen wir die Vorschläge des Baron Corvaja, des Herrn A. L. Rambach und Anderer, und, wie sich von selbst versteht, das Bankproject der St. Simonisten.

Obschon wir nun weit entfernt sind, den Herrn Grafen Cieszkowski unter jene erst genannte Klasse von politisch-ökonomischen Umbildnern zu zählen, und obschon derselbe auch nur in einer mehr entfernten

Digitized by Google

Beziehung zu dieser letzteren Klasse steht, so ist doch wohl das vorliegende Buch den Umbildungsvorschlägen, welche auf den Credit und das Banksystem basirt sind, beizuzählen. *Seine Vorschläge sind, gemäfs den acht Hauptstücken, aus welchen das Buch besteht, kurz gefafst, folgende:*

„Der Credit ist die Umwandlung der stehenden Capitalien in umlaufende, und der gebundenen Capitalien in ungebundene (S. 5.)". Der Credit beginnt im Laufe seiner Entwickelung als ein *passiver*, und zwar wird er nicht weiter benutzt, als bis nicht einmal oder doch höchstens zum Belaufe des Werthes der reellen Unterpfänder. In dieser Eigenschaft findet er seine ausgedehnteste Benutzung in dem Systeme der *Depositenbanken* (S. 5—11). Indessen von da an schreitet er alsbald weiter zu gröfserer Vollkommenheit in seiner Benutzung in den Formen des *offenen Credits*, ist aber dabei immer noch passiv und ein Credit auf Hinterlegung. Hierauf nimmt er die Natur als *activer* Credit an, und zwar in der Form der Emission von Creditpapieren, er emancipirt sich aus der bisherigen Beschränkung im Raume und auf bestimmte Unterpfänder. Dieser Schritt der weiteren Entwickelung zeigt sich im *Wechselbriefe* mit feststehender Verfallzeit. War er vorher ein specialer und Realcredit, so wird er nun ein genereller und schon anfänglich Personalcredit, er nimmt die Gestalt des Versprechens in der Emission an, er ist ein Credit auf Rückzahlung, ein Realisationscredit (S. 11—13). Auf dieser Stufe der Entwickelung schreitet derselbe wieder weiter, er setzt an die Stelle der Emission *besonderer* Versprechungen alsbald jene *allgemeiner* Versprechungen, er wird aus einem individuellen ein Anstaltscredit, aber mit um so strengerer Pflicht der Rückzahlung; die Creditpapiere *auf Verfulltzeit* werden immer mehr solche *auf Sicht*, die Sicherstellung der Inhaber durch den ganzen Besitz macht jener durch einen blofsen Vorbehalt (Reserve) Platz. Die höchste Ausbildung in dieser Gestalt findet der Credit in den *Notenbanken* (S. 14—16). Je mehr derselbe auf diese Weise immateriell und unbegränzt wird, um so unerläfslicher ist der Grundsatz der Rückzahlung. Auf dieser Stufe der Entwickelung steht der Credit heut zu Tage. Sein Fehler und sein Uebelstand liegt darin, dafs er lediglich eine Vorausnahme der Zukunft (une anticipation de l'avenir) ist; denn er hat in dieser Eigenschaft aufgehört, eine Beweglichmachung des stehenden Capitals zu sein, w er seinem Begriffe nach ist und worin mit seiner W senheit seine einzige Vortheilhaftigkeit beruht und steht; er verliert dadurch die Sicherheit, welche durch eine wenigstens vollwerthige Grundlage von terpfändern möglich ist; und er ist dadurch in sei Ausdehnbarkeit und rascheren Entwickelung gehem weil er nur durch fortwährende, jeden Augenblick hende, so sehr lästige und Zeit und Vermögen bende Zurückzahlung gehalten werden kann. „Ex hilo nihil fit", anstatt des Zurückgelegten und der gangenheit macht man jetzt das zu Hoffende und Zukunft zur Grundlage des Credits, man macht Mittel zum Zweck und den Zweck zum Mittel; spielt mit dem Credite und macht ihn zum Mifscre man bewegt sich innerhalb Mangels und Ueberfl an Umlaufsmitteln u. s. w. (S. 17—30.)

Die Aufgabe der Volkswirthschaft in Betreff Credits für die Zukunft ist die Lösung der Antino dafs die wirklichen Unterpfänder, welche er bie kann, nicht umläuflich (circulables) und die Cre Umlaufsmittel nicht auf wirkliche Unterpfänder sind. Sie mufs dégager les valeurs engagées et ger les valeurs dégagées, d. h. die gebundenen We entbinden und die entbundenen Werthe binden, mit anderen Worten, dasjenige, was als festsitzend Vermögen zum Credit reel dienen kann, durch dies beweglich machen und die pfandlosen Creditpapiere Unterpfänder stellen (S. 30). Dazu ist das einz Mittel die Pfandunterlage in Grundeigenthum, d mit der gröfsten Sicherheit verbindet der Grundeig thums-Credit (crédit foncier) in gleichem Grade der gewerbliche (crédit industriel) die Fähigkeit Geschäfte der Erneuerung und des Umlaufs (d'op tions de renouvellement et de roulement), wäh der letztere mehr persönlich und der erstere mehr lich ist. Aber das gebundene Vermögen mufs d den Credit so entbunden werden, dafs es in Umlauf men und eine vollständige und beständige Umläu keit (circulabilité complète et permanente) erh kann. Dies kann nur geschehen, wenn das Uml mittel nicht mehr blofs ein *Zeichen*, sondern wird ein *umlaufendes Unterpfand* wird. Bis jetzt hat das Metallgeld diese beiden Eigenschaften, aber Papiere können ausgegeben werden, welche diese besitzen, nur müssen sie wirkliche Gutscheine (V

Digitized by Google

sein, ausgegeben durch eine allgemeine Credit-, nicht rückzahlbar, aber eben deswegen sins-l. Dadurch wird der offene und passive Credit ɛdit der Emission und activ, der niedergelegte ein umlaufender, der Unterpfandsschein ein ie Verbindlichkeit eine Entbindung, die directe ɔerechnung eine indirecte Zinszahlung (S. 30—51). ıt giebt es nur zweierlei Gattungen von Geldca- (capitaux pécuniaires) im eigentlichen Sinne ɔrtes, nämlich das Zahlungsmittel (numéraire) öffentlichen Papiere. Jenes begreift das Me- ıd Papiergeld, diese aber alle Arten von Bör- cten, deren wesentlicher Charakter das Zinstra-. Ohne Umlauf ist jenes ein todtes Capital, da- ist der Stillstand (stagnation) die wirkliche und liche Rolle der letzteren, wenigstens enthebt das ıgen dieselben der Nothwendigkeit des Umlau- Das eine dieser Capitalien ist ein *statisches*, das ein *dynamisches* (S. 53—57). Es ist nun aber, ler Credit richtig und allseitig benutzt werden ı Zahlungsmittel die statische und dynamische ugleich erhalten soll, nothwendig, dafs eine neue) Gattung von Geldcapital geschaffen werde, die Stelle jener beiden Gattungen zugleich ver- Dies sind *Rentenscheine*, und zwar ausgegeben ıate selbst, denn der Staat ist die einzig geeig- ıd berechtigte Person, welche Umlaufsmittel ı darf, und das Ausgeben von Umlaufsmitteln ine andere Person ist mehr oder weniger mit änden verknüpft. Diese Rentenscheine als Um- tel gewähren die Vortheile der unmittelbaren renden Capitalisirung der Einkünfte durch die ıenden Zinsen, ferner den Nutzen der Spar- und ungskassen und die Wirkungen der Zinszinsen. d Zeichen und Unterpfand zu gleicher Zeit in llkommenheit; sie sind das vollkommenste Um- tel nach Ricardo, denn es besteht blofs aus Pa- ie müssen aber lediglich und völlig auf Grund- m, welches ihren Gesammtwerth stets über- ıasirt und durch dieses garantirt sein; dann ist credit unmöglich, denn ihr Unterpfand ist un- aft (S. 57—67). Als *Normal-Umlaufsmittel* *umlaufendes Normalcapital* leisten sie dem e alle diejenigen Vortheile, welche bisher das smittel und die Börseneffecten getrennt darbo- eint in Einer Form und in weit höherem Grade, sowohl für den Umlauf als auch für Anlage und Speculation, wie eben gerade der Inhaber es wünscht und beabsichtigt. Es wird fortan weder an Capital, noch an Zahlungs- und Umlaufsmittel Mangel oder Ueberflufs sein, denn der Bedarf beschränkt und erweitert ihren Gebrauch in Gegensätzen, und ihre umlaufende oder in Umlauf zu setzende Menge richtet sich zuletzt ganz nach dem Bedarf an Umlaufsmitteln für den Verkehr. Die Krisen im Umlaufsmittel werden durch sie mittelst der Anlage derselben als Capital, und die Krisen im Capital durch ihren Gebrauch als Umlaufsmittel, also gegenseitig, aufgehoben. Diese Rentenscheine werden eben so, wie an die Stelle des Metallgeldes, auch alsbald an die Stelle aller der nicht metallischen Umlaufsmittel, die man jetzt, vorzüglich in Grofsbritannien, hat, treten und diese allmählig ganz aufser Gebrauch kommen. Alle diese vorzüglichen Eigenschaften dieser Rentenscheine bringen es mit sich, dafs der allgemeine Zinsfufs gleichförmig und immer auf dem Zinssatze dieser Rentenscheine bleiben wird, denn ihr Zins wird das Minimum und das Maximum des Zinsfufses zugleich sein; denn der blofse Besitz dieser Rentenscheine sichert schon den Empfang ihres Zinses. Das Capital nicht an und für sich, sondern das Einkommen ist im Verkehre das Wesentliche und was man erstrebt, und zudem kann jeder Besitzer diese Rentenscheine durch Verkauf augenblicklich in anderes Capital verwandeln und dabei auch die kleinsten Zinsdifferenzen discontiren (S. 67—90).

Um nun aber alle diese angegebenen Vortheile zu gewähren, dazu bedarf dieses neue Umlaufsmittel einer durchgreifenden Organisation. An der Spitze mufs der Staat stehen (aus denselben Gründen, warum derselbe auch die Domainen-, Forst- und Regalienwirthschaft u. dgl. treibt, auch andere Thätigkeiten im Verkehre zum Vortheil der Gesammtheit übernimmt) und der Staat wird durch diese Einrichtung, wie Law schon gefordert hat, künftig nicht mehr Credit *nehmen*, sondern *geben*. Der Staat stellt eine Creditanstalt für die ganze Einrichtung auf, und, da auch diese wie jede andere Organisation synthetisch sein mufs, so wird die Emission central und generell, die Transmission aber peripherisch und particulair sein müssen (S. 91—131). Die Staatskasse soll demgemäfs *Pfand-Rentenscheine* (billets de change à rentes hypothécaires) in der Eigenschaft als allgemeines *gesetzliches Zah-*

Digitized by Google

lungsmittel, einen festen Zins von halbjährlicher Fälligkeit tragend (den der Verf. später zu 3,65 % berechnet), und auf den Inhaber lautend, ausgeben, auf deren Rückseite die geschehene Zinszahlung jedesmal durch den Kassenbeamten des Platzes bescheinigt wird. Da aber die Zinsen sich auch anhäufen, so lange die Inhaber sich dieselben nicht auszahlen lassen, und man doch beim Gebrauche dieser Scheine als Geld wissen muſs, wie hoch sich der Werth des Papiers nebst den Zinsen und Zinszinsen belaufe, so soll auf den Scheinen selbst auf stufenweise Verfallzeiten der Zinsenbelauf und - Anwachs angegeben sein. Diese Scheine nun werden hypothekarisch garantirt für die ersten Emissionsbeträge durch die Staatsdomainen bis zum Betrage der Hälfte ihres Werthes; bei steigendem Bedarfe und neuer Emission durch den Grundbesitz der Gemeinden eben so; bei noch weiter steigendem Bedarf durch die *privilegirte Hypotheke* des Privatgrundbesitzes eben so, aber capitalisirt nach der auf ihnen haftenden Grundsteuer zu 4 %, oder also mit 25 (S. 133—140). Die Zinsen derselben sind auf den durchschnittlichen Satz, in Frankreich also auf 3,65 % zu stellen (S. 140—144). So werden sie allgemein, nicht bloſs auf Handelsplätzen, sondern auch von der groſsen Masse des Volkes, im Verkehre gerne angenommen werden, weil sie alle mögliche Sicherheit, Bequemlichkeit und Einträglichkeit darbieten; denn sie bethätigen sich als Umlaufsmittel, Zahlmittel insbesondere, und zugleich als productive Capitalien ohne die Mühe der Anlage. Sie sind *nicht rückzahlbar*, eben weil es dieser Eigenschaft gar nicht bedarf (da unter anderem der Staat auch die Steuern in ihnen erhebt) und weil die Nichtrückzahlbarkeit eine Cassenreserve, viele Mühen, Auslagen und Verlegenheiten unnöthig macht*). Wären sie aber auch dennoch rückzahlbar, so würde eine Einstellung der Zahlung durch den Staat, wenn er dazu genöthigt wäre, dennoch keine verderbliche Entwerthung der Scheine verursachen; denn sie würden alsdann ganz einfach eine der sichersten und nutzbringendsten Capitalanlagen bleiben und deshalb sich stets in Umlauf erhalten (S. 140—150). Es wird d Hauptveranlassungen und Gelegenheiten zur Emiss solcher Scheine geben, nämlich: 1) die Umwandl der ganzen Staatsschuld in solche Scheine; 2) Ausgaben für öffentliche Arbeiten und gemeinnütz Unternehmungen; und 3) die Benutzung des Privat dits auf Grundlage des öffentlichen Credits. Denn wie die Regierung die auf ihre Domainen garantir Rentenscheine zu ihrer Disposition hat, so empfan die Gemeinden die auf *ihren* Grundbesitz basirten tenscheine, und die Privatleute die auf *ihr* Grund mögen hypothecirten zu ihrer Disposition. Die meinden und Privatleute nehmen mittelst der durch den Staat besorgten Emission von solchen nen nun auf die leichteste und bequemste Weise pitalien auf und machen also dadurch Gebrauch v *rem* Credit unter dem Schirme des öffentlichen Cr Die Zinsen zahlen sie dafür an den Staat, und d an die Inhaber. Die Gemeinden können mittelst d ihrer Stellung auch mit ihrem Credite einzelnen gliedern Hülfe leisten. Eine Agiotage ist mit diese pieren nicht möglich, wenigstens nicht auf die denn stiege ihr zufolge der Cours dieser Scheine, senkt ihn eine neue Emission davon sogleich w Aber gerade das Metallgeld hat in seiner Natur meh sache zu Werthsschwankungen als diese Rentensch da sie bald mit physischen, bald mit moralischen scheinungen zusammenhängen (S. 151—164). Auch diese Rentenscheine nicht zu verwechseln mit den her in Gebrauch gewesenen Schatzkammerscheinen schon sie ganz deren Stelle in der Finanzverwa einnehmen werden. Diese Schatzkammerscheine une semi-espèce de capital qui n'est plus statiq dynamique et qui n'en est pas encore à la synt sie sind weder eigentliche Zahlungsmittel noch hafte Börseneffecte (S. 164—170).

So weit über die Emission dieser Scheine. aber ihren Umsatz (transmission) betrifft, so beda Verkehr der Vermittelung durch Bankanstalten. Arten von Banken können und sollen sich für alle von Bankgeschäften aufthun, an ihrer Spitze kan soll dafür auch ein Nationalbank-Institut, eine N bank, stehen, ganz in der Art und Stellung Bank von England unter den brittischen Bankans

*) *Anfänglich* dürfte, nach des Verfs. Ansicht, die Rückzahlbarkeit zweckmäſsig sein, weil und so lange das Publicum sich noch nicht an diese Art von Papier und dessen Gebrauch gewöhnt hat. *Später* wird sie kein Mensch mehr verlangen. Ehe dies eintritt, kann der Staatsschuldentilgfonds, welcher später ganz verfügbar werden wird, zur Rückzahlung verwendet werden (S. 147—148).

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1842.

Crédit et de la Circulation, par Auguste eszkowski.

(Schlufs.)

ber keine hat das Recht der Noten-Emission, n blofs das Recht des Umsatzes von solchen Ren- einen, und ihre Baar-Zahlungen geschehen auch chen. Diese Banken können und werden sich nächst nur auf Grundlage dieser Rentenscheine f fundiren. Ihr Discontogewinnst besteht aus fferenz zwischen dem Zinse, den sie auf Ren- ne bezahlen, und demjenigen, den sie für die nzeit vom Staate dafür erhalten; denn ihr Dis- geschäft ist nichts als die Vermittelung zwischen chein-Inhabern und der Staatscasse, alle Provin- Local-, und Specialbanken sind fortan blofs Dis- Banken, und haben laufende Rechnungen im Na- stitut, dieses steht in unmittelbarer Verbindung r Staatscasse auf demselben Fufse (S. 171—188). geignetsten für die besonderen einzelnen Ban- wird die Einrichtung des schottischen Banksystems mit dem alleinigen Unterschiede, dafs sie das der Noten-Emission nicht haben, und dafs der der Nothwendigkeit der solidarischen Haftung ctionairs damit hinweg fällt. Diese Specialban- nterlegen bei der Mutterbank Immobilien oder papiere oder andere Depositen oder Consignatio- mit Einem Worte, tout fonds effectif que l'État aitrait pour tel, um ihre Stiftung zu vollbringen *). und bekommen bis zu deren Werthsbelauf eine laufende Rechnung auf den öffentlichen Credit hin und die Mutterbank schiefst ihnen darauf solche Rentenscheine vor, gegen Verpflichtung der regelmäfsigen Zinszahlung. Jene Fonds der Bank sind ihr festes Capital, die Rentenscheine ihr umlaufendes Capital, in welches sie jenes verwandelt haben. Sollte nun der Fall eintreten, dafs der Verkehr mehr Rentenscheine erforderte, als der Staat auf hypothekarische Grundlagen ausgeben dürfte, so bedient sich derselbe dieser deponirten Fonds der Banken als Grundlage für neue weitere Emissionen (S. 188—198). Auf diese Weise können nun nach und nach die verschiedensten Banken für die verschiedensten Zwecke und Unterstützungen des landwirthschaftlichen, gewerklichen und Handelscredits entstehen, und erfolgreich wirken *). Ueberall bei kleinem Grundbesitze und bei kleineren Gewerksbetrieben müssen diese Banken für Nutzbarmachung des Credits ins Mittel treten, weil diese zur unmittelbaren Theilnahme an der Centralquelle des Credits auf Grundlage ihres Grundbesitzes nicht Antheil nehmen können und dürfen; der Handelscredit ist aber das eigentlichste Feld für die Thätigkeit der Banken, denn die Handelsverbindungen beruhen vorzüglich auf dem persönlichen Credit, und das Capital des Handels ist vorherrschend umlaufendes, Unternehmungen aber, bei denen das umlaufende Capital überwiegend ist, können auch nicht an der Centralquelle des Credits Antheil nehmen (S. 198—207). Bei allen solcherlei gewerblichen Unternehmungen, wo das umlaufende Capital vorherrschend und der persönliche Credit die Hauptgrundlage ist, fehlt es aber an dem wirklichen Unterpfand für die bezeichnete Creditverbindung. Dieses Unterpfand mufs daher auf an-

*) ses ist, nach des Verfassers späterer Aeufserung, die ge *Bedingung der Licenz* für Stiftung solcher vermit- der Banken (S. 235). Man werde nun zwar einwenden, durch diese Einrichtung und Beschränkung den Banken einträglichsten Geschäfte fast untersagt seien. Allein kassenbewegungen und die Gewinnste der Banken seien ht proportional zur emittirten Notenmenge, die Notenemis- n sei nur ein Theil der Bankgeschäfte, der andere sei ht weniger einträglich, es bestehe auch keine Rücksich- g u. s. w. (S. 235—236).

*) Als Beispiel solcher landwirthschaftlichen Creditinstitute führt der Verf. das System der preufsischen und polnischen Creditinstitute vergleichend durch (S. 201—206).

Digitized by Google

dere Weise und zwar durch Dazwischenkunft des Staats selbst geschafft werden; dies aber kann lediglich durch Zuhilfenahme der Einkünfte solcher Personen und Gewerbe geschehen. Dazu mufs der Staat zwischen diesen und den Banken vermitteln, und dies kann am besten dadurch geschehen, dafs derselbe den Banken aus diesen Einkünften zur Erlangung ihrer Forderungen verhilft. Dieses aber wird bewirkt, indem der Staat mit seinen directen Steuern auch jene Verbindlichkeiten der Einzelnen an die Banken erhebt. Zu Beidem bedient er sich dann wieder der Banken selbst*). Durch dieses Mittel nun wird es auch möglich, selbst ärmeren Leuten und Gegenden die Wohlthaten des Credits zuzuwenden (S. 207—225).

Dies ist in der Hauptsache und im Zusammenhange das Project des Vfs., und im sechsten Hauptstücke (S. 227—252) sucht er dasselbe noch mehr zu begründen und die Nützlichkeit desselben, namentlich des Umlaufs jener Rentenscheine zu zeigen, — Vortheile, über welche man mit ihm nicht streiten wird, wenn man überhaupt die Haltbarkeit seines Systems anerkannt hat. Im siebenten Hauptstücke (S. 253—288) sucht derselbe nun darzustellen, dafs das bisherige System der Staatsschuld oder der Benutzung des Staatscredits ein einseitiges und verkehrtes, ein consumtives und nicht productives sei; dafs diejenigen ganz Recht hätten, welche die Staatsschuld für verderblich und gemeinschädlich halten, aber *nur* bei dem bisherigen Systeme; dafs dagegen auch Pinto Recht habe, indem er die Staatsschuld für eine Vermehrung des Volksvermögens um ihr ganzes Capital halte, aber *nicht* unter dem bisherigen Systeme, sondern unter einer ganz anderen Methode der Benutzung des Staatscredits. Diese bessere Methode sei sein vorgeschlagenes System der Rentenscheine; denn eine immerwährende Staatsschuld sei schon jetzt eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit und müsse dies noch immer mehr werden. Dieselbe müsse aber eine Wohlthat werden, sie vermöge dies nur durch Beschränkung und Mäfsigung, diese aber könne nur mit Hilfe der schon angeführten Grundlage der hypothekarischen Werthe einer Nation gegeben werden; denn die Domänen, Staatsforste, Salinen u. dgl. und die Grundsteuer lieferten das *positivste* Staatseinkommen, die anderen Staats-Einkommensquellen und im Allgemeinen die indirecten Steuern nur ein *abstractes* und schwankendes (S. 265—267). Auf jene ersteren allein könne die immerwährende und consolidirte Staatsschuld basirt werden, die auf sie gestellten Staatspapiere seien einzig und allein wahre Pfandbriefe oder *beständige* Gutscheine. Die anderen Einkünfte seien lediglich für *zeitweise* Verbindlichkeiten, also nur für die mehr oder weniger schwebende Schuld als Unterlage brauchbar und auch dafür zu verwenden. Die auf diese Weise consolidirte Schuld müsse und könne eine immerwährende ohne Rückzahlbarkeit, die andere aber nur eine auf Verfallzeit gestellte und zeitweise [illegible] Jene mache einen Tilgfonds unnöthig und nur [illegible] lich, diese aber bedürfe eines solchen, und so sei [illegible] derartige Streitigkeiten über Schaden und Nut[illegible] Tilgfonds und ihrer Dotation gehoben (S. 267— [illegible] Die ganze Staatsschuld müsse daher in [illegible] obiger Art umgewandelt werden, und werde in [illegible] Eigenschaft und Form das Volksvermögen [illegible] vermehren und productiv sein, da die Rente[illegible] Schuldbriefe, umlaufendes Capital, und Zahlu[illegible] zugleich sein, und fortan alles blofs Fictive[illegible] capital und Umlaufsmittel aufhöre. Alle [illegible] lichen Bedürfnisse des Staates für rein finan[illegible] wie für volkswirthschaftliche Zwecke würden [illegible] leicht gedeckt und dadurch der Volkswirtha[illegible] dem Verkehre jeder nur erdenkliche Hebel [illegible] ten Mafstabe gewährt, ja grofse volkswirtha[illegible] Unternehmungen müfsten dadurch eine reiche [illegible] mensquelle wie für das Volk so auch für [illegible] werden (S. 272—288). Le crédit public [illegible] donc aux exigences du siècle, presque [illegible] ner de charges aux contribuables, et ainsi [illegible] ment il créerait de nouvelles ressources et [illegible] les jouissances, mais il assurerait en outre [illegible] vaux revenus pour l'avenir (S. 282).

Der Vf. schlägt daher im achten Haupt[illegible] 289—314) eine Umwandlung aller derma[illegible] papiere von verschiedener Form, Verzinsung, [illegible] barkeit, und Rückkäuflichkeit in Rentens[illegible] Projectes vor. Da aber der allmählige [illegible] lange dauern würde und sich nicht absehen [illegible] halb deren Inhaber nicht die Rentenschei[illegible] sollten, so schlägt der Vf. vor, jede Gatt[illegible] maligen Staatspapiere in Masse zu tilgen [illegible] Rentenscheine an der Börse nach dem [illegible] oder höher, je nach den Umständen, zu [illegible] (S. 289—297). Der Vf. specificirt sein V[illegible] Beispiele der 5 % französischen Renten, und [illegible] wenn man diese zu einem Cours von 12[illegible] des Nominalcapitals mehr) in Rentenschei[illegible] zurückkaufte, so würde der Staat den Unt[illegible] schen 4,^{38} % und 5 % jährlich ersparen und [illegible] ger eine Vermehrung des Capitals erhalten, [illegible] mehrung wäre aber nicht imaginair, wie [illegible] wöhnlichen Conversionen, sondern eine wirk[illegible] Rentenscheine baares Geld seien, und ein umla[illegible] Capital, welches sogleich anderweitig angelegt [illegible] könne. Aber diese Conversion sei auch für [illegible] biger nicht mit den Uebelständen einer Zahlung [illegible] zen verbunden, denn die Rentenscheine seien [illegible] Staatspapiere (S. 297—301). Ainsi, l'opération [illegible] stion ne serait, en définitive, ni une reduction, [illegible] remboursement, ni une conversion, mais un [illegible] et simple de dettes publiques, moyennant le [illegible] légal de l'État, — rachat souvent même [illegible] prix de la bourse et qui ne serait qu'une [illegible] tion des opérations ordinaires de la caisse d[illegible] ment (S. 302—303). Zuletzt übergeht der Vf. [illegible] auch nicht einmal *den* Einwand, dafs die Staats[illegible]

*) Dafs dies ausführbar sei, zeigt der Verf. an der polnischen Bank, welche dergleichen schon thue (S. 209).

Digitized by Google

solchen Rentenscheinen niemals getilgt werde, und auptet das Gegentheil. En effet, quel est l'unique yen rationel d'amortir les dettes publiques? C'est ffecter à leur rachat l'excédant des recettes sur les enses. En dehors de ce moyen, tout est illusion; s en revanche ce moyen est bien assez puissant par même, car il implique de fait l'action de l'intérêt posé. Eh bien! dans notre système comment s'opé- la réduction de la dette? De la manière la plus te et sans aucun frais d'opérations, toujours par édant des recettes sur les dépenses, c'est-à-dire le Trésor percevrait en recettes plus de billets n'en dépenserait pour les services courans. Tout édant se trouverait donc immédiatement *épargné* les caisses de l'État (S. 311).

Dies ist das Project unseres Vfs. Wir hielten es as Wichtigste, in unserem Berichte über dieses eine Darstellung seines ganzen Systems zu geben, wohl die wenigsten Leser unserer Jahrbücher eine tnifs davon haben dürften und weil es zur Beur- ung des ganzen Projectes unerläfslich ist, dasselbe m Zusammenhange sowohl seiner Darstellung als seiner Begründung zu kennen. Es ist uns kaum s ein Buch vorgekommen, in welchem ein so um- nder und verwickelter staatswirthschaftlicher Plan ar und dergestalt organisch entwickelt vorgeführt n wäre. Dasselbe hat einen höchst seltenen Grad ollendung in der Form, so dafs man daraus schlie- nufs, der Vf. habe den Inhalt und die Form ge- sen und vollendet gehabt, ehe er an das Schrei- g. Nirgend ein Sich-gehen-lassen, nirgend eine eifung! Ueberall Wärme für den Gegenstand, l die höchste Ruhe der Entwickelung! Durchweg Kenntnifs der reichen Literatur über seinen Ge- nd (die deutsche ausgenommen), nirgend eine Un- eit, aber auch keine Scheu vor den Einwendungen, egentheile ein bereitwilliges Eingehen auf diesel- insoweit sie sich ihm selbst darstellen! Selbst das n mit Worten und piquanten Gegensätzen, wel- urch das ganze Buch hindurch läuft, ist mehr nlichkeit als Störung, schon weil es zeigt, wie tig der Vf. seinen Gegenstand betrachtet. Indes- t dasselbe ungemein reich an interessanten Be- ngen, an tiefen Blicken in die Natur des Credits, n schlagenden Wahrheiten. Wir glauben, man das Buch lieb haben, auch wenn man Vieles gegen be einzuwenden hat. Es kann von einer Recen- olcher Bücher nicht gefordert werden, dafs sie en widerlege; denn dazu würde wieder ein Buch endig sein, da man das viele Gute eben so aner- n, wie das Mangelhafte zeigen müfste. Wir wol- her nur ganz kurz angeben, dafs wir mit dem von Verf. vorgetragenen Projecte nicht einverstanden können. Etwas ganz Neues sind solche Renten- ne nicht, obschon solche auch nicht unter solchen ngungen entstanden und in Umlauf waren, wie der ie seinigen vorschlägt. In Frankreich wurden die s à termes a. 1703 in eine Art Rentenscheine ver- wandelt *), und die in den letztverflossenen Jahren in Frankf. a. M. ausgegebenen Rechneischeine gehören gewissermafsen auch hierher. Wir haben *im Allgemei- nen* gegen das Project des Verfs. unter Anderem Fol- gendes einzuwenden:

1. Das Umlaufsmittel wird nimmermehr ganz und gar aus solchen Rentenscheinen bestehen können, Me- tallgeld und Wechsel müssen daneben in Gebrauch blei- ben, denn für den kleineren Verkehr würden sie un- brauchbar sein und Appoints würden bei ihnen zwischen Handelshäusern immer bleiben, u. dgl. Der Verfasser selbst spricht allenthalben vom Verkaufe der Renten- scheine. Die Angabe des Zinsen-An- und Zuwachses, so wie die Bescheinigung der Zinszahlung, auf den Scheinen selbst macht die gröfsten Schwierigkeiten. Auf kleine Summen dürften sie schon darum gar nicht lauten.

2. Die Rentenscheine würden den allgemeinen Zins- fufs (die provinziellen Abweichungen im letzteren und die Verschiedenheit der Dividenden in verschiedenen Un- ternehmungen sogar ganz aufser Betracht gestellt) nicht auf *ihren* Zinssatz stellen, weil der allgemeine Zinsfufs nach anderen Verkehrsgesetzen, ohne Rücksicht auf Staatsvorschriften regulirt wird. Es ist überhaupt schwer einzusehen, wie sie das Minimum *und* Maximum des Zinsfufses angeben sollen oder können.

3. Aus diesen zwei Ursachen schon geht hervor, dafs sich die Agiotage und das Börsenspiel auch die- ser Rentenscheine bemächtigen würde, was sie als Zah- lungsmittel und umlaufendes Capital wegen der entste- henden Werthsschwankungen gleich unbrauchbar ma- chen müfste.

4. Dem ganzen Projecte überhaupt liegt das ganze Chaos der Börsenoperationen zu Grunde, einerseits in den Banken, andrerseits in der Staatsschuldenverwaltung.

5. Ein Umlaufs- und Zahlungsmittel, welches Vor- theil (Zinsen) bringt, auch ohne dafs es in Umlauf ist, hat in sich nicht den Trieb zum Umlaufe, und wird gröfs- tentheils nicht Umlaufsmittel werden, sondern meistens in fester Anlage verbleiben.

6. Soll die ganze Staatsschuld (auch nur mäfsig verschuldeter Staaten) in solche Rentenscheine verwan- delt werden, so würden die vom Vf. in Anspruch ge- nommenen Hypothesen dafür nicht im Entferntesten aus- reichen. Es widerspricht aber den Grundsätzen des Vfs. selbst, dafs er auch das directe Steuereinkommen capitalisirt als Unterpfand einsetzen will. Denn hierin liegt eine, von ihm selbst für verwerflich erklärte, Ver- pfändung der Hoffnung und Zukunft, aber nicht der Wirklichkeit und Vergangenheit.

7. Es ist nicht richtig, dafs die indirecten Steuern ein für die Verwaltung der Staatsschuld unsichereres Einkommen gewähren, als die directen Steuern. Die *Gröfse* des beiderseitigen Einkommens hat der Verf. ganz aufser Acht gelassen.

8. Schon für Hypothecirung derjenigen Masse von

*) S. das Nähere in *Baumstark* staatswissensch. Versuche über Staatscredit S. 242. 259.

Digitized by Google

Rentenscheinen, welche die Stelle von Papier- und Metallgeld vertreten sollen, würde das Staatsvermögen nicht ausreichen. Die *Gröfse des Geldbedarfs* hat der Vf. gar nicht in Anschlag gebracht. Grundeigenthum eignet sich nun einmal nicht zur Garantie irgend eines Papiergeldes. Auch wird ein Papiergeld ohne Rückzahlbarkeit auf Sicht niemals Zutrauen geniefsen.

9. Die Hypotheken der Gemeinden und Privatleute würden Rentscheine nicht als Geld, sondern nur als Schuldurkunden, in Umlauf setzen, aber gerade darin, dafs das Geld als Umlaufsmittel und Capital zugleich fungirt, liegt die Gefahr bei der Emission von Papieren, die als Beides dienen sollen, denn der Geld- und Capitalbedarf sind sich weder gleich noch auch nur proportional. Und wie soll verfahren werden, wenn die meisten Gemeinden und Privatleute auf eine solche Anordnung ihres Schuldenwesens gar nicht eingehen wollen? — Es ist ganz undenkbar, dafs die Rentenscheine gegenseitig Capital- und Geldkrisen aufheben können, im Gegentheile durch sie wird jede Capitalkrisis auch eine Geldkrisis sein, und umgekehrt, sobald auf dem Metallgeldmarkte gröfsere Veränderungen eintreten.

10. Die von dem Manufactur- und Handelsstande zu deponirenden Vermögenswerthe bestehen, wie der Vf. sie angenommen wissen will, gröfstentheils selbst nicht aus wirklichen Unterpfändern, sondern aus Creditpapieren, und sind also schon selbst nach des Vfs. Forderungen als solche verwerflich.

11. Ein solches Stützen des Gemeinde- und Privatcredits auf den Staatscredit ist für den Staat ein höchst gefährliches Spiel, und mufs die Regierung in die schlimmsten Verwickelungen, die Gemeinden und Privatleute aber in eine beengende Abhängigkeit von dem, Alles centralisirenden, Staate versetzen. Von der Schwierigkeit und Unsicherheit der Schätzung des Grundvermögens, von den Folgen schlechter Wirthschaft der Gemeinden und Privaten unter einem solchen Creditssystem, von der Begünstigung gewagter Unternehmungen durch so sehr erleichterte und auf unsicherer Vermögensschätzung beruhende und die Persönlichkeit gänzlich aufser Acht lassende Creditgebung, und dergleichen mehr, wollen wir gar nicht reden.

12. Der Staat würde eine furchtbare Zinsenlast für Verzinsung der umlaufenden als Staatspapiere, Capital und Geld dienenden Rentenscheine zu tragen haben, nämlich für sich die Zinsen der Staatsschuld und der als Geld durch ihn emittirten Scheine, und als Geschäftsführer der Gemeinden und Privaten, welche von ihm den Credit genommen hätten. Die Unmöglichkeit für die Regierung, bei solcher Höhe des Betrags und bei solcher Verwickelung der Geschäfte, ohne Störung der Zinsenzahlung zu genügen, liegt klar am Tage.

13. Dazu kommt nun aber die gegenseitige Abhängigkeit der Banken unter sich, und der Banken und der Regierung, und bei allen lediglich auf die unsichere Grundlage des Credits. Es ist im höchsten Gra gefährlich für die Banken und die Regierung, den Ba ken in der angeführten Weise die Steuererhebung übertragen. An Steuerrückstände hat wohl der V gar nicht gedacht.

14. Eine Stockung in Erfüllung der Zahlu verbindlichkeiten auf irgend einer der Tausende Seiten in diesem Creditsysteme würde einen Sturz Bankbruch herbei führen, wogegen der Sturz Law'schen und des Assignatensystemes ein Kin spiel wäre.

15. Indessen würde schon die beabsichtigte version der Staatsschulden in Rentenscheine sog von Anfang einen Widerstand finden, der eben de unwiderstehlich würde, weil er ein negativer oder siver wäre. Der Staatsbefehl, dafs die Renten gesetzliches Zahlungsmittel seien, würde die An der neuen Rentenscheine nicht bewirken.

16. Es ist nicht richtig, dafs mit dieser C sion keine Erzwingung geringerer Capital- oder S zinsen für Inhaber von Staatspapieren (kein soge tes déclassement) verbunden wäre. Denn die der Rentenscheine würden nicht der allgemeine fufs sein. Wenn aber nun der Zinsfufs an si Laufe der Zeit sänke, so müfste der Staat e auch die Zinsen der Rentenscheine reduciren, auch die Rentenscheine convertiren.

17. Es bleibt trotz der Behauptung des theils dennoch wahr, dafs die auf diesen vers nen Wegen creirte, Rentenschuld des Staats getilgt werden würde. Denn ihre Masse würd zu grofs, und der viel gerühmte Ueberschufs der nahmen über die Ausgaben dagegen zu gering Auch frägt es sich deshalb, ob man nicht d eines Tilgfonds bedürfte.

18. Worin soll der Staat die Zinsen bezahlen Mit Metallgeld? dieses wäre unmöglich und würde schon an sich unkluge Verfahren, sich mit einem zinslichen Gelde zu belästigen, während unver ches weit wohlfeiler wäre, noch unsinniger mache Wieder mit Rentenscheinen? Dann hat die Ver rung derselben keine Grenzen und keinen Grund Boden.

Mögen diese anderthalb Dutzend Einwürfe gen. Wir glauben nicht, dafs der Vf. sie zu b gen vermögen werde. Aber es wäre uns unbegre wie der Vf. es sich hat entgehen lassen, seinem jecte tiefer auf den Grund zu sehen, wenn wir annehmen müfsten, dafs er über die verwickelten theile, welche ihm sein schönes Kartenhaus versp vergessen habe, dafs es ohne Fundament auf g Fläche stehe und von jedem Hauche umgestürzt den könne.

E. Baumstark.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1842.
Zweiter Band.

Berlin, bei W. Besser.
1842.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

I.

istoire des langues romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle par M. A. Bruce-Whyte. Paris 1841. 8. *Tome I: XII u.* 519 S. *Tome II: II u.* 544 S. *Tome III: VI u.* 501 S.

Das vorliegende Werk ist nach dem *Avant pro-* (S. I—III) vom Verf. ursprünglich Englisch geschrieben worden; da aber Hr. Bruce-Whyte seit länger Zeit in Frankreich lebt und der Gegenstand seines Werkes die Franzosen näher angeht als seine Landsleute, so hat der Herr Verf. sein Werk von dem durch seine Vergleichung der indo-europäischen Sprachen bekannten Hrn. Eichhoff in das Französische übersetzen lassen. Hr. Bruce-Whyte hatte viele Proben der Dichtkunst in englische Verse übersetzt; da diese nicht hat aufopfern wollen, so entsteht der Uebelstand, dafs die Einheit des Werkes durch Einmischung vieler englischer Verse gestört wird; für die des Englischen nicht kundigen Leser sind von Hrn. Eichhoff französische Uebersetzungen derselben in Prosa beigefügt worden, wodurch viel Raum unnöthig verwendet wird.

In der *Préface* (S. V—IX) erweckt der Verf. hohe Erwartungen von seinem Werke. Er hat, wie er sagt, den gröfsten Theil der Werke gelesen, welche über den von ihm behandelten Gegenstand erschienen sind; aber sie haben ihm sämmtlich nicht genügt, sei es wegen zu engen Gesichtskreises oder wegen verfafster Meinungen ihrer Verfasser nur augenblicklichen Erfolg gehabt hätten; er glaube endlich, über alle Vorurtheile, die schwierige Aufgabe, die so lange hin und her gestritten worden sei, gelöst, und den wahren Ursprung der romanischen Sprachen entdeckt zu haben; er stelle eine Meinung auf, die allen bisher vorgebrachten gerade entgegengesetzt sei. — Unterzeichneter hat vor kurzem (im *Januarhefte*) in diesen Jahrbüchern Ampère's Histoire de la littérature française au moyen-âge angezeigt. Mit wahrer Freude griff er nun zu dem Werke des Hrn. Bruce-Whyte, weil er hoffte, dafs dieses allen romanischen Völkern ungefähr denselben Nutzen bringen würde, den, wie er glaubt, Hr. Ampère durch sein Werk zunächst den Franzosen bringen wird; ja er hoffte nach der Ankündigung des Hrn. Bruce-Whyte, dafs es die Wissenschaft wesentlich weiter fördern würde. Allein wenn schon die Vorrede neben Hoffnung zugleich Bedenken in ihm erregte, so wurde er vollends, schon als er nur erst einige Seiten im Buche selbst gelesen hatte, schmählich enttäuscht. Die Wissenschaft müfste sich schämen, ein solches Erzeugnifs als ihr Kind anzuerkennen, so viel Mühe sich auch der Verf. giebt, die Wissenschaft als Mutter des verunglückten Kindes darzustellen. Er hat sich selbst getäuscht: nicht die Wissenschaft hat er umarmt, sondern eine Dirne, die er für jene gehalten, oberflächliche Vielwisserei. Gerade die Eigenschaften, welche wir an Hrn. Ampère rühmten, gehen dem Verf. des vorliegenden Werkes, welches wir daher auch ein vorlügendes nennen können, gänzlich ab. Zunächst fehlt es ihm an aller tieferen Einsicht in das Wesen der Sprache überhaupt, und sodann hat er zwar ziemlich vielseitige Kenntnifs einzelner Sprachen, aber diese ist durchaus ungenügend und ungründlich; er will die meisten über die romanischen Sprachen und über vergleichende Sprachkunde überhaupt erschienenen Werke gelesen haben, aber Humboldt, Bopp, Grimm, Diez u. s. w. sind ihm unbekannte Namen; die gelehrtesten und umsichtigsten Sprachforscher der neueren Zeiten sind ihm (Bd. I. S. 12) Junius, Hickes, Lye; von deutschen Sprachforschern kennt er nur Adelung und Vater. So sehr er sich den Anschein giebt, als sei er unbefangen und vorurtheilsfrei, so zeigt sich doch überall, wie er

Digitized by Google

alle Wahrscheinlichkeit, ja selbst geschichtliche Gewifsheit seiner vorgefafsten Meinung, die überdies gar nicht einmal neu ist, aufopfert. Diese Meinung — sie besteht darin, „dafs die romanischen aus den keltischen Sprachen hervorgegangen seien" — stellt er auf, ohne sie eigentlich zu begründen. Denn seine Gründe nimmt er überall von zufälligen äufseren, nicht von wesentlichen Erscheinungen her und seine Beweisführung ist der Art, dafs er eigentlich selbst das zu Beweisende vernichtet. Ueberall vermissen wir besonnene Prüfung und oft genug richtiges Urtheil. Dazu fehlt es dem ganzen Werke an strenger Ordnung und festem Plane, und daher an Gleichmäfsigkeit der Behandlung. Es hat fast den Anschein, als habe Hr. Bruce-Whyte sein ganzes Wissen — und Nichtwissen hineinpacken wollen. Beziehen wir das Gerügte besonders auf den sprachlichen Theil des Werkes, so vermissen wir auch in dem das Schriftenthum behandelnden Theile Vollständigkeit, Genauigkeit und Ordnung, und finden dagegen auch hier eine Menge von Mifsgriffen und schiefen Urtheilen. Unser hartes Urtheil wird begründet erscheinen, wenn uns der Leser auf unserer Wanderung durch dieses unfruchtbare Land begleiten will.

Erster Band. Chap. I. Exposition du sujet. — Coup d'oeil sur les hypothèses populaires pour expliquer l'origine du romance. S. 1—16. Der Ursprung der romanischen Sprachen, sagt Hr. Bruce-Whyte, ist in tiefes Dunkel gehüllt; wir haben zwar eine Menge Ansichten über die Entstehung und Bildung des Italischen, Französischen, Spanischen, aber diese beziehen sich immer nur auf eine dieser Sprachen, keine auf den ganzen Sprachstamm (Hr. Br.-Wh. sagt also selbst deutlich genug, dafs er die über alle romanischen Sprachen sich erstreckenden Untersuchungen nicht kennt). Den Hauptgrund, warum der Ursprung der romanischen Sprachen so dunkel sei, findet der Verf. darin, dafs man sich zu sehr gewöhnt habe, denselben im Lateinischen zu suchen. Ueberhaupt gebe es vier Ansichten darüber; nach der ersten seien die romanischen Sprachen aus allmähliger Verderbung der lateinischen Schriftsprache hervorgegangen, nach der zweiten aus der römischen Volkssprache, nach der dritten aus Vermischung des Lateinischen und Gothischen, nach der vierten endlich aus der provencischen Sprache. Das ganze Verfahren des Verfs. kann man schon aus der Art kennen lernen, wie er diese vier Ansichten widerlegt oder wenigstens zu widerleg meint. Die erste Ansicht, sagt er, sei ganz unst haft, weil ja die romanischen Sprachen einen g anderen Geist hätten, als die lateinische Sprache habe „un changement radical de son génie" Statt funden); eine solche Umwälzung sei in der Geschic der Sprachen unerhört. Das Englische leitet der V daher nicht aus dem Angelsächsischen, sondern dem Altbrittischen ab, denn anders konnte er ni wenn er folgerecht sein wollte. Die zweite Ansi nach welcher die romanischen Sprachen aus der r schen Volkssprache hervorgegangen sind, sei eine unbestimmte Vermuthung, die nicht genüge, das stehen der romanischen Sprachen zu erklären. vollkommen diese ausreicht, und wie dies die richtige, ja allein mögliche Annahme ist, auseina zu setzen, würde hier zu weit führen; wir wollen hören, wie Hr. Br.-Wh. sie widerlegt. Entw sagt er, war die römische Volkssprache im Gr nicht verschieden von der lateinischen Schriftspra dann können die vom Lateinischen grundverschied romanischen Sprachen nicht daraus entstanden oder sie war grundverschieden vom Lateinischen: konnte sie zwar daraus entstehen, aber dann frag sich: woher kam die römische Volkssprache! dritte oben angeführte Annahme, die allerdings verwerfen ist und nur für den Wortvorrath gel kann, verwirft auch unser Verf. Aber mit welch Gründen? Diese Vermuthung, sagt er, hat sehr wichtige Vertreter, Tiraboschi und Muratori, al beide Gelehrten haben eine Hauptschwierigkeit nic bemerkt, nämlich, *dafs wir gar keine ächten Br stücke der gothischen Sprache haben.* Man hat Bruchstücke von einer Uebersetzung der Evang von Ulfilas, welche anscheinend zur Belehrung „Gothi minores, race pastorale et ignorante, extrèmement nombreuse" veranstaltet wurde, in That aber, wie man wenigstens vermuthet, um Nachwelt ein günstiges und übertriebenes Bild von gothischen Sprache zu hinterlassen. Damit man glaube, ich thue dem Verf. Unrecht, setze ich s eigenen Worte (S. 12) her: „cette traduction fut f en apparence pour l'instruction des Gothi minores mais en réalité, on le suppose du moins, pour tr mettre à la postérité une image favorable et exag de la langue des Goths". Wahrlich eine neue, 5

Digitized by Google

Vermuthung! Mehrere der bedeutendsten neue-
achforscher nämlich (er nennt die bereits an-
n, Junius, Hickes, Lye) haben dargethan, dafs
e évêque" seine Umendungen, Abwandelungen,
hungsstufen, Wortfügung u. s. w., mit einem
alles Sprachlehrige aus der griechischen Spra-
nommen hat. Hr. Br.-Wh. ist damit natürlich
verstanden und sagt geradezu, es sei unmög-
fs die gothische Sprache so gebildet gewesen
me, wie sie bei Ulfilas erscheint. Was folgt
aus? Nach Hrn. Br.-Wh's. Schlufs: also kön-
romanischen Sprachen nicht aus einer Mi-
des Lateinischen und Gothischen entstanden
diesen Schlufs könnte man sich noch gefal-
en, wenn er geradezu gesagt hätte, was er
heinlich gedacht hat: die Gothen hatten gar
Sprache. So aber fehlt alle Folgerichtigkeit;
Verf. spricht der gothischen Sprache Umendung,
chungsstufen u. dgl. ab. Aus dem Lateinischen
nach ihm die romanischen Sprachen nicht ent-
sein, weil diesen die Umendung, Vergleic-
tufen u. s. w. fehlen, die jenes *hatte*; aus dem
hen können sie aber auch nicht hervorgegan-
, weil dieses die genannten Biegungen *nicht*
So schliefst er öfters.

p. *II. Système de Mr. Raynouard. — Ana-
sa grammaire romane. Réfutation des preuves
i de son hypothèse.* S. 17—87. Die vierte
e veranlafst Hrn. Br.-Wh. zu einem beson-
läufigen Abschnitte, denn sie ist „à la fois la
usible, la plus ingénieuse et la mieux appuyée".
verwirft Hr. Br.-Wh. auch sie. Aber wie-
us was für Gründen? Weil die alte proven-
prache nach dem ältesten Denkmale (die ge-
zt 1000 Jahre alten Eidformeln von 842 hält
Raynouard für provencisch) nur als ein „jar-
ne feste Grundsätze erscheine, der den roma-
Sprachen unmöglich habe als Muster dienen
die überdies ganz verschieden vom Provenci-
ien. Besser, obgleich unnöthig weitläufig ist,
lann im Einzelnen über die sogenannte romani-
ache sagt, um zu beweisen, dafs sie nicht Mittel-
n könne. Er geht nämlich (v. S. 30 an) die Rede-
r provencischen Sprache und einen Theil ihres
rathes durch, um zu beweisen, was keines Be-
nehr bedarf, dafs die provencischen Dichter
ihre Sprache nicht selbst erfunden haben und dafs die Uebereinstimmung der romanischen Sprachen mit der provencischen sich nicht auf Entlehnung aus dieser, sondern auf schon im Lateinischen sich findende Erscheinungen gründet, doch will er vieles auch aus anderen Sprachen hergeleitet wissen. Die ganze Raynouardsche Ansicht konnte Hr. Br.-Wh. auf eben so viel Reihen, wie er Seiten darauf verwendet, gründlicher widerlegen, als wie er es gethan hat. Unter den bei dieser Gelegenheit vorgebrachten Wortableitungen finden sich viele unhaltbare und offenbar falsche, weil er seiner erst später ausgesprochenen neuen Ansicht gemäfs sehr viele Wörter, die unbezweifelt und unverkennbar lateinischen Ursprungs sind, aus dem Gälischen, Baskischen, Gothischen und dergl. zu erklären sucht; so, um einiges Wenige anzuführen, leitet er alma (anima) aus goth. ahma her; boca (bucca) aus gäl. boch; forza (gleichs. fortia) aus goth. forsa (cogere); garda (wartên) aus goth. gard (aula); companhia (cum-panis) aus dem deutschen erst von jenem entlehnten Kompan; sen (sensus) aus dem deutschen Sinn u. s. w. Der Form der romanischen Hauptwörter liegt wahrscheinlich gar kein bestimmter Fall der lateinischen Hauptwörter zum Grunde, nach der früheren Meinung der lateinische Ablativus, nach Anderen der Zielfall; Hr. Br.-Wh. aber stellt eine noch andere Meinung hierüber auf; nach ihm haben nämlich die romanischen Hauptwörter den lateinischen Besitzfall zum Grunde gelegt (S. 40 f.). Zum Beweise führt er die Formen bovis, mentis und carnis an, von denen alte Sprachlehrer (Priscianus u. Varro) angeben, dafs sie früher als Nennfall gebraucht worden seien. Das hat seine vollkommene Richtigkeit und diese Beispiele könnten noch mit vielen anderen vermehrt werden; es heifst aber nur so viel: die Formen mens, bos, caro sind erst aus Zusammenziehung von ments, bovs, carns entstanden, so wie die alten Formen für den Nennfall mentis, bovis, carnis aus Zerdehnung jener Formen entstanden sind. Meint nun Hr. Br.-Wh. im Ernste, dafs frz. boeuf, chair von bovis, carnis kommen? Merkwürdig ist aber, dafs Hr. Br.-Wh. aufserdem auch die alte Form lacte st. lac als Besitzfall ansieht. Solcher abenteuerlichen Meinungen bringt der Verf. mehrere vor. Parricida, homicida u. s. w. sollen sich im Nennfalle auf dad geendigt haben, da doch die Endung d nur den alten

Digitized by Google

Ablativus bezeichnete, aber nie im Nennfalle sich findet noch finden konnte. Die Formen der romanischen Hauptwörter leitet er, wie gesagt, meistens vom lateinischen Besitzfalle ab, selbst, wie wir sahen, die Form lacte; Seite 49 sind ihm aber benedictione, creatione, religione wiederum Ablative, und zwar sollen diese Formen von der niederen, unwissenden Geistlichkeit eingeführt und von ihr dem Volke mitgetheilt worden sein, da sie doch nur umgekehrt im Volke entstanden und von den Geistlichen in ihren Schriften aufgenommen worden sein könnten. Das zur Steigerung dienende Umstandswort mas kommt nach ihm (S. 52) nicht vom lat. magis, sondern vom goth. mais; plus weiſs er wahrscheinlich nicht aus dem Gothischen zu erklären, daher übergeht er es ganz mit Stillschweigen. Das Fürwort lo leitet er nicht von illud ab, sondern von dem auf den Eugubinischen Tafeln (V a 25, 28; V b 4; VI b 55) sich findenden ulu oder ulo, aus dessen Besitzfalle ului (der sich aber nirgends als in Hrn. Br.-Wh.'s Kopfe findet) auch lui entstanden sein soll. Wie gleichgültig unserm Verf. bei seiner Sprachvergleichung die Bedeutung ist, sieht man z. B. daraus, daſs er ital. ne, frz. en (inde) aus dem kelt. ni, bask. ne d. h. *wir* herleitet; loro, lor kann nach ihm unmöglich von illorum noch von sonst einem lateinischen Worte herkommen; er hat die Wurzel davon (S. 58 f.) im gälischen lawer, spr. laur oder loor, entdeckt, welches von Davies durch *plurimi* übersetzt werde! Solche Ableitungen folgen noch in Menge; sie weiter zu verfolgen verdrieſst uns. Nur eins wollen wir noch anführen. Das lateinische Verhältniſswort ab ist nach ihm ein doppeltes Wort, ein eine Trennung anzeigendes aus ἀπὸ entstandenes, und eins, welches mit dem keltischen a oder ag aus derselben Quelle geflossen sei und gerade umgekehrt eine Vereinigung bezeichne. Er kann sich nicht erklären, daſs Raynouard, der doch Mitglied so vieler gelehrten Gesellschaften gewesen sei, habe behaupten können, im Lateinischen komme ab nicht in der Bedeutung von cum vor, da sich doch in jedem ersten besten Buche Beispiele genug fänden. Er selbst führt u. a. als Beispiel an: „Pectore trajectus Lyncaeo Castor ab ense"; als Beweis führt er ferner den Gebrauch des frz. und ital. a (denn dies leitet er vom lat. a ab) an, welches sehr häufig die Bedeutung *mit* habe. Dabei sieht er mit hohem Selbstgefühle die „esprits superficiels" (S. 84) herab, die sich leicht durch groſse Namen täuschen lassen und den Unterschied nicht erkannt haben. Dabei wollen wir nicht läugnen, daſs in den *romanischen* Sprachen dem Verhältniſsworte a zwei Bedeutungen zusammengeflossen sind, da es sowohl aus ad, wie aus altfrz. und altprov. ab entstanden ist; letzteres hat nichts mit dem lat. ab gemein, sondern ist apud hervorgegangen.

Chap. III. Système de l'auteur. — Division en cinq propositions. — Première proposition, sans démonstration rigoureuse, mais dont la probabilité est proche de l'évidence. S. 88—95. Nachdem der Verf. die Ansichten aller früheren Sprachforscher vernichtet hat, richtet er ein neues Gebäude an der Stelle des zertrümmerten alten auf. Hr. Br.-Wh. hat, er sagt, öfter als einmal dieses Unternehmen aufgeben wollen — hätte er es doch gethan! — allein ihn zur Vollendung seines Gebäudes bewogen hat die Entdeckung einiger Handschriften, die der Aufmerksamkeit seiner Vorgänger entgangen sind. Diese Handschriften aber sind ein sehr schwankender Grund, der ein so künstliches Gebäude nicht tragen kann, und die uns in der That wenig oder nichts Neues lehren, was von einiger Bedeutung wäre. Seine ganze Ansicht faſst nun Hr. Br.-Wh. in folgenden 5 Sätzen zusammen (S. 89): 1) In sehr früher Zeit haben im südlichen und westlichen Europa verschiedene Mundarten einer unbekannten Muttersprache geherrscht, das Keltische und die alten Sprachen Italiens, Germaniens und Groſsbritanniens hervorgebracht. 2) Während der römischen Herrschaft haben die ungebildeten Stände in Italien und den Landschaften ihre ursprünglichen Mundarten niemals völlig aufgegeben, so daß die lateinischen Wörter, welche in die besiegten Länder von den Siegern eingeführt wurden, herrschten zwar endlich vor, wurden aber bei jedem Volke im Geiste seiner Muttersprache gemäſs verwandelt. 3) Von der Zeit des Kaisers Trajanus an bestanden die romanischen Mundarten in allen Theilen des lateinischen Europa. 4) Nach der Auflösung des römischen Reiches erhielten dieselben eine Menge Zumischungen und Veränderungen durch den Einfluſs der Völker, welche in das römische Reich eingedrungen waren

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

toire des langues romanes et de leur littéra- ure depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle ar M. A. Bruce-Whyte.

(Fortsetzung.)

5) Seit dem Anfange des Mittelalters wirkte das anische auf das Lateinische ein, welches seiner- wiederum auf das Romanische Einfluſs ausübte, aſs aus dieser Wechselwirkung die heutige itali- spanische und französische Sprache hervorgegan- sind. Man sieht leicht, daſs nur der zweite und ünfte Satz, die überdies an Unklarheit und Unbe- theit leiden, Neues enthalten. Aber auch den Satz, der gleichfalls sehr ungenau ausgedrückt iebt Hr. Br.-Wh. für etwas Neues aus. Wenn n auch nicht zum Vorwurfe machen wollen, daſs pp's Werk über die Verwandtschaft der kelti- mit den indisch-germanischen Sprachen nicht nt hat, so ist ihm doch nicht zu verzeihen, daſs ch Pictets französisch geschriebenes Werk über lben Gegenstand nicht gekannt hat. Dann würde nicht für seine Entdeckung halten, daſs die kel- n Sprachen und die lateinische aus einer und en Quelle geflossen sind. Den Grund für diese verwandtschaft findet er in der Uebereinstim- der ältesten in Italien entdeckten Inschriften de, daſs uns Hr. Br.-Wh. diese nicht entziffert, er scheint sie, namentlich die eugubinischen Ta- durchaus zu kennen und zu verstehen) mit den bleibseln des alten Breton, Armorikanischen und chen und in einer von ihm gemachten Entdeckung, ie er sich nicht wenig zu gute thut („on nous nnera un peu d'égoisme en faveur de cette dé- rte" sagt er S. 92). Er meint nämlich, über das lches offenbar unterscheidendes Merkmal der Lei- n der lateinischen Zeitwörter sei, habe noch kein äischer Gelehrter auch nur eine Vermuthung ge- äuſsert (zur Nachricht diene ihm, daſs Bopp längst nachgewiesen hat, daſs dieses r das rückbeziehliche Fürwort der 3. Person, se, ist); er habe entdeckt, daſs es dasselbe sei, wie die Sylbe er, welche in den keltischen Sprachen zur Bildung der Leideform diene, und nach Owen Pugh ursprünglich „une aptitude à endurer, à conserver ou à maintenir" bedeute. Dabei ist zu bemerken, daſs diese Endung nur in der Grundform (im Infinitiv) der leidenden Zeitwörter bisweilen sich findet.

Chap. IV. Anciennes inscriptions d'Italie. — L'hymne arval, les trois (?) *tables Eugubines, le monument d'Avella, interprétés au moyen du gallois, du breton, du basque et du valaque* S. 96—125. Den Hauptgrund für die Urverwandtschaft der keltischen Sprachen mit der lateinischen bieten unserm Verf. die altitalischen Inschriften dar. Er will also diese im vorliegenden Abschnitte aus den keltischen Sprachen erläutern, und zwar versucht er zunächst das Lied der arvalischen Brüder mit Hülfe des alten Brittischen und Armorikanischen zu erklären; jedoch erstreckt sich diese Erklärung keineswegs auf das ganze Lied, sondern nur auf einzelne Wörter, und der Sinn des Ganzen wird durch diese Erklärungen eher verdunkelt als aufgehellt. So sieht der Verf. Marmar nicht als Namen des Mars an, obgleich gerade Mars bei dieser Gelegenheit anzurufen sehr passend erscheint, wenn man die bekannte Stelle bei Cato de re rust. 141. vergleicht, in welcher gleichfalls Mars angefleht wird, daſs er Seuchen, Ungewitter und anderes Unheil von dem Viehe und den Saaten abwende (Klausen de carmine fratrum Arvalium S. 37 ff.), und obgleich auch die Form Marmar sich recht gut auf Mars beziehen läſst. Pott erklärt (Etymol. Forsch. I, 124) Ma-vort, zusammengezogen Mart, durch: qui mares vertit i. e. hostes fugat, so daſs das s von mas weggefallen wäre, jedoch ändert er diese Ansicht (S. 222) so, daſs vort

Digitized by Google

vielmehr aus der Sanskritwurzel wri bedecken, schützen, zu erklären sei, also Mannschützer; im oskischen Mamert stehe entweder m für v, oder der zweite Theil (mert) gehöre der Wurzel mor (sterben) an, die aus sich ein dem deutschen *morden* gleichkommendes Causativum erzeugt habe. Mir scheint die letztere Ableitung die richtige zu sein, aus welcher sich auch unsere Form Marmar recht wohl erklären läfst; das s von mas ist dann nicht ausgefallen, sondern als r erhalten, und Marmar stände dann nur für Marmart, also = maribus mortem afferens, Mannmordend, ganz dem griech. βροτολοιγὸς entsprechend; auch Mavors läfst sich daraus durch Uebergang des flüfsigen m in das gleichfalls flüfsige v erklären (Hoefer, Beiträge zur Etymol. I. S. 362 f.). Hr. Br.-Wh. nun erklärt Marmar durch Zusammensetzung aus mar-mar, von denen das erste im Breton und Armorikanischen *Meer* bedeute (er konnte also einfacher beim lat. mare bleiben); das zweite mar leitet er aus dem keltischen mawr (grofs) ab, so dafs also marmar das grofse Meer, das Weltmeer bedeute (Hr. Br.-Wh. hätte diesen Sinn näher erhalten können, wenn er marmar aus mare marium, Meer der Meere, erklärt hätte, wie canticus canticorum und wie Siegmund von Birken nach diesem Vorbilde Gartgarten für Hauptgarten schrieb). Auf den Zusammenhang nimmt unser Verf. nun weiter keine Rücksicht; er zwingt uns aber, ihm zu glauben, wenn er sagt (S. 98): „est-il donc permis de douter un seul instant que *marmar* ait dû être employé pour indiquer un flux, une inondation de la mer"? Das dem Worte Marmar vorangehende luerve (luerem) erklärt er eben so als leichte Veränderung des keltischen llwgr, spr. loogr, wodurch nichts gewonnen wird, da dies eben auch nur lues bedeutet. Pleoris bringt er mit dem mittelalterlichen pleura (bei Ducange = Stück Landes) zusammen; wahrscheinlicher ist immer noch Marini's Erklärung von pleoris = plures; diese Erklärung hat Hr. Br.-Wh. nicht gekannt, denn er tadelt nur Lanzi's Erklärung von pleoris durch flores. Auch die übrigen Erklärungen einzelner Wörter aus dem Liede der arvalischen Brüder und aus den eugubinischen Tafeln sind sehr ungenügend und bringen der Wissenschaft geringen oder keinen Nutzen. Denn meistens hat er nur das, und zwar aus dem Keltischen, erklärt, was schon von Andern aus dem Lateinischen erklärt worden ist; z. B. buf (bos) aus kelt. bu, pha (faba) aus ffa, poplo (populus) aus pobl, salvo (salvus) aus salv, tu (duplex) aus dyplyg u. s. w. Für die Erklärung noch nicht von Andern Gefundenen dagegen hat äufserst Weniges beigebracht. Aus der Vergleich und vermeintlichen Uebereinstimmung der altitalis Sprachen mit den keltischen zieht er (S. 110) die gerung, dafs jene keine Umendung gehabt haben, sie in diesen fehle, obgleich für die altitalischen M arten Umendungsformen genug bereits nachgewi sind. Aus der in oskischer Mundart abgefafsten lanischen Tafel, die er sodann durchgeht (wie fe haft aber die Inschrift ist, ergiebt sich nur au Vergleichung mit Lepsius Inscriptiones umbri oscae; es fehlen nicht nur die ganze vordere Se Tafel und die 5 letzten Zeilen der Rückseite, s es sind auch von 83 Wörtern, die Hr. Br.-Wh. nur 31 richtig), schliefst er wiederum (S. 123), die oskische Sprache keine Leideform gehabt habe schliefst er also aus 83 gröfstentheils falschen durchaus unverstandenen Wörtern!); endlich bem tet er (S. 124), dafs es nur eine Abwandlung in Sprachen gegeben habe, indem alle Zeitwörter auf dieselbe Weise abgewandelt würden (wir w weiter unten sehen, dafs er auch in den romanis Sprachen allen Unterschied der Abwandelung wegl net). Dies sind die Beweise, welche Hr. Br.-Wh. die Abstammung der romanischen Sprachen aus keltischen aufführt. Für deutsche Sprachforscher darf dies keiner weitern Erläuterung; man sieht daraus, was für Schlüsse unser Verf. aus was für aussetzungen zieht.

Chap. V. Analyse de la langue basque. — dialectes gaulois, y compris le celtique, ont dû de la même langue-mère que les dialectes ib que représente le basque. — Les caractères affinité avec le welsh S. 126—169. Nach dem ausgegangenen dürfen wir nicht erwarten, von Br.-Wh. neue Belehrungen über die räthselhafte kische Sprache zu erhalten. Nach seiner Vora zung hat auch in Spanien eine Tochter derselben tersprache geherrscht, aus welcher die übrigen chen des südlichen und westlichen Europa her gangen sind, und der gegenwärtige Abschnitt soll enge Verwandtschaft der baskischen Sprache mit keltischen beweisen. Auch Unterzeichneter hegt Ansicht, dafs die baskische Sprache zur grofsen in

Digitized by Google

nischen Sprachfamilie gehört, und dafs ihr früher spätere der ihr gebührende Platz zugewiesen werird, der wohl darum so schwer zu bestimmen ist, die iberische Sprache, deren Abkömmling die bas- unbezweifelt ist, sich wohl am Frühesten von rofsen Sprachstamme losgetrennt hat. (Vielleicht selbst die baskische Sprache die Verwandtschaft emitischen mit den indisch-germanischen Spravermitteln). Was aber Hr. Br.-Wh. vorbringt, eils so allgemein, theils so wenig bewiesen, dafs s durchaus keine Verwandtschaft zwischen dem ischen und Keltischen hervorgeht. Er beruft sich (S. 160 ff.) auf die Uebereinstimmung in den n und Buchstaben, im Gebrauche des Einzlers tels), in der Art zu zählen, im Mangel einer wirkn Umendung (obgleich sich dem Baskischen eine s in der That eben so wenig absprechen läfst, dem Griechischen und Lateinischen) u. s. w. In en Hrn. Br.-Wh. angegebenen Hinsichten können chen übereinstimmen, die nur ganz entfernt verr oder selbst stammverschieden sind, während verwandte Sprachen in denselben von einander ichen können.

Chap. VI. Permanence des dialectes indigènes. — de et troisième proposition. Les peuples d'Italie, agne et de Gaule continuèrent, sous la domina- romaine, à parler leurs idiomes respectifs. — Mots mots expliqués par des racines celtiques. S. 170— Es versteht sich von selbst, dafs die alten Mundltaliens und der andern Länder bei der Erobedurch die Römer nicht augenblicklich unterginund es unterliegt auch keinem Zweifel, dafs sie zum Theile, besonders auf den Dörfern, noch erhielten. Hr. Br.-Wh. meint aber, die Römer sie nie ganz vernichten können, und wenn auch Menge lateinischer Wörter in dieselben hineingenen sei, so sei doch dieser Stoff dem Geiste der Mundarten gemäfs behandelt worden. Dies heifst dafs die *Form* der alten Sprachen blieb. Im ntheile lehrt aber Nachdenken sowohl wie Erfahdafs die Form jener alten Sprachen gänzlich gegangen ist (bis auf die wenigen Trümmer, die in den keltischen Mundarten und im Baskischen lten sind), und dafs, was von ihnen noch in den nischen Sprachen erhalten ist, nur in einzelnen tern besteht und bestehen kann. Denn es ist in der Geschichte immer der Fall gewesen, dafs das ungebildetere Volk, selbst wenn es Sieger blieb (wie später die Deutschen), die Sprache des gebildetern, wenn selbst besiegten, Volkes annimmt; namentlich aber, wenn das gebildetere Volk zugleich Sieger war, wie hier, mufsten die besiegten Völker sehr bald sich gewöhnen, ihre Gedanken in römische Form zu giefsen. Und wirklich zeigt ja auch unbefangene und gründliche Prüfung der romanischen Sprachen deutlich genug, dafs, so mannigfaltig auch der Stoff derselben ist, ihre Form durchaus ächt Römisch ist. Hr. Br.-Wh. führt hierauf (S. 174) einige Beweisstellen an, dafs die keltischen Mundarten wirklich länger fortbestanden haben, allein diese sind aus so früher Zeit, dafs es vielmehr auffallen müfste, wenn die keltischen Sprachen schon damals nicht mehr bestanden hätten. Er hätte andere Stellen anführen können, namentlich von Sulpicius Severus, der noch am Ende des 4. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung des Gallischen und Keltischen als neben dem Lateinischen bestehender Landessprachen erwähnt (Opp. Lugd. Bat. p. 543). Die Unterscheidung von Gallisch und Keltisch in dieser Stelle bietet eine Schwierigkeit dar, die mir so zu lösen scheint, dafs man unter Gallisch die alte, gewifs mit Lateinischem sehr stark vermischte Mundart versteht, welche sich hin und wieder auf dem Lande behauptet haben mochte, unter Keltisch aber die Sprache des ehemaligen Armorica, der jetzigen Bretagne, welche sich bis auf den heutigen Tag als keltische Sprache unter dem Namen Breizunec erhalten hat. Man sollte also doch von Hrn. Br.-Wh. erwarten, dafs er die Uebereinstimmung des Breizunec mit den romanischen Sprachen darthäte, denn diese können sich doch seiner Voraussetzung zufolge, von jenem nur durch Einmischung lateinischer und deutscher Wörter unterscheiden, allein darüber schweigt er. Dagegen zeigt er sich wenigstens insofern folgerecht, als er behauptet, dafs die baskische Sprache mit der neuspanischen nahe verwandt ist „dans sa structure et ses principes généraux" (S. 177). Einen Beweis für die Uebereinstimmung beider findet er (S. 179) namentlich in beider Zusammensetzungsfähigkeit (!) und in der Uebereinstimmung spanischer Wörter mit keltischen, denn da er die baskische Sprache nur als Mundart der keltischen betrachtet, so gilt es ihm gleichviel, ob er spanische Wörter mit keltischen oder mit baskischen vergleicht. Diese Zusam-

Digitized by Google

menstellung trifft aber gröfstentheils Wörter, welche die keltischen Sprachen offenbar erst aus dem Lateinischen entlehnt haben, z. B. span. palabra (parabola) gäl. parabl, despesa (dispensum) bret. dispigu, feble (flebilis) bret. foibl, fuesa (fossa) bret. foss, mege (medicus) gäl. meddyg, pedir (petere) bret. peden u. s. w.

Chap. VII. Unité du langage en France. — Preuves historiques tirées du droit d'investiture avant et après Charlemagne et surtout du serment de 842, *sous Charles-le-Chauve* S. 186—203. Wir erhalten in diesem Abschnitte eine weitläufige geschichtliche Nachweisung, dafs die Könige von Frankreich seit Chlodewig Oberlehensherrschaft über ganz Frankreich, auch das südliche, gehabt haben. Hieraus und aus dem Eide von 842, dessen Sprache allen Franzosen habe verständlich sein müssen, schliefst der Verf., dafs in Frankreich *mit wenigen Ausnahmen* Einheit der Sprache geherrscht habe. Diese Ausnahmen seien (S. 199) das Breizunec und das Baskische am Fufse der Pyrenäen. Aus dieser Einheit der Sprache schliefst er wiederum, dafs sie nur von der alten Landessprache abstammen könne („un moment de réflexion suffira pour convaincre nos lecteurs qu'ils ont dû descendre de l'ancienne langue de ce pays et qu'ils fournissent la preuve la plus rigoureuse de la justesse de notre seconde proposition" S. 202). Man sieht, wie stark unser Verf. in Schlüfsen ist. Er behauptet ja gerade selbst die Verschiedenheit des Französischen, Breizunec und Eskuara, und woher kommt nun diese grofse Verschiedenheit, wenn sie nicht von Anfang an da war? Ich glaube, der Verf. selbst kann keinen schlagendern Beweis von der Unrichtigkeit seiner Ansicht geben; ihm selbst fällt aber gar nicht ein, dafs er sie selbst umstöfst. Sehr aufrichtig giebt er, freilich ohne sein Wissen und seinen Willen, zu verstehen, wie wenig er von Sprache und Sprachen versteht (S. 202): „dans leur génie, leur construction, *dans tout ce qui constitue l'essence d'une langue*, ces dialectes [die heutigen französischen Mundarten] sont entièrement différents de tout ce que nous connaissons des langues étrangères. Ils ne sont ni latins, ni gothiques, ni francisques, ni tudesques, ni saxons, et il n'y a pas la m[illegible]dre raison de croire qu'ils aient été introduits [illegible] quelque autre des hordes barbares qui ont formé [illegible] établissements partiels et éphémères dans ce pays" [illegible]

Chap. VIII. Analyse de la langue valaque. Esquisse de l'histoire des Valaques depuis Trajan jusqu'à Mahomet II. Examen du daco-roman; preuves tirées de la simplicité de ses formes et de son [illegible]quité incontestable S. 204—232. Man mufs sich [illegible] wenig wundern, wenn man Hrn. Bruce-Whyte so [illegible]fses Gewicht auf das Dakoromanische legen sieht, [illegible] er es selbst den Schlüssel zur Lösung der von [illegible] unternommenen Aufgabe nennt, und wenn er uns [illegible] dem hohen Alterthume jener Sprache predigt, [illegible] doch männiglich bekannt ist, dafs das walach[illegible] Schriftenthum erst mit dem Jahre 1560 beg[illegible] und dafs keine romanische Sprache so stark [illegible] mischt ist, wie die walachische, indem kaum [illegible] Hälfte ihrer Bestandtheile Lateinisch geblieben, [illegible] Wurzeln der zweiten Hälfte aber in fremden Spra[illegible] zu suchen sind (Diez rom. Gramm. I, 65 f.). [illegible] Wörterbuche finden sich unter dem Buchstaben b [illegible] mehr als 42 lateinische und etwa 105 fremde [illegible] ter, ein Mifsverhältnifs, das jedoch nicht bei [illegible] Buchstaben vorkommt (das. S. 66). Dies könnte a[illegible] dings Hrn. Br.-Wh.'s Ansicht bestätigen, wenn [illegible] jene fremden Wörter keltische oder baskische wä[illegible] aber es sind leider in neuerer Zeit entlehnte, vor[illegible] lich slawische, sodann ungarische, griechische, a[illegible] nische, türkische, deutsche u. s. w. Und trotz di[illegible] starken Mischung und trotz dem, dafs die rö[illegible] Herrschaft nur etwa 150 Jahre lang in Dacien fe[illegible] gründet war, ist doch die walachische Sprache [illegible] jetzt ihrem innern Wesen nach eine romanische. [illegible] ser Verf. zeigt nun auch gegen Raynouard, in de[illegible] Gebäude die walachische Sprache nicht hineinp[illegible] richtig die Uebereinstimmung dieser mit den an[illegible] romanischen Sprachen. Das Walachische soll aber [illegible] ihm von Anfang an aus einer gänzlichen Sprachve[illegible] rung entstanden sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

e des langues romanes et de leur littéra- depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle M. A. Bruce-Whyte.

(Fortsetzung.)

r Kaiser Trajanus, der im Jahre 107 n. Chr. ur römischen Landschaft machte, führte römi- flanzer aus allen Ländern des römischen Rei- shin. Diese hatten, nach Hrn. Br.-Wh., alle sprüngliche Muttersprache, wiewohl stark mit ich vermischt, beibehalten; die Sprache also, sie in Dacien einführten, war ein Gemisch von esen Sprachen, in dem aber das verdorbene iche vorherrschte („un langage mixte, formé dialectes homogènes des colons et dans lequel corrompu prédominait à un haut degré" S. 210). ir eine Vorstellung soll man sich nun von einer Sprache machen? Nach Hrn. Br.-Wh.'s eige- orten kann man sich kaum etwas anderes dar- enken, als die gewöhnliche römische Volkspra- lingua romana rustica (die er doch wohl un- „latin corrompu" versteht), in der wohl man- Wörter sich festgesetzt haben mochten; neh- r aber dies an, so ist dadurch des Verfs. Ge- ungestofsen. Der Verf. geht nun die einzelnen urch, in denen das Walachische mit den übri- manischen Sprachen übereinstimmt, wobei wir ir wenig zu erinnern uns erlauben. Von den mäfsigen Zeitwörtern hat der Verf. keine rich- orstellung. Er meint (S. 221), je mehr eine e schriftstellerisch ausgebildet werde, desto ermehrten sich die unregelmäfsigen Zeitwörter, doch eher das Umgekehrte sagen könnte, in- ie sogenannten unregelmäfsigen (d. h. starken) rter gerade die ältesten und ursprünglichsten eren Umfang aber mit der Zeit immer mehr be- kt wird, je mehr die Sprachen nach Gleichför- migkeit und Einfachheit streben. Auf den Ablaut, gerade die wichtigste und besonders im Walachischen merkwürdige Veränderung des Wurzelselbstlautes in den starken Zeitwörtern hat er gar keine Rücksicht genommen. Eine wahre Freude hat der Verf. (S. 225) über die Zeitwörter auf isco, so dafs er sagt: „nous sommes tenté de nous écrier: „Ce n'est point dans les archives de la littérature qu'il faut chercher l'histoire des langues, mais dans l'obscur patois des pâtres et des montagnards"! Denn er behauptet, da hierin alle romanischen Sprachen übereinstimmend vom Lateinischen abweichen, so sei dies genügendes Zeugnifs für den gemeinsamen nichtlateinischen Ursprung der romanischen Sprachen! Im Lateinischen und Griechischen kennt also unser in den eugubinischen Tafeln u. s. w. so bewanderter Vf. kein Zeitwort auf sco. Zum Schlusse giebt Hr. Br.-Wh. (S. 229 ff.) ein ihm von Vater mitgetheiltes Lied mit englischer dichterischer und französischer prosaischer Uebersetzung; letztere ist aber, wie die meisten später folgenden französischen Uebersetzungen, nicht aus der Ursprache übertragen, sondern aus der freien englischen Uebersetzung und daher sehr frei und matt, was freilich nur Hrn. Eichhoff zur Last fällt.

Chap. IX. Comparaison des verbes primitifs. — Chaque dialecte roman s'est formé isolément, avec le secours d'autres idiomes. Parallèle des verbes possessifs et substantifs en valaque, italien, castillan, provençal et romaunch. Influence de la langue gothique. S. 223—261. Ein Abschnitt, von dem man, wenn man ihn aus dem Zusammenhange herausnähme und von dem Vorhergehenden nichts wüfste, wohl meinen möchte, er sei nur im Scherze geschrieben, um unwissende Sprachforscher zu verspotten. Es ist aber fürchterlicher Ernst. Nach der Hauptüberschrift „Comparaison des verbes primitifs" sollte man meinen, dieser Abschnitt enthalte eine Vergleichung der romanischen

Digitized by Google

Wurzelzeitwörter ihrer Abstammug oder auch ihrer Abwandlung nach, allein er enthält nur die Abwandelung der Hülfszeitwörter haben und sein. Die Abwandelung aller romanischen Zeitwörter richtet sich nämlich, Hrn. Br.-W. zufolge, nach der Abwandelung, welche das Hülfszeitwort *haben* (verbe possessif nennt er es) in jeder romanischen Sprache hat; er behauptet daher, die Bildung aller Zeitwörter erklärt zu haben, wenn er die Abwandelung von habere erläutert hat. Und wie erläutert er diese? Er fängt mit der 1. Ps. der Gegenwart: ho, he, hai, ai, an; diese Formen können nach ihm unmöglich aus lat. habeo entstanden sein, und er verurtheilt jeden Sprachforscher, der dies behaupten will, zum Schweigen: „nul étymologiste un peu grave ne voudra le dériver du latin" (S. 235). Man sollte doch nun erwarten, dafs er, wenn er folgerecht wäre, diese Formen aus den alten keltischen Sprachen herleitete. Allein leider findet er dort keine entsprechenden Formen; er sieht sich also gezwungen, sie aus Mundarten herzuleiten, die später als das Römische sind. Da kommt ihm denn glücklicher Weise sein Hauptsprachforscher Junius zu Hülfe, der in seinem gothischen Wörterbuche angiebt, dafs aus der gothischen Wurzel a die drei Zeitwortsformen ava, aga und haga, *haben* entstanden sind. Hieraus nun leitet Hr. Br.-Wh. die romanischen Formen für Gegenwart und unvollendete Vergangenheit ab. Die Formen der vollendeten Gegenwart (Praeteritum perfectum) dagegen, ital. ebbi und ebbero, span. hube und hubieron weichen ihm doch zu sehr vom Gothischen ab, und von diesen giebt er daher zu, sie möchten wohl Verstümmelungen des Lateinischen sein, während die Zukunft wiederum nach dem Vorbilde des Gothischen gebildet sein soll, wo, wie im Lateinischen, das Zeitwort *haben* häufig, mit der Grundform eines anderen Zeitwortes verbunden, die Zukunft bedeutet. So sind also die romanischen Sprachen nach Hrn. Br.-Wh. Sprachen, deren Grundlage keltisch, die Stämme grofsentheils lateinisch, die Abwandlungen gröfstentheils gothisch sind; denn Hr. Br.-Wh. sagt wiederholt, dafs die Abwandelung von habeo der Bildung aller Zeitwörter zum Grunde liege und spricht S. 261 geradezu aus, dafs die Zeitwörter deutschen Bau haben: „les verbes, dans tous les dialectes romans, trahissent une structure gothique ou teutonique". Nicht minder mifshandelt er das Zeitwort esse: span. ser erklärt er (vielleicht mi[illegible] Unrecht) aus sedere, soi aus der keltischen [illegible] sprache, ital. sei aus den eugubinischen Tafeln [illegible] Sprachverwirrung sucht er so zu erklären, [illegible] Mittelalter viele verschiedene Formen neben [illegible] vorhanden waren, von denen die Dichter die [illegible] gefälligsten gewählt haben, wodurch die andere[illegible] Gebrauch kamen. Ueberhaupt schreibt der Ve[illegible] zelnen zu grofsen, berechneten Einflufs auf die [illegible] der Sprache zu. Wie Hr.-Wh. das nahe [illegible] so oft übersieht und sprachliche Erscheinungen [illegible] ren offenbaren Grund im Lateinischen haben [illegible] weit hergeholte Ableitungen zu erklären suc[illegible] recht deutlich auch seine Erklärung des rä[illegible] chen Fürwortes der 3. Ps. si oder se, wel[illegible] Bildung der Leideform dient, eine Erscheinung [illegible] les grammairiens, il est vraie, ont notées [illegible] par ignorance de son origine et par leurs v[illegible] jectures sur l'agent qui sert à la forme, [illegible] loppé d'un nuage impénétrable" (S. 255). [illegible] nämlich dieses se oder si nicht blofs dem [illegible] sondern auch der Form nach, vom gothischen [illegible] sächsischen und schwedischen si, se, [illegible] (S. 256). Sapienti sat!

Chap. X. Analyse de la langue romane de la Rhétie et des Grisons. Examen [illegible] national, formé sous l'influence des dial[illegible] S. 262—316. Man sollte denken, dafs [illegible] die früher allgemein verbreitete und [illegible] jetzt nicht aufgegebene Meinung theilte, [illegible] das Rhätoromanische vom Etruskischen [illegible] er verwirft diese Meinung und behauptet [illegible] theile, dafs das Rhätoromanische nicht [illegible] Aehnlichkeit mit dem habe, was uns von [illegible] erhalten sei (S. 265), und dafs vielmehr [illegible] manischen Wörter so mit keltischen [illegible] dafs das Romanische nothwendig ge[illegible] Ursprung mit dem Keltischen haben müsse [illegible] zu beweisen, führt er Bd. III S. 483—486 [illegible] rhätoromanischer Wörter (wie er behauptet, [illegible] stimmt ältesten) auf, die er aus dem [illegible] klärt; z. B. bab (papa) von gäl. pab, [illegible] bask. sor, cusrin (consobrinus) gäl. cosy[illegible] bret. fo, dos (dorsum) gäl. dos, brach (b[illegible] braic, begl (umbilicus) bask. beguill, sac[illegible] sacc, cass (casa) ir. cas, palazz (palatium) g[illegible]

Digitized by Google

castellum) gäl. castell, tuor (turris) gäl. towr, ons) gäl. pont, mir (murus) gäl. myr, cumach ch) ir. cumdach, saal (Saal) bret. sal, fneistra a) gäl. ffenistr., meisa (mensa) ir. meis, baunch bret. bancq, leg (lectus) bret. lech, prau (prat) bret. prad, früt (fructus) gäl. ffrwyth, aur (aurum) r, cavaigl (caballus) bret. caval, asen (asinus) en u. s. w., doch führt er selbst S. 486 leg und nter den aus dem Lateinischen herkommenden lit seiner Meinung bringt er nun auch die Ge- e in Uebereinstimmung, denn nach ihm hat inden seine Bevölkerung von Gallien aus erhal- ıs weder wahrscheinlich ist (allerdings mag wohl ehrt Galliens ursprüngliche Bevölkerung durch ünden hindurch gegangen sein), noch von Hrn. Vh. erwiesen werden kann. Er verfolgt nun die ichte des Landes mit unnöthiger Weitläufigkeit eht dann einzelne Theile der Sprachlehre durch, gleich die Uebereinstimmung des Rhätoromani- mit den anderen romanischen Sprachen und die t desselben vom Keltischen darzuthun. So soll toromanische Sprache z. B. (S. 293) ursprüng- r zwei mit dem alten Breton übereinstimmende gehabt haben; die übrigen sollen durch deut- Einfluſs eingeführt worden sein. Er vergleicht (S. 294) die Gegenwart von havair mit der dlung von *haben* in der deutschen *gemeinen* rt („nous parlons de l'allemand vulgaire et non langue littéraire" sagt er ausdrücklich); man en- darunter vielleicht irgend eine oberdeutsche nundart, aber es folgt die schriftmäſsige Abwan- von haben: ich habe, du hast, er hat, wir ha- r habet, sie haben. Es würde den Leser und bst zu sehr langweilen, wenn wir auch hier alle und verfehlten Ableitungen und Deutungen des , wie z. B. figieva (faciebam) aus dem Baski- gir (dicere, s. m. Beiträge S. 349) aus dem en sagen u. s. w. durchnehmen oder auch nur t machen wollten. Zu bedauern ist, daſs der obgleich er selbst in Graubünden gewesen ist, zelnen räthoromanischen Mundarten nicht genau harf sondert, obwohl er Einzelnes aus verschie- Mundarten beibringt.

hap. XI. Corruption graduelle du latin. — Ir- ıs des barbares. Existence continue du romance galement parlé par les vaincus et les vainqueurs, domine au neuvième siècle, dans toute l'Europe latine. S. 317—345. Hr. Br.-Wh. giebt zunächst einige ungeordnete Bemerkungen über die allmählige Verderbung der lateinischen Wörter im Italischen, namentlich über die Zusammenziehung derselben und die Ausstoſsung von Mitlauten. Durch deutschen Einfluſs soll c vor e und i dem Laute nach zu tsch, g zu dsch geworden und n z. B. in tengo, rimango eingeschoben sein (S. 322 f.), da die Deutschen in mehreren Mundarten (in welchen?) so aussprächen und denselben Hülfsbuchstaben häufig anwendeten (und doch hat der Verf. schon früher gesagt, daſs die Aussprache der lateinischen Wörter überall durch den Einfluſs der alteinheimischen Sprachen geändert worden sei)! Auffallend ist es nun aber, daſs die Deutschen nach Frankreich nicht dieselben Laute getragen haben, sondern vielmehr ganz andere; die Schwierigkeit, dies zu erklären, fühlt wohl Hr. Br.-Wh. selbst, und darum geht er gar nicht darauf ein. Die Einsilbigkeit des Französischen leitet er von dem kriegerischen Geiste der Franken her (S. 326 f.): „la prédominance des monosyllabes si indispensable à un peuple à qui la guerre laissait à peine un moment de repos". Danach sind die Römer als weit weniger kriegerisch, die Chinesen aber als das kriegerischeste Volk anzusehen. Die Veränderungen, welche die lateinischen Wörter im Spanischen erfuhren, schreibt er dem Einflusse der alteinheimischen Sprache zu. Namentlich dient ihm der Kehllaut g (dessen Aussprache er durch gk bezeichnet) zum Beweise, der sich nach ihm in *keiner* Sprache finden soll (er sagt ausdrücklich S. 334 f.: „cette articulation difficile ne trouve son correspondant dans aucune langue, ni classique, *ni orientale*, *ni teutonique*"), der also nothwendig aus der Ursprache erhalten sein muſs. Glücklicher Weise findet sich, zur Unterstützung dieser Ansicht, derselbe Laut nach Owen im alten Breton. Eben so verkehrte, wenn nicht verkehrtere Ansichten entwickelt Hr. Br.-Wh. über den spanischen Laut ll (S. 335); g und j nach römischer Aussprache sollen den Spaniern unbekannt sein (S. 338). S. 340 giebt Hr. Br.-Wh. einige Lauttübergänge an, aber durchaus unvollständig und groſsentheils falsch; d soll z. B. zu s geworden sein in presa aus proeda, umgekehrt s zu d in edad aus aetas, g zu t in junto aus jungo, g zu ñ in seña aus signum u. s. w; meistens hat er gerade die seltensten angeführt. Nach

Digitized by Google

Antonio de Nebrija nimmt er im Spanischen 12 inlautend, zum Theile auch anlautend, überall stumme Buchstaben an: b, c, ch, d, f, g, p, ph, t, th, i, u („*partout* où ces lettres vaporeuses se rencontraient au milieu de mots latins, elles échappèrent totalement à l'attention du commun des Espagnols" S. 342); z. B. (zu bemerken ist, dafs in den spanischen Wörtern eine grofse Menge Schreibfehler sind) llamar (clamare), autor (auctor), eco (echo), ofrecer (offerre), aplicar (applicare) u. s. f.!

Chap. XII. Fusion du latin et du romance. — Influence du romance sur le latin du moyen-âge et de celui-ci sur le romance. Progrès et fusion des dialectes. S. 346—369. Den gröfsten Theil dieses Abschnittes nehmen Beispiele von mundartlichen romanischen Redensarten ein, die in die lateinische Schriftsprache des Mittelalters übergegangen sind. Die ungleich wichtigere Nachweisung, wie Formen und Ausdrücke entstanden sind, welche die romanischen Sprachen aus dem mittelalterlichen Lateinischen aufgenommen haben, suchen wir hier vergebens.

Chap. XIII. Tableau du moyen-âge. — Circonstances favorables au développement de la langue vulgaire. — Charlemagne et les conciles. — Premiers exemples de romance littéraire. — Les moines, zélés réformateurs du langage; préventions injustes à leur égard S. 370—392. Der Verf. stellt zunächst mehrere Belege zusammen, dafs schon vor dem Anfange des eigentlichen Schriftenthums der romanischen Völker einzelne Schriftsteller und Redner der Volksmundart sich bedienten. Karl der Grofse soll (nach S. 379) seine Unterthanen in der romanischen Volksmundart haben unterrichten lassen. Einen bestimmten Beweis dafür bringt Hr. Br.-Wh. nicht bei; vermuthlich beruhet diese Angabe auf einem Irrthume oder einer Verwechselung mit Karl's Fürsorge für die deutsche Sprache. Wahrscheinlich ist es durchaus nicht, denn dann würden wir doch wohl irgend eine Kunde von einer romanischen Sprachlehre aus jener Zeit haben, da ohne eine solche die Sprache nicht füglich gelehrt werden konnte. Hr. Br.-Wh. selbst giebt an einem andern Orte (S. 434) an, dafs man vor der Mitte des 11 Jahrh. nichts einer romanischen Sprachlehre Aehnliches gehabt habe. Den gröfsten Theil dieses Abschnittes füllt eine Schilderung der Verdienste der Mönche im Allgemeinen aus.

Chap. XIV. Premiers essais dramatiques. — Gallicanus, drame du dixième siècle, de la religieuse Hroswitha. Bubio, comédie du quatorzième siècle. Le Mystère latin de Garland. Poëme des Roses. — Rise de la langue latine S. 393—438. Auffallen mufs es, dafs Hr. Br.-Wh. mit der Schauspieldichtung, der höchsten und schwierigsten Dichtgattung überhaupt, die sich daher überall zuletzt entwickelt, beginnt. Es sind aber nicht Versuche der Schauspieldichtung in den romanischen Sprachen gemeint, sondern der Verf. spricht von lateinisch geschriebenen Schauspielen, die gar nicht hierher gehören, weil sie weder romanisch geschrieben noch in romanischen Ländern entstanden sind. Der Verf. hat wohl nur die Absicht gehabt, die Verdienste der Mönche (besonders der englischen) in glänzenderes Licht zu stellen; daher geht er das Schauspiel Gallicanus von der sächsischen Nonne Hroswitha durch und giebt an und für sich verdienstvolle Auszüge daraus von in der Ursprache. Auch das Schauspiel Bubio, von dem er gleichfalls Proben giebt, gehört nicht hierher, da es in England entstanden ist. Dagegen geht der Vf. nicht nur die lateinischen in Frankreich, namentlich in Limoges, um die Mitte des 11. Jahrh. entstandenen gereimten Trauerspiele (namentlich die Wunder der der heiligen Catharina u. s. w.) mit Stillschweigen, sondern er erwähnt auch später nicht mit einem Worte die wirklich ältesten Versuche von Schauspielen in romanischer Sprache, namentlich das wahrscheinlich älteste Gedicht dieser Art, wo noch lateinisch und provençalisch gemischt ist, das „Mysterium der weisen und thörigen Jungfrauen" aus der ersten Hälfte des 11. Jahrh., wovon Raynouard (Choix II. S. 139—143) eine Probe giebt; selbst die nordfranzösischen Mystères, Moralités, Farces, Sotties berührt er nicht. Bei den lateinischen Schauspieldichtungen bleibt aber der Verf. in diesem Abschnitt nicht stehen, sondern er theilt noch S. 4[illegible] ein lateinisches Gedicht: Expansio rosarum Virgini, für dessen Verf. er Garland hält, und welches er beweisen soll, dafs die Mönche durchaus nicht so ungebildet waren, wie man sich gewöhnlich vorstelle. Er setzt dann weiter auseinander, welchen Theil die Mönche an der Ausbildung der romanischen Sprachen genommen haben und wiederholt die schon berührte Ansicht, dafs sie auf Karl's des Grofsen Befehl Kinder in der Volkssprache unterrichtet hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

toire des langues romanes et de leur littéra-ture depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle par M. A. Bruce-Whyte.

(Fortsetzung.)

Chap. XV. Objections contre l'influence arabe. — s Arabes n'ont pas contribué à la renaissance des tres en Europe. Coup d'oeil sur leur philosophie, rs sciences mathématiques et physiques. Echantil-n de leur poésie comparée à celle des troubadours 439—505. Der Verf. läfst uns einen Blick auf die schichte und den Zustand der Araber thun, so weit aus hervorgeht, wie ungemein reich und lebendig ihre bildungskraft ist. Er macht hierauf die Schrift-ler, welche die Gelehrsamkeit der Araber sehr hoch en (Andres, Cassiri, Ginguené, Sismondi) verdäch-und behauptet im Gegentheile (S. 451), dafs die ber selbst in ihrem glänzendsten Zeitalter Alles Christen verdankten. Gewifs mit Unrecht. Denn llen wir auch nicht leugnen, dafs die Verdienste der ber häufig zu hoch angeschlagen worden sind, so sen wir doch ihre grofsen Verdienste um die Mensch-dankbar anerkennen. Allerdings begegnen wir n freier Forschung und besonnener Prüfung und häufiger Grübeleien des Verstandes in ihren wis-schaftlichen Werken, aber es bleibt ihnen immer Verdienst, wissenschaftliche Kenntnisse in einem lben sehr bedürftigen Zeitalter und in den ent-esten Gegenden verbreitet und den Sinn dafür Beispiel und Mittheilung angeregt und befördert viele ohne ihre Fürsorge mit dem Untergange be-ete Werke und Erfahrungen erhalten zu haben. Br.-Wh. verkennt aber diese Verdienste und macht n einen Vorwurf daraus, dafs sie in den einzelnen senschaften nicht mehr geleistet haben. Was Hr. Wh. (S. 459) bei Gelegenheit der Sternkunde, in sie doch namentlich unbestreitbare Verdienste haben, ihnen vorwirft, kann man sehr passend auf ihn selbst zurückwenden: „ils eurent le grand tort d'affirmer ce qu'ils auraient dû prouver . . . ils virent leurs observations les plus rigoureuses devenir superflues ou erronées". Besser würdigt Hr. Br.-Wh. die arabische Dichtung. Mit Recht leugnet er, dafs dieselbe der romanischen, besonders spanischen zum Muster gedient habe, da weder die äufsere Form noch die Auffassung so übereinstimmen, dafs Nachahmung deutlich zu erkennen wäre; einige Beispiele arabischer Dichtung verglichen mit romanischer erläutern dies.

Chap. XVI. Origine de la chevalerie. — La fiction romantique existait en Europe bien avant l'invasion des Arabes. La chevalerie est née de la féodalité. Mabinogi de Pwyll, roman gallois du sixième siècle S. 506—519. Der Inhalt dieses Abschnittes wird durch die Ueberschrift hinlänglich bezeichnet. Der Vf. will aus dem daselbst genannten Gedichte beweisen, dafs die sogenannte romantische Dichtung weit älter ist als der Anfang der Kreuzzüge; allein jenes Gedicht hat mit der provenzischen Kunstdichtung, der ältesten bei den romanischen Völkern, deren Anfang in das Jahr 1140 zu setzen ist, nichts gemein.

Wir kommen nun zum *Zweiten Bande.*

Chap. XVII. Poème des Nibelungs. — Essai de fixer la date de ce roman. Son analyse complète avec la traduction de plusieurs morceaux en vers anglais S. 1—42. Es wäre wirklich schwer zu begreifen, wie ein so ausführlicher Abschnitt über das Nibelungenlied in eine Geschichte der romanischen Schriftenthümer gehört, wenn es nicht schiene, dafs Hr. Br.-Wh., wie wir schon bemerkt haben, seine ganze Gelehrsamkeit in das vorliegende Werk hat packen wollen, und wenn er nicht glaubte, etwas Neues über die Nibelungen sagen zu können. Allerdings sagt er viel Neues, viel Unerhörtes über dieselben. Er beginnt damit, ihnen den Namen eines epischen (erzählenden) Gedichtes strei-

Digitized by Google

tig zu machen, weil sie weder Einheit der Handlung noch Einheit des Ortes hätten. Der erste Theil der Nibelungen bis zu Siegfrieds Ermordung biete weniger Anziehendes dar; Siegfried erscheine als ein „Don Quichotte en amour comme dans les aventures" (S. 2); der zweite Theil entschädige für den ersten, doch sei er von einem andern Verf. (Lachmann ist natürlich Hrn. Br.-Wh. eben so unbekannt, wie Grimm u. s. w.). Der (wo?) gewöhnlichen Ansicht nach seien die Nibelungen im 12. Jahrh. entstanden; sie seien aber viel älter, nämlich aus dem 9. (schreibe *neunten*) Jahrh. Hat Hr. Br.-Wh. diese geistreiche Entdeckung selbst gemacht? Nicht ihm allein gebührt die volle Ehre; er ist offen genug, einzugestehen, dafs ihm, als er in St. Gallen gewesen ist, „deux personnes fort instruites" (S. 4) gesagt haben, dafs die Sprache der Nibelungen aufserordentliche Aehnlichkeit mit der Sprache habe, wie sie in Chur im 9. Jahrh. gesprochen worden sei, und wie sie sich in ganz alten Handschriften finde! Aber Hr. Br.-Wh. stützt diese Ansicht noch dadurch, dafs wir ein lateinisches Gedicht von unbekanntem Vf. haben, welches Muratori in das 10. Jahrh. setze, und welches nur Bruchstück einer Uebersetzung der Nibelungen oder eines Auszuges aus denselben sei, und wundert sich, dafs dieser unumstöfsliche Beweis für das höhere Alter der Nibelungen den Nachforschungen der Erklärer entgangen sei. Der Verf. meint, wie man leicht sieht, Eckehards I. Waltharius manufortis und kann nicht begreifen, dafs der Stoff eines Gedichtes so viel älter sein kann als das Gedicht selbst, und dafs ein und derselbe Stoff in verschiedenen Zeiten bearbeitet werden kann. Dafs jenes lateinische Gedicht zum Theile ganz andere Dinge enthält, als die Nibelungen, nämlich die Thaten Walthers von Aquitanien, erklärt er daraus, dafs uns der Anfang der Nibelungen, welcher dasselbe enthalten habe, verloren gegangen sei. Er giebt nun einen Auszug aus den Nibelungen, der im Einzelnen genauer sein könnte; die englischen Uebersetzungen sind frei und halten keinen Vergleich mit der Urschrift aus, noch weniger die französischen. Der Vf. schliefst nun aus den Nibelungen (S. 41), dafs die romantische Dichtung sehr alt ist und dafs sie und das Ritterthum nicht einer Gegend Europas ausschliefslich angehörte.

Chap. XVIII. Conte arabe de Yokdhan. — Contraste frappant entre les romans des Européens et ceux des Arabes. Traduction du conte philosophi de Yokdhan S. 43—112. Der Vf. will, wie schon der Ueberschrift gesagt ist, beweisen, dafs die rit liche Dichtung nicht durch die Araber nach E gebracht sei, denn in ihren erzählenden Gedichte nicht die geringste Aehnlichkeit mit den europäis Um dies darzuthun, giebt er einen Auszug und weise Uebersetzung des arabischen Lehrgedichts Y dan. Ein belehrendes Gedicht mufs sich natü wesentlich von einem blofs erzählenden Gedichte scheiden, und daher hätte Hr. Br.-Wh., wenn er Verschiedenheit der arabischen und europäischen fassung und Darstellung deutlich machen wollte, dichte derselben Gattung mit einander vergl also im vorliegenden Falle ein rein erzählendes sches Gedicht wählen müssen.

Chap. XIX. Introduction des fables arab L'influence arabe en Espagne ne date que du dr siècle. Discipline morale de Moïse Sephardi e Fable du rossignol et de la fourmi. Allégories duites par les croisades S. 113—136. Erst lateinische Uebersetzungen von sittenlehrigen Di gen wurde den Europäern die arabische Dichtu kannt, namentlich durch den Rabbi Moses Se (Petrus Alphonsus), der für Viele Vorbild wurde den Kreuzzügen schöpften die Europäer an der Q selbst Kenntnifs der arabischen Dichtung.

Chap. XX. Développement des langues romanes Résultats produits par la chevalerie et les croisa Origine des troubadours, des ménestrels et des vères S. 137—149. Wenn die Araber nur sehr deutenden und späten Einflufs auf die romanis Schriftenthümer übten, so wurden diese dagegen durch die Ausbildung des Ritterthums befördert; diesen Punct hätte man etwas Ausführlicheres Genaueres erwartet, aber plötzlich spricht Hr. Wh. schon von der Vernichtung des Ritterthums den Bürgerstand, „ce tiers-état qui, juste et m à son origine, avec le temps, devait renverse principes conservateurs de la société, fondre da sien tous les autres ordres et, semblable au ser venimeux qui nourrit ses petits de son sang, de le jour à une race de purricides qui établirent sur ruines leur despotisme éphémère" (S. 143). Ric sagt er aber, dafs die Sprache durch das Aufbl des Bürgerstandes gewann. — Auch den Einflufs

Digitized by Google

ıüge schildert Hr. Br.-Wh. zu kurz und zu gend.

ıap. XXI. *Infériorité de l'ancien italien. — de cette défaveur. Comparaison de l'italien provençal et le castillan au douzième siècle. rit italien de cette époque* S. 150—160. Den von der geringern Ausbildung des Italischen ıem Zeitalter findet Hr. Br.-Wh. mit Recht dafs sich hier wegen geringerer Theilnahme an reuzzügen das Ritterthum weniger ausbildete. vill Hr. Br.-Wh. eine Handschrift mit itali- 'rosa entdeckt haben, welche älter sei, als die ı bekannten Denkmäler der italischen Sprache. ıt sie in die Mitte des 12. Jahrh. und theilt da- ıe Probe über die Heilung der Pferdekrankhei- t. Auf jeden Fall ist aber diese Schrift viel : und in einer unteritalischen, jedenfalls der ka- ıben, Mundart geschrieben; dafür spricht na- ch das im Auslaute häufig statt o stehende u, ıuche einzelne Formen, wie z. B. iornu = giorno, : avere, wie es noch jetzt im Kalabrischen lau- nentlich die Formen des Einzlers, die noch jetzt abrischen genau dieselben sind; auch dem In- ıach gehört es nach Kalabrien. Die Beweise, Hr. Br.-Wh. für das hohe Alter jenes Schrift- beibringt, nimmt er erstens aus den Abkür- der Handschrift her, welche ganz mit denen landschrift des 12. Jahrh. übereinstimmten, von ıratori ein Abbild gegeben habe. Diese Ab- ʒen sind aber solche, wie sie sich in allen hriften bis ins 15. Jahrh. finden und Hr. Br.- ıer diese (S. 156) anführt, verrieth dadurch sehr Unbekanntschaft mit Handschriften, obgleich er t von solchen spricht. Ob die Handschrift pa- oder pergamenten ist, darauf hat er so wenig ıt, wie auf alles Andere, was das Alter einer hrift ungefähr bestimmen kann. Den zweiten für das hohe Alter der Handschrift giebt ihm dung der Wörter (das Vorherrschen des u ı und er meint nun gar die Handschrift in zu Zeit gesetzt zu haben, da die darin herrschende e der dako-romanischen so ähnlich sei, welche ie wir gesehen haben, für uralt gilt. Zur Nach- liene Hrn. Br.-Wh., dafs was er als Beweis Alters anführt, sich heutiges Tages eben so in unteritalischen Mundarten findet. Den schla- gendsten Beweis aber hat Br.-Wh. bis zuletzt aufge- spart, und dieser beweist wirklich unwiderleglich: — das Gegentheil von dem was Hr. Br.-Wh. beweisen will. Die Vorrede jenes Schriftchens schliefst näm- lich so (S. 159): „Ma quellu ki riguarda li morbi e le cure specialmente fu trovato per me signore Gior- danu Russu di Calabria, trattatu per Heroclu maris- calco pro le stalle di l'imperatore Federicu lungu tempu diffuntu". Jener Giordano Russo soll Stallmei- ster Friedrichs II. gewesen sein und eine lateinische Schrift über die Heilung der Pferdekrankheiten ge- schrieben haben (ich gestehe, dafs mir davon nichts bekannt ist) und die von Hrn. Br.-Wh. mitgetheilte italische Schrift soll eine Uebersetzung davon sein. Also: Friedrich II. wurde im Jahre 1194 *geboren*, Giordano Russo war sein Stallmeister und schrieb eine lateinische Schrift, welche um 1150 ins Italische übersetzt wurde. Was ist das für eine Zeitrechnung? Hr. Br.-Wh. aber meint nun, jener räthselhafte He- roclu (wahrscheinlich falsch gelesen, denn der Verf. sagt selbst, dafs nur der erste Buchstabe und die letzte Sylbe leserlich seien) sei wahrscheinlich Stall- meister bei Friedrich I. gewesen. Wie man dies aus den angegebenen Worten schliefsen mufs, ist mir nicht klar. Doch es sei. Friedrich I. starb 1190; nun steht dabei: „longu tempu diffuntu" (welchen Zusatz Hr. Br.-Wh. ganz übersehen zu haben scheint); er schliefst also so (S. 160): „nous nous croyons donc pleine- ment autorisé à placer la date du premier traité au milieu du douzième siècle".

Chap. XXII. Coup d'oeil sur la Provence. — In- fluence du provencal sur tout le midi de l'Europe. Histoire du royaume de Provence indépendant de l'em- pire des Francs S. 161—172. Der Verf. giebt eine Uebersicht über die Geschichte der Provence und spricht namentlich über die Gründung und Ausbrei- tung des Reiches von Arles, wodurch auch die Spra- che sich weiter ausbreitete.

Chap. XXIII. Période des troubadours. — Aca- démie en Provence au onzième siècle. Cours d'amour. Grammaires. Phases diverses de la poésie provençale S. 173—202. Der Verf. nimmt mit Recht an, dafs die Troubadours zuerst Adlige waren; er irrt aber, wenn er sagt, dafs sie eine Kaste gebildet haben. Hat er dabei geschlossene Kunstschulen im Sinne, so ist dies zu verwerfen (Diez, Poesie der Troubadours

Digitized by Google

S. 22 ff.); meint er blofse dichterische Gesellschaften, so hat Diez auch dies als unrichtig erwiesen (das. S. 25 ff.); noch eher könnte es von den Jongleurs gelten, wenigstens insofern diese aus der Dicht- und Tonkunst ein Gewerbe machten. Auf den Unterschied zwischen Jongleurs und Troubadours nimmt er gar keine Rücksicht, obwohl er (S. 178: „les troubadours et leurs jongleurs") die Jongleurs für Diener der Troubadours zu halten scheint, welche Ansicht gleichfalls von Diez (S. 30 ff.) widerlegt ist. Eben so spricht Hr. Br.-Wh. auch noch von Minnehöfen, deren Vorhandensein wiederum von Diez (S. 29) bestritten wird, da sich die Nachricht davon nur auf Nostradamus höchst unzuverläfsige Geschichte der Troubadours stützt. Hr. Br.-Wh. meint (S. 184), die Dichtung der Troubadours habe einen andern Gang genommen, als man der Geschichte des Landes nach hätte erwarten sollen, da die Dichtung mit der Auflösung der Adelsherrschaft gesunken sei. Wie hätte es einer Dichtung anders ergehen können, die so eng mit dem Ritterthume verwachsen war, dafs sie nur in ihm Nahrung fand? Und sank nicht auch in Deutschland die Dichtung, wenigstens ihrer äufseren Form nach, als sie von den Höfen der Fürsten in die Häuser der Bürger und die Werkstätten der Handwerker hinabstieg? — Der Verf. schliefst diesen Abschnitt mit Bemerkungen über den sittlichen Zustand im 11—13. Jahrh. — Dem ganzen Abschnitte mangelt Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit.

Chap. XXIV. Analyse du Gai-Saber. — Revue des principaux troubadours, Guillaume de Poitiers, Rambaud d'Orange, comtesse de Die, Guillaume de Cabestaing, Bernard de Ventadour, Geoffroi Rudel, Raimond de Toulouse, Pierre Vidal, Bertrand de Born, Gaucelin Faidit, Pons de la Garde, Guillaume Figueiras, Sordel de Mantoue, Lanfranc Cigala, Rambaud de Vaqueiras etc. Traductions de leurs poésies en vers anglais. S. 203—299. Diesen Abschnitt trifft derselbe Vorwurf wie den vorigen und alle die Geschichte der romanischen Schriftenthümer betreffenden Abschnitte. Wir erhalten fast überall nur einige auf's Gerathewohl zusammengestellte allgemeine Betrachtungen und Proben in englischen Uebersetzungen oder französischen Auszügen. So erfahren wir im vorliegenden Abschnitte nichts über die Form und den Umfang der provencischen Dichtung und das We[illegible] einzelnen Dichtgattungen, nichts über die Art d[illegible] trages der Gedichte, äufserst wenig über die [illegible] verhältnisse einzelner Dichter; bücherkundlic[illegible] weisungen giebt er nirgends. Die grofse Ac[illegible] der Minnelieder unter einander (er spricht [illegible] schliefslich vom Minneliede) leitet er aus b[illegible] Vorschriften der Kunstschulen her; allein d[illegible] es, wie wir schon berührt haben, in der [illegible] nicht, und wo es welche giebt, sehen sie m[illegible] Form als auf den Gedanken. Richtig urt[illegible] hier Diez (S. 123): „Es ist derselbe Geist [illegible] Dichtungen, so wie diese ganze Litteratur d[illegible] . . . denn jene Zeit gewöhnte ihre Menschen [illegible] gemeinsame Art des Denkens und Empf[illegible] Einfachheit des Gedankens ist aber d[illegible] chendste Charakterzug der Poesie der [illegible] so wie sich denn überhaupt der ganze Z[illegible] sie blühten, an gewisse allgemeine A[illegible] ohne von den mannigfachen, zum Th[illegible] kreuzenden Ideen und Richtungen einer [illegible] riode eine Ahndung zu haben." — D[illegible] und Uebersetzungen, welche Hr. Br.-[illegible] giebt, erhalten wir immer kein anschau[illegible] bild von der provencischen Dichtung.

Chap. XXV. Décadence du prove[illegible] dation de la gaie science au treizième [illegible] ses et ses effets. Productions diverses [illegible] que; rapsodies de Marcabrus, Nat de [illegible] Pierre d'Auvergne; poésies d'Arnaud D[illegible] et de Calvo S. 300—329. Zu den [illegible] geführten Ursachen des Verfalles d[illegible] Dichtung werden noch mehrere hinzu[illegible] absichtigte Dunkelheit und den gelehr[illegible] späteren Erzeugnissen der Troubadours [illegible] Verf. dem Verfalle des Ritterthums und [illegible] der Minnehöfe zu. Der wahre Grund, [illegible] Dichter die dunkle Rede ergriffen, lag wohl [illegible] sie sich vom gemeinen Dichterhaufen [illegible] wollten, und dafs sie anfingen, mit Gel[illegible] kannt zu werden, vgl. Diez S. 71 ff., w[illegible] eine Stelle von Guiraut de Borneil findet, d[illegible] gen das dunkle Dichten erklärte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

toire des langues romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle par M. A. Bruce-Whyte.

(Fortsetzung.)

Chap. XXVI. Romans de Blandin et de Joufre. Les romans communément attribués aux troubadours semblent avoir été composés en Espagne. Joufre Flamenca comparés à Blandin et Guilhot, véritable roman provençal. Analyse et extraits de Joufre S. 330—387. Ueber die Romane Giraud de Roussil- und Philomena will der Verf. nicht weiter sprechen, sie durch französische Uebersetzungen bekannt n. Doch behauptet er, sie seien einander so ähn- dafs beide von demselben Verf. seien (S. 331: ous pouvons hardiment assurer qu'ils sont l'oeuvre n même auteur"), da doch der letztere bestimmt h 1173, wahrscheinlich aber erst nach 1226 ent- nden ist (Diez S. 205), während der erstere we- seines rohen Versbaues von Raynouard wohl mit ht in den Anfang des 12. Jahrh. gesetzt wird, wenn nicht vielleicht noch älter ist.

Chap. XXVII. Influence provençale en Catalo- — Prétentions erroncés des Catalans. Poésies provençales de leurs rois troubadours Alphonse, Jaime Pierre d'Aragon. Formation du dialecte catalon quatorzième siècle. Vie de St. Honorat. Mossen di, imitateur de Pétrarque S. 388—423. Hr. Br.- widerlegt zuerst weitläufig die Ansicht mehrerer lonischer Schriftsteller, dafs die catalonische Spra- Einflufs auf die südfranzösische geübt habe, und dafs erst aus jener entstanden sei; sodann führt er ei- catalonische Dichter auf und giebt Proben aus ih- Werken. Zuletzt spricht er über das Zeitalter des hters Mossen Jordi, den er in das 15. Jahrh. setzt, hrend er gewöhnlich in das 13. Jahrh. gesetzt wird.

Chap. XXVIII. Progrès littéraires de l'Espagnol. — Origine et développement du castillan, depuis Sancho le Grand jusqu'à Alphonse X, auteur du code espagnol. Extraits des poésies religieuses de Berceo, du Lucanor de Juan Manuel, d'un chant de guerre contre les Maures, et du Rimado de Lopez Ayala S. 424—466. Die castilische Sprache, lehrt uns Hr. Br.-Wh. S. 492 f., unterscheidet sich von allen anderen Mundarten Spaniens und Portugals durch ihre Neigung zu Hauchlauten. Dies hätte Hr. Br.-Wh. weiter ausführen sollen, denn er kann es wohl nur auf das castilische j beziehen, welches sich wohl nur hier findet, da es im Portugiesischen (wohl auch Galizischen) und Catalonischen zum Zischlaute geworden ist; die Andalusier haben dafür den harten Hauchlaut hh. Der eigentlichste Hauchlaut h dagegen ist im Castilischen wie in den anderen Mundarten nur in der Schrift vorhanden, und der Uebergang eines anlautenden lateinischen f in h (z. B. hoja aus folium) findet sich in den anderen Mundarten ebenso. Die zur Lippen- und zur Zahnreihe gehörigen Hauchlaute f und z finden sich, so viel mir bekannt ist, in allen spanischen und portugiesischen Mundarten (vergl. m. Beiträge S. 75 f.). Der Verf. thut ferner dar, dafs, was keinem Zweifel unterliegen kann, die provencische Dichtung der altspanischen nicht zum Muster gedient habe. Den Reim im Spanischen leitet er von der alten Muttersprache ab; das alte Breton soll auch allein Anklang gehabt haben, und er soll hier (S. 436) im 9. Jahrh. durch einen förmlichen Beschlufs eingeführt worden sein. Der Verf. bespricht nun die weitere Entwickelung der spanischen Dichtung ziemlich oberflächlich, und giebt nirgends vollständig die Werke der Dichter an, wie er z. B. von Berceo nur die Vida de San Millan und die Milagros de Nuestra Señora erwähnt; das wichtige, in leonischer Mundart (S. m. Beitr. S. 58) geschriebene Gedicht Alexandro Magno von Juan Lorenzo Segura de Astorga berührt er gar nicht.

Digitized by Google

Chap. XXIX. Origine de la langue d'oil. — Analyse des dialectes parlés au nord de la Loire pendant le onzième et le douzième siècle. Premier cycle, Lois de Guillaume-le-Conquérant, Livre des Créatures, Traduction des Rois etc. S. 467—504. Unseres Verfs. Lieblingssatz kehrt noch einmal wieder. Bis auf diesen Tag, sagt er, haben in Frankreich zwei gleich unbegründete Meinungen über die Entstehung der französischen Sprache geherrscht; nach der einen ist sie aus Verderbung des Lateinischen, nach der anderen aus dem Provencischen hervorgegangen. Die erste Ansicht widerlegt er wieder mit der Menge keltischer Wörter, welche im Altfranzösischen seien. Hinsichtlich der zweiten Ansicht nimmt er mit Recht an, dafs im 9. Jahrh. die Mundarten in Frankreich noch nicht streng geschieden waren. Den Franken räumt er sehr grofsen Einflufs ein, indem er ihrer Einwirkung, wie schon früher, die Einsilbigkeit der französischen Sprache und das Vorherrschen des stummen e zuschreibt (S. 470). Hr. Br.-Wh. geht nun die altfranzösische Sprachlehre durch, wobei er auf's Neue zeigt, wie ihm alle tiefere Einsicht in das Wesen der Sprache abgeht, denn auch hier stellt er nur äufsere Erscheinungen oberflächlich zusammen, ohne auf ihren innern Grund einzugehen. Besonders die Zeitwörter machen ihm viel zu schaffen, da sie so sehr vom Lateinischen abweichen. Viele französische Zeitwortsformen stimmen mit dem Provencischen überein; diese finden ihre Erklärung nach Hrn. Br.-Wh. — im Keltischen meint man? — nein, die französischen im Fränkischen, die provencischen im Westgothischen, denn vom Keltischen weichen sie eben so ab, wie vom Lateinischen (S. 496). Grofse Schwierigkeit macht ihm ont, sie haben; von habent kann dies, ihm zufolge, unmöglich herkommen: „l'étymologiste le plus visionnaire et le plus hardi, Ménage lui-même, ne s'est jamais imaginé, que *habeo* ait pu être corrompu de manière à produire des formes telles que *unt* à la troisième personne pluriel indicatif présent, *eus* et ses flexions au parfait passé, *ousse* au subjonctif, *eu* au participe passé, ni que *sum* ait pu produire *sui* ou *sy* cet." (S. 498). Hr. Br.-Wh. nun ist nicht so „visionnaire" und „hardi" wie Ménage; er leitet *ont* aus dem gälischen Zeitworte *bod* ab, welches in der 3. Ps. Mht. *ynt* (spr. *unt*) bildet. Unglücklicher Weise bedeutet aber bod (Sskr. bhud) nicht *haben*, sondern *sein*. Allein das ist unserm Verf. die geringste Schwierigkeit; „rappelons-nous", meint er (S. 499), „que le verbe possessif et le verbe substantif s'employaient distinctement dans tous les dialectes du roman". Mit *ousse* (eusse), habuissem, wird er eben so leicht fertig; es kommt ihm aus derselben „langue vénérable" vom Zeitwort *oes*, welches ein Dasein bedeutet und in der Vergangenheit *oezwn* bildet.

Chap. XXX. Eléments du français. — Second *cycle de la langue d'oil du douzième au quatorzième siècle. Fusion des dialectes; littérature ébauchée des trouvères, d'après les traditions bretonnes et souvenirs des croisades* S. 505—544. Hr. Br.-Wh. giebt zunächst die Umstände an, welche zur weiteren Entwickelung des französischen Schriftenthums beitragen haben. Zunächst die Eroberung England durch Wilhelm den Eroberer, indem die Trouvères, welche mit ihm nach England kamen, ihren Gesichtskreis dadurch erweiterten. Auch aus den Erzählungen, die in der Bretagne einheimisch waren, schöpften sie, vor Allen Marie de France; nicht wenig günstigten auch die Kreuzzüge die Dichtung. Ein Verzeichnifs der nordfranzösischen Dichter und ihrer Werke will der Hr. Verf. nicht geben, da dieses den vortrefflichen Arbeiten seiner Vorgänger nicht überflüssig sein würde (S. 518 f.). Hätte doch Hr. Br.-Wh. überall bedacht, dafs seine Vorgänger weit mehr geleistet haben, als er je zu leisten im Stande ist! Zum Schlusse nimmt er wiederum sprachliche Formen durch, wie sie sich vom 12.—14. Jahrh. finden.

Der Leser, der uns bis hierher gefolgt und nicht müde geworden ist, wird sich mit uns freuen, dafs wir uns nun zum *dritten Bande* hindurchgearbeitet haben, und wir versprechen ihm, ihn durch diesen so schnell es bei der Menge hemmender Gegenstände möglich ist, hindurch zu geleiten.

Chap. XXXI. Poëme de Charlemagne. — Poëme *romanesque du voyage de Charlemagne à Jerusalem et à Constantinople. Extraits en vers anglais* S. 1— Der Verf. giebt den Inhalt des genannten Gedichtes an und theilt Auszüge aus demselben mit.

Chap. XXXII. Lais et chansons des trouvères. Lais de Marie de France; traduction de Lanval. Histoire de ses fables; le loup et l'agneau. Sonnets et hymnes de Thibaut de Champagne. Roman de la Rose

Digitized by Google

Guillaume de Lorris S. 38—93. Hr. Br.-Wh. er-
t die Verdienste von Marie de France mit Recht
r hoch; denn sie ist unstreitig eine der wichtigsten
einflufsreichsten Schriftstellerinnen Frankreichs.
aus, dafs sie die meisten Stoffe ihrer Gedichte aus
Sagen der Niederbretagne entnahm, hat man wohl
Recht geschlossen, dafs sie selbst dort geboren
oder wenigstens ihre Kinderjahre verlebte. Der
f. giebt eine fast vollständige englische Uebersetz-
ihres Lai de Lanval, auf welche wiederum eine
sche französische Uebersetzung folgt. Sodann be-
cht er auch ihre Fabeln, die er denen von La Fon-
e vorzieht. Die Reden, welche unter dem Namen
heiligen Bernhard bekannt sind, spricht er diesem
(S. 91), ohne jedoch seine Gründe dafür anzuge-
n. Schon La Ravallière (Révoluts de la langue
anç. p. 138) hat behauptet, dafs der heilige Bern-
rd nur Lateinisch gepredigt habe, wogegen sich je-
ch Barbazan (Flont. I. p. 9) erklärt. Den wichtigen
man de la Rose fertigt Hr. Br.-Wh. unverhältnifs-
fsig kurz ab.

Chap. XXXIII. Fabliaux et chronique de France. Traduction de la bataille de Charnage et Carême, u Jongleur dans l'Enfer. Chronique de Ville-Har-in. Amélioration de la langue au quatorzième siècle. onique de Joinville. Naissance du français mo-ne S. 94—147. Man sieht leicht, wie wenig Hr. -Wh. auf Ordnung und Vollständigkeit hält. Es dies der letzte Abschnitt des Werkes, welcher das nzösische Schriftenthum behandelt, und wir sehen, er vieles Wichtige übergangen und vieles minder htige oder ganz Unwichtige unverhältnifsmäfsig ausgedehnt hat. An einem bestimmten Plane int es ihm gänzlich gefehlt zu haben; denn anstatt Erzeugnisse des Schriftenthums nach den Gattun-geordnet durchzunehmen, wirft er erzählende und hlsdichtung, Dichtung und Prose durch einander, i man sich nicht wundern kann, wenn er gerade gröfsten und wichtigsten erzählenden Gedichte ver- und die darstellende (dramatische) Dichtung ganz geht. — Der Inhalt des vorliegenden Abschnittes durch die Ueberschrift klar.

Chap. XXXIV. Naissance de littérature italienne. Etat de l'italien au treizième siècle dans la Sicile Italie centrale. Premiers poëtes: Frédéric II., na Nina, Guido delle Colonne, Guido Guinicelli, Francesco d'Assisi etc. Poëme inédit de Ben Vexino. Écrivains en prose: Guittone d'Arezzo, Ricordano Malespini, Dino Compagni, etc. S. 148—206. Als Ursache, weshalb das italische Schriftenthum sich später entwickelte als das französische, führt Hr. Br.-Wh. die gröfsere Zerstückelung Italiens und die häufige Unterwerfung desselben unter fremde Herrschaft an; noch ein dritter Grund scheint mir darin zu liegen, dafs die lateinische Sprache in Italien, ihrer eigentlichen Heimath, als Gelehrten- und Büchersprache fester begründet war, als in Frankreich, weshalb sie dort dem selbständigen Auftreten der Volksmundart länger hemmend entgegentrat. Mit Recht behauptet Hr. Br.-Wh., dafs die ersten Anfänge der italischen Dichtung nicht aus Nachahmung des Provenzischen hervorgegangen sind. Der sicilischen Mundart und Dichtung macht Hr. Br.-Wh. ihre frühere Ausbildung streitig, wobei er sich auf die bekannte Stelle bei Dante de vulgari eloquio beruft, die er aber (S. 154) nicht vollständig giebt, denn auf die Worte: „eo quod quicquid poëtantur Itali sicilianum vocatur" folgt noch: „et eo quod perplures doctores indigenas invenimus graviter cecinisse" u. s. w. (s. m. Beitr. S. 176 ff.). Hieraus geht doch wohl unbezweifelt hervor, dafs von allen italischen Mundarten die sicilische sich der frühesten Ausbildung erfreuet, wovon auch Dante den Grund angiebt: „quia regale solum erat Sicilia". Allerdings sagt Dante später, dafs die sicilische Mundart des Vorzugs vor den andern nicht würdig sei; gleichwohl ist noch jetzt das sicilische Schriftenthum eins der reichsten und schönsten von allen mundartlichen Schriftenthümern. In milanischer (mailändischer) Mundart will Hr. Br.-Wh. ein Gedicht aus dem 13. Jahrh. entdeckt haben. Auf den Text, den er davon giebt (S. 184 f.), kann man sich nicht verlassen, da er sagt, dafs sein Freund Mazzuchelli, der ihm das Gedicht mitgetheilt habe „a bien voulu nous communiquer une copie *fidèle* du manuscrit, dont il a eu la bonté de *corriger les nombreuses erreurs*". Die Lesarten der Handschrift sind aber nirgends angegeben, und das nennt der Vf. eine treue Abschrift! So wie das Gedicht vorliegt, findet sich keine Spur von milanischer Mundart darin. Häufig findet sich x st. s; z. B. cortexia; dies ist Eigenthümlichkeit der genovischen Mundart, doch hat das Ganze auch mit dieser weiter keine Aehnlichkeit.

Chap. XXXV. Influence française en Italie. —

Digitized by Google

Brunetto Latini et les Guelfes, retirés en France après la bataille de Mont Aperti, amenèrent à leur retour en Italie l'influence des langues d'oc et d'oil. Prose et vers de Brunetto. Chroniques inédites d'Armannino de Bologne et de Guido del Carmine S. 207—228. Brunetto Latini war bekanntlich Dantes Lehrer und wird von diesem in die Hölle unter die Verdammten versetzt. Hr. Br.-Wh. meint, dies sei die einzige Stelle in Dantes Leben und Werken, welche an seiner Gemüthsart irre mache. Seine Worte sind (S. 209): „ce fut plus que l'ingratitude, ce fut un acte gratuit de perfidie de l'associer aux mécréants. C'est la seule circonstance dans sa vie et dans ses écrits qui fasse naître des doutes sur sa sincérité et soupçonner des rancunes personnelles". Es wäre wohl der Mühe werth gewesen, dies etwas weiter zu beleuchten. Gewiſs richtig urtheilt hierüber Streckfuſs (in der Einleitung zur neuesten Ausgabe seiner Uebersetzung des Dante S. 29): „Im Ganzen zeigt dieses Werk die rücksichtsloseste Strenge gegen sein Zeitalter und Alles, was darin verwerflich schien — eine Strenge, die ihm nicht erlaubte, selbst geliebte Menschen zu schonen, und ihn nöthigte, seinen hochverehrten Lehrer unter den Verdammten erscheinen zu lassen. Ob diese Strenge immer gerecht war, muſs nach Verlauf von fünf Jahrhunderten unentschieden bleiben. Wahrscheinlich ists, daſs Parteiwuth und Zorn über erlittenes Unrecht, die sich an vielen Stellen mit so groſser Gewalt aussprechen, den klaren und tiefen Geist des Dichters oft getrübt haben mögen. Wir sind dies zu vermuthen um so mehr berechtigt, da er uns an einigen Orten eben so unbefangene Spuren grimmiger Rachelust (Hölle XXXII, 97 ff.) zeigt, als ein Bewuſstsein des eigenen Werthes, das, so gerecht es auch immer an sich sein mag, doch den Verletzten selten, am wenigsten aber in Zeiten der Parteiung gerecht gegen Andere macht" u. s. w. Vergl. übrigens über Brunetto Latini und das Laster, um dessentwillen ihn Dante in die Hölle versetzt, Philalethes Hölle, 2. Ausgabe S. 101 ff.

(Der Beschluſs folgt.)

II.

L. Sekergin: собраніе нравоученій и пр. и пр. переведенныхъ на монгольскій языкъ и пр. (*Sammlung von Sittensprüchen u. s. w., in die mongolische Sprache übersetzt u. s. w.*). Gedruckt in Kasan, 1841.

Das Mongolische, einst die Sprache der Eroberer Rus[illegible] wird in diesem Reiche immer eifriger angebaut. Auſs[illegible] Sprachlehre des Deutschen Schmidt giebt es schon eine des Russen *Kowalewskii* (1835); auſser der vortrefflichen [illegible]stomathie des Letzteren, eine dergleichen von *Popov*. Die erwähnten Hülfsmittel sowohl als die von Schmidt gegebenen vollständigen Werke lehren uns zunächst [illegible] ostmongolischen Dialekt kennen; allein das Westmongolische (Kalmykische) unterscheidet sich von jenem fast auf [illegible]fere Verweichlichung und Ausbeiung der Wörter, [illegible] kürzlich von Herren Nawroskii in Kasan gezeigt [illegible] so daſs es kaum einer eignen kalmykischen Sprachlehre [illegible] die von den Kalmyken stark modificirten Wörter ein [illegible]plement zu einem ostmongolischen Wörterbuche bilden [illegible]

Der Verf. des vorliegenden neuesten ostmongoli[illegible] *buches* (denn dieser Titel ist, wie man gleich sehen [illegible] sender als der Titel *Chrestomathie*) ist Lehrer [illegible] Wortes und der mongolischen Sprache an der Di[illegible] Nertschinsk im östlichen Sibirien. Hr. Schergin [illegible] darin von seinen Vorgängern, daſs er keine Texte [illegible] von Mongolen geschrieben sind, sondern die er selb[illegible] ben oder aus seiner russischen Muttersprache [illegible] Seine Lehrer-Praxis an den Ufern des klassischen [illegible] der Tschinggis-Chan zuerst das Licht erblickte [illegible] mehr ein lange fortgesetzter Umgang mit Lama's [illegible] lehrten des weiland weltstürmenden Volkes hat[illegible] nen halben Mongolen aus ihm gemacht, und er ist [illegible] nius dieser Sprache so vertraut geworden, da[illegible] meisten Abschnitten des Büchleins nur durch [illegible] wisser historischer Namen des Abendlandes an [illegible] kunft des Verfs. erinnert wird.

Der Inhalt ist nun folgender: 1) Sittenlehre [illegible] *aburi-jin sorgalot*), eigentlich moralische Sprüche [illegible] tungen beim Anblick der Sonne (*naran-dur üsk[illegible] sanagan-ot*). 3) Betrachtungen über die Wesen[illegible] *gedü esen-u bui achui-jin otschir-a sanagan-ot*). [illegible] zwischen Schüler und Lehrer (*schabi-jin bakschi* [illegible] 5) Der hohe Berg (*ündür aghola*), und 6) der Rand [illegible] (*gool-un küweke*), ebenfalls Betrachtungen. 7) Der [illegible] Reisens (*ajan-u tusa*). 8) Der Herbst (*namur*). 9) [illegible] mermorgen (*son-u örlüke*). 10) Die Sonne (*naran*). [illegible] lung von Fabeln und Erzählungen (*domok-ot-un* [illegible] 12) Mongolisches Gespräch (*monggol-un keleltseke*) [illegible] einige beachtenswerthe Formen und Redensarten der [illegible] che, ist aber zu kurz und dürftig. 13) *Gebete* (*s*[illegible] 14) Geistliche Lieder an den Allerhöchsten (*degre ü*[illegible] *Burchan-dur daghon*). 15) Liederkanon des heiligen O[illegible] (*arighon Pas'cha-jin daghon noghot*).

Auch ein mongolisch-russisches Wortregister hat [illegible] gin seinem Werke angehängt.

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

istoire des langues romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle par M. A. Bruce-Whyte.

(Schlufs.)

Chap. XXXVI. Divine Comédie de Dante. — Dante Alighieri, créateur de l'idiome poétique italien. Raisons pour croire qu'il connaissait le grec. Mots de son poëme expliqués par le breton et l'armoricain. Nul poëte ancien ou moderne n'a mieux tiré parti de l'association des idées; ses vers appelés imitatifs. On saurait juger la Divine Comédie en se bornant aux episodes; beautés et défauts qui la distinguent. Fausseté de l'opinion générale que ce poëme n'a ni action ni héros S. 229—280. Dafs Dante Griechisch verstanden habe, schliefst Hr. Br.-Wh. daraus, dafs sich in der göttlichen Komödie Bilder finden, welche Dante aus Homeros entlehnt haben soll; doch sind diese so allgemein dichterisch, dafs sie ein Dichter sehr leicht unabhängig vom andern erfinden konnte, denn „es winken sich die Geister aller Zeiten". Wir wollen darum nicht bestreiten, dafs Dante Griechisch verstanden habe, was im Ganzen ziemlich gleichgültig scheint, nur hat Hr. Br.-Wh. nicht bewiesen. Besser hätte er gethan, etwas über Dantes Leben zu sagen, aus welchem seine Werke klar werden. Was es mit Hrn. Br.-W.'s Erklärung italischer Wörter aus dem Keltischen sich habe, wissen wir schon.

Chap. XXXVII. Poésies lyriques de Dante. — Examen et traduction de plusieurs canzoni et sonnets de Dante; nature des sentiments qui l'animent. On ne peut le regarder comme un poëte érotique; accord de ses odes sur Beatrice avec son Paradis. Plusieurs sonnets lui sont faussement attribués. — Poésies lyriques de Cino de Pistoie S. 281—337. Mit Unrecht macht Hr. Br.-Wh. Dante den Namen eines Minnedichters streitig; mehrere seiner Klinggedichte (Sonette) gehören zu dem Zartesten und Innigsten, was die Minnedichtung je hervorgebracht hat, und beweisen, dafs Dante wahrhaft liebte. Schon das eine Klinggedicht, welches Hr. Br.-Wh. selbst S. 284 mittheilt („Tanto gentile e tanto onesta pare") reicht hin, dies zu beweisen. In der Voraussetzung aber, dafs Dante in seinen kleinern Gedichten nur in kühnen Bildern spreche, nur sittliche Zwecke vor Augen habe (S. 292 ff.), spricht Hr. Br.-Wh. ihm manche reine Liebesgedichte ab.

Chap. XXXVIII. Pétrarque et Laure. — Poésies de Pétrarque et leur contradictions. Nature de sa passion pour Laure. Ses motifs pour lui donner un vernis platonique; ses artifices pour séduire son amante; preuves de son succès. Son repentir et son amendement; son oraison funèbre par Fra Bonaventure. Motifs de Pétrarque pour taire la famille de Laure. Les meilleures autorités contemporaines et subséquentes, à l'exception de l'abbé de Sade, s'accordent à la reconnaître comme la fille de Paul de Sade, fait confirmé par Louis Peruzzi, biographe inédit de Pétrarque. Raisons pour douter de l'authenticité de la note sur Laure dans le Virgile de Pétrarque, et pour croire qu'elle vécut et mourut sans se marier. Remarques sur l'hypothèse de l'abbé de Sade qui nécessiterait la suppression d'une clause importante dans le testament du père de Laure S. 338—396. Dieser Abschnitt enthält sehr viel Neues, nur Schade, dafs es nicht wahr ist. Hr. Br.-Wh. zeigt hier auffallend, wie stark er in Vermuthungen ist, welche die frühern Ansichten umstürzen, aber, da sie auf Sand gebauet sind, in sich selbst zusammenstürzen. Im Ganzen sieht man schon aus der Ueberschrift den Inhalt. Laura soll nicht die Tochter Audiberts de Noves, Gemahlin Hugos de Sade gewesen sein, wodurch allein Petrarca's Liebe und Verhältnifs zu Laura erklärlich wird, sondern sie ist nach ihm Tochter Pauls de Sade (dessen Schwiegertochter sie war) und unverheirathet gestorben; als Pe-

Digitized by Google

trarca sie kennen gelernt habe, sei sie 12 Jahre alt gewesen; seine Liebe zu ihr sei keineswegs rein und heilig geblieben u. s. w. Dies Alles deutet er aus ganz falsch verstandenen Stellen bei Petrarca heraus. Nur ein Beispiel statt vieler (S. 351): „Une indisposition, des chagrins, ou quelque autre chose pouvaient bien déranger leurs entrevues, mais ni la défense expresse, ni la crainte de commettre une indélicatesse en escaladant sa chambre, ne pouvaient sauver Laure de ses visites". Beweise:

„Lasso! amor mi trasporta ov'io non voglio;
E ben m'accorgo che'l dover si varca,
Onde a chi nel mio cor siede monarca
Son importuno assai più ch'i'non soglio".
(Son. CXCIX)

„Amor, io fallo, e veggio il mio fallire . . .
Solea frenare il mio caldo desire
Per non turbar il bel viso sereno:
Non posso più; di man m'hai tolto il freno,
E l'alma disperando ha preso ardire".
(Son. CC.)

Aus solchen Stellen zieht Hr. Br.-Wh. solche Schlüsse! Und wir können dem Leser die Versicherung geben, dafs das Angeführte bei weitem nicht der glänzendste Beweis von des Verfs. Scharfsinn ist, der immer weit über das Ziel hinaustrifft, es selbst aber immer verfehlt. Es ist wirklich unglaublich, was er sich hier zusammendichtet. S. 356 ff. giebt er sich selbst die elende Mühe, zu beweisen, dafs Laura wirklich von Petrarca verführt worden sei. Die Beweise, welche Hr. Br.-Wh. beibringt, dafs Laura eine geborene Sade sei, sind ganz ungenügend; auch die Lebensbeschreibung Petrarca's von Luigi Peruzzi, welche Hr. Br.-Wh. handschriftlich gefunden hat, und hier mittheilt, sagt nur, dafs sie zur Familie Sade gehört habe; auch er hat seine Nachrichten nicht von Petrarca selbst, obgleich sein Bruder, Simone Peruzzi, Petrarca's vertrauter Freund gewesen sein soll (Luigi Peruzzi ist auch weit jünger als Petrarca), sondern er hat sie meistens nur aus Petrarca's Gedichten gesammelt und einige von Hörensagen; übrigens konnte unser Verf. dieser Lebensgeschichte, der er so viel Gewicht beilegt, wenigstens darin glauben, dafs sie Laura's Alter, als Petrarca sie kennen lernte, auf ungefähr 18 Jahre angiebt, was auch gewifs richtig ist. Wir können es nur für Sucht, etwas Neues, sei es wahr oder falsch, beizubringen halten, wenn Hr. Br.-Wh. Festbegründetes umstofsen und durch unbegründete V muthungen ersetzen will. Der Abbé de Sade (Mémoires pour la vie de Pétrarque Th. I, S. 1 Notes S. 9 ff.) unwiderleglich dargethan (Hr. Br. aber spricht S. 387 selbstgefällig von den „ ments maladroits de l'abbé de Sade"), wer Pe Laura war, und seine Meinung ist daher nicht von Fernow, sondern auch neuerlich von T Campbell (in seinem 1841 in London ers Leben Petrarca's), der aufser dem Abbé de S andere Quelle, die Belehrung versprach, f nutzt hat, angenommen und sie ist überhaupt gemeine geworden, die unser Verf. trotz aller hungen nicht umstofsen wird (ein guter Th Ansichten ist übrigens nicht neu, sondern r von Vellatello, theils von Andern her). Es viel zu weit führen, wollten wir ferner m Wh. über Petrarca und Laura streiten, d Satz Veranlassung dazu geben könnte. also dem Ende zu.

Chap. XXXIX. Canzionere de Pétr marque générale sur les canzoni, les autres poëmes italiens de Pétrarque, to ginalité et imités des poëtes antérieur de sa haute renommée dans la sensibilit et l'admirable richesse de son style. P trarque et de Dante comme poëtes lyriqu

Chap. XL. Africa de Pétrarque. poëme latin de l'Africa, de ses beaut fauts comme épopée. Raisons qui ont différer l'examen de la prose et de cace. — Conclusion de l'ouvrage S. 41

Der Inhalt dieser letzten beiden folgen nur noch *Pièces justificatives* Ueberschrift hinlänglich angegeben; der gefähr derselbe wie der der übrigen A Werkes. Ueber Boccaccio schweigt der das älteste portugiesische Schriftenthum mit Stillschweigen übergangen), weil er schriftliches zu erlangen hofft, welches auf ihn werfen soll. Wir wollen wünsch Br.-Wh. keinem Irrlichte folgen, noch von de dieses Lichtes geblendet werden möge. W ern übrigens aufrichtig, dafs durch das v Werk die Gesundheit des Hrn. Verfs. ge (S. 475) und wünschen um seiner selbst und

Digitized by Google

enschaft willen, dafs er seine Gesundheit nicht mehr durch ähnliche Arbeiten untergraben möge, och der Wissenschaft so wenig Nutzen bringen m, wie die gegenwärtige, so gut diese auch ge- sein mag.

Ueber die Ausstattung eines in Paris erschiene- Werkes ist nichts zu sagen nöthig; doch finden im vorliegenden Werke weit mehr Druckfehler, an sonst in französischen Werken zu finden ge- t ist.

August Fuchs.

III.

Wesen des Christenthums von Ludwig euerbach. Leipzig, 1841. *bei Otto Wigand.* 50 S.

Der Wendepunct, durch welchen unsere Zeit die re und schönere Zukunft herbeiführen soll, ist unstreitig der lebendige Uebergang von der Er- tnifs des göttlichen Wesens in der Allgemeinheit Substanz zu der Erkenntnifs des göttlichen We- in der Bestimmtheit des Subjects. Die alte Zeit m die Aufgabe der Menschenbildung mit der Wür- g der göttlichen Kraft, welche dem Subject ver- n ist; allein diese Würdigung entfaltete sich zuerst in der Kraft des unmittelbaren Gefühls, der posi- Voraussetzung. Wir können dieses Stadium als *leit* der naiven Würdigung des Subjects in seiner lichkeit bezeichnen. Die religiöse Entfaltung die- Stadiums feiert ihre Verklärung im A. Testament. t ist *das absolute Subject* für das Gefühl des He- n, die Quelle aller Religion. Der Erstgeborne in Volksfamilie, an dessen Stelle der Levit tritt, ist *historische Subject* als Mittler des göttlichen Le- für das grofse Lebensgebiet der Substanz, in wel- mehr oder minder auch das Volk, welches einer en Vermittelung bedarf, verflochten ist. Der Pro- ist das *geniale Subject*, der Gotterwählte, wel- die Mängel des historischen Subjects durch un- elbar empfangene Offenbarungen ergänzt. Der ig endlich ist das *symbolische* Subject, welcher die einigung aller subjectiven Entfaltungen des göttli- Lebens repräsentirt. Der Grundgedanke dieser ibung hervorragender Persönlichkeiten in dem all- einen Leben der Substanz ist dieser, dafs das allgemeine Leben seine Göttlichkeit nur in der Beziehung auf das persönliche Leben finden, und nur vermittelst der Unterordnung unter die ewige Ordnung im Gebiete des persönlichen Lebens entfalten kann. Der Name des Herrn, der ewigen absoluten Persönlichkeit, mufs die ganze Schöpfung als ein Gebilde und Gebiet seines Wortes verklären. Der hohepriesterliche Sinn des Priesters allein kann dem israelitischen Volke das Vertrauen der Begnadigung, den Trost der Versöhnung vermitteln. Nur durch die Auserwählten kann die Offenbarung neues Licht, neue Kraft, neuen Segen des göttlichen Lebens hinüberleiten in die Menge. Nur in dem Könige erscheint das christologische Bild des göttlichen Lebens, das Bild des Messias, des Gottmenschen in der ganzen Fülle seiner Züge. Die Substanz des Lebens gewinnt also den Glanz und Segen des göttlichen Lebens durch die vermittelnden Mittelpuncte des Subjectiven, und die geweihten, endlichen Subjecte selber weisen als Radien auf den hellen, alles erhellenden Mittelpunct des tiefsten Lebensgrundes, den Herrn. Der Gegensatz des Subjects gegen die Substanz wird also ausgesprochen in seiner ganzen Kraft. Und doch wird er innerhalb der reinen Theokratie nicht zum Widerspruch gesteigert. Der Herr in der Bestimmtheit der ewigen Persönlichkeit ist als solcher doch in seiner Welt allgegenwärtig bis in den Abgrund hinab (Psalm 139). Der Erstgeborne wird seines Priesterrechts beraubt, weil er sich verschuldet hat, (Genes. 49) und einstweilen ist das Recht also an alle Stämme Israels heimgefallen, weil die priesterliche Anlage allen wesentlich ist. Die prophetische Berufung beruht auf einer geistigen Verfassung der Gemüther, welche im ganzen Volke latent ist, daher kann Saul unter die Propheten gerathen, und momentan weissagen. Das Recht des Richters und Königs wird so mannigfach übertragen von den Unwürdigen auf die Würdigeren, dafs es offenbar werden mufs: die höchste königliche Autorität beruht in dem Willen Jehovas, unter den Menschen wird keiner absolut legitimer König, weil die königliche Anlage, nämlich das Gewissen, die Naturbestimmung des Menschen zu der ethisch freien Selbstbestimmung, dieser königliche Lebensstoff, ohne den es keine freien Unterthanen, und folglich auch keine Könige sondern nur Despoten geben könnte, in allen vorhanden ist. Maria hat dieses Grundgesetz der Theokratie ausgesprochen in ihrem Lobge-

Digitized by Google

sang (Luc. 1, 52) mit den Worten: er stöfst die Gewaltigen vom Stuhl, und erhebet die Niedrigen. Allein diese rein theokratische Würdigung der Göttlichkeit des Subjects in Israel verdirbt allmälig zur hierarchischen in der Geschichte des Volks. Nun stellen sich die Gegensätze als Widersprüche dar. Aus der Erwähltheit des grofsen National-Subjects: *Israel* soll nun die Verworfenheit der allgemeinen Substanz der Menschheit, der Völker sich ergeben. Der Priester, das historische Subject, bestreitet die ursprüngliche göttliche Kraft im Volke mit der Anmafsung, er sei der einige Mittler des göttlichen Lebens, bis zu dem Grade, dafs er selbst das geniale Subject in seiner von Gott erfüllten Begeisterung verwerfen kann. „Jerusalem, die Priesterstadt, tödtet die Propheten": so sehr hat sich das Subject gespannt bis zur feindseligen Losreifsung von der Substanz.

Das Christenthum hat die unmittelbare (religiöse) Würdigung des Subjects vollendet. Christus der Gottmensch ist Einer. Gott schaut sich selber an in dem Ebenbilde seines Wesens, in seinem Sohne: das ist die vollendete Persönlichkeit. Alle Dinge sind in ihm, durch ihn und zu ihm geschaffen, d. h. als bestimmte Momente, Wesensbeziehungen dieser einen Persönlichkeit in einer unendlich reichen Gliederung der Personen. Allein die vollendete Offenbarung des göttlichen Subjects ist auch die vollendete Verklärung der Göttlichkeit der Substanz. Christus ist der Hohepriester nach der Ordnung Melchisedeks, (ἀπάτωρ, ἀμήτωρ, ἀγενεαλόγητος) d. h. ohne genealogische Legitimität, allein durch den Geist des Lebens zum Hohepriester gemacht (Hebr. 7.); die Christen alle miteinander bedürfen weiterhin keines vermittelnden Priesterthums, weil sie den Geist Christi haben, und in ihm die Freudigkeit des unmittelbaren Hingehns zum Vater, den Geist und Frieden der Versöhnung. Sie sind nach der Erklärung des Petrus alle miteinander das königliche Priesterthum, und nach der Erklärung des Paulus sind die Apostel nicht Herren über ihren Glauben, sondern Gehülfen ihrer Freude. Wohl bilden sich leitende Organe, und organische Ordnungen in der Fülle des neutestamentlichen Lebens, diese ganze, geweihte Substanz hat die unendlich feine Bestimmtheit und Bewufstheit des s jectiven Lebens, allein die Gemeine ist an allen stimmungen des Subjects in ihrer Mitte durch Ebenbürtigkeit des Lebens, durch ihr Theilhaben demselben königlich-priesterlichen Geiste mit be ligt. Jede hat Theil an dem königlichen Leben se Herrn, denn er ist frei in der heiligen Selbsthe mung durch die Liebe Christi in seinem Herzen hat diesen göttlichen Stoff in sich, aus dem das w Königthum sich bildet. Eben so hat jeder Thei dem priesterlichen Leben Christi, er ist rein in kindlich frohen Hingebung an Gott durch die Ge schaft des Geistes Christi; die Quelle des wahren sterthums strömt also auch in seinem Herzen überall, wo das in der wahnvollen Steigerung des derspruchs vergötterte Subject ihnen diese W absprechen, und rauben will, wo die verstockte altt mentliche Autorität des Subjects sie in das Verhä der sklavisch geknechteten Substanz zurückführen da stehen alsbald diese Individuen in dem herrl Bewufstsein der Könige und Priester da (Act. Galat. 1.). In der Kraft dieser Gleichheit, welch Geist Gottes stiftet, hat sich das Christenthum den Autoritäten und von den Satzungen des Ju thums frei machen können. Das war die Erhaben der ersten Gemeine, dafs sie den Gegensatz zwis dem christlichen Subject und der christlichen Subst in seiner Reinheit als die lebendigste Wechselwirk in der Einheit, ja als das Bewufstsein, die Entfalt das Leben der Einheit darstellen konnte. Es ist kannt, wie tief die Christenheit in ihrer äufsern u lichen Abschwächung durch die schnelle Ausbre vermittelst der grofsen Wassertaufe, die den Völ ertheilt wurde, von diesem idealen Höhepuncte b gekommen ist. Um die Völker zu erziehen, tra Christenthum wieder mit demüthiger Herablassun die alttestamentliche, theokratische Stufe zurück, mit Festhaltung seines neutestamentlichen Bewufs und Ziels. Dieses Bewufstsein suchte aber die später entwickelnde Hierarchie, die Verkehrung Theokratie, auszulöschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach.

(Fortsetzung.)

organische Subject, welches sich in dem evan- Presbyterium und Episkopat darstellte, wollte historische (das königliche in der neutesta- Zeit) und geniale Subject zugleich sein, ja e absolute Subjectivität darstellen im Cle- die Gemeine als die schlechthin von ihm an seine Vermittelung gebundene, der Ver- urch seine Functionen schlechterdings bedürf- t ebenbürtige, sondern specifisch geringere behandeln. So finden wir die Hierarchie auf epuncte im Mittelalter gestellt, und so steht n Prätensionen noch jetzt. Sie behauptet der absoluten Legitimität des historischen urch die Tradition der Handauflegung allei- rin und Verleiherin des christlichen Geistes oder vielmehr Verleiherin nur des Lebens. nur das Leben verleihen, nicht den Geist, sie dem Laien den Geist verlieh, so würde m Priester machen; der Geist Gottes ist (Joh. 4, 14.). Sie will aber dieses vermit- ject in vollendeter Ausschliefslichkeit sein, erleugnet sie das ursprüngliche historische Könige und mit ihm die Freiheit des Staa- Recht des genialen Subjects, des prophetis- d mit ihm die Reformation, vielmehr noch des christlichen Volkes an der Subjectivi- ttmenschlichen Lebens. Die Hierarchie hat icht hindern können, dafs sich neben ihr das Subject in christlicher Kraft entfaltet hat, so das geniale. Die Idee des Adels näm- re Verklärung erhalten durch die genealogi- ehung des Lebens Jesu auf David und Abra- st eine starke christliche Voraussetzung, dafs es überall von Gott gepflanzte gentile, historische Linien innerhalb der allgemeinen Substanz des Menschenlebens gebe, mit einem besondern göttlichen Beruf zum bürgerlichen Regiment; an diese Voraussetzung gelehnt erstarkte das Königthum gegenüber dem Priesterthum. Und eben so erstarkte demselben gegenüber der Protestantismus der Reformation in der ewigen Voraussetzung des christlichen Gemüths, dafs der Geist Gottes wehe wo er will, und sich an die Succession der Handauflegung nicht binde, dafs Gott sich vielmehr durch seine Erwählten, die religiösen Genien in christlicher Ergriffenheit, als durch die Erwählten verweltlichter Conclaven und Capitel offenbare, und dafs die Kirche sichtbarer sei in Luther z. B. als in Alexander dem VI., der insofern die Unsichtbarkeit der Kirche am stärksten dargestellt hat, als man an ihm nicht das Geringste von der Kirche sehen konnte. Allein auch alle jene andern Autoritäten, welche die Curie nur als von ihr abgeleitete gelten liefs, gewannen doch bei dem ungeheuern Mangel an christlichem Lebensgefühl, worin sie die Christenheit stehen liefs, oder vielmehr zu erhalten suchte, die Stellung des sich über die Substanz erhebenden Subjects. Der König war Fürst ohne Ahnung davon, dafs die Bedingung seines königlichen Waltens nicht nur in dem göttlichen Auftrag an sich, sondern auch in dessen Wirkung, in der königlich freien Unterordnung liege, womit das Volk sein Regiment feiere als die objective, verklärte Macht seines eignen Rechtsgefühls. Der Richter safs auf seinem Stuhl, ohne zu fühlen, dafs das böse Gewissen des ihm gegenüberstehenden armen Sünders mit zu der geistigen Sphäre seiner Anerkennung gehöre, die ihn von einem menschlichen Rächer unterscheide, und zu einem Verwalter der Gerechtigkeit Gottes mache. Dafs der Priester das Volk segnete, ohne anzuerkennen, dafs ihm ein Wehen des priesterlichen Geistes Christi aus dem Volke begegne, versteht sich am Mei-

Digitized by Google

sten. Allein das Neue Testament konnte seine siegreiche Kraft nicht verleugnen. Die Reformation stellte die Idee des allgemeinen Priesterthums wieder her, und der Einseitigkeit des historischen Subjects gegenüber wurde die Christlichkeit der Substanz der Gemeine am stärksten und einseitigsten betont in der reformirten Kirche, während die Episkopalkirche in England in der freilich noch zwischen Gegensetzen schwankenden Behauptung des legitimen, an die Succession gebundnen, clerikalischen Episkopats und seiner die Laien überragenden geistlichen Grade eine papistische Wurzel in seinem Organismus bewahrte, welche immer von Neuem die von ihr aufgenommne rein evangelische Heilslehre beschränken, und alteriren mufste, wegen des innern Widerspruchs zwischen der Lehre von der Rechtfertigung des Christen durch den Glauben an Christum, und der levitischen Bedingtheit der Geistesmittheilung in der Kirche durch die Firmelung des Priesters. So wie aber in religiöser Weise durch die protestantische Kirche die Christlichkeit der Substanz hervorgehoben wurde im Gegensatz gegen die Christlichkeit des historischen Subjects, so fing gleichzeitig auch die neuere Philosophie an, die Göttlichkeit der Substanz geltend zu machen. Spinoza bildet hier auf dem philosophischen Gebiete den bestimmten Wendepunct. Er betrachtete die Substanz im allgemeinsten Sinne im Lichte der Idealität, als eine Offenbarung des göttlichen Denkens. Diese Betrachtung war nothwendig; sein Mangel lag darin, dafs er auf seinem Wege nicht bis dahin fortschritt, das unendliche Selbstbewufstsein in dem unendlichen Denken Gottes, und somit die unendlich feine und ewige Wesensbestimmtheit Gottes, die absolute Persönlichkeit in ihrem Gegensatz gegen die Welt zu erkennen. Seine philosophischen Anregungen aber wirkten später zusammen mit den protestantischen religiösen Ideen, und so kam die Zeit, wo die Substanz verrherrlicht wurde, wo die Gleichheit aller Menschen, namentlich aller Christen verkündigt wurde bis zur stärksten, ja zur krankhaftesten und feindlichsten Spannung gegen das subjective Leben. Man wollte die höchste Herrlichkeit der Substanz durch ihre völlige Losreifsung von dem Subject darstellen, verfiel aber dadurch nothwendig in rasende Erhebungen des schlechthin individuellen Subjects. Auf dem religiösen Gebiet ging die krankhafte Bewegung durch den Rationalismus in den Indifferentismus hinüber, bis im Separatismus wieder der Pol, der geflohen hatte, im Extrem zur Erscheinung kam, ter kleine, individuelle Päpste. Auf dem politi Gebiet suchte man endlich die durch das Subj setzte Ungleichheit in der abstracten Gleich vernichten, indem man anfing, die hervorra Köpfe in der Schreckensherrschaft der Revolu zuschlagen, allein jetzt entwickelte sich die Br lich vieler kleinen Despoten, und aus ihrer M das riesenstarke despotische Subject hervor, chem der Schwindel der Substanz zum Schei Subjects wurde. Auf philosophischem Gebiete der vulgäre Pantheismus, der, um die Identit Dinge zu verherrlichen, den Unterschied, die B heit in der logischen Grundlegung der Welt und bis zur Verleugnung des Gegensatzes *Welt* fortschritt, der die Farbe besonders Ton nannte, den Menschen eine Poten Affen, und in Leopold Schefers bekannten *den Gänsebraten* und *Goethe* und das *Gä* confus zusammenstellte als Mittel der Erken Göttlichen, um so überall durch Verwischung terschiede zur Erkenntnifs der Dinge zu komm war also auf dem Wege, aus dem religiöse gebiet einen chaotischen Träumerhaufen, aus tischen eine flüfsige kochend aufsprudelnde masse, aus dem philosophischen eine une tone, zitternde Gallerte mit dem Schimme chen, d. h. aus der Identität die Einerlei aus der Welt eine absolute Finsternifs indem man verkannte, dafs das Subject das Substanz, dafs die Persönlichkeit Gottes der Schöpfung ist, die Persönlichkeit Christi der Menschenwelt, das historische Subject der bestehenden Ordnung, das organische S Licht der Kirche, das religiös-geniale Licht der reformatorischen Bewegung. So neue Wendepunct nothwendig geworden, die E nifs des Subjects als des verklärenden Mitte der Substanz. In der Politik stellte Gottes durch die grofse Wendung in den Befreiungsk das historische Subject in seiner Haltung wieder Auf dem religiösen Gebiete suchte man das sche Selbstbewufstsein der Gläubigen, die Kirche der. In der Philosophie ward das Subject jed verkündigt von Hegel; ob es zur reifen Geburt

Digitized by Google

men, lassen wir einstweilen dahingestellt; jeden- möchte die Geburt als eine vorzeitige, von dem terblute der Substanz sehr verhüllte zu betrachten Mit Gewifsheit aber läfst sich wohl sagen, dafs nigen aus der Schule Hegels, welche jetzt den ur-Pantheismus, der das Glaubensbekenntnifs der munistischen Handwerksburschen geworden ist, als Hinausgegangensein über den Meister construiren, nur mit den Accidentien, mit den blutigen Mut- llen jener Geburt herumtragen, da sie einen Grund- nken der Schule, den Begriff der Negation, wel- als Begründung des unendlich feinen Unterschieds die unendlich feine Selbstbestimmung, und durch auf die ewige Klarheit des göttlichen Selbstbe- tseins jedenfalls hinweist, verkannt haben. Wäh- diese nun noch nicht von dem alten Mifsverstande geworden sind, den einen Pol als den abgesagten des andern zu betrachten, und verkennen, dafs in der Wechselwirkung der Pole ein Anklang dem Leben des Geistes ist, des Bewufstseins, das selber anschaut, während sie die Göttlichkeit der tanz in der absoluten Verwerfung des Subjects wollen, stellt sich ihnen das entgegengesetzte in denen gegenüber, die die Lehre von dem ete wieder kastenmäfsig auszubilden und zu trei- geneigt sind.

Unsere Zeit hat also einen zwiefachen Kampf, zu- mit denen, welche das Extrem des ersten Stadiums, mit denen, welche das Extrem des zweiten Sta- der geistigen Weltanschauung nicht verlassen Die Curie ist im Grunde curialistischer als ie scheint es schnell machen zu wollen, um die er freien Nationalkirchen hervorzurufen, welche chtender Herrlichkeit im Hintergrunde unserer eht. Man sehnt sich auch in der evangelischen nach dem organischen Subject, der Darstellung rofsen Selbstbewufstseins der Kirche in dem Epis- Und gewifs läfst sich hier ein Mangel nicht nen; ein Superintendent stellt das verkümmerte pat dar; er ist ein Aktenbischof, dem in seiner chen Bestellung die feierliche Ordination des s der Gemeine abgeht. Wir dürfen aber in der elischen Kirche nie vergessen, dafs die Ordina- er Kirche Christi sich von Golgatha herschreibt, ner Stätte der Schmach aufser dem Lager der en Gemeine (Hebr. 13, 13.) und nur aus der Kraft des triumphirenden Geistes Christi entsprungen ist, dafs der Apostel Paulus, welcher mehr gearbeitet hat, als alle andern Apostel, seine Berufung aus einer Vision herleitete, und dieselbe gewifs nicht vor dem Forum des curialistischen Episkopats hätte legitimiren können. Wenn man aber die von den Gemeinen einer evangelischen Landeskirche Verordneten zusammenberufen würde, um über die Bischöfe den Segen des Herrn zu erflehen, wie ihn die Gemeine zu Antiochien herabrief über Barnabas und Saulus (Act. 13, 2, 3.), so würde dadurch die historische Höhe und organische Kraft des Selbstbewufstseins der Kirche in einem evangelischen Episkopat wieder hergestellt werden. Auch auf dem politischen Gebiet giebt sich noch die alte krankhafte Verstimmung des Subjects gegen die Substanz zu erkennen. Gehören nicht die Proletarier zu dem Fleisch und Blut der Monarchie? Warum können sich denn wieder Stimmen vernehmen lassen, wie diese: *unsre Feinde, Feinde der Ordnung sind alle die, die nichts haben.* Ist es nicht eine grofse Schwäche des organischen Staatsprincips, wenn es nicht alle Kräfte des Staatslebens in organische Theile seiner Gesammterscheinung verwandelt, und einen Theil der Säfte müfsig in Afterbildung an dem kranken Baume sich eine dem Baume feindliche Gestalt schaffen läfst? Wenn erst die Communen mit der ganzen Kraft christlich bürgerlicher Wirksamkeit die geistig Unmündigen in organisirende Pflege nehmen, so ist den communistischen Tendenzen im Grunde vorgebeugt. Möchte man so die christliche Bändigung des menschlich Bestialen in dem hehren Tempelbau der christlich-bürgerlichen Societät vollenden, wie diese Bändigung symbolisch verkündigt ist in der Erscheinung der die Pfeiler tragenden steinernen Bestien in unsern alten, herrlichen Domen. Eine traurige Erscheinung bildet auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens das Zurückschlagen des christlichen Lebensgefühls in confessionelle Schroffheiten; hier wird oft die Union verleugnet, die Communion versagt, also die Excommunication vollzogen, während doch der gemeinsame Glaubensgeist, wie man sagt, bereits in einem reichen Mafse vorhanden ist, während nur noch die einende Formel nicht konnte gefunden werden. Auf der andern Seite erreicht die Vergötterung der von dem Lichte des Subjects verlassenen Substanz den höchsten Grad. Man will die bürgerliche Gesellschaft communistisch organisiren, da-

Digitized by Google

mit alle an dem ganzen Schatz des göttlichen Segens den reichsten Antheil gewinnen. Die Freiheit des Besitzes soll dargestellt werden in der gesetzlichen Gütergemeinschaft, als ob nicht durch diese jedes Streben des Subjects in seiner individuellen, aus der unendlichen Fülle Gottes auf eine besondre Weise schöpfenden Kraft durchaus gebrochen, und das Individuum aus einem genialen zu einem durch den eisernen Societäts-Organismus absolut bornirten gemacht würde. Man will die Freiheit der Liebe durch Weibergemeinschaft verwirklichen, als ob nicht die christlich gebildete Ehe das Asyl der freien Liebe wäre, ihre Sicherstellung gegen den despotischen Andrang brutaler Lüste. Man verlangt das Regiment der meisten Stimmen in der ganzen Abstractheit des Abstimmungssystems, und verkennt bei dieser numerischen Schätzung der Menschheit die ganze Unendlichkeit ihrer dynamischen Verhältnisse, alle Segnungen, die dem organischen, dem genialen, dem historischen Subjecte für die arme Menge der Stimmenden, welche sich von den bethörendsten Stimmführern am meisten bestimmen lassen, anvertraut sind. So verkündigt man die abstracte Gleichheit der Substanz auf dem politischen Gebiet. Mit diesem bürgerlichen Communismus aber läuft der theologische ganz parallel, und sie sind Blutsverwandte. Es bildet sich jetzt eine kritische Schule aus, die uns von der Erkenntnifs Gottes durch das Medium der *Geschichte* ganz herunterbringen will auf die ausschliefsliche Erkenntnifs Gottes durch das Medium der *Naturgeschichte*. Aus den Steinen sollen wir Gott noch erkennen, und etwa aus dem verklärten Steine, dem Crystall verhältnifsmäfsig am meisten; aber nicht aus den Offenbarungen Gottes durch die Menschenherzen, und gerade aus den Offenbarungen durch das heilige Menschenherz am wenigsten. Aber auch aus dem Reichthum der naturgeschichtlichen Medien werfen sie die ganze Sternwelt hinaus, als ein bedeutungsloses Blatt des Daseins. Freilich sie führen uns doch aus dem Umkreise des Menschlichen auf das Centrum zurück, auf das menschliche Wissen; hier endlich ist das Heiligthum der Gottheit. Sie verschliefsen uns aber nicht nur alle historischen Lebenstiefen der Menschheit, sondern auch die psychologischen Lebenstiefen derselb die Offenbarungen Gottes im Gemüth. Nicht in d Vergangenheit, nicht in der Zukunft der Geschic nicht in der Höhe der Schöpfung, nicht in der T des Gemüthes: nur in dem abstracten, und durch Abstraction verfinsterten Mittelpuncte des menschlic Lebens, dem Wissen, sollen wir den Geist Go finden, als ob nicht der Geist schlechterdings sei Wesen gemäfs nach allen Seiten hinübergreifen m aus der Gegenwart in die Unendlichkeit, um sein sen zu offenbaren. Man sagt: von allen theok schen Geschichten der alten Zeit ist nichts ge weil jede Thatsache durch das Medium der sub ven Auffassung geht, und durch dieselbe mod wird. Allerdings kann man die historische Wa nicht durch notarielle Protocolle einfangen, und nichts Historisches als abstract objective Notiz wifs, sondern nur durch die Beglaubigung des Ge Allein was folgt daraus? Nicht der Mangel der sächlichkeit in den Geschichten, sondern der M des verwandten Geistes in dem Skeptiker. Ein teur glaubt nicht an die Heldenthaten des alten wird er sich deswegen zum Kritiker der Ges des siebenjährigen Krieges eignen? Eine von de stitution sich ernährende Person wird nicht an die derbare Gemüthserneuerung der Maria Magdalene ben; dürfte man sich aber ihrer Argumentation die evangelische Geschichte wohl hingeben? „We glaubt, dem ist das Heilige nah"; dieser Satz sich umkehren: wem das Heilige nah ist, der auch an seine Thatsächlichkeit glauben. Man also im Allgemeinen feststellen: mit der Göttlic der subjectiven Welt, der theokratischen Offenba und Gemeine Gottes verliert man auch die Göt keit der substantiellen Welt. Es giebt freilich monische Charaktere, die sich mehr dem Pol substantiellen Betrachtung zuneigen, während d vidischen vorherrschend in der Anschauung des jects in seiner historischen Lebensfülle verweilen; diese gesunden Gegensätze der Auffassung verm einander eben so wenig, wie Subject und Substanz ander verneinen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher
für
ıissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

ı Wesen des Christenthums von Ludwig ?euerbach.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun so die theologische Kritik in ihrer ımunistischen Richtung aufs Aeufserste gekommen , hat sich endlich unter andern in dem Werke Feu- hachs, welches wir anzuzeigen haben, die Religions- ilosophie in derselben Tendenz auf die äufserste ınze gestellt, auf einen Standpunct, wo die Offen- ungsmedien Himmel und Gemüth, Christus und alle iligen, Vergangenheit und Zukunft als unbrauchbar ı dem Gebiete der Erkenntnifs hinausgeworfen wer- ı, wo die Abneigung gegen das Subject bis zur ıtischen Bekämpfung der Lehre von der Persön- keit Gottes, und des Christenthums fortgeht, und ıts zurückbleibt, als die ganz abstracte Versiche- ıg, die menschliche Gattung sei göttlich, sie sei die ttheit in ihren Wesensprädicaten, wo aber auch der alt dieser Gattung so dürftig aufgefafst wird, dafs hts übrig bleibt, als die Psychologie des Verfs., so ı hier ganz besonders in der extremsten Vergötte- ıg der Substanz das individuelle Subject in ganz loser Anmafsung wieder hervorspringt, und die lektik, welche das Unendliche construiren will, ' eine schauerliche Weise zu der überall sich selbst nichtenden Dialektik des ausschliefslich individuel- Verstandes zu werden droht.

Die Schrift des Verfs. ist nach der Vorrede (S.) eine Tendenzschrift; ihr Zweck ist „Beförde- ıg der *pneumatischen Wasserheilkunde*, Belehrung r den Gebrauch und Nutzen des kalten Wassers natürlichen Vernunft". Er erklärt am Schlusse Vorrede diejenigen, welche die Illusion (er meint Christenthum), seitdem sie als Illusion erkannt sei, ıslich finden, für würdig, die heilige Wassertaufe zu pfangen. Es handelt sich also darum, die Empfäng- lichen zu der Gegentaufe des Christenthums, oder zu der Taufe auf das Antichristenthum zu berufen. Im Mittelalter suchten einmal slavische Volkshaufen an der Ostsee, denen man das Christenthum aufgenöthigt hatte, sich von den vermeintlich magischen Wirkungen der Taufe dadurch zu befreien, dafs sie sich in einem Flufse badeten; sie glaubten auf diese Weise die Kraft der Taufe abzuspülen. Zu einer solchen Abspülung des Christenthums in dem Wasserbade der natürlichen Vernunft ladet der Vf. ein. Warum aber? Weil ihn das Christenthum noch gefafst hat wider seinen Willen, weil seine Lüfte auf ihn einwirken, wie ein quälender Bann, wie ein verzehrendes Feuer, weil es ein Object seines Aberglaubens geworden ist, nachdem es aufgehört hat, ein Object seines Glaubens zu sein. Es ist ein seltsames Ding um das Christenthum; von einer Ansicht kann man ruhig scheiden, man hat dann eben nur eine andre, von der Linie des Verstandes selbst kann man sich entfernen, und geräth dann lediglich in den Unverstand; allein wenn Einer einmal vom Christenthum gefafst ist, so kann er nie mehr zu ihm sagen: „ruhig kann ich Dich erscheinen, ruhig gehen sehn", es geht ihm auf eine nun für ihn unerträgliche Weise nach, seine Ruhe ist hin — der Abstofs führt nicht zur Gelassenheit, sondern zum Grimm der Feindschaft, nicht zum Nichtchristenthum, nicht zum Unchristenthum, sondern zum Antichristenthum; zu einem feindlichen Gegensatz, der nicht ruht und rastet, und auf eine verzehrende Weise in dem aus dieser objectiven, hohen Vernunftsphäre der neuen Menschheit hinausstürzenden Subjecte fortwirkt. Von einem solchen tiefen Groll und Unfrieden ist das vorliegende Werk durchzogen: Das „incurable" Festhalten der „modernen Frömmler, Dichter und Schöngeistler" an dem „Supranaturalismus" wird S. X als *Venerie* bezeichnet.

Der Verf. betrachtet nicht nur das Christenthum

Digitized by Google

als eine Illusion, sondern auch die Religion, als die Basis desselben. Bis in diesen tiefsten Grund hinein will er seine Unhaltbarkeit aufdecken. Und doch kann er die Religion und das Christenthum nicht schlechthin für unvernünftig erklären, weil er damit die ganze Entwickelung der Menschheit verdammen würde. Der Wendepunct zwischen der alten und neuen Zeit ist die Entdeckung, dafs die Religion eine Illusion, ein pathologischer Geisteszustand sei. Aus dieser Voraussetzung ergiebt sich die Eintheilung des Buches. Zuerst wird die Religion in ihrer Uebereinstimmung mit dem Wesen des Menschen, dann im zweiten Theile in ihrem Widerspruch mit demselben betrachtet. Es ist schon von Andern bemerkt worden, dafs das Werk durch diese Anlage mit vielen Wiederholungen behaftet sei, und dadurch oft sehr langweilig werde. In der That, wie das Wetterleuchten in der Nacht den Schlaf nicht verhindert, so kann das Fulguriren eines ausgezeichneten Talentes in schönen Lichtblitzen, und eines ergrimmten Gemüthes in lodernden Strahlen des Zorns dennoch die allgemeine Wirkung des Tagesmangels, des Ideenmangels in dem Buche, also die einschläfernde Wirkung nicht aufhalten. Wir dürften daher unsern Lesern dasselbe Leid bereiten, wenn wir dem Gedankengange des Vfs. diplomatisch folgten. Eine concretere Ordnung wird sich hoffentlich als logisch bewähren; zuerst nämlich sollen die Widersprüche des Werkes gegen die Reformation, dann die gegen das Christenthum, darauf die Widersprüche gegen die Religion, weiterhin die gegen die Philosophie, und zuletzt die Widersprüche gegen Hrn. Feuerbach selbst besprochen werden.

Der Vf. erzielt seine Resultate vor allen Dingen dadurch, dafs er Christenthum und Katholicismus, Katholicismus und mittelalterliches Mönchschristenthum miteinander identificirt. Das Christenthum in seiner lebendigen Tiefe und Entwickelung, in seiner reformatorischen Kraft erkennt er nicht an. Die Reformation oder der Protestantismus ist ihm eine Abweichung von dem wahren Christenthum. Sofern er also an dem Christenthum irgendwie noch unbewufst betheiligt ist, ist seine Ansicht papistisch. „Wo der Glaube an die Mutter Gottes sinkt, sagt er (S. 83), da sinkt auch der Glaube an den Sohn Gottes und den Gott Vater. Der Vater ist nur da eine Wahrheit, wo die Mutter eine Wahrheit ist. Die Liebe ist an und für sich weiblichen Geschlechts und Wesens. — — Der Protestantismus hat die Mutter Gottes auf die Seite gesetzt, aber das zurückgesetzte Weib hat sich dafür schwer an ihm gerochen. Die Waffen, die er gegen die Mutter Gottes gebraucht, haben sich gegen ihn selbst, gegen den Sohn Gottes, gegen die gesammte Dreieinigkeit gekehrt. — — Der dreieinige Gott ist ein Gott des Katholicismus". Der Vf. hat in seinem Interesse an andern Stellen darnach gerungen, die muhamedanische Auffassung der christlichen Trinität, nach welcher Maria anstatt des heil. Geistes die dritte Person in der Gottheit sein soll, zu der kirklichen Trinitätslehre zu machen (S. 81). Er hat gezeigt, dafs er das Christenthum in dieser Grundlehre so verstehen muf, um es polemisch fassen zu können. Auch hier stützt sich seine Behauptung, der Protestantismus habe angefangen, die Trinität aufzugeben, indem er die Mutter Gottes aufgegeben, auf die bezeichnete Voraussetzung. Er ignorirt hier also erstlich, dafs die erste Kirche die Dreieinigkeit im apostolischen Symbolum feierte, ohne irgendwie der Mutter Gottes als solcher zu gedenken, zweitens dafs die nestorianische Kirche durchaus trinitarisch und katholisch durch die meisten Jahrhunderte der Kirche bestanden hat, obschon sie gerade von der Verwerfung der Mutter Gottes ausging, drittens dafs die altevangelische Kirche mit völliger Beseitigung des Mariendienstes gerade in besonders hohem Mafse die Lehre von der Trinität cultivirt hat, viertens, dafs die neuere Theologie die Trinität in reicher, lebendiger Erkenntnifs explicirte, ohne dabei irgend wie auf „die Mutter Gottes" zurückgehen zu müssen. Weiterhin demonstrirt er die Identität des Christenthums und des Mönchthums (S. 212 ff.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung diesseits und jenseits. Ein Beitrag zum Verständnisse der göttlichen Komödie. Von C. F. Göschel. Berlin, 1842. *Enslinsche Buchhandlung* (*F. Müller*).

Dante Alighieri's Wanderung steht von Anfang an unter der Leitung von Oben, wie jeder menschliche Lebenslauf. Diese höhere Leitung bewährt sich auch daran, dafs die Lebensreise zunächst an der Hand eines heidnischen Dichters, ja zum Theil in der Gesellschaft der ersten Dichter und Philosophen des klassischen Alterthums, später im Geleite eines Heidenchristen fort-

Digitized by Google

t, und zuletzt successiv unter dem Vorgange zweier her *Frauen* sich vollendet. Hiermit ist schon äufserlich tet, dafs Dante's Poësie als Philosophie, seine Philosophie osophie der Mythologie und der Offenbarung, als Ent- ıg der Natur-Religion zur Religion des Geistes sich . Wenn nun in dessen Folge des Dichters christliche hie auch der heidnischen Mythologie ihre competente nzuweisen versucht, und von der heidnischen Weisheit g abstrahirt, dafs sie vielmehr überall darauf zurückgeht, er Dichter selbst als der Geringere einerseits an Aeneas, ıeits an St. Paulus, als seine Vorgänger, sich anschliefst, es uns auch vergönnt sein, bei Einführung der obigen welche der Philosophie des Dichters gewidmet ist, das nifs seiner Lehre und Methode, seiner Richtung und sei- sönlichkeit zum klassischen Alterthume, womit sich auch liegenden Abhandlungen beschäftigen, noch bestimmter viduelle zu verfolgen. Zunächst könnten wir unsern Dich- christlichen *Phädon* nennen, denn das höchste Ziel seines ns und Denkens ist die Unsterblichkeit der *Seele*, der *indivi-* Seele, welche dem *Geiste*, wie die Flamme dem Feuer, lgt. Noch bestimmter könnten wir ihn als den christli- Er bezeichnen, dessen Erzählungen aus Platons Munde er *Aeneide*, nämlich dem sechsten Gesange derselben zum liegen: denn *Er* wandert auch durch ein Inferno und in Purgatorium und darüber hinaus. Und wenn schon am Schlusse der Bücher vom Staate, am Schlusse des vom Er hinzufügen konnte, dafs diese Kunde von der ıhrt und Auferstehung des Pamphyliers nicht allein für behalten und vor dem Untergange bewahrt worden sei, auch uns zu bewahren und von dem Untergange zu vermöge, so wir den Glauben daran gewinnen möchten, den Lethe zu gelangen, die Seele zu reinigen und das iche Leben zu empfahen: wie vielmehr wird dies von lichen Komödie gelten müssen, in welcher die christliche it selbst, als evangelische Glaubenserkenntnifs, eine neue gewonnen hat, und hiermit zur wahrhaftigen Poësie ge- zu vollkommener Gewifsheit gelangt ist! Dante Alighieri nicht allein der christlich-verklärte *Er*, sondern auch ıtlicher *Timäus*, denn seine Philosophie erstreckt sich gesammte *Weltschöpfung*, welche mit der *Menschen-* ıg schliefst, und über die *Weltordnung*, diesseits und welche in der Erlösung und Verklärung gipfelt. Und hon Platon am Schlusse des *Timäus* die Welt als ein Ganzes, als Eines Schöpfers eingebornes Werk, als die Erscheinung des unsichtbaren Wesens Gottes, als die Offenbarung des göttlichen Gedankens zu fassen vermag: tiefer und reicher, wie viel zuverlässiger und wahrhaf- ıd die Einblicke in den innern Zusammenhang dieser r Welt, als einer einigen, — die uns der christliche in der divina commedia eröffnet!

uel che Timeo dell' anime argomenta
on è simile a ciò che qui si vede.
Parad. IV. 49. 50.

r Dichter selbst seinen eigenen Commentar über seine Poësien, das Amoroso Convito, nach Platon's Liebes-Symposion genannt hat, so hätte auch vorstehender neuer Commentar nach der Seite, die er an der göttlichen Komödie hervorhebt, von Platon's *Timäus* den Titel entlehnen können; denn er ist hauptsächlich bestimmt, an einzelnen Stellen des grofsen Gedichts die gesammte Weltanschauung seines Urhebers, seine theologischen, kosmologischen und anthropologischen Vorstellungen in das Licht zu setzen. Dante Alighieri ist aber nicht allein ein christlicher *Phädon*, ein christlicher *Er* und ein christlicher *Timäus*, sondern auch ein christlicher *Platon:* denn *Platon* und *Dante* sind nicht allein Philosophen, sondern auch Dichter: in beiden vollendet sich ihre Philosophie an der Poësie, ihre Poësie an der Philosophie: beide suchen das Verhältnifs dieser und jener Welt, des Intelligibeln und Sensibeln, des νοητὸν und αἰσθητὸν. Auch darauf ist das Absehen der obigen kleinen Schrift gerichtet, wiewohl dieselbe auf eine Parallele mit Platon sich nicht eingelassen hat. Aber so unverkennbar auch letztere ist, so kann doch damit nicht geleugnet werden, dafs das Studium des Dichters nach der Seite der Philosophie und ihrer *Methode* zunächst auf *Aristoteles* fufst: sein nächster Vormann ist *Thomas Aquinas.* Je bedeutender nun die Personen sind, die ein innerer Zusammenhang und die historische Succession mit einander verbinden, je wichtiger die Gegenstände sind, womit sie sich beschäftigen, desto lehrreicher, desto interessanter ist es, das nähere Verhältnifs des grofsen Dichters zu seinen grofsen Vorgängern an den einzelnen Lehren und der gesammten Auffassung kennen zu lernen. Die vorliegende Schrift berücksichtigt deshalb nicht allein die Lehrsätze nach ihren Resultaten, sondern auch die Personen, in welchen sie sich spiegeln und gestalten: sie sucht mit dem Inhalte auch die Form der Entwickelung, den *Weg*, die *Methode* des Wanderers zum Bewufstsein zu bringen.

Eben darum möchten wir zur Einführung dieser Schrift, welche durch das Studium Dante's auch die Philosophie und Poësie im Allgemeinen zu fördern bestimmt ist, wenigstens auf zwei Stellen vorab aufmerksam machen, welche die Grundlehre des Dichters von der *Unsterblichkeit der Seele* berühren und eine wiederholte Beschäftigung zu immer näherer Verständigung in Anspruch nehmen: wir entnehmen sie aus dem XXV. Gesange des Purgatoriums und aus dem XXIX. Gesange des Paradieses.

Aristoteles (de anim. II. 2. de gen. an. II. 3.) unterscheidet bekanntlich vier Stufen, oder Potenzen der Seele, die *ernährende, empfindende, sich bewegende,* und die *denkende:* er scheint aber auch im Menschen nicht allein mehrere Seelenzustände, sondern auch mehrere Seelen zu unterscheiden, ja zu scheiden, indem er im Tode nicht allein eine Trennung der Seele vom Leibe, sondern auch eine Trennung der Seele des Leibes, des leiblichen Lebens, von der Seele des Geistes, von dem Leben des Geistes zu statuiren scheint. Wie ihm der Dichter in der Hauptsache, aber nicht ohne Fortschritt folgt, ersehen wir zunächst aus seinem — *Symposion*, nämlich aus dem *Convito*, II. 2. 3. Im Convito bemerken wir sogleich den Vorschritt, dafs der Dichter jene vier Stufen der Seele auf drei zurückführt. Im Menschen fafst er sie schon hier nicht als verschiedene Seelen, sondern nur als verschiedene Seelenvermögen. In der divina Commedia geht

Digitized by Google

die anthropologische Lehre noch bestimmter dahin, dafs die Seele des Leibes dem Geiste sich aneignet, un' alma sola. Purg. XXV. 74. Für diese Wahrheit, welche wir, namentlich auch gegen Averroes, im 25sten Gesange des Purgatoriums an dem Menschen selbst von seinem ersten Keime an objectiv in methodischer Gliederung sich entwickeln sehen, hat der Dichter schon früher, worauf auch die obige Schrift S. 135 aufmerksam macht, und zwar am Eingange des 4. Gesanges vom Purgatorium, einen empirischen Beweis nicht sowohl demonstrirt, als erfahren: denn wenn die empfindende und die denkende Seele zwei wären, — so lehrt der Dichter — so würde einem über das Denken nicht Sehen und Hören vergehen.

Diese einfachen Vordersätze von der Einheit der natürlichen Seele mit der vernünftigen, worauf der Dichter so viel Gewicht legt, führen sogleich zu weiteren Ergebnissen, welche die Gesammtanschauung des Dichters näher bezeichnen. Das Erste ist, dafs die Seele das Leben ist, und dafs das Leben darin besteht, dafs es sich selbst und den Leib *erhält*, dafs es sich selbst und den Leib entwickelt und *fortbewegt*, dafs es sich und Anderes *empfindet*. Aber eben darum erweiset sich die *Seele* und alles Leben als die dem *Geiste* immanente Eigenschaft, welche nach dem Begriffe dem Leibe nicht inwohnt, sondern ihm nur von dem Geiste ohne diesen selbst abgetreten wird. Darum kommt denn auch nach der Lehre des Dichters nicht allein dem *Geiste* in seiner Allgemeinheit, sondern auch der individuellen *Seele* des Geistes Wirklichkeit, hiermit Unsterblichkeit zu. Im weiteren Verlaufe ergiebt sich auch das Verhältnifs des *Leibes* zu dem Ganzen als dem Geiste immanent. Und nun erscheinen *Leib* und *Seele* zumal als Momente des *Geistes*, die er aus sich entlassen kann, die ihm aber eigentlich angehören, und am Menschen, als dem Meisterstücke der Schöpfung, wirklich verbunden gefunden werden. So kommt schon Dante's Realismus zu der Lehre von dem *Monismus des Gedankens*, welchen schon Platon als κόσμος μονογενής, als εἰκὼν τοῦ νοητοῦ θεοῦ αἰσθητὸς bezeichnet. Der *Gedanke* iste, durch den, solo intendendo, die Engel das Weltall bewegen und beleben. Damit beginnt Dante die erste Canzone des Gastmals.

Eben darum weifs unser Dichter auch die ganze Welt auf drei Factoren zurückzuführen: mit dieser Lehre beginnt namentlich die vorliegende Erörterung und der 29ste Paradiesesgesang. Diese drei Factoren sind die *Potenz*, die *Verbindung der Potenz mit dem Act*, und der *reine Act*. Unter der *Potenz* ist das, was noch *nicht ist*, non ens, aber doch sein kann, hiermit die Materie, der *Leib*, unter jener *Verbindung* der Potenz mit dem Acte ist die Vermittelung des Seins mit dem Nichtsein, das Sein im Nichtseienden, näher das Leben oder die *Seele des Leibes*, unter dem reinen *Acte* das Sein in ihm selbst, mithin das *Bewufstsein*, das Sein des Seins oder die *Seele des Geistes* zu verstehen. Hiermit treten allerdings die *Seele des Leibes* und die *Seele des Geistes* wie Thier und Engel in der *Welt* auseinander: — so entsteht die *Natur*, welche zwar die Seele in ihr, aber den Geist aufser ihr hat; — sie kommen nur in dem *Menschen* zur Einheit. Aber der Mensch ist eben nur die kleine Welt, *Microcosmos*. Von da ist nur noch ein Schritt, und Le[illegible] Natur-Seele erweisen sich auch im *Macrocosmos* als M[illegible] die der Geist aus sich entläfst, die äufsere Welt zu bilden, [illegible] eigentlich an ihm selbst hat, um sie aus der äufseren Wel[illegible] cher auch der Mensch diesseits angehört, wieder zurück[illegible] men und zur intelligibeln Welt zu verklären. Hiermit ist [illegible] das Princip zur näheren Entwickelung des Verhältnisses [illegible] schen der diesseitigen und jenseitigen Welt gefunden; [illegible] Aeufsere, alles Disseitige entspricht einem inneren, eine[illegible] seitigen Zustande: alles Jenseitige, alles Ewige hat im D[illegible] tigen, im Zeitlichen seinen Schatten. Darauf beruht alle [illegible] welche das Unsichtbare zur Erscheinung bringt, und [illegible] scheinung zu höherer Bedeutung verklärt: darauf beruht [illegible] alle *Philosophie*, welche wesentlich in der Zucht der Kate[illegible] in der Methode ihrer Entwickelung besteht: jede niedere [illegible] gorie entspricht einer höheren, jede höhere hat in der [illegible] ihren Schatten. Ohne diese *Methode* wird alle Philos[illegible] einem leeren Spiele unwirklicher und willkührlicher Ge[illegible] das sich im Kreise dreht, ohne von der Stelle zu kommen [illegible] jenen *Parallelismus* zwischen dem Zeitlichen und Ewige[illegible] alle *Poësie* zu eiteler Tändelei, welche wohl die Zeit [illegible] ben, aber nicht erfüllen kann. Zu solcher luftigen Poë[illegible] welcher das Echauffement die Begeisterung ersetzen m[illegible] solcher zuchtlosen unmethodischen Philosophie, an wel[illegible] Prätension den mangelnden Fortschritt vertreten muf[illegible] leider auch unsere Zeit der Beispiele mehrere. Auch [illegible] Beziehung ist die göttliche Komödie nach dem Inhalte [illegible] Methode ein heilsames Vorbild für unsere Zeiten: denn [illegible] *Philosophie* dreht sich nicht im Kreis herum auf dürrer [illegible] sie führt vielmehr zu schöner frischer Weide — mittel[illegible] ihr immanenten *Poësie*. Darauf reflectirt auch die verfl[illegible] neueste Schrift. —

Wir schliefsen hiermit diese Anzeige: es galt haupt[illegible] auf einige Kategorieen aufmerksam zu machen, welche [illegible] formell wie sie zunächst sind, des Dichters lebensvoller [illegible] sophie nicht entsprechen, und auch zur Einführung und E[illegible] lung des ihr gewidmeten Commentars nicht geeignet zu sein [illegible] nen. Nichtsdestoweniger enthalten diese trockenen Line[illegible] die Grundlage eben dieser lebenssaftigen Philosophie, [illegible] Handhabe ihrer Entwickelung: in eben diesem Sinne hi[illegible] kleine Schrift, welcher wir hiermit ihren Empfehlungsbrief [illegible] ben, einen Schlüssel zum weiteren Verständnisse solch[illegible] kens und Dichtens. Der Schlüssel ist freilich weder von [illegible] noch von *Silber*, wie *Petri* Schlüssel-Paar, (Purg. IX. 117[illegible] welches die innersten Hallen des Tempels zu erschliefs[illegible] stimmt ist; aber ehe man dahin kommt, ist manches Sch[illegible] öffnen, und dazu kann jener Schlüssel dienen: er soll e[illegible] die *äufsersten* Pforten der Erkenntnifs öffnen. Das B[illegible] führt dann weiter, nämlich aus den abstracten Kategorie[illegible] Hell und Dunkel, (Parad. II. 148.) oder von Sein und Nic[illegible] (Parad. XXIX. 22.) in die concrete Welt, diesseits und jen[illegible]

C. F. Göschel.

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

s Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach.

(Fortsetzung.)

Diese Construction bringt er nicht zu Stande, ohne einen der grofsen Widersprüche hineinzutaumeln, denen das Werk erfüllt ist. Während nämlich Katholicismus der Trinitätslehre darin bestehn soll, er das Familienleben in den Himmel — verlegt in Vater, dem Sohne und der Mutter Gottes, mufs Katholicismus des Mönchsthums daraus hervorgehn, „Gott ist die absolute Subjectivität, die von der abgeschiedne, überweltliche, von der Materie be- von dem Gattungsleben, und damit von der Ge- hlechtsdifferenz abgesonderte Subjectivität". Der Vf. die Folgerung: „die Scheidung von der Welt, der Materie, von dem Gattungsleben ist daher das entliche Ziel des Christen. Und dieses Ziel reali- sich auf sinnliche Weise im Mönchsleben". So- also hätten die Mönche nach der Theorie des die ärgsten Gegner der Mutter Gottes sein müs- Es ist bekannt, wie sie das gewesen sind. Der licismus der himmlischen Familie, und jener der der Geschlechtsdifferenz abgesonderten Subjecti- Gottes hätten zwei ganz verschiedne Katholicis- sein müssen. Und doch ist der Katholicismus dem ur Einer. Abgesehen aber davon, wie ist es mög- Christenthum und Mönchsthum zu identificiren? nicht Petrus, der Fels auf den sich die römische e bezieht, verehelicht? Bezeichnete nicht Paulus erbot der Ehe als eine Teufelslehre? Bezeichnete nicht als das Symbol des Verhältnisses Christi emeine? Hat jemals die katholische Kirche selbst Mönchsthum als ein allgemeines Postulat der Christ- eit aufgestellt? Also weder die Quellen noch die chichte der Kirche setzen Christenthum und Mönchs- als identisch. Wohl aber Hr. Feuerbach. Wenn aber diese Voraussetzungen fallen, so fällt auch die Behauptung, der Protestantismus sei nur eine Abweichung von dem wahren Christenthum. Wir wollen diese Behauptung nicht weiter verfolgen. Man mufs schon ganz auf den Segen der wirklichen Geschichte Verzicht geleistet haben, um der christlichen Kirche den reformatorischen Trieb, den sie in allen Jahrhunderten beurkundet, absprechen zu können. Auffallend aber ist es, und ein Beweis von der grenzenlosen Willkür des Vfs., dafs er (S. 320) nur von zwei Sacramenten des Christenthums redet, nachdem er überall behauptet hat, nur der Katholicismus (die Confession der sieben Sacramente) sei das ächte Christenthum.

Das Wesen des Christenthums trägt nach dem Vf. einen entschiednen Widerspruch in sich, den Widerspruch des Glaubens und der Liebe (S. 360). Dieser Widerspruch, sagte er, sei schon in dem höchsten Satz des Christenthums enthalten, in dem Satz: Gott ist die Liebe. „Die Liebe ist nur ein Prädicat, Gott das Subject. Was ist aber dieses Subject im Unterschied von der Liebe? Und ich mufs doch nothwendig so fragen, so unterscheiden. Die Nothwendigkeit der Unterscheidung wäre nur aufgehoben, wenn es umgekehrt hiefse: die Liebe ist Gott, die Liebe das absolute Wesen. So bekäme die Liebe die Stellung der Substanz. In dem Satze „Gott ist die Liebe" ist das Subject das Dunkel, hinter welches der Glaube sich versteckt; das Prädicat das Licht, das erst das an sich dunkle Subject erhellt. Im Prädicat bethätige ich die Liebe, im Subject den Glauben. Die Liebe füllt nicht allein meinen Geist aus: ich lasse einen Platz für meine Lieblosigkeit offen, indem ich Gott als Subject denke im Unterschied vom Prädicat". Der Vf. raisonnirt weiter, um aus dem Satze: Gott ist die Liebe, einen Gegensatz von Lieblosigkeit und Liebe, Dunkel und Licht herauszubringen. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, dafs der Spruch 1 Joh. 4, 16.

Digitized by Google

ὁ θεὸς ἀγάπη ἐστὶ durch die Auslassung des Artikels ἡ Subject und Prädicat ganz in Eins verschmelzt, und dafs sogar eine Art von Umwechselung von Subject und Prädicat Statt findet, indem es weiter heifst: ὁ μένων ἐν τῇ ἀγάπῃ, ἐν τῷ θεῷ μένει. Es lag wohl nicht auf dem Wege Hrn. Feuerbachs, auf diese Bestimmtheiten näher einzugehen. Er hat den Satz in seiner populären Gestalt eingeführt. Doch auch in dieser Gestalt noch wartet derselbe auf einen Meister in der Sophistik, um mit einigem Schein als eine Verknüpfung des Widerspruchs von Licht und Dunkel dargestellt zu werden. Also die Liebe wird dadurch verdunkelt, dafs sie in dem Subject ist. Zur reinen Substanz der Liebe gehört es nach dieser Darstellung, dafs sie subjectlos sei, nicht mit der Finsternifs der Persönlichkeit behaftet. Etwa so ist sie ihm die reine Liebe, wie sie sich unpersönlich durch das Geschlechtsleben der Thierheit hindurchzieht. In dem lieben Vieh freilich erscheint die Liebe befreit von dem Dunkel des Subjects, diesem Versteck der Lieblosigkeit. Diejenigen aber, welche die Liebe nicht für einen physischen, sondern für einen ethischen Begriff halten, werden jene Naturzärtlichkeit in den Thieren nur als das Echo der wirklichen Liebe im Gebiete des creatürlichen Lebens bezeichnen. Sie werden die Zumuthung, man solle sich die Liebe als wirklich denken im Gegensatz gegen das Subject für Unsinn erklären, oder vielmehr für etwas Aergeres. Denn wie sich einerseits erst durch die Liebe das menschliche Subject aus dem Stadium der Naturanlage zum wirklichen Subject verklärt, so setzt andrerseits die Vollendung der Liebe die Entfaltung des Subjects, und seine Vollendung voraus. Das Subject ist ja eben die Persönlichkeit, die Lichtkraft des geistigen Wesens, sich in dem Unendlichen selber anzuschauen und sodann sich ihm mitzutheilen und hinzugeben. Der Vf. nennt diese Persönlichkeit das Dunkle; das Bewufstsein, welches die Substanz mit der spiegelhellen Klarheit des Logos durchdringt, also das Licht der Welt ist ihm die Finsternifs der Welt, der Ahriman; dagegen soll die der Subjectivität, der Klarheit, der Beziehung des Lebens auf sich selbst, also des Geistes beraubte Substanz, die von dem Vulgar-Pantheismus fingirte absolut monotone, im Scheine der Göttlichkeit glitzernde Gallerte oder Weltmolluske das Licht der Welt bilden. Sonach würde er im Seeleuchten, in dem Schimmern der Seemollusken die herrlichste Offenbarung der Gottheit sehen, wo aber in der vollendeten Persönlichkeit des vollkommenen Menschen die Persönlichkeit Gottes ihre vollendete Offenbarung, Selbstanschauung und Selbstmittheilung feiert, da wäre für ihn die dickste Finsternifs über dem Ocean der Substanz. Wir könnten hier unsre Recension schliefsen, denn das Buch ist durch diese Darlegung der ungeheuren Selbstverfinsterung, in die es durch einen so entschiedenen Angriff auf das christliches Grundprincip gerathen ist, gewürdigt. Allein es handelt sich hier um dem Nachweis, wie dieser Obscurantismus das Buch durchzieht und trägt. Der Vf. geht zu der Exposition über, wie aus jenem Satze *Gott ist die Liebe*, der Widerspruch zwischen Lieben und Leben sich entfalte. „Der Begriff eines persönlichen, für sich seienden Wesens ist nichts weniger als identisch mit dem Begriff der Liebe; es ist vielmehr auch etwas aufser und ohne die Liebe. Es ist daher nothwendig, dafs ich bald den Gedanken der Liebe verliere, bald wieder den Gedanken des Subjects, bald der Gottheit der Liebe die Persönlichkeit Gottes, bald wieder der Persönlichkeit Gottes die Liebe aufopfere. Die Geschichte des Christenthums hat diesen Widerspruch hinlänglich constatirt. Der Katholicismus besonders feierte die Liebe als die wesentliche Gottheit so begeistert, dafs ihm in dieser Liebe ganz die Persönlichkeit Gottes verschwand. Aber zugleich opferte er wieder in einer und derselben Seele der Majestät des Glaubens die Liebe auf. Der Glaube hält sich an die Selbständigkeit Gottes; die Liebe hebt sie auf. — — Die Liebe des Glaubens ist nur eine rhetorische Figur, eine poetische Fiction des Glaubens — der *betrunkene*, der sich selbst betäubende Glaube. Kommt der Glaube wieder zu sich, so ist auch die Liebe dahin". Weiterhin sagt der Vf., dieser theoretische Widerspruch habe sich denn auch praktisch bethätigt. Die Bibel verdamme durch den Glauben, sie begnadige durch die Liebe. „Also nun hier schon eine Liebe, die verflucht, eine unzuverlässige Liebe, die mir keine Garantie giebt, dafs sie sich nicht als Lieblosigkeit bewährt; denn anerkenne ich nicht die Glaubensartikel, so bin ich aufserhalb des Reichs und Gebiets der Liebe gefallen, ein Gegenstand des Fluchs, der Hölle, des Zornes Gottes, dem die Existenz der Ungläubigen ein Aerger, ein Dorn im Auge ist. Die christliche Liebe hat nicht die Hölle über

Digitized by Google

nden, weil sie nicht den Glauben überwunden. *Die ebe ist an sich ungläubig, der Glaube aber lieblos*". ist consequent, wenn der Vf. behauptet, die Greuel- ten der christlichen Religionsgeschichte, des Ketzer- nes seien dem Christenthume selber entsprechend, r auch widersprechend, denn das Christenthum ctionire zugleich die Handlungen, die aus der Liebe, die Handlungen, die *aus dem Glauben ohne Liebe* nmen. Es ist augenscheinlich, dafs nach dieser raussetzung das Christenthum von vorne herein an er so entschiedenen Doppelherzigkeit und Doppel- nigkeit gelitten hätte, dafs es in jedem Jahrhundert ohnmächtig hätte erscheinen, und sich selbst ver- lten müssen. Ja der Vf. spricht den Widerspruch, r im Christenthum liegen soll, so stark aus, dafs n annehmen müfste, die Menschheit par excellence 18 Jahrhunderte hindurch als eine Wahnsinnige rch die Zeit gegangen, wenn man nicht lieber einen hankentaumel in seinem Systeme als die Grundlage kühner Positionen betrachten will. Hat er denn r gar keine Ahnung davon, dafs der Glaube und Liebe ihre ewige Identität feiern in der Treue? er ist die Treue überall nichts? Ist aber die Treue ts, so ist auch die Wahrheit nichts, so giebt es ne lebendige Consequenz, keine Consequenz des Le- s, sondern „der Unsinn siegt". Die Liebe setzt ja dem Gebiete des sich entwickelnden geistigen Le- s nothwendig den Glauben voraus, nämlich die An- pation der *liebenden Erkenntnifs* durch die *liebende rung und Zuversicht*, hervorgerufen durch *die Zei- s* des der subjectiven Gemüthsentfaltung begegnen- *verwandten Geistes und Lebens*. Und worauf anders der Glaube gerichtet, als auf Thatsachen der Liebe? er der Glaube verdammt, sagt Feuerbach. Nein, t die Bibel, der Glaube macht selig. Er spricht sich das Urtheil aus, die Ungläubigen seien ver- mmt, aber damit verkündigt er nur eine Thatsache, Zustand der Unseligkeit und innern Zerrissenheit, cher eine nothwendige Folge davon ist, dafs das läubige Subject sich aus dem Lichtreich der Liebe, reinen, hellen Lebensbeziehungen im Reiche der rsönlichkeit verbannt, dafs es die feine, scharfe undnorm seiner Subjectivität in eine „Spottgeburt Dreck und Feuer", in die göttlich glitzernde, un- rsönliche Substanz niederdrücken will. Freilich nicht fs das ungläubige Subject verdammt sich selber, sondern auch das absolute Subject verdammt in richterlicher Weise, aber nicht durch den Glauben, sondern gerade durch die Liebe. Die Liebe ist es, welche die scharfen Normen des Lebens gezogen hat als die Schönheitslinien des Lebens; jene Normen, welche die wirkliche Welt von dem Schlaraffenlande unterscheiden, und in der Natur ihren stärksten Ausdruck in den Giften finden, die die ideale Strenge der Materie symbolisch zu verkünden bestimmt sind, während sie in der geistigen Welt durch die tragischen Fluchverhängnisse die Hoheit und ewige Persönlichkeit des Lebens schirmen. Wenn aber so die Liebe in der Verhüllung der Gerechtigkeit als die verdammende Richterin auftritt, so ist es gerade nur der Glaube, der die Verdammnifs aufhebt, indem er die Richterin auch in der Verhüllung als Retterin erkennt, und sich ihr hingiebt. Dieser Glaube in der Identität mit der Liebe als Treue hat in dem Herzen Christi das Kreuzesleid als das Gericht über die Welt erkannt, in dem Gericht aber die Rettung begrüfst, und dadurch die Welt gerettet. Der Vf. hätte auch hier wenigstens einigermafsen auf die wirkliche Geschichte der Kirche Rücksicht nehmen sollen, so hätte er erfahren, dafs alle die grofsen Greuelthaten des Ketzerhasses von den edelsten Glaubenshelden der Kirche nicht *verübt*, sondern *erduldet* worden sind. Wir dürfen aber dem Vf. auch nicht einmal die Behauptung zugeben, dafs der Satz: *Gott ist die Liebe* das eigentliche Grundprincip des Christenthums sei. Derselbe Apostel, welcher diesen Satz ausgesprochen, bezeichnet als das eigentliche Kriterium, nach welchem man Christlichkeit und Antichristenthum unterscheiden solle, die Lehre, dafs Christus (der Gottmensch) in's Fleisch gekommen sei, also die Einheit der Gottheit und Menschheit in dem Gottmenschen (Joh. 4, 3.). Diese Menschwerdung ist nun aber die concrete, im Christenthum zur Vollendung gekommne Manifestation jenes ewigen Wesensverhältnisses, dafs Gott die Liebe ist. Die Liebe ist der Geist in der Offenbarung, der Geist ist die Liebe in der Begründung des Lebens. Die Selbstanschauung Gottes, welche mit seinem Wesen Eins ist, hat ihre Wirklichkeit und Kraft in dem Wesen des Sohnes. Das Leben des Sohnes ist das Leben des Vaters in dem Gegensatze des Selbstbewufstseins, ohne welches der Geist nicht Geist wäre. Indem nun Gott das Leben des Sohnes auf sein Leben bezieht, ist er der Geist, indem

Digitized by Google

er aber sein Leben auf den Sohn bezieht, ist er die Liebe; seine Liebe macht den Sohn zum Alles umfassenden Mittelpuncte seiner Selbstoffenbarung in der Welt, und giebt sich selber der Welt in dem Sohne. Das ist die Herrlichkeit des Geistes Gottes, dafs er in der Liebe erscheint, das aber ist die Herrlichkeit der Liebe, dafs sie in ihrer Hingebung dennoch durch den Geist frei, und sich selber treu bleibt. Der heilige Geist weist aus der Liebe Gottes alle Einmengung des weltlich Unreinen, des Trüben hinaus; die Liebe aber hält die Welt auch in ihrer Unreinigkeit mit den starken Armen der Gerechtigkeit umschlungen. So bekämpft der Vf. das Subject, er bekämpft es sogar auch in seinem ersten, dunklen Anschein, in der Thierwelt. Die Thiere müssen ihm brutäler werden, als sie wirklich sind, um sein System durchzuführen. Er behauptet, die religiöse Vorsehung (nach der christlichen Auffassung) beziehe sich wesentlich nur auf den Menschen (S. 131) „selbst unter den Menschen eigentlich nur auf die *religiösen*. „Gott ist der Heiland aller Menschen, *sonderlich aber der Gläubigen*". Sie gehört, wie die Religion nur dem Menschen an — sie soll *den wesentlichen Unterschied des Menschen* vom Thiere ausdrücken (allerdings also ausdrücken, dafs das Thier im Menschen negirt sei, was ihm precär zu sein scheint), den Menschen der Gewalt der Naturmächte entreifsen. Jonas im Leibe des Fisches, Daniel in der Löwengrube sind Beispiele, wie die Vorsehung den (religiösen) Menschen vom Thiere unterscheidet. Wenn daher die Vorsehung, welche in den Fang- und Frefswerkzeugen der Thiere sich äufsert, und von den frommen, christlichen Naturforschern so sehr bewundert wird, eine Wahrheit ist, so ist die Vorsehung der Bibel, die Vorsehung der Religion eine Lüge, und umgekehrt". Wir fahren fort: so ist auch der Löwe des Androklus, so ist auch der Löwe in der bekannten Novelle von Goethe, so sind die Menagerien Martins und Anderer eine Lüge, und die Thiere in der Welt des Vfs. sind einmal ganz determinirte Bestien, der Löwe mit seinen Frefswerkzeugen ist so geistlos wüst wie das Schwein; denn auch die letzten Reflexe der edlen Subjectivität, vermittelst deren sich die Menschheit in der Thierheit spiegelt, müssen hinabgedrückt werden aus der „Finsternifs" des Subjectiv in die unendliche Monotonie der Substanz. Wa mufste es dem Vf. so ganz verborgen bleiben, dafs der erwähnten Auffassung im Buche Daniel die Th welt verklärt wird in ihren Beziehungen zu den M schen, und emporgerückt in das Reich der Ideali während er, indem ihn *der wesentliche Unterschi des Menschen vom Thiere* ein Dorn ist, den Mens in das Gebiet der unerbittlichen Frefswerkzeuge derzieht. Der Fisch des Jonas hat auch nach der bel seine Frefswerkzeuge gebraucht, denn nach Bibel ist auch noch ein Unterschied zwischen den bestialischen, von allem Anscheine der Subjecti entäufserten, und zwischen den nebeln, mit Anklä des Menschlichen geschmückten, daher symboli Thieren. Wie in allen Momenten der Religion der lust der Menschheit ein unendlicher wird, wenn sie von der Erkenntnifs Gottes *in der Geschichte* ri ren lassen wollte auf die ausschliefsliche Erken Gottes *vermittelst der Naturgeschichte*, wenn sie „ *beruhigt*" auf dem grünen Rasen eines von ahri schen Weltfinsternissen umgebnen Diesseits ohne seits sich lagern wollte, wenn sie verurtheilt ihre *epische* Welt für das *idyllische* Behagen an d Heute ohne Erinnerung und Hoffnung, an einem sol len, geistlosen Heute aufzugeben, das ergiebt sich spielsweise aus der Theorie von den Sacramenten, sie der Vf. aufstellt. „Das Wasser, sagt er (S. 35 ist das einfachste Gnaden- oder Arzneimittel ge die Krankheiten der Seele, wie des Leibes. Aber Wasser wirkt nur, wenn es oft, wenn es regelmä gebraucht wird. Die Taufe als ein einmaliger Act entweder ein ganz nutzloses und bedeutungsloses, wenn mit ihr reale Wirkungen verknüpft werden, abergläubisches Institut. Ein vernünftiges, ehrw ges Institut ist sie dagegen, wenn in ihr die morali und physische Heilkraft des Wassers, die Natur ü haupt versinnlicht und gefeiert wird". Sonach w also doch nicht in dem Katholicismus, welcher auf Hinlänglichkeit der einmaligen Taufe ein Gewicht l sondern mehr wenigstens in der Wiedertäuferei ächte Christenthum erschienen. Der Vf. verlangt Wiedertäuferei ohne Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach.

(Fortsetzung.)

Dafs die Taufe vollzogen wird vermittelst des Was-, ist allerdings gewifs nicht zufällig. Das Wasser die Substanz in ihrem Flufs, in ihrer Hingebung an unendliche Tiefe, die sie trägt. „Das Wasserbad gleichsam ein chemischer Prozefs, in welchem sich re Ichheit in dem objectiven Wesen der Natur auf-". Allerdings wird das leibliche Leben durch seine gebung an das Wasser, welches sich fallend dem trum des Lebens hingiebt, von seinen krankhaften mungen oft auf wunderbare Weise geheilt. Und das Gemüth dabei ist, so ist diese leibliche Er-ung zugleich eine Erfrischung des Lebens im ist. Aber dies ist doch immer nur die *idyllische* ife, nicht die *kirchliche*. Die wahre Hingebung ist Hingebung des sündigen, egoistischen Herzens in historisch-geistliche Gemeinschaft des Todes Chri- und diese Hingebung ist mit einem Act, den die fe darstellt als Symbol oder als Verwirklichung in die Sinnlichkeit hinein, besiegelt. In diesem stirbt man nur einmal, kann man nur einmal uft werden. Wer also getauft ist, der soll frei-seinen alten Adam in täglicher Bufse „ersäufen", so mag er sich denn auch täglich mit dem Ge-erneuerter Hingebung an Gott ins Wasser wer-allein die Gemeine kann von diesem stillen Bap-keine Notiz nehmen. Liefse sie die zweite fe gelten, so stellte sie damit die erste in Frage, sie stellte in Frage die Wahrheit der Hingebung. insofern ist die Wiedertäuferei, welche uns der empfiehlt, nichts anders als die Unehrlichkeit der hheit", welche die Wassertaufe immer wieder zu sser macht. Eben so abstract, wie die Taufe des ist das Abendmahl nach seiner Auffassung. „Das Sacrament des Wassers bedarf einer Ergänzung (378). Das Wasser als ein universales Lebenselement erinnert uns an unsern Ursprung aus der Natur, welchen wir mit den Pflanzen und Thieren gemein haben. In der Wassertaufe beugen wir uns unter die Macht der reinen Naturkraft; das Wasser ist der Stoff der natürlichen Gleichheit und Freiheit, der Spiegel des goldnen Zeitalters. Aber wir Menschen unterscheiden uns auch von der Pflanzen- und Thierwelt u. s. w. Wir müssen daher auch *unsre Distinction*, unsre specifische Differenz feiern. Die Symbole dieses unsres Unterschieds sind Wein und Brod. Wein und Brod sind ihrer Materie nach Natur-, ihrer Form nach Menschenproducte. Wenn wir im Wasser erklären, der Mensch vermag nichts ohne Natur, so erklären wir durch Brod und Wein: die Natur vermag nichts, wenigstens Geistiges, ohne den Menschen; *die Natur bedarf des Menschen, wie der Mensch der Natur.* — — Wenn wir im Wasser die reine Naturkraft anbeten, so beten wir im Weine und Brodte die übernatürliche Kraft des Geistes, des Bewufstseins, des Menschen an". So entwickelt sich dem Vf. das Abendmahl aus der Feier der Kraft des Menschengeistes, wie sie sich offenbart in der Arbeit des Winzers, und in der Werkstätte des Bäckers. Es soll aber gefeiert werden in dem Essen und Trinken schlechthin. „Das Essen und Trinken sind in der That an und für sich selbst religiöse Acte; sie sollen es wenigstens sein". Allerdings heifst es: ihr esset nun oder trinket, oder was ihr thut, so thut es Alles zu Gottes Ehre. Die Vollendung des Abendmahls ist freilich die Verklärung alles sinnlichen Genusses zu einer Feier der Lebensmittheilung von oben. Allein auch hier hat der Vf. die Geschichte über der Naturgeschichte, das Subject in der Substanz verloren. Von der Höhe der Weltgeschichte, von Golgatha und der Feier der Lebensmittheilung, die uns durch den Tod Christi zu Theil wird, ist er hinunter-

Digitized by Google

gesunken in die trivialen Niederungen der Weinkelter und der Bäckerbude. Allein ganz consequent ist er so herabgekommen zu der Anbetung technologischer Künste, bei welcher die katholischen Anbeter der Hostie himmelhoch über ihm stehen als epische Heroen über einem idyllischen Philister. Die Regionen des Subjects floh er als Regionen der Finsternifs; erst in dem Gebiete der Substanz, wie sie von dem Subjecte nur zur leiblichen Nothdurft bearbeitet wird, kommt er zur Feier der hohen Mysterien des Lichts. Hier ist von keinem Versöhnungstode, und von keiner Heiligung in ihm weiter die Rede, sondern von dem „Blut der Pflanze, und von dem Fleische der Pflanze, welches dem Wohle Deiner Existenz geopfert wird". In der That, diese Sacramente könnte man als Sacramente der geistigen Liliputer, ausreichend vielleicht für Anno I der Schöpfung auf irgend einem ganz niedlichen kleinen Nebenplaneten bezeichnen; die Erde ist für diese Communion schon zu stolz, die Menschheit zu tragisch grofs, zu reich an hehrer Erinnerung, und die Christenheit in ihrer theologischen Hoheit verbittet sich dieses technologische Altärchen mit seinem naturgeschichtlichen Pfäfflein.

Den Widerspruch, welchen der Vf. im Christenthum will gefunden haben, hat dieses nach seiner Ansicht geerbt von der Religion. Das Christenthum kann also durch keine Reformation gerettet werden, weil sein Schaden nach der Meinung des Vfs. bis in den tiefsten Grund seines religiösen Wesens geht. Die Religion heifst es (S. 68 ff.) ist nichts anders, als das vergegenständlichte Selbstbewufstsein des Menschen. — — Die Religion ist die Reflexion, die Spiegelung des menschlichen Wesens in sich selbst. — — Der empfindende, gefühlvolle Mensch glaubt an einen empfindenden, gefühlvollen Gott, glaubt nur an die Wahrheit seines eignen Seins und Wesens, denn er *kann nichts anders glauben, als was er selbst in seinem Wesen ist.* — — Gott ist dem Menschen das Collectaneenbuch seiner höchsten Gedanken und Empfindungen, das Stammbuch, in welches er die Namen der ihm theuersten, heiligsten Wesen einträgt. — — Der religiöse Mensch fafst alle Dinge, weil er sich nicht in ihr Wesen vertieft, nur auf den überweltlichen Gott sich bezieht, nur im Scheine auf; der Schein ist ihm das Wesen; das wirkliche Wesen der Dinge daher ein andres Wesen, ein von ihnen unterschiednes Wesen, Gott (88). Also die Religion ist das Verhalten des Menschen zu seinem Wesen, *als zu einem andern Wesen.* Das göttliche Wesen ist nichts anderes, das menschliche Wesen, oder besser: *das Wesen des Menschen* gereinigt, befreit von den Schranken des individuellen Menschen, verobjectivirt d. h. angesch und verehrt als ein anders, von ihm unterschied eignes Wesen, — alle Bestimmungen des göttl Wesens sind darum menschliche Bestimmungen. Der Vf. räth aus dieser Ansicht gemäfs überall Prädicate Gottes umzusetzen in Prädicate der lichkeit des Menschen, um das Wahre zu finden. nach „heifst z. B. der Satz: Gott liebt den Mensch auf deutsch: das Höchste ist die Liebe des Mensch „Gott leidet für Andre, heifst auf deutsch: Lei Andre ist göttlich". — „Der Sohn Gottes ist als das göttliche Herz, das sich als göttliches W gegenständliche, menschliche Herz". — „Der Ab Gottes ist der entzückende Glanz der Phant „Das Wort Gottes ist die Göttlichkeit des We u. s. w. — Der Vf. will diese Ansicht in fol Weise begründen: „Kein Wesen kann in sein fühlen, Vorstellungen, Gedanken seine Natur w nen. Was es auch setzt, es setzt immer sich Ja! Das Wesen hat seinen Gott, sein höchstes W *in sich selbst.* Preisest Du die Herrlichkeit Gottes preisest Du die Herrlichkeit des eignen Wesens (S. 12). Aus solchen Prämissen construirt der zuletzt den Atheismus. „Wodurch die Wahrheit Religion am meisten begründet werden soll, dad gerade wird ihr wahres Wesen, die wahre Bedeu das Leben des Menschen im Verhältnifs zu ei Wesen zu sein, ihr genommen. Indem sie das W des Menschen zu einem andern, dem Menschen gegengesetzten Wesen macht, setzt sie sich mit Menschen, mit der Vernunft, mit der Ethik, mit *selbst* in Widerspruch. Alle ihre Lehren verk sich in ihr Gegentheil, alle ihre Begriffe werden selbst aufhebende Widersprüche. Ein solcher B ist vor Allem der Begriff der *Existenz* Gottes. soll nicht blofs Glaube, Gefühl, Gedanke, nicht Gemüth, Intelligenz sein; er soll nicht nur ein glaubtes, gefühltes, gedachtes, sondern ein vom ge ten, gedachten, d. h. innerlichen Sein unterschie reales Sein haben. *Aber ein vom Gedachtsein u schiednes Sein ist kein andres als sinnliches Sein.*

Digitized by Google

istenz Gottes hat das Wesen einer empirischen Exi-
nz, ohne doch die Wahrzeichen derselben zu haben.
ist an sich eine Erfahrungssache, und doch in der
rklichkeit kein Gegenstand der Erfahrung. Sie for-
t den Menschen selbst auf, sie in der Wirklichkeit
zusuchen; sie schwängert ihn mit sinnlichen Vorstel-
gen und Prätensionen; werden diese daher nicht
iedigt, findet er vielmehr die Erfahrung im Wider-
ch mit diesen Vorstellungen, so ist er vollkommen
echtigt, diese Existenz zu leugnen (S. 272)." Wie
r ist nun diese grofse Illusion entstanden, welche
n Religion nennt? Der Vf. sagt (248): „Die Religion
, das Verhalten des Menschen zu seinem eignen
esen — darin liegt ihre Wahrheit — aber zu sei-
m Wesen nicht als dem seinigen, sondern als einem
dern, aparten, von ihm unterschiednen, ja entgegen-
setzten Wesen — darin liegt die Unwahrheit, darin
e Schranke, darin das böse Wesen der Religion".
rauf will der Vf. zeigen, wie diese Illusion aus dem
aktischen Standpuncte der Religion hervorgehe. „Ihr
eck ist das Heil. Aber nicht weltliches, irdisches.
e Lust, die Freude expandirt den Menschen, das Un-
ck, der Schmerz contrahirt und concentrirt ihn —
Schmerze verneint der Mensch die Realität der
lt — — er versinkt in sich selbst, in sein Gemüth.
nes in sich versunkene, auf sich nur concentrirte,
sich nur sich beruhigende, die Welt verneinende,
gen die Welt, die Natur überhaupt idealistische, in
ziehung auf den Menschen realistische, nur auf sein
wendiges, inneres Heilsbedürfnifs bezogene Wesen
r Gemüth ist — *Gott*". Also das Gemüth, als
kkhafte Stimmung des Herzens ist das eigentliche
cip jener illusorischen Gestalt der Religion, welche
n existirenden Gott voraussetzt. Das Gemüth trägt
Schuld, dafs die Religion als solche existirt. „So
r dem objectiven Gemüthe, dem Herzen des natür-
n oder selbstbewufsten Menschen das Leiden wi-
pricht, weil in ihm der Trieb zur Selbstthätigkeit,
Kraftäufserung der vorherrschende ist, so sehr
pricht dem *subjectiven, nur einwärts gekehrten,*
scheuen, nur auf sich concentrirten Herzen, das
, dem Gemüthe das Leiden. Leiden ist eine Selbst-
ation, aber eine selbst subjective, dem Gemüthe
lthätige — die Anschauung eines leidenden Gottes
er die höchste Selbstbejahung, die höchste Wollust
s leidenden Herzens" (S. 67). Diese seltsame Theo-
rie des Gemüths findet man ausführlicher wieder in dem Anhang S. 381 ff. — Hier heifst es: „das Herz im Widerspruch mit der Natur ist das Gemüth, — — das kranke, das leidende, mit der Natur zerfallene, mit der Welt entzweite Herz, das mystische, dunkle, weltscheue Herz". Wir wollen nun bei diesem Letzten zuerst stehen bleiben, und sehen, wie uns der Vf. die Quelle der Religion beschreibt. Ist seine Definition des Gemüthes die richtige? Ist der *gemüthliche* Mensch der mit der Natur *zerfallene*, *weltscheue?* Die herrschende Voraussetzung widerspricht dieser Annahme. Und mit Recht. Nur die Verlegenheit, worin sich der Vf. befand, für das „böse Wesen der Religion" einen psychologischen Grund zu finden, liefs ihn so willkürlich, unglückselig definiren. Die menschliche Thätigkeit, worin sich das Gemüth ankündigt, ist das *Muthen.* Muthen ist ein Lebensact, an welchem die Erkenntnifs betheiligt ist, daher das Wort: *vermuthen* — und welcher eben sowohl dem Willen angehört, daher das Wort: *zumuthen. Das Muthen* ist so wenig weltscheu, dafs es vielmehr ganz besonders da statt findet, wo der Bergmann mit ahnender Kühnheit, mit kühner Ahnung, in *energischem Vermuthen* den Schatz im Grunde des Berges voraussetzt, und frisch seinen Stollen anlegt. Das Gemüth ist die Grundlage für das Muthen des Menschen in aller Art, d. h. für seine freudigen Willensblicke, womit er in dem objectiven Leben das seinem Innern entsprechende, ihm verwandt, hülfreich segnend zu Hülfe kommende, ja ihm angehörige Leben voraussetzt. Das Gefühl ist die Sphäre aller Eindrücke, welche das innere Leben in seiner Unmittelbarkeit in passivem Verhalten erfährt. Das Gemüth aber ist der entgegengesetzte Pol desselben unmittelbaren Grundlebens, das Herz in allen seinen activen Regungen, womit es draufsen in der objectiven Welt das Wahre, das Gute, das Göttliche voraussetzt. Darum ist es die Grundlage, die Mutter aller Gestalten des Muthes; der Muth aber ist das Herz, das kühn in die Welt tritt mit der Zuversicht, draufsen im Objectiven werde der Gott seines Lebens ihm treu begegnen, und mit ihm sein. Wie sollte die kränkliche, weltscheue Nonne, welche der Vf. mit dem Namen des Gemüthes bezeichnet, all die edlen Töchter und die tapfern, zum Theil selbst übermüthig freudigen Söhne gebären, welche offenbar vom Gemüth ausgehn: Demuth und Grofsmuth, Sanftmuth und Heldenmuth,

Digitized by Google

Freimuth und Hochmuth? Nach dieser Berichtigung mag allerdings das Gemüth das Princip der Religion heifsen, namentlich der Religion in Beziehung auf ihre ethische Natur. Es ist eine Naturanlage des Menschen, dafs er in seinem Kern gottesfreudig ist, und überall auch in der Welt und in andern Menschen auf das ihm verwandte göttliche Leben „muthet". Und nicht wahr, diese Auffassung ist nicht manichäisch? Wohl aber ist dies die Auffassung Hrn. Feuerbachs. Er setzt uns die kranke Weltscheu, die Wollust der Selbstnegation, der Selbstquälerei — diesen grauen Mönch, diesen rasenden Fakir, diesen lebensfeindlichen Ahriman setzt er uns in das Herz der Welt, nämlich in das Herz der Menschheit, und läfst von diesem dunklen Quell aus die schwarzen Finsternisse des bösen Wesens, mit dem die Religion behaftet sein soll, sich ergiefsen über die Menschheit, über die Erde. Wie hat ihn hier die Consequenz, das Christenthum als krank in seinem tiefsten Ursprung darzustellen, verleitet zu einer schauerlichen Anklage des Lebens in seinem Kern, des Menschenherzens in seiner wesentlichen Natur und ursprünglichen Anlage selbst! Wie hoch steht Augustin, dessen Lehre von der Erbsünde er an einer Stelle seines Werkes mit den Worten charakterisirt: der Augustinianismus wäre nur dann eine Wahrheit, wenn der Mensch den Teufel zu seinem Gott hätte — wie hoch steht dieser mit der Versichrung, die Sünde sei nicht Substanz, über der Feuerbachschen Lehre vom Uebel, welche das Innerste des Lebens, das Gemüth, das in sich concentrirte Herz als eine mit krankhafter Weltscheu die Selbstvernichtung suchende, dunkle Macht bezeichnet!

Was das Wesen der aus dieser Quelle hervorgehenden Religion anlangt, so müfste sie in einer solchen Beschaffenheit eben so wie ihre Tochter, das Christenthum, durch den tödtlichen, inneren Widerspruch gelähmt, überall in der Welt als das ohnmächtigste, muthloseste Wesen aufgetreten sein. Wir würden uns bei einer solchen Doppelherzigkeit der Religion nimmer erklären können, wie es ihr nur habe gelingen können, durch die Zeiten unsterblich fortzuschleichen, geschweige denn die Zeiten zu beherrschen, wie sie in ihrer inneren Zerrissenheit jemals dazu habe kommen können, irgend eine Kapelle, geschweige denn die hohen Dome zu bauen. Um das Object der Religion, das Wesen Gottes, und seine Existenz wollen wir hier, wo von seinem Widerspruch gegen die Religion die Rede ist, nicht mit dem Vf. streiten, da dieser Gegenstand bei der Frage nach seiner Stellung zu der Philosophie wieder zur Sprache kommen mufs. Nur so gezeigt werden, in welcher Dunkelheit er uns seine Gottheit, die menschliche Gattung gelassen hat. Der Vf. hat leider durch seine Darstellung einige Wahrheiten verunstaltet, deren Erkenntnifs und Würdigung durchaus an der Zeit ist, und die Kraft seines Buches liegt besonders darin, dafs es von der Substanz dieser Wahrheiten, wenn auch in entschiedner Verunstaltung derselben, durchzogen ist. Es ist nämlich noch nicht genug erwogen, dafs Gott nur in Christo, d. h. im Gottmenschen, in seiner ewigen Beziehung auf den Menschen und die Menschheit erkannt werden kann, dafs alle positiven Prädicate Gottes anthropomorphisch sind, und sein müssen, dafs der Mensch Gott anders nicht erkennen kann als durch Wesensverwandtschaft, dafs also Alles das in ihm selber sich regen und bewegen mufs, was er irgend in Gott setzt und erkennt, dafs jede menschliche Erkenntnifs Gottes durch das Medium der menschlichen Auffassung hindurchgehen und hier menschliche Gestalt annehmen mufs. Dies wäre denn auch die Rechtfertigung der alttestamentlichen religiösen Ausdrucksweise, und die Basis für das Dogma von der Menschwerdung Gottes in Christo. Daraus folgt dann aber auch, dafs Gott den Reichthum seines Wesens in der Menschheit entfaltet. In Christo wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig, und Christus gehört wesentlich der Menschheit an als ihr Haupt und beseelendes, heiligendes Lebensprincip; was er hat, das hat die Menschheit durch die Vermittelung seines Geistes. So ist uns denn Gott unaussprechlich nahe, und offenbart in allem wesentlich und ewig Menschlichen in der That sein eignes Wesen. Diesem nach mag man denn auch staunen über den Glanz seiner Fülle, wie sie sich durch die Menschheit ergiefst, wie sich z. B. der Sohn Gottes reflectirt in der sittlichen Natur des Herzens, der Abglanz Gottes in dem entzückenden Glanz der Phantasie, das Wort Gottes in der Göttlichkeit des Wortes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher
für
ıissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

; *Wesen des Christenthums von Ludwig ?euerbach.*

(Fortsetzung.)

Allein der Vf. will nicht diese Gottheit, die sich der Menschheit selber anschaut, oder diese Menschıt, die in Gott sich selber findet, die reiche Menschit in dem Herzen Gottes, in Christo, den reichen ott in dem Herzen des Menschen, in dem christlichen auben — nein den Gegensatz in seiner Realität, sen zwar will er nicht, der ist ihm der Dorn der ision, und um dessen Realität handelt es sich eben. ı ist Gottheit die menschliche Gattung. Diese Gott- läfst er uns aber von drei- und vierfacher Hülle Finsternifs umgeben sein. Die erste Finsternifs eckt nämlich das Verhältnifs zwischen dem menschen Individuum, und zwischen der Gattung, welche Gottheit sein soll. „Das göttliche Wesen, sagt er, das Wesen des Menschen, *gereinigt, befreit von Schranken des individuellen* Menschen" (S. 20). e kommt aber nun der individuelle Mensch zu der enntnifs dieser seiner Gottheit, wenn ihn *seine ranke*, und zwar eine *in seiner Individualität lie- de* Schranke daran hindert? Nach der Lehre des . mufs auch das Wesen der Gattung dem Indivi- m durch seine Schranke verdeckt und fremd blei- . Er sagt nämlich S. 11: das Maafs des Wesens auch das Maafs des Verstandes. Ist das Wesen chränkt, so ist auch das Gefühl, auch der Verstand chränkt. Aber einem beschränkten Wesen ist sein chränkter Verstand keine Schranke; es ist viel- hr vollkommen glücklich und befriedigt mit demsel- . — „*So weit Dein Wesen, so weit reicht Dein un- chränktes Selbstgefühl, so weit bist Du Gott*". *Ein tt in so und so weit:* ist das nicht der eigentliche tze? Wo Gott erscheint, da erscheint er als er, er alles *in so weit* hinausgreifend, als der Unendliche. Der Vf. hat keine Ahnung von dem wahren Begriff der Persönlichkeit. Er definirt sie an einer Stelle (S. 304) als den abstracteren Ausdruck zur Bezeichnung der Individualität. Das Individuum aber ist als solches beschränkt, und die Beschränktheit nöthigt es, sich in so weit, als sein Gefühl reicht, als seinen eignen Götzen zu betrachten. Weil die Schranke nicht seine Bestimmtheit sein soll, die Eigenthümlichkeit seiner Beziehung auf die Unendlichkeit, sondern seine Getrübtheit, seine Unfähigkeit, die Gattung in sich aufzunehmen, so ist das Individuum von der Gattung verschieden, die Gattung zerfällt durch die Bornirtheit ihrer Individuen in unendlich viele Götzen, d. h. Götter, *die es sind in soweit, als es ihre Beschränktheit zuläfst.* Die zweite Finsternifs läfst der Vf. liegen auf dem Verhältnifs der Gattung zu sich selbst. Ist die Gattung sinnlich vorhanden in ihrer Totalität? Wohl schwerlich. Nun aber giebt es nach dem Vf. nur sinnliches Sein, oder Gedachtsein (S. 271). Das Gedachtsein an sich aber involvirt nach ihm die Existenz nicht. Folglich fällt der Begriff der menschlichen Gattung dahin nach seinen eignen Prämissen. Es ist aber auch klar, dafs die menschliche Gattung, wie sie den ganzen Aeon der menschlichen Entwicklung erfüllen mufs, eine Idee ist, deren Realität das ewige Bewufstsein Gottes voraussetzt. Der Vf. hat sich die Möglichkeit, die Herrlichkeit der menschlichen Gattung zu verkündigen, unversehends selber abgeschnitten. Allein abgesehen davon, dafs er die Gattung verloren hat, wie will er zu der Göttlichkeit der Gattung kommen, wenn er das Subjectsein als eine Verdunkelung des Prädicates und die Persönlichkeit als das abstracter bezeichnete Individuum betrachtet? Wenn schon das Illusion ist, dafs der Verstand sich selber als Object erkennt, die Phantasie sich selber in dem Ebenbilde Gottes anschaut, wenn also der Gegensatz, der das Selbstbewufstsein constituirt, den das Wesen des Geistes for-

Digitized by Google

dert, wegfallen mufs in der vollendeten Erkenntnifs — wie kann in dieser abstracten Einförmigkeit des menschlichen Wesens, welche nichts weiteres als absolute Verschlossenheit und Finsternifs bedeuten müfste, von dem göttlichen Wesen die Rede sein? Die letzte Finsternifs lagert sich dann über das Verhältnifs der menschlichen Gattung zum Universum. Wie verhält sich nach seiner Ansicht die Gottheit, welche er verkündet, zum Universum? *In wiefern* ist der diesseitige „Gott *in so weit*" der Träger, die logische Basis des Orion? Ist nicht jede Theorie, welche uns in die Grenzen der Endlichkeit bannt mit unsrem Bewufstsein nach Rahels schöner Bezeichnung eine Pagode? Fürwahr eine kleine, enge, dumpfe Pagode ist diese von der erscheinenden menschlichen Gattung umgrenzte Göttlichkeit im Verhältnifs zu dem grofsen Gottestempel des Weltalls, worin der Geist des Unendlichen seine Allgegenwart verkündigt. Freilich, wo einmal Gott wirklich ist, da ist er ganz als Gott, nicht nur in so oder so weit; auch im engsten Raum kann er sich dem Individuum als Gott offenbaren, weil das Individuum Person ist, ein Geisteswesen, welches in der Kraft des Bewufstseins den Geist, der das All trägt und erfüllt, vernehmen und aufnehmen, ein Organ der Ewigkeit in der Zeit werden kann. Hätte nur der Vf. nicht den Begriff der Persönlichkeit überall zurückgewiesen. Aber dieses Verfahren hat ihn in Widerspruch gesetzt mit der Philosophie selbst.

Der Vf. hat das philosophische Gericht über sein eigenes Werk unbewufst ausgesprochen auf der 105. Seite. „Wenn ich den Unterschied aus Gott entferne, so giebt er mir keinen Stoff zu denken; er hört auf ein Denkobject zu sein; *denn der Unterschied ist ein wesentliches Denkprincip*". Schön und treffend! Sofort aber stürzt er sich selber hinein in dieses scharfe Schwerdt, indem er fortfährt: Und wenn ich daher Unterschied in Gott setze, was begründe, was vergegenständliche ich anders, als die Wahrheit und Nothwendigkeit dieses Denkprincips? Wenn nämlich die Vergegenständlichung nichts anders ist als die religiöse Illusion nach den wiederholtesten Erklärungen seiner Schrift, so fällt die Realität des Unterschiedes weg, damit aber auch die Realität des Denkprincips selbst. Auf diese Weise hat er denn auch den eigentlichen Lebensnerv der Erkenntnifs zerschnitten, und daraus erklärt sich's wohl, dafs sein Genius mit der zerknickten Schwinge durch das ganze Buch hindurch in so engen Kreise umherflattert, und immer wied dieselbe Stelle zurückkommt. Wenn z. B. Gott ner Allgemeinheit, im Gegensatz gegen die We die religiös-illusorische Vergegenständlichung des lichen Verstandes" ist, wo ist das Object dies standes dann geblieben? Was bleibt „der Phan ihrem Glanze" für ihre Anschauung, wenn ihr Gottes genommen ist als eine Illusion? Was bl dem „göttlichen Herzen" dar für sein unendli dürfnifs zu lieben, wenn der Sohn Gottes, in sich auf dem Standpuncte der Religion selbe fand, ihm nun auf dem Standpuncte der Ph als eine pathologische Illusion genommen Vf. hat den Gegensatz, der das Leben, und bewufstsein Gottes den Grund und das Le bens und die Quelle aller Erkenntnifs bild in allen Gestalten angegriffen. Er bezeich als Aufgabe seines Buches, nachzuweisen, Gegensatz des Göttlichen und Menschlichen rischer sei. Daraus folgt, dafs einerseits das liche nicht mehr erkannt werden kann, denn liche wird als solches nur verständlich in satz des Göttlichen, andrerseits das Gö denn das Göttliche ist nur erkennbar des Menschlichen. Unter dem Gegensa sich aber freilich nicht zwei Husaren de einander loshauen, und einander schlech den Tod negiren wollen; denn schon au satz der Pole, welches doch die allgem drigste Basis alles gegensätzlichen Lebe sich, wie sehr die „Illusion" des Gegensa heit des Lebens gehört, und wie wenig die wahre Identität ausschliefst, wie er constituirt, da ja der eine Pol auf die in dem andern vermittelst der tiefsten We hung enthalten ist. Die Polarität aber ist sen nach der allgemeinste Reflex, das nende Symbol des Bewufstseins, oder der der Trinität, oder des Geistes. Weiterh Vf. auch den Gegensatz in der Liebe auf: die Liebe nicht zur Substanz, zum Wesen ben wird, so lange lauert im Hintergrunde ein Subject, das auch ohne Liebe noch etwas ist, ein liebloses Ungeheuer, ein dämonisch dessen von der Liebe unterscheidbare und

Digitized by Google

chiedene Persönlichkeit an dem Blute der Ketzer
ıgläubigen sich ergötzt — das Phantom des reli-
Fanatismus (S. 52)". „Was ist also der wahre,
Text der Incarnation als der Text der Liebe
ıtweg, ohne Beisatz, *ohne Differenz von göttli-*
nd menschlicher Liebe"? Und was ist, könnte
eiter fragen, eine Liebe, die *ohne Differenz* in
lber versunken bleibt? Ist sie nicht der vollen-
goismus? Und was ist eine Substanz, die das
t, die lichte Verklärung ihres unterschiedlosen
s von sich ausstöfst, unter der Beschuldigung,
ein liebloses Ungeheuer? Ist das nicht — oder
as nicht der alte Ahriman und zwar in einem
triumph über das Licht, wie er ihm einst in
sters System nie zugedacht worden? Die Grund-
aller lebendigen Gegensätze ist die Trinität.
hier in der Urquelle des Lebens negirt der Vf.
egensatz: „der Sohn ergreift das Herz, weil der
Vater des göttlichen Sohnes das menschliche
st, der Sohn selbst nichts ist als das göttliche
das sich als göttliches Wesen gegenständliche,
liche Herz". Und was ist dieses Herz, wenn
von seinem pathologischen Doppelsehen durch
losophie befreit worden ist? Ist es noch der
Gemüthskrystall, in welchem der unendliche Geist
iegelt, und der sich selber versenkt hat in die
ille dieses Geistes? Doch die Differenz war ja
ısion; dieses von seinem religiösen Herzeleid
Herz ist also vielmehr der in sich selber ver-
ıe schwarze Stein der Kaaba zu Mekka, ein
des muhamedanischen, differenzlosen Gottes,
rschlofsnen Weltfatums, oder vielmehr dieses
selber. Nur in einer Formel scheint der Vf-
gensatz, und mit ihm die Möglichkeit der
tnifs bewahren zu wollen. „Der Unterschied
n dem „unendlichen und endlichen Geist" wel-
sehr die hyperphysischen Speculanten torquirt,
ts als der Unterschied zwischen dem Geiste an
er Intelligenz an sich, abgesondert von den
ten der Individualität, und dem seiner Schran-
ı bewufsten Individuum". Allein dieser Unter-
ist kein realer, weil der Vf. die Schranke, die
terschied bildet, überall nur als einen Mangel
tet hat, von welchem die Intelligenz an sich
werden mufs, nicht aber als die Bestimmtheit,
eine Definition dieses Subjects innerhalb der
Idee der allgemeinen Intelligenz ist, abgesehen davon, dafs andrerseits wieder die Intelligenz an sich durch den physischen Begriff der Gattung umschränkt bleibt. Was aber in dem aufgestellten Gegensatz den Unterschied bilden soll, ist ein eigentlicher Widerspruch. Auf der einen Seite nämlich steht die *Intelligenz*, auf der andern die *Schranke*, als relative Unfähigkeit, jene in ihrer Fülle aufzunehmen. Den belebenden Gegensatz: *Gottheit und Menschheit*, hat er fallen lassen; den tödtlichen Gegensatz, den Widerspruch: *unbeschränkte Menschheit, und beschränkte Menschheit* hat er dafür erkoren; so bleibt ihm ein *Schein von Denkprincip in der Wechselwirkung zwischen der Vernunft und der Schranke, Bornirtheit oder Unfähigkeit.* Aus diesem Unterschiede aber kann sich auch nur so viel Erkenntnifsleben entwickeln, wie aus der Schule eines Menschen, der seinen Raben sprechen lehrt. Daher hat der Verf. denn auch seinen Unterschied, weil er kein wirkliches Denkprincip war, nicht in Bewegung gesetzt, er citirt ihn überall nur beiläufig, während er doch, wenn derselbe wirklich Denkprincip gewesen wäre, als Grundgedanke sein ganzes Werk hätte beseelen müssen. Der Mangel des Denkprincips hat ihn dann auch überall in Widerspruch gebracht mit der speculativen Religionsphilosophie, und hat ihn genöthigt, sich immer wieder auf den Standpunct der Behauptung zurückzuziehen, und das Licht der Argumentation durch das Feuer leidenschaftlicher Versicherungen zu ersetzen.

Es konnte aber nicht ausbleiben, dafs der Verf. überall mit sich selber in Widerspruch gerathen mufste, da er sich mit allen objectiven Mächten der Erkenntnifs: Reformation und Christenthum, Religion und Philosophie vorab in Widerspruch gesetzt hatte. Es hat sich dem Referenten eine Menge solcher subjectiven Widersprüche auf dem Zuge durch das Buch entgegengedrängt, und er wird sich bei der Mittheilung derselben durchaus nur auf eine Auswahl beschränken müssen, um zu zeigen, wie oft Hr. Feuerbach wieder sein eigenes Werk zerstört. Der Verf. behauptet S. VIII, der einst übernatürliche und übermenschliche Inhalt des Christenthums sei längst *völlig* naturalisirt und anthropomorphisirt. Dann sagt er aber gleich weiter, unsrer Zeit und Theologie spuke immer noch das übermenschliche und übernatürliche Wesen des alten Christenthums wenigstens als ein *Gespenst* im Kopfe. Was

Digitized by Google

noch als übernatürlich in den Köpfen der Zeit spukt, wie sollte das in der Zeit völlig naturalisirt heifsen können? S. 2 sagt der Verf., die Religion im Allgemeinen als identisch mit dem Wesen des Menschen sei identisch mit dem Selbstbewufstsein, mit dem Bewufstsein des Menschen von seinem Wesen. S. 19 dagegen heifst es: die Religion ist die *erste*, und *zwar indirecte Selbsterkenntnifs des Menschen.* Die Religion geht daher überall der Philosophie voran, und S. 36 ist gar diese Religion, welche vorhin identisch mit dem Selbstbewufstsein des Menschen war, die Entzweiung des Menschen mit sich. — S. 8 sagt der Verf.: Endlichkeit und Nichtigkeit sind identisch. Endlichkeit ist nur ein Euphemismus für Nichtigkeit. Dagegen S. 22: Wer sich scheut endlich zu sein, scheut sich zu existiren. Alle reale Existenz, d. h. alle Existenz, die wirklich, re vera, Existenz ist, die ist qualitative, bestimmte, und deswegen endliche Existenz. S. 11 heifst es: *Was das Wesen bejaht, kann der Verstand nicht verneinen;* sonst wäre der Verstand, die Urtheilskraft nicht mehr der Verstand, die Urtheilskraft *dieses bestimmten,* sondern irgend eines andern Wesens. Dagegen S. 39: Nur durch den Verstand hat der Mensch die Kraft, von sich selbst, d. h. von seinem *subjectiven* Wesen zu abstrahiren u. s. w., den Gegenstand an und für sich selbst, ohne Beziehung auf den Menschen, zu betrachten. S. 39 ist der Verstand das reine, *affectlose* Licht der Intelligenz; nach S. 43 verdanken wir dem *Verstandesenthusiasmus* das Dasein einer Botanik, einer Zoologie u. s. w. „Der Verstand, heifst es, betrachtet mit demselben Enthusiasmus den Floh, die Laus, als das Ebenbild Gottes, den Menschen." Woher hat denn der „*apathische*" Verstand seinen *Enthusiasmus?* Und wenn er einmal ohne Enthusiasmus nicht operiren kann, sollte er dann nicht fühlen müssen, dafs er sehr *partheiisch* wäre für die Laus, wenn er dem Menschen nicht mehr Enthusiasmus widmen wollte, als ihr? Der schöpferische Verstand, der aber bei dem Verf. nicht mit in Betracht kommt, hat wohl jedenfalls, und zwar aus einer *die dynamischen Unterschiede würdigenden Unpartheilichkeit* den Menschen mit etwas mehr Enthusiasmus gebildet, als den Floh; also gerade *aus stand, aus dem Verstande des ungeheuren Unte des.* Der Verf. sagt S. 60: der Mittelpunct der lichen Religion sei der Glaube an den aus Mensch gewordenen Gott, dann aber (S. 214) er wieder: das Mönchsthum mufs geradezu Christenthum abgeleitet werden; es war eine dige Folge von dem Glauben an den Himmel, das Christenthum den Menschen verhiefs. himmlische Leben eine Wahrheit ist, da ist Leben eine Lüge, wo Alles die Phantasie, lichkeit nichts. Und doch ist die Menschw er vorhin versicherte, der Mittelpunkt des thums. — S. 73 steht die Behauptung, Mensch sondere sich nur ab von der Welt, selbst ein von der Welt abgesondertes dagegen S. 74: Gott der Vater ist der Gott; im Sohne ist er erst Gegenstand Dort also war der Vater schon der, Menschen bestimmende Gegenstand; hier der Sohn. S. 80 stellt er die rel. Ansi sten Person in der Trinität so dar: „Di ten in Gott einen Vater und Sohn, die ster Liebe umfingen, mit jener intensiv che nur die Naturverwandtschaft ein S. 87 wie folgt: „Der Gott über dem Mi anderes, als der *kalte Verstand über de* ist das unsinnliche, gestaltlose, unfa Wesen, das abstracte, negative Wesen ist der Sohn Gottes in der christlichen „das milde, sanfte Wesen, das Gottes"; nach S. 102 ist er „die Wei senschaft, der Verstand des Vaters." ser Widerspruch ist, ergiebt sich aus Stellung, in welche der Verf. überall Gemüth gegen einander setzt. Es wu auf hingewiesen, dafs der Begriff der bei dem Verf. gar nicht in's Klare sagt freilich sehr richtig (S. 124): In keit Gottes feiert der Mensch die Ueber Unsterblichkeit, Unabhängigkeit, Unbesch ner eigenen Persönlichkeit."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

s Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach.

(Schlufs.)

Es ist aber wahr in einem anderen Sinne, als dem sei-
m. Seine Unklarheit über die Persönlichkeit ergiebt
h aus folgenden Worten: Das Bedürfnifs eines persön-
ben Gottes hat überhaupt darin seinen Grund, dafs der
sönliche Mensch erst in der Persönlichkeit *bei sich*
ommt, erst in ihr *Sich* findet. Substanz, reiner Geist,
se Vernunft genügt ihm nicht, d. h. drückt nicht
selbst aus. Dafs der reine Geist gerade das We-
der Persönlichkeit bilde, und das bei sich ankom-
der Persönlichkeit in der Substanz, vielmehr das
hr sich finden ausspreche, ist hier ganz verkannt
den. Nun aber widerspricht der Verf. bei dieser Ge-
nheit sich selber, indem er S. 123 die Behauptung
reitet: ein unpersönlicher Gott ist kein Gott, und
25 räth, den Begriff des persönlichen Gottes mit
Begriff der *Persönlichkeit überhaupt* zu vertau-
n. Dort soll Gott nicht persönlich sein, hier soll
(allgemeine) Persönlichkeit nicht Gott sein. S. 145
der Verf.: „die Israeliten öffneten der Natur nur
gastrischen Sinne (ob er die Psalmen gelesen ha-
mag, z. B. den achten?); nur im Gaumen fanden
Geschmack an der Natur, nur im Genusse des
ma wurden sie ihres Gottes inne." Darüber stra-
hn seine eigenen Worte S. 380: „O wenn du je
hen Mangel, solches Unglück (des Hungers) er-
st, wie würdest du segnen und preisen die natür-
Qualität des Brotes und Weines, die dir wieder
e Menschheit, deinen Verstand gegeben. Heilig
uns darum das Brot, heilig der Wein!" Doch
n den Israeliten das Brot der Hülfe ein Wunder-
t war, das ist ein anderer Fall, da ist's eine gastri-
e Stimmung, wie denn auch der Verf. ein anderes
das Tischgebet ein „Mastgebet" nennt (S. 158),
ohne sich zu besinnen, dafs es seine Schlufstendenz ist, eine Andacht, welche demgemäfs eine *Mastandacht* wäre, einzuführen. Abgesehen davon sollte er die Billigkeit gehabt haben zu bedenken, dafs die Worte Mast und Gebet einander widersprechen wie Feuer und Wasser. S. 149 sagt der Verf.: „Was ich anschaue, vor dem demüthige ich mich, dem weihe ich das Herrlichste, was ich habe, mein Herz, meine Intelligenz zum Opfer. Auch der Naturforscher fällt vor der Natur auf die Kniee nieder." Dagegen S. 159: „Der Mensch, der sich nicht die Vorstellung der Welt aus dem Kopfe schlägt, die Vorstellung, dafs Alles hier nur vermittelt ist u. s. w., ein solcher Mensch betet nicht; er arbeitet nur." „Gott als Gott, heifst es S. 75, ist nichts anderes als das Bewufstsein der Denkkraft, der Kraft von allen Andern zu abstrahiren." „Gott als Gott, heifst es dagegen, S. 189 ist noch das verschlossene, verborgene Gemüth." Und umgekehrt wieder lautet der Widerspruch so: „In Gott verschweigt noch das Gemüth, was ihm auf dem Herzen liegt, — es seufzt nur — aber in Christus ist alle Seelenangst verschwunden"; wenn man diese Aeufserung zusammennimmt mit den Worten: „Gott als Gott ist der Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheit, Christus der Inbegriff alles menschlichen Elendes. — — Die Thränen sind die sinnlichen Glanzpunkte des christlich-religiösen Gemüths." Der Verf. macht S. 211 die Bemerkung, das Christenthum lösche die qualitativen Unterschiede in der Menschheit aus, es schlage alle Menschen über einen Leisten, betrachte sie wie ein und dasselbe Individuum. Sollte er wirklich so schlecht über das Christenthum berichtet sein? Wir wollen den kundigen Leser nur an die Lehre von den Charismen und von dem Organismus des Leibes Christi in den Paulinischen Briefen erinnern. An diese falsche Beschuldigung knüpft er die andere (ziemlich widersprechende) an, das Christenthum aus überschwänglicher Subjecti-

Digitized by Google

vität wisse nichts von der Gattung, in welcher allein die Lösung, die Rechtfertigung, die Versöhnung und Heilung der Sünden und Mängel der Individuen liegen (S. 211). Wie gedankenlos wirft er das hin, nachdem er gleich vorher die das Christenthum rechtfertigenden Worte ausgesprochen: „Der Andre ist mir gegenüber der Repräsentant der Gattung, der Stellvertreter der Andern im Plural, ja *sein Urtheil kann mir gelten, als das Urtheil der zahllosen Menge.*" „Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere; der Sand ist Sand; die Perle sei mein, Du o vernünftiger Freund!" Dieses Distichon der „überschwänglichen Subjectivität" hat er anführen können, ohne zu ahnen, wie sehr es auf die christliche Organisation der Menschheit, und ihren wesentlichen Gegensatz: Perle und Sand hinweise, und wie sehr gerade die überschwängliche Subjectivität den Begriff der Gattung in's Licht gestellt hat, den man aus der unendlichen Menge nicht herauszufinden vermochte. Der Verf. schildert S. 213 den Gott der Christen so: „Gott ist die absolute Subjectivität, die von der Welt abgeschiedene, überweltliche, von der Materie befreite, von dem Gattungsleben u. s. w. abgesonderte Subjectivität." Dann aber S. 233: „Auch die Christen denken sich sehr verschiedenartig ihren Himmel, und eben so verschiedenartig ihren Gott. So haben die frommen christlichen Deutschthümler einen „deutschen Gott" u. s. w." Auf der S. 342 leistet der Verf. auf den Unterschied, die Duplicität, und somit auf das Denkprincip, welches er oben selber als nothwendig bezeichnet hat, förmlich Verzicht: „Es fehlt, sagt er, die einfache Sprache der Wahrheit, es liegt die Duplicität des religiösen Bewufstseins zum Grunde; es ist nicht die Identität des menschlichen Wesens mit sich selbst, sondern die Identität des göttlichen und menschlichen Wesens ausgesprochen. *Ist aber in der That das göttliche und menschliche Wesen identisch, wozu noch Zwei?* Der gerade, einfache, wahre, sachgemäfse Ausdruck ist: *Das göttliche Wesen ist gar nichts anders als das menschliche Wesen selbst.*" Sonach ist es auch falsch, von der Göttlichkeit oder Gottheit des Menschen zu reden. Man mufs suchen, zwischen Individualität und Menschheit einen Gegensatz herauszubringen, ohne irgendwo das Prädicat „göttlich" zu erschleichen. Da aber das allgemeine Individuum doch nichts anders wäre, als die Erscheinung der Gattung, so würde diese Differenz immer sich zusammensinken, das Denkprincip also immer wieder schwinden. Sonach scheint der Verf. nicht fähig, zu philosophiren, so lange er auf das Denkprincip Verzicht leistet. Es hat sich diese Verzichtleistung schrecklich an ihm gerächt. Wie ein indischer Fakir sich selber zerfleischt mit einem Eisen zu Ehren seiner Gottheit, so mifshandelt der Verf. sich selber mit den Waffen seiner Dialektik zu Ehren der menschlichen Gattung, welche er einerseits von dem realen Gedachtsein im Geiste Gottes, andererseits von ihrer überschwänglichen Subjectivität losmachen, dadurch, *in so weit* sie da ist, als den in allen Individuen eigenthümlich begrenzten Götzen, als den *in so weit*" verherrlichen will.

Dr. Lange, in Zürich.

V.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegiesser und Karl Witte. Zweite vermehrte und besserte Auflage. 1. Theil XIX S. 2. 2. Theil LXXXII S. 240 S. Leipzig, Bei F. A. Brockhaus.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte in deutscher Sprache mit kritischen und erläuternden Anmerkungen mit literärischen Nachweisungen und lehrreichen Parallelen zum Zweitenmale aus den fleifsigen Händen zweier gründlicher Kenner hervorgehen zu sehen, eine nicht geringe Freude für alle Dante-Kenner und Dante-Freunde. Unter die letzteren rechnet sich der Referent. Die vorliegende zweite Ausgabe durch zwei Balladen, durch funfzehn Sonette, durch das Glaubensbekenntnifs des Dichters und durch sieben Bufspsalmen, durch den poetischen Briefwechsel zwischen Johannes de Virgilio und Dante Alighieri und zum Schlufs durch den von Dr. Heyse aufgefundenen Brief Dante's an den Marchese Maroello Malaspina, so wie nicht minder durch neue kritische Forschungen und Entdeckungen, durch die Fortschritte der Uebersetzung, durch tiefer in den Sinn und die Gedankenfolge eindringende Erläuterungen vermehrt, bereichert, verbessert. Aber je mehr man bekommt, je mehr verlangt man: so verlangt uns nun auch

Digitized by Google

m Originaltexte, dessen Redaction hoffentlich recht ld nachfolgen wird. Wir möchten die Zugabe eines lständigen und berichtigten Textes um so mehr in pruch nehmen, als sonst der in der ersten Aus- beigefügte Originaltext in der zweiten *ver- rten* Ausgabe empfindlich vermifst werden würde. wer besitzt auch von allen hier mitgetheilten bersetzungen die Originalien vollständig?

Sehen wir nun aber auf das, was uns gegeben ist, finden wir am Anfange die Gedichte aus der *vita va*, welche früher v. Oeynhausen, später Karl Förster falls übersetzt haben. Eine Vergleichung dieser aufeinander folgenden Uebersetzungen, wozu noch e hier mitgetheilte Nebenversuche kommen, würde mannigfachem Interesse sein. — Auf diese Lieder en Lebens folgen zwanzig Canzonen, unter welchen die für das Convito bestimmten vierzehn befinden. *Canzonen* folgen 11 Balladen, 55 Sonette, 3 Epi- me, die Bufspsalme und das Glaubensbekenntnifs. Schlufs machen des Johannes da Virgilio zwei sche Episteln und Dante's Eklogen zur Antwort, lateinischen *Hexametern* in fünffüfsige *Jamben* über- Der zweite Band enthält dann den literarisch- chen Apparat nebst den erläuternden Anmer- en.

Der Inhalt ist so reich, dafs wir unsere Anzeige gsten zum gröfseren Theile einerseits auf das emeinere und Wichtigere beschränken müssen, rerseits aber auch zu einer kurzen Uebersicht der nsentwickelung des grofsen, ja des gröfsten Dich- zu benutzen wünschen.

Es ist schon früher ausgeführt worden, und *Witte* as besondere Verdienst, darauf aufmerksam ge- t zu haben, dafs Dante's inneres Leben, wie jedes Menschenleben, in seiner successiven Entwicke- eine Trilogie bildet. Die *vita nuova* enthält nach nächsten, buchstäblichen Bedeutung das Jugend- , die erste Liebe, nach ihrem tieferen Inhalte, wie Dante sich ausdrückt, nach ihrem allegori- Sinne, das unmittelbare, unentzweite Glaubensleben er ersten Fülle und Frische kindlichen Vertrauens, der Wahrheit seiner Ueberzeugung gewifs ist. Das *vito* gehört der zweiten Lebens-Periode an. Der bricht herein, Beatrice's Heimgang greift in das *seitige* Leben und erschüttert es in allen seinen Fugen. Der Tod stellt den *Glauben* auf die Probe. Der Tod ist Zwiespalt: der Tod entzweit, aber er vermittelt auch das Entzweite, das vorher unmittelbar Eins war. Wie die *erste Liebe*, so erhält sich auch der *erste Glaube*, ob auch unter anfänglichen Schwankungen: der ersten *Liebe*, welche darum doch bleibt, schliefst sich aber eine *zweite* Liebe an, welche darum keine *andere* ist, dem ersten *Glauben*, welcher nach der Form seiner Unmittelbarkeit aufgehoben ist, aber nach seinem Inhalte aufbehalten bleibt, folgt die Philosophie des Glaubens, in welcher sich derselbige Inhalt vermittelt und bewährt. Die zweite Liebe ist der nächste, die Philosophie als die Vermittelung des unmittelbaren Glaubens ist der tiefere Inhalt, der allegorische Sinn der zweiten Lebensperiode. Die erste Bedeutung hat eben sowohl ihre Wirklichkeit, als die zweite ihre Wahrheit hat. Es ist uns nicht wenig erfreulich, dafs jetzt auch *Witte*, welcher früher für die zweite Periode nur den allegorischen Sinn anerkannte, das ihm zum Grunde liegende buchstäbliche Verständnifs der *zweiten Liebe* anerkennt, Bd. II. S. 42, worauf wir sogleich wieder zurückkommen werden. Der zweiten Lebensperiode folgt die dritte, in welcher sich die ganze frische Unmittelbarkeit des Glaubens wieder herstellt. Ihr ist die *divina commedia* gewidmet: es ist die Periode der eigenen Erlebung, der inneren Erfahrung, ohne welche alles Wissen noch ein *äufseres* ist: das Wissen wird erst durch die eigene Erfahrung, durch die wirkliche Erlebung *immanent*.

> *Lì si vedrà ciò che tenem per fede,*
> *Non dimostrato, ma fia per sè noto,*
> *A guisa del Ver primo che l'uom crede.*
> *Parad. II.* 43 — 45.

Es versteht sich von selbst, dafs diese drei Lebensperioden nicht abstract von einander geschieden sind, indem vielmehr in jeder auch die Momente der anderen Entwickelungsstufen sich regen. Witte hat auch wirklich historisch nachzuweisen gesucht, dafs der letzte Abschnitt der Vita nuova über die Zeit des Convito hinausfällt und unmittelbar an die göttliche Komödie sich anschliefst. II. S. 5—9. Demohngeachtet dürfen wir die Vita nuova nach ihren Hauptbestandtheilen als des Dichters Jugendschrift betrachten: der Dichter führt uns hier selbst in die Werkstätte der Poësie: wir sehen die Gedichte nach ih-

Digitized by Google

rem Inhalte entstehen und nach ihrer Form sich gestalten.

Für die zweite Lebensperiode sind die ursprünglich für das Convito bestimmt gewesenen 14 Canzonen besonders wichtig, von welchen nur die drei ersten im Convito ihren Auto-Commentar gefunden haben. In der Vita nuova geht jedem Gedicht seine innere und äufsere Veranlassung voraus: im Convito geht das Gedicht, als schon fertig, seiner Erklärung voraus. Aber nur drei Canzonen ist eine solche ausführliche von Wort zu Wort fortlaufende Beleuchtung zu Theil geworden: eilf Canzonen sind ohne Commentar geblieben: ja sie konnten selbst als unbekannt gelten. Es ist ein besonderes Verdienst Witte's, aus den vorhandenen Canzonen, theils nach Anleitung der im Convito selbst enthaltenen Hinweisungen, theils nach den unmittelbar aus den Handschriften hervorgegangenen ältesten Sammlungen der Canzonen (Bd. II. S. XXXII flg.) die übrigen 11 Canzonen herausgefunden zu haben. An die auf diesem Wege wieder hergestellte Folgeordnung müssen wir uns daher für jetzt halten. Es sprechen dafür nicht allein viele äufsere, zum Theil zwingende Gründe, sondern auch die Gründe der inneren Kritik, welche aus dem Zusammenhange des successiven Gedankenverlaufes sich ergeben. Diese Succession näher zu verfolgen ist die besondere Absicht der gegenwärtigen Anzeige.

Vorerst müssen wir jedoch wiederholen, dafs, wie in der ersten Periode *Beatrice* eine wirkliche, leibhaftige Erscheinung ist, so auch in der zweiten Periode die zweite Geliebte keine leere Phantasie sein kann: vielmehr liegt der Bedeutung oder der Allegorie zunächst ein wirklicher Gegenstand zum Grunde, wovon jedes Wort, das die Vita nuova und das Convito von ihr enthält, Zeugnifs ablegt: denn es trägt das Gepräge der objectiven Wahrheit. Hiermit stimmt auch des Dichters Theorie über den *Literal-Sinn* überein, welchen er in Uebereinstimmung nicht allein mit der Philosophie seiner Zeit, sondern mit der gegenwärtigen Philosophie, seine Wirklichkeit und Wahrheit für sich zugesteht. Die Wahrheit jeder Erscheinung ist eben dieses, dafs sie nicht blofs eine Bedeutung hat für Anderes, sondern auch an sich selbst wirklich und gegenständlich ist. Erst hierdurch wird die Bedeutung gegenständlich, an sich seiend: ohne gegenstä[illegible] Grundlage wäre sie eben nur Einbildung. Eben Princip hielt die Orthodoxie des Mittelalters [illegible]lich auch in Anwendung auf die Thatsachen de[illegible]barung exegetisch fest. So gehört es auch [illegible] dem *Literal-Sinn* der zweiten Liebe, wenn D[illegible] Convito II. 9. über das Verhältnifs der ersten [illegible] zweiten Liebe seine innerste Lebenserfahrung [illegible] zu fassen sucht. Nach seiner Selbstbeobach[illegible] den beide Liebesverhältnisse nur dadurch [illegible] dafs die erste Liebe, welche irdisch getrennt [illegible] anderen Sphäre angehört, als zur Zeit die[illegible] Der allegorische Sinn davon ist aber allerding[illegible] dafs mit der Rechtfertigung der zweiten no[illegible] gültigen Liebe gegen die erste in das J[illegible] setzte Liebe auch die Philosophie, als die[illegible] Vermittelung der Wahrheit für dieses Leb[illegible] hältnisse zu der intuitiven Gewifsheit ihr[illegible] gung erhält. Das Erste ist demnach, daf[illegible] in der zweiten Liebe ein wirkliches, ge[illegible] Verhältnifs erkennen: sonst wäre jener [illegible] Mächte nicht erklärlich, welcher nur durch [illegible] Verhältnifs beider Neigungen gegen einan[illegible] Friedensabschlusse kommt. Das Zweite [illegible] ter dieser zweiten Liebe nur ein einzig[illegible] hältnifs zu verstehen ist: Liebschaften, [illegible] in diesen Kreis: haben sie den Dichte[illegible] können sie doch diese Sphäre nicht stör[illegible] ist, dafs diese zweite Liebe eben so, [illegible] Philosophie an sich zu den *false imagini* [illegible] deren der Dichter im irdischen Pa[illegible] wird. — Ja, wir glauben in eben diesem [illegible] radiese nächst der ersten Geliebten — [illegible] auch die zweite Geliebte wieder zu finden, [illegible] hier die Gründe nicht entwickeln können, [illegible] in der *donna soletta* des irdischen Pa[illegible] als *conducitrice de miri passi* den E[illegible] Beatrice entgegenführt, und erst ganz zu[illegible] *telda* genannt wird, die *donna gentile* des [illegible] bens und des Gastmals, — *bella giovane* [illegible] *apparita forse per volonta d'Amore, acc[illegible] vita si riposi* — wieder zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Alighieri's lyrische Gedichte. Uebersetzt erklärt von Karl Ludwig Kannegiesser Karl Witte.

(Fortsetzung.)

wäre jetzt nur noch Eins übrig. Die Compa- leider successiver Liebesverhältnisse hat uns über selbst erklärt, um der Anschuldigung eza d'animo (Conv. III. 1.) zu entgehen. Aber e zweite Liebe mit der gleichzeitigen Ehe in liches, in ein sittliches Verhältnifs zu brin- Darauf antwortet der Dichter je in der ersten er beiden ersten Canzonen: die Antwort liegt Worten: *intendendo* und *mente*: die Erklärung II. 3. Die weitere Ausführung müssen wir für chuldig bleiben.

hen wir nun auf die Succession der zweiten Le- iode nach Anleitung der Canzonen des Gast- o finden wir in der ersten Canzone:

, che intendendo il terzo ciel movete,
e ihr durch Denken regt den dritten Himmel!

ampf zwischen der ersten frischen Jugendliebe, n Gegenstand nicht mehr auf der Erde findet, er zweiten gegenwärtigen Liebeserscheinung, r auch nicht von der Erde stammt, aber doch hr hernieder gehet, wie jene aufwärts ging. fere Sinn ist, dafs der durch den Todesrifs geprüfte Glaube gegen das Denken ankämpft, es gegen ihn. In der zweiten Canzone:

mor, che nella mente mi ragiona,
ebe, die mir im Geiste denkend zuspricht:

n wir den Sieg der zweiten Liebe gegen die so doch, dafs diese für jene Welt, aber nicht r die Zukunft, sondern schon *jetzt* für den Him- m Erdenpilger bleibt. Der tiefere Sinn ist, dafs edürfnifs der Vermittelung gegen die Unmittel- t des Glaubens das Feld behält, ohne dem Inhalte aden. In der dritten Canzone treten

Le dolci rime d'Amor, ch'io solia,
Die süfsen Liebes-Reime, die ich pflegte,

für jetzt in den Hintergrund. Die Geliebte hat sich ihm entzogen: die Philosophie ergiebt sich nicht so schnell: sie bleibt noch draufsen stehen: das innerste Verständnifs will sich nicht erschliefsen. Solche Wechsel hat der Liebende schon in der ersten Liebe erfahren. In dieser Zwischenzeit scheinbaren Entfremdung hält er sich recht nach der Weise der Liebe an die Personen, die der entfernten Geliebten am nächsten stehen: er wendet sich zur gentilezza, Adeligkeit. Die Canzone lehrt, dafs der Adel nicht wesentlich, nicht ausschliefslich von der *Geburt* bedingt sei, wiewohl er darin seine Wiege und Pflege finden *könne*: die wesentliche Bedingung des Adels findet er im *Geiste*, denn der Adel, welcher Individuen von andern Gliedern desselbigen Geschlechts bevorzugt, kann nur in demjenigen Elemente wurzeln, welches den Adel des Geschlechts begründet und dieses selbst vor anderen Geschlechtern bevorzugt. Nun ist aber der Geist des Menschen nicht *geboren*, nicht durch Fortpflanzung mitgetheilt, sondern *erschuffen*, unmittelbar von Gott erschaffen. An diese Lehre des Kreatianismus, welcher den Traducianismus, die Fortpflanzung, nur nach Leib und Seele gelten läfst, knüpft sich nun auch die Theorie des Dichters vom *Adel*, wozu der Keim nicht durch die Fortpflanzung mitgetheilt, sondern, ohne an die natürliche Abstammung gebunden zu sein, von Gott unmittelbar jedem Embryo eingehaucht wird, wohl aber durch Geburt und Erziehung gepflegt werden kann. Dieser Keim ist der Adel, welcher zur Tugend (Tüchtigkeit) Kraft verleiht, aber auch nur durch Tugend erhalten und bewahrt werden kann. Eben darum mufs nach dieser Theorie der Adel von Glied zu Glied neu werden: aufserdem wird er mit dem Alter verkümmert und verkürzt. Eben darum ist aber auch jeder neue Adel dem ältesten gleich, wenn dieser auch neu wird,

Digitized by Google

und überlegen, wenn er nicht neu wird. Tiefer kann hier diese wichtige Lehre nicht verfolgt werden; sie wurzelt, wie gesagt, in den allgemeinen Principien des Dichters über das Verhältnifs des Traducianismus zum Kreatianismus in der Sphäre des Menschengeschlechts. Hier müssen wir nur bemerken, dafs in der vorliegenden Schrift dem Dichter, dem Philosophen, dem Bürger, dem Menschen zugleich Unrecht geschieht, wenn ihm eine Verwechslung subjectiv edler Gesinnung mit der objectiven Bedeutung des Adelsstandes (Bd. II. S. 79) Schuld gegeben wird. Wie kein Mensch darum schon ein Dichter, ein Arzt, ein Künstler ist, weil er die entschiedensten Anlagen dazu hat, so ist auch kein Mensch darum schon adelig, weil er es werden kann, weil einer, wie der andere, in dem ihm anerschaffenen Geiste aus Gott den Keim dazu empfangen hat. Eben darum können auch die historischen Quellen des Adels allein, welche auf der Fortpflanzung und Erbschaft beruhen, und in Geburt und Grundbesitz wurzeln, ohne jene wesentliche Bedingung den Adel nicht erhalten. Wären Geburt und Besitz wesentliche, mithin ausschliefsliche Bedingung des Adels, so wäre die indische Kastenverfassung das Ideal des Ständeunterschieds. — Hierher gehört auch die Parallele im Purg. VII. 121—123.

Rade volte risurge per li rami
L'umana probitate: e questo vuole
Quei, che da la, perche da lui si chiami.

Sie zeigt durch die Wiederholung, wie sehr diese Lehre dem Dichter am Herzen lag: sie nennt zugleich die Absicht Gottes, auf dafs Israël sich nicht rühme wider den Herrn. So wenig verwechselt aber Dante Gesinnung und Stand, dafs er vielmehr einerseits den nominellen Stand und die Standesehre, andererseits den Keim dazu und dessen Verwirklichung genau unterscheidet. Er befindet sich eben deshalb wo nicht mit jedem Rechtsphilosophen, doch mit der Rechtsphilosophie in Uebereinstimmung, so wie er denn auch die mystische Seite der Standesunterschiede nicht verleugnet. — Doch wir müssen abbrechen: wir sind nur der von dem Dichter selbst eingeleiteten Digression gefolgt: wir wünschten nicht allein ihn, sondern auch seine Lehre gegen einen Dantisten und Juristen zugleich zu vertreten.

Aber wir fanden den Dichter im Umgange mit einer Gefährtin der Geliebten, mit einer Freundin der höchsten Geistesthätigkeit, der Philosophie, welcher, so beginnt schon das Convito, alle Men streben.

Hatte nun der Liebhaber in eben dieser Canzone die Zeit der Entfernung seiner Geliebten den Umgang mit ihrer nächsten Schwester ausge so bricht gleich darauf in der vierten Canzone:

Jo sento si d'amor la gran possanza,
Ich fühle so der Liebe grofse Ohmacht:

die *Liebesklage* nur um so stärker hervor: er ka nicht länger verhalten, dafs ihm dennoch das ste, vertrauteste Verhältnifs noch mangelt: die liebte will sich ihm nicht ganz mittheilen. Dies *besklage* wächst in der fünften Canzone:

E' m' incresce di me si malamente:
Mir thut es um mich selbst so schmerzlich leid:

zum unverhaltenen *Jammer*. Das anhaltende L hat nach der Erfahrung diese Folge, dafs der Le mit sich selbst, als mit einem Andern, Mitle Es ist ein innerer Herzensgram, welcher sich selbst reflectirt und verzehrt, und nur in der E rung des früheren Liebesglückes, im Andenken Sonne, die einst so hell aufging, einigen Trost Jetzt steht die Sonne hinter dichten Wolken. sechsten Canzone:

Così nel mio parlar voglio esser aspro,
So rauh will ich in meinem Worte werden:

steigt der *Jammer* zum *Liebeszorne*, zur er schilt den Liebesgott, den grausamen, der auch Dido tödtete, er droht selbst der Geliebten. Canzone ist als die *sechste* im Convito selbst verkündigt. Die siebente Canzone:

Amor, tu vedi ben che questa donna,
Du siehest, Liebe, wohl, dafs diese Frau:

geht allmählig aus den bittersten Vorwürfen über erfahrene Härte und Kälte zu Bitten um Erb über, die unmittelbar an Gott gerichtet werden. süchtig flehet das innerste Herz zu Dem, der v Zeit und vor allem creatürlichen Leben, vor dem baren Lichte war. Es gilt auch in der Philos wie in der Liebe, dafs sich das Ziel nicht unmit erstürmen läfst: es mufs erbeten sein. Er flehe bittet, ob er den Stein erweiche, ob er die schnei Winterkälte erwärme. Nun folgt die achte Canz

Jo son venuto al punto della rota
Gekommen bin ich zu dem Punct des Rades:

und mit ihr kommt der Dichter äufserlich in den str sten Winter: aber so kalt es draufsen ist, dafs

Digitized by Google

Stein erstarrt, inwendig glüht es doch fort: und ch nicht *ein* Liebesgedanke verläfst den beladenen ist, der zäher als Stein *an dem Bilde von Stein* haftet. Hiermit sind wir unwillkührlich gleich im nge des Gesanges — an Pygmalions Marmorbild- e erinnert. — Darauf folgt die Schilderung des interfrostes. Zuletzt fragt er die Canzone, was aus n werden solle im Frühlinge, wenn aus allen Him- n Liebe zur Erde hernieder regnet, da schon zur t des Frostes alle Liebe in ihn allein sich sam- le. Die Antwort ist:

Saranne quello ch'è d'un'uom di marmo;
Se in pargoletta fia per cuore un marmo.

e Uebersetzung lautet:

Verwandelt bin ich dann zum Bild von Stein,
Wenn Jene statt des Herzens ziert ein Stein.

ach der Commentar versteht diese Antwort so, als nde der Liebende bis zum künftigen Frühlinge nicht ir bestehen, sondern schon früher zu Stein erstar- , wenn die Geliebte noch länger ein Herz von Stein nte. Näher ist der Sinn wohl dieser: der Gegen- nd der Liebe hat mehr Macht über den Liebenden die Jahreszeit: dieselbe Liebe, die ihn zu dem genstande seiner Sehnsucht zieht, wird ihn daher h ohne Rücksicht auf andere Einflüsse von Aufsen a Gegenstande seiner Liebe selbst ähnlich machen: ibt nun dieser Gegenstand nach wie vor von Mar- r, so wird auch das liebewärmste Herz am Ende Marmor werden. — Eben diese Eigenschaft der be hat der Dichter schon früher im Conv. III. 1. l unter Berufung auf Aristoteles (Eth. IX. 1.) aus- ücklich anerkannt. Wer wüfste auch nicht, dafs ähnliche Eheleute nach und nach einander auch äufser- ähnlich werden! Darum mufs auch Dante's Herz weder zu Marmor erstarren, oder — das Marmor- der Geliebten zum Leben und Lieben erwachen. — ist die Alternative, womit die Canzone schliefst. unserm Erachten ist die Anspielung auf den My- von Pygmalion (Ovid Metam. X. 244—294) nicht verkennen: in der Hinweisung auf Pygmalions Lie- geschichte liegt zugleich die Hoffnung auf einen n so günstigen Ausgang. — Wie vertraut Dante Ovid's Metamorphosen war, kann keinem Dante- nde entgehen. — An Pygmalions Bildsäule erin- te schon die erste Strophe. Dort reimte pietra mit ra: die Geliebte wurde als immagine di pietra be- zeichnet. Am Schlusse reimet marmo mit marmo: der Geliebten wird ein Herz von Marmor zugeschrieben. — Aber wie dem auch sein möchte, der allegorische Sinn ist unstreitig dieser, dafs die Philosophie, wenn sie nicht durchdringt, auch das wärmste Herz des Glaubens und der Liebe versteinert. Die Hoffnung ist, dafs der Stein doch noch weich und lebendig werde. Wer erinnerte sich hierbei nicht der fast zu oft wiederholten Sentenz Baco's von Verulam? — Philosophia obiter libata a Deo abducit, penitus hausta ad eundem reducit. — Eben darum scheint uns aber auch der Sinn der Canzone, der in ihrem Ende wie in seiner Spitze gipfelt, im genauen Zusammenhange mit dem Vorwurfe zu stehen, welchen Dante von seiner *ersten* Geliebten Angesichts der *zweiten* im irdischen Paradiese erhält, wenn dort Beatrice seine Gedanken mit den petrificirenden Wassern der Else vergleicht, und seinen Verstand der Versteinerung zeiht: Purg. XXXIII. 67. 68. 69. 73. 74. Der Vorwurf trifft wieder nicht die Philosophie an sich, sondern das Verhalten zu derselben. — In dem vorliegenden Commentare wird übrigens auf eine andere Parallele aufmerksam gemacht, welche das 42. Sonett insofern enthält, als dieses in gleicher Weise den Frühling beschreibt, wie hier der Winter geschildert ist. Auf unsern *Wintergesang* folgt demnächst in der *neunten* Canzone:

Amor, dacchè convien pur, ch'io mi doglia:
Mir ziemt es, Liebe, dafs ich schmerzlich klage:

ein *Gebirgsgesang*, montanina canzone. Die Liebe begleitet ihn auch in das Alpenthal, aus welchem der Arno hervorkommt: er findet hier, wie in Florenz, an demselben Flusse der Liebe Uebermacht:

Lungo il qual sempre (Amor) sopra me sei forte.

Die zweite Liebe quillt aus derselben Quelle, und strömt in desselben Flusses Bette, wie die erste. Jetzt finden wir den Sänger der Liebe in fügsamer Ergebung, in stiller Beugung und Geduld: er ist weich geworden: er sendet sein Lied nach Florenz, damit seine Landsleute sehen mögen, wie ihn die Liebessehnsucht mürbe gemacht und entwaffnet hat. Wie sollte er jetzt noch der Stadt gefährlich sein, die ihn verbannt hat! — Mit eben dieser Canzone bringt gegenwärtig ihr Commentator einen neu aufgefundenen Brief Dante's an Marcello Malaspina (Bd. II. S. 235 flg.) in Verbindung. Dieser Brief berichtet dem Freunde von einer übermächtigen Liebesleidenschaft, welche den aus dem

Digitized by Google

Weltleben entfernten Dichter plötzlich an den Gestaden des Arno überrascht und überwältigt hat; der Brief gedenkt zugleich einer darauf bezüglichen Beilage. Professor Witte glaubt daher in diesem Funde die historische Erklärung unserer Canzone, und in der Canzone die Beilage des Briefes gefunden zu haben. Aeufserlich haben allerdings die Canzone und der Brief viel Uebereinstimmendes: aber wenn der Brief wirklich nur das Bekenntnifs einer neuen Liebschaft enthält, wenn dieser Liebesreiz eben nur zu den flüchtigen Anfechtungen seines Lebens, zu den false imagini gehört, so hat dieses Bekenntnifs mit unserer Canzone nichts zu thun, welche augenscheinlich nicht von einer *neuen* Liebe handelt, sondern im Zusammenhange mit den vorausgehenden und nachfolgenden Liedern einer und derselben Neigung des Herzens gewidmet ist. Wie könnte auch sonst in diesem Liede dieselbe fortlaufende Allegorie gefunden werden? So viel ist gewifs, dafs das Lied die *Ergebung* in eine langgepflegte Sehnsucht ausdrückt. Auf diese *Ergebung* folgt sogleich wieder in der zehnten Canzone:

La dispietata mente, che pur mira
Der friedelose Geist, der nur zurücksieht:

ein *Kampf* widerstreitender Gefühle, sich gegenseitig verklagender Gedanken. Das Herz ist nach einer Seite vom Heimweh, nach der andern vom Liebesweh angefochten. Von der Vaterstadt, von der Liebe, von der Philosophie landesverwiesen, verlangt der Dichter nach der Heimath: er verlangt zugleich nach Liebe und Erkenntnifs. Der Glaube ist nicht mehr lebendig, wenigstens entfernt; und die Philosophie will sich auch nicht ergeben: die Vaterstadt und die Liebe sind ihm zugleich unerreichbar. Seine Sehnsucht hat ihren Gipfel erreicht: er protestirt gegen jeden längern Aufschub, indugio; l'attender più non posso. So entläfst er sein Lied mit dem kurzen Befehle, zu eilen. Mit dem eilften Liede:

Amor, che muovi tua vertù dal cielo
Die du vom Himmel, Liebe, deine Macht regst:

legt sich der Liebende wieder auf das Bitten: er bittet zu dem Gotte der Liebe, welcher seine Macht vom Himmel herab ausgehen läfst, und damit alle Welt beweget. Sollte er nicht auch das Herz der Geliebten bewegen können? Es ist derselbe Gott der Liebe, welcher das letzte Wort im liederreichen Munde des Dichters geworden ist, und womit er sein grofses Geb schliefst:

L'amor che muove 'l Sole e l'altre stelle.

Auf dieses Gebet erscheint in der zwölften Canzo

Posciach' Amor del tutto m'ha lasciato,
Dieweil mich Liebe ganz verlassen hat:

gleich einer Schwalbe, die des Frühlings Nahen kündigt, gleich der Primavera, die der Frü Herzens voraus geht, eine zweite Freundin und Ge tin der Geliebten. Wir kennen schon eine an Gentilezza: jetzt kommt die zweite: sie heifst Le dria: sie ist wie die Trabantin des *Liebes*sternes, der Dichter angehört, so die Begleiterin der *gend*, la verace insegna, La qual dimostra u' la dimora. In dieser Canzone erreicht die Reim ihren Gipfel: und die Uebersetzung strebt ihr m lichst nach: die Uebersetzung der ersten Ausgab dem Verf. nicht genügt: er hat die Schwierigk nes neuen Versuchs nicht gescheut: wir erhalten eine gründlich neue Umarbeitung. Aber was ist dieser *Leggiadria* zu verstehen? Wie unterscheid sich von der *gentilezza* oder *nobilitate?* Sie nim giebt einfältiglich: sie theilt andern mit, was pfangen, und wie sie's empfangen: sie bildet m Tugend zwei concentrische Kreise. Ueber eben Leggiadria finden wir in unsern Jahrbüchern S. 39—42) aus früherer Zeit eine ausführlichere wickelung. Bd. II. S. 129. So viel liegt zu Tage, die Leggiadria nicht nur eine Freundin, sondern Gefährtin, eine Vorbotin der nahenden Philosophie welcher sogleich darauf in der dreizehnten Canzo

Tre donne intorno al cuor mi son venute
Drei Frauen sind mir rund um's Herz gekommen:

drei andere Tugenden als Vorbotinnen folgen; Frauen, die sich ebenfalls im Gefolge der Geli in dem Umkreise der Philosophie befinden. Es hiermit immer näher, dafs zum *Wissen* auch *Wollen* erfordert wird: ohne Treue des W in der Zucht ist auch keine Treue des Gedan ohne die Tugend des Herzens auch keine Tu (Tüchtigkeit) des Erkenntnifsvermögens, zu erwa Ohne Tugend keine Liebe: ohne Liebe keine Erk nifs, die auch nichts anders ist als das intimste hältnifs des Subjects zum Objecte. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

nte Alighieri's lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegiesser und Karl Witte.

(Schluss.)

Jetzt kommen solcher Tugenden drei dem verlan-nden, nach Erkenntniss verlangenden, nach Liebe rstenden Herzen des Dichters entgegen. Und wer d diese drei? Sie sind alle drei jung und schön, d sind doch Mutter, Tochter und Enkelin: sie sind reizend und doch verbannt, landflüchtig, bettelarm, errissenen Kleidern. Der Dichter nennt sie selbst ttura, Larghezza, Temperanza. Warum sollten wir anders nennen? Zur Philosophie gehört nichts so r als Zucht, Freiheit und Maass. Diese Frauen inen zugleich den drei christlichen Tugenden zu prechen, welche wir in der göttlichen Komödie nen lernen: die Zucht des Rechts dem Gehorsame Glaubens und kindlichen Vertrauens, die Freiheit Liebe, welche die Furcht austreibt, die Mässigkeit Hoffnung, die warten und harren kann. Ja, wir nten darin von den vier heidnischen Tugenden drei der erkennen, in der Drittura die Gerechtigkeit, in Larghezza den edlen, tapfern Muth, den keine ht beengt, in der Temperanza die Mässigkeit: so en auch im Convito IV. 26. 27. giustizia, larghezza, temperanza geschildert und gerühmt. Es fehlt zu vier weltlichen Tugenden nur noch die vierte, näm-die *Weisheit* selbst. Das ist aber die *Philosophie*, welcher sich der Dichter in Liebessehnsucht ganz vereinigen trachtet. Aber eben darum dürfte auch e einfache Erklärung des räthselhaften Kleeblatts befriedigend sein, dass wir dagegen die in dem Com-tare erwähnten Deutungen zurückzustellen geneigt 1. Auch in der göttlichen Komödie erscheinen die drei und vier Frauen, Nymphen, Sterne mehr als ein-mal. Jedenfalls sind diese der Philosophie als der Weisheit so nahverwandten Erscheinungen ein Zeichen, dass wir uns mit dem Dichter der ersehnten *Erkennt-niss* immer mehr nähern. Eben deshalb steht aber auch diese Canzone an der vorletzten Stelle: sie gehört zugleich unter diejenigen, über deren Platz wir ganz sicher sind, da er im Convito IV. 27. I. 12. II. 1. selbst vorab angekündigt ist. Und nun kommt die letzte Can-zone, deren Stelle ebenfalls nach dem Convito I. 8. III. 15. keinen Zweifel gestattet:

Doglia mi reca nello core ardire
Der Schmerz regt mir im Herzen kühnen Muth.

Der Schmerz der Liebessehnsucht weckt den Muth zur Wahrheit: die Wahrheit ist, dass Tugend und Schön-heit, Erkenntniss und edle Gesinnung, Philosophie und Poësie, Liebe und Glaube zusammen gehören; die Liebe ist es, welche Tugend und Schönheit verbindet, und aus Zweien Ein-Paar macht. Darum darf sich die Schönheit nicht an die Untugend wegwerfen. Die Wurzel aller Untugend ist aber die niedrige Selbst-sucht, der Geiz, der keinen Frieden geben kann: und doch ist das Gold der Gott der Welt. Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles: ch'a tutti signo-reggia. Corre l'avaro, ma più fugge pace. Wir kön-nen uns nicht entbrechen auf die treffenden Parallelen über den Geiz aufmerksam machen, die in der gleich-zeitig erschienenen Schrift: „*Dante Alighieri's Unter-„weisung über Weltschöpfung und Weltordnung, dies-„seits und jenseits*" S. 139 flg. gesammelt worden sind: nur dass auch noch der Falschmünzer *Adam* (Inferni XXX. 60—72) in diese Kategorie gehört, dessen Gold-durst in den Durst sich verwandelt hat, welcher den reichen Mann (Luc. 16, 24.) und den reichen Tantalus (Od. XI. 582—592.) unaufhörlich quält. Wie sollte

Digitized by Google

sich mit solchem schmutzigen Geize die Schönheit verbinden können! Ein schöner Leib gebührt nur einer schönen Seele. Dies ist der Hauptgedanke der Schlufscanzone: Liebe, Schönheit und Tugend stehen im unzertrennlichen Bunde miteinander. Auch dazu finden sich in Dante's Gedichten die sprechendsten Parallelen. Eine solche unverkennbare Parallele hat Witte in der achten Ballade:

Madonna, quel Signor, che voi portate:
Der Herr, Madonna, den ihr tragt im Auge:

richtig gefunden; die andere liegt noch näher: wir finden sie im zwölften Sonette der vita nuova:

Amor, e 'l cor gentil sono una cosa:
Ein edles Herz und Liebe sind ein Ding.

Merkwürdig, und doch noch nicht genügend bemerkt ist die Paralle im Inf. V. 100.

Amor, ch' al cor gentil ratto s'apprende.

Sie deutet darauf, dafs auch die sündige Liebe den edlen Funken der Liebe zur Unterlage hat, und eben darum doppeltsündig wird. Sie warnet vor der Sicherheit, wozu das Bewufstsein verführt, dafs die Liebe gut ist:

Amor, che solo i cor leggiadri invesca.

Die vierte Parallele finden wir am Schlusse des Convito, nach welchem Liebe und Philosophie nur in einer offenen, edlen Seele Wohnung machen. Der Schlufs des letzten Tractats würde eben nur in der weiteren Ausführung dieser Wahrheit bestanden haben. Wie in unserer Canzone die Schönheit nur mit der Tugend sich verbinden mag, so heifst es am Ende des Convito: Filosofia non volge lo sguardo suo dolcissimo all' altra parte. Ihre Wurzel ist nel secretissimo della Divina mente: in dem Geiste Gottes, welcher war, ehe denn die Zeit war: so lasen wir in der 6. Canzone. Und das ist eben der höchste Preis der menschlichen Erkenntnifs, und ihre Stammeseinheit mit dem christlichen Glauben, dafs sie aus der *Weisheit Gottes* stammt. Unverkennbar deutet hiermit der Dichter noch einmal auf das Bibelwort, welches er schon früher III. 15. wörtlich übersetzt hat (Spr. 8, 27—30.) und welches auch in der divina commedia fortlebt. Vergl. *Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung* S. 87. 127.

Wir sind jetzt am Ende der 14 Canzonen des Gastmals, bei welchem der Dichter nur als Aufwärter di nen wollte, Engelspeise und Engelbrod darzureich Das erste Wort des Convito war: Aller Menschen Z und Streben ist zu *wissen*. Das erste Wort der C zonen war der *Gedanke*, welcher Himmel und E bewegt. Der Schlufs ist die Wurzel alles Wissen die *Weisheit Gottes*, welche vor der Welt war u der Werkmeister Gottes bei der Schöpfung der We Die Philosophie erweiset sich nur als die *Lust d Menschen an der Weisheit Gottes*, und die Weish Gottes ist es, welche auf Gottes Erdboden ihr Sp treibt, und selbst spricht: „*Meine Lust ist bei d Menschenkindern*". Darum sahen wir auch in ihr Gefolge alle Tugenden voraufgehen. —

Hiermit können wir die Hauptaufgabe unsrer zeige schliefsen: wir meinen die von Witte zusamm gestellte Folgeordnung der zum Gastmale bestimm Canzonen auch an dem innern Zusammenhange w nigstens im Allgemeinen nachgewiesen zu haben.

Wir haben zugleich gesehn, wie die Philoso ihren treusten Jünger eben nicht verzärtelt oder zieht, sondern vielmehr in eine sehr strenge Sch nimmt, aber wie sie sich ihm doch trotz aller und Kälte von Schritt zu Schritt mehr nähert, wie treulich ausharrt und nicht nachläfst, sich um sie bewerben, wie sie eine Botschaft nach der andern v aus sendet, wie alle diese Vorboten ein gutes Zeug nifs von der Gebieterin ablegen. Die Botschaften mehren sich, die Königin ziehet heran. Aber die timste Vereinigung, die Immanenz des Wissens erfol doch nicht eher, bis der Erkenntnifs die Erfahrun dem Wissen das Leben, dem Glauben das inne Schauen des Geistes hinzutritt. Jetzt — jetzt fo des Dichters *dritte* Lebensperiode: aber diese geh in den gegenwärtigen Liederkreis nur so weit, als drei Lebenskreise concentrisch sind, und in einan scheinen. Wir hätten uns daher nur noch zu den gen Gedichten dieses Kreises zu wenden. Diese fallen indessen gröfstentheils den schon bezeichne allgemeinen Kategorien. In dem vorliegenden Co mentare wird auch hin und wieder das Verhältnifs ser einzelnen und vereinzelten Gedichte zu den Hauptschriften Dante's nachgewiesen: es bleibt jede noch mehr zu thun übrig: auf das Einzelne kön wir hier nicht eingehen.

Digitized by Google

Dafs die neu übersetzten *sieben Bufspsalmen* und *Credo* Dante nicht zum Uebersetzer und Verf. ha- sollen, ist uns noch nicht vollständig klar gewor- . So leicht trennen wir uns nicht von der Autori- der Ueberlieferung: wir meinen in diesen Terzinen selbe Luft zu athmen: aber freilich ist der Abend angekommen: die Sonne sinkt. — Zu den Aus- cken, die an Stellen der divina commedia erinnern, ört, aufser den im Commentare nachgewiesenen, im Psalm der Vers 15. *Io più non posso*: denn eben so ist es im Purg. X. 139. und in der 9. Canzone des stmals vs. 38. So erinnert auch der Anfang des Psalms an Purg. XXIX. 3. und im Credo der Vers

E tutto ciò, che s'ode, vede e sente

Parad. X. 4. 5.

Eine sehr dankenswerthe Zugabe ist endlich die bersetzung des poëtischen Briefwechsels zwischen *hannes de Virgilio* und *Dante*. Zu wünschen wäre gewesen, dafs das Versmaafs des lateinischen Tex- beibehalten worden wäre: jedenfalls ist es zu wün- en, dafs der Originaltext selbst baldmöglichst mit- heilt werden möchte. Wir haben diese Reliquien der Correspondenz des Dichters nicht blofs als Akten- und Beweisstück zur näheren Bestimmung Alters der göttlichen Komödie zu betrachten: wir nnen darin auch bedeutende Züge zu dem Lebens- e eines grofsen Menschen. Die Briefe sind aus letzten Jahren Dante's, sie sind in Ravenna ge- rieben, wo er auch unter dem gastlichen Schutze es Gönners Guido da Polenta sein Leben beschlos- hat. Es ist erfreulich, den ernsten fast morosen n, den strengen Eiferer im Interesse der Kirche des Staats, den von der Vaterstadt verbannten, seinen Angehörigen getrennten, alternden Dichter, *rice's Wittber* in dem letzten Abschnitte seines ns kurz vor dem Aufbruche zu der Reise, die er Gedanken schon anticipirt hatte, so munterer, hei- Laune zu finden. So scherzt wohl der Heimweh- ke in der Fremde nicht eher, als den Tag vor der nreise. Der Verlauf des ganzen Briefwechsels ist er: *Johannes* erläfst aus Verona, wo er studirt docirt, einen Strafbrief an den Dichter, dafs er in Volkssprache dichte und zur Volkspoësie sich er- rige: er ermuntert ihn dringend, lateinisch zu schreiben, ein zweiter Virgil. *Dante* hatte früher im Convito I. 5—13. über den Gebrauch der Volksspra- che (questo mio Volgare) ausführlich sich gerechtfer- tigt: jetzt läfst er sich auf keine Wiederlegung mehr ein: er nimmt die Sache scherzhaft, und erläfst, um den lateinischen Freund zu beschwichtigen, in der Weise und Sprache einer Virgilschen Ecloge einen Hirtenbrief, als die beste Milch seiner Heerde. Er nennt sich Tityrus, den Freund Mopsus, den Zwischen- träger Meliböus. Tityrus verhehlt nicht seine Furcht vor der Juristenstadt Bologna, wo die Guelfen herr- schen, nicht seine Sehnsucht nach Florenz, nicht seine Hoffnung dort noch die Haare sich zu schmücken, die weifsen, die einst blond am Arno waren. Parad. XXV. 1 flg. — Johannes antwortet vollkommen befriedigt, in gleicher Weise, durch ein Hirtengedicht: er ladet seinen Tityrus zu sich nach Bologna. — Darauf folgt Dante's zweite Ecloge: Dante träumt jetzt sich und seinen Freund nach Sicilien, und Bologna's Berge wer- den vor seiner Phantasie zum Aetna. Es ist heifser Mittag *), die Sonne steht im Zenith, die Heerden ru- hen. Jetzt bespricht er sich über die ihm gewordene Einladung mit seinem ärztlichen Freunde Alphesiböus, welcher ihn davon abräth: Tityrus folgt der Abmah- nung, und entschuldigt sich, vielleicht nicht ohne Be- ziehung auf seine Strafworte über Bologna, (Inf. XXIII. 103. 142. Purg. XIV. 100.) mit seiner Furcht vor — dem grausamen Riesen *Polyphemus*, dem kein Liebes- band heilig ist. — Der Abend seines Lebens war ge- kommen: der Tag hatte sich geneigt, und die Schatten wurden länger: so schliefst auch das Schäferspiel mit dem Abend,

Wo tief gesenkt des Phöbus schöne Zelter
Die Luft durchschnitten und die Schatten schon
Von allen Dingen in die Weite reichten.

C. F. Göschel.

*) Die Uebersetzung des praepes Eous in „Leichtfufs Eous" trauen wir uns nicht zu vertreten: sie scheint weder mit der Etymologie, noch mit der Bedeutung zu stimmen. Praepes ist das Ovidische volucer (Met. II. 153.) es ist damit zugleich das Aufsteigen ausgedrückt, welches Dante anderwärts (Inf. I. 30.), wenn es nicht in der Luft, sondern auf der Erde geschieht, anders zu versinnlichen weifs.

Digitized by Google

VI.

***Das nationale System der politischen Oeconomie. Von Dr. Friedrich List. Erster Band. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein. Motto: Et la patrie et l'humanité. Stuttgart und Tübingen,* 1841. *J. G. Cotta'scher Verlag. LXVIII.* 589 S. *in* 8.**

„Deutschlands gröfster National-Oeconom — sein einziger in gewissem Betracht — mufste sterben auf fremder Erde. Vergebens sucht Ihr sein Grab — Rahel allein war sein Publicum und drei flüchtig hingeschriebene Bemerkungen in seinen vertraulichen Briefen an Sie waren seine Werke — doch — was sage ich? — Hat nicht Marwitz sechs Bogen, voll geschrieben, über Adam Smith an Rahel geschickt? Möchten sie sich noch unter Rahels nachgelassenen Papieren finden und möchte es Hrn. v. Varnhagen gefällig sein, sie dem deutschen Publicum mitzutheilen"!

List im angef. Buche S. LVI — LVII.

Nichts ist so charakteristisch für Bezeichnung des Geistes, in welchem obiges Buch geschrieben ist, als diese so eben angeführte Stelle. „Wahrhaftig", so ruft Hr. List unter obiger Stelle in seiner himmelstürmenden Begeisterung aus, „in meinem Leben habe ich mich nie so klein gefühlt, als beim Lesen dieser Briefe von Marwitz. Er — ein bartloser Knabe — soll in vierzehn Tagen dahin gekommen sein, dem Götzenbild der kosmopolitischen Schule den Schleier zu lüften, wozu mir im reifen Alter eine Reihe von Jahren vonnöthen gewesen". Auch wir können unser Erstaunen nicht verbergen, aber freilich nur darüber, dafs Hr. List es selbst bis ins reife Alter und sogar noch eine Reihe von Jahren weiter hinaus in der politischen Oeconomie, und namentlich in der Erkenntnifs des A. Smith, nicht weiter gebracht hat, als der erste beste preufsische Referendarius, in vierzehn Tagen der schleunigen Vorbereitung für das Staatsexamen. Jedoch sind wir auch gerne geneigt, das Ehrenwerthe anzuerkennen, was in obiger Aeufserung liegt. Es ist dies die einzige Stelle im Buche, in welcher Hr. List bescheiden genug ist, Einer Einsicht den Vorrang vor der eigenen zu geben. Zwar giebt Hr. List diesen Vorrang dem Referendarius von der Marwitz doch nur in Bezug auf die Zeit; allein selbst dieses gereicht uns zum Troste, denn wir erkennen daran noch einen aufblinkenden Funken von Bescheidenheit, den letzten, der in dem verbrannten Papiere noch übrig ist.

Jedoch Scherz bei Seite! Es ist uns kein Buch b kannt, in welchem mit soviel Selbstgenügsamkeit u mit soviel Verunglimpfung anders Denkender die I thümer von Jahrhunderten für selbsteigene Weis und Klugheit ausgegeben worden sind, wie in dies kein Buch, in welchem die Geschichte dergestalt m handelt wird, wie in diesem; kein Buch, welches so e schieden den Ingrimm zum Vater hat, wie dieses; k Buch, welches trotz dem sich der Tiefe der Einsi der Neuheit der Gedanken, des Umfanges der F schung, der Gründlichkeit der Untersuchung, und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung und des Ausdruckes rühmt, wie dieses.

Hr. List sagt S. 13: „Wahrlich, es ist nicht fectirte Bescheidenheit, sondern wirklich tiefgefü Mifstrauen in seine Kräfte, wenn der Verf. versic dafs er nur nach vieljährigem Widerstreben gegen selbst ..... zu dem Entschlufs gekommen ist, die sung dieser Aufgabe *) zu wagen. Er fühlt sich von dem eiteln Bestreben, alte Autoritäten zu w legen und neue Theorien zu gründen". Hr. List (S. XXXV), er habe viel Zeit gebraucht, „um Leidliches zu Stande zu bringen, grofse Geister ducirten schnell und leicht, gewöhnliche bedürften ger Zeit und harter Arbeit, aber auch *sie* könn von den Umständen begünstigt, zuweilen etwas Aus ordentliches leisten, zumal wenn sie eben eine Umsturz reife Theorie vorfänden" u. s. w. Jeder sieht, dafs Hr. List sich für einen solchen gewö chen Menschen hält, der Aufserordentliches leisten eine Theorie umstürzen könne. Derselbe sagt (S. XLV), er habe es vermieden, „in diesem B von den Arbeiten der deutschen National-Oecono zu sprechen, er habe nur nutzlose oder schäd Polemik vermeiden wollen". Sehen wir zu, wie haft er in der Befolgung dieser Grundsätze ve ren ist.

*) Nämlich „die grofse Frage der internationalen Handel heit" und „endlich einmal gründlich und unpartheiisch untersuchen, ob und inwiefern Theorie und Praxis in ser Beziehung sich haben Irrthümer zu Schulden kom lassen", — „die Aufgabe, beide mit einander in Ueber stimmung zu bringen, zu lösen oder doch wenigstens ernstliche Anregung zu bringen"

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

...s nationale System der politischen Oeconomie. Von Dr. Friedrich List.

(Fortsetzung.)

Er nennt (S. XLVI) „*Krause*, *Fulda* u. s. w. die ...r zu seichten", die *Lotz*, *Pölitz*, *Rotteck*, *Soden* u. ...w. „blinde Nachtreter von Smith und Say" und sagt, ...hre Urtheile seien, da wo sie von jenen abweichen, ...ne Werth; Gleiches sei sogar von dem „geistreichen ...*eitzel*" zu sagen, und „der vielerfahrene und hell...kende *Rudhart* habe nur hie und da helle Zwischen...me gehabt". Er nennt (S. XLIX) *Pölitz* den „geist...en Inhaber von Deutschlands erstem politischen ...hrstuhl" u. s. w. Er mifshandelt *Lotz* (S. L), nach...n er ihn (S. XLIII) den „deutschen Verwässerer ...A. Smith" genannt hat. Mit *Soden*, *Nebenius*, ...*ll* und *Hermann* geht er (S. LI—LII) etwas ...mpflicher um, indessen (S. XXVII) „verbietet (Hrn. ...st) die Bescheidenheit, wörtlich anzuführen, was ihm ...benius in Beziehung auf das Neue und Originelle, ...s in seinen Arbeiten über das Eisenbahnwesen ent...ten sei, mündlich gesagt habe". Was ihm aber ...*tz* und *Lotz* gesagt und gethan, ist (S. XLIX—LI) ...ält. Indessen dies sind Kleinigkeiten im Vergleich mit demjenigen, was Hr. List über A. Smith, über ...m (so nennt er diesen, wir wissen nicht, aus Spott ...r Unwissenheit), Baptiste Say, und über „die Schule" ...t *). Es wird A. Smith (S. LVII) nebst Napo...n (!!) ein „Länderverwüster" gescholten. Er wird ...111 flg.) wegen seiner Ansichten über den Methuen...trag förmlich mifshandelt. Hr. List nennt (S. 134) ...mseelig und unpractisch eine Theorie der politi...en Oeconomie, die den Wohlstand der Nationen ...aus den Productionen der Individuen herleite, und ...ht berücksichtige **), wie die productive Kraft aller Individuen zum grofsen Theil durch die socialen und politischen Zustände der Nationen bedingt sei". Derselbe schiebt dem A. Smith die schändlichste (aber freilich auch dümmste) aller colossalen Schändlichkeiten unter, nämlich (S. 203) die, dafs er, „ein Debutant", „um Furore zu machen", in seiner Weltklugheit und Welterfahrenheit, die „ihm am glänzendsten erscheinende seiner Ideen", nämlich jene der Arbeitstheilung, an die Spitze seines Buches gestellt habe, ein Verfahren, das man einem Debutanten verzeihe, „wenn er in den folgenden Acten (nach dem ersten Acte) nur einigermafsen über das Mittelmäfsige sich erhebe", — und an andern Stellen des Buches jene, dafs A. Smith seine Theorie lediglich und gegen seine innerste Ueberzeugung deshalb aufgestellt habe, damit die Völker Europa's über ihre politisch öconomischen Interessen getäuscht würden und England um so leichter seine Monopolsucht befriedigen könne *). Hr. List (S. 273) wirft den „Theoretikern" und „der Theorie" vor, „sie führten den Ruin der Manufacturen im Schilde" und „sie helfe die deutsche Industrie erdrosseln". Von A. Smith sagt derselbe (S. 359) geradezu, dem so „verkehrten Raisonnement" dieses „so tief forschenden Geistes könne nur die Absicht zu Grunde liegen, die Manufacturen und ihren Einflufs auf den Wohlstand

...) Hr. List schreibt nicht Mac-Culloch, sondern *Mc. Cullock*.

...) Ein falscher Vorwurf gegen das Smith'sche System.

*) Die Unsittlichkeit dieses Vorwurfes ist unter aller Kritik. S. 476: „Offenbar schätzte Smith die Idee der Handelsfreiheit als einen geistigen Fund, der seinen literarischen Ruhm begründen sollte. Wie natürlich also, dafs er in seinem Werk alles zu entfernen und zu widerlegen suchte, was dieser Idee sich in den Weg stellte". S. 501: „Erst mit A. Smith kam (in England) noch eine neue zu den oben aufgezählten Staatsmaximen, nämlich die: die wahre Politik Englands durch die von A. Smith erfundenen kosmopolitischen Redensarten und Argumente zu verdecken, um fremde Nationen abzuhalten, diese Politik nachzuahmen". Diese „gemeine Klugheitsregel" ist „das Geheimnifs A. Smith's, Will. Pitt's und seiner Nachfolger".

Digitized by Google

und die Macht der Nation u. s. w. in den Schatten zu stellen", „und Erörterungen zu vermeiden, deren Resultate überhaupt zu Gunsten der Schutzmafsregeln sprechen würden". Solcherlei Behauptungen strafen sich selbst, denn Jedermann, wer nur einigermafsen mit A. Smith bekannt ist, weifs, dafs sie krasse Unwahrheiten sind. Indessen befleifsigt sich der Verf. nicht der edelsten Sprache und zeigt dadurch zugleich, wie schwer es ist, durch Bildung die Leidenschaftlichkeit zu zügeln. Wo er (S. 213) von Productivität und Nichtproductivität spricht, und ohne Weiteres im Allgemeinen „die Schule" fälschlicherweise falscher Ansichten beschuldigt, da steht unter Anderem Folgendes: „Wer Schweine erzieht (!), ist nach ihr ein productives — wer Menschen erzieht, ein unproductives Mitglied der Gesellschaft. Ein Newton, ein Watt, ein Keppler ist nicht so productiv als ein Esel, ein Pferd oder ein Pflugstier, welche Arbeiter in neuerer Zeit von Hrn. Mc. Cullock (!) in die Reihe der productiven Mitglieder der menschlichen Gesellschaft eingeführt worden sind". Wenn sich der Pöbel der Wissenschaft bemächtigte, würde vielleicht eine solche Sprache zum guten Ton gehören.

Wissenschaftliches und dem Staatswohle gewidmetes Streben ist mit einer so gemeinen leidenschaftlichen Ausdrucksweise immerhin unvereinbar. Uebrigens läfst die Vorrede des Buches keinen Zweifel darüber, dafs lediglich ein vieljähriger verbissener Ingrimm und die beleidigte Eitelkeit die Beweggründe des Vfs. zur Veröffentlichung seiner Schrift sind. Denn der Vf. spricht es geradezu aus, dafs ihm allein die Ehre der Gründung des deutschen Zollvereins und die Stiftung des deutschen Eisenbahnsystems gebühre, aber bis jetzt auf die schändlichste Weise entrissen worden sei. Selbst bis zur Widerlegung des Conversationslexicons versteigt sich derselbe, und sonnt sich selbst jetzt noch in der Ehrenbezeugung, welche ihm die nordamericanische Gesellschaft für Beförderung der Manufacturen und Künste in Philadelphia im Jahre 1827 mittelst mehrerer Beschlüsse zugewendet hat. Er hat sie (S. XX) abdrucken lassen, es sind ihrer vier, und der letzte derselben ist, Hrn. List auf Kosten der Gesellschaft im Hotel des Hrn. *Head* ein Gastmahl zu geben. Der Vf. wollte und sollte zwei Schriften seines Geistes schreiben, und die Gesellschaft hatte beschlossen, „auf 50 Exemplare davon zu subscribiren und zur Verbreitung des Werkes auf jede mögliche Weise t thig zu sein"; aber Hr. List fand (S. XXI), dafs „ litik und Schriftstellerei in Nordamerica wenig l tive Beschäftigungen seien" und unterliefs vor Hand das Verfassen jener Schriften. Ob er abe jenem Gastmahle bei Hrn. Head gegangen sei, er nicht gesagt.

Es wäre indessen ungerecht gegen den Vf., w man verschwiege, dafs derselbe absichtlich ein schlechte Sprache geführt, in so schlechtem Styl schrieben, und ein so unvollständiges Machwerk fert habe. Er selbst fand die Einleitung (welche gens ursprünglich in englischer Sprache, fünf stark, geschrieben war) — „erbärmlich" und bescheidentlich, „vielleicht werde der geneigte sie im deutschen Gewande noch so finden" (S. XX „auch gesteht er offen und ohne Ziererei, dafs Arbeit wieder so fand, als er die ersten Capitel Bearbeitung des letzten wiederum durchlas". „ besann er sich eines Andern. Wer fortstudirt, immer weiter, und das Verarbeiten mufs doch ein nehmen". Er gibt zu, „dafs er vielleicht oft und zu entschieden über die Ansichten und Lei einzelner Autoren und ganzer Schulen ein Ve mungsurtheil fällte, aber wahrlich, es sei dies aus persönlicher Arroganz geschehen". Er gesteht „dafs die einzelnen Capitel oft flüchtig bearbeitet den sind", und gesteht dieses, „damit man erklä finde, wie er hie und da von einer halb oder ganz vergangenen Zeit als von der Gegenwart spreche, damit man ihm einzelne Widersprüche nicht allzu anrechne" (S. XXXIV). Allein trotz allem diese klärt der Vf. (S. LXII): „Ich *wollte* keine sch Stellen schreiben, Schönheit des Styls gehört nic die Nationalöconomie, sie ist nicht nur kein V sie ist ein Fehler in nationalöconomischen W indem sie nicht selten dazu mifsbraucht wird, ein gesunde oder schwache Logik zu verdecken, u phistische Argumente als gründliche und tiefsin geltend zu machen".

Wir würden uns unter so bewandten Umstä bei einer so unwürdigen Sprache, bei solchen demüthigen und überaus hochmüthigen Geständni bei so verkehrten Ansichten, einer jeden öffentlic Beurtheilung dieses Buches enthalten haben, wenn nicht indessen hätten erleben müssen, dafs dass

Digitized by Google

ı einer solchen Gunst des Publicums erfreut, dafs on im ersten halben Jahre nach seinem Erscheinen zweiter und zwar unveränderter Abdruck desselben big wurde. In dieser Thatsache liegt ein höchst erschlagender Beweis von der Urtheilslosigkeit des licums, so wie von der Unwissenheit desselben in politischen Oeconomie. Schweigen könnte für Zuständnifs angesehen werden, und falsche Ansichten Art, wie sie Hr. List verbreitet, finden leider nur zu leicht zum Fortwuchern ihren Boden in der sucht, im Hochmuthe, und in der Monopolsucht risser Stände. Die ganze Welt hat Ursache, die nzosen zu bemitleiden, weil sie vor der Opposition splitterter Privat- und Communal-Interessen zu ei- n grofsen Aufschwunge nationaler Industrie und tionalen Verkehres im Innern nnd nach Aufsen nicht tragen können. Hüten wir uns davor, dieses fran- sische Gift unsern Gewerbsständen und Gemeinden impfen zu lassen.

Der Verf. „wollte in diesem Bande plangemäfs ammendrängen, was er über den internationalen del und die Handelspolitik und insbesondere zu sten der Ausbildung eines nationalen deutschen delssystems Neues und Originelles zu sagen hatte, m er auf diese Weise in gegenwärtigem entschei- dem Zeitpunct weit mehr für die Sache der deut- en Industrie wirken zu können glaubte, als wenn Neues mit Altem, Entschiedenes mit Zweifelhaftem mischt und hundertmal Gesagtes wieder aufgewärmt te" (S. XXXVI). Indessen können wir versichern, s derselbe weder Neues und Originelles zu sagen te, noch etwas Besseres vollbracht hat, als Altes Neues ausgeben, Zweifelhaftes mit Entschiedenem mischen, Falsches für Wahres predigen, hundertmal agtes und Widerlegtes aufwärmen. Der Verf. ist iner bodenlosen Selbsttäuschung befangen, nicht s über die von ihm sogenannte „Schule", sondern h über die Geschichte der politischen Oeconomie, r ihre gegenwärtige Stellung und Richtung, über sich st und seinen Platz in der Wissenschaft. Wir nehmen ihm, obschon er von Andersdenkenden das Gegen- gethan hat, redlicher Weise an, dafs er es ehrlich ne und nicht die Welt absichtlich täuschen wolle.

I. Das System.

Hr. List verwahrt sich gegen den Vorwurf, dafs System das Prohibitiv- und Protectionssystem sei (S. XXXVIII), indem er sich bemüht hervorzuheben, dafs sein System sich von diesem dadurch unterscheide, dafs ersteres auf die Geschichte und Natur der Dinge basirt sei, und dafs er von dem Mercantilismus und von dem Agricultursystem das Brauchbare genommen habe. Damit ist nichts bewiesen, A. Smith und „die Schule" hat dasselbe behauptet und gethan. Denn was historisch und natürlich sei, das eben ist der Streit, und dafs Hr. List das für ihn Unbrauchbare nicht gewonnen habe, ist ihm allein nicht eigenthümlich. Es kommt darauf an, wieviel vom Prohibitivsysteme er brauchbar gefunden hat. Vom Agricultursystem hat er offenbar nicht gar viel benutzt. Dagegen haben wir nur auf einigen wenigen Seiten des Buches nichts Prohibitives und Protegirendes gelesen, da fast auf jeder Seite Prohibition und Protection in verschiedenem Grade gefordert und als das einzige Mittel zur Gründung einer nationalen Industrie ausgegeben wird, seine ganze geschichtliche Einleitung auf den Beweis von der entschiedenen Vortheilhaftigkeit der Prohibition und Protection hinausläuft, — England, Frankreich und Rufsland, besonders letzteres, als Musterstaaten industrieller und mercantilischer Gesetzgebung gepriesen werden, — Nordamerica ein starkes Zollsystem angerathen wird, — und überhaupt Ausschliefslichkeit und Abschlufs als die unerläfslichen Bedingungen einer materialen Industrie gefordert werden. Doch schlagen wir zufällig zwei Stellen auf, um Hrn. List zu überführen! S. 217 verlangt er „Aufbringung einer vollständigen Manufacturkraft durch Schutzzölle", ferner „industrielle Independenz und die daraus erwachsende innere Prosperität der Nation", ferner vertheidigt er die Prämien auf die Ausfuhr, um diese zu fördern, gegen J. B. Say. S. 245 heifst es: „die Staatsgewalt ist verpflichtet, einen an sich unschädlichen Verkehr zum Besten der Nation zu beschränken und zu reguliren, sie gibt durch Prohibitionen und Schutzzölle den Individuen keine Vorschrift, auf welche Art sie ihre productiven Kräfte und Capitale zu verwenden haben, wie die Schule sophistischer Weise behauptet, sie sagt nur: es liegt in dem Vortheil unserer Nation, dafs wir diese oder jene Manufacturwaaren fabriciren; da wir aber bei freier Concurrenz des Auslandes nie zum Besitz dieses Vortheils gelangen könnten, so haben wir dieselbe insoweit beschränkt, als wir es für nöthig erachten, um denjenigen unter uns, die ihre

Digitized by Google

Capitale auf diesen neuen Industriezweig verwenden u. s. w., die erforderlichen Garantien zu geben" u. s. w. Man schlage nach Belieben das Buch auf, und man wird höchst selten einen Fehlgriff zum Beweise des Mercantilismus thun, und selbst wo geradezu solcherlei Aussprüche nicht stehen, da wird sich doch indirect dieser alte Feind der Freiheit und Selbstständigkeit wittern lassen.

Indessen sehen wir, worin das Neue und Originelle des Systems des Verfs., vielleicht auch nur bei der Auffassung bestehe. Wir geben hier dessen Grundansichten nach S. 14—31 mit seinen eigenen Worten, bei deren Lesung wir auch sehr viel an die berühmte Erklärung der Menschenrechte erinnert worden sind. Sie sind folgende:

Einigung der individuellen Kräfte zu Verfolgung gemeinsamer Zwecke ist das mächtigste Mittel zu Bewirkung der Glückseeligkeit der Individuen. Die höchste zur Zeit realisirbare Einigung der Individuen unter dem Rechtsgesetz ist der Staat und die Nation, die höchste gedenkbare ist die der gesammten Menschheit. Zu dieser letzteren drängt die Natur selbst allmählig die Menschen, und der internationale Handel ist einer der mächtigsten Hebel der Civilisation und des Nationalwohlstandes, aber zur Zeit ist die Einigung durch ihn wegen des Krieges oder wegen egoistischer Maafsregeln einzelner Nationen eine noch sehr unvollkommene *). Erhaltung und Ausbildung der Nationalität mufs daher zur Zeit ein Hauptstreben der Nation sein, dasselbe führt als ein vernünftiges und nicht egoistisches zur Universal-Union der Nationen unter dem Rechtsgesetze, welche aber nur bei vielen gleich cultivirten und gleich mächtigen Nationen, folglich nur auf dem Wege der Conföderation nützlich wird **). Eine auf Uebermacht und Unterwerfung der andern Nationalitäten basirte Universal-Union würde den Unter der National-Eigenthümlichkeiten zur Folge hab Die Civilisation, die politische Ausbildung und M der Nationen wird hauptsächlich durch ihre öcon schen Zustände bedingt, und umgekehrt *). Es g folgende nationalöconomische Haupt-Entwickl grade der Nationen: Wilder Zustand, Hirtenst Agriculturstand, Agricultur-Manufacturstand, und A cultur-Manufactur-Handelsstand **). Jede Nation sobald möglich in einen höheren solchen Zustand zugehen streben, damit sie auf ihrem Gebiete Agr tur, Manufacturen, Schifffahrt und Handel vereinig Um dies aber zu bewirken, sind verschiedene M regeln je nach Verschiedenheit der Grade und S nothwendig. Zum Uebergange von der Wildheit Hirtenstand, und von diesem in den Agricultur so wie „für die ersten Fortschritte in der Agric ist Handelsfreiheit das beste Mittel; für die Erste der weiteren Grade aber ist das Douanensystem Krieg nothwendig ***), da und insofern andere nen vor unsrer in Manufactur, Handel und Sch einen Vorsprung nach Erreichung des Monopols

*) Man sollte doch meinen, dafs also die Prohibition verwerflich sei. Hr. List selbst lehrt den nationalen Egoismus und den Krieg.

**) Bisher enthielten diese Grundlagen nichts Neues; — diese Behauptung ist vielleicht originell? Indessen macht Hr. List einen ähnlichen Gedanken „der Schule" zum Vorwurfe, indem er sagt, sie setze „den ewigen Frieden und eine Universalrepublik" voraus.

*) Ist dies vielleicht neu und originell?

**) Eine alte Schöpfungstheorie, welche bei Hrn. List de minationspunct in der Behauptung erreicht, „daß ein tion, welcher es gelänge, die ganze Manufactur dem balls zu monopolisiren, nothwendig zur Universalh gelangen müfste". (S. 17) An ihren Früchten sollt ihr sie Philosophie der Geschichte erkennen!

***) Dies Princip ist ganz mercantilisch, aber in den folg *den* Sätzen sucht Hr. List die Eigenthümlichkeit Systems.

****) Und dennoch wagt es Hr. List zu behaupten, er Mercantilist! „Das Douanensystem ist nicht eine Er speculativer Köpfe, es ist eine natürliche Folge des S der Nationen nach den Garantien der Fortdauer und I rität, oder nach überwiegender Macht. Dieses Sys aber nur insofern ein *legitimes* und vernünftiges, als Nation selbst in ihrer öconomischen Entwicklung nic derlich sondern förderlich ist, und als es dem höheren Z der Menschheit, der künftigen Universal-Conföderation feindlich entgegentritt" (S. 19). Ein ächtes retrogrades A cement, eine Procession von einem Schritte vorwärts zweien rückwärts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

: *nationale System der politischen Oeconomie.* *on Dr. Friedrich List.*

(Fortsetzung.)

So wie die menschliche Gesellschaft kosmopoli- ı und blofs politisch (d. h. menschheitlich und na- al) zu betrachten, so ist die Oeconomie eine kos- politische und politische, eine Theorie der Tausch- rthe und eine Theorie der productiven Kräfte *). ne National-Einheit, nationale Theilung der Arbeit, nationale Conföderation der productiven Kräfte l eine Nation nicht zu Wohlstand und Macht ge- ren; das Princip der Arbeitstheilung ist bisher un- ständig aufgefafst, denn die Productivität liegt ı in der Vereinigung der Individuen zu einem ge- ısamen Zwecke. Daher ist eine Agricultur-Nation ollständig, weil ein grofser Theil ihrer Kräfte und llen müfsig und unbenutzt liegt; die Agricultur- Manufacturkraft müssen sich vereinigen, wie sie h die Natur (zwar verschieden) bedingt sind, um vollständige Nation mit Wohlstand und Macht ıegründen. Allein dies letztere ist die Bestimmung ıngsweise der Länder der gemäfsigten Zone, wäh- l jene der heifsen Zone nur für Agricultur-Nationen ümmt sein können. In diesem Gegensatze haupt- lich liegt die Ursache der kosmopolitischen Thei- der Arbeit und Kräfte-Conföderation, also des artigen internationalen Handels. Gegen Monopo- ing dieses Handels durch Eine Nation müssen alle onen ankämpfen, theils ihrer Manufacturkraft selbst, s der Nationen der heifsen Zone wegen, damit diese t in zu grofse Abhängigkeit gerathen und unter n das Gleichgewicht in Manufactur, Handel, Schiff- fahrt und politischer Macht erhalten werde *). Alles dieses mufs nach rationalem Maafsstabe realisirt werden, sobald eine Nation die erforderlichen öconomischen, geistigen, und gesellschaftlichen Hilfsmittel besitzt **). Eine Nation ist um so reicher und mächtiger, je mehr sie Manufacturproducte exportirt, Rohstoffe importirt, und Producte der heifsen Zone consumirt ***). Es giebt demnach in der nationalöconomischen Entwickelung der Nationen vermittelst des internationalen Handels vier verschiedene Perioden, nämlich Einfuhr von Manufacturwaaren und Ausfuhr von Agricultur-producten, — Hebung der inländischen Manufacturen neben der Einfuhr ausländischer Manufacturwaaren, — gröfstentheils Versorgung des inländischen Marktes mit inländischen Manufacturwaaren, — und endlich grofse Exportation von Manufacturwaaren und grofse Importation von Rohstoffen und Agriculturproducten. „Das Douanensystem mufs stets das Princip der in-

Die politische oder nationale Oeconomie und die Theorie der productiven Kräfte ist, wie Hr. List behauptet, sein von dem Mercantilismus verschiedenes System, — sein Neues, sein Originelles.

*) Alles dieses nennt Hr. List neu und originell, nicht zweifelhaft, und entschieden, und fordert alle europäischen Völker zu allen Colonialkriegen wegen Erhaltung des Wahnes von politischem Gleichgewichte, nur in anderer Form, auf, und zwar um zum Ziele der Universal-Union zu führen!

**) „Unter den *öconomischen* Hilfsmitteln verstehen wir eine ziemlich weit vorgerückte Agricultur.... — unter den *geistigen* eine weit vorgerückte Bildung der Individuen, — unter den *gesellschaftlichen* Institutionen und Gesetze, welche....., Anstalten, welche....., und die Abwesenheit von Industrie-, Freiheit-, Intelligenz- und Moralität-störenden Institutionen" (S. 23). So definirt und setzt Hr. List! Aber er behauptet auch, im Vergleiche mit jenem internationalen Verkehre jener zwei Zonen sei aller andere internationale Handel mit Ausnahme weniger Artikel z. B. des Weines, von untergeordneter Bedeutung (S. 23—24). Ein so colossaler Irrthum ist ganz neu und originell.

***) Diese letzteren „sind für die Manufacturländer der gemäfsigten Zone nicht blofs Productivstoffe oder Nahrungstoffe, sondern hauptsächlich auch Reizmittel zur Agricultur- und Manufacturproduction" (S. 24).

Digitized by Google

dustriellen Erziehung der Nation zur Richtschnur nehmen" (S. 25) *). Aber die Handelsfreiheit pafst nur für eine industriell noch auf niedriger Stufe stehende Nation, denn nur durch inländische Manufactur kann die inländische Agricultur gehoben werden, und jene ist nur mittelst freier Einfuhr von Rohproducten zu heben **). Ist aber die Manufactur durch die Handelsfreiheit hervorgerufen, dann mufs prohibirt und protegirt werden nach Maafsgabe des nöthigen Schutzes gegen Concurrenz von Aufsen. Indessen Uebereilung hierin und gänzliche Prohibition ist gemeinschädlich, ausgenommen wenn ein Kriegszustand letztere nöthig macht. Allmählige Herabsetzung oder Erhöhung der Zollsätze ist aber nothwendig, je nachdem eine Nation von der Prohibition und Protection oder von der Nicht-Prohibition und Nicht-Protection abgehen will; vor der Zeit darf sie die Zölle niemals herabsetzen, wohl aber erhöhen ***). Der Schutzzoll für einen einmal beschützten Industriezweig darf nie so weit fallen, dafs dieser durch fremde Concurrenz gefährdet werden kann; „die fremde Concurrenz darf also blofs zur Theilnahme am jährlichen Consumtionszuwachse, und nicht über dieses Maafs zugelassen werden; die Zollsätze müssen steigen, sobald die auswärtige Concurrenz den gröfseren Theil oder das Ganze des jährlichen Zuwachses gewinnt" (S. 27) ****). Hat aber eine Nation in ihrer Manufacturkraft einen weiten Vorsprung vor der aller andern Nationen gewonnen, so erhält und erweitert sie ihre Manufactur- und Handelssuprematie am besten durch möglichst freien Handel †).

*) Hr. List ist doch wohl Mercantilist?!.

**) Also blofs zur Hebung der Manufactur fordert Hr. List die Handelsfreiheit, und behauptet doch, er sei nicht Mercantilist.

***) Dies ist das Prohibitivsystem in aller Maafslosigkeit. Hr. List spricht indessen nicht von der nothwendig werdenden Zollsteigerung und Prohibition, wenn ein Volk bei dem Uebergange in jedes seiner höheren Stadien der Manufactur-Entwickelung, die er systematisirt hat, auf entschiedenere Concurrenz stöfst.

****) Eine solche mercantilische Boden- und Grenzenlosigkeit ist unerhört, und stimmt sehr schlecht damit, dafs das Mercantilsystem sich nach den nationalen Zuständen richten müsse. In dieser Starrheit macht es den Irrthum unverbesserlich und in seinen Folgen immerwährend.

†) Diesen Rath giebt Hr. List der brittischen Nation; darin findet er den Grund für die Vorliebe brittischer Staatsmänner für die Handelsfreiheit. Und doch verhöhnt er selben an andern Stellen des Buches deshalb, lobt die theidiger des brittischen Prohibitivsystems, und beschu A. Smith, Pitt, und ihre Nachfolger der Perfidie.

Dies nun ist das neue List'sche System mit seiner Neuheit und Originalität, dies ist das Neue Originelle im Allgemeinen, was er uns über die nationale Handelspolitik zu sagen hat. Ein Sy ohne feste Begriffe und Grundsätze, ein System Logik; ein System von Widersprüchen und Un heiten; ein Schematismus der im Kopfe eines einz Menschen entsprungenen volkswirthschaftlichen schichte; ein System, welches dazu führt, dafs delsfreiheit nur auf dem niedrigsten und nur auf höchsten Grade der Volksbetriebsamkeit anwe in der Zwischenzeit aber Handelsbeschränkung von Nutzen sei; ein System, das eine Universal-U predigt, die nach seinen eigenen Voraussetzunge möglich ist, aber zugleich auch mittelst Eifer Krieg und Entzweiung verwirklicht werden soll; System, das überall nur auf Manufactur und H hinwirkt und gegen die Benennung „*Mercantil* protestirt, das fast überall (ausgenommen in zwei widersprechenden Fällen) Prohibition predigt und g den Namen „*Prohibitivsystem*" protestirt.

II. *Die Geschichte.*

Im ersten Buche der Schrift des Verfs., er einen Abrifs der Geschichte der Volks- und S wirthschaft und der betreffenden Politik geben ist nun die Eine Hauptgrundlage seines Systems geben. Wir lassen uns die Geschichte als Grund gefallen, sie ist nach unsrer Ansicht eine der wes lichsten Quellen politisch öconomischer Forsch Auch kann der Wissenschaft, wie sie sich bis in neueste Zeit herein gestaltet und gehalten hat, Recht vorgeworfen werden, dafs sie die Gesch unverzeihlich vernachläfsigt habe. Aber Hr. List findet sich in einem gewaltigen Irrthum, inde wähnt, die politische Oeconomie als Wissenschaft sich weniger mit Geschichte befafst, als er sel diesem ersten Buche S. 36—169 thut. Wer sich einigermafsen in unsrer Literatur umgesehen hat billig sein will, der weifs, dafs in derselben hi weit mehr geschehen ist. Allein selbst dieses, w gen Hr. List weit zurückbleibt, ist noch bei We nicht genug. Wir besitzen, obschon bereits mehr

Digitized by Google

uns bieten kann, immer nur multa sed non multum. Geschichte der Volks- und Staatswirthschaft ist Zeit weder umfassend und kritisch noch speciell universell genug, um der politischen Oeconomie historischen Geist einzuflößen. Nehmen wir aber auf einen Augenblick an, Hr. List habe diese gabe gelöst, so ist immer noch die Frage, wie er geschichtlichen Thatsachen erforscht, zusammenge-t, und kritisch in eine Einheit verbunden hat. Er Mercantilist und machte sich seine Geschichte mer-tilisch, Andere sind Anhänger des Freiheitssystems ihnen spricht die Geschichte für dieses. Wer hat ht? — Vor der Hand derjenige, welcher nichts schweigt und rein die Thatsache sprechen läfst, und ei den politisch-öconomischen Weltgeist auf Grund-p der objectiven Wahrheit durch seine subjective chauung unserem Geiste unbefangen vermittelt. Da-ist Hr. List weit entfernt. Die uns durch ihn ge-dene politisch-öconomische Geschichte beruhet un-glich auf der Forschung im Einzelnen *), obgleich List keck genug ist, dies für sich zu vindiciren. ermann, dem die historischen Quellen und Literatur annt sind, kann sich durch Ansicht des ersten Bu-selbst davon überzeugen. Seine Geschichte ist g mehr als allgemeines Zeitungsgerede, in einer lung für den Mercantilismus. Hr. List sagt zwar allen politisch-öconomischen wichtigen Nationen Geschichte, sie hätten sich durch Prohibition und tection in Manufactur, Handel und Schifffahrt in Höhe gebracht. Aber er spricht es nicht klar, und gstens nur an sehr wenigen Stellen überhaupt, dafs diese Nationen von unrichtigen Grundsätzen von der Eifersucht geleitet worden seien. Er führt dieser Nationen auf den Culminationspunct ihrer nufactur- und Handelssuprematie. Aber von ihrem ergange oder wenigstens von ihrem Verfalle, und n, dafs eben der Mercantilismus die gleichmäfsige che des letzteren war, spricht er nicht viel; und sich ihm dies aufdrängt, ist er in der Widerlegung es Gedankens verunglückt. Er versteht sich nicht zu der Untersuchung, ob jene Macht und jener chthum ein blofs künstlicher oder ein natürlicher. In seiner Befangenheit für das Prohibitivsystem rsieht oder verdeckt er die möglichen und thatsächlichen Resultate der gewerblichen Freiheit, und die grofse Thatsache, dafs das Prohibitivsystem noch nirgend und noch niemals einen dauernden Wohlstand der Nationen begründet hat. Er schreibt den Verfall ihrer Manufactur- und Handelsmacht anderen Ursachen zu, wo er der offenbaren Thatsache nicht entrinnen kann. Auch sucht er zuweilen die Ursache in einzelnen Fehlern, die begangen worden seien. Er übersieht überall die nachtheiligen Folgen der künstlichen Schaffung und Leitung, und eifersüchtigen Ertrotzung einer glänzenden Manufactur- und Handels- und Colonialmacht. Halbheit, Ungründlichkeit, Befangenheit und Einseitigkeit, und wir können sagen, Schielen und Blindheit, sind seine abwechselnden Begleiterinnen auf seinem Dampfwagen, auf welchem er sitzt, indem er auf der *geradlinigten* Eisenbahn *seiner* Geschichtsforschung rasch dahin gleitet, das Meiste und Wichtigste gar nicht sehend, über Farben und Gestalten, selbst über Massen und deren gegenseitige Beschattung und Gestaltung sich täuschend. Wir *können* hier nicht in's Einzelne gehen, und halten es auch der Mühe nicht werth, weil sich Jedermann selbst davon überzeugen kann, und weil wir ein dickeres Buch, als sein eigenes ist, zu diesem Zwecke schreiben müfsten. Doch wollen wir zum Beweise dafür, wie wenig wir auf des Hrn. List historischen Geist Vertrauen setzen dürfen, eine kleine Blumenlese aus seinen geschichtlichen Resultaten und Raisonnements hierher setzen. S. 55 heifst es. „Unter Heinrich VIII. waren bereits durch die grofse Zahl der fremden Manufacturisten in London die Preise aller Lebensmittel bedeutend gesteigert worden; ein sicheres Zeichen der grofsen Vortheile, die dem inländischen Ackerbau aus der Entwickelung der inneren Gewerbsindustrie erwachsen waren" *). S. 64: „Es ist mehr als wahrscheinlich, dafs England ohne seine Handelspolitik nie zum Besitze derjenigen Summe von bürgerlicher Freiheit gelangt wäre, die es heute besitzt; denn diese Freiheit ist eine Tochter der Industrie und des Reichthums" **). S. 68: Die Grafen von Flandern „von der Natur des Landes unterstützt (!!) betrieben die Vertilgung des räuberischen Adels und reifsender Thiere als Lieblingsbeschäftigung. Ein lebhafter Verkehr zwischen Stadt und Land, das Auf-

Damit wollen wir blofsen Zusammenstellungen nicht ihren Werth absprechen, so lange sie sich blofs hierfür ausgeben.

*) Den Beweis ist uns Hr. List schuldig geblieben.

**) Was würde J. Russell und Hallam dazu sagen?

Digitized by Google

kommen der Viehzucht, insbesondere der Schäfereien, und des Flachs- und Hanfbaues, waren davon die natürliche Folge" *). S. 71: „Wenn man in Erwägung zieht, von welcher Bedeutung vor Einführung der Reformation in allen Ländern die Consumtion an Seefischen war, so wird man es begreiflich finden, dafs zu einer Zeit, wo die hansische Schifffahrt schon in Verfall zu gerathen anfing, die Holländer jährlich zweitausend neue Schiffe bauten" **). S. 79: „Nunmehr wuchsen (in England) die Schaafheerden so sehr an, dafs man auf manchen Gütern 10,000 bis 24,000 Stück Schaafe zählte. Unter solchen Umständen mufste nothwendig, in Folge der von der Königin Elisabeth getroffenen Maafsregeln, die Wollfabrication schnell in Flor kommen" ***). S. 81: „Jacob I. liefs sich die Beförderung des Schiffsbaues und der Fischerei besonders angelegen sein. Wie lächerlich uns die unabläfsigen Ermahnungen erscheinen mögen, wodurch er seine Unterthanen zum Fischessen ermunterte, die Gerechtigkeit müssen wir ihm widerfahren lassen, dafs er recht gut merkte, worauf die künftige Gröfse der englischen Nation beruhe". S. 96: „Nur *Ein* Kleinod der Freiheit hatte der angelsächsisch-normännische Stamm vor andern Völkern germanischer Abkunft bewahrt, — es war der Kern, dem aller Freiheits- und Rechtssinn der Engländer entsprossen ist, — das Geschworengericht" ****). S. 130: „Der Flachsbau setzt aber schon einen hohen Stand der Agricultur und die Schaafszucht im Grofsen Sicherheit vor Wölfen und Räubern voraus" †). S. 133: „Vollendet ward das Unglück der deutschen Nation durch die Erfindung des Pulvers und der Buchdruckerkunst, durch das Aufkommen des römischen Rechts und die Reformation, endlich durch die Entdeckung von America und des neuen Weges nach Ostindien". Hier versagt uns d Feder ihren Dienst, denn dies ist unerträglich, W sehr wenig indessen Hrn. List's historische Forschu gen für sein Prohibitivsystem sichere Resultate liefe ist am leichtesten im 10ten Capitel des ersten Buc S. 170 flg. zu ersehen, wo er „die Lehren der G schichte" giebt. Diese historischen Lehren zur gründung des Prohibitivsystems sind von solcher tur und dergestalt auf Beobachtung gestützt, dafs keine Schwierigkeit hat, zwischen den Zeilen die V theidigung des Freiheitssystems zu lesen. Sie aber in solchem Grade allgemein, ihre Grundlage fragmentarisch und oft so zweifelhaft, dafs man Brauchbarkeit geradezu leugnen mufs. Das Annehmbare, aber darum keineswegs Werthvolle, politische Gemeinplätze, wie z. B.: „Ohne bürger Freiheit und dergleichen gedeiht die Industrie „überall ist Wechselwirkung zwischen den gesellsch lichen und individuellen Kräften"; „unter allen werbszweigen fordert die Schifffahrt am meisten gie"; „die Geschichte weist daher (!) kein ein Beispiel auf, dafs ein versclavtes (!) Volk sich Schifffahrt hervorgethan hätte" °); die Schifffahrt aber, als nur ein Theil der industriellen Kraft tion, nur im Ganzen und durch das Ganze gedeih „die Schifffahrt, der innere und auswärtige Handel selbst die Agricultur, sehen wir nur da blühen, wo Manufacturen zu grofser Blüthe gelangt sind"; „übe sind erst mit den Manufacturen Verbesserungen Transport- und Communicationsmittel, die Grun dingungen des verbesserten Ackerbaues und der lisation aufgekommen" °°); „die Geschichte lehrt, die Künste und Gewerbe von Stadt zu Stadt, von zu Land gewandert sind" ***); „ohne die Thorhei Continentalregierungen wäre England schwerlic Gewerbs-Suprematie gelangt" °°°°).

*) Das nennen wir historischen Scharfblick, und kritische Forschung!

**) Hierin liegt der Beweis wohl für die internationale Wichtigkeit des Fastens der Katholiken? Die unglückseelige Reformation! Und die nicht bewiesenen 2000 Schiffe jährlich wegen der Seefischconsumtion!

***) Beweise fehlen. Was ist Ursache, was Wirkung?

****) Hier steht die Geschichte auf dem Kopfe, und telegraphirt falsch mit den Beinen.

†) Der Leser analysire diese historische Wahrheit ein wenig!

°) Aber in sonst etwas?

°°) Solche Halbwahrheiten, Verwechselungen von Ursac Wirkung, und solche Widersprüche, drängen sich hin ander her.

°°°) „So wanderten sie aus Griechenland und Asien na lien, von da nach Deutschland, Flandern und Brabar da nach Holland und England". (S. 173) Diese Stelle rakteristischer als fast irgend eine andere.

°°°°) Diesem Satze widerspricht Hr. List hundertmal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

nationale System der politischen Oeconomie. en Dr. Friedrich List.

(Fortsetzung.)

„Vergebens sehen wir unter ungünstigen Verhält- n das Princip des freien Verkehrs gegen die mit bekleidete Restriction ankämpfen" *); „die re- Handelspolitik kann aber nur insofern wirksam als sie von der fortschreitenden Cultur und den Institutionen der Nation unterstützt wird, indes- eine weit vorgerückte Cultur mit oder ohne freie tionen verbürgt die öconomischen Fortschritte Nation wenig, wenn sie nicht von einer zweckmä- Handelspolitik unterstützt wird"; „die Restrictio- ind nicht sowohl Erfindungen speculativer Köpfe lmehr naturgemäfse Folgen der Verschiedenheit aler Interessen und des Strebens nach Unabhän- t oder überwiegender Macht, also der National- cht und der Kriege" **). Dies ist der Inhalt List'schen Lehren der Geschichte, und man hat keine Ursache, ihn und seine Wissenschaft darum neiden.

Die Natur der Dinge oder die Theorie.

ie zweite Grundlage des Systems von Hrn. List er gesagt hat, die Natur der Dinge, und dar- ündet derselbe in den 17 Capiteln seines zweiten seine neue Theorie (S. 183 — 448). Sogleich ten Capitel beweist Hr. List, dafs er weder das kratische System noch A. Smiths Anschauung olks- und Staatswirthschaft versteht. Er be- t, den beiden Systemen und der „Schule" liege die Idee des ewigen Friedens und der Gedanke einer Universal-Republik zu Grunde. Dies ist eine Unwahrheit, welche auszusprechen Hr. List als ehrlicher Mann hätte Bedenken tragen sollen. Denn er sucht seine Behauptung nur durch verdrehende Auslegung einzelner hingeworfener Aeufserungen einzelner Schriftsteller, die in eigenthümlicher Verbindung und in ganz anderer Bedeutung erscheinen, zu unterstützen. Die Wissenschaft der politischen Oeconomie protestirt ein für allemal dagegen, dafs ihr einzelne Aeufserungen einzelner Männer zur Last gelegt werden. Die erbärmliche Idee einer Universal-Union ist blofs im Kopfe des Hrn. List entsprungen, und indem er sie bekämpft, schlägt er sich selbst auf den Mund. Alles was er von dem Unterschiede zwischen kosmopolitischer und politischer Oeconomie sagt, indem er A. Smith und seine Anhänger für Sismondi's und Thomas Cooper's vereinzelte Definitionen, so schlecht sie auch sein mögen, solidarisch verantwortlich macht, ist eitle Erbärmlichkeit. Denn es ist noch keinem vernünftigen Menschen eingefallen, die Nationalität und die Eigenthümlichkeit der Stellung und Verhältnisse einzelner Staaten zu leugnen. Die *Wissenschaft* der Politik und insbesondere der politischen Oeconomie, auf historischen und philosophischen Grundlagen fufsend, führt die Manifestationen des Allgemeinen im Besonderen und Concreten auf dieses Allgemeine zurück. Mag ein Hr. List sie deshalb *Kosmopolitik* nennen, wenn sich sein Verstand und seine Sprachkenntnifs hiermit brüsten will. Denn kosmisch und allgemein menschlich sind die Grundgesetze der Volkswirthschaft, und nicht blofs national und individuell. Aber dieses Streben *Kosmopolitismus* zu nennen, ist mindestens ein Beweis von mangelnder Einsicht. Denn dieser will allgemeinste haltlose politische sogenannte Ideen (gegen welche die Wissenschaft der Politik am meisten protestirt) unter Verwischung aller Besonderheit des

*) t solchen Sätzen begründet Hr. List historisch das Pro- tivsystem.

**) Wieder ein Widerspruch auf den andern, und Verwechse- ng von Wirkungen und Ursachen. Also Eifersucht und rieg sind die Grundlagen der politisch-öconomischen Wis- enschaft des Hrn. List?

Digitized by Google

concreten Staats und Volks in die Wirklichkeit verpflanzen. Hr. List will aber gar keine Wissenschaft der politischen Oeconomie in unserem obigen Sinne anerkennen, sondern nur die politische Oeconomie im practischen Sinne des concreten Staats. Er hat keinen wissenschaftlichen Sinn und keine wissenschaftlichen Grundlagen, und daher kommt die Zwitternatur seines von ihm sogenannten Systems, daher sein Streben, das Besondere des concreten Staats- und Völkerlebens der Vergangenheit zum Allgemeinen zu erheben, ein Streben ohne alle Logik. Etwas ganz Anderes ist die *praktische Politik* nach Maafsgabe der concreten Zustände, welche die Grundgesetze des politischen oder insbesondere des politisch-öconomischen Lebens der Nationen und Staaten, wie sie die Wissenschaft vermittelt hat, zur Richtschnur in der politischen oder insbesondere politisch-öconomischen Lenkung des concreten Staats und Volkes nach den Besonderheiten von Volk, Ort, Zeit, Verfassung u. s. w. nimmt. Hrn. Lists „nationales System der politischen Oeconomie" ist, wie das Messer Lichtenbergs, an dem das Heft und die Klinge fehlt, eine Wissenschaft ohne System und Begriff.

Im 12ten Capitel vindicirt Hr. List *die* Eigenthümlichkeit seines „Systems", dafs es eine Theorie der productiven Kräfte, die Smith'sche Lehre aber blofs eine Theorie der Werthe sei. *Seine* Theorie ist die politische Oeconomie, *Smiths* Theorie aber die kosmopolitische. Wer sollte es glauben, dafs productive Kraft die Basis der Politik, und Werth die Basis des Kosmopolitismus sei? — Es gehört eine unmögliche Logik dazu, um dies zu begreifen. Indessen Hr. List wünscht, dafs man es glaube, bewiesen hat er es nicht. Dagegen aber behauptet er, um sich die Originalität seiner Theorie der productiven Kräfte zu sichern, A. Smith sei dieser Gedanke von der Wichtigkeit der productiven Kräfte ganz entgangen, denn derselbe habe in seinem berühmten Werke „über die Natur und Ursachen des Reichthums der Nationen" nicht eingesehen, dafs die Ursachen des Reichthums etwas ganz Anderes seien, als der Reichthum selbt. Diese Behauptung erscheint unsern Lesern vielleicht unglaublich? Und doch ist sie wörtlich so. Diese Unwahrheit, schon durch den Titel des Werkes von A. Smith, in ihrer Nacktheit hingestellt, werfen wir mit Entrüstung weg. Denn jedes Blatt des Smith'schen Buches giebt das Zeugnifs, dafs A. Smith überall nur auf Er[illegible]schung der letzten Ursachen des Volksreicht[illegible] alle seine geistige Kraft verwendet. Gerade sein[illegible]genthümliche Theorie der Werthe ruht auf der U[illegible]suchung über die Ursachen des Volksvermögens. [illegible] gehört eine gänzliche Einsichtslosigkeit oder W[illegible]verdrehung dazu, um dies läugnen zu wollen. [illegible] Theorie der Werthe ist die Theorie des Tausc[illegible] und Handels und des Besitzes. Die Theorie der [illegible]ductiven Kräfte ist die Theorie der Production. [illegible] politische Oeconomie mufs daher auf beiden Theo[illegible]fufsen, und gerade hierin sitzt der Kern des Smith's[illegible] Systems. Alle die schändlichen und hämischen A[illegible]rungen des Hrn. List gegen A. Smith von Ma[illegible]lismus, Particularismus, Individualismus, Mifsken[illegible] der productiven Wichtigkeit der Intelligenz und M[illegible]lität, der Verfassung u. s. w., mit all ihrem uns[illegible]ren Gefolge, sind ein Gewebe von Beweisen, [illegible] Hr. List von der politischen Oeconomie des A. S[illegible] gar keinen Begriff, und für die Achtung der m[illegible]schen Würde dieses Mannes keinen Sinn hat.

Im 13. Capitel vindicirt sich Hr. List die [illegible] der nationalen Theilung der Geschäftsoperationen [illegible] der Conföderation der Nationalproductivkräfte. A[illegible] vergebens, denn der Gedanke der Verbindung der [illegible]beitskräfte ist ein so natürlicher, dafs ihn zu fa[illegible] nicht Herrn List vorbehalten war. Hätte ihn [illegible] schon A. Smith gehabt und Schüler desselben [illegible]wickelt, so wäre derselbe nicht darauf verfallen. [illegible] des beweist Hr. List selber, indem er (freilich [illegible] eine kleine Stelle aus A. Smith's Werke anf[illegible] Wer das Gesetz der Arbeitstheilung gefunden hat, [illegible] hat dadurch zugleich jenes der Arbeitsverbindung [illegible]funden, denn Theilung ist hier nicht Zersplitterun[illegible] Nun aber stellt sich Hr. List ein mit seiner, w[illegible] meint, ganz neuen und originellen Entdeckung, [illegible] Arbeitstheilung ein schlechter Ausdruck sei und [illegible]lung der Geschäftsoperationen heifsen müsse, und [illegible] diese letztere die Production nicht fördern könne [illegible] Vereinigung der productiven Kräfte zu einem gem[illegible]schaftlichen Zwecke. Was er dabei der „Schule" [illegible]lerlei vorwirft, ist reine Erfindung, insoweit er es [illegible]

*) Hr. List ist selbst dieser Ansicht, indem er S. 223 [illegible] die Arbeitstheilung könne mit gleichem Rechte eine Ver[illegible]nigung der Arbeit genannt werden.

Digitized by Google

„Schule" sagt. Alles was er für Neues ausgiebt, vor Hrn. List schon sehr oft und besser gesagt, mit dem weiteren Unterschied, dafs man sich nicht je directen Widersprüche verstiegen hat, in wel- er sich herumwälzt*). Jedoch wollen wir gegen List nicht ungerecht sein. Er hat auch Origi- edanken bei dieser Gelegenheit von sich gegeben. Beispiele mögen folgende dienen. S. 222: „Ob- ive Theilung der Arbeit ist es, wenn ein Wilder einem und demselben Tag auf die Jagd oder den hfang geht, Holz fällt, seinen Wigwam ausbessert Geschosse, Netze und Kleider verfertigt; subjec- Theilung der Arbeit ist es, wenn zehn verschie- Personen in die verschiedenen, bei der Fabrica- einer Nadel vorkommenden Geschäfte sich thei- **). S. 228: Eine Nation, die nur Landwirthschaft nur die allernothdürftigsten Gewerbe besitzt, nennt List eine „*unvollkommene Nation*", und eine sol- die Landwirthschaft und Manufacturen betreibt, „*vollkommene Nation*", aber aufserdem unterschei- er, wie wir bereits weiter oben gesehen haben, drei andere Nationen. S. 229: „Eine *verkrüppelte cultur* heifsen wir denjenigen Zustand, in welchem Mangel einer tüchtigen oder allmählig sich ent- elnden Manufacturkraft aller Bevölkerungszuwachs auf die Landwirthschaft wirft, die landwirthschaft- n Surplüsproducte aufzehrt, und, sobald er erwach- ist, entweder auswandert, oder mit den bereits irenden Landwirthen in den vorhandenen Grund Boden sich theilt, bis der Besitz jeder Familie so geworden ist, dafs sie nur noch das Nothdürf- ihres eigenen Bedarfs an Lebensmitteln und Roh- n, aber kein bedeutendes Surplus producirt, wel- sie an die Manufacturisten gegen die ihr erforder- n Fabrik-Producte vertauschen könnte"***). S. 236: as in der Nadelfabrik die Nadel — das ist in der grofsen Gesellschaft, die man Nation nennt, der Nationalwohlstand. *Die höchste Theilung der Geschäfte* in der Nation ist die der *geistigen* und *materiellen*".

Das 14. Capitel ist dem Unterschiede und Gegensatze zwischen der Privat- und National-Oeconomie gewidmet. Das 15. und 16. Capitel ist nur eine Fortsetzung jener Untersuchungen. Hr. List schlüpft darin von einer petitio principii in die andere, denn die ganze Untersuchung betrifft die Frage, was die Privat- und was die Volkswirthschaft sei, und während die „Schule" sagt, die Volkswirthschaft sei die wirthschaftliche Thätigkeit der Einzelnen, Familien, Gesellschaften, Gemeinden und der Regierung in ihrer Verwickelung, Verbindung und Gegengesetztheit als Ganzes an und für sich und gegenüber anderen Völkern, so sagt Hr. List vielmehr, sie sei die Thätigkeit der Regierung, die wirthschaftlichen Interessen der Gewerbszweige, Gewerbstände und der ganzen Nation im Innern und nach Aufsen zu bestimmen, zu leiten und zu vertreten. Er vertheidigt nicht blofs diese seine Ansicht nicht gegen die andere und erweist nicht blofs die andere nicht als unrichtig, denn er müfste auf die Principienfrage dabei eingehen, die ihm noch nicht eingefallen ist; sondern er drischt frisch darauf los in die leere Luft hinein gegen die „Schule", indem er fortwährend behauptet, die „Schule" stelle den Satz auf, es sei Privat- und Volkswirthschaft Eines und dasselbe, und die „Schule" vermöge es nicht, sich auf den national-öconomischen Standpunct zu erheben. Und doch ist keinem Zweifel unterworfen, dafs die „Schule" gerade hierin einen höheren Standpunct einnimmt als Hr. List. Was ihr dieser Mann nun in den angeführten drei Capiteln in dieser Hinsicht vorwirft, ist eitles Gerede und reine Unwahrheit; dieses Geschwätz widerlegen, wäre Zeitverlust. Allein Hr. List nimmt dabei Gelegenheit, sein „Schutzsystem" gegen das Freiheitssystem zu vertheidigen. Wir haben den Standpunct des „Schutzsystems" in der praktischen Handelspolitik der Gegenwart und in der Wissenschaft schon im Jahrgange 1841 Nr. 59 S. 471 f. dieser Jahrbücher auseinander gesetzt, und werden daher hier darüber kein Wort verlieren. Hr. List nimmt einige Vertheidigungsgründe des Freiheitssystems heraus, um seinen mercantilischen Muth daran zu kühlen. Man braucht diese Gründe nur anzuführen, um zu zeigen, dafs es unmöglich ist, sie zu wi-

Z. B. S. 225 f., wo er A. Smith angreift und verbessern will wegen seiner Ansicht, dafs die Theilung der Arbeit in der Landwirthschaft weniger anwendbar sei, als in den Fabriken.

Der lose Philosoph, wie er den Unterschied zwischen Object und Subject scharf aufgefafst hat! Mancher möchte jedoch glauben, dafs dies eine ärgere Verlästerung des A. Smith, und ein leererer Wortkram sei, als man ihn in der deutschen politischen Oekonomie kennt.

**) Eine Definition oder Umschreibung, voll von Widersprüchen, Unklarheiten und Unmöglichkeiten.

Digitized by Google

derlegen, und dafs gerade das Prohibitiv- und Protectionssystem dasjenige will und wollen mufs, was sein Vertreter, Hr. List, zu widerlegen sucht. Nämlich diese Vertheidigungsgründe sind: das Schutzsystem fordere rechts- und wirthschaftswidrige Eingriffe in die Privatbetriebsamkeit, es gebe den inländischen Fabrikanten zum Nachtheile der Consumenten ein Monopol, das Interesse der Einzelnen und ihre Betriebsamkeit vermöge besser als alle Staatsmaafsregeln die Production und das Volksvermögen zu vergröfsern. Dagegen macht nun aber Hr. List auch geltend, dafs es gesetzwidrige und gemeinschädliche Erwerbs- und Betriebsarten gäbe, und dafs es Fälle gäbe, wo die Kraft der Einzelnen nicht zur Erreichung eines wirthschaftlichen Zieles hinreiche. Gerade als ob jenes Erstere nicht auch von dem Freiheitssysteme berücksichtigt, und als ob das Letztere nicht durch dasselbe erörtert sei. Das System der Freiheit in der Wirthschaft ist nicht ein System der Privatwillkühr ohne Rechtsschutz und Sicherheitspflege; aber Hrn. List's System, das auf jeder Seite Freiheit und Intelligenz des Staatsbürgers predigt, ist das unlauterste System der Staatswillkühr und des Intelligenz-Monopols und der Bevormundung von Seiten der Regierung. Hr. List giebt nirgends ein festes Princip an darüber, wo, wann und wieweit die Staatsgewalt helfend einschreiten solle, denn ihm ist der wahre Begriff nur im Besitze der Regierung, und diese hat nur nach Umständen zu regieren. Gehe denn Hr. List, der sich in der Nationalökonomie schon frühe zu selbstständig fühlte, als dafs er es in Europa oder gar noch in Deutschland hätte aushalten können, bei der „Schule" in die Schule, und lerne derselbe, ehe er vorlaut verdammen will, diejenigen Grundgesetze und Principien von ihr, wodurch in der Volkswirthschaft die Willkühr der Einzelnen und der Regierung so beschränkt werden könne und müsse, dafs ächte Freiheit entstehe. Er wird dann unter anderem auch Mäfsigung und Gerechtigkeit lernen, um einzusehen, dafs Fragen und Sätze, wie seine folgenden, ganz abgeschmackt sind. S. 243: „Kann das Individuum in Führung seiner Privatöconomie Bedacht nehmen auf die Vertheidigung des Landes, auf öffentliche Sicherheit u. s. w.?"*) „Nein! in der National-Oeconomie kann Weisheit sein, was in der Privat-Oeconomie Thorheit wäre und umgekehrt, dem einfachen Grunde, weil ein Schneider keine tion und eine Nation kein Schneider ist". S. 2 „Wir fragen jene, die auf den Richterbänken sit ob sie nicht öfters in den Fall kommen, Indivi wegen Uebermaafses an Erfindungsgeist, wegen grofser Industrie auf die Tretmühle zu schicken" S. 249: „Ueberall sieht dieses System nur In duen"***) S. 251: „Die Schule kennt keinen Un schied zwischen Nationen, welche einen höheren öconomischer Ausbildung erreicht haben, und de gen, welche auf einer niedrigeren Stufe stehen. U all will sie die Staatsgewalt ausschliefsen .... der That, dieser Lehre zufolge müfsten die w Völker die productivsten und reichsten der ga Erde sein"****). Was Hr. List S. 257 f. von „no mäfsigen Nationen", „normaler Nationalität", „ob eine Nation neue Nationen hervorbringen k „von einer Nation in der durch den Krieg er Manufactur-Carrière", „von dem Segen eines ges, der den Uebergang des Agriculturstaats in Agricultur-Manufacturstaat befördere" und von vi Andern, Aehnlichen, sagt, mögen sich die Leser zu eigener Ergötzlichkeit excerpiren. Es folgt in sen Capiteln Widerspruch auf Widerspruch, und, schon Hr. List sehr vielfältig von naturgemäfser faltung der Industrie spricht, so versteht er doch unter überall eine gekünstelte.

*) Dies ist eins der vielerlei ganz gleichen Argumente das System der Gewerbe- und Handelsfreiheit.

**) Nämlich „Räuber, Diebe, Betrüger und — (der M list vergifst sein System) Schmuggler". Auch dies List'sches Argument gegen industrielle Freiheit!

***) S. 264 aber wirft ihm Hr. List vor, er sehe überall die ganze Menschheit, oder die ganze Gesellschaft.

****) Es könnte, wenn wir diese Behauptung und Folge mit ihrem wahren Namen nennen wollten, eine Beh gung sein.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

nationale System der politischen Oeconomie.
m Dr. Friedrich List.

(Schlufs.)

Im 17. bis 27. Capitel beschäftigt sich hierauf List mit Auseinandersetzung seiner Krafttheorie. beabsichtigt dabei nicht blofs, sein Prohibitivsystem gen das Freiheitssystem zu vertheidigen, sondern h und vorzüglich den Begriff, die Interessen und wirthschaftliche Politik seines Agriculturstaats, icultur-Manufacturstaats und Agricultur-Manufac- Handelstaats festzustellen, und zu zeigen, welch Unterschied zwischen der Agriculturkraft und Ma- cturkraft sei, und welche unermefslichen national- omischen, Cultur-, moralischen, politischen und in- tionalen Vortheile die Manufacturkraft den „nor- gemäfsen" Nationen gewähre, wie eigentlich die ufacturkraft allein es sei, was die Nation und den t schaffe. Wir überlassen es den Landwirthen, Gutsbesitzern und dem Grundadel, bei Hrn. List im Spiegel ihrer unbegründeten national-ökono- hen und politischen Erbärmlichkeit, — und den ufacturisten, Handelsleuten und Schiffsherren sich rem erhabensten Glanze selbst zu schauen. Sie en ihr Wunder erleben. Der dortigen 164 vollen en kurzer Sinn ist: Ein Volk und Staat ohne ufacturwesen, ohne auswärtigen Handel, ohne See- ffahrt und ohne Colonieen in der heifsen Zone ist Nichts; die Urproduction ohne diese vier Zweige Volkswirthschaft zusammen genommen ist gänz- bedeutungslos, ausgenommen als Quelle immer erer Verarmung und Verwilderung der Nation, he unausbleiblich ist; daher mufs die Staatsge- mit allen Mitteln darnach streben, die ihr unter- ene Nation zu einer solchen normalgemäfsen zu hen, indem sie dieselbe zu einer Manufactur-, dels-, Schifffahrts- und Colonial-Nation erhebt; diese Umgestaltung und Erhebung ist aber nur durch Krieg und Douanensystem möglich, folglich müssen diese beiden Mittel je nach Bedarf (aber nur nach Bedarf, denn ein Mehr wäre ungerecht und schädlich!) angewendet werden, bis die Nation die Suprematie in allen diesen vier Zweigen erreicht hat. Hat sie aber diese erreicht, und die Macht der anderen Nationen vernichtet, dann soll Handelsfreiheit eingeführt werden, denn alsdann kann ihr diese nichts mehr schaden. Der Uebergang von der Agricultur zur Manufactur geschieht jedoch auch am sichersten und schnellsten unter Handelsfreiheit; allein, wenn die die Nation umgebenden Völker in der Manufactur schon über derselben stehen, dann ist auch das Douanensystem mit Prämien nothwendig. Während nun Hr. List in seiner, unsern Lesern bisher bekannt gewordenen, schriftstellerischen Weise obige Sätze in's Weite und Breite zertritt und auf die „Schule" schmähet; während er Unwahrheiten von ihr sagt und sie gröfstentheils nicht versteht, springt derselbe auch hier von einem Puncte auf den andern, und wälzt sich dergestalt in Widersprüche hinein, dafs er auch hierbei, wie schon früher, fast immer das Gegentheil von demjenigen beweist, was er behaupten will. Es wäre eine Augiasarbeit, um ihn zu widerlegen, und doch würde sie gänzlich unnütz sein. Wollten wir ihn widerlegen, auch nur in der Allgemeinheit unserer obigen Darstellung seiner Grundansichten, so würden wir damit beginnen, zu zeigen, dafs dessen ganze Nationen-Einschachtelung, auf welcher sein ganzes Gebäude fufst, durchaus unhaltbar ist, in der Art und in dem Maafse, wie er sie giebt; dann würden wir zeigen, dafs seine „normalmäfsige Nation" nur unter sehr seltenen Verhältnissen möglich ist; hierauf würde der Beweis folgen, dafs Hr. List einen ganz falschen Begriff von Volkswohlstand hat, und dafs die ganze Geschichte der Colonialpolitik seinem Systeme entgegen ist; es müfste ihm bemerklich

Digitized by Google

gemacht werden, dafs das Predigen des Krieges um der Volkswohlfahrt willen mit der Lehre von der Universal-Union unvereinbar sei, gerade so wie das Douanensystem; darauf müfste derselbe erfahren, dafs er den Werth der Manufactur-Industrie, blind gegen ihre Nachtheile, blind gegen die Vergangenheit und blind gegen die Gegenwart, bei Weitem überschätzt und zum Theile ganz falsch beurtheilt habe, so wie er andererseits, in seiner unbedingten Befangenheit für das Manufacturwesen, rücksichtslos der Agricultur jede Bedeutung und jedes Verdienst abspreche, obschon sie die erste Grundlage des Volks- und Staatslebens und seiner Entwickelung ist; dann würden wir ihm zeigen, dafs *seine* Handelsfreiheit unter *seinen* Voraussetzungen unmöglich sei und dafs er sie entweder ohne Durchschauung seines eigenen Systems oder aber trotz der selbst eingesehenen Unmöglichkeit dennoch statuire; wir würden ihn überführen, dafs, wenn alle Völker einer Zeit, auch nur die cultivirten eines Erdtheils, sein System befolgten, die Erreichung des Zieles nur demjenigen möglich wäre, welches die meiste Gewalt und die meiste Schlechtigkeit übte, und dafs also hierauf sein „nationales System" der politischen Oekonomie beruhe; endlich aber würden wir ihm beweisen, dafs er allen Nationen ganz das nämliche System anpreise, welches England befolgt hat, und welches er stets abscheulich nennt oder verhöhnt, *weil* es England befolgt hat.

Ein solches Gemisch und Gewebe von Unwahrheiten, wie es diese 11 Capitel darbieten, ist vielleicht unerhört in der Wissenschaft. Wir müfsten, wollten wir unsern Lesern dasselbe begreiflich machen, fast Seite für Seite excerpiren. Nach Hrn. List's Auseinandersetzung ist der Ackerbau und die landwirthschaftliche Klasse die Ursache und der Stützpunct der Barbarei, des politischen Indifferentismus und der Sclaverei, das hartnäckigste Hemmnifs des Volkswohlstandes; dagegen das Manufacturwesen und Handel in allen diesen Beziehungen das Gegentheil, nicht blofs die Quelle, sondern auch der Glanzpunct der Intelligenz, Cultur, Civilisation, Moralität, politischen Freiheit, des Patriotismus, der Landesvertheidigung. Wir übertreiben hier keineswegs, und können noch versichern, dafs es schwerlich möglich ist, solche und so viele Albernheiten auf 164 Seiten bei Abhandlung eines wichtigen Gegenstandes anderswo zu finden, als hier. Auch hier sagt eine kleine Blumenlese mehr, als thodische Widerlegung. S. 287: „Ohne uns auf Untersuchung einzulassen, ob die Zusammensetzung ner Uhr gröfsere Geschicklichkeit erfordere, als Leitung einer Landwirthschaft, brauchen wir blofs auf aufmerksam zu machen, dafs alle bei der L wirthschaft vorkommenden Beschäftigungen dersel Art sind, während bei den Manufacturen eine tau fältige Verschiedenheit obwaltet". S. 288 führt List als Grund dafür, dafs die Manufacturen Geschicklichkeit, Uebung und Geistesfähigkeit fo ten, als die Landwirthschaft, auch an: „Jede, die geringste Kraft, die der Kinder und Frauen, Krüppel und der Greise findet in den Manufa Beschäftigung". S. 292: „Bei der Isolirung, in cher der Agriculturist lebt, und bei der Beschr heit seiner Bildung, ist er wenig fähig, zur allg nen Civilisation beizutragen, oder den Werth polit Institutionen kennen zu lernen, und noch viel w an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenh und am Rechtsspruch, thätigen Antheil zu n oder seine Freiheit und seine Rechte zu ve gen"*). S. 293: „Es giebt zweierlei Arten Städten, wovon wir die einen die productiven, d deren die zehrenden nennen". Nämlich jene sind List die Manufacturstädte, und diese? — „Wo d nigen leben, welche die Rente des Landes (!) ve ren". S. 298—299 schildert Hr. List den Einfluf Manufacturen auf die Grundbesitzer, wie folgt: „ Nimroden werden sie gebildete Menschen ..... jagen nach Belehrung und nach Ideen (!), statt Hirschen und Hasen. Auf das Land (nämlich den Städten) zurückgekehrt, stellen sie dem mitt und kleineren Landwirth nachahmungswürdige Bei auf, erwerben sich seine Achtung, statt seines ches". S. 313: „Es ist eine alte Beobachtung, der Mensch, wie das Thier, durch Racen-Kre sich geistig und körperlich veredelt, dafs er, wenige Familien fortwährend unter einander heira nach und nach degenerirt"**). Indessen mufs be

*) Doch aber sagt Hr. List S. 358: der Einflufs der Gru sitzer auf die Gesetzgebung sei vorherrschend und gr als jener der Manufacturisten.

**) Also Race und Familie sind logische Gegensätze! Vermischung zweier ganz verschiedenen Racen (sag List S. 314) hat fast ohne Ausnahme eine kräftige

Digitized by Google

rden, dafs Hr. List S. 316, um den wohlthätigen flufs des Manufacturwesens auf und durch die Ra- -Vermischung zu beweisen, anführt, dafs die Agri- tur-Bevölkerung mit der Manufactur-Bevölkerung sich mische. Also dies sind verschiedene Racen, und e Vermischung giebt ein kräftiges Volk? Der Un- zeichnete gehört zur ungemischten Agriculturrace. ber nicht minder bedeutenden Einflufs (fährt Hr. t S. 316 fort) hat das Aufkommen der Manufactur- ft auf die Veredlung der Viehracen", z. B. Schaafe, dvieh, Pferde. „Die Urracen von Rindvieh, Schaa- und Pferden, die in der verkrüppelten Landwirth- aft überall aus Mangel an Kreuzung entstanden, en ein würdiges Seitenstück zu ihrer unbehülflichen rrschaft ab". Auch nennt Hr. List die Seidenwür- r eine Thierrace, sie ist nicht veredelt in Europa, en „alle Seidenwürmer von Europa stammen von nigen Eiern her, die unter Constantin nach Con- ntinopel gebracht wurden". „Wie vieles (sagt List hierbei) verdanken die productiven Kräfte Nationen der Einführung fremder Thierracen"? führt die Seidenwürmer als Beispiel an. S. 318: Was wir unter dem Ausdruck *Instrumentalkräfte* ver- en, nennt die Schule *Capital*"*). S. 325: „Im ro- Zustande, im Zustande des Jägers und des Fi- ers, bietet die Naturkraft fast Alles, das Capital ist Null. Der auswärtige Handel vermehrt das letz- , zerstört aber eben dadurch (durch Feuergewehre, ver, Blei) die Productivität des ersteren gänzlich"**).

S. 422: „Ist man rauhe Kost von Jugend auf gewöhnt, so entsteht selten der Wunsch nach besserer", und S. 423: „Niemand wird leugnen, dafs Gerstenkaffee ohne Zucker eben so nahrhaft sei, als Mocca mit Zucker".

Jedoch es ist dieser Einzelnheiten vielleicht schon zuviel, daher lassen wir vieles Andere ungerügt, da die Kritik nicht im Ernste angegangen werden kann, eine Schrift zu widerlegen, welche solche Dinge enthält. Wir gehen daher weiter und zum Schlusse unseres Berichts.

IV. Die Systeme und die Politik.

Dies sind die Ueberschriften des dritten und des vierten Buchs. Im Ersteren bemüht sich Hr. List auf S. 451—494 die Systeme der politischen Oeconomie in demselben Geschmack darzustellen und zu bekritteln, den wir von ihm gewohnt sind. Es ist darin nichts mehr gesagt, als Wiederholungen, ausgenommen in der Mifshandlung des Smith'schen Systems neue Unwahrheiten, neue Verdrehungen, und neue Schmähungen, untermischt mit solchen originellen Blüthen seines Geistes, wie sie unsere Leser schon kennen*). Das letzte Buch handelt auf den noch folgenden 89 Seiten einige Angelegenheiten, die Hr. List wahrscheinlich für kleine Zeitfragen hält, weil er sie so kurz abfertigt, ab, nämlich die Insular-Suprematie und die Continentalmächte, die Insular-Suprematie und die deutsche Handels-Union, die Continentalpolitik, und die Oeconomie der deutschen Nation. Wohl am meisten Verständiges findet sich in diesem Buche, und es ist auch für die meisten Leute wohl eher anziehend und zufriedenstellend, als die sämmtlichen 570 Seiten vorher, mit ihrem Geifer und mit ihrer Verschrobenheit. Indessen auch diese Parthie des Buches verleugnet den Vf. des Vorhergegangenen nicht, und man kann

---

schöne Nachkommenschaft zur Folge. Zum Beweise führt er nicht nur die Vermischung der Weifsen und Schwarzen, sondern auch den persischen Adel an, „der sich seit Jahrhunderten mit georgischen und cirkassischen Frauen vermische". Ersteres ist bekanntlich sehr bezweifelt, und letzteres wird Niemand wundern, der weifs, was „eine Cirkassierin" sagen will.

Bekanntlich ist dies nicht wahr, und Hr. List beweist dies S. 320 selbst. Aber er behält den „Terminus Capital" doch bei, obschon dies eine „unzulängliche Terminologie" ist. Was Hr. List alsdann von A. Smith's Ansicht über Capital sagt, ist fast durchgängig falsch (S. 321 f.). Es folgt in seiner Entgegnung Widerspruch auf Widerspruch.

Wer dies wohl interpretiren könnte? — S. 325 f. sucht übrigens Hr. List zu beweisen, dafs die Sparsamkeit nicht blofs kein Capital schaffe, sondern arm mache! Auch gegen die „Schule". S. 231 behauptet er, der Unterschied der „Schule" zwischen stehendem und umlaufenden Capitale sei nur in Einem Falle von praktischem Werthe, diesen Fall verschweige sie aber. Hr. List giebt ihn aber auch nicht an. Statt dessen giebt er S. 334 flg. eine Theorie der Rente, welche an Confusion der Begriffe wohl Alles übertrifft, was darüber jemals geschrieben sein dürfte. S. 360 will er sogar einen Ricardo emendiren.

*) Wir wollen nur Eine der reizendsten noch anführen. S. 492: „Wenn indessen auch einzelnen grofsen Geistern gegeben ist, einzelne Fortschritte künftiger Jahrtausende zu ahnen, *wie Christus die Abschaffung der Sclaverei geahnt hat*", so, u. s. w. Alle grofsen Schriftsteller lassen auf ihren glänzenden Laufbahnen solche Sternschnuppen fallen.

Digitized by Google

sich damit nicht recht befreunden, selbst wo man auch nicht widersprechen mag. Des zu Leugnenden ist aber darin nicht wenig, weil er nicht blofs die sämmtlichen darin aufgestellten Fragen aus dem Gesichtspuncte des Prohibitiv- und Protectionssystems behandelt, sondern Englands Handelspolitik mit seiner vorgefafsten Meinung von Perfidie bekrittelt, und hiernach den deutschen Zollverein und dessen Handelspolitik commentirt und emendirt.

Blicken wir auf unsere Arbeit in vorstehendem Berichte zurück, so dürfen wir wohl gewärtigen, dafs Hr. List behaupten werde, wir hätten ihn nicht widerlegt, weil wir nicht ins Einzelne eingegangen seien. Denn schon in der Vorrede spreizt er sich gewaltig damit, dafs diese seine Ideen, die er schon in der Augsburgischen Zeitung und in der deutschen Vierteljahrsschrift dem Publicum zum Besten gegeben hat, von der „Schule" nicht widerlegt worden seien, indem diese darüber gänzlich geschwiegen habe. Dennoch aber blickt seine durch dieses Stillschweigen der von ihm geschmäheten Schule beleidigte Eitelkeit dabei überall hervor. Ganz ungetrübt ist Hrn. List's Lust und Freude über seine Unwiderlegbarkeit keineswegs. Denn er hat Verstand genug um einzusehen, dafs es keine Ehre ist, ein Buch geschrieben zu haben, welches so voll Verkehrtheiten, Verdrehungen, Unwahrheiten und persönlichen Beleidigungen ist, dafs es kein Mensch der Mühe und der Zeit werth erachten kann, es förmlich zu widerlegen. Wollte aber Hr. List die Randglossen, welche der Unterzeichnete in *sein* Exemplar seines Buches geschrieben hat, in der nächsten Auflage mit abdrucken lassen, so stehen dieselben ihm mit Vergnügen zu Diensten. Die dritte Auflage würde dadurch viel stärker werden, obschon sie blofse einzelne Wörter, Ausrufungs- und Fragezeichen sind.

E. Baumstark.

VII.

Dr. J. A. Möhler's Patrologie oder christliche Literärgeschichte. Aus dessen hinterlassenen Handschriften mit Ergänzungen herausgegeben von Dr. F. X. Reithmayr, aufserord. Prof. der Theologie an der Ludwig-Maximilians-Universität. Erster Band. Die dreien ersten Jahrhunderte. Regensburg, 1840. [illegible] *u.* 968 *S.*

Zunächst ist der Titel des Werkes in Betracht zu ziehen. Möhler erklärt sich hierüber selbst p. 14: „Es bildeten sich zwei theologische Hülfswissenschaften, wovon die eine die einleitenden Vorkenntnisse zum Studium der Väter an die Hand geben, die andere die Ergebnisse des Studiums selbst mittheilen, mithin dieses auch gewissermafsen ersetzen sollte. Man unterschied in dieser Hinsicht zwischen Patrologie und Patristik. Die letztere lieferte die Resultate des Studiums der Väter in dogmatischer Beziehung, indem sie die Zeugnisse, die man in ihren Schriften für die Dogmen findet, herausnahm, um diese somit historisch zu begründen. Man kümmerte sich demnach in dieser Disciplin nicht um eine Darlegung eines vollständigen Systems des gesammten Glaubens und Wissens der Vaters, sondern nur das benutzte man von ihm, was für die Dogmatik zu passen schien. Der Patrologie aber wurde ein weiteres Gebiet angewiesen. Sie befafste sich mit der biographischen und bibliographischen Kenntnifs von den Kirchenschriftstellern und [illegible] nebstdem noch die Zeugnisse derselben für die Kirchenlehre an, die und soweit sie sich in ihren [illegible]. Nach dieser Distinction wäre somit die Patristik der Theil der Patrologie und darum eine überflüssige Wissenschaft, weil sie theils durch die Einrichtung [illegible] rer dogmatischen Lehrbücher, welche deren Stoff sich aufgenommen, theils auch in neuerer Zeit durch die Dogmengeschichte entbehrlich gemacht". — Diese Unterscheidung, welche auch von Möhler selbst gegeben, ist Rec. völlig neu und unbekannt gewesen. Der gewöhnliche Name Patristik für die in Rede stehende Wissenschaft wäre an sich tadellos; allein ist dem gewöhnlichen Gebrauche nach auf die altchristliche Literatur beschränkt. Möhler macht [illegible] gegen treffende Einwendungen, indem er die Unbarkeit dieser Beschränkung nach Einigen auf die [illegible] nach Anderen auf die sechs ersten Jahrhunderte [illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

J. A. Möhler's Patrologie oder christliche Literärgeschichte. Aus dessen hinterlassenen Handschriften mit Ergänzungen herausgegeben von Dr. F. X. Reithmayr.

(Fortsetzung.)

„Diese Zeitbestimmungen, sagt Möhler p. 20, welches Jahrhundert als das zu betrachten sei, das den Cyklus der Väter abschliefse, haben allzumal ihren Grund weder in einer einseitigen kirchlichen Polemik, oder andern beschränkten Rücksichten. Das Wesen ist, dass es nach dem ursprünglichen und reinen Sinne des Wortes so lange Kirchenväter geben müsse, als die Kirche dauert". — Gewifs; allein der *Sprachgebrauch* hat einmal diese Begrenzung fixirt, und es ist schwer dieselbe mit Einem Male und doch auch nicht ohne Willkühr zu erweitern. Vielmehr hat man das Recht einer historisch-theologischen Disciplin, die in dieser Ausdehnung und Behandlung eine neue ist, auch einen neuen Namen zu geben, — und Rec. stimmt Möhler gerne bei, wenn er seinem Werke auch noch den Titel *christliche Literärgeschichte* beigefügt, eine Bezeichnung, deren allgemeine Annahme und Einführung sehr wünschenswerth wäre, da sie ihre vollkommne Analogie an der griechischen und römischen Literaturgeschichte hat, welche, wenn nicht eine gleiche, doch eine sehr ähnliche Aufgabe sich zu stellen hat. —

Möhler hat für die Gründung oder doch neue Gestaltung dieser Wissenschaft in vorliegendem Werke einen ausgezeichneten Beitrag gegeben, und es ist nicht genug zu bedauern, dafs ihm selbst die Herausgabe und gleichmäfsige Ausarbeitung nicht mehr vergönnt gewesen. Vieles würde er gewifs vervollkommnet, in Rücksicht auf die neuesse Literatur modificirt haben; die Behandlung würde gleichmäfsiger, mehr von denselben Gesetzen bestimmt worden sein, das kritisch-philologische Element, von welchem übrigens Möhlers gesammte Bildung tingirt war, würde mit mehr Liebe und nicht blofs der ästhetischen Seite nach verarbeitet, die Geschichte der Texteskritik vollständiger mitgetheilt sein, — überhaupt das Ganze mehr den Charakter der Forschung und Untersuchung erhalten haben. Aber dessenungeachtet hat Möhler in Betracht der in der That ungeheuern Aufgabe, welche in dieser Ausdehnung über die ganze Geschichte der Kirche die christliche Literärgeschichte zu lösen hat, (dem *Einzelnen* ist überhaupt *selbständige* Forschung auf dem *ganzen* Gebiete derselben unmöglich) Ausgezeichnetes geleistet, nicht sowohl wie schon angedeutet in historisch-kritischer Rücksicht, oder durch grofsartige folgenreiche Combinationen, als durch sein schönes Talent für Charakteristik und Auffassung der eigenthümlichen Lehrbegriffe, durch die Klarheit, durch die vollendete Bildung seiner Diction. Meisterhaft (wenn auch nicht ohne Einseitigkeit) ist z. B. seine Charakteristik des Tertullian, welche ich ausbebe (p. 704). „Tertullians Individualität als Schriftsteller ist in den schärfsten Zügen charakterisirt. Sein seltenes Talent, seine Gelehrsamkeit, spricht aus allen Schriften; seine dialektische Kunst und unerschöpfliche Gemüthskraft setzt in Erstaunen. Sie machen das Wort in seiner streitfertigen Hand zu einer mächtigen Waffe und ihn, wo er sie, sich an die Kirche anlehnend, für die Wahrheit führt, unüberwindlich. Was er schreibt, ist meist tief gedacht; ein unerschöpflicher Reichthum an Ideen entsprudelt seiner lebhaft glühenden Phantasie; der Sprache ist er vollkommen Meister; er prefst sie schonungslos und eng in seine Gedankenformen. Er überschüttet mit ungewöhnten Ausdrücken; mit überraschenden Wendungen treibt er den Leser vor sich her; schlägt aber mehr als er überzeugt. Doch ist er als Katholik noch ziemlich sanft (?) und läfst das klare Bewufstsein vorwalten. Aber als Montanist verschwendet er Witz und Satire für die Bekämpfung

Digitized by Google

der Wahrheit; er schmäht und tobt ohne Maafs des gereizten Affects, alle Sanftmuth ist dahin. Dabei ist sein Styl stets lakonisch, sententiös, die Uebergänge rasch und unvermittelt; der Ausdruck hält sich nie ans Maafs der Vorstellung; fast immer spricht er in Kraftausdrücken, in Hyperbeln, wenn er anklagt oder vertheidigt, lobt oder schimpft. Den Gegner, Katholik oder Häretiker, macht er immer lächerlich. Wie sein Gemüth, so die Hast seiner Sprache, immer gedrängt, dunkel; zwar bilderreich und blühend; aber *eben wie die Blüthen der Wüste.* Da er der erste lateinische Kirchenschriftsteller und ohne Vorgänger war, so lag ihm noch keine fertige Sprache zur Hand, er mufste sich diese erst schaffen und bilden. Liebten nun überhaupt die Africaner einen eigenen lateinischen Sprachbau, so war er hierin africanischer als alle. Er latinisirt griechische Wörter, giefst sich ganz neue lateinische, oder verunstaltet beliebig die alten. Darum seiner Schriften bizarres Ansehn". — Wie hier, so entwickelt Möhler auch sonst mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, — wie es nur durch das genaueste, umfassendste Studium möglich ist, — in scharfen Umrissen die dogmatischen Ansichten der Väter (freilich nicht selten entstellt und von seinem Standpuncte aus umgedeutet z. B. die vom Abendmahle fast durchgängig); zeichnet mit der geschicktesten Farbengebung auf Grund der in den Quellen gegebenen Andeutungen ein schönes Bild ihres Lebens und Strebens, — und weifs oft mit der zartesten Sinnigkeit verborgen liegende Fäden in das Netz seiner Darstellung zu verweben. Der Hr. Herausgeber hat ihm hierin so glücklich nachgeahmt, dafs Recensent ohne die bestimmte Angabe dessen, was von ihm herrühre (und dies ist nach Vorrede S. VIII nicht unbedeutend) durch die Verschiedenheit der Sprache gar nicht auf den Dualismus der Autorschaft würde aufmerksam geworden sein. Er wird daher auch in Folgendem die Verfasser nicht unterscheiden, da er ihre vollkommene Uebereinstimmung voraussetzen kann.

Die christliche Literärgeschichte, — so nennt Recensent diese Wissenschaft, über deren Studium und Bedeutung p. 1—6 so Treffliches gesagt *), theilt Möhler in drei Zeiträume, den römisch-griechisch den germanischen, den römisch-griechisch-germ schen. Die Geschichte der drei ersten Jahrhund theilt er wieder in Abschnitte und beginnt jeden einer Allgemeines besprechenden Einleitung. D Einleitungen sind jedoch, — so Herrliches sie im zelnen enthalten, im Ganzen zu dürftig, und hätten von F. A. Wolf für die klassische Literatur so nannte innere Geschichte geben müssen, zu der nur ein unbedeutender Anfang gemacht. Diese freilich dogmengeschichtliche Entwickelungen nicht folgen, wenn sie nicht auf unangemessene Weise der Dogmenhistorie sich verwechseln will, ihr ist mehr die *Individualität*, die durch diese bedingt talität der Leistungen eines Schriftstellers die H sache, allein sie kann eben so wenig die innere B hung auf die Dogmengeschichte aufgeben, wie Biographie die auf die Welthistorie (wie M

*) Namentlich p. 6: In diesen Vätern der Kirche hat sich Glaube, Lehre, Darstellung in den einfachsten und edelsten Formen ausgeprägt. Dahin müssen daher diejenigen zurückgehen, welche sich eine recht tüchtige und sende Kenntnifs der Streitpuncte, der Gründe und digungsmittel für die treffenden Dogmen erwerben. dies geschehen, würden die, welche die Sache der zu führen sich anbieten, nur mit einem vergleichenden über Jetzt und Einst hinstreifen, man würde gewiss mit so vielen gebrechenhaften Darstellungen des Dogma zufrieden geben, wie es wirktich der Fall ist. Aber fehlt die Intensität des Gedankens, die erhabene Begeis rung und das Feuer des Gemüthes, weil keine Gefahr sein scheint, oder wo sie wahrgenommen wird, eher m lose Klagen, als eine grofsartige Geistesthätigkeit hervo ruft. Die Kraft der Kirche ist die alte noch, die n schwächte, aber sie liegt nicht auf der Oberfläche, sondern tief innen im Herzen, wo sie webt und schafft. Alle haben darum die, welche in ihr zu lehren, zu erbauen leiten und zu streiten haben, von dieser Aeufserlichkeit Leben nach innen sich zu sammeln; und zu athmen Geist von denen, in welche ihn die Kirche dereinst d haucht; aufzunehmen ins geöffnete Herz die Kraft, die in jenen Vätern ausgeboren; hier erst die eigenen Le pulse mit den Herzschlägen der Kirche in gleichen Ta setzen: dann wird auch unserm Geiste die Spann- Schwungkraft wiederkehren, um den Gegensatz auszuna und eine frische lebendige Bewegung im Gebiete des giösen wieder zu erzeugen. — Endlich verbreiten sich alten Schriftsteller der christlichen Kirche nebst den re sen auch über allgemein menschliche Verhältnisse oft unnachahmlicher Schönheit, so dafs ein wohlgeordneter dium für alle Theologen fruchtbar und segenbringend wird.

Digitized by Google

bst andeutet p. 11). Diese *innere* Geschichte der istlichen Literatur hätte nur nach des Recensenten icht die Anfänge der Apologetik, Geschichtschrei-g, Dogmatik, wie sie aus den Bewegungen der che hervorgegangen und wieder in sie eingreifen, etisch zu entwickeln, die allmählige Vervollkomm-g des Styls, der Kunst der Darstellung zu schil-n, wie dies Möhlers Ansicht und Absicht selbst vesen zu sein scheint (s. p. 179—187, 416—429). ein die hier gegebenen kurzen Umrisse nach keinem timmten durchgreifenden Plane gearbeitet, sind theils ganz vulgäre, aber sehr in Anspruch zu nehmende sultate der früheren Forschung gestützt, theils durch rkennung dessen, was Möhler kurzweg das Häreti-he nennt, voll vieler Unrichtigkeiten. Was das Er-e betrifft, so führe ich als Beispiel die immer noch t Hartnäckigkeit vertheidigte Aechtheit der Igna-mischen Briefe an. Gegen das Zweite kann ich hts Besseres sagen, als *Schwegler*, nur in einem *extremen* Sinne gesagt (*der Montanismus und die istliche Kirche des zweiten Jahrhunderts* p. 2). mer noch herrscht jener Dogmatismus der Ge-ichtsbetrachtung, zu glauben, dafs die Wahrheit ittelbares, festes Resultat sei. Immer noch er-t man in der Entwickelung des Dogmas den Fort-ritt einer geraden Linie, zu deren beiden Seiten dogmatische Irrthum sich bewegt; immer noch lt man das Werden der katholischen Lehre und Häresie als zwei isolirte Reihen sich gegenüber, e zu erwägen, dafs die Wahrheit nach ihrer be-sten Bestimmtheit erst Resultat ihrer Selbstvermit-ng mit dem Irrthume ist". — Diese *freie* Selbst-ittelung kennt aber Möhler nicht: der Glaube der che ist von Anfang an schon fertig und unwandel-. Ja er unterscheidet noch (p. 18) zwischen Kir-vätern und Kirchenschriftstellern, und rechnet zu eren alle die, „welche fremdartigen Einflüssen zu offen stehend, den überlieferten Glauben nicht er und durchweg im Geiste und Sinne der Kirche geprägt haben". — Wenn nun hier unter die Vä-*zweiten* Rangs die genialsten Männer der ganzen Kirche, ein Clemens, Origenes gerechnet werden, ist klar, dafs die geschichtliche Entwickelung ganz worren werden und an einen ihr selbst fremden afsstab gehalten sein mufs: *Papias* wird wahr-einlich wegen seines Chiliasmus als theilweise he-terodox angesehn, und doch ist auch *Irenaeus*, wie der Hr. Verf. p. 392 selbst eingestehen mufs, von die-ser Heterodoxie angesteckt, — derselbe, welchen er als Vertheidiger der Tradition so unbedingt lobt! Was war denn die Quelle dieses seines Chiliasmus (adv. Haeres. V. 25)? — Der Hr. Verf. meint, „dafs hier Irenäus den Glauben der katholischen Kirche bei Seite gelassen, lasse sich weder verkennen, noch rechtfer-tigen". Weshalb läfst sich dies nicht verkennen? Wodurch kann bewiesen werden, dafs er den ortho-doxen Glauben der Kirche *bei Seite gelassen*? nicht vielmehr nur ihn mittheilt, — nur gegeben, was er empfangen? — Der Chiliasmus war das Vorurtheil der *ganzen Kirche* im zweiten Jahrhundert, Irenäus nahm nur *Theil daran*, nur *wenige* sogenannte häreti-sche Lehrer tilgten es allmählig, und wirkten so we-sentlich auf die *Kirchenlehre* ein (S. die Stellen des Origenes, wo er den Chiliasmus bekämpft bei Hagen-bach D. G. I. 239.) *), dafs die spätere Form der-selben theilweise als ihre Schöpfung zu betrachten ist. Denn nicht allein Papias und Irenäus, sondern auch Justinus Martyr, der sonst gern die Extreme meidet, hat den Einflufs des Zeitgeistes nicht von sich abweh-ren können; er bekennt sich frei und offen, ohne An-stofs daran, dafs es doch auch solche giebt, die an-derer Meinung sind, zu diesem herrschenden Glauben seiner Zeit: Dialog. c. Tryph. Jud. c. 80. p. 306 (ed. Maran.): Ὡμολόγησα — σοι καὶ πρότερον, ὅτι ἐγὼ μὲν καὶ ἄλλοι πολλοὶ ταῦτα φρονοῦμεν, ὡς καὶ πάντως ἐπί-στασθε τοῦτο γενόμενον. Πολλοὺς δ' αὖ καὶ τῶν τῆς κα-θαρᾶς καὶ εὐσεβοῦς, ὄντων χριστιανῶν γνώμης τοῦτο μὴ γνωρίζειν ἐσήμανά σοι. — Ἐγὼ δὲ, καὶ εἴ τινές εἰσι ὀρθο-γνώμενες κατὰ πάντα χριστιανοὶ, καὶ σαρκὸς ἀνάστασιν γε-

*) Es ist bekannt, dafs auch der allerdings „ganz rechtgläu-bige" Cajus den Chiliasmus bekämpfte (Euseb. H. E. III. 28. 31. VI. 20. Phot. Cod. 48.), allein dafs er in dieser Bekäm-pfung nur die allgemeine Kirchenlehre vertheidigte (Schweg-ler: Der Montanismus p. 138), folgt daraus nicht. Die Oppo-sition gegen den Montanismus überhaupt, konnte ihn auch zu der gegen dieses eine Element desselben führen. Uebrigens bleibt es merkwürdig, dafs Cajus, den die Tradition (s. *Gal-land*: *Bibliothec. Patrum* II. Proleg. p. XXVIII.) Schüler des Irenäus nennt, sich von den Ansichten seines Lehrers so ganz frei gemacht hatte, — und doch in kritischer Bezie-hung, in der Verwerfung des Hebräer-Briefes als unpauli-nisch abhängig von ihm blieb: *Photius Bib.* Cod. 232. Eu-seb. VI. 20.

Digitized by Google

νήσεσθαι ἐπιστάμεθα καὶ χίλια ἔτη ἐν Ἱερουσαλὴμ οἰκοδομηθείσῃ καὶ κοσμηθείσῃ καὶ πλατυνθείσῃ, ὡς οἱ προφῆται ὁμολογοῦσιν. Wie nun in diesem Puncte, so hat auch sonst Möhler den wahren Verlauf der Geschichte wegen des Vorurtheils, dafs nur die orthodoxe Kirche in alleinigem Besitz der Wahrheit sei, nicht richtig darzustellen vermocht. Das Häretische ist eben als solches ihm schon das Falsche; jeder im Streben nach dogmatischer Fixirung der Lehre gemachte Versuch der Wissenschaft ist, wenn er nicht absoluter Weise mit den kirchlichen Bestimmungen übereinkommt, verdammenswerth; ihn mit gleichen Waffen zu widerlegen ist überflüfsig, — vielmehr ist in dieser Beziehung das schon von Tertullian empfohlene argumentum praescriptionis anzuwenden. „Dieses Beweisverfahren, heifst es sogar p. 746, gilt nicht blofs, wie Neander meint, gegen die Gnostiker; es hat gleiche Bündigkeit gegen alle Häresien, *die Protestanten nicht ausgenommen*. Es sind bei ihnen dieselben formellen Principien, wie bei allen andern: die Lossagung von der Einheit und Auctorität der apostolischen Kirche, die Verwerfung der Tradition und einseitige Stellung auf die Schrift (— als wenn der Protestantismus nicht behauptete, dafs die Schrift *in* der Kirche entstanden sei), dieselbe Willkühr in der Exegese und Kritik des Kanons (— der eben durch die gröfste Willkühr sanctionirt ist — von einem Concil, das sich in Vielem sehr menschlich gezeigt); während die Stifter dieser neuen Häresien keine göttliche Legitimation, so wenig als ein Marcion und Valentin, vorgelegt, keine Spur apostolischer Succession vor und hinter sich haben, und ihr Lehrbegriff nicht etwa blofs von der römischen, sondern von allen apostolischen Kirchen des Erdkreises Griechenlands und Asiens als irrthümlich verworfen wird. Es bedürfte übrigens dieses Beweises nicht. Die Zersplitterung des einen christlichen Bewufstseins in viele hundert Fractionen, die jetzt auf dem Boden der aufgelösen Einheit herumtummeln und wimmeln, könnte ihrem Herzen fühlbar machen, dafs ihnen das Christenthum als *compacte* Gröfse abhanden gekommen sei" — aber nicht, fügen wir hinzu, als die *ideale* alle Gegensätze in sich tragende Einheit. Diese Einheit mufs wohl etwas Gröfseres und Höheres sein, als die von manchen Seiten so sehr empfohlene und gewünschte Gleichheit des Bekenntnisses, die ja an und für si leicht zu erreichen wäre: sie ist nicht, sondern sie wi sie könnte aber nicht werden, wenn sie nicht schon vi ihr Werden ist die reale Entwickelung dessen in Zeit, was in der Ewigkeit keimte. —

Nach diesen allgemeinen Erörterungen we sich Rec. zur Beurtheilung von Einzelheiten, mit nen er nicht übereinstimmen kann. Da deren aber viele sind, dafs eine vollständige Besprechung de ben unmöglich ist, so bitte ich die folgenden Erö nungen nur als Beispiele zu betrachten, durch wel mein Urtheil über das Ganze klarer und schärfe stimmt werden soll: und wie ich diese Kritik der *Anerkennung* Möhler's begonnen, so möge au Einzelnen mit solchen Abschnitten, welchen dieu zollt werden kann, der Anfang gemacht werden.

S. 267 — 283 handelt Möhler (dieser Theil ist Vorrede nach im Wesentlichen von ihm selbst schrieben) über *Athenagoras*, und zeigt hier sow in Angabe des Inhalts als in der Darstellung d Lehrbegriffes auf glänzende Weise die ausgezei Gewandtheit in Auffassung und Sprache, welc schon oben zu rühmen Gelegenheit hatten. A goras selbst ist ihm hierin nicht unähnlich. Au hat, was die formelle Seite seines Styles betrifft, vortreffliche Rundung des Satzbaues, eine ge Glätte und Abgemessenheit, dabei (wenn wir die berücksichtigen, in der er schrieb) eine solche *heit* des sprachlichen Ausdrucks, wie, aufser bei Theophilus, der sogleich besprochen werden soll, keinem Apologeten sonst zu finden ist. Die vie tige Bildung und ausgezeichnete Kenntnifs des kl schen Alterthums hat er mit dem Letztgenannten, Justin, Clemens von Alexandrien gemein, auch be treffen wir Fragmente aus griechischen Schriftst allein doch weit mehr Notizen über Philosopheme Denker als Dichterstellen, und diese von der Ph phie überhaupt tingirte Bildung unterscheidet ihn vom Theophilus, dessen Beschäftigung mit den chischen Dichtern (wie die vielen Bruchstücke Aeschylus, Sophocles, Euripides, Simonides zei seinen eigenen Produkten eine gewisse poetische bung gegeben. Wenigstens ist Athenagoras bei tem nüchterner zu nennen, als er.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

. J. A. Möhler's Patrologie oder christliche Literärgeschichte. Aus dessen hinterlassenen Handschriften mit Ergänzungen herausgegeben von Dr. F. X. Reithmayr.

(Schlufs.)

Merkwürdig ist in dieser Beziehung, dafs sich zwei tellen bei ihm finden, wo er des Aristoteles erwähnt, ei- s Schriftstellers, der in der Geschichte der patristi- en Philosophie so höchst selten erwähnt wird *). Näm- C. VI und XVI (*Galland. Biblioth. Pat.* II. 7, 8 und wird als Lehre des Aristoteles von Gottes Wesen egeben: ὁ δὲ Ἀριστοτέλης καὶ οἱ ἀπ' αὐτοῦ ἕνα ἄγον- ; οἱονεὶ ζῶον σύνθετον ἐκ ψυχῆς καὶ σώματος συνεστη- λέγουσι τὸν θεὸν, σῶμα μὲν αὐτοῦ τὸ αἰθέριον νομί- ς, τοὺς τε πλανωμένους ἀστέρας καὶ τὴν σφαῖραν τῶν ανῶν κινούμενα κυκλοφορητικῶς· ψυχὴν δὲ τὸν ἐπὶ τῇ ρει τοῦ σώματος λόγον αὐτὸν μὲν οὐ κινούμενον, αἴτιον δὲ τῆς τούτου κινήσεως γινώμενον. Dafs nun diese Ansicht nicht so, wie sie hier vorgetragen wird, ächt aristotelisch ist, bedarf bei den jetzt gewonnenen Resultaten der Forschung über diesen Philosophen keines Beweises. Es fragt sich aber, ob nicht eine Stelle aufzufinden, an welche die hier vorgetragene Theorie ein Anklang ist. Ich vermuthe, dafs Metaphys. XI p. 250 Br. unserem Kirchenlehrer vorgeschwebt hat. Nachdem nämlich Aristoteles in dem Vorhergehenden seine tiefsinnige Forschung über Gottes Wesen und unendliches Leben mitgetheilt, erörtert er hier mit Rücksicht auf andere Denker die Frage, ob nur eine oder mehre solcher Wesenheiten zu denken seien (Biese: die Philosophie des Aristoteles I. 553). Er geht hier von den Bewegungen der Himmelskörper aus, und zeigt, dafs das bewegende Princip eines Gestirns mit dessen Bewegung übereinstimme, diese Bewegungen selbst aber die letzten Kräfte der Natur seien, aufser denen nichts existiren könne, dafs aber, obgleich es nach der Anzahl dieser Kreisbewegungen mehrere Gestirne am Himmel giebt, es doch nur *einen* Himmel geben könne; denn wären deren mehrere, so müfsten sie der Art nach jeder ein und dasselbe Princip haben (ἔσται εἴδει μία ἡ περὶ ἕκαστον ἀρχὴ, ἀριθμῷ δὲ γε πολλαί), und sie wären nur numerisch verschieden; — alles aber, was gezählt werden kann, ist materiell; das Urprincip kann dies aber nicht sein (τὸ δέ τί ἦν εἶναι οὐκ ἔχει ὕλην τὸ πρῶτον); daher ist das Wesen ein einiges, welches, selbst unbewegt, die bewegende Grundursache ist; also existirt auch nur ein Himmel. Athenagoras nun, oder wer sonst das erste Mifsverständnifs herbeigeführt, an welchem er vielleicht nur Theil nimmt, bleibt gleichsam in der Mitte dieses Beweises mit seinen Gedanken hängen; die Vielheit der Bewegungen hält er fest, ohne mit Aristoteles zu der sie auflösenden Einheit fortzugehen. Namentlich ist die Beziehung auf die Stelle Me-

*) Es scheint fast, als sei den Kirchenvätern eine sehr unbestimmte und schwankende Tradition von der Richtung der Aristotelischen Philosophie zugekommen: seine ungeheure Bedeutung für die Logik, für die streng methodische Behandlung der Philosophie überhaupt und deren Ausprägung in den schärfsten Kategorien ist ihnen wahrscheinlich Veranlassung gewesen, da, wo sie eine gewisse Verstandesnüchternheit im Gegensatze zu der Fülle der Ahnung des idealen Plato wahrnahmen, die Kenntnifs und das Studium des Aristoteles vorauszusetzen. So z. B. heifst es bei Eusebius in Beziehung auf die *Artemoniten* und *Theodotianer* H. E. V. 25: Χριστὸν ἠγνοήκασι, οὐ τί θεῖαι λέγουσι γραφαὶ ζητοῦντες, ἀλλ' ἄποιον σχῆμα συλλογισμοῦ εἰς τὴν τῆς ἀθεότητος εὑρεθῇ σύστασιν, φιλοπόνως ἀσκοῦντες· καταλιπόντες τὰς ἁγίας τοῦ θεοῦ γραφὰς γεωμετρίαν ἐπιτηδεύουσι· — Εὐκλείδης γοῦν παρὰ τισιν αὐτῶν φιλοπόνως γεωμετρεῖται, Ἀριστοτέλης δὲ καὶ Θεόφραστος θαυμάζονται κ. τ. λ. Ich zweifele aber daran, dafs die Artemoniten den Aristoteles selbst studiert haben, wenigstens findet sich sonst so wenig eine Verwandtschaft zwischen ihnen und jenem Philosophen wie beim *Eunomius* (S. Ritter's Geschichte der christlichen Philosophie II. 65).

Digitized by Google

taphys. XI p. 250, 25 (ἐπεὶ δὲ τὸ κινούμενον ἀνάγκη ὑπό τινος κινεῖσθαι καὶ τὸ πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον εἶναι καθ' αὑτό, καὶ τὴν ἀΐδιον κίνησιν ὑπὸ ἀϊδίου κινεῖσθαι καὶ τὴν μίαν ὑφ' ἑνός, ὁρῶμεν δὲ παρὰ τὴν τοῦ παντὸς τὴν ἁπλῆν φορὰν, ἣν κινεῖν φαμὲν τὴν πρώτην οὐσίαν καὶ ἀκίνητον, ἀλλὰ φορὰς οὔσας τὰς τῶν πλανητῶν ἀϊδίους, ἀΐδιον γὰρ καὶ ἄστατον τὸ κύκλῳ σῶμα) sehr deutlich.

Recensent ist auf diesen Punct einen Augenblick näher eingegangen, weil er, so viel er weiſs, weder von Möhler noch einem Andern berücksichtigt, und doch für die Würdigung der Tendenzen jener Zeit nicht ohne Bedeutung ist, — gesteht aber ein, daſs ihm die Auffindung der Gründe, weshalb der Einfluſs des Aristoteles auf die patristische Philosophie so gering, der des Plato dagegen so bedeutend gewesen, einer tiefer eindringenden Forschung zu bedürfen scheint. — Athenagoras zeigt übrigens in metaphysischen Dingen keine Aehnlichkeit mit Aristoteles, wohl aber in den Uebergängen und Schlüssen einige Gewandtheit, was Möhler in seiner Charakteristik nicht bemerkt, die jedoch im Ganzen sehr gelungen und viel richtiger zu nennen ist, als manche Erörterungen in dem Abschnitte über seinen Lehrbegriff, über welche Recensent wenigstens seine Bedenklichkeiten gestehen muſs.

Ferner kann sich Recensent auſser vielem andern auch *nicht* mit der Auffassung und Darstellung der Lehre des *Origenes* von *Logos* einverstanden erklären (— Dieser Theil hat übrigens nach S. VIII der Vorrede nicht Möhler, sondern den Herrn Herausgeber zum Verfasser). S. 534—538 ist es nämlich das Streben des Hrn. Verfs., des Origenes dogmatischen Lehrbegriff nach dem Nicenum zu beurtheilen und in diesem Sinne zu erklären. Man muſs begierig sein zu sehen, wie ihm dies gelingt. Als Beweisstelle für die von Origines anerkannte Homousie wird zunächst angeführt Homil. XII in Num. XXI 16 (Origenes Opp. ed. Lommatzsch. X. 127): „Alius enim ipse est a patre et filio, sicut et de ipse nihilominus in Evangelio dicitur: mittet vobis pater alium paracletum, spiritum unitatis? Est ergo haec trium distinctio personarum in patre et filio et spiritu sancto, quae ad pluralem puteorum numerum revocatur. Sed horum puteorum unus est fons. *Una enim substantia est et natura Trinitatis*". Allein obwohl „Form und Satz hier tadellos sind" (p. 534), wie der Hr. Verf. meint, so muſs man sich doch billig wundern, daſs derselbe eine Stelle anführt, welche zu den unbestimmtesten Aeuſserungen des Origenes gehört. Was sagt sie anders, als daſs Vater und Sohn eins und unterschieden sind, — eben auf die *Art* und *Weise* der Einheit und Verschiedenheit kommt es ja an. Der Hr. Verf. giebt es selbst zu. — „Die Schwierigkeiten entstehen, sagt er, wenn es die Bestimmung der Beziehungen gilt, in denen Origenes die drei Personen sich neben einander gedacht habe. Hier begegnen wir Aeuſserungen, die, aus dem Zusammenhange gerissen und für sich betrachtet, allerdings anstöſsig und verdächtig sein könnten. Im Allgemeinen aber gilt hier die Bemerkung, daſs unser Verf. fast überall, wo er sich hierüber näher erklärt, entweder die Einwürfe der Gegner oder Entstellungen dieser Lehre durch die Monarchistiker und Unitarier im Auge hat, und daher bei Umständen bald die Einheit des göttlichen Wesens, bald die persönliche Unterschiedenheit schärfer hervorhebt". — Dem ist aber nicht so. Gerade bei der Bekämpfung der Unitarier, wo es auf die möglichst gröſste Bestimmtheit des Ausdrucks ankam, sagt er (Comment. in Joann. II. 2. Opp. ed. Lommatzsch. f. 92): Λεκτέον γὰρ αὐτοῖς, ὅτι τότε μὲν αὐτόθεος ὁ υἱὸς ἐστι διόπερ καὶ ὁ Σωτὴρ φησιν ἐν τῇ πρὸς τὸν πατέρα εὐχῇ „ἵνα γινώσκωσι σε τὸν μόνον ἀληθινὸν θεόν". ὅτε δὲ τὸ παρὰ τὸ αὐτοθεὸς μετοχῇ τῆς ἐκείνου θεότητος θεοποιούμενον οὐχ ὁ θεὸς, ἀλλὰ θεὸς προσαγορεύοιτο ἄν λέγοιτο, ᾧ πάντως ὁ πρωτότοκος πάσης κτίσεως, ὁ πρῶτος τῷ πρὸς τὸν θεὸν εἶναι, σπάσας τῆς θεότητος ἑαυτὸν, ἐστὶ τιμιώτερος τοῖς λοιποῖς παρ' αὐτὸν θεοῖς, ὁ θεὸς θεός ἐστι κατὰ τὸ λεγόμενον· θεὸς θεῶν κύριος ἐλάλησε καὶ ἐκάλεσε τὴν γῆν" — Ἀληθινὸς θεὸς ὁ υἱός· οἱ δὲ κατ' ἐκεῖνον μορφούμενοι θεοὶ ὡς εἰκόνες τοῦ πρωτότυπου· ἀλλὰ πάλιν τῶν πλειόνων εἰκόνων ἡ ἀρχέτυπος εἰκὼν ὁ πρὸς θεὸν ἐστι λόγος. Vergl. daselbst I p. Καὶ λεκτέον, ὅτι κτίσαι ἵν' οὕτως εἴπω ἔμψυχον σύστημα ὁ θεὸς αὐτῇ ἐπέτρεψεν ἀπὸ τῶν ἐν αὐτῇ τύπων τοῖς ἀόρατοις καὶ τῇ ὕλῃ, οἶμαι, παρασχεῖν τὴν ὕπαρξιν καὶ τὴν ἐπίνοιαν καὶ εἴδη. *Contra Celsum* V. 39: ἴστωσαν, ὅτι τὸν ἕτερον θεὸν οὐκ ἄλλο τι λέγομεν ἢ τὴν περιεκτικὴν τῶν ὁυτινουσοῦν λόγου τῶν κατὰ φύσιν καὶ προηγουμένως καὶ εἰς χρήσιμον τοῦ παντὸς, λόγον· ὅντινα τῇ Ἰησοῦ πιστεύοντες παρὰ πᾶσαν ψυχὴν ψυχῇ οἰκειῶσθαι καὶ ἡνῶσθαι ἐπιθυμεῖν κ. τ. λ. Vergl. daselbst VIII. 22 (pag. 397 Hoeschel). Daſs nun aus diesen und andern Stellen

e Unterordnung des Sohnes *) unter den Vater folgt, ist protestantischen Dogmenhistorikern schon lange wiſs, und denselben auch keinesweges so anstöſsig, dem Hrn. Verf., der, um zur Einsicht in die Wahrunserer Behauptung zu gelangen, nur bedenken ge, daſs, da nach der Schrift contra Celsum I. 23 ντα γὰρ μέρη κόσμου, οὐδὲ μέρος ὅλου θεὸς· δεῖ γὰρ θεὸν μὴ ἀτελῆ, ὥσπερ ἐστὶ τὸ μέρος ἀτελὲς· ταῦτα δὲ ύτερος λόγος δείξει, ὅτι κυρίως θεὸς ὥσπερ οὐκ ἔστι ος, οὕτως οὐδὲ ὅλον) auf Gott die Kategorien der eile und des Ganzen nicht anwendbar sind, für die terscheidung der drei Hypostasen in dem Einen göttlim Wesen keine irgend denkbare Bezeichnung übrig ibt, als die der Subordination. Demnach haben wir dem vom Hrn. Verf. so sehr verehrten Origenes ie ersten Regungen des starren jüdischen Deïsmus funden, welches Princip wachsend durch verschiene Phasen geht, bis es im vierten Jahrhundert im ianismus seine scheuſsliche Krone sich aufsetzt" Parte Möhler's I. p. 419). Wer so den Arianismus theilt, kann freilich auch die früher vorhandenen mente, aus denen er sich bildete, und noch viel weir die Nothwendigkeit dieser ihrer Bildung anerenen und erkennen; sollte aber wenigstens unbefanı genug bleiben, die Lehre des ja von der orthoKirche verdammten Origenes ohne Umdeutung ufassen und wiederzugeben. Noch eines Punctes 's ich in dieser Rücksicht erwähnen. Der Hr. Verf. ert aus der Stelle contra Celsum VIII. 12 (ἕνα θεὸν ὡς ἀποδεδώκαμεν, τὸν πατέρα καὶ τὸν υἱὸν θεύομεν· — θρησκεύομεν οὖν τὸν πατέρα τῆς ἀληκ, καὶ τὸν υἱὸν τὴν ἀλήθειαν, ὄντα δύο τῇ ὑποστάσει ματα, ἓν δὲ τῇ ὁμονοίᾳ καὶ τῇ συμφωνίᾳ καὶ τῇ ταυτῇ τοῦ βουλεύματος κ. τ. λ.): „Hier ist ganz unumwundarum dem *Sohne die gleiche Anbetung vindicirt*, sie in ihrem Wesen Eins sind, der Vorwurf des ytheismus darum keine Haltbarkeit hat". Aber vielr er hat darum keine Haltbarkeit, weil eben nur t der Vater (αὐτοθεὸς, ὁ θεὸς) und *nicht* der Sohn ıbeten ist. Dies sagt Origenes selbst (de oratione II., aus welchem Capitel Rec. nur das Hauptsächste aushebt): „οὐ διδάσκει (ὁ Χριστός) αὐτῷ προσεύαι, ἀλλὰ τῷ πατρί· — εἰ γὰρ ἕτερος, ὡς ἐν ἄλλοις δείκνυται, κατ' οὐσίαν καὶ ὑποκείμενόν ἐστιν ὁ υἱὸς τοῦ πατρὸς, ἤτοι προσευκτέον τῷ υἱῷ καὶ οὐ τῷ πατρὶ, ἢ ἀμφοτέροις, ἢ τῷ πατρὶ μόνῳ· τὸ μὲν οὖν τῷ υἱῷ καὶ οὐ τῷ πατρὶ, πᾶς ὁστιοῦν ὁμολογήσει εἶναι ἀτοπώτατον καὶ παρὰ τὴν ἐνέργειαν λεχθησόμενον ἄν· εἰ δὲ ἀμφοτέροις, δῆλον ὅτι καὶ ἀξιώσεις προσενέγκομεν πληθυντικάς· — λείπεται τοίνον προσεύχεσθαι μόνῳ τῷ θεῷ τῶν ὅλων πατρὶ· ἀλλὰ μὴ χωρὶς τοῦ ἀρχιερέως· εὐχαριστοῦντες οὖν οἱ ἅγιοι ἐν ταῖς προσευχαῖς ἑαυτῶν τῷ θεῷ, διὰ Χριστοῦ Ἰησοῦ χάριτας ὁμολογοῦσιν αὐτῷ. Dieses διὰ Χρ. I. hat aber nur die Bedeutung der Vermittelung und ist nichts als ein Ausdruck für die Nothwendigkeit *des Gebetes im Namen Jesu, wie er dieses sogleich selbst erklärt*: — οὕτως οὐ χωρὶς αὐτοῦ προσευχὴν τινα προσενεγκτέον τῷ πατρὶ, ὡς αὐτὸς τοῦτο παραδείκνυσι σαφῶς οὕτω λέγων· ἀμὴν, ἀμὴν λέγω ὑμῖν, ἄν τι αἰτήσητε τὸν πατέρα μου, δώσει ὑμῖν κ. τ. λ.; — und wenn er in der Polemik gegen Celsus von einem gleichmäſsigen θεραπεύειν des Vaters *und* Sohnes spricht, so kann dies, soll anders die Auffassung der Lehre des Origenes eine mit sich selbst übereinstimmende sein, nicht anders als von einer gemeinsamen Verehrung verstanden werden, welche aber doch dem *Grade* nach verschieden zu denken ist. — Uebrigens findet sich in diesem Abschnitte über Origenes theils noch vieles Falsche, z. B. in den Darstellungen seiner Lehre vom heil. Geiste, theils Mangelhaftes durch Weglassung mancher für dieses groſsen Kirchenlehrers dogmatische Grundanschauung wichtigen Stellen, z. B. derer, welche den Logos als die das ganze Weltall begeistende, durchdringende Macht, als das Centrum aller Vernünftigkeit, als das das gesammte Universum tragende Allleben verkündigen *). —

Bei der im Ganzen sehr gelungenen Darstellung der Lehre des *Hippolytus* p. 599—613, die um so

S. auch die Auseinandersetzung bei *Baur*: Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwickelung. I p. 196—241.

*) *Comment. in Joann.* VI. 22 (Opp. ed. Lommatzsch I. 233): Οὗτος γὰρ δί ὅλης πεφοίτηκε τῆς κτίσεως, ἵνα ἀεὶ τά γινόμενα δί αὐτοῦ γίνηται καὶ περὶ παντὸς οὐτινοσοῦν ἀεὶ ἀληθὲς ἦν τὸ· πάντα δί αὐτοῦ ἐγένετο καὶ χωρίς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδέν· καὶ τὸν πάντα ἐν σοφίᾳ ἐποίησας· εἰ δὴ δί ὅλης τῆς κτίσεως πεφοίτηκε, δῆλον ὅτι καὶ τῶν πυνθανομένων· „τί οὖν βαπτίζεις, εἴ συ οὐκ εἶ ὁ Χριστός; — μέσος ἕστηκεν ὁ αὐτὸς καὶ βέβαιος ὢν λόγος, ὑπὸ τοῦ πατρὸς ἐστηριγμένος πανταχοῦ· ἢ τό· „μέσος ὑμῶν ἕστηκεν· ἀκουέσθω, ὅτι ὑμῶν τῶν ἀνθρώπων διὰ τὸ εἶναι ὑμᾶς λογικοὺς, μέσος ὑμῶν ἑστὰς, τῷ τοῦ παντὸς σώματος ἐν μέσῳ εἶναι τὸ ἡγεμονικὸν ἀποδείκνυται. Vergl. *de Princip.* I. 2 §. 4; *contra Celsum* V. 39, VI. p. 339 ed. Hoeschel; Ritter's Geschichte der christl. Philosophie I. p. 495.

Digitized by Google

wichtiger und bedeutender zu nennen ist, je mehr sie bisher vernachläſsigt, möchte Rec. besonders zwei Puncte besprechen. — Zunächst ist ihm bei wiederholter Lecture der Fragmente des Hippolyt aufgefallen, daſs er da, wo er die Christologie berührt, so nachdrücklich von einer ψυχὴ λογικὴ in Christo spricht, wie es im Anfange des dritten Jahrhunderts auſser bei dem gleichzeitigen Origenes*) bei keinem anderen Dogmatiker sonst zu finden. So contra Noet. c. XVII (Galland. Bibl. Patrum II. 463 — vom Hrn. Verf. p. 609 angeführt): Πιστεύομεν οὖν — ὅτι θεὸς λόγος ἀπ' οὐρανῶν κατῆλθε εἰς τὴν ἁγίαν παρθένον Μαρίαν, ἵνα σαρκωθεὶς ἐξ αὐτῆς, λαβὼν τε καὶ τὴν ψυχὴν τὴν ἀνθρωπίνην, λογικὴν δὲ λέγω — σώσῃ τὰ πεπτωκότα; besonders aber in den Fragmenten der Schrift κατὰ Βήρωνος καὶ Ἥλικος τῶν αἱρετικῶν (oder nach Fabricius gewiſs richtiger Conjectur ἡλικιωτῶν αἱρετικῶν Galland b. a. O. p. 465) wie Fragm. III: — „διὰ τῆς σωματικῆς ἡμῶν γλώσσης ἀτρέπτως ἡ κατὰ φύσιν τῆς ψυχῆς λογικῆς προφέρεται δύναμις· οὕτω καὶ ὑπὲρ τῆς ὑπερφυοῦς τοῦ θεοῦ σωματώσεως διὰ τῆς αὐτοῦ παναγίας σαρκὸς, ἐν οἷς ἂν θεικῶς ἐνήργησε, δίχα τροπῆς ἡ παντοκρατορικὴ καὶ τῶν ὅλων ποιητικὴ τῆς ὅλης θεότητος ἐνέργεια διαδείκνυται κ. τ. λ. Dasselbe hebt er nochmals Fragm. VI. p. 469 hervor: — ὁ τῶν ὅλων δημιουργὸς ἐκ τῆς παναγίας ἀειπαρθένου Μαρίας κατὰ σύλληψιν ἄχραντον, δίχα τροπῆς, ἐνουσιώσας ἑαυτῷ ψυχὴν νοερὰν μετὰ αἰσθητοῦ σώματος γέγονεν ἄνθρωπος φύσει κακίας ἀλλότριος. Durch dieses häufige Urgiren dieses *einen* Elementes (wenn ich so sagen darf) in der Constituirung der Person Christi ist Rec. auf die Vermuthung geführt, dieser Βήρων und seine ἡλικιῶται haben eben das Vorhandensein der λογικὴ ψυχὴ bestritten und seien so Vorläufer des Apollinaris gewesen. Diese Vermuthung wird zur Gewiſsheit durch die Fragm. IV. V., wo (das an und für sich sehr dunkle Fragm. IV wird durch das folgende erklärt) die vollständige Integrität**) der göttlichen und der menschlichen Natur *als Bedingung ihrer Vereinigung dargestellt wird.* Sodann ist bemerkenswerth, was der Hr. Verf. S. 604 zu bemerken unterlassen, daſs contra Noet. c. XIV*) (Galland. p. 461) ein Anflug von philosophischer Betrachtung der Religionsgeschichte sich findet — und zwar auf Grund der Trinitätslehre. Er unterscheidet nämlich eine dreifache stufenmäſsige Erkenntniſs derselben: Gottes des Vaters im Judenthume, welches vom Sohne nichts wuſste; Gottes des Sohnes durch seine Jünger, welche den heil. Geist noch nicht kannten; Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes durch die von diesem Geiste selbst Erfüllten — in der christlichen Kirche, welche durch Christi Auferstehung und Verklärung gegründet. — Sonst ist, wie gesagt, die Charakteristik des Hippolytus wohl gelungen; namentlich die Innigkeit, mit welcher er die Lebensgemeinschaft zwischen den Gläubigen und dem Erlöser faſst (in Susannam Daniel. XII. 24. De Christo et Antichristo Nr. 4. Homil. in Theophan. c. VI. VII) mit vieler Sinnigkeit hervorgehoben, auch ein Beispiel seiner oft schönen bilderreichen Sprache (De Christo et Antichristo Nr. 59) mitgetheilt. — Es ist auffallend, wie schon angedeutet, daſs die dogmatische Bedeutung dieses Kirchenlehrers bisher so sehr verkannt (nur *Baur* hat ihn in jenem oben genannten Werke berücksichtigt), Tertullian dagegen wegen seiner Polemik gegen Praxeas in der Geschichte der Trinität stets als Vertreter einer eigenthümlichen Richtung erscheint. Und doch ist die Opposition des Hippolytus viel leidenschaftsloser und gründlicher, wenn auch nicht so reich an blendenden frappanten Antithesen und geistreichen Wendungen, wie die des Tertullian; seine eigene positive Ansicht von der Trinität schließt der späteren scharfen Fassung des Athanasius sich ziemlich nahe zu stehen***). —

H. Reuter.

*) De *Principiis* II. 6, §. 3. 4; *contra Celsum* IV. 18, VI. 47. Die Stelle bei *Justin. Martyr.* Apol. II. c. 10 p. 48 ed. Maran: λογικὸν τὸ ὅλον τὸν φανέντα — Χριστὸν γεγονέναι καὶ σῶμα καὶ λόγον καὶ ψυχὴν — ist bekanntlich kritisch unsicher.

**) Dieses bedeutet der häufig wiederholte, unbeholfene Ausdruck: μεθ' ὅσων νοεῖται θεὸς — μεθ' ὅσων νοεῖται ἄνθρωπος, welcher gegen die Vorstellung von einer beiderseitigen μεταβολὴ, μεταποίησις gerichtet ist.

*) Ἰουδαῖοι μὲν γὰρ ἐδόξασαν πατέρα, ἀλλ' οὐκ [illegible] υἱόν· μὲν γὰρ οὐκ ἐπέγνωσαν· μαθηταὶ ἐπέγνωσαν [illegible] ἐν πνεύματι ἁγίῳ, δι' ὃ καὶ ἠρνήσαντο· γινώσκων οὖν ὁ [illegible] λόγος τὴν οἰκονομίαν καὶ τὸ θέλημα τοῦ πατρὸς, ὅτι [illegible] βούλεται δοξάζεσθαι ὁ πατὴρ ἢ οὕτως, ἀναστὰς παρεσ[illegible] μαθηταῖς λέγων· Πορευθέντες μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη [illegible] βαπτίζοντες αὐτοὺς εἰς τὸ ὄνομα τοῦ πατρὸς καὶ τοῦ υἱοῦ [illegible] ἁγίου πνεύματος, δεικνύων, ὅτι πᾶς ὃς ἂν ἓν τι τούτων [illegible] τελείως θεὸν οὐκ ἐδόξασεν. Πατὴρ γὰρ ἠθέλησεν, πνεῦμα [illegible] νέρωσεν· Πᾶσαι τοίνυν αἱ γραφαὶ περὶ τούτου κηρύσσουσι.

**) Galland p. 494: δεῦτε πᾶσαι αἱ πατριαὶ τῶν ἐθνῶν [illegible] τοῦ βαπτίσματος ἀθανασίαν. ζωὴν ὑμῖν εὐαγγελίζομαι· [illegible] ἐλευθερίαν ἐκ δουλείας, εἰς βασίλειαν ἐκ τυραννίδος. εἰς [illegible] σίαν ἐκ τῆς φθορᾶς κ. τ. λ.

***) Contra Noet. c. X.

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

VIII.

ußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, ein Verhältniß zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow. Berlin, 1842. *Verlag von Veit und Comp.* 328 S. 8.

Wenn es wahr ist, daſs schon die Titel der Bü-er zum Voraus für die Verfasser einnehmen, so be-det sich Hr. Bülow-Cummerow sehr im Vortheile. nn, was er bis jetzt als Erzeugniſs seiner schrift-lerischen Muſse veröffentlicht hat, ist unter treffli-n und sehr vieles enthaltenden Titeln erschienen, che, insoweit sie die vom Verf. gestellten Aufgaben tefſen und bezeichnen, was man so nennt, den Na-auf den Kopf treffen, indem sie als Aushängeschil-Erörterungen von Fragen versprechen, an welche Niemand wagen will, weil sie theils die gröſsten wierigkeiten der Politik enthalten, theils sie zu rechen nicht gerne gestattet worden ist, obschon gleichwohl die Theilnahmen am Staatsleben nicht in Preuſsen, sondern auch in ganz Deutschland, ganz Europa, im höchsten Grade beschäftigen. dem vorliegenden Buche gilt dies mehr als von n andern im Gebiete der heutigen praktischen Po-k. Man fühlt sich von der ungeheuren Wucht der rte „Preuſsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, Verhältniſs zu Deutschland" fast erdrückt. Die te Geschichte des europäischen Staatensystems, Geschichte der Verfassungen der Staaten germa-hen und romanischen Volksstammes in Europa und rica, die Geschichte der Marken des Vaterlandes, Geschichte der ständischen Verfassung, der abso-n Monarchie und des constitutionellen Systems, die chichte des deutschen Reichs, die Entwickelung preuſsischen Monarchie und des preuſsischen Be-denorganismus vom groſsen Churfürsten an bis zum re 1806, die Entfaltung der Macht der Gesetzge-bung Preuſsens von diesem Jahre an bis zum Jahre 1816 und von da an bis 1840, der Kampf der Princi-pien in Europa vom J. 1825—1830 und im letzt ver-flossenen Jahrzehend, die speculative und historische Staatsphilosophie in ihren gegenseitigen Kämpfen, die um ein deutsches Staatsrecht kämpfenden Mächte der Jurisprudenz und praktischen Politik: — alle diese Ge-gensätze der Vergangenheit und Gegenwart, und die Zukunft Preuſsens und Deutschlands, sollen zum Be-hufe der Lösung obiger Frage beherrscht sein. Müſste nicht schon dies die ungeheure Verantwortlichkeit, die der Schriftsteller übernimmt, wenn er über diese Frage schreibt, ahnen lassen, so werden ihn die theuren Ma-nen Steins, Hardenbergs, und Friedrich Wilhelms III. vor seinem Beginnen warnen. Es handelt sich bei der Frage über Preuſsen, seine Verfassung, seine Verwal-tung, und folglich auch über dessen Verhältniſs zu Deutschland und zum europäischen Staatensysteme, um nichts Geringeres als um einen welthistorischen Schluſs eines Jahrhunderte langen politischen Princi-pienkampfes in Europa, um das Sein und Nichtsein des Princips der absoluten Monarchie in der Verfas-sung und um das Princip der Centralisation in der Gesetzgebung und Verwaltung.

Unser Vf. legt seine Hand an dieses groſse Werk der Lösung jener Frage. Sein vor uns liegendes Buch erscheint unter eben so keckem Titel, wie sein Unter-nehmen keck ist. Ein Edict über freiere Handhabung der Presse ist vorhergegangen. Das Publicum der Politiker findet schon längst seine „Ideen" von preuſsi-scher Verfassung und Verwaltung und von Preuſsens Hegemonie in Deutschlands reif, aber angeblich war zum Unglücke Europas die preuſsische Presse nicht frei genug, um einem Jeden zu gestatten, seine „Ideen" drucken zu lassen, und angeblich bloſs deſshalb war bis jetzt nichts von allen diesen „Ideen" gedruckt wer-den, ausgenommen einige Zeitungsartikel, freilich aber

Digitized by Google

im Auslande, aber doch in Deutschland, wo übrigens die Presse auch nicht frei ist, bis endlich Bülow-Cummerow's Buch, und zwar in Preufsen selbst, ja sogar in der Haupt- und Residenzstadt, erschien. Die „Ideen" des Publicums der Politiker waren schon vor einigen Jahren so reif, dafs es Zeitungsartikeln, worin man haarscharf bewiesen haben wollte, dafs Preufsen keine absolute Monarchie sei u. dgl., auf der Stelle allen Glauben schenkte. Als aber erst vorliegendes Buch erschien, so warfen gar Viele, welche nicht schon vorher vor „Ideen" den Kopf verloren hatten, bereitwillig die noch übrig gebliebenen Köpfe weg, und schwelgten in dem bodenlosen Vergnügen des Enthusiasmus in den abenteuerlichsten und albernsten Sprüngen und Verdrehungen. Ist doch in diesem Buche von Reichsständen und Prefsfreiheit die Rede, werden doch darin mit aller Keckheit die „unerbittlichen" Zahlen in grofsem Maafsstabe gehandhabt und Bankpläne entworfen, wird doch die Beamten-Aristokratie und Beamten-Büreaukratie darin angegriffen, *also* überhaupt eine kühne und liberale Sprache geführt, die Wahrheit gesagt, — als ob dies in der preufsischen Monarchie und Beamtenwelt, und just bei unseren Ministern und bei unserem Könige so selten geschehn!

Sollen wir gerade heraussagen, wie uns bei diesen fabelhaften Taranteltänzen zu Muthe war, so sagen wir, dafs uns recht erbärmlich zu Muthe wurde. Nicht blofs, weil zu all diesem Getreibe keine rechte Ursache vorhanden war, sondern auch, weil das Ausland geneigt sein mag, sich nach solchen emphatischen Aeufserungen des Publicums über etwas Unbedeutendes einen sehr schlechten Begriff von den Zuständen des preufsischen Staatslebens und von der politischen Einsicht des preufsischen Volkes zu bilden. Man sagt nun freilich, auf die Enthusiasten komme nichts an. Allein manche Schriften nehmen es auch gar zu ungenau; anstatt den Lebenssatz des alten Logau (Sinngedichte Buch VIII. 28):

Viel bedenken, wenig reden, und nicht leichtlich schreiben,
Kann viel Händel, viel Beschwerden, viel Gefahr vertreiben.

nehmen sich dieselben seine ironische Selbsttröstung zur ernstesten Beschwichtung (Buch X. 1.):

Sind meine Reime gleich nicht alle gut und richtig,
So sind die Leser auch nicht alle gleich und tüchtig.

und schreiben frisch in bogenreiche Bücher, was man nach Gehalt und Ton eben so alljährlich in hundert mittelmäfsigen Zeitungen der mittelmäfsigen Lesewelt, die keine Zeit selbst auf mittelmäfsiges Nachdenken verwenden will, darbietet, während man es in den besseren weit besser haben könnte.

Es ist wahr, sehr viele Leute haben vorliegendes Buch freudig ergriffen, noch weit mehr Leute haben es gelesen und lesen es noch. Aber wie Viele dieselbe mit ganz entgegengesetzten Empfindungen hinweggelegt haben, ist nicht zu berechnen, selbst wenn wir auch alle diejenigen, welche einem solchen Buche schon des Gegenstandes wegen gram sind, und diejenigen, welche die Hoffnungen des Radicalismus nach seiner Lesung bitterlich getäuscht fühlten, ganz aus Rechnung lassen. Uns hat dieses Buch im höchsten Grade unbefriedigt gelassen, nicht weil in demselben kein einziger neuer Gedanke vorkommt (denn ein Buch kann auch ohne dies sein Verdienst haben), sondern weil es die auf dem Titel bezeichneten Gegenstände höchst unvollständig und oberflächlich behandelt, und weil es nicht dasjenige hat, was man politischen Charakter nennt. Dasselbe spricht zwar über Manches und verlangt auch Mancherlei mit lobenswerther Bestimmtheit. Allein dies ist für den vorausgeschickten Titel viel zu wenig. Wir erwarteten bei der ersten Ankündigung eine Kritik der preufsischen Verfassung und Verwaltung im Ganzen und Grofsen, und entschiedene, tüchtig begründete, aus Einem Gusse kommende oder Einen Gufs ausmachende Vorschläge zur Verbesserung und Umgestaltung, auf Grundlage umfassender politischer, historischer, und philosophischer Studien, und im Geiste eines politischen Charakters. Wir fanden aber das Gegentheil, nämlich Einzelnheiten und nichts Umfassendes, Schiefheiten und selbst Abenteuerliches, Uebereilungen und Halbwahrheiten, ein wunderliches Gemisch politischer Richtungen, überhaupt eine Schrift über Verfassung und Verwaltung ohne Historie und Philosophie. Dieses Urtheil ist hart, sehr hart, und die Aufnahme, welche das Buch gefunden, scheint ihm zu widersprechen; allein es widerspricht demselben keineswegs, im Gegentheil sie bestätigt es vielmehr. Denn ein Buch vom Zeitungstone ist dem Publicum der Politiker mundrecht. Vielen ist der Tadel der Regierung willkommen und aller Form, Manche finden Einzelnheiten berührt, die ihnen schon lange sehr nahe und zum Theile schon lange auf der Zunge liegen, der Enthusiasmus für

Digitized by Google

iges Deutschland deckt gar leicht die Mängel zu, Weihe des Buches als Erstling der gemilderten nsur gereichte ihm zur ersten Empfehlung, und dazu t ein höchst ehrenvoller Beweis, dafs man von oben b Erörterungen über innere Staatsangelegenheiten, in anständigem Tone gehalten sind, nicht ungern e, aber das Publicum hält dies für ein völliges An- ennen des gänzlichen Inhaltes, und zwar so sicher, s man alsbald in Zeitungen lesen konnte, die Er- ung des Soldes der Lieutenants sei schon eine Wir- g der Schrift. Alles dies liefert den schlagendsten weis, dafs es dem Publicum an politischer Tiefe und he, und an eigentlichen politischen Charakteren ngelt. Diese entwickeln sich aber nur an einer ge- sen Oeffentlichkeit, an dem Staatsprincipe der Pu- cität, und, wir möchten sagen, an der Theilnahme Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten, wenn r nicht befürchteten, dafs dieser so oft mifshandelte sdruck in einem verkehrten Sinne genommen werden nte. Schon der Verf. vorliegender Schrift hätte stlicher erwägen sollen, dafs die politische Kritik eitles Stückwerk ist, wenn man die Grundlagen gegenwärtigen Staatszustände nicht ganz gründ- kennt und die vorhandenen Erscheinungen des tslebens nicht als Wirkungen vollständig zu er- en vermag. Wir können es zur Zeit noch der tischen politischen Literatur nicht nachmachen, zur Beurtheilung der Staatshandlungen in der Ge- gebung und Verwaltung gehört die genaue Kennt- der Motive, und zur Beurtheilung ihrer Erspriefs- keit gehört die specielle Erforschung ihrer Wir- gen. Hierauf beruhet die wahre politische Ueber- gung, und die Erkenntnifs, dafs im Staatsleben ts ohne den innigsten Zusammenhang mit allem rigen ist, — darauf die politische Ruhe und Um- t trotz fortwährender Bewegung, — darauf die Ein- der verschiedenen Partheien im erkannten Einen resse, — darauf der Sieg der Wahrheit über die e, welcher Parthei sie auch angehöre, — darauf der Hafs gegen politische hohle Theorien, und r wunderbare Tact im Ergreifen des Realen und llen.

Dafs der Verf. solche Grundlagen nicht gehabt , würden wir fast als sicher annehmen dürfen, auch sein Buch selbst es nicht bewiese. Aber elbe beweist dies im Ganzen und im Einzelnen. Wir wollen hier blofs den Abschnitt über die Verwaltung erwähnen, denn es ist schon des Beweises genug, dafs der Verf. seine Kritik nach Maafsgabe und Ordnung der Organisation der Centralverwaltungsbehörden durchführt, eine logische Ordnung, welche höchstens für eine Kritik des Verwaltungsorganismus, aber nicht für eine Kritik der Verwaltung selbst geeignet ist. Von dieser Letzteren ist daher auch nur das Dürftigste, und zwar selbst dieses noch aufser allem Zusammenhange und ohne Gründlichkeit erörtert, während selbst am Organismus Vieles übersehen ist. Nachdem über Verfassung gehandelt war, mufste das nothwendige reiche Material schon von selbst dazu zwingen, zuerst den Verwaltunsorganismus in allen Zweigen besonders, hernach die Gesetzgebung und Verwaltung auf Grundlage ihrer Entwickelung und ihrer Wirkungen umfassend, nach inneren Gründen der Theilung und des Zusammenhangs einer Kritik zu unterwerfen. Dies ist aber nicht geschehen, offenbar weil der Verf. weder das umfassende Material noch den umfassenden Blick hatte. Den andern Grund, der uns auch schon angeführt worden ist, dafs nämlich der Verf. gewifs zwar Vieles im Wurfe habe, damit aber aus gewissen Gründen zurückhalte, ist uns sehr unwahrscheinlich; denn wer mit so viel Festigkeit, wie der Verf., unumwundne Prefsfreiheit fordert und die Verwaltung der Finanzen wegen unverständiger Verschleuderung und der Unterschlagung im Staatsetat anklagt, der mufs auch Kraft und Selbstständigkeit genug haben, das Andere zu sagen, was er noch zu tadeln weifs. Alle, auch die bewundertsten, Staaten habe ihre, und zwar zum Theile krassesten, Mängel. Der preufsische Staat hat auch die seinigen, aber er darf sich kühn mit jedem Andern vergleichen lassen. Die Gesetzgebung und Verwaltung bietet sehr vielen Stoff, der Verf. hat ihn unberührt gelassen, obgleich Manches zu den interessantesten, umfassendsten, und schwierigsten Erörterungen Anlafs gegeben hätte, wenn er auch Anstand nehmen wollte, über Eines oder das Andere seine Ueberzeugung frisch auszusprechen.

Wir wollen übrigens mit dem Verf. nach unserer Ordnung auf den Inhalt seines Buches näher eingehen.

I. Verfassung.

Der Verfasser leidet an dem Grundirrthum, dafs Preufsen mit seiner Verfassung, Organisation, Gesetzgebung und Verwaltung nicht genug gekannt sei

Digitized by Google

(S. 12—13). Wenn dieses auch der Fall gewesen wäre bis Anno 1838 (aber dem war nicht so, denn Preufsen war unter sämmtlichen deutschen Bundesstaaten, und selbst bereits noch zur Zeit des deutschen Reichs, vielleicht der in seiner Entwickelung am meisten beobachtete Staat), so blieb es von diesem Jahre an, in welchem das bekannte ganz gute Buch von Bergius erschien, dem übrigens schon mehrere andere umfassende Bücher und Streitschriften über die preufsische Gesetzgebung und Verwaltung vorangegangen waren, und zu denen Stenzel's vortreffliche Geschichte Preufsens hinzutrat, nicht mehr so. Es besteht über Preufsen in obigen Beziehungen keine Unkenntnifs, und kein Zweifel bleibt mehr übrig. Aber eben so unbestritten ist auch des Verfs. Behauptung, dafs sich Preufsen mit einer staunenswerthen Raschheit zu seiner dermaligen grofsen Bedeutung emporgeschwungen habe (S. 9), obschon es mit mehr inneren und äufseren Hemmnissen zu kämpfen hatte, als irgend ein anderer Staat Europa's. Unglücklich ist der Verf. indessen in der Darstellung der Ursachen, welche dieses bewirkt haben. Er sagt zwar (S. 13), „den *ersten* und — wesentlichsten Anstofs, gleichsam die Einleitung zur jetzigen (?) geistigen Entwickelung, verdanke man der Reformation", — eine Behauptung, welche die Bedeutung der Reformation für Preufsen höchst oberflächlich erfafst, — aber S. 17 behauptet derselbe wieder, „den *ersten* bedeutungsvollen Abschnitt in der Geschichte des Landes bilde die Regierung des grofsen Churfürsten" und lobt diesen Herrscher als den Gründer der Landeshoheit und als den Beschränker der Macht der Stände. Von Friedrich I. sagt er weiter nichts, als, er habe den ihm vorgezeichneten Weg verfolgt, indem er Preufsen zu einem Königreiche erhoben habe (S. 18). Von der Regierung Friedrich Wilhelms I. ist gar nicht die Rede. Dagegen wird sogleich behauptet, Friedrich II. habe den zweiten grofsen Hauptabschnitt in der Geschichte Preufsens gebildet. Was der Verf. (S. 18—19) zur Charakteristik dieses gewaltigen und vielleicht deutschesten Königs sagt und zur Bezeichnung seiner Regierung vorbringt, ist ein zusammengewürfeltes ober flächliches Allerlei, welches auf nichts weniger als a ein klares und würdiges Bild dieses grofsen Ma in der Seele des Verf. schliefsen läfst, und denselb in ein höchst zweideutiges Licht stellt. „Sein Ge allein (heifst es S. 19) verschaffte Preufsen di Stellung . . . . . Der gewaltige Drang der Umstä hatte ihn gezwungen, so grofs zu werden . . . . S Genie, die mit Gewalt geworbenen Soldaten und d den Unterthanen durch Regie und Monopole ab prefste Geld waren die drei Factoren, auf welch Preufsens künstliche Stellung gebaut war. Er hi liefs seinem Nachfolger einen grofsen *baaren* Sch einen weniger vergänglichen in den vielen Kanäle den grofsen Landesdistrikten, die er urbar ge und bevölkert hatte, und vor Allem in dem krie schen Geist, den er im preufsischen Adel und V erweckte, und in einem Vertrauen auf eigene K die fortan kein Unglück zu beugen vermag. A dieser Hinterlassenschaft ungeachtet lag es in Natur der Sache, dafs mit dem Hinscheiden Geistes die von selbigem hervorgerufene Sch nur ein Schatten blieb, einer Nebelwolke gleich der erste Sturm zerstreut". Es ist kaum möglich, Schiefheiten, Halbwahrheiten und Widersprüche in wenige Zeilen zusammenzudrängen über einen K und eine Regierungsperiode, deren Charakteri Tendenzen, Energie und Resultate historisch so sch gezeichnet vor uns liegen und deren Wirksamkeit unvergänglich sind. Von Friedrich Wilhelm II. schw der Verf. gänzlich. Die neueste, oder nach des V Eintheilung dritte Hauptperiode der Geschichte Pr fsens beginnt mit des hochseligen Königs Fried Wilhelms III. Majestät. Diesem Könige weist Verf. (S. 19—21) auch sein Blatt in der Gesch an, indem er sagt, „ihm sei es vorbehalten gew Preufsen zu einer wirklichen Macht ersten Range erheben, gegründet auf die Charakterstärke, Ge tigkeit und Weisheit des Königs, auf ein preufsis Volk, und auf die geistige und industrielle Entw lung der Nation".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

ufsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, ein Verhältnifs zu Deutschland. Von Bülow Cummerow.

(Fortsetzung.)

Dies ist gut, aber der Verfasser kann doch ht umhin, auch dieser Gröfse wieder ein Bedeudes zu entziehen, indem er die Noth als Ursa- seines Wirkens bezeichnet. „Nur *ein* Herrscher er den grofsen Regierern der Schicksale der Men- en auf Erden hat die Zeit begriffen, und von der h, dieser grofsen und einzigen (!!) Lehrmeisterin Menschen, getrieben, unter seiner Aegide das se Werk des Ueberganges aus einer Zeit in die ere begonnen und zum Theile vollführt; dies war drich Wilhelm III. von Preufsen". Dies würde ch wahr sein, wenn es wahr wäre, dafs die Noth einzige Lehrmeisterin der Menschen sei, dafs die h die einzige Triebfeder der Regierungshandlungen drich Wilhelms III. gewesen, und dafs dieser Kö- der einzige Herrscher unter den grofsen Regierern Schicksale der Menschen auf Erden gewesen sei, seine Zeit begriffen und den Uebergang aus ei- Zeit in die andere begonnen und zum Theile (!!) führt habe. Alles dies kann der Verf. selbst nicht hen, denn Gerechtigkeit und Weisheit sind keine h-Tugenden, und der grofse Churfürst und der se Friedrich haben beide, wie so gar mancher Kö- und Kaiser der Geschichte, ebenfalls ihre Zeit be- en. Das Geschichtsstudium und die Ruhe der erlegung thun beide dem Verf. sehr Noth, und wir fehlen ihm, was Preufsen insbesondere anbelangt, nzel's Geschichte, namentlich den dritten Band. nbare Unwahrheiten haben überhaupt weder als lel noch als Schmeichelei einen Werth, am meisten r soll man sie bei Erörterung politischer Fragen, auf Geschichte fufsen, vermeiden, und ehe man die politische Geschichte eines Staates in grofsen Zügen auf 4 Seiten hinwerfen will, dieselbe in kleinen Zügen genau studiren.

Ist nun in solchen Aeufserungen vielleicht auch keineswegs „die Eitelkeit des Preufsen" ersichtlich, gegen welche der Verf. sich verwahrt (S. 15), so vermissen wir aber freilich auch „eine scharfe Beobachtung", auf welche derselbe sich beruft. Wir zweifeln keinen Augenblick, dafs die vom Verf. ausgehenden Verfassungsvorschläge aus reiner Ueberzeugung hervorgegangen sind, aber ob diese eine „auf *gute* Gründe gestützte" sei, möchten wir sehr bezweifeln; der Verf. hat offenbar eine Ahnung davon, dafs das Verfassungswerk Preufsens eine besondere Bedeutung für seine Stellung zum übrigen Deutschland habe, aber auf diese höchst wichtige Frage geht derselbe nicht ein, obgleich sie in Bezug auf die Wahl eines Verfassungssystems von ungleich gröfserer Wichtigkeit ist, als die Frage, für welches Verfassungssystem die eigene Nation, der Gegensatz der Provinzen, der Behördenorganismus u. s. w., also der Staat nach seinem inneren Bestande sich eigene. Die Wichtigkeit der preufsischen Verfassungsfrage in Bezug auf Preufsens Stellung und Gewicht im europäischen Staatensysteme, namentlich Rufsland und Oesterreich gegenüber, scheint dem Verf. ebenfalls entgangen zu sein, denn wenigstens läfst derselbe diesen Gegenstand unerörtert. Der Verf. sagt nochmals, Deutschland möge begreifen, was ihm Preufsen sein müsse und sein könne, und solle sich Preufsen enge anschliefsen, — als ob das übrige Deutschland dies nicht bereits begriffen habe und der noch engere Anschlufs lediglich wegen des Mangels an Einsicht über Preufsens Bedeutung auf Seite der anderen deutschen Staaten bis jetzt nicht in's Leben getreten sei; aber davon, was das übrige Deutschland für Preufsen werden müsse und könne, namentlich im Falle einer gegenseitigen An-

Digitized by Google

näherung im Verfassungssysteme, davon schweigt der Verfasser. Anstatt nun auf eine genaue Erörterung dieser Hauptfragen von so grofser Bedeutung einzugehen, anstatt einer Untersuchung der historischen und politischen Wichtigkeit der absoluten Monarchie und der constitutionellen Verfassung (für welche noch gar verschiedene Modificationen in der Form möglich sind) für Preufsen in Bezug auf dessen Macht, auf Deutschlands Einheit im Innern und gegen Aufsen, und auf Preufsens Stellung als europäische Grofsmacht, und anstatt einer inneren Prüfung der historischen, nationalen und politischen Grundlagen der Monarchie mit einer ständischen und Volksvertretung an und für sich und im politischen Bewufstsein unserer Zeit, ergeht sich der Verf. mit einer gewissen Behaglichkeit in einem oberflächlichen dilettantischen Zeitungsgerede über Constitutionen und Revolution. Es ist ihm Constitution und Revolution, Constitution und Pöbelsouverainetät, parlamentarische Verhandlung und Kartätschenfeuer, bald Ursache und Wirkung, bald Eines und dasselbe. Davon, dafs der Verf. in Betreff der süddeutschen Constitutionen und des dortigen constitutionellen Lebens sehr befangen und sehr ungenau unterrichtet ist, dieselben auch nur von der Seite und gar sehr vornehm von oben herab betrachtet, wollen wir gar nicht reden, obschon er diese schon des vaterländischen Interesses wegen ganz genau hätte studiren sollen. Wir wollen auch nicht mit ihm hadern, weil und insoferne er die süddeutschen Staaten in dieser Hinsicht für unbedeutend hält; denn die Welt hat längst ihre Bedeutung anerkannt und gesteht wenigstens Würtemberg sehr viel Tact und einen festen Boden in constitutionellen Angelegenheiten zu. Aber es ist mindestens unverzeiblich, wenn nicht unverantwortlich, dafs er die Charte und das constitutionelle Getreibe Frankreichs als Muster der Constitution und des constitutionellen Lebens betrachtet und jener Charte und der constitutionellen Verfassung überhaupt zum Vorwurfe macht, was die nationale Eigenthümlichkeit der französischen Nation verschuldet. Der Verf. macht sich allerdings hierbei leichten Kaufs zum Ritter der absoluten Monarchie, aber es würde mit dieser in der That sehr schlecht bestellt sein, wenn sie ihre Naturnothwendigkeit in der Negation unreifer Constitutionen suchen müfste, anstatt in der geschichtlichen Entwickelung des politischen Bewufstseins der Nationen, mit welcher auf verschiedenen Stadien auch die Ver[illegible] sungen wechseln. Mehr noch als dieses Verf[illegible] des Verfs. ist es tadelnswürdig, dafs er Portugal, [illegible] nien und Belgien (S. 15) hervorhebt, um aus [illegible] unglücklichen Zuständen Schlüsse gegen die con[illegible] tionelle Verfassung zu ziehen; denn es kann doch [illegible] selben unmöglich unbekannt sein, dafs diese Zust[illegible] jener Staaten noch ganz andere Ursachen als die [illegible] stitution haben. England macht dem Verf. gew[illegible] Schwierigkeiten; mit diesem Lande wird er so [illegible] weg weder in der Sache noch in der öffentlichen [illegible] nung fertig. „England — meint er — befindet [illegible] gleichfalls in einer sehr aufgeregten und bedenk[illegible] Lage, in einer Krisis, die mehr als eine augen[illegible] liche ist, und ein ganz seltenes Talent wird erf[illegible] lich sein, um diese Krise, die zugleich eine mer[illegible] lische, eine politische und eine finanzielle ist, zu [illegible] seitigen". Also hier giebt der Verf. noch andere[illegible] sachen als die Constitution an, aber daran sch[illegible] nicht zu denken, dafs die Nation schon seit mehr[illegible] 150 Jahren jenes „ganz seltene Talent" bewiese[illegible] cultivirt hat, das erforderlich ist, um solche Kr[illegible] beseitigen. Oder denkt der Verf. vielleicht [illegible] England zur Beseitigung solcher Krisen einen [illegible] tor zu geben? — Die wahre Ueberzeugung über [illegible] Wirksamkeit und Entwickelung der englischen [illegible] stitution ist aus Büchern wie Lord John Russel's [illegible] Hallam's Geschichte der englischen Verfassung [illegible] schöpfen, in denen übrigens noch ein gutes Stück m[illegible] als die richtige Ansicht von der englischen Verfass[illegible] zu schöpfen ist. So wenig indessen die Mängel [illegible] Gesetzgebung und Verwaltung einzelner constit[illegible] neller Staaten gegen die constitutionelle Verfas[illegible] überhaupt verschieden, eben so gewifs ist es, daf[illegible] preufsische Monarchie in vielen Zweigen der G[illegible] gebung und Verwaltung in wenigen Decennien [illegible] gröfsere Fortschritte gemacht, als irgend ein an[illegible] Staat der jetzigen Welt. Allein daran ist weit [illegible] ger die absolute Monarchie an sich Schuld, als [illegible] andere Umstände, nämlich erstens die moralische [illegible] politische Macht der Intelligenz und Civilisation [illegible] Nation, welche, so wie überhaupt und in der Co[illegible] tution, auch in der vernunftgemäfsen absoluten [illegible] narchie regiert, und dann die Regierung mit ihrer [illegible] telligenz, Energie und Besonnenheit. Der Verf. sp[illegible] an mehreren Stellen die Worte „Einheit des Kö[illegible]

Digitized by Google

Volkes in Preufsen" aus, aber es scheint uns, als er nicht begriffen habe, dafs diese Einheit keine ere sei, als das immer klarer und stärker hervorretene Bewufstsein der Herrscher und der Nation r ihre Unzertrennbarkeit in jenen zwei Beziehun-, und die feste Ueberzeugung des Königs von der hrheit jener Bedeutung des Volkes*). Indessen wenigsten spricht der Ansicht des Verfs. von dem stitutionellen Leben der bitterste Vorwurf, den er preufsischen Regierung gemacht hat, das Wort, lich der Vorwurf (S. 22), dafs „wirklich während letzten (?) Regierungsjahre des vorigen Königs kschritte sichtbar geworden seien". Dieser Vorf ist sehr fruchtbar, aber wir fürchten, dafs *wir*, m wir mit einander in's Einzelne gehen würden, et- s ganz Anderes als Rückschritte bezeichnen würn, als er, und dagegen lassen sich Zweifel erheben, es wahr sei, dafs, wie der Verf. sagt, Rückschritte cht in den Principien, doch in deren Anwendung" tgefunden hätten, denn wenigstens kann man, wenn sich über das chamäleonische Wort „Rückschritt" h vereinigt hätte, ganz wohl behaupten, ein Rückitt in der Anwendung von Principien sei ein Rückitt in den Principien selbst. Ueberhaupt will uns unpassend erscheinen, dafs man, während der d bittere Wahrheiten über die Regierung sagt, den Augen nach einer Seite hin in die Höhe elt, indem man entweder *verstorbene* grofse Kötadelt oder die Beamten des Staats anklagt und Fehler verantwortlich macht, wofür sie es nicht und nicht sein können.

Jedoch, von welchem Fundamente und von welt Construction ist denn nun das Verfassungsgede, welches der Verf. über der preufsischen Mohie aufrichten oder „aufwölben" will? — Der Verf. te selbst, dafs er dasselbe nicht aufführen, nicht al entwerfen könne, ohne auf die Geschichte der fsischen Verfassungsverhandlungen und Verfassungsgesetze zurück zu kommen. In seinen geschichtlichen Rückblicken begegnen wir aber Unrichtigkeiten und Widersprüchen in bedeutenden Dingen, wodurch der Verf. seine Unberufenheit manifestirt. S. 23 sagt der Verf., Hardenberg habe Preufsens Heil nur in einer Verfassung „nach dem Modelle der französischen" erblickt, aber S. 24 behauptet er selbst, Hardenberg habe „das Kronfideicommifs einzurichten gerathen, um den König dessen zu entheben, sich seine Civilliste von den Ständen votiren zu lassen". Dies doch wohl nicht nach dem Modell der französischen Verfassung? — Der Verf. nennt Hardenberg's Anordnung, „die königlichen Domainen den Staatsabgaben zu unterwerfen", ein Spielwerk, als ob es ein blofses Spielwerk sein könne, den Privatbesitz des Königs an Grund und Boden u. dgl. wie jeden anderen zu besteuern. Dabei scheint dem Verf. entweder gar nicht in den Sinn gekommen zu sein, dafs jener Besteuerungsmaafsregel die Ansicht zu Grunde liege, dafs die königlichen Domänen *kein* Landeseigenthum seien, oder aber die Ansicht unzweifelhaft gewesen zu sein, dafs die königlichen Domänen *nicht* Eigenthum des Königs und königlichen Hauses seien. Ist Hardenberg's Ansicht etwa auch nach dem Modell der französischen Verfassung? — Der Verf. sagt S. 24, Hardenberg habe „den König das Versprechen von Reichsständen *bedingungsweise gelegentlich* geben lassen", und geht an dieser Stelle nicht weiter, aber S. 80 erwähnt er das Gesetz vom 22. Mai 1815 und das Staatsschuldgesetz vom 17. Januar 1820, ohne jedoch mehr zu sagen, als: Ersteres stelle die Reichsstände in Aussicht, und Letzteres wiese denselben bei Consolidirung (?) der Staatsschulden schon einen Wirkungskreis an. Warum sagt der Verf. nicht auch hier geradezu die Wahrheit ohne Schielen und ohne Verdecken? — Der König hat die dem Lande zu geben bestimmt beabsichtigten und versprochenen Reichsstände nicht eingeführt, und als absoluter Monarch war er rechtlich befugt, sein Versprechen zurückzunehmen. Dies konnte der Verf. auch füglich behaupten, und, hätte er dies gesagt, so wäre es zuverlässig besser gewesen, als seine Vertheidigung des Königs mit seinem Reden über Zweck- und Zeitmäfsigkeit der Reichsstände, welches mindestens sehr vielen Zweifeln ausgesetzt ist. Uebrigens hatte der König jenes sein Versprechen nicht

*) „Will man ermessen, wie weit die Massen in Erkenntnifs ihrer wahren Interessen vorgeschritten seien, so versuche man es nur einmal, was recht Zweckmäfsiges zu thun, sei es auch mit einiger Wagnifs. Die Reformen in Preufsen zwischen 1807 und 1813, der deutsche Zollverein . . . . . mögen hievon Zeugnifs ablegen". S. *Fr. Koelle* Betrachtungen über Diplomatie. 40.

Digitized by Google

zurückgenommen, obschon derselbe blofs stark beschränkte Provinzialstände einführte; dasselbe bestand fort, so lange der König es nicht förmlich zurückgenommen hatte, also bis zu seinem Tode, und alsdann entstand die Frage, ob und inwieferne der Regierungsnachfolger verpflichtet sei oder nicht, ein Versprechen seines Vorgängers zu erfüllen. Der Nachfolger hat, als absoluter Monarch, die Bittsteller abschlägig beschieden, und es mufs nun der Folgezeit überlassen bleiben zu beweisen, was zweckmäfsig und zeitgemäfs sei, und wir haben nicht den geringsten Zweifel darüber, dafs sie dies entscheiden wird, da das politische Bewufstsein der Nation und der Zeit auch in der vernunftgemäfsen Monarchie befiehlt, dieses aber wird nur so lange keine Reichsstände befehlen, als die Entwickelung der Gesetzgebung und Verwaltung in der absoluten Monarchie eine reichsständische Theilnahme entbehrlich bleiben läfst. L'état c'est moi ist merkwürdiger Weise der Ausspruch Eines der Monarchen desjenigen Landes, dessen Nation die Volkssouveränetät in einer abgeschmackten und oberflächlichen Bedeutung proclamirte, und doch ging dies mit ganz natürlichen Dingen zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

IX.

L. Döderlein Graec. et Lat. Litt. P. P. O. Emendationes historiarum Taciti, vorangeschickt der Ankündigung des Rectoratswechsels an der Universität zu Erlangen, 1841.

Herr Professor Döderlein hat seine kritische Ausgabe der Annalen des Tacitus vollendet; er bearbeitet gegenwärtig die Historien und stellt in der vorliegenden Gelegenheitsschrift eine Anzahl Stellen aus den ersten beiden Büchern zusammen, die er auf eine neue Art entweder erklären oder verbessern möchte, das Urtheil der Recensenten darüber herausfordernd. Unser Interesse an der Sache und an dem Verfasser ist so lebhaft, dafs wir sogleich, wie uns seine Schrift zu Gesicht gekommen, seinen Wunsch erfüllen. Um es von vorn herein zu bekennen, so befriedigen uns die sprachlichen Erklärungen, welche Hr. Döderlein über einige der hier behandelten Stellen giebt, mehr als die Emendationsversuche in andern. I, 15 und II, 20 will er durch Umstellung eines Wortes heilen, eine Kur, die Hr. Döderlein besonders häufig anwendet. Es scheint uns aber, als ob II, das tum bei dem Hauptsatze wohl zu ertragen ist, obgleich eigentlich zum Verbum des Zwischensatzes gehört. Tum das deutsche *dabei, bei dieser Gelegenheit*, der Sinn: die Le ärgerten sich dabei auch über Cäcina's Gemahlin, obgleich durch ihren prunkenden Festzug zu Rofs niemanden Sch zufügte. In der Stelle I, 15 wundert sich Hr. Döderlein Bekker, dafs er das Wort *etiam* an der Stelle, wo es in Handschriften ist, ausgelassen und fünf Zeilen weiter eingef hat. Der Tadel gebührt eigentlich Acidalius, der diese Corre vorschlug, und Oberlin, der sie ausführte: Bekker folgte Oberlinschen Text, liefs aber Oberlins Note aus, wodurch Kritik unverständlich wird. Nach Acidalius Absicht soll *etiam* mit *etiamsi* zu einem Worte verbunden werden, so *etiam* soll für sich sein und mit *dignus eram* verbunden w *selbst in dem Falle wenn — verdiente ich.* An Hrn. Dö Umstellung ist nur dies bedenklich, dafs er nicht *etiam* sondern *et* an seiner Stelle läfst und *jam* an eine andere Uns schiene für beides *Etenim* gerathener.

An der Stelle I, 27 rechtfertigt Hr. Döderlein genügend vorlängst aufgegebene Lesart der Handschriften *clamore* *diis.* Aber I, 58 würden wir *partim* beibehalten, obgleich Mediceus *paro* hat. Hr. Döderlein will dafür *perraro*, was in der Latinität des Tacitus seltsam ausnimmt. Auch scheint uns der Ausdruck *unde illi, super similitudinem ori* *pior ad fallendum fides* in seiner Eigenthümlichkeit sehr tig: *propior* ist zwar nicht gleich *major*, aber gewiss diese Bedeutung, da die Glaubhaftigkeit des Prätendenten Annäherung an die Eigenschaften des Nero bestand, also eine *nähere* Glaubhaftigkeit genannt werden konnte. II nimmt Hr. Döderlein an dem Ausdruck *torpere* für schlaff unthätigsein Anstofs; er findet ihn in dem Munde des Muc beleidigend gegen Vespasian, an den er gerichtet ist: er will durch eine kleine Veränderung vom Vitellius gebraucht sein sen. Dagegen haben wir zu erinnern, dafs Mucianus zur noch nicht der Untergebene, sondern der gleichstehende Fr ist, dessen Vorwurf, da er im Eifer der Freundschaft ge ist, wohl zu ertragen war; ferner dafs Vitellius nicht Nichtsthun, sondern vielmehr durch Schlechtigkeit, Luxu Verschwendung den Staat zu Grunde richtete.

Der Leser von kritischen Blättern weifs, dafs Lob u stimmung kurz ausgesprochen wird, Abweichungen des U dagegen etwas ausführlicher begründet werden müssen. wird deshalb nicht für tadelsüchtig gehalten werden, w diesen wenigen Zeilen mehr Widerspruch als Zustimmung halten zu sein scheint.

C.

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

eufsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, ein Verhältnifs zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung.)

Aber auch in den allgemeinen Ansichten des Vfs. er Verfassung begegnen wir einer bedauernswerthen klarheit der Begriffe, daher Schiefheiten und Wi-rsprüchen in Menge. Der Verf. gibt sich für einen soluten Monarchist aus, denn er duldet blofs eine athende ständische Vertretung. Doch aber heifst 31, „die beständigen ein halbes (?) Jahrhundert on dauernden öffentlichen Kämpfe in Europa wür- noch so lange dauern, bis ganz geregelte Ver-nisse (?), welche die gerechten (?) Ansprüche der fsen Masse (?) der Nation befriedigen, einen völlig rdneten Zustand herausgebildet haben" *). Ferner st es S. 33, „der charakteristische Unterschied schen der Repräsentativ- und ständischen Verfas-g liege darin, dafs in der Einen die Personen, in Andern die Interessen vertreten werden". Wir ken die Nichtigkeit dieses Gegensatzes, bei welchem dem Rechtsverhältnifs zwischen Fürst und Volk, er selbst S. 29 als den Gegenstand der Verfas-g bezeichnet hat, gänzlich geschwiegen wird, nicht ter auseinander setzen. Aber es darf nicht uner-nt bleiben, dafs der Vf. S. 40 die Repräsentativ-fassung „eine Kopfrepräsentation" nennt, dieselbe räsentativverfassung, welche sich nicht aus Theo-, sondern aus dem Volks- und Staatsleben selbst wickelt hat, und welche man nur aus der Wirk-keit kennt, von welcher er aber unmittelbar darauf auptet, „als Kopfrepräsentation sei sie nirgend zur führung gekommen, sondern in eine Repräsentation des Geldes oder des Vermögens übergegangen" *). Also die Repräsentation des Geldes oder (?) Vermögens ist keine der Interessen, sondern der Personen (und vielleicht gar der Köpfe)? — Hiervon kann man behaupten, dafs selbst das Beste nicht wahr ist. — Der Verf. sagt S. 35, „wenn der Einzelne einen Theil seiner Freiheit den grofsen Vortheilen der Staatsverbindung opfern solle, so könne derselbe nach *natürlichem* Rechte auch verlangen, dafs er gefragt (!) werde, wie weit er die Beschränkung seiner Freiheit gestatten wolle (!), denn (?) es liege in seinem Interesse und Rechte, dafs keine gröfseren Opfer von ihm verlangt würden, als sein Interesse (?) und das des Ganzen (?) es fordern". Daraus folgert der Verf. nun das Recht der Steuerbewilligung und der Controle über die Zweckmäfsigkeit und Wirklichkeit der Verwendung der Staatseinnahmen für den Einzelnen. Nichts desto weniger sagt der Verf. unmittelbar darauf S. 36, „der Souverän bestimme das Maafs der Opfer, die der Einzelne in jeder Beziehung im Staate zu bringen habe" **). Anstatt sich aber streng an diese Behauptung und deren Beweis zu halten, stellt er die Frage vielmehr sogleich allgemeiner, ob es im Interesse des Volkes liege, dafs der Herrscher oder das Volk oder beide gemeinschaftlich „die nothwendigen Bestimmungen ertheilen und die Gesetze geben". Der Vf. spricht nun von der absoluten Monarchie ohne alle Vertretung des Volkes gar nicht mehr. Er behauptet weiter, nur in

Was heifst dies: „ganz geregelte Verhältnisse sollen einen völlig geordneten Zustand herausbilden"?

*) Man bemerke, dafs der Verf. sagt, die Repräsentativverfassung sei von etwas, was sie in Wirklichkeit nie gewesen sei, in etwas Anderes übergegangen.

**) Und der Verf. fährt fort: „Hierin liegt nach unserer Ansicht das sogenannte Souveränetätsrecht, — „welches", beiläufig gesagt, mit Ausnahme der unumschränkten Monarchie, gröfstentheils nur in einem Fantom besteht". Das nennen wir Staatsphilosophie! Einen radicaleren Revolutionären kann es nicht geben.

Digitized by Google

der reinen Demokratie sei die Repräsentation des Volkes vorhanden, eine Demokratie oder Republik wollten die Europäer nicht, „denn sie bezeigten keine Lust, sich in eine beständige nutzlose Aufregung zu versetzen, oder das wilde, rohe, äufsere Leben des Republicaners mit ihren feineren Sitten und einem gemüthlichen Dahinbrüten zu vertauschen" *); in Nordamerica besteht nach des Vfs. Ansicht das einzige Beispiel einer Republik in der neuen Geschichte (S. 40), aber er meint, dies habe seine guten eigenthümlichen Gründe, und als Einen der wichtigsten dieser Gründe führt er (S. 41) an, „dafs der Grund und Boden nur in kleinen Parcelen besessen werde, ein aristokratischer Einflufs grofser Landbesitzer dort nicht hervortreten könne, weil jeder nur selbst oder mit einigen freien Arbeitern sein Land bebaue, dazu komme ferner, dafs America keine Nachbaren, als einzelne Indianerhaufen habe, es daher nicht der Concentrirung seiner Kräfte bedürfe" **). Der Vf. findet nun aber (S. 36) überhaupt, „dafs es lächerlich sein würde, anzunehmen, das Volk, wörtlich genommen, alle Bewohner eines Reichs, also die Summe der Köpfe, aller dieser Köpfe von Männern, Frauen und Kindern, solle in Rücksicht des Antheils an der Gesetzgebung des Landes eine Stimme haben; es müsse also in dieser Beziehung die Definition von „*Volk*" anders lauten". Da man nun aber fragen wird, wie denn diese andere Definition lauten müsse, so erklärt er, „das eigentl stimmfähige Volk" seien „die Grundbesitzer und Städte, besonders die grofsen" (S. 37. 47), denn denen das Land und die Städte, also (!) die mate len Bestandtheile des Reichs gehörten, bildeten ohne alle Frage (?) den Stamm der Nation, ... komme daher auch vorzugsweise (!) die Befugnifs gemeinschaftlich mit ihrem Herrscher die grofsen Angelegenheiten des Landes zu ordnen, — die übri Glieder der Nation bildeten nur die wechselnden geduldeten Elemente der Bevölkerung". Unsere L werden nicht verlangen, dafs wir die Augiasstall übernehmen sollen, dieses Gewäsche ohne Grund Halt und Wahrheit zu widerlegen. Beweist ja der Vf. selbst keinen einzigen seiner Sätze. höchst schwierig wird auch ihnen die Schlufsfolge zu begreifen sein, dafs, weil jeder Einzelne im V das Recht habe, selbst zu bestimmen, was er für Vortheile der Staatsverbindung dem Staate le werde, die Grundbesitzer und Städte allein befugt mit dem Herrscher gemeinschaftlich die Staat legenheiten zu ordnen. Sie werden mit uns darin einstimmen, dafs der Vf. gar keinen Sinn für sche Anschauung und für Logik und gar keinen B von Staatsphilosophie, aber eben so sehr seine g liche Unkenntnifs über die Fortschritte der neu Politik als Wissenschaft und Praxis bewiesen hat

Indessen zweifeln wir doch keinen Augenblick, der Vf. die tröstliche Ueberzeugung besitze, „na rechtlich" die Nothwendigkeit der ständischen Verf tung bewiesen zu haben. Aber er bemühet sich an ihre Weisheit und Klugheit gegenüber der conse tionellen, oder, wie er das Ding nennt, Repräsent Verfassung darzuthun. Zu diesem Behufe nimmt selbe denn Frankreich und Grofsbritannien vor, die deutschen Staaten mit constitutioneller Verfas Nachdem derselbe der französischen Verfassung Beweis vorgeworfen hat, dafs sie an der französis

*) Solche republicanische Ironie kommt beim Vf. häufig vor, obschon derselbe das Aristokratische seines Charakters überall nicht verleugnet und sich als absoluten Monarchist hinstellt. Das französische Volk, sagt er S. 43, „hat den Adel des Landes, die Aristokratie, alle poetischen Reminiscenzen vernichtet, alle alten Monopole aufgehoben" Ferner: „Es hat noch einen Bourbon zum Könige und kann Gott nur dafür danken".

**) Nur die bedauernswertheste Unkenntnifs der nordamericanischen Verhältnisse kann, — da man den Vf. für einen Mann von ehrlicher Gesinnung und Rede halten mufs, — die Ursache so ganz verkehrter Behauptungen sein. Der Hauptsitz des starresten republikanischen Sinnes ist der Süden der nordamericanischen Union, wo das System der Pflanzer und die ausgedehnteste Negersclaverei herrscht, — dieser liefert die demokratischen Präsidenten der Union. Es ist nicht wahr, dafs das Grundeigenthum in der Union nur in kleinen Parcelen besessen ist, und der Vf. scheint nicht zu wissen, dafs Grofsbritannien ein sehr gewichtiger Nachbar der Union ist u. dgl., — nichts von den obwaltenden Streitigkeiten zwischen Grofsbritannien und der Union.

*) Er gelangt S. 40 auch zu dem merkwürdigen Resul „dafs, abstrahirt von ganz absoluten Monarchien, es eig lich nur zwei Gattungen von Verfassungen gebe, die w lich consequent seien, die rein demokratische, und die narchische, gestützt auf Landstände ohne Antheil an Gewalt", — Letzteres, obschon er bewiesen haben will, den Ständen und dem Volke ein Antheil an der Gewalt bühre.

Digitized by Google

daristokratie und Parteisucht, an dem „losgebun-
en Egoismus und an den Fesseln des Ackerbaues
„des Handels und Wandels", an der „Beschwat-
des Volks", an den erdrückenden Abgaben, Schuld
gelangt er zu dem Resultate, „es werde Niemand
upten wollen, dafs in Frankreich das Volk wirk-
repräsentirt werde, souverän, auch frei und glück-
sei" (S. 43. 34). Von der brittischen Verfassung
t der Vf. (S. 46. 47), sie sei, „genau betrachtet,
rein aristokratische mit einem Anfluge von repräsentativen Verhältnissen, und das Interesse der Nation
le doch sehr wenig gehörig gewürdigt". Von den
schen constitutionellen Staaten sagt derselbe, „dort
ehe noch der alte germanische Geist, der der Ach-
vor dem Gesetze, und, wodurch dort jeder Ueber-
in gewisse Schranken zurückgeführt werde, das
er deutsche Bund; die Nachahmung der englischen
französischen Verfassung sei zu beklagen, das
kammersystem ein unnöthiger Luxus, die Repräten jener Staaten würden unstreitig in Einer Stube
haben" *). Aus diesen Resultaten seiner, den
rn übrigens vorenthaltenen, Forschung über die
itutionellen Verfassungen dieser Länder zieht hier-
er Vf. den Schlufs, dafs die constitutionelle Ver-
ng überhaupt zu nichts tauge, weil „sie nicht zur
edigung der wahren und dauernden Interessen eines
es führe" (S. 47). Und um so mehr gibt er nun
der ständischen Verfassung den Vorzug, aber er
irft die früheren ständischen Repräsentationen,
sie „nicht mehr den billigen (?) Anforderungen
ten", er verlangt „eine andere Form", und „einen
dehnteren Antheil". Jedermann wird nun erwar-
der Verf. werde consequent gemäfs seiner oben
sprochenen Naturrechtsansicht das Recht der Steu-
illigung, der Verwaltungscontrole, und der ent-
lenden Theilnahme an der Gesetzgebung fordern;

einer Anmerkung hierzu (S. 45—46) erklärt er die Entehung des Zweikammersystems damit, dafs in England ein-
ens der Raum in Einem Saale den Repräsentanten zu eng
worden sei, und dafs man deshalb die beiden Häuser ge-
rennt habe. Dies nennen wir historische Forschung! Der
f. begreift, scheint es, nicht, dafs gerade England dasjenige
and ist, in welchem die Verfassung und ihre Formen nach
nd nach entstanden ist und sich die bedeutendsten Refor-
en an höchst untergeordnete Ereignisse knüpften, bei wel-
en das politische Bewufstsein zur That wurde.

allein diese Erwartung wird getäuscht. Derselbe sagt (S. 51 flg.), die gewöhnlichen Forderungen, welche man in Betreff der Befugnisse der Stände mache, seien folgende:

1. *Zustimmungsrecht der Stände zu Verfassungsveränderungen.* Auch der Vf. fordert dieses, denn ein wechselseitiger Vertrag könne nicht einseitig aufgehoben werden *).

2. *Zustimmungsrecht der Stände zu allen Gesetzen.* Der Verf. ist auch nicht abgeneigt, dies zu fordern für alle „Gesetze und Veränderungen, welche einen Einflufs auf das Vermögen oder die Freiheit der Nation haben", nicht aber für „manche Gesetze, die mehr administrativer Natur sind". Ein solches vages Gerede, an dem man erkennt, dafs der Vf. weder von Gesetz noch von Verordnung den geringsten Begriff hat, und dafs er noch nicht einmal einsehen gelernt hat, dafs alle Gesetze und Verordnungen mehr oder weniger Vermögen und Person der Staatsbürger angehen, verdient gar keine Widerlegung.

3. *Steuerbewilligungsrecht der Stände.* „Nach natürlichem Rechte" gibt der Verf. dieses Recht zu, allein „von dem Augenblicke der Bildung der Gesellschaft an müssen unsere natürlichen Rechte Beschränkungen erleiden, ohne welche das allgemeine Wohl nicht bestehen könne", „nun aber sei das Geldzahlen Eine der ersten Bedingungen der Vereinigung zu einem Staate", folglich „sei die Steuerpflichtigkeit Einer der Hauptpuncte der socialen Verhältnisse". (Als ob dies Jemand bezweifeln möchte). Aber die Repräsentanten des Volks forderten, sagt der Vf., das Recht, „jähr-

*) Bemerkenswerth sind hierbei (S. 52) folgende Sätze: „Ein einseitiger Vertrag ist keiner, und findet nur zwischen dem Herrn und seinem Knechte Statt" (Also dieser nicht seiende Vertrag findet in diesem Falle Statt. — „Je höher die Rechte eines Monarchen stehen, je gröfser ist sein Interesse, weder sich selbst noch der Verwaltung Uebergriffe in die Freiheiten des Volkes zu gestatten, denn wer die Rechte der andern nicht ehrt, greift die eigenen an. Jeder Bruch eines Vertrags löset selbigen und gestattet eine Appellation an die Gewalt". (Hier haben wir denn also mit dürren Worten die krasseste Vertheidigung der Revolution, und des völligen Faustrechts, der Volkssouveränetät und Pöbelherrschaft, ärger als im §. 35. der Erklärung der Menschenrechte von a. 1793 und als in der vom Verf. so verunglimpften französischen Charte von a. 1830).

Digitized by Google

lich (!) die Abgaben vorher zu bewilligen, und man bilde sich ein (!), hierdurch stets ein Mitel in den Händen zu haben, die Regierung, wenn selbige vielleicht die Verfassung verletzen wollte, durch die Steuer-Verweigerung zur Rücknahme solcher Maafsregeln zwingen zu können"; die Steuerverweigerung aber führe zur Revolution (also trotz dem, dafs die Stände „sich blofs einbilden", sie könnten u. s. w.), und, weil dies die nothwendige Folge sei, „so geschehe die Steuerverweigerung nie", folglich „sei dies eine Berechtigung *), von der doch, ohne das Land in das gröfste Unglück zu stürzen, kein Gebrauch gemacht werden könne, die also unnütz, und selbst gefährlich sei"; „denn (!) sie könne gemifsbraucht werden (also obschon man von ihr keinen Gebrauch machen kann!), die Beschuldigungen gegen die Regierung könnten unbegründet sein, und es könne dabei von der herrschenden Parthei zu einer Auflösung des Ganzen geschritten werden"; „in dem Rechte der Steuerverweigerung liege daher keine Bürgschaft für die Unverletzlichkeit der Verfassung" **). Dies ist eine herrliche Staatslogik! Allein der Verf. beweist uns auch, dafs das Steuerbewilligungsrecht das Land nicht blofs nicht vor Ueberlastung schütze, sondern vielmehr" zur allerausschweifendsten Beschatzung der Völker und Verschuldung des Landes führe" (S. 56). Als Beweismittel führt derselbe Frankreich ***), England und Holland an. (Also an den hohen Abgaben und Schulden dieser Staaten ist blofs das Steuerbewilligungsrecht schuld, etwas anderes als Steuerbewilligungsrecht ka in der neueren Geschichte dieser Staaten nicht vo was die Abgaben und Schulden erhöhete, und die Ab gaben und Schulden der Staaten, in denen jenes Steu bewilligungsrecht nicht Statt findet, sind nicht ges gert worden?). Die zeitweise Lüderlichkeit der fr zösischen Deputirtenkammer bei Votirung des Budge führt der Verf. zwar an, aber von der Sorgfalt d brittischen Unterhauses in der Berathung der Mit und Wege, schweigt derselbe. Da wir ihn für ein Mann von ehrlicher Gesinnung halten, können wir d Verfahren nur mit der Unkenntnifs über die Verhä nisse erklären. Allerlei weifs uns der Vf. noch S. von der zuweilen vorkommenden Unklugheit und Ve schleuderung bei Budgetsbewilligungen in constitu nellen Staaten zu sagen, aber von den Unklugh und Verschleuderungen unerhörten Grades in Fra reich und England vor den Revolutionen und der E führung der Constitutionen, und überhaupt von d unzähligen Fehlgriffen ähnlicher Art in absoluten M narchien ohne Stände spricht er kein Wort. Ge überhaupt, die Eigenthum und Freiheit der Staat ger berühren, sollen ohne Zustimmung der St nach des Verfs. Ansicht nicht gegeben werden dü wohl aber Steuergesetze, welche dies am meisten th Er hat keine Ahnung von der inneren und äufser Entwickelung, nicht einmal von der Entstehung d Steuerbewilligungsrechtes, also auch nicht von der Ent stehung der Staatssteuer in germanischen Staaten, v den ehemaligen wohlerworbenen Rechten der Stände die ihnen so vielseitig entzogen worden sind *). dessen man verliert vollends allen Geschmack an d sen Tiraden des Verfs., wenn man (S. 58 flg.) s Vorschläge liest, womit er das Steuerbewilligungsr ersetzt zu sehen wünscht.

*) Was denn? — Doch wohl nicht dies Steuerbewilligungsrecht?

**) Zum Beweise führt der Verf. Hannover an, wo in jüngster Zeit zweimal die Steuern verweigert und dennoch erhoben worden seien, ohne dafs eine Revolution entstanden sei, „weil dem Lande die Macht fehlte".

***) Mit unbegreiflicher Keckheit und Oberflächlichkeit allein kann der Verf. S. 56 sagen: „Man vergleiche nur die Abgaben, die Frankreich unter Ludwig XVI. hatte, und die Schulden, die damals das Land belasteten, und die zur Revolution führten, mit den Abgaben, die es jetzt bezahlt, und den Schulden, die es jetzt trägt".

*) Doch aber sagt er S. 37 den Fürsten die bittere W heit: „Hätten sie die legitimen (!) Rechte der Stände achtet, so würden sie sich noch im Besitze der ih befinden". War und ist nicht das Steuerbewilligungsr auch „ein legitimes"?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

ufsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, ein Verhältniſs zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung.)

„Ein für allemal", — wir sagen nochmals, damit Niemand vergesse, — „ein für allemal" sollen Stände Fürst sich darüber vereinigen, welchen Aufwand Staatshaushalt fordere, und durch welche Abgaben gedeckt werden solle *), welches die Gegenstände Besteuerung sein, und nach welchen Grundsätzen Abgaben zu vertheilen und zu erheben sein sollen. wie denn alsdann verfahren, wenn neue Bedürf- neue Mittel erheischen? Wie, wenn die Fort- tte der Wissenschaft und Politik neue Besteue- grundsätze, neue Steuerärten, entdeckt haben? was ist denn das verschrieene Steuerbewilligungs- Finanzcontrole-Recht Anderes, als was der Verf. den Ständen bewilligt? — Ja, er geht trotz dem, er zu zeigen sich bemühet hat, dieses Recht sei unnützes und gefährliches, und habe Frankreich, land und Holland überlastet und verschuldet, den- (S. 58—59) so weit, zu fordern, „daſs die auſser-

*) Oder mit andern Worten, — setzt der Verf. hier zu, — es müssen Normal-Etats entworfen werden" (S. 58). Dagegen schon S. 60 verwirft er „die Budgets für das kommende Jahr, weil sie in der Regel fingirte seien, Fabeln, womit man dem Neuling Sand in die Augen streue". Eine Bodenlosigkeit und Vorschnelligkeit des Aburtheilens, die man keinem Studenten verzeihen würde, der so eben die Vorlesung über Finanzwissenschaft gehört hat, geschweige denn einem Verfassungs- und Finanz-Reformator. Die Budgets nennt der Verf. Fabeln, die Normal-Etats empfiehlt er, obschon er S. 60—61 sagt, nicht die Soll-Einnahme und Soll-Ausgabe, sondern die wirklichen Einnahmen und Ausgaben sollten den Ständen vorgelegt werden. Und dies Letztere sagt er sogleich, nachdem er gefordert hat, der Fürst solle sich über Soll-Einnahmen und Soll-Ausgaben mit den Ständen vereinigen! Auch dies nennen wir Staatslogik!

ordentlichen Ausgaben von der Bewilligung der Stände abhängig bleiben müssen". Obschon nach seiner Ansicht das Steuerbewilligungsrecht ein Recht ist, das dem Interesse des Volkes und Fürsten zugleich zuwiderlaufe, so sagt derselbe doch (S. 59): „bei dem ständischen Rechte der Bewilligung auſserordentlicher Ausgaben vereinige sich das Interesse des Herrschers und das des Volks auf das Innigste". Obschon der Verf. (S. 56. 57), wie er glaubt, unwiderleglich dargethan hat, daſs die ständische Ausgabenbewilligung das Volk mit Lasten überhäufe, womit es zu beladen keine absolute Regierung wagen würde, und daſs deshalb jenes ständische Recht der Urquell aller Ueberlastung und Verschuldung in den Repräsentativstaaten sei; — obschon diese Bewilligung auſserordentlicher Ausgaben das Gefährlichste in der Finanzgesetzgebung ist: so fordert er das Recht dazu dennoch als ständisches Recht. Der Vf. verwirft das Steuerbewilligungsrecht und das Finanz-Controlerecht, aber er sagt dennoch (S. 61): „Wo das Geld blieb, welches das Land zahlte, und wie es verwendet worden, dies zu erfahren hat es ein unleugbares Recht". So wälzt er sich in Widersprüchen, nackten Unwahrheiten, falschen Beschuldigungen, und unausführbaren Vorschlägen herum, so sehr, daſs man behaupten muſs, daſs er sich entweder, sobald er nach Einer Seite hin in die Höhe blicke, vor der Wahrheit fürchte, oder sie nicht kenne.

4. *Das ständische Recht der Genehmigung zu contrahirender Landesschulden.*

5. *Zustimmungsrecht der Stände zu den die Gewerbe und den Verkehr belastenden Maaſsregeln* (S. 62 nennt der Vf. diese Maaſsregeln „Servitute des Handels und Wandels"). Gegen diese zwei Forderungen hat der Verf. nichts einzuwenden.

6. *Verantwortlichkeit der Minister.* Die ständische Controle der Verwaltung fordert der Vf., wie wir gesehen haben, ganz entschieden, allein, obschon diese

Digitized by Google

ohne Verantwortlichkeit der Minister in der Repräsentativverfassung gar keine Bedeutung haben könnte, nennt er doch die letztere ein „thörichtes Verlangen", „ohne allen Nutzen für das Land", „eine leere Phrase" und führt als Beispiel die Verwaltung des Hrn. Thiers an, als ob dieser Staatsmann nicht seine Verantwortlichkeit bitter zu empfinden bekommen habe. Dies ist wohl blofse Ironie, um so mehr, da der Verf. diese grofse Frage unserer Zeit in blofs 11⅔ Zeilen abmacht (S. 62). Möchte er doch das bekannte Buch von Mohl lesen, damit er den Ernst dieser Frage einsehen lerne.

7. *Prefsfreiheit.* Diese fordert der Verf. unumwunden, und klagt (S. 136 flg.) über die Härte der preufsischen Censur. Hätte derselbe schon unter 6. an Prefsfreiheit gedacht, dann würde er die Verantwortlichkeit der Minister keine leere Phrase genannt haben. Wir empfehlen dem Verf., was Spittler in seinen Vorlesungen über Politik und Dahlmann in seiner Politik über diesen Gegenstand Treffendes und Treffliches sagen, ohne in Klagen und Forderungen excentrisch zu sein und ohne sich mit Zwittervorschlägen von halber Prefsfreiheit zu befassen.

Nach diesen Erörterungen vertheidigt nun der Verf. überhaupt und namentlich für Preufsen das System der Provinzialstände mit Ausschüssen, die Vereinigung der Letzteren in Generalversammlungen, insoweit auch Reichsstände, — aber, wie er behauptet, sämmtlich nur in *berathender* Eigenschaft. Wenn wir den Verf. nicht für einen Mann von ehrlicher Gesinnung hielten, würden wir ihn bei diesen Vorschlägen für zweideutig halten; denn dafs er blofs *berathende* Stände *ohne entscheidende* Stimme fordert, steht in grellem Widerspruche mit allen seinen bisherigen Deductionen und Forderungen*). Indessen giebt der Verf. S. 88—90 doch auch drei Fälle zu, in welchen den Ständen das Zustimmungsrecht gebühre, nämlich bei allen Verfassungsveränderungen, „bei allen Abänderungen der Gesetze oder Verwaltungsformen, wodurch die religiösen oder (?) persönlichen Freiheiten und Rechte oder (?) das Eigenthum betheiligt sind, und zur Erhöhung der bestehenden Abgaben, und zu grofsen (?), das Land dauernd belastenden (?) Staatsabgaben". Wir müssen gestehen, dafs „*blofs berathende*" Stände mit diesen *entscheidenden Zustimmungsrechten* ein unlösbarer Widerspruch sind und kaum ein Gesetz und eine Verordnung, überhaupt eine Staatsmaafsregel, sich würde finden lassen, welche ohne „*verfassungsmäfsige Zustimmung*" der „*blofs berathenden*" Stände von der Regierung erlassen oder getroffen werden dürfte. Bei doch so strenger Ansicht ist der Verf. nicht, er sagt S. 89 für eine bequeme Hinterthüre, um der unbeliebten Consequenz zu entgehen*). „In der Monarchie sagt er, sollen die Gesetze regieren, und dem Monarchen steht die Gesetzgebung zu; wenn aber diese einmal gegeben sind, so erwachsen daraus Rechte und Pflichten, die zu verändern nicht der Willkühr überlassen werden kann". (Also hat in der ständischen Verfassung der Monarch allein frische neue Gesetze zu geben, aber ohne Zustimmung der Stände darf sie nicht abändern?) Es ist wahr, dafs die Gesetze sich zu verwischen scheint, ... allein sie wird sehr leicht (!) bestimmen lassen". „Da es aber weit führen würde, sie hier aufzusuchen", so begnügt sich der Verf. mit Beispielen, und führt unter anderm auch an, „dafs, wenn von einer Revision des Landrechts u. s. w. die Rede sei, die Stände nur gehört zu werden brauchen, und der Monarch allein entscheiden (Natürlich! denn zu Abänderungen von Gesetzen müssen die Stände ihre Zustimmung geben.) Wir rechnen, da der Verf. jeden Augenblick auf solche Weise Thatsächliches mit Fraglichem verwechselt, weil er immer nach einer gewissen Seite hin in die Höhe blickt, es daher gar nicht hoch an, dafs er die Provinzialstände-Einrichtung Preufsens vor Anno 1 in mehreren Puncten tadelt; denn die Regierung selbst thatsächlich die Begründetheit solcher Ansetzungen anerkannt und es ist feierlich versichert worden, dafs diese Institution einer erspriefslichen Entwickelung entgegen geführt werden solle.

*) Sogar während der hierüber angestellten Erörterungen sagt der Verf. S. 77: „Ohne die Controlen der Staats-Einnahmen und Ausgaben ist eine ständische Verfassung fast bedeutungslos und verliert allen ständischen Charakter", und fordert S. 85 zur Vollendung der ständischen Verfassung jene Controle.

*) Für eine solche hat er auch schon weiter oben gesorgt, ihm sein Beweis aus dem Naturrechte unbequem wurde, dem er sagt, das natürliche Recht höre auf, sobald Staatsverbindung beginne. Denn das Gefragt-Sein-Wollen der Einzelnen pafst nicht für die absolute Monarchie, nicht für aristokratische Provinzialstände.

Digitized by Google

tten erwartet; der Verf. werde diese Verheifsung ffassen, untersuchen, welche hohe Bedeutung sie be, und darauf hin seine Verfassungsvorschläge nden. Er hatte hierbei Gelegenheit zu zeigen, dafs provinzialständische Verfassung den Provinzialis- s und Particularismus begünstige, folglich der Cen- lisation im edelsten Sinne und der Staatseinheit gegenwirke; dafs im Laufe der geschichtlichen Ent- kelung des deutschen Staatslebens das provinzial- indische Wesen sich ausbildete in den Zeiten der splitterung des deutschen Volkes, und alsbald ein Gesammtheit der deutschen Nation und Lande ehst nachtheiliges Unwesen wurde; dafs man, auf sem Extreme des Provinzialismus und Particularis- s mit seinen entkräftenden Folgen für die Gesammt- it des Staats angelangt, das Bedürfnifs der Concen- ation fühlte, und unter Schwächung der Gewalt der tände zur absoluten Monarchie überleitete und über- g; und dafs, nachdem diese auch unter beständiger innerung an die ehemaligen ständischen Rechte und ter immer weiter gehender Verwischung der Stände- erschiede dem Extreme nahe getreten war, mit um gröfserer Energie die Forderung einer allgemeinen ionalrepräsentation ohne ständische Gliederung her- trat, als darin der Provinzialismus und Particula- mus, der früher so hinderlich geworden war, seinen ergang finden mufste. Er konnte hierauf beweisen, s mit der Aufhebung des bäuerlich-grundherrlichen bandes, mit Auflösung des Zunftverbandes, und Vernichtung der städtischen Corporationsrechte eine lösung der bürgerlichen Gesellschaft, — ein per- licher und Familien-Particularismus und Egoismus Leben trat, der, so wie er die Association und meinschaft immer unfühlbarer machte, die Centrali- on im schlimmsten Sinne des Wortes begünstigte, dafs es nun an der Zeit sei, durch eine Umgestal- g der Verfassung diesen Uebelständen abzuhelfen die in den natürlichen Entwickelungsgesetzen des ker- und Staatslebens begründeten Forderungen Zeit zu befriedigen. Hierauf durfte er zeigen, *entscheidende* Provinzialstände dermalen nur un- ganz besonderen Verhältnissen nicht hinderlich und t schädlich, dagegen blofs *berathende* Provinzial- de jetzt für sich allein ohne erklecklichen Nutzen, in Verbindung mit allgemeinen Reichsständen in nd einer Form der Volksvertretung nach dem constitutionellen Systeme von hoher Bedeutung seien. Nachdem er Alles dieses historisch und politisch entwickelt hatte, konnte der Verf. auf die preufsische Monarchie besonders übergehen, und darthun, wie vortrefflich in ihr schon alle Elemente hierzu theils herausgebildet, theils in der Heranbildung begriffen seien, und also die preufsische Verfassungsgliederung in der Städteordnung, in den Landräthen und Communal-Landtagen, und in der durch die Gnade Sr. Majestät des Königs schon so beträchtlich erweiterten provinzialständischen Institution, mit einer passenden Kritik darlegen, um zu zeigen, was noch geschehen könne, dürfe und müsse.

Aber von allem diesem lesen wir im Buche nichts, wohl aber von S. 93 an „wenige Wörter (!) über den Adel und den jetzigen Stand der Rittergutsbesitzer in den östlichen Provinzen der Monarchie", in welchen der Verf. von den, dem Adel angeborenen, vortrefflichen Eigenschaften und dessen gerechten, hierauf gegründeten Forderungen spricht, und es „unschicklich und unpassend" findet, dafs „Personen, welche bisher der untersten und ungebildetsten Klasse der Nation angehörten (nämlich „gewöhnliche Wirthschaftsinspectoren, Schulzen, Müller, Schuhmacher, Schornsteinfeger, Scharfrichter u. s. w.") durch Ankauf von Rittergütern auf einmal den ersten Stand bilden"*). So greift der Verf. die Bürgerlichen heftig an, als ob diese daran Schuld seien, dafs der Adel in Deutschland seine Bedeutung verloren und mit seinen Besitzthümern seine Rechte verkauft hat. Dank unserer erleuchteten Gesetzgebung, dafs sie die Verkäuflichkeit und Erwerblichkeit des Grundeigenthums verallgemeinert hat! Aber auch Dank Sr. Majestät dem Könige, dafs Er seit Anno 1840 damit begonnen hat, den wahren Adel an den Besitz der Grundherrschaft zu binden und die Bedeutungslosigkeit des blofsen Wörtchens „Von" anzuerkennen.

II. Der Behördenorganismus.

Wir haben schon angeführt, dafs die Schrift des Verfs. deswegen, weil er die Verwaltung selbst nicht von dem Behördenorganismus getrennt betrachtet hat, an Unklarheit leidet, und wir können hinzusetzen, an Uebertreibung und an Mangel an Wahrheit. Man

*) „Wenn heute Jemand Schornsteinfeger ist, morgen Rittergutsbesitzer, und übermorgen den Pfarrer ernennt, so ist dies nicht passend". S. 96.

Digitized by Google

braucht nur S. 101 — 119 zu lesen, um sich davon zu überzeugen. Ohne Zweifel ist gar Manches, was der Verf. rügt, sehr wahr, aber er schiebt auch sehr Vieles auf den Organismus der Verwaltung, was bald gänzlich bald theilweise von der Unzulänglichkeit der Gesetzgebung und der Verwaltungs-Normen und -Instructionen herrührt. Er sagt gar leicht hin S. 104: „Es ist unerläfslich, dafs eine Geschäfts-Ordnung die Verhältnisse scharf bestimme, und nicht nur gegeben, sondern auch strenge beobachtet werde". Als ob man dies nicht schon vor Jahrhunderten eingesehen hätte, und als ob eben diese Geschäfts-Instructionen und Ressort-Abmessungen etwas so sehr Leichtes seien. Der Verf. brauchte nur die in überaus vielen Beziehungen höchst eigenthümliche, interessante und lehrreiche Geschichte des preufsischen Behördenorganismus zu kennen, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Wenn man von irgend etwas sagen kann, Tadeln sei leichter als Bessermachen, so gilt es von diesem Zweige der praktischen Politik. Wer nur ein einziges Mal in der Lage war, eine Geschäftsinstruction zu entwerfen, der wird in diesem Puncte gegen die Regierung und gegen die Verwaltungschefs billig sein. Mit der Klage und Anklage im Allgemeinen ist es hierin nicht gethan, und dies hätte der Verf. wohl bedenken sollen, ehe er die Regierung in diesem Puncte angriff, denn alsdann würde er gefühlt haben, dafs er verpflichtet sei, gerade hierin es besser zu machen. Wir sind fest überzeugt, dafs er mit vollständiger Entwerfung von auch nur zwei Geschäftsinstructionen der Regierung einen gröfseren Gefallen und der Nation einen gröfseren Dienst geleistet hätte, als mit seiner allgemeinen Wortmacherei, welche übrigens um das Doppelte zu vermehren uns eine Leichtigkeit wäre, wenn es sich verlohnte, Dinge zu rügen, welche ohne eine höchst schwierige Radicalform nicht mit gutem Erfolge zu ändern sind. Versuche es der Verf. nur an zwei Instructionen, und sein Beruf dazu wird sich sehr leicht manifestiren. Wir schlagen ihm zum Behufe dieser legitimatio ad causam die Instruction für die Oberpräsidenten und Regierungen, und jene für die Landräthe vor; er geniefst dabei noch den sehr grofsen Vortheil, die Instruction vom 23. September 1827 und jene vom 31. December 1825 für die Oberpräsidenten und Regierungen, und die seit Anno 1817 bestehende provisorische Instruction für die Landräthe zur Grundlage seiner Arbeit zu nehmen, und ist also der bitteren Nothwendigkeit enthoben, ab ovo anzufangen. Wir fürchten aber, es werde dem Verf. noch schlimmer gehen, als der Regierung, und dafs er seine Instructionen wohl ebenfalls 22 Jahre als provisorische gebrauchen würde, wenn er die Bescheidenheit der Regierung hätte, sein eigenes Werk als ungenügend anzuerkennen. Vielleicht würde er sie aber frisch weg definitiv einführen, und dann alle Jahre daran ändern; dabei jedoch bedauerten wir die Behörden und — die Unterthanen. Der Verf. scheint nicht einzusehen, dafs selbst die beste Geschäftsinstruction den Beamten einen freien Spielraum lassen mufs, und dafs seine Instructionen, wenn sie dies nicht auch thäten, die Verwaltung à la Chinoise einrichten würden.

Aber abgesehen von den Instructionen, der ganze Behördenorganismus ist dem Verf. als fehlerhaft erschienen. Wenn derselbe S. 111 sagt, „dafs man nicht für die Geschäfte Personen, sondern für die Personen Verwaltungszweige geschaffen habe", so hat er, wenn weit man dies übertrieben hat, einen gerechten Tadel ausgesprochen. Allein dieses Verfahren findet in allen Staaten mehr oder weniger statt, und *mufs* zuweilen im Interesse des Staats und des Volkes geschehen. Die von ihm an anderen Stellen des Buches (S. 217 u. a.) vorgeschlagenen Mittel zur Verhütung dieses Uebelstandes, nämlich den Adel wegen seiner natürlichen Befähigung vorzüglich zu gewissen Aemtern zu nehmen, und, wenn man die passenden Individuen nicht finde, dieselben aus dem Auslande herbeizuziehen, erkennt ein jeder Andere für unzureichend und mifslich an. Man durfte aber in seinem Buche, welches auch den Behördenorganismus des Staates einer Kritik zu unterwerfen unternahm, vor Allem erwarten, dafs es die Frage über Trennung der Justiz von der Administration in den mittleren und Unterbehörden praktisch erörtere, um so mehr, da in dieser Hinsicht die preufsische Behördenorganisation sehr viel zu wünschen übrig läfst, so viel, dafs allgemein von den Gerichten darüber geklagt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

eufsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, ein Verhältnifs zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung.)

Darüber enthält das Buch gar nichts (ausgenom- n einen abenteuerlichen Vorschlag einer Preis- ge S. 221), ebensowenig darüber, ob und inwieweit Organisation der Regierungen zu verbessern und ichförmig zu machen, auch wohl die Generalcom- sionen mit denselben zu verbinden seien, ebensowe- über die Stellung der Provinzialschulcollegien und sistorien neben den Regierungen u. dgl. m. Von jetzt in Frage stehenden Umgestaltung der Orga- tion der Gerichte, also von der Frage über Oef- lichkeit und Mündlichkeit in Verbindung mit einem ntlichen Ministerium, ist im Buche nirgend die le. Wohl aber bewegt sich die Kritik des Verfs. r viel in den Centralbehörden, nämlich in den Mi- erien und diesen ganz ähnlichen Oberbehörden. Verf. rügt ihre zu grofse Anzahl, also die Zer- tterung der Zweige der Central-Regierung und dministration. Wir brauchen seine Aussetzungen eln um so weniger hier anzuführen, als man sie on vor dem Erscheinen der Schrift des Verfs. im und Auslande überall und immerfort zu hören be- n und noch bekommt. Es ist ganz klar, dafs in er Beziehung noch gar Vieles verbessert, vereinigt vereinfacht werden mufs, um die sehr vielen Cen- tellen auf eine geringere Anzahl zu reduciren, den chäftsgang zu vereinfachen und zu beschleunigen, h die Ausgaben zu vermindern. Aber es liegt h gar häufig dem Tadel des Behördenorganismus lieser Hinsicht die falsche Ansicht zu Grunde, als die Behördenorganisation der Staaten, welche we- re Centralbehörden haben, ebendefshalb von em- llenswerther Einfachheit und schneller Geschäfts- erledigung und überall weniger kostspielig sei. Man bedenkt nicht, dafs an dieser Verringerung der Anzahl der Ministerien auch die constitutionelle Verantwortlichkeit der Minister, die Rechte und der Geschäftsgang der Kammern u. dgl., das Nichtvorhandensein eines geheimen Cabinetsministeriums, die Einrichtung, dafs nur die wirklichen Staatsminister allein den Vortrag beim Fürsten haben, der Umstand, dafs der Fürst selbst eigentlich nicht regiert u. s. w., Schuld sind. Ehe der Verf. die Fragen über diese Einrichtungen mit gründlicher Kritik erledigt hatte, durfte er an die obigen gar nicht gehen. Es war seine Pflicht in seiner selbstangenommenen Stellung, auch hier die Wahrheit zu sagen. Wir wollen vermuthen, dafs er sie nicht kenne. Der Vorwurf S. 111, dafs in der dermaligen Organisation der preufsischen Centralbehörden „kein Plan enthalten sei", ist ein eben so harter als unverdienter. Es giebt zwar keinen einzigen Staat in Europa, in welchem seit Anno 1806 im obersten Behördenorganismus so viel versucht und abgeändert, wieder hergestellt und wieder neu vertheilt, und abermals zurückgegeben und umgetheilt wurde, wie im preufsischen; aber darum darf man die dermalige Organisation nicht planlos nennen, der Plan ist nur ein anderer als der des Verfs. und Tausender von andern Tadlern. Länder von so vortrefflicher Behördenorganisation wie Würtemberg sind in der Geschichte sehr selten, aber Würtemberg hat die seinige mit nicht geringen Opfern erkauft, und ist ein kleines Land von einer ganz anderen Entstehung als Preufsen*).

III. *Gesetzgebung und Verwaltung.*

Der Inhalt des Buches in Betreff dieser Gegenstände ist, wie schon angeführt, nicht blofs sehr gering, sondern auch sehr zersplittert. Die einzigen Gegenstände, welche der Verf. erörtert hat, sind die

*) Uebrigens hat der Verf. Würtemberg nirgend angeführt.

Digitized by Google

Einrichtung und der Inhalt des Generaletats des Staats, die Staatsschuldverwaltung und Domänenveräufserung, und das Gerichtssportelwesen. Es ist ihm von zwei Seiten hierauf gründlich geantwortet worden. Diese erklärenden und berichtigenden Entgegnungen sind in mehr als Einer Hinsicht von sehr grofsem Werthe. Nämlich sie sind es als Berichtigungen, und noch weit mehr wegen des Hervortretens der Regierung vor die Schranken der Oeffentlichkeit, und es ist dadurch der factische Beweis geliefert, dafs es von Seiten der Staatsgewalt nur schon früher öffentlicher Darlegungen ihrer Ansichten und Principien, der Motive ihrer Maafsregeln, und der Resultate der letzteren bedurft hätte, in Zukunft aber auch bedürfen wird, um Mifsverständnissen, Verdächtigungen und dem Tadel vorzubeugen. Die Regierung kann dadurch ebenso wie die Gesammtheit nur gewinnen, wenn sie die Statistik, diese Grundlage aller politischen Kritik, in den Stand setzt, ein möglichst vollständiges Bild von dem Bestande, den Zuständen, und der Entwickelung des Staatswesens zu geben. Verheimlichungen in dieser Hinsicht sind eines intelligenten Volkes unwürdig und nur selten nothwendig und nützlich. Doch aber ist Verheimlichung immer noch besser als halbe Wahrheit und Halbwahrheit. Denn das Volk besitzt ungemein viel Tact, die Wahrheit und Lüge herauszufühlen.

Wir sind nicht veranlafst, den Inhalt und die Ergebnisse jener Erwiederungen hier wiederzugeben und begnügen uns daher mit folgenden Bemerkungen.

Was die Einrichtung des General-Staatsetats und dessen Inhalt anbelangt, so theilen wir die Ansicht des Hrn. L. K. in der Staatszeitung. Zwar würde ein detaillirtes Budget in statistischer Hinsicht offenbar weit mehr Nutzen gewähren, als der kurze Generaletat; aber in jeder anderen Hinsicht würde bei der gegenwärtigen Staatsverfassung die Veröffentlichung eines dickleibigeren Budgets keinen reellen Vortheil bringen. Denn die Oberrechnungskammer, die Staatscontrole und die Staatsbuchhalterei erhalten das Specielle zur Prüfung, und ihre Monita und Arbeiten unterliegen in letzter Instanz Niemanden sonst als dem Monarchen zur Kritik und Beseitigung, wenn die Verwaltungsbehörden ihre Befugnisse überschritten haben. Ohne Freiheit der Presse ist auch der moralische Einflufs der Kritik der Oeffentlichkeit unerreichbar. Ohne eine Specialkenntnifs der Einnahmen und der Ver gabung ist alle Anklage der Regierung wegen Ma an einem durchgreifenden und richtigen Finanzsyst wegen Umwirthschaft, wegen Umsichtslosigkeit Staatshaushaltes, u. dgl., wie der Verf. sie vorb (S. 139—140) lediglich eitles Gerede, das man u lassen mufs, so lange man den Beweis nicht b führen kann, als ihn der Vf. geführt hat. Wenn l gel wirklich vorhanden sind, so werden sie durch che oberflächliche Kritik, welche das Publicum für eine eindringliche hält, nur noch mehr verd falls die Staatsverwaltung nicht den guten Willen aus eigenem Antriebe zu reformiren.

Was die Staatsschuldentilgung und Domän äufserung anbelangt, so ist der Verf. ebenfalls ob zu Werk gegangen. Seine ganze Berechnung und den Beweis der Verschleuderung ist er uns dig geblieben. Er hätte fragen und sagen mü welche Domänen und wo solche veräufsert worden welches Verfahren dabei Statt gefunden habe, w Erlös sich daraus ergab. Darauf mufste er dann Specialkritik basiren, und, so wie er Beispiele aufweisen können, wo Versehen und Ueberei Statt gefunden, so hätte er in der Regel diese Ri regel für zweckmäfsig halten müssen, vorausge dafs sie überhaupt an der Zeit gewesen sei. Wir nen uns hier nicht darauf einlassen, allgemein erörtern, ob überhaupt die Domänenveräufserung ri lich sei und ob man klug handele, sie zum Behufe Schuldentilgung anzuwenden; denn ist diese Er rung schon in der Theorie ungemein schwierig u allgemein, so wird sie es im concreten Falle mehr und ganz speciell. Dies hätte der Verf. bedenken sollen, denn ohne genaue Einsicht in Akten soll man keinen Spruch fällen, seine Ei in die Akten hat aber der Verf. nirgends bewi Wenigstens ist sein Blick in die den Ständen v legten Denkschriften durchaus keine Einsicht der A wie er deren bedurfte. Sein ganzes Verfahren lös dahin auf, dafs er beweisen will, der Staat habe die Dämonenveräufserung nicht blofs den Ertra Domänen verloren, sondern auch die ganze Steig des Tauschwerthes und folglich des Preises der äufserten Domänen, welche vom Momente der äufserung bis zu gegenwärtiger Zeit eingetreten für immer eingebüfst. Dies ist ein kolossaler Irr

Digitized by Google

nn der Tauschwerth und Preis des Grundeigenthums
htet sich bekanntlich nicht blofs nach äufseren Ver-
hrsverhältnissen, sondern auch nach dem Grade sei-
Freiheit und Belastung, nach seiner natürlichen
ductionsfähigkeit und - Unfähigkeit, nach den Acker-
Wirthschaftsverbesserungen und - Verschlechterun-
, nach der Verbesserung und Verschlechterung der
triebswirthschaft im Allgemeinen in der gegebenen
it und insbesondere auf den Gütern selbst. Die Stei-
rung des Preises und Tauschwerthes der veräufser-
Domänen ist also grofsentheils wenigstens eine
irkung von Ursachen, die theils wahrscheinlich, theils
wifs nicht eingetreten sein würden, wenn sie im Be-
re des Staats geblieben wären. Der Staat verzeit-
chtet seine Domänen, eine Steigerung des Pachtzin-
s ist nur nach Ablauf der in der Regel sehr grofsen,
nlich 20—24 jährigen, Pachtperioden möglich, seit
1820 sind aber just kaum 22 Jahre verflossen, eben
diesen letzten laufenden Jahren kamen wieder sehr
le ältere ablaufende Pachtungen zur neuen Verge-
ng. Der Pachtzins ist nicht der ganze Reinertrag
Gutes, der Eigenthümer hat mehr Interesse, die-
zu steigern, ohne das Gut zu verschlechtern, als
Pachter; er ist aber mehr dabei interessirt, das
t und seine Wirthschaft dauernd zu verbessern als
Pachter. Alles dies bringt eine Steigerung des
tsertrages und Gutswerthes in den Händen des Ei-
thümers der veräufserten Domänen hervor, wie sie
Staat als Eigenthümer niemals erwirkt haben würde.
zu aber treten die das Einkommen des Staats beein-
chtigenden Remissionen, und nicht selten waren die
äufserten Domänen in einem solchen Zustande, dafs
Staat sie überhaupt kaum oder nur sehr gering
pachten konnte, oder Kapital auf dieselben hätte
wenden müssen, das für ihn zu grofs und bei der
Pachtung zu wenig einträglich, ja nur mit Verlusten
knüpft gewesen wäre. Indessen ganz abgesehen
alle diesem, so wirken die Verkehrsverhältnisse
eswegs immer constant erhöhend auf den Tausch-
th des Grundeigenthums, auf Zeiten der Steigerung
en solche der Erniedrigung. Gerade in unseren
igen Jahren befinden wir uns in einer merkwürdi-
Steigerungsperiode aus bekannten Ursachen, aber
nächste Zeit schon kann das Gegentheil ergeben,
nders wenn die vielen unklugen und übertriebenen
culationen im Güterkaufe anfangen werden umzu-
schlagen. Wir wollen die Ursachen davon hier nicht erörtern, aber Eine und zwar die allgemeinste können wir nicht unberührt lassen, wir meinen den Einflufs des Geldmarkts auf die Preise der Dinge. Dem Vf. scheint diese, gerade in dieser seiner Erörterung höchst wichtige, Ursache gar nicht in den Sinn gekommen zu sein, denn damit hätte er die Regierung wegen ihrer Domänenverkäufe von a. 1820 bis a. 1830 vielleicht am härtnäckigsten angreifen können, aber er hat es nicht gethan. Die anderthalb Jahrzehende von 1815—1830 waren eine Periode der merkwürdigen Verminderung des Umlaufsmittels und der Entleerung des Geldmarktes, in welcher folglich die Preise aller Dinge trotz vieler entgegen wirkenden Ursachen sehr bedeutend herabgingen. Diese Periode war für alle Veräufserungen von Grundeigenthum, namentlich also auch der Domänen, eine höchst unpassende, denn unvortheilhafte, weil man wenig erlösen *mufste*, wenn nicht die Localverhältnisse ganz besonderer Natur waren. In der Periode des Jahrzehends von a. 1830—1840 gewannen die Besitzer und früheren Käufer von Grundeigenthum, wegen der Vermehrung des Umlaufsmittels und Füllung des Geldmarktes, folglich wegen der Steigerung des Geldtauschwerthes aller Dinge, also des Grundes und Bodens, im Schlafe, ohne ihr Darzuthun, sehr bedeutend. Aber deshalb waren die Domänenverkäufe von 1830—1840 auch um so vortheilhafter. Ob dieses so bleiben, und ohne Reaction zum Gegentheile fortbestehen werde, ist die Frage, aber sehr zu bezweifeln, denn die Natur der Dinge, namentlich der Verkehr, folgt unabänderlichen Gesetzen, welche in der Wirklichkeit von Einem Extreme zum Andern führen, und nur so eine Ausgleichung hervorbringen. Es kann leicht eine Periode kommen, in welcher der Vf. consequenter Weise gezwungen wäre, anzuerkennen, dafs die Regierung mit ihren Domänenveräufserungen von a. 1830—40 ein sehr lucratives Geschäft gemacht habe.

Es ist also hiernach keineswegs anzunehmen, dafs die Regierung durch ihre Domänenveräufserung das Staatsvermögen wirklich und gar um ein Bedeutendes verringert habe. Es mufs dagegen auch in Anschlag gebracht werden, was sie damit an Staatsschulden abgetragen habe. Dazu aber genügt nicht das Anführen der Capitalsumme, sondern es mufs untersucht werden, ob die Regierung nicht ein, in Domänen stecken-

Digitized by Google

des Geldcapital, welches ihr nur einen geringen und unsicheren Zins einbrachte und einbringen konnte, aus dieser Anlage herausgezogen und zur Tilgung von Staatsschulden verwendet habe, welche mit einem höheren Zinse zu verzinsen waren, als jenes Domänencapital eintrug. Auch diese Untersuchung hat der Verf. unterlassen. Statt dessen wirft er der Regierung eine versteckte Vermehrung der Staatsschulden vor, indem sie die Fonds der Wittwencassen, und die Cautionen eingezogen habe. Ueber diesen Vorwurf wird sich Jedermann, der weiß, wie dergleichen Operationen zusammenhängen, und daß sie bloß Veränderungen der Form der Schuld sind, leicht beruhigen können, wenn man dabei bedenkt, daß dieses in vielen Staaten vorkommt *). Mit der Prämien-Anleihe der Seehandlung, welche der Verf. ebenfalls als Vermehrung der Staatsschuld anführt, ist es etwas ganz Anderes, wenigstens will auch uns scheinen, daß man nur mittelst logischer Erkünstelung verfahre, wenn man behaupten wolle, daß dieses Prämiengeschäft kein Staatsanleihen sei. Jedenfalls aber muß man der officiellen Erklärung, daß dasselbe unumgänglich nothwendig gewesen sei, Glauben schenken **).

Was nun aber den letzten der vom Vf. gerügten Gegenstände anbelangt, nämlich das Sportelwesen, so wird derselbe wohl indessen durch die Staatszeitung v. d. J. No. 83. zur Erkenntniß seiner Irrthümer gekommen sein. Er hätte besser daran gethan, die ganze Einrichtung des Sportelwesens einer Kritik zu unterwerfen, und ein weniger mangelhaftes System der Umlage und Erhebung der Sporteln in Vorschlag zu bringen. Die Schrift von Wentzel, Zeitfragen, dürfte für den Verf. jedenfalls sehr fruchtbar werden.

Ueberhaupt aber, blicken wir auf die Arbeit des Verfs. als eine Kritik der Staatsverwaltung Preußens zurück, so ergreift uns das Gefühl einer höchst bedauerlichen Leerheit. In einem Felde, wie dieses, wo es eine so ungeheure Menge der interessantesten und schwierigsten Fragen rein praktischer Natur giebt, welche der Kritik die mannigfaltigsten Seiten darbieten, nur so Weniges hervorgehoben und auch dieses nur auf die angeführte Weise behandelt zu haben, ist kein großes Verdienst *). Die Masse der zu erörternden Fragen ist so ungeheuer groß, daß man in Verlegenheit kommt, welche man zuerst nennen solle. Da sind das weite Gebiet der Agrargesetzgebung, der Gewerbe- und Handelsgesetzgebung, des Armenwesens, des Schulwesens, des Prüfungswesens, des Gefängnißwesens, der Sicherheitspolizei, u. s. w. vor uns ausgebreitet; wir haben vor uns liegen eine umfassende Gesetzgebung und Verwaltung in allen diesen Zweigen, voll Schwierigkeiten, Verwickelungen, Widersprüchen und Fehlern wegen Mangels an Einheitlichkeit des Prinzips wimmelt. Hieran könnte sich der Muth des eifrigen Reformators abkühlen, die Zeitungsberedsamkeit ins Stocken gebracht werden, das Talent des Staatsgelehrten und die Umsicht des Beobachters, die Energie der Kritik und der ächte Patriotismus sich zeigen.

*) Wir erinnern lediglich an die französische Depositen- und Consignationscasse von Frankreich im Verhältnisse zur Amortisationscasse.

**) Nur beiläufig wollen wir den wunderlichen Streit über die angeblich nicht nachgewiesenen 3 Mill. Rthlr. Kassenanweisungen, welchen der Verf. mit der Vossischen Zeitung v. d. J. No. 50. 54. führte, erwähnen, um unser Urtheil dahin abzugeben, daß es uns höchst tadelnswürdig erscheint, die Regierung zu verdächtigen, lediglich in der Absicht, um den Minister der Finanzen wegen des Mangels eines Citats persönlich zu bestrafen. Indessen vermuthen wir weit eher, daß der Verf., als er die Anmerkung S. 176 schrieb, die Cabinetsordre v. 9ten März 1837 gar nicht gekannt habe, welche jene 3 Mill. enthält.

*) Jedoch hat der Verf. S. 130—131 der Regierung genau gerechnet, daß sie für den Ackerbau jährlich nur 1 T. auf die Quadratmeile verwende, und er nimmt mit allen hochtrabenden Phrasen das Gesicht an, als ob er der Mann sei, der an die volkswirthschaftliche Nützlichkeit der Schafe schine und der Verbesserung der Viehraçen denke. Um Bescheidenheit und Sachkenntniß ist der Verf. nicht zu beneiden. Hat er doch in seiner Hitze alles mit einem vergessen, was seit a. 1807 für den Ackerbau geschehen ausgegeben ist, und redet über landwirthschaftliche Dinge ohne genaue Kenntniß der Sache in den Tag hinein. Wo ist der Grund? (sagt er, nämlich davon, daß für den Ackerbau nichts geschehn!) weil selbigen (nämlich den Landwirthen) die gehörige Vertretung (!) fehlt"?. Man frägt wo? im Ministerium? auf den Provinziallandtagen!

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

ußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, ein Verhältniß zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow.

(Schluß.)

Aber von allem diesem handelt der Verf. in seinem Buche nichts ab. Wir wollen ihm die Verhandlung darüber auch nicht zur Pflicht machen, aber deuten mußte er alle diese Fragen, wenn er ein Buch über Preußens Verfassung und Verwaltung schreiben wollte, das nicht erst von gestern her, und zu nichts mehr bestimmt sein soll, als mit der Tagesliteratur zu erscheinen und zu verscheinen.

IV. Deutschland.

Dieses ist die letzte Abtheilung unseres Buchs, welche (S. 273—316) das Lieblingsthema des besonnenen wie des enthusiastischen Deutschland, nämlich Freiheit und Einheit, abhandelt. Sonst kann man willig sagen: Ende gut, Alles gut. Aber hier heißt ganz anders. Welch ein buntes Gemisch von Allerlei als da ist der deutsche Bund, die Kriegsverfassung Deutschlands, ein weit umgreifendes Bundespapiergeld- und Bundes-Bank-Project, die Hannoverische Verfassungsfrage, die katholischen Conflicte zwischen Preußen und Rom, die Angelegenheit der Westphälischen Staatsschuldigen, deutsches Zeitungswesen, Frankreichs Stellung gegenüber Deutschland, der deutsche Zollverein überhaupt und insbesondere in Betreff der noch isolirten Staaten, das Verhältniß zwischen Holland und Deutschland bezüglich des Zollvertrags und der Rheinschiffahrt, die Handelsverhältnisse Deutschlands mit Holland, eben so zu America und besonders Nordamerica, die deutsche Eisenbahnfrage, Deutschlands künftige Seemacht, und die Vereinigung desselben in dieser Hinsicht mit Holland und Scandinavien, und endlich Belgiens und Deutschlands Handelsvereinigung! Und dieses alles auf 43 Seiten! Es ist uns dabei zu Muthe geworden, als gingen alle Zeitungsartikel, welche wir in den letzten 2 bis 3 Jahren gelesen haben, noch einmal an unserem Geiste vorüber. Diese ganze letzte Abtheilung des Buches kann offenbar keine andere Absicht haben, als durch Berührung aller, jetzt die deutschen Zeitungen durchziehenden, sogenannten Haupt- und Lebensfragen einer jeden Sorte des Publicums der Politiker, und just eben den ächten Zeitungspolitikern, ihre naturgemäße Nahrung zu geben. Denn der Verf. kann doch wohl kaum einmal dem Gedanken Raum gegeben haben, daß diese seine Dampfwagenfahrt durch alle diese Gebiete mit ihren 16 Haltpuncten eine Untersuchung sei, welche irgend einen andern Menschen befriedigen könne, als bloß denjenigen, der seine ganze Politik und seinen Patriotismus aus dem Gemische der Zeitungsartikel schöpft. Auf den Inhalt derselben einzugehen, würde unserer Jahrbücher unwürdig sein *). Wir sind am Schlusse.

Der Verf. hat sich in diesem Buche eine Aufgabe gestellt, welcher er in keiner Beziehung gewachsen war. Denn nur die Arbeit eines halben Menschenle-

*) Wie der Verf. über ein solches Papiergeld- und Bank-Project für den deutschen Bund, welches er zunächst lediglich zum Zwecke der Deckung möglicher außerordentlicher Kriegsausgaben realisirt zu sehen wünscht, leicht hinweggeht, kann man aus der Aeußerung (S. 285—286) entnehmen, „daß im Kriege es eben das Mißtrauen allein sei, welches die allgemeine Lähmung des Geldverkehrs erzeuge, aus welchem so viel Unglück entspringe, *und daß man daher (!!) durch eine solche Bank das Uebel an der Wurzel angreife*". Also das Grundübel „Mißtrauen im Geldverkehre" wird in der Wurzel angegriffen, durch ein lediglich auf Kredit basirtes Geldinstitut!

Digitized by Google

bens oder der geniale Blick der künstlerischen Seele eines geborenen Staatsmanns vermag sich eines so umfassenden Stoffes zu bemächtigen. Diejenigen Zeiten, in welchen die Staatswissenschaft, auf dem Boden des sogenannten Naturrechts stehend, weit entfernt von den Grundfesten der praktischen Politik fortschritt, sind vorüber. Sie haben sich beide einander genähert auf dem realen Felde der Geschichte und des nationalen politischen Bewufstseins einer gegebenen Zeit. Die Politik als Wissenschaft und die Politik in der Ausübung können auf die Dauer *über die Rechtsfrage* nicht mehr streiten, sobald das Bewufstsein des öffentlichen Rechts im Volke lebendig geworden ist. Wer weder die Geschichte noch die Gegenwart begreift und jedes philosophischen Geistes entbehrt, der kann das Allgemeine im Einzelnen des Staats- und Völkerlebens nicht erfassen, d. h. weder die Menschheit noch seine Zeit erkennen. Wer aber dazu noch von Vorurtheilen der untergeordnetsten Art befangen ist, der ist immer mehr auf seinen eigenen Heerd, als auf die Welt angewiesen, und darf am wenigsten wagen wollen, ein Politiker zu sein.

E. Baumstark.

X.

Itinéraire de Rutilius Claudius Namatianus, ou son retour de Rome dans les Gaules, poëme en deux livres, texte, donné à Berlin, d'après le manuscrit de Vienne, par Aug. Wilh. Zumpt, et traduit en français avec commentaires par F-Z. Collombet. Paris et Lyon, 1842. *LXIV u.* 204. 8.

Die Französischen Philologen, gezwungen durch ihre Landsleute, die viel von ihrem alten Interesse an den classischen Studien verloren haben, besitzen ein eigenes Geschick darin, die Ausgabe eines alten Autors in unmittelbare Beziehung zur Gegenwart zu bringen, und ihm dadurch ihrer Seits die Anziehungskraft zu verschaffen, die er ohne solche Bemühung nicht mehr ausübt. Der Dichter Rutilius hat zwar, da Gallien sein Geburtsland war, ein vaterländisches Interesse für Frankreich: *il a illustré sa patrie*, wie Hr. Collombet Vorrede S. XLII sagt. Doch hören wir, wie er unmittelbar mit den Interessen der Gegenwart in Verb dung gebracht wird. Rutilius war Heide und Christenthum abgeneigt. Dies fafst Hr. Collombet Gibbon nämlich in seinen Miscellaneous works (T III. pag. 257 sqq.) stellt vielfältige und lehrreiche trachtungen über Rutilius an, den er, wie er beme am 19. Dec. 1763 in Lausanne nach der Ausg von Burmann las und excerpirte. Er betrachtet in dreierlei Beziehung, einmal den Gegenstand se Gedichts, wo er ihn, besonders seiner Vorrede ber, mit Unrecht tadelt, dann seinen Stil und dichterisches Verdienst, wo er es unerträglich fi dafs er in Versen und nicht in Prosa geschrie diesem Falle hätte seine Beschreibung der Gegen die er durchzog, weit vollständiger und genauer fallen können. Endlich entwickelt er noch aus Rut Werke dessen persönlichen Character, und hier st er vollkommen mit ihm überein, besonders in s spottenden Opposition, nicht gegen das Christen überhaupt, sondern gegen die Gestalt, die es d durch Schwärmerei und mönchischen Trübsinn nommen hatte. Hr. Collombet bekämpft dies sicht und diejenigen seiner Landsleute, die ihr zugethan sein möchten. „Ihr, sagt er in der Vo S. XXXVIII, die Ihr die Tonne des Diogenes die Armuth des Fabricius lobt, würdet doch, wen ein Kloster sähet, mit Rutilius ausrufen: *Per hic vivo funere civis erat*, und wenn Ihr einen Mi in seiner ärmlichen Ordenstracht erblicktet, eben wie er, sagen: *Infelix putat illuvie coelestia po* Dabei führt Hr. Collombet noch, um die Sinn der Heiden zu Rutilius' Zeit zu characterisiren, des heiligen Hieronymus' Schriften die Anecdot ein vornehmer Römer, wie Rutilius, ein Heid ungefähr sein Zeitgenosse, habe öfters zum P Damasus gesagt: „*Macht mich zum Bischo Rom und ich will sogleich Christ sein*". So h Collombet einen Punct gefunden, um das Int der streitenden Gegensätze in Frankreich auf Autor zu ziehen, einen noch bessern, dünkt un Hr. Villemain (S. Vorrede S. XLVI), der den ten Gedanken hatte, zwischen Rutilius' Gedich Lord Byron's Child Harold eine Parallele zu zie

Hr. Collombet ist zur Herausgabe des Rutil gewisser Hinsicht vortrefflich vorbereitet, gekon

Digitized by Google

ist mit der Lateinischen Literatur des vierten und ten Jahrhunderts, einem bei uns ganz vernachgten Felde, genau bekannt und hat dies durch reiche Schriften bewiesen. Wir nennen davon, sie hier zu Lande fast unbekannt sind, eine *Hi-e civile et religieuse de lettres latines au IVe et iècle*, eine Ausgabe der Hymnen des *Synesius*, t Abhandlungen über sein Leben und seine Schrif- eine *Histoire de la vie et des temps de Saint rien*, eine Ausgabe der Werke des heiligen *Hie-mus*, des *Salvianus*, *Sidonius Apollinaris* u. s. w. e umfangreichen Studien mufsten ihn in den Stand en, bei der Bearbeitung von Rutilius' Gedicht ches Interessante in Bezug auf seine Zeitgenos- und die damalige politische und literarische Lage nbringen. Er hat dies zum Theil gethan. In der rrede z. B., wo er von denen spricht, die über-pt Itinerarien geschrieben haben, erwähnt er auch s Gedichts von Theodulf, Bischof von Orléans, Zeit Carl's des Grofsen, das in der Sammlung Dichter von Itinerarien bei Wernsdorf fehlt und t interessante Proben daraus mit. Auch sonst n Noten citirt er hin und wieder Stellen aus den Rutilius gleichzeitigen christlichen Autoren, die neues Licht auf Einzelnes werfen, besonders in rischer Beziehung. Rutilius spricht z. B. 1, 515 der Insel Gorgon, einem nackten und öden Fel- der schon zu seiner Zeit der Aufenthaltsort vie-lönche und Einsiedler war. Hr. Collombet bringt ber nähere Data bei, wie diese Insel, zuerst bevöl-wurde von Christen, die im Anfange des vierten hunderts bei Verfolgungen sich dorthin flüchte-sich später mehrten, und im Mittelalter grofse thümer erwarben, die erst zu Anfange des acht-ten Jahrhunderts an andere Klöster in Pisa über-n. Die Hauptverehrung auf der Insel war, wie zählt, die der heiligen Julia, deren Märtyrertod usführlich beschreibt. Wir hätten mehr dergleihistorische Notizen gewünscht; auch sprachli-Bemerkungen aus den christlichen Schriftstellern n beigebracht werden können. Denn, obwohl us sich durch eifriges Studium der Alten und ahmung, besonders Virgil's, von dem verdor-Stil seines Zeitalters frei erhalten hat, und einzelnen Redensarten daran erinnert, dafs er zu keiner guten Zeit mehr schreibt, so wird sich doch in der ganzen Farbe der Sprache und seiner Anschauungsweise Manches finden lassen, das er bei aller Vorsicht nicht vermeiden konnte.

Die Vorrede zur vorliegenden Ausgabe, aus der wir schon einige Bruchstücke angeführt haben, zerfällt in drei Theile. Der erste enthält eine gröfstentheils nach Wernsdorf gearbeitete Aufzählung der Dichter von Itinerarien; der zweite, ästhetischer Natur, soll Rutilius als Dichter empfehlen und auf einige allgemeine Puncte aufmerksam machen; der dritte endlich enthält Notizen von Rutilius' Lebensumständen und die Textesgeschichte seines Gedichtes. Es folgt der Text selber mit gegenüberstehender Uebersetzung in Prosa (S. 1—71) und darunter kritische Noten; die Anmerkungen bilden als commentarius perpetuus den Schlufs.

Der Text ist, wie der Titel besagt, ganz so genommen, wie er in des Referenten Ausgabe nach der einzigen vorhandenen Wiener Handschrift festgestellt ist; eben daher sind die kritischen Noten unter dem Texte. Nur an einer Stelle (1, 83) glaubte Hr. C. abweichen und eine eigene Meinung aufstellen zu müssen. Wir lassen uns indessen darüber hier in keine weiteren Erörterungen ein, da wir namentlich durch Anführung einer Stelle Claudian's, die Rutilius vor Augen hatte, die Richtigkeit unserer Ansicht vollständig dargethan zu haben glauben. Die Uebersetzung ist, so weit ein Ausländer sie beurtheilen kann, mit Geschick und Geschmack gemacht. Treu kann man sie nennen nur bis zu einem gewissen Grade; denn keinesweges scheut sich Hr. C. Wendungen zu vertauschen und das, was ihm für die Französische Sprache unmöglich scheint, umzuändern. Das vornehmste Gebot des Französischen Uebersetzers ist, dem Genius seiner Sprache treu zu bleiben und nicht undeutlich zu sein. So haben wir also nichts dagegen, wenn Hr. C. z. B. des Rutilius *solaque fatales non vereare colos* (1, 134) wiedergiebt mit *sois la seule à ne point redouter le fatal ciseau*, oder 1, 137 *quae restant, nullis obnoxia tempora metis* mit *les siècles qui te restent à vivre ne connaîtront aucune borne*, und Aehnliches, wo ein Bild oder ein Ausdruck durch einen ähnlichen und verwandten übersetzt wird. Der Sprachgebrauch und die Absicht, die Uebertragung so

Digitized by Google

einzurichten, dafs sie auch ohne Commentar verständlich sei, üben dabei ihren Einflufs aus. Doch ist uns Einiges aufgefallen, das wir selbst bei diesen Grundsätzen als nicht genügend begründete Abweichungen vom Texte nicht zulassen möchten, z. B. wenn Rutilius 1, 115 *erige crinales lauros* sagt, ist dies nicht zu übertragen *lève ton front triomphant*, und wenn es gleich darauf heifst *Aurea turrigero radient diademata cono*, so ist dafür nicht zu sagen: *Agite fièrement les tours, qui forment le cône de ta couronne.* Wir glauben, dafs in beiden Fällen ein mit der Französischen Sprache nicht in Widerspruch stehendes Bild verwischt ist, das an der eben angeführten Stelle noch dazu nicht ohne Wichtigkeit ist. Rutilius denkt sich die Göttin Roma hier als ein Frauenzimmer, das durch das Unglück, welches sie betroffen (der Dichter meint die Einnahme Rom's durch Alarich) auch in ihrem Aeufsern verunstaltet ist. So sagt er zu ihr: „Richte den Lorbeer in Deinen Haaren, der von dem Schlage, den Du empfangen, niedergedrückt ist, wieder auf, und putze Dein goldenes Diadem, dafs es glänzt". Dafs dies des Dichters Gedanken gewesen, kann Niemand aus der umschreibenden Uebersetzung merken. Allein jedenfalls trotz dieser einzelnen Mängel ist diese Uebersetzung nicht blofs die beste Französische von Rutilius (denn das würde, da es nur noch eine Französische von Lefranc de Pompignan, Paris 1799 giebt, nicht viel sagen), sondern sie gehört überhaupt zu den gelungensten, welche die Franzosen von den alten Autoren haben.

Vom Commentare, der in reicherer Fülle, als ihn irgend ein anderer einzelner Interpret hat, dem Texte beigegeben wird, haben wir eine Eigenthümlichkeit schon angegeben. Die sprachliche und Sinnerklärung ist beinahe ganz aus den früheren Ausgaben entlehnt, besonders der des Referenten, jedoch so, dafs Hr C. sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen die Bemühungen seiner Vorgänger anerkennt. Hr. C. schätzt überhaupt die Deutsche Philologie und citirt die Werke Deutscher Gelehrten; dafs er sie aber nicht aus eigener Ansicht kennt, beweist er dadurch, dafs er z. B. zu 1, 107 *Bunsenius Descript. Rom. tom. I*, und andere *Bekker. in Gallo* in seinem Französischen Commentar citirt, weil sie in dem Lateinisch geschriebenen Commentar des Ref. so citirt waren.

Der Werth des Commentars besteht also hauptsächlich in sachlichen Bemerkungen, besonders in Bezug auf Geschichte und Geographie. Bei einem Deutschen Herausgeber freilich würden wir solche Anmerkungen in der Ausdehnung, wie Hr. C. sie häufig hat, nicht billigen. Denn es kommt offenbar nicht darauf an, sobald eine Stadt oder eine Insel erwähnt wird, Alles, was man von derselben weifs, vollständig und ausführlich zusammenzustellen; sondern der Ausleger soll nur, was man aus der betreffenden Stelle nicht erfährt, anführen, und wenn nichts Neues vorkommt, nur geben, was zum Verständnifs der einzelnen Stelle gehört. Hr. C. schreibt bei solchen Gelegenheiten ganze Stellen aus encyclopädistischen und andern Werken aus, z. B. zu 1, 328 einen Artikel aus Clerc's Bibliothêque universelle über den Genius. Die mythologischen Anspielungen, selbst wenn sie auf bekannte Fabeln beziehen, werden weitläuftig erzählt. Man sehe z. B. die Noten zu 1, 438; 439, 450; u. s. w. Alles dies indessen thut Hr. C. nicht dem Geschmack, und es ist also wohl für die Wünsche seiner Landsleute, die dergleichen verlangen mögen, berechnet. Eine andre ästhetisirende Betrachtung des Rutilius ist ebenfalls mehr dem Geschmack der Französischen als der Deutschen Leser angehörig. Collombet citirt nämlich bei Sentenzen, Bildern und Beschreibungen ähnliche Blüthen aus Französischen, Italiänischen, auch Englischen Dichtern; z. B. zu 1, 179 eine Schilderung der Insel Corsica von einem Italiänischen Cinquecentisten, zu 1, 553 eine Sentenz von Shakespeare, zu 1, 556 eine witzige Polemik Voltaire's u. s. f. Doch vermögen wir nicht einzusehen, der ziemlich pedantische Witz eines neusten, trotz seiner Neuheit, wie es scheint, schon wieder vergessenen Komikers Mr. Bernay zur Illustration der Mythe von der Danaë 1, 360 beitragen soll.

Dr. A. W. Zumpt.

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

August 1842.

XI.

leist der mathematischen Analysis und ihr hältnifs zur Schule. Von Dr. Martin Ohm. te Abhandlung. Auch als Anhang zu sei- verschiedenen Lehrbüchern. Berlin, 1842.

er Titel „*Geist* der Analysis," wenn dieses Wort nur in uneigentlicher, gleichsam poetischer Be- g gefafst ist, erregt jedenfalls ein höheres In- als der simpele Titel der Wissenschaft selbst. der Analysis Geist zugeschrieben wird, so setzt thwendig voraus, dafs sie auch noch eine an- tufe, nämlich die der gleichsam natürlichen z haben müsse, und es stellt sich dann der Geist das Höchste wo die Natur hinarbeitet, und wel- e nur erreicht, indem sie, über sich selbst hin- end, nur zu einem untergeordneten Momente Ebenso fühlt man sich versucht unter dem Gei- mathematischen Analysis das Höchste zu ver- wozu es die Analysis gebracht hat, in wel- sie gleichsam ihre Vollendung feiert. Dies ist der gegenwärtigen Schrift nicht unter diesem icke verstanden, und wird auch sonst im Ma- ischen schwerlich damit gemeint, denn das Wort ist hier offenbar nur eine Uebersetzung des ischen esprit, welches von französischen Ma- ikern oft und gern gebraucht wird, und welches ilich nicht einen so tiefen Sinn hat. L'esprit néthode bezeichnet gewöhnlich den leitenden Ge- , welcher irgend einer mathematischen Rech- der Construction zum Grunde liegt, im Gegen- zu den mehr äufserlichen Apparaten von For- der räumlichen Gebilden, welche bei der Aus- g mit auftreten. In einem ähnlichen Sinne will ffenbar der Verf. der vorliegenden Schrift das Geist verstanden haben, da er selbst in der le sagt: „der Verf. theilt hier so kurz, als es ihm nur immer möglich gewesen ist, das *Wesen* der Ansichten mit, welche derselbe in seinen Schriften seit 1816, besonders aber seit 1822, gelehrt hat, und lehrt, Ansichten welche das Glück gehabt haben u. s. w." und gleich darauf „weil ein Lehrbuch noch so manches andere zu berücksichtigen hat, welches das Auffassen des *Wesens* der Sache erschwert". Hierin ist also das Wort „Geist" erklärt als das *Wesen* oder das Wesentliche.

Um dieses Wesentliche in der Richtung Ohm's oder in seiner Art, die Analysis aufzufassen, ordentlich verstehen und würdigen zu können, müssen wir etwas historisch zu Werke gehen; denn Ohm repräsentirt eine besondere Richtung in der Entwickelung der mathematischen Analysis, und zwar so ganz selbstständig, dafs wohl kaum ein anderer Mathematiker von einiger Bedeutung dieselbe Richtung verfolgt. Wir fangen also von der Art und Weise an, wie noch die Mathematiker des vorigen Jahrhunderts fast ohne Ausnahme ihre analytischen Methoden anwendeten. Dieselben unterschieden nämlich die beiden wesentlichen Seiten einer analytischen Formel oder Gleichung, die blofse Form und den quantitativen Inhalt, nicht immer mit gehöriger Genauigkeit, und geriethen dadurch nicht selten in den Fehler, alles das, was nur von wirklichen endlichen Gröfsen bewiesen war, auch auf solche Formen anzuwenden, welche nicht mehr endliche Gröfsen enthielten. Wirklich falsche Resultate vermieden sie dabei fast immer, und zwar mehr durch einen guten Instinct geleitet, als durch die Richtigkeit der Methoden; den Beweisen aber, welche sie für die verschiedenen Formeln gegeben hatten, mufste in der neueren Zeit die nothwendig bindende Kraft abgesprochen werden, und es ist auch dem Bedürfnisse, dieselben auf andere, vollkommen sichere Principien zurückzuführen, in den meisten Fällen schon genügt worden. Namentlich lagen jene Fehler in dem Gebrauche der

Digitized by Google

unendlichen Reihen, welche ohne Rücksicht auf Convergenz oder Divergenz angewendet wurden; ferner in der Anwendung bestimmter Integrale, wenn dieselben auch keine endlichen Werthe hatten, und in der Anwendung der imaginären Formeln, welche man, ohne irgend wie Gewissensbisse zu empfinden, wie bestimmte endliche Gröfsen handhabte. Es war in der mathematischen Analysis damals ein ganz ähnlicher Zustand wie in der Philosophie vor Kant, wo die endlichen Denkbestimmungen ganz unbefangen auf das Unendliche angewandt wurden, und wo man durch einen und denselben formelrichtigen Schlufs das Unendliche eben so gut wie das Endliche bestimmen zu können glaubte. Das Ende dieses Zustandes der Philosophie wurde, wie Jeder weifs, durch Kant herbeigeführt; das Ende dieses Zustandes in der Analysis aber kann nicht gerade einem bestimmten Mathematiker zugeschrieben werden, es wurde hier nur nach und nach Bedürfnifs, eine gröfsere Strenge und Genauigkeit in den Methoden zu haben. Der erste aber, welcher von den genannten Fehlern seiner Zeit sich vollkommen rein erhalten hat, ist Gaufs, dessen Namen Keiner, der mit philosophischen Studien auch mathematische verbindet, dem des Königsberger Philosophen nachstellen wird. Ein besonderes Factum trug auch nicht wenig dazu bei, die Mängel der bestehenden Methoden aufzudecken, und dasselbe scheint namentlich auch auf die ganze mathematische Bildung des Verfs. der vorliegenden Schrift einen sehr bedeutenden Einflufs ausgeübt zu haben, nämlich dafs Poisson im Jahre 1811 durch ein Zahlenbeispiel klar nachwies, dafs die bisher für ganz richtig und allgemein gültig gehaltenen Entwickelungen der Potenzen des Sinus und Cosinus, nach Sinus und Cosinus des vielfachen Bogens, in einem besonderen Falle ganz falsch wären. Es ist merkwürdig, wie damals, bei dem Bestreben diesen Widerspruch zu lösen, viele sonst geschickte und geachtete Mathematiker sich in immer tiefere Widersprüche stürzten und neue Fehler dazu begingen; Ohm aber hat das Verdienst, dafs er zu denen gehört, welche in dieser Sache klar waren, und die vorhandenen Fehler richtig erkannten und verbesserten. Damals, glaube ich, wo es sich zeigte, dafs auch in den Elementen der Analysis noch so manches Unbegründete und Ungenaue sich vorfände, hat Ohm seine Richtung auf das Elementare bekommen, und hat seitdem in seinen Handbüchern diesen Mangel zu verbessern gesucht. Dafs jene Fehler bei der Entwickelung der Potenzen des Sinus und Cosinus wirklich einen entscheidenden Einflufs auf Ohm's mathematische Bildung gehabt haben, scheint mir auch daraus klar hervorzugehen, dafs er auch in der gegenwärtigen Schrift nicht umhin kann, alle bei jener Gelegenheit begangenen Irrthümer noch einmal durchzugehen, und dafs er überhaupt die wenigen anerkannten Fehler der grofsten Mathematiker mit grofser Vorliebe erwähnt. Da nun also in der Analysis eine gewisse Disharmonie von Form und Inhalt aufgetreten war, ohngefähr wie in der Philosophie eine Trennung zwischen Denken und Sein, und da man diejenigen Formen, welchen gar kein quantitativer Inhalt entspricht, von denen, welche einen endlichen Inhalt haben, genau zu unterscheiden angefangen hatte, so wandten sich die sämmtlichen Mathematiker auf die Seite des Inhalts und zwar in der Art, dafs sie Formen ohne Inhalt ganz aus ihren Untersuchungen verbannten. Nur Gauf allein rettete damals die inhaltlosen Formen und brachte sie in seinem Systeme in Sicherheit. Dort liegen sie nun, für sich frei von jeglichem quantitativen Inhalte, der ihnen unwesentlich ist, und nur manchmal lassen sie sich so weit herab, einen numerischen Inhalt anzunehmen. Wenn wir die oben angedeutete Analogie in der Entwickelung der Philosophie und Mathematik etwas weiter verfolgen, so fällt in die Augen, dafs Ohm in seinem Systeme eine ähnliche Rolle spielt, wie vormals Fichte in seiner Wissenschaftslehre, nur mufs man diese Vergleichungen nicht zu weit ausdehnen, weil der philosophische Gegensatz von Denken und Sein ein wesentlich anderer ist, als der Gegensatz von Form und Inhalt in der Analysis. Um den Schein einer Uebertreibung in den Augen derjenigen, welche mit Ohm's Systeme unbekannt sind, von uns zu entfernen, müssen wir hier sogleich den Hauptpunct des Ohmschen Systems geben, welcher darin liegt, dafs Ohm die Mathematik ferner durchaus nicht als Lehre von den *Gröfsen* bestimmt haben will; die Gröfsen seien wohl als Zweck der Mathematik anzusehen, ohngefähr ebenso wie der Friede als Zweck des Krieges, aber darum könne man die Mathematik eben so wenig als Lehre von den Gröfsen, wie den Krieg als Lehre vom Frieden ansehen. Dies ist Ohm's eigener Vergleich. An die Stelle der Gröfsen wer-

Digitized by Google

n gewisse Verstandes-Operationen, oder auch Trä-
: dieser Operationen, oder Ausdrücke gesetzt. Um
er nicht durch eigene, vielleicht nicht vollkommen
nue Darstellung dieses wichtigen Punctes, Veran-
nung zu falschen Ansichten von dem Systeme zu
ben, setzen wir die eigene Erklärung des Verfs.
, welche in der vorliegenden Schrift, zum Zeichen
s sie den Nerv der Sache enthält, mit gesperrten
ttern gedruckt ist: „Nach dieser Ansicht sind also
sogenannten reellen Zahlen eben so wenig *Gröfsen*
die imaginären; — die reellen wie die imaginären
hlen stehen hier in einer und derselben Kategorie.
: sind beide nichts anders, als selbstständige For-
n, d. h. angezeigte Operationen, d. h. gedachte,
so wirkliche Verbindungen der Zahlen mittelst der
wähnten Verstandes-Thätigkeiten, d. h. Ausdrücke,
elche diese Verstandes-Thätigkeiten verbildlichen,
ährend letztere nach bestimmten, in *Gleichungen*
gesprochenen Gesetzen sich richten, so dafs diese
setze angewandt werden können, d. h. dafs mit die-
Ausdrücken gerechnet werden kann". Wem aus
ser Erklärung des Verfs., in welcher durch vierma-
: eingeschobene „das heifst" wieder die einzelnen
rte erklärt werden, die Tendenz des Ohmschen
stemes noch nicht recht klar geworden sein sollte,
müssen wir auf die Ausführung der ausgesproche-
Principien in den einzelnen elementaren Rech-
gsarten, namentlich der Addition, Subtraction, Mul-
ication und Division verweisen, zu welchen wir so-
ich übergehen.

Bei den elementaren Rechnungsarten geht Ohm
n Werke, dafs er anfänglich nach den gewöhnli-
n Definitionen, welche nur für ganze Zahlen gelten,
Fundamental-Rechnungsregeln in mathematischen
chen aufstellt, und alsdann bestimmt, dafs diese
ten sollen, auch wenn die Buchstaben a, b, c, wel-
in denselben vorkommen, nicht mehr ganze Zah-
, ja nicht einmal mehr Gröfsen sein sollen. Die
emeine Definition der Addition und Subtraction
t Ohm in folgenden Worten an: „Zu dem Ende
teht man unter Summe a + b oder a + b + c
ne sich mehr um die Bedeutung der einzelnen
hstaben zu bekümmern) die blofse Form, begabt
der Eigenschaft, dafs in ihr die Summanden in be-
ger Ordnung gedacht werden können, und unter
erenz a — b versteht man nur auch die blofse Form
begabt mit der Eigenschaft, dafs man überall (a—b) + b mit a selbst vertauschen kann". Das Unzulängliche der Bestimmung des Begriffes Summe springt in die Augen; denn nach dieser Definition müfste jeder Ausdruck, der a und b so enthält, dafs man sie mit einander vertauschen kann, also jede symmetrische Function von a und b eine Summe dieser beiden Summanden sein, z. B. müfste auch das Product a . b zugleich die Summe von a und b sein, wenn gleich nur eine speciellere Art der Summe, da das Product a . b aufser der Eigenschaft, dafs sich a und b in demselben vertauschen lassen, noch eine zweite bestimmende Eigenschaft hat. Es ist nicht zu glauben, dafs diese einfache logische Wahrheit dem Gründer des neuen Systemes entgangen sein sollte, und man mufs daher annehmen, dafs nach Ohm das, was eine Summe zur Summe macht und von anderen Formen unterscheidet, nur das zwischen den Summanden stehende Kreuz ist, und dafs ein logischer Begriff unter dem Worte Summe gar nicht zu suchen ist. Auf einen wissenschaftlichen Werth können aber diese Rechnungsarten dann wohl keinen Anspruch machen, und gerade insoweit sie allgemein sind mufs man sie als vollkommen nichtig und werthlos ansehen. Untersucht man, in wie weit die aus ihnen zusammengesetzten Formeln quantitative Anwendungen zulassen, so ist klar, dafs man sich auf absolute ganze Zahlen beschränken mufs, und dafs niemals in einer Differenz der Minuendus kleiner sein darf als der Subtrahendus, denn nur von solchen Zahlen sind die Rechnungsarten abstrahirt worden; man ist also in dieser Beziehung, trotz der ungeheuern Allgemeinheit der Formeln, nicht um einen Schritt über die absoluten ganzen Zahlen hinausgekommen. Auf ähnliche Weise wird nun die Multiplication und die Division behandelt, deren erstere allein wieder einer selbstständigen Definition bedarf, da die letztere als inverse Rechnungsart daraus folgt. Das Product a . b wird erklärt als dieses Zeichen, begabt mit der Eigenschaft, dafs $a . b = b . a$ und $(a + b) . c = a . c + b . c$. Diese beiden Gleichungen charakterisiren in der That das Product in formaler Beziehung vollständig genau, und ein Fehler wie der an der Definition der Summe gerügte findet hier nicht statt; was aber die Leerheit dieser Formen betrifft, welche nicht Beziehungen von Gröfsen zu einander ausdrücken sollen, so steht die Multiplication

Digitized by Google

und Division in dieser Behandlungsweise mit der Addition und Subtraction ganz auf einer Stufe. Die Formeln sind von ganzen Zahlen abstrahirt, und gelten für diese unbedingt; alsdann beweist Ohm, dafs sie auch für beliebige Differenzen ganzer Zahlen gelten, wobei nur zu bemerken ist, dafs der Differenz, in welcher der Subtrahendus gröfser ist als der Minuendus, erst ein vernünftiger Sinn gegeben werden mufs, den eine solche Differenz an sich nicht hat, ehe man dieselbe in der Rechnung vorbringen kann. Nur da, wo es sich bei Ohm lediglich um die Form handelt und wo Gröfsen nicht vorkommen sollen, fällt dieser Unterschied von selbst weg, weil dann von Gröfser- und Kleinersein gar nicht die Rede sein kann. Es würde zu weitläuftig und zu wenig interessant sein die gerügten Fehler in allen Einzelnheiten der vorliegenden Schrift durchzugehen, darum wollen wir hier nur noch einige Hauptpuncte besprechen, welche die Ohmsche Auffassungsweise der Analysis betreffen.

Das Gleichheitszeichen hat hier eine ganz andere Bedeutung annehmen müssen, da von einer quantitativen Gleichheit nicht die Rede ist; gleich sind demnach bei Ohm zwei Ausdrücke, welche man für einander setzen kann, ohne dafs den Gesetzen der Rechnungsoperation widersprochen wird. Für jeden Mathematiker nun, welcher die Mathematik noch als Lehre von den Gröfsen ansieht, entsteht hier die überaus wichtige Frage, ob diese Gleichheit, wie Ohm sie nimmt, auch überall die quantitative Gleichheit nach sich zieht, oder ob nicht, denn in wie weit dies nicht der Fall wäre, würden die analytischen Gleichungen für solch einen gewöhnlichen Mathematiker wenig oder gar kein Interesse haben. Diese Frage vernachläfsigt Ohm auch in der That nicht, sie macht sogar gewissermafsen einen Hauptbestandtheil des ganzen Systemes aus, indem sie durch alle besonderen Rechnungsarten hindurchgeführt ist, und darum hat das Ohmsche System auch für diejenigen, welche die Grundansicht nicht billigen können, seinen Werth so gut wie manches andere. Der theoretische Irrthum, denn als solchen müssen wir die Grundansicht des Verfs. bezeichnen, hat glücklicher Weise auf die praktische Seite keinen Einflufs ausgeübt, und wenn wir das Ohmsche System von diesem überflüssigen und störenden theoretischen Aufputz entkleiden, so finden wir einen richtigen und guten Gang darin, welcher von dem der besseren Handbücher nicht sehr abweicht, und an dem man nur genaue Definitionen der einzelnen Rechnungsarten vermifst, statt deren Ohm die oben angegebenen Definitionen nimmt, welche in der That so gut wie gar keine sind. Der Zweck aber, die Grundwahrheiten der Analysis mit wissenschaftlicher Strenge und Consequenz systematisch zu entwickeln, ist offenbar verfehlt.

Wenn man nachforscht, was eigentlich Ohm bewogen haben mag, die Mathematik nicht mehr Lehre von den Gröfsen aufzufassen, als welche seit Jahrtausenden unbestritten gegolten hat, so dies unstreitig die divergirenden unendlichen Re und die imaginären Formeln gewesen, denn sind Formen, zu denen die Analysis in ihrer Entwi lung nothwendig gelangt, und welche in der T keine Gröfsen mehr sind. Wenn aber eine Func in eine unendliche Reihe entwickelt wird, welche vergirt, so zeigt dies nur, dafs in diesem Falle für die Reihenentwickelung gefundene Form unz haft ist, und wenn das Resultat einer analytisc Aufgabe eine imaginäre Formel giebt, so mufs daraus schliefsen, dafs die Aufgabe selbst einen derspruch in sich enthält. Die imaginären Fo haben aber aufserdem einen ganz anderen Zweck, sofern sie als Mittel für analytische Rechnunge nutzt werden. Eine solche Gleichung zwischen i näre Formeln stellt bekanntlich immer zwei chungen dar, und ist nur als ein abgekürzter sy lischer Ausdruck für die beiden in ihr enthalt Gleichungen realer Gröfsen anzusehen; insofern auch die Rechnung mit imaginären Formeln eben nur Rechnung mit wirklichen Gröfsen. Dergle symbolischer Ausdrücke, welche weitläuftige Rec gen oft höchst vortheilhaft abkürzen, giebt es in der Analysis noch mehrere, z. B. die Gle $\Delta^n u = \left(e^{\frac{d}{dx}h} - 1\right)^n u$; m. s. Lacroix traité élém de calcul intégral §. 391. Man kann aber nicht haupten, dafs diese Gleichung etwas anderes ausdrü als das quantitative Gleichsein der durch symboli Zeichen dargestellten Ausdrücke. Die Mathematiki welche nur überall mit Gröfsen rechnen, werden dar ohne Inconsequenz auch mit imaginären und ande passenden symbolischen Ausdrücken rechnen kön da diese ihnen nur Beziehungen realer Gröfsen drücken, und man hat durchaus nicht nöthig, ihr imaginären Formeln zu Liebe die Definition der thematik abzuändern.

Schliefslich bemerken wir noch, dafs die vo gende Abhandlung, als erste Abhandlung, nur den mentaren Theil der Analysis befafst, nämlich u den elementaren Rechnungsarten die Theorie der garithmen, Exponentialgröfsen und Kreisfunctio welche nicht in ihrer geometrischen, sondern u der rein analytischen Bedeutung aufgefafst sind, aber der Verf. dieser ersten bald eine zweite Ab lung folgen lassen wird, welche die allgemeinen U suchungen über inhaltslose Formen fortsetzen, aber sich mehr mit den Uebergängen der allgem Formen in speciellere numerische beschäftigen Die bestimmten Integrale sollen einen Haupttheil ser bald zu erwartenden zweiten Abhandlung bil

Kummer

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

XII.

ythien und die Skythen des Herodot, und seine Ausleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder, von Dr. Friedrich Ludwig Lindner, Königl. Bayerschem Legationsrath. Mit vier Charten. Stuttgart, 1841. *bei E. Schweizerbart. X u.* 239 S.

Da Herodot in sein Geschichtswerk ein reichliches ographisches Material verwebt, so ist dieses häufig on ganz oder theilweise auch zum Gegenstande abonderter Forschung erhoben worden. Schwerlich hält irgend ein Abschnitt mehr Dunkelheiten, als Schilderung Skythiens oder des heutigen Südslands, sei es, das allgemeine Bild zu errathen, ches Herodot davon vorschwebte, sei es, die topophischen Nachrichten auf gegenwärtige Oertlichkeizurückzuführen. Jeder Ausleger — und deren l ist bedeutend — hat sein eignes Resultat gefun; vor Allem aber sind sie sämmtlich an einer Stelle estofsen, wo Herodot, von Westen nach Osten end, zwischen Dnieper und Don noch drei bedeule Ströme nennt (Pantikapes, Hypakyris und Ger), während dort nur geringfügige Wasser fliefsen. on vor anderthalb Jahren etwa wurde in einigen ttern darauf aufmerksam gemacht, dafs es Legawrath Lindner gelungen sei, diese Schwierigkeiten Glücklichste zu lösen, und dafs ein eignes Werk bezüglichen Aufschlüsse darüber enthalten werde. es ist denn nun zu Ende des vorigen Jahres unter oben angegebenen Titel erschienen, und selbst ald's Europa hat sich zur gröfsern Bekanntmachung elben veranlafst gefühlt, indem sie Auszüge daraus hte. Es könnte unnütz erscheinen, ein Werk ausicher Beurtheilung zu unterwerfen, welches offennicht zu den *guten* gehört, aber die ganze Fassung elben ist so eigenthümlich, die Sprache gleitet oft so wasserspinnenartig über bedeutende Schwierigkeiten, um irgend etwas Neues scheinbar zu begründen, dafs selbst Kenner des Herodot bei oberflächlicher Ansicht wohl irre geführt werden dürften.

Der Rec. dieses Werks hat einen harten Stand; Hr. L. tritt mit einem hohen Grade von Selbstbewufstsein auf, und verweist den Beurtheiler ohne Weiteres in seine Schranken. Er wünscht: „gründlich und ohne Vorurtheil geprüft zu werden", dagegen läfst sich nichts einwenden. „Verletzte Eitelkeit hat in dieser Angelegenheit keine Stimme; nur gründliche Forschung, verbunden mit unbefangener Wahrheitsliebe, darf auf *Gehör* (!) Anspruch machen"; auch dies ist in der Ordnung, obwohl es den Anschein hat, wir näherten uns einem literarischen Throne! „Es sollen nicht die alten Gründe früherer Auslegung, die Hr. L. als unhaltbar nachgewiesen, wieder gegen ihn vorgebracht werden". Das ist schon empfindlich, denn die Nachweisungen könnten ja mitunter wohl mangelhaft sein! Hr. L. glaubt, „es sei an einem *Beispiele* zu zeigen, dafs den Ansprüchen der Gelehrsamkeit *gegenüber* der gesunde Menschenverstand sein vollgültiges Recht behaupten und dabei der Gelehrsamkeit zu Hülfe kommen könne". Diese Pille ist nicht übel, denn man mufs folgerecht daraus abnehmen, dafs 1841 zum ersten Male der Gelehrsamkeit von Seiten des gesunden Menschenverstandes die gebührende Unterstützung zu Theil wird. Hr. L. ist aber schliefslich auch überzeugt, „dafs man seine Erklärung des Herodot als unwiderlegbar anerkennen wird"; was bleibt da dem armen Rec. noch übrig?

Wenn Alles, was Hr. L. in seinem Buche aufstellt, wirklich unumstöfslich, ja sogar unantastbar wäre, mithin die gelehrte Welt dem Hrn. Vf. in Wahrheit grofsen Dank schuldete, so wäre derselbe doch schon reichlich anticipirt durch die selbstseelige Wohlgefälligkeit, mit welcher Hr. L. von der Wichtigkeit

Digitized by Google

seiner Entdeckungen spricht. Jeden Augenblick werden wir mit Zaunpfählen bedeutet, welche Widersinnigkeiten die früheren Ausleger behauptet hätten, was das für berühmte Männer gewesen seien, Heeren, Niebuhr, Ritter u. s. w., und wie sich Alles so leicht durch etliche unbedeutende Textveränderungen ordnen lasse, denen nur die Pedanterie der Buchstaben-Philologen entgegen sein könne! Und mit welcher diplomatischen Gewandheit werden jene Namen gerade da am reichlichsten mit ehrenden Beiwörtern geschmückt, wo ihre Ansichten als verkehrt verworfen werden; natürlich, um so mehr wird ja Derjenige getragen, der sie Alle eines Besseren belehrt! Nur wenige Verfasser werden daran zweifeln, in ihren Schriften Neues und der Rede Werthes erzielt zu haben, aber wenn alle in solchem Tone, wie Hr. L. schrieben, es wäre unerträglich widerlich! Schwerlich hat Goethe ein verkehrteres Dictum in die Welt geschickt, als seinen Ausspruch: „nur die Lumpe sind bescheiden"!

Doch genug hievon! wir wollen jetzt zu den Untersuchungen des Hrn. Verfs. übergehn, und dieselben Schritt für Schritt prüfend begleiten. Rec. hat sich selbst jahrelang mit der Geographie des Herodot beschäftigt, auch einen Versuch unter diesem Titel veröffentlicht; Hr. L. hat keine Rücksicht darauf genommen, doch kann dies nicht verletzen, weil *sämmtlichen neueren* Schriften ein Gleiches widerfahren ist. Da Hr. L. übrigens auf die Philologen so äufserst übel zu sprechen ist, so bemerkt Rec. beiläufig, dafs er selbst keineswegs jener Klasse von Gelehrten, sondern den Geographen von Fach angehört.

„Herodot", sagt der Verf. pg. 2, „bezeichnet mit dem Namen *Skythen* ein bestimmtes eigenthümliches Volk, das durch Sprache, Sitten und äufseres Ansehn von seinen Nachbarn sich unterschied. Er ist die erste und fast einzige Quelle, aus welcher glaubwürdige Nachrichten von diesem Volke geschöpft werden können. Von keinem andern Alten ist ein so ausführliches Gemälde des Skythenlandes, als wir ihm verdanken, auf die Nachwelt gekommen. Er kannte die Skythen aus eigener Anschauung in vielfachem Verkehr mit ihnen, wozu ihm sein Aufenthalt in den ihnen nahen Pflanzstädten am Nordgestade des schwarzen Meeres Gelegenheit gab. Er unternahm selbst Reisen in das Innere des Skythenlandes. Herodot als Augenzeuge ist sonach zuverläfsiger als spätere Schriftsteller, in denen sich deutlich verräth, dafs ihre Beschreibung nur ungeordnetes Gemisch sei von Erinnerungen aus d Herodot, und von neueren Nachrichten, die sie d Sagen, vielleicht aus dritter, vierter Hand, erhal hatten".

H. L. führt uns ohne Weiteres auf's Glatt wenn Herodot als *Augenzeuge* schrieb, werden natürlich mit ganz anderer Scheu an die Ausleg seiner Nachrichten gehn, als wenn wir annehmen, habe Skythien nach Hörensagen geschildert. W hat denn aber der Verf. diese *Gewifsheit*, dafs H dot sogar Reisen in's Innere des Landes unterna Ukert (Geogr. d. Gr. u. Röm. I, 1, p. 72) führt Zeugnisse Herod. IV, 24 und 124 an. An der e Stelle sagt Herodot, bis zu den Kahlköpfen habe hinlängliche Nachrichten; sowohl Skythen käme ihnen, als auch Hellenen aus Borysthenes und an Pontischen Handelsplätzen, von diesen könne man k Erkundigungen einziehn. Allerdings erwecken d Worte den Gedanken, Herodot möge wohl selbst D oder Borysthenes besucht haben, und Rec. will d Umstand auch zugeben; er findet aber keine B tigung, jener Stelle mehr zu entnehmen, als daf rodot eine Zeit lang in Olbia gewesen und Au in die nähere Umgegend gemacht habe, so z. B. a dem Exampaios, wie aus IV, 81. hervorgeht. D zweite Stelle besagt aber nur, Darius habe am Ost der in die Maietis mündet, Festungen angelegt, u Ueberreste derselben seien noch zu Herodots Zeit halten gewesen (τῶν ἔτι ἐς ἐμὲ τὰ ἐρείπια ἐόν Hieraus zu schliefsen, dafs Herodot selbst jene Tr mer in Augenschein genommen, ist ohne Zweifel u gewagt; sicherlich würden seine Nachrichten über Gröfse der Maietis, welche nicht viel kleiner als Pontos sein soll (IV, 86), auch selbst über Tau welches mit dem Südende Attika's oder Japygien's glichen wird (IV, 99), dann minder verkehrt lau Auch schlägt sich Hr. L. im Verlauf seiner Unte chung selbst; er spricht pg. 73 u. ff. von der Ann nung, welche Herodot's Flufs- und Landtagereisen zulegen sei; er sucht nachzuweisen, Herodot habe seine hellenischen Maafse auch auf die bei we kleineren der skythischen Karavanenzüge angewen Nun! wenn Karavanen die herrschende Art des sens gewesen sein sollen, und Herodot in Skyth umherreiste, konnte er's vermuthlich doch nur so

Digitized by Google

'en, dafs er sich Karavanen anschlofs, und dann ste er deren Stationen ja wohl bald kennen lernen! ist gewifs höchst wahrscheinlich, dafs Herodot's hrichten über alle entlegneren Theile Skythiens in Olbia von ihm eingesammelt wurden; auch cht sich der Verf. später selbst dahin aus (p. 53 ıkt man sich nun, dafs Skythen dem Herodot die e der Flüsse angaben, und dabei im Einzelnen t eben sehr genau sein mochten" u. s. w.).

Hr. L. giebt nun im ersten Abschnitte (pg. 7—10) Uebersicht der Herodoteïschen Beschreibung von thien, in welche die später zu erweisenden Verbesıngen bereits als gültig aufgenommen sind. Rec. rgeht diese Seiten, da die einzelnen Puncte noch ter unten erwägt werden müssen, eben so auch den ıiten Abschnitt (pg. 11—40), in welchem sechszehn ıfstentheils *sehr* berühmte Männer mit ihren Auslegen Herodots die Revue passiren, aber fast sämmtı übel abkommen (Cellarius, Bayer, Olaus Rudbeq, ruignes, d'Anville, Larcher, Gatterer, Mannert, ren, Ukert, Niebuhr, Dahlmann, Ritter, Köppen, chard, Rennel). Einigen begegnet Hr. L. hier so- l als auch weiter unten auf eine wahrhaft impertie Weise, z. B. Niebuhr'n, dessen Exegese des ɔdot sich als eine „aller Kritik bare Zusammenung unverstandner Sätze des Alten" verrathen soll 231). Der Verf. schliefst den Abschnitt mit ei- Resultat aller früheren Auslegungen, aus welchem folgende Stelle hier Platz finden mag (pg. 39):

„Man wird also die Untersuchung für längst abgeossen, und die Erneuerung derselben für eine Anıung erklären? Wir sind darauf gefafst, und wollen Verehrer des Herkommens in ihrer Anbetung nicht en. In unsern Tagen literarischer Ochlokratie würwir uns sogar nicht wundern, wenn schnellfertige actoren oberflächlicher Zeitschriften die Gelegenwahrnähmen, ihre dienstbare Unwissenheit dadurch inem unabhängigen Schriftsteller zu rächen, dafs ein wegwerfendes Urtheil über dessen Arbeit in die t schicken. — Nicht gegen diese Tagthierchen Literatur, vor ernsten Männern machen wir auf Umstand aufmerksam, dafs die bisherigen Auslenur über jene Hypothese [nämlich die drei Flüsse ikapes, Hypakyris und Gerrhos im *Osten* des Boıenes suchen zu müssen] einig waren, während in Anwendung derselben jeder eine andere Meinung vertheidigte. Sollte dies nicht auf die Vermuthung leiten, dafs die verschiedenen Meinungen in einer *gemeinschaftlichen Quelle des Irrthums* ihren Ursprung hatten? Diese Quelle ist in der That nicht schwer zu entdecken, wenn man sich von dem Lande zwischen Donau und Don eine mehr als blofs oberflächliche Kenntnifs zu erwerben sucht, und dann, zur Orientirung im alten Skythenlande, den Herodot und ihn allein zum Führer wählt. Diese Methode ist die natürlichste, wurde aber vielleicht, als die einfachste, gering geachtet".

In der That eine wundersame Mischung von Märtyrerthum und Arroganz! Fast scheint es, Hr. L. befürchte als Ketzer von den Gelehrten verbrannt zu werden, weil er den Wahn hegt, eine Stelle Herodots genügend erklären zu können, die den berühmtesten Männern bisher dunkel geblieben! Nur Muth, mein Herr! Gelehrte haben ja keinen gesunden Menschenverstand, und einfältige Leute sind selten bösartig!

Bereits pg. 4 erklärt der Hr. Verf. mit Recht, die Hauptschwierigkeit im Herodoteischen Skythien ruhe im Auffinden jener drei schon mehr erwähnten Flüsse, sowie im Vertheilen der an denselben sefshaften Stämme; man habe jene stets *östlich* vom Borysthenes gesucht, wo in der Wirklichkeit entsprechende Flüsse fehlten, man müsse sie aber im *Westen* des Dniepr suchen.

„Zu diesem Behuf ist eine neue Interpretation einiger bisher falsch verstandener Stellen des Herodot aus ihm selbst hergeleitet. Sie soll die Wahrheit seiner Beschreibung beweisen, und wird keinen andern Irrthum zulassen, als dafs in den Abschriften oder Recensionen einmal das Ende eines Paragraphen an die unrechte Stelle gesetzt wurde, während sie als der Anfang des folgenden Paragraphen anzuerkennen ist; sodann eine falsche Abtheilung zweier verbundener Sätze gemacht, oder, nach unsern Schreibformen zu reden, ein Komma versetzt; ein andermal der Dativ des Duals in den Accusativ des Plurals verändert; ein drittes Mal zwei ähnliche Namen verwechselt; und endlich viertens *vielleicht* einmal Osten statt Westen geschrieben worden. Die dadurch unvermeidlichen kleinen Berichtigungen des Textes werden durch den Zusammenhang aller darauf bezüglichen Stellen gerechtfertigt (!!); sie werden es durch die Unmöglichkeit, sie anders zu verstehen, wenn man dem Herodot nicht Unsinn aufbürden will. Sie werden demnach eher zu-

Digitized by Google

läſsig sein, als die Annahme, daſs Herodot falsch berichtet wurde oder die Aussage der Skythen falsch verstanden haben müsse" (pg. 5).

Wenn wirklich zur Aufhellung alles Dunkelen in Herodots Skythien keine weiteren Veränderungen als die eben geforderten nöthig sind — natürlich angenommen, daſs alles Uebrige sich damit in Einklang bringen läſst — so wird der Hr. Verf. Wenige finden, die seine Erklärung nicht mit offnen Armen empfingen; wir wenden uns nun zur näheren Prüfung dieser Veränderungen, welche Hr. L. im dritten Abschnitte (p. 40—78), dem eigentlichen Kern des Buches, unter der Ueberschrift „Erklärung einiger miſsverstandenen Stellen im Herodot" behandelt. Wir folgen dabei dem Hrn. Verf., wo es nothwendig ist, Satz für Satz, und knüpfen sofort unsere Einwendungen daran.

„Der Pantikapes geht durch die Landschaft Hylaea; der Hypakyris begränzt sie zur Rechten (§§. 54. 55). Also ist zuerst Hylaea zu suchen. Herodot sagt: Διαβάντι τὸν Βορυσθένεα ἀπὸ θαλάσσης πρῶτον μὲν ἡ Ὑλαίη (§. 18). Nach herkömmlicher Abtheilung des Satzes wird übersetzt: „„Wenn man über den Borysthenes geht, so kommt zuerst vom Meere Hylaea"". Kann dies Herodots Meinung sein? Hätte er dann nicht ἐπὶ θαλάσσης statt ἀπὸ θαλάσσης schreiben müssen? Denkt man sich den Uebergang über den Borysthenes *gegen* das Meer zu, also von Norden nach Süden, so geräth man in die baum- und wasserlose Steppe am Dnieper, zwischen Kiuburn und Perekop. Derselbe §. 18. sagt, daſs unmittelbar an Hylaea *ackerbauende* Skythen am Pantikapes wohnen. Ackerbauer in der Wüste! und ein Fluſs soll sich hier finden, welcher (nach §. 54.) von Norden kommt (wo gerade der Borysthenes vorliegt), durch Hylaea geht, und, wenn er aus dieser Landschaft hinaustritt, sich mit dem Borysthenes an dessen Mündung vereinigt? Man stelle sich *im Süden des Borysthenes*, wohin man wolle, in das vermeintliche Hylaea der Steppe, so wird man einsehn, daſs in dieser Gegend ein Fluſs unmöglich von Norden kommen und bei der Mündung des Borysthenes sich mit ihm vereinigen könne. Herodot hätte sich nicht nur geirrt, er hätte eine widersinnige Beschreibung gegeben. Nicht *Er* trägt die Schuld; die Ausleger haben geirrt; und zu diesem Irrthum, welcher der Anfang vieler andern Miſsverständnisse wurde, verleitete sie — eine Kleinigkeit — die falsche Abtheilung"!

Hr. L. verlangt nun, man solle ἀπὸ θαλάσσης zu διαβάντι beziehen, so daſs der Sinn ist: „wenn man vom Meere aus über den Borysthenes geht, kommt zur Hylaea", und schlieſst dann ohne Weiteres: „Hylaea liegt also im Süden und Westen des unteren Dnieper, nicht in der Steppe. Dadurch wird die ganze Sache verändert, man geräth nicht in die Wüste; man betritt ein fluſsreiches Gebiet zwischen dem Hypanis (Bug) und dem Borysthenes (Dnieper)". Zum Pantikapes wird Hrn. L. mithin der Ingulez (p. 44). „Uebersehend, fährt der Verf. fort, wird es jetzt, vielleicht sogar für gelehrte Leser sein, wenn wir aus dem Herodot selbst einen Grund anführen, daſs er in Beschreibung jener Gegend Hylaea *ausdrücklich* auf den Westen des Borysthenes hingewiesen habe. Man sehe IV, §§. 17. u. 18. im Original oder in einer Uebersetzung zu Rathe. Am Ende des §. 17. heiſst „„Diese (Kallipiden, Alazonen, ackerbauende Skythen) sind die Völker am Hypanis, westlich vom Borysthenes"". — Was sollen hier die Worte: westlich vom Borysthenes? Sie stehen durchaus müſsig und überflüſsig. Der Hypanis flieſst im Westen des Borysthenes; also versteht es sich von selbst, daſs auch die Bewohner in dieser Gegend zu suchen sind. Dagegen werden die Worte bedeutend und nothwendig, wenn man sie als Anfang des §. 18. anerkennt und also liest: „§. 18. Im Westen des Borysthenes aber, wenn man vom Meere aus über diesen Strom geht, betritt man zuerst Hylaea u. s. w."

Wir machen Hrn. L. zunächst darauf aufmerksam, daſs Herodot dem bisher üblichen Texte nach Cap. 17. und 18. vom Emporion der Borystheneïten, d. h. von Olbia, als Mittelpunct ausgeht; daſs dieses sehr deutlich in seinen eignen Worten liegt: τοῦτο γὰρ (ἐμπόριον) τῶν παραθαλασσίων μεσαίτατόν ἐστι πάσης τῆς Σκυθίης, und daſs Niemand, der des *Geistes* der griechischen Sprache auch nur einigermaſsen mächtig ist, je verkannt hat oder verkennen *kann*. Nachdem Herodot sich von Olbia zuerst *westlich* gewendet und die Stämme am Hypanis genannt hat, fährt er fort: τὸ μὲν παρὰ τὸν Ὕπανιν ποταμόν ἐστι ἔθνεα πρὸς ἑσπέρης τοῦ Βορυσθένεος. Cap. 18. Ἀτὰρ διαβάντι τὸν Βορυσθένεα ἀπὸ θαλάσσης πρῶτον μὲν ἡ Ὑλαίη.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

ithien und die Skythen des Herodot, und seine lusleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder, von Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

(Fortsetzung.)

'Ἀτάρ ist bekanntlich eine Partikel des stärksten egensatzes, der Sinn mithin folgender: „dies sind so die Stämme am Hypanis, westlich vom Borysthe-s; *überschreitet man dagegen* den Borysth. u. s. w." ſs die Worte „westlich vom Borysthenes", welche 1 directen Gegensatz zu dem ἀτὰρ διαβάντι bilden, r unnütz und überflüſsig stehn, wird Hr. L. gewiſs ht ferner behaupten wollen; ja es liegt sogar noch e ganz andre Bedeutung in ihnen; hätte Herodot ſs geschrieben: „dies sind also die Völker am Hy-is; geht man aber über den Borysthenes u. s. w.", wäre eine Lücke in Aufzählung der Stämme zwi-ien Hypanis und Borysthenes denkbar. Wie Hero-s Worte *jetzt aber* lauten, ist ihr Sinn: „Dies sind o die Völker am Hypanis, und damit sind auch diese imme, die hier *westlich* vom Borysthenes wohnen, gezählt, abgethan". Möge sich der Verf., wenn er n Geographen in dieser Angelegenheit miſstraut, an en Philologen von Fach wenden.

Es wird jedem Unbefangenen einleuchten, daſs die n Verf. verlangte Aenderung, welche er selbst als chst leicht, als keine Verfälschung der Buchstaben trachtet (p. 45), *dem Sinne der ganzen Stelle nach* nd dies wird wichtiger sein als etliche Buchstaben) e ungemein starke Forderung ist. Hr. L. schreibt lb gelehrt und halb populär; möge er gestatten, in en solcher Weise ein Beispiel zu geben. Wenn der erf. irgendwo mit dürren Worten geschrieben hätte: Dieses sind also die Inseln in der Nordsee, *westlich* n Dänemark; *durchwandert* man dagegen Dänemark, kommt zuerst Fünen u. s. w." und nun käme Jemand, der die Sache nicht genau kennt, sie jedoch befangen von einer vorgefaſsten Meinung, von einem gewissen Etwas, das er durchaus beweisen will, angreift, und conjicirte so: die Worte bedeuten nichts Anderes als: „dieses nun sind die Inseln in der Nordsee; *westlich* von Dänemark aber, wenn man Dänemark durchwandert, kommt zuerst Fünen" — was würde Hr. L. davon denken, und jeder gesunde Menschenverstand mit ihm? Sind nicht im letztern Falle die Worte „westlich aber" völlig widersinnig, da man sich ohne dies schon auf der Westseite befindet, und von einem Gegensatz keine Rede sein kann?

Hr. L. stützt sich vorzüglich darauf (p. 42), ein so weites Land, als das Gebiet zwischen Bug und Dniepr habe doch bewohnt sein müssen. Auch Mannert habe diese Nothwendigkeit eingesehn, sich aber nur damit geholfen: „Diese Stämme seien von Herodot eben so wenig genannt, als die Bewohner zwischen Jstros und Tyras". Was zunächst die Leere zwischen Hypanis und Borysthenes betrifft, so ist eine solche Annahme völlig *grundlos;* Herodot zählt (Cap. 17.) die Kallipiden, Alazonen und Acker-Skythen als Stämme lings dem Hypanis auf (παρὰ τὸν Ὑπανιν); er setzt weder *westlich* noch *östlich* hinzu, warum sollen sie denn nicht *auf beiden Seiten* gewohnt haben? Stellen, wie Cap. 52, daſs bei den Alazonen sich Tyras und Hypanis nähern, leiden dadurch nicht im Mindesten. Für den weiten Raum zwischen Jstros und Tyras vermuthet Hr. L. eine Lücke im Texte zwischen Cap. 16 u. 17, glaubt aus andern Stellen sich jedoch zu der Annahme berechtigt, es habe sich hier 1) das eigentliche Hauptreich der königlichen, 2) ein Stamm westlicher Nomaden-Skythen befunden. Nro. 2. beruht rein auf dem Wahne, daſs Herodot Cap. 19. von *östlichen* Nomaden spreche, wovon daselbst keine Sylbe steht, und Nro. 1. dürfte der Hr. Verf. eben so wenig vertheidigen können. Hr. L. sagt nämlich:

Digitized by Google

„Herodot spricht (§. 120.) von *drei Königreichen* der Skythen und nennt zugleich drei Könige, die in dem Kriege gegen Darius an der Spitze der drei Heere standen. Es waren 1) Idanthyrsos, der Beherrscher des *grofsen* Königreichs, 2) Skopasis, der vereint mit den Sauromaten dasjenige Heer befehligte, welches die Perser bis an den Tanaïs locken sollte; 3) endlich Taxakis, der mit den Budinen und den Gelonen dem Heere des Idanthyrsos sich anschliefsen sollte. — In der *Beschreibung* des Skythenlandes aber nennt Herodot nur *zwei* Gebiete königlicher Skythen, das eine am Gerrhos, das andere am Maeotis. Beide Gebiete hatten einen beschränkten Umfang, so dafs ihre Bewohner nicht wohl die zahlreichsten Stämme sein konnten, wofür Herodot (§. 20.) die Königs-Skythen erklärt. Erwägt man nun, dafs er (§. 99.) das Land vom Istros bis zur Stadt Karkinitis ἀρχαία Σκυθική, das *alte* oder vielmehr *eigentliche Skythenland*, und (§. 120.) das Reich des Idanthyrsos μεγάλην τῶν βασιληΐων das *grofse* unter den Königreichen nennt, und dafs gegen Ende des Feldzuges Darius in der Nähe des Istros dem Idanthyrsos gegenüberstand: so ist wohl nicht zu zweifeln, dafs *Alt-Skythien*, wie wir es einstweilen nennen wollen, das *grofse* von Idanthyrsos beherrschte Königreich war und folglich zwischen dem Istros und Borysthenes keine menschenleere Landschaft anzunehmen sei".

Hr. L. *wollte* den Herodot wohl nicht richtig verstehn, oder liefs sich durch den Ausdruck μεγάλην τῶν βασιληΐων irre leiten. Dieser bedeutet nämlich nicht: „das grofse unter den Königreichen", sondern die grofse Heeresabtheilung (μοῖρα) der königlichen scilicet Skythen. Herodot spricht nirgend von drei gesonderten Reichen derselben, sondern nur von drei μοῖραι, Heeresabtheilungen, deren Häuptern giebt er allerdings das Verbum ἐβασίλευε, das läfst aber auf weiter nichts schliefsen, als dafs sie bei den Skythen einen Titel führten, den Herodot durch βασιλεύς am besten wiederzugeben glaubte, während Idanthyrsos als *eigentlicher* König erscheint und das grofse Hauptheer führt. Natürlich mufste dieses beim Rückzuge dem Feinde nachfolgen, zuletzt also dem Darius in der Nähe des Istros gegenüberstehn. Dafs Herodot in der Beschreibung des Skythenlandes *zwei* Gebiete königlicher Skythen, das eine am Gerrhos, das andere am Maeotis, nennen soll, ist eine in der That unbegreifliche Aeufserung. Herodot sagt Cap. 20. mit Worten, welche jeder andern Deutung völlig unfähig sind: „Jenseits des Gerrhos ist die sogenannte Βασιληΐα, und die besten und zahlreichsten Skythen, welche die übrigen für ihre Sklaven halten. *Diese erstrecken sich aber* gen Süden bis Taurien, gen Osten bis zum Graben der Blinden und an der Maietis bis zum Handelsplatze Kremnoi u. s. w. *Dasselbe Land desselben Stammes* reicht also von Gerrhos bis zur Maietis und Taurien und in *diesselben* Lande wohnen die meisten und edelsten Skythen". Oder meint Hr. L., Herodot habe die Grenzen zweier isolirter Gebiete über alles Zwischenliegende hinweg angegeben? So schreibt Niemand mit gesundem Menschenverstande! Worauf fufst nun also die Annahme, jenseits des Tyras habe das Hauptreich der Königs-Skythen gelegen? Menschenleer werden jene Gegenden schwerlich gewesen sein, allein wenn Herodot von ihnen nichts Besonderes erfahren konnte, so mufste er natürlich darüber schweigen.

Doch wir kehren zurück zu unserm Cap. 18. Ἀπὸ θαλάσσης διαβάντι u. s. w.; gegen die Verbindung von ἀπὸ θαλάσσης mit διαβάντι ist sprachlich nichts einzuwenden; aber so wenig dagegen, dafs der Uebergang nach Sch. über die letzte Beugung des Borysthenes unwahrscheinlich ist, denn wir kämen mit unserm Flusse Panticapes und dem Waldlande Hylaea in die baum- und wasserlose Steppe. Wir stimmen ferner Dahlmann und Hrn. L. (p. 41) bei, dafs Herodot kein Reisebeschreiber ist, sondern die Gegenden als Geograph zeichnet, und zwar für Skythien so, dafs er die Zwischengebiete vom Meere aufwärts durchgeht. Demgemäfs stellt Hr. L. also unsern Autor auf den äufsersten Westzipfel der Nogaischen Steppe und läfst ihn über die Dnieprmündung setzen, vermuthlich, um regelmentsmäfsig auf einem Umwege dahin zu gelangen, wo er sich schon befand (nämlich in die Gegend von Olbia). Es fällt uns dabei folgende Unterhaltung aus der Schulzeit ein, welche buchstäblich wahr ist, und mit dem Verfahren des Hrn. L. etwa auf einer Stufe steht; der Bankgenosse wird gefragt: „Wo entspringt die Warthe"? — *Antwort*: auf dem Harz, — „wo hinein mündet sie denn"? — *Antwort:* in die Oder — „von welcher Seite"? — *Antw.:* von der rechten, — „wie ist denn das möglich"? *Antw.:* ja, sie wird bei Cüstrin durch einen Aquaeduct über die Oder geführt, damit sie auf der rechten Seite münden kann! — „So! mit dagegen läfst sich freilich nichts einwenden"!

Digitized by Google

Die Gegenden *westlich* vom unteren Dnieper tra-
weder jetzt Waldungen, noch konnten sie's ihrer
ur nach jemals, denn der Boden besteht aus sehr
ner Erdschicht mit felsiger Unterlage. Die Bäume
nen nicht Wurzel schlagen, oder so oberflächlich,
alle gröfseren Anpflanzungen jederzeit durch den
en Sturm vernichtet wurden. Die Hylaea ist hier
eben so schlecht aufgehoben, als in der Nogai-
en Steppe; allerdings aber fliefst hier der Ingulez,
cher der Pantikapes sein könnte. Dieser soll sich
h Hrn. L. durchaus *an der Mündung* mit dem Bo-
thenes vereinigen; davon steht im Herodot aber
ne Sylbe; es heifst nur (Cap. 54): ἐκδιδοῖ δὲ ἐς τὴν
λίην· παραμειψάμενος δὲ ταύτην τῷ Βορυσθένεϊ συμ-
γεται, zu Deutsch: „er gelangt in die Hylaea und
lt, nachdem er sie durchströmt hat, in den Bory-
nenes". Aufserdem soll er von Norden kommen, und
nem See entfliefsen. Rec. hält das Bestreben, sämmt-
ie Nachrichten der Alten in der neuern Geographie
erzubringen, überhaupt für ein höchst unglückliches.
nn von uns, die wir andere Vorkenntnisse als He-
ot besitzen, Jemand nach Neu-Holland käme und
hrichten von dortigen, wir wollen nicht sagen, *Ein-
rnen*, sondern Kolonisten, sammelte, wie ganz
ers würde unser Bild ausfallen, als genaue Char-
es später geben! Wie manchen treuherzig erzähl-
Unsinn würden wir zwar nicht immer *glauben*, aber
schweigend aus eignen Mitteln uns zu *erklären*
ien, und dadurch völlig in's Gebiet aller Möglich-
en gerathen, von denen doch *eine* höchstens die
tige sein kann. Und nun Herodot! — Da Hr. L.
aber nur in jenem Bestreben behaglich fühlt, so
dten wir folgenden Vorschlag machen: Herodot
nt, wenn man vom Meere aus (d. h. von Olbia, wel-
er selbst als am Meere liegend — παραθαλασσίων
17. — bezeichnet) in etwa nordöstlicher Richtung
den Borysthenes geht, so erreicht man zuerst die
end Hylaea. Der Pantikapes wäre dann die Samara,
he wenigstens in ihrem untern Laufe von Norden
nt, und vom Gouvernement Yekaterinoslaw ist nach
L.'s eigener Angabe (p. 101) wenigstens ein Theil
eschaffen, dafs er ehemals bewaldet gewesen sein
t. Verzeihung, dafs wir es wagen, mit dieser längst
ewiesenen Bayer'schen Idee (p. 12) wieder vorzu-
en, allein der Hr. Verf. möge bedenken, dafs uns
der Hylaea keine Grenzen angegeben werden, dafs
sie also auch sehr gut ein beträchtliches Stück landeinwärts gereicht haben kann.

Doch dies nur beiläufig; wir wollen uns vor der Hand Hrn. L.'s Feststellung der Gegend Hylaea und des Pantikapes-Ingulez gefallen lassen, und zusehn, wie der Verf. sich den immer wachsenden Differenzen entziehn wird. Die nächste Schwierigkeit findet Hr. L. sehr richtig bereits in der Stelle cp. 19: τὸ δὲ πρὸς τὴν ἕω γεωργῶν τούτων Σκυθέων διαβάντι τὸν Παντικάπην ποταμὸν, Νομάδες ἤδη Σκύθαι νέμονται, welche allgemein so verstanden werde, als sage sie: „Wenn man von diesen ackerbauenden Skythen *nach Osten* über den Pantikapes geht, so kommt man in das Land, wo die Nomaden-Skythen weiden". Ganz gewifs versteht man sie allgemein so; der Hr. Verf. wünscht nun aber, dafs man *nach Westen* gehen soll, und fragt daher an, ob der Text keine andere Auslegung leide, und ob die Worte πρὸς τὴν ἕω nicht zu γεωργῶν gehören könnten, so dafs der Sinn ist: „wenn man von diesen *östlichen Ackerbauern* über den Pantikapes geht u. s. w." Die einfache Antwort darauf lautet: *nein!* „Ich verkenne, schreibt Hr. L., die Autorität der Philologen nicht (welch' ein Sonnenblick der Gnade!); gleichwohl darf ich bemerken, dafs es in jeder Sprache Wortstellungen giebt, die eine Zweideutigkeit zulassen". Wir erlauben uns hinzuzufügen, dafs in jeder Sprache, die man nicht versteht, *jeder Ausdruck* nicht blofs Zweideutigkeiten, sondern *Alles* enthält, was man hineinzulegen Lust hat. Die Worte πρὸς τὴν ἕω finden sich Cap. 18 und 19 aufserdem noch zwei Mal, und Hr. L. erklärt sie eben so, hätte aber doch eine strengere Consequenz befolgen sollen, denn das zweite Mal in Cap. 19 sind es der Stellung nach offenbar nicht östliche *Nomaden*, sondern östliche *Tage* (τὸ πρὸς τὴν ἕω ἡμερέων); ob nun gesagt wird, gegen *Morgen*, oder gegen den *Nordwind* ist der Construction nach gleichgültig, man würde also Cap. 20 τὰ δὲ κατύπερθε πρὸς βορῆν ἄνεμον τῶν βασιληΐων Σκυθέων ganz analog übersetzen müssen: „*die königlichen oberhalb nördlichen Wind-Skythen*". Dem Hrn. Verf. wird hiebei denn auch etwas unheimlich; allein siehe da! er macht es, wie die kleinen Kinder, die, wenn's nicht weiter geht, mit dem Füfschen stampfen und einen Trumpf darauf setzen: p. 946: „Nach der oben von uns bestimmten Interpunction in §. 17 und nach der Abtheilung der §§. 18 und 19 *können* die nördlich

Digitized by Google

von Hylaea wohnenden Ackerbauer nun einmal nicht im Osten des Borysthenes gesucht werden". Basta! das nennt man wissenschaftliche Forschung.

Hr. L. versteht sich aber auch noch zu einem anderen Ausweg; Herodot kann sich ja einmal verschrieben haben. Man soll dem Buchstaben zu Hülfe kommen, wo die Sache so klar dafür spricht, und Cap. 19 geradezu *nach Abend* statt *nach Morgen* lesen (p. 48). Herodot müfste sich dann aber nicht *ein Mal*, sondern dicht hintereinander *drei Mal* verschrieben haben, weil es mit den andern erwähnten Stellen ganz dieselbe Bewandnifs hat. Noch viel einfacher wäre offenbar die Annahme, dafs Herodot sein ganzes Skythien verschrieben hat, anstatt uns Süd-Rufsland zu schildern. Mit ungemeiner Salbung fährt der Hr. Verf. fort: „Wahrscheinlicher aber, als dafs Herodot sich geirrt, ist mir, dafs die Ausleger ihn nicht verstanden". Man sieht, es ist dem Hrn. Verf. nicht beizukommen; wir ergeben uns also abermals geduldig und „gehn mit ihm ohne Scheu von den östlich wohnenden Ackerbauern *nach Westen* über den Pantikapes (Ingulez) zu den Nomaden-Skythen. Diese wohnen zu beiden Seiten des Hypakyris, der seine Mündung bei der Stadt Karkinitis hat und *zur Rechten* Hylaea und die Gegend Dromos Achillis (Lauf des Achilles) begrenzt (§. 55). Die *Begrenzung von Hylaea zur Rechten* hat die Ausleger irre geleitet; sie glaubten dabei an das *rechte Ufer* des Flusses denken zu müssen. Herodot geht aber in der Beschreibung der Flüsse vom Meere aus; er stellt sich nicht, wie wir, mit dem Gesicht gegen die Mündung, sondern nimmt seinen Standpunct im Süden, das Auge gegen Norden. — Sagt er: zur Rechten, so heifst dies im Osten, so wie: zur Linken — im Westen. Unsere Begriffe von rechtem und linkem Ufer sind bei ihm nicht vorauszusetzen — „der Hypakyris begrenzt zur Rechten Hylaea" heifst: „an dem Flusse im Osten liegt Hylaea".

Sollte man es für möglich halten, dafs Hr. L., um Herodot's Infallibilität durchzuführen, sich nicht entblödet, die einfachsten Grundbegriffe von *Rechts* und *Links* jongleurartig zu verdrehen? Es ist gewifs sehr richtig, dafs Herodot seine Angaben so fafst, sche er gen Norden; wir fragen aber, welcher Mens kann dann die Worte: „der Hypakyris begrenzt laea zur Rechten" anders verstehn, als dafs Hy selbst vom Flusse *links*, mithin westlich liegt? W nur der Hr. Verf., der uns weismachen will, sie deuteten: „Der Hypakyris begrenze Hylaea mit ner (des Flusses) eigenen rechten Seite" (wir n rechte *Seite*, vom Standpuncte Herodot's aus gen net, um nicht durch den Ausdruck: „rechtes Ufe den gewöhnlichen geographischen Begriff zu irre ren.) Sagen wir also: die Ostsee begrenzt Dänem zur Rechten, so heifst dies bei Hrn. L.: die re Seite der Ostsee grenzt an Dänemark! So mit ei Schriftsteller umgehen, ist in der That mehr als cherlich; es ist *gewissenlos!*

Wir erfahren nun auch mit der gröfsten Bestim heit die Lage von Karkinitis, pag. 49: „die Stadt in der Nähe von Nikolajew gestanden haben, nicht vielleicht diese neue Stadt auf dem Boden alten erbaut ist. — Es ist kaum zu zweifeln, daf mittelbar bei der Stadt selbst Trümmer zu finden würden". Den Dromos Achillis, welchen Herodot dem Hypakyris zur Linken setzt, plaçirt unser Verf. mit derselben Taschenspielerei ebenfalls auf *rechte* Seite. Dafs Strabo damit das Haf im W sten des Karkinitischen Busens bezeichnet (wahrsch lich richtiger einen schmalen, nehrungsartigen La streifen), giebt Hr. L. zwar selbst an, das kümm ihn aber nicht; vielmehr versichert er uns mit benswürdiger Unbefangenheit: „dieser Busen hat der Stadt Karkinitis nichts gemein"! Wie bri denn der Hr. Verf. mit seiner Lage von Karki die Stelle Herodot IV, 99 in Einklang, dafs auf d Stadt unmittelbar das gebirgige Land der Ta folge? Sollen Taurier die Hylaea bewohnt ha oder soll die Nogaische Steppe zum Gebirgslande den? Uns will es natürlicher scheinen, Karkiniti nichts Anderes als das spätere Carcine anzusehn, welchem der Carcinites sinus eben seinen N hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

ythien und die Skythen des Herodot, und seine lusleger, nebst Beschreibung des heutigen Zu- tandes jener Länder, von Dr. Friedrich Lud- vig Lindner.

(Fortsetzung.)

Das über den Gerrhos Gesagte enthält manches ht Scharfsinnige; allein theils steht es mit ande- Stellen Herodot's in offenem Widerspruch, theils m das Resultat aus dem Grunde nicht befriedigen, l alle Prämissen, wie wir gezeigt zu haben glau- , nichts weniger als haltbar sind. Und im Fort- itt einer topographischen Beschreibung knüpft sich naturgemäfs Eins an das Andere. Herodot sagt den Gerrhos Folgendes: IV, 56 Ἕβδομος δὲ Γέρ- ποταμὸς ἀπέσχισται μὲν ἀπὸ τοῦ Βορυσθένεος κατὰ τῆς χώρης, ἐς ὃ γινώσκεται ὁ Βορυσθένης· ἀπέσχι- μέν νυν ἐκ τούτου τοῦ χώρου· der Flufs führt den- en Namen, wie die Gegend, nämlich Gerrhos. h dem Meere zu fliefsend begrenzt er das Land Nomaden und das der königlichen Skythen, und let in den Hypakyris. Die Erstreckung, längs her man den Borysthenes kennt, wird IV, 53 auf Fahrt (πλόος) von 40 Tagen angegeben, wofür ige 14 schreiben wollen. Es sind ferner die Be- bnisse der Könige beim Volke der Γέρροι, ἐς ὃ ὁ ρυσθένης ἐστὶ προσπλωτός (Cap. 71), und endlich Cap. 20 gesagt, die Nomaden wohnten gen Osten Tagereisen bis zum Gerrhos; *jenseits* des Gerrhos e das Land der königlichen Skythen, worauf die nzen dieser letzteren im Norden, Osten und Sü- angegeben werden. Man darf also wohl mit Si- heit schliefsen, dafs der vierten Grenze, im We- , eben deshalb nicht weiter gedacht wird, weil sie Zusammenhange der Stelle nach offenbar durch Gerrhos selbst gebildet wurde.

Was in diesen Stellen zunächst auffallen mufste, ist der Ausdruck: ἀπέσχισται, zu Deutsch wörtlich: „hat sich abgespalten". Manche Erklärer sind vom Sinne sehr weit abgewichen, so meinte Reichard, er bedeute nur: „der Gerrhos wendet sich vom Borysthenes ab, bei der Gegend vorbei, wo man den Borysthenes erblickt", was in Herodot's Worten keineswegs liegt. Hr. L. wählt einen anderen Ausweg; er giebt eine ziemlich weitläuftige Uebersicht des Wassersystems zwischen dem mittleren Bug und Dniepr. Sie könnte füglich kürzer gefafst sein, denn das Resultat ist in wenigen Worten folgendes: in den Dniepr mündet der Tiasmin, in den Bug die Sinucha, welche die Wys aufnimmt; Wys und Tiasmin liegen mit ihren Quellen aufserordentlich nahe beisammen, ungenaue Nachrichten mochten sie dem Herodot als *einen* Flufs Γέρρος bezeichnen. „Noch ein anderer Fall, führt Hr. L. (pag. 53) fort, ist denkbar. Wie jetzt noch mehrere ganz verschiedene Flüsse (in jener Gegend) den Namen Taschlik führen, so konnte in Herodots Zeiten sowohl die Wys als der Tiasmin den gleichen Namen Gerrhos führen, und Herodot dadurch verleitet sein, beide für *einen* Flufs zu halten". Allerdings würde dieser dann nicht in den Hypakyris münden, wie der Text angiebt, sondern in den Hypanis; doch habe eine Verwechslung so ähnlicher Namen geringe Schwierigkeit. „Endlich könnte, bei der Nähe der Quellen des Tiasmin und Ingul, Herodot den Gerrhos (Tiasmin) als verbunden mit dem Hypakyris (Ingul) angesehen haben, wo alsdann (§. 56) die Lesart Hypakyris die ursprüngliche wäre. Der Natur aber ist es gemäfser, den Namen in Hypanis zu verändern. In einem oder dem anderen Falle wird der Ausdruck: *der Gerrhos trennt oder entfernt sich vom Borysthenes*, fortan befriedigend erklärt sein. Es ist hier aus einem Beispiele ersichtlich, dafs die einfachsten Worte des Herodot, will man sie gründlich verstehen, oft ein mühsames, bis in die kleinsten Einzeln-

Digitized by Google

heiten eingehendes Studium des von ihm beschriebenen Landes erfordern, was von Philologen, die sich über die Geographie erhaben dünken, nicht zu erwarten war. Leichter ist es freilich, ohne zu untersuchen, den Alten des Irrthums anzuklagen und in Widerspruch mit sich selbst und der Natur zu setzen. Die früheren Ausleger waren unstreitig sehr gelehrte Männer; sie urtheilten nur etwas zu schnell nach dem ersten oberflächlichen Schein; — man möchte fast vermuthen, es sei ihnen mit dem Verständnifs des Herodot nicht rechter Ernst gewesen".

Einem Resultate, welches Hr. L. bei Gelegenheit des Gerrhos gewinnt (pag. 52, 54) können wir unsern Beifall allerdings nicht versagen. Herodot berichtet nämlich (IV, 52 u. 81), dafs zwischen Hypanis und Borysthenes eine Gegend (χῶρος) liege, deren skythischer Name Ἑξαμπαῖος, der hellenische ἱεραὶ ὁδοί, *heilige Wege*, sei. An einen von Menschenhänden gebahnten Weg ist hiebei natürlich nicht zu denken. Es zieht sich aber vom Bug zum Dniepr, *und noch darüber hinaus*, gürtelartig eine Gegend, in welcher der Boden nach allen Richtungen von mehr oder minder tiefen Klüften zerrissen ist. Finden wir nun so häufig die sagenhaften Fufstapfen, welche Götter auf Bergen und Felsen eingedrückt haben sollen, z. B. in Indien, auf Ceylon, sogar nach Herodot in Skythien selbst das ἴχνος Ἡρακλέος (IV, 82), die Fufsspur des Herakles, so mochte auch in Skythien der Mythos herrschen, Götter und Heroen seien einst in der Richtung jener Klüfte gewandelt, und hätten sie als unauslöschliches Denkmal zurückgelassen. „Im Glauben an die Heiligkeit des Weges wählten nun die Skythen das Ende desselben zur Ruhestätte ihrer Fürsten" (p. 54). Sehr schön stimmt damit überein, dafs die Gräber der Könige da im Gebiete der Gerrhoi gelegen haben sollen, bis wohin der Borysthenes schiffbar ist (IV, 71). Jener zerklüftete Felsgürtel verursacht nämlich gerade die letzten Stromschnellen im Dniepr (bei Alexandrowsk), welche vermuthlich also auch die Grenzen der Schiffbarkeit bezeichneten. Nur werden *wir* freilich das Gebiet der Gerrhoi, Herodot's einfachen Worten zufolge, *östlich* vom Dniepr suchen müssen (wo auch der Felsgürtel noch weiter fortsetzt), nicht wie Hr. L. *westlich* in der Gegend des heutigen Krilow.

Seinen Prämissen zufolge hält der Hr. Verf. die Landschaft Gerrhos für einen Theil der Basileïa (obwohl Herodot durch keine Aeufserung dazu bestigt) und setzt nördlich von ihr das nach Cap. 2 reits Nicht-Skythische Grenzvolk der Melanch an (pag. 54; vergl. die erste Karte). Nur ist Cap. 101 τὸ ἀπὸ θαλάσσης ἐς μεσόγαιαν ἐς τοὺς Μ χλαίνους τοὺς κατύπερθε Σκυθέων οἰκημένους εἶναι ρέων ὁδός, und nach Cap. 53 der Borysthenes bis Landschaft Gerrhos, eine *Fahrt* von 40 Tagen bis bekannt. Hr. L. nimmt nun als Anfangspunct diese beiden Dimensionen sein Krilow-Γέρρος; die Tagereisen sollen den *geraden Landweg* von da zur Dniepr-Mündung, die 40 Tagefahrten den W ebendahin längs dem Flusse selbst bezeichnen; wi dere man nur noch die 40 Tagefahrten (πλοῦς) al grofs in *Tagereisen* (ὁδός), so sei Herodot's Ge keit zu bewundern, da in der That durch den wi Bogen des Dniepr der Flufslauf doppelt so lang scheine als der gerade Landweg (pag. 54, 55).

Gewifs kam diese Uebereinstimmung Hrn. Auffassung sehr erwünscht; er verwirft daher sehr entschieden die schon mehrfach erwähnte und in den Text aufgenommene Verbesserung von vi Tagefahrten statt vierzig. Allein die Uebere mung ist blofs *verhältnifsmäfsig*, Herodot's Ang entsprechen den wirklichen Entfernungen keineswe Unser Autor sagt, eine Tagereise veranschlage er 200 Stadien (συμβέβληταίμοι Cap. 101); Hr. L. su dagegen zu erweisen (pag. 76), dies sei nur als d richtige Voraussetzung des Herodot zu betrachte man dürfe für die skythischen Karavanen nicht ü 5 *Stunden*, also die Hälfte, auf den Tag rechnen. W wollen uns den Beweis dafür vorläufig gefallen las so treffen wir, selbst bei reducirtem Maafse, mit je 20 und 40 Tagereisen immer noch ein gutes St nördlich über Krilow hinaus.

Darin, dafs die conjicirte Lesart „vierzehn T fahrten" zu verwerfen sei, stimmt Rec. dem Verf. kommen bei. Wenn Herodot IV, 71 berichtet, die nigsgräber lägen da im Gebiete der Gerrhoi, bis hin der Borysthenes *schiffbar* ist, so meint er in Ca gewifs etwas Anderes, als dafs der Flufs auch nu weit *bekannt* sei. Allerdings würden 14 Tagefah dem Abstande der Stromschnellen von der Mün ungefähr entsprechen, aber der Strom soll durch sten fliefsen, bei den Σκύθαι γεωργοί vorbei, die al schon 11 Tagefahrten entlang an ihm sefshaft

Digitized by Google

an bei der Hylaea vorüber u. s. w.; wo sollen alle se Uferstrecken untergebracht werden? Befremd- h wird hiebei die grofse Ausdehnung der Gegend rrhos, denn wir sehen nur Gerrhoi bei den letzten tämmschnellen erwähnt, und andererseits die Land- haft dieses Namens 40 Tagefahrten von der Mün- ng entfernt. Doch dürften zwei Umstände nicht zu rsehen sein: es kann *erstens* schwerlich ein für alle l die Tagschifffahrt auf Flüssen auf ein *bestimmtes* aafs gesetzt werden, z. B. auf 200 Stadien, wie Nie- hr annimmt. Das würde für den breiten, ruhigen passen, nicht aber für einen so beschwerlichen rom, wie der Borysthenes. Nichts ist natürlicher, nur ein so grofses Maafs zu vermuthen, wie es r jedesmalige Strom in einem Tage zu erreichen stattet. Der Dniepr wird von Kiew bis Alexandrowsk rch mindestens 13 Stromschnellen unterbrochen, mmtlich durch eine Beschaffenheit des Bodens be- kt, welche dem erwähnten Felsgürtel ähnlich. Die hrt stromaufwärts ist beinahe unmöglich, stromab- ts höchst mühsam; kein Schiff kann da an einem ge 5 Meilen zurücklegen, konnte es zu Herodot's ten also noch viel weniger, und so werden die 40 gefahrten in eine Dimension zusammenschmelzen, che uns keineswegs nöthigt, in übermäfsige Entfer- gen zu schweifen. Um ein genaueres Maafs, we- stens hypothetisch, anzugeben, müfste Rec. mit Dniepr-Schifffahrt bekannter sein.

Zweitens werden die Gerrhoi und ihre Landschaft einer Weise erwähnt, welche von Herodot's Nach- ten über die anderen Skythenstämme durchaus ab- ht; es fehlt jede nähere klare Angabe, welche sie einen wirklichen Skythenstamm erkennen liefse, l Rec. möchte daher die Vermuthung aufstellen, ob *errhos*" nicht vielleicht ursprünglich eine skythische *albezeichnung* gewesen, welche mit der eigenthüm- en zerklüfteten Bodenbildung im Zusammenhange tanden, und überall gebraucht worden sei, wo die- e sich zeigte, so wie „Gerrhoi" für deren Be- ner?

Bei Anordnung der Grenzvölker Melanchlaenen Androphagen (vgl. die erste Karte) setzt sich L., abgesehen von allem Früheren, wieder in offe- Widerspruch mit anderen Stellen Herodot's; denn er berichtet Cap. 100, die inländische Grenze Sky- ns werde zuerst von den Agathyrsen, dann von den Neuren, darauf von den Androphagen, *zuletzt* von den Melanchlaenen gebildet, und bezeichnet diese Rei- henfolge sehr deutlich durch die Worte πρώτωνι μετὰ δὲ, ἔπειτα δὲ, τελευταίων δέ. *Dieselbe* Ordnung beobachtet er, wo von jedem dieser Stämme speciell die Rede ist (Cap. 104 — 108), schreitet also auch hiebei un- widersprechlich von Westen nach Osten vor. Dem- noch vertauscht Hr. L. die Sitze der Androphagen und Melanchlaenen ohne Weiteres miteinander, weil es zu seiner Auslegung nothwendig ist.

Das 53. Capitel, in welchem vom Laufe des Bo- rysthenes die Rede ist, hat Hr. L. völlig mifsverstan- den. Herodot sagt: bis Gerrhos, 40 Tagefahrten hin- auf, kennt man ihn als einen Strom, der von Norden kommt; durch welche Länder (eigentlich *Menschen*) er weiter oberhalb fliefst, kann Niemand sagen, φαίνε- ται δὲ ῥέων δι' ἐρήμου ἐς τῶν γεωργῶν Σκυθέων τὴν χώ- ρην· οὗτοι γὰρ οἱ Σκύθαι παρ' αὐτὸν ἐπὶ δέκα ἡμερέων πλόον νέμονται. Diese Worte bedeuten keineswegs: es sei *wahrscheinlich*, dafs er durch eine Wüste flie- fse u. s. w. (pag. 55), sondern im Gegentheil: er er- scheint, er zeigt sich als einen Flufs, welcher nach wüsten Gegenden zum Gebiete der γεωργοί gelangt, in schönster Uebereinstimmung mit Cap. 18, wo Herodot ebenfalls schon diese Wüste oberhalb der Σκύθαι γε- ωργοί erwähnt, nur dafs er den letzteren nicht 10, son- dern 11 Tagefahrten Ausdehnung giebt. Hr. L. ist gegen Larcher der Ansicht, Herodot verstehe in Cap. 53 unter diesen γεωργοί die Cap. 17 genannten ἀροτῆρες am Hypanis, welche sich nordwestlich von den Königs-Skythen (wie Hr. L. sie ansetzt), ober- halb der bekannten 40 Tagefahrten bis an den Bory- sthenes verbreitet haben konnten. Wenn Herodot aber weifs, dafs Acker-Skythen dort noch 10 Tagfahrten entlang am Dniepr wohnen, wie kann er dann schrei- ben, Niemand wisse, δι' ὧν ῥέει ἀνθρώπων, wie kann dann ferner Gerrhos die *äufserste* Landschaft Sky- thiens sein, was der Verf. selbst angiebt (p. 54)? Das sind ja lauter Widersprüche! —

Die königlichen Skythen erstreckten sich ostwärts bis zu dem Graben, welchen einst die Nachkommen der Blinden gezogen hatten, und an der Maietis bis zum Handelsplatze Kremnoi; τὰ δὲ αὐτῶν κατήκουσι ἐπὶ ποταμὸν Τάναϊν (Cap. 20). Den Graben erklärt der Verf. für die schmale Meerenge bei Genitzi, welche am Ende einer langgezogenen Nehrung das sogenannte

Digitized by Google

faule Meer mit dem Asowschen verbindet; wie Rec. glaubt, nicht mit Unrecht. Leicht möglich, dafs die niedrige Landzunge einst hinüberreichte, und bei feindlichem Angriffe durchstochen ward, um nur den Perekopischen Isthmos besetzen zu dürfen. Der Name „Graben" mochte sich dann erhalten haben und so zu Herodots Ohren gelangt sein. Diejenigen Skythen, welche in den zuletzt griechisch angeführten Worten des Cap. 20. bezeichnet werden, hält Hr. L. für einerlei mit den Σκύθαι ἀποστάντες Cap. 22., ein Umstand, welcher nach Herodots einfachen Worten völlig unmöglich ist, denn die Abgefallenen werden in die weiteste Ferne hinter die Thyssageten und Jyrken verlegt. Auch ist in dem τὰ δὲ durchaus nicht nothwendig der Sinn der Isolirung enthalten, denn wir können eben sowohl im Deutschen sagen: „die Deutschen grenzen an Italien, zum Theil (oder Einige) auch an's adriatische Meer". Hr. L. *will* diesen Sinn jedoch hineinbringen, weil er zu seiner Auslegung, Skythien habe gar nicht bis an den Tanaïs gereicht, äufserst nützlich ist. Der Hr. Verf. beweiset dies, abgesehn von der erwähnten nicht so gewichtigen Stelle auch gegen die folgenden beiden: Cap. 21. Τάναϊν δὲ ποταμὸν διαβάντι οὐκέτι Σκυθικὴ, ἀλλ' etc. und Cap. 100.: Τὸ δ' ἀπὸ τῆς Ταυρικῆς ἤδη Σκύθαι τὸ κατύπερθε τῶν Ταύρων καὶ τὰ πρὸς θαλάσσης τῆς ἠοίης νέμονται, τοῦ τε Βοσπόρου τοῦ Κιμμερίου τὰ πρὸς ἑσπέρης καὶ τῆς λίμνης τῆς Μαιήτιδος, μέχρι Ταναΐδος ποταμοῦ, ὃς ἐκδιδοῖ ἐς μύχον τῆς λίμνης ταύτης.

Da der Tanaïs eine ähnliche Beugung wie der Borysthenes macht, so erklärt Hr. L. denn auch den Uebergang auf dieselbe Weise wie Cap. 18., und läfst den Autor unfern der Mündung von S. nach N. hinübersetzen. Es ist schon oben bemerkt worden, wie diese Deutung den *Worten* nach nicht geradezu *unmöglich*, dem innern Zusammenhange nach aber so *unwahrscheinlich* ist, dafs Niemand ihr beipflichten wird. Ferner findet sich auch hier wieder offener Widerspruch. Vom untern Tanaïs westwärts sollen nach Hrn. L. nicht Skythen, sondern die Sauromaten wohnen. Wie stimmt denn Herodots Erzählung von diesem Volke (Cap. 110—118.) damit überein, der zufolge Amazonen, nach Kremnoi verschlagen, sich mit Jünglingen der Königs-Skythen vermischten, und über Tanaïs auswandernd sich 3 Tagereisen östlich diesem niederliefsen, woraus erst die Nation der Sauromaten erwuchs? Hr. L. sucht freilich zu beweisen (p. 67 u. ff.), Herodots Tanaïs sei nicht der Don, sondern der Donez; so wie die Sauromaten aber der Charte (Nro. 1.) angesetzt sind, bleibt die Sache vollkommen dieselbe! Hat Hr. L. diesen Umstand übersehen, oder *absichtlich* übergangen? Offenbar ist letzteres der Fall, denn p. 167 giebt der Verf. selbst Uebersetzung dieser Stelle, schleicht aber leise, leise drüber hinweg, indem er περήσαντος Τάναϊν setzt: „zogen *an den* Tanaïs". Mit welchem Rechte belegt man ein solches Verfahren?

Jene zweite Stelle (Cap. 100.) besagt einfach, oberhalb Taurien am östlichen Meere bereits Skythen wohnen, westlich vom Bosporos und der Maietis, zum Tanaïs. Natürlich mufste Hr. L. auf aufs dentliche Hindernisse für seine Auslegung stofsen, sucht sich dann (p. 57—62) mit einer Erklärung zuwickeln, welche eben so verzwickt als komisch unhaltbar ist, jedoch zu viel Raum einnimmt, als wir uns auf specielle Widerlegung einlassen könnten. Wir erwidern nur Folgendes: die Stelle hat für Jenigen, welcher ohne Vorurtheil hinangeht, gar keine Schwierigkeit, und wenn irgend ein Ausleger dem so klaren und einfachen Schriftsteller, wenn auch nur Unsinn an sich, so doch eine höchst unsinnige Schreibweise aufgebürdet haben soll, so thut es gewifs L. selbst.

Es heifst Cap. 99.: „die Taurier sitzen in Skythien wie, wenn in Attika ein fremder Stamm von Sunium phlystos bis Thorikos, oder in Japygien vom Brundisischen Hafen bis Taras wohnte". Herodot vergleicht also die Gestalt Tauriens mit den Enden Attika's und Japygiens, mithin den Theil Skythiens, welcher Pontos und der Maietis eingefafst wird, einigermafsen wenigstens, mit jenen Ländern selbst. *Seiner Vorstellung* nach mufs die Küste am schwarzen Meere der am Asowschen einen spitzeren Winkel als in Wirklichkeit gebildet haben, die letztere also nach der Richtung von S. nach N. gedacht werden

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

ythien und die Skythen des Herodot, und seine dusleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder, von Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

(Schlufs.)

In Cap. 100. wird durch den doppelten Ausdruck ἀπὸ ς Ταυρικῆς und τὸ κατύπερθε τῶν Ταυρῶν die den Tauern selbst gehörende Küstenstrecke deutlich genug *geschlossen*; es ist nur noch die Rede vom weitern rlauf derselben bis zum Tanaïs. Hier am östlichen ere, sagt Herodot, wohnen Skythen, und fügt erklägsweise hinzu, „westlich vom Bosporos und der ietis". Man könnte fragen: „wenn die Königsthen die Küste vom Graben bis zum Tanaïs beiten, warum hebt Herodot denn Cap. 20. Kremnoi vor? Das macht doch den Eindruck, als ob die küste hier zu Ende sei"? Dem ist aber keineswegs Herodot übergeht Kremnoi nicht, als den wichtign und wie es scheint, *einzigen* Handelsplatz der nigs-Skythen, er sagt daher: „gegen Osten reichen Königs-Skythen bis zum Graben und bis Kremnoi der Maietis, sie reichen aber auch bis zum Tanais". ter könnte man einwenden, dafs auch bei Herodots rstellung die Küste oberhalb Taurien zwar westlich der Maietis, aber nicht so, sondern *nordwestlich* n Bosporos zu liegen kommt. Man darf aber nicht gessen, dafs Herodot bei Angabe von Himmelsgeden fast stets nur die Kardinalpuncte gebraucht, dafs er sich die Maietis sehr grofs, mithin deren ste sehr lang dachte, wodurch Westen offenbar die hst richtige Bezeichnung werden mufs. Oder man f auch den Bosporos nur als eine Art von Anhängbetrachten, so wie wir uns gewifs nicht scheuen den, zu sagen: „Von der Nordsee und dem Pas Calais westlich liegt England".

„Es ist, schreibt Hr. L. p. 62, noch ein möglicher Einwurf gegen unsere Auslegung zu erwägen. In §. 54. wird der Pantikapes als *fünfter* Flufs *nach* dem Borysthenes, dem *vierten*; §. 55. der Hypakyris als *sechster*, §. 56. der *Gerrhos* als *siebenter* und dann §. 57. der *Tanaïs* als *achter* aufgezählt und beschrieben. Τοῖσι μὲν δὴ οὐνομαστοῖσι ποταμοῖσι οὕτω δή τι οἱ Σκύθαι ἐσκευάδαται. Das sind die *bedeutendsten* Flüsse, die das Skythenland bewässern (§. 58.). Da die drei ersten, Istros, Tyras und Hypanis, in der Reihe *von Westen nach Osten* einander folgen, so schlofs man, dafs der fünfte Flufs *nach* dem vierten und so die andern in eben derselben Reihe, von Westen nach Osten, gesetzt werden müssen. Alle Ausleger haben indefs den fünften, sechsten und siebenten für *Nebenflüsse* erklärt, ja sich sogar mit Waldbächen begnügt, wo Herodot von den des *Nennens werthen* Flüssen des Skythenlandes spricht. Nebenflüsse sind allerdings der Pantikapes, Hypakyris und Gerrhos, in so fern sie nicht unmittelbar ins Meer münden, sondern sich mit andern vereinigen. Erkannte man sie aber als *Nebenflüsse*, warum achtete man nicht darauf, dafs bei diesen Herodot eine andere Ordnung in ihrer Reihe zu befolgen pflegt? In §. 48. werden fünf Nebenflüsse angegeben, welche sich von Norden in den Istros ergiefsen: *Porata*, *Tiarantos*, *Araros*, *Naparis* und *Ordessos*. Diese Flüsse folgen in der Natur weder von Westen nach Osten, noch von Osten nach Westen aufeinander, sondern es ist nach Herodots eigener Angabe der *erste*, Porata, der östlichste, und der *zweite*, Tiarantos, der westlichste; die drei andern fliefsen zwischen diesen beiden. Es liegt sonach ein unleugbares Beispiel vor, dafs es der Methode des Herodots nicht fremd sei, bei Nebenflüssen die beiden äufsersten zu nennen, und dann die zwischenliegenden folgen zu lassen. Dieselbe Methode beobachtet er in den §§. 52 bis 57. *Nach* dem Hypanis (Bug) nennt er unmittelbar den Borysthenes (Dnieper), und führt sodann die

Digitized by Google

Nebenflüsse an, welche zwischen diesen beiden zu bemerken sind; nur dafs er hier nicht ausdrücklich die Zwischenstellung zu bezeichnen scheint. Wenn aber hier eine Zweideutigkeit stattfindet, so trägt wahrscheinlich ein Fehler der Abschreiber die Schuld". (Hr. L. verlangt nun §. 54. statt μετὰ τούτους „*nach diesen*", μετὰ τούτοιν „*zwischen diesen*"; wahrscheinlich wufste er nicht, dafs μετὰ c. Dativo *zwischen*, *unter*, nur dichterisch ist).

Diese Stelle, aus der sich die Logik und den gesunden Menschenverstand heraussuchen mag, wer da kann, soll den Schlufsstein unserer Beurtheilung bilden. Wir bemerken nur, dafs der Hypakyris nach Herodots Worten keineswegs ein *Nebenflufs* ist, denn nirgend wird angegeben, dafs und in welchen andern Strom er münde. Dafs die Ausleger sich mit Regenbächen begnügen, wo Herodot von bedeutenden Strömen spricht, ist ein von Hrn. L. zu Tode gehetztes Steckenpferd, denn wir begegnen dieser Aeufserung über die Mafsen häufig (p. 39, 48, 62, 137 Anmerkung). Dieselbe ist eine Ungereimtheit; kein Ausleger wird glauben, dafs Herodot kleine Bäche für grofse Ströme angesehn, wohl aber darf man annehmen, dafs die Skythen dem Herodot Nachrichten von einigen Strömen gaben, die er selbst nie gesehn, und gestützt auf jene wahrscheinlich ungenauen Nachrichten und eben so unsichere Entfernungsangaben in seinem ohnedies verschobenen Bilde um so irriger ansetzen mufste. Es wäre doch in der That auch höchst wunderbar, wenn Herodot, der über andere entlegene Puncte, den Indos, Araxes u. s. w. die seltsamsten und verkehrtesten Nachrichten mittheilt, Skythien allein vollkommen richtig aufgefafst haben sollte. Haben die Ausleger gefehlt, so geschah es in dem pedantischen Bestreben, Alles auf neuere Oertlichkeiten zu reduciren, und darin hat es wahrlich Niemand so weit getrieben, als Hr. Lindner.

Man wird uns erlassen, den Beweis für die Erbärmlichkeit des Buches noch weiter zu führen; die Beurtheilung würde zu einem Buche anwachsen, Papier und Zeit doch nur an einen unwürdigen Gegenstand verschwendet sein. Nachdem Hr. L. uns im fernern Verlauf des dritten Abschnitts mit Erklärung noch einiger mifsverstandenen Stellen im Herodot beglückt — *unwiderleglich*, wie alle früheren! — und im vierten den gegenwärtigen Zustand des alten Skythenlandes geschildert, giebt er im fünften Herodots Beschreibung von Skythien und Geschichte des persischen Feldzuges. Hier zeigt sich der Hr. Verf. in seinem vollen Glanze gehoben durch das Bewufstsein so vieler unumstöfslichen Berichtigungen, ja selbst vollkommen neuer Entdeckungen, tritt Hr. L. mit einem Tone auf, als ob er in Archäologie, Geschichte, Geographie und Philologie mindestens die Kenntnisse einer Academie in sich vereinigte. Salbungsreiche Noten geben uns fruchtbare Fingerzeige und Winke, und der Uebersetzung selbst sind zum bessern Verständnifs vielfache äufserst gewaltsame Zusätze in Parenthese beigefügt, z. B. p. [illegible] „Der Krieg scheint nicht allgemeine Billigung gefunden zu haben, denn"; *ebenda:* „Ein anderer Vorfall bewies, wie gefährlich es war, des Königs Meinung nicht zu theilen" p. 180: „Sehen wir jetzt, welche Gestalten die Gegner trafen" u. dgl. m. Man wird dabei unwillkührlich an die alten Ausgaben Cicero's erinnert, in denen z. B. zu Anfang der Rede pro Roscio „neque aetate" die naive Note steht: „Ich bin erst Jahre alt". Und doch liegt in diesen Worten wenigstens eine positive Angabe!

Daneben findet sich Mancherlei, was bei [illegible]figer Wiederholung schwerlich blofs Druckfehler, z. B. Libien p. 142; Hypokrates p. 152, p. 231 [illegible]mal; διαβείνω p. 183. Von diesem Verbum erfahren wir etwas ganz Neues: „es bedeutet nämlich nicht immer *hinübergehn*, sondern auch hin und hergehen, vorübergehn, einherschreiten, daher wir die obige Stelle (διαβάντων δὲ τούτων τὸν Τάναϊν ποταμὸν Cap. 122) durch „sie zogen hin und her den Tanaïs entlang" unter den gegebnen Verhältnissen dem einzig möglichen Sinne gemäfs, zu übersetzen uns berechtigt halten". Wären also die *gegebenen*, d. h. die lediglich von Hrn. L. *geschaffenen* Verhältnisse der Art wären, dafs διαβαίνειν heifsen müfste: „Sie brauchen Helleboros", so würde der Hr. Verf. es auch *so* übersetzen. Ein Meisterstück ist die Note p. 144: „Ἀρχαίη Σκυθική heifst nicht allein das *alte* Skythien; dies Wort hat auch die Nebenbedeutung vorzüglich dem Range nach, wie aus vielen Compositis desselben erhellet; ἀρχέκακος B. heifst der Vornehmste des Volks" u. s. w.

Armer Herodot! sollte deine Urne bei allen Ausbrüchen des Aetna und Vesuv noch nicht zerfallen sein, sie müfste jetzt zu Staub werden, damit Hr. L. wiederfahre und Bufse thue in Sack und Asche!

Digitized by Google

Wenn der Verf. wünscht, so sind wir erbötig, ihm
if *seine* Manier unwiderleglich zu beweisen, dafs He-
dot mit seinem Skythien keineswegs Süd-Rufsland,
ndern die Vereinigten Staaten von Nordamerica be-
hrieben hat, und wäre das Buch nicht dem Könige
n Würtemberg gewidmet, man könnte versucht sein,
für eine Mystification zu halten.

Hr. L. wird sich nicht beklagen können, dafs wir
e *ungründlich* widerlegt haben; sollte er unsere Be-
theilung aber hart finden, so trägt sein eignes Werk
e Schuld, wenn vor der Gerechtigkeit die Humanität
esmal verstummen mufs, und der Verf. möge seine
gnen Worte beherzigen: „nur der usurpirte Ruhm
ll vor ein strenges Gericht gezogen, die trügerische
Wissenschaftlichkeit schonungslos entlarvt werden"
(40). Mit wahrer Freude haben wir dem Werke
gegengesehn, mit wahrem Ekel müssen wir uns jetzt
en abwenden; der Verf. hat sich selbst damit ge-
ndmarkt. Unwissenheit wäre *allenfalls* verzeihlich,
leich nicht abzusehn ist, warum Unwissende Bücher
eiben müssen; aber neben derselben eine solche
edlichkeit in der Forschung, eine Effronterie, wel-
sich nicht scheut, Männer allaugenblicklich bei der
e zu zupfen, bei deren Namen Hr. L. in seiner
ranz bis auf die Fufsspitzen erzittern müfste —
ist über die Mafsen verächtlich!

Die Ausstattung ist dem Papier und Druck nach
t übel, in Hinsicht auf die Charten sehr mit-
äfsig.

Dr. Herm. Bobrik, in Königsberg in Pr.

XIII.

*Tullii Ciceronis de legibus libri tres. Re-
ensuit, varietate lectionis et annotatione in-
truxit Ioannes Bakius. Lugduni-Batavorum
pud S. et I. Luchtmannos, Academiae typogra-
hos, MDCCCXLII. XXXVI u. 682 pgg. 8.*

Wir beeilen uns den Lesern dieser Blätter Kunde
einer bedeutenden Bereicherung der Litteratur des
ero zu geben. Hr. Prof. Bake in Leyden hat eine
e Bearbeitung der Bücher Cicero's de legibus her-
gegeben, die durch die Schärfe der Kritik und
ichlichen Erläuterung, so wie durch die vollständige
theilung eines reichen Apparats aus Handschriften
die Aufmerksamkeit aller Freunde dieser Studien in
Anspruch nimmt. Einleitung, Text, Varianten der
neu verglichenen Handschriften (von p. 103 bis 258)
und ein ausführlicher (über 400 Seiten starker) Com-
mentar bilden die vier Abtheilungen dieser neuen Aus-
gabe, die sich durch ein geschmackvolles Aeufsere
empfiehlt. Wir gehen mit Vergnügen daran, den In-
halt und das Neue, was geleistet ist, näher zu bezeich-
nen, und wollen nur noch im Allgemeinen der richtigen
und sorgfältigen Latinität erwähnen, worin sich Hr.
Bake auszeichnet, ein Vorzug, der einerseits bei der
dürren Zeichensprache, deren sich viele bedienen, an-
derseits bei dem schlechten Latein, was uns von an-
dern in Commentaren geboten wird, gebührende Aner-
kennung verdient.

In der an den Ref. gerichteten Zuschrift seiner
Ausgabe spricht Hr. Bake über den Stil Cicero's. Er
entschuldigt und rechtfertigt ihn gegen gewisse Vor-
würfe und nimmt die Bemühungen derjenigen Gelehr-
ten in Schutz, die sich die Eigenthümlichkeiten der
Ciceronischen Sprache zu erforschen bemühen.

Hr. Bake fürt eine unzweifelhaft gerechte Sache,
und so wie es Thorheit ist der Lateinischen Sprache
und Litteratur ihren Werth absprechen zu wollen, der
zwei Jahrtausende überdauert hat, so zeugt es nur
von Unwissenheit oder von Befangenheit in der eignen
Manier, wenn das stilistische Verdienst Cicero's be-
mäkelt wird. Es möchte uns vielmehr Leid thun, dafs
Hr. Bake den Tadlern Cicero's noch so viel nach-
giebt, als er thut, wenn er nicht darin seine Unpar-
teilichkeit gezeigt hätte. Wer an Cicero das Ueber-
maafs des Redeschmuckes und das durchgängige
Streben nach Abrundung der Worte und Wohlklang
im Satzbau tadelt, der beurtheilt ihn nach wenigen
Prunkreden und tadelt was das Vollendetste in der
Sprache ist, den oratorischen Numerus. Er giebt zu
erkennen, dafs er noch nicht einmahl das Bedürfnifs
dessen gefühlt hat, wonach die besten Autoren jeder
Zeit getrachtet haben. Eine harte und rauhe Wort-
fügung ist immer ein Mangel, der bisweilen wegen der
Bedeutsamkeit des Inhalts gering geachtet wird: aber
es ist eine lächerliche Affectation, die Sache umzu-
kehren und die vollendete Harmonie des Satzbaues
als einen Fehler anzurechnen.

Wenn andere dem Cicero Mangel an natürlicher
Kraft vorwerfen, die nur bei den alten Griechen zu

Digitized by Google

finden sei, wogegen Hr. Bake Cicero wegen der veränderten Verhältnisse seiner Zeit rechtfertigt, so wissen wir auch nicht recht, worauf sich jener Vorwurf gründet, und was jene Tadler erst sagen würden, wenn sie Cicero's Höflichkeit, die ihnen anstöfsig ist, mit der gebildeten Redeweise unserer Zeit vergleichen wollten. Wir reden natürlich vom Stil, und wem Cicero nicht offen und derb genug im Ausdruck scheint, dem würden wir nicht eben das Quousque tandem Catilina, sondern die genialen Zornergüsse der Rede in Pisonem citiren: pecus et putida caro, ejectum cadaver, Epicurus noster ex hara productus, homullus ex argilla et luto fictus; quid nunc te, asine, litteras doceam? Non opus est verbis, sed fustibus etc. etc. Es ist in der Regel der Fall, dafs die, welche heut zu Tage Cicero's Stil tadeln, von einem Paar mit Bewunderung abgedroschenen Reden oder von den sanftmüthigen Schriften de amicitia und de senectute herkommen und nun über falschen Schimmer oder Schlaffheit des Stils disputiren.

Ja, es ist wahr, auch ehemahls ist Cicero's Stil, und zwar von solchen, die alle seine Schriften gelesen hatten, von seinen Zeitgenossen, getadelt worden, aber das waren die, denen auch Demosthenes Stil nicht Attisch genug vorkam, die Lysias dem Demosthenes vorzogen, die den nüchternsten Ausdruck für den besten hielten. Der Streit ist alt genug, aber er hat sich so entschieden, dafs Cicero's stilistische Tadler, Calvus, Brutus, Fronto, mit ihrer antiken Nüchternheit nichts auf die Nachwelt gebracht haben, dagegen die feurigsten Lobredner des Ciceronischen Stils Cäsar, Livius, Quintilian, Tacitus, Plinius durch ihre Bewunderung Cicero's im Geringsten nicht gehindert wurden, ihrem eignen Ideal von Stil nachzugehen. Denn bei Cicero war freie Genialität, bei jenen Lobrednern der nüchternen Kraft gezwungene Manier. Cicero beherrschte seine Sprache in Prosa, wie nie ein Autor die seinige. Er schuf sich eine Phraseologie, in der man einerseits die Schärfe der Begriffe, anderseits die Schöpfungskraft der Phantasie in der sprachlichen Verbindung des Sinnlichen und Geistigen bewundert. Es hat seinen sehr guten Grund, dafs man schon im Alterthum Ciceronische Phrasen sammelte. Denn sie sind aus der innersten Bedeutung der Wörter hervorgegangen und mit der lebendigsten Anschaulichkeit zusammengesetzt. Und dieser sprachliche Stoff stand ihm jeder Zeit zu Gebote; daher die Raschheit seiner Composition; er diente ihm für jeden Bedürfnifs, eben so für die feinsten Verhältnisse des conventionellen Lebens, als zum Ausdruck leidenschaftlicher Heftigkeit und rednerischen Pompes, weil er durch frühes und anhaltendes Studium der Rhetorik im Gebrauch seiner Waffen sicher geworden war.

Nur von einer Seite bietet Cicero's Stil eine bemerkliche Schwäche dar, und es ist anzunehmen, dafs Hr. Bake, der sich gerade mit dieser Seite beschäftigt hatte, nur deswegen nicht umhin konnte den Tadlern einiges zuzugestehn. Ich meine Cicero's philosophische Schriften, und diejenigen insbesondere, die sich nur mit theoretischen Problemen als mit den praktischen Resultaten des philosophischen Denkens beschäftigen. Vom Tadel des formellen Stils kann auch hier nicht die Rede sein, denn dieser ist überall richtig, natürlich und gewandt. Aber Cicero war kein schöpferischer Philosoph, er reproducirte nur, und in dem Gefühle seiner Redegewandtheit vergafs er zu oft, dafs er fremde Gedanken wiedergab, welche scharf aufgefafst sein wollen und eine freie Behandlung in dem Stil, an den er gewöhnt war, nicht zulassen: er stumpft zuweilen die Schärfe der Begriffe ab und ergeht sich in rednerischen Erweiterungen. Er wird dadurch zuweilen selbst undeutlich, was sonst nie sein Fehler ist, indem er die technische Sprache vermeiden will, und die Sache durch einige Worte mehr als nöthig nicht aufhellt, sondern verdunkelt. Wir hätten gewünscht, dafs Hr. Bake diesen Punct noch mehr im Auge gefafst und seine allgemeinen Bemerkungen hierauf speciell gerichtet hätte.

Es folgen die Prolegomena in zwei Abschnitten. Im ersten spricht Hr. Bake ausführlich und lehrreich über die kritische Methode und über dasjenige was er bei dieser neuen Ausgabe der Bücher de legibus nach Lage der Sache leisten wollte oder leisten konnte. Im zweiten handelt er von dem fragmentarischen Zustande dieses Ciceronischen Werkes.

Wir wollen in unserer Relation die Reihe umkehren. Denn das kritische Verfahren des Herausgebers gründet sich wesentlich auf seine Ansicht von der Beschaffenheit der ursprünglichen Ueberlieferung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Tullii Ciceronis de legibus libri tres. Recensuit, varietate lectionis et annotatione instruxit Ioannes Bakius.

(Fortsetzung.)

Hr. Bake beweist gründlich, dafs Cicero die vorgenden Bücher de legibus im Jahre 702 u. c. 52 r Chr. Pompejo III. Consule geschrieben*), aber der vollendet, noch selbst herausgegeben hat. Das richtig. Eben so ist es wahrscheinlich, dafs Cice- Schrift de jure civili in ordinem redigendo, wel- Gellius erwähnt, der Anfang eines der verloren angenen (auf das dritte folgenden) Bücher de le- us gewesen ist. Ich glaube, dafs man diese Schrift h genauer als den Beginn des 6. Buches de legi- bezeichnen kann. Cicero verheifst in den 3 er- Büchern an verschiedenen Stellen, dafs er noch r die Rechte der Obrigkeiten und Bürger unter ein- ler, also über das Jus publicum, ferner über die Er- ung und Zucht der Jugend, endlich über das Pri- recht der Einzelnen schreiben müsse und auch le. Es ist freilich auffallend, dafs wir aus dem in- essanten vierten Buche, worin, nach der Ankündi- g, das Jus publicum behandelt wurde, gar keine gmente haben. Jedoch Macrobius führt eine Stelle dem 5. Buche de legibus, die zur Einleitung die- Buches gehört, an, und es mufs angenommen wer- , dafs er dies Buch als ein vollständiges vor sich le, weil er sonst wohl gesagt haben würde: „Ci- o in dem angefangenen, oder unvollendeten, fünften he de legibus". So bleibt also nur das sechste Buch übrig, als dasjenige, worin Cicero einen Grundrifs des Römischen Privatrechts geben wollte. Er blieb bei der Vorarbeit stehen (*componere aliqua de jure* coeperat, sagt Quintilian XII, 3, 10), und diese Vorarbeit ward späterhin als ein besonderer Aufsatz gelesen. Dafs Cicero 6 Bücher de legibus bezweckte, gewinnt durch die kurz vorher geschriebenen 6 Bücher de republica und aus der Aehnlichkeit mit Plato's 12 Büchern vom Staate und eben so vielen von den Gesetzen die höchste Wahrscheinlichkeit. Warum Cicero das sechste Buch nicht vollendete und dadurch das ganze Werk de legibus unvollständig liefs, scheint uns schon durch seine unvorhergesehene Anstellung in Cilicien und seine Abreise im Frühjahr 51 erklärlich. Es ist aber auch sehr wohl möglich, dafs er in der Sache selbst mehr Schwierigkeit fand, als er erwartet hatte. Hr. Bake vermuthet (p. XXIX) Cicero habe in der Zwischenzeit erfahren, dafs Ser. Sulpicius sich mit derselben Sache beschäftige. Und in der That rühmt Cicero einige Jahre nachher (Anno 46 vor Chr.) im Brutus Cap. 41 an Sulpicius' juristischen Schriften dieselben Eigenschaften, deren Mangel er an den Commentaren anderer Juristen bemerkt und deshalb versprochen hatte, er wolle selbst eine wissenschaftliche Darstellung der Grundsätze des Römischen Privatrechts ausarbeiten. Genug, das Ganze der Bücher de legibus blieb unvollendet. Cicero zählt de divinatione II, 1, welche Schrift ziemlich an das Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn fällt (in das Jahr 44 vor Chr.), alle seine bisher publicirten rhetorischen und philosophischen Schriften auf; er vergifst dabei auch die Bücher de republica nicht, obgleich sie, wie er selbst andeutet, zu einer besonderen Klasse von Schriften gehören; dabei hätte er nothwendig die Bücher de legibus nennen müssen, welche zur Vervollständigung der Schrift de republica dienen, wenn er sie damahls schon herausgegeben hätte; und warum

Auch Görenz in seiner Introductio führt diesen Beweis. Er nennt aber das Jahr 701 u. c. Das ist die leidige Unsicherheit der Bezeichnung. Die Jahreszahlen in Moser's Einleitung p. XXVI sind ganz verwirrt. Hr. Moser meint dasselbe Jahr, nennt es aber 701 u. c. und 48 vor Chr., woraus sich niemand vernehmen kann.

Digitized by Google

sollte er sie nicht herausgegeben haben, wenn sie fertig gewesen wären? Später aber hat er sie nicht vollendet und herausgegeben, weil der Drang der Begebenheiten ihm keine Zeit dazu liefs. Es bleibt also nur übrig anzunehmen, dafs sie in dem Zustande, wie sie waren, 5 Bücher fertig, zum sechsten nur eine Vorarbeit, nach seinem Tode herausgegeben sind. Ich erkläre aus diesem Grunde auch den Mangel einer eigentlichen Vorrede; denn Cicero pflegt seine dialogisirten Schriften nicht geradezu mit der Platonischen Scenerie zu beginnen, sondern er schickt ihr immer noch einige einleitende Worte, eine Anrede, eine zeitgemäfse Erklärung über seine Absicht bei der Publication voran. Ohne Zweifel besorgte Tiro, der auch die verschiedenen Briefsammlungen zusammenstellte und herausgab, nicht minder die Herausgabe dieses nachgelassenen Werkes.

Diese Betrachtung der äufseren Verhältnisse der Arbeit Cicero's bleibt nicht ohne Einflufs auf die Beurtheilung des Einzelnen.

Hr. Bake findet in mehreren Theilen der auf uns gekommenen Bücher Spuren der Unvollendung; er glaubt, dafs diese Theile nahmentlich im 2. und 3. Buche zum Behufe späterer Ausführung blofs skizzirt sind: p. XXVII *Mihi haec fragmenta, in quibus complura sunt ambitiose disputata, plura levissime affecta, in his non nisi capita rerum et orationis commentarium paulo plenius (sicut loquitur Brut. 44) continere videntur.* Wagner glaubte dasselbe zu erkennen, und Görenz pflichtete ihm im Wesentlichen bei, s. Görenz Introductio p. XVI. Hr. Bake giebt aber p. XXIV—XXVII genauer an, wo er Lücken in der Behandlung, blofse Andeutungen, ja auch verschiedene Ansätze zum Ausdruck eines und desselben Gedankens, von denen Cic. bei der Ueberarbeitung einen oder den andern wählen wollte, entdeckte. Er giebt indessen zu, dafs man hierüber auch anders urtheilen könne: fore opinor quibus ea quae tractavi vel non ita vitiosa videantur, vel si quid reprehendendum, id per librarios factum esse.

Ref. achtet das Urtheil und die kritische Schärfe seines gelehrten Freundes, aber er bekennt dafs er nicht umhin kann, sich zu jenen Einigen zu rechnen, und zwar würde er sich bei dem Meisten, was hier angeführt wird, für die erste Alternative erklären. Hr. Bake nimmt es mit der Wiederholung gewisser Gedanken, wo Cicero sich zwischen dem philosophischen Begriff und dem gewöhnlichen Sprachgebrauch hin und her bewegt, zu genau (s. p. XXVI). An den Stellen, wo Hr. Bake sachliche Lücken findet, kann ich noch weniger eine Unvollendung erkennen, obgleich ich nicht läugne, dafs uns Fremden und Freunden des Römischen Alterthums manches zu kurz erscheint. Aber ist unser Wunsch genauer unterrichtet zu werden maafsgebend für Cicero und seine Zuhörer! Hr. Bake findet, dafs Cicero in der Motivirung der von ihm aufgestellten Gesetze über mehrere Puncte, die verständen sie sich von selbst, blofs andeutend hinweggeht. Gut! So ist es. Er hielt eine Begründung für unnöthig, z. B. II, 14 Jam de haruspicum religione de expiationibus et procurationibus satis superque ipsa lege dictum puto. Warum wundert sich unser Herausgeber darüber? Ist nicht im Gesetze Cap. 8 ausführlich verordnet, *Prodigia, portenta, ad Etruscos haruspices, si senatus jusserit, deferunto, Etruriae principes etc.?* Warum glaubt Hr. Bake dafs Cicero, wenn er die Schrift noch einmahl überarbeitet und selbst herausgegeben hätte, weitläuftiger darüber gesprochen haben würde? Sagt Cicero nicht selbst, es sei „genug und übergenug" was das Gesetz darüber enthalte? Cicero hält die ganze Haruspicin für einen trübseligen Aberglauben, dessen man nun einmahl nicht entrathen sein könne, weil die schwachköpfigen, aber ehrlichen Leute im Volke daran hingen. Was soll er sich nun also noch weiter mit diesem Zeuge aufhalten?

Es ist in der That mit dem Uebrigen, worin Hr. Bake eine künftig auszuführende Skizze erkennt, nicht anders. Wenn im Gesetze gesagt ist *Perjurii poena divina exitium, humana dedecus*, so ist das nach den Begriffen des Alterthums vollkommen genug. Der Gesetzgeber geht sogar schon über seine weltliche Befugnifs hinaus. Er droht demjenigen, der einen falschen Eid schwört, von Seiten der Götter mit dem Tode (vergl. die Formel *ita me Dii pessimo leto afficiant*), und von Seiten der Menschen mit der Schande. Hier ist weiter nichts zu sagen. Heutige Leser müssen freilich belehrt werden, aber Cicero's Zuhörer wufsten es hinlänglich, dafs nach Römischem Recht der Eid dem Gewissen der Menschen überlassen blieb und dafs der Meineid bürgerlich nicht bestraft wurde. *Juris jurandi contempta religio satis deum ultorem*

Digitized by Google

bet heifst es noch im Cod. Justin. IV. tit. 1, l. 2. d hat nicht Cicero II, 10 dies gebilligt, indem er t die Religion werde nur gekräftigt, wenn die ttheit selbst, nicht ein menschlicher Richter, als ihr her anerkannt werde? (*Quod autem non judex, deus ipse vindex constituitur, praesentis poenae u religio confirmari videtur.*) Wenn nun also Cio weiterhin bei der Motivirung des Gesetzes sagt , 16) *de perjuriis, de incestis, nihil sane hoc qui- loco disputandum est*, ist dies nicht ganz richtig? as soll er über eine Sache, die ihm und seinen Zuern unzweifelhaft ist, noch hin und her reden? gesehen davon, dafs Cicero noch eine Beschrängzläfst: *hoc quidem loco.* Denn allerdings mufste der Erziehung noch etwas von der Gewöhnung Jugend Gott und das Gewissen für das Höchste achten gesagt werden.

Wirklich ungerecht wird Hr. Bake gegen den Cio, wie er uns vorliegt, wenn er ihm einen Vorwurf aus macht, wie er bei der Rechtfertigung des Triats verfährt. Cicero hat III, 7 von der Beschrängg der Macht des Consuls durch den Volkstribun rochen. Quintus sagt darauf: „das ist ein grofses el; denn dadurch ist die Macht des Volkes so gehsen". Nein, antwortet Marcus Cicero, das Tribuist eine heilsame Beschränkung der sonst schranosen Gewalt des Consuls, und was darauf weiter te. An der gehörigen Stelle weiterhin kommt nun ro zur Magistratur der Volkstribunen; das Gewar aufgestellt: Jährlich sollen zehn Tribunen u. s. w. Die Rechtfertigung dieses Gesetzes will ro übergehen. *Sequitur lex*, sagt er III, 8, *quae eam tribunorum plebis potestatem, quae est in blica nostra, de qua disseri nihil necesse* Hierin findet Hr. Bake einen Anstofs: Wie Cisagen könne, es sei nicht nöthig über die tribuche Gewalt zu sprechen, gleich als ob die Zuhömit ihm einverstanden wären, was ja der Fall ist! Wer dies so liest, erschrickt wirklich über Leichtfertigkeit, mit welcher Cicero verfahren ist, da man ihm Leichtfertigkeit nicht zuschreiben , scheint nichts anderes übrig zu bleiben, als die llendung zu beklagen. Aber es kann ja Hrn. Bake entgehen, dafs dies blofs eine Gesprächsform Cicero sagt „es wird wohl nicht nöthig sein darzu disputiren". Ei, recht sehr, antwortet Quintus und ergiefst sich in eine heftige sehr ausführliche Anklage dieser Magistratur. Sein Bruder antwortet noch ausführlicher: „wegen des Mifsbrauchs dürfe man eine an sich heilsame Einrichtung nicht verwerfen", und zum Schlufs: „Was willst du machen? Es geht nicht anders; das Volk läfst sich seine Tribunen nicht nehmen. Man mufs sich in die Einrichtung fügen und sie möglichst zum Guten wenden". Wo ist nun hier eine Lücke, wo eine Skizze, die ihre formelle Vollendung nicht erhalten hat? Der Gegenstand wird ja ausführlich genug besprochen. Man möge aber auch in der scheinbaren Ausweichung Cicero's eine feine Absichtlichkeit nicht verkennen. Er war im Grunde mit Quintus einverstanden, und Quintus mit ihm, das Tribunat sei eine gefährliche Macht; es wäre ganz gut, wenn man der Volkstribunen entrathen sein könnte, aber das Volk hange einmahl an diesem Institut und erkenne darin die einzige Garantie seiner Freiheit, und wie sich der Staat einmahl gebildet habe, sei das Tribunat auch wirklich die nothwendige Ausgleichung der consularischen Unumschränktheit. Ueber unabwendbare Dinge liebt man nicht zu sprechen, mufs man aber darüber reden, so ist es vernünftig ihre gute Seite hervorzuheben. Dies liegt ja doch vor Augen. Wie kann man also was Kunst der Darstellung ist für Mangel der Ausführung halten?

Ref. wiederholt, dafs für uns unersättlich Wifsbegierige vieles nicht so ausführlich dargestellt ist, als wir es wünschten. Aber darin läfst sich keine Unvollendung finden. Wie viel mehr müfsten sonst die Bücher de republica für unvollendet gehalten werden, die uns lange nicht so ausführlich, wie wir's erwartet hatten, über gewisse alte Zustände belehren! Man mufs nicht zu viel verlangen. Die Bücher de legibus geben uns viel, aber was offen und klar daliegt, ist schon längst in unsere systematisirte Kenntnifs vom Römischen Alterthum übergegangen: Anderes brauchte für Zeitgenossen nur angedeutet zu werden: es erscheint uns Spätergebornen zu kurz und undeutlich, aber unser Mangel ist nicht Mangel des Autors.

Zur Constituirung des Textes hatte Hr. Bake viele Hülfsmittel. 5 Handschriften lieferte ihm die Leydener Universitätsbibliothek, 3 die Ambrosianische in Mailand, eine (Burneyanische) das britische Museum, eine die königliche Bibliothek in Paris. Er be-

Digitized by Google

zeichnet die 5 ersten mit A B C D E, die 5 andern mit α β γ δ ε. Besonders erfreulich ist es, dafs Hr. Bake Abschrift der Lagomarsinischen Collationen, welche zu Rom im Jesuiten-Collegium befindlich sind, erhielt. Der würdige Lennep in Amsterdam erwirkte sie ihm von der Gefälligkeit des Ordensgenerals Pat. Rothaan. Die Collationen Lagomarsini's sind bekanntlich die genau excerpirten Lesarten einer grofsen Anzahl von Handschriften und Ausgaben, die in der Collation selbst nur mit Nummern bezeichnet sind. Wer sie benutzt, mufs zuvörderst untersuchen, ob gedruckte Ausgaben oder ob Handschriften durch die Nummern bezeichnet sind. So hat Hr. Bake entdeckt, dafs Nr. 3 die editio princeps, Nr. 49 die Robert-Stephanische, Nr. 50 die echte Lambinische Ausgabe bezeichnet. Auch Nr. 124 und 126 hält er für Drucke, kann sie aber nicht mit Sicherheit angeben. Bei der Bestimmung der Handschriften würde sich Hr. Bake die Mühe erleichtert haben, auch in Betreff einiger zu einem unzweifelhaften Resultat gekommen sein, wenn er sich der Vorrede des Ref. zu seiner Ausgabe der Verrinen erinnert hätte, wo pag. XXXII gezeigt wird, welche Hülfe hiebei Bandini's Catalogus codd. mss. bibliothecae Laurentianae gewährt. Lagomarsini hat nähmlich nur Florentinische oder in unmittelbarer Nähe dieser Stadt befindliche Handschriften verglichen. Dabei unterliefs er in der Regel nicht auf dem Einband zu bemerken, dafs er die Handschrift verglichen und wann er mit der Vergleichung fertig geworden (von 1740—50). Diese Notate hat Bandini in seinen Catalog der Laurentiana aufgenommen. Wie nützlich wäre es, wenn beides auch von andern geschehen wäre und wenn in den Catalogen von Handschriftensammlungen bemerkt würde, wer in verschiedenen Zeiten die Handschrift benutzt hätte! Denn wahrscheinlich werden jetzt viele Handschriften mehrfach unter verschiedenen Nahmen citirt. Hr. Bake wird im Bandinischen Catalog Vol. II p. 87 und 91 genaue Auskunft über die Nummern 58 und 65 finden, von denen er richtig vermuthete, dafs es Handschriften seien. Ohne Zweifel befinden sich auch die übrigen numerirten Handschriften in einer der drei grofsen Bibliotheken in Florenz, der Laurentiana, Magliabecchiana und Riccardiana, wenn sie auch noch zu Lagomarsini's Zeit in anderem Besitz waren. So gehörten Nr. 10 und 11 mit der Bezeichnung S. *Marci* zur Bibliothek des Dominicanerklosters S. Marco in Florenz und sind bei dessen Aufhebung wahrscheinlich der Laurentiana einverleibt worden. Alles dies wird sich in Florenz leicht ermitteln lassen. Inzwischen kann man die Lagomarsinischen Excerpte mit voller Sicherheit benutzen: ich hoffe auch in Bezug auf das Silentium der Codices.

Man wird es Hrn. Bake sehr danken müssen, dafs er die Vergleichungen von 23 Codices, die ihm zu Gebote standen (darunter jedoch aber noch die Nummern 124 und 126, die er für Drucke hält, und von der Riser Hdschr. 2906, die ein Membr. Valerianus in 8 nur die beiden ersten Bücher) vollständig mittheilt; denn die Kritik gewinnt dergestalt einen Anhalt, den sie lange vermifst hat. Er hat die von seinen Vorgängern gebrauchten Hülfsmittel ausgeschlossen. Ganz mit Recht insofern er es nicht wie sein nächster Vorgänger Moser auf eine Collectivausgabe anlegte, sondern selbständig versuchen wollte, wie weit er, allerdings mit Benutzung, jedoch nicht mit Reproducirung alles Materials, in der Textesberichtigung gelangen könne.

In dieser Hinsicht äufsert sich Hr. Bake abscheiden, wir möchten fast sagen mit einem Anflug mangelnder Befriedigung. Und es ist wahr: sein Text beweist, was der Herausgeber in den Prolegomena sagt, dafs er zu einem ihn selbst befriedigenden Abschlufs nicht gelangen konnte. Der Text läfst die Fehlerhaftigkeit der handschriftlichen Ueberlieferung bestehen: sie wird auch da wiederhergestellt, wo Conjecturen der Herausgeber sie bedeckt haben, ähnlicher Art wie Ruhnkenius den Text des Velleius gab. Die Lesarten der Orellischen Ausgabe sind unteren Rande angemerkt. Der Commentar enthält das Nähere und die Vermuthungen des Herausgebers wie etwa der Fehler zu heben ist. Allerdings ist vieles aus Handschriften als Besserung der Vulgata aufgenommen, besonders in der Wortstellung: jedoch im Allgemeinen spricht Hr. Bake seine Ansicht dahin aus, es scheine ihm am gerathensten Cicero's Schriften zunächst auf diejenige mangelhafte Gestalt zurückzuführen, welche sie in der fehlerhaften Urhandschrift gehabt hatte, aus der die jetzt vorhandenen natürlich ebenfalls fehlerhaften Abschriften geflossen seien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Tullii Ciceronis de legibus libri tres. Recensuit, varietate lectionis et annotatione instruxit Ioannes Bakius.

(Fortsetzung.)

Ref. achtet den wissenschaftlichen Ernst des neuen Herausgebers, sein redliches Streben das Wahre zu finden, seine Enthaltsamkeit subjective Wahrscheinlichkeiten als Wahrheiten in den Text einzuführen, Er erkennt dabei in den Anmerkungen gründliche Sachkenntnifs, bemerkenswerthen Scharfsinn und, wo nöthig schien, unternehmende Kühnheit der Conjectur. Aber ich glaube doch im Allgemeinen, dafs Bake in seinen Zweifeln und Bedenken zu weit gegangen ist. Ich kann, wie schon ausgeführt ist, die zu Grunde liegende Ansicht von der mangelnden Echtheit der 3 vorliegenden Bücher nicht theilen; ich habe eine solche Meinung von der stilistischen Sicherheit und Gewandtheit Cicero's, selbst auch von der Geschicklichkeit des ursprünglichen Herausgebers so, dafs ich mich nicht überzeugen kann, wie etwas Unvollkommenes in der Art, wie es sich Hr. Bake denkt, dem Römischen Publicum hätte dargeboten und als demselben gleich den übrigen Werken Cicero's angenommen werden können. Die jetzt vorhandenen Handschriften sind insgesammt fehlerhaft: das ist wahr: ich glaube Hrn. Bake, dafs es nicht möglich ist einen ebenen Familienunterschied bei ihnen zu finden, wie er ihn bei den Verrinen nachgewiesen habe, zwischen richtiger Ueberlieferung und verflachender Ueberhudelung. Man wird in der einen Handschrift etwas mehr Willkühr als in der andern bei Correctur der in allen vorhandenen Originalfehler finden können: hierauf allein wird die Classification der Handschriften gerichtet sein müssen. Aber da keine absichtliche Verfälschung durchgeht, so kann mich die entdeckte Fehlerhaftigkeit noch nicht bestimmen, die Hoffnung aufzugeben, auf der Basis der Handschriften durch Anwendung der Kritik einen ganz fehlerfreien Text herzustellen, einen Text, der dem von Tiro herausgegebenen nahe kommt, (wobei ich voraussetze, dafs dieser ein wohlgeordneter und revidirter war,) einen Text, der richtiger ist als die zunächst aus dem Tironischen Exemplar geflossenen nicht-revidirten Abschriften, inwiefern es, in Betracht der Fehlerhaftigkeit sämmtlicher Handschriften, wahrscheinlich ist, dafs bald zu Anfang eine recht fehlerhafte Abschrift unrevidirt ins Publicum kam und die Quelle anderer wurde. Welche Masse von reinen Nachläfsigkeits- und Unverstands-Fehlern die alten Librarii in die Codices hineintrugen, so dafs es durchaus nothwendig war die Arbeit des Kalligraphen von einem Gelehrten revidiren und durchcorrigiren zu lassen, das bezeugt uns auf das Deutlichste der Palimpsest des Cicero de republica. Es war durchaus wie bei den Schriftsetzern in neuerer Zeit. Auch der beste Satz mufs von einem Gelehrten revidirt werden, aber der schlechte wimmelt von Fehlern, die das Verständnifs zuweilen unmöglich machen, und die man doch nicht dem Autor, ja nicht einmahl seiner Handschrift beimessen kann. Ein unrevidirtes Exemplar mit einigen äufseren Lücken liegt sämmtlichen Handschriften zu Grunde, und da verdient die Treue der mittelalterlichen Abschreiber noch alle Anerkennung, dafs sie so wenig und nur auf der Oberfläche corrigirten.

Wir glauben also, dafs der hochgeehrte Bearbeiter die Grundlage seiner Kritik allzu mifstrauisch angesehen hat, weshalb er dann auch leicht zu gewaltsamen Maafsregeln greift. Dies wird aber den Werth seiner Arbeit in den Augen der Gelehrten nicht herabsetzen. Er hat es sich selbst schwerer gemacht als billig ist; er kämpft gegen Gebrechen, die er zu heilen verzweifelt, aber er kämpft scharfsinnig, gelehrt und entschlossen. Seine Zweifel werden oft beseitigt

Digitized by Google

werden müssen, so glauben wir, aber sie werden immer das Nachdenken anregen und zum Kampfe spornen.

In Betreff der im Commentar behandelten Sachen bemerken wir noch, dafs Hr. Bake sich vorzugsweise mit der sprachlichen Kritik beschäftigt, besonders den Sprachgebrauch des Cicero untersucht, sehr häufig Bezug auf andere Schriften Cicero's und auf andere Autoren nimmt, und Stellen aus denselben kritisch und exegetisch behandelt. Die sachliche Erklärung hat er nur insofern berücksichtigt, als sie von der Worterklärung nicht zu trennen ist; in nebenliegende Untersuchungen über das Römische Staatsrecht einzugehen, vermied er, weil er, wie er offen gesteht, die vielfachen Vorbereitungen nicht gemacht habe, welche ein sicheres Urtheil bei dem aufgeregten Zustand dieser Disciplin bedingen. Wir ehren diese Selbstbeschränkung, die sich doch nicht auf andere sachlichen Theile des Römischen Alterthums bezieht; und niemand wird ihm versagen, was er p. XV ausspricht: Nec cuiquam edendi modum aut legem praescribimus, et nobis ut nostro instituto uti liceat concessum iri spero.

Es ist unmöglich die Texteskritik im Einzelnen zu verfolgen und einerseits die Stellen anzugeben, in welchen Hr. Bake durch seinen Scharfsinn die falsche Uebertünchung entfernt und aus seinen Codices das Richtige hergestellt oder annäherungsweise gefunden hat, anderseits die Vertheidigung einer Menge anderer Stellen zu versuchen, bei denen seine Bedenklichkeit gegen das Ueberlieferte zu weit gegangen sein dürfte. Wir würden damit alle Gränzen dieser Relation überschreiten, die dem gelehrten Leser nicht vorgreifen soll, sondern dazu bestimmt ist das Buch nach einer Charakterisirung seiner Tendenz der Beachtung zu empfehlen. Eben so wenig können wir es unternehmen, die vielen sprachlichen Bemerkungen des Commentars auszuziehen, da sie meist in enger Verbindung mit der Erklärung der Textesworte stehen. Ein genauer Index weist die Bereicherung nach, welche die Lateinische Syntax und Partikellehre (mit vielfacher Berücksichtigung von Hand's Tursellinus) aus dem Commentar ziehen kann. Wenn wir nun doch noch im Folgenden eine Anzahl einzelner Stellen behandeln, so wählen wir solche, wo wir, mit Benutzung des Bakischen Commentars, hoffen können, einiges zur Erklärung der Schrift beizutragen. Insofern wir dabei eine eigene Ansicht vortragen, erklären wir uns an der betreffenden Stelle mit der Ansicht unsers geleh ten Freundes nicht einverstanden. Dies liegt in d Natur der Sache und möge nicht als Polemik ge Hrn. Bake angesehen werden, dessen wissensch ches Bestreben nur dankbare Anerkennung verdie

I, 1. §. 2. Quintus spricht: *ut ait Scaevola fratris mei Mario.* Hr. B. zeigt sehr gut, dafs angeführte Pentameter „canescet saeclis innumer libus" weder von Scaevola Augur noch von Scaev Pontifex wirklich gesagt, d. h. gedichtet sein kö Es ist die höchste Unwahrscheinlichkeit, dafs ei der beiden ehrenfesten Greise ein lobendes Epigr auf das Gedicht eines unbedeutenden Jünglings gem haben sollte. Es ist aber auch höchst wahrschei dafs der Marius gar kein Jugendgedicht Cicero's dafs er ihn vielmehr erst nach seiner Verbannung Zurückberufung verfertigte, als sein Schicksal gewisse Aehnlichkeit mit dem des alten Marius erh hatte. Hiemit wird dann die gewöhnliche Meinung vernichtet. Aber die Erklärung, zu welcher Hr. selbst seine Zuflucht nimmt, *de* in den Worten *Scaevola* de *fratris mei Mario* heifse hier *a* Cicero habe in seinem Gedichte Marius den Sc Augur redend eingeführt, wie er der Eiche bei M num ewiges Alter prophezeite, kann eben so w gebilligt werden. Das Selbstlob wäre über alle G bühr. Und wie käme ein Pentameter in ein hersch Gedicht? Ich bin der Meinung, dafs der genannte Sc vola keiner der beiden alten juristischen Lehrer Cic ro's ist, sondern ein jüngerer Zeitgenosse Cicero vielleicht der Sohn des Augur, der öfters in den B fen theils blofs mit dem Familiennahmen Scaev theils förmlicher als Q. Mucius vorkommt. Er Quintus' Begleiter in Asien im Jahre 61, später J. 54 v. Chr. Volkstribun, wahrscheinlich ein D wie Quintus. Er wird es sein, der das von Qu angeführte Lobesepigramm auf das Gedicht sei älteren Freundes oder Gönners gemacht hat.

I, 1. §. 3. edirt Hr. Bake *certene non longe tuis aedibus inambulans — dixerit —, et verum Athenis, non longe item a tua illa antiqua dono thyiam aquilo sustulerit.* Aber er zweifelt an Richtigkeit dieser Lesart. Erstlich *certe* werde ni so absolut gebraucht, „ob er wirklich (vere) ge habe". Er will also für certene *Romaene.* Wir zw feln an der Richtigkeit dieses Zweifels. Wird de

Digitized by Google

nt *certe scio* oft gesagt für: ich weifs auf zuverläfsige
? Heifst nicht ad Att. 3, 18 *causam nostram Pom-
um certe suscepturum*, Pompejus werde auf eine
chiedene Art meine Vertheidigung übernehmen?
dann macht Hr. B. wahrscheinlich, dafs Cicero
chrieben habe *verumne sit ut Athenis — sustulerit.*
s ist sogar nothwendig, sobald *verumne sit* aufge-
men wird. Alle Codices haben dies, sagt Hr. Bake.
n hat sich also zu entscheiden, ob es in allen Codi-
aus einer Randglosse des Urexemplars, woraus
heutigen geflossen sind, herrühre, (denn es ist nicht
hig und die Construction geht darohne gut von Stat-
,) oder ob zugleich *ut* hinzuzusetzen ist. Drittens
mt Hr. B. an *illa antiqua domo* Anstofs. Die
en Häuser in Athen seien eng gewesen, und es sei
ht wahrscheinlich, dafs Atticus ein solches bewohnt
be. Er will also für „antiqua domo" *Attica domo*
en. Das geht zu weit. Dem Cicero wird eine un-
öne Tautologie *Athenis non longe a tua illa Attica*
o aufgebürdet. In der That ist es wahrscheinlich,
s Atticus ein neues Haus in Athen bewohnt hat,
Cicero absichtlich sagt „dein dortiges altes
s". Hr. B. setzt hinzu: Ceterum illam Attici do-
n fuisse in Ceramico, recte quidem conjicit Goeren-
ex Platonis Phaedro, sed colligere quoque licet
Epp. ad Atticum I, 10. Plato im Phädrus sagt,
hyia sei in der Gegend am Ilissus geraubt wor-
, da, wo man auf dem Wege nach dem Tempel der
emis Agraea über den Bach gehe. Wenn Görenz
aus schlofs, Atticus Haus, in dessen Nähe, wie
von Cicero hören, der Raub vorgefallen war, habe
Ceramicus gelegen, so weifs man bei einiger Kennt-
s der Lokalität nicht, was man dazu sagen soll.
r Ceramicus ist gerade der vom Ilissus am meisten
fernte Theil von Athen. Aber Atticus hatte aller-
gs ein Haus im Ceramicus, wie sich aus Cicero's
efe an ihn I, 10. ergiebt, wo Cicero darüber scherzt,
s Atticus seine Briefe immer mit den Worten „Cum
em in Ceramico" anfange, worauf er entgegnet:
n essem in Tusculano. Nun schön! Die ganze
he und die Richtigkeit der Lesart bei Cicero er-
ot sich: das alte Haus des reichen Atticus war in
s Stadtviertel Λίμναι oder, wenn aufserhalb der
uer, in der Vorstadt Κῆποι, das neue im Cerami-
, dem späterhin bewohntesten Theile Athens.

I, 1. §. 4. *Atqui multa quaeruntur in Mario fictane an vera sint, et a nonnullis, quod et in recenti memoria et in Arpinati homine, vel severitas a te postulatur.* Die Codices haben meist *sed veritas.* Hr. B. beweist richtig, dafs *severitas* hier nicht passend sei. Er will also *nil nisi veritas.* Dies scheint mir auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig. Ich lese mit Dr. A. W. Zumpt in seiner deutschen Uebersetzung *et a nonnullis, quod et in recenti memoria et in Arpinati homine* versaris, *veritas a te postulatur* oder *versere,* wie Hr. Z. will. Nähmlich die Worte *a nonnullis* können nicht zum Vorhergehenden gezogen werden, weil es dann heifsen müfste *a multis* (nähmlich *multa quaeruntur, et a multis*), auch giebt Cicero sogleich selbst, indem er diesen Satz wieder aufnimmt (*sed tamen nonnulli isti faciunt imperite qui veritatem exigant*) zu erkennen, dafs er *a nonnullis — veritas postulatur* verbunden hatte.

I, 8. §. 24. *Nam cum de natura omni quaeritur, disputari solet (nimirum ita sunt ut disputantur) perpetuis cursibus conversionibusque coelestibus extitisse quandam maturitatem serendi generis humani cet. cet.* Hr. B. will zu Anfang des Satzes *nam si de natura hominis quaeritur,* was nicht nöthig scheint, da *natura omnis* wie §. 21. die ganze geschaffene Welt mit Inbegriff des Menschen ist. Bei dem häufigen und verschiedenartigen Gebrauch des Wortes *natura,* ist Cicero genöthigt einen Zusatz zu machen, sobald er den allgemeinen Begriff Natur für Welt ausdrücken will. Ueber den Sinn des Zwischensatzes schweigt Hr. Bake; er bemerkt nur, er stimme mit Madvig in der Wiederherstellung des Wortes *ita* für das Pronomen *ista* überein. Aber es handelt sich um mehr. Von Anfang an nahmen die Erklärer Anstofs an der übergrofsen Naivität, mit der hier in einem Zwischensatz das grofse Problem der Schöpfung des Menschen gelöst wird, „und allerdings ist es so, wie es in philosophischen Behauptungen aufgestellt wird". Wozu noch die disputatio, wenn es so ist? Und das soll der Akademiker Cicero sagen? Die früheren Erklärer suchten durch Streichung einiger Wörter die wunderliche Aussage „so ist es" zu beseitigen; sie wollten zusammenziehen, „man disputirt, wie man disputirt". Wyttenbach verfuhr noch entschiedener: er rieth den ganzen Zwischensatz, als Randbemerkung, zu streichen. Schütz und Moser neigten sich ebenfalls dahin. Die Vulgata ist *ista;* die Codices, welche Davisius, Görenz

Digitized by Google

und Moser verglichen, haben eben so, auch die meisten Lagomarsinischen, und ich fürchte, es ist ein Irrthum, dafs Hr. B. aus seinen 10 mit Buchstaben bezeichneten Codicibus keine Abweichung von seinem Texte *ita* bemerkt. Ich glaube also, dafs mit Veränderung eines einzigen Buchstabens (*disputentur* für *disputantur*) zu schreiben ist *nimirum ista sunt ut disputentur*, d. h. in der That sind dies Dinge über welche gestritten werden kann, was Seneca gesagt haben würde nimirum ista sunt *disputabilia*.

I, 17. §. 46. setzt Hr. B. als verdorbene Lesart der Handschriften in den Text: *Nos ingenia juvenum non item, at ingenia natura, virtutes et vitia, quae existunt ab ingeniis, aliter judicabuntur: an ea non aliter quam honesta et turpia non ad naturam referri necesse erit.* Er bezeugt in der Note, diese Stelle sei die allerverdorbenste in diesen Büchern. Das ist schon wahr; aber die Corruption besteht in blofsen Schreibfehlern und ist von Absichtlichkeit entfernt; daher läfst sich das Wahre aus der Betrachtung dessen, was der Zusammenhang fordert, herstellen. Schlimmer sind Stellen, in denen die Fehlerhaftigkeit durch eine andere Wahrscheinlichkeit bedeckt ist. Hr. B. glaubt, die Stelle sei so zu emendiren: *An ingenia naturā, non item virtutes et vitia, quae existunt in ingeniis, judicabuntur? An ea non aliter, honesta et turpia non ad naturam referri necesse erit?* Der Sinn ist getroffen, der auch überhaupt nicht zweifelhaft sein kann. Cicero dringt darauf, das Gute und Schlechte (im Sittlichen) sei nicht durch äufserliche Uebereinkunft, sondern zufolge seiner innern Natur bestimmt und gesondert. Kurz vorher sagte er: non solum jus et injuria naturā dijudicantur, sed etiam omnia honesta et turpia. Ueber den Sinn im Allgemeinen kann also bei Beachtung des Zusammenhangs kein Zweifel sein. Im vorliegenden Satze aber verfährt Hrn. Bake's Conjecturalkritik mit Ausstreichen zu rasch. Sobald keine Absichtlichkeit der Verfälschung nachzuweisen ist, (und sie findet in der That hier nicht Statt, da die Schreibart der Codices gar keinen Sinn giebt,) kann man auch nicht einzelne Wörter als eingeschoben hinauswerfen. Wir emendiren also: *Nos ingenia juvenum nominamus ab ingenita natura: virtutes et vitia, quae existunt ab ingeniis, aliter judicabuntur? An ea, non aliter honesta et turpia, non ad naturam referri non erit?* Das einzig Harte an unserer Verbesserung dafs wir *non item* in *nominamus* verwandeln. Das Uebrige wird erhalten. Hr. B. streicht die erste Worte, die sich in allen Handschriften finden. Er *juvenum* für ganz ungehörig. Warum denn! Von türlichen Anlagen ist nur bei jungen Leuten zu chen; bei Männern haben die Anlagen aufgehört lagen zu sein, sie sind *artes* (gute oder schlec geworden. Der Schlufs des Satzes bedurfte, nach Hr. B. die handschriftliche Lesart wiederhergest gar keiner Correctur, nur einer Veränderung der terpunction. Es wird auf eine Ungereimtheit ver sen: Soll etwa künftighin auch das Ingenium anders, als wie ihr es von der Sittlichkeit wollt, Bezug auf Natur sein, so dafs man also künftig mehr von natürlichen Anlagen sprechen müfste!

I, 19. §. 50. heifst es im Text: *Erubescunt, etiam loqui de pudicitia: ac me istorum philosophorum pudet, qui ullum judicium vitare nisi vitio mutatum putant.* Wenn Hr. Bake *erubescunt* aufnahm, so mufste er auch die Interpunction und *erubescunt* zum vorhergehenden Satze ziehen den neuen mit *Pudet* beginnen. Ich glaube aber, *Erubescunt pudici etiam loqui de pudicitia* aus Handschriften aufzunehmen ist, und dafs eben jener Irrthum, wonach *erubescunt* zum vorhergehenden Satz gezogen wurde, die Veranlassung gab, *pudici* in *pudet* zu verwandeln. Denn dafs *pudet* nicht richtig ist, weist das unmittelbar folgende *pudet*. Dergestalt selbe Wort in zwei verbundenen Sätzen folgen lassen (*pudet* etiam loqui de pudicitia, ac me istorum philosophorum *pudet*) ist gegen die ersten Regeln Stils und würde die gröfste Unbehülflichkeit des drucks beweisen. Am Schlusse, der so, wie es Texte steht, vollkommen unverständlich ist, will B. lesen: *qui nullum flagitium in verbis nisi ipsum vitandum putant.* Er bezieht den Tadel Cic ganz richtig auf die Cyniker, die alle unflätigen W und Handlungen als Natürlichkeiten offen von geben und dabei noch auf diejenigen schelten, die Anstöfsiges darin finden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Tullii Ciceronis de legibus libri tres. Recensuit, varietate lectionis et annotatione intruxit Ioannes Bakius.

(Schluſs.)

Die Unanständigkeit, sagten sie, wird erst durch s sündhafte Bewuſstsein der Leute hineingelegt. er die Veränderung der Worte, welche Hr. B. vorannt, überschreitet alle Gränzen einer Emendation, h. einer Verbesserung der Schreibfehler. Wir glaudaſs sich der witzige Ausdruck, der zu den Verreibungen Veranlassung gab, leichter so herstellen t: *qui nullum vitium vitari, nisi vitio ipso vitiatum, nt.* *Vitium* ist eine Handlungsweise, woraus einem Vorwurf gemacht wird, insbesondere die offene iedigung der rohen Natürlichkeit, inwiefern der ivirte Mensch dahinter eine verwerfliche Gesinnung ussetzt. So spricht man von einem vitium gulae, etatis, libidinis, und insbesondere wird alle Obscet mit diesem Worte bezeichnet. Die Cyniker beligten ihre Naturbedürfnisse öffentlich, (man denke Krates und Hipparchia,) sie glaubten auch, daſs nand dergleichen als eine Unanständigkeit, als eine tandsverletzung, vermeide, ohne zuvor die an sich ifferente Handlung durch eine wirkliche Fehlerhafteit seiner eignen Gesinnung verfälscht, verändert n könnte demnach auch *mutatum* lesen) und so zu r verwerflichen Handlung gestempelt zu haben.

I, 23. §. 3. am Schluſs des ersten Buchs edirt Bake: *Vero facis et merito et ipse.* Er bemerkt st, die besten Handschriften hätten *revera* für *vero.* , und dies ist zuvörderst herzustellen: Revera facis nerito et ipse, in der That du thust recht daran. e Epist. III, 5 Scribis enim, quae de nostris offiego ad te scripserim, non necessaria te putasse: *revera*, confirmata amicitia et perspecta fide, commemoratio officiorum supervacanea est. Aber *et merito et ipse* ist noch zu corrigiren. Denn daſs es heiſsen solle „und du thust es von freien Stücken", tua sponte, kann ich nicht annehmen. Denn dies würde auf die Möglichkeit des Gegentheils hindeuten, daſs Cicero die Philosophie unter äuſserer Nöthigung gelobt haben könne, wovon nicht die Rede sein kann. Ich glaube, die gewöhnliche Abkürzung von *ipse* verleitete zur Verwechselung und daſs dafür *rite* zu lesen ist: *facis et merito et rite*, du thust es nach Sitte und Gebühr.

II, 2. §. 5. spricht Cicero von dem doppelten Vaterlande, welches ein Römischer Municeps habe, indem er zugleich Mitglied einer städtischen Gemeinde, z. B. von Tusculum, und Römischer Staatsbürger sei: *ut vestri Attici, priusquam Theseus eos demigrare ex agris et in astu, quod appellatur, omnes se conferre jussit, et sim erant idem et Attici.* So edirt Hr. Bake, wie er sagt, ex uno et altero codice neglectis ceteris monstris, und so kann er freilich sehr sicher auf seine Emendation *et sui erant iidem et Attici* kommen, wobei jedoch das kahle und nichtssagende *sui* befremdet, wofür etwas bestimmteres, „sie waren zugleich Bürger besonderer Gemeinden" stehen sollte. Anderwärts nimmt er es viel genauer. Die meisten und besten Codices haben *et simphrantidem.* Darin liegt gewiſs *et sui* zu Anfang und *erant iidem* zum Schluſs, aber in der Mitte noch etwas anderes. Ich glaube, daſs es heiſsen muſs *et sui* phratores *erant iidem et Attici*, sie waren zugleich suae quisque oppidi cives und Attiker. Athen wurde bekanntlich aus 12 πόλεις zusammengezogen, und solche πολῖται, jeder seines kleinstädtischen Cantons, sind φράτορες, indem die Athenische φρατρία an die Stelle einer solchen Zwölftelstadt trat.

II, 9. §. 23. Im Gesetz: *Poena violati juris esto. Quocirca ne quis agrum consecrato.* Diese Stelle halte

Digitized by Google

ich für die schwierigste der ganzen Schrift, weil sie es äufserlich am wenigsten scheint. Hr. Bake bemerkt: Agnoverunt Puteanus et Davisius *quocirca* non esse hujus loci. Ganz richtig. Die Ungehörigkeit der Partikel *quocirca* ist innerlich und äufserlich entschieden. Kein neuer Gesetzesparagraph wird mit dem andern durch eine Partikel verbunden. Am wenigsten aber stehen diese zwei gesetzlichen Verordnungen in einer solchen Verbindung, dafs die erste der Grund der zweiten ist. Hr. Bake vermuthet also, es sei für *quocirca* zu schreiben *doni ergo*. Die Conjectur hilft jedoch zur Beseitigung einer andern Schwierigkeit nichts. *Ne quis agrum consecrato* ist vollkommen genug. Cicero verbietet ganz allgemein, tragbares Feld solle nicht durch Weihung dem Anbau entzogen werden, was auch immer für eine Absicht dabei sei, ob Schenkung an einen Gott, oder Bestrafung des ehemahligen Besitzers. Darüber spricht er in der Motivirung seines Gesetzes hinlänglich. Das Gesetz von der Weihung bedarf also keiner näheren Bestimmung; wohl aber bedarf ihrer das zunächst vorhergehende Gesetz *poena violati juris esto*. Was für eine Strafe? fragt jeder. In der Motivirung des Gesetzes ist von einer göttlichen Strafe die Rede, welche auf die absichtliche Verletzung des heiligen Rechtes steht, und wie sie erfolge, wird an dem Beispiel des Clodius gezeigt, der durch sein eignes Gewissen, schimpflichen Tod und schmachvolles Andenken bestraft wurde. Ich glaube, dafs für *quocirca* zu lesen ist *deum ira*. Der Zorn der Götter wird dem Religionsverächter angedroht, weil es keine bestimmte bürgerliche Strafe für seinen Frevel gab. Das Volk konnte zwar ein Gericht verfügen und ihm erlauben eine bürgerliche Strafe zu verhängen, wie es geschah, als Clodius beschuldigt wurde, durch einen versuchten Incest die Feier der bona dea gestört zu haben, aber dies war aufser der Ordnung.

Hiebei bemerke ich zugleich, dafs II, 17. §. 44., wo die Rede von jener göttlichen Strafe der Gottlosigkeit ist, und wo Hr. Bake (mit treuer Fehlerhaftigkeit) edirt *Tantum poenam erebi duplicem poenam esse divinam, quod constat ex vexandis vivorum animis et ea fama mortuorum, ut eorum exitium et judicio vivorum et gaudio comprobetur*, zuerst *Tantum ponam* (nur so viel will ich sagen) nothwendig ist. Alsdann haben für *erebi* die von Hrn. Bake selbst verglichenen Codices meist *merui*, und ich wundere mich sehr, dafs aus den Lagomarsinichen nichts gemerkt wird. Unmöglich kann ich annehmen, dafs sie *erebi* haben, was die absichtlichste Correctur eines Halbgelehrten ist. Hr. Bake ist geneigt, der Conjectur Hülsemanns *sceleri* vor der Moserschen *crimen* den Vorzug zu geben, wenn ihm nicht der Dativ Bedenken machte. Er meint aber, vielleicht sei er genug. Dies ist immer noch besser als *sceleri*. Aber das Richtige liegt ganz nahe und ist schon von A. W. Zumpt in seiner Uebersetzung des Ciceronischen Werks aufgestellt. Es mufs heifsen *erit* und darauf nach allen Codicibus *quod constet*, im Conjunctiv. Cicero sagt „Ich will nur meine Ansicht darstellen". Dies „nach meiner Ansicht" ist in dem Zusammenhange eben so nothwendig als dem Sprachgebrauch Cicero's angemessen.

II, 11. §. 28. *Bene vero quod Mens, Pietas, Virtus, Fides consecratur manu.* So edirt Hr. B. glaubt aber, es müsse *consecrantur* heifsen. Bemerkenswürdig, dafs trotz der leichten Verwechselung in allen seinen Handschriften nur eine so hat. Er vertheidigt er, weil von Stiftung von Tempeln die Rede sei und Tempel *mit der Hand* geweiht werden. Das ist eine wirklich seltsame Erklärung, aber bereits schon von vielen andern in der kritischen Verzweiflung aufgestellt. Was geschieht nicht alles mit der Hand? Werden mit ruchloser Hand Tempel zerstört, so könnten ja auch mit frommer Hand Tempel geweiht werden! Aber so etwas Unbedeutendes und Inhaltsleeres kann Cicero nicht gesagt haben! Er mufs lesen *humana*. Das ist nähmlich der tiefe Gedanke: *menschliche* Tugenden werden als Gottheiten hingestellt und in Tempeln verehrt, damit die, welche sie besitzen, erkennen mögen, sie tragen Gott im Herzen. So führt es ja Cicero selbst aus.

Wir brechen ab, um die Geduld unserer nicht philologischen Leser nicht zu ermüden. Sie mögen indefs glauben, dafs Cicero's Werk, so wie noch manche Räthsel, so auch des wahr Gedachten und schön Gesagten sehr Vieles enthalte.

C. G. Zumpt.

Digitized by Google

XIV.

*alecta epigraphica et onomatologica scripsit Caro-
us Keilius, adiunctus Portensis. Lipsiae apud Fr.
Chr. Guil. Vogelium MDCCCXLII. Pagg. 252.*

Das Bedürfnifs, die griechischen Eigennamen wissenschaft-
zu behandeln, hat Herrn Keil bereits vor mehreren Jahren
uf geführt, ein Studium daraus zu machen, von dessen
ndlichkeit er durch Herausgabe eines Specimen onomato-
Graeci einen rühmlichen Beweis ablegte. Dafs er seinem
e, ein vollständiges Onomatologikon zu gründen, getreu
bt, beweisen die vorliegenden Analecta, welche mit der dem
. Verfasser eigenen Bescheidenheit auftreten und geeignet
, uns in der Ueberzeugung eines glücklichen Gelingens zu
ärken. Obgleich ein Theil dieser Analecta mehr epigraphi-
m Inhaltes ist, so ziehen sich doch die onomatologischen
ksichten durch das ganze Werkchen unverkennbar hin-
ch. Es ist auch einleuchtend, dafs das ganze Unternehmen
Hrn. Keil nur mit Hülfe der Inschriften gefördert werden
n, und so hat der Hr. Verfasser auch in der Anlage dieser
rift die innige Wechselwirkung der Epigraphik und Onoma-
gie passend angedeutet.

Da in dieser Schrift des Lobenswerthen mehr als des Ta-
swerthen sich findet, so kann sich Referent mit kurzen
eutungen begnügen, zufrieden auf die Zweckmäfsigkeit der
heinung im Allgemeinen aufmerksam gemacht zu haben.
die Form etwa Auffallendes bietet, darüber hat sich der
Verfasser in der Vorrede selbst offen ausgesprochen; wes-
n wir es für Unrecht halten, dabei zu verweilen und die
; wuchernde Citatenfülle vor ein besonderes Forum zu zie-
An die Spitze des epigraphischen Theils, welcher den
ng macht, hat Hr. Keil das Megalopolitanische Fragment
Corp. inscr. Graec. n. 1536 gestellt, wovon Rofs (Inscr. Gr.
I. I. p. 7.) eine neue Abschrift liefert. Dieses Fragment,
hes auch nach der neuen Abschrift zu keinem Ergänzungs-
uch einladen kann, und von dem schon Hr. Böckh nachge-
n, dafs es zu einem Ehrendekrete gehörte, hat Hr. Keil
deswegen einer ausführlichen Untersuchung unterworfen,
er die allerdings glückliche Entdeckung machte, dafs die
dekretirten göttlichen Ehren dem berühmten Philopömen
n, von dessen Namen auf dem Steine die Buchstaben
) 0 sichtbar sind. Die Schwierigkeiten, welche sich einer
ifferung des Fragmentes entgegenstellen, hat Hr. Keil selbst
ffen. Von den 47 Zeilen, deren Trümmer überliefert sind,
en nur Z. 2 — 6 einigermafsen in Zusammenhang gebracht
en können. Hr. Keil versucht noch mehr, aber mit gerin-
Erfolg. Von diesen Versuchen, in die fragmentarischen
Licht zu bringen, heben wir nur Z. 33 γυμ]νικῶν καὶ
ῶν ἀγώνων und theilweise Z. 38. 39. 40. hervor. Uebri-
gab der augenscheinliche Inhalt dieses Fragmentes Hrn.
Gelegenheit, über die heroischen und göttlichen Ehren be-
rühmter Individuen bei den Griechen ausführlich zu handeln
(S. 39 — 63). Ein zweites Kapitel hat einige von Rofs (Inscr.
Gr. inedd. I.) und Leake (Trav. in the Morea) mitgetheilte In-
schriften und Inschriftenfragmente, welche einmal in dem Sup-
plementband des Corp. inscr. Gr. I. erscheinen werden, zum
Gegenstand, bei deren Behandlung man eine behutsame Kritik
schwerlich verkennen wird. Ueber das Tegeatische Fragment
bei Rofs (p. 1. a.) finden wir eine sehr sinnreiche Vermuthung
S. 68. 69 aufgestellt, gegen welche sich bei der Mangelhaftig-
keit des Fragmentes nichts Erhebliches einwenden läfst. Die
Ansicht über den Sinn eines weiblichen Namens in einerande-
ren Rofsischen Inschrift S. 77 kann Referent nicht theilen. Hr.
Keil hat in den Addend. S. 247 bereits selbst Zweifel darüber
erhoben; und das Wahrscheinliche wird [Πρ]ατονίκ[α] bleiben.
Da Rofs selbst das IN wegemendirt, mufs er wohl selbst über
diese Züge nicht ganz gewifs gewesen sein. Indefs scheint
hinter dem Namen der Frau der Vatername gefolgt zu sein, z.
B. Ν[έωνος], so wie hinter Ἀφροδίτᾳ vielleicht δεκάτην, wie in
ähnlichen Inschriften des Corp. Inscr. Vol. II. p. 986. a.

In einer argivischen Inschrift bei Rofs n. 57. hätte Hr. Keil
S. 79 die von demselben vorgeschlagene Entzifferung [τᾶς] ἐ[ς]
τὰν πόλιν zurückweisen sollen. Denn abgesehen davon, dafs eine
Frau ihren Mann nicht wohl ehren kann τᾶς εἰς τὰν πόλιν ἀρε-
τᾶς ἕνεκα, so lassen die überlieferten Buchstaben selbst eine
solche Constituirung gar nicht zu. Diese führen vielmehr auf
[ὑπ]ὲρ τὰν πόλιν, eine Verbindung, welche wahrscheinlich aus
dem argivischen Dialekt zu erklären ist; denn ὑπὲρ τὴν πόλιν
findet sich eben so in einer anderen Inschrift von Argos (Corp.
inscr. n. 1121.). Hiernach dürfte das Citat S. 98 Z. 15. 16 „et
Rofs. inscr. ined. n. 57." zu tilgen sein. Dagegen hat Hr. Keil
S. 81 ff. mehrere ungehörige Entzifferungen bei Rofs mit Ge-
schick berichtigt. Auch ist hervorzuheben, dafs er das von
Rofs den Lexicis empfohlene und leider im Pariser Stephanus
(Addend. vol. IV. fasc. 7.) akkreditirte ἱεροκηρυκέω S. 84 mit
richtigem Takt zurückgewiesen hat. Seine Vermuthung, dafs
es ἱεροκηρυκεύω heifsen müsse, wird durch Thiersch's (Abhandl.
d. K. B. Akad. d. Wiss. Bd. III. Abth. I. oder Bd. XVIII. 1840.
p. 65) und Kramer's Abschriften bestätigt. Von den aus Leake
gezogenen Inschriften ist es Hrn. Keil gelungen, einige richtig
wiederherzustellen (S. 96. 97); anderer Entzifferung ist unmög-
lich; daher auch einzelne Vermuthungen, namentlich zu der
Seidel'schen Inschrift aus Sparta (S. 87), sich schwerlich halten
können, wie Z. 4 ταῦτα Z. 24 Ἀρίων Πασιν- u. s. w.

In der zweiten Abtheilung, welche insbesondere von Eigen-
namen handelt, beginnt Hr. Keil mit Namen auf Steininschrif-
ten und Vasen. Hier werden zunächst Beispiele von Namen
aufgeführt, in denen das E nicht durch ein H ersetzt werden
darf, wie z. B. Τελένικος, Τελέδαμος, wofür die Probe in Νικο-
τέλης, Δαμοτέλης, nachdem der eigenthümliche Name auf einer
Vase Θεόξοτος seine Erklärung durch Θεόςδοτος gefunden. Der
Umstand, dafs Θεόξοτος auf der Vase und Θεοξοτ[δ]ου auf dem
Stein (Corp. inscr. n. 172) zu finden ist, kann indefs nicht zu-

Digitized by Google

fällig sein. Der Grund mufs in einer nachläfsigen Aussprache liegen, wozu die Varianten bei Platon und Demosthenes θεοζοτίδου, θεοζοτίδης den Uebergang bilden. Da die Verbindung ΣΔ einem lokalen Dialekt angehört, welche anderwärts mit Z vertauscht wurde, so mag im gemeinen Leben einmal auch hier das Z dem ΣΔ substituirt worden sein, ohne Rücksicht auf das zufällige Zusammentreffen dieser Buchstaben in dem Namen Θεόζδοτος. So sprach man Θεόζοτος, was bald in das derbere Θεόξοτος überging (vgl. δισσὸς — διξός). Durch die Aussprache im gemeinen Leben war die Orthographie der Namen überhaupt nicht selten bedingt. So ist es mit Ζώπυρος, wofür bisweilen Σώπυρος gesprochen und geschrieben wurde (S. 132 vgl. S. 107). In der schönen Zusammenstellung der mit σῴζω zusammenhängenden Eigennamen sollten daher auch nicht Σωτικός (S. 129) und Σώτιχος (S. 130) aufgeführt sein, da diese sich zu Ζωτικὸς und Ζώτιχος verhalten, wie Σώπυρος zu Ζώπυρος. Umgekehrt kann aber auch Ζώσιππος für Σώσιππος festgehalten werden (S. 184). Auf ähnliche Weise sind auch die Formen Λακρείδας und Κλεόρα zu erklären, von denen Hr. Keil S. 160 richtig nachweiset, dafs sie ursprünglich Λακλείδας, Κλεόλα hiefsen. Aber die Aussprache verwandelt λ in ρ (vgl. κεφάλαλγος = κεφάλαργος), hier um so natürlicher, da λ unmittelbar vorhergeht. Ueberhaupt wurde dieser Buchstabe τοῖς τραυλίζουσι beigelegt (Aristoph. Vesp. 45. ὀλᾷς; Θέωλος τὴν κεφαλὴν κόλακος ἔχει). Am Stärksten tritt die Gewohnheit, λ in ρ zu verwandeln, bei den Neugriechen hervor, welche oft ἀδερφὸς für ἀδελφός sprechen. Namentlich auf Kreta ist λ durch ρ fast gänzlich verdrängt; dort spricht man ὅροι für ὅλοι, ἄρροι für ἄλλοι, ἔρα für ἔλα, ἐχάρασαν für ἐχάλασαν u. s. f. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dafs auch die Formen Λακρείδας und Κλεόρα im gewöhnlichen Leben üblicher waren, als die ursprünglichen Λακλείδας und Κλεόλα. Im Verfolge recensirt Hr. Keil in onomatologischer Hinsicht die Fascikeln des Corp. inscript. Gr. und die von J. de Witte beschriebenen etruskischen Vasen. Hier findet das Corp. inscr. manche dankenswerthe Berichtigungen, dergleichen übrigens auch sonst in der Schrift des Hrn. Keil oft anzutreffen sind. Eine treffende Verbesserung ist zu nennen die S. 70 entwickelte Restitution von ΚΛΕΑΣΘΙΑΣΕΑΥ n. 1513. Leichter war die Wiederherstellung des Namens Σωναύτης für n. 171. 172. nachdem die alte Weihinschrift S. 113 durch Rofs (Kunstbl. 1840. n. 17. S. 67) bekannt geworden. Eben so sicher hat Hr. Keil S. 122 zu n. 244. Σώ[ζον]τος gesetzt und anderes mehr. Zu solchen Berichtigungen könnte man die Aufzähl möglicher Ergänzungen von fragmentarischen Eigennamen r nen (S. 132), wenn dieses Bemühen nicht von untergeord Werthe wäre. Um bei dem dort erwähnten Beispiele zu bleiben, so war es weder Hrn. Böckh noch dem Refer entgangen, dafs [Εὐρ]ύλεως, [Δορ]ύλεως und dergl. conjicir den könnte; allein da man den wahren Namen doch nachweisen kann, so hielten beide eine Aufzählung von lichkeiten für überflüssig. Im letzten Kapitel behandelt Keil Eigennamen aus Plutarchos, Plinius, Jamblichos, P nias. Auch hier finden sich treffliche Beiträge zur rich Lesung von Eigennamen, welche wohl auch diejenigen Kr eines Bessern belehren dürften, welche es nicht anerk wollen, dafs bei Büchern und Steininschriften die Kritik d ben Mittel in Anwendung zu bringen habe. Hr. Keil (S. zweifelt z. B. mit Recht an der Richtigkeit des Namens φαντίδας bei Jamblichos. Er hat hiebei seine sonst mit N angewendete Methode nicht zu Hülfe gerufen. Denkt man diesen Namen in der älteren Schrift, so findet sich der Zweifel erforderliche Name ΚΛΕΟΦΑΝΤΙΔΑΣ, woraus durch Abschreiber Καροφαντίδας geworden ist. Der Frauenname (S. 224. 225) kann nicht auffallen, da es auch einen Λάλας (Corp. inscr. n. 3663. b.), und zu jener dürfte sich die loquens Lalage gesellen. Bei Gelegenheit des Namens S. 230 hat Hr. Keil sehr wohl daran gethan, die Insch Corp. inscr. n. 2154. nicht zu berücksichtigen, wo dieser auch dem Referenten ein Spuk war. Le Bas hat dort gelesen ἀνθ' ἧς. Was macht nicht oft ein unbefangener So hat die S. 184 aus Corp. inscr. n. 2132. citirte Inschr unbefangener Leser ohnlängst gelesen: Ἀγγελίππου Ἀπολλω Χίω und dadurch die verzweifelte Annahme eines Ἀπολλω χιος glücklich beseitigt. Beiläufig bemerken wir nur noch, die Form der Inschrift S. 129 bereits in den Elen. epigr. p. 318. behandelt ist.

Diese wenigen Worte werden genügen, um auf die Brauchbarkeit der Analecta epigraphica et onomatologica aufmerksam zu machen. Von Herzen wünschen wir, dafs es dem Hrn. Verfasser vergönnt sein möge, seinen lange vorbereiteten Plan in Ausführung zu bringen und die philologische Litteratur einem Werke zu bereichern, dessen Erscheinen ein längst gefühltes Bedürfnifs befriedigen wird.

Johannes Franz

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

XV.

gebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Grofsen Regentenleben (1740 bis 1786) mit historischen und biographischen Anmerkungen zur richtigen Kenntnifs seines Lebens und Wirkens in allen Beziehungen; von Karl Heinrich Siegfried Rödenbeck, ordentlichem Mitgliede des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg etc. etc. etc. Berlin, 1840 *bis* 1842. 3 *Bände.* 406 *S.*, 333 *S.*, 416 *S. Gr.* 8.

Hr. Rödenbeck hat, seitdem er sich von kaufmän-
hen Geschäften zurückgezogen, seine Mufse gröfs-
heils der Literatur und seiner Bibliothek gewid-
. Als Früchte seiner eigenen wissenschaftlichen
ätigkeit, welche umständlich in der Fortsetzung von
zig's gelehrtem Berlin verzeichnet stehen, schätzen
besonders seine Beiträge zu dem v. Ledeburschen
hive für die Geschichtskunde des preufsischen
ats, als Proben einer sorgfältigen und gewissen-
ten Beschäftigung mit verschiedenen Theilen der
ndenburgischen Geschichte; sein Hauptaugenmerk
ofs scheint er, aufser einer unlängst erschienenen
ifseren Arbeit, laut Vorrede, der Sammlung des
liegenden *Tagebuchs* gewidmet zu haben, welches,
Seite 3 gemeldet wird, schon vor der Bekanntma-
ng durch den Druck, anderweitig sehr gute Dien-
geleistet. Auch über Entstehen und Zweck des
hes, welches in der wackersten Gesinnung und
dem redlichsten Eifer zusammengebracht worden,
d in der Einleitung umständlicher Bericht gegeben.
r können von der hier wohl zu weit getriebenen
cheidenheit, dafs diese Leistung hauptsächlich nur
Werk der Augen und Finger des Sammlers sei,
n so wie von der, in einer dazu gehörigen Note
gesprochenen Erwartung von dem Nutzen derselben
um so mehr absehen, als das Buch seit dem Erscheinen des ersten Bandes Gelegenheit genug gefunden hat, sich ein theilnehmendes Publicum zu gewinnen und in den *Jahrbüchern* nur als Thatsache der Literatur verzeichnet werden soll.

Die Oekonomie des Buches ist die, dafs das ganze Material, ohne organischen Zusammenhang, nach Jahren, und in diesen wieder nach Monaten und Tagen an einander gereihet steht. Jeder Monat hat zwei auf einander folgende Rubriken: „Unter A werden die den König persönlich angehenden Ereignisse aufgeführt und unter B wichtige Verordnungen u. s. w. und andere Ereignisse". — In diesen Rahmen, welcher mehr oder minder hätte gefüllt sein können, und welcher von den Besitzern des durchschossenen Werks auch noch beliebig bereichert werden kann, hat der Herausgeber mit gröfstem Fleifse aus allen ihm zugänglichen Quellen bald mehr bald weniger Excerpte gegeben; doch schwankt die Behandlung nach zwei verschiedenen Seiten, indem bei dem vorn ausgerückten Datum, bald nur der Ort, oder sonst eine kurze Notiz, bald ein detaillirterer Bericht, ein Abschnitt aus den eigenen Werken des Königs selbst (gröfstentheils nach der schätzbaren zweiten, mit guten Noten versehenen Auflage der officiellen deutschen Uebersetzung) oder eine Stelle aus anderen Schriften dazugesetzt worden. Auch in Anmerkungen am Ende jedes Jahres, und unter dem Texte, wird allerlei Nützliches nachgeholt, erklärt, erläutert, wohl auch polemisirt; hie und da werden einzelne Versehen in anderen Schriften angezeigt, so dafs auf dem Titel keineswegs zu viel verheifsen steht.

Jenes Schwankende der Behandlung liegt in der ganz natürlichen Principlosigkeit einer solchen Arbeit, welche, nach S. 3 des ersten Bandes, keinesweges ein trockenes Namenverzeichnifs zu sein beabsichtigte, als Tagebuch oder Geschichtskalender aber auch wieder

Digitized by Google

nicht eine reine Nachahmung von früheren Büchern *der* Art werden konnte, welche (wie [André] Friedrich's des Einzigen authentische Charakteristik nach seinen eigenen Geständnissen. Berlin, 1790, und J. C. Freier [d. i. *Funk*] Leben und Charakter Friedrichs II. K. v. Pr. Nebst einem zweckmäfsigen Auszuge aus dessen sämmtlichen Werken. Berlin, 1795) in Anthologien aus des grofsen Königs Schriften sein Leben und sein Wirken zur Anschauung bringen; und dann durfte dem mühevollen Fleifse des Bearbeiters auch an dem literarischen Beiwerk wohl gelegen sein.

So haben wir denn ein Werk aus wesentlich drei neben einander laufenden Bestandtheilen vor uns: das Tagebuch oder den Geschichtskalender, die aus anderen Schriften entnommenen zusammenhängenderen Mittheilungen und die oben schon angedeuteten literarischen und anderen Notizen.

Ueber das Tagebuch oder den Geschichtskalender ist unsere bescheidene Meinung die, dafs es diejenige Seite des Buchs sei, welche am wenigsten erspriefslich werden dürfte; denn dem gröfseren Lesepublicum ist mit so trockenen Nachrichten wenig nur gedient, für den literarischen Gebrauch aber sind diese, rein als Autorität dastehenden Notizen, dem jetzigen Stande der Wissenschaft nach, durchaus ungenügend, weil ihnen der Nachweis fehlt. Dem Unterzeichneten z. B. wäre (wie er das vor Jahren auch oft geäufsert hat), namentlich bei Bearbeitung der Bücher über Friedrich den Grofsen als Schriftsteller, ein solches Tagebuch über die ganze Lebenszeit des Königs eines der allererwünschtesten Manuale gewesen, welches zu Rathe zu ziehen sich oft Gelegenheit findet, wenn über Zeit und Ort, in Bezug auf die Abfassung von Briefen und Gedichten, oder auch für andere biographische und historische Thatsachen eine Untersuchung schwankt; aber die Kritik darf keiner Notiz folgen, welche sie in ihrer Quelle nicht weiter prüfen kann, weshalb auch schon das anderweitig gar sehr schätzbare *Allgemeine Tagebuch* des dritten schlesischen Krieges, von dem ehemaligen Rector *Paalzow* in Seehausen, im Laufe jenes Krieges selbst auf 1902 Quartseiten herausgegeben, in der Geschwindigkeit wohl nachgesehen, niemals aber einer wissenschaftlichen Arbeit zur Quelle gelegt und als solche genannt werden darf, da es eine solche nicht ist, sondern eben nur ein, wenn auch noch so treu-fleifsig zusammengebrachtes, Tagebuch ohne die gebührende historische Beglaubigung. Was wir für die Zeit Friedrichs des Grofsen begehren, ist neuerdings in dem „*Schauplatz der Thaten oder Aufenthalts-Nachweis des Kurfürsten Friedrich Wilhelms des Grofsen von Leopold v. Ledebur*" veranschaulicht erschienen: ein Buch, in seiner Art, nach allen Richtungen hin preiswürdig, kritisch genau und mit der weisesten Raumersparung ausgeführt. Freilich auch nur (wie wir es wünschen und brauchen, und Viele, ja mit der wachsenden Liebe für vaterländische Geschichte täglich Mehrere mit uns) ein, nach unserem wohlgemeinten Ausdrucke, trockenes Namensverzeichnifs, aber für den Hülfsbedürftigen der dankenswerthe ste Trost, dessen der Unterzeichnete z. B. noch die Stunde bedürftig ist für die genaue Zeitbestimmung der Unterredung des Königs mit dem Feldmarschall Grafen v. Schwerin in Haynau, „*où l'on arrêta le projet de la campagne prochaine* (wie es in den Oeuvres Posthumes T. III. 139 heifst), worüber aber auch ein wohledler Magistrat in Haynau Auskunft zu geben nicht vermochte. Uebrigens wissen wir Niemand, der durch bewährte treu-eifrige Genauigkeit und durch den eigenthümlichen Besitz des reichhaltigsten literarischen Apparats so durchaus für ein *kritisches* Tagebuch des Lebens und der Regierung des grofsen Königs befähigt und geradehin so berufen wäre, wie Hr. Rödenbeck.

Wäre dieses trockene, aber durch Quellen-Nachweis beglaubigte Tagebuch ein Geschenk für den literarischen Bedarf, so gehöret der andere Bestandtheil des vorliegenden Werkes, als eine Anthologie zur Biographie Friedrich's des Grofsen, durchaus dem gröfseren Lesepublicum, den sogenannten Volksschriften, den Büchern für Jedermann an, und in dieser Region ist auch, so viel wir in Erfahrung gekommen, das Rödenbecksche Werk mit vieler Theilnahme aufgenommen und genossen worden; und ganz mit Recht, weil viele Leser, für welche die gewöhnlichen Bildungsbücher ungenügend, die Quellen-Werke unbequem sind, hier das Charakteristischeste in frischer Unmittelbarkeit (wenn auch deutsch übersetzt) zu behaglichstem Genusse an einander gereihet finden; sie haben, trotz Nachweis, ein Ganzes und können in jedem Moment das Buch bei Seite legen oder weiter lesen, ohne um den Faden des Zusammenhanges verlegen zu sein. Und

Digitized by Google

an gewinnt der Freund dieses Buches, auch ohne es beabsichtigen, durch die bald aus Briefen bald aus leren Schriften ihm vorgelegten Stellen neben dem, m wir so sagen dürfen, anekdotischen Genusse, gewisse Einsicht in das Wesen des grofsen Man- welche zum eigenen Denken Stoff und, zum Vor- gen bis an die Quellen selbst, Ermuthigung und rke giebt. Auch in dieser Beziehung freuen wir des Glückes, welches das *Tagebuch* bereits ge- ht hat. Bei dieser Anthologie sind die Quellen ls angedeutet (indem die Briefstellen nach den bei- enden Tagen leicht aufgesucht werden können), ils wirklich nachgewiesen, doch leider nicht immer, leich auch hier die Kritik, aber auch die Dankbar- t gefordert hätte, nicht Einigen, sondern Allen ge- ht zu werden. Wie z. B. Bd. I S. 346 und S. 386, f, bei dreien der wichtigsten letztwilligen Disposi- nen des Königs den Nachweis zu geben unterlassen den, so fehlt er auch an vielen anderen Orten. Hr. Rödenbeck hätte sich durch eine genauere Rechen- aft auch in diesem Theile höher stellen können, er es gethan hat.

Die kritischen Noten sind durchaus schätzbaren altes. Hier bewegt Hr. Rödenbeck sich auf seiner ebautesten Domäne, in Erforschung streitiger oder chtiger, von ihm selbst gern „*irrig*" oder „*fälsch-*" genannter Nachrichten, und hier findet der Freund Literatur oft die dankenswertheste Gabe. Dieses arische Beiwerk ist ganz in dem Geiste der oben chtlich von uns ausgezeichneten Mittheilungen in v. Ledeburschen Archive, genau und kenntnifs- h, und ist der Punct, in welchem Hrn. Rödenbeck's arische Ehre begründet ist, und welcher auch dem genden Buche (in den Augen des kritischen Le-) den besten Werth verleiht.

Diese theilnehmende und gerechte Würdigung ist dem Rödenbeckschen Tagebuche gegenüber, die ptabsicht gewesen; denn dafs bei einem aus so rlei Hülfsmitteln in langen Jahren zusammengele- n Buche es an kleineren oder gröfseren Unrichtig- n nicht fehlen könne, bescheidet sich auch der gsamste gern. Hr. Rödenbeck ist sich auch schon st, zum Theil durch Benutzung späterer, aber auch t immer genannter Druckschriften, obgleich er nicht n sein eigenes Buch und dessen Vorläufer, die *räge* u. s. w. (mit Recht) citirt, in Nachträgen, Ergänzungen und Berichtigungen zu Hülfe gekommen; wir können noch mit Einigem Handreichung thun, und bieten zuerst einige abweichende Ansichten dar.

Dafs die Lobrede auf den Schuhmacher-Meister Matthias Reinhart (I. 356) „ein Erzeugnifs ernsterer Stimmung (des Königs) gewesen", kann man eben so wenig sagen, als man seinen Sermon sur le jugement dernier eine Predigt, oder seinen Commentaire sur Barbe-Bleue eine theologische Abhandlung, in dem üblichen Sinne des Worts nennen darf; denn keine dieser Productionen war, in Bezug auf das letzte Ziel, ernstlich gemeint, sondern sie waren *Facéties*, wofür uns der deutsche Ausdruck fehlt. Dergleichen verfafste der König in gedrückten und gequälten Lebenslagen, die meisten zur Zeit des siebenjährigen Krieges, als Studien, die ihn von den Leiden des Moments abziehen und zu dem alten Aufschwunge seines sonst antikgesunden Charakters ihm wieder verhelfen sollten: Parodien also des salbungsvollen Kanzelstils der, immer aufs Neue wieder von ihm gelesenen katholischen Kirchenredner der Franzosen waren es, und, sobald er sie beendigt, hatte er auch die krankhafte Niedergeschlagenheit besiegt, und die positive Herrschaft seines hehren und klaren Geistes wieder errungen, so dafs das Datum eines solchen fliegenden Blattes allemal auch einen interessanten Moment in Friedrich Ringen und Streben bezeichnet. Es mag seltsam klingen, einen Sermon sur le jugement dernier eine Facétie und Parodie genannt zu hören; aber es ist noch seltsamer, dafs man demselben auch in der organischen Eintheilung der Werke des Königs keinen andern Platz anweisen kann, als den, an welchen der wahre Ton seines Inhalts selber ihn versetzt, d. h. in das Gebiet der guten Laune: denn „*parler selon le style des prêtres*" war, um des Königs eigenen Ausdruck in den Considérations sur l'état actuel de l'Europe p. 13 zu gebrauchen, vom Jahre 1738 an, sein *Ergötzen*. Für die fragliche *Éloge* können wir noch das vollgültige Zeugnisse von de Catt, dem Lecteur des Königs, aus dessen Tagebuch beibringen: „12 avril 1759: Sa Majesté dans le quartier d'hiver composa l'oraison funèbre de Mathieu Reinhart Maître cordonnier, elle avoit lû à Dresden les oraisons de Fléchier et de Bossuet. C'est pour s'essayer dans ce genre et pour se moquer des oraisons funèbres qu'elle fit celle du cordonnier".

Digitized by Google

Die Band II. 225 wiederholte Nachricht, dafs das Manuscript der Geschichte des siebenjährigen Krieges, „*an welchem der König drei Monate unausgesetzt gearbeitet, als er es so eben beendigt hatte*", durch die Schuld eines Lakaien im November 1763 bis auf ein Heft verbrannt sei, rührt zwar von einem wackern Manne her; aber brauchte Friedrich drei Monate unausgesetzter Arbeit zu dem verbrannten Manuscripte, wie konnte er das neue, nach seiner eigenhändigen Unterschrift, den 17. December 1763 schon vollenden? Die vorliegende Handschrift aber ist, nach des Königs Art, durchweg sauber und nett gehalten, mit einer bewundernswürdigen Ausdauer, welche ein solcher Mann, der doch noch Anderes, und nicht grade nebenbei, zu thun hatte, und zu thun pflegte, vielleicht nicht zum zweiten Male so aufgewandt haben dürfte: also scheint es uns unmöglich, dafs Friedrich, vom Monat November bis 17. December habe ein zweites Manuscript vollenden können, wenn man auch annehmen wollte, dafs er den ganzen siebenjährigen Krieg nicht componirt, sondern rein copirt hätte; denn das Manuscript ist weit umfassender, als beide gedruckte Bände der Berliner (sehr beschnittenen) Ausgabe. — Da das Avant-Propos zu diesem grofsen Werke vom 3. März 1764 unterzeichnet ist; so wäre es möglich (was aber reine Vermuthung und Ahnung von unsrer Seite ist), dafs der König die Zeit vom December 1763 bis zum März 1764 zum Retouchiren nöthig gehabt hätte; denn diese Feile letzter Hand, mit Radirmesser und zarter Feder, auch mit verbesserter Lesart auf übergeklebten Papierstreifchen, ist so emsig, und dabei so durchweg kalligraphisch ausgezeichnet gemacht, dafs ein — so arbeitsamer König wohl seine drei vollen Monate daran polieren mochte, wozu denn doch auch einige Ueberlegung nöthig war. Sachverständige Archivbeamte, mit welchen wir, eben auf die hier erneuerte Sage von dem Manuscript-Brande, den siebenjährigen Krieg von der Hand des Königs, nochmals prüfend angesehen haben, erklären die de la Veauxsche Erzählung gradezu für eine Fabel. Da Hr. Rödenbeck jedoch, drei Seiten weiter, den Gegenstand nochmals aufnimmt und vermuthet, das *eine*, vom Feuer verschont gebliebene Heft, habe vielleicht den gröfs Theil der ganzen Schrift enthalten; so müssen wir u seiner Beruhigung, sagen, dafs der König seine ga Arbeit, nach der Zahl der einzelnen Theile, das Av Propos mitgerechnet, auf 18 Heftchen geschrieb welche, jedes für sich besonders paginirt, 205 u dicht gehaltene Quartseiten überhaupt betragen.

Bd. II. 266. Die Franzosen, welche zur Ein tung der neuen Acciseverfassung nach Berlin geke men, waren weder vom Marquis d'Argens, noch Helvétius angenommen, sondern, von der regiere Compagnie des fermiers généraux de Prusse in Pa mit welcher Gesellschaft von vierzig sachverstäd und reichen Personen der König, auf Helvétius R einen Contract geschlossen hatte. Diese *Generalp ter* also sandten, zu Anfange des Jahres 1766, Bevollmächtigte (Députés de la Compagnie) nach lin: de la Haye de Launay, Trablaine de Cand Bruyère und Pernetty. Als aber die finanziellen zig in Paris einen ungebührlichen Ton anstimmte brach der König kurz mit ihnen ab, nahm die tirten der Compagnie, den 25. Juni 1766, als G Finanzräthe in seinen Dienst und gab den Pari neral-Pächtern (am 28. Februar 1767) 45,000 L Entschädigung für ihre Auslagen und Zinsen (tant ses avances que des intérêts). So endete die Gen Pacht und machte der Régie Platz.

Dafs Friedrich (nach II. 275) es mehrmals ab *leugnet* habe, Verfasser der Vorrede zu den Ab aus Fleury's Kirchengeschichte zu sein, kann man nesweges sagen; auch zeugen die beiden Briefe Voltaire und an d'Alembert wohl nicht dafür. Art von Ironie und Coquetterie, oder Des etwas, es, dafs der König so eben zu seinen literari Freunden, auch bei anderer Gelegenheit sich äh *Friedrich und — Freimuth ableugnen!* — Und Grade im Gegentheil streute er diese Vorrede be weise aus, so dafs Voltaire den 5. Januar 1767 ben konnte: „J'attends avec la plus vive reco sance les douze belles préfaces, monument pré d'une raison ferme et hardie, qui doit être la des philosophes". —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1842.

ebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs ɜs Grofsen Regentenleben (1740 bis 1786) mit istorischen und biographischen Anmerkungen ır richtigen Kenntnifs seines Lebens und Wir- ɜns in allen Beziehungen; von Karl Heinrich egfried Rödenbeck.

(Fortsetzung.)

Das *Testament* vom 8. Januar 1769 (II. 313; III. welches als der letzte Wille des Königs, 1786, sführung gekommen, ist niemals in Braunschweig rgelegt gewesen, also auch von dem nachherigen ten Staatskanzler Hardenberg nicht von dort nach n gebracht worden. Das dem Herzog Karl an- aute Testament war das vom 11. Januar 1752, hes der König aber, nachdem er es 1769, den em eingetretenen Verhältnissen gemäfs, abgeän- hatte, zurückzufordern vergafs, so dafs der regie- e Herzog im Jahre 1786 es, in der Meinung, dafs irklich der letzte Wille sei, eben durch den Ba- v. Hardenberg hieher sandte. Das Testament 8. Januar 1769 hat der König den 10. Januar elben Jahres allein in seinem Cabinets-Archive rgelegt.

Band III. S. 215 werden in einer Note fünf Schrif- als Quellen für den Müller Arnoldschen Prozefs ennt; diejenige Darstellung desselben aber, welche den gesammten, bei den hohen Justizhöfen in Ber- nd Frankfurt an der Oder noch vorhandenen zefsakten — als historische Rechtfertigung der hter — geflossen und mit Documenten belegt ist, l ignorirt, obgleich die bekannte Gegenschrift des . Professors Sietze aufgeführt steht. Seine eigene nung in dieser cause célèbre spricht Hr. Röden- k III. 217 in einer Note aus, welcher zufolge den grofsen König, „nach der in dem Protocoll vom 11. December 1779 ausgesprochenen Ansicht, wegen seines Verfahrens kein Vorwurf treffen soll, sondern diejenigen, welche, obschon unvorsätzlich, und auf welche Art es auch geschah, jene falsche Ansicht des Königs veranlafsten". Mit dieser Wendung könnte man, wer weifs Wen von Vorwurf säubern! Wir denken aber, das Wort des Räthsels in der Müller Arnoldschen Prozefssache sei längst gefunden und am schönsten, vor Jahren schon, von einem eben so bedeutenden, als sachverständigen Manne, dem Staatsrath von Stägemann, in unserer *Staatszeitung*, 1819. Stück 87. Beilage S. 2, also ausgesprochen worden: „*Friedrich der Grofse* glaubte sich zuweilen in den Fall gesetzt, Exempel statuiren zu müssen. So war die Entscheidung in der Arnoldschen Sache eine Willkür. Aber das Feuer der Gesinnungen, aus denen diese Rechtsverletzung hervorging, vertilgte die Spuren des Unrechtes, und im Volke ist das Gedächtnifs des Feuers bewahrt worden".

Wir wenden uns nun den, gleichsam als Anfragen an die Kritik, von Hrn. Rödenbeck überlassenen Zweifeln und Bedenken zu. Das Bd. I. S. 368 aufgegebene Räthsel, in Bezug auf den, schon neun Seiten zuvor benutzten Brief löst sich so, dafs derselbe unter keinem von beiden Daten, auch gar nicht an Voltaire, sondern den 4. Januar 1759 aus Breslau an den Grafen Algarotti, als Antwort auf dessen Brief vom 5. December 1758, gerichtet ist *). Er handelt auch, dem französischen Texte zufolge, keinesweges von einer, gewöhnlich sogenannten *Verschwörung*, sondern von der, durch gewisse Personen gehegten Allianz

*) Auch der Brief v. 9. Dec. 1762. (II. 195) ist an den Grafen Algarotti, nicht an d'Alembert gerichtet.

Digitized by Google

so vieler europäischen Grofsmächte gegen Preufsen: kurz — *Choiseul* ist hier, wie in so vielen Briefen an Voltaire, das Stichblatt, welcher eben damals, den 30. December 1758, das Versailler Trutzbündnifs mit Oesterreich noch enger geschlossen hatte und späterhin auch Rufsland zu einer Erneuerungs-Akte führte: „*pour reduire le Roi de Prusse dans des bornes,* qui ne lui permettent plus de troubler, au gré de son ambition, et de celle de l'Angleterre, la tranquillité générale et celle de ses voisins". (Oeuvres Posth. III. 347. 353).

Der, Bd. II. S. 219 bedenklich gefundene Brief an die Gräfin Camas gehört nicht in das Jahr 1763, sondern er ist im Original-Manuscripte „le 9 juin" (1764) datirt, und handelt im Fortgange von der bevorstehenden Verlobung des Prinzen von Preufsen; auch schliefst er bei den Worten „et ne m'oubliez pas": so dafs der Brief vom 8. Juli, mit dem Anfange: „Je montrerai votre lettre" als noch dazu gehörig angereihet ist. So gewissenlos ist diese ganze Correspondenz redigirt. Daher das Bedenkliche aller Folgerungen, welche auf solche Quellen gebaut werden müssen.

Die, nach Bd. III. S. 193 in den Oeuvres Posthumes vermifste d'Alembertsche Antwort vom 3. Januar findet sich wirklich T. XIV. p. 138, aber, mit Recht, bei dem Jahre 1771, weil sie sich auf den Brief des Königs vom 12. December 1770 (l. c. T. XI. 101) bezieht und von Friedrich wieder den 29. Januar 1771, nicht 1779 (wie T. XI. 276 steht) beantwortet wird, welcher Brief von der kritischen zweiten Auflage der deutschen Uebersetzung, Bd. 11. S. 100, ganz gut an seinen Ort gestellt ist.

Was Bd. III. 32 „*die Träumerei*" genannt wird, ist der schöne *Traum* v. J. 1770. Der König hat nämlich zwei aufserordentlich schöne Poesien in Prosa verfafst (1770 und 1777), welche er „Rêves" nennt; sie sind sehr treffend im katholischen Kirchenstil gehalten, von kühnem Ideenschwunge und von sehr freimüthiger Gesinnung, und durchaus verschieden von der 1750 an Voltaire gerichteten Pièce (Supplément. T. II. 363), welche, obgleich in Versen, von weit geringerem poetischen Gehalte ist, als jene Rêves, und von dem Verfasser „*Songe*" genannt wird.

In dem Briefe an Voltaire v. 28. December 1774 (Bd. II. S. 199) liest auch die beste Ausgabe der Voltaireschen Werke, die von Hrn. Beuchot „*subalterne* und, wenn man den Zusammenhang des Briefes mit die Verstimmung des Königs gegen den Hrn. v. F erwägt, so ergiebt sich's leicht, warum er ihn „ homme" nennt, mit einer Verwandten der Du B ihn ehelich verbindet und zuletzt in Aussicht st dafs derselbe wohl noch einmal in Frankreich ner — *untergeordneten* Stelle gelangt sein würde; her haben die Uebersetzer mit einer „*nicht* unter ordneten Rolle" den Sinn entstellt, weil sie ihn n verstanden.

Aus der Cabinets-Ordre an den Hannöverie Grafen v. d. Schulenburg (III. 294), welche zuerst Schlözers Staatsanzeigen Bd. 5. S. 169 mitge wurde, ist hier wesentlich nur der mehr anekdo Theil aufgenommen, die für die Armee-Gesch aber nicht uninteressante Erinnerung an die Cabi Ordre vom 3. December 1779 ausgelassen worden welcher „aus bewegenden Ursachen" befohlen w „bei den preufsischen und schlesischen Regimen sowohl der Infanterie, als Kavallerie, ohne spe Erlaubnifs, keine Grafen anzunehmen".

Mit den beiden (Bd. III. 170. 171) bedenkl fundenen Briefen an d'Alembert hat es sein Richtigkeit: den *Traum* sandte der König Anfang an Voltaire, den Essai sur les formes de gouve ment Anfangs September; danach sagt die Stelle dem Briefe an d'Alembert vom 5. October nichts w ter, als: ich habe Ihnen (neulich) durch Grimm d Schrift gesandt, welche ernsterer Art ist, als d Traum (über welchen nämlich d'Alembert dem Kön schon den 22. September seine Ansicht geschrie hatte).

Das Bedenken Bd. I. S. 375 wegen des Bri an Voltaire vom 18. Mai 1759 ist sehr leicht zu ben: der König pflegte nämlich die Gedichte, w er zur Zeit des Krieges auf den Zügen gemacht den Winterquartieren zu verbessern und dann Schlusse zu bemerken, wann und wo er sie gesch ben und verbessert; so auch die Verse, welche fraglichen Brief einleiten, die man Oeuvres Posthu T. VII. 250 findet und unter welchen im Original schrieben steht „fait à Landeshut, corrigé à Wilsdr 1759". In den Baseler Oeuvres Posthumes T. II. p. sind Verse und Brief ganz recht „Landeshut, le 19

Digitized by Google

i 1759" überschrieben. Eben so verhält es sich mit ıreren, zu solchen Briefen gehörigen Gedichten, ıentlich mit allen denen, welche an Marquis d'Ar-s und an Voltaire gerichtet sind und welche, nach ımaliger (Schlufs-) Korrektur in den Jahren 1766 1770, in die zum Drucke bestimmte Gedichtsamm-;, wie wir sie in den Oeuvres Posthumes T. VII. T. VIII. haben, aufgenommen wurden, und welche ı, z. B. die T. VII. p. 250. 253. 254. 278. 287. 297. abgedruckten, ohne diesen ausdrücklichen Willen Verfassers, in die Correspondenz zu setzen geneigt dürfte, wo sich sehr viele, in Briefe eingelegte lichte finden, denen aber eine besondere Gunst zu-ˈenden, Friedrich nicht der Mühe für werth gehal-hat.

In dieser Bemerkung findet auch die Frage nach n Entstehen der Ode an den Prinzen *Heinrich* (I.) ihre Erledigung. Es sind zwei eigenhändige Ab-ungen des Königs vorhanden: die eine, in öffent-n Besitze, ist unterzeichnet „ce 6 d'Octobre 1757 ric"; die andere, im Privatbesitz, ist unterzeich-„fait dans les camps auprès de la Saale le 4. tobre 1757 Federic". Es ist indefs möglich, dafs noch frühere Autographen von dieser Ode vor-n; denn das vom 4. October, auf vier Quartseiten varzgerändeten Papiers geschrieben, trägt die Spu-einer sehr wohl durchdachten und genauen Revi-: zwei Stellen sind gestrichen und die Verbesse-; ist auf besonderen Streifchen Papier mit Mundlack iber geklebt. Diese rastlose Sorge im Feilen sei-Gedichte ist bekannt und wir haben z. B. von der tre sur la méchanceté des hommes sieben verschie-e, ganz eigenhändig von dem Könige geschriebene ıensionen zu sehen und zu vergleichen Gelegenheit abt. Nach diesen Thatsachen läfst sich's ermes-; wie unsicher man sich bei der Zeitbestimmung des Königs Gedichten bewege, wenn man nicht dschriftliches Material zur genügenden Hülfe be-en kann; und nur mit diesem ist es dem Unter-hneten möglich geworden, zur vollen Klarheit zu ngen, namentlich auch zu der Möglichkeit, die in Oeuvres Posthumes von den Buchdruckergehülfen t durcheinander geworfenen Gedichte aus der Zeit siebenjährigen Krieges in ihre wahre chronologi-Ordnung zu bringen. Deshalb enthalten wir uns billig aller weiteren Bemerkungen über die von Hrn. Rödenbeck beigebrachten Notizen über die Schriften des Königs, welche Schriften sich denn glücklicher-weise selbst auch bei der allgemeinen Theilnahme an einer grofsartigen öffentlichen Angelegenheit, die ebenfalls für die Geschichte und Biographie des Königs eine neue Epoche werden wird, von allen Seiten her zusammen finden. Auch eine grofse Anzahl ungedruck-ter Briefe an den Marquis d'Argens, aus der Zeit, in welcher Friedrich seine Gedichte: den Stoiker, die Violine, Cato von Utica und Otho sang, d. h. aus der Zeit kurz vor dem Tode der russischen Kaiserin Eli-sabeth (in welcher man sein Herz ganz verschlossen wähnte), sind in der Original-Handschrift da, zum Zeugnifs, dafs der Grofse niemals innerlich verstummte; denn da seine Leiden keine stumpfe und dumpfe Nie-dergeschlagenheit war, sondern der selbstbewufste Schmerz über das Geschick des Vaterlandes; so schlofs er zwar die Ungeweiheten von dem Geheimnifs seines Innern aus: aber — *Einem* Mitfühlenden hat er sich stets, auch in den höchsten Aengsten hingegeben.

Endlich heben wir noch einige kleinere Einzeln-heiten hervor: die merkwürdige Cabinets-Ordre we-gen Aufhebung der Tortur, (I. 14) ist zuerst in Beh-meri Novum jus controversum. Lemgoviae, 1771. T. II. 478 in Druck erschienen; — I. 29 mufs statt „Ba-ron von Reist (nach Andern v. Schweerz)" gelesen werden „Baron v. Reist genannt v. Sweerts"; — der französische Gesandte, unter welchem Marquis d'Argens in Constantinopel angestellt war, hiefs nicht Andresse (I. 78; II. 142), sondern Andrezel; — I. 126 ist Lesser (statt Kesser) zu lesen, welcher damals Leibarzt des Königs war; — statt (I. 110) bei dem 19. Nov. 1744 von Zieten's Gefecht bei Teinitz zu sprechen und den Oberstlieut. v. Wedell nebenher zu nennen, mufste, mit Friedrichs eigenen Worten nichts weiter gesagt werden, als „la belle action de Selmitz valut à Wedell le nom *de Léonidas*"; denn die einzelnen Husaren-Ge-fechte gehören nicht in Friedrichs Tagebuch, sondern in Zietens und Bellings Leben; — von Duhan (I. 129) sagen die Kirchenregister der französischen Colonie: „ 3. janvier 1746 à minuit est mort Mr. Jacques Egide Duhan de Jandun etc."; — die Ernennung des Cabinets-Raths Noelten (I. 141) meldet die Berlinische privile-girte Zeitung schon den 6. Januar 1748; — über die

Digitized by Google

Eröffnung des Dresdener Archives (I. 298) haben wir den amtlichen, sehr interessanten Bericht des Majors v. Wangenheim; — der Oberstlieutenant v. Balby (I. 317) ward, zum Behufe seiner geheimen Unterhandlungen mit dem Herzoge von Richelieu „*Monsieur d'Eickstedt*" genannt, woraus die französischen Schriftsteller Mr. d'Elchetet gemacht haben; — das Datum und die Orts-Namen der beiden Ordres an den General v. Wedell (in dem *Ungenannten*) (I. 358), stimmen wirklich nicht zu den, anderweitig angegebenen Märschen: doch durfte an den *Urkunden* nichts geändert werden; — die Ordre an den Generallieutenant Grafen von Schmettau (I. 387) ist aus Preufs, Friedrich der Grofse. Urkundenbuch Bd. II. S. 43 Nr. 67. geschöpft, als Quelle steht aber darunter „Tempelhof III. 239", obgleich dieser berühmte Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges nicht das, was Hr. Rödenbeck mittheilt, sondern buchstäblich nur folgendes sagt: „Am nämlichen Tage erhielt der Graf Schmettau ein Schreiben vom Könige, datirt Reitwen den 14. August, indem ihm der Verlust der Schlacht bei Kunersdorf bekannt gemacht und zugleich aufgegeben wurde, bei einer bevorstehenden Belagerung seine Mafsnehmungen so zu nehmen, dafs er, wenn er gezwungen würde, sich zu ergeben, eine so vortheilhafte Capitulation als möglich, und besonders die Mitnahme der königlichen Kassen erhielte, weil äufserst schwer sein werde, die Stadt zu entsetzen"; — der Bruder des berühmten Cabinets-Ministers Grafen von Finckenstein, der Besitzer von Madlitz (I. 388), war damals (1759) schon *General-Major.*

Die Épitre au Maréchal Keith (II. 14), eine der Schriften des Königs, welche in den Index librorum prohibitorum gesetzt worden, gehört in den Monat December 1750, und wurde erst gedichtet, als die Sammlung der Oden und Episteln, welche in die Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci. Au Donjon du Château etc. aufgenommen werden sollten, schon geschlossen war; sie bekam aber doch nicht die zwanzigste Stelle unter den Epîtres, sondern die achtzehnte; — der nach Petersburg bestimmte Unterhändler (II. 16) ist kein Holsteinischer Edelmann gewesen, wie Oeuvres Posthumes T. IV. p. 76 steht, sondern der Berlinische Hofrath Badenhaupt, welchen Gotzkowsky zu diesem Geschäfte als den, in der That befähigtesten Mann empfohlen hatte; — beim 9. August 1760 empfehlen wir die Worte des Königs, aus dem Lager bei Hohendorf an der Katzbach, an den Prinzen Heinrich, als derselbe, in der Hoffnungslosigkeit der öffentlichen Dinge, die Armee verlassen wollte: „Il n'est pas difficile, mon cher frère, de trouver des gens, qui servent l'État dans les tems aisés et fortunés. Des bons citoyens sont ceux, qui servent l'État dans un tems de crise et de malheur; la reputation solide s'établit à exécuter des choses difficiles, plus qu'elles le sont et plus elles honorent. Je ne crois donc pas, que vous soit votre sérieux, ce que vous m'écrivez"; — die Verluste aus den Schlachten bei Liegnitz und Torgau sind (II. 27. 56) angeblich aus Gaudi entnommen: Gaudi's Journal, zehn Folianten Manuscript, liegt aber im Archive des grofsen General-Stabes der Armee und hätte deshalb die *mittelbare* Quelle genannt werden sollen; — die Scene zwischen Babouc und dem Engel Jturiel (II. 40) spielt in Persepolis; — unter den Todten von Torgau fehlt (II. 57) grade der, welcher die Entscheidung des ganzen Tages unsterblich gemacht hat, Oberstlieutenant v. Lestwitz, den der König auch durch Wort und That, der Ehre, auf seinem Monumente zu prangen, würdig erklärt hat, indem er (nach der Anekdote) sagte: „Prittwitz hat mich, *Lestwitz den Staat gerettet*". Unter Beide theilte Friedrich auch, den 18. April 1763, die nachgelassenen ansehnlichen Güter des Markgrafen *Karl;* das historische Zeugnifs über Lestwitz haben, der König selbst in den Oeuvres Posthumes T. IV. p. 169 und der Generallieutenant v. Treskow (weiland in Königsberg) in das Militär-Wochenblatt, 1827. Nr. 587—589 ausgesprochen; — II. 66 steht: „Einige haben behaupten wollen, dafs der König einem Propheten in Schlesien Namens Lucas, sein Ohr geliehen, und von dem General Tauentzien Alles sehr sorgfältig habe protokolliren lassen, was dieser Seher in die Zukunft von den Erfolge kriegerischer Unternehmungen vorhergesagt

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

gebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs es Grofsen Regentenleben (1740 bis 1786) mit istorischen und biographischen Anmerkungen ur richtigen Kenntnifs seines Lebens und Wir- ens in allen Beziehungen; von Karl Heinrich Siegfried Rödenbeck.

(Schlufs.)

Dagegen hat sich *Friedrich* selbst verwahrt, indem Torgau, den 5. Nov. 1760 und Leipzig, den 3. Jan. l, folgende eigenhändige Nachschriften an zwei inets-Ordres an den Generallieutenant v. Tauentzien ugefügt: „*diefses* *) *hat der her Luque nicht Pro- eiet*"; — „*die tzukünftige tzeiten Kan monsieur ns noch Kein Mensch rahten*"; den Marquis gens aber erinnert er, im Januar 1760, bei Gele- ıeit des Berlinischen Propheten, an Boileau's Vers: *sot trouve toujours un plus sot qui l'admire*"; — 33. Für den 7. April 1761 empfehlen wir (zu einer n Auflage) die merkwürdige Cabinets-Ordre aus sen an den Geheimen Rath Kircheisen zu Berlin, gstens die folgende Stelle: „Ich declarire daher en Euch, jedoch mit Einbindung des höchsten Se- s, wovor Ihr mit Eurer Ehre und Leben repondi- sollt, dafs Ich nicht haben will, dafs die Einwoh- der Stadt das Geringste zu der Contribution geben, ı dafs einige Anlage deshalb auf sie gemacht wer- soll, als welches gewifs verursachen würde, dafs beträchtlicher Theil der jetzigen Einwohner sich da wegbegeben dürfte, sondern dafs Ich vielmehr zwei Millionen auf mich nehmen, und solche selbst hlen will"; — in der Cabinets-Ordre aus dem he des *Ungenannten* II. 89 ist 1761 offenbar ein ckfehler, da der König im Mai 1760 in Schlettau ; — II. 135 steht Bartholdi Mémoires d'un Gentil-homme Suédois. Berlin, 1788; damit werden wohl die von dem Professor Borelly redigirten Memoiren des Grafen Hordt gemeint sein; — was II. 183 über Friedrichs Beschäftigung mit Fleury's Kirchengeschichte gesagt wird, ist dahin zu berichtigen: der König las, monatelang, des Abts Claude Fleury Kirchengeschichte, alle 20 Bände und auch die 16 Bände Fortsetzung vom Pater Fabre; allein, den nachher erschienenen Auszug machte er weder damals, noch nachher, sondern er liefs ihn machen, indefs begleitete er die, an seinen Lecteur de Catt zurückgehenden gelesenen Bände des Fleury mit launigen Briefen in Versen über seine Lectüre, mit der Bitte um die folgenden Bände. Diese sämmtlichen kirchengeschichtlichen Versebriefe haben wir autographisch vor uns gehabt; — unter „*Finette*" (II. 187) ist Fräulein v. Tettau, die Hofdame der Königin Gemalin Friedrichs des Grofsen zu verstehen, welche Friedrich in jüngeren Jahren sehr lieb hatte (Oeuvres Posthumes. T. VI. p. 311). Im Supplément. T. III. p. 55 ist bei Finette die seltsame Note gemacht: „*Petite chienne*". Wir wissen nicht, wie die Redacteurs darauf gekommen; — die Schmerzensworte des Königs über den Tod des Kaisers Peter von Rufsland (II. 198) sind das eigenhändige Postscript zu dem Briefe an den Herzog von Holstein-Gottorp Georg Ludwig, Peterswalde, den 21. August 1762; — II. 247 und 253 sind drei Sternchen gelassen, ohne Note, dafs dieselben „*l'infame*" d. h. *la prostituée de Babylone* bedeuten, welche Erklärung, nach Preufs, Friedrich der Grofse als Schriftsteller. Theil II. 36. 37 und nach dem noch ungedruckten Briefe des Königs an Marquis d'Argens, aus Zuckmantel vom 2. Mai 1759, den Uebelwollenden und den Unwissenden gegenüber, welche diesem Worte einen ganz falschen Sinn unterlegen, nie wieder zweifelhaft werden darf. Darum ist auch kein Grund, den wahren apokalyptischen Ausdruck schüchtern zu entziehen, welcher ein Ton der Noth-

*) Den Sieg bei Torgau.

Digitized by Google

wehr, wie in Luthers Zeit, so in den bedenklichsten Lagen unsers Vaterlandes war, in welchen der König Waffen und Rekruten aller Art gegen die Gefahr ergriff und warb; auch den Marquis d'Argens warb er an und rief ihm in dem Briefe aus Zuckmantel zu: „Allons, allons, une bonne brochure contre l'Infame; cela sera bon, et vous combatterez ainsi sous nos étandarts: le Pape a donné, je ne sais quelle Toque à Daun; il se conduit très-indecemment contre moi"! — Da der beiden Vermählungen des Prinzen von Preufsen Erwähnung geschehen, so hätte (II. 319) auch seiner Ehescheidung, bei dem 21. April 1769 gedacht werden sollen.

Der Brief Band III. 24, vom 26. September 1770, ist nicht an Voltaire, sondern an den Baron Grimm gerichtet; — nach den im vorigen Jahre erschienenen „*Verhandlungen über die Justiz-Reform*" in den Königlich preufsischen Staaten in den Jahren 1774 bis 1776 S. 12 ist die Cabinets-Ordre an den Grofskanzler Freiherrn v. Fürst (III. 132) weder vom 28. December, noch v. 28. Nov., sondern v. 28. *September* 1775; — die Anmerkungen III. 169 über Kobalt, Vitriol und Indigo sind aus der deutschen Uebersetzung der Nachgelassenen Werke: Hr. R. aber hätte, nach seiner industriellen früheren Bestimmung, gewifs uns belehren können, wo der Inspector Jacobi gewirkt und was es mit dem von ihm verfertigten *Indigo* („*tel que celui des Indes*") für eine Bewandtnifs habe, da sonst der aus Waid und andern einheimischen Pflanzen nachgemachte Indigo theils theurer, theils schlechter als der echte Indigo zu sein pflegt; — Eberti's Karfunkel-Dedication (III. 241), deren Friedrich sich nach 55 Jahren, in seiner Schrift über die deutsche Literatur, wieder erinnerte, steht noch nicht vor der ersten Ausgabe seiner Reisebeschreibung, sondern erst 1724 vor der zweiten Ausgabe. Die Königin Sophie Dorothee wird hier „Höchststrahlender Karfunkel an der Stirne der Tugend-Königin von Europa" angeredet; ihr Gemahl aber: „Friedrich Wilhelm der Gröfsere, Zierde der Welt und grofse Diamant an den Finger der itzigen Zeit"; — die Éloge de la Paresse (III. 389) ist kein *Gedicht*, sondern eine, in Prosa geschriebene Facétie, von welcher die Bibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums, aus dem Nachlasse der Prinzessin Amalie, das einzige uns bekannte Exemplar besitzt.

Vielen Lesern wird Manches in dem vorliegenden Tagebuche nicht hieher gehörig scheinen, z. B. Monument-Inschriften zu Ehren der Frau v. Bi und des ehemaligen Lieutenants v. Pirch, wel gegen des Königs Willen, aus der preufsischen A den Abschied nahm und nach Frankreich ging; die Personen, welche ein sehr hohes Alter er haben, in Friedrichs Zeit zwar, aber ohne mit Könige irgend sonst wie in Berührung zu st dürfte man hier nicht vermuthen; eher den Halley Kometen, welcher den 12. März 1759, nach und siebzigjähriger Abwesenheit, wieder durch Sonnennähe gehend, mit blofsen Augen grofs und lich gesehen, und von dem Könige sogleich in Facétie (Supplément III. 306) aufgenommen wurd Auf jeden Fall werden die Theilnehmenden sich dabei bescheiden, dafs bei Büchern der Art es unmöglich sei, Allen gerecht zu werden.

Nachdem wir so die Durchmusterung des *buchs oder Geschichtskalenders* beendet, wünschen dafs es Hrn. Rödenbeck beliebe, in einem Ergänz bande die Jugendgeschichte des Königs nach weil hier ja eigentlich der Keim zu der ganzen Entwickelung liegt, und die vier ersten Druck des grofsen Fürsten, besonders der Anti-Mach auch die Correspondenz mit Suhm, Camas, R Voltaire und vielen Anderen, nicht weniger die kannte, von (*v. Hahnke*) herausgegebene Briefsam den reichsten Stoff zu ansehnlichen und anziehen anthologischen Mittheilungen bieten, so dafs die neue Band gleichsam das *Programm* der, in den liegenden drei Bänden abgeschlossenen Regierung den würde.

Preufs.

XVI.

Historisch-pathologische Untersuchungen. Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten. Von H. Häser, a. o. Professor zu J. I. Th. 331 *S. II.* 556 *S. Dresden und Leipzig,* 1839 *u.* 1841.

Die historische Pathologie ist eine noch Doctrin. Erst nachdem in neuerer Zeit mit der U sicht des räumlichen Umfangs der ganzen Erde Auffassung der Totalität der Weltgeschichte be

Digitized by Google

ufen worden, ist auch in der Medicin als Aufgabe ır hervorgetreten, einen Ueberblick sowohl über die graphische Verbreitung als auch über die geschicht- en Bewegungen der Krankheiten der Menschheit gewinnen. Aufserdem sind die Schwierigkeiten, che für die junge Doctrin bestehen, so bedeutend, ı es nie gelingen wird, hier eine Vollständigkeit erreichen und dafs nur, im Verhältnifs der dafür ıandenen oder noch herbeizuschaffenden immer un- ügenden Materialien, bis zu einem gewissen Grade Aufgabe entsprochen werden kann. —

Ehe wir die vorliegende werthvolle Arbeit näher rachten, mögen einige Bemerkungen über den Stand l den bisherigen Gang der historischen Pathologie ht nur an sich, sondern auch zur Beurtheilung die- : sie betreffenden neusten Schrift von Nutzen er- beinen.

Es ist eine sehr alte Erfahrung, dafs bald diese ld jene Krankheiten vorherrschen. Wenn man aber er Geschichte der Krankheiten eine selbstständige r innere Aenderung ihrer Natur, welche sie im Ver- f der Zeiten erfahren, versteht, so tritt zuvor die ge entgegen, ob und inwiefern überhaupt in diesem ne es eine Geschichte derselben giebt. Es müssen über manche Zweifel vom rein *naturwissenschaft- en* Standpuncte aus beachtet werden. — Eine Ge- ichte der Krankheiten, mag auch der Begriff von ınkheit noch so unbestimmt sein, ist immer eine ıchichte natürlicher Gegenstände oder Vorgänge. Natur aber hat keine Geschichte, wenigstens keine ıtständige Aenderung als weitere Entwicklung, und ht hier im Gegensatze zu dem geschichtlichen Gei- der Menschheit, dessen Entwicklung oben in dem, s man eigentlich Geschichte nennt, sich äufsert. Aenderungen in der Natur sind theils nur passive, ist durch Menscheneinwirkung hervorgebrachte Aen- ungen, theils Vorgänge in ihren physikalischen hältnissen oder in den Lebensprocessen ihrer orga- chen Gebilde, welche nach beständigen Gesetzen in ibender Weise sich nur wiederhohlen. So bleiben ft, Wasser und Land dieselben; und Pflanzen wie iere kehren in anderen Generationen in unverän- ter Form wieder. Zu weiterer Bestätigung darf n sich hierbei an die Geologie wenden und zwar die neuere unbefangene, nicht naturphilosophische r poëtische. Wenn auch einige Ansichten allerdings eine noch fortdauernde Bildung der Erde und der Na- turproducte annehmen, so verstehen selbst diese dar- unter doch nur eine so langsame und allmählige, dafs kaum von der ersten geschichtlichen Zeit bis zur jetzi- gen eine Veränderung zu erkennen möglich wäre. Im Ganzen nimmt man an, dafs die Natur ihre Geschichte, welche man die Bildungsgeschichte der Erde nennt, gehabt hat, und dafs diese nun seit einigen Jahrtau- senden insofern fertig ist, als die darin vorgehenden Bewegungen nur Wechsel aber keine weitere Schöpfun- gen sind. Wendet man dies auf die Krankheiten an, so treten der Annahme von einer selbstständigen Ge- schichte derselben, in so weit diese nicht blofs Fluctua- tionen, sondern das Entstehen neuer Formen betrifft, grofse Einwürfe entgegen. Der menschliche Organis- mus selbst, in dem sie alle zur Erscheinung kommen, ändert sich nicht, obwohl noch hier und da die natur- philosophische Ansicht nachklingt, dafs auch eine phy- sische Entwicklung des Menschengeschlechts mit der Geschichte fortschreite, oder auch die frühere entge- gengesetzte uralte Meinung noch vorkommt, dafs das Menschengeschlecht mit der Cultur von dem Naturzu- stande abgewichen, entartet und deshalb mehr Krank- heiten unterworfen sei. Sehen wir dann nach den Ur- sachen der Krankheiten, so begreifen wir eine grofse Summe derselben mit dem Worte Wetterverhältnisse, und so wechselnd diese sind, so ist doch im Wechsel nach Klima und Jahrszeit eine gewisse beständige Wiederhohlung, und wenn gewisse Krankheiten an Intensität oder Frequenz zu Zeiten vorherrschen und eine allgemeine Krankheitsconstitution entstehen und vergehen kann, so ist hierin, wie im Wetter, möge dies damit in Zusammenhang stehen oder nicht, wegen unregelmäfsig scheinenden Wechsels, den man bild- lich mit der Fluctuation des Meers vergleichen kann, nicht auch Neubildung anzunehmen. Wenn man wei- ter erklärt, dafs Krankheiten als Wirkungen äufserer mannigfacher Bedingungen durch neue elementarische Combinationen derselben zu neuen Erscheinungen zu- sammengesetzt werden können, so ist dies allerdings als möglich nicht abzuweisen, kann aber dann am we- nigsten von so specifischen Formen gelten, wie solche sind, welche von einem bestimmten Contagium oder Miasma entstehen, die sich doch gerade besonders bemerklich machen, und zumal, wenn man die Annahme von den contagia animata als Thieren oder Pflanzen

Digitized by Google

neuerlich mehr bestätigt findet. Auch ist die Einwirkung der Menschen auf die Natur sehr zu berücksichtigen, namentlich, dafs Handel, Heereszüge und Auswanderungen Krankheiten verschleppen können, also nur deren Standorte gleichsam ändern, und dafs auch die Climate von Gegenden durch die Cultur modificirt werden und dafs mit dieser überhaupt die Begünstigung der Krankheiten steigt und fällt. Endlich ist auch wohl eine gewisse natürliche Gesetzmäfsigkeit der mittleren Lebensdauer und des Gesundheitsverhältnisses vorauszusetzen, wenn auch dem Menschengeiste eine Einwirkung auf diese seine natürlichen Verhältnisse, sowohl was das Erkranken als das Gesunden betrifft, zuzugestehen ist, welcher aber dadurch den Krankheiten doch nur eine äufsere Geschichte mittheilt.

In dieser Weise spricht die rein naturwissenschaftliche Ansicht a priori Manches für eine Stabilität der Krankheiten gegen eine zweifellose Annahme einer selbstständigen oder inneren Geschichte derselben, indem auch gegen die historischen Quellen zu sagen ist, dafs das Subjective dabei sehr in Betracht zu ziehen ist, dafs nicht immer das, was von späteren Beobachtern anders beschrieben worden, darum objectiv anders geworden ist, oder das, was von früheren nicht erkannt war, darum nicht existirte. Allein auf der andern Seite macht gegen obige Bedenken die *historische* Forschung allerdings ihre Rechte geltend und kann mit manchen guten Gründen Thatsachen als Belege für geschichtliche innere Aenderungen der Krankheiten aufzeigen. Es kommt darauf an, beide Seiten gegen einander richtig abzuwägen. Dann ist aber nach Ref. Meinung die historische Pathologie auf ihrem jetzigen Standpuncte noch einer zu unbedingten Hingebung an ihre oft dürftigen und ungenügenden historischen Quellen zu beschuldigen, welche eine gewisse philosophische Auffassung kaum schon erlauben und doch sehr bedürfen. Vielleicht gelingt es Ref. Manches zu zeigen, was hier noch fehlt und Anderes was immer fehlen wird.

Den Begriff von historischer Pathologie kann man in einem zweifachen Sinne nehmen und so zweifach liegt er auch in dem Entwicklungsgange dieser Wissenschaft vor. Als man anfig einen geschichtlichen Ueberblick der Krankheiten zu suchen, wendete man sich zuerst an die allgemeine Geschichte und sammelt daraus die pathologischen Nachrichten, welche sie enthält. Da diese begreiflicher Weise fast nur solche berücksichtigt, welche wegen Gefährlichkeit und Verbreitung zu geschichtlichen Ereignissen wurden, waren es die Epidemien, die zunächst auf diese Weise aufgefundergereih't wurden. In der That sind es die Epidemien oder Seuchen oder Volkskrankheiten, welche unter der Krankheitssumme zunächst und besonders geschichtlich behandelt sind, und sie sind schon deshalb mehr aus den Geschichtschreibern als aus der medicinischen Literatur hervorgegangen, weil sowohl im Alterthume als im Mittelalter, merkwürdiger Weise, die Aerzte fast völlig darüber schweigen. Schon Hippokrates erwähnt nichts von der gleichzeitigen Pest, Thukydides, obwohl er bekanntlich epidemische Verhältnisse trefflich beachtet hat, Galen giebt von der grofsen sogenannten Antoninischen Pest seiner Zeit nur einige fragmentarische Nachrichten, und so geht dies Schweigen fort bis zum Ende des Mittelalters, wo noch Linacre im 15ten Jahrhundert nichts als den englischen Schweifs hinterlassen hat. Die Folge davon ist, dafs wir aus den Zeiten des Alterthums und Mittelalters wenig mehr als die sehr grofsen Seuchen kennen und auch diese in wenig anderer Hinsicht als in Hinsicht auf ihre äufsere Bedeutung, die sie als öffentliche Calamitäten, ähnlich wie Hungersnöthe, Ueberschwemmungen oder Erdbeben, hatten. Es sind die Krankheiten der Geschichte, aber es ist nicht die Geschichte der Krankheiten. Selbst die trefflichsten Geschichtschreiber geben uns so wenig genügende Angaben, dafs die eigenthümlichen Formen dieser grofsen „Pesten" schwerlich von einem der Jetztlebenden sicherer bestimmt werden können, als von einem anderen. Thukydides eröffnet die Reihe der geschichtlichen Quellen mit der athenischen Pest, Livius gibt sie besonders für die römische Geschichte, später folgen Kirchenväter und Mönche, deren Verdienste als Chronikenschreiber nicht zu verkennen sind, aber in dieser Hinsicht nicht ausreichen. In der neueren Zeit dagegen schöpft die Geschichte allerdings reichlich aus medicinischen Quellen und füllt dadurch mit immer reicheren, sorgfältiger bezeichneten und auch kleineren Epidemien ihre Sammlung.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

torisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten. Von H. Häser.

(Schlufs.)

Aufser dieser Geschichte der Seuchen, welche man orische *Epidemiologie* nennen könnte, kommt aber ganze übrige Summe von Krankheiten in historie Erwägung, ist aber bis jetzt noch wenig in Beht gezogen und kann doch erst mit jener die ntliche historische Pathologie bilden. Für diesen il fehlen noch die Materialien, welche nur aus der icinischen Literatur genommen werden können. Um Krankheiten verschiedener Zeiten vergleichen zu ien, müssen die pathologischen Kenntnisse den altspunct geben; aus dem Umfange des subjecti- Wissens mufs der gleichzeitige objective Bestand Krankheiten gefolgert werden. Die subjective Erıtnifs aber kann sich vielfach ändern, während das ect selbst dasselbe geblieben ist. Die medicinische ehrsamkeit hat hier manche Vorarbeiten geliefert, m selten versäumt ist, die Aussprüche der älteren licin von Hippokrates an über einzelne Krankhei- anzuführen. Indefs ist dies mehr particulär geblie- und man hat die Schriften der Alten wenig zu dem egebenen Zwecke gehandhabt. Man würde eine ndlage bekommen, wenn man, von den Hippokrati- en Schriften anfangend, eine specielle Nosologie der- en ausschiede und daraus nach Sonderung des jectiven Antheils die damaligen Krankheitsformen tellte. Dies ist schwierig, weil die Angaben wegen ngelnder Kenntnisse oft so ungenügend oder unwe- lich sind, dafs selbst bei manchen Hippokratischen nkengeschichten Data fehlen, um nach jetzigen orderungen die Krankheitsform bestimmen zu kön- . Die Galen'schen Schriften würden 600 Jahre spä- einen Anhaltspunct zu einer gleichen Sammlung der derzeitigen bekannten und vorhandenen Krankheiten geben, und sofort die später folgende Literatur bis zu unseren jetzigen systematisirten Nosologien. Wir gewönnen dann über die Natur der Krankheiten neue Kenntnisse in der Art, dafs sich ergäbe, wie einige von alten Zeiten her beständig geblieben sind, historisch permanente (z. B. Gicht, Wechselfieber, Rose, Blasenstein, Katarrh, und sicherlich die grofse Mehrzahl), wie andere früher oder später nur eine Zeit lang bestanden haben, historisch temporäre (z. B. ignis sacer, Lepra, der schwarze Tod, Scorbut, englische Schweifs), und wie andere neu hinzugetreten oder wesentlich modificirt sind oder erst in neueren Zeiten bestehen, (z. B. Syphilis, Croup, Keichhusten, Masern, Scharlach, Kriebelkrankheit, Puerperalfieber u. a.).

Wir dürfen nun wohl mit mehr Begründung wiederhohlen, dafs die historische Pathologie sowohl manche unüberwindliche Schwierigkeiten hat als auch eine noch junge Doctrin ist. Erst mit diesem Jahrhunderte kann man ihren Anfang setzen. Nachdem schon in Freind's und Sprengel's Geschichtswerken Manches davon aufgenommen, wurde die erste historische Zusammenstellung der epidemischen Krankheiten von einem Nord-Amerikaner N. Webster 1800 gegeben; von einem Spanier J. de Villalba geschah Aehnliches wenigstens für Spanien 1802, dann von Ozanam in Pavia 1817—23, und dann von einem Deutschen F. Schnurrer 1823—25. Alle diese Schriftsteller berücksichtigen nur die Epidemien. Letzterer giebt die reichhaltigste Sammlung von Materialien und nennt sie mit Recht „Chronik der Seuchen"; sie ist eine schlichte chronologische Aufzählung von pathologischen Ereignissen und vieler damit in möglicher Verbindung gedachter meteorologischer Erscheinungen, und steht auf dem Standpuncte anfangender Geschichtschreibung, welche vorerst die Materialien zusammenlies't ohne weitere Reflexion zu unternehmen. Aufserdem sind vor und nach Schnur-

Digitized by Google

rer manche monographische Untersuchungen einzeln über epidemische Krankheiten geliefert und dies ist vorzugsweise ein deutsches Studium gewesen, von Werlhof, Hahn, Hensler, Gruner, J. F. C. Hecker, Krause, Simon, Fuchs, Rosenbaum, Gluge, Most, Schweich, Pfeufer u. A. Auch hat sich die Schönlein'sche Anschauungsweise der Krankheiten sehr fördernd für deren historische Bearbeitung erwiesen.

Nach solchen particulären Fortschritten war eine neue Zusammenstellung des erweiterten Materials wieder erforderlich geworden, und diese findet sich im vorliegenden Werke, obwohl es auf dem Titel sich nur als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten bezeichnet. Es ist hauptsächlich eine literar-historische Arbeit, welche die Quellen mit mehreren eignen Untersuchungen vermehrt oder berichtigt, interpretirt, die Commentatoren kritisirt und auch wenigstens im ersten Theile Resultate speculativer Art daraus ableitet oder hinzufügt. Es ist aber zu bemerken, dafs sie von der historischen Pathologie doch nur die Epidemiologie im Auge hat.

Im ersten Theile stellt der Vf. die vorzüglichsten weltgeschichtlichen Epidemien vom Alterthume bis zu Ende des Mittelalters in einzelnen Monographien chronologisch neben einander. Die Einleitung giebt uns philosophische Grundansichten, wovon der Vf. später im zweiten Bande die Befürchtung ausspricht, zuviel gegeben zu haben. Zuviel wohl nicht, denn die historische Pathologie entbehrt eher derselben, aber er scheint selber sie nicht mehr für richtig zu halten, obwohl sie doch noch so manche Beistimmung bei deutschen Lesern finden und auch hier wieder finden werden. Sie sind in anderen Literaturen nicht vorhanden, gehören dem deutschen Antheil an dieser Wissenschaft zu und sind noch Nachklänge aus der naturphilosophischen Zeit. Ihre Grundlagen bildet die Vorstellung von der genetischen Entwicklung, die man irriger Weise vom Individuum auf die Gattung übertrug, und so der Menschheit im Verlauf der Zeiten eine physische Entwicklungsgeschichte zuschrieb. Die Epidemien sollen nun solche Entwicklungsmomente darstellen, auch die ganze Erde, ja alle kosmisch-tellurische Verhältnisse sollen in einem Bildungsgange noch fortwährend begriffen sein, und man vermuthet, dafs die kranken Lebensäufserungen in paralleler Metamorphose damit sich bewegen. Damit werden in weiterer Folgerung nur zu leicht Vorstellungen von Uebergängen der Krankh formen in andere, von Zerfällungen in mehrere, Combinationen mehrerer einzelner zu neuen u verbunden. Diese naturphilosophischen Ansichten aber aus den historischen Thatsachen wenig zu gründen, wenn diese ihrem Werthe nach gewogen den. Der Verf. beruft sich mit Recht auf Joh Kieser (als dessen Schüler er sich erweist); in Citat aus Sydenham dagegen kann man nichts als eine Anerkennung eines Wechsels in den K heiten finden. Durch den ganzen ersten Theil sich obige Ideen hindurch.

Der erste Abschnitt bespricht die *allgemeine stitution der Krankheiten des Alterthums*, und gegnen der Meinung, dafs in der alten Welt die K heiten vorwiegend von vegetativem Charakter ge seien, was dadurch, dafs die Lepra eine sehr dehnte Verbreitung gehabt habe, und dafs die E dungen bei Fiebern, so wie die Krämpfe und und Seelenstörungen im Ganzen nur selten er werden, belegt wird. — *Die Pest des Thukydid* Verf. hält diese für die eigentliche orientalis (wie auch K. Sprengel meinte, während von denen Anderen aus den vorhandenen Nachrichten tern, oder Scharlach, gelbes Fieber, Petechialty oder eine besondere antike Krankheit gedeutet indem er hinzufügt, dafs diese damals wegen der getativen Lebensconstitution des Alterthums noch zu ihrer vollen Eigenthümlichkeit entwickelt ge sei. Nach Ref. Meinung liegen überhaupt keine reichenden Data vor, um über die Form dieser K heit bestimmt entscheiden zu können, sprechen die Symptome, wie sie angegeben sind, am me für Blattern. — Einige Stellen des 6. Buches des pokrates über die Epidemien werden auf *Ins* bezogen, und dann wird die sogenannte Pest des dor in Sicilien ebenfalls für die damalige oriental Pest erklärt. — Die *Antonin'sche Pest* 160 n. deren Hauptquellen in fragmentarischen autopti Quellen Galen's enthalten sind, wird für dieselbe entwickelte Bubonenpest gehalten; das brandig sterben der Extremitäten macht die Auslegungen schwierigsten. — Die *Pest* des *Cyprian* 225 n. scheint dem Verf. wieder als nosologischen Char den der damaligen Pest gehabt zu haben. — Die *des Justinian* und ihre Vorläufer 342 n. Chr. S

Digitized by Google

ıer brachten die Völkerwanderungen manche Seu-
ı mit. Ueberhaupt mögen die Völkerwanderungen
auf die physische Beschaffenheit der damaligen
ohner Europa's durch Raçemischung umgestaltend
ewirkt zu haben. Für diese Seuche gilt Evagrius,
Kirchenhistoriker, als vorzüglichster Beschreiber;
ist von Bubonen bestimmt die Rede. Verf. meint
n den Uebergang der vegetativen Krankheitsconsti-
n des Alterthums in die mehr animale des Mittel-
s zu erkennen und zugleich eine Zerfällung des
ıkheitscharakters in die späteren Formen der bös-
ıen Bräune (garotillo), der Blattern und der Bu-
ıpest. — *Die Blattern.* Sie sollen im 6. Jahr-
lert zuerst pandemische Geltung sich verschafft
n, aber bereits seit den ältesten Zeiten an ihrer
ätte im Innern Asiens geherrscht haben; auch soll
leicht selbst Europa einzelne Epidemien derselben
r eines ihnen analogen Exanthems gesehen haben.
dieser Gelegenheit wird die Frage weiter erörtert,
die Krankheiten im Laufe der Zeiten Formände-
; erlitten haben. Früher soll ein gemeinsames Ur-
ıthem die Keime anderer in sich vereint enthalten
n, und so sollen Blattern, Scharlach, Masern sich
später daraus entwickelt und geschieden haben.
sien jedoch, wie Nachrichten über die Blattern
sogar deren Impfen bezeugen, sollen schon sehr
, dem höheren Standpuncte seiner Entwickelung
ıfs, ähnliche Krankheiten bekannt gewesen sein,
die waren, welche für die europäische Menschheit
später entstanden. Diese Lösung der berühmten
ge über das Alter der Blattern und über die Na-
ıderer Exantheme zugleich ist echt naturphiloso-
ch. — Beim Antritt des *Mittelalters* wird über den
ıkter seiner Krankheitsconstitution bemerkt, dafs
ıs dem vegetativen in den animalen sich verändert
, d. h. mit Prävalenz des Blutlebens (nach Kie-
System), woraus denn namentlich die selbst-
lige Entwickelung der Masern, später der Rötheln
des Scharlachs, so wie des schwarzen Todes zu
en sei. — Der *schwarze Tod* (1348). In Ueber-
immung mit den meisten anderen Forschern wird
vielleicht fürchterlichste Seuche aller Zeiten für
rientalische Pest gehalten, aber in ihrer höchsten
ıerung und Verbreitung über Asien und Europa. —
Tanzwuth. Auch hier findet der Verf. seinen
ıdgedanken bestätigt und hält dafür, dafs dieser
Krankheitsprocefs zwar das Nervensystem betroffen,
aber in der animalen Sphäre des Lebens gespielt
habe. — *Petechialtyphus.* Gegen Ende des 15. Jahr-
hunderts haben sich zu den Erscheinungen der wahren
Bubonenpest, zumal im Süden Europa's, die des Pe-
techialtyphus hinzugefunden, und dieser sei zwar nicht
aus der Bubonenpest selbst entstanden, wohl aber in
Folge der damaligen höchst ausgebildeten, nur durch
die Eigenthümlichkeit des europäischen Himmels mo-
dificirten und in ihrer Energie geschwächten Pestcon-
stitution. — *Der Scorbut* ist ein endemisches Uebel
der nordischen Seeküsten, ist seit 1486 im nördlichen
Europa epidemisch geworden und fast zweihundert
Jahre geblieben. — Der grofse Streit über das Alter
der *Syphilis* wird historisch dahin entschieden, dafs sie
ein autochthones, nicht exotisches Erzeugnifs Euro-
pa's sei, dafs schon lange örtliche und allgemeine Af-
fectionen derselben bestanden und im 15. Jahrhundert
mit einem Schlage eine Ausbreitung gewonnen haben
(nach Hecker im Lager Karl's VIII. vor Neapel).
Schmerzen, vorzüglich in den Gelenken, und Hautaus-
schläge waren zur Zeit häufige Symptome; nicht vor-
handen waren Fieber und ein flüchtiges Contagium.
Diese Untersuchung ist nach Ref. Meinung eine der
gründlichsten und unbefangensten, wie denn überhaupt
mit dem Fortrücken seiner Arbeit die historische That-
sächlichkeit den Verf. mehr zu binden scheint. — *Der
englische Schweifs*, auf England beschränkt 1486 bis
1517, dann den Continent im Norden miasmatisch
überziehend, war rheumatischer Natur und den Ueber-
gang vom Petechialtyphus zum Friesel vermittelnd. —
Die *typhösen Pneumonien* herrschten im 16. Jahrhun-
dert und sollen Pestnatur gehabt haben. — Der *Ga-
rotillo* oder die Schlundpest, oder angina maligna,
wird nicht für identisch mit Scharlach gehalten, wo-
für sehr ausführlich die Gründe abgewogen werden,
sondern auch für modificirte Pestform, welche damals
mehr den Schlund und die Respirationsorgane zum
Centrum der Krankheitserscheinungen wählte. — *Croup*
ist nicht die angina maligna des Nordens, wie Fuchs
meint, obwohl beide fast gleichzeitig im 16. Jahrhun-
dert aufgetreten sind. — Das *Scharlach.* Angaben
bei Schriftstellern des Alterthums und auch bei den
Arabern, welche bei dieser Krankheit für Beweise ih-
res früheren Vorkommens genommen sind, werden
nicht dafür gehalten, sondern übereinstimmend mit

Digitized by Google

neueren Untersuchungen wird seit Sennert 1619 gleichzeitig mit der genauen Unterscheidung des Scharlachs auch sein wirkliches Auftreten datirt, und die Erscheinungen sollen im Wesentlichen gewesen sein wie sie jetzt noch herrschen, obwohl die Tendenz zur Affection des Nervensystems, besonders des Hirns, erst seit dem Jahre 1779 sich vorzüglich entfaltet habe.

Wenn wir nun in jenem ersten Theile die Quellen der welthistorischen Seuchen in Reihefolge historisch-kritisch dargelegt sehen (worin man die Lepra und das Sanct Antonsfeuer vermissen könnte), wenn wir als Grundgedanken sich hindurchziehen sehen, dafs die allgemeine Krankheitsconstitution von dem mehr vegetativen Charakter des Alterthums in den mehr animalen des Mittelalters und dann in den mehr sensitiven der neueren Zeit sich umgeändert habe, und die Ansicht als Resultat bei dem Verf. sich ergiebt, dafs fast sämmtliche grofse Seuchen für Modificationen der orientalischen Bubonenpest angesehen werden (mit Ausnahme sehr bezeichneter Formen, wie die Exantheme, Influenzen, Tanzwuth, Croup und Syphilis) — so finden wir nun im *zweiten Theile*, welcher vom Jahre 1500 beginnt, eine Aenderung sowohl in der Anordnung des Materials als in dem speculativen Theile. In letzterer Hinsicht ist Verf. „bemüht gewesen auch die leisesten Anklänge philosophischer Deutung und Verknüpfung der Thatsachen zu vermeiden", und die Materialien, welche über diese letzten drei Jahrhunderte nach ärztlichen Angaben reichlich vorhanden sind, werden fast rein chronistisch gegeben, obwohl dennoch mit einzelnen Ueberblicken, und betreffen nicht grofse weltgeschichtliche, sondern kleinere, zerstreute, im Detail beschriebene Epidemien. Sie waren meist, aufser Pest, Petechialtyphus (wofür auch das ungarische Fieber und die trousse galante gehalten werden), typhöse Pneumonien, Influenzen, Wechselfieber, Ruhr, Friesel; weniger werden die Blattern, Masern und Scharlach berücksichtigt.

Der dritte Theil wird den noch übrigen Zeitraum der letzten 70 Jahre umfassen, und diesen wichtigen Beitrag zur historischen Pathologie, womit besonders ihr Theil, die historische Epidemiologie, einige Schritte vorwärts gethan hat, abschliefsen.

Ref. hofft, dafs der Verf. zu den Schriftstellern gehören wird, welchen seine Arbeit, als eine treffliche Darlegung des jetzigen Standes der historischen Pathologie, eine Anregung sein wird, sowohl in materieller als speculativer Hinsicht an dieser weiter zu arbeiten.

A. Mühry, in Hannover.

XVII.

Schulbuch der lateinischen Sprache von G. Drogan, Oberlehrer am Friedr.-Wilh.-Gymnas. Berlin, 1842; *bei Kleman. I—IV,* 1—138. 8. *Commentar zu dem Schulbuche von demselben.* 1—29.

Vorliegendes Buch würden wir für eine Anzeige in den wissenschaftlichen Jahrbüchern nicht für geeignet halten, wenn nicht der Unterricht auch eine wissenschaftliche Seite darbö[illegible] wenn es nicht deshalb von Interesse wäre, auf diejenigen Ent[illegible] nungen aufmerksam zu machen, in welchen sich dafür ein Fo[illegible] schritt ergiebt. Zwar sagt der Verf. mit Recht: „Gegenw[illegible] wo in Folge äufserer Reactionen nicht allein über die Beh[illegible] lung des lateinischen Sprachunterrichts selbst die Ansichten [illegible] als je schwanken, wo sogar dürftige Einsichten sich ers[illegible] abmühen das Richteramt auszuüben, und eine wünschenswe[illegible] Einigung für's erste wohl noch nicht zu Stande kommen wi[illegible] sei es mifslich mit einem neuen Buche aufzutreten; indefs [illegible] das seinige wohl einen Anspruch auf eine Anerkennung in [illegible] teren Kreisen, als blofs in der Anstalt wofür es zunächst [illegible] stimmt ist. Sein Verfahren ist ein auf Selbstthätigkeit ba[illegible] genetisches (S. 4) und arbeitet gleich anfangs darauf hin, [illegible] sobald die Zusammenstellung des Adjectivs mit einem Sub[illegible] tiv möglich wird, dem Schüler das Decliniren, und so [illegible] beim Verbum das Conjugiren, weiter nichts sei *als pra[illegible] tisches Sprechen und Schreiben* (S. 6). Aufserdem sind [illegible] Hindeutungen aus dem Commentar dem jüngeren Lehrer als [illegible] dene Worte zu empfehlen, und sie bilden in ihrer gedrä[illegible] Kürze ein treffliches Vademecum für die Praxis. Als Cit[illegible] ben wir nur die eine Stelle aus Thomas Farnabius [illegible] heraus: „Hinc luxuriantis aliquis et supini otii magi[illegible] cui pro cerebro Jovis est verbalis ista quae conceptis qua[illegible] labis et literis praeit constructio, longos probat comme[illegible] *ostentator febriculosae eruditionis*, cujus stilus morosus [illegible] est ineptus".

In Betreff der „rationellen Gedächtnifsübung" stimmt [illegible] Verf. Hrn. Ruthardt bei und macht davon die Anwendung: [illegible] dem Schüler wird verlangt sich bei vorkommender Gelegen[illegible] zu erinnern, *wo*, allenfalls auch *wann*, er eine Vocabel zu[illegible] sten Male gesehen hat". Was aber vor allem seinem Buch[illegible] Empfehlung dienen dürfte, ist der reine, nur auf die Sa[illegible] richtete Eifer, welcher alle unnützen Weitläufigkeiten v[illegible] liefs und sich gerade nur auf das beschränkt, was der [illegible] auf dieser ersten Lehrstufe wissen mufs; und deshalb [illegible] wir auf diese Arbeit hinweisen zu dürfen, da der Verf. [illegible] gewifs hat Zeit und Mühe kosten lassen, mit so prägnanter [illegible] zu schreiben, wie es ja überhaupt leichter ist ein dickes [illegible] zu schreiben als ein dünnes. Dafs die nöthigen Vocabelverz[illegible] nisse beigefügt sind, halten wir nicht für überflüssig. Sub[illegible] nach ihrer Bedeutung gruppirt, als Uebungsstoff. S. III—[illegible]

Die Anordnung des Ganzen ist durchaus nach dem Zw[illegible] des Buches bestimmt. Der Verf. wollte ein Schulbuch schreib[illegible] keine systematisch geordnete Grammatik; weshalb die einzel[illegible] Abschnitte dem fortschreitenden Lehrgange gemäfs geordnet [illegible] und gerade das bieten, was der Schüler auf jeder Stufe [illegible] wendig erlernen mufs, mit Ausschlufs alles Ueberflüssigen. [illegible] her beginnt die Schrift mit den Vorübungen. „I. Anstatt [illegible] Artikels dient im Lateinischen die Endung als Merkmal für [illegible] Geschlecht des Hauptwortes". S. 5. begegnen wir sogleich [illegible] Verbum esse, und erst S. 6. folgt die Declination. Indem [illegible] es nun den praktischen Schulmännern anheim stellen m[illegible] aus dem Gebrauch selbst und der eigenen Erfahrung den [illegible] der vorliegenden Arbeit zu beurtheilen, glauben wir bem[illegible] zu können, dafs die ganze Art und Weise der Fassung de[illegible] geln in der strengsten Kürze, gerade wie sie als Gesetz [illegible] Sprache mögen dem Gedächtnifs eingeprägt werden, ein[illegible] zweckmäfsige scheint. Der Gebrauch der systematischen G[illegible] matik ist dadurch keinesweges ausgeschlossen, sondern die[illegible] eben nur für die Lehrzwecke verarbeitet; und dieser Pun[illegible] schien hierbei als der wichtigere, da es so selten geschieht, [illegible] ein gründlicher Kenner der lateinischen Sprache sich auf [illegible] Weise begrenzt und sich nur dem Schüler widmet, der Me[illegible] und der Lehre. Mögen andere darüber entscheiden, ob d[illegible] beliebten Auszüge aus gröfseren Werken, nach deren eigen[illegible] lichen Anordnung, den Namen der Lehrbücher verdienen [illegible] den Zwecken des Unterrichts entsprechen; denn gewifs ha[illegible] Eitelkeit, etwas ganz besonderes leisten zu wollen, nirgend[illegible] geschadet, als in den Verhältnissen des dem Schüler gegen[illegible] stehenden Lehrers, welche nicht einfach genug aufgefafst [illegible] den können. — Die Leseübungen sind empfehlenswerth.

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

XVIII.

lesiastica, or the church, her schools and er clergy. By Edward Mahon Roose, of incoln's Inn. Esq. London, Hatchard and on, Piccadilly 1842.

Dieses so eben erschienene Werk giebt einerseits statistische Uebersicht von der bischöflichen Kir- Englands in der Gegenwart, andererseits stellt es nem kurzen Abrisse das Leben der bedeutende- Bischöfe, Geistlichen und Theologen aus derselben bis auf die neueste Zeit. Ueberzeugt von einer Wesentlichen unleugbaren Vortrefflichkeit der bi- flichen Kirche rühmt der Verf. die durch Eng- s Seeherrschaft über alle Erdtheile ausgedehnte ksamkeit derselben, er bezeichnet die mannigfa- für kirchliche Zwecke gebildeten Gesellschaften len Beweis, wie wohl sie mit der Zeit fortzuschrei- verstehe, und hält die im Innern neuerlich entstan- n Bewegungen für geeignet, sie von einer gewis- besonders den Laien unangenehmen Starrheit zu eien (S. 124. 125). Wohl aber macht er in der rede auf die Nothwendigkeit einer Mäfsigung in en Streben aufmerksam; nur durch sie könne eine ane Einsicht in die vorhandenen Mängel und eine liche Abstellung derselben erzielt werden. Es , wo es sich hierum handelt, niemals übersehen len, dafs die Theologie der bischöflichen Kirche diesem Wege sich stets mit einer besonderen Vor- t bewegen mufs; sie läuft nämlich Gefahr, bei al- Bestrebungen dieser Art nicht nur Gegensätze in n Innern hervorzurufen, sondern auch den sie un- fsig beobachtenden und bekämpfenden Dissenters rfolgreichen Angriffen neue Veranlassung und neuen t zu bieten. Dieses Verhältnifs, in welchem die röfliche Kirche zu den zahlreich in England vor- lenen Secten steht, hat nothwendig von jeher dar- auf geführt, dafs die Einheit der Kirche von den Bischöflichen auf eine der katholischen Lehre verwandte Weise erstrebt wurde. So sagt auch Roose: schism is sin (Préface p. IX. vgl. the christian church considered in relation to unity and schism, by the author of hours of thought. Lond. 1838. Den Abschnitt sinfulness of schism p. 195 sq.), es wird als zu dem Wesen der englischen Kirche gehörig anerkannt, dafs sie in ruhiger Würde und Mäfsigung beharrend gegen das geschäftige Treiben der römischen und reformirten Kirche einen Gegensatz bilde, von Fanatismus und selbst von Enthusiasmus fern nur in Fällen der Gefahr die in ihr vorhandene Begeisterung zeige, sonst sich aber auf Proselytenmacherei und Erwiderung der zahlreichen gegen sie gerichteten Angriffe nicht einlasse (Roose S. 123 ff.). Diese Eigenheit der bischöflichen Kirche erkennt der Verf. an, aber er mildert sie und stellt sie von der erträglichsten Seite dar, er führt Karls II. Ausspruch an: presbyterianism is not the religion for a gentleman.

Der Verf. schickt eine Darstellung der Reformation in England voraus, in welcher wir jedoch nur Bekanntes finden. Er geht zu weit, wenn er (S. 2) Heinrich dem Achten nur einräumt, er habe die Oberherrschaft des Papstes, auch das Mönchsthum bekämpft, aber noch an gar keinen Angriff gegen den Gottesdienst der römischen Kirche gedacht. Schon von den fünf Glaubensartikeln, welche Heinrich 1536 gab und unterschreiben liefs, verlangte der erste Unterricht nach dem Inhalt der h. Schrift, der drei Glaubensartikel und der vier ersten allgemeinen Kirchenversammlungen; der fünfte lehrte, Rechtfertigung bestehe in vollkommener Erneuerung, nicht nur in äufserlichen guten Werken sondern in innerlicher Heiligkeit (Burnet's Geschichte der Reformation in England. Im Auszuge übers. Braunschweig 1765. Thl. I. S. 181). Später, 1540, gab die von dem Könige unter Cranmer nieder-

Digitized by Google

gesetzte Commission von Bischöfen folgende Erklärung ab: der Glaube sei die völlige Annahme des Evangeliums, die Rechtfertigung hänge nur von dem Verdienste Christi ab, auch Liebe und Glauben seien nothwendig aber nicht Ursache der Rechtfertigung. Die Ordination und Confirmation wurden für nicht durchaus nothwendig erklärt, Wallfahrten und Anbetung von Bildern verboten (das. S. 254 f.). Die Bibel wurde 1542 in der Landessprache verbreitet und in den Kirchen das Vorlesen aus derselben, wie auch die Liturgie und der Katechismus ebenfalls in der Landessprache eingeführt. Als man hiernach gegen die Entziehung des Kelches und gegen den lateinischen Gottesdienst auftrat, wurde jener Gebrauch beschränkt (das. S. 269), aber dann doch eine neue Durchsicht der Uebersetzung angeordnet, ein Homilienbuch für Evangelien und Episteln gedruckt (das. S. 281); auch ging die Verwerfung des Fegefeuers und die Abschaffung vieler Festtage durch.

Aus den Erfahrungen, welche Elisabeth bei Durchsetzung ihrer Mafsregeln gemacht, leitet der Verf. die Ueberzeugung her, dafs in Glaubenssachen Uebereinstimmung sich nun und nimmer durch Verfolgung der Andersdenkenden erreichen läfst (S. 5 f.), und mit Recht hebt er in gleicher Weise hervor, dafs, als die Zeit gekommen war, in welcher während der Revolution der Puritanismus sich hätte der kirchlichen Herrschaft bemächtigen können, er durch Spaltungen und unerhörte Streitigkeiten sich dazu unfähig erwies (S. 10). Da unter Jacob II. die Bischöfe gegen die kirchliche Vorlesung seiner zu Gunsten des Katholicismus erlassenen Erklärung über Gewissensfreiheit protestirt hatten und deshalb vor der kings bench angeklagt, dort aber den 29. Juli 1688 freigesprochen waren, wird der Beifall, mit welchem London dies aufnahm, geschildert mit des Dichters Wordsworth Versen, die das Uebermafs der Volksfreude lebhaft darstellen.

Die Zeit von der Thronbesteigung Wilhelms III. an nennt der Verf. eine solche, in welcher sich die Kirchengeschichte von der Geschichte des Staats durchaus nicht trennen lasse, was allerdings der deutlichste Beweis dafür ist, dafs die Kirche dem Staat in einer gänzlichen Abhängigkeit untergeben ist (S. 19).

Es folgt eine Darstellung der bedeutenden Bildungsanstalten, begleitet von einem Verzeichnisse derjenigen Erzbischöfe, Bischöfe und namhaften Geistlichen, welche auf einer jeden gebildet wurden. Die Nach-
sungen über den gegenwärtigen Zustand stimmen g
fsentheils mit dem überein, was Deutsche von j
über Eton und die übrigen Schulen, so wie über
Universitäten berichtet haben (Wendeborn über
Zustand von Grofsbritannien am Ende des achtzeh
Jahrhunderts. 4 Bde. 1785—88. Küttner Beiträge
Kenntnifs von England. 4 Bde. 16 Hefte. Leipz. 17
96. vgl. E. G. Fischer über die englischen Lehra
ten in Vergleich mit den unsrigen, ein Programm 1
Es müssen noch immer die Zöglinge der lower s
zu Eton denen der upper school als fags dienen,
werden neuere Sprachen und Geschichte jetzt ob
gelehrt, während früher das Lateinische und Gri
sche die einzigen Unterrichtsgegenstände waren, d
ziehungskosten belaufen sich zu Eton jetzt jährlich
auf 200 Pfd. Mit Recht zeichnet der Vf. die Frei
zu Harrow besonders aus. Bemerkenswerth ist d
wohnheit, die geehrte Zahl sechs für die Anzah
Klassen aufrecht zu erhalten, und, wo die Zahl b
neun vermehrt worden, neue Namen zu erfinden
lower fifth, upper remove, lower remove (Quarteri
nal of education, trt. on Rugby school). Es er
dem Vf. als eine bedeutende Empfehlung für die
hung auf öffentlichen Anstalten, dafs durch die
benstreiche und Ränke während des Zusammenl
sich eine Gewandtheit entwickele, die für das spä
Leben eine tüchtige Vorbereitung gebe.

Bei den Universitäten wird die neue seit 18
London bestehende, da sie keine theologischen W
den ertheilt, nicht mit betrachtet. Die Entstehung
Oxford wird auf den Anfang des elften, die von
bridge auf den des zwölften Jahrhunderts zurückge
in Oxford sind 2000 Studirende anwesend, aber
5000 Namen auf der Liste. Der Herzog von We
ton ist hier Kanzler und der Graf von Devon
richter, in Cambridge ist der Herzog von Northu
land Kanzler, Lord Lyndhurst Oberrichter.

Auf Oxford enthält Christ Church College
Thomas Gaisford, wohin lange die vornehmen S
vorzugsweise kamen, jetzt gegen 100 und Trinity
lege, welches durch Thomas Pope bei Authebu
Klöster gestiftet wurde, 60 Zöglinge. Neben der
theca Bodlejana, an welche von jedem in England er
nenden Buche ein Exemplar abgeliefert wird, best
Radcliffe library besonders für Naturwissenschaf

Digitized by Google

Von Cambridge wird gesagt, wie früher das Stu-
m des bürgerlichen und geistlichen Rechts seit dem
ölften Jahrhundert, habe neuerlich besonders das
thematische und naturwissenschaftliche Studium hier
lüht, für letzteres bestehen die zwei jährlichen Preise
Smith von 25 Pfund, der Seatonian prize wird jähr-
demjenigen Magister der freien Künste ertheilt,
das beste englische Gedicht über einen religiösen
genstand liefert. Peter House hat 52 Schüler, Kings
lege besitzt eine Kapelle von gothischer Bauart,
welcher keine in Europa wetteifern kann. St. Johns
lege, welches für das älteste gilt, hat 114 Schüler,
nity College 69. Die Bibliothek verleiht hier Bücher
h aufserhalb der Gebäude des College, und deshalb
die Zahl der Theilnehmer seit 1811 auf das dop-
te, nämlich auf 5700 gestiegen. Die Bibliothek er-
h ebenfalls von jedem neuen Buche, das in England
scheint, ein Exemplar, zählt an 120000 Bände, aufser
n Codex Bezae eine werthvolle Handschrift der ma-
charta, syrische und koptische Handschriften, einen
äglichen Koran auf Baumwollenpapier; die Biblio-
von Trinity College hat Handschriften von Milton,
che beweisen, dafs er sein verlorenes Paradies an-
s dramatisch bearbeiten wollte, Bentleys hand-
iftliche Bemerkungen zu seiner Ausgabe des Homer,
eigenhändige Abschrift von Newtons principia und
e Handschriften von Shakspeare.

Auf den unter der Königin Victoria gegründeten
iehungsrath, auf die Puseyitischen Streitigkeiten
mt der Verf. keine Rücksicht.

Es werden sodann die für kirchliche Zwecke ge-
ten Gesellschaften angeführt, die Gesellschaft zu
derung christlicher Erkenntnifs, welche durch Ver-
ung der heiligen Schrift, des common prayer book,
Tractate und Schulbücher, Herausgabe des Satur-
Magazine, Erziehung der Armen, Sorge für die reli-
en Bedürfnisse des Land- und Seeheeres immer-
noch den unsittlichen Bestrebungen entgegenwirkt,
en welche sie um das Ende des siebenzehnten Jahr-
lerts gebildet wurde; aufserdem wirkt sie in allen
nieen durch Verbreitung der heiligen Schrift und
common prayer book in Uebersetzungen. Die be-
ende society for propagation of the gospel in fo-
n parts, welche seit 1701 für Erhaltung einer gebil-
n und rechtgläubigen Geistlichkeit in den Colonieen
t, aber auch neue Missionen unternimmt, wird so-
dann nach ihren eifrigen Bemühungen, nach den Schwierigkeiten, mit welchen sie zu kämpfen hat, geschildert, sie sorgt für Ausbildung von solchen, die sich nach den Colonieen oder zu den Missionen begeben wollen.

Die Nachrichten über Würde und Stellung der Bischöfe in England, welche hierauf gegeben werden (S. 151 f.) enthalten nichts neues; wenn wir das von Bentham (engländischer Kirchen- und Schulenstaat. Lüneburg 1694 S. 209 ff.) Gesagte vergleichen, findet sich keine Abweichung. Es werden für die sieben und zwanzig Bisthümer der Reihe nach von Zeiten der Reformation an die Bischöfe mit ganz kurzen Bemerkungen über ihr Leben angeführt (S. 159—232).

Eine ausführlichere Behandlung wird in dem folgenden Abschnitte den grofsen Theologen der bischöflichen Kirche zu Theil, und mit Recht werden hier besonders die Helden der Reformation gerühmt, wobei der Vf. doch nur das, was wirklich geschehn, reden läfst, den kühnen Gegensatz gegen das Papstthum, wie bei Ridley die unter seinem Vorsitz abgefafste Erklärung der Universität Cambridge: „that the bishop of Rome had no more authority and jurisdiction derived to him from god in this kingdom of England, than any other foreign bishop", die Verfolgungen, welche sie unter der Regierung der Königin Maria erlitten; auch dem Erzbischof Laud wird, wiewohl er so viel angefeindet worden, die verdiente Anerkennung seiner aufrichtigen Gesinnung zu Theil. Von dem gelehrten Chillingworth, Kanzler in Salesbury, wird das 1638 gegen das Papstthum geschriebene Buch religion of protestants, von Jerem. Taylor, Bischof von Down und Connor wird seine Liebenswürdigkeit und Standhaftigkeit in Zeit der Revolution gerühmt. Bei Chillingfleet, Bischof von Worcester, ist besonders zu bemerken das 1659 von ihm herausgegebene Irenicum, or the divine right of particular forms of Church government examined, welches von dem Standpuncte der unsichtbaren Kirche ausgehend ein wesentliches Verdienst um Wiederherstellung der bischöflichen Verfassung hatte. Bei Rob. South, der durch Gelehrsamkeit und Witz einen grofsen Namen hatte (lebte 1633—1716), wird erzählt, als er einst vor Carl II. am Hofe gepredigt und seine Zuhörer eingeschlafen, da habe er plötzlich angehalten, mit veränderter Stimme den Lord Lauderdale dreimal angerufen, und, als dieser erwacht, ihm also zugesprochen: „my lord I am sorry to interrupt your repose,

Digitized by Google

but J must beg, that you will not snore quite so loud, lest you should awaken his majesty".

Bei Sam. Clarke (lebte 1675—1729) wird auf den Einfluſs der Newtonschen Philosophie hingewiesen.

Hochgestellt werden Paley, Archidiakon zu Carlisle (l. 1743—1805), um seines Einflusses auf alle Stände der Gesellschaft, Bischof Horsley von St. Asaph (l. 1730—1806) um seines christlichen Sinnes, vorzüglicher Predigten und allgemeiner Gelehrsamkeit willen.

Von Ruf ist der Name des gepriesenen Bischof Heber von Calcutta (l. 1793—1826). Von vorzüglichen Anlagen verwandte er früh den gröſsten Eifer auf das Schriftstudium, gewann zu Oxford nach und nach die drei Preise für lateinische Dichtung, für englische Dichtung und für englische Prosa. Als er 1803 mit dem Preisgedicht Palästina beschäftigt war, frühstückte Walter Scott eines Morgens bei ihm mit seinem Bruder und einigen Freunden. Man sprach über das begonnene Gedicht, der Vf. las etwas daraus vor und W. Scott bemerkte, bei der Darstellung des Tempelbaues finde er nicht erwähnt, daſs gar keine Werkzeuge gebraucht worden seien. Sogleich ging Heber auf sein Zimmer und kehrte dann in die Gesellschaft zurück mit den jetzt in dem Gedichte sich findenden Zeilen:

kein Hammer fiel, keine gewichtige Axt ertönte
no hammer fell, no ponderous axes rung
gleich einer schlanken Palme schoſs der geheimniſsvolle Bau empor
like some tall palm the mystic fabric sprung
in erhabenem Schweigen
majestic silence.

Bei dem öffentlichen Vortrage des Gedichts bemerkt Heber von der Rednerbühne aus zwei junge Jüdinnen unter den Zuhörern, er besinnt sich dabei auf eine Stelle des Gedichts, welche die Juden sehr hart mitnimmt, und beschlieſst aus dem Stegreife dort eine mildere Ausdrucksweise zu wählen; als er dies versucht, stöſst ihn sein hinter ihm als Souffleur sitzender Bruder an und Heber wird gezwungen, die ursprüngliche Form beizubehalten. Etwa drittehalb Jahre nur war Heber in Indien, aber unvergänglich ist, was er unter den gröſsesten Entbehrungen und Mühseligkeiten that, indem er fast die ganze ausgedehnte Diöcese bis nach Norden hin durch Visitationsreisen kennen lernte und mit besonderer Anstrengung den unglücklichen Streitigkeiten begegnete, welche zwischen den verschiedenen Secten in Indien fortwährend Statt finden.

Als ein Verlust für die Kirche wird beklagt frühe Tod von Hugh James Rose (l. 1795—1838), kaplan des Erzbischofs von Canterbury, welcher sehr lehrt und besonders durch seine discourses on the of the protestant religion in Germany bekannt gew den war. Er kam 1823 nach Deutschland und es von seinem gegen die deutsche Theologie sich sehr tig auslassenden Buche: „seine Stimme erhob sich gl einer Posaune gegen die Ketzereien, welche eine wahrhaft religiösen Sinn sich erhebende Verstande dung durch Deutschland verbreitete, er sah vorher, che schrecklichen Folgen es haben müſste, wenn Verderben um sich griffe. Ketzereien gingen hier von unwissenden und rohen Leuten aus, die auf Begeisterung der Menge rechnend eine Flamme schüren, welche binnen kurzem von selbst erlischt. waren das Aufbrausen gewaltiger und gebildeter ster und empfahlen sich durch den vollen Prunk Gelehrsamkeit und durch den Zauber berühmter men. Um sie zu bekämpfen bedurfte es eines Gei der denen gleich wenn nicht überlegen war, w sie hervorgebracht hat — diesen besaſs Hugh Rose, dessen Bemerkungen über den Protestan in Deutschland ein mächtiges Aufsehn, sowohl in nem Vaterlande als auch auf dem Festlande erregte

Hiernach werden behandelt (S. 312 ff.) solche Th logen, die sich um die Wissenschaften mehr im All meinen verdient gemacht haben. Es findet sich m ches Seltsame, wie wenn John Wilkins, Bischof v Chester († 1672) in einem discourse concerning the p sibility of a passage to the moon die Möglichkeit ei Reise nach dem Monde behauptet und danach von Herzogin von Newcastle befragt, wo sie auf die Wege einen Rastort zu suchen habe, antwortet: dam, of all the people in the world, J never exp that question from you, who have built so many ca in the air, that you may be every night at on your own.

Bei Cudworth (lebte 1617—1688) wird angef daſs er 1642 in einem discourse concerning the notion of the Lord's supper behauptet habe, das he Abendmahl sei nicht ein Opfer, sondern ein Dank für ein Opfer und entspreche den alten jüdischen Fe welcher Meinung viele groſse Männer und beso Warburton gefolgt seien.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

lesiastica, or the church, her schools and r clergy. By Edward Mahon Roose.

(Schlufs.)

Bei Burnet, Bischof von Salesbury (l. 1643—1715), die schwierige Stellung bemerkt, welche er habe in der Parteien einnehmen müssen und welche bei aller lichen Liebenswürdigkeit und Gewandtheit ihm viele Angriffe zuziehn müssen, seine theologische tung wird anerkannt, in seiner Geschichtschreibung gewisse Breite und Nachläfsigkeit getadelt.

Als ein wenig bekannter aber ausgezeichneter Verger des Christenthums gegen Hobbes wird Richard berland, Bischof von Petersborough (l. 1632—1718), stellt, von welchem die philosophical inquiry into aw of nature jenen Zweck hatte.

n Atterbury, B. von Rochester (l. 1662—1731), n wir einen aufserordentlichen Kämpfer für das l der Kirche kennen, einmal gegen Bentley, dann die Rechte der Convocationen gegen Dr. Wake, späteren Erzbischof von Canterbury; 1711 hatte er ftrage der Convocation in einer Comitée die Lehhistons mit der englischen Kirchenlehre zu ver-, wonach er a presentation of the present state gion herausgab, später wurde er wegen seines atzes gegen die Mafsregeln der Regierung abt und mufste in der Verbannung zu Paris ster- Als er einst im Parlament davon sprach, er habe inbringung einer Bill schon im vorigen Winter zeiht, behauptete Lord Colingsby, er sei nur allenmit Bileam zu vergleichen, dem seine eigene Eselin sprochen habe, darauf erwidert der Bischof: „since ble lord has discovered in our manners such a tude, J am well content to be compared to the et Balaam, but, my lords, to make out the other of the parallel, J am sure, J have been reproved o one but his lordship". Als man bei einer Tischgesellschaft erzählte, ein Soldat habe vor der Schlacht gebetet: „o god, if there be a god, save my soul, if J have a soul", was übrigens die von Sir John Astley vor der Schlacht bei Edgehill gesprochenen Worte sein sollen, erzählte Atterbury, ein anderer Soldat habe besser gebetet: „o god, if in the day of battle J forget thee, do thou not forget me", man merkte den leisen Tadel und änderte die Unterhaltung.

Von Richard Bentley (l. 1661—1742) erfahren wir, dafs er die Anfangsgründe des klassischen Unterrichts bei einer hochgebildeten Mutter erlernte, um so mehr ist die übergrofse Eitelkeit und die grausame Strenge auffallend, durch welche er als master von trinity college bemerkbar war. Nachdem er zur Stelle des regius professor of divinity durch allerlei Nebenwege gelangt war, wurde ihm 1739 nachgewiesen, dafs er das Vermögen seines college verschwendet und die Statuten verletzt habe, doch, da nach den Statuten der vice-master ihn hätte absetzen müssen, wufste Walker, der treue Genosse der wissenschaftlichen Arbeiten Bentleys, es dahin zu bringen, dafs man ihn beibehielt. Im Privatleben soll er schätzenswerth gewesen sein.

Von Warburton, B. v. Gloucester (l. 1689—1779), wird in seiner vielfachen und zerstreuten Thätigkeit das Werk doctrine of grace gegen Wesley und dessen Partei bemerkbar durch die eines Bischofs unwürdige heftige Darstellungsweise.

Bei Edward Young, dem Verfasser der Nachtgedanken (l. 1681—1765), sticht auffallend ab gegen die in den Gedichten dargelegte Wärme des Gefühls die Härte, mit welcher er unbeugsam seinen talentvollen Sohn verstiefs. Seine kleineren Gedichte sind last day, Jane Grey, universal passion und paraphrase on Yob.

Als Beispiel der Seltsamkeit englischer Gelehrten erscheint Samuel Parr (l. 1746—1825). Als neun-

Digitized by Google

jähriger Knabe sitzt er von den andern getrennt, und da Dr. Allen ihn fragt, weshalb er nicht mit jenen spielen wolle, erwidert er ernst und feierlich: „do you not know, Sir, that J am to be a parson". Er hatte die Gewohnheit bei Tische stets alle Fenster zu öffnen, und sobald man ihm nach aufgehobener Mahlzeit nicht sogleich die Pfeife brachte, alsbald das Haus zu verlassen, eine Zeit lang mufste immer die jüngste der anwesenden Damen jenes Geschäft übernehmen. Einst über das Verhältnifs der drei professions befragt, sagte er: physicians were the most learned, lawyers the most entertaining, then comes my profession.

Von George Crabbe (l. 1754 — 1832), Geistlichen zu Trowbridge, als Dichter wird seine Kenntnifs der Welt, besonders auch seine Darstellung des Landlebens, von ihm als Menschen seine Sorge für die Armen gepriesen.

Den letzten Theil des Buches macht eine Aufführung der jetzt lebenden Bischöfe und bedeutenden Theologen (S. 375 f.). Wir heben folgende hervor.

William Howley, Erzbischof von Canterbury (geb. 1765), war auf der Universität Oxford als principal tutor in dem new college berühmt und dem vorigen Könige von Holland, da er dorthin kam, als private tutor zugetheilt worden, er zeichnete sich später als regius professor of divinity so aus, dafs er 1813 Bischof von London wurde, seit der Revolution das erste Beispiel von Besetzung dieser Stelle durch einen andern als einen schon vorher als Bischof bewährten Mann. Er war durch Wachsamkeit, Unparteilichkeit und wohlwollende Sorge für die Geistlichen ausgezeichnet und wurde 1828 Erzbischof von Canterbury. Bei den Bewegungen in der Kirche zeigt er seine echt kirchliche Gesinnung doch mit grofser Mäfsigung verbunden, er widersetzte sich der Aufnahme der Katholiken in das Parlament, der Zulassung der Dissenters auf den Universitäten, zeigt in seinen Predigten Würde, in seinen Parlamentsreden mehr ein bestimmtes und klares Urtheil als eigentliche Beredsamkeit. Wenige Gelegenheitspredigten hat er herausgegeben. Er ist allgemein geliebt.

Edward Harcourt (geb. 1757), Erzbischof von York, war dreimal verheirathet, hat dreizehn Kinder, von grofser klassischer Bildung, wurde durch seine Familie 1791 schon im vier und dreifsigsten Jahre Bischof von Carlisle, 1808 Erzbischof von York, ist auch bei Laien geliebt um seines wohlwollenden Wesens wi und einige von ihm herausgegebene Predigten sin blühend einnehmender Darstellung und doch gr kenvoll geschrieben. Er beschützt die Wissensch und erbt bedeutende Familiengüter.

Richard Whateley, Erzbischof von Dublin, seit 1810 zu Oxford bedeutend als Lehrer und Pr ger, zuletzt Professor der Staatsverwaltung, kam nach Dublin. Als Theolog, Logiker und Staatsm hat er viel geschrieben und eigenthümliche, oft au lende Ansichten entwickelt. Die Regierung hatte von ihm viel zu Gunsten ihrer Absichten erw dem entspricht seine Wirksamkeit nicht, dagegen er viel für Erziehung und hat die Geistlichkeit für sich gewonnen.

Charles James Blomfield, Bischof von Lo (geb. 1785), hatte in Cambridge durch eine Ode Horaz und eine nach Sappho zwei Preise und a dem andere Ehren erlangt, er wurde 1824 Bisch Chester und 1828 Bischof von London. Er hat Aeschylus Agamemnon herausgegeben und gilt f ersten Griechen Englands. Durch Weltkenn er ganz für das Bisthum London befähigt, in den wahrlosetsten Theilen der Stadt hat er neue Kir entstehen lassen und es wird seine Milde, seine zensgüte gerühmt, obwohl manche ihn steh besonders ist er ein Gegner der Aufnahme von Geis lichen aus Irland in Grofsbritannien.

Maltby, Bischof von Durham, 1831. Bischof v Chichester kam 1836 nach Durham, und er bem den Reichthum dieses Bisthums mit grofser Freigeb keit, es zog ihm viele Angriffe zu, dafs er auf Predigten eines Sozinianers Turner unterzeichnete; seinen eigenen Predigten will man ein Streben Neuheit und Originalität erkennen.

Sumner, Bischof von Winchester, 1826 Bischof Llandaff, kam 1827 nach Winchester, und hat in d Uebersetzung von Miltons treatise on christian doct des Verfs. Verdienste als Prosaiker mit grofser A kennung dargethan. Seine Predigten sind schön, lich und von grofser Kraft.

Law, Bischof von Bath und Wells, 1812 Bis von Chester, kam 1824 nach Bath und Wells, einige gute Predigten herausgegeben.

John Key, Bischof von Lincoln (seit 1815), hat bekannt gemacht durch seine ecclesiastical history

Digitized by Google

second and third centuries illustrated from the ings of Tertullian.

Copleston, Bischof von Llandaff (seit 1826), frü- Professor der Poesie zu Oxford, gab heraus eine iry into the doctrines and necessity of predestina-, worin er nachweist, wie sehr alles analogische ıeilen trüge, wenn man danach das Verhältnifs zwi- ın dem Schöpfer und dem Geschöpfe bestimmen e, er hat für die Emancipation der Katholiken und die Aufhebung der Test- und Corporationsakte immt.

John Bird Sumner, Bischof von Chester, Bruder vorher genannten, hat aufser praktischen Schrif- herausgegeben evidence of christianity derived from nature and reception.

Heinrich Monk, Bischof von Gloucester (seit 1822), r Nachfolger von Porson in dem Lehrstuhle der echischen Sprache zu Cambridge, vielleicht die be- denswertheste literarische Stelle in Europa; er ist r geachtet, hat das Leben von Bentley beschrie-, aber durch vieles Arbeiten hat sein Gesicht tten.

Heinrich Philpotts, Bischof von Exeter (seit 1830), l im Oberhause wegen seiner energischen Bered- keit bewundert. Fülle des Ausdrucks und Schärfe Urtheils sind ihm in gleicher Weise eigen.

Thomas Longley, Bischof von Ripon, hat sich aus- eichnet durch die Art, wie er der in seiner Diöcese, ıentlich in Leeds, Huddersfields, Halifax aufgekom- ıen Absonderung für besondere Gesellschaften ent- ıntrat.

Edward Stanley, Bischof von Norwich, ist kennt- ıreich, aber von besonderer Achtung um seines Le- ıswandels willen.

Thirlwall, Bischof von St. Davids, als Dichter und ıriftsteller früh aufgetreten, von grofser Sprach- ıtnifs, hat in Betreff seiner Rechtgläubigkeit An- fe in dem quarterly review erfahren.

Welvill, Prediger zu Camberwell, behauptet in ksicht auf eindringende Sprache und Wirksamkeit das Volk unbestritten den ersten Platz.

Wrangham, Archidiacon zu York, erlangt durch ıst und Gediegenheit, auch blühende Darstellung, ch Bedeutung als Theologe einen ausgezeichneten nen.

W. Neile, Prediger zu Liverpool, ist als Gegner des Jrvingianismus bekannt und wird sehr verehrt.

Croly in Walbrook, Stowell bei Manchester in Salford, werden als Prediger besonders genannt, letzterer hat unter anderen Gedichten the pleasures of religion herausgegeben, Stebbing in Hampsteadroad steht ihnen gleich.

Close in Cheltenham bekämpft die Dissenters.

Noel in London, von einer frommen Mutter erzogen und früher Kaplan Ihrer Majestät, wird sehr zahlreich besucht, er gehört anerkannt zu den Häuptern der evangelical school und hat aus Anhänglichkeit an seine Stelle das Bisthum Calcutta ausgeschlagen. Einfache überzeugende Predigten, wohlwollender Charakter, zeichnen ihn aus, er nimmt sich vielleicht im Verkehr mit den Dissenters nicht genug in Acht.

So schliefst der Verf. und spricht seine kirchliche Stellung noch recht bestimmt aus: „alle Heftigkeit „und Unduldsamkeit gegen Andersdenkende ist aller- „dings mit der christlichen Kirche durchaus unver- „träglich, aber eben so unverträglich ist es mit eines „Geistlichen Pflicht, den Unterschied zwischen einem „rechtmäfsig ordinirten Diener des göttlichen Wortes „(einem Priester der heiligen katholischen Kirche) und „einem dissentirenden Prediger, ob dieser auch aufrich- „tig und fromm sein möge, gering anzuschlagen. Wenn „die Idee der Kirche irgend eine Bedeutung hat, wenn „die Ordination mehr als eine blofse Form ist, ist es „unmöglich, dafs eine brüderliche Gemeinschaft zwischen „ihnen bestehen kann, über das hinaus, was die all- „gemeine Nächstenliebe erheischt". —

W. Chlebus.

XIX.

Discours prononcés à l'installation de M. Mickiewicz, professeur de littérature Latine, de M. Jean Zündel, professeur de littérature Grecque, et de M. Edouard Secretan, prof. de droit pénal, à l'académie de Lausanne. Lausanne 1842. 78 *pagg.* 8.

Die Gelegenheitsschrift, deren Titel wir oben angegeben haben, enthält die Französischen Reden, welche der inzwischen verstorbene Präsident La Harpe und Mr. Monnard, Rector der Academie, bei der Einführung der in der Ueberschrift genannten Professoren, so wie die Antrittsreden, welche die HH. Zündel und Secretan gehalten haben. Von Hrn. Mickiewitz lesen wir

Digitized by Google

keine Rede, weil er sie zufolge einer Nachschrift nicht zum Druck eingeliefert hat. Solche Reden, so passend sie auch für die feierliche Gelegenheit gewesen sein mögen, wie es die vorliegenden in der That sind, eignen sich für eine Anzeige in unsern Jahrbüchern im Allgemeinen nicht. Doch können wir es uns nicht versagen die Aufmerksamkeit und Theilnahme eines weiteren Kreises für Hrn. Zündel's Rede in Anspruch zu nehmen, weil wir darin eine vielversprechende Verpflanzung sinniger deutscher Wissenschaftlichkeit auf Französischen Boden erkennen. Hr. Zündel spricht über den Werth, den das Studium der Griechischen Welt, nachdem das Volk selbst untergegangen, für die heutige Welt haben müsse. Er setzt das Wesen des klassischen Griechenthums in die Ausbildung und Darstellung des Schönen im Leben, in der Kunst und Litteratur; er spricht über die göttliche Wahrheit, die unbewufst in dem Schönen liegt und in der echten Kunst mehr und mehr herausgebildet wird, endlich über die sittliche und christliche Vollkommenheit, die das höchste Ziel des Schönen nahmentlich in der Poesie ist. Pag. 29: Croyez-vous que l'artiste se donnerait la peine de créer s'il était content de ce qu'il voit déjà créé sous ses yeux? Il y a quelque chose de plus dans son oeuvre que dans son prétendu modèle, et précisément ce surplus, ce cachet de sa main, c'est pour lui la verité, c'est le reflet d'une lumière plus pure que la nôtre, d'une flamme qui éclaire et qui dévore son âme. Cette inquiétude constante de Raphaël qui espérait toujours de rencontrer quelque part son idéal, la susceptibilité du Tasse, le malaise de Winkelmann qui pressentait déjà le poignard, lorsqu'il revit les toits pointus des maisons allemandes, ce sont là des souffrances de l'aigle accoutumé à planer dans d'autres sphères que celles où les corbeaux trouvent leur pâture. L'homme, le roi de la création porte en son âme les véritables formes des choses: c'est un souvenir de ce qu'il a vu avant de naître disait Platon; c'est la force de sa pensée, disait Aristote etc.

Pag. 32: Plus je réfléchis sur l'ensemble de l'histoire de l'art, sur la genèse du monde idéal, plus je trouve en effet que les artistes à leur insu étaient enveloppés dans la marche d'une pensée divine qui se fait jour, qui se déroule peu à peu dans la suite des âges: c'est un seul mot divin, dont chaque siècle n'a peut-être épelé qu'une syllabe et dont déjà nous pouvons sans doute entrevoir le sens. L'instinct mystérieux du génie, cette sainte fureur, comme diraient les Grecs, est réellement quelque chose de plus grand que le poëte lui-même, et se trouve merveilleusement d'accord avec les pensées de la force créatrice, qui présida à la formation de ce monde. On a beaucoup raillé les admirateurs du beau, de ce que les idées sur le beau changent dans tous les temps et divergent encore aujourd'hui à ce point, que l'on a dû abandonner entièrement toute dispute sur le goût. C'est précisément de ces changemens du goût, que je tire mon argument; de la logique, de la conséquence avec lesquelles ces changemens se sont succédés.

Hr. Zündel beweist dies an der Geschichte der Architektur und in derselben nach dem Sprichwort *ex ungue leonem* an der Geschichte der Säule, wie der Stein sich mehr und mehr öffnet und das Licht zuläfst, wie er sich mit der Flora verbindet und gleichsam ein organisches, vegetabiles, Wesen zu werden trachtet. Die schöpferische Kraft der Kunst bleibt auch hier nicht stehen: sie läfst den Menschen selbst in dem Plan des Gebäudes sichtbar werden: pag. 38 ce même plan (de la basilique) se modifie, se rapproche de plus en plus de la forme de la croix et pour que l'intention de l'architecte soit hors de toute contestation: il y a quelques églises où la tête, le choeur de l'église s'incline légèrement comme si c'était la tête du sauveur qui se penche pour mourir. Dies wäre aber allerdings als ein Mifsbrauch der Symbolik in der dafür nicht geeigneten Masse zu bezeichnen gewesen. Deutlicher spricht sich die Tendenz der Kunst zu der reinen Menschennatur zu gelangen, in der Bildnerei aus. Hr. Zündel spricht darüber recht sinnig: pag. Chez les Grecs cet anthropomorphisme de la nature était encore plus determiné que chez les modernes et leur art franchit presque trop brusquement les degrés intermediaires. Je ne me pas frappé le premier du faible rôle que joue le paysage dans leur littérature comme dans leur peinture, etc. Pag. 44 La statue grecque — se dépouille à mesure qu'elle s'éleve à la perfection. Les plus antiques idôles des Grecs étaient complétement habillées; elles avaient une garderobe et changeaient même de costume. — De même ils déposent leurs attributs. Hercule perd sa massue, Vénus son miroir et Mercure son caducée; mais on les reconnait encore, Hercule à son cou de taureau etc.

Im dritten Abschnitt von pag. 49 an sucht Hr. Zündel die Stelle zu bestimmen, welche der Cultus der Schönheit auch in unserer heutigen Bildung einnehmen mufs. Die christliche Ansicht behauptet den Unwerth und die Verwerflichkeit alles Schönen, das Griechenthum vergötterte das Leben. Die Kunst soll eine Vermittelung beider Ansichten durch die Schönheit bewirken. Die wahren Künstler locken die Sinne an um unbemerkt ihren Gegenstand umzugestalten und ihre Zuschauer zu verwandeln. Hr. Z. betrachtet diese Verwandelung im Drama zunächst an Schiller's Wallenstein, aber sie findet überall statt. Die grofsen Meister beginnen gleichsam im flamändischen Stil wo die Begebenheit sich in ihrem örtlichen und geschichtlichen Lichte zeigt, aber sie schliefsen mit der Darstellung des rein Menschlichen, des Göttlichen im Menschlichen. *Diese Läuterung* ist die Aufgabe der Kunst. Hr. Zündel stellt sie von mehreren Seiten dar. Er schliefst mit den Worten Dans un temps où les hommes complets s'en vont, où l'on n'apprécie que des perfections exclusives, y aurait-il grand mal à faire paraître quelquefois devant nos yeux cet homme ideal dont je vous ai tracé la biographie, l'homme tel que Dieu l'a fait et non tel que le siècle l'a rendu? Non, messieurs, la cause est trop belle, cet art qui résume tous les arts se relèvera de l'ignominie, dans laquelle l'a laissé tomber l'abandon des hommes serieux, et le poëte nous viendra non moins dramatique que Shakespeare, aussi sensible qu' Euripide, et plus franchement chrétien que Raphaël.

Die Akademie von Lausanne hat den Beruf die geistige Verbindung dreier grofsen Völker, an deren Gränzen sie liegt, durch die Kraft freier Wissenschaftlichkeit zu vermitteln. Wir wünschen ihr Glück, dafs sie an Hrn. Zündel einen Lehrer gefunden hat, der den Geist Deutscher Bildung, welchen die gegenwärtige Rede ausspricht, mit der Französischen Energie vermählt. Wir glauben die Sprödigkeit der verbundenen Elemente noch in der eigenthümlichen Prägnanz des Stils zu erkennen. Hr. Z. sagt von sich: Moi qui naguères ne savais pas encore dans quel pays je devais arrêter mes pas, dans quelle langue je me nommerais, je me vois maintenant entouré de tant d'amis, de collègues, d'élèves qui dans un idiome étranger me font entendre des accents fraternels etc. Möge auch er die wünschenswerthe Befriedigung in seinem Berufe finden. C. Z.

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1842.

XX.

deutschen Colonieen, in Piemont; ihr Land, re Mundart, ihre Herkunft. Ein Beitrag ir Geschichte der Alpen von Albert Schott. tuttgart und Tübingen, 1842. 8.

Wenn man historische Schriften, wie die vorlie-de, mit Abhandlungen, die landschaftliche Alter-ner und Geschichtsforschung betrafen, aus dem inge des Jahrhunderts vergleicht, fühlt man erst t, welch' aufserordentlichen Fortschritt die histori- Forschung in Deutschland in den letzten Decen- gemacht hat. Damals galt als einzige Quelle, die Schrift in eigentlichen historischen Aufzeich-en hinterlassen hatte. — Namen wurden zwar herbeigezogen, aber weniger um belehrendes t zu geben, als vielmehr nur um in Folge krau- willkührlicher Etymologie einen täuschenden Glanz die Schwächen dieser oder jener beliebten Hypo- zu werfen. Möser stand noch ganz allein in der agung ländlicher Verfassung, Einrichtung und ; in der Beachtung der Gewerbsverhältnisse, um leichen Dinge für historische Ergebnisse zu nut- — und auch Er hatte nur in beschränkten und alb zuweilen irreführenden Bahnen seine Blicke uf gerichtet. — Nun tritt uns hier eine sorgsam- Forschung über einen kleinen, aber darum doch st merkwürdigen Kreis von Landgemeinden ent- n, die aufser einigen gelegentlichen Anführungen teren geographischen Werken und Reisebüchern nds sich auf geschriebene Quellen berufen kann; icht einmal Inschriften und Münzen (erstere we- ens nur im geringsten Betrage) nachzusehen hat — ;ar keine andere Quellen hat, als die früher ganz achteten der Landessprache, Landessitte, der raphischen Stellung des Landes, der Verkehrs- ältnisse; und welch' einen Reichthum von Wahr- nehmungen und Ergebnissen, und in welch' reinlicher, sauber fortschreitender Arbeit, vermag sie uns doch zu bieten!

Es sind die deutschredenden Gemeinden: Issime, Gabi, Gressoney, Alagna, Rima, Macugnaga, Rimella und Varallo, die jenseits des Alpenfirstes nach Piemont hereinliegen, deren jetziger Zustand und frühere Geschichte den Gegenstand der Arbeit bilden. Natürlich ist da der Inhalt ein doppelter: *einmal* Mittheilungen, die auf Autopsie beruhen, und deren anschauliche Bildnerei und schlichte Bekanntmachung wir nur mit einfachem Danke aufnehmen können; *sodann* Forschungen, wobei Sprachmaterial und anderweitige geschichtliche Notizen zu Hilfe gezogen sind, und hier ist es an uns, nicht bei einfachem Danke stehen zu bleiben, sondern dem Verfasser, der offenbar seinen Gegenstand von Herzen lieb gewonnen hat, ein Antidoron mit dem zu machen, was uns etwa zufällig an weiteren aufklärenden Daten zur Hand ist. Diesen Dank, so weit ihn Referent abtragen kann, darzubringen, ist die Aufgabe dieser Anzeige.

Der Verfasser, der in dem Gebiete der deutschen Sprachforschung wohl bewandert und zu Hause ist, stöfst bei den Ortsnamen, die (wenigstens, was die bedeutenderen Localitäten betrifft) von den Händen eines Volksstammes in die des nachfolgenden in denselben Sitzen übergehen, nothwendig in diesen einst überall von Kelten bewohnten Gegenden häufig auf keltische Sprachreste. Er bezeichnet es selbst als eine Lücke, die seiner Forschung anhaften geblieben, dafs er in dem Gebiete der keltischen Redeweisen nicht ebenmäfsig wie in dem der deutschen zu Hause sei, hat sich aber doch bemüht, das Seinige zu thun, so weit es möglich war. Dabei ist ihm entgangen, dafs schon Diefenbachs keltische Forschungen klar erwiesen haben, wie die Dialekte dieser Gegenden nicht mit den gadhelischen Mundarten, sondern

Digitized by Google

mit den kymrischen auf gleicher Lautstufe stehen. Im Ganzen würde er also besser gefahren sein, wenn er sich in wälschen Wörterbüchern Raths erholt hätte, statt in gälischen; indessen auch die letzteren können bedeutende, ja oft die einzigen Dienste leisten. Wie es nämlich bei den deutschen Mundarten ergangen ist, dafs zuweilen ein Wort der alten Sprache in südlicher Mundart, etwa in der bairischen oder Tyroler gehaftet hat, und dann wieder nur im Isländischen; für die hochdeutsche Schriftsprache aber und alle anderen dazwischen liegenden Mundarten gänzlich verloren ist, so ist es auch bei diesen keltischen Dialekten. Trotz dem, dafs es fest steht, dafs diese südkeltischen Dialekte mit dem Wälschen gleiche Lautstufe halten, sucht man doch oft zu Erklärung der in Namen haftenden Wörter vergebens bei den Kymren einen Rath, der bei den Gaelen, wenn man ihn zu suchen versteht, etwa auf offner Hand liegt — wir sagen wohlbedächtig, wenn man ihn zu suchen versteht, d. h. in diesem Falle, wenn man die Lautverschiebungen der beiden Reihen von Dialekten kennt. Ein Beispiel wird alles deutlich machen. Der Vf. vermuthet mit Recht, dafs der Name des Monte Rosa in seinem letzten Theile (Rosa) keltischer Abkunft sein müsse. Das Wort rhos aber bedeutet jetzt im Wälschen nur: „die Rose"; es ist ein fremder Eindringling. Allein ohne Zweifel war ein anderes, altes, einheimisches Wort rhos vorhanden, was sich in regelrechtem Lautwechsel im Gälischen wiederfindet. Das wälsche o ist überall entweder aus aw in Ableitungen entstanden, dann entspricht es gälischem ea; oder es ist ursprünglich; dann entspricht es gälischem u; das letztere ist hier der Fall — und rus heifst gälisch: der Wald. Also Monte Rosa ist genau dasselbe, was das lateinische mons Sylvius ausdrückt, und die lateinische Benennung ist entstanden entweder, als in diesen Gegenden noch keltisch geredet ward; oder wenn es späteren Datums ist, hat sich eine Tradition von der ursprünglichen Bedeutung des keltischen Adjectivums rosa (es wäre wie ein gälisches Adjectivum rusach) erhalten, und die Uebersetzung sylvius herbeigeführt. Wahrscheinlich hat der Gebirgsstock seinen Namen von den vielen Hörnern und Zacken, die ihn bilden und die den Vergleich mit einem Zackenwald einerseits herbeiführten und die Namen mons sylvius, monte Rosa veranlafsten, andererseits den Vergleich mit den zackigen Enden eines Hirschgeweihes motivirten, und so den Namen monte Cervino e stehen liefsen. Auch der Name Matterhorn und G nerhorn haben dieselbe Entstehung; das mittellat sche Wort materiamen, materius (der Baumstamm) ein ursprünglich gallisches, latinisirtes Wort, was gälischen maide, „der Baumstamm", seine Wurzel Das Kymrische hat nur eine Ableitung bewahrt mat die Hacke, Haue, das Instrument zum Fällen Baumes. Matterhorn ist auch eine Berg-Spitze, sich darstellt, wie ein Baum; und Gornerhorn ist Tautologie aus zwei Sprachen, denn gälisch heifst o sowohl Horn, als Trinkhorn, als Bergspitze, als L spitze, als das Blasinstrument, was wir auch H nennen; im Wälschen hat es wenigstens einen dieser Bedeutungen. Alle diese Namen führen auf selben Vergleich zurück, und zeigen, was das kelt Namenwesen überhaupt darthut, dafs diesen Stäm nicht sowohl der einzelne Laut den Namen bildete, vielmehr die bestimmte auf das Local übertragene stellung, die sich aber in hundert verschiedenen dungen ausdrücken liefs; so lange man in den schiedensten Lauten dieselbe Grundvorstellung hielt, blieb doch derselbe Name. Die Namen flüfsig, durchsichtig, dem Laute nach wandelbar, im Sinne fest — und so ist es zum Theil noch in den keltisch redenden Gegenden, wenn auch graphische Handbücher und statistische Aufzeichnung der Sache bis auf einen hohen Grad ein Ende gemac und den Laut der Namen fixirt haben.

Eine andere Quelle zu Beihilfe seiner Forsch gen hat sich der Vf. in der vergleichenden Betr tung des ländlichen Baustyles eröffnet. Gewifs ist in diesem Theile der Volkssitten ein sehr wichti historisches Zeugnifs. Ref. kann, da er die Gegen der sylvischen Landschaften nicht aus eigener schauung kennt, hier nicht selbstständig mitreden, dern hat nur die gegebenen Notizen für sich dankb Empfang genommen; möchte sich aber erlauben de auf eine Schrift aufmerksam zu machen, in welcher gleiche historische Quelle zu ähnlichen Zwecken ben und mit vielem Erfolge benutzt, mehr aber angede ist, wie sie weiter benutzt werden könnte; das ist ländliche Verfassung in den einzelnen Provinzen preufsischen Monarchie von Aug. Freiherrn von H *hausen* (Königsb. 1839. 8.). Sehr zu wünschen gewesen, dafs Hr. Dr. Schott in ähnlicher Weise,

Digitized by Google

dem eben genannten Buche des Hrn. v. Haxthausen 70 ff. geschehen ist, durch kleine Holzschnitte der und- und Aufrisse, die ja leicht zu beschaffen gewe- sein würden, diesen Theil seiner Erörterung illu- rt hätte. Ueber einen anderen nahe verwandten genstand, den der Verf. ebenfalls gelegentlich be- icht, das Ansiedlen der deutschen Landschaften nlich in Dörfern oder vereinzelten Höfen, würde er einem anderen Werkchen des Hrn. v. Haxthausen: r den Ursprung und die Grundlage der Verfassung len ehemals slavischen Ländern Deutschlands (Ber- 1842. 8.) förderliche Zusammenstellungen gefunden en, wenn ihm dasselbe der Zeit nach schon hätte Hand sein können.

Was die eigentlich historischen Nachrichten anbe- ft, so hat sich der Vf. eine wichtige, bereits vorhan- ne Quellen entgehen lassen; das ist der erste Band r vortrefflichen historischen Quellensammlung, welche königl. Sardinische Regierung herausgeben läfst er dem Titel: Historiae patriae monumenta edita u regis Caroli Alberti. Dieser erste Band enthält lreiche die Diöcesen von Aosta und Novara betref- le Urkunden, und an einigen dieser Urkunden will zeigen, nach wie manchen Seiten hin der Vf. sich h dieselben gefördert gesehen haben würde. Da et sich also z. B. eine Urkunde vom 22. Juni 999, he aufgenommen ist zum Zeugnifs eines Tau- s von Gütern, den der Erzbischof Arnulf von Mai- l mit Landfred dem Abt von S. Salvator zu Arona eht. Die Güter die der Erzbischof hingiebt liegen Theil im Anzasca-Thal und es heifst in der Ur- de namentlich wie folgt: „et de in ista valle illa, dicitur anzasca, sunt alpicellas (Gebirgsdörfer) ttuor et stellareas (Sennereien) cum areas earum; s alpicellas insimul se tenente pecias quatuor; a alpicella dicitur curte vacarecia; alia dicitur la; tercia dicitur *macuniaga*; quarta dicitur roui. — Hier ist also deutlich, der jetzt ganz deutsche Ort ugnaga an der Anza war schon im Sommer 999 ere Zeit Eigenthum des Erzbischofs von Mailand kann nicht erst seit dem 13. Jahrhundert von Wallis bevölkert sein. Allerdings wäre nun möglich, dafs späteren Herren des Ortes, um die Alpenwirthschaf- auszudehnen, herüber gewanderten Wallisern in ier Zahl allmälig die Ansiedlung verstattet hätten, ihr Deutsch das dominirende geworden — bedenkt man aber, dafs im 10. Jahrhunderte noch gar manche Ueberbleibsel eigenthümlich longobardischen Wesens sich finden, so wird es doch fast wahrscheinlicher, dafs in Macugnaga sich ein Rest der deutschen Bevölkerung Italiens bei deutscher Art erhalten, vornämlich durch die Anlehnung an und den Verkehr mit den Deutschen in Wallis sich so erhalten hat, und dafs hieraus nur die Verähnlichung des Dialekts mit dem wallisischen zu erklären ist. Eine bedeutendere spätere Zuwanderung aus Wallis könnte dabei immer zugegeben werden — nur ist es nicht wahrscheinlich, dafs solche Zuwande- rung *allein* einen früher romanischen Ort in romani- schem Lande erst zu einem deutschen gemacht haben sollte. Ein deutscher also longobardischer Stock wird wohl schon 999 dagewesen sein.

Eine andere Urkunde setzt des Verfs. Vermuthung, dafs in Issime die Landgerichte des Lesiathales ehe- mals gehalten worden seien, aufser Zweifel. Sie ist vom 5. December 1253 und stellt die Lehenspflichten des Herrn Hugo von Bard (die Herren von Bard waren Voigte des Stiftes von Aosta) gegen den Bischof von Aosta fest: Da beschwören eine Anzahl geistlicher und adliger Herren, dafs sie in Ysoma (Issime) zugegen gewesen seien, als Bischof Bonifacius von Aosta. Herrn Ugo de Bardo gefragt habe, welche Lehenspflicht er ihm (dem Bischof) sich schuldig bekenne wegen der Gerichtsbarkeit (de placito — eigentlich: wegen des Rechtes die Landgerichte zu halten) — Herr Ugo habe dann hier und an anderen Orten (natürlich auch vor feierlichen Gerichtsversammlungen, seien es nun Hof- gerichte wie in Augusta in domo domini episcopi, seien es anderwärts Landgerichte) bekannt: „se debere mille solidos de placito episcopo augustensi quoties placitum accidebat pro feudo quod tenebat ab ipso domno epis- copo augustensi". Da in dieser Urkunde der Name Bard, bald Bardo, bald Bare, bald Bart geschrieben wird, ist allerdings möglich — was die Herausgeber (ich weifs nicht, ob auf andere urkundliche Nachrich- ten gestützt) im Register andeuten — dafs der in der Urkunde auch vorkommende Ortsname Eysogna mit Ysoma identisch ist; vielleicht ist die deutsche Form desselben (Eyssungen?). Auf jeden Fall sehen wir hier den Grafenstuhl von Issime schon 1253 als Mittelpunct eines bischöflichen Voigteigerichtes, und schwerlich ist auch die deutsche Bevölkerung des Lesiathales von so neuem Datum als der Verf. annimmt; vielleicht ist sie

Digitized by Google

auch longobardisch oder burgundisch, wenn wir auch bei ihr immerhin eine bedeutende Zuwanderung aus Wallis später zugeben können.

Doch nicht blofs für die politischen Verhältnisse dieser Gegenden bieten diese Urkunden Ausbeute, sondern auch für die sprachlichen Erklärungen. Der Vf. stellt z. B. bei den Ortsnamen von Gressoney den Namen Frĭdĭĕr-bach unter die halb romanischen; es scheint aber ein deutscher. In einer Urkunde vom J. 1228, welche die Rechte des Bischofs von Aosta in dem deutsch bewohnten Formazzathale anbetrifft, heifst es: „Item ad refectionem sive ad constructionem domorum ipsarum alpium sive illarum domorum in quibus reponuntur casei, qui dicuntur *fredierius*, possunt et debent scindi arbores libere et absolute quantum ad hoc necesse fuerit de nemore supradicto". — Dieses fre, macht die Annahme wahrscheinlich, dafs auch jenes frĭ, was ihm correspondirt, das verderbte Präfix: fir ist — so bleibt uns ein freilich dunkler Stamm-dier und -dierius, welchen zu erklären wir denen, die mit der Nomenklatur der Käsemacherei in den Alpen besser bekannt sind als Ref., überlassen müssen. Das sylvische dier läfst ein deutsches dürr vermuthen (wie mieszig für müszig und biel für bühl); vielleicht ist eine Gattung mehr trockner, dürrer Käse gemeint; und der Bach hat den Namen, weil er dann und wann austrocknet. In einer bairischen Mundart wird dörren (siccare) auch ausgesprochen: dĭĕn, natürlich für dĭĕrn s. Schmeller.

Nach diesen allgemeineren Andeutungen sei es uns vergönnt, noch einiges ganz Specielle zu besprechen:

S. 151 in dem mitgetheilten Volkslied hat die hochdeutsche Uebersetzung dem Wort zicchinghe gegenüber eine Lücke — das Wort bedeutet aber offenbar: Zechinen.

S. 154 wird die Zusammenwerfung des Nominativs und Accusativs in den sylvischen und schweizerischen Dialekten besprochen. Dieselbe Erscheinung findet sich wieder in den niederländischen Dialekten südlich und westlich der Maas. Die Erscheinung eignet allen keltischen Sprachen und hat sich von ihnen nicht blofs auf die deutschen Landschaften, in denen keltische Nachwirkungen am deutlichsten spürbar sind, sondern auch auf die romanischen Sprachen übertragen.

Auch S. 181 die Wörter, welche der Vf. als uralte deutsche aufführt, die in anderen Dialekten erstorben seien, sind zum Theil ursprünglich keltische, die wohl einzeln auch in weiterem Umfange in der deutschen Sprachmasse Aufnahme gefunden hatten, und wieder allmälig ausgemärzt worden sind, theils ganz allein diesen sylvischen Mundarten zugekommen sein mögen. Das chedan (sprechen) in ant-chedan (antworten) ist ein solches in eine Reihe deutscher Dialekte eingedrungenes ursprünglich keltisches Wort. Im Deutschen bezieht es sich nirgends auf einen ursprünglichen Stamm, auf ein starkes Verbum — im Keltischen ist es in seiner Ursprünglichkeit lebendig. Wälsch heifst chwed (oder in anderer Schreibung chwez) facultas dicendi pronuntiandi; *chwèd*, sermo, phrasis; *chwedla* sermocinari; *chwedyl* sententia, narratio, sermo. Gälisch wissen *ceodach*, loquax und *ceodal* fabula, narratio, colloquia, auf ein Grundwort *cead* in der Bedeutung sermo zurück; es hat aber nur noch die engere Bedeutung sermo valedicentis sive permittentis, der Abschied, Urlaub, die Erlaubnifs. Eben so ist arwen ganz dem wälsche aru, gälische aradh (spr. aru); attro (der Oheim) mit dem gälischen atthair (der Vater) zusammenhängend, entspricht dem wälschen ew-ythyr; ei (die Heirath) hängt mit wälschem *aelwyd*, die Familie; *aelawd*, das Familienglied; *aelaw* das Familienmögen zusammen; es ist wohl eben so wenig wie du (dunkel) was ganz das gälische *dub*, wälsche *du*, ger, obscurus ist, in irgend einer anderen als der vischen Mundart deutsch vorhanden gewesen. Es wü zu weit führen, hier noch weiter auf dies Thema zugehen; eine ausführlichere Arbeit über das Verhä nifs der malbergischen Glosse zu den jetzt noch handenen keltischen Dialekten, die bereits im Dr ist, wird Ref. Gelegenheit geben, von diesem Ein gen keltischer Sprachtrümmer in die deutsche Spr im Zusammenhang zu sprechen.

S. 210 sind die Ortsnamen: Ober-an-der-berg Nider-an-der-berg wohl besser zu theilen Ober-an berg und Nider-ander-berg — so dafs ein Name A berg, der sich in ein Ober und Nider scheidet, zu liegt. Anderberg könnte einen Berg vis-à-vis ten; da müssen schon immer zwei sein, die sich gegenüber liegen; hier ein oberer und ein niederer.

Indem wir hier von dem Buche scheiden, und einen an Anregungen und für Bemerkungen so reichen Theil, das Wörterbuch, deshalb gar nicht näher Beziehung nehmen, weil ein gründliches Besprechen nes Inhaltes hier nicht am Orte sein kann; einzelne aber schon von Anderen in reichlichem Mafse hervorgehoben ist und sicher weiter hervorgehoben werden wird, befällt Ref. noch die Besorgnifs, es möchte ergänzende und berichtigende Haltung seiner Anzeige manchem Leser derselben die Vorstellung nahe legen er hätte in der Schrift selbst am Ende doch nur was zu erwarten, dem man im Wesentlichen mit gänzungen und Berichtigungen nachzuhelfen habe. ist aber entfernt nicht so, und es thäte Ref. in Seele leid, wenn seine Anzeige irgend jemand, dem Interessen sonst im gegenwärtigen Falle zur Notizna führen, abhalten sollte, die an Belehrung und Unterhaltung so reiche Reisebeschreibung, statistische sprachliche Erörterung kennen zu lernen. Er hält deshalb für seine Pflicht zum Schlusse noch recht nachdrücklich dies Werk als ein solches zu empfehlen, recht allgemein gekannt zu werden verdient.

H. Leo.

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

XXI.

lhalla's Genossen, geschildert durch König udwig den Ersten von Bayern, den Gründer Valhalla's. München, literarisch-artistische nstalt, 1842. 268 S. *gr.* 8.

Ein Werk wie dieses, allem Grofsen, Wahren Schönen im Volke geweiht, mufs, zur Ehre der issenschaft, auch in den Annalen der Literatur die führende Anerkennung finden. Hier sind Lehre Beispiel, Huldigung und Aufruf ausgesprochen die Gegenwart und für die Zukunft, und, ohne te, Schmach den kommenden Geschlechtern, welsolche Gallerie nicht weiter führen sollten. Ein ig weiht den grofsen Deutschen einen Tempel, n Verdienste gleich: der Herrscher, welcher mit gesgeschrei die Welt erfüllte und der, welcher, landesväterliches Ebenbild der Gottheit, still im n waltete; — der Feldherr, der Erfinder, der ter und der Weise, der Naturkundige und der, her in den Annalen der Menschheit die Wege tes findet; der gottbegeisterte Verkündiger des istenthums und — der reine Mensch, welcher das re Christenthum in seinem Leben thätig werden t; — sie Alle, und wo sonst noch eine deutsche end hervorragt, stehen hier, in beiderlei Geschlech- geschaart, ohne äufsern Rang, ohne Ansehn der urt; — im Namen des Vaterlandes und des Verstes sind sie gleich, gleich sind die Plätze, welche einnehmen und die Kränze, welche ihnen blühen. wenn nicht jegliches Verdienst in Person dastekonnte, so ist es würdiglich vertreten. Nur Ein m fehlt, Luther, ein Name, der nirgends, selbst tom nicht fehlen darf, wenn von Cultur die Rede denn — er ist nicht grofs allein als Haupt Einer e: er steht allseitig da, wie die grofsen, bahnbreenden Reformatoren der schönen Redekünste, der klassischen Philologie, der Naturkunde, der Philosophie, der Geschichte; und — so wie der Jude in München, Wien, Berlin nicht leugnen darf, dafs er vom Christenthum genährt, getragen werde; so darf kein Winkel in der ganzen Welt den Dank versagen, welchen er dem Reformator der deutschen Sprache, der deutschen frommen Muse, der deutschen Wissenschaft schuldig ist, selbst der Theologie als Wissenschaft schuldig ist Dem, welchem auch die Fürsten als solche (nach Friedrich's Worten) Altäre errichten müfsten. Doch bescheiden wir uns gern; denn es ist offenbar nicht äufsere Rücksicht, welche einen der Heroen der Weltgeschichte und der Menschheit hier ausgeschlossen hat, sondern Ueberzeugung, und Ueberzeugung, welche auf achtungswerther, wenn auch nicht allgemeiner Ansicht ruht: „Auch er, heifst es, Seite 141, in Bezug auf Erasmus von Rotterdam, wollte Reformation (schon von der Basler Kirchenversammlung als nothwendig erkannt), die katholische Kirche zurückzuführen zu dem, was sie gewesen, nicht sie vernichten"; — „fromm lebte, fromm starb Erasmus von Rotterdam", „ „ein Mann von dem gröfsten Verdienst und Einflufs, dessen Bücher bleiben werden, wenn längst von den damaligen Controversschriften keine mehr in einer Bibliothek stehen wird" ". — „Die Reformation ging auf; die bildende Kunst ging unter", heifst es, S. 134, in Albrecht Dürers Leben; welcher aber, der Reformation zugethan, in der Einleitung zu seiner „Unterweisung der Messung" vom Jahre 1525, selber sagt: „dafs der geläuterte Glaube eben so wenig der Kunst entgegen sei, als die Kunst blofs eine religiöse Bestimmung habe".

Der grofse Praeceptor Germaniae wird nur nebenher, als Lobredner des Geschichtschreibers Lambrecht von Aschaffenburg, „der ausgezeichnet gelehrte Melanchthon" genannt: auch er, der Versöhnlichste, ist kein Walhalla-Genosse.

Digitized by Google

Das Lob des grofsen Kurfürsten, er habe an *Calvin's* Lehre dergestalt gehangen: „dafs ihn, den Vergröfserungslustigen, weder Schwedens, noch Polens Krone, sogar die kaiserliche nicht, sie zu verlassen reizte" — ist das schönste, welches der Entsagung für den Glauben gespendet werden könnte; doch mag er es, auch ohne die vielleicht absichtlich beigemischte Schärfe nicht so ganz verdienen: denn, um die lutherische Königin von Schweden hat er wohl geworben; ja, der neueste Biograph Christinens sagt selbst: diese Werbung sei mehrmals, immer vergebens, wiederholt worden: aber, Christine hatte männliche Eigenschaften, sie wollte sich (nach ihren eigenen Worten) nicht behandeln lassen, wie der Bauersmann seinen Acker behandelt.

Unser grofser Friedrich ist hier als „*der Einzige*" aufgeführt: dafs kein deutscher Sinn in ihm gewesen, „damals in keinem teutschen Grofsen, nur österreichisch und preufsisch Gesinnte gab es in Teutschland"; — dafs er die Zerstückelung Polens *vorgeschlagen;* — dafs seine *Irreligiosität* sich verbreitet — ist sehr allgemeine (von uns nicht getheilte) Klage; die Worte, angeblich aus Friedrichs Munde „*Den Sieg bei Leuthen* (sein liebster) *gäbe ich hin, wäre mein Volk so rechtlich, wie unter meinem Vater*", ermangeln der innern, wie der äufseren Beglaubigung. Es waren dieselben Brandenburger-Preufsen bei Fehrbellin, bei Leuthen, auf Mont-Martre — aber, in immer gesteigerter Intelligenz und moralischer Kraft das ganze Volk, wie die Armee, und nach dem Falle, wie bei Kolin, bei Jena und bei Ligny, sich nur rüstiger erhebend.

Wir führen diese Abweichungen von *unserem* historischen Bekenntnisse nur der Gelegenheit wegen an, eine allgemeinere Maxime des königlichen Schriftstellers aufzufassen, welche darin besteht, die biographischen Skizzen nicht, wie man vermuthen sollte, rein von ihren lichten Seiten, durch welche sie Walhalla selbst erleuchten, darzustellen, sondern, fast mit historischer Strenge, gern mit einer Beimischung von Schatten, um sie zu wahren Lebensbildern zu gestalten.

Die Walhalla-Genossen aus König Ludwigs Feder, ihrem biographischen Gehalte nach, sind nicht besser zu bezeichnen, als, indem vorweg ausgesprochen wird, dafs sie gesammt den Stoff zu dem interessantesten inneren Portrait des Verfassers selber bieten; einige der 159 Skizzen sind rein Frücht historischen Erforschung, ohne dafs die Seel Autors dabei tiefer ergriffen worden wäre; also auch der Leser kalt. Andere, z. B. Lessing, Katharina die Zweite, zeugen deutlich von der wundenen historischen Gerechtigkeit des Biogr nicht so von der gemüthlichen Theilnahme an de den: Licht und Schatten treten grell zusamme dem Leser bleibt ein Gemisch von Stimmungen, es an Harmonie gebricht. Wo aber, wie in de sten Compositionen, das Herz den Griffel der Ges führte, da fliefst die Sprache in dem vollen Lobe ter, die Töne sind warm und athmen Leben, u Leser legt das Buch mit Freuden und mit si Erhebung aus der Hand: König Alfred, Friedri Zweiten Kaiser, Ernst den Frommen Herzo Sachsen-Gotha, Graf Zinzendorf (den Stifter de der-Gemeinde), Maria Theresia, Johann Wincke Mozart, Friedrich von Schiller, Joseph Haydn, nes von Müller, Wilhelm Herschel könnte m Ideale oder die Wahlverwandten von König L nennen: sie werden überall als Muster der lung in dieser Art erscheinen und ihres Zwec verfehlen.

Wir haben dies patriotische Königsbuch, würdiglich zu loben, vielleicht mit zu regelre Schulmafs ausgemessen; aber — wir bitten m laubnifs für das stolze Wort — unsre Begeiste für die Walhalla-Genossen König Ludwigs ist nichts desto minder beim Lesen und Wiederlesen so vom Herzen unwillkürlich abgedrungen worden, ihm das Wort der Weihe seiner Helden bei der trachtung ihres Werthes; ja, wir haben uns d glüht und hoch erhoben gefühlt — von einem schen Throne herab ein Volksbuch und ein Schu zu bekommen, welches, in Johannes von Müllers und Sprache gehalten, von Herzen zu Herzen und reiche Ernten tragen wird.

Die Buchhandlung hat das Werk gut ausg tet, doch nicht gut genug: eine Quartausgabe wa entbehrlich, noch unentbehrlicher ein ganz wohl Druck für alle deutsche Schulen. Auch mufst „literarisch-artistische Anstalt in München" ein wie dieses ohne alle Fehler der Presse der deuts Nation darbringen: S. 34 u. 45 steht Widekind, Wiedekind; S. 61 steht Melanchton; S. 105

Digitized by Google

ıhne Byzantinischem"; S. 188 steht Otto v. Querike, ıtt Guericke; S. 194, wo von Wilhelms (des Dritten) ndung in Torbay die Rede ist, steht 1683, statt 1688; 251 steht Scharrnhorst, statt Scharnhorst, S. 265 ıt Wilda, statt Schilda: Alles durch die Schuld der ckerei, als ob deutsche Historiker nahe und ferne, ıen in der Walhalla durch die reiche Schaar von nen so grofse Ehre und Pflicht geworden, sich nicht n erboten hätten zu Correctoren König Ludwigs deutschen Biographen!

Preufs.

XXII.

e Lehre von Christi Höllenfahrt nach der heiligen Schrift, der ältesten Kirche, den christlichen Symbolen, und nach ihrer vielumfassenden Bedeutung, dargestellt von Joh. Ludwig König, königl. preufs. Garnison-Prediger in Mainz. Frankf. a. M., 1842. Verlag von H. Zimmer. V. u. 281 S. mit dem Motto: „Wer anders als in Ungläubiger könnte leugnen, dafs Christus n der Unterwelt gewesen"? Augustinus. —

I.

Wie zur Menschwerdung Gottes in Christo wetlich die Erniedrigung Christi, zur Erniedrigung die iedrigung bis zum Tode, und zwar zum Tode des ıders gehört, so gehört auch zum Tode des Sünders Erniedrigung zur Hölle, die *Höllenfahrt.* Ja, Chris hätte den wesentlichen Tod, welcher der Sünde d ist, nicht erlitten, der Tod hätte ihn nicht ganz troffen, wenn er blofs gestorben und begraben, aber ht zur Hölle gefahren wäre. Die Seelen der Sünwürden von dieser Hölle nicht erlöset, der Tod Erlösers würde nicht satisfactorisch gewesen sein, m sich nicht eben dieser Tod in der Höllenfahrt lendet hätte. Dennoch ist unsere heutige Theologie rhaupt und die Philosophie derselben insbesondere r diesen wichtigen und wesentlichen Gegenstand Eschatologie ziemlich wortkarg geblieben; die igionsphilosophie hat sich dazu noch schweigsamer ıalten, als nach Dr. *Krabbe* (die Lehre von der de und vom Tode 1836) zu der Lehre von Sünde Tod überhaupt. Ohne Hamartiologie ist aber keine istologie möglich: darauf hat noch kürzlich in den unter uns leider nur zu wenig bekannten Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Geistlichkeit Rufslands Dr. Carlblom zu Dorpat unter fortlaufenden Artikeln zum Behufe einer neuen philosophischen Begründung der christlichen Dogmatik aufmerksam gemacht, auf den wir wieder aufmerksam machen möchten. Wie aber ohne die Sünde die Erlösung nicht zu verstehen ist, so läfst sich auch von der Sünde das Kapitel vom Tode und von dem Werke der Genugthuung und Erlösung die Höllenfahrt Christi nicht trennen, welche eben darum von einigen Theologen schon zum Stande der *Erhöhung* gerechnet werden konnte, weil sie die *Erniedrigung* vollendet.

Dem Hrn. Verf. müssen wir daher für seine Monographie um so dankbarer sein, als er dadurch zu weiteren exegetischen, historischen, dogmatischen und philosophischen Forschungen die Veranlassung geben wird. Um so weniger können wir es rügen, dafs er weder die Dogmengeschichte durch alle Jahrhunderte verfolgt, noch das Dogma selbst nach allen Seiten erschöpft, noch auch den vollen Begriff im Verhältnifs zum gesammten Erlösungswerke wissenschaftlich entwickelt hat.

Im ersten Abschnitte ist die Exegese der betreffenden Bibelstellen enthalten. Die Hauptstelle ist 1. Petr. 3, 19. 20. und 4, 6. „Im Geiste ist er auch hingegangen, „und hat *gepredigt* den Geistern im Gefängnifs, die „etwa nicht gläubeten, da Gott einsmals harrete, und „Geduld hatte zu den Zeiten Noä, da man die Arche „zurüstete, in welcher wenige, das ist acht Seelen, be„halten wurden durchs Wasser". — „Rechenschaft zu „geben dem, der bereit ist zu richten die Lebendigen „und die Todten, dazu ist auch den Todten das *Evan„gelium* verkündigt, auf dafs sie gerichtet werden nach „dem Menschen am Fleisch, aber im Geiste Gotte „leben". Daran schliefsen sich die übrigen auf diese Lehre bezüglichen Bibelstellen Alten und Neuen Testamentes, welche exegetisch erläutert werden.

Im zweiten Abschnitte sind die Aussprüche der Kirchenväter gesammelt bis auf Augustinus, wornach bei Christi Höllenfahrt wenigstens nicht definitiv der Zweck ausgeschlossen wird, den der Verf. später besonders hervorhebt, nämlich durch die Predigt auch viele Todte zu erlösen, die darnach verlangen, aber nicht davon gehört haben. Mit Augustinus bricht der Verf. die literär-historische Entwickelung ab: er hat überall

Digitized by Google

nur die betreffenden Aussprüche extrahirt, ohne sie in ihrem systematischen Zusammenhange zu beleuchten. Er kommt zuletzt auf das *apostolische Glaubensbekenntniſs*, welches erst im vierten Jahrhundert den Zusatz von der Niederfahrt Christi zur Hölle erhalten hat. S. 123. 127 flg. 131. 132.

Daſs die Ansichten der Theologen eben nur bis zum vierten Jahrhunderte erörtert werden, hat seinen Grund eben darin, daſs von nun an das *Symbol* gleichmäſsig eintritt. Darum werden zum Schlusse und zum Uebergange auf das Folgende aus den langen Jahrhunderten bis zur Reformation nur drei Namen genannt, nämlich Duns Scotus † 1308, welcher die Höllenfahrt gänzlich bestritt, Johann Picus von Mirandola, † 1494 welcher die Höllenfahrt nicht als *wirklich* gelten lieſs, sondern nur Christi *Wirkung* auf die Hölle zugab, und *Nicolaus Cusanus* † 1465, welcher annahm, daſs Christus, zur Hölle niedergefahren, auch wirklich die Höllenstrafen für uns getragen habe.

Im dritten Abschnitte folgt die weitere Ausbildung der Lehre seit der Reformation in den einzelnen Kirchen, und zwar nach den Symbolen, 1) der evangelischen Kirche, wo Luthers berühmte *Torgauer* Predigt vom J. 1533 über 1. Petr. 3, 19. an der Spitze steht, und Calvin's Lehre sich anschlieſst, 2) der römisch-katholischen Kirche, in welcher sich die ausführliche Exposition des römischen Katechismus von 1566 besonders auszeichnet, und deshalb wörtlich übersetzt mitgetheilt wird, 3) der griechischen Kirche, nach deren Parakletike die Höllenfahrt auf die Erlösung der Gläubigen vor Christo sich zu beschränken scheint, während der römische Katechismus sanctos caeterosque pios als Erlösungsfähig nennt. An der lutherischen Auffassung, welche hauptsächlich aus der Torgauer Predigt originirt, hat der Verf. zweierlei wesentlich zu rügen, nämlich erstens, daſs hiernach, der römisch-katholischen Lehre entgegen, Christus mit Leib und Seele in der Unterwelt gewesen sein solle, zweitens, daſs Christi Predigt in der Hölle keine evangelica gewesen, sondern legalis, und also damnatoria (S. 169 flg.). Der Verf. bekennt offen, daſs er in diesen beiden Puncten, so wie darin, daſs die evangelische Kirche auf das *Wie* der Höllenfahrt sich nicht einlassen wolle, — die Concordienformel schweigt ganz darüber — eine nicht evangelische Hemmung weit Ausbildung der Erlösunglehre finde.

Im vierten Abschnitte geht endlich der Verf. die Lehre selbst ein „nach ihrer unendlichen Wic keit und viel umfassenden Bedeutung". Hauptsäch ja fast ausschlieſslich beschäftigt ihn durch d ganzen Abschnitt die Frage über die *Wiederbrin* die er mit der Höllenfahrt, und namentlich mit Predigt des Evangeliums in der Unterwelt, in Ve dung bringt, und wenigstens auf die Heiden, die gesucht und nach Gott verlangt haben, in Anwe bringen will. In dieser Beziehung findet sich der V *Origenes* in Uebereinstimmung S. 95; auf diese W glaubt er *Spinoza's* Hoffnungen christlich zu ergi und zu berichtigen, wenn dieser, wie noch kü David Straufs in Erinnerung gebracht hat, in s 49. Epistel schreibt: *Quoad Turcas et reliquos* g *attinet, si Deum cultu justitiae et charitatis erga ximum adorent, eosdem spiritum Christi habere* c *et salvos esse, quidquid de Mahomete et oracul ignorantia persuasum habeant* S. 210. Durch die L von Christi Erniedrigung zu den Geistern im Gef nisse und von der Thatsache der Verkündigung Evangeliums der Erlösung unter denen, die noch bunden sind, glaubt der Verf. auch *David Str* rationalistische Einwendungen beseitigt zu haben, w dieser sagt: „Gott kann nicht dasjenige zur nothw digen und einzigen Bedingung der Seligkeit für a gemacht haben, welches die Meisten ohne ihre Schu nicht erreichen können, von den wenigen Uebrigen w derum die Meisten ohne ihr Verdienst sich zu Nu machen" u. s. w. so wie an vielen andern Orten. Daſs es noch jenseits — ἐν τῷ μέλλοντι αἰῶνι — Sündenvergebung giebt, das folgert der Verf. aus a als einem unzweideutigen Ausspruche der heil. Sch namentlich auch aus Matth. 12, 32. — „und „möchte wohl derselben", — so setzt er hinzu — „ „bedürftig sein, als die dem näheren Offenbaru „kreise im Volke Israel und in der christlichen Ki „ohne ihre Schuld fern gebliebene Heidenwelt, „überhaupt Alle, die in diesem Leben nicht Gel „heit gehabt haben, Gottes gnädige und herablass „Offenbarungen, und deren letzte Vollendung in „Christo kennen zu lernen"? S. 241.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1842.

Lehre von Christi Höllenfahrt nach der *ıligen Schrift, der ältesten Kirche, den christ-* *chen Symbolen, und nach ihrer vielumfas-* *nden Bedeutung, dargestellt von Joh. Ludwig* *:önig.*

(Fortsetzung.)

Zuletzt ergeben sich folgende Resultate der histo- hen und exegetischen Erörterung:

1) Christi Wirksamkeit in der Unterwelt bezieht zunächst auf die vor ihm verstorbenen Menschen.

2) Alle in der Unterwelt befindliche Seelen waren, man es so nennen will, in einem Purgatorium, nem Zustande der Strafe zur Besserung und Bufse, läuterung und Reinigung.

3) Dahin gehören vorerst die Heiden, dann die Moha- ner und die Juden, nach vielen Abstufungen, in wel- die Juden insofern zuletzt kommen, als ihnen vor Heiden und Mohamedanern viel gegeben war. viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen.

4) „Wie aber für Heiden, Mohamedaner und eliten, für die ersten am meisten, für die letzte- verhältnifsmäfsig am wenigsten Hoffnungen in des em Niederfahrt in den Scheol liegen; so müssen in gewissem Sinne sogar auf solche Christen dies dehnen, die in einer Confession erzogen wurden, nicht das helle und reine Licht ihnen gebracht de; für diese findet recht eigentlich ein Purgato- n insofern statt, als sie von ihren unbiblischen rstellungen und Gedanken müssen gereinigt und werden, abgesehen von der fortschreitenden Läu- ng des Willens; die auch jenseits Statt findet. l in dieser Beziehung möchte man es für eine merk- rdige geschichtliche Symbolik halten, dafs die nisch-katholische Kirche das Purgatorium gelehrt , die evangelische aber nicht".

Es ist bekannt, dafs der Unterschied der römischen und der evangelischen Kirche in Betreff des Purgatoriums auf der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben beruht. Was die römische Kirche Glauben nennt, das rechtfertigt aber auch nach der evangelischen wirklich nicht: und darum tritt eben das Purgatorium hinzu, welches der evangelische Christ diesseits an sich vollziehen läfst.

Zuletzt beantwortet der Verf. noch einen Einwurf und Vorwurf, der seiner Lehre von einem Universalismus der Erlösung aus dem Gesichtspunct der christlichen *Mission* gemacht wird. Der Einwurf besteht darin, dafs diese Lehre den Liebeseifer für die Bekehrung der Nichtchristen lähme und schwäche. Die Antwort geht dahin, dafs den wirklichen Christen der Befehl Christi (Matth. 28, 18—20) verpflichte, und die Liebe Christi dringe und treibe. Das Weitere ist das Beispiel der Apostel, die, obgleich derselben Lehre zugethan, dennoch mit lebendigem Eifer und kühnem Heldenmuthe das Werk der Mission trieben. Der Verf. fügt hinzu: „Darf es uns gleichgültig sein, dafs ein „Heide, *wegen unserer Schuld und Lieblosigkeit*, wel- „ches ja doch eben die *Sünde* ist, in Unkenntnifs „Christi und im Unglauben stirbt, und demgemäfs als „ein Knecht, der nicht seines Herrn Willen that, wenn „auch nur *wenige* Streiche erhält? Werden wir nicht „verantwortlich gemacht werden für die Strafen, die „er zwar verdient hatte, die wir aber hätten abwen- „den können, wenn wir treu und gewissenhaft aus „allen Kräften die Missionssache unterstützt und beför- „dert hätten"? (Hesek. 33, 7—9.). — Es ist auch nicht gesagt worden, „dafs es ganz gleich sei, ob „Jemand hier oder dort, diesseits oder jenseits das „Evangelium vernehme". Das Buch schliefst mit folgenden Worten: „Wer immer allgemeine Menschen- „liebe im Munde führt, aber nicht das Missionswesen „fördert, ist ohne allen Zweifel ein Lügner und Heuch- „ler. Die Liebe ist stets thätig und wirksam (1. Joh.

Digitized by Google

„3, 18.). Diese wahre Liebe, wie sie vom *Himmel* auf „die *Erde* herabgekommen, ist auch zu den Seelen „der früher Verstorbenen hingegangen, und hat ihnen „sich offenbaret, um in ihre Gemeinschaft und Selig„keit, wenn sie *wollen*, sie aufzunehmen: in der *Höl„lenfahrt Christi* hat seine und des Vaters *Liebe* sich „vollendet" (Joh. 3, 16).

Am Schlusse sind der vorliegenden Schrift einige Anhänge beigefügt, welche Bruchstücke zur Literatur dieses Gegenstandes liefern, und einige Stimmen der Zeit darüber von *J. Müller*, *Weitzel*, *Voigt*, *Stier*, *Schmieder*, *Kniewel*, *Olshausen*, *Heubner*, *Rieger*, *O. v. Gerlach*, *v. Meyer* enthalten. *Steffens* ist schon früher erwähnt worden. —

So viel von dem Inhalte dieser Monographie, der wir nach der grofsen Wichtigkeit ihres Gegenstandes, ob auch die Leichtfertigen, denen der Ernst des Lebens noch nicht an die Seele gegangen ist, lächeln werden, viele aufmerksame Leser, gründliche Beachtung und Nachfolge, und für die Folge möglichste Erweiterung und Vervollständigung wünschen.

Unserer Inhaltsanzeige haben wir noch folgende Bemerkungen hinzuzufügen.

Jede Monographie hat die Aufgabe, ihre Stellung in dem ganzen System ihrer Wissenschaft nachzuweisen. Eine zweite Auflage der gegenwärtigen Schrift würde gewifs die Leser auch in dieser Beziehung mehr befriedigen und besser orientiren. Eine begriffmäfsige Erörterung der Thatsache der Höllenfahrt ist die wesentliche Aufgabe der Erlösungslehre. Es wäre namentlich wissenschaftlich nachzuweisen, nicht allein, dafs zum Zwecke der Erlösung die Predigt des Evangeliums in der Unterwelt gehört, sondern dafs auch aus dem Mittel zur Erlösung, aus der *Erniedrigung*, wodurch die Gemeinschaft der Menschen mit Gott mittelst der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen bewirkt wird, nothwendig die *Niederfahrt* Christi zur Hölle folgt.

Hier möchten wir nur darauf aufmerksam machen, dafs der Zwischenraum vom Tode eines jeden Menschen bis zum allgemeinen Gerichte nach der Lehre aller Kirchen ein *Mittelzustand* in dem Sinne der *Mitte* ist. Daraus scheint zu folgen, dafs bis zur allgemeinen Auferstehung, bis zum künftigen Gerichte — die Acten noch nicht geschlossen sind. Wohl ist der Todestag ein specieller jüngster Tag für einen jeden: aber der allgemeine jüngste Tag kommt noch, zwar für Alle.

Wie sich der Liebes-Wille Gottes, dafs Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis Wahrheit kommen, in der Höllenfahrt vollendet, auch dadurch die Vorzeit vor der Erfüllung Zeit nach Christi Versöhnungstode ausgeglichen denen, die auf den Trost Israels gewartet haben nicht gesehen und gehört haben, was wir sehen hören, ein Ersatz bereitet, der für alle sich — zugreifen wollen.

Was endlich die Gefährlichkeit der Lehre einer jenseitigen Vergebung und Erlösung in ohne den überall kein Heil ist, anbetrifft, so dies mit der Lehre von der Rechtfertigung jedem scharfen und zweischneidigen Messer Die Lehre von der Sünde kann mifsbraucht Verzweiflung, die Lehre von der Rechtfertigung Trägheit, die Lehre von der jenseitigen Vergebung zu liebloser Gleichgültigkeit gegen die Millionen che in der Finsternifs und in den Schatten des sitzen, verleiten. Dennoch kommt solche Gefahr aus dem Inhalte der Lehre selbst, sondern im Gegentheile: denn die Erkenntnifs der Sünde führt zur Erkenntnifs der Gnade, die Lehre von Rechtfertigung zu dem lebendigen Glauben; von der jenseitigen Vergebung für alle, das Wort der Gnade nicht so nahe gekommen alle, denen schon hier die Gnadenstunde denen Simeons Heil schon hier sich zu desto ernsterem Eifer treiben, dafs sie ten bleiben. So mag auch wohl die schnöde gültigkeit gegen das grofse Werk der Mission, welches recht eigentlich die Aufgabe Zeit ist, so mag auch die Lieblosigkeit Heiden, welche nicht allein die Ungläubigen auch viele Gläubige nur zu leicht bestrickt, auf Redensarten ankommt, um sich selbst digen und sich selbst zu rechtfertigen, — schlaffen Theorie, welche die Sache — Gott und ihm überläfst, ihre Zuflucht nehmen. Gr konnte auch der reiche Mann den vor seiner liegenden Lazarus Gott befehlen, oder auch Gott über anklagen. Die Wahrheit ist, dafs eben Lehre von der jenseitigen Erlösung durch die des Evangeliums in der Unterwelt das Bekenntnis

Digitized by Google

schlossen ist, — worauf diese Mission beruht. — eses Bekenntnifs lautet, 1) dafs in Keinem andern il ist, als in Christo, und 2) dafs dieses Heil, wie den Menschen durch den Menschen Jesus zugenmen ist, auch nur durch Menschen den Menschen getragen wird. Das Evangelium ist ein den *Menen* anvertrautes Gut: darauf beruht die Institution r Kirche, und die Mission. Dürften wir nun hoffen, fs auch für die Unterwelt durch die erste Predigt r Grund zur Fortsetzung gelegt und der Saame r Fortpflanzung ausgestreut worden sei, damit das ort weiter laufe: so kann in dieser fortgehenden irksamkeit des Wortes in der Unterwelt überall keine mmung seiner Wirksamkeit in der Oberwelt gefunn werden. Der eigentliche Grund jener Gleichgültkeit liegt daher wo anders; er liegt theils in dem gemächtigen Leichtsinne, welcher das Schuldbuch r Menschheit zerreifst und allen Sündern aus eigner achtvollkommenheit vergiebt, theils in dem Materiamus, — dem auch viele Idealisten dienstbar sind, — dem Materialismus des Unglaubens und schwachen aubens, dem das Werk der Mission zu schwierig ist d die Heiden jenseits des Meeres zu entfernt sind.

In Beziehung auf die Lehre von Christi Höllenrt selbst und ihre Wirksamkeit, dürfen wir uns endlich ht bergen, dafs Schrift und Kirche mehr als einen hleier darüber gebreitet haben: darum schliefsen wir v. Meyers Worten (S. 280): denn wie auch der danke durch den Geist Gottes in dieses Geheimnifs dringe, zuletzt bleibt es doch dabei: „*Was aber iese Anwesenheit des grofsen Todten im Hades für itere Folgen gehabt, dies vollständig zu erkennen nd davon zu sprechen, ist in dieser Sterblichkeit icht erlaubt*".

II.

Zur historischen Entwickelung der Lehre von der derfahrt Christi zur Hölle, von dem Verhältnisse Höllenfahrt zu dem Erlösungswerke überhaupt, und dem Zwecke derselben gehört nichts so sehr, als Studium der Theologie und Philosophie des Mitalters, also grade dasjenige Stadium der Dogmenchichte, welches der Verfasser zur Zeit nicht beirt hat.

Besonders wichtig ist auch in dieser Beziehung *omas Aquinas*, auf welchen wir uns zunächst beschränken. Seine Theorie findet sich in der *Summa theologiae*, und zwar im dritten Theile, qu. 52.

Im ersten Artikel wird erörtert, ob die *Höllenfahrt* Christo und seinem Erlösungswerke angemessen sei. Die Antwort ist: *Conveniens fuit Christum ad infernum descendere, ut nos ex illo liberaret, sicut oportuit illum mortem pati, ut a morte nos eriperet.* An der Spitze steht das gewaltige Wort des *Heiden*-Apostels: „Er ist aufgefahren in die Höhe, „und hat das Gefängnifs gefangen geführt, und hat den „Menschen Gaben gegeben. Dafs er aufgefahren ist, was „ist's, denn dafs er zuvor ist hinuntergefahren in die un„tersten Oerter der Erden? Der hinuntergefahren ist, „das ist derselbige, der aufgefahren ist über alle Him„mel, auf dafs er alles erfüllete". Eph. 4, 8—10.

Im zweiten Artikel folgt sogleich die Frage, ob Christus bis zur untersten Hölle hinabgestiegen, oder blofs im Limbus der Väter gewesen sei. Die Antwort ist nach 2. Kor. 6, 14. 15. *Christus secundum effectum in omnem inferni locum descendit, secundum vero substantiam praesentem nonnisi ad locum descendit justorum.* Denn was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternifs? Wie stimmet Christus mit Belial? — Thomas scheint nicht an Joh. 1, 5. gedacht zu haben: „das Licht scheinet in die Finsternifs". Indessen läfst er es doch hineinscheinen, aber nur secundum effectum.

Im dritten Artikel wird erörtert, ob der *ganze* Christus in der Unterwelt gewesen. Augustinus sagt: *totus in inferno, totus in paradiso, quò latronem introduxit.* Die Conclusion lautet: *In morte Christi, licet anima fuerit separata a corpore, neutrum tamen fuit separatum a persona filii Dei: et ideo totus Christus fuit in sepulcro, in inferno, et ubique.* Wohl war Leib und Seele durch den Tod von einander, aber weder Leib noch Seele von dem Sohne Gottes getrennt.

Grade so predigte *Luther* in Torgau, dafs die ganze Person Christi, *Gott und Mensch mit Leib und Seele ungetheilt* zur Höllen gefahren sei. Luther scheint darin eine Consequenz mit seiner Abendmahlslehre festgehalten zu haben, statt dafs doch der Unterschied zu Tage liegt. Auf Erden ward Christus dadurch den Menschen gleichgestellt, dafs er in's Fleisch gekommen war: im Hades ist er eben diesen Menschen nur dadurch gleich, dafs er ohne Leib, aber mit der Seele des Leibes und des Geistes, gleich ihnen unter ihnen erscheint. Darauf scheint sich auch Tho-

Digitized by Google

mas Ansicht zu beschränken; denn im vierten Artikel wird gelehrt, dafs Christus mit der Seele so lange im Infernum gewesen, als er mit dem Leibe im Grabe gelegen. *Corpus autem ejus mansit in sepulcro per diem integrum et duas noctes, ad comprobandam veritatem mortis suae: unde etiam tantumdem credendum est, animam ejus fuisse in inferno, ut simul anima ejus educeretur de inferno, et corpus de sepulcro.*

Der fünfte Artikel schreibt dem *Descensus ad inferos* die Erlösung aller früher verstorbenen Frommen zu, nämlich der heiligen Väter Israels. Nach dem sechsten Artikel ist dagegen von den Verdammten keine einzige Seele durch Christi Predigt in der Unterwelt erlöset worden, weil ihnen die dazu erforderte *fides caritate formata* fehlt. Aus eben dieser Ursache sind auch nach dem siebenten Artikel die früher verstorbenen Kinder, *qui cum originali peccato decesserant*, von der Begnadigung ausgeschlossen.

Der achte Artikel handelt von der Wirksamkeit des *descensus* für die Seelen im Purgatorium. Aus diesem sind mit Christi Tode nur diejenigen befreit worden, die dazu reif waren und wurden.

Weiter wollen wir diesmal der scholastischen Theologie nicht nachgehen: wir dürfen dem modernen Bewufstsein auf einmal nicht zu viel zumuthen: wir fürchten ohnehin, dafs diese scheinbar retrograde Bewegung Vielen nicht mundrecht sein wird: aber wir können davon nicht ablassen.

Ueber dergleichen scholastische Bestimmungen zu lachen und sie wegzuwerfen, ist eben so leicht als gedankenlos. Eine gleichgültige ἐποχή, die sie auf sich beruhen läfst, ist eben so wohlfeil. Schwieriger ist, aus der Hülle den Kern, aus den Vorstellungen den Gedanken hervorzuholen. Uns dienen sie zur Einleitung der weiteren Entwickelungen, welche sie in — *Dante's* geistlicher Poësie gefunden haben, die uns um so wichtiger sein mufs, als sie bis jetzt weder in der Geschichte der Philosophie, noch in der Geschichte der Theologie ihren Platz gefunden, ihre Würdigung erhalten hat. Wer sucht auch in Versen eine neue Philosophie, in welcher sich die ganze Gedankenwelt des Mittelalters krystallisirt? Wer sucht andererseits unter dem schwerfälligen scholastischen Material die volle, frische Pracht der Poësie auf dem höchsten Gipfel des Parnasses? — Diesen Dichter müssen wir auch hier über seine Visionen in der Unterwelt hören. Dem Dichter wird schon eher gestattet, die sich entwickelnden Begriffsbestimmungen in sinnlichen Bildern an einander zu reihen.

In seinem *Credo* legt der geistliche Dichter ganz einfach das Bekenntnifs seiner Kirche ab:

Poi discese al profondo dell' abisso
D'inferno tenebroso, per cavarne
Gli antichi padri, ch'ebbono il cor fisso
Ad aspettar, che Dio prendesse carne
Umana, per lor trar dalla prigione,
E per sua passion tutti salvarne.

Im *Inferno* hingegen wird auch der Name *Christi* nicht genannt, wiewohl ihn Christus selbst den Geistern im Gefängnisse gepredigt hat: aber wir werden noch vernehmen, dafs der Pilger auch von seiner eigenen Versenkung in die Unterwelt nicht alles wiedersagen darf, was er hört.

Merkwürdig ist zunächst dieses, dafs an der Gründung der Hölle nächst der Allmacht des Vaters und der Weisheit des Sohnes auch die *Liebe* des heiligen Geistes Theil genommen hat. So lesen wir am Eingange der Hölle. III. 6.

Dann kommt der Pilger in den *Limbus*, den die Väter Israels bewohnt haben, und jetzt die frommen Heiden einnehmen. Ihr Aufenthalt ist angenehm: aber er giebt keine Befriedigung, und gewährt keine Hoffnung. Hier hat einst ein Mächtiger, Possente, IV. 54. 1. mit Siegeszeichen gekrönt, die Väter erlöset. Der Dichter folgt überall der heiligen Schrift: seiner Schilderung liegt die bekannte Stelle Kol. 2, 15. zum Grunde. Nun erst war das Wort des Trostes 1. Kor. 15, 55. 57. vorbereitet. Durch sein *Tod* hatte Christus dem *Tode* die Macht genommen „Tod, wo ist dein Stachel"? Durch seine Niederfahrt zur Hölle war auch die Hölle mit ihrem Heere überwunden: „Hölle, wo ist dein Sieg"? Hiermit wird die tiefste *Erniedrigung* zum Triumphe, zur Erhöhung. Unter solchen Gesprächen wandert der Pilger der Versammlung der frommen Heiden zu. — Auf eben diesem Wege zu dem Limbus sprach der Pilger mit den Bewohnern desselben, mit den Dichtern und Weisen des klassischen Alterthums noch manches, was dort schon gesagen war, und hier zu verschweigen sich geziemt.

Parlando cose che 'l tacere è bello,
Si com'era 'l parlar colà dov' era.
IV. 104. 105.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Lehre von Christi Höllenfahrt nach der eiligen Schrift, der ältesten Kirche, den christ-ichen Symbolen, und nach ihrer vielumfas-enden Bedeutung, dargestellt von Joh. Ludwig König.

(Schlufs.)

Noch prägnanter wird dieses Schweigen im fer-en Verlaufe der Niederfahrt. Der Pilger fragt, ob die Leiden der Verdammten in der Zukunft meh- oder mindern, oder sich ewig gleich bleiben wer- Die Antwort ist, dafs sie sich nach den Denk-ätzen *menschlicher* Weisheit nur vermehren können. r, setzt der Dichter hinzu, wir sprachen noch mehr, ich nicht wiedersage:

Parlando più assai ch' i' non ridico.
VI. 113.

Der *Niederfahrt* Christi zur Hölle ist bereits Er-nung geschehn: sie hatte zunächst die Erlösung der er Israëls zur Folge: das Uebrige bleibt ver-riegen. Sie hatte auch den Sieg über die Geister Hölle zur Folge: das wird später berichtet. VIII. –127. Hier hat wieder der Dichter das Wort der ebarung Kol. 2, 15. vor Augen: „Er hat über-den die Fürstenthümer und die Mächte der Hölle, hat sie öffentlich zur Schau getragen, und einen mph gefeiert in ihm selbst".

Der *Niederfahrt* ging aber noch ein anderes Zei-n des Kreuzestodes voraus, das bis in die unter- Tiefen der Hölle nachzitterte: es ist das *Erdbe-* das im Augenblicke des Todes den Vorhang im pel zerrifs, da die Felsen bersteten und die Grä-sich aufthaten. Matth. 27, 51. 52. Dieses Erd-m dröhnte und schütterte auch durch die Hölle, zersprengte die Felsen. XII. 37—45. XXI. 112—114. war ein Erdbeben, dafs die Heiden glaubten, das versum zerflösse noch einmal in Liebe zur allge-nen Masse.

Da tutte parti l'alta valle feda
Tremò sì, ch' i' pensai che l'universo
Sentisse amor, per loquale è chi creda
Più volte 'l mondo in Caos converso.
XII. 40—43.

Von allen Seiten zitterte der Abgrund,
Der finster tiefe, dafs ich meint, es fühlte
Das Weltall Liebe, die, wie mancher glaubt,
Schon oft die Welt zum Chaos umgewandelt.

So ahndeten auch die Heiden in dem furchtbaren Erdbeben ein Zeichen der höchsten Liebesthat, des höchsten Liebes Leidens, ein Zeichen der Erneuerung und einer zweiten Schöpfung, ein die ganze Welt durchzuckendes *Liebes Beben*, das sie — in ihre Vorstellungen übersetzten.

Diesem Erdbeben, welches den Tod begleitete, folgte Christi Niedergang. Der Dichter erlebte seine traumweise Niederfahrt in eben denselben Tagen, worüber die zweite oben angeführte Stelle (XXI. 112—114.) keinen Zweifel übrig läfst.

Es ist jetzt noch Eins zu bemerken. Am Eingange der Hölle ist mit dunkler Schrift eingeschrieben:

Lasciate ogni speranza voi ch' intrate.

Aber in der untersten Tiefe findet sich doch ein Ausgang zur anderen Hemisphäre. XXXIV. 127—139.

Am Eingange des Purgatoriums finden wir demnächst Cato, den Helden alt *klassischer* Freiheit, als äufsersten Thürhüter unterhalb des Berges, der zur *evangelischen* Freiheit führt. Aus dem Limbus ist er befreit.

Purg. I. 31 *flg.* 71 *flg. II.* 99 *flg.*

Im himmlischen Paradiese finden wir zwei Heiden, den Trojaner *Ripheus*, der noch vor seinem Tode und vor der Stiftung des Sakraments der Taufe die Taufe des Geistes empfing, und den römischen Kaiser *Trajan*, der, aus der Hölle zur Erde zurückgekehrt, sich noch bekehrt hat:

Digitized by Google

De' corpi suoi non uscir, come credi,
Gentili, ma cristiani, in ferma fede,
Quel de' passuri, e quel de' passi piedi.
Parad. XX. 103—105.

Sonst finden wir namentlich die frommen Heiden im Limbus ohne Pein, aber auch ohne Paradieses Freude, unter der Erde, aber nicht ohne Licht: sie sind *sospesi:* zu ihnen gehört auch Virgil, der dennoch bis zum irdischen Paradiese aufsteigen darf.

Inf. II. 52.

Mehr als einmal wird ausführlich wiederholt, dafs kein Verdienst den Glauben ersetzt, zu dem die Taufe den Weg bahnt: dafs eben darum die frömmsten Heiden — keine Christen sind, d. h. durch Christum nicht mit Gott in Gemeinschaft kommen. Diese Bekenntnisse sind so merkwürdig, dafs wir die Stellen näher bezeichnen,

Inf. IV. 34—45. *Purg. VII.* 7. 8. 25—36.
Purg. XXII. 59. 60. 96—125.

ob etwa ein Leser selbst weiter nachlesen, und hier und da auch zwischen den Zeilen zu lesen versuchen wolle. So viel ist gewifs: ohne Christum kommt keine Seele in den Himmel. So viel ist auch gewifs, dafs die Heiden zunächst im Limbus *suspendirt* sind.

Aber der Pilger ist doch damit nicht zufrieden gestellt. Wie viel verdankt er nicht selbst den Heiden, seinem Aristoteles, seinem Virgil! Zuletzt regt sich der Zweifel darüber, das Bedenken dagegen bis zu murrender Ungeduld. Es kommt zur Erklärung; und es ist auch für uns merkwüdig, dafs eben die zweifelnde Frage, welche in unsern Tagen sich so laut macht, als sei sie erst jetzt erfunden, die Frage, welche die Nichtchristen vertheidigt, und ohne sich selbst um sie zu bekümmern, Gottes Gerechtigkeit in Anklagestand setzt, ausführlich verhandelt wird. Der Zweifel wird erst dem Zweifler selbst vorgehalten:

Du sagst: Ein Mensch wird an des Indus Strande
Geborn, und dort ist Niemand, der ein Wort
Von Christo predigt, oder liest und schreibt:
Und all' sein Wollen, all' sein gutes Handeln,
So viel die menschliche Vernunft ersieht,
Ist ohne Sünd' im Wandel und im Worte:
Der stirbt nun ungetauft und ohne Glauben:
Wo ist des Richters Recht, das ihn verdammt,
Und wo ist seine Schuld, wenn er nicht glaubt?
Parad. XIX. 70—78. 97—99.

Die Antwort berührt erstens die voreilige Kurzsichtigkeit des überklugen Anklägers und Richters, — womit nicht die ernste Speculation, sondern der Natu mus des Denkens zurückgewiesen wird, der sich zu oft auch dem speculativen Denken unterschie

Ebendas. 79—87.

sie berührt ferner den Begriff des *Guten*, das nur Gott kommt, und nur gut ist, wenn es mit Gott i einstimmt, und eben deswegen nur von Gott u Menschen kommen, aber nicht von dem Men ausgehn kann,

Ebendas. 88—90.

woraus folgt, dafs ohne Gemeinschaft mit Gott Christum, welcher diese Gemeinschaft selbst in Person ist, kein Heil ist, denn niemand kommt Vater, ohne durch Christum, und Niemand kom Christo, es ziehe ihn denn der Vater.

Ebendas. 103—105.

Dafs Letzte ist, dafs allerdings die Heiden den gen Frager, der den Willen Gottes kannte, und that, vor Gott verklagen und verdammen, und ger Streiche empfangen werden, als der Christ Christi Gebot kannte und nicht befolgte, Christ dem Munde bekannte und die Liebe Christi in zen verleugnete.

Ebendas. 106—114.

Im folgenden Paradieses Gesange kommt noch Moment hinzu, welches die Antwort erfüllt, indem wohl zu merken, in deren Anfang zurückläuft, diesen erklärt. Der Zweifler wird an die Tiefe göttlichen Reichthums, an die Unbegreiflichkeit s Gerichte, an die Unerforschlicheit seiner Wege nert. Wer hat des Herrn Sinn erkannt! Und weifs, welche Gnadenmittel noch in seinem Rathsch liegen! Trajan weifs nun durch eigne Erfahrung Unterschied zwischen einem Christen und einem Hei

Parad. XX. 46—48.

Ripheus erkennt nun von der göttlichen Gnade so als die Welt nicht sehn kann, weil ihr Auge den Grund erreicht.

Ebendas. 70—72.

Der Schlufs der Predigt ist ein Aufsehen zu dem schlusse Gottes, dessen Wurzel so weit entfer von den Augen, welche die erste Ursache nic ihrer Totalität erkennen. Darum sollen sich Sterblichen des letzten Urtheils enthalten, da die Seligen, die Gottes Angesicht sehen, nicht Auserwählte kennen. Ihnen ist auch dieser

Digitized by Google

l süfs, weil alle ihre Seligkeit in dem Willen Got-
ruht.

Ebendas. 130 — 138.

ser Trost beruhigt den Pilger, denn er setzt hinzu:

Così da quella immagine divina,
Per farmi chiara la mia corta vita,
Data mi fu soave medicina.

Ebendas. 139 — 141.

führte auch unsern Dichter schon auf der Pilger-
rt dieses Lebens die *Höllenfahrt* der Sünden-Er-
ntnifs mehr und mehr zu der *Himmelfahrt* der Er-
ntnifs göttlicher Gnade, der keine Grenzen gesteckt
d, die ihr ein Ziel setzen könnten.

So stehet auch die wirkliche *Höllenfahrt* Christi
rch die damit verbundene Predigt des Evangeliums
der Unterwelt für alle diejenigen, die noch in der
nsternifs sitzen, mit Christi *Himmelfahrt* in Verbin-
ng, denn diese war selbst mit dem ausdrücklichen
ssionsbefehle zur Predigt des Evangeliums auf der
erwelt bis an die Enden der Erden verbunden. Hat
Höllenfahrt des Herrn zugleich eine Mission für
Unterwelt begründet, wie viel deutlicher schliefst
der *Himmelfahrt* der Missionsbefehl für die Ober-
t an!

Hiermit kehren wir zu dem Gegenstande unserer
rachtung zurück. Das Thema war die *Höllenfahrt*
isti und zwar nicht allein nach ihren *Folgen*, an
wir uns nach Anleitung der vorliegenden Schrift
ächst gehalten haben, sondern auch nach ihrem
en *Begriffe*, welcher der weiteren Entwickelung
l Fortbewegung bedarf, um desto sicherer zu den
sultaten zu kommen.

Wir wüfsten jetzt diese Bruchstücke zur Geschichte
r wichtigen Lehre, wozu uns die Schrift des Herrn
edigers König Veranlassung gegeben hat, nicht bes-
zu schliefsen, als mit den Worten Dr. *Marheineke's*,
cher in seinem *Lehrbuche des christlichen Glaubens*
l Lebens für denkende Christen (2te Aufl. S. 179)
Höllenfahrt ebenfalls zu dem Stande der *Erniedri-*
g rechnet und hinzufügt: „Dieser Artikel ist nicht
m Anfang an in dem Glaubensbekenntnisse, doch
ch alten Berichten im Glauben der Kirche gewesen.
ieses beweiset nur, dafs es an übereinstimmender
uslegung der hierhergehörigen Stellen der Schrift
lte. Dem Bekenntnifs der Lehre ist daher viel
reiheit im Verständnifs derselben gegeben. Der
scheinende Sieg der Hölle über Christum bei sei-
„nem Tode schlägt unmittelbar durch seinen Tod, und
„eben dadurch, dafs Er in diese Hölle sich einläfst, in
„sein Gegentheil, in die Besiegung der Hölle um; die
„stärksten Fesseln der Höllen-Welt und Gewalt sind
„gebrochen; indem das Höllenreich auf die Spitze sei-
„ner Machtentwickelung ist, wird auch zugleich das
„Himmelreich offenbar. *So ist in dieser letzten That*
„des Standes der Erniedrigung Christi uns vorgestellt
„als auf seinem äufsersten Punct geschehn, was nach
„Johannes der Anfang seines Erscheinens war, — er
„kam als ein Licht in die Finsternifs, wie noch immer,
„wo durch die Macht seines Geistes die Pforten des
„finstern Bewufstseins durch das Evangelium zerbro-
„chen werden".

C. F. Göschel.

XXIII.

Geschichte des deutschen Strafrechts von Dr. Wilhelm Eduard Wilda. Erster Band: Das Strafrecht der Germanen. Halle, 1842. *Bei C. A. Schwetschke und Sohn.*

Wenn es der Theorie des Rechts bis zu diesem Augenblicke noch nicht gelungen ist, sich ihres Begriffes mit Energie bemächtigen, und aus ihm heraus sich als System im wahrhaften Sinne des Wortes aufbauen und durchgeistigen zu können, eine Aufgabe, die heute noch in der Vorbereitung begriffen, ihre Lösung erst von der Zukunft erwarten darf, so haben wir der nächsten Vergangenheit, und mit Freuden wollen wir es anerkennen, doch wenigstens das zu verdanken, dafs sie dem heutigen Rechtsbewufstsein und dem gegenwärtigen Standpunct der Rechtswissenschaft seine Genesis aufgeklärt, seine historischen Wurzeln schärfer nachgewiesen und ihm so wenigstens nach dieser Seite hin einen festen Haltpunct gegeben hat. Obgleich nun der historische Geist sich bisher mit Vorliebe und mit gröfserem Eifer der Erkenntnifs der *recipirten* Rechtsquellen zugewendet hat, so ist doch der einheimische Boden darum nicht ganz vernachläfsigt geblieben, ja er scheint gegenwärtig, wo auf jenem Felde nur noch geringe Ausbeute zu hoffen ist, die cultivirenden Kräfte, und mit Recht, immer mehr und ausschliefslicher an sich zu ziehen, und so die Garantie zu geben, dafs die

Digitized by Google

Weiterbildung des deutschen Rechtszustandes auf nationaler Basis vor sich geben, und den römischen Einflüssen nicht ferner eine übermäfsige Wirksamkeit verstattet sein werde. Es ist erfreulich, dafs auch hierin, wie so oft, die Rechtswissenschaft mit der Philologie Hand in Hand geht, und so die alte Verwandtschaft zwischen Sprache und Recht von neuem bewährt wird.

Es mufs einer Nation wie der deutschen, die zur Erfüllung einer hohen welthistorischen Mission berufen, sich sicher und lebenskräftig, wiewohl langsam, vom ersten Anfang des Mittelalters an bis heute, entwickelt und heraufgebildet hat, von gröfster Wichtigkeit sein, sich den ganzen Verlauf ihres geschichtlichen Lebens und Bildungsganges klar vor Augen zu stellen, da sie nur so sich ihrer selbst vollkommen bewufst werden, und nur unter dieser Bedingung die gegenwärtigen Phasen ihrer Entwickelung auf normale und consequente Weise zur Reife bringen kann. Aber jene Aufgabe hat noch die universellere Bedeutung der Einsicht in die Macht, Würde und Einheit des Volksgeistes selbst auf seiner uranfänglichen Stufe, wofür ein schlagendes Beispiel gerade das Volk der Germanen darbietet. Ueber eine ungeheuere Länderstrecke zerstreuet, in unzählige Stämme zertheilt und vereinzelt, durch Klima, Terrainbeschaffenheit, Sitte, Culturstufe und innere Feindseligkeiten an einem engern Zusammenhalten und innigerem Verkehre gehindert, wird doch das ganze Volk durch *einen* Typus beherrscht, geht doch *ein* Grundzug durch seinen religiösen, sittlichen, socialen und rechtlichen Zustand und Charakter, so von allen Einzelnen treu bewahrt und fortvererbt, wie das blonde Haar und das blaue Auge, welches ihnen die Natur vor den andern Völkern zum Erbtheil gab. Wiederum aber ist diese Einheit in keiner Seite des germanischen Volkslebens so scharf, so rein und so klar nachweisbar ausgeprägt, wie in der rechtlichen: gleiche Principien, gleiche Grundgestaltung der Institute, gleiche Fortbildung derselben, gleiche Ansichten in allen Beziehungen des Rechtsverkehrs. Und dabei ist diese Gleichheit keine gedankenlose, zufällige: denn wie unendlich modificirt und mannigfaltig auf der an Seite erscheinen die letzten Enden der Rechtsbe mungen bei den einzelnen Stämmen und in den schiedenen Zeiten, ohne dafs doch die gemeinsch che Basis darum verlassen, oder der originelle ge nische Geist verwischt würde.

Als eine mit Fleifs und Liebe auf diesem F unternommene Arbeit haben wir das hier zu be chende Buch zu begrüfsen, welches das Strafrech Germanen enthaltend den ersten Theil einer Gesch des deutschen Strafrechts zu bilden bestimmt ist. liefert ein sehr reiches, und, wenn auch nicht voll men verarbeitetes, doch wohlgeordnetes und wo nutztes Material für die Erkenntnifs des Strafr der germanischen Nationen von der ersten Spur Existenz bis zur Trennung Deutschlands vom fr schen Reiche. Als Fortsetzung wird die Fortfüh des deutschen Strafrechts in einer zweiten Abthei bis zur Carolina, und von da an in einer dritten auf unsere Zeit versprochen.

Der Verf. erklärt sich sehr bestimmt und läuftig (S. 146 ff.) gegen die Annahme, als hab Germanen ein *eigentliches* Strafrecht gefehlt. können diesem Streite überhaupt keine grofse Be tung beilegen, da er in der That viel von einem W oder Namenstreite an sich hat, und gar nicht de eine Verschiedenheit der Ansichten über den Zusta des germanischen Strafrechts bedingt ist. Dafs Wille und die Schuld des Verbrechers *gar nicht* Moment der Strafbarkeit bei den Germanen betra tet worden, die Strafe selbst eine *blofse* rohe, vi sche Rache gewesen sei, und die Auferlegung Strafe *rein* und *allein* zur Vergütung des materie Privatschadens habe dienen sollen, wird nicht b Jemand mit einigem Scheine behaupten können, d der erste Blick auf die Quellen überall des Gegenst überführen würde. Eben so wenig wird man aber der andern Seite leugnen können, dafs die Germa wie es bei einem der Naturstufe noch so nahe ste den Volke ganz natürlich ist, erstlich das Verbre noch nicht als eine nur nach dem Grade und der I sität des Vorsatzes zu bemessende That erkannt ha

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher
für
ıissenschaftliche Kritik.

September 1842.

ıchichte des deutschen Strafrechts von Dr. Vilhelm Eduard Wilda.

(Schlufs.)

Man findet daher von einer Bestrafung, ja selbst ı Begriff des Conats und der Culpa nur dürftige ıren, auch wird in den Strafbestimmungen, obschon : die *gewollte* That gestraft wird, doch nicht ein ferschied in der Höhe der Sühne je nach der Gröfse · Schuld gemacht; ja man findet selbst (wie im nesischen Strafrecht so häufig) Beispiele von Mitfrafung unschuldiger Familienglieder. Zweitens ereint nicht die Strafe durchweg als objective Vernung des verletzten öffentlichen Rechtszustandes, dern als ein dem verletzten Einzelnen oder der ränkten Sippe desselben dargebrachtes Opfer, wes- › auch gerade in den ältesten Zeiten die Rache- me dem Verletzten oder dessen Familie nicht nur ıgesehen, sondern wirklich überlassen wurde; und st allerdings ein grofser Unterschied zwischen dem ı heute noch mit Strafe *verschonten* homicidium nissum, und der in Sitte und Rechtsansicht begrün- ın und von ihr geforderten Rache, ja selbst Blut- he der alten Germanen. Drittens ist es wohl eben unbestreitbar, dafs, wenn die Verbrechen auch nicht ıde ganz wie Civilverletzungen angesehen und be- heilt wurden, doch die privatrechtliche Seite der- ıen, als taxbare Schadenzufügungen, sehr im Vor- grunde stand, und selbst in denjenigen Fällen eine uniäre Interessevergütigung und ein materieller ıadenersatz angenommen war, wo sich ein Zusam- ıhang zwischen diesem und der verletzenden Hand- ; gar nicht nachweisen liefs. So sind die Compo- ɔnen nicht ein Verlassen, sondern ein Fortsetzen Rachesystems, sie sind nichts mehr und nichts ıiger als *Geld*rache, wie wir noch weiter unten be- echen werden; so sind die Bufsen in der ältern Zeit ıt so zahlreich wie in der spätern, und so erscheint gerade in der ältesten Periode die gerichtliche Ahndung des Verbrechens als ein blofses Surrogat, nämlich als nur auf den Fall eintretend, wenn das Verbrechen nicht schon vor Abhaltung des Gerichtstages (Ding, Allthing) durch Privatrache gesühnt worden ist, während bei einem vorgeschrittenem Strafrechtszustande das Verhältnifs höchstens umgekehrt sein könnte. Trotz aller dieser Wahrnehmungen finden wir jedoch immerhin Imputationsregeln, Schuldprüfung, Straflosigkeit zufälliger Verletzungen, öffentliche Bufsen, Strafen, auch wo nicht ein Individuum, sondern das Gesammtwesen verletzt ist u. s. w., und so müssen wir den Germanen unbedenklich den Besitz eines eigentlichen Strafrechts, wenn gleich noch auf niederer Stufe stehend, allerdings zugestehen.

Die Eigenheit, dafs die Imputation bei einer verletzenden Handlung sich nicht darauf einschränkt, wie weit dieselbe mit dem Wissen und Willen des Thäters im Causalnexus steht, ist eine ziemlich allgemeine des Alterthums, die wir sehr ausgeprägt z. B. bei den Griechen wiederfinden. Wer bei ihnen eine That begeht, nimmt damit die ganze Last der Verantwortlichkeit auf sich, und zwar in weiterem Mafse, als er sie im Voraus zu ermessen im Stande war. Oedipus, der ohne es zu wissen, seinen Vater erschlägt, ist ein Vatermörder und hat als solcher zu büfsen; denn der Stolz des Individuums, wie er den Griechen und den Germanen charakterisirt, duldet nicht, dafs dasselbe nur das vor der Welt vertrete und verantworte, was es in seiner That als das wahrhaft Seinige weifs, es nimmt vielmehr, vor dem Zufalle nicht zurückweichend, noch auf seine Schulter das, was die Mächte des Schicksals, mit denen es sich eingelassen hatte, hinzugethan haben. Eben dieser Stolz ist es auch, aus dem das System der Rache, so wie der Compositionen bei den Germanen erklärt werden mufs. Bei allen Völkern, bei welchen die Blutrache statt-

Digitized by Google

findet, sehen wir, dafs dieselbe weniger ein Product tödtlicher Heftigkeit und Erbitterung, als vielmehr ein der Ehre des Verletzten oder dessen Familie gebührendes Opfer, und nicht Symptom eines verderbten Nationalcharakters, sondern in der That ein wohlgeordnetes, im Rechtsbewufstsein begründetes Institut ist. So erschlägt der Freund seinen Freund, wenn in der durch die Volkssitte statuirten Folge die Reihe an ihn gekommen ist. Die Rache gehört zu den Familienpflichten, sie ist mit dem Recht auf Ehre identisch; sie ist deswegen auch nicht reine Rache, d. h. zornige Vergeltung des erlittenen Uebels durch den Verletzten, sondern die Ausübung eines wesentlichen Freiheitsrechtes. Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Compositionen oder Bufsen. Es ist gewifs nicht unrichtig, was der Verfasser sagt, dafs die Bufsen nicht im Fortschritt der Sittenmilderung an die Stelle der Rache und Fehde getreten, und also abgekaufte Rache sind, und dafs neben den Bufsen für die eigentlich unsühnbaren Verbrechen das Fehderecht in Kraft geblieben ist; allein nichts desto weniger sind die Bufsen doch nichts mehr und weniger als Rache, nämlich durch Geldzahlung derselbe Erfolg hervorgebracht, den sonsthin die Rache hatte. Es ist eine ganz falsche Ansicht, die Bufsen als eine Vergütung des durch das Verbrechen angethanen Schadens, oder auch selbst nur als eine unmittelbare Strafe anzusehen. Es würde dies in der That mit dem einfachen, unverdorbenen, sittlich tiefen Charakter der Germanen in indirectem Widerspruche stehen, und die so genau festgesetzten Scalen der Bufsen nur ein schmutziges Denkmal der Feilheit der Verbrechen bei unsern Vorfahren sein. Die Bufse ist aber vielmehr ganz in demselben Sinne wie die Rache zu begreifen, nämlich als in der Sitte und Volksansicht begründete Wiederherstellung der durch das Verbrechen verletzten Persönlichkeit durch eine Demüthigung des Verletzenden vermittelst Zwanges zu einer Geldzahlung, welche also gleichsam als ein Bekenngeld der Schuld anzusehen ist. Der Hr. Verfasser sagt hierüber sehr richtig: „Da ein trotziger Stolz ein Hauptzug des germanischen Charakters war, so sieht man, wie aus diesem Gesichtspunct betrachtet, die Bufszahlung etwas Befriedigendes haben mufste, eine satisfactio war, wie sie schon von Tacitus und in alten Volksrechten genannt wird; dadurch wurde zugleich auch die Idee zurückgedrängt, es könne jede Kränkung durch Geld wie ein f Gut aufgehoben und gewissermafsen abgehandelt den. Durch Zahlung einer Bufse geschah dem fühle des Germanen Genüge; was ihn zur Rache Feindschaft, zur Verfolgung des Verletzers durc genmacht und Geltungmachung der Strenge des R trieb, wurde dadurch beschwichtigt und gehoben wurde versöhnt, und insofern war sie, die Bufse Sühngeld, eine compositio; nicht aber war sie dem Sinne, dafs eine drohende oder entbrannte F die der Verletzte als sein Recht übte, dadurch kauft wurde; wenn gleich durch Bufszahlung und söhnung fernere Rache und Gewaltthat verhindert den konnte. Bufszahlung fand statt, wo erlaubte F mindestens längst verbannt war, und in dem als man den Verletzten berechtigt hielt, wirklich F schaft zu üben, in dem Mafse trat die Bufszal zurück, wie es bei den eigentlich unsühnbaren M thaten der Fall war. Die germanische Sprache kein Wort für Bufse, welches den Gedanken: gung einer Fehde, wie man ihn in dem lateini compositio hat finden wollen, ausdrückte. Wird die Bufse aus diesem Gesichtspunct betrachtet den, kann es also nicht als schimpflich gegolten h Geld für Rechtsverletzungen zu nehmen. Wäre ses der Fall gewesen, so ist nicht einzusehen, wie Bufse überhaupt bei den Germanen hätte Eingan finden, wie die Nöthigung, sich mit einer Bufse gen gen zu lassen, so früh hätte herrschend werden k nen; sie hätte bei dem Charakter des Volkes ei Widerstand finden müssen, den so wenig das Christ thum gleich bei seinem ersten Auftreten, als die Sta gewalt hätte überwinden mögen" (S. 315). — Von sem Standpunct aus ist die genaue Ordnung und m mäfsige Scala der Bufssätze erklärlich, indem di ben nämlich in ihrem Betrage und Verhältnifs zu ander ein sinnlicher Ausdruck der Gröfse und Verh nifsmäfsigkeit der einzelnen Verbrechen sein soll Desgleichen erklärt sich hiermit jene Erscheinung, die Rachenehmer mit so grofser Strenge und W tigkeit die genaue Höhe der durch Gesetz oder wohnheit geforderten Bufse erheischten, weil sie dadurch den Beleidiger zum Bekenntnifs der wa Gröfse seiner Schuld und zur höchstmöglichen De thigung zwangen, eine Erscheinung, welche aufser den Verdacht einer mit Allem, was wir im Uebri

Digitized by Google

sen, in schroffem Widerspruch stehenden Schmutzigt, Geldgier und Feilheit auf den Charakter der Gernen werfen würde.

Je mehr es bei einem dem Naturzustande noch so e stehendem Volke begreiflich und gewöhnlich ist, s das natürliche Zorn- und Rachegefühl mit ungedigter Kraft sich geltend mache, um so überraender sind Beispiele und Beweise von Selbstüberdung, Versöhnlichkeit, ja Feindesliebe, wie sie uns Geschichte der Germanen allerdings bietet, und so ursprüngliche und so zu sagen prädestinirte Retibilität dieses Volkes für das Christenthum, dessen iptsäulen sie in der That geworden sind, bekundet. on eben jene Beispiele sind nicht etwa vereinzelte normitäten und dem Geiste des gesammten Volkes lersprechend, vielmehr wird ihr Werth von Allen fühlt und anerkannt. Wahrhaft rührend sind die chrichten, welche der Vf. hierüber S. 175 ff. anführt.

Sehr entschieden hingegen müssen wir uns gegen erklären, was der Verfasser gegen *Rogge*, welcher absolute Freiheit des Individuums als Grundlage germanischen Gemeinwesens aufgestellt hat, polerend (S. 117) anführt: „Gemeinwesen und eine sol- Freiheit sind so abgewendete Begriffe, dafs nicht die Möglichkeit von jenem mit der Sanction einer hen Freiheit aus dem Leben der Germanen hingenommen, sondern selbst der Keim, woraus ein hes sich hätte entwickeln mögen, vernichtet wird". — st wirklich bewundernswürdig, wie sich der abstracte stand nicht von der Vorstellung losreissen kann, sei zum Bestand eines Gemeinwesens durchaus ein ang und eine (nach dieser Vorstellung partielle) Neion der Freiheit nöthig. Und doch kann kein einhtenderes Beispiel zur Ueberführung vom Gegenle vorgeführt werden, als gerade die öffentlichen tände der Germanen. Dafs es den Germanen an m wahren und geordneten Gemeinwesen gemangelt , das zu glauben ist der Hr. Verf. selbst am weien entfernt, und wird sich wohl Niemand leicht been finden können, der nur je einen Blick auf die einfachen, aber höchst geordneten, regelmäfsigen tief in dem ganzen germanischen Charakter begrüna Formen des Gerichts-, Kriegs-, Familien- und ndewesens geworfen hat. Und nun fragen wir, wo der Zwang aufzufinden sei, der unter diesen Umden also der Freiheit des Individuums angethan worden sein müfste? Ist es etwa eine Negation seiner Freiheit, wenn der Germane, nachdem er in rechter Rache seinen Gegner getödtet hat, von seiner Sippe und Genossenschaft begleitet vor der Versammlung des Völkes erscheint, um seine Berechtigung zur That laut und öffentlich nachzuweisen; oder wenn er seinen Gegner kämpflich anspricht; oder wenn er beim allgemeinen Aufgebot mit den Waffen in der Hand sich zum Heerbann begiebt; oder wenn er im Umstande Schild und Speer zum Zeichen seiner Beistimmung zusammenschlägt; oder wenn er die untreue Ehefrau mit zerrissenem Kleide zu seinem Hause hinausstöfst u. s. w.? Ist überhaupt sein ganzes Mitleben, Mithandeln, Mitleiden im Gemeinwesen ein erzwungenes? Ist nicht vielmehr das Motiv zu allen diesen öffentlichen Verrichtungen die freie Sitte und Ueberzeugung des Volkes, als deren Träger sich jeder Einzelne bewufst ist? — Allerdings der Missethäter wird gestraft, oft sehr hart mit Verlust des Lebens, der Freiheit oder anderer schätzbarer Güter, aber ist die Missethat ein Act der Freiheit, oder ist es nicht vielmehr die vom Volke, von der Gesammtheit der freien Individuen ausgehende Bestrafung derselben? Anstatt dafs also ein Gemeinwesen mit der absoluten Freiheit der Individuen durchaus unverträglich sein soll, hat es dieselbe im Gegentheil zum Princip und zur Grundlage; denn nur der Polizeistaat ist es, der jene Freiheit als ein ewig Gefahrdrohendes und zu Beschränkendes zu betrachten gewohnt ist. Das Gemeinwesen der Germanen ist kein künstliches Product, kein Gemachtes, wie der Hr. Verf. selbst anerkennt, es kann mithin auch aus nichts Anderem sich entwickelt haben, als aus der allgemeinen Freiheit des Volkes, aus seiner übereinstimmenden Ansicht, Gewöhnung, Gefühls- und Denkweise und aus seiner individuellen Charakterbeschaffenheit.

Es würde die Grenzen dieser Blätter überschreiten, wenn wir auf die singulären Gestaltungen, welche das Princip des germanischen Strafrechts im Verlauf der Geschichte angenommen, und auf die einzelnen Zweige, welche dasselbe allmählig herausgetrieben hat, näher eingehen wollten. Wir können nur bemerken, dafs wir eine vortreffliche Darstellung derselben im vorliegenden Werke gefunden haben, und einer baldigen Fortsetzung desselben mit Vergnügen entgegensehen.

A. Köppe.

Digitized by Google

XXIV.

1) *God. Hermanni de Guilielmo Pistotheo Krugio doctore philosophiae praefatio... Adiecta est dissertatio de primo carmine Horatii.*

2) *Desselben Dissertatio de L. Attii libris Didascalicon. Leipziger Programme*, 1842. 4.

Aufser trefflichen Worten zur Erinnerung an die Wirksamkeit und die Verdienste des jüngst verstorbenen Krug als Lehrers der Philosophie enthält das erste der vorliegenden Programme eine neue Construction des ersten Horazischen Gedichtes, indem es beiläufig auch das siebente Gedicht des ersten Buches in mehrfacher Beziehung scharfsinnig erläutert. Von letzterem, so wie von der vollkommen evidenten Vertheidigung des *me* (V. 29), des *euehit* (V. 6) und der Echtheit von V. 7—10 der ersten Ode absehend, wenden wir uns zu dem Hauptinhalte der Abhandlung, nämlich der Verwerfung der beiden ersten und der beiden letzten Verse dieses Gedichtes. Auch wir mögen nicht leugnen, dafs hier die Auslassung des *tu* befremdet, dafs dort die Anrede aufser genauerem Zusammenhange mit dem Folgenden sich zu befinden scheint, so wie dafs nach Streichung dieser Verse die Composition des Gedichtes nach den vierzeiligen Strophen viel schicklicher sich darstellt; allein ehe wir Hrn. Hermann unbedingt beistimmen, möchten wir ein von aufsenher sich erhebendes Bedenken erledigt haben.

Ist nämlich, da Interpolationen von Versen und Strophen bei Horaz, wie Hr. Hermann selbst bemerkt, vor den Vettius Agorius Basilius Mauortius (Consul im Jahre 527 n. Chr. Geb.) fallen müssen, auf die häufigen Anführungen der ersten Verse — besonders des ersten — die letzten erinnere ich mich nicht anderweitig gefunden zu haben — bei den späteren Grammatikern, die jener Zeit mehr oder weniger nahe stehen, überall kein Gewicht zu legen, so möchte es doch schon kühner sein anzunehmen, dafs Martial bereits interpolirte Exemplare vorfand. Bei diesem lautet nämlich der Anfang des vierten Epigramms im zwölften Buche folgendermafsen:

„*Quid Flacco Varioque fuit summoque Maroni*
Maecenas, atauis regibus ortus eques,
Gentibus et populis hoc te mihi, Prisce Terenti,
Fama fuisse loquax chartaque dicet anus".

Man könnte um der Annahme so zeitiger Interpolation zu entgehen, etwa die Vermuthung aufstellen, dafs aus den betreffenden, vielleicht unmittelbar auf L. Varius Rufus zu beziehenden Worten der Horazische Vers selbst erst gemacht worden sei, wenn sich derselbe nicht auch in des Caesius Bassus ars de metris gleich am Anfange (p. 2663 Putsch. 302 Gaisford) angeführt und erörtert fände. Denn ist der Metriker dieses Namens auch nicht bestimmt für den gleichnamigen Lyriker unter Nero zu halten, obgleich auch dies wahrscheinlich ist, so ist er jenem doch gleichzeitig (vgl. nach Lachmann's Vorrede zum Terentianus Maurus p. XVII Osann's Beiträge zur griech. und röm. Litteratur schichte Bd. 2. S. 360 fg. Anm. 9. nebst den weiteren, aber nicht hinlänglich gesicherten Ausführungen von Lersch in Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1840 N. 13. und im dritten Bande seiner Sprachphilosophie der Alten, 1841, S. 159–16 bis nicht das Gegentheil erwiesen ist, haben wir keinen G zu zweifeln, dafs jene metrische Schrift dem Caesius Bassus, als Schriftsteller über Metrik in einem an Nero gerichteten W bei Rufinus angeführt wird, angehöre oder mindestens doch ihm excerpirt sei. — So lange nicht entweder dieses oder Wahrscheinlichkeit vorneronischer Einschiebsel bei Horaz, doch unserer Ansicht nach durch hinlänglich gesicherte H schriften damals noch zu controlliren sein mufsten, nachgewi wird, müssen wir demnach an der Interpolation des ersten ses und somit auch, wenn wir die freilich nun viel weniger gerundete und präcise Eintheilung in vierzeilige Strophen halten, an der der drei andern Verse zweifeln.

Das zweite der zu besprechenden Programme sucht aus sichern sowohl, als aus den muthmafslichen Bruchstücken durch Madvigs treffliche Abhandlung dem L. Attius vindi Didascalica nachzuweisen, dafs dieselben, eben so wie die matica und Parerga des Dichters, in gebundener Rede und in trochäischen Tetrametern verfafst waren und stellt den jene Fragmente in überraschender Weise aus den bisher für gehaltenen Texten her, so dafs wir wenigstens von der W heit dieser Entdeckung, (zumal durch die Analogie der Pra tica, die auch scenischen Inhalts waren [s. Madvig Op p. 109s q.], dergleichen Dichtungen des Attius construirt überzeugt zu sein gestehen müssen. Ein besonders interessa Ergebnifs liefert dabei die Behandlung der Stelle des G Noctes Att. III, 3, wo ein wahrscheinlich hieher gehöriges ment des Attius sich findet, das mehrere den Komödien des tus zugezählte Stücke, namentlich auch die von Varro gesprochene Boeotia für unecht erklärt und einem andern ter zuweist, den man bisher sowohl hier, als bei Varro de VI. §. 89, wo gleichfalls die Boeotia erwähnt wird, für den lius oder Atilius gehalten hat. Nach den Erfordernissen des trums aber in jenem Bruchstücke, besonders aber nach den gen der Handschriften schlägt Hr. Hermann nicht ohne gr Wahrscheinlichkeit vor, *Marci Titi* an beiden Orten zu le wodurch wir einen von Plautus einer- von Attius andererseits grünzten römischen Lustspieldichter Marcus Titius erhalten w den, dem Attius eine ziemliche Anzahl angeblich Plautinischer Komödien zuwies, von dem aber bis jetzt keine Spur für d vorhanden war. Wir möchten nur eine solche weniger, obwo es nach den Handschriften nicht allzufern läge, bei Varro de L. VII. §. 104, wo vielmehr mit Otfr. Müller ein angeblich Fragment des kurz zuvor zweimal angezogenen Matius anzu men scheint, als bei Fronto epp. ad M. Caesarem II, 1, p Nieb. suchen, der in seinem Entzücken über eine von Mar allerhöchst eigenhändig gefertigte und ihm übersandte Abs einer seiner Reden ausruft: „Quid tale M. Porcio aut Q. H aut Titio poetae, quid Scipioni aut Numidico, quid M. Tullio usu uenit"? Niebuhr vermuthet hier für Titio L. Accio, von Ri de Aelio Stilone p. 42 Titinio, während Lange in den Fr trag. R. p. 7 und Weichert Poett. Latt. Kell. p. 373 den T ker C. Titius erkennen; — mit demselben Rechte aber kann Komiker M. Titius verstanden werden, der auch unter der N Τίτιος ὁ Ῥωμαῖος κωμικός den Weg in des unverständig ex renden Lydus Werk de magistratibus R. (I, c. 40) gefunden ben mag, während Fufs hier Τεττίνιος lesen will, Reuvens und Osann Λίβιος vermuthen, wofür ich dann lieber Τίτιος da auch Hieronymus dem Liuius diesen Vornamen giebt schlagen würde. Doch ist freilich die auf einer, wenn scharfsinnigen Conjectur beruhende Existenz jenes Dichters unsere problematischen Vorschläge noch immer nicht hinl gesichert.

M. Her

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

XXV.

malbergische glosse der lex salica. Statt andschriftlicher mittheilung an freunde und efreundete; von Dr. H. Leo. Halle, gedr. ei Plötz. 8.

Der unermüdlich forschende Verf. übergab die icirte Schrift fast gleichzeitig mit seinen inhaltchen „Rectitudines" dem Publicum. Die darin entenen überraschenden, wiewohl noch mancher Wiede ausgesetzten Entdeckungen, verhiefs er weiter erfolgen und hat seitdem gezeigt, dafs es ihm Ernst it sei. Da jedoch auch seine neuesten Mittheilun- auch nur erst Fragmente oder Anfänge sind, so um so mehr, dem Wunsche unserer Redaction äfs, die vorliegende kleine Schrift einstweilen gesonbesprochen werden. — Wir wissen, welche crux pretum bisher die sogenannten „malberg. Glossen" salischen Gesetzes waren *). So fremdartig und utsch auch zumeist ihr Anblick, und so gewifs die Geltung des salischen Gesetzes auf erober-, ursprünglich undeutschem Boden war; so lag die Annahme einer *deutschen* Glosse allzunahe, nicht die Aufmerksamkeit in dieser Richtung erhalten, da zumal auch andre altdeutsche Gesetzsammlungen viele schwierige und durch Entstellung oft fremdartig erscheinende, nichts desto weniger aber echt deutsche Ausdrücke enthalten. Nun hat, sich selbst überraschend, Hr. Prof. Leo „entdeckt, die malbergische Glosse sei ganz und gar *in einem keltischen Dialekte geschrieben, der sich zum Gälischen etwa so verhält, wie Althochdeutsch zu Mittelhochdeutsch*".

Die vielfachen und wichtigen Folgen dieser Entdeckung (sofern sie sich als solche bestätigen wird), wollen wir nur andeuten: die Ersparnifs vergeblicher Forschung nach deutschem Inhalte, zugleich, falscher und schädlicher Ergebnisse derselben; den Zuwachs altkeltischer Sprachkunde, besonders für die Grammatik *); eine neue Date für die Dauer **) keltischer Sprache in Gallien, die sich gewifs bei den hier zur Sprache gebrachten Belgen am Längsten, der römischen gegenüber, erhalten konnte; hochwichtige Aufklärungen (freilich auch neue Räthsel) für die Rechtsalterthümer, die Stammtheilung, die Wanderungen und die ganze Geschichte der gesammten Keltenheit, wenn die Belgen nicht blofs (zum Aerger mancher Germanomanen) sichere Kelten sind, sondern sogar dem sonst auf dem Festlande nirgends sichtbaren gadhelischen (gälischen) Stamme angehören. Der Verf. vergleicht bis jetzt zunächst und fast ausschliefslich die Sprache dieses, noch heute in Irland und Hochschottland lebenden, Stammes; aber schon die geographische Stellung Armorica's zu dem wahrscheinlich salischen Gebiete dürfte uns berechtigen, immer zuerst nach der noch dort lebenden, mit der der wallisischen Kymren nah verschwisterten, britonischen Sprache zu fragen, und in ihr vorzüglich nach dem venetischen

Vgl. bes. *Türk*, Forschungen III. 152 etc.; *Schilter; Wachter* (namentlich im Index „Nomica ex leg. ant. Germ."); *Wendelin* (Natale solum leg. Sal. p. 107—20; *Wiarda* S. 367. 379.); *Eckhart* (Ed. leg. Sal.); *Hofmann* (Obss. iur. Germ. l. II. 1738. l. I. 1—7. 9. 10. II. 1—4. 7—10. 12.; *Wiarda* S. 385—474); *Ducange* und *Graff* v. Malberg, und passim; *J. Müller* (Lex Salica etc.: „Die Verff. der l. Sal. erscheinen im Prologe als dictatores, Dichter — wohl des *Malbergliedes*"?); *Leo* selbst bisher; Ref. liest mit Freude, dafs seine „Celtica" den Verf. zu der neuen Richtung seiner Forschung mitangeregt haben, und bittet um Verzeihung seiner öfteren Selbstcitation, zu der ihn die nöthige Kürze dieser Relation veranlafst.

*) Neuestens hat Hr. Prof. Leo „Vorläufige Bemerkungen zur Grammatik der malbergischen Sprache" bereits veröffentlicht.

**) Ref. hat Zeugnisse für diese in seinen *Celtica* II. 1. S. 83 ff. gesammelt.

Digitized by Google

Dialekte (vgl. des Ref. *Celtica* II. 2. S. 160). Gewifs bleibt, sobald der Celticismus der Glosse erwiesen ist, das wichtigste Augenmerk die Schiboleths der Hauptmundarten. Bis jetzt neigt sich in der That, auch bei unparteiischer Zuziehung der genannten kymrisch-britonischen Hauptmundart, die Wagschale zu Gunsten der gadhelischen. Doch liegt ein gewisser Widerspruch darin, dafs der Verf. verlorene, vollere Flexionen — mit Recht! — zu finden glaubt und doch gewöhnlich die heutige verschliffene Aussprache der irischen und schottischen Dialekte, die zur Zeit ihrer ersten Schriftbekleidung noch nicht Statt finden konnte, hier in Gallien, schon ziemlich frühe also, annimmt. Eben wegen des vermuthlich hohen Alters der Malbergglosse mögen wir nicht allzu entschieden manche *jetzige* Kennzeichen der gadhelischen Sprachen gegenüber den kymrischen urgiren, wie z. B. das anlautende *s*: Kymr. *h*, da letzteres seit schwerlich sehr alter Zeit erst allmählig sich festsetzte, während die gadhelische Aussprache nur des aspirirten *s* (*sh*) als *h* den Weg noch zeigt, den die Schwestersprache nahm. — Die vielfachen geschichtlichen Gründe und Schlüsse, die Ref. in dem citirten Buche für die kymrische Abstammung der Belgen aufstellte, würden einer sprachlichen Entscheidung für deren gadhelischen Stamm gegenüber nicht Stand halten. Ref. sieht jedes Falls mit Ungeduld und Freude ferneren Resultaten des scharfsinnigen Verfs. entgegen, sollten sie auch seine in jenem Buche dargestellten Hauptansichten über Abstammung und Wanderungen der keltischen Völker umstürzen, wenigstens umstellen. Darnach möge der Verf. sammt unsern übrigen Lesern einige Alternativen und Einwendungen aufnehmen, die wir den folgenden Excerpten einreihen werden. Die näheren Kenner des Faches werden uns die Beschränkung der Details vergeben, das weitere Publicum ihre Ausdehnung.

Das erste Räthsel ist der Name *malberg* (*malb.*, *mal.*) selbst, den der Verf. von *mallum*, *mallare* hier zu trennen scheint; in jenen „vorl. Bemerkungen" jedoch stellt er wenigstens *mallare* zu der gadhelischen Erklärung. Er schliefst aus „mallare *per* malberg" *), dafs damit die Sprache der Ladung gemeint sei; *per* könnte indessen nach dem mittellateinischen und romanischen Sprachgebrauche die Ladung *zu* der Gerichtsversammlung bedeuten. Letzteren Sinn hat das latinisirte *malberg* wohl in sämmtlichen übrigen Stellen; doch mag derselbe ein abgeleiteter, gerade in der latinisirten Form stereotyp gewordener sein, weshalb man mit der einheimischen (undeclinirten) Form auch den einheimischen, ursprünglichen Sinn bezeichnen wollte. Diesen bestimmt nun der Verf. näher als *Volks-* oder *Versammlungs-Sprache*, von Gadhel. *mol*, *Haufe*, *Versammlung*, und *beargnadh*, *Landessprache*; indem er auch in der obigen Stelle *malberg*. als abgekürzt annimmt. Das Mlt. *barginna*, προσφώνησις βαρβάρου, βαρος, enthält vielleicht das volle gadh. Wort; vgl. überhaupt *Diefenbach*, *Celtica* I. No. 282, wo etwa noch Kymr. *bargodion*, *Grenzbewohner*, *Fremde* zu erwähnen wäre. Aus jenem ersten Sinne konnte sich unschwer der zweite entwickeln, vgl. z. B. *conquium Samtale* u. dgl., und weiterhin noch der des *Ortes* der Rechtsprechung — wiewohl die Correlation mit *montem placiti* (Leg. Scot. ap. Ducange v. Malbergium) irrig sein mag. Nur als Belege mehrfacher *möglicher* Auslegung geben wir Armor. *mall*, *ergo*, *sage etc.* und *berch* (Venet. Gutturalauslaut den Dentalen sämmtlicher verwandten Sprachen gegenüber) *gesetzmäfsiges Fest* (besonders mit *gwél*, *Fest*; also auch allein schon = *solennité*, *commandement etc.*). Selbst wenn *mall* Deutsch ist und allein schon *concio* (s. das Folgende) bedeutet, ist die hybride Zusammensetzung eben so erklärlich, wie z. B. in *Assisenstizamt*, *Justizamt* u. dgl. Keltischer wäre eine Zusammensetzung, deren zweites Glied im Genitivverhältnisse stünde, und man könnte hier gar an *Berg* = *Belg* (vgl. *Celtica* II. 1. S. 63; 2. S. 374) denken. Die Ungewifsheit der Grundbedeutung schreckt uns von weiteren Erklärungsversuchen zurück, die eines gegebenen Grundes entbehren. Dieser scheint sich, für die erste Hälfte des Wortes wenigstens, denn doch im Deutschen zu finden; sie bedeutet dort *sermo*, *concio*, *curia*, *forum* (vgl. *Graff* II. 650 *); *Grimm* I. 3. Ausg. S. 170). *Mal-*

*) In einigen Hss. der l. Sal. XIX, wo *allein* die unlatinisirte Form vorkommt; die scheinbare Synonyme darneben „seu *landevas*" stellt sich durch unsern Verf. anders heraus.

*) Das erste *mahal* daselbst ist identisch mit Armor. *mall*, Gadh. *mâl*, *Auflage*, gehört nicht hierher, sondern zu Kymr. *mael*, *Gewinnst*, woher *maelged*, *Auflage*, *Tribut*. — Die entwickelten Lautverhältnisse des ganzen Wortstammes im Keltischen könnten zwar auf Entlehnung, wenigstens theilweise deuten; doch widerspricht dessen Ausdehnung durch die Dialekte.

Digitized by Google

= *mâlôn, mahalôn*; vgl. ferner den Ahd. Ortsnamen *alberg* neben *Mahalbah* und *Malbrun*, so wie Mhd. *lstat, mâltac* aus schon Ahd. *mahalstat, mahaltac*; *tmold*, Ahd. *thiotmalli*, mag *Volksversammlung* bedeu-; Ahd. *mahalezi* (*Graff* l. c. 651), *causam: convenforenses* u. s. M. Aus welcher Zeit stammt die in Lindenbrog. im Texte stehende Erklärung (tit. 56.): „*Sagibarones* in singulis *Mallobergiis*, id est *bs*, quae ad unum *mallum* convenire solet"? cf. *Pap.* Mallum ap. *Ducang.* h. v.; ebds. ist die Stelle merkrdig: „concioni praesidebat, quod *rustici* (welches lkes?) *Mallum* vocant". (V. S. Walarici). — Jedenls muſs die unmittelbar vor den Glossen stehende kürzung *malb.* etc. auf die Sprache, des Gerichtes er des Volkes, gehn; daſs diese Deutsch sei, ist ch durch die Deutschheit der abgekürzten Benenng keineswegs gesagt; jedoch sei es gestattet, bei der Alternative zu allererst an deutsche Sprache zu nken.

S. 4 sq. sind als Synonymen für ein eben ausgechsenes Schwein oder Ferkel die Wörter erklärt: *nis-fith, thertesun, drace-chatt.* Das zu 1) vergline Gadh. *iomain* bedeutet auch namentlich *Schweinde*; Gadh. *fith* = Cornisch (kymrischer Dialekt) *guys* l. Wetterau. *wuz?*), also *gadhelische* Lautstufe. 2) vgl. noch Holländ. *tratsen* = *erwachsendes Fer-* (nach *Wendelin*); der Vf. weist auf Gadh. *tarrthain, chsen*; dies ist = Kymr. *tardd*, Corn. *tarth*, Armor. *z*; der Rest *sun* dann wohl = Armor. (nur im Leonlekte) *suin* (*souyn*) — das, wie das latinis. *tertussus* Texte, masc. ist —, *Ferkel.* In 3) nach dem Vf. *ett* = Gadh. *cailleadh* *), *Sau*; besonders glücklich seine Erklärung von *varachalt, getödtete Sau*, aus dh. *mharbh* (doch ähnlich in den kymr. Sprr.), und *focichalt, scrova furata* (tit. II. §. 6. 7.) aus (*nur*) dh. *fogh, Raub*; dies Wort kommt auch in dem Nan der berühmten foghmorischen Seeräuber in der en Geschichte Irlands vor. — Vortrefflich *leudi* und *dardi* aus Gadh. *lead* und *leadairt* = jede *Rechtsletzung* (vielleicht mit *laedere*, wie mit λοιδορῶ nur ällig gleichbd.); gadhelische Laute, da Kymr. *lladd*, mor. *laza, schlagen, tödten*, entsprechen; die gadh. l kymr. Wörter, die mit Lat. *latro* zusammenhän-, gehören nicht hierher. In die leg. Sal., Fris., Angl., und die Capit. mag das Wort mittelbar und unmittelbar aus dem Keltischen gekommen sein, so auch in Ags. *leod, leode*; warum es *Graff* II. 194 zu *Liut* stellt, ist nicht recht deutlich. Allmählig wurden solche Ausdrücke todtes Erbtheil der Juristen. Hierher vielleicht auch Mlt. *levidis* bei *Ducange*, der es zu Franz. *livide* stellt. — S. 6. *extrabo* (XXXIII. 2.) = Gadh. *strabaid*, meretrix; dies ist identisch mit Armor. *stlabézen*, eig. *schmutziges Weib*; der Stamm zeigt sich nur im *Armorischen* lebendig. — III. 11. *ohseno* (zu *bos*) erinnert freilich sehr an deutsche *Ochsen*; aber *ochsaiora* zu *anniculum animal* ib. 2. liegt schon weiter ab. Der Verf. erklärt sinnreich aus Gadh. *agh* (*a* spr. *ö*) + *seine* = *senior*, und + *searra*, *Thier unter* 3 *Jahren.* Indessen steht jenem *ohseno* (var. *ocxino*) unter den keltischen Formen der *armorische* Plural *ohen* (*oh-en*) am Nächsten. Vgl. ff. *Graff* I. 140. — Deutsch genug und namentlich Fränkisch lauten, zur Hälfte wenigstens, im tit. VII. (de furtis *avium*): *ortfocla*, aber auch *i* für *l* (Varr. s. bei *Graff* III. 188. 435.); *weiano* (: *wio, Weihe*) oder *veganus*; *chanaswido* (: *hahn* cf. u. A. *Graff* IV. 958.), nach der gadh. Erklärung des Vfs. der *chanteclin* der Thiersage; *chunno* t. VI. (de furtis *canum*) kann Deutsch, wie Keltisch sein, des Verfs. scharfsinnige Erklärung der Zusätze macht das Letztere wahrscheinlich. — S. 9 *deba* = Gadh. *deabhadh* (spr. ungf. *dewo*); doch da in diesem tit. XIX. de *incendiis* die Rede ist, liegt das dunkle Deutsche *dewa Graff* V. 234. nahe; wiederum aber deutet die glückliche Erklärung des Vfs. von *leos-deba* (§. 8.) aus Gadh. *lias, Stall*, auf keltisches Etymon. — Des Vfs. Correctur (S. 13) von *pectis* (tit. V. de furtis *caprarum*) in *peccis* = Gadh. *poc, Ziege* (cf. Hd. *poch, Bock*) wird durch die Var. *peca* im cod. Paris. bestätigt.

Am Schlusse fragt der Verf. nach altkeltischen Glossaren aus Belgien; vielleicht gehört dorthin ein angeblich altbritonisches auf einer Leipziger Bibliothek? Auch in den Bollandisten und ähnlichen Sammlungen mögen sich altbelgische Glossen finden; armorische gewiſs, wie in V. S. Convoionis u. a.; irische sind noch häufiger. Das älteste irische Glossar (Cormac's) wird, so wie ein cornisches, bald erscheinen. Juristische Wörter keltischen Ursprungs hat der Vf. wahrscheinlich schon gesammelt; möge er den Forschbegierigen Nichts der Art lange vorenthalten! Viele

* Vgl. Mhd. *gül* etc.; s. *Pott* de lingu. Lett. II. 19.

Digitized by Google

seiner Sätze werden Widerspruch finden, manche gerechten, mehrere parteiischen und thörichten; einige Leute werden sich über den Aufwand wundern, der an ein Paar alte, noch dazu unklassische, Vocabeln gewandt wird; sichere Trägheit wird sich mit ihrer Entsagung in dunkeln Forschungsgebieten brüsten. — Wer aber den Drang zum Forschen hat, der kann nicht anders, und Ein gewisser Fund wiegt das Wagnifs von hundert zweifelhaften auf.

Lorenz Diefenbach.

XXVI.

Die Wissenschaft des slavischen Mythus im weitesten, den altpreufsisch-lithauischen Mythus mit umfassenden Sinne. Nach Quellen bearbeitet, sammt der Literatur der slavisch-preufsisch-lithauischen Archäologie und Mythologie. Als ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes entworfen von Dr. Ignaz Johann Hanusch, öffentl. ord. Professor der Philosophie und ihrer Geschichte an der k. k. Universität zu Lemberg. Lemberg,* 1842. *bei Stanislarew u. Tarnow.

Hr. Hanusch verspricht, wie man sieht, sehr viel. Mit lebhaftem Interesse wird man daher auch nach einem Werke greifen, welches durch einen, so viel verheifsenden Titel sich zu empfehlen sucht. Was nur die blofs äufsere Kenntnifs der slavischen Mythologie betrifft, so ist dieselbe bekanntlich noch nicht sehr weit gefördert, und der Grund hiervon liegt theils in der Dürftigkeit der für diesen Gegenstand zu benutzenden Quellen, theils in dem Mangel an kritischer Bearbeitung eben dieser sparsam fliefsenden Quellen. Tritt nun Jemand mit der Verheifsung auf, dafs er uns sogar eine Wissenschaft des Gegenstandes, eine geistig durchdringende wissenschaftliche Erkenntnifs desselben geben wolle, so mufs um so lebhafter die Aufmerksamkeit und das Interesse angeregt werden. Sieht man sich jedoch die angekündigte Schrift mit Ruhe etwas näher an, so gelangt man sehr bald zu der Ueberzeugung, dafs man sich sehr geirrt habe, wenn man sich eine grofse Belehrung aus ihr versprochen. Was die Methode betrifft, die der Verf. bei der Entwicklung seiner Ansichten befolgt, so bietet sie dem Leser nirgends eigentlich einen festen Halt dar. Eine apriorische Beweisführung wird nicht versucht, und der Versuch einer solchen würde auch nach den eigenen Aeufserungen des Hrn. Verfs. (S. 44) nicht zweckmäfsig gewesen sein, weil, wie er meint, die Mythologie in den Bereich des Historischen streift, oder wie Andere bestimmter reden würden, dem Bereiche des Historischen angehört. Dennoch liegt eine historische Erklärung und Begründung aufser dem Zwecke des vorliegenden Werkes, in welchem man es nur mit Erkenntnifs zu thun hat (S. 146). Sonst aber lebt der Verf. fest in der Ueberzeugung, dafs die Philosophie nur an der Hand der Erfahrung und Geschichte einen sichern Weg wandelt, und dafs eine Lösung der Schwierigkeiten, auf die man bei dem Studium der slavischen Mythologie stöfst, nur durch die Vereinigung beider Wege (des philosophischen und des historischen) zwar allmälig zu erwarten sei (S. 44). Es ist aber eine erst allmälig zu erwartende Lösung durch ihn nicht gegeben, und jedenfalls dürfte daher die Ausführung einer Wissenschaft der slavischen Mythologie zu zu früh unternommen sein.

Was im Uebrigen bei der Betrachtung dieses Werkes einen höchst schmerzvollen Eindruck macht, das beruht in der Art und Weise, wie der Verf. an jene berüchtigte Partei sich anschliefst, die der Bezeichnung als Schule nicht würdig, in der Literatur aber hinlänglich bekannt ist durch den Unfug, den sie zum Theil schon angerichtet hat, zum Theil immer noch anzurichten bestrebt ist, obgleich sie der Sache nach längst schon überwunden ist. Es ist dies die Partei, die immer noch nicht aus ihren Träumen vom Urmythus erwachen kann, in allen Mythologien den Abglanz des uralten Licht-, Sonnen- und Astraldienstes zu erblicken glaubt und dabei in ihrem blinden Eifer nicht scheut, längst schon direct oder indirect widerlegte Irrthümer von Neuem wieder vorzubringen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Wissenschaft des slavischen Mythus im weiesten, den altpreufsisch-lithauischen Mythus nit umfassenden Sinne. Nach Quellen bearbeitet, sammt der Literatur der slavisch-preuisch-lithauischen Archäologie und Mythologie. Als ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes entworfen von Dr. Ignaz Johann Hanusch.

(Schlufs.)

Hätte man glauben sollen, dafs es möglich gewewäre, dafs noch im Jahre 1842 ein in deutscher ache von einem ordentlichen Professor der Philobie und Geschichte geschriebenes Buch habe erscheiköunen, in welchem als Basis der ganzen Unterung wiederholt die träumerische Ansicht aufgestellt l, dafs Buddh ursprünglich die allgemeine Licht- und ergottheit aller Mythen gewesen wäre, und so im tschen Wod (Wodan), im scandinavischen Othin, gallischen Teut, im phönikischen Tot, im ägyptien Taut und als Gotama im persischen Khoda und deutschen Worte Gott sich abspiegele. Aus dem gestellten wird der Beweis hergenommen, dafs das vische Wort Wit als Bezeichnung des höchsten Gotauch Bid oder Bud geheifsen habe, und dafs Bud l das slavische Wort Buh identisch seien (S. 264). s Alles soll noch seine stärkere Begründung in der inung finden, nach welcher Manche in der ungemein ifsen Anzahl slavischer Ortsnamen mit der Wurzel d noch Ueberreste des Buddha-Cultus zu finden uben (S. 90). Wie aber der höchste slavische Gott, atowit oder auch Piorun genannt, identisch mit Buh, it und Buddh sein soll (S. 264), so soll er auch ntisch mit Parabrama und Mithras, und in allen sen verschiedenen Gestalten der Donnergott sein, dem Prokop als von dem höchsten Gott der ven redet (S. 96—98). „Dafs der Donner drein schlagen möge": dies auszurufen, wird man hier wahrlich versucht. Was haben Buddha und Parabrama mit einander, oder was haben beide mit dem Donner gemein? —

Wäre es der bezeichneten Partei in der Literatur, die, den Schein der Gelehrsamkeit suchend, auf eine so ungelehrte und unkritische Weise sich mit Forschungen in dem Gebiete der vergleichenden Mythologie beschäftigt, ernstlich um Wahrheit zu thun, so würde sie, ehe sie überhaupt zu Vergleichungen vorschritte, zuvörderst bestrebt sein, ein klares Bild von der eigenthümlich bestimmten Form der religiösen Anschauung eines jeden besonderen heidnischen Volks sich zu schaffen. Mit einem vagen, durch eine ganz willkührlich verfahrende Etymologie unterstützten Hin- und Herreden kann für die wahre Erkenntnifs nichts gewonnen werden. Es fehlt aber den Herren die Fähigkeit dazu, aus der eigenen Form des Bewufstseins sich heraus zu bewegen, und sich ganz in die Anschauungsweisen der verschiedensten Völker und Zeiten zu versenken. Ohne je bis zum inneren Kern vordringen zu können, spielen sie mit der Schaale herum, bald auf der einen Seite daran nagend, bald auf der anderen. Dabei ergötzen sie sich alsdann an dem sich selbst schmeichelnden Bewufstsein, in welchem sie sich dessen erfreuen, dafs sie doch allerlei witzige oder scharfsinnige Spiele des Verstandes mit mäfsiger Anstrengung zu Tage gefördert haben.

Hr. Hanusch geht bei der Entwicklung und Darstellung seiner Ansichten ziemlich kühn zu Werke. Von irgend einem historischen Beweise des ursprünglichen Zusammenhanges der Slaven, ihrer Abstammung nach, mit den Indiern und Persern ist nirgends die Rede. Dieser Zusammenhang wird überall a priori vorausgesetzt, und auf die so gemachte Voraussetzung stützt sich mit Beihülfe einiger willkührlichen Etymologien Alles, was über die Verwandtschaft der slawi-

Digitized by Google

schen Religion mit der indischen einerseits und mit der persischen andererseits behauptet wird. Philosophisch wird von dem Grundsatze ausgegangen, dafs sich dreierlei Hauptarten des Mythus ergäben. Entweder gehe der mythenbildende Geist ganz auf in dem Mythus, er werde darin, als im Objectiven, ein unselbstständiges Moment, oder er stelle sich seinem Producte als selbstständig entgegen, oder endlich er finde in seinem Producte sich selbst. „In den Mythen der ersten Art herrsche unvermittelte Einheit, sie wären ihrem Grundtone nach monistisch; — bei den Mythen der zweiten Art herrsche unbegriffene Getrenntheit, sie wären ihrem Grundtone nach dualistisch; — bei den Mythen der dritten Art endlich bestehe das Wesen in der vermittelten Einheit des Geistes und der Natur, sie wären dem Momente des Geistes nach monistisch, dem Momente der Natur nach dualistisch". — „Die erste der genannten Arten fände ihren Repräsentanten im Alterthum und durch ihn ihre äufsere Realität im indischen Mythus — die zweite im persischen, die dritte im griechischen Mythus". — „Der slavische Mythus berühre sowohl seiner Zusammengesetztheit als seiner genetischen Fortentwicklung wegen die Gebiete aller drei Mythen" (S. 4). — Anderswo (S. 93) heifst es dann: — „Der slavische Mythus zerfällt in drei Hauptabtheilungen, wovon jede ganz eigenthümliche Mythenelemente darzustellen hat. Die erste hat nämlich die indischen Mythenelemente im slavischen Mythencyclus, so wie die zweite die persischen Elemente in demselben nachzuweisen, und die dritte hat erst die eigenthümliche Gestaltung oder Umformung, die der slavische Geist in Europa an den ihm gegebenen Mythenelementen hervorbrachte, also im Grunde den eigenthümlichen slavischen Mythus darzustellen".

Es wäre zu wünschen gewesen, dafs Hr. Hanusch sich mit der Lösung der dritten Aufgabe hätte begnügen und sich beschränken mögen auf die Darstellung des eigentlich slavischen Mythus. Wenn dieser aus sich selbst nach den vorhandenen Quellen kritisch erläutert worden wäre, so würde man um so eher in den Stand gesetzt worden sein, mit Sicherheit auf eine klare Weise Vergleichungen zwischen dem slavischen, indischen und persischen Mythus anzustellen. Nach der Methode aber, die im vorliegenden Werke befolgt worden ist, hat es sich ergeben, dafs in demselben Behauptungen sich finden, die in der Art, wie sie aufgestellt worden sind, jedem unbefangenen Leser im höchsten Maafse auffallen müssen. Höchst interessant würde es unleugbar sein, wenn es wirklich erwiesen werden könnte, dafs es unter den heidnischen Slaven Sectenspaltungen, wie in Indien gegeben hätte. Der Vf. des vorliegenden Werk's sagt in dieser Rücksicht Folgendes: — „In Hinsicht des slavischen Mythus kann behauptet werden: 1) dafs in slavischen Ländern sich die Brahmaverehrer-Ansichten wiederfinden; denn der Grundgedanke des slavischen Mythus ist der Eine Licht- und Sonnen-Gott Piorun und zwar allgemein bei allen slavischen Nationen, selbst bei den alten Preufsen und Lithauern. Die Ansicht von der (dem) Trimurti in Einheit findet sich nur bei den West- und Südslaven, den russischen, altpreufsischen und lithauischen Mythen nicht z. B. ist sie nicht zu finden; 2) dafs der Triglaf-Cultus durch den Sectenhafs der Brama-, Wischnu- und Schiwa-Verehrer verdrängt wurde, und die (der) Trimurti nur in ihrer Getrenntheit eine allgemeine Verbreitung erlebte. Besonders scheint die Brama- und Schiwa-Secte und von der letzteren diejenigen, welche das weibliche Element hervorheben, allgemein in slavischen Ländern verbreitet gewesen zu sein. Die Wischnuiten scheinen wenigstens im Mythus der eigentlichen Slaven eine untergeordnetere Rolle zu spielen, obschon sie an manchen Orten neben den Bramaiten und Verehrern des weiblichen Schiwa standen" (S. 103. 104).

Könnten diese Behauptungen anderswie als durch oberflächliche Vergleichungen der slavischen Götter mit den indischen erwiesen werden, so würde allerdings ein grofses Licht auf das Dunkel der slavischen Mythologie fallen; allein, abgesehen davon, dafs die slavische Geschichte selbst gar keine Beweise liefert, so beruht auch das, was als Indisches beigebracht wird, um statt der Beweise zu dienen, auf einer völlig falschen Auffassung des indischen Mythus. Klar ist indessen wird man nicht darüber, wie Hr. Hanusch sagt, denn eigentlich den Zustand des heidnischen Bewusstseins der Slaven, in welchem die verschiedensten Elemente sich synkretistisch durchdrungen haben sollen, denkt. Er sagt zwar in dieser Rücksicht Folgendes: „Im westlichen Slavenlande herrschten die parsischen Elemente" (der Gegensatz von Belbog und Czernebog) „im östlichen die indischen vor, und bildeten sich am allda am meisten aus, während in den südlichen Slavenländern sie vereint und von mannigfachen fremden

Digitized by Google

ythenelementen durchwebt, welche die historischen ränderungen boten, den slavischen Mythus constirt zu haben scheinen. Der Dualismus der westlien Länder neigt sich zwar durch seine Götterdreit Jarovit, Rugievit und Porevit zur Trimurti der lichen Länder, so wie diese in ihrer astronomischen ffassung mit jener zusammenfällt" (S. 212). — Diese merkung genügt jedoch um so weniger zur Abhülfe angedeuteten Bedürfnisses, da auch nicht einmal Versuch gemacht wird, einige Aufklärung zu geben er die äufseren geschichtlichen Verhältnisse oder er die Bewegungen innerer geistiger Entwicklungen, ter denen Indisches und Parsisches, Beides sich im ıvischen durchdrungen und eine eigenthümliche slache Gestaltung oder Umformung aus sich hätte hergehen lassen. Bemerkt zwar wird Folgendes: — Die eigenthümliche Umformung der slavischen Myen in Europa besteht darin, dafs der indische Avatarıntheismus, bestehend in der descendenten Emanation er Wesen aus dem Einen, in den slavischen Hylosmus überging, d. h. das Aeufsere der Natur (ὕλη) r im Bewufstsein der Slaven das eigentliche Sein, l wurde belebt von Einem allgemeinen Geiste, der den einzelnen äufseren Individuen als individueller ıst erschien" (S. 249). Dieser Behauptung zufolge te sich jedoch im Slaventhum der ideelle indische notheismus in einen materiellen Polytheismus aufıst, es wäre im slavischen Mythencyclus das Vernifs des Gedanken-Einen, der Natur und des Subs geradezu umgekehrt. (Vergl. S. 249). Da somit spätere europäisch-slavische Mythencyclus einen leren Sinn und ganz andere Bedeutung gehabt, auch ıı andere Vorstellungen in sich entwickelt haben fs, als der indische, so hebt sich unmittelbar dach schon die Verwandtschaft zwischen dem eurosch-slavischen und dem orientalisch-indischen Myncyclus auf.

Wiederholt mufs man sein Bedauern darüber zu ennen geben, dafs Hr. Hanusch sich nicht gänzlich chränkt habe auf Forschungen in dem Gebiete der opäisch-slavischen Mythologie. Der Weg, der dazu betreten gewesen wäre, ist leicht anzugeben. ı mufs vom lithauischen Mythos, der unter den vischen bekanntlich der reichste ist, und viele grieche Elemente, wahrscheinlich von der Zeit der Völwanderungen her, in sich zu enthalten scheint, ausgehen, und in Rücksicht auf die spätere Fortbildung ganz besonders den Verkehr mit den scandinavischen Othinsverehrern berücksichtigen.

Eine genauere und strengere Quellenkritik als bei Ausarbeitung des vorliegenden Werkes geübt worden, ist vor Allem nothwendig. Zwar fehlt es nicht (vgl. S. 72. 73) an Bemerkungen über die Mangelhaftigkeit der Quellen zur slavischen Mythologie, wie der bisherigen Bearbeitungen derselben. In der Art und Weise jedoch, wie die Untersuchungen durchgeführt worden sind, wird Berücksichtigung dessen, was in den einleitenden Abhandlungen anerkannt und ausgesprochen worden ist, durchaus vermifst. Der S. 30 ausgesprochenen Behauptung, dafs die Ansicht, welche in dem slavischen Mythus nichts anders als die Copie des indischen, oder eigentlich den indischen Mythus selbst in slavischen Ländern sieht, unhaltbar sei, wird bei den Untersuchungen über die Verwandtschaft des slavischen und indischen Mythus, wenn auch nicht direct, doch indirect, tausendfältig zuwider gehandelt.

Stuhr.

XXVII.

König Friedrich's des Grofsen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740, dargestellt von Heinrich Wuttke. Erster Theil. Erste Abtheilung.

Hr. Dr. W. hat schon mehrere kleinere Abhandlungen (nach seiner eigenen Angabe 7) veröffentlicht, unter denen seine Untersuchung über das Gierthsche Tagebuch (betreffend die Herzogin Sibylla) und die von ihm herausgegebne Lebensbeschreibung des Philosophen Christian Wolf die bekannteren sein möchten. — Die vorliegende umfangreichere Schrift ist ein neuer Beweis, dafs man dem noch jungen Verf. Thätigkeit nicht absprechen kann. Eher möchte man sich veranlafst finden, ihn daran zu erinnern, dafs das Zuviel einem Schriftsteller auch zum Tadel gereichen kann. — Das genannte Buch bildet den ersten Theil eines auf mehrere Bände berechneten Werkes und ist als Einleitung zu der noch zu erwartenden Bearbeitung des Hauptgegenstandes zu betrachten.

Der Verf. selbst spricht die Vermuthung aus, dafs manche Leser die Ausführlichkeit des ersten Theiles

Digitized by Google

tadeln würden; Ref. mufs diese Ansicht theilen, da der vorliegende Band mit einem Ueberblick der älteren Geschichte Schlesiens beginnt und mit dem Jahre 1621 schliefst, so dafs noch ein zweiter Einleitungsband wird gelesen werden müssen, ehe man zum eigentlichen Thema gelangt.

Wenn der Verf. diese Ausführlichkeit dadurch zu rechtfertigen sucht, dafs er erklärt, keine allgemeine Geschichte Schlesiens schreiben zu wollen, sondern nur bestimmte Richtungen zu verfolgen, welche zur Erklärung der späteren Ereignisse dienen sollen, so erregt er dadurch Erwartungen, die er keinesweges befriedigt.

Der Titel schon verspricht eine Entwickelung der öffentlichen *Verhältnisse* und der Verf. erkennt es aufserdem als seine Aufgabe nachzuweisen, dafs Friedrich die alte Verfassung Schlesiens zwar gegen das Recht des Buchstabens, doch aber zu dessen eignem Vortheil umgestofsen habe. Man erwartet sonach eine besondere Berücksichtigung der Verfassungsentwickelung. Doch handelt der Verf. von derselben nur auf 40 Seiten seines 370 Seiten starken Werkes, spricht von dem Gerichtswesen auf 2, von der Kriegsverfassung auf ½, von dem Steuerwesen auf 1 Seite u. s. w., was natürlich schon der Kürze wegen höchst ungenügend ausfallen mufs. Dabei begegnen wir vielen vagen, oft nichtssagenden, Ausdrücken, finden Nachrichten aus sehr verschiedenen Perioden der Entwickelung, selbst späterer als der hier behandelten, ohne Unterscheidung zusammengestellt, vermissen Manches und nicht Unwichtiges ganz, und begegnen selbst positiven Irrthümern auffallender Art.

Wir wollen, da uns Kürze zur Pflicht gemacht ist, nur die Behandlung der ständischen Verhältnisse namentlich in den einzelnen Fürstenthümern Schlesiens etwas näher beleuchten, da Hr. W. selbst auf diesen Abschnitt seines Werkes (48—59) besondern Werth legt.

Nach der Meinung des Verfs. beruhete die Zusammensetzung dieser Stände auf rein demokratischer Grundlage (p. 50) und ihre Grundidee war die Vertretung des ganzen Landes, aller Einwohner, nicht einzelner bevorzugter Klassen (p. 58). Es wird sog noch (p. 51) gesagt, dafs *jeder Grundbesitzer* in ein Person erschienen sei, obwohl kurz vorher (p. 50) Jeder noch ein etwas mysteriöses „der etwas zu bed ten hatte" und ein ander Mal (p. 59) „der sein eig Herr sein konnte" angehängt ist.

Ob es nun das Wesen einer reinen Demokr ist, dafs Jeder der etwas zu bedeuten hat und eigner Herr sein kann, auch eine Stimme hat, li Ref. dahingestellt sein, und bemerkt nur, dafs Bauernstand in Schlesien überall nicht zur Vertret gelangte; dafs Ritterstand und Herrenstand in reren Fürstenthümern abgesondert stimmten; dafs ner die Verfassung der zur Standschaft gelan Städte, Klöster und Kapitel in Schlesien, zumal im Jahrhundert, so wenig eine demokratische war als übrigen Deutschland.

Dafs ein Jeder zum Landtage habe kommen nen, wenn er wollte (p. 51), ist auch unrichtig, da Landrechtsordnungen auf willkührliches Versäu Strafe setzten; bei der Angabe, dafs ein Jeder eigner Person erschienen wäre (ibid.), fehlt der w liche Zusatz, dafs er auch einen Bevollmächtigten seiner schicken konnte.

Dafs die Berufung der Stände entweder von Fürsten und seinen Vertretern *oder* von den ange hensten und gewichtigsten Männern hätte geschehen können, ist unbewiesen und durchaus unwahrscheinlich.

Dafs die Fürsten und Stände ganz Schlesiens einem Fürstentage beliebig hätten zusammen kommen können (p. 62), ist wenigstens für das 16. Jahrhundert und die Zeit der Habsburger erweislich unrichtig. Stände selbst nahmen als Herkommen nur in Anspru dafs in dringenden Fällen der *Oberhauptmann* sie be fen könne, um vorläufige Mafsregeln zu treffen; auch dies wollte Ferdinand nicht einräumen. Was was zur Zeit Georg Podiebrad's geschah, auf Staatsrecht nach Herstellung der Ordnung zu schlie wäre eben so statthaft, als aus den Handlungen langen Parlaments und des Convents Schlüsse auf später Gültige zu machen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

September 1842.

ünig Friedrich's des Grofsen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740, dargestellt von Heinrich Wuttke.

(Schlufs.)

Noch mehr führt Hr. W. seine Leser irre durch s, was er über die verschiedenen Arten der Ständeersammlungen in den einzelnen Fürstenthümern sagt.

Er unterscheidet p. 55 allgemeine Landtage, Kreise und engere Landeszusammenkünfte. Wenn unter dem letzten Ausdruck Ausschüsse aller Stände, Vollmacht für den ganzen Landtag zu handeln, standen werden, wie dies p. 56 geschieht, so sind elben erst im 17. Jahrhundert zu suchen. Sonst den mit diesem Ausdruck auch die besondern Zumenkünfte der Kreisdeputirten der Ritterschaft eichnet, welche sich im 16. Jahrhunderte ausbilde- aber wesentlich davon verschieden sind.

Die Kreistage beschreibt Hr. W. p. 56 als Verlungen aller Stände eines Districts (also doch h städtischer Deputirten?) zur Abnahme der *Kreisterrechnung* u. s. w, und sagt kurz vorher p. 54: n dieser Zeit sind in jedem *Fürstenthum* 4 besoldete odesoffiziere (folgen die Namen derselben), ferner jedem *Kreise* als Vorstände bestimmte Landesälte und eine besondre *Landkasse* mit den erforderlin Beamten.

Da nun die Beamten des Fürstenthums nur eben annt sind und unter ihnen auch der Landessteuerehmer, so kann man nach Sinn und Interpunction Landkasse mit den erforderlichen Beamten nur auf *Kreis* beziehen, was auch zu der Abnahme der issteuerrechnung pafst.

Dagegen sind nach den Quellen, die Ref. zu Ge- standen, in den Kreisen nur die Landsassen zumengekommen, um Deputirte für die Versammlungen der Ritterschaft zu wählen und zu bevollmächtigen, auch wohl die Zehrkosten, welche die Absendung dieser Deputirten verursachte, unter sich zu vertheilen. Von einer weiteren Organisation der Kreistage in dieser Zeit hat er keine Nachricht finden können, auch Hr. W. dergleichen nachzuweisen unterlassen.

Man wird an diesen Andeutungen über die Art und Weise, wie Hr. W. die Verfassungsverhältnisse behandelt, wohl genug haben.

Mangelhaftigkeit der vorhandnen Quellen war jedenfalls nicht der Grund einer solchen Behandlung dieser Verhältnisse gewesen.

Eher möchte die Ueberfülle der uns erhaltnen handschriftlichen und in dieser Beziehung wichtigen Nachrichten, die Kürze der Zeit, welche er bei allem Fleifs diesen Gegenständen gewidmet haben kann, so wie die Entfernung des Verfs. von Schlesien ihn verhindert haben, hierin eigne nachhaltige Studien anzustellen. Es ist dies aber um so mehr zu bedauern, je wichtiger ohne Zweifel die Kenntnifs der Verfassungsverhältnisse, welche Friedrich vorfand, für die Beurtheilung seiner eignen Mafsregeln ist.

Den gröfseren Theil des vorliegenden Bandes macht die Erzählung der *Begebenheiten* aus, welche sich in dem ersten Jahrhundert der Habsburg'schen Regierung ereigneten. In Rücksicht auf den Hauptgegenstand des Werkes ist dieselbe uns'rer schon ausgesproch'nen Ansicht nach viel zu ausführlich ausgefallen; wir betrachten dieselbe im Folgenden als ein für sich bestehendes Ganze. Den Faden geben, wie zu erwarten war, die religiösen Bewegungen, und das Buch schliefst ganz passend mit dem Dresd'ner Akkord, welcher das Endresultat derselben für Schlesien schon so ziemlich feststellte. Zu loben ist die leichte, wenn auch nicht überall gewählte, Sprache, die meist nicht ungeschickte Gruppirung und die Lebhaftigkeit im Fortschritt der Erzählung. Dagegen sind auch sehr wesentliche Mängel zu rügen.

Digitized by Google

So grofs als man aus der Vorrede und der Menge der aufgezählten, vom Verf. besuchten, Bibliotheken und Archive schliefsen sollte, ist die Ausbeute aus handschriftlichen Nachrichten nun keinesweges gewesen. Gerade die wichtigeren und interessanteren der erzählten Begebenheiten sind schon in keinesweges unbekannten Werken, wie denen Klöbers, Menzels u. a. m., freilich kürzer dargestellt.

Anderes ist in den allerdings minder verbreiteten aber gedruckten Städte - und Provinzialgeschichten Schlesiens zu finden, so dafs des Neuen und zugleich Wichtigen, was aus Handschriften gewonnen wäre, wenig genug übrig bleibt. Vor Allem ist aber zu bedauern, dafs die Angaben und Erzählungen des Vfs. durchaus der Zuverläfsigkeit ermangeln. Es ist schon übel, dafs der Verf. keine Uebersicht und nähere Auskunft über die Schätze der von ihm benutzten Bibliotheken und Archive giebt und sich häufig mit allgemeinen Berufungen auf handschriftliche Nachrichten begnügt. Schlimmer ist es, dafs er auch die wirklich citirten handschriftlichen Quellen einer kritischen Prüfung gar nicht oder nur ganz flüchtig im Vorübergehen, daher keinesweges mit Glück, unterwirft; eben deswegen folgt er auch keinesweges immer den besseren Quellen. Es bezeichnet aber wohl die Grenze dessen, was in dieser Beziehung gesagt werden kann, wenn man genöthigt ist zu erklären, dafs die Quellen, auf welche sich der Verf. beruft, oft gar keine Beweise für die Richtigkeit dessen, was er gesagt hat, enthalten, bisweilen sogar die Schiefheit und selbst Unrichtigkeit desselben darthun.

Zur Erläuterung des Gesagten wollen wir, da der Raum eine vollständige Beweisführung nicht gestattet, auch hier nur einen kurzen Abschnitt des vorliegenden Werkes einer genaueren Prüfung unterwerfen und dazu die Erzählung der Begebenheiten in Schlesien, während und kurz nach dem schmalkaldischen Kriege wählen, ebenfalls, weil Hr. W. gerade diesem besondre Aufmerksamkeit geschenkt hat (p. 170—195).

Als Hauptquelle für diesen Abschnitt wird die Chronik des Andreas Grunwald genannt, jedoch über deren Verf., seine Lebenszeit und Glaubwürdigkeit nichts gesagt. Ja es ist nicht einmal Nachricht gegeben, wo diese handschriftliche Quelle zu finden sei.

Eine andre näher bezeichnete und einem Zeitgenossen zugeschriebne Quelle konnte Ref. vergleichen, jedoch keinen Beweis aus ihrer Beschaffenheit d entnehmen, dafs sie von einem Zeitgenossen herrü Am wenigsten kann man sich derselben ohne kriti Prüfung bedienen.

Aus diesen und noch andern citirten handschr chen Quellen sind übrigens nur wenige einzelne N zen geschöpft; der bei weitem gröfsere Theil Nachrichten ist aus gedruckten specialgeschichtli Werken, namentlich den Geschichten einzelner St wie Hensels Geschichte von Hirschberg; Steigen's kenhainische Denkwürdigkeiten, Fischers Gesch von Jauer u. a. m., entnommen. Ueber die Zuverlä keit dieser Bearbeitungen läfst sich im Allgem gar nicht urtheilen, da die Verfasser über die Bes fenheit der von ihnen benutzten Quellen sich auch n näher aussprechen.

Hr. W. selbst erklärt im Uebrigen, dafs die bekannten und von ihm benutzten Quellen der schichte dieser Zeit unzureichend seien, und in die Vermuthung, dafs die Schlesier ein absichtli Stillschweigen beobachtet hätten, um die ihnen p chen Begebenheiten in Vergessenheit zu bringen. W etwas paradoxe Vermuthung bestätigt sich keine ges, da wir ziemlich ausführliche Berichte über d Begebenheiten von Zeitgenossen besitzen, nämlich d übrigens sehr verbreitete, ja Hrn. W. selbst nicht n bekannte und von ihm sogar erwähnte, Chronik d damals lebenden Rathssekretärs von Breslau, Fra Köckritz, genannt Faber, und Relationen von Aug zeugen über die einzelnen Vorfälle in dieser Zeit, v über die Münzstreitigkeiten; den Procefs der St Breslau und der Schweidnitzer Städte wegen ihrer V bindung mit den schmalkaldischen; den Versuch F dinands, die Zunftverfassung in den schlesischen St ten aufzuheben und die Einführung eines neuen Zo in Schlesien.

Wir heben aus denselben nur Einiges hervor, nach die Darstellung des Hrn. W. einer Ergänz und Berichtigung bedürftig erscheint.

Die *Münzverwirrung* in Schlesien vor dem schm kaldischen Kriege hatte ihren Ursprung nicht so in der schlechten Beschaffenheit der einheimischen sc sischen Münze, welche, wie Hr. W. p. 194 mit Be fung auf eine Rede aus dem Jahre 1646 (sic) me in Polen verbreitet gewesen sei, sondern vielmehr n gekehrt aus der Ueberschwemmung Schlesiens mit ei

Digitized by Google

s geprägten geringhaltigeren polnischen Scheide-
nze. Diese wurde von Albrecht in Preufsen, Johann
Küstrin und selbst vom Herzog von Liegnitz in noch
lechterer Beschaffenheit nachgeprägt, und dadurch
Verkehr gestört.

Der Streit entstand nun nicht allein daher, dafs
schlechten Münzen herabgesetzt werden sollten,
durch deren Inhaber mit Verlusten von 15—30 Thlr.
droht wurden, sondern auch daher, dafs Ferdinand
en für seine Länder gemeinsamen Münzfufs einzu-
ren beabsichtigte, welcher von dem *polnischen ab-*
h. Die Schlesier meinten nun, ihr Verkehr mit Po-
sei wichtiger als der mit Böhmen, und verlangten
bereinstimmung der schlesischen Münzen mit den
nischen. Auch schien ihnen der Versuch Ferdinand's,
s Münzregal und den Silberaufkauf möglichst in seine
inde zu bringen, gegen ihre Privilegien.

Die *Anklage* gegen die Städte *wegen* ihrer *Ver-*
dung mit den *schmalkaldischen* war auch nicht, wie
W. p. 185 andeutet, *vom Zaune* gebrochen. Fer-
nd berief sich auf unzweifelhafte Zeugnisse, die in
en Händen wären, und behauptete, dafs die Schle-
im Jahre 1542 eine Gesandtschaft nach Naumburg
die dort versammelten protestantischen Fürsten ohne
Wissen und Willen geschickt und hier mit dem
fürsten von Sachsen ein Bündnifs gegen Jeden,
sie der Religion wegen angreifen würde, geschlos-
hätten. Die Gesandtschaft nach Naumburg ver-
hten die Schlesier nicht zu leugnen; auch in Be-
f des Bündnisses wurde ein Brief des Kurfürsten
Zeugnifs erwähnt, in welchem derselbe seinen Han-
mit dem Kaiser als casus foederis darstelle und
Breslauer des Bündnisses wegen mahne. Der ganze
cefs gewährt ein sehr anschauliches aber nicht er-
liches Bild von dem engherzigen Partikularismus
schlesischen Stände und der daraus nothwendig
enden Haltungslosigkeit derselben, wenn einmal das
archische Princip kräftig vertreten wurde. Die
wie die Städte sich vertheidigten, war für sie
haus nicht ehrenvoll.

Der Versuch, die *Innungen* in den schlesischen
lten aufzuheben, hing mit den schmalkaldischen An-
genheiten und der Bestrafung der Schlesier nicht
mmen, war auch nicht, wie Hr. W. sagt (p. 191),
hzeitig mit denselben. Vielmehr wurde er mehrere
e, nachdem Ferdinand den Städten Begnadigungs-
briefe über ihr Benehmen in dieser Zeit ausgestellt
hatte (1549), in Folge der Berichte des Vizthums ge-
macht (1556). Dieser klagte nämlich die Innungen
an, den gemeinen Bauersmann durch Festsetzung der
Preise im Kauf und Verkauf der Waaren zu bedrücken,
und dadurch vorzüglich bewogen, erliefs Ferdinand
wirklich ein Aufhebungsmandat. Auf Vorstellung der
Breslauer jedoch, ordnete Ferdinand eine Untersuchung
von Commissarien an, die dem Vizthum keinesweges
befreundet waren. Dieselbe schleppte sich zwar ziem-
lich lange hin, endete aber damit, dafs Ferdinand sein
Mandat factisch aufhob (1559).

So gewinnen diese Vorgänge im Allgemeinen einen
ganz andern Charakter, selbst nach Berichten protestan-
tischer Augenzeugen, und auch im Einzelnen hat Hr.
W. Irrthümer aufgenommen, die für eine unparteiische
Darstellung keinesweges gleichgültig sind.

Es ist z. B. falsch, dafs Ferdinand den vom Rath
(nicht von der Gemeinde) abgesandten Faber mit den
Worten „packe dich" ungehört weggeschickt habe
(p. 189); vielmehr ist uns die Rede Ferdinands, welche
er in der Audienz hielt, und in der er die Argumente
des Magistrats berücksichtigt, noch aufbehalten. Dafs
Ferdinand in Zorn gerieth und dann diese Aeufserung
machte, kann nicht eben auffallen, da die Supplication,
welche Faber überbrachte, gleich im Eingange aus-
spricht, dafs die Breslauer:

„das Generalmandat wegen der Münze nicht halden
kunden noch mochten".

Ferdinand nannte daher das Schreiben ein ungeschicktes.

Bei der Nachricht (p. 191), dafs Ferdinand dem
Breslauer Rath die Berufung der Gemeinde verbot,
fehlt der doch nicht unwesentliche Zusatz: „ohne sein
Vorwissen und mit Ausnahme besonders dringender
Fälle, in welchen ihm sogleich Nachricht zu geben sei".
Auch lautet das Mandat, welches Ref. vorliegt, nur auf
Breslau und giebt als Ursache des Verbots die Unord-
nungen an, welche bei den Münzangelegenheiten so eben
die Folge der Berufung der Gemeinde gewesen wären.

Es ermangelt jeder Begründung, dafs Ferdinand
einige der städtischen Abgesandten am Leben gestraft
habe, wie p. 187 vermuthet wird. Ferdinand liefs so-
gar auf Bitten der Abgesandten die Forderung fallen,
dafs ihm die Namen derer genannt werden sollten, wel-
che ihn besonders in Schweidnitz und Löwenberg ge-
schmäht hatten.

Digitized by Google

Auffallend ist es, wenn Hr. W. es p. 192 dem Könige zum Vorwurfe macht, dafs er die Städte als seine *Kammergüter* habe behandeln wollen, da doch die Städte in ihren Bittschriften sich häufig genug selbst also nannten und dieses nähere Verhältnifs zum Könige als Grund einer Berücksichtigung geltend machten.

Noch eine Menge andrer Berichtigungen sind auf diesen wenigen Seiten zu machen, doch verbietet theils der Raum dabei länger zu verweilen, theils scheint für den angegebenen Zweck genug gesagt zu sein.

Auch mit des Verfs. allgemeiner Auffassung der Ereignisse kann Ref. nicht übereinstimmen. Er vermifst bei der Erzählung der Kämpfe, welche damals die Welt in Bewegung setzten, eine unbefangne Würdigung des *beiderseitigen* Standpunctes der streitenden Parteien.

Die Religionsbewegungen, welche zuletzt einen offnen Waffenkampf herbeiführten, werden entwickelt, ohne dafs doch der Religionsfriede selbst, seine Mangelhaftigkeit, seine verschied'ne Interpretation, seine Gültigkeit für Schlesien u. s. w. Gegenstand der Untersuchung würde. Auch in wiefern die katholischen Stände ein Recht hatten, den Majestätsbrief oder dessen Auslegung von Seiten der Protestanten zu bestreiten, wird nicht geprüft.

Auch bei der politischen Seite des Kampfes, die überhaupt vernachläfsigt wird, bleibt unerörtet, wie die weitere Ausbildung der Staatsgewalt erhöhete Ansprüche auf Theilnahme an derselben, sowohl bei König als Ständen hervorrufen und daher Streit, bei welchem beide Theile sich auf alte Urkunden berufen konnten, weil sie dieselben verschieden erklärten, bewirken mufste.

Ref. kann daher in den Urtheilen des Verfs. über Recht oder Unrecht der Parteien nur subjective Ansichten, ohne tiefere historische Begründung finden.

Kries.

XXVIII.

Deutsches Lesebuch von Wilh. Wackernagel. Basel, Druck und Verlag der Schweighauserischen Buchhandlung. 3 Theile. Auch unter den Spezialtiteln: 1. *Altdeutsches Lesebuch, erste Ausg.* 1835, *zweite vermehrte und verbesserte (mit einem Wörterbuche)* 1839. 2. *Proben der deutschen Poesie seit dem Jahre MD. erste Ausg.* 1836, *zweite* 1840. 3. *Proben d deutschen Prosa seit dem Jahre MD. und zw erster Band von MD. bis MDCCXL.* 1841. (d *zweiter Band dieses Theils, der die Prosa auf die Gegenwart führen soll, wird erwartet*

Dieses Werk erfreut sich längst allgemeiner A erkennung, und eine Zergliederung seiner Verd kommt zu spät. Es läfst nicht nur alle ähnlichen A beiten, wie die von Pischon, Kunisch, Ziemann u das ganze zahllose Heer der für den Unterricht stimmten Mustersammlungen weit hinter sich zur (mit diesem Lobe wäre nicht gar viel gesagt), s dern es zeigt von vollkommner, bis in das sche kleinlichste Detail gehender Beherrschung des M rials, von feinem Geschmack in der Auswahl der T ben und von der höchsten Gründlichkeit und Sorg in Behandlung der Texte, die sich selbst bis auf sehr correkten Druck erstreckt; Vorzüge, die ja Werken allen ohne irgend eine Ausnahme, nur mehr bald weniger, abgehen. Wenn sich nu Werken der Art, bei welchen es nicht ein ge senes System oder doch bestimmt, wenn auch w zelt, ausgesprochne Resultate zu beurtheilen gilt, s dern deren Verdienst sich nur mittelbar aus einer Re von Einzelheiten erkennen läfst, stets die Gefa einstellt, dafs ein Referat durch genügendes Eing hen auf diese Einzelheiten ungeniefsbar wird, od höchstens für den Interesse hat, der sich speci mit der Wissenschaft beschäftigt, welcher die be theilte Schrift angehört, so scheint diese Gefahr dem vorliegenden Werke um so gröfser, als we Referent noch wohl irgend Jemand gegen dasse etwa die zweite Abtheilung des zweiten Bandes genommen, etwas Erhebliches wird einwenden kön und ihm Niemand bei dem ermüdenden Geschäfte, allen einzelnen Stücken oder auch nur von den w tigsten nachzuweisen, wie das allgemeine Urtheil in denselben rechtfertigt, würde folgen wollen. versucht die Aufgabe des Buches von ihren verse denen Seiten zu beleuchten und stets, so viel es geht, hervorzuheben, was zur Erreichung derselben noch hätte beitragen können; der kundige Leser aus der Geringfügigkeit dieser Zusätze am Leichte entnehmen, wie viel bereits geleistet ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

utsches Lesebuch von Wilh. Wackernagel.

(Fortsetzung.)

Das Lesebuch ist bestimmt, eine *vollständige Urdensammlung für den Unterricht in der deutschen rache und Literatur* zu sein. Da es gegenwärtig nem Zweifel mehr unterliegt, dafs die deutsche ammatik erst, seit sie auf den historischen Boden rpflanzt ist, in die Reihe der Wissenschaften eingeten ist, während sie bei den früheren Grammatikern, wie bei denen, welche noch jetzt den historischen g verschmähen, nur ein mehr oder weniger geicktes Conglomerat von Willkürlichkeiten und Insequenzen, im besten Falle ein plausibles System udophilosophischer Hypothesen bleibt, ich sage udophilosophischer, weil die philosophische Behand- jeder empirischen Wissenschaft sich auf die geste Erkenntnifs des realen Inhalts dieser Wissenaft stützen mufs, doch dem, welcher ohne Vertheit mit der Sprachgeschichte an die deutsche mmatik geht, in den geläufigsten Formen unlösbare hsel und Widersprüche entgegentreten müssen; da die Grammatik durchaus eine *chronologische Anhung* der Belege fordert, und die Nothwendigkeit selben zugleich bereits im Begriffe der Literaturchichte liegt, sofern dieselbe nicht eine Anhäufung einzelter Facta, sondern eine Darstellung der orgahen Entwicklung der Literatur sein soll, so ist e Anordnung allein zu billigen, und sie ist hier das Strengste bewahrt. Nur in wenigen Fällen in der Einschaltung der Volkslieder im 2. Theile n wir Willkür, die jedoch unvermeidlich ist; es igt, dafs der Verf. sie meist nach ihrem ersten cheinen eingeordnet hat, dafs dieselben, wenn auch t buchstäblich in derselben Gestalt, bereits Jahrde und Jahrhunderte früher können bestanden ha, versteht sich von selbst. Vielleicht wäre es am Besten gewesen, die Volkslieder am Schlusse des Werkes oder doch der einzelnen Jahrhunderte zusammenzustellen. Eben so wenig ist zu tadeln, dafs er manche Stücke, deren Zeit nicht genau zu bestimmen ist, z. B. den Winsbecke (I, 60*i*), grade dorthin stellt, wo wir sie finden, man könnte sie allerdings eine Strecke weiter herauf oder herunter rücken, doch ohne für diesen Platz entscheidendere Gründe zu haben.

Für die *Sprachgeschichte* im engern Sinne ist reich gesorgt. Allein von sprachlichem Werthe sind z. B. im 1. Theile das Wörterbuch des heiligen Gallus, die sangall. Abhandlung de syllogismis (der in der 2. Ausg. ein Stück abgeschnitten ist), die Monats- und Windnamen bei Einhard (erst in der 2. Ausg.), zum Theil die Anmerkungen zu der Windberger Psalmenübersetzung (I, 219), so wie der gröfste Theil der frühen Uebersetzungen, Ulphilas selbst hat vorzüglich für die Grammatik Interesse, und es sind bekanntlich die dürrsten, unerquicklichsten Stücke aus so früher Zeit z. B. der oft völlig undeutsche Kero bei Weitem wichtiger als manches lange, gelungene Gedicht des 13. Jahrhunderts. Auch lassen sich hierher ziehen das Stück aus der Rhätia von Aegidius Tschudi (III, 381), Leibnitz über die „teutsche Sprache", so wie die späteren Uebersetzungen des 2. Theils, Rückerts Makamen, Herders Cid, die jedoch schon wieder einen nationalen Charakter zeigen und wegen ihres Einflusses auf die Entwicklung der Literatur auch von literarhistorischem Interesse sind, doch ist der Cid nicht so wichtig, dafs es nöthig wäre, ihn, wie hier geschieht, vollständig zu geben; endlich gehören hierher die mundartlichen Stücke (Hebel, Usteri). Vorzüglich um ihrer sprachlichen Bedeutung willen sind mit Recht die Mystiker reich bedacht, da ihr tiefes, inniges sich in sich selbst Versenken sie nöthigte für ihre Anschauungen und Gefühle eigenthümliche, und bei ihrem Mangel an Gelehrsamkeit, deutsche Ausdrücke zu suchen (vgl. be-

Digitized by Google

sonders Jak. Böhme), die, wie bereits Leibnitz bemerkt, gewöhnlich weit bezeichnender sind, als die der Scholastiker, denen die Mystiker übrigens auch an Tiefe der Gedanken meist überlegen sind. Da sich das Werk auf den hochdeutschen Sprachzweig beschränkt (das Gothische als Grundlage der hochdeutschen Grammatik ist von diesem unzertrennlich), so erhalten wir von mancher Schrift Nichts, die wir ungern vermissen, z. B. Nichts aus dem Heljand, den man gern dem Otfried gegenüber betrachtete, und der in gewissem Sinne auch direkt für die hochdeutsche Literatur von Bedeutung ist, da wir kein umfassenderes hochdeutsches Denkmal besitzen, welches uns die poetische Sprache des im 8. Jahrhundert blühenden Volksepos zeigte, und der Heljand, den Gervinus dem Otfried gegenüber zu hoch stellt, ohne Zweifel auch für die hochdeutsche Poesie hierin als charakteristisch anzusehen ist. Eben so wünschte man ein Stück aus Reineke Vos, von Lauremberg u. A., dies ist aber kein Mangel des Werkes, da, wenn es sich einmal Ausnahmen gestattet hätte, die Grenze derselben schwer zu ziehen wäre. Doch scheint ein Ergänzungsband für die wichtigsten niederd. Denkmäler wünschenswerth. Auch die Geschichte der *Metrik*, die sich zunächst an die Grammatik anschliefst, ist berücksichtigt, für sie erhalten wir aufser den drei ältesten alliterierenden Gedichten (zu denen jetzt die beiden Merseburger kommen), die freilich für die Literaturgeschichte von eben so grofser Bedeutung sind, wie für die Metrik *), die Sequenz de Scta Maria, die zuerst die Form des Leiches zeigt (vgl. Lachmann über die Leiche S. 7 ff.), die ältesten deutschen Terzinen von Paulus Melissus (II, 99), das älteste Sonett von demselben (in Alexandrinern); die Hexameter von Fischart, die frühsten Proben von sapphischer Ode, die noch blofs nach der Silbenzahl gemessen sind, von Opitz ein Stück aus der deutschen Poeterei und Aehnliches.

Für die *Literaturgeschichte*, als den Hauptzweck des Werkes, hat dieses die doppelte Aufgabe, [illegible] für die Entwicklung derselben irgend wie bedeu[illegible] Dichter zu übergehen, und von jedem nicht [illegible] das Beste als etwas Charakteristisches zu [illegible] worin bereits liegt, dafs die Probe, wenn sie [illegible] gröfseren Werke entnommen ist, stets in sich [illegible] schlossen sein mufs. Da das Werk zugleich auf [illegible] Jugendunterricht berechnet ist, so war zwar allen [illegible] jugendliche Gefühl Verletzende zu vermeiden, [illegible] der Verf. hierbei von falscher Aengstlichkeit [illegible] men frei. Hier vermissen wir nun im 1. Theile [illegible] That Nichts. Besonders gut ist, dafs aus den [illegible] ken der Uebergangszeit des 12. Jahrhunderts [illegible] Alexander des Pfaffen Lamprecht, den jedoch [illegible] nus auch in der 2. Ausgabe zu hoch stellt, [illegible] gräven Ruodolf Viel gegeben wird. Soll man [illegible] Wünsche äufsern, so könnte man vielleicht [illegible] aus Wernher's Marienleben nennen, eins aus [illegible] Tristan (70er Jahre des 12. Jahrh., vgl. [illegible] zur Klage S. 290), der in mehrfacher We[illegible] ist, sowohl weil ihn Heinrich v. Veldeke [illegible] Hinsicht wie in den kleinen Fragen, welche [illegible] zählung fortführen, nachahmt *), als weil [illegible] zu seiner Zeit und noch später sehr beliebt [illegible] besonders die danach gemachte prosaische [illegible] (zuerst gedruckt im Buch der Liebe 14[illegible] auch wünscht man Eilhart mit Gottfried [illegible] vergleichen zu können; ferner aus dem [illegible] ungedruckten Erek, um die Entwicklu[illegible] Hartmanns vollständig zu übersehen, da [illegible] Gregor und Iwein Proben und den [illegible] ganz erhalten (dieser stand schon in La[illegible] wahl, der das Werk überhaupt, wie der [illegible] Vorr. selbst bemerkt, viel verdankt, und [illegible] Lesebuchs wegen nicht in der längst nöthig [illegible] zweiten Auflage erschienen ist), aus dem [illegible] dem Lanzelet, vielleicht auch den Leich [illegible] Rugge, da er der Zeit nach der zweite ist.

*) Muspilli 73, 19 f. ist die Alliteration *wiû : wizê* wohl zu streichen, da die beiden Verse wie die zwei nächstvorhergehenden ebenfalls nicht alliterierenden durch den Reim gebunden sind und *wiû* für die Alliteration zu schwach betont scheint; 71, 11 — 13. ist wohl vielmehr 12. und 13. durch die Alliteration *mannô* : *muot* zu binden und nach 11. eine Lücke zu bezeichnen, da die Alliteration in 11. nicht auf *mihhil*, sondern auf dem stärkeren *durft* liegen sollte.

*) Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, [illegible] v. Veld. überhaupt nicht einen so plötzlichen [illegible] herbeigeführt hat, als die späteren Minnesänger [illegible] ders die Meistersänger annahmen, was bereits au[illegible] mellen Genauigkeit z. B. in der völlig streng [illegible] gende von Pilatus und aus der poetischen [illegible] sie in den Bruchstücken vom gräven Ruodolf [illegible] vorgeht.

Digitized by Google

iteren Zeit, in der unter Andern von Hans Sachs : Recht sehr viel gegeben wird, vermifst man viel- ıht ein Stück aus den satirischen Gedichten des rner (Burkard Waldis ist in der 2. Ausgabe nach- ıolt), etwas Dramatisches von Ayrer und Ayrenhof, h wohl eine Probe aus dem Theuerdank, der, so ıterhaft langweilig er ist, doch eine fast sprich- tliche Berühmtheit erlangt hatte („erzählt das Mäd- n, die den Theuerdank lesen und sich so einen Mann ıschen") und schon als trauriges Denkmal einer wicklungsstufe fast eben so nöthig ist, wie die geist- l geschmacklosen Meistersänger; ferner wünschte n unter der Prosa des 3. Theils wenigstens eine ıbe aus den nach früheren Gedichten gearbeiteten ıaromanen, auch sie sind meist vollkommen geist- , doch bezeichnend für den Geschmack einer langen it und schon wegen einer Vergleichung mit den Ge- ıhten (vorz. der Wigalois und der oben genannte ıstan) nicht unwichtig; dann aus den freigearbeite- Volksbüchern von Faust und Eulenspiegel, die nfalls um des Ansehns, das sie zu ihrer Zeit ge- sen, und der Faust noch besonders um der Geltung en, welche die Fabel später erlangt hat, von lite- ıistorischem Interesse, auch für die Reformations- , in welcher der Verstand über die Phantasie vor- , charakteristisch sind; aus gleichem Grunde wäre , wenn auch kurze, Probe aus den Robinsonaden den Aventuriers, etwa der Insel Felsenburg, zu schen, vielleicht auch aus Joh. Agricola, der jedoch ıh Sebastian Frank mit vertreten wird, und aus ıecht Dürers vier Büchern von menschlicher Pro- ıion als der ersten Schrift Deutschlands, die einen stischen Gegenstand klar und nicht ungewandt be- delt. Der Raum für alles dies wäre, zumal da mit kurzen Proben sich gern begnügte, leicht zu innen, wenn die religiösen Schriftsteller des 16. 17. Jahrhunderts, die auffallend bevorzugt sind Johannes Arndts wahrem Christenthum z. B. er- ın wir fast eben so viel wie von Fischart), um ıs eingeschränkt würden, was um so leichter an- e, da sie theils sich so gut wie gar nicht von ein- r unterscheiden, theils wenige Seiten hinreichen, ıen Stil und die Sinnesart der Einzelnen vollstän- ıu charakterisiren. Je näher wir jedoch der Ge- art rücken, um so gröfseren Lücken begegnen Besonders die Dramatiker werden sehr zurück- gesetzt, die jedoch diese Verachtung in den Handbü- chern gewohnt sind, und bis zu gewissem Grade nicht berücksichtigt werden können, da es bisweilen in der That unmöglich ist ein kurzes, abgeschlofsnes und zu- gleich charakteristisches Stück auszuheben; doch wür- den sich wohl einige Lücken haben füllen lassen. Wir erhalten Nichts von Heinrich von Kleist, Immer- mann, Grabbe (Collin, Cronegk, Oehlenschläger), Nichts von Müllner, Werner, Grillparzer (somit überhaupt Nichts von der Schicksalstragödie, die, so verfehlt sie war, beim Vortrage der Literaturgeschichte jeden- falls berücksichtigt werden mufs), ja selbst Kotzebue und Raupach haben zu ihrer Zeit eine so grofse Gel- tung erlangt, dafs man sie wenigstens literarhistorisch kennen will; Andere wie Klinger, Lenz, Leisewitz, sind im 2. Bande des 3. Theils zu erwarten. Unter den Lyrikern und Epikern des 18. Jahrhunderts ver- missen wir Götz, Krummacher, Blumauer, der für die Parodie durchaus bezeichnend ist; die Ossiansbarden (Denis, Mastalier) und da auch Kretschmann, Willa- mow und ihre Genossen fehlen, überhaupt die pathetis- sche, freilich eben so durchaus verfehlte, doch in der Geschichte der deutschen Lyrik zu erwähnende Oden- poesie, die so nur durch Klopstock in ihrer edleren Weise vertreten ist, sogar Tiedge's Urania, dieses unübertreffliche Repertorium poetischer Phrasen, das ewige Musterstück der durch eine traurige formelle Gewandtheit zu einem gewissen Blenden aufgeschmink- ten Gedankenarmuth, ist für die Vergangenheit be- zeichnend und noch jetzt besonders in den Frauenbi- bliotheken so unentbehrlich, dafs man auch sie in der Literaturgeschichte wohl nennen mufs. In der Fol- gezeit wünscht man Arndt (Alxinger? Baggesen?), in der 1. Ausgabe des 2. Theiles Arnim, in der 2. Aus- gabe Brentano, freilich kann der Eine im Grunde als Repräsentant des Andern gelten, doch wäre für Bren- tano's kleines Musikantenlied wohl noch Raum gebliebe- ben. Aus der Gegenwart fehlen zwei wirkliche Dich- ter: Anastasius Grün und Lenau; und wenn wir uns auch nach Freiligraths schwülstigem Prunk und man- chem Andern, das man bisweilen poetisch nennt und in Anthologien aufnimmt, nicht sehnen, so könnte doch noch manches frische Talent auf Berücksichtigung Anspruch machen, wenn wir sagen, dafs der 2. Theil mit L. Schefer, Fröhlich und Knapp schliefst, drei Dichtern, die weder durch ihr Talent, noch durch die

Digitized by Google

Liebe der Nation, welche sie, wenn auch vielleicht unverdient, könnten gewonnen haben, noch durch eine neue Bahnbrechung oder durch einen Einfluſs auf ihre Zeit und das jüngere Geschlecht einen irgend bedeutenderen Platz in der deutschen Literatur einnehmen. Man sieht allerdings, daſs der Verfasser die moderne Didaktik, sowohl die abstracte (Schefer) als die mit der Fabel umkleidete (Fröhlich), und das moderne geistliche Lied hat charakterisiren wollen, doch weshalb grade diese Seite der Gegenwart, die jedenfalls eine der am Wenigsten hervortretenden ist, herauskehren und so viel Bedeutenderes, die ganze Lyrik und das Drama der Gegenwart ignoriren? Die neuere Lyrik wird auſser Uhland und Rückert durch Chamisso, Eichendorf, W. Müller, Platen und Heine vertreten, von denen drei todt sind, zwei so gut wie nicht mehr schreiben. Unter den genannten drei Vertretern der Gegenwart ist Fröhlich, wohl der unberühmteste, immer noch der tiefste. Albertini, Knapp und viele der unbedeutenderen älteren Kirchenliederdichter schlieſsen sich an die oben bemerkte Bevorzugung der religiösen Prosaiker des 3. Bandes an. Von den groſsen alten Kirchenliederdichtern wie von Gerhard, muſste freilich viel gegeben werden, da in ihnen sich in der That die tiefste Kraft und Innigkeit zeigt und sie die einzigen Dichter ihrer gottverlaſsnen Zeit sind. Doch wie kommt Knapp dazu, mehr als doppelt so viel Raum einzunehmen wie Heine? Da Heine, ungeachtet seiner gänzlichen Inhalts- und Charakterlosigkeit, derentwegen ihn die Nation jetzt mit Recht verleugnet, die Nation, der er eigentlich nie angehört hat, nie angehören konnte, doch durch seine formelle Gewandtheit, so wie durch die in der That neue Wagniſs, die Ironie in ihrem ganzen Umfange zum Organ der Poesie zu machen, und durch die unleugbare Grazie seiner Behandlungsweise, mit welcher er die tiefstliegenden Stoffe nicht in die Poesie erhoben, doch ihr genähert hat, in der Geschichte unserer Literatur jedenfalls merkwürdig bleibt, vorzüglich aber auf die Zeit vermöge seiner Neuheit einen so groſsen Einfluſs geübt hat, wie vielleicht in der ganzen neuern Lyrik auſser Goethe und Uhland Niemand, so daſs ihm ein Platz in den Compendien gesichert bleibt, und er für seine Zeit jedenfalls eine gröſsere Bedeutung hat als Dr linger, Usteri (17 Seiten), selbst als Gleim (19 ten), Creuz (erst in der 2. Ausgabe) und Viele der ersten Hälfte des 2. Theils für die ihre. S würde durch Matthisson mindestens eben so voll dig vertreten wie Brentano durch Arnim, und se Dichter wie Langbein, der zwar durch seine gere ten Anekdoten nicht unmerkwürdig ist, sind unbe tender als Manche der übergangnen. So gern es daher sieht, daſs unsre gröſseren Lyriker, vor lich Uhland und Rückert, reich vertreten sind, hätte man sich doch bei ihnen mit Wenigeren gnügt, um nicht so viele Lücken zu behalten. In der Auswahl der Proben wird sich höchst tadeln lassen. Als Beispiel, wie sorgfältig auf vollständige Charakteristik gedacht ist, diene, von Luther neben vielem Kräftigen, wie mehr Liedern, dem Sendschreiben an den christlichen teutscher Nation, der Schrift wider die stürm Bauern, auch der kleine Brief von 1530 an sein bes Söhnlin Hänsichen" (III, 171) gegeben wird des groſsen Mannes Naivetät auf das Hel zeigt. Bei einzelnen Lyrikern der älteren Zeit bei Heinrich v. Veld. würde sich wohl einigerm Besseres haben finden lassen. Um Goethe, der nur von der Seite der Anmuth gegeben wird, in ner ganzen Kraft zu bezeichnen, wäre es vielleic besser gewesen, aus dem Faust statt des Prologs Himmel die Kerkerscene zu geben, die zu den Ti sten nicht bloſs der deutschen, sondern aller Poe gehört. Auch gewisse bis zu Volksliedern beli gewordene Gedichte z. B. Bürgers Leonore enthe man ungern. — Mit der gröſsten Sorgfalt aber für den Literarhistoriker im engern Sinne gesa er erhält die literarhistorische wichtige Stelle Gottfrieds Tristan vor der Schwerleite, die aus Ru Wilhelm (doch wäre auch die aus Rudolfs Alex zu wünschen), vom Marner mehrere Sprüche (I, 6 No. 1. 2. 3. 5.) von literarhistorischem Interesse, Spruch Konrads v. Würzburg über den Meis der erst in der 2. Ausg. nachgetragen ist, Reinmar Alten Gedicht auf den Tod Leopold's VI. (nicht, wie mer und Docen gemeint, Leopold's VII.) von Oesterr

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

utsches Lesebuch von Wilh. Wackernagel.

(Schlufs.)

Ferner bei Kaspar von der Rön das Hildebrands- l zur Vergleichung mit dem alten; die Gegenüber- llung des geistlichen und weltlichen Liedes „Ich nd an einem Morgen" (II, 119), wohl die frühste ur einer Parodie in Deutschland; bei modernisir- ı Kirchenliedern den ursprünglichen Text; einzelne ı ihren Verfassern später unterdrückte Gedichte; ı Abraham a Sancta Clara (III, 891 ff.) aus „Auf, , ihr Christen" das Vorbild zu Schillers Kapuzi- predigt, aus Petermann Etterlin's schweizerischer onik (III, 69 ff.) die Quelle zu dessen Grafen ɔsburg und zu einem Theil des Tell *).

Hiernächst ist das eigenthümliche Verdienst des Werkes hervorzuheben, dafs es vieles zum ersten Mal Gedruckte bringt, unter Anderm ein Stück aus dem besonders für Sittengeschichte wichtigen welschen Gaste von Thomasin von Zerkläre (ich weifs nicht, weshalb der Verfasser in der zweiten Ausgabe Zerklâr schreibt), zwei Lieder Walthers von der Vogelweide aus schweizerischen Handschriften, die Lachmann noch nicht kannte, und die darum in der Schreibung der Handschrift gegeben werden; besonders auch im 3. Theile manches interessante Stück vorzüglich aus schweizerischen Handschriften. Ferner ist Mehreres zuerst aus dem Wuste der Druck- und Lesefehler alter Ausgaben kritisch hergestellt, z. B. ein Stück aus Flore und Blanscheflur aus der Müller'schen Sammlung (I, 543, 21. ist des Metrums wegen *selben* und 552, 24. *in* zu streichen, so dafs in dem letztern Verse *ellende* Adjectiv wird). Manches andre Verdienst ist seit dem Erscheinen des Werkes geschmälert, so die kritische Behandlung eines Stückes aus Hartmann's Gregor (erst in der 2. Ausgabe) nach Greiths spicil. vat. durch Lachmanns Ausgabe (V. 2579—2928; hiernach erweisen sich viele Aenderungen Lachmanns vorzüglich des Metrums wegen als nothwendig, vgl. z. B. W. 316, 23 f. mit L. 2729 f., W. 316, 36. mit L. 2742, W. 319, 31. mit L. 2856).

Ferner hat der Verfasser zugleich den untergeordneten Zweck im Auge, so weit es ohne Verletzung der Haupttendenz geschehen kann, auch Proben von interessantem Inhalte zu bringen, man vgl. z. B. das Stück aus Sebastian Frank „von dem Frankenlande" (III, 337—344) über die fränkischen Volksfeste als Beitrag zu Ergänzungen für J. Grimms Mythologie; Zwingli über Luthers Bekenntnifs u. A.

Was die *Behandlung der Texte* betrifft, so ist als höchster Grundsatz streng bewahrt, dafs Nichts willkürlich geändert werden darf, wie dies z. B. von

*) Es ist höchst interessant zu sehen, wie eng sich Schiller an die Chronik anschliefst. Aus der Scene, in der Tell den Apfel schiefst, finden wir bei Etterlin bereits Gefslers Frage, welches Kind ihm das liebste sei, die Berufung auf Tells Meisterschaft im Armbrustschiefsen, das Einstecken des zweiten Pfeiles in den „göller", das sich schon in älteren Sagen findet, Tells Antwort, dafs es also Gewohnheit der Schützen sei u. s. w.; Vieles ist nur versificirt, z. B. Etterlin: Were ich witzig so hiesse ich anders dann der Tell, Schiller: Wär' ich besonnen, hiefs' ich nicht der Tell; Etterlin: nun wol an, sydmalen ir mich mines lebens gesichrett habent, so wil ich ůch die warheyt sagen, Schiller: Weil ihr mich meines Lebens habt gesichert, So will ich euch die Wahrheit gründlich sagen (wo Schiller's „gründlich" sichtlich nur den Vers flickt); Etterlin: Es ist war ich han lir zuo geseit, ich welle dich nit toeten, Schiller: Wohl, Tell! des Lebens hab' ich dich gesichert; Etterlin: die wil vnnd ich aber verstan dinen boesen willen; Sch.: Doch weil ich deinen bösen Sinn erkannt — So wil ich fürbas hin sicher vor dir sin — damit ich sicher sei vor deinen Pfeilen — vnd wil dich an ein ende leggen das du weder sunn noch mon niemer mer sehen solt — Will ich dich führen lassen und verwahren, Wo weder Mond noch Sonne dich bescheint.

Digitized by Google

Wilhelm Müller und den Herausgebern des Wunderhorns geschehen ist. Nur in wenigen Fällen ist in Rücksicht auf den pädagogischen Zweck des Buches ausgelassen worden, z. B. aus dem Froschmäuseler (II, 204) die unsaubre Geschichte vom Schreiber, mit dem die Frau Hochzeitnacht spielt (doch ist hier erst in der 2. Ausgabe die Lücke bezeichnet). Die älteren Stücke des 2. und 3. Theils sind stets, was für den literarhistorischen Zweck des Werkes ebenfalls nöthig ist, mit der Orthographie und Interpunction der alten Drucke gegeben, die des 1. Theils jedoch mit Recht nur dann, wenn sie hier zum ersten Mal erscheinen, und man zunächst diplomatisch den Buchstaben kennen will (einzelne Ausnahmen werden auch hiervon gemacht, z. B. bei Thomasin v. Zerkl., und in den meisten Fällen genügt es freilich, die Varianten vollständig anzugeben); sonst sind bei guten Ausgaben die Stücke diesen entnommen und bei einzelnen für nöthig gehaltenen Abweichungen die Lesarten derselben unter den Text gesetzt, bei schlechten Ausgaben sind sie kritisch gesäubert und die wichtigsten Varianten angeführt. Bei einigen Stücken des 1. Bandes wissen wir freilich keinen Grund für die Verfahrungsweise des Herausgebers, wir sehen z. B. nicht ein, weshalb er in der 2. Ausgabe beim Hildebrandsliede im Text die Handschrift abdruckt und Lachmann's für das Metrum und den Sinn unerläfslichen Besserungen in die Anmerkungen verweist, da dem philologischen Bedürfnifs, den Buchstaben der Handschrift zu kennen, durch das umgekehrte Verfahren der 1. Ausgabe völlig Genüge geschieht. Eben so wissen wir nicht, weshalb bei vielen Stücken gewisse durch das Metrum geforderte Schreibungen unterlassen sind, z. B. weshalb nicht im armen Heinrich I. 326, 9. *niuwan* für *niwan*, 19. *wær*, 22. *gnislich*, 28. *iwerre* für *iuwerre*, 32. *ab*, 327, 24 wiederum *wær*, 332, 7. *de ougen* für *diu*, 333, 24. und 38. *manege* für *manige*, 336, 31. *michelre* für *micheler*, 338, 18. *gnâden*, 32. *lântz* für *lânt ez*, 351, 22. *schamt* und vieles Aehnliche gesetzt ist; 341, 8. ist wohl blofs *weinende kint* für *diu weinenden kint*, 353, 7. entweder *sprechent* für *gesprechent* zu schreiben oder aus der Anrede *herre meister* eins der beiden Wörter zu streichen, 356, 37. ist entweder *herzeliep* oder *sô* zu setzen, 358, 23. *weder* zu tilgen u. s. w. Jedesfalls zu tadeln ist es jedoch, dafs bei Schiller und Andere die ursprünglichen, von ihnen später selbst verwo nen Lesarten in den Text gesetzt sind; wenn es a allerdings bei gröfseren Dichtern interessant ist, i durch Beachtung der Aenderungen in die Werk zu schauen, so können die Abweichungen doch in Anmerkungen einen Platz finden.

Wie sorgfältig der Herausgeber auf die Ver kommnung seines Werkes bedacht ist, zeigen die len grofsen und geringen Aenderungen in der 2. A gabe besonders des 1. Theiles. Eine Menge Stücken erscheinen hier neu wie der griechische zu Ulphilas, die Probe aus Kero, aus dem Ev lium Matthäi (Endlichers und Hoffmanns fragm. th aus der Predigt de vocatione gentium, Lieder Meister Rumeland, Meister Aloxander, der Leich richs von Sax, ein Stück aus der Rabenschlacht Ottokar, der auch hier ohne Grund von Ho heifst, überliefert ist er uns nur als Ottokar, der satz stammt von Hieronymus Pez) u. s. w.; a Stücke haben Zusätze erhalten, wie Ulphilas, Ot Notker. Manches ist anders geordnet, z. B. die welche jetzt gleich auf Heinrich v. Veldeke folgt, her, allerdings falsch, erst nach der Nibel. Noth Wenige Dichter sind ausgeschieden, z. B. Ulrich Singenberg, von dem wir nicht wissen, womit er Zurücksetzung verschuldet hat. Auch die Ver des 1. Bandes vermifst man ungern. Jung Sti der im 2. Theile ausgefallen ist, mufste bei so ge gem Gericht über die Poeten zweiten und dri Ranges freilich fehlen. Zahlreiche Aenderungen zelner Worte und Buchstaben (wie die Weglas des Circumflexes über dem gothischen e und o sich die Länge derselben von selbst versteht; Streichen der Worte einik in erdu Musp. I, 73, offenbar nur auf einem Gedächtnifsfehler des S bers beruhen, vgl. 72, 37 und dgl. viel) zeugen des Verfassers Sorgfalt. Endlich ist in der zw Ausgabe Manches für den Gebrauch bequemer macht, die kurzen Nachweisungen der Quelle, cher das Mitgetheilte entnommen ist, sind nicht im Verzeichnifs gegeben, sondern den Stücken geschrieben; eben so sind bei den Uebersetzu (Isidor, Tatian u. s. w.) die Originale zur Seite druckt, die früher am Schlusse des Bandes stand

Digitized by Google

Möge das Werk denn in die Hände Aller kom-
, die in der Entwicklung einer Literatur mehr zu
n vermögen, als eine zufällige Aufeinanderfolge
ıgner und mifslungner Producte einzelner Köpfe;
man dann noch Kobersteins Grundrifs hinzu-
it, der sich nicht sowohl durch eigne Forschun-
als durch die gewissenhafteste Zusammentragung
doch Nachweisung aller in der deutschen Philo-
bis 1837 gewonnenen wichtigern Resultate aus-
net, so steht zu hoffen, dafs sich eine tiefere,
enschaftliche Kenntnifs der heimischen Literatur
allgemeiner verbreiten, und dafs vorzüglich die
e deutsche Poesie wieder in die Rechte einge-
werden wird, die ihr von Anfang gebührt, und
ie bei Allen, welche sie mehr als dem Namen
kennen, längst wieder eingenommen hat. Wer
st so viel gelesen und verstanden hat, als er
bekommt, den hat man nicht nöthig zum Weiter-
anzufeuern. Doch hierzu ist freilich zunächst
zu wünschen, dafs das mit der 2. Ausgabe zum
heile versprochene Wörterbuch, welches demsel-
n einigen Wochen folgen sollte, endlich erscheine,
ieser Theil dem Anfänger bei der unbequemen An-
ung des Graff'schen Sprachschatzes und bei der
lichen Unzulänglichkeit der Ziemann'schen Com-
on noch immer nicht die genügenden Dienste lei-
kann.

Dr. Emil Sommer.

XXIX.

*e physiologique des plantes d'Europe, ou expo-
n des phénomènes qu'elles présentent dans les
ıes périodes de leur développement, par J. P.
ucher, professeur à l'Académie de Genève. Pa-
Librairie de Maro Aurel frères,* 1841. *IV. Vo-
es.*

„Der Verfasser dieses bedeutenden Werkes, ein umsichtiger Botaniker, erklärt die physiologischen Phänomene nach teleologischen Ansichten, welche die unsrigen nicht sind noch sein können; ob wir gleich mit niemanden streiten, der sich derselben bedient".

Goethe, Versuch über die Metamorphose der Pflanzen, 1831. S. 218.

Der ehrwürdige, während des Druckes dieses seines Bu-
verstorbene Verfasser sucht uns in der, beim Erscheinen des ersten Abdruckes des ersten Bandes im Jahr 1830 geschriebenen Einleitung zuvörderst auf seinen Standpunct der Naturbetrachtung zu stellen. Frühzeitig zum Studium der Botanik hingezogen, durchstrich er allsommerlich die majestätischen Alpen seines Heimathlandes in tiefer Bewunderung der frischen, saftigen Matten, aus tausendfältigen Blättern und Blüthen gewoben. Bei seiner Richtung aufs Lebendige mufste ihm die Trockenheit der Beschreibungen Haller's und Linné's bald unerquicklich vorkommen, und so fing er denn an, die Pflanzen in seiner Weise näher zu betrachten, und seine Beobachtungen aufzuzeichnen. Auf diese Art entstand das Werk, welches er am Abend seines Lebens, gleichsam als das Vermächtnifs eines reichen Geistes und tiefen Gemüthes, den folgenden Generationen übergab. Die später in Aufnahme gekommene natürliche Methode mit ihren Consequenzen sagte dem Verfasser mehr, doch nicht ganz zu. In diesem Werke gibt er nun, was er „physiologie du genre" nennt; nicht eine Darlegung der besonderen Organisationsverhältnisse der Arten, welche eine Gattung bilden, sondern der Lebensverhältnisse und Lebensäufserungen während des Wachsthums, der Befruchtung und Besaamung, der besondern, eigenthümlichen Phänomene, welche die zu einem besondern Entwickelungstypus gehörigen Gewächse in jenen Beziehungen darbieten: mit einem Worte, die Naturgeschichte der Gattung. Damit meint er eine neue Betrachtungsweise in die Botanik eingeführt zu haben, welche sich bald eines ausgebreiteten Beifalles, einer weitern Entwickelung zu erfreuen haben dürfe. Aufser der Förderung reiner Wissenschaft gilt es dem Verfasser aber noch der Erreichung eines höheren Zieles. „Einer meiner Zwecke" sagt er „bei Abfassung dieses Werkes, ist der, die Wissenschaft zu ihrer wahren Bestimmung zurückzuführen, d. h. sie vielfältiges Zeugnifs ablegen zu lassen von dem Walten einer unendlichen All-Weisheit. Denn darauf kömmt es eigentlich an, zu wissen, wie der Schöpfer nach seinem Gefallen die Arten einer Gattung unterschieden, mit welchen Mitteln zu ihrem Fortbestehen, zur Vertheidigung gegen feindliche Potenzen er sie ausgerüstet habe u. s. w.: kurz, die Wechselbeziehung von Zweck und Mittel zu verfolgen und offenbar darzulegen". Freilich konnte ihm die Ambiguität dieser Anschauungsweise der Natur nicht entgehen, und er gesteht willig zu, dafs ein mannigfacher Mifsbrauch mit flacher Teleologie in den Unterrichtsbüchern für die Jugend getrieben werde! Hingerissen von der Betrachtung des frischen, vielfarbigen Lebens in seinen mannigfaltigen Erscheinungen, neigt Vaucher mehr zum Erfassen der letztern an sich und in ihren Besonderheiten, als zum Verbinden derselben unter höhere allgemeine Gesetze. Doch kann er, trotz dieser Grundrichtung, dem Einflusse der tiefern Anschauungsweisen der Neuern, gegen die er ankämpft, sich nicht entziehen, wie aus der Behandlungsweise der Aufgabe, welche er sich gestellt, überall durchblickt; aber der Grundzug seiner Naturbetrachtung bleibt doch eine gemüthliche, rein contemplative Auffassung der Natur-Erscheinung, welche ihm

Digitized by Google

als unmittelbare That eines aufser und über der Natur stehenden allweisen, allgütigen Schöpfers gilt, in welchem alles Dasein, alles Leben, seinen gemeinsamen Mittelpunct und Ursprung habe. Der Schöpfer schuf die Natur nicht aber um ihrer selbst willen; vielmehr hatte er dabei sein besonderes Absehen auf den Menschen. Denn die üppige Fülle der Mittel zur Erfüllung des einfachen Zweckes der Erhaltung der Art z. B. scheint unserm Verfasser offenbar dazu da, den *Menschen* auf die Existenz jenes höchsten, allwaltenden göttlichen Wesens, als den Urquell aller Intelligenz hinzuweisen, ihn zur Anbetung in stiller Bewunderung hinzureifsen, ihm Vertrauen auf die Güte des Gottes, der das Leben eines jeden Pflänzchens schützt und schirmt, und die Ueberzeugung eines künftigen Lebens zu geben, in welchem uns eine tiefere Einsicht in die weisen Absichten des Schöpfers aufgehen, in welchem unser Blick freier und heller den göttlichen Gedanken erfassen und durchdringen werde. Darum mache eine sich lebendig hingebende Naturbetrachtung den Menschen religiöser, indem sie ihm einen stets reichlich quillenden Born innerer Freudigkeit und Erhebung über die elenden Kümmernisse des Lebens eröffne. Diese tiefe, innige Ueberzeugung weht durch die ganze Einleitung und läfst uns — wie wir auch persönlich zur Naturansicht des Verfassers stehen mögen — in ihm eines jener abgeklärten Gemüther erblicken, welche sich, unberührt von den mannigfaltigen Fragen und Agitationen des jüngeren Lebens, die frohe, unbefangene Kindlichkeit bis ins hohe Alter bewahren: eine, weil durch und durch wahrhafte und ganze, darum ehrwürdige Persönlichkeit.

Nach dieser Erörterung, von welchem allgemeinen Standpuncte aus und in welchem Geiste der Verfasser seine Aufgabe gefafst, läfst sich schon auf die Art und Weise der Behandlung schliefsen. Eine tief eingehende, scharfe Betrachtung, welche auf das innere Gesetz der Besonderheit dringt und dasselbe durch Zurückführung auf die allgemeinen Gesetze pflanzlicher Entwickelung zum begriffsmäfsigen Verständnisse erhebt, darf man nicht suchen; wohl aber wird man eine überall, wo der Verfasser selbst sehen konnte, treue und hingebende Beobachtung des concreten Verhaltens finden. In der Anordnung folgt der Verfasser der Methode von Decandolle's Prodromus, sucht die Gattungen, welche die meisten Beziehungen zu einander darbieten, zusammenzustellen, um so das in seinem Erscheinen Verwandte gemeinsam zu betrachten. Aufser europäischen Pflanzen sind auch gemeine Gartenpflanzen berücksichtigt; jedoch überdem auch solche ausländische, selbst weniger verbreitete angeführt, die etwas Neues dargeboten. Aus den Arten sind *Typen* oder *Stammarten* hervorgehoben, um welche sich, wie um ihren Kern, die aus dem nämlichen Grundtypus herausgebildeten übrigen Arten ansetzen. Nur *die* Gattung ist natürlich, deren sämmtliche Arten aus Einem Typus entspring sind. Die Betrachtung bewegt sich nun um ihre Gegenst als im *lebendigen* Sein begriffene Gewächse, und die Beo tung erstreckt sich demnach auf jede Besonderheit der rin chen Bildung, wie der zeitlichen Lebensäufserung. Da fa wir denn zuerst bei den Gruppen eine Darstellung der a meinen Morphonomie (wesentlich nach der Weise der Fra sen), der geographischen Verbreitung, der eigenthümlichen St orte; weiter eine detaillirte Beschreibung des Blüthen- Fruchtbaues, wobei das Oeffnen und Schliefsen der Blume, Bewegungen und Functionen der Befruchtungsorgane (le précis de la fécondation), die plastischen Vorgänge bei Entwi lung der Frucht, die Zeitigung der Saamen, der Bau dem das Aufspringen der reifen Frucht und die Art, wie sie Saamen ausstreut, die Keimung, Wurzelung und Sa mit ganz besonderer Sorgfalt berücksichtigt sind. Au Mifsbildungen sind nicht vergessen.

In der treuen, hingebenden und oft lange fortgesetzten achtung der Objecte und der Darstellung ihrer Lebensgesch beruht das Hauptverdienst des Buches, welches viel Inte tes und unstreitig auch manches Neue darbietet. Dieses sich aber, bei der Einrichtung des Textes, welcher gleic erzählend fortläuft, nicht leicht ersichtlich heraus; wie überhaupt das Werk weniger für streng wissenschaftlich taniker, als — wie auch die Einleitung sagt — für das gr gebildete Publicum bestimmt erscheint. Doch würde man darum mit Unrecht den Vorwurf der Oberflächlichkeit m Der Vortrag ist aber nicht streng methodisch und etwas schweifig. Dazu kömmt noch der Uebelstand, dafs die P zennamen meist französisch oder doch französirt sind und bei den lateinischen gar manche Incorrectheit mitunterläuft.

Man mufs dem Verfasser vollkommen beistimmen, wen von dieser Weise der Betrachtung ein tieferes Eindring das Wesen der Pflanzenwelt erwartet, als die übliche descriptive Darstellung der Floren zu ermitteln vermag, und Wunsch: die Reisenden in den heifsen Erdstrichen, wo Natur in ihren gewaltigsten Productionen, in einer üppigen nigfaltigkeit der Pflanzenwelt sich entfaltet, möchten ihre tigkeit eine mehr beobachtende Richtung geben — ist der eines jeden Naturforschers. Aber es liegt auf der und der Verfasser gesteht dies an einer andern Stelle zu, dafs die beim Einzelnen, so wie er es meint, beschä verweilende Beobachtung erst dann recht auf die Bahn kommen können, wenn die Pflanzenwelt formal bekannt einem wissenschaftlichen Ueberblick näher gerückt sein wird dies, bei aller ungeheuren Thätigkeit in allen Zweigen der tanik, bis jetzt zu erreichen möglich war.

J. C. Schauer

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

September 1842.

XXX.

ographia Britannica literaria; or biography of literary characters of Great Britain and Ireland arranged in chronological order. Anglosaxon period. By Thomas Wright M. A. London, 1842. 8.

me historical doubts relating to the biographer Asser. Communicated to the society of ntiquaries by Thomas Wright, Esq. M. A. F. S. A. London, 1842. 4.

Im Jahre 1825 ward die Royal Society of Litera- gegründet in der Absicht, durch sie einen Anhalt ir für Förderung der Wissenschaft im Allgemeinen, Kenntnifs und Entwickelung der englischen Sprache r im Besonderen zu schaffen. Die Absichten die- Vereins sind theils durch die Publication seiner isactions, theils — eine Anzahl Jahre hindurch — ch die Ertheilung von goldnen Medaillen an wissen- aftlich ausgezeichnete Männer, theils endlich durch rausgabe solcher Werke, deren Druck für die Wis- schaft wünschenswerth, die aber nicht so popular d, dafs ihre Herausgabe durch die Theilnahme des licums getragen werden könnte, in höchst aner- nenswerther Weise erreicht worden. Zu den Un- ehmungen der Royal Society of Literature gehört auch die Biographia Britannica literaria, deren er Theil uns vorliegt. Die Bearbeitung dieses en Theiles konnte keinen geschickteren Händen ertraut werden, als denen des Hrn. Wright, welcher begeisterter Liebe für die ältere Litteratur seines erlandes die ausgebreitetste Kenntnifs der angel- sischen Schriftwerke und das eindringendste Stu- n in die Werke der anglonormannischen Periode eint, so dafs er der für diesen ersten Band gestell- Aufgabe nach allen Seiten gewachsen war. Diese Biographia Britannica umfafst aber nicht blofs die Schriftsteller in der Landessprache, sondern zugleich die lateinischen Scribenten des Landes, und hierin möchten wir sie unseren deutschen Landsleuten schon als ein Muster aufstellen — es ist unmöglich, sich ein treues Bild von dem geistigen Zustande eines Volkes im Mittelalter zu verschaffen, wenn man von der Betrachtung die lateinischen Scribenten ausschliefst. Die religiösen Bewegungen und Färbungen, die historischen Kenntnisse der früheren Zeiten des Mittelalters können fast nur aus den lateinischen Scribenten der Zeit erkannt werden, — wie ist es nun möglich ein treues Bild der geistigen Zustände, wie es einer Litteraturgeschichte zu Grunde liegen mufs, zu entwerfen, ohne genaueste Bezugnahme auf den Zustand der Theologie. Allerdings hat es auf den ersten Augenblick viel für sich, die Theologie als ein Gebiet blofs der Gelehrsamkeit von einer Darstellung der nationalen Zustände zu scheiden, aber abgesehen davon, dafs in jenen Zeiten die Theologie noch gar nicht in dem Grade blofs gelehrtes Gebiet war, dafs damals eine Menge nationaler Einflüsse auf die Theologie und theologischer Einflüsse auf das nationale Dasein statt fanden, liegen auch eine ganze Anzahl theologischer Erzeugnisse z. B. Homilien, Lebensbeschreibungen der Heiligen u. s. w. völlig auf dem Grenzgebiete des Lebens und der Gelehrsamkeit und sind deshalb auch in England wie in Deutschland frühzeitig bald lateinisch bald in der Landessprache abgefafst worden; können aber in Sinn, Richtung und Bedeutung gar nicht hinlänglich erkannt und gewürdigt werden, wenn man die Betrachtung der übrigen lateinischen Litteratur des Landes ausschliefst.

Für uns Deutsche nun aber hat diese Biographia Britannica der angelsächsischen Zeit noch eine andere, nachdrücklich hervorzuhebende Seite der Wichtigkeit. Irländer und Angelsachsen, mit einem Worte Britten, sind unsere geistigen Väter — Britten haben unseres

Digitized by Google

Volkes Bekehrung herbeigeführt, Britten *haben unser Volk in Christo gezeugt*, und ihm den ganzen Reichthum von Bildung aufgeschlossen, der damals mit der christlichen Kirche Hand in Hand ging. So können auch unsere ersten christlichen Bildungszustände ohne Rücksicht auf die vorangehenden und gleichzeitigen Zustände in Britannien nicht verstanden werden; und da nun auch unser Heidenthum ein mit den Angelsachsen gemeinsames war, unsere älteste nationale Poesie mit der angelsächsischen in gleichen Bahnen die gleichen Stoffe bewegte, die angelsächsische Sprache sich zu den damaligen niederdeutschen d. h. fränkischen, friesischen, sächsischen Mundarten nur wie naheliegende, noch allgemein verständliche Mundart verhielt, ist die ängelsächsische Litteraturgeschichte in der That ein Theil unserer eignen, und die Sachsen der Insel stunden genau zu den Sachsen des Festlandes, wie jetzt die Deutschen in Pensylvanien mit ihrer zwar schon etwas abweichenden, aber uns doch noch allgemein verständlichen, in Zeitungen, religiösen, politischen und anderen popularen Schriften gepflegten absonderlichen Mundart zu der hochdeutschen Sprache — oder vielmehr noch näher, denn die Wechselbeziehungen waren häufiger und gehörten vornämlich den *gebildeteren* Ständen beider Länder an. Dafs namentlich die fränkische Mundart in manchen Gegenden der angelsächsischen sehr nahe verwandt war, sehen wir aus mehreren Stellen Beda's z. B. Beda I. 25. „Acceperunt autem, praecipiente beato papa Gregorio, *de gente Francorum interpretes*, et mittens ad Aedilberctum etc. Ferner ist Beda III. 7. §. 170. von Agilberctus die Rede, dem Bischof von Wessex, der von König Coinualch zum Bischof gemacht war, und welcher bezeichnet wird als natione quidem Gallus d. h. (wie auch der Eigenname schliefsen läfst) als *Franke* — da heifst es weiter: Tandem rex, *qui Saxonum tantum linguam noverat*, pertaesus *barbarae loquelae* (sc. Agilberct) — hieraus geht hervor, dafs Agilberct fränkisch sprach, was man zwar in England verstund, was aber einem sächsischen Ohre häfslich klang, oder was doch wegen der Mühsamkeit des Verständnisses unbequem ward — denn hätte Agilberct romanisch oder keltisch geredet, so wäre weder überhaupt ein Verständnifs denkbar gewesen, noch würde wenigstens die romanische Rede als barbara loquela bezeichnet worden sein. Die keltische Rede ist ohnehin unter diesen Umständen unwahrscheinlich. Kurz so lange Angelsachsen Herren Englands waren, war England, wenn auch politisch getrennt, doch im übrigen in Sitte, Recht, und Sprache ein *deutsches* Land, und *die Literaturgeschichte dieses Landes in jener Zeit ist ein Theil unsrigen.*

Was den Inhalt des Werkes des Hrn. Wright betrifft, so ist zwar im allgemeinen zu bedauern, die beschlossene biographische Einrichtung desselben des Autors Schritte in einer eng gemessenen Bahn halten mufste, denn gerade die wichtigsten angelsächsischen Schriftwerke, die anonymen, konnten nur in der allgemeinen Einleitung besprochen werden. Es ist nun zwar auch mit vieler Einsicht und mit häufiger Wahrnahme nach allen Seiten geschehen, aber in so engem Raume liefs sich doch der Sache nicht gerecht werden. Im übrigen aber ist die Aufgabe trefflich ausgeführt; eine Menge Einzeluntersuchungen über Lebensumstände, Zeitalter und Schriften der namhaften Schriftsteller sind eingestreut; eine Menge alter falscher Angaben sind berichtigt oder dem Richtigen so nahe als es das vorhandene Material gestattet zugeführt; eine Menge anecdota sind als Proben mitgetheilt, oder es ist auf sie als zuerst in den reliquiis antiquis (auf welche vortreffliche Sammlung *) aufmerksam zu machen, wir uns hier erlauben) abgedruckt hingewiesen — kurz! wer irgend billig und unbefangen das vorliegende Buch zur Hand nimmt, wird unfelbar einen reichen Schatz von Belehrung und interessanter Unterhaltung in demselben finden.

Da wir in der zweiten über unserem Artikel stehenden Schrift eine besondere Abhandlung über Asser mit dieser Anzeige der Biographia Britannica in Verbindung gesetzt haben, ist es unsere Absicht nach als Probe der verdienstlichen Leistungen unseres Verfassers im Einzelnen das Asser Betreffende besonders hervorzuheben. Ehe wir aber dazu übergehen, sei es uns vergönnt, eine Reihe verschiedener Stellen des Werkes zur Sprache zu bringen, in denen uns etwas eine oder das andere aufgefallen ist, oder an die wir weitere Bemerkungen während der Lectüre von selbst anknüpften.

---

*) *Reliquiae antiquae.* Scraps from ancient manuscripts. Edited by *Thomas Wright* Esq. and *James Orchard Halliwell* Esq. bis jetzt eilf Hefte. London, 1839 — 1842. 8.

Digitized by Google

S. 215 wird in der Note eine Stelle des Wilhelm Malmsbury angeführt. Das darin vorkommende rt pons ist oben in dem Text durch bridge wiederben. So viel bekannt, hat das jetzige englische rt bridge nur dieselbe Bedeutung, wie unser Wort ücke"; pons hingegen in mittelalterlichem Latein ichnet jeden künstlichen Höhebau, auf welchem anden und gegangen wird, z. B. eine Estrade in m Saale, eine Kunststrafse, wie die Römerstrafsen esen waren, und wie mehrere zur angelsächsischen auch noch in England erhalten wurden; die Worte helms aber: „super pontem qui rura et urbem conat" lassen kaum eine andere Uebersetzung als: nststrafse, Heerstrafse" zu.

S. 252 ist bei Utrecht die Rede von „the Sclaic tribe of the Wiltas". Allerdings ist der alte tsche Name Utrechts: Wiltaburg mit Recht so get worden, dafs es eine Burg der Wilten oder Wil- gewesen; aber da man den Namen der Wilzen t nur von einem wendischen Stamme gebraucht hat man eine wendische Colonie nach den Niederen gebracht. Dies ist doch ganz undenkbar; wenn Stamm, welcher Utrecht und seine Umgegend bente, auch in deutscher oder vordeutscher Zeit ten oder (oberdeutsch) Wilzen hiefsen — slavisch er keines Falles gewesen sein; eher keltisch. deutsches w haben die Wälschen gw, die Gaelen er fh — da nun im Wälschen gwyllt, im Gälischen e (mit weiterer Adjectivendung, wie das deutsche ch: fuilteach) wild, grausam bedeutet, möchte hier Anlehnung des Namens Wilta-burg an ein deutes Wilden-burg, doch nicht ganz verwerflich sein, offenbar haben wir das Wort „wild" von Kelten bekommen, da es bei uns wurzellos und verwaist eht, bei den Kelten aber sich an gwyar und fuil, hes beides „geronnenes Blut, vergossenes Blut" utet, etymologisch deutlich anlehnt. Die verschie- Dentale im deutschen Auslaut kann unter sol- Umständen nicht stören — und die Kelten könschon deshalb das Wort nicht von uns erhalten n, da sie es in einer Urzeit erhalten haben müfswo Wälsch und Gälisch sich noch nicht geschiehatten.

S. 316 ist bei der bekannten Abschwörungsformel uns wenigstens neue, Erklärung versucht. Die te Thunaer-ende Uuoden sind gefafst: thuna erende, Uuoden; und thuna erende ist durch: worship of groves übersetzt. Mir wenigstens ist weder ein deutsches noch ein angelsächsisches thun in der Bedeutung von „Hain" noch ein erende in der Bedeutung „Verehrung" bekannt. Die neue Erklärung scheint mir nicht glücklich.

S. 324 enthält einen merkwürdigen Zug aus dem Leben unserer d. h. der in Deutschland ansäfsigen Slaven, der in dem Leben des heiligen Sturm vorkömmt. Dieser begegnete auf einer Reise im J. 744 einer multitudo Sclavorum an den Ufern der Fulda beim Bade, da heifst es von ihnen: Quorum nuda corpora animal cui praesidebat (Sturms Pferd) pertimescens tremere coepit, et ipse vir Dei eorum foetorem exhorruit. Wem fällt dabei nicht die schamlose Art ein, mit der in den Befreiungskriegen (was man in diesem Mafse von keiner anderen Nation erlebt hatte) unsere Flüsse und Teiche, auch die allen Blicken ausgesetzten, von nackten, badenden Slaven bedeckt waren, und die Ufer, wo sie ihre Kleider hingelegt, stanken noch vier Wochen nachher nach Juchten. — Wie aber kamen diese Slaven 744 an die Fulda? waren es schon Colonieen slavischer Leibeigner? war es eine vorgeschobene Partie der Sorben des Düringer Waldes?

S. 343 scheint der Verfasser den Ortsnamen Charinta oder Charta nicht deuten zu können. Er sagt, Willibald sei auf der Reise von Rom nach Deutschland über Lucca, Pavia, Brescia gekommen „to a place named Charinta or Charta" — der Ort ist aber ganz einfach Guarda, was ja ganz am Wege liegt von Brescia nach Baiern.

S. 386 ist der Verfasser in Verlegenheit, was das bedeuten solle, wenn von Alfred, der neben seinem Bruder Ethelred, dem Könige von Wessex genannt ist, gesagt wird: „Aelfred rex, *secundarii* tamen tunc ordine fretus" — und dann: „Aelfred tunc *secundarius*", und endlich: „Aelfred, qui usque ad id temporis, viventibus fratribus suis, *secundarius* fuerat". — Dieser Titel eines secundarius kömmt aufser in Beziehung auf Aelfred nirgends vor; es scheint aber, als habe man im westsächsischen Reiche in diesen drangvollen Zeiten sich Einrichtungen der benachbarten gälischen Kelten zum Muster genommen, und habe, um nie auch nur einen Augenblick ohne allgemein anerkanntes Oberhaupt zu sein in den häufigen Kämpfen mit den drängenden Feinden, dem präsumtiven Suc-

Digitized by Google

cessor bei Lebzeiten des Königes ähnliche Rechte zugestanden, wie die Gaelen ihrem Tanaiste neben dem Könige. Es finden sich zwar sonst eben nicht viel Spuren irgend einer Beachtung keltischer Weisen bei den Angelsachsen — indessen hier mochte auch nicht eine unmittelbare Nachahmung statt finden, sondern der Drang der Verhältnisse nur ähnliches erzeugen, und um so leichter erzeugen, wenn der eine oder der andere am Hofe von Wessex von den Einrichtungen des Nachbarvolkes einige Kunde hatte.

S. 400. In der allgemeinen Einleitung S. 56. 57 und dann wieder S. 400 ff. spricht der Verfasser von der versificirten Uebersetzung der metrischen Stellen in Boethius Buche de cons. phil., welche man zum Theil eben so für ein Werk Aelfreds gehalten hat, als es die prosaische Uebersetzung wirklich ist. Dafs nun diese Versification nicht von Aelfred selbst herrühren kann, sondern von einem unwissenderen Manne späterer Zeit, der Aelfreds Prosa nur in alliterirende Zeilen umsetzte, ausgegangen ist, hat der Verfasser an den angeführten Stellen schlagend dargethan. Der schlagendste Beweis scheint uns der, dafs nur *die* Stücke in Verse umgesetzt sind, vor welchen Aelfred ausdrücklich in dem prosaischen Buche bemerkt, hier begönne ein Gedicht (ongan he singan, giddian, gliowian) — dafs hingegen die metrischen Stellen, zu denen Aelfred diese Bemerkung nicht ausdrücklich in der Prosaübersetzung gemacht hat, auch nicht versificirt worden sind. Aelfred selbst hätte nothwendig gewufst, dafs auch diese im Original Verse enthielten, und würde sie nicht übersprungen haben; hingegen ein unwissenderer ward nur durch Aelfreds Bemerkungen bestimmt, und hat, weil ihm das Original nicht bekannt war, dann auch nicht blofs versificirt, was im Originale in Versen steht, sondern auch alle zufälligen von Aelfred in der Prosaübersetzung dazwischen geschobenen Einfälle obenein.

S. 507. Endlich ist uns in der auf dieser Seite mitgetheilten Probe von Wulfstans sermo in Anglos quando Dani maxime persecuti sunt eos das auch in der Sachsenchronik vorkommende Feminin *ungyld* aufgefallen, in der Bedeutung von „widerrechtlich aufgelegte Steuer". Der Plural ungylda scheint das weibliche Geschlecht des Wortes wenigstens darzuthun — obwohl in diesen späteren Zeiten zuweilen auch angelsächsische Neutra statt auf u auf a ausgehen. Da Wort fällt auf, weil es dann (ohne so viel uns bekan althochdeutsch zu begegnen) mittelhochdeutsch vie zum Vorschein kömmt zu Bezeichnung solcher Steu die nicht von Alters hergebracht sind. Es ist d überhaupt eine öfter begegnende und noch nicht über klare Erscheinung, dafs einzelne deutsche Worte d späteren englischen Sprache eignen, ohne dafs ihren Gebrauch in der angelsächsischen Periode ni nehmen und vice versa, dafs manche Wörter, die d Angelsächsische schon hat, im eigentlichen Deut land erst in der mitteldeutschen Zeit zum Vorsch kommen. Auf der deutschen Seite erklärt sich Sache wohl am Besten durch den Einflufs, den norddeutschen Dialekte in der Zeit der sächsisch und salischen Kaiser auf die höhere Umgangsspra gewannen, die im Ganzen auf dem oberdeutschen Gru ruht, der im Althochdeutschen noch ziemlich allein ungetrübt hervortritt.

Nach diesen beiläufigen Bemerkungen wenden uns zu dem einen schon oben bezeichneten spe Puncte zu Assers Lebensbeschreibung des K Aelfred. Asser soll Anfangs des 10ten Jahrhund Bischof von Scherborne gewesen sein; eine Liste a den letzten Zeiten des 10ten Jahrhunderts giebt d Reihe der Bischöfe von Scherborne nach Heahmun Tode (a. 872) so an: Aedelheah, Wulfsige, Asse Aedelweard, Waerstân († 918). Bischof Asser kom auch in Urkunden unterzeichnet vor, und so hat m wohl nicht mit Unrecht ihn für dieselbe Person geh ten, welche von Aelfred selbst in der Vorrede z Pastorale Asser min bisceop genannt wird; nur ha er damals nicht Bischof von Scherborne gewesen s denn eben diese Vorrede ist an den Bischof Wulf von Scherborne adressirt. Asser mufs also, ehe Bischof von Scherborne ward, einen anderen bisch lichen Sitz inne gehabt haben. Wäre dies, wie ei glaubten, der Sitz von St. David in Wales gewe so hätte Aelfred ihn schwerlich „min bisceop" genan Auch die Erwähnung des Bischof Asser von Sc borne in der lateinischen Uebersetzung von Aelf zwischen 872 und 885 geschriebenem Testament, k nur ein falscher Zusatz des späteren lateinischen Ue setzers sein, denn in dieser Zeit war Asser sic *nicht* Bischof von Scherborne.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

graphia Britannica literaria; or biography f literary characters of Great Britain and reland arranged in chronological order. Anlosaxon period. By Thomas Wright. ne historical doubts relating to the biographer lsser. Communicated to the society of antiquaries by Thomas Wright.

(Schlufs.)

In Aelfreds, angeblich von Asser herrührendem en, sagt dieser angebliche Asser von sich, der ig habe ihn aus Wales zu sich eingeladen; er sei Einladung gefolgt, und habe den König zu Dene ussex getroffen. Dieser habe ihm zugeredet seine ohen Gegenden zu verlassen, und nach England ommen, er wolle ihn für alles Aufgegebene schadalten. Als sich Asser bedenklich gezeigt, habe red ihm angeboten, er solle sechs Monate im Jahre Vales bleiben, sechs Monate immer nach England nen. Auch zu solchem Entschlusse habe er, Asser, Bedenkzeit erbeten, und sei geschieden mit dem sprechen, nach sechs Monaten wieder an Hof zu men und einen Entschlufs mitzutheilen. Dann sei ber schwer erkrankt, und erst nach mehr als einem re wieder an Aelfreds Hof nach Leonaford gekom; er habe hier seinen Entschlufs erklärt jedes Jahr s Monate aber nicht continuirlich, sondern immer drei Monate nach einander in England zubringen ollen. Diesen Entschlufs habe er gefafst, um sein ster und die Diöces von St. David durch Aelfreds hen leichter gegen die Bedrückungen des wälschen ten Hemeid schützen zu können. Dann sei er aber t drei, sondern acht Monate continuirlich bei Aelgeblieben, und dieser habe ihm die Abteien Anbury und Banwell geschenkt und mehr noch verchen. Später habe er Exeter und dessen ganze ces in Wessex und Cornwallis erhalten. Aelfreds Leben habe er hernach im J. 893 geschrieben, also eine geraume Zeit vor Aelfreds Tode.

Schon diese angeblichen Lebensumstände findet unser Verf. in manchem Betracht verdächtig. Indessen würden wir daran, wenn das Buch sonst nicht den Verdacht unterstützte, keinen Anstofs nehmen; dies jedoch thut es im höchsten Grade. Das Buch erscheint, wie sich Hr. Wright ausdrückt, als „an unskilful compilation of history and legend" — nämlich es besteht aus einer historischen Aufzählung von Facten, die in den Zeitraum von 851 bis 887 fallen. Dazu kommen dann eine Partie Anecdoten zu den Jahren 866, 884 und am Schlusse. Auch dafs ein Lebensbeschreiber, der 893 schreibt, schon mit dem Jahre 887 schliefst, ist auffallend; doch liefse sich dafür eine Erklärung denken. Auffallender ist, dafs der chronicalische Theil dieser Lebensbeschreibung eine lateinische Uebersetzung der Angaben der angelsächsisch geschriebenen Sachsenchronik ist; doch dies liefse sich umgekehrt dadurch erklären, dafs der offenbar erst nach Aelfred und Asser lebende Verf. der Sachsenchronik Assers lateinisches Buch benutzt hätte. Allein das Auffallendste und in der That Entscheidende ist, dafs der anekdotische Theil der Lebensbeschreibung von der Art ist, dafs er unmöglich bei Aelfreds Lebzeiten und von Asser aufgezeichnet sein kann. Einmal finden sich Widersprüche darin — Aelfred habe bis zu seinem 40sten Jahre ein schmerzhaftes Körperleiden gehabt, sei aber in diesem Lebensjahre durch ein Gebet zu St. Neot davon *befreit* worden — an einer anderen Stelle sagt er: Aelfred *leide noch* an diesem Uebel, während er (Asser) die Lebensbeschreibung verfasse, also in seinem 45sten Lebensjahr — er sei noch nie eine volle Stunde davon frei gewesen. Auch aus anderen Stellen geht deutlich hervor, dafs der Verf. dieser Lebensbeschreibung eine legendenartige vita des heiligen Neot benutzte, deren keine zu des wirklichen

Digitized by Google

Asser Lebzeiten existirt zu haben scheint — wahrscheinlich sind dergleichen erst nach der Translation der Reliquien dieses Heiligen nach Huntingdonshire im J. 974 entstanden. Durch Alles dies wird nun wahrscheinlich, dafs die Lebensbeschreibung Aelfreds vom angeblichen Asser Arbeit eines Mönches ist aus einer späteren Zeit, eines Mönches, der die angelsächsische Sachsenchronik und ein legendenartiges Leben des heiligen Neot so zu Grunde legte, dafs er im Grunde nur daraus compilirte. Den entscheidendsten Punct erwähnt unser Verf. nicht noch einmal in der Biographia Britannica, sondern nur in der besonderen Schrift über Asser. Johannes Presbyter, den Aelfred zum Abt von Athelney gemacht, soll hier von einigen seiner Mönche ermordet worden sein. Aelfred selbst bezeichnet diesen Johannes in der Vorrede zum Pastorale als lebend und als min mässe-preost — noch nicht als Abt; diese Uebersetzung des Pastorale ist erst nach 894 verfafst — und angeblich im J. 893 erzählt der Pseudoasser diese Geschichte von des Johannes Ermordung schon ganz nebelhaft als eine früher vorgekommene Thatsache: „facinus quoque in eodem monasterio *quodam tempore* perpetratum".

Durch diesen Zug erhebt sich die oben bezeichnete Ansicht Wrights von der apokryphischen Natur der Lebensbeschreibung Aelfreds, die angeblich von Asser herrührt, zur Gewifsheit, und so leid es uns thut, zu den gefallenen historischen Autoritäten nun auch Assers angebliches Buch, welches die Grundlage für die romantischen Züge in Aelfreds Leben bildet, zählen zu müssen, scheint uns doch nach des Verfs. Ausführung nichts übrig zu bleiben, als ihm vollkommen beizustimmen.

H. Leo.

XXXI.

J. L. v. Parrot, Versuch einer Entwicklung der Sprache, Abstammung, Geschichte, Mythologie und bürgerlichen Verhältnisse der Liwen, Lätten, Eesten; mit Hinblick auf einige benachbarte Ostseevölker, von den ältesten Zeiten bis zur Einführung des Christenthums. Neue Ausgabe. Berlin, 1839. *Verlag von Carl J. Klemann. (2 Hefte Text* 418 S., 1 *Heft Beilagen* 41 *Stück und ein Polyglotten-Atlas* 20 *Bogen Fol.)*

Eine neue Ausgabe von einer Schrift über „Liw Eesten und Lätten"! welche Ehre für den Verf., che Freude für die Bewohner der Ostseeländer! A ganz im Stillen hat dieses Werk sich Bahn gebroch so wenig auch öffentlich Notiz davon genommen w den. Nur Schlosser, so viel ich weifs, wagte sich die erste Auflage (Heidelb. Jahrbb. 1828. No. 5 gesteht aber selbst, dafs er für die darin enthalt Sprachforschungen weder ein competenter Richter noch sich dafür auszugeben Lust hat. Doch ka nicht umhin „die Art und Weise, wie der Verf. Forschungen anstellt, die Ruhe, mit der er dabei fährt, die Gelehrsamkeit und den Umfang der K nisse, die er an den Tag legt, die Mühe und den den er auf die Erlernung einer nur dem Forsch Völkergeschichte wichtigen Sprache eines arm unterdrückten Völkleins gewendet hat" gebühr preisen. Wer hatte auch damals die erforde Sprachkenntnisse in Deutschland, wie sie jet Schott und wenige Andere besitzen, um ein Werk von dieser seiner wesentlichsten Seite beurtheilen?

Elf Jahre sind seitdem bis zu der Erscheinung neuen Ausgabe, dann drei Jahre bis zur vorliegender Recension verflossen; das Buch ist Autorität geworden; v. Roon in seinen der Erd-, Völker- und Staatenkunde III. p. (2te Ausg.) stellt Parrot ganz allein als gegenüber Männern wie Sjögren, Thunman, zer, Balbi u. a. und folgt seinem Urtheile die Sprachstudien haben ungemein zugenommen elf Jahren; es giebt schon Leute, die ein Werk auch von der sprachlichen Seite betrach beurtheilen können, wo Schlosser sich incompet klärt; auch mögen die neuern Sprachstudien 2te Ausgabe eines Werkes, in welchem alle le und todte Sprachen Europa's und Asiens, die nicht ausgenommen, benutzt werden, namentlich ziehung auf das Keltische, nicht ohne Einflufs ben sein. Zwar verheifst der Titel nichts von besserung und Vermehrung; doch dem gründ Leser entgeht es nicht, wo es sich auch findet.

Auch die Seitenzahl ist dieselbe geblieben —

Digitized by Google

hl der Zeilen auf jeder Seite —, ja es ist kein chstaben verändert worden. Es ist die alte Ausbe mit neuem Titel und neuem Verleger.

Statt also einen Beweis von der Verbreitung des erkes abzulegen zeugt diese „neue Ausgabe" grade das Gegentheil. Der Verf. aber ist unschuldig dem Betruge; er ist bald nach der Erscheinung des erkes gestorben.

Wozu nun eine Beurtheilung eines im J. 1828 erienenen Werkes? Einmal, weil es eigentlich noch ht öffentlich beurtheilt worden; zweitens, weil es e Berücksichtigung gefunden hat, deren es nicht th ist; und weil es drittens sich dem Publicum der aufdrängt.

Wir werden uns darauf beschränken zu beweisen, ſs der Verf. des Buches über Liwen, Eesten und ätten von den Gegenständen, welche er behandelt t, eigentlich nichts verstand, trotz seines mehrmali- Aufenthalts in den Ostseeländern, und hoffen das ch aufser Curs zu setzen, wenn wir beweisen:

dafs sein Verf. gar keine allgemeine Sprachkenntnisse, und

keine Kenntnisse von den Sprachen besafs, auf welchen alle seine Behauptungen ruhen, nämlich keine, gar keine Kenntnisse des Esthnischen, des Finnischen, des Lättischen, des Litthauischen und des Russischen.

Sobald diese Puncte bewiesen sind, versteht es von selbst, dafs Niemand sich mehr auf das Buch ufen kann und darf für Behauptungen, die es allein tellt: die Lätten hätten bis zu der Zeit, in welr die Deutschen diese Ostseeländer eroberten, esthch gesprochen, das jetzige Lettische aber sei aus „Slavisch-Russischen durch die deutschen Predi- " eingeführt worden; ferner darf dann Niemand ir aus dem Widerspruche zwischen Parrot einers und Sjögren u. a. andrerseits schliefsen, wie Hr. Roon thut, dafs die esthnische, die lättische und litthauische Sprache verunreinigt seien durch manden anwohnenden Völkern entnommene Elemente, Eesten und Liwen eine Unterabtheilung des lättien Stammes oder auch umgekehrt, wie es doch von n thut im blinden Vertrauen auf Parrot.

Mit Recht wird die Sprache eines Volkes heuti- Tages als das wesentliche Merkmal des Stammes, es angehört, angesehen. Parrot nun will wie gesagt zeigen, dafs die Lätten ehemals Esthen gewesen seien, esthnisch gesprochen haben, und erst nach dem Jahre 1210 das „*Slavisch-Russische*", welches sie jetzt sprechen, *von den deutschen Predigern* angenommen. Lassen wir den Einfall von den deutschen Predigern, von denen die Esthen-Lätten ja eher Deutsch, oder etwa Lateinisch, als grade Russisch gelernt haben würden, als unwesentliches Stück bei Seite und zeigen dafür was wir versprachen. Also *erstens:* der Verf. hat keinen Begriff von Sprachkunde, keine allgemeine Sprachkenntnisse. Fassen wir Sprachkunde (denn das Werk ist 1828 geschrieben) auch nicht so hoch, wie sie nach den Leistungen Bopp's, Pott's, Grimm's u. s. w. jetzt gefafst werden mufs; so ergiebt sich doch das Verkehrte der Ansichten des Verfs. schon daraus, dafs er sich aus Formation und Flexion, kurz aus Grammatik gar nichts macht, er weist sie p. 26 ff. gradezu von sich, indem er meint, die Flexions-Endungen könnten sich zufällig in sonst verschiedenen Sprachen gleich gebildet haben; dagegen hält er sich an das Lexicon und an den damit nothwendig verbundenen trefflichen Kanon: „Wörter gleicher Bedeutung und Schreibart sind verwandt". Wie verkehrt das ist, leuchtet ein, wenn man das lateinische *itaque* und das russische i *tak* (и такъ), die Gleiches bedeuten und gleich lauten, zusammenstellt, sie darum zu verwandten macht, und weil man weiter weifs, dafs im Russischen i (и) = und, tak (такъ) = so, nun auch schliefst, im Lat. sei i = und, taque = so. Als ob ähnlich und analog verwandt wären!

Ferner macht der Verf. alle Sprachen zu polysynthetischen, jeder Vocal, ja oft jeder Consonant hat seine Bedeutung. Nimmt man dazu die beliebige Sprachenmengung, so kann man einigermafsen begreifen, wie jemand erklären kann, wie folgt:

P. 178 Skythai und *Scythae:* 1) im Keltischen ist S auch eine Partikel, die den Wörtern zur Bezeichnung des Geschlechts vorgesetzt wird. Cit (Kit, Kyth) bedeutet Land, und Tai Familie, Geschlecht, Stamm; diesem nach Skittai (Skytai) das Land der Familien, des Stammes, oder das Stammland.

2) Will man aber das S ohne Geschlechtsbezeichnung und ei für y annehmen, so entsteht Skeit = ausgebreitet —, und in Verbindung mit Tai, Skeit tai (Skytai), ausgebreitete Familie, ausgebreiteter Stamm.

3) Setzt man anstatt tai, Ta Land, J Sohn, Nach-

Digitized by Google

kommen, a auf, und e Erde, so hat man Skeit ta i (Skytai), ausgebreitetes Land der Söhne oder Nachkommen, und Skeitae (Skytae) ausgebreitet, verbreitet auf der Erde.

P. 179 Skolotai bildet sich aus folgenden Wörtern: S Geschlechtsbezeichnung, Col, Kol, Kehle, Zunge, Sprache, ot, schön, vorzüglich, Tai Familien, Geschlecht, Stamm, Ta Land, J Sohn, Nachkommen, O Abkömmling, a auf, und E, Erde: folglich Skol ot ta, die schöne Sprache des Landes; Skol o tai, die Sprache der Abkömmlinge des Landes; Skol ot tai, die schöne Sprache der Familien oder des Stammes; Skol ot ta i die schöne Sprache des Landes der Söhne oder Nachkommen, und Skol ot a e (e für i), die schönste Sprache auf der Erde.

So geht er allerlei Völkernamen und andres Dunkle ruhig durch, aestuarium ist „eestnisch" oder auch keltisch und bedeutet „reifsender Flufs in der Meeresfluth"; Karl der Grofse hat seine Monatsnamen aus dem „Eestnischen" und Keltischen genommen, Windumanoth und Mutumanoth werden p. 48 f. demnach erklärt; „Jehowáh" wird Erläut. N. 14. gedeutet wie folgt aus dem „Eestnischen": 1) jä präs. von jüma bleiben, hüwa gut; jähüwa, „ich bleibe gut": oder anders — denn wie kann solch ein Kaleidoskop anders als immer neue Combinationen aufzeigen, die eben so schnell zerfallen wie sie sich bilden: — 2) „jä ich bleibe, hä gut, wa, waa tugendhaft, unschuldig (heilig): Jähäwaa, ich bleibe gut und heilig": 3) Jowwa ich kann, ich vermag, ich habe die Macht, ich bin der Mächtige". In derselben Weise geht es her über Sinai, Adonai, Allah, Golgatha, Eloim (sic); Woluspä, Walhalla und zahllose andere. Auch über den Namen der Pelasger kommen wir in der 35. Erläut. nun endlich einmal aufs Reine: Pelas*ger*, Skythisch = über Meer ziehend, Pel, b. pell, ferne; lath (las), gehen, tragen; *Ger*, *Wasser*, *Meer*, folglich Pellasger = ferne gehen über Meer. Setzt man Laith (Lais) Meer, für lath, und b. Kerza, gehen, für *ger*, so hat man Pellais*kerza*, Pellas*ker*, ferne über Meer gehen. Bei solchen Mitteln ist es natürlich keine Kunst, lättisch = „eestnisch" = keltisch = hebräisch = arabisch = skythisch = etc. = etc. = etc. zu setzen, und das allbekannte und allen mohammedanischen Völkern angehörende Wort „Mesdschid" (bekanntlich das arabische مسجد nom. loc. von سَجَدَ) 1) aus dem Keltischen = sehr heiliger Wald, und 2) aus dem „Eestnischen" = 1) Bundeswald, oder 2) Bundesberg, oder 3) Bundeshügel zu erklären und unter andern auch alle mohammedanischen Nationen, nicht blofs die Abasgen, bei denen ihm das Wort in die Hände gerathen ist, mit den „Eesten" und Kelten in Verbindung zu setzen. Eben so findet er bei den Abasgen auch Kalla = Festung, ein keltisches Wort hat er schnell genug bei der Hand, da das arab. قَلْعَةٌ und قَلَعَةٌ, das wir doch von Kalat in Beludschistan bis Alcalá in Spanien hören, bringt er natürlich nicht, da es weder eestnisch noch keltisch.

Einen Mann nun, der so willkürlich, in naiver Unwissenheit alle Sprachen und Völker durch einander mengt, der Skythai anders erklärt als Scythae, der zwischen Skolotai und Scolatae grofse Unterschied findet, der in Pelasger die deutsche Endung *ger* aus dem Keltischen erläutert und doch das Wort in der Form für Skythisch ausgiebt, der arabische, deutsche, lateinische und wer weifs was für Wörter aus dem Keltischen und Eestnischen erklärt, macht es einem Beurtheiler wohl sehr leicht, und es ist mehr unverzeihlich, wie ein Schlosser diesen Unsinn anpreist, da ihn seine Clausel wahrhaftig nicht schützen kann, denn auch wer von Sprachen nicht mehr versteht, als er zu verstehen behauptet, kann sich doch von solchem Zeuge nicht blenden lassen. Und nun gar v. Roon! Schlosser hat Parrot nur angeführt, nicht citirt, wo er Gelegenheit gehabt hätte! Er fügt sich diesem Unsinne und die Schulen in Deutschland, die seine so trefflichen Bücher gebrauchen, und ihre Lehrer lernen und lehren es ihm nach!

Kurz, Parrot ist in Beziehung auf Sprachen durchaus unwissend; das zeigte sich eben im Allgemeinen. Wenn er nun wenigstens doch eestnisch und lättisch verstände, der Verwandten dieser grundverschiedenen Sprachen nicht einmal zu gedenken. Aber auch sind dem umsichtigen Manne völlig unbekannt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

L. von Parrot, Versuch einer Entwickelung der Sprache, Abstammung, Geschichte, Mythologie und bürgerlichen Verhältnisse der Liwen, Lätten, Eesten; mit Hinblick auf einige benachbarte Ostseevölker, von den ältesten Zeiten bis zur Einführung des Christenthums.

(Schlufs.)

Den Uebergang zu diesem *zweiten Puncte* mag p. 14 aus einem ganz verdrehten Beispiele im Vorgehen erschlossene und mitgetheilte Bemerkung ma-a: „dafs damalen (nämlich anno 1210. Gruber g. Livon. p. 76, Arndt p. 88) die eestnische Spra-noch in der Kindheit war und keine grammati-en Wortfügungen hatte. Derlei Fälle werden noch vorkommen". Er will hier aus den Worten: „ibi-se Magetas, i. e. manere in perpetuum, promit-" und „et ait Livo quidam de castro, maga ma-as, i. e. jacebis hic in aeternam" schliefsen, dafs Sprache damalen noch keinen Imperativ hatte. eser kindlichen Sprache giebt er jedoch unbedenk-ein Alter von 3000 Jahren, und merkt nicht, was eben behauptet hat; indem das Kindlein, seitdem Deutschen hereingekommen, sich so schnell entkelt, dafs es, welches anno 1210 noch alles durch Infinitiv ausdrückte, doch schon 3 Jahre spä-1213 (Grub. p. 97, Arndt p. 110), in dem Satze: ula, laula, Pappi! d. h. singe, singe, Pfaffe"! einen erativ entwickelt hat, den er auch anerkennt, denn agt p. 15: „wirklich ist laula der Imperativ von ma singen, und Pap bedeutet Pfaffe". Wer aber, h wenn er kein Wort eesthnisch versteht, sieht t in den Wörtern magetas, maga, magamas sehr tlich 3 verschiedene Formen eines und desselben Verbums? Parrot sieht nichts. Wo wäre sonst auch die Entdeckung geblieben, dafs damalen die Sprache noch keinen Imperativ gehabt, da doch maga eben ganz simpel ein Imperativ ist.

Kurz vom Eestnischen selbst versteht der Verf. nur so viel, wie wer das arabische Alphabet kennt vom Persischen versteht, d. h. er kann die Wörter im Lexikon lesen. Aber ableiten und demnach verstehen, vergleichen, ist seine Sache nicht.

Dem Finnischen, der Schwester des Eestnischen, gönnt er keinen Blick, denn „diese Sprache konnte zu meinem Zwecke nicht gebraucht werden". Zu meinem Zwecke! — In Holland ist ein Preis ausgesetzt über die Frage, was daran sei, dafs der selige Bilderdyk behauptet habe, das Holländische stamme aus dem Hebräischen. Freilich müssen die Bearbeiter sich wohl hüten deutsch, etwa plattdeutsch zu verstehen; denn was hilft das zu ihrem Zwecke?

Von der slavischen Sprache (P. bedient sich nur des Sing.) konnte den kenntnifsreichen und umfassenden ruhigen Forscher zunächst schon das Alphabet abschrecken, das zufällig nicht für alle Dialekte desselben deutsch oder lateinisch ist; er zieht es aber vor, fünf andere Gründe anzuführen, die gerade so gut sind, wie der eine, den er nicht anführt. Darum mag es ihm auch nicht nöthig geschienen haben, dem lättischen Zweige einige Aufmerksamkeit zu widmen; seine Sprache heifst kurzweg die slavisch-russische, die eingedrungene, denn „Lätten" (p. 16 f.), Preufsen (p. 33 f.) und Litthauer (p. 35 f.) sprachen „eestnisch", bis die deutschen Prediger ihnen das slavisch-russische beibrachten, aus welchem nun die Lätten alles aufnahmen, was sie im Eestnischen nicht hatten.

Halten wir uns noch ein Weilchen bei dieser letz-

Digitized by Google

ten Angabe auf. An wissenschaftliche Begründung solchen Unsinnes ist natürlich nicht zu denken. Aber nicht einmal zu rechnen versteht der Verf. Er läfst die Lätten ein Viertel ihrer Wörter mit den Eesten gemein haben. Mag es sein! fragen wir nicht, was darunter von den Lätten zu den Eesten, was von den Eesten zu den Lätten übergegangen ist, was Wurzel, was Ableitung u. dgl., denn darüber gab das Lexikon ja keine Rede. Nur dieses Eine möchte ich mir vom Verf., wenn er noch lebte, ausrechnen lassen: die Lätten haben aus der eestnischen Sprache beibehalten, was sie vorfanden, haben das Uebrige aus dem Russischen geborgt; jenes Beibehaltene beträgt nach seiner eigenen Meinung $\frac{1}{4}$ des jetzigen Wortvorraths (viel zu viel!), also dieser angenommene $\frac{3}{4}$; woher haben denn die Eesten diese $\frac{3}{4}$ completirt, die sie, als sich die Lätten anno 1210 von ihnen schieden, noch nicht hatten?

Und nun zum Schlusse noch eine Probe, wie geschickt der Verf. etwaige Skrupel niederschlägt! „Die Wörter, welche Heinrich der Lätte anführt, können gar nicht aus der heutigen lättischen Sprache erklärt werden. Wir finden zwar in Heinrich's Annalen S. 88 das Wort Draug (3), welches er durch consocius, Kamerad, Freund, und Stender in seinem lättischen Lexikon ebenfalls durch Freund übersetzt, und sollten daher*) glauben, dafs im Jahre 1210, wo dieses Wort vorkommt**) die slavische Sprache schon in Livland eingedrungen war***); allein dieser Schlufs ist nicht streng richtig. Einmal weil Stender sogleich darauf Freundin durch Draudsene, freundschaftlich durch draudseems, Freundschaft durch draudsiba, und überhaupt bei allen Ableitungen und Fügungen immer draud und nicht draug schreibt". Wir lernen hieraus noch mancherlei, nämlich dafs der Verf., wo er nun endlich einmal einen Blick auf Ableitungen wirft, leider wieder nur im Lexikon sucht, und nun wieder Bestätigungen für seinen Unsinn findet. Die erste beste oder schlechteste lättische Grammatik hätte ihn lehren können, dafs g hier nicht in d, sondern in ds übergegangen ist, und regelmäfsig so übergeht, dem russischen ж entsprechend, das eben so regelmäfsig in r (g) entsteht, wie in dem entsprechenden Wort другъ (drug) Freund, дружба (druschba) Freundschaft u. s. w. So fingirt der Verf. einen Stender draud, um *zweitens* behaupten zu können, dafs dieses Wort im Keltischen und im Deutschen = Freundtraut u. s. w., also nicht „lättisch" sei, sondern keltisch-eestnisch, und dafs demnach *drittens* ein Druckfehler in den Annalen vorwalten müsse: Heinrich habe draud geschrieben, und dadurch sei Stender zur Aufnahme von Draug verleitet worden. Also nun bessert der Verf., der eingestandenermafsen vom lättischen nichts weifs, des alten Stender's Lexikon, und meint, der Mann habe das etwa aus Heinrich's Annalen, in welchem eben nur dieses eine lättische Wort vorkommt, zusammengestoppelt. Da wäre er weit gekommen!

Kein Wunder, dafs der Verf. mit solchen Entdeckungen und Kenntnissen gepanzert, keck den gelehrtesten Männern entgegentritt, alle Geschichtsforscher, Ethnographen und Sprachforscher corrigirt, die Annales Bertiniani geschickt interpretirt und seine Interpretation noch einmal wiederholt, damit man ja nicht glauben kann, es sei ein augenblickliches Versehen gewesen (Erläut. No. 20. 1. u. a. E.).

Es ist natürlich nicht nöthig, noch mehr Proben mitzutheilen. Aus dem Vorhergehenden erhellet zur Genüge, dafs ein so unwissender Mann nicht berufen war zu beweisen, was er behauptete, und dafs seine Behauptungen überhaupt von Niemanden bewiesen, auch nicht geglaubt werden können. Und doch ist es geschehen, doch sind diese Verkehrtheiten gedruckt worden, in Lehrbücher aufgenommen. Herr v. P. wird bei der weiten Verbreitung seiner trefflichen Lehrbücher, des grofsen wie des kleinen, gewifs bald Gelegenheit haben, den Irrthum, zu welchem ihn Pa. verleitet hat, zu widerrufen, und das vage Gerede von verschiedenen, ja entgegengesetzten Meinungen, über diese Völker noch bestehen können, auszustreichen, die Eesten und die Liwen unbedenklich dem finnischen Stamme zuzuschreiben, die Kuren aber einstweilen ruhen zu lassen, bis es sich zeigen wird,

*) Nämlich weil das lätt. Wort draugs = russ. drug (russ. другъ) Freund ist.

**) Es ist vielmehr 1211; nicht unwichtig bei Parrot's Ideen von Sprachfortschritt.

***) Sollte wirklich Jemand aufser Parrot solch einen Schlufs machen, von Einer Schwalbe auf den Sommer?

Digitized by Google

rwandte der Eesten oder der Lätten damit gemeint ien — denn das ist streitig, da es in Kurland durch s unerhört ist, von Kuren zu reden; es giebt dort fser Deutschen eben nur Lätten, und am Angerndeschen Strande einige hundert sogenannte Lin, die *vielleicht* die Reste der alten verschollenen ren sind, während die Kuren der kurischen Nehng entschieden zu den Lätten gehören. Ferner sind Sprachen der Eesten und der Lätten keineswegs hr „durch manche den umwohnenden Völkern entmmene Elemente verunreinigt", als z. B. das Deutie durch slavische Eindringlinge.

Mir ist bisher nur Ein Buch vorgekommen, das h mit dem Werke Parrot's messen kann: Skythika n Liebusch. Camenz, 1833. Ein grofser, ehrwürger Mann hat die Schwäche gehabt, eine lobende orrede dazu zu schreiben, „die umfassende, selbstndige Weise, die reiche Ausbeute an eigenthümlin, auf neuer Bahn gewonnenen Forschungen" zu men. Parrot hatte doch wenigstens ein concretes lk vor sich, Liebusch fingirt sich eines, eine Spradesselben, die von der Lausitz über Sardinien bis h Cuzco reicht, eine Religion, Dogmata und Periderselben, deren Existenz er nirgend nachweist. lte es dem Verleger, wegen Mangels an Absatz — Vorwort eines wohlwollenden grofsen Mannes sirt nicht davor — beikommen, zu einer neuen Ause (alter Exemplare), oder zu einer zweiten Aufe (auf die Geldbeutel der Käufer) zu schreiten, das schlechte Buch dem Publikum wieder aufzugen, ware es ein Leichtes, wenn man gerade nichts seres zu thun hätte, dieser Mondreligion und ihVerehren einen kleinen Streich zu spielen. —

Nachträglich bemerke ich, dafs Hr. J. L. v. Parrot, schon seit 12 Jahren verstorbene Verf. des hier rtheilten Buches, nicht verwechselt werden darf mit en Verwandten, seinem Bruder, dem Akademiker, lichen Staatsrath v. Parrot in St. Petersburg, und en Sohne, unserm verstorbenen Professor — mulille bonis flebilis occidit. Unser Verf. hat sich h einigemal in Liwland aufgehalten, war aber übrigs Königl. Württembergischer Hof- und Domänenmmerdirector, und bis auf die obige schwache Seite, allgemein anerkannt ist, ein trefflicher, sehr achter Mann. Die Bekanntschaften, welche er in den Ostseeprovinzen machte, tragen zum grofsen Theile die Schuld, dafs solche Faseleien gedruckt worden sind. Man lese, was in der Vorrede p. V als Ankündigung des Buches nicht von Parrot, sondern von „einem anerkannten Meister der eestnischen Sprache geäufsert wird, ehe es gedruckt war: „Für die älteste Geschichte unserer Nationalen eröffnet sich jetzt eine in mehrseitigem Betrachte überraschende, neue Aussicht. Ein vormaliger hoher Staatsbeamte des Auslandes beschäftigt sich mit der Geschichte des Ursprungs u. s. w. der Bewohner der diesseitigen Ostseeküste. Es bleibt eine Merkwürdigkeit, was Sprachkenntnifs vermag und was sie alles enucleirt; um so mehr, da H. v. P. unser Volk nur aus historischen Quellen kannte. Er hat dennoch *das Allermeiste auf eine unbezweifelt richtige Art in den etymologischen Ableitungen getroffen*, und dadurch ein sehr grofes Licht über Vieles, was bis jetzt im Dunkeln stand, verbreitet. Es finden sich in dieser köstlichen Arbeit Andeutungen, die sehr weit hinweisen und in gar vielen Dingen die Ansicht anders gestalten".

Freilich, wenn einem gutmüthigen, unwissenden Manne solche Posaunentöne die Ohren füllen und den Kopf verdrehen, so ist es kein Wunder, dafs er solch ein Buch schreibt.

Dr. A. Hansen, in Dorpat.

XXXII.

Monumens de la littérature romane, publiés sous les auspices de l'académie des Jeux Floraux, avec l'appui du conseil municipal de la ville de Toulouse, et du conseil général du département de la Haute-Garonne, par M. Gatien-Arnoult, l'un des quarante Mainteneurs, Président de la commission des manuscrits des Jeux Floraux, membre de l'académie des sciences, inscriptions et belles-lettres, professeur de philosophie à la faculté des lettres de Toulouse. Tome premier (enthaltend: Las Flors del Gay Saber estier dichas Las Leys d'amors. Première et deuxième parties). Toulouse, typographie de

Digitized by Google

J.-B. Paya. 1841. *grand in* 8. *XIV u.* 365 *S. mit Einem Fac-simile.*

So lange noch der Troubadoursgesang, von der Gunst der Fürsten und Edeln freigebig gepflegt und von der Huld minniglicher Frauen begeistert, an den Höfen und in den Schlössern der blühenden Provence in vollen Klängen ertönte, hatten die Sänger noch zu viel Lust am Finden und Schaffen (trobar), als dafs sie Zeit und Anlafs gefunden hätten, statt durch Beispiele, durch Vorschriften zu lehren, statt als kühne Schwimmer den reichen, freien Strom der Phantasie zu bändigen, als berechnende Baukünstler ihn durch Faschinenwerke von Formeln und Regeln zu dämmen, um ihn zum Lasttragen häuslichen Bedarfs zu canalisiren und für Jedermänniglich fahrbar zu machen.

Denn so lange die Sonne scheint, braucht man keine Laterne; so lange „Dichten und Singen der Hebel aller Fröhlichkeit sind" (qar trobars et chantars son movemenz de totas galliardias, wie Raimon Vidal sagt), ist man sicher, auch ohne Anleitung die „rechte Weise" (dreita maniera de trobar) zu treffen, und so lange man die Kunst, wie etwas Angeborenes, aus innerem Drange, fast unbewufst übt, hat man nicht nöthig, sie als Wissenschaft, dann wohl nur mehr ironisch die „fröhliche" genannt (gaya sciensa de trobar), mühsam zu erlernen. Erst wenn mit dem Verglühen des Sommers die Blüthen und Blumen verwelken, Winterfröste das gastliche Laubdach des Waldes entblättern und darob die Sänger des Hains trauernd schweigen, sucht man durch Treibhäuser, nachgemachte Blumen und abgerichtete Stubenvögel die verlorene Lust künstlich zu verlängern.

Daher traten auch erst zu jener Zeit, als gegen das Ende des 13. Jahrhunderts mit dem Entweichen des Rittergeistes auch die Troubadourspoesie verblühte, zunehmende Selbstsucht und Rohheit sie an den Höfen und auf den Burgen nur mehr frostigen Empfang finden liefs, und darob die echten Sänger adlicher Zucht und Minne unwillig verstummten (vgl. *Diez*, die Poesie der Troubadours; S. 64), die Präceptisten auf und wähnten durch zunftmäfsige gelehrte, nach dem Muster der Universitäten gebildete Vereine (Consistori de la gaya sciensa), Satzungen für freie bloſs formelle Nachahmung der guten alten Meister (Leys d'amors segon los bôs anticz trobadors), durch den lebenswarmen Blüthen der Phantasie mehr äufserlich ähnliche, aber innerlich todesstarre Scheingestalten (Flors del gay saber) hervorgebracht werden konnten, und durch also schulgerecht abgerichtete gelehrte Meistersänger (Bacheliers e Doctors en la gaya sciensa) ein fröhliches Kunstleben verjüngern zu können, nachdem schon längst der lebenslustbedingende Geist vor dem Prosaismus der Zeit entflohen war.

So hatten die guten alten Troubadours es wenigstens nöthig gefunden, Anleitungen für ihre, sich nur mit dem blofs Technischen beschäftigenden Spielleute (Joglars) zu geben, wie Guiraut de Cabreira und Guiraut de Calanson (vgl. *Diez* a. a. O. S. 221–2[illegible]), sie selbst aber, so lange sie auf eigenen Füfsen fest und sicher vorschritten, brauchten weder Leitband noch Führer*). Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts hingegen, als die vitale Kraft der Troubadourspoesie immer schwächer wurde, diese von Hypersthenie in Asthenie verfiel, erschienen nach einander die didaktischen Abhandlungen, die grammatisch-doctorischen Anleitungen und Poetiken, wodurch man der sogenannten „fröhlichen", in der That aber sehr dürftig gewordenen Kunst ein Scheinleben zu [illegible] suchte; ja nach Stiftung der poetischen Zunftgesellschaften zu Toulouse und Barcelona glaubte man die geistverlassene, zum todten Wissen erstarrte Kunst hauptsächlich durch Satzungen und Ordnungen, durch Schematisiren und Reguliren der nun bedeutungslos gewordenen Formen neu beleben zu können.

*) So sagt *Jaufre Rudel* sehr schön: „Ich habe genug Meister und Lehrerinnen des Gesanges um mich: Wiesen und Gärten, Bäume und Blumen, dazu den Gesang der Vögel" (*Diez* a. a. O. S. 24–25, der ebendn gezeigt hat, dafs bei den alten echten Troubadours *keine Kunstschulen* im eigentlichen Sinne gegeben habe und dafs zu ihrer Zeit „*Schulpoesie*, der die Form Hauptsache ist", noch nicht gekommen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher
für
'issenschaftliche Kritik.

September 1842.

uumens de la littérature romane, publiés sous s auspices de l'académie des Jeux Floraux, vec l'appui du conseil municipal de la ville e Toulouse, et du conseil général du dé- rtement de la Haute-Garonne, par M. atien-Arnoult.

(Fortsetzung.)

Vie zahlreich diese doctrinären Versuche waren welches Gewicht man auf sie legte, mögen fol- e, für die Geschichte derselben wichtige Stellen den Werken der Marqueses von *Santillana* und *ena*, zweier Schüler und Gönner des gay saber, igen; von denen der Erstere im „Prólogo" zu sei- versificirten „Proverbios" (Anvers, 1558. in — 12. A. 5vo.) gegen die Anschuldigung der Unkenntnifs Nichtbeachtung der von den damals schon als ritäten geltenden Präceptisten aufgestellten „reglas robar" sich also zu wahren sucht: „Y assi mismo ian dezir auer en esta obra algunos consonantes me) y pies (Verse) repartidos, assi como si pas- por falta de poco conocimiento o inaduertencia. uales creerian yo no auer leydo las reglas del escritas y ordenadas por *Remon Vidal de Be-* (l. Besalú), hombre assaz entendido en las artes les, y gran trobador. Ni la continuacion del tro- echa por *Jufré de Fexú* (l. Foxá), monje negro, l Moral (mayoral) llamado *Berenguel de Noya.* teen que aya visto las leyes del consistorio de la a doctrina que por luengos tiempos se tuuo en el io de Tolosa por auctoridad y permission del Rey rancia". — Und in den „antiguos Apuntamentos dos del *arte de Trobar*, que escrivió Don *Enrique Villena* (in *Mayans y Siscar*, Origenes de la len- española. Madrid, 1737. in — 12. Tomo II. p. sig.; vgl. Tomo I. p. 180—182) findet sich fol- le historische Uebersicht der Arbeiten der Vorgän- ger des Marques: „El Consistorio de la Gaya Sciencia se formó en Francia en la cibdad de Tolosa por *Ramon Vidal de Besalú.* Esmerandose con aquellas reglas los entendimientos de los groseros. Este Ramon por ser comenzador no fabló tan cumplidamente. Succedióle *Jofré de Foxú*, monge negro, e dilató la materia llamando á la obra que hizo, *Continuacion del Trobar.* Vino despues deste de Mallorca *Belenguer de Troya* (l. Noya), y fizo un libro de *Figuras, y Colores rheptoricos.* Despues escrivió *Gilielmo Vedel* de Mallorca la *Suma Vitulina* con este tratado. Porque dunasse la Gaya Sciencia se fundó el Colegio de Tolosa de Trobadores con autoridad, y permission del Rey de Francia, en cuyo territorio es, e les dió libertades, e privilegios, e asinó ciertas rentas para las despensas del Consistorio de la Gaya Sciencia. Ordenó que oviesse siete Mantenedores que hiciessen Leyes. Hizieron el Tratado intitulado *Leyes de Amor*, donde se cumplieron todos los defectos de los Tratados pasados. Este era largo: por donde *Guillen Moluier* (l. Molinier) le abrevió, y le hizo et *Tratado de las Flores* tomando lo sustancial del Libro de las *Leyes de amor.* Despues vino Fray *Ramon Cornet*, e fizo un Tratado en esta Sciencia, que se llama *Doctrinal.* Este no se tuvo por tan buena obra por ser de persona no mucho entendida, reprehendiósela *Juan Castilnou* (l. Castellnou) [en] *Los vicios esquivadores*, id est, que se devan esquivar. Despues destos no se escrivió hasta Don *Enrique de Villena*" *).

*) Ueber Einige der hier erwähnten findet man nähere Auskunft, und zwar über *Raimon Vidal* von *Bezaudun* oder *Besalú*, aus dem 13. Jahrh. (wenn er anders, wie es sehr wahrscheinlich, mit dem gleichnamigen Troubadour identisch ist, was um so merkwürdiger wäre, als dann gerade er, der für den ältesten Präceptisten gilt, auch schon ein Klaggedicht „über die Abnahme der Gönner des Gesanges" geschrieben hätte), in: *Diez*, Poesie d. Troub., S. 66—68, 214 u. 225; —

Digitized by Google

Von diesen Poetiken sind aber erst in neuester Zeit einige bekannt gemacht worden; so gab Hr. *F. Guessard* den „Donatus provincialis" von *Uc Faidit*, eine mehr grammatisch-lexicalische Abhandlung in provenzalischer Sprache nebst einer lateinischen Paraphrase aus dem 13. Jahrh., und die oben erwähnte „Dreita maniera de trobar" von *Raimon Vidal* in der „Bibliothèque de l'École des Chartes", Paris, 1839. Tome I. p. 125—203, heraus. Und nun hat in dem *vorliegenden Werke* die Académie des Jeux-Floraux zu Toulouse („qui peut se glorifier d'être la doyenne de toutes les académies existant aujourd'hui sur les divers points du globe"), die directe Abkömmlingin jener eben da zu Anfang des 14. Jahrh. (1323) von sieben Troubadours gegründeten Muttergesellschaft des „Gay saber", begonnen, *ihre alten Gesetz- und Statutenbücher* abdrucken zu lassen, eben jene, deren in den erst angeführten Stellen der beiden Marqueses schon Erwähnung geschieht. Diese Codices des Gay saber wurden nämlich mit religiöser Ehrfurcht in dem Archive der Gesellschaft (die Originale zu Toulouse, wovon Abschriften in die verschiedenen Provinzen des occitanischen Sprachgebietes versendet wurden, und so auch seit der i. J. 1390 für Catalonien und Aragonien gestifteten Filialgesellschaft in spanischen Bibliotheken, wie in denen von Barcelona, Zaragoza u. a. sich befinden) aufbewahrt, bei feierlichen Gelegenheiten hervorgehohlt und vor allem Volke zur Schau ausgestellt (m. s. die Beschreibung einer solchen Feierlichkeit in der angeführten Abhandlung des *Mey de Villena*, a. a. O. p. 325) und als in jeder Hi normgebend, für Lehre und Beurtheilung, betrac Als daher die Sprache dieser Grundgesetze zu ver ten und minder allgemein verständlich zu werden fieng, liefsen im 17. Jahrh. die Mántenedors moder sirte Abschriften machen, und noch vor der er französischen Revolution hatte die Akademie den Pl die alten Originaltexte mit französischer Uebersetz herauszugeben; dessen Ausführung aber durch p sche und pecuniäre Hindernisse bis jetzt verzögert w den ist.

Von diesen, das Gesammtgebiet des Gay sa d. i. Grammatik, Poetik und Rhetorik umfasse Tractaten existiren *zwei Hauptredactionen*, deren V hältnifs schon der Marques de Villena in der erwähnten Stelle deutlich bezeichnet hat. Na eine weitläufigere, schon von den sieben Gründe gonnene, die aufser dem eigentlich dogmatischen T historische Nachrichten von der Entstehung und dung des Instituts, disciplinare Anordnungen, Ceremonienprotocoll und Formularien enthält; gemeint mit dem „Tratado intitulado *Leyes de* oder „*Las Leys d'amors*", d. i. die *Satzungen Minnegesanges* oder „der fröhlichen Kunst" überhau indem man durch „amor", Minne, welche *den Hau* inhalt der Troubadourspoesie ausmachte, *diese* und die Dichtkunst überhaupt bezeichnete*). Aus ser, bisher ungedruckten Redaction finden sich Au züge bei *Lafaille*, Annales de Toulouse, Tom p. 64—84; — *Crescimbeni*, Istoria della volgar po sia, Tomo II. p. 211 et seq.; — und bei *Bas* Crusca provenzale, p. 94 et seq. — Da aber Sammlung zu weitläufig, („este era largo") und sehr systematisch angelegt war, so beauftragte Consistori del gay saber eine Commission der T

Histoire litt. de la France, T. XVIII. p. 633—35; — *Felix Torres Amat*, Memorias para ayudar á formar un Diccionario crítico de los escritores catalanes. Barcelona, 1836. in 8. s. v. *Vidal;* — über *Jofré de Foxá*, bei *Amat*, l. c. s. v. *Foxá;* — über *Berenguer de Noya*, *ebenda*, s. v. *Noya;* — über *Juan de Castelnou*, *ebenda*, s. v. *Castellnou;* — und über *Villena* selbst, *ebenda*, s. h. v. — und die *span. Uebers. Bouterwek's*, p. 21—23 u. 175—77; — aufser diesen erschienen noch im 14. Jahrh. die Poetiken der catalanischen Trobadors *Luis de Aversó* (s. *Amat*, l. c. s. v. *Aversó*) und *Jacme March* (s. *ebenda*, s. v. *March;* — *Justo Pastor Fuster*, Biblioteca Valenciana; Valencia, 1827. in 4. Tomo I. p. 12; — und die *span. Uebers. Bouterwek's*, p. 177—78) und im 15. Jahrh. die „Gaya de Segóvia" von *Pedro Guillen de Sevilla* (s. *Diego Clemencin*, Elógio de la Reina Isabel, in den Memorias de la Acad. de la Historia de Madrid, Tomo VI. p. 405; — *Sanchez*, Poesias castell. anter. al siglo XV. Tomo I. p. 218—19; — und *Velazquez* Gesch. der span. Dichtkunst, übers. von *Dieze*, S. 496—504).

*) So sagt *Petrarca*, Trionfo d'amore, cap. IV., von dem T badour Arnaut Daniel:

Gran maestro d'amor, ch'alla sua terra
ancor fa onor col dir polito e bello.

und in den Flors del gay saber selbst heifst es p. 4: „ li trobador noel... venguan pozar en aquestas leys d'am quar ayssi es la fons d'esta gaya sciensa de troba *Raynouard* unterscheidet im Lex. rom. s. v. zwischen amour und *amors*, la gaie science des troubadours: stens findet man dies Wort in der letzteren Bedeutung in den cas. obliq. immer amors geschrieben.

Digitized by Google

ten aus seiner Mitte, unter der Oberleitung seines nzlers *Guillem Molinier*, einen, auf den *eigentlich matischen Theil sich beschränkenden Auszug* daraus machen („tomando lo sustancial del Libro de las ves de amor"), der im J. 1356 vollendet, approbirt gleichfalls als Normale definitiv angenommen wurde. ser Auszug heifst zwar auch „Leys d'amors"; führt r auch, zum Unterschiede von der ausführlicheren laction, den Titel „*Flors del gay saber*" („Tratado las Flores"), weil er eben nur „*die Blüthe des klichen Wissens*" enthält, und *dieser* erscheint hier zum *erstenmal* im Druck.

Hr. *Gatien-Arnoult*, den die Akademie mit der rausgabe und Redaction ihrer Gesetz- und Statuten- ber beauftragt hat, giebt in dem vorausgeschickten Rapport" eine Beschreibung der die Flors del gay ber enthaltenden Handschrift, die er für das Original- nuscript des Guillem Molinier hält (p. VII—IX) ist einem Fac-simile, und Rechenschaft von den ihm beim Abdruck des Originals und bei der Re- tion der gegenüberstehenden französischen Ueber- zung befolgten Grundsätzen. Er hat nämlich den xt diplomatisch-getreu abdrucken lassen („une véri- le copie, reproduisant exactement le texte, de ma- re à n'en être qu'une sorte de calque; et que je ardais comme nécessaire qu'on y retrouvât même bizarreries de la ponctuation, les incertitudes de thographe et jusqu'aux incorrections et aux fautes lentes"); die Uebersetzung aber ist eine Ueberar- tung und Ergänzung zweier früherer handschriftli- n, sehr unvollkommnen Uebersetzungs-Versuche Hrn. *Aguilar* und *Escouloubre*. Text und Ueber- zung werden *drei* Bände füllen; ein *vierter* wird Erläuterungen und Berichtigungen (deren allerdings ohl Text als Uebersetzung bedürfen) enthalten. iter soll die andere, weitläufigere Handschrift, vor- sweise unter dem Namen „Las Leys d'amors" be- nt, eben so herausgegeben werden; und dann eine mmlung der seit dem Mai 1324 in den Jeux floraux krönten Poesien in provenzalischer Sprache der er- ren Troubadours folgen.

Der vorliegende erste Band enthält die beiden er- n Abtheilungen der Flors del gay saber: die *Lautre* und die *eigentliche Poetik*. Da dieses Buch in utschland eben nicht sehr verbreitet werden dürfte, l doch für die romanische Sprach- und Literatur- geschichte von bedeutender Wichtigkeit ist, so wollen wir es durch einen möglichst vollständigen Auszug, wobei wir jedoch vorzugsweise das berücksichtigen, was auch zur Erläuterung der alten, echten Troubadourspoesie dient, entbehrlicher zu machen suchen.

Die Einleitung (p. 2—7) giebt *Veranlassung*, *Zweck* und *Eintheilung* des Werkes an. Als *Motive* und *Zweck* der Abfassung dieser „Gesetze des Minnegesanges, in welchen man den guten alten Troubadours, ihren bewährten guten Lehren und dem altherkömmlichen Gebrauche gefolgt und nur das Nöthige ergänzt hat" („pus que la voluntatz es en nos de far leys d'amors segon los bôs antiez trobadors, panzan e prendem lors bonas opiniôs et aproadas, e seguen aquesta prezen art o lonc uzatge acostumat, e supplen so que sera de necessitat en esta sciensa de trobar"), werden angegeben: 1) vollständig zusammenzufassen und zu ordnen, was früher dort und da zerstreut sich vorfand; 2) die „Wissenschaft des Findens", die die alten Troubadours geheim gehalten oder nur dunkel vorgetragen, für Jeden verständlich zu machen (per so que'l sabers de trobar, lo qual havian tengut rescost li antic trobador et aquo meteysh que n'havian pauzat escuramen, puesca hom ayssi trobar claramen), und viele Unterweisungen und Lehren, die von keinem der alten Troubadours gegeben wurden, und die doch zum „finden" nöthig sind (jaciayso que sian necessarias ad atrobar), hinzuzufügen; und 3) die üblen Begierden und die unehrbaren Neigungen der Verliebten zu zügeln und sie die „echte Minne" zu lehren. *Eingetheilt* wird das Werk in *fünf* Hauptabtheilungen, deren Inhalt also angegeben wird:

En la *primiera* part tractarem de las manieras de trobar, e qual son li sieu mandamen, e perque foc trobada aquesta sciensa. Apres pauzarem motas diffinitiôs, descriptiôs e declaratiôs, tractan de letra, diptonge, sillaba, oratiô, dictiô (Wort) e d'accen de latî e dels enpedimens d'aquel et aprop del accen de romans.

En la *segonda* partida tractarem de bordôs (Versen), pauzas, novas rimadas, de rims, de cobblas, verses (Strophenart), chansôs, dansas, sirventês e d'autres dictatr principals (Hauptdichtungsarten).

En la *tersa* part tractarem de las VIII. partz d'oratiô, mostran e declaran cas, nombre, temps, persona, gendre e las claus dels mozes e dels temps del

Digitized by Google

verb (*claves modorum et temporum verbi*) e de las combinatiôs d'aquels.

En la *quarta* part mostrarem vicis e figuras pauzan ornat lo qual hom deu segre qui vol far bôs dictatz e netz.

En la *quinta* part pauzarem alcunas doctrinas mostran que deu hom far accordar i mot amb autre, e tornar latî en romans, e per qual maniera pot hom haver entroductiô e materia a far verses, chansôs e autres dictatz, e per qual maniera deu hom sercar los rims per far alqun dictat mostran qu'es pedas e quays pedas (was ein Flickwort im Verse ist und welche für solche Flickwörter zu halten sind), e qu'es amor e de qual amor devon amar li aymador fugen e esquivan tot avol dezirier et amor dezonesta.

Man ersieht hieraus, dafs die erste Abtheilung die *Lautlehre*, die zweite die *Verslehre*, die dritte die (grammatische) *Formenlehre*, die vierte die *Satzlehre* (Syntaxis ornata) und die fünfte einen praktischen Anhang zur Poetik enthält.

Diese Lehren werden meist in gemeiner, ungebundener Rede vorgetragen; nur dafs auch darin stets die *Casusbezeichnung* beobachtet ist *); doch werden auch manchmal Definitionen und Erklärungen in Reimen (per maniera de rimas) gegeben, um sie dem Gedächtnisse leichter einzuprägen (per so qu'om los puesca plus leu reportar e decorar), und Beispiele hinzugefügt.

Von den beiden ersten dieser Abtheilungen, welche, wie gesagt, der vorliegende Band enthält, behandelt die *erstere* die *Lautlehre*, jedoch nur in Be[illegible] auf Versbau und Reimkunst (p. 8—92).

Vorausgeschickt wird die Definition von „tro[illegible] in der Bedeutung, in der es hier genommen [illegible] „trobar" heifst nämlich ein neues Gedicht in rei[illegible] wohl gemessenem Romanisch machen (Trobars e[illegible] noel dictat en romans fi, bê compassat). Dabe[illegible] schäftiget sich die „Wissenschaft des Findens" mit eigentlichen Gedichten, d. i. in bestimmtem M[illegible] (compas) und in Reimen abgefafsten, und läfst die [illegible] mane in Prosa, seien sie auch „so adelig und [illegible] wie der vom hl. Gral", unberücksichtiget (Quar [illegible] escrichas en comtans, can que sian noblas e[illegible] ayssi co'l romans del sant Grazal e d'autras gr[illegible] no son d'aquesta sciensa, per so quar notenò co[illegible] ni mezura de sillabas ni de rimo).

Zuerst wird von den *Buchstaben* (qu'es letra[illegible] den einfachsten Bestandtheilen der Gedichte, g[illegible] delt. Aus diesem Abschnitt bemerken wir, daf[illegible] *Selbstlaute* (und darnach auch die Wörter und R[illegible] „plenisonans" heifsen, wenn sie den vollen, offnen [illegible] haben, „semisonans", wenn sie, wie a, e, o, mi[illegible] bem, geschlossenem Laute (am petit sô e meja[illegible] ausgesprochen werden, und „utrisonans", wenn [illegible] demselben Worte, je nach dessen Bedeutung, [illegible] oder geschlossen lauten *); wie z. B. pes, [illegible] mit offenem, und pes, Gewicht, mit geschlo[illegible] Laute. I und U werden im Anlaute als Consona[illegible] (J, V) genommen (vgl. *Diez*, Gr. d. rom. Spr. I. [illegible] 2, u. 104). — U mit darauf folgendem Vocal ist [illegible] g und q stumm (vgl. ebenda, 101 u. 103). — Die [illegible] venzal. Sprache hat *acht Diphthonge:* ay, ey, oy, [illegible] (y st. i) au, eu, iu, ou (vgl. ebenda, 174); ya, ye [illegible] ue aber sind keine wahren, sondern unechte Diphth[illegible] (diptonges contrafag); denn sie werden zweisilbig [illegible] gesprochen; — yeu ist eigentlich Diphthong; de[illegible] ist einsylbig auszusprechen. —

*) „E can parlarem per paraulas planas, so es fora rima, no entendem seguir ornat, mas cominal maniera de parlaz, *exceptat los cas, lo qual entendem gardar en cascuna part d'aquesta obra*". Welche Stelle offenbar so, wie wir sie oben gegeben haben, zu verstehen ist, während in der gegenüberstehenden französischen Uebersetzung: „Quand nous parlerons en termes ordinaires, c'est-à-dire, sans rime, nous n'entendons pas employer d'ornemens, mais seulement la manière commune de s'exprimer: *nous n'en exceptons que certains endroits dans chaque partie de cet ouvrage*", gerade die merkwürdige Angabe von der schon „*ausnahmsweise* (in Bezug auf die gemeine Sprachweise) *strengen Beobachtung der Casusbezeichnung in jedem Theile dieses Werkes*", gänzlich mifsverstanden worden ist (vgl. *Diez*, Grammatik der roman. Spr. Th. II. S. 35). Die angeführten Stellen schon zeigen, wie strenge die Flexion durchaus beobachtet ist.

*) Damit vgl. des *Marques de Villena*, arte de trobar (a. [illegible] p. 332—33); — (*Sauvages*) Dictionnaire languedocien — [illegible]çois; Nismes, 1785. in 8. p. XXIV—XXVIII, — J. [illegible] *Pau Ballot y Torres*, Gramatica y Apologia de la li[illegible] Cathalana. Barcelona, 1814. in 8. p. 204—5. Wiewo[illegible] sere Flors ausdrücklich dazu bemerken: „En aquesta [illegible] semissonans se peccan fort *li Català;* quar dels motz [illegible] sonans fan plenissonans motas vetz".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№. 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

numens de la littérature romane, publiés sous es auspices de l'académie de Jeux Floraux, vec l'appui du conseil municipal de la ville le Toulouse, et du conseil général du dé-artement de la Haute-Garonne, par M. Gatien-Arnoult.

(Fortsetzung.)

Nun folgen einige Regeln zur Vermeidung des Hia- im Verse, welcher entsteht, wenn (in dem einen rte auslautend, in dem anderen anlautend) Vocal Vocal, Diphthong vor Diphthong, m vor Vocal, r r, s mit unmittelbar vorhergehendem Diphthong Consonanten vor r zu stehen kommen; nebst den nahmen und Licenzen (besonders in der Verscäsur, za de bordô). — Ueber die *Consonanten* finden sich ende beachtenswerthe Bemerkungen: auf b und p autende Wörter können zusammenreimen; denn e beiden Buchstaben werden im Provenzal. häufig vechselt und haben auslautend ähnlichen Laut (Soen tam p. per b. e pel contrari, quar han un meteysh m fi de dictiô). — C und G haben (anlautend) ei- zweifachen Laut, einen weichen (suavmen) vor a, nd u (wie im deutschen k und g; daher fehlen jene, he jay, dejus, joc statt j mit g schreiben), und n scharfen (fortmen; d. i. c wie s und g wie j im renz. oder g im Italien.) vor e und i. — C und G ien auslautend reimen; doch ist es dann besser, Gebrauche zu folgen (seguen uzatge) und diese rter dann mit c statt g zu schreiben. — Wiewohl ien schärferen Laut hat (mays sona) als s, so sind Reime wie abissi: cilici, wegen der Aehnlichkeit Lautes (per alcuna semblanssa del sô), erlaubte, n auch minder reine (vgl. *Diez*, a. a. O. I. 100). — nd Q haben oftmals den Laut des c (han motas vetz sô de c), obgleich sie nie im Auslaut stehen; wie z. B. Karles e quar e cas e cara (vgl. ebenda, 103). — H ist anlautend blofs Zeichen der Aspiration (nota d'aspiratiô) und fällt nach dem Apostroph (cant aytal mot son sinalimphat) aus (z. B. homs, d'ome; vgl. ebenda, 101); — h wird nach t gesetzt (th) um dem t seinen Laut vor i und darauf folgendem Vocal zu erhalten, wie z. B. Mathias, das sonst Macias lauten würde; doch wird dies mehr in lateinischen als in romanischen Wörtern beobachtet, welche letztere auch häufig ohne h geschrieben werden, wie manentia, guerentia u. s. w. Besonderen Laut hat h in den Verbindungen lh, nh, ph (wie lj, nj, f; vgl. ebenda, 101 u. 103), und ch, wie das provenzal. j oder g vor e und i, daher ch und g, welches oft den Laut von j hat, auslautend reimen und so häufig verwechselt werden, dafs man, um richtig zu schreiben, die Nebenformen vergleichen mufs (z. B. gach, weil gacha, aber lag weil laja; — „Quar j e g han entre lor alcunas vetz consonansa, e majormen quar segon que dizon li actor j era pauzada per g, enans que fos g, e per so *magister* s'escrivia am dos i [ji]". vgl. *Diez*, a. a. O. I. 100—101, der jedoch nicht ganz genau die Aussprache des provenz. ch der des span. ch gleichstellt; denn die des ersteren ist doch etwas gelinder) *). — S. lautet in der Regel

*) Diese gequetschte Aussprache des ch hat sich im Neu-Provenz. und in den languedokischen Mundarten erhalten (vgl. *J. T. Avril* Dict. provençal-françois. Apt, 1839. in 8. p. 8, und *Sauvages*, l. c. p. XIX); im Catalanischen hingegen wird in dem auslautenden ch der K-Laut des c nur etwas aspirirt; so sagt *Ballot*, l. c. p. 141: „Alguns diuhen que la h final se déu orintir en la llengua cathalana per superflua, inutil y redundant, per no demanarla la pronunciació; mes, si parám lo oido en las sillabas finals *ac*, *ec*, *ic*, *oc*, *uc*, apar que se nota en ellas alguna aspiració; puix se pronuncían

Digitized by Google

zwischen Vocalen so weich wie z, daher dann oft z st. s steht, ja diese Schreibweise als die der Aussprache entsprechendere, vorzuziehen ist (vgl. *Diez*, a. a. O. 104); soll es aber zwischen Vocalen seinen ursprünglichen scharfen Laut behalten, so schreibt man es besser verdoppelt (ss). Denn (für = oder Bindewort) que wird s angehängt (ques, nicht zu verwechseln mit qu'es und dem enklitischen que-s), um den Hiatus zu vermeiden; auch kann man, dem alten Gebrauche folgend, ein z st. s dem que anhängen, wenn ein Vocal darauf folgt. — Des Reimes wegen kann man in Wörtern, die etymologisch richtiger auf ant, ent, ont, ants, ents, onts auslauten, das t weglassen. — Vor den auslautenden ge und ges gepflegt man t einzuschalten oder g zu geminiren (z. B. paratge, salvagges; vgl. *ebenda*, 106); doch findet dies nicht statt, wenn unmittelbar vor ge oder ges ein Diphthong, n oder r stehen (daher z. B. abreuge, diptonge, marge). — Man kann parlet oder parlec schreiben (vgl. *ebenda* 107); aber die Nennwörter sollen c geschrieben werden, wie pec, duc, foc und grec. — D und t können auslautend reimen und werden auch häufig verwechselt *). — X verwandelt sich öfter in g (wie z. B. vax, lonx, destrix, in vaga, longa, destriga), öfter in c (wie grex, blanx, adonx, in greca, blanca, adoncas; d. h. eigentlich: x ist dann aus einer Verschmelzung des g und c mit dem flexivischen s oder durch Synkope entstanden; vgl. *ebenda*, 104—105), daher werden im letzteren Falle solche Wörter „kunstgerecht" (segon art) mit x geschrieben, obgleich man sie gewöhnlich im Romanischen (segon romans) mit cs schreibt (z. B. blancs, adoncs). In zusammengesetzten Wörtern bleibt s nach x aus (exequias, executio); c aber bleibt (ex-ceptio, excitar). — Y gilt immer als Vokal, wo es auch stehen mag, und wird am häufigsten in Diphthongen gesetzt (vgl. *ebenda*, 100 und 102).

Wir übergehen den Abschnitt von den *Sylben*, welchem nur durch einige Beispiele gezeigt wird, wie oa, ia, u. s. w. im Vers und Reime als Diphthonge wann zweisylbig gebraucht werden können. Ebenso wenig brauchen wir den Abschnitt von den *Wörtern* (dictiôs) mitzutheilen, da auch sie nur in Bezug auf den Reim besprochen werden, und das hier Gesagte in der zweiten Abtheilung in der Lehre vom Reime ohnehin wiederhohlt wird.

Der nächste und letzte Abschnitt dieser Abtheilung handelt vom *Accent* (Del tractat d'accen). Der *Wortaccent* (cans melodios) wird vom musikalischen unterschieden, denn die Melodie (cans de musica) *richtet nicht auf den Wortaccent* (Et entendatz cans melodios qu'om fay legen o pronuncian, non ges de musica; quar aquel regularmen no tê ni garda accen segon que podetz vezer en lo respôs: *benedicta venerabilis*; quar mays trobaretz deponhs en lo *ta* que es breus naturalmen, que en lo *be* ni en lo *di*, quar que l'accens principals sia en aquela sillaba *); doch wird der Analogie wegen (per alcuna semblansa) auch der Wortaccent: „cans" genannt. Jedes Wort hat nur Einen Hauptaccent (accen principal), Eine Sylbe, worauf der Ton länger verweilt (en aquel fay hom major demora); die übrigen haben den accen greu (d. i. tonlos) und werden nur kurz ausgesprochen (breu solamen). Die Dauer der Aussprache verbunden mit dem Accent giebt das Zeitmaafs der Sylbe (aguest temps es la mora de pronunciatiô a l'accen ajustada). Der Hauptaccent hat ein langes Zeitmaafs (E l'accens principals ha un temps lonc; e no vol als dire loncz temps, e no ajustamens de dos breus etc. man sieht, dafs die Bestimmungen aus der lateinischen Prosodie aufgenommen

ab mes suavitat ó menos força que en *secment, pacte, rectitut*, que no tenen h" und p. 142: „Mes, sia lo ques vulla, lo cert es que los antichs anyadían constantment la h despres de la c final; escrivint: *Crech, amich, antich* etc. y no *Crec, amic, antic*, etc." (Darnach ist zu berichtigen, was *A. Fuchs*, Ueber die sogenannten unregelm. Zeitwörter in den roman. Spr., S. 75, über die Aussprache des catal. ch, sagt). Den gequetschten Laut der provenzal. und castilian. ch geben die Catalanen durch g, j, x, tg, tj, tx; s. *ebenda*, p. 140.

*) Im Catalan. soll d nur im An- und Inlaut, im Auslaut immer t gebraucht werden; dies ist wenigstens die Ansicht *Ballot's* (l. c. p. 137—138), dessen Grammatik bei weitem die gründlichste und vollständigste ist. Auch beim *Marques de Villena* (l. c. p. 334) heifst es schon: „E T. e D. eso mesmo convienen en son en fin de dicion, como quien dice, *Cibdad*, que se puede facer con D, e con T. En principio son disonantes".

*) Dadurch erhält eine neue Bestätigung die in meinem Buche „Ueber die Lais" (S. 79, 102 u. 274) aufgestellte Behauptung von der Nichtbeachtung der Quantität und selbst nicht des Wortaccents im christlich-volksthümlichen Gesange, als einem charakteristischen Merkmale desselben.

Digitized by Google

n worden sind). Aber auch abgesehen vom Accent, bt es lange und kurze Sylben; so sind die mit Diphngen immer länger als die mit einfachen Vocalen ar si la sillaba es diptongada, es ades majors la nora, que en la plana); länger sind diese Sylben ıh, wenn auf den Diphthong ein oder mehrere Conanten folgen, oder, auch ohne Diphthong, wenn sie zwei oder auf drei Consonanten auslauten (Et s aytals sillabas diptongadas son plus longas, quan menô en una consonan, e pueysh plus longas, quan menô en doas consonans; o ses diptonge, en doas en tres consonans; vgl. dagegen *Diez*, a. a. O. I. 5—118); ebenso sind sie in jeder Beziehung länr, wenn der starkbetonte Vocal (vocals principals) a offenen Ton (plenissonans) hat. Solche Wörter er Sylben heifsen *gedehnte* (dictiôs retardivas, o ot retardiu, o sillabas retardivas). Folgen in eim Verse mehr als drei solch gedehnter Sylben unttelbar auf einander (Hebungen ohne Senkung), so dies ein Fehler, den man „collizió" nennt, weil dach Härten entstehen und derlei Verse unverhältnifsfsig lang werden (E quant hom ne pronuncia en bordo mays de tres ses meja d'una o de doas silas o dictiôs planas, coma *e*, *o*, *ara*, *cara*, *bela*, nx engendrô un vici qu'om apela collizió, que vol aspra e dezacordabla contenciôs de sillabas). — folgen Regeln vom *lateinischen* Accent, die naich für uns kein Interesse haben, und woraus wir anführen, dafs ausdrücklich bemerkt wird: im Ronischen mache man keinen Unterschied in der Beung zwischen dem Acut und dem Circumflex (E retz saber que huey no fam diferensa entre accen ut e circumflec cant al accentuar). Was nun insondere den *provencalischen* Accent betrifft (De ccen segon romans), so giebt es hier *zwei* Hauptente, den accen agut, wenn der Accent auf der *ten* Sylbe, und den accen lonc, wenn er auf der *letzten* haftet (wie im Spanischen den agudo und ıo), über diese darf er nicht hinaufsteigen (E detemps no trobaretz segon romans accen principal lo comensamen de dictió, si donx la dictiôs no es doas sillabas; vgl. *Diez*, a. a. O. I. 120). Wenn ıer auch im Lateinischen der Acut auf der ern Sylbe eines Wortes steht, so mufs er im Ronischen doch immer auf die letzte gesetzt werden (E per aysso en ayssi cum l'accens principals apelatz agutz es pausatz en lo comensamen de dictió segon latî, en ayssi segon romans es pausatz en la fi, so es en la derriera sillaba, coma *senhór*, *salvadór*, *tenér* etc.). Der accens lonez entspricht dem lateinischen Circumflex, ausgenommen in zweisylbigen Wörtern; denn in diesen kann der Circumflex nicht statthaben (Et aquest accen lonc nos prendem en loc d'aquel qu'es apelatz circumflex en latî, exceptat cant es la dictiôs de doas sillabas; quar aqui no hac loc circumflecz; — vgl. dagegen *Zumpt's* latein. Grammatik Cap. 4, §. 3). Der accens greus (accentus gravis, eigentlich „nur ein Zeichen der Abwesenheit des Accentes", Tonlosigkeit) hat keine bestimmte Stelle; denn auf jeder Sylbe, die keinen Hauptaccent hat, kann er stehen; einsylbige Wörter jedoch haben immer den Acut (L'accens greus no ha mays un loc ques autre; quar en cascuna sillaba pot estar: exceptat aquela on cay l'accens principals; si donx no son dictiôs d'una sillaba que tost temps han accen agut). — Griechische Wörter die auf a und e, und lateinische, die auf us auslauten, werden im Romanischen mit dem Accent auf der *letzten* Sylbe, lateinische auf ica aber gewöhnlich mit dem Accent auf der *vorletzten* ausgesprochen; wie denn überhaupt der latein. Accent sich dem roman. anbequemen mufs (finalmen l'accens del romans tira a si aquel del latî; — vgl. *Diez*, a. a. O. I, 121—22).

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXIII.

Sebaldi Jan. Ever. Ravii Phil. theor. mag. litt. hum. et Jur. Rom. et hod. Doctoris Variarum lectionum ad Ciceronis Orationes liber alter. Lugd. Batav. apud Luchtmanns. MDCCCXLII. 237 *pagg.* 8.

Das erste Buch dieser Variae lectiones ist im Jahre 1834 erschienen und vom Ref. in diesen Jahrbüchern Juli 1838 angezeigt worden. Die vorliegende zweite Abtheilung war gröfstentheils ausgearbeitet, als der Verf. sich noch einer ungestörten, gelehrten Mufse erfreute, inzwischen wurde er zu einem öffentlichen Amte in Nimwegen berufen. Er entschuldigt sich deshalb in der Vorrede sehr hübsch sowohl bei denen, die eine raschere Fortsetzung verlangt haben könnten, als bei denen, welche dergleichen gelehrte Arbeiten als eine Beeinträchtigung amtlicher Thätigkeit anzusehen gewohnt sind. Uns ist es nur ein erfreuliches Zeichen der Zeit, wenn ein Geschäftsmann solche Studien

Digitized by Google

gemacht hat, dafs er ein Vergnügen daran findet, die ihm zur Erholung vergönnte Zeit auf die Lectüre der Alten zu verwenden, und noch mehr wenn diese Lectüre ihm so reichliche Früchte trägt, dafs er den Philologen davon mitzutheilen sich berufen fühlt.

Im ersten Buche hatte Hr. Dr. Rau die Verbesserung der Reden Cicero's und ihrer Scholiasten mittelst der Lesarten alter Handschriften und Drucke unternommen, im gegenwärtigen zweiten Buche versucht er die Conjecturalkritik in 5 Abschnitten.

Im ersten Abschnitt prüft er eine Anzahl Stellen, in denen er Lücken der Handschriften vermuthet, die aber in den Ausgaben nicht angezeigt oder verdeckt sind. Man wird dem Verf. mit Interesse durch die einzelnen Reden folgen, wenn man ihm auch nur theilweise beipflichten kann. Er beweist dafs die Rede p. Roscio Amerino ihres nothwendigen Schlusses ermangelt, aber seine gleichen Vermuthungen in Betreff des fehlenden Schlusses in lib. I, II und IV in Verrem sind zu weit getrieben. Was sollte am Schlufs von Lib. I in Verrem noch eine Ermahnung zur Strenge an die Richter, da die ganze Vita anteacta des Beklagten, die Cicero in diesem Buche behandelt, nicht zur Cognition der Richter gehört? Hr. R. thut dem Redner offenbar Gewalt an, wenn er lib. I c. 44 §. 114 den Abschnitt *Posteaquam* etc. von dem Vorhergehenden trennt und zu dem folgenden *Cognoscite aliud* zieht. Mit eben diesen Worten wird so entschieden der Uebergang zu etwas Neuem gemacht, dafs nothwendiger Weise ein innerer Zusammenhang des Satzes *Posteaquam* mit der vorhergehenden Beschwerde der Pupilla Annia gesucht werden mufste. Und dieser konnte Hrn. Rau nicht entgehen, wenn er sich erinnert hätte, dafs es nicht Sache des Prätors war die Härte eines speziellen Gesetzes zu schärfen, sondern vielmehr das Prinzip der natürlichen Erbfolge zu begünstigen, wenn es irgendwie möglich war. Die natürliche Erbfolge der Tochter war im prätorischen Edicte anerkannt, falls kein Testament vorgebracht wurde, sagt Cicero. Darin lag die Anweisung für Verres, die Erbfolge der Tochter auch in Folge des Testaments zu schützen, wenn der Testator nach dem strengen Wortverstande nicht zur Kategorie derer gehörte, denen die Einsetzung der Tochter verboten war, wie dies bei dem Annius der Fall war, insofern er zufällig nicht *census* war. — Der zweite Abschnitt enthält Conjecturen, deren Nothwendigkeit in der Kritik im Allgemeinen nicht in Abrede zu stellen ist. Es kommt nur auf den Beweis im Einzelnen an, dafs die handschriftliche Ueberlieferung ungenügend, und dann, dafs die Conjectur sinn- und sprachgemäfs ist. Wir vermissen diesen doppelten Beweis an vielen Stellen. So können wir es nicht für lateinisch halten, wenn Hr. Rau in Verr. I, 24, 63 emendirt: ut mos erat istius, simulatque *suae* libidines flagitiosas faces admovebant, denn *suae* ist nicht blofs unnütz, sondern falsch, wenn nicht in demselben Satz noch ein hinweisendes Pronomen steht, z. B. simulatque *suae* libidines *ei* faces admovebant. Aufserdem sind flagitiosae faces unerhört und sinnwidrig. II in Verr. 35 soll es heifsen Stesichorus, qui fuit Himerā, aber so hat Cicero nie gesprochen, sondern dafür qui fuit Himeraeus. Ebendas. IV, 12 conjectirt Hr. R. dicto audiendum fuisse praetori. Aber Cicero sagt zwar dicto audiens esse, aber nicht dicto audire alicui. p. Mur. 31 ist in dissolvenda severitate ganz richtig, gleich si ea re dissolvatur, d. h. pessundetur severitas. Was Hr. Rau dafür will, dissolvendis severitate, d. h. in iis quae severitate dissolvendi sunt, was mit Strenge zu Ende gebracht werden mufs, ist unlateinisch. Denn das heifst nicht dissolvere, und severitas bestraft zwar, aber löst nicht auf. Manche Conjecturen scheinen aber auch richtig zu sein, wie p. Clu. 23, 62 *indiciis*, p. Mil. 29 *decurrere*

Das dritte Capitel beschäftigt sich mit Nachweisung von erklärenden Glossen und Zusätzen, die vom Rande in den Text gekommen sein sollen, eine unläugbare Art der Textescorruption, wobei man sich nur hüten mufs nicht zu leicht eine ausführlichere Art der Darstellung für ungehörig und verfälscht zu halten. Nahmentlich beschränkt sich Cicero in den Reden gegen Verres, weil er sie schrieb, nicht in gemessenen Strömen hielt, nicht immer auf das Nothdürftigste im Ausdruck. Es läfst sich bei dem Meisten, was aus diesen Reden vorgebracht wird, entgegenstellen. Auch p. Flacco 20, 46 sieht der Zusatz ubi nihil possent discere nisi ignorantiam litterarum nach dem Witze eines Scholiasten ähnlich, sondern konnte eben so wohl aus Cicero in die Umschreibung des Scholiasten hinübergenommen sein. Der vierte Abschnitt behandelt eine Anzahl Stellen, in denen der richtige Sinn durch eine andere oder genauere Interpunction herzustellen ist. Der fünfte, Vindiciae überschrieben, rechtfertigt durch eine neue Erklärung Stellen gegen die Emendationsversuche neuerer Herausgeber. Manches ist unzweifelhaft richtig, wie Agrar. I, 1, 3 Ernesti's Zweifel widerlegt wird. In einigen ist die neue Erklärung härter als eine Correctur, z. B. wenn Hr. R. in Verr. IV, 57, 127 das Relativum quae was bisher auf das vorhergehende epigramma bezogen wurde und die Correctur *una* für *non* verlangte, für καθ' ὁ (in welcher Beziehung) gesagt wissen will.

Wenn Ref. im Allgemeinen erklären mufs, dafs Hr. Dr. Rau zu oft den Argwohn übertreibt und in eignen Conjecturen nicht vorsichtig genug ist, so erkennt er doch die Verdienstlichkeit seines wissenschaftlichen Bestrebens, wie auch die überall beobachtete Mäfsigung des Ausdrucks gern an. Seine Vermuthungen werden von den künftigen Bearbeitern der einzelnen Reden geprüft werden. Vollständige Indices erleichtern den Gebrauch des Buches.

C. Z.

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

mumens de la littérature romane, publiés sous les auspices de l'académie des Jeux Floraux, avec l'appui du conseil municipal de la ville de Toulouse, et du conseil général du département de la Haute-Garonne, par M. Gatien-Arnoult.

(Fortsetzung.)

Die *zweite Hauptabtheilung*, die eigentliche *Poe-* (p. 100 bis zu Ende), handelt zuerst vom *Verse* rhaupt. Der Vers wird zum Unterschiede von der htungsgattung, die den Namen vers hat, im Pro- zal. gewöhnlich bordôs, bordonetz, versetz, bastôs r bastonetz *) genannt. Der Vers wird definirt als Theil eines gereimten Gedichtes, welcher höch- is zwölf und mindestens vier Sylben hat, wenn er it geimpft (d. h. ein Glied eines Verses mit Mittel- r Inreimen) oder gebrochen (eingeschobener oder ehängter Halbvers) ist (Bordôs es una partz de i que al mas contî XII sillabas et a tot lo mens tre, si donx no son enpeutat o biocat; quar adonx on esser no solamen de quatre, mays de tres o de ns tro ad una sillaba). Als Norm der Sylbenzahl aber der Vers, der auf einen *Acut* endet (mit npfem oder männlichem Reim); denn jene Verse, auf einen accen lonc oder greu ausgehen (mit klin- den oder weiblichen Reimen) zählen um *Eine* Sylbe ir**). Die 4—7 sylbigen Verse heifsen menors, die 8—12 sylbigen majors. Von diesen verschiedenen Di- mensionen der Verse werden nun Beispiele gegeben; zu den neunsylbigen wird bemerkt, dafs keiner der al- ten Troubadours sich ihrer bedient habe (que degus dels anticz haian pauzat aytal bordô; — vgl. jedoch *Diez*, Poesie d. Troub. S. 88) und dafs sie noch un- gewöhnlich seien; denn sie hätten einen unangenehmen Rhythmus (laja cazensa), der nicht besser werde, wenn man sie auch in zwei Verse, in einen vier- und einen fünfsylbigen, auflöse; diese Art gebrochener neunsylbiger Verse werde jedoch manchmal, wiewohl selten, in erzählenden Gedichten (novas rimadas) an- gewendet.

In Rücksicht der Dimension werden die Verse eingetheilt in *ganze*, *geimpfte* und *gebrochene*. *Ganze* (bordô principals oder veray principals), deren Gleich- maafs (compas) weder durch Mittel- oder Inreime noch durch Halbverse gestört wird. *Geimpfte* (bordô enpeutat), deren Hemistiche entweder zusammenrei- men (versus leonini), oder mit dem Hemistich des folgenden, oder mit dem Schlusse des vorhergehenden Verses durch Reime gebunden sind (versus interla- queati); solche Hemistiche können in Rücksicht des Mittel- oder Inreimes für kleinere Verse (bordonetz) angesehen werden; insofern sie aber nur Complemente eines anderen Hemistiches sind, gelten sie nur für Theile eines ganzen Verses (essems am lo romanen es us bordôs principals); — es ist kein Fehler, sol- che enpeutatz in Novas rimadas anzuwenden, wohl aber ist es einer, wenn sie unabsichtlich in Coblas vorkommen, wo man sie dann rimas fayshugas (schwer- fällige oder lästige Reime) nennt, die man jedoch eher entschuldiget, wenn sie nicht in den Cäsuren stehen. — *Gebrochene* endlich (bordô biocat) heifsen die den

Vgl. über die Etymologie und Bedeutung von bordô, bordo- net, *F. Wolf*, über die Lais, S. 190—191. — Bastôs, ba- stonetz erinnert an die *Stäbe* der nordischen Dichtkunst. — Das bei den alten Troubadour's für Vers gebräuchliche motz, Wort, kommt hier in dieser Bedeutung nicht mehr vor (vgl. *Diez*, Poesie d. Troubad. S. 85).

Dasselbe galt in der altfranzösischen Poesie (vgl. *F. Wolf*, über die Lais, S. 172—173); und auch in der spanischen haben die versos agudos nur Eine Sylbe weniger als die llanos, nur dafs hier die letzteren als Norm für die Sylben- zahl gelten.

Digitized by Google

ganzen Versen angehängten oder eingeschobenen Halbverse (versus intercalares), ohne dafs sie einen Theil der ganzen bilden, wodurch sie sich eben von den enpentatz unterscheiden; sie können mit ganzen Versen durch den Reim gebunden werden oder auch reimlos bleiben, dürfen jedoch die Hälfte der ganzen Verse (mit denen sie verbunden sind) nicht übersteigen.

Es giebt *drei* Arten von *Pausen* (pauzas) d. i. Ruhepuncten (alenadas) oder Cäsuren (hier ist aber nur die Rede von den rhythmischen Pausen im Unterschiede von den Sinnpausen, die sich an keinen bestimmten Platz des Verses binden, und nur mit der Strophe soll auch der Sinn schliefsen); nämlich die pauza suspensiva in der Mitte des Verses (Mittelruhe, eigentliche Cäsur; — qu'om fay en lo mieg d'un bordô, per far alquna alenada); — die pauza planá am Schlusse des Verses (qu'om fay en la fi d'un bordô, per far plus pleniera alenada); und die pauza finals am Schlusse der Strophe (qu'om fay a la fi de cobla). In einigen Versarten kann man pauzas suspensivas anbringen oder nicht (wie in den vier-, sechs- und achtsylbigen); in anderen mufs man sie anbringen, so in den neunsylbigen auf der vierten oder fünften Sylbe, in den zehnsylbigen auf der vierten, in den eilfsylbigen auf der fünften oder sechsten, und in den zwölfsylbigen auf der sechsten Sylbe; die fünf- und siebensylbigen Verse aber haben keine Cäsuren. Auch können diese Cäsuren durch Reime gebunden werden, und dann heifsen Verse der Art, wie wir oben gesehen, enpentat. Ueberdies können alle ganzen Verse mit mehreren Inreimen (rims multiplicatius) an allen solchen Reimstellen Cäsuren haben. — Die pauza plana *kann* zugleich eine Sinnpause, die pauza finals aber *mufs* es sein.

Mit den Pausen mufs der *Accent* zusammenfallen (en las pauzas dels bordôs hom deu gardar accen); daher müssen die Verse nicht nur auf den Schlufssylben einen Accent haben, und zwar die zusammenreimenden gleiche Accente, sondern auch auf den Cäsuren soll ein Accent (der Acut) haften.

Hier wird ein Excurs eingeschaltet: „De las manieras principals de novas rimadas", d. i. von *nicht eigentlich strophischen*, meist aus *Reimpaaren* bestehenden Gedichten, die in *drei* Hauptarten unterschieden werden, nämlich: annexas, in welchen die Absätze (Sinnstrophen) nicht mit einem Reimpaare schliefsen (d. h. wenn von einem Reimpaare der eine Vers einen Absatz schliefst, und der andere den nächsten Absatz beginnt), sie mögen nun am Ende mit einem Reimpaare schliefsen oder nicht, und der letzte Vers kann gebrochen (biocatz) sein oder nicht; — parionas, wenn die Absätze mit Reimpaaren schliefsen; und dann muss auch das ganze Gedicht mit einem Reimpaare schliefsen, doch kann der letzte Vers auch ein biocs sein; — und endlich in comunas, die theils annexas, theils parionas sind (dieser gemischten Art bediente sich Nath de Mons häufig); das Ganze mufs dann mit einem Reimpaare schliefsen; doch kann auch hier der letzte Vers biocatz sein*).

Nun folgt der lange und wichtige Abschnitt von *Reime*. Der Reim (rims oder rima) wird hier aber in einer sehr weiten Bedeutung genommen, nämlich nicht nur als Bindung durch An- oder Gleichklang, sondern als kunstmäfsige (symmetrische) Verbindung von Versen überhaupt (Rims es certz nombres de sillabas ajustat a luy autre bordô per pario d'aquela matera, acordansa e paritat de sillabas, o de diversas, ausi cazensa a cert compas fayt de certa sciensa). Es wird auch zuerst von den rims estramps (getrennten, vereinzelten Reimen), d. i. von der Verbindung reimloser (oder wenigstens nur unvollkommen reimender) *Verse* gesprochen, die, wenn die Endsylben (in den Versschlüssen) der Art sind, dafs sich leicht ein reimender kunstgerechter Reim (leyal accordansa) dann finden liefse, *gewöhnliche* (rim estramp comû), im Gegentheile aber *seltner* (rim estramp car) heifsen. Dann erst wird zu den rims accordans, den Reimen in der gewöhnlichen (wiewohl auch noch weiteren) Bedeutung übergegangen, und diese werden in Hinsicht des mehr oder minder vollkommenen Zusammenklangs eingetheilt in rims accordans per sonansa, per consonansa und per leonismetat. Die sonansa, d. i. *Assonanz*, ist entweder borda (unecht) oder leyals; und die borda heifst borda simpla, wenn die assonirenden Wörter den Accent auf der letzten Sylbe (ab accen agut, stumpfe Assonanz), und borda dobla, wenn sie

*) Man braucht unter novas rimadas nicht ausschliefsend erzählende Gedichte zu verstehen, denn es können hierunter auch beschreibende, didactische, kurz nicht eigentlich lyrische, in Kunststrophen abgefafste verstanden werden; dagegen konnten erzählende Gedichte auch in Strophen abgefafst werden, wiewohl dies sehr ungewöhnlich war.

Digitized by Google

f der vorletzten (ab accen lonc oder greu, klingende sonans) haben. Diese sonansa borda (gerade die ;entliche Assonanz, wie sie bei den Spaniern üblich) war nur in estramps zulässig, sonst unkunstfsig und blofs in den volksmäfsigen Mandelas geiuchlich. Die sonansa leyals findet, wie die borda ıpla, auch nur bei Wörtern mit dem Acut statt, erscheidet sich jedoch von letzterer, in welcher ler die vor noch die nach den assonirenden Vocastehenden Consonanten berücksichtiget werden (wie ors : vos), darin, dafs in ihr, wenn die Wörter ht blofs anf die assonirenden Vocale auslauten e dô : bô), die auslautenden Consonanten entweder selben (rems : sems) oder gleichlautende (Job : trop, bord : cort) sein müssen (auch werden Consonan-ı, durch die der Laut nicht verändert wird, nicht rücksichtiget, wie essems : temps); die anlautenden nsonanten sollen hingegen entweder verschieden radan : remiran) sein, oder, wenn dieselben, doch schiedene Aussprache (baratz : ratz) oder nur fast che Aussprache (glas : las) haben, oder das eine ırt (oder Sylbe) soll mit einem Consonanten, das ere aber mit dem assonirenden Vocal anlauten ls : als). — Die consonansa, d. i. *eigentlicher stum-* oder *männlicher Reim*, ist ebenfalls entweder la, wenn die Reimsylben den accen greu haben, auf einen Vocal auslauten (wie fetge : metge; — ı nur als estramp zulässig); oder leyals, in welıı Falle die reimenden Wörter den Acut, nach dem ıale dieselben, und vor ihm dieselben oder doch chlautende, in einer Sylbe mit ihm verbundene nsonanten haben müssen (wie don : redon, quans : s); durch diese letztere Bestimmung (in Hinsicht anlautenden Consonanten) unterscheidet sich die sonansa leyals von der sonansa leyal, während den auslautenden Consonanten bei beiden diesel-Regeln gelten (sind die anlautenden Consonanten t in einer Sylbe mit dem reimenden Vocal verbun-, so ist es nur eine consonansa contrafacha, wie es : cortes). — Die leonismetatz endlich, d. i. *sylbiger reiner weiblicher, eigentlich klingender reicher Reim**), ist entweder simpla und zwar mit accen greu (wie obra : sobra, natura : noyridura) oder mit accen agut (Gastôs : bastôs); — also zweisylbige weibliche oder eigentlich klingende Reime, in denen nur der anlautende Consonant der ersten Reimsylbe verschieden ist, oder diese in dem einen Worte mit dem Vocal anlautet (die übrigen Buchstaben müssen hier ebenso zusammenstimmen, wie in der sonansa leyal); — oder perfiecha, wenn auch die anlautenden Consonanten der ersten Reimsylbe dieselben sind (wie vida : covida, oder mit Acut, sanetat : vanetat); — sind aber die beiden Reimsylben getrennt, so ist es nur eine leonismetatz contrafacha (z. B. simpla : bey als : leyals, und perfiecha : mant asta : ave tasta*). — In der leonismetat berücksichtiget man zwar nur zwei Reimsylben; es können jedoch auch mehr als zwei zusammenreimen, was man dann einen rim mays perfieg leonisme nennen könnte (wie noyridura : poyridura). — Man kann alle diese Reimarten in demselben Gedichte vermischt anbringen, nur mufs es mit Absicht geschehen.

Wenn man ferner die *strophische Anordnung* der Reime (Reimstellung) berücksichtigt, in welcher Beziehung sie ordinals heifsen**), so sind sie dissolut oder singulars, je nachdem sie erst in der *folgenden* Strophe gebunden werden oder in *derselben* (vgl. *Diez*, a. a. O. S. 97); man nennt aber die Reime und Strophen auch dann noch rimas und coblas singulars, wenn sie auch capcaudadas oder capcoadas sind, d. h. wenn der letzte Vers der einen Strophe mit dem ersten der nächsten gebunden wird (auf welche Weise 2, 3, 4 oder alle Strophen verbunden sein können); aber dann dürfen höchstens noch ein, zwei oder drei Reime der einen Strophe in der andern wiederholt werden. Würden vier oder mehrere wiederholt, dann wären sie keine eigentlichen singulars, sondern tornadas; haben je zwei, drei, vier u. s. w. Strophen *dieselben* Reime, so heifsen sie coblas doblas, ternas, quazernas u. s. w.; ist dies in *allen* Strophen eines Gedichtes der Fall, so

Vollkommen übereinstimmend mit dem, was ich in meinem Buche: Ueber die Lais, Anm. 11 und S. 179—181, von der Leonimetez in der altfranzösischen Dichtkunst gesagt habe.

*) In der alten Troubadourpoesie machte dieses Getrenntsein der Reimsylben keinen Unterschied (vgl. *Diez*, a. a. O. S. 96)

**) Eigentlich gehört diese Lehre in den Abschnitt von den *Strophen*, wo sie auch wieder abgehandelt wird; um jedoch Wiederholungen zu vermeiden, wollen wir schon hier alles darauf bezügliche zusammenfassen. — In dem Abschnitt von den Strophen finden sich von all diesen Reimarten zahlreiche und längere Beispiele.

Digitized by Google

dafs sie ein Reimsystem bilden, so heifsen sie coblas unisonans (vgl. *ebenda* S. 97—99); in solchen Strophen mit durchgreifenden Reimen mufs man besonders darauf achten, dafs das Geschlecht der Reime (compas d'accen lonc et agut) an derselben Stelle genau wiederkehre, weil man sonst die Harmonie (perfieg sô) zerstören würde. — Werden in derselben Strophe wenigstens je zwei, höchstens je drei ganze Verse *unmittelbar am Ende* gebunden, so heifsen sie rimas oder coblas caudadas (wie in der mittellateinischen Poesie die versus caudati; vgl. über die Lais, Anm. 38; — sind vier Verse auf diese Weise gebunden, so nimmt man an, dafs sie paarweise reimen, de dos en dos van; continuadas aber, wenn *alle* Verse einer Strophe so gebunden sind (einreimige Tiraden, vgl. *Diez*, a. a. O. S. 96 und 98; — doch war diese Reimweise damals schon nicht mehr gebräuchlich: e d'aquesta no uza hom huey gayre). — Reime und Strophen mit *überschlagender* Bindung sind entweder rimas und coblas encadenadas, mit *verschränkter* Reimstellung (abab), oder crozadas, mit *eingeschlossener* Reimstellung (abba, also nicht zu verwechseln mit den rimes croisées der französischen Dichtkunst, die vielmehr den encadenadas entsprechen); werden diese beiden Reimstellungen in derselben Strophe verbunden, so entstehen daraus coblas crotz-encadenadas (abba cdcd oder abab cddc); und besteht eine Strophe theils aus überschlagenden, theils aus unmittelbar am Ende gebundenen Reimen, so heifst sie crotz-caudada (z. B. abba cedd, oder aa bb cddc, oder aa bccb dd) oder cadena-caudada (wie ab ab cc dd, oder aa bb cdcd oder aa bcbc dd). — Haben die Strophen aufser den Endreimen noch *Mittel-* oder *Inreime*, sei es in demselben Verse, oder auch an den correspondirenden Stellen zweier aufeinanderfolgenden von 2 zu 2 oder 3 zu 3 Sylben, so heifsen sie rimas oder coblas multiplicativas oder tombarelas, oder auch überhaupt enpeutadas (vgl. oben, und *Diez*, a. a. O. S. 97), und serpentinas, wenn gar *alle* Sylben zweier Verse aufeinander reimen (mit Recht wird von diesen müfsigen Spielereien gesagt: pero vâs es qui met son estudi en far aytals rims, quar mays han de difficultat que d'utilitat). Ebenso bedeutungslos ist jene Art von Alliteration, wenn alle Worte eines Verses mit demselben Buchstaben anfangen, oder wenn dieselben oder ähnlich tende Sylben in mehreren Worten eines Verses derholt werden. Kommen Verse der ersteren Art einer Strophe vor, so heifst sie cobla replicativa entretincha (vgl. *Diez*, S. 101—102); enthält sie Ve der anderen Art, so wird sie dann cobla refrancha nannt. — Rimas und coblas biocadas sind jene, die *brochene*, Halb- oder kürzere Verse mit den gan verbunden enthalten (s. oben). — Werden in e Strophe verschiedene Vers- und Reimarten verm angebracht, so nennt man sie cobla desguizada; d mufs dann in allen übrigen Strophen dieselbe Misch beobachtet werden. — Kommen in einer Strophe *lose* Verse (Waisen) vor, oder besteht das Gedicht aus *einer* Strophe (höchstens mit einer tornada), nennt man solche vereinzelte Reime oder Strophen parsas, solitarias oder brutas (doch waren in der Troubadourspoesie die Waisen in der Regel nicht laubt; vgl. *Diez*, S. 96. — *Raynouard* giebt im nal des Savans, Juin. 1831, p. 344, coblas esp triadas durch fragmens choisis; — in den span Cancioneros kommen solche Esparsas häufig vor Ferner sind die rimas und coblas retrogradadas zu wähnen, und zwar hiefsen sie retogr. per accordan wenn die Reime der einen Strophe in der andern *umgekehrter* Ordnung wiederholt wurden (nach *Di* S. 117—118, fand dies Reimspiel in jener Art der „Rond canson redonda, der alten Troubadourspoesie statt, d man encadenada nannte); — retrogr. per bordès, wen die *Verse* einer Strophe auch in umgekehrter Ordnu gelesen werden konnten ohne Veränderung des Sinn und der Reime; — und dehnte man diese Spielerei weit aus, dafs auch in den einzelnen Versen die W *ter*, ja selbst die *Sylben* und *Buchstaben* rückw gelesen werden konnten, so hiefsen sie retogr. dictiôs, per sillabas o letras (doch werden diese ren Tändeleien, offenbar der lateinischen Klosterpo nachgeahmt, für unnützen Zeitverderb und allzu sch rige Künstelei erklärt; quar pus greus es retogra tiôs en romans qu'en latî). — Endlich gehören zu den ordinals die rimas und coblas reforsadas, nämlich durch Mittel- und Inreime (enpeutadas) so gliedert sind, dafs man sie in kürzere Verse auflö oder umgekehrt wieder in längere verwandeln kann

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher
für
ıissenschaftliche Kritik.

September 1842.

ıumens de la littérature romane, publiés sous ɜs auspices de l'académie des Jeux Floraux, vec l'appui du conseil municipal de la ville le Toulouse, et du conseil général du dé-ıartement de la Haute-Garonne, par M. Gatien-Arnoult.

(Fortsetzung.)

Bisher haben wir die Reime als *solche*, d. h. in ıg auf *Bindung* und *Klang* (estrampas, accordans); ı in Rücksicht auf *strophische* Anordnung oder *ıstellung* (ordinals) betrachtet; man kann aber in Reimwörtern noch die *Wörter* als *solche* (dictiôs) ıders berücksichtigen und auch hiemit ein künst-ɜs Spiel treiben, in welcher Beziehung Reime und ıphen dictionals heifsen; und zwar sind sie entwe-: dict. per diversas dictiôs oder derivativas (derlei ıphen werden auch entretrachas oder maridadas ınnt), wenn Wurzelwörter mit ihren derivatis und positis in den Reimen wechseln, die sich dann nur ɔh Einen Buchstab oder Eine Sylbe mehr oder min-, oder auch durch den Zuwachs mehrerer Sylben ɜrscheiden (rimas o coblas derivativas per creysshe-ı e per mermamen d'una letra o d'una sillaba, oder vat. per creysshemen de motas sillabas; z. B. hu-: humilitat = util : utilitat; — oder: atur : atura = ı : dur; oder auch durch Flexion: pregans : prega = ɜrans : alegra; — auch mit Präpositionen: trobay-: atroba; vedans : deveda; etc. Dieses Spiel mit Reimwörtern war auch schon in der alten Trou-ourspoesie üblich; vgl. *Diez*, a. a. O. S. 101); — r dict. per una dictiô, und zwar *a*) equivocas, wenn ıelben Wörter mit gleichem Accent und Ton, aber *verschiedener Bedeutung* zusammenreimen (wären nicht dieselben Wörter, wohl aber dieselben Buch-ben in getrennten Wörtern, so wären sie nur equivo-contrafachas; wie: rê mena : remena; oder qu'oms d. i. que homs : coms; oder l'una : luna; oder troba : atroba; — wäre dasselbe Wort in derselben Bedeutung nur in anderer Flexion, wie de mal : mal, so würden sie mot tornat en rim, wiederhohlte Reime sein; desgleichen, wenn das Wort nur in metaphorischer Bedeutung wiederhohlt würde; hingegen wird durch die Apokope, durch das aspirirte h und durch zwar nicht identische aber gleichlautende Buchstaben die equivocatio nicht aufgehoben); — *b*) accentuals, wenn zwar dieselben Wörter, aber mit *verschiedenem Accent* und dadurch bestimmter Verschiedenheit der Bedeutung zusammengereimt werden, wie botó : bóto; — *c*) utrissonans, wenn in denselben Wörtern die reimenden Vocale einen *verschiedenen Ton* haben (der eine Vocal plenissonans und der andere semissonans ist, wie: après : aprés) und daraus eben ihre verschiedene Bedeutung erkennbar wird. — Noch werden zu den dictionals gerechnet die ganz geistlosen Wort- und Reimspiele mit *gebrochenen Reimen* und *getrennten Sylben*, die man rimas und coblas trencadas und sillabicadas nannte (vgl. *Diez*, S. 100).

Der nächste Abschnitt enthält die in der Kunstpoesie nicht minder wichtige Lehre von den *Strophen:* De coblas, e primieramen qu'es cobla e quans bordôs deu haver al may e quans al mens. Eine cobla, d. i. Verknüpfung (ajustamens) von Versen in eine Periode (clauza), die einen vollkommen abgeschlossenen Sinn (sen complit e perfieg) enthält, mufs wenigstens aus 5, und darf höchstens aus 16 ganzen Versen (bordôs verays principals) bestehen, und zwar aus wenigstens 8 und höchstens 16 Versen, wenn diese sieben oder weniger Sylben haben, und aus wenigstens 5 und höchstens 12 Versen, wenn diese acht- oder mehr als achtsylbig sind; doch können diesen ganzen Versen gebrochene oder Halbverse (bioc) untermischt werden, in welchem Falle nur die Zahl der ganzen Verse zu berücksichtigen ist; diese Halbverse können bis vier

Digitized by Google

Sylben haben, wenn die ganzen mehr als viersylbig sind; sind diese aber nur viersylbig, so müssen die Halbverse unter vier Sylben haben; die Zahl der untermischten Halbverse soll nicht die Hälfte der ganzen überschreiten (d. i. nach zwei oder drei ganzen ein Halbvers; — in der alten Troubadourspoesie war die Zahl der Verse in den Strophen, wie die Länge derselben willkührlich; s. *Diez*, S. 90). — Besteht die cobla aus Versen von verschiedener Länge (es gibt drei Arten von compas, menors von 7 und weniger Sylben, mejanciers 8 oder 9 sylb., und majors 10—12 sylb.), so wird die Zahl der Verse, woraus die cobla bestehen soll, entweder nach der Mehrheit, oder bei gleicher Anzahl (paritat) von Versen jeder Art nach dem mittleren Maafs bestimmt. — Eine Ausnahme von der eben aufgestellten allgemeinen Regel über die Zahl der Verse in den Strophen machen die des *Tanzliedes*, Dansa; dieses soll im Refrain (respôs oder respost) und in dem ihm gleichen Geleite (tornada) drei, höchsens fünf Verse habea (die etwa untermischten Halbverse werden auch hier nicht mitgezählt), die übrigen Strophen desselben sollen wenigstens aus fünf, höchstens aus *neun* Versen bestehen *), und die Verse dürfen nicht länger als achtsylbig sein. Am besten schliefst man die Strophen mit Einem, höchstens zweien biocz. — Kürzere Maafse (plus breus pagelas) findet man zwar in Rondels (oder Redondels) und Mandelas; aber „um diese (volksmäfsigen Lieder) bekümmern wir uns hier nicht, denn sie haben fast nie *kunstgerechtes Maafs* noch *namhafte Verfasser*" (E quar cet compas ni cert actor en aquels ni en aquelas apenas trobar no podem, per so de redondels ni de mandelas curam).

Gewöhnlich benennt man die Coblas nach der Ré weise; doch kann dieselbe Cobla unter verschiede Gesichtspuncten auch verschieden benannt werden Da der letzte oder die beiden letzten Verse einer C eine von der der übrigen verschiedene Structur h dürfen (per far bona concluziô), so verliert sie durch nicht ihren Namen, noch ist sie deshalb fe haft. Ueberdies kann in jedem Gedichte die l Strophe, oder die Hälfte oder fast die Hälfte d ben ein von dem in allen übrigen beobachtete schiedenes Maafs bekommen, und in minder gehaltenen Gedichten (en dictatz no principals) nen sogar die erste und letzte Strophe, oder doch von beiden das Maafs verändern.

Die Coblas werden je nach den vorzugswei Betracht gezogenen Merkmalen in folgende *Hau sen* eingetheilt (De la distinctiô de coblas en gen I estrampas; II accordans; III ordinals; IV d nals; V parsonieras; VI sentencials. Da wir d sten vier Klassen mit ihren Unterabtheilungen in dem Abschnitt von den Reimen, nach dene oben bestimmt und benannt wurden, mitvorgeno haben, so bleiben uns nur die letzten beiden no besprechen. Und zwar wollen wir zuerst der s cials erwähnen, worüber es genügt zu bemerken, wie schon der Name sagt, hier vorzugsweise au *form*, rhetorische Figuren und *Inhalt* (sentencia) sicht genommen wird, und dafs sich natürlich wohl eine Menge von Beispielen anführen (wie es auch in der That nur geschieht), aber keine erschöp Eintheilung und Aufzählung machen läfst, so wi hierin die provenzalische Dichtkunst aufser den nennungen wenig Eigenthümliches darbietet (so es z. B. in Hinsicht auf Satzform, wie überall, dubitativas, contrariozas, gradativas, u. s. w. sichtlich des Inhalts: divinativas, Räthsel, proverb exemplificativas gleich den mhd. bîspeln, u. s. w.; auch nicht eigenthümlich aber doch erwähnens sind die in verschiedenen Sprachen abgefafsten S phen, wie die partida, wovon ein Beispiel das berü Descortz des Rambaut von Vaqueiras, vgl. *Rayn* Choix, II. 226 und *Diez*, 116 *); — die meyt

*) Diese Bestimmungen der Vers- und Sylbenzahl der Strophen werden ihrer Wichtigkeit wegen zuerst in Memorial-Versen (per maniera de rims per leu reportar), und dann in erläuternder Prosa gegeben, und an beiden Orten heifst es ganz deutlich von der Verszahl der Tanzlieder-Strophen:

En dansa per los autres locz
Tro. V. bordôs cobla se merma
Et al may sobre nou se ferma.

und: cascuna de las autras coblas deu haver. V. bordôs *al nou al may;* und doch findet sich an beiden Stellen die offenbar fehlerhafte Uebersetzung:

Le couplet se borne à cinq vers
Et ne s'élève jamais-au-delà

und: Chacun des autres couplets doit avoir cinq vers au moins, *et ne peut en avoir davantage.*

*) Von diesem Descort wird die letzte Strophe als Beisp

Digitized by Google

i. eine halb lateinische halb romanische Strophe, d die constructiva, wenn in einer Strophe lateinische örter mit nebenstehender romanischer Uebersetzung r Paraphrase vorkommen, wie z. B. in den deut- en und niederländischen Glossenliedern; vgl. *Hoff-* n, Gesch. des deutschen Kirchenliedes, S. 151 ff.; — *me*, Uebersicht der niederländ. Volkslit. älterer Zeit, 166 ff.; — auch das Acrostich kommt hier unter n Namen: cobla rescosta o cluza vor, während die Troubadourspoesie diese Spielerei noch nicht an- rendet zu haben scheint; vgl. *Diez*, S. 100). — las parsonieras (von part oder parsô) endlich nannte jene, in denen durch eine bestimmte *Wort*- und *ordnung* zugleich der *Sinn* mehr hervorgehoben, hsam vernehmbarer gemacht wurde, und die da- durch diese doppelte Rücksicht auf Wort- und ordnung einerseits, andrerseits auf den Sinn der schaften der ordinals und der sentencials *theil-* g (parsonieras) wurden und insofern auch zu die- beiden Hauptklassen gerechnet werden konnten dichas parsonieras, quar en partida se fan en iera d'orde et en partida per maniera de sentensa, s per major expressiô de sentensa). Von dieser hgattung werden nun folgende Unterarten aufge- t: capfinidas, wenn entweder das Reimwort des Verses zu Anfang des folgenden wiederhohlt und r mit besonderem Nachdruck hervorgehoben wird chmal beschränkte sich diese Wiederhohlung nur die Reimsylben in sonst verschiedenen Wörtern, accordansas de diversas dictiôs); oder wenn der oder die beiden letzten (was jedoch weniger war) Verse jeder Strophe zu Anfang der näch- wiederholt werden (weil auf diese Weise *Ende Anfang* der Verse oder Strophen verbunden wur- den, hiefs man sie capfinidas; übrigens kommen beide Arten derselben schon in der alten Troubadourspoesie vor; vgl. *Diez*, S. 99, 102 und 117 über die canson redonda); — capdenals, wenn Ein oder mehrere Wörter oder ein Satz entweder zu Anfang jedes Verses einer Strophe, oder zu Anfang jeder Strophe, oder zu Anfang von je zwei, drei, u. s. w. Strophen (im letzten Falle jedoch nach bestimmter Ordnung), oder auch wenn ganze Verse zu Anfang der Strophen wiederhohlt werden (und eben weil diese Wiederhohlung zu *Anfang* der Verse oder Strophen geschah, hiefs diese Art capdenals); — recordativas, so genannt, weil das erste Wort eines Verses oder einer Strophe am Ende desselben Verses oder derselben Strophe *wiederhohlt* wird (recordativa cobla es dicha, quar soen recorda e retorna una meteyssha dictiô en un meteysh bordô etc.); dies kann in mehreren, ja in allen Versen einer Strophe geschehen; findet die Wiederhohlung aber erst am Ende der Strophe statt, so kann nicht blofs das erste Wort, sondern der erste Satz (oratiôs), ja der ganze erste Vers wiederhohlt werden; — retronchadas, d. i. Strophen mit *Refrain*, sei es, dafs dasselbe Wort zu Ende jeder Strophe oder zu Ende je zweier, dreier, mehrerer oder aller Verse einer Strophe wiederhohlt wird (retronchadas per dictiôs); sei es, dafs je zwei, drei u. s. w. oder alle Strophen mit demselben Verse schliefsen (retronch. per bordôs); — duplicativas, mit *Doppel-Refrain*, d. h. wenn die Verse oder Strophen nicht nur mit demselben Worte oder Satze oder Verse schliefsen, sondern auch eben so anfangen; — deffrenadas, mit an *keinen bestimmten Ort gebundenen* (zügellosen) *Refrains*, indem nämlich Ein oder mehrere Wörter in demselben oder in verschiedenen Versen ohne bestimmte Ordnung wiederhohlt werden; — endlich affectuosas, so genannt, weil der Vortragende in solchem *Affecte* gedacht wird, dafs er dasselbe Wort *unmittelbar* wiederhohlt (cobla affectuosa es dicha per so, quar de tan gran affectiô es cel qui parla e ditz aytal sentensa, que ses meja d'autra dictiô replica e recita una meteyssha dictiô; — eine Figur, die in den spanischen Romanzen häufig vorkommt, wie: Rio verde, rio verde; Rosa fresca, rosa fresca, etc.).

Der *letzte* Abschnitt der Poetik und daher auch des vorliegenden Bandes handelt von den *verschiede-*

---

etheilt, die, da sie abweichende Lesarten enthält, auch wir iehersetzen wollen, und zwar diplomatisch getreu:

Bels cavayers tant es grans.
Le vostre grans senhoratge.
Qum jorno men es mocho.
Oy me lasso que faro.
Si cela que lay pus chiera.
Me tua no say por quo.
Ma dauna he que deyt abos.
Ni pen cap sauta quitera.
Lo corasso mavestz touto.
E mout dossament furtado.

Digitized by Google

nen Dichtungsgattungen *), und zwar zuerst von der schon in der alten Troubadourspoesie unter dem ganz allgemeinen Namen: Vêrs bekannten und so wenig bestimmten, dafs es schwierig ist, sie von anderen Gattungen, besonders der Cansô genau zu unterscheiden und zu definiren (vgl. *Diez*, S. 104 ff.). Die hier davon gegebene Definition enthält zwar einige unterscheidende Merkmale, aber eben so falsche als lächerliche Etymologien (die offenbar richtige s. bei *Diez*, 108), welche beweisen, wie das wahre *volksmäfsige* Princip dieser Dichtungsgattung den provenzalischen Meistersängern noch dunkler geworden war, als ihren Vorgängern **). „Vêrs, heifst es nämlich, ist ein Gedicht in romanischer Sprache (dictatz en romans), das *fünf bis zehn* Strophen enthält mit Einem oder zweien Geleiten (tornadas), und es soll einen *ernsten Sinn* haben (deu tractar de sen), weshalb es eben vêrs, d. i. ein *wahrhaftes* genannt wird (e per so es digz vêrs, que vol dir verays, quar veraya cauza es parlar de sen); da vêrs aber auch von dem lateinischen *verto*, *vertis* abgeleitet werden kann, welches so viel heifst als *werden* (girar o virar), so kann es auch von Liebe, Lob und Tadel handeln, *um dadurch zu witzigen* (e segon aysso vêrs pot tractar no solamen de sen, ans o fay ysshamen d'amors, de lauzors o de reprehensis, per donar castier); denn nun nimmt es eine *andere Wendung* (quar arcs se vira). Und auf diese Weise angewendet finden wir es bei vielen Troubadours (E d'aquesta maniera trobam mans trobadors que-s han uzat). Der Vêrs soll eine langsame, gesetzte u eigene Weise mit schönen, melodiösen Hebungen u Senkungen, schönen Stellen und wohlangebrachte Pausen haben (Vêrs deu haver lonc sô e pauzat, noel amb belas e melodiozas montadas e deshendod et amb belas passadas e plazens pauzas"). — Le die *Geleite* (tornadas) wird dazu bemerkt, dafs si nur im Vêrs, sondern in jedem Gedichte (en tot dict deren *zwei* angebracht werden können, eines, in d der Dichter *sich kennzeichnet*, und eines, das die P *son, der sein Gedicht gewidmet ist, apostrophirt* (q la una tornada pot pauzar et aplicar a *so senhal*, qual senhal cascûs deu elegir per si, ses far tort autre, so es que no vuelha en sos dictatz metre apropriar aquel senhal que saubra que ûs autres e l'autra tornada pot aplicar a la *persona a la* q *vol presentar son dictat*). Das Geleit wiederholt seiner Reimstellung die zweite Hälfte der letzten St phe, wenn diese eine gleiche Zahl Verse hat; ist d aber ungleich, so kann das Geleit um Eines mehr oder minder als die letzte Halbstrophe h Fügt man zwei Geleite an, so kann das eine k sein als das andere (vgl. *Diez*, 92—94).

Die *Canzone* (Chansôs) ist ein Gedicht, das *fünf bis sieben* Strophen besteht und hauptsächlich *Minne* besingt in zierlichen Worten und anmuthig Reden (deu tractar principalmen d'amors e de lauzor amb bels motz plazens et am graciozas razôs); in d nem solchen Gedichte (eigentlichem Minnelied) so daher kein häfsliches, gemeines oder übel gesetzt Wort vorkommen (quas en chansô no deu hom pau deguna laja paraula ni degû vilanal mot, ni mal p zat); denn ein Minnender soll nicht nur in seinen Ha lungen, sondern auch in seinen Worten und Ba *höfisch* (cortes) sich zeigen. Die Canzone fordert, der Vêrs, eine langsame Weise (chansôs deu ha sô pauzat, ayssi quo vêrs; — vgl. *Diez*, 109, de mit so feinem Tact aufgefundene Distinctionen schen Vêrs und Canzone durch die hier gegeb Definitionen im Wesentlichen also bestätiget werde

*) Dieser ganze Abschnitt wird zuerst in Prosa vorgetragen und dann in Memorial-Versen recapitulirt.

**) Wie sich *unter dem Volke* weit länger das richtige Verständnifs oder, wenn man will, Gefühl davon erhalten hat, beweist folgende Stelle der neuen Ausg. der „Hist. gén. de Languedoc" in den Additions des Hg. Chev. *Al. Du Mège;* Toulouse, 1840. Tome II. p. 62: „*Vers*... ce nom générique étoit employé encore, il y a moins de quarante ans, par les *chansonniers populaires* qui, à Toulouse, à Nîmes, à Marseille, menaçoient d'un *Vers* (fraï un Vers), c'est à dire d'une satyre, d'une chanson, l'homme en place, le mauvais riche, le méchant"

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

numens de la littérature romane, publiés sous es auspices de l'académie des Jeux Floraux, avec l'appui du conseil municipal de la ville de Toulouse, et du conseil général du département de la Haute-Garonne, par M. Batien-Arnoult.

(Schlufs.)

Das *Sirventès* schliefst sicht meist in zwei Beziehen an einen Vêrs oder eine Canzone an (Sirventês ictatz que-s servish al may de vêrs o de chansô oas cauzas etc.), nämlich in Beziehung auf das phenmaafs (compas de las coblas), und in Beziehung auf die Weise (sô); und zwar in ersterer Beziehung entweder ohne die Reime beizubehalten, oder mit selben Reimwörtern, oder auch nur mit ähnlich enden, wenn nur das Maafs beibehalten wird (e deu entendre cant al compas, so's a ssaber que tenga ompas solamen ses las accordansas, oz amlas ordansas d'aquelas meteyshas dictiôs, o d'autras blans ad aquelas per accordansa); in Rücksicht Inhalts kann es entweder ein *Rügelied* oder ein *iegslied* sein (e deu tractar de reprehensiô o de ldig general, per castiar los fols e los malvatz, o tractar, qui-s vol, del fag d'alquna guerra; vgl. z, 111, 176—177).

Das *Tanzlied* (Dansa) ist ein anmuthiges Gedicht tatz gracios), das aus einem *Refrain* (refranh, so un respôs solamen; d. i. ein dem Liede *vorgesetz*- Kehrreim, wie die Cabeza oder der Estribillo in spanischen Tanzliedern und die Ripresa oder das do in den Ballate spingate der Italiener) und *drei* ophen besteht, deren Schlüsse mit dem Refrain in afs und Reimen (en compas et en accordansa) corpondiren (wie in den Ballate spingate die Volte mit Ripresa), eben so mufs das Geleit dem Refrain gleichen (e la tornada deu esser semblans al respôs); der andere Theil der Strophen mufs jedoch von denen des Refrains verschiedene Reime haben, kann aber mit dem Refrain gleiches Maafs haben oder nicht, nur mufs es in allen Strophen dasselbe bleiben (d'un compas), und sie können durchgreifende Reime oder verschiedene bekommen (d'una accordansa o de diversa); der Refrain soll ungefähr halb so viel Verse haben als jede der Strophen (El respôs deu esser del compas de meja cobla o quaysh, so es mays o mens de dos bordonetz; über die normale Verszahl des Refrains und der Strophen und die Sylbenzahl der Verse haben wir zu Anfang des vorigen Abschnittes die Regeln mitgetheilt); und nach jeder Strophe sollen vom Refrain höchstens drei Verse wiederhohlt werden, wenn er aus mehr als dreien besteht, hat er aber nur drei, so sind höchstens zwei zu wiederhohlen. — Die Dansa soll von *Liebe* handeln und eine lustige, lebhafte, zum Tanzen geeignete Weise haben (deu haver sô joyos et alegre per dansar; no pero tâ lonc coma vêrs ni chansôs, mas un petit plus viacier per dansar). „Aber heutzutage verstehen die Sänger nicht mehr die rechten Tanzweisen zu finden und daher wenden sie statt derselben die *Weise der Runden* mit den ganzen und halben Noten der Motetten an" (Enpero huey ne uza hom mal en nostre temps d'aquest sô; quar li chantre que huey son, no sebon apenas endevenir en un propri sô de dansa; e quar no y podon endevenir, han mudat lo sô de dansa en sô de redondel am lors minimas et am lors semibreus de lors motetz). Einige machen Tanzlieder in Wechsel-Strophen (coblas tensonadas oder razonans) und nennen diese dann: Dans; doch wir machen keinen Unterschied zwischen Dansa und Dans. Andere machen Lieder, die sie Desdansa und Desdans nennen, weil sie das Wiederspiel von Dansa und Dans sein sollen; doch Keiner verändert deshalb

Digitized by Google

das Maafs des Tanzliedes (et alqû fam desdansa e desdans per pauzar e descentar lo contrari; e degûs no-s varia del compas de dansa).

Die hier gegebene Definition vom *Descort* hat schon *Raynouard* (im Lenique roman, s. v. — und ich nach ihm: Ueber die Lais, S. 132) mitgetheilt; es genügt daher dazu anzuführen, dafs den Inhalt eines solchen Gedichtes ebenfalls Liebe und Lob, aber auch Klagen über verschmähte Liebe (E deu tractar d'amors o de lauzors o per maniera de rancura, quar: „*mi dons no mi ama ayssi cum sol*", o de tot aysso essems) bilden können.

Die *Tenzone* ist ein Streitgedicht, in dem jeder der Streitenden einen (*von ihm selbst* gewählten) Satz oder ein Factum aufstellt und vertheidiget (Tensôs es contrastz o debatz, en lo qual cascûs mantê e razona alcun dig o alcun fag); manchmal wird sie nach Art der novas rimadas (in nicht eigentlich strophischen, meist kurzen Reimpaaren) abgefafst, und dann kann sie zwanzig, dreifsig und mehr Absätze (Sinnstropheu) haben; manchmal aber bedient man sich dazu der eigentlichen Kunststrophen (per coblas), die sich dann auf sechs bis zehn beschränken sollen; dazu fügt man *zwei Geleite*, in welchen jede Partei den Schiedsrichter (jutge) erwählt; dieser giebt dann sein Urtheil (jutjamen) in derselben Strophenart oder in novas rimadas, „welch letzteres heutzutage gebräuchlicher ist". — In diesem Urtheilsspruche wollen Einige die gerichtliche Form (forma de dreg) nachahmen und berufen sich daher darin auf die Evangelien und andere Texte (paraulas acostumadas de dire en sentencia), doch ist dies nicht gerade nöthig. Eben so wenig ist es nöthig, dafs die Tenzone eine Weise habe *); ist sie aber in dem Maafse eines Vêrs oder einer Canzone oder eines anderen Liedes, dem eine Weise zukommt, abgefafst, so kann sie auch nach jener Weise *gesungen* werden **) (vgl. *Diez*, S. 113 ff. 186 ff.).

*) In den Memorial-Versen heifst es:

E no vol sô de sa natura,
Quar sol de bonas razôs cura.

**) Ebenda:

— — — — en aycel cas
Can d'autre loc pren son compas,
Coma de vêrs o de chansô,
O d'autre qu'aver deia sô,
Quar adonx, per miels alegrar,
Se pot en autru sô chantar.

Nahe damit verwandt ist das *Partimen* (Theilung), d. i. ein Gedicht, in dem der Dichter einem anderen eine *Streitfrage* vorlegt, die aus *zwei* Sätzen von widerstreitendem Inhalt besteht, damit dieser wählen der den beiden Sätzen wähle, welchen er wolle, ihn zu vertheidigen, wogegen er selbst dann den andern Satz zu behaupten sucht (Partimens es quest ques ha dos membres contraris, le quals es dat ad autre per chauzir e per sostener cel que vol elegir, e pueysh cascûs razona e sostê lo membre la questiô lo qual haura elegit). In allen übrigen Beziehungen (wie cant al compas, e cant al jutjamen e cant al sô) gleicht das Partimens der Tenzone. unterscheidet sich also Partimens nur darin von Tenzone, dafs in dieser Jeder seine *eigene Sache*, wie einem Rechtsstreit vertheidigt (cascûs razona sen pri fag coma en plag); in jenem aber der Eine *von dem Anderen zur Wahl vorgelegte* Frage oder Thatsache zu vertheidigen oder zu bestreiten übernimmt (masen partimen razona hom l'autru fag l'autru questiô), wiewohl man mifsbräuchlich (abuziô) häufig Partimen für Tensô und umgekehrt.

Solche Gedichte, die von *verschiedenen* Personen gemacht werden, oder bei denen man dies wenigstens *fingirt*, können auch, wie das Descortz, in verschiedenen Sprachen abgefafst sein (en aytals dictats que-s fan per diversas personas, oz en les quals hom fenh que sian diversas personas, pot hom usar de diverses lengatges coma en descort; — vgl. Diez S. 188). Derlei Gedichte sind eben die Tenzonen und Partimens, ferner die Pastorelas, Vergieras, Ortolanas, Monjas, Vaquieras, u. a. m.

Das *Hirtenlied* (Pastorela) kann, nach dem Belieben des Dichters, sechs, acht, zehn und mehr (doch nicht wohl über dreifsig) Strophen haben, es ist *scherzhaften* Inhalts sein (deu tractar d'esquers e donar solas), ohne jedoch gemeine, häfsliche Ausdrücke (vils paraulas ni lajas) noch niedrige Handlungen (fag) zu enthalten, „was um so mehr zu beachten ist, als man in dieser Dichtungsgattung öfter als in andern dagegen sündiget". Die Pastorela fordert eine eigene, gefällige, lustige und lebendigere Weise, als jene des Vêrs und der Canzone (Pastorela requer tostemps noel sô, e plazen e gay, no pero tà lo cum vêrs o chansôs, ans deu haver sô un petit esmorsori e viacier). Zu dieser Gattung gehören die

Digitized by Google

ch den darin figurirenden Heldinnen benannten) Va-
eras, Vergieras, Porquieras, Auquieras, Cabrieras,
tolanas, Monjas u. a. m. (vgl. *Diez*, S. 114).

Der *Retroncha* charakteristisches Merkmal ist,
's sie aus *Refrain-Strophen* (coblas retronchadas,
oben) besteht, deren sie, wie der Vêrs, dem sie
ı auch in Beziehung auf Maafs und Weise an-
liefst, fünf bis zehn haben kann. Auch kann sie,
der Vêrs, verschiedenen Inhalts sein: bald ern-
ı und belehrenden, bald von Liebe und Lob han-
ı, bald aber auch durch Tadel die Bösen züchtigen
etroncha es ûs dictatz ayssi generals coma vêrs que
tractar de sen, de essenhamen, d'amors, de lau-
s o de reprendemen per castiar los malvatz). Uebri-
ıs müssen andere Dichtungsgattungen, wie der Vêrs,
Canzone oder das Tanzlied, wenn sie auch coblas
tronchadas haben, nicht den Namen Retroncha an-
hmen, sondern man kann sie dann auch blofs Vêrs
ronchat, chansô o dansa retronchada nennen (vgl.
ez, S. 117; — der Retroncha oder Retroensa haben
lleicht die nordfranzös. Rotruenge, engl. Rotewange
l mhd. Rotruwange entsprochen; vgl. *Wolf*, über
Lais, S. 248).

Das *Klaglied* (Plangs) ist ein Gedicht, das man
Uebermaafs der Trauer und des Schmerzes über
Mifsgeschick oder einen Verlust *überhaupt* macht;
l wir sagen: einen Verlust überhaupt, denn man
ın darin nicht nur den Verlust eines Mannes oder
er Frau, sondern auch den einer Stadt oder die
rstörung eines Ortes durch Krieg u. s. w. beklagen.
s aber, worum man klagt, preist man gewöhnlich,
d daher kann das Klaglied zugleich Lob enthalten.
hat ebenfalls, wie der Vêrs, fünf bis zehn Stro-
en, und soll eine eigene, gefällige, d. i. klagende und
gsame Weise haben (e deu haver noel sô, plazen
uays planhen e pauzat); „da man sich aber heut-
age *mifsbräuchlich* auch êines Vêrs oder einer Can-
e zu Klagliedern bedient, so kann man sie, weil
einmal gebräuchlich ist (quar es acostumat), dann
h, wenn man will, in der Weise derselben singen,
s wir um so eher gestatten wollen, da die dem Klag-
de zukommende Weise so schwierig ist (per la
eueza del sô), dafs man kaum mehr einen Sänger
er sonst Jemand finden kann, der eine solche Weise
ht zu erfinden und auszuführen verstünde, wie sie
se Dichtungsgattung eigentlich erfordert" (quar ape-
nas pot hom trobar huey cantre ni autre home que
sapia bê endevenir et far propriamen un sô, segon
que requier aquest dictatz. — Vgl. *Dietz*, S. 113).

Das *Escondigz* (Entschuldigung) ist ein Gedicht
im Strophenmaafs und nach der Weise (Melodie) der
Canzone, das eine Rechtfertigung (dezencuzatiô) enthält, indem man dem widerspricht, weshalb man in
Rücksicht seiner Dame oder seines Herrn (capdel)
angeklagt oder getadelt (acusatz o lauzeniatz) wurde
(vgl. *Diez*, S. 119, — und *Galvani*, osservazioni sulla
poesia de' Trovatori, p. 193).

Aber aufser diesen bisher angeführten Hauptdichtungsgattungen (dictatz principals) kann man noch
andere, minder gebräuchliche (no principals) Gattungen anwenden und ihnen beliebige Namen geben; nur
sollen die Namen dann dem Inhalte entsprechen. Hierher rechnen wir jene Gedichte, in welchen die *Zahl
der Strophen nicht bestimmt*, sondern willkührlich ist;
wie die Somis (Träume, bei den Nordfranzosen: Rêveries), Veziôs (Visions), Cossirs (Elegien), Reversaris, Enuegz (Ennuis), Desplazers, Desconortz,
Plazers, Conortz, Rebecz, Relays, Gilozescas u. a. m.,
wiewohl Einige Gilozescas im Maafs des Tanzliedes
und Relays in dem des Vêrs oder der Canzone machen. Auch findet man *Balladen* (Bals) nach Art des
Tanzliedes mit einem Refrain und mehreren Strophen
(bals a la maniera de dansa amb un respos et am
motas coblas); doch *unterscheidet* sich Bals von Dansa,
denn letztere soll aufser dem Respos und der Tornada
nur *drei* Strophen haben, die Ballade aber kann deren *zehn und mehr* haben, ferner hat sie noch eine
schnellere, lebhaftere und zum Absingen *mit Instrumentalmusik geeignetere* Weise als die Dansa (sô mays
minimat e viacier e mays apte per cantar amb esturmens que dansa), endlich macht man bei der Ballade
zuerst die Weise für die Instrumente und dann dichtet man erst die Worte dazu (quar hom primieramen
troba-l sô amb esturmens, e pueys aquel trobat, hom
fa lo dictat de bal tractan d'amors o de lauzors o
d'autra materia honesta segon la volontat del dictayre),
während bei der Dansa gewöhnlich das *umgekehrte*
statt findet (quar hom comunalmen fa e ordena lo
dictat de dansa, a pueysh li enpauza sô; vgl. *Diez*,
S. 117). — Die *Garips* kümmern uns nicht, denn das
sind nur Weisen für Instrumente ohne Text (quar
solamen han respieg a cert e especial sô d'esturmens

Digitized by Google

ses verba). — Hingegen ist die *Estampida* manchmal nicht bloſs eine Weise für Instrumente, sondern hat auch einen Text nach Art des Vêrs oder der Canzone (vgl. *Raynouard*, Choix, II. 255). — Diese Nebengattungen können ein Geleit haben oder auch nicht; auch kann statt dessen eine der Anfangs- oder Endstrophen wiederholt werden.

Mit einem nochmaligen verächtlichen Zurückweisen der *volksmäſsigen* Dichtungen schlieſst die Poetik: „de *Redondels* ni de *Viandelas* no curam, quar cert actor ni cert compas no y trobam, jaciaysso que alqû *comensô far* redondels en nostra lengua, los quals *solia hom far en frances*".

Ferdinand Wolf.

XXXIV.

Versuch einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen und einer Entwickelung seines Lehrbegriffes, von Friedrich Galle. Halle 1840, *bei Lippert.*

Jede groſse geistige Bewegung, kann man behaupten, ist nur möglich durch das Zusammentreffen verschieden begabter, ja zum Theil sich entgegengesetzter Geister. Das neue Princip freilich, welches sich in derselben kund giebt, relativ unerklärbar aus der bisherigen historischen Entwickelung, wird gewöhnlich *zuerst* von Einer groſsen Persönlichkeit ausgesprochen, — und diese selbst dessen bedeutendstes Organ; aber diese individuelle Begeisterung ist nur der Punct, von welchem aus es in den geschichtlichen Zusammenhang eindringt, um später, so zu sagen, eine historische Macht zu werden. Jenes Princip selbst ist viel zu groſs, zu reich, von zu unendlichem Inhalt, als daſs Eine Individualität es vollkommen auszudrücken vermöchte: — entgegengesetzte Naturen vielmehr pflegt es zu beherrschen, verschieden organisirte Persönlichkeiten sich zu gewinnen, — selbst deren höhere die Differenzen tragende Einheit zu sein. Dieses Gesetz der Entwickelung läſst sich besonders in der Geschichte der Reformation nachweisen. In einer überreichen Fülle von Keimen regte sich schon zuvor der neue Bildungstrieb in dem Herzen der Völker. Luther war der Erste und zugleich der Gröſseste, welcher ihn in sich fühlte, sein geheimnisvoll zunehmendes Leben zu deuten verstand: er verkündigte es mit dem Feuer einer genialen Natur, mit der ganzen einschneidenden Schärfe einer groſsen Persönlichkeit; — und was wäre der Erfolg dieses ungeheuern Anstoſses gewesen, wenn er wie ein mechanischer Druck auf die Geister gewirkt, — wenn er nicht vielmehr die zum in ihnen schlummernde Kraft jenes groſsen Princips geweckt und aufgeregt hätte? — Luther erkannte schwerlich sogleich den ganzen Umfang des Gedankens, welchen er zuerst mit der Begeisterung einer groſsen Seele umfaſste; und wenn er es gethan, so würde er nie mit jener durch die geistige Organisation bedingten Einseitigkeit, aber auch Entschiedenheit, — mit der ungeheuern Kraft, welche er eben dieser scharf begrenzten Individualität entwickelte, einen solchen Umschwung der Zeit hervorgebracht haben. Dagegen waren aber wieder verschiedene, verschieden gestimmte Geister nothwendig, welche das neue Princip gleichsam einen anderen Ton in's anschlagen lieſsen, welche alle Seiten, welche es bot, mit schärfster Bestimmtheit zu entwickeln, seinen Inhalt nach dem Maaſse ihrer Kraft auszuprägen und eigenthümlich zu gestalten sich zur Aufgabe machten. Der bedeutendste unter diesen ist *Melanchthon*.

Ihn daher, wie die übrigen Theilnehmer an dem groſsen Werke der Reformation, zu charakterisiren, seine Individualität und seine von dieser abhängige wissenschaftliche Bedeutung zu würdigen, wird immer ein Haupterforderniſs für eine wissenschaftliche und *allseitige* Auffassung und Darstellung der Reformationsgeschichte sein. Allseitig kann sie nur sein, wenn eben *alle einzelnen Seiten* in ihren Differenzen möglichst scharf in's Auge gefaſst, der Unterschied der Individuen richtig bestimmt ist. Denn das biographische Element der Reformationsgeschichte muſs sich natürlich auf vorhandene monographische Darstellungen stützen, — und wird diese mit desto gröſserem Vortheil gebrauchen, je mehr sich diese auf die klare und präcise Auffassung der Persönlichkeiten, welche sie zu würdigen unternehmen, *zu beschränken* wissen. Diese ihre Beschränkung ist ihre höchste Aufgabe, deren Lösung das gröſseste Lob, welches solchen Schriften ertheilt werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

ersuch einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen und einer Entwickelung seines Lehrbegriffes, von Friedrich Galle.

(Fortsetzung.)

Prüfen wir nach dieser vorläufigen Reflexion die chrift des Herrn Verfassers, so zeigt schon ein oberlichlicher Ueberblick des Inhalts, dafs sie den so en gestellten Anforderungen wenig entspricht. Man on über den hier gebotenen Ueberflufs an fremdaren Digressionen und historischen Erörterungen nur gen, — da sie so wenig zur Charakteristik Meichthons beitragen, dafs sie vielmehr seine Person, lche doch immer das Alles beherrschende Centrum Darstellung bleiben sollte, ganz verdunkeln und den Hintergrund drängen. Man kann, wie soich bewiesen werden soll, in dem Buche viele Sei- lesen, ohne dafs nur *einmal* Melanchthon's erwähnt, eine Beziehung auf ihn sich dort findet. Statt einer arfen und treuen Zeichnung des sittlichen und wisschaftlichen Charakters Melanchthon's, — einer tüchen Bearbeitung des historischen Materials zum Zweck er möglichst scharfen Individualisation — finden wir r theils eine Menge mit grofsem, *nicht zu verkenidem Fleifse* zusammengetragener Einzelnheiten, che nur als — allerdings sehr nothwendige — Beie und Zeugnisse hätten dienen sollen, theils nlich ausführliche Erörterungen einzelner Streiteiten des Reformationszeitalters, welche hier nicht ganz unpassend sind, sondern auch nicht einmal ch Neuheit weder dem Stoff noch der Form nach chuldigt werden können. So werden Seite 463 468 die kryptocalvinistischen Händel mit ziemli- Ausführlichkeit erzählt, ob sie gleich ohne alle eutung für die Charakteristik Melanchthon's und es Lehrbegriffs sind. Ebenso verbreitet sich Seite 328 folg. bei Gelegenheit der späteren Lehre Melanchthons vom freien Willen über den synergistischen Streit zwischen Flacius und Striegel, ja es wird sogar Seite 332 das Gespräch zwischen beiden im Auszuge mitgetheilt, so dafs die Schrift fast eben so viele Partieen aus der allgemeinen Reformationsgeschichte enthält, als Charakterzüge Melanchthon's selbst. Der Herr Verfasser hat vielleicht geglaubt, um des deutlichen Verständnisses willen, dergleichen Digressionen einweben zu müssen, denn nach der Vorrede (Seite V) hat er seine Schrift auch für gebildete Laien bestimmt. Allein ein solcher Dualismus der Tendenz eines Buches ist das Unglücklichste, was es geben kann; kein Kreis der Leser wird befriedigt, und der eine oder der andere Theil für diese mehr oder weniger ungeniefsbar. So scheint eben, um dieses zwiefachen Zweckes willen, ein paränetisch-asketisches Element sich eingedrängt zu haben, welches für diejenigen, welche in rein wissenschaftlicher Absicht das Werk studiren, sehr lästig und unerquicklich ist. Es ist als Belag dieser Behauptung Seite 211 anzuführen, wo Melanchthon als Dogmatiker geschildert werden soll.

Auf ähnliche Weise beginnt die Entwickelung der Lehre vom freien Willen, von der Gnade und Prädestination Seite 242 mit einem noch dazu ganz im erbaulichen Tone gehaltenen Bericht über den inneren Bildungsgang Luther's im Augustinerkloster, über den Ursprung der Reformation, wie denn überhaupt an *vielen* Stellen die allgemeine Geschichte der letzteren von dem Herrn Verfasser viel zu sehr in seine Schrift hineingezogen, Allbekanntes zu wenig vorausgesetzt, dagegen Eigenthümliches mehr gesammelt, als mit Sorgfalt geordnet und gehörig accentuirt ist. Das ganze Buch ist in gegenwärtiger Form, — in der es indessen von des Herrn Verfas-

Digitized by Google

sers Kenntnifs des Reformationszeitalters ein recht tüchtiges Zeugnifs ablegt, — weit mehr Vorarbeit, als eine durch Kritik und sinnige Forschung erreichte Durchdringung des Stoffes. Besonders unangenehm und störend sind die oft seitenlangen Auszüge aus Melanchthon's Werken, welche im zweiten Theile in den Text selbst aufgenommen sind, da sie doch in den Noten nur als quellenmäfsige Belege der Darstellung hätten abgedruckt werden sollen. Dafs sie wörtlich mitgetheilt sind, ist keinesweges zu tadeln, denn Melanchthon's Werke dürften vollständig nur Wenigen zugänglich sein, wohl aber die Art und Weise, wie dies geschehen. Der Stoff soll immer dem Zwecke dienen, zu welchem er verarbeitet wird; in des Herrn Verfassers Schrift ist aber nicht selten die ganze Masse desselben niedergelegt, die Einheit des Zweckes aber aufser Acht gelassen. Sein Zweck war *Charakteristik.* Er glaubt diesen zu erreichen durch Betrachtung Melanchthon's in den verschiedenen Sphären seiner Wirksamkeit, in der Exegese, Kirchenhistorie und Dogmatik. Gewifs sehr richtig. Allein diese Einzelnheiten sollen doch natürlich der Gesammtcharakteristik dienen; — wo aber ist diese in des Herrn Verfassers Schrift zu finden? — Der gänzliche Mangel an einer solchen ist sehr befremdend. Freilich findet sich Seite 15—26 ein kurzer Ueberblick über die Thätigkeit Melanchthon's für die Theologie, allein dies ist nur ein mit biographischen Notizen durchflochtener Umrifs seiner literärischen Wirksamkeit, — von einer Zeichnung seines sittlichen und wissenschaftlichen Charakters finden sich nur wenige Spuren. In dieser Beziehung mufs ich bekennen, dafs die zwar nicht detaillirten, aber meisterhaften Züge, mit welchen Ranke in seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation Melanchthon's Geist und Streben schildert, jedem des Gegenstandes kundigen oder unkundigen Leser ein treueres, belebteres, schöneres Bild von jenes grofsen Theologen Tendenz und Wirksamkeit geben, als des Herrn Verfassers umfangreiche Schrift. Die Masse von Einzelnheiten, welche diese enthält, ist durch fleifsiges Sammeln leicht herbeizuschaffen, aber den Totaleindruck, welchen die Beschäftigung mit denselben im Geiste des Bearbeiters zurückläfst, in eigener Sprache, in eigenen Gedanken wiederzugeben, gleichsam durch plastische Formgebung nach den W ken einer grofsen Persönlichkeit deren Individ zu reproduciren, eine der schwierigsten Aufgabe storischer Kunst. Sie zu lösen hat aber der Verfasser nicht einmal den Anfang gemacht.

Indessen soll durch alles dies seine Leist keineswegs verkannt, oder das wirklich Werth auch nur herabgesetzt werden; das Buch zeugt sehr tüchtigen Studien, und bringt namentlich Benutzung des Corpus Reformatorum manches und Interessante, wenigstens für die, welchen genanntes kostbare Werk nicht zugänglich ist, ist dahin zu rechnen Melanchthon's Streit mit tus über die Nothwendigkeit der guten Werke, welchen indessen leider! an *zwei* verschiedenen len, Seite 134 und 345, Auseinandersetzungen den sind, welche sich durch mehr als durch Versehen" von einander unterscheiden. Doch Ganzen Capitel IV, das *Verhältnifs Melanch Luther*, mit Sorgfalt und Liebe bearbeitet und Theilnahme des Hrn. Verfassers an seinem Ge sehr ansprechend. Wenn derselbe aber Seit dem Capitel, welches den Reformator als Ex schildern und zu würdigen unternimmt, die lung desselben im Commentar zum Briefe an losser über das Verhältnifs der Philosophie stenthum unbedingt *vortrefflich* nennt, so ches Urtheil sehr zu beschränken sein. ertheilt hier nämlich der Philosophie und dien nur insofern Lob, als sie zur forme stik des Geistes dient, weiset sie aber rück, wenn sie irgend ein näheres Verhält ligion zu stiften, wenn sie überhaupt über geistliche Dinge nur etwas Positives sich erkühnte: Quando autem ratio sive phia de Dei voluntate judicat, tum fere quamquam per omnes fidei articulos ire et ostendere, non esse a ratione petendum de articulis fidei, tamen ne longum faciamus, hamus aliquot articulos in tria capita. dann zu zeigen gesucht, dafs der Mensch der Philosophie weder de rerum gubernatio de jusdificatione etwas wissen könne; auch er sich, wenn er meine, rationem satis habere ex sua natura contra vitia etc. Allein wer

Digitized by Google

ht aus allen diesen, dafs Melanchthon hier gegen ie von ihm sogenannte Philosophie polemisirt, welie dieses Namens gar nicht würdig ist? —

In der Darstellung der *Veränderungen* im *Lehrriff Melanchthons* S. 247—475 ist auffallend, dafs ie eine allgemeine Geschichte der Loci voranzuicken, sogleich die verschiedenen Formen der einnen Lehren besprochen werden. Hier wäre jedenls eine genaue Angabe der Eintheilung und eine bersicht des Inhalts nach den Hauptausgaben wünenswerth gewesen. Dagegen wird dieser so wichen Differenzen von dem Herrn Verfasser nur ganz läufig und ohne dafs ein bedeutender Accent dargelegt würde, S. 226 erwähnt. Eine eigentliche twickelungsgeschichte des ganzen Lehrbegriffes, sie durch die allmählig wachsende Klarheit seis religiösen Bewufstseins bedingt war, eine Darllung des Verhältnisses, welches er zwischen subtiver Frömmigkeit und Dogmatik setzt, findet sich lieser Ausdehnung nicht, obgleich in dem ganzen en Abschnitte des zweiten Theiles recht *tüchtige änge der Lösung einer solchen Aufgabe vorlie-*

Es ist von aufserordentlicher Bedeutung für die gestaltung der Dogmatik im Zeitalter der Reforion, dafs Melanchthon in der ersten Ausgabe von l die eigentlich speculativen Elemente der christen Lehre und die aus ihnen entwickelten Dogmen übergangen, — statt weitläufige begriffliche terungen über die Trinitätslehre zu geben, soh mit dem subjectiven Zustande des Menschen nnt. (De hominis viribus adeoque de libero trio). Schon in dieser ganz formellen Behand; der Dogmen erkennt man den ungeheuren Umrung der Zeit, — die Rückkehr von der nur verdigen Anerkennung des kirchlich Ueberlieferten as eigene religiöse Gemüth. Melanchthon hat hier fangen und ohne klares wissenschaftliches Betsein ausgesprochen, was später Schleiermacher o grofsartige Weise zu begründen gesucht, dafs s Inhalt der Dogmatik sein könne, was nicht utung für das religiöse Selbstbewufstsein hat, — die Dogmen, abgetrennt von der inneren Erfah, dem innern Leben, zu starren Typen werden, — er wissenschaftlichen Erkenntnissen, welche kein res Verhältnifs zur Frömmigkeit haben, als die jeder andern Disciplin. Reliquos vero locos, sagt Melanchthon in der Einleitung, peccati vim, legem, gratiam qui ignorarit, non video quo modo Christianum vocem, nam ex his proprie Christus cognoscitur, siquidem hoc est Christum cognoscere, beneficia ejus cognoscere, non, quod isti docent, ejus naturas, modos incarnationis contueri. Ni scias in quem usum carnem induerit et cruci affixus sit Christus, quid proderit ejus historiam novisse? Ita Christum, qui nobis remedii et ut scripturae verbo utar, salutis vice donatus est, oportet alio quodam modo cognoscamus, quam exhibent Scholastici. Quoties Paulus optare se testatur fidelibus locupletem Christi cognitionem! Praevidebat enim fore ut relictis salutaribus locis animos converteremus ad frigidas et alienas a Christo disputationes etc. Allein er bedachte, als er dieses schrieb, wohl nicht, dafs diese Seite der Dogmen, welche dem subjectiven Entwickelungsgange des gläubigen Gemüthes zugewandt ist, gar nicht ohne ihr an und für sich objectives Vorhandensein, ohne ihre von aller Reflexion unabhängige objective Wahrheit gedacht werden kann. Er sah seinen Irrthum ein, wie die späteren Ausgaben der Loci beweisen, die indessen in der wiederholten Umarbeitung, wie gesagt, so verändert wurden, dafs man nach einer genauen Vergleichung der ersten und der letzten kaum glauben kann, dafs beide Schriften desselben Verfassers und sogar der ursprünglichen Anlage nach identisch sind. Der Herr Verfasser hat diese Veränderungen S. 247—318 mit *tüchtiger* Kenntnifs des Gegenstandes erzählt, obgleich nicht zu leugnen ist, dafs durch die vielen in den Text aufgenommenen Stellen aus Melanchthons Werken der Zusammenhang unterbrochen wird, namentlich die Hauptpuncte der Differenzen nicht genug in lichtvoller Klarheit aus der ebenmäfsig fortlaufenden Erzählung hervortreten. Wenn diese nun die Veränderungen im Lehrbegriff Melanchthons darzustellen verspricht, so ist es auffallend, dafs die Lehre von der Trinität nicht auch unter die Zahl der Dogmen aufgenommen ist, zu welchen er mit seinem religiösen Bewufstsein sich nicht immer gleich verhalten hat. Denn wenn er dieser in seinem Lehrbuche nicht einmal eine Stelle angewiesen, so ist daraus zu schliefsen, wie schon angedeutet, dafs der Glaube an dieses Dogma, wie

Digitized by Google

es kirchlich fixirt war, keine Nothwendigkeit für ihn hatte, und war dies der Fall, so folgt eben hieraus, dafs sein Lehrbegriff noch ein sehr unvollkommener und einseitiger gewesen. Eine Schrift daher, welche diesen in seiner Entwickelung zu verfolgen beabsichtigt, hätte die Gründe, weshalb die eigentlich speculativen Dogmen fehlen, und wie dies aus dem ganzen theologischen Charakter des Verfassers zu erklären ist, ins Auge fassen sollen. Der Uebergang des Nichts in das Etwas d. h. die Behandlung eines früher gar nicht berücksichtigten Lehrartikels *ist doch wahrlich auch eine Veränderung.* Ja gerade diese ist eine der bedeutendsten, wie eine Vergleichung der Aeufserungen in der ersten und letzten Ausgabe beweist. Wenn er in jener behauptet: Mysteria divinitatis rectius adoraverimus, quam vestigaverimus: immo sine magno periculo tentari non possunt, id quod non raro sancti viri sunt experti — so wird dagegen in dieser Seite 14 gelehrt: Ethnici vagabantur animis quaerentes Deum suis speculationibus: at ecclesia agnoscit Deum aeternum et omnipotentem conditorem talem sicut se patefecit: et quamquam haec arcana non penitus perspicimus, *tamen in hac vita Deus inchoari vult hanc agnitionem et invocationem nostram* a falsa discerni et revelationem certis testimoniis in verbo suo proposuit. —

Was nun aber die vom Herrn Verfasser in allmähliger Entwickelung dargestellten Lehren betrifft, so mufs Recensent zunächst eines Widerspruches gedenken, in welchen sich derselbe selbst verwickelt zu haben scheint. S. 230. 231 wird nämlich Melanchthon gelobt wegen seiner Bescheidenheit in der Erkenntnifs göttlicher Dinge und namentlich, dafs „ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch mit Ernst nach der Wahrheit geforscht habe, doch gegen das Ende desselben noch öfter als vormals bekannt, dafs die selige Ewigkeit erst über Vieles, was wir hier nur im Bilde oder Anfange gesehen haben, Aufschlufs bringen werde". Dagegen meint aber der Herr Verfasser S. 257, die *Speculation* habe ihn zur Ausbildung seiner starren Prädestinationstheorie geführt, ihn bei der Beschränkung derselben auf die Erwählung in bonam partem nicht stehen bleiben lassen. Allein es ist kaum glaublich, dafs Melanchthon — namentlich in der ersten Ausgabe — auf Befriedigung specu- tiver Bedürfnisse bedacht gewesen ist. Wenn er auch noch so heftig auf Anerkennung des Satzes dringt: Quandoquidem omnia, quae eveniunt, necessario juxta divinam praedestinationem eveniunt, nihil est voluntatis nostrae libertas: so folgt doch daraus keineswegs eine auf speculative Gründe gestützte Beweisführung; vielmehr werden Fragen, wie: — Nulla est in rebus — contingentia? durch das bloſse Wort: Omnia necessario evenire *scripturae doceat* esto videatur tibi esse in rebus humanis contingentia, judicio *rationis hic imperandum est* zurückgewiesen. Freilich ist es merkwürdig, dafs derselbe, welcher hier mit solcher Klarheit und Entschiedenheit die absolute Prädestination alles Geschehenden gelehrt, sich später mit einem gewissen Abscheu von solcher Lehre abwendet, und eben so sicher die Autorität der Schrift *gegen* sie, wie *früher für* sie, gebraucht. Denn in der neuen Bearbeitung des Briefs an die Römer (Melanchthons Opera Tom. II. p.) wird in Bezug auf den in Rede stehenden Punkt folgendes bemerkt: Sed hic existunt acerrimae disputationes de contingentia. Si Deus non solum praevidet omnia, sed suppeditat vires et determinat contingentia, nihil videtur contingenter fieri. Ego dixi praevidentiam Dei cernendam esse, interim tamen nihil quaerendum esse dico illis Chrysippaeis disputationibus de necessitate. Quamquam Deus vere condit et censendus praevidet et determinat contingentia, tamen conditor ita condiderit rationales naturas, ut habeant aliquem delectum et libertatem, auctor est sicut libere, sic contingenter aliqua fieri. Et profecto scriptura quoque ex parte tribuit homini delectum et libertatem in his, quae judicio rationis subjecta sunt, quia homo eum lege regi et coerceri, vocat aliquam sapientiam et justitiam carnis. Neque ego ignoro hoc disputandi subtilius, sed illa πολυπραγμοσύνη nulla colligit inextricabilia, quae imperitos et juvenes vel perturbant etc. Der Herr Verfasser hat in dieser Hinsicht ganz richtig bemerkt, dafs diese fortgeschrittene Einsicht einem allseitigeren Studium der heiligen Schrift vorgegangen ist. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

·such einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen und einer Entwickelung seines Lehr-egriffes, von Friedrich Galle.

(Schlufs.)

In dem Abschnitt, welcher den synergistischen Streit nstellen beabsichtigt, ist S. 320 die Bestimmung Lehre *Cassians* nicht durchaus richtig zu nennen. r heifst es nämlich: Cassian und seines Gleichen ligen einer falschen Ansicht von der Verdienstlich- menschlichen Strebens und menschlicher Werke treten eben damit dem eigentlichen Pelagianis- wieder sehr nahe. Dies kann man nicht aner- ıen. Vielmehr ist der Hauptfehler dieses soge- ıten Semipelagianismus, der übrigens nicht ohne eutung ist, der, dafs Gnade und freier Wille ent- er nebeneinander stehen bleiben, oder sich unklar einander vermischen, ohne in eine organische Ein- aufzugehen. So wahr es ist, was Cassian (bei ıper adv. Collat. Opp. p. 435. 36) so nachdrück- behauptet, dafs Gnade und freier Wille sich ge- eitig fördere; die Gnade nicht so auf ihn wirke, er aufhöre zu *sein*, sondern nur dessen Qualität *re:* so wenig ist es ihm doch gelungen, das Ver- ıifs ohne bedeutende Widersprüche zu bestimmen. egen kann man den vom Herrn Verfasser ge- ıten Vorwurf mit Grund zurückweisen. Cassian ja in seinen Collationes (Coll. XIII. c. 13. Opp. 8) in einem eigenen Abschnitte ausgeführt, quod am Dei humani conatus compensare non possent, elchem der Unbefangene den ernstlichen Willen Verfassers erkennt, allen Anspruch auf Selbstge- igkeit niederzuschlagen. Allein es ist unleug- dafs er den vollkommenen wissenschaftlichen ruck für das, was er erstrebte, noch nicht gefun- Vielmehr sieht Recensent erst in dem *Synergis-* den auf seine Wahrheit zurückgeführten Semi- pelagianismus. Der Herr Verfasser gebraucht ersteren Namen mit *Recht* zur Bezeichnung der späteren Theorie Melanchthon's und hätte daher billig sein Bedenken über die Angemessenheit dieses Wortes auszusprechen unterlassen sollen; denn wenn er meint, dafs dieser Name insofern nicht ganz passend scheine, als Melanchthon keineswegs geglaubt, dafs der menschliche Wille einen Theil der Erneuerung des Herzens bewirke und die Gnade *auch* einen, wenn gleich gröfseren Theil, sondern die Ueberzeugung hatte, dafs die Gnade allein Gutes schaffe, und der Wille sich *nur theils receptiv theils anziehend verhalte*, so hebt ja die letzte Behauptung die erste wieder auf; denn was ist denn die Receptivität, — die Anziehung anders als ein *Mitwirken*? — ein theilweises Wirken bei der Bekehrung? — Eben diese Theorie des Synergismus scheint, wie schon gesagt, der richtigste Ausdruck des Verhältnisses und den allgemeinsten Grundgedanken nach die wahre Ausgleichung des Augustinismus und Pelagianismus. Er drückt auf der einen Seite die im Wesen der Menschen unvertilgbare Spontaneität, die in aller *Leidentlichkeit* nicht aufgehobene *Freiheit*, auf der andern das schöpferische Walten Gottes im Menschen aus, — die durch beides sich vollziehende Gesammtbewegung der Bekehrung, — in welcher göttlicher und menschlicher Wille sich einander begegnen, sich in einander aufheben. Der Semipelagianismus fafst dagegen noch allzuverständig die göttliche und menschliche Thätigkeit als zwei einander gegenüberstehende Reihen auf, oder vielmehr er scheidet zwischen beiden mit einer Schärfe, welche der Wahrheit der geheimnifsvoll sich realisirenden Einigung nicht gemäfs ist. Es sei unbestimmt, meinte Cassian, ob Gott oder der Mensch den ersten Anfang der Bekehrung mache, — es bedürfe nicht immer der ersten Anregung von Seiten Gottes, manchmal steigere er auch nur die Kräfte derer,

Digitized by Google

welche schon im Streben begriffen seien (Prosperi Opp. p. 463): die Gnade kommt ganz äufserlich zu dem zur Energie entwickelten Willen hinzu, durch sie wird das ohne sie vorhandene Natürliche nur höher potenzirt. Es ist daher sehr begreiflich, dafs Melanchthon, seitdem er den Standpunct der strengen Verstandesconsequenz verlassen, nicht in dieser, sondern in der synergistischen Theorie eine befriedigende Auflösung zu finden suchte. Der Uebergang von jenem ersten zu diesem zweiten Standpunct gleicht dem von der mechanischen zur organischen Ansicht: die Starrheit abstracter Verständigkeit zersetzt sich in eine flüfsige Vermittelung sich gegenüberstehender Seiten. Die menschliche Persönlichkeit wird in ihrer Bedeutung als eine von der Sphäre der Nothwendigkeit wesentlich verschiedene, als eine wahrhaft *freie* angesehen. Eben weil Melanchthon dies Bewufstsein der Freiheit sich errungen, konnte er später in eine so bittere Polemik gegen das *fatum Stoicorum* (s. des Verfassers Schrift S. 302) ausbrechen, welches er selbst früher —, aller Empirie zum Trotz, mit so grofser Entschiedenheit gelehrt und verkündigt hatte. In dieser Beziehung möchte sich kaum ein Anderer nennen lassen, dessen Lehrbegriff durch allmählige Fortbildung seines Urhebers solche Veränderungen erlitten, dafs sich manche Aeufserungen in der erstern und späteren Ausgabe diametral gegenüberstehen. Der Herr Verfasser hat die Lehre der letztern durch Auswahl charakteristischer Stellen recht treffend dargestellt, wenn gleich es wünschenswerth gewesen wäre, wenn er, um den Eindruck des Contrastes dem Leser wiederzugeben, bedeutsame Sätze aus beiden nicht blofs ausgehoben, sondern sich auch *gegenübergestellt* hätte.

In Cap. VI. S. 344 ist die Art und Weise auffallend, wie Augustins Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke bestimmt wird. Augustinus hatte behauptet, sagt der Herr Verf., dafs um der neuen Beschaffenheit willen, welche aus dem Glauben enspringt, und um ihrer Früchte willen der Mensch gerechtfertigt würde. Allein diese Angabe ist entweder nur halbwahr oder doch wenigstens sehr zweideutig gefafst. Freilich lehrte Augustin, kann man sagen, dafs der Mensch wegen der aus dem Glauben entspringenden guten Werke gerechtfertigt werde, aber *diese Werke sind ihm selbst Wirkungen der Gnade.* So nur glaubt er die Schwierigkeit lösen zu können, die Paulus auf der einen Seite lehrt, die Rechtfertigung sei allein vom Glauben abhängig, auf der andern dafs Gott einem Jeden nach seinen Werken gebe werde.

Die treffliche Auseinandersetzung des Herrn Verfassers über Melanchthon's Lehre von der Kirche 468 zeigt recht deutlich, wie schwierig es dem Protestantismus gewesen, sich von der katholischen Fassung des Begriffes der Kirche loszusagen, ohne ein phantastisches Ideal an deren Stelle zu setzen. Daher das spätere Schwanken Melanchthon's über die Unterscheidung und das Verhältnifs der sichtbaren und unsichtbaren Kirche. Gewifs ist die Auffassung derselben im Katholicismus nicht ohne verführerischen Schein. Dieses Dringen desselben auf das Zugeständnifs, dafs die Kirche die Wirklichkeit der wahren Religion sei, dafs diese so wenig von den Einzelnen erzeugen, dafs diese derselben vielmehr nur theilhaftig werden können, sofern Jeder als Accident der einen gemeinsamen Substanz sich fühlt, — ist ein Grofses; aber noch gröfser die Anerkennung, dafs die Eine Wahrheit stark genug sei, mannigfache Elemente, mächtige Gegensätze, unendliche Entwickelungen in sich zu ertragen, ohne aufzuhören sie selbst zu sein; noch gröfser die Kirche als Totalorganismus zu wissen, in welchem der Einzelne als Glied nur lebt, sofern er Eigenthümliches besitzt; in welchem die Confessionen nur ruhen, sofern sie Erscheinungen des an Bildung neuer Formen unerschöpflichen heiligen Geistes, als sie Gestaltungen der idealen Substanz des christlichen Lebens sind, welche gröfser denn sie alle ist, weil sie alle gebiert, beseelt, als beschränkte, beschränkende Formen zerbricht, noch *gröfser* die Nothwendigkeit verschiedener Mannigfaltung, sich sondernder Bildung, divergirender Richtung einzusehen, die Kirche als *eine werdende*, die *Wissenschaft als eine sie und sich entwickelnde*, *die allmählig im Elemente der Freiheit sich bildende vertiefende Selbstkenntnifs* derselben zu fassen: diese Auffassung ist dem Principe nach die *protestantische*.

H. Reuter.

Digitized by Google

XXXV.

κθεσις τῶν κατὰ τὸ ἱερὸν μνημόσυνον τῶν ἀειμνήστων Ζωσιμάδων, σὺν ᾗ καὶ ὁ ἐπιτάφιος λόγος ὁ παρὰ τοῦ αἰδεσιμωτάτου πρεσβυτέρου καὶ οἰκονόμου Κωνστ. τοῦ ἐξ οἰκονόμων ἐκφωνηθείς. Ἀθήνησιν, ᾳωμβ'.

Es verdient besonders rühmende Anerkennung, welch hohem Grade das heutige Volk der Grie- en seine geistigen Wohlthäter dankbar verehrt und ien für ihre Personen, nicht blofs insofern es der ohlthaten selbst, die es ihnen verdankt, sich wür- ; zu machen und sie zu verdienen sucht, die ver- nte Anerkennung zu Theil werden läfst. Es ist s jedenfalls ein Zug in dem Charakter des Volks, r ebenso dem Herzen und dem Gemüthe desselben ire macht, als von der geistigen Regsamkeit in n lebendiges Zeugnifs giebt; ein Zug übrigens, der wifs von manchem unkundigen oder befangenen urtheiler des griechischen Volks von vorn herein nselben nicht zugetraut, ihm vielmehr abgespro- n werden dürfte! Aber in der That sehr mit Un- ht! Wer, um nur bei der jüngsten Vergangenheit ien zu bleiben, es weifs, wie im Leben und im de der unvergefsliche Korais in Griechenland und den Griechen geehrt worden ist und noch wird; es weifs, wie die gleiche Anerkennung dem War- is, dem Belios und anderen ähnlichen Wohlthä- der Griechen von den Letzteren zu Theil gewor- ist, der weifs zugleich auch, welches Unrecht den echen geschieht, wenn man ihnen Undankbarkeit Unempfindlichkeit gegen ihre Wohlthäter, na- ntlich ihre geistigen Wohlthäter, die das Werk Aufklärung unter ihnen gefördert haben, vorwirft. neueste Zeit hat zu früheren Beispielen dieser einen höchst glänzenden Beweis geliefert, als in em Jahre (am $\frac{14}{26}$ Februar) Nikolaos Zosimas, letzte jener seltenen Pentas geistiger Wohlthä- ihrer Nation, in Nischnei-Nowgorod gestorben die Nachricht von dessen Tode nach Athen ge- t war. Der rühmliche Eifer einiger ausgezeich- r Griechen daselbst war sogleich bemüht, das ige zur Veranstaltung einer würdigen Todten- für die fünf Brüder Zosimas*) einzuleiten, und Regierung und Volk unterstützten sie hierbei in einer eben so sie selbst als die Verstorbenen ehrenden Weise. Die Todtenfeier fand am $\frac{5}{17}$ April 1842 in Athen in der Kirche der Irene statt. Die Leichenrede dabei hatte der als geistlicher Redner von langen Zeiten her berühmte Konst. Oikonomos, obgleich schon bejahrt und schwach, übernommen; — ein Umstand, der nicht wenig dazu beigetragen hatte, zahllose Massen von nah und fern zur Feier herbeizulocken, mehr als die Kirche fassen konnte, so dafs, wie dem Unterzeichneten von Theilnehmenden an der Todtenfeier versichert worden, Viele einen Theil der vorhergehenden Nacht in der Kirche zugebracht hatten, um eines Platzes gewifs zu sein, eine grofse Anzahl aber, ohne etwas zu hören, von dannen gehen mufsten. Diese Leichenrede ist es, um welche allein es sich hier handelt. Sie bildet in dem Schriftchen, das oben näher bezeichnet worden, und worin andere, auf diese Todtenfeier bezügliche Actenstücke enthalten sind, den wesentlichen Inhalt (S. 29—58), und jedenfalls ist sie um so mehr werth, hier mit einigen Worten besprochen zu werden, als sie sich in gewisser Hinsicht denjenigen Reden des genannten Oikonomos anschliefst, die im Jahre 1833 in Berlin (gedruckt in der Druckerei der Akademie der Wissenschaften) unter dem Titel: Λόγοι ἐκκλεσιαστικοὶ, ἐκφωνηθέντες ἐν τῇ γραικικῇ ἐκκλησίᾳ τῆς Ὀδησσοῦ, κατὰ τὸ ᾳωκα — ᾳωκβ ἔτος, ὑπὸ Ο. Κ. Ο. erschienen sind. Der obgenannte Konst. Oikonomos selbst ist der nämliche, der in den Jahren 1810—1820 als Lehrer der altgriechischen Sprache und der Rhetorik am neuerrichteten Gymnasium in Smyrna angestellt war und daselbst mit Erfolg gelehrt hat; der nämliche, der im Jahre 1821 die Leichenrede dem im April desselben Jahres so schmählich ermordeten Patriarchen Gregorios hielt; der nämliche, der dafür vom Kaiser Alexander die Erlaubnifs erhielt, in allen griechischen Kirchen des russischen Reichs predigen zu dürfen, auch später vieler anderen Gnadenbezeugungen Seitens der russischen Regierung sich zu erfreuen hatte; der nämliche, von dem der Grieche Jakomakis Risos Nerulos in seinem „Cours de littérature grecque moderne" (Genève 1827), S. 129 sagte, dafs „er sich in seinen geistlichen Reden durch positive Kenntnisse, durch ein tiefes Studium der heiligen Schriften und der Kirchenväter, durch die Klarheit und Lebhaftigkeit sei-

*) Theodosios Zosimas, starb 1793; Anastasios, starb 1805; Michael, starb 1809 in Livorno; Zoïs, starb 1827 in Moskau; und der obgenannte Nikolaos.

Digitized by Google

nes Geistes, durch die Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft und durch jenen feinen Geschmack auszeichnete, ohne welchen es weder grofse Redner noch grofse Dichter giebt". Auch in neuerer Zeit, und nachdem Oikonomos im Jahre 1835 nach Griechenland zurückgekehrt war, ist über ihn und sein dortiges Wirken von Athen aus viel die Rede gewesen; indefs wollen wir dies hier nicht weiter berühren und lieber gern vergessen, weil es wahrhaft leid thut, den sonst geachteten Mann nicht auf seinem Platze, vielmehr auf offenbaren Abwegen zu sehen, und wollen uns deshalb hier, wo wir ihn so ganz auf seinem Platze erblicken und uns dessen freuen können, diese Freude durch Nichts stören lassen. In der That kann die vorliegende Leichenrede auf die Brüder Zosimas als ein Muster ihrer Art gelten, eben so wie die Zosimas selbst, deren ganzes Leben nur den Wohlthaten gegen ihre Landsleute gewidmet war, für ein bewundernswerthes und unter den christlichen Völkern der Erde seltenes Beispiel von Vaterlandsliebe angesehen werden müssen; man mufs auch in dieser Rede die dem Oikonomos selbst von Risos nachgerühmten Vorzüge wiedererkennen, und kann irgend eine Spur von Schwäche des Mannes, aus dessen Geiste die Rede hervorgegangen, an ihr nicht entdecken; sie athmet vielmehr eine seltene Kraft des Geistes, einen hohen Schwung der Rhetorik, und man mufs bekennen, dafs der Gegenstand, eben so ruhmwürdig an sich, als selten in seiner Art, den Redner selbst begeistert und mit fortgerissen hat zu jenen Höhen der Menschheit, von wo diese aufopfernde und uneigennützige Vaterlandsliebe der Brüder Zosimas nicht nur dem Volke der Griechen, sondern der civilisirten Welt überhaupt als ein glänzendes Muster, das besonders in unserer egoistischen Zeit die vollste Anerkennung verdient, — vorleuchtet. Was den Gang der Rede im Einzelnen anlangt, so betrachtet der Redner theils welcher Art die Wohlthaten der Zosimas, theils ob sie Gott wohlgefällig gewesen seien. — In ersterer Beziehung genüge hier die Bemerkung, dafs diese fünf Brüder Zosimas seit fast funfzig Jahren theils durch Büchersendungen, theils dadurch, dafs sie Ausgaben altgriechischer Klassiker (z. B. die Ἑλληνικὴ βιβλιοθήκη durch Korais) und den Druck anderer Werke auf ihre sten besorgten, überhaupt aber auf jede m Weise das Licht der Wissenschaften und der A rung unter den Griechen anzuzünden und zu ve ten bemüht gewesen, die Wohlthäter ihrer Natio worden, und dafs sie so durch ihre Vaterlandsliebe ihre Uneigennützigkeit an der geistigen, und da auch an der politischen Wiedergeburt ihres Vate des einen wesentlichen Antheil in Anspruch n können. Gerne theilte der Unterzeichnete einige len der Rede, die nach der Angabe von Ohre theilweise auf die Zuhörer einen gewaltigen E gemacht hat, hier mit, namentlich die, wo d ner das Leben des Menschen mit einer R gleicht und daran auf geistreiche und höchst liche Weise moralische Betrachtungen und gen knüpft; allein der Mangel an Platz h daran, und sie würden in der Uebersetzung ren. Er beschränkt sich daher in dieser H das Wenige, was er vorstehend im Allge merkt hat. Ueber das Griechisch, in welche von Konst. Oikonomos gehalten worden, f bei, dafs, wie überhaupt die griechische Zeit von einigen Jahren, namentlich in A Aufnahme des Hellenischen, durch den Schrift und die Pflege der Wissenschaft sich verändert, und wie die reine, ge Form bereits tief in die gewöhnliche R Lebens eingedrungen ist, selbst in dieser bestimmten Rede die Sprache der Höhe chischen sich sehr nähert; dafs sie, wie Oikonomos gewohnt ist, mehr des Altgri des sogenannten Neugriechischen enthä man gerade an dieser Rede die Behaupt als richtig erweisen könnte, es gäbe gar dere und eigene neugriechische Sprache im zum Altgriechischen (wie es z. B. eine Sprache giebt im Gegensatze zur late vielmehr jene sogenannte neugriechische ter nichts sei, als die im Lauf der Zeit Einwirkung mancher Art verderbte U der alten Griechen.

Theod. Kie

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

XXXVI.

tersuchungen über römische Verfassung und Geschichte von J. Rubino, Professor in Marburg. Erster Theil. Ueber den Entwickelungsgang der römischen Verfassung bis zum Höhepuncte der Republik. Erster Band. Cassel, 1839, in J. C. Krieger's Verlags-Buchhandlung.

Die Aufgabe des vorliegenden Werkes ist durch zweiten Titel hinlänglich bezeichnet; die Grunde aber, von denen der Verf. bei ihrer Lösung ausngen, und das Verhältnifs, in welches er sich mit er Arbeit zu demjenigen, auf den sich alle gegentige Forschung auf diesem Gebiete mehr oder wer zu beziehen nicht umhin kann, zu Niebuhr stellt, cht er in der Vorrede wesentlich folgendermafsen

Nachdem durch Niebuhr's Kritik dem früheren ıben an die historische Wahrheit der Nachrichten die ältere Geschichte Roms unwiederbringlich ein e gemacht sei, ergebe sich nunmehr die Aufgabe, Aufgelöste in anderer Weise wiederherzustellen an die Stelle des Glaubens eine möglichst sichere gewisse Erkenntnifs zu setzen. Dies könne nur dem ebenfalls schon von Niebuhr betretenen Wege cht werden, indem durch Eindringen in die eigent- Beschaffenheit der vorhandenen Ueberlieferungen durch gehörige Sonderung derselben nach ihrem runge zunächst gewisse feste Puncte ermittelt en, von welchen aus sich dann ein Ganzes gewinlasse, welches, wenn auch freilich keinen Reich- einzelner Thatsachen, doch eine Reihe gesicher- Hauptfacta und Hauptverhältnisse darbiete. Die rlieferungen zerfallen nun in zwei wesentlich verdene Gattungen: erstens Traditionen über die Verfassung und die damit zusammenhängenden religiösen und Rechtsinstitute, und zweitens Erzählungen von Kriegen und auswärtigen Verhältnissen, von Thaten und Schicksalen ausgezeichneter Männer u. dgl., und es sei nicht zu verkennen, dafs jenen ein weit höherer Grad von Glaubwürdigkeit als diesen zukomme, indem sie theils schon sehr früh aufgezeichnet, theils, wo dies nicht geschehen, doch an fortbestehende Institutionen angeknüpft und so im lebendigen Bewufstsein getragen, auch von Priestern und Staatsmännern mit Sorgfalt überwacht seien, während die andere, der Volkssage überlassen, und schon ihrer Natur nach vielfacher Verfälschung ausgesetzt waren. Wenn wir also auch darauf Verzicht leisten müssen, von der äufseren Geschichte des römischen Staates in den ersten Jahrhunderten eine sichere und zuverläfsige Kunde zu gewinnen, so sei doch wenigstens von den inneren Zuständen und den Formen der Verfassung und Verwaltung ein treueres Bild zu hoffen. Niebuhr, obgleich im Ganzen nicht anders urtheilend, sei doch im Einzelnen diesem Urtheile oft ungetreu geworden, und habe auch über Gegenstände dieser zweiten Art die gröbste Unwissenheit und ganz unglaubliche Irrthümer bei Schriftstellern vorausgesetzt, denen es weder an Eifer und gutem Willen, die Wahrheit zu erforschen, noch auch an guten Quellen, aus denen sie sich unterrichten konnten, gefehlt habe; dagegen habe er auf der anderen Seite vermeintliche Spuren der Wahrheit an Orten zu entdecken geglaubt, wo kein Anderer dergleichen zu finden vermöge, ja nicht selten seine Ansichten auf solche Stellen gestüzt, welche nach vorurtheilsfreier Auslegung gerade das Gegentheil aussagen, indem er nämlich die Schriftsteller eines Mifsverständnisses ihrer eigenen Worte beschuldigt und behauptet, dafs das, was sie sagen, eigent-

Digitized by Google

lich und in Wahrheit etwas ganz anderes bedeute, als was sie selbst sich dabei dachten.

Der Unbefangene wird schwerlich umhin können, dies Urtheil über Niebuhr's Verfahren gegründet zu finden, und zugleich zu gestehen, dafs bisher von denen, die nach Niebuhr die römische Geschichte behandelt haben, mehr die Fehler als die Vorzüge des grofsen Mannes nachgeahmt worden sind. Wo nicht seine imponirende Auctorität fast unbedingt gläubige Nachtreter fand, wurden doch die Resultate seiner vernichtenden Kritik bereitwilligst angenommen, und die ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte als ein freigegebenes Feld angesehen, auf dem sich Jeder in eigenen Constructionen und Combinationen nach dem Maafse seiner Kenntnifs und Tüchtigkeit, seiner Theorie oder Phantasie, seiner philosophischen, politischen, religiösen Ansichten versuchen dürfe, woraus denn Producte hervorgegangen sind, deren sich die Wissenschaft wenigstens eben nicht zu rühmen hat. Solchen Erscheinungen gegenüber ist es erfreulich, auch einmal die Grundsätze besonnener und vorsichtiger Forschung ausgesprochen zu hören, von deren Befolgung allein, nicht aber von schrankenloser Zweifelsucht und kecker Lust an sogenannten geistreichen Combinationen, wahrer Gewinn für die Wissenschaft zu erwarten ist. Es fragt sich nur, ob Hr. R. die Grundsätze, die er aufstellt, auch wirklich überall richtig angewandt, die Ueberlieferungen gebührend gewürdigt, keiner einseitigen Auffassung Raum gegeben, keine wesentlichen Momente übersehen habe, und ob wirklich die festen Puncte ermittelt und ein treues Bild der inneren Zustände und der Formen der Verfassung und Verwaltung gegeben sei.

Die Periode, die der vorliegende erste Band behandelt, ist nur die Zeit vor Servius Tullius, und das Resultat der Darstellung des Verfs. im Wesentlichen Folgendes: Die Verfassung Rom's war ihrem Ursprunge und Wesen nach nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine Aristokratie der Patricier mit einem Könige als obersten lebenslänglichen Beamten an der Spitze, sondern eine Monarchie im vollsten Sinne des Worts. Der ganze Staat war gleichsam eine freie Schöpfung des Königthums, sein ganzer Organismus von diesem aus, als seinem Mittelpuncte, entstanden und geordnet, alle Gewalt einzelner Behörden und Corporationen von ihm ausgeflossen, und es gab dem Könige gegenüber keine andere unmittelbar und selbstständig berechtigte Macht, so wenig anfangs, bei der ersten Bildung und Gestaltung, als später bei der Regierung und Verwaltung des Gemeinwesens. — Diese Ansicht sucht nun Hr. R. zunächst in der Einleitung S. 6—12 dadurch zu begründen, dafs zur Zeit, als Rom entstand, unter den benachbarten italischen Völkern das Königthum unstreitig vorherrschend gewesen, dafs es überall als das Wesentliche des Staates betrachtet worden sei, einen König an der Spitze zu haben. Es sei also der römische Staat unter der Herrschaft dieses Begriffs entstanden, und das Königthum habe demnach nothwendig der lebendige Mittelpunct seines Daseins, der Ausgangspunct für alle seine öffentlichen Einrichtungen werden müssen. Schwerlich dürfte sich dieser Schlufs rechtfertigen lassen. Zugegeben, dafs wirklich zur Zeit der Entstehung Rom's das Königthum die vorherrschende Staatsform des benachbarten Italien gewesen sei, — obgleich sich auch dies aus vier oder fünf Beispielen von Königsherrschaft nicht eigentlich erweisen läfst, — so ist doch die Vorstellung einer absoluten Monarchie, wie Hr. R. sie annimmt, durch Nichts zu begründen. Vielmehr wenn man erwägt, wie schon zur Zeit der Erbauung Rom's das Königthum in Alba abgeschafft und mit einer jährlich wechselnden Magistratur vertauscht worden (Dionys. V, 74, vgl. III, 2. Plut. Rom. c. 26*), wie ferner auch im übrigen Latium zur Zeit der Zerstörung Alba's keine Könige mehr erwähnt werden (Dionys. III, 34), und eben so wenig bei anderen benachbarten Völkern, Sabinern (von Collatia vgl. Liv. I, 38), Aequern, Hernikern, Volscern, Etruskern, mit alleiniger Ausnahme der Veijenter, bei denen jedoch der König auch nur ein unter besonderen Umständen gewählter, wenn auch lebenslänglicher, Beamter war, so wird man nothwendig in der Ansicht geführt, dafs damals, als Rom entstand, diese Völker alle sich schon auf einem solchen Punct politischer Entwickelung befanden, wo die Königsgewalt vor der des Volkes, und zunächst der Edlen (principes, proceres Latinorum nennt Liv. I, 45. 50. 51.

*) Ueber Livius' abweichende Angabe I, 23 genügt es, auf die Erörterung von C. G. Lorenz, de dictat. Latin. et mun. part. I p. 11 zu verweisen.

Digitized by Google

ichen mufste, d. h. in der Periode des verfallenden d untergehenden Königthums. Da nun aber der rö- sche Staat unbezweifelt aus Elementen entstand, die Nachbarstaaten darboten, und die ersten Gründer iselben ihre heimischen politischen Ansichten und Gewöhnung an dortige Zustände und Verhältnisse brachten, so mufs es sehr natürlich scheinen, dafs h das Königthum, welches sie stifteten, gleich An- gs ein beschränktes war. Deuten nun freilich man- Darstellungen der ältesten Institutionen scheinbar einen ganz anderen Charakter desselben hin, so rzeugt man sich doch bei genauerer Prüfung bald, s diese alle für die Entscheidung der Frage von keinem Gewichte seien. Bevor wir indessen hier- näher eingehen, müssen wir zuvörderst einen Blick den ersten Abschnitt des Buches werfen, in wel- m der Verf. mittels einer sehr ausführlichen Erör- ung „über die Uebertragung der römischen Magi- tur" seine Ansichten über die königliche Gewalt h durch die noch zu den Zeiten des Freistaates enden staatsrechtlichen Grundsätze zu stützen be- t ist. Immer nämlich, meint er, habe der Grund- festgestanden, dafs jede Magistratur nur von ih- jedesmaligen Inhaber oder von einem höheren Ma- rate auf einen Andern zu übertragen sei, und wenn Uebertragende dabei auch schon vor Alters ge- nlich theils an die Ermächtigung der Patres, theils lie Stimme der Volksversammlung gebunden ge- n sei, so könne doch diese Bedingung nicht als durchaus wesentliche gelten, da ihr das Zeichen Allgemeinheit fehle, indem die Ernennung der In- gen, der Dictatoren, der magistri equitum, der tpräfecten immer ohne sie erfolgte, auch Coopta- n in den Collegien, namentlich der Volkstribunen, fanden, und endlich in den Zeiten der Bürger- e Consulate vorkommen, welche, obgleich ohne immung in den Comitien übernommen, dennoch irkliche betrachtet und in den Fasten verzeichnet en (S. 14 not.). Dagegen sei es zu jeder Zeit Ausnahme nöthig gewesen, dafs die Ernennung einen Magistrat geschähe, und der Ausdruck e, der auch etymologisch nichts an Volkswahl er- ides habe, werde nur ungenau von dieser, viel ger dagegen, und im strengen Sprachgebrauch r, nur von dem ernennenden Magistrate ge- braucht (S. 17). Es habe ferner immer der Grund- satz festgestanden, dafs nur der Inhaber einer oberen Magistratur eine gleiche oder untergeordnete ertheilen dürfe (S. 22), so wie auch, dafs derjenige, der ein- mal im Besitz einer Magistratur sei, derselben inner- halb der Zeit, für welche sie ihm verliehen worden, nur dadurch entkleidet werden könne, dafs er selbst durch Abdication sie niederlege (S. 26). Dafs diese Grundsätze durch das Auspicienwesen gestützt und be- festigt seien, könne nicht bezweifelt werden, wenn gleich sich ihr Zusammenhang mit diesem im Einzel- nen nicht nachweisen lasse (S. 34). Die Auspicien aber haben ursprünglich nur die Könige gehabt (S. 48), und sie werden zurückgeführt auf jenes grofse Zei- chen, wodurch die Götter dem Romulus die Ermächti- gung gaben, den Staat zu gründen und einzurichten (S. 82). Da nun aber kein Erbreich, sondern ein Wahlreich eingeführt worden, so habe sich damit auch der Begriff gebildet, dafs die Auspicien, mit er- neuter Einwilligung der Götter, auf den jedesmaligen Nachfolger übergingen. Das Volk habe sie niemals, die Patres nur in dem Ausnahmsfalle eines Interreg- nums erhalten, und mithin seien nach dem Aufhören des Königthums die an dessen Stelle getretenen Ma- gistrate als die einzigen rechtmäfsigen Inhaber der Auspicien angesehen (S. 66). — Wir haben aus der weitläufigen und im Einzelnen sehr verdienstlichen Auseinandersetzung nur die Hauptpuncte herausgeho- ben, die am meisten zu Folgerungen über das Königthum, um derentwillen ohne Zweifel allein dies ganze Capitel hier seinen Platz gefunden hat, benutzt wer- den zu können scheinen. Diese Folgerungen sind nun offenbar: erstens, alle durch Auspicien bedingte öf- fentliche Gewalt konnte zur Zeit des Königthums ent- weder nur von den Königen selbst, als den alleinigen Inhabern der Auspicien, oder von solchen geübt wer- den, denen sie als Dienern und Gehülfen von ihnen übertragen war; und zweitens, bei der Wahl solcher Diener und Gehülfen waren die Könige an keine Mit- wirkung, am wenigsten der Volksversammlung, gebun- den, sondern dieselbe hing lediglich von ihnen allein ab. Dies letztere läfst sich indessen aus ganz ande- ren Gründen wahrscheinlich machen, und ist auch von Hrn. R. selbst weiter unten aus solchen wahrscheinlich gemacht worden, so dafs es hiezu jener weitläufigen

Digitized by Google

Erörterung, und namentlich des Eingehens in das Staatsrecht der späteren Zeiten gar nicht bedurft haben würde. Aber auch an sich geben die vom Verf. aufgestellten Sätze zu manchen Einwendungen und Bedenken Anlafs. Denn was jenen angeblichen Grundsatz betrifft, wonach eigentlich nur der jedesmalige Inhaber einer Magistratur dieselbe oder eine untergeordnete auf Andere übertragen habe, und Volkswahl wie auctoritas patrum unwesentlich gewesen sei, so kann, um jetzt noch von den Interregen zu schweigen, zunächst die Ernennung des Dictators durch den Consul unmöglich als ein Belag hiefür gelten. Denn da der Dictator vom Consul nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern nur in Folge eines Senatsbeschlusses ernannt ward, so ist der Consul hiebei nur als Werkzeug des Senates, als Vollstrecker des oft selbst gegen seinen Willen gefafsten Beschlusses anzusehen, wobei es keinen wesentlichen Unterschied macht, ob der Senat, wie früher geschah, auch die zu ernennende Person vorschrieb, oder, wie späterhin, diese der Wahl des Consuls überliefs. Noch weniger aber kann die Ernennung des Magister equitum durch den Dictator für jenen Grundsatz beweisen, auch wenn man, und gewifs mit Recht, Niebuhr's Meinung, dafs auch hier ursprünglich Volkswahl stattgefunden habe, verwirft. Denn da die Dictatur eine aufserordentliche, mit ganz besonderer Macht bekleidete Magistratur war, so läfst, was ihr in Folge dieser zustand, schon darum keinen Schlufs auf die für die ordentlichen Magistrate geltenden Grundsätze zu; zu geschweigen, dafs Ernennung eines untergeordneten Gehülfen und Ernennung eines Nachfolgers im Amte zwei wesentlich verschiedene Dinge sind. Die Bestellung eines praefectus urbi ferner war ja in der That nichts anderes, als ein einstweiliges Mandat an einen Stellvertreter für wenige Tage, und der Bestellte stand zu den Consuln wesentlich in keinem andern Verhältnisse, als z. B. der mit diesem oder jenem Geschäfte beauftragte Legat zu seinem Vorgesetzten. Er hatte ein imperium mandatum (consules mandabant sagt auch Tac. Ann. VI, 11), nicht eine selbstständige Magistratur; und die Befugnifs, sich auf wenige Tage durch selbstgewählte [illegible] datare vertreten zu lassen, ist denn doch etwas anderes, als sein ganzes Amt vollständig einem [illegible] übertragen. Nicht beweisender ist aber die Ergänzung von Collegien durch Cooptation, wie sie bei den Volkstribunen vorkam. Hier schrieb das Gesetz eine gewisse Anzahl von Collegen vor; das Volk hatte diese zu wählen, und nur wenn Umstände die Erwählung der [illegible] Anzahl verhindert hatten, ward den Gewählten die Befugnifs eingeräumt, sich ihre noch fehlenden Collegen selbst zu ernennen, was also nicht Uebertragung [illegible] Gewalt auf Andere, sondern nur Aufnahme von Genossen zur gesetzmäfsigen Theilnahme an der Gewalt [illegible] Endlich dafs in den Bürgerkriegen, d. h. in den Zeiten gesetzloser Gewaltherrschaft, Ernennungen von Consuln in gesetzwidriger Weise erfolgten, und man sich in Noth die also Ernannten gefallen liefs, wird doch schlechterdings nicht als Belag für einen staatsrechtlichen Grundsatz dienen können. Fragen wir aber nach dem, was sich nicht als Ausnahme, sondern als Regel und Gesetz nachweisen läfst, so finden wir als wesentliche Erfordernisse der Creation eines Magistrates 1) die Autorisation der Götter durch die vor der Wahlversammlung zu beobachtenden Auspicien; 2) die Bezeichnung einer Person durch das Volk in der durch die Auspicien autorisirten Versammlung; 3) die Genehmigung des Senates; 4) die Renuntiation durch den die Comitien haltenden Magistrat. Weil nun aber bei allem diesem der vorsitzende Magistrat thätig war, und alles durch ihn und unter seiner Leitung und Vermittelung vor sich ging, so ist es sehr natürlich, dafs auch der Ausdruck creare vorzugsweise oft von seiner Thätigkeit gebraucht zu werden pflegt, und die Folgerung hieraus, dafs die Thätigkeit des Volkes als weniger wesentlich betrachtet sei, durchaus unstatthaft. Dafs übrigens creare auch vom Volke eben nicht selten, und nicht blofs an Stellen, wo man Ungenauigkeit des Ausdrucks annehmen dürfte, gebraucht werde, ist schon von Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung [illegible] nert worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

ıtersuchungen über römische Verfassung und Geschichte von J. Rubino.

(Fortsetzung.)

Der zweite Grundsatz, dafs nur der Inhaber der ern Magistratur eine gleiche oder untergeordnete iren, d. h. die Wahl einer solchen leiten dürfe, ist ilich unbestreitbar, aber für die Frage nach dem gentlichen Wesen der creatio ohne Bedeutung. Dasıbe gilt von dem dritten, dafs kein Magistrat seines ntes vor Ablauf der gesetzlichen Zeit durch Beılufs des Rathes oder Volkes habe beraubt werden nen, wenn nicht seine eigene Abdication dazu kam; bei wir indessen nicht umhin können zu bemerken, s Hr. R. diesen Grundsatz eigentlich nicht bewiehat, und nicht hat beweisen können, da es weder Zeugnifs noch ein Beispiel giebt, aus dem sich ehen liefse, was in dem übrigens auch ganz undenken Falle einer fortwährend hartnäckig verweiger- Abdication Rechtens gewesen sein würde, und ob solchem Falle wirklich nur ein removere a re pua, eine Verhinderung aller amtlichen Thätigkeit, Ungültigmachen aller etwa vorgenommenen Handgen, — was denn doch wesentlich nichts anders als raubung der Amtsgewalt war, — nicht aber auch e anderweitige Besetzung des Amtes als eines erleten rechtlich möglich gewesen sei. Hr. R. geht r noch weiter. Er behauptet, selbst die Erklärung Augurn, dafs die Auspicien bei der Creation des gistrates fehlerhaft gewesen, also die unerläfslich- Bedingung jedes Amtes, die Einwilligung der Götnicht vorhanden sei, habe keinesweges die Kraft abt, auf den Grund der Nullität die Magistratur zuheben, sondern auch hier sei die Abdication ein nothwendiges Erfordernifs gewesen, dafs der Marat, trotz des Ausspruches der Augurn, so lange nicht selbst abdicirt hatte, im Besitze des Amtes geblieben, und selbst seine Amtshandlungen auch jetzt noch gültig gewesen seien. Der Beweis dieses unglaublichen Satzes soll in den Worten des Varro liegen de l. L. VI, 30: magistratus vitio creatus nihilo secius magistratus. Von einer Erklärung der Augurn ist aber, wie man sieht, hier gar nicht die Rede, und Varro's Ausspruch ist vielmehr in folgendem Sinne zu deuten: Jedes Auspicium, natürlich also auch jedes vitium, mufste, um Wirkung hervorzubringen, wahrgenommen und erkannt sein. Vgl. Cic. de Div. II, 36, 77 und die dort von Giese angeführten Stellen. War deswegen auch immerhin ein Magistrat vitio creatus; das vitium blieb, bis es wahrgenommen und die Erklärung der Augurn abgegeben war, wirkungslos. Denn eben darin, dafs es nicht früher wahrgenommen war, fand man nun eine Bewilligung der Götter, das Amt wenigstens bis zu diesem Augenblicke zu führen.

Was nun aber endlich jenes Auspicienrecht der Könige und dessen Uebertragung auf den Nachfolger betrifft, so würde aus der Darstellung des Verfs. consequenter Weise folgen, dafs wenn der König, als alleiniger Inhaber der ihm lediglich für seine Person verliehenen Auspicien, dieselben nicht schon bei seinem Leben einem Nachfolger mittheilte, sie bei seinem Tode nothwendig als ganz erloschen betrachtet werden mufsten, mithin der Nachfolger sie nicht anders als durch eine neue unmittelbare Verleihung der Götter bekommen konnte. Wir finden nun aber, dafs beim Tode des Königs die Auspicien keinesweges als eigentlich erloschen, sondern vielmehr als der Gesammtheit der Patres anheimgefallen betrachtet wurden, welche deswegen sofort aus ihrer Mitte ein Individuum, den Interrex, damit ausstattet, um den verstorbenen König einstweilen zu ersetzen; und dies führt uns nothwendig auf die Vorstellung, dafs man jenes bei der Gründung des Staates eingegangene Verhältnifs zu den Göttern, worauf das Auspicienrecht

Digitized by Google

beruht, keinesweges als ein bloſs die Person des Königs, sondern als ein die Gesammtheit seiner Genossen, die Patres, berechtigendes angesehen habe. Wenn nun gleich diese Berechtigung, die eben in der Befugniſs bestand, in Angelegenheiten des Staates durch Auspicien mit den Göttern zu verkehren, in jedem einzelnen Falle nicht von der Gesammtheit selbst oder von jedem Beliebigen aus ihrer Mitte, sondern nur von dem Einen ausgeübt werden konnte, dem die Vertretung der Gesammtheit in dieser Beziehung förmlich und mit Zustimmung der Götter übertragen war, so war nun doch durch den Tod dieses Vertreters die allgemeine Berechtigung der Gesammtheit keinesweges verloren gegangen, sondern sie wurde sofort geltend gemacht in der Ernennung eines Interrex, der dann, unter der sich von selbst verstehenden Bedingung der göttlichen Genehmigung, die weitern erforderlichen Schritte bis zur definitiven Anstellung des neuen Königs zu thun hatte. So stellt sich also auch von dieser Seite betrachtet das Königthum in einem wesentlich andern Lichte dar, als Hr. R. es angesehen wissen will; und nicht als ein lediglich für sich und seine Person besonders bevorrechtetes Individuum, sondern als der bevollmächtigte Vertreter einer ursprünglich gleich berechtigten Gesammtheit steht der König den Göttern gegenüber.

Der nun folgende zweite Abschnitt sucht die Unumschränktheit der monarchischen Gewalt aus den Ueberlieferungen über die ältesten Institutionen des Staates zu erweisen, indem in diesen zunächst im Allgemeinen die Ansicht ausgesprochen sei, daſs das Königthum ein ursprüngliches, nicht vom Volke verliehenes sei. Bei der traditionellen Sage über die Entstehung des Staates muſs man dies sehr natürlich finden. Eine Schaar, die schon vorher unter einem Anführer vereinigt gewesen war, konnte, als sie in den Fall kam einen Staat zu gründen, schwerlich einen Grund haben, den früheren Anführer nicht jetzt auch als König anzuerkennen, und was Dionysius IV, 4, 2 als Ergebniſs einer darüber angestellten Berathung darstellt, machte sich in der echten einheimischen Sage ganz einfach von selbst. Ueber den Umfang der Gewalt jedoch, mit der man sich den König bekleidet dachte, ist hieraus noch nichts zu entnehmen. Diese soll nun aber daraus erkannt werden, daſs die Tradition alle öffentlichen Institutionen als lediglich vom Könige allein ausgehend, seine Gewalt allein ursprünglich, alle andere als von ihr ausgehend eingesetzt darstellt. Schwerlich verhält es sich in sen mit den römischen Traditionen anders, als ähnlichen bei andern Völkern. Der Staat entwick sich zu Rom, wie anderswo, aus dem anfänglic Zustande unbestimmter und schwankender Verfass allmählig, wie Bedürfniſs und Umstände es veranl ten, zu fester umschriebenen Formen und gesetz bestimmten Einrichtungen; und erst als diese s eine gewisse Consistenz gewonnen hatten, bild sich auch Ansichten über ihre Entstehung aus, di Folge des natürlichen Bestrebens, einen festen fangspunct, der in der That nicht mehr zu ermit war, wenigstens für die Vorstellung zu haben, allmählig und unvermerkt Gewordene von irgend ei in der Sage berühmten Haupte der Vorzeit, das e dazu geeignet schien, stiften und anordnen lieſs. I unter diesen Häuptern auch solche sind, die schwerlich für historische Personen gelten lassen kann hier übergangen werden. Mag man sich angeblichen Stifter Romulus, Numa, als historisch fallen lassen, oder mag man, wenn man das Mythi anzuerkennen nicht umhin kann, wenigstens so viel Wahrheit in der Tradition zu finden meinen, daſs einzelne alte Könige als erste Stifter jener Inst tionen anzunehmen seien, so ist doch immer noch Frage, *wie* waren sie als Stifter thätig? für sich al bloſs ihrem eigenen Rath und Willen folgend, beschränkt und gebunden an die Mitwirkung und Zu stimmung irgend einer andern mit selbständiger B rechtigung ihnen zur Seite stehenden Gewalt! Den so weit kann doch der Buchstabenglaube unmöglich gehen sollen, daſs, weil nur Einer ausdrücklich genan wird, deswegen der Gedanke an die Mitwirkung ll rerer auszuschlieſsen sei. Romulus iura dedit, Nu instituit, Ancus Marcius ius descripsit u. dgl. ist offe bar die angemessenste und vernünftigste Art, wie Schriftsteller über Einrichtungen der ältesten Zei schreiben konnten, wo über das Detail und die stimmte Form des Hergangs nichts überliefert w Hr. R. freilich meint S. 177, wenn man die Maaſs geln des Königs als an die Zustimmung oder Verw fung des Senats gebunden betrachtet hätte, so wäre es, da die Sage aus der Königszeit durch die Ann listen reich genug ausgestattet worden, auch an Nu

Digitized by Google

chten über Streitigkeiten, die hierüber geführt seien, cht fehlen. Für *Nachrichten* wollen wir lieber *Anben* oder *Erdichtungen* setzen: denn dafs die Annaten Nachrichten aus der Königszeit über Einzelhei- n der Verhandlungen vorgefunden haben, glaubt doch . R. selbst eben so wenig als wir. Sein Argument also dieses: es sei nicht wahrscheinlich, dafs die nalisten, da sie die Sagen über die Königszeit im rigen so reich ausstatteten, nicht auch Verhandlun- n und Streitigkeiten über Gesetzgebungsmafsregeln d ähnliche Dinge angebracht haben würden, wenn geglaubt hätten, dafs darüber im Senate verhan- t worden wäre. Ein Anderer möchte mit besserem chte die Enthaltsamkeit der Annalisten als einen weis gesunden Urtheils ansehen, dafs sie verschmäh- , Specialitäten, von denen sie Nichts überliefert iden, rein aus der Luft zu greifen. — Hr. R. beruft h S. 419 ff. auch auf Cicero, Sallust und Tacitus. ero's Vorstellung von den Gesetzen der Könige soll nlich diese gewesen sein, dafs er sich dieselben, z wie die eines Minos oder Theseus, lediglich als igliche, in jenem eminenten Begriff des Königns, der überall bei ihm durchschimmere, gedacht e. Aber Cicero läfst ausdrücklich den Romulus patrum auctoritate consilioque regieren, de re publ. 8, ganz eben so wie Livius 1, 49 es als traditum atribus morem schildert, de omnibus senatum conre, was zuerst der tyrannische Tarquinius unteren habe. Ferner Sallust's Ausdruck imperium timum (Catil. c. 6.) will Hr. R. S. 422 nur auf eine Recht und gesetzmäfsiger Ordnung geführte, nicht eine beschränkte Regierung gedeutet wissen. Aber on der Zusatz, *nomen* imperii regium deutet vielr darauf hin, dafs Sallust die Könige nicht als s im vollen Sinne des Wortes, d. h. als absolute archen gedacht habe. Besonderes Gewicht wird 24 auf Tacitus gelegt, nobis Romulus ut libitum ritavit; und diesen Zeugen können wir Hrn. R. erhin lassen, ohne befürchten zu dürfen, dafs man m den Repräsentanten einer allgemein herrschenoder gar einer historisch begründeten Ansicht der er über ihr altes Königthum finden werde. — Auch las Privatrecht wurde nach S. 121 das Königthum ie alleinige Quelle betrachtet. Dafs dies materiell htig sei, stellt Hr. R. selbst nicht in Abrede; fordagegen soll es vollkommen wahr sein, d. h. sobald das durch Sitte und Gewohnheit gebildete Recht in bestimmter Fassung als Gesetz ausgesprochen wurde, ging dies allein vom Könige aus. Aber auch hiefür sucht man vergebens den Beweis. Vielmehr die einzige Stelle, die sich über die civilrechtlichen Gesetze der Könige nicht in jener oben bezeichneten unbestimmten Weise, sondern mit ausdrücklicher Angabe des dabei beobachteten Verfahrens äufsert, Pomponius Dig. de orig. iur. 2., läfst diese Gesetze nicht vom Könige allein, sondern von den Curien ausgehen. Mag dies nun wahr oder falsch sein, so folgt doch wenigstens so viel, dafs die von Hrn. R. behauptete Ansicht keinesweges die allgemeine der Alten war. — Dafs ferner ursprünglich auch die Handhabung des Rechts von dem freien Ermessen der Könige abgehangen habe, wofür S. 125 die Worte des Dionysius X, 1 angeführt werden, οἱ βασιλεῖς ἐφ' ἑαυτῶν ἔταττον τὰς δικὰς, καὶ τὸ δικαιωθὲς ὑπ' ἐκείνων νόμος ἦν, kann man für die Zeit, wo es noch keine geschriebenen Gesetze gab, gerne zugeben, nur mit der Einschränkung, dafs die aus diesem freien Ermessen hervorgegangenen Sprüche als Rechtsnormen nicht deswegen galten und für die Folge bestanden, weil sie vom Könige kamen, sondern weil und insofern sie von dem im Könige wie im Volke lebenden Rechtsbewufstsein ausgegangen waren. Dafs bei solchem Zustande im Einzelnen immer Vieles von der Persönlichkeit des Königs abhängen mufste, liegt in der Natur der Sache, weil das Recht, so lebendig und verbreitet auch das Bewufstsein desselben im Volke sein mag, doch in seiner Anwendung auf besondere Fälle nothwendig durch den einzelnen Richter vermittelt werden mufs, und in der Form der Anwendung keine feste und geregelte Procefsordnung diesen bindet. Nichts anders als dies meint auch Pomponius in den S. 125 angeführten Worten, omnia manu a regibus gubernabantur: denn *manus* heifst hier eben dies von der Persönlichkeit abhängige freiere Verfahren nach eigenem Ermessen, ganz wie in der ähnlichen Aeufserung des Tacitus, Agric. c. 9, wo er von der Jurisdiction der Feldherrn im Lager, im Gegensatz gegen die der städtischen Magistrate redet, castrensis iurisdictio secura et obtusior ac plura *manu* agens.

Ein ferneres Argument für die Unbeschränktheit der Könige findet Hr. R. S. 127 in der Angabe des Dionysius, der XI, 41 das Königthum eine ἀρχὴ ἀνυ-

Digitized by Google

πεύθυνος nennt. Damit ist indessen weiter nichts gesagt, als dafs der König keiner gesetzlich angeordneten Rechenschaftsablegung unterworfen gewesen sei, nicht aber, dafs er unumschränkte Macht gehabt habe, zu thun was er wolle, ohne an Jemandes Rath oder Zustimmung gebunden zu sein. Auch zu Athen soll bekanntlich die εὐθύνη der obersten Magistrate, die auch späterhin nicht eiufhörten Könige genannt zu werden, erst nach Kodrus' Tode eingeführt worden sein; mithin waren die früheren Könige ἀνυπεύθυνοι. Wie sehr aber dennoch das Königthum des heroischen Zeitalters durch die Edlen beschränkt war, zeigen die Homerischen Gedichte, und es ist kein Grund anzunehmen, dafs es zu Athen anders gewesen sei. Aber freilich mufste bei der Unbestimmtheit der Verfassung und dem Mangel ausdrücklicher gesetzlicher Bestimmungen, wie in Griechenland, so in Rom, das Königthum je nach der Person des Herrschers oder nach sonstigen Umständen bald kräftiger und selbständiger, bald beschränkter erscheinen.

Am Schlufs dieses Abschnitts S. 134 spricht Hr. R. von den einzelnen der unumschränkten Königsmacht unterworfenen Gegenständen. Da er sich aber hier darüber nur mit allgemeinen Andeutungen begnügt, und die speciellere Begründung den folgenden Abschnitten vorbehält, so wird es zweckmäfsig sein, bei unsern Gegenbemerkungen auch diese gleich mit zu berücksichtigen. Zuvörderst hinsichtlich der auswärtigen Verhältnisse kann Hr. R. selbst nicht umhin S. 176 zuzugeben, dafs sowohl bei Kriegserklärungen als bei foederibus der Senat befragt werden mufste, und wir haben also hier wenigstens Eine sehr wesentliche Beschränkung, und zwar eine solche, die um so auffallender erscheinen mufs, je mehr es im Allgemeinen der Natur der Sache angemessen erachtet zu werden pflegt, dafs die Regierung, wenn auch im Innern vielfältig beschränkt, doch in den Verhältnissen zu auswärtigen Staaten freier und ungebundener sei. Im römischen Staate soll es sich nun gerade umgekehrt verhalten haben: nach aufsen hin sollen dem Könige die Hände gebunden gewesen sein; im Innern dagegen soll er frei und unbeschränkt haben gebieten können. Wir haben indessen über diese Unbeschränktheit in inneren Angelegenheiten schon oben unsere Bedenken vorgebracht, und uns gegen Hrn. R.'s Schlüsse aus der Nichterwähnung von Debatten über Gegenstände dieser Art erklärt, was wir hier nicht zu wiederholen brauchen. — Mehr Gewicht könnten die S. 177 und schon früher S. 132 von der Dictatur hergenommenen Argumente zu haben scheinen. Die Dictatur, sagt Hr. R., war, wie directe Zeugnisse besagen, in der ganzen Fülle ihrer Macht nichts anders, als die für kurze Zeit wiederhergestellte königliche Gewalt. Indessen Alles, was über die Unbeschränktheit des Dictators gesagt wird, bezieht sich doch nur auf executive Massregeln: von einer constituirenden, gesetzgebenden Gewalt, die doch Hr. R. ebenfalls den Königen zuschreibt, besafs der Dictator Nichts. Wenn aber aus der bei Zonaras VII, 13 besonders herausgehobenen Beschränkung des Dictators im Vergleich mit dem Könige dafs jener keine Gelder aus dem Aerar ohne ein Senatsdekret habe entnehmen dürfen, sofort der Schluss gezogen wird, dafs dem Könige dies Recht zugestanden, er also unbeschränkte Verfügung über die öffentlichen Gelder gehabt haben müsse, so dürfte man wol auf einen schwerlich mit schärfster Genauigkeit abgewogenen Ausdruck allzuviel Gewicht gelegt haben. Dafs dem Dictator freie Verfügung über das Aerar nicht zustand, wufste Zonaras, oder der aus dem er hier schöpfte, mit Bestimmtheit; ob sie dem Könige zugestanden habe, konnte er schwerlich mit gleicher Bestimmtheit wissen. Oder soll man wirklich annehmen, es habe so genaue und specielle Angaben über die Verfassung der Königszeit gegeben, dafs man daraus mit Sicherheit erkennen liefse, wie weit sich die Rechte und Befugnisse der einzelnen Staatsgewalten in jedem Stücke erstreckt haben? Wie es mit der Kunde der Spätern über diese Periode beschaffen gewesen sei, kann dem Unbefangenen unmöglich verborgen bleiben. Waren doch selbst die wichtigsten und folgenreichsten Einrichtungen des vorletzten Königs so wenig genau bekannt, dafs man nicht einmal die Zahl der von ihm gestifteten Tribus und die Einrichtung der Centurien gewifs wufste, und über die Consussummen sich in dem gröbsten Irrthum befand, wie es Böckh neuerlich, und zwar trotz Göttlings Einwendungen unseres Erachtens unwiderleglich dargethan hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

ntersuchungen über römische Verfassung und Geschichte von J. Rubino.

(Fortsetzung.)

Von den Verfälschungen und Entstellungen der ıschichte der beiden Tarquinier wollen wir hier gar cht reden, weil sie Jedem, der nur nicht geflissent- h die Augen verschliefst, offenbar sind. Stand es er so mit den Ueberlieferungen aus der zweiten ılfte des Königthums, so ergiebt sich von selbst, fs noch weniger an detaillirte und sichere Kunde er die frühere Zeit zu denken sei. Ueber den jetzt Rede stehenden Gegenstand aber dürfte wohl über- ıpt schwerlich etwas anderes zu überliefern gewe- ı sein als über die meisten übrigen, nämlich dafs an ausdrücklichen gesetzlichen Bestimmungen dar- er gefehlt, dafs nach Sitte und Herkommen hier wie erall der Satz gegolten habe, der König regiere ısilio et auctoritate patrum; dafs aber gewaltsame nige, wie Tarquinius, hier wie überall sich darüber ıweggesetzt haben. Eben wegen der Gewaltherr- ıaft des letzten Königs war es aber natürlich, dafs m, nach Abschaffung des Königthums, dem Dicta- : ebensowohl als den ordentlichen Magistraten be- mmtere gesetzliche Grenzen anwies. So kann denn n auch die Bestellung der Quästoren als Schatzauf- ıer, die Hr. R. S. 178 ebenfalls für seine Ansicht tend macht, zwar wohl dafür einen Beweis abge- ı, dafs man den Consuln in Beziehung auf das rar nicht freie Hand lassen wollte, nicht aber da- , dafs vorher den Königen eigenmächtige Verwen- ıg der öffentlichen Gelder herkömmlich und recht- ı zugestanden habe.

Auch von den Staatsländereien, meint Hr. R. S. 179, se sich schon aus der Analogie jener so eben be- chteten Gewalt über den Schatz der Schlufs ziehen, s der König hierüber unbeschränkt zu verfügen ge- habt habe; und eine Bestätigung dieser Ansicht findet er darin, dafs bei den so häufig vorkommenden Aecker- vertheilungen die Einwilligung des Senats niemals er- wähnt werde. Ziehen wir aber die einzelnen, von Hrn. R. angeführten Fälle in Betracht, so können wir nicht zweifeln, auf welchem Boden wir hier wandeln. Zunächst Romulus und Numa! Dann Tullus Hosti- lius, von welchem Dionysius rühme, dafs er selbst die königliche Domäne unter die Armen vertheilt habe. — Von des Ancus Marcius Ackeranweisung gab es aller- dings wohl eine sicherere Tradition; daraus aber, dafs nichts von Senatsverhandlungen hierüber erwähnt wird, folgt gewifs nicht, dafs dergleichen auch wirklich nicht stattgefunden. Wir beziehen uns deswegen auf das schon oben über solche Nichterwähnungen Gesagte. Dazu kommt, dafs die Ackerverleihung des Ancus, in der die tüchtigsten Forscher mit Recht den eigentli- chen Anfang eines freien Standes der Plebejer gefun- den haben, in der herkömmlichen Erzählung so ganz unscheinbar geworden ist, dafs man auch hieraus wie- der deutlich sieht, wie wenig detaillirte Nachrichten aus jener Periode vorhanden waren. Von Servius Tul- lius lesen wir, dafs die Patricier mit seinen Maafsre- geln, wozu namentlich auch Ackeranweisungen gehör- ten, unzufrieden gewesen seien; darin liegt aber nicht, dafs der Senat über Angelegenheiten dieser Art vom Könige gar nicht befragt worden sei, sondern nur, dafs dem Könige in der Gunst des Volkes ein Mittel zu Gebote stand, seine Maafsregeln auch gegen den Willen des bevorrechteten Standes durchzusetzen. Endlich von Tarquinius dem Tyrannen zu reden ist ganz unnöthig.

Erweisen sich demnach die für das absolute Kö- nigthum aufgestellten Argumente als nicht beweisend, so ist dagegen die Gewalt der unzweifelhaften That- sachen grofs genug gewesen, um Hrn. R. selbst einige wichtige Concessionen abzunöthigen. Von der zuge-

Digitized by Google

gebenen Beschränkung hinsichtlich der auswärtigen Angelegenheiten haben wir schon geredet. Nach S. 141 hat ferner der Adel sich für vollkommen berechtigt angesehen, die Regierung mit dem Könige zu theilen, und es ist eine oft schwer zu lösende Aufgabe gewesen, sie anders als nach seinen Ansichten und Rathschlägen zu führen, und nach S. 164 hat es von dem persönlichen Charakter der Regenten und von ihrem Vernehmen mit den Patribus abgehangen, in welchen Fällen Berathungen mit den Senaten stattfanden oder nicht. Der Unterschied zwischen Hrn. R. und der von uns vertretenen Ansicht läuft also am Ende darauf hinaus, dafs nach ihm die absolute Alleinherrschaft des Königs gutes Recht, des Adels Anspruch auf Theilnahme an der Regierung aber Usurpation war, nach uns dagegen die Sache sich vielmehr umgekehrt verhielt.

Im dritten Abschnitte wird auch das Patriciat als ein blofs von dem Königthum eingeführter Adel, und seine ganze politische Stellung als eine lediglich vom Könige ihm angewiesene dargestellt. Dafs unter denen, die sich anfänglich zur Gründung des Staates vereinigten, schon Standesunterschiede bestanden, und dafs der König, als er es für gut fand, sich mit einer Anzahl von Rathgebern und Gehülfen zu umgeben, die Auswahl nur unter den Edlen traf, nimmt Hr. R. freilich an, S. 183 ff.; aber diese Edlen, einmal in den römischen Staatsverband getreten, sollen damit auf jeden Anspruch an ursprüngliche und selbstständige Adelswürde verzichtet, und ihre etwa aus der Vorzeit angeerbten Vorzüge ganz in die Hände des Königs niedergelegt haben, um dann, nicht Alle, sondern nur Einige unter ihnen, dieselben vom Könige durch Aufnahme in den Senat zurückzuempfangen. S. 199. Auf diese Weise entstand also ein neuer römischer Adel, das Patriciat, indem die in den Senat aufgenommenen Patres, ihre Nachkommen Patricii genannt wurden; alle diejenigen aber, die nicht in den Senat aufgenommen wurden, so adelich sie auch vorher gewesen sein mochten, traten, da sie einmal ihre Adelsrechte in die Hände des Königs niedergelegt hatten, nothwendig als Nichtpatricier in den Stand der Gemeinen. Befragen wir die alten Schriftsteller, so finden wir bei den meisten allerdings eine solche Ansicht ausgesprochen, dafs nämlich Patres die vom Könige erwählten Senatoren, Patricii ihre Nachkommen gewesen, mithin das Patriciat durch die Einsetzung des Senates gestiftet sei; aber wir finden dagegen doch auch eine ganz andere Angabe, indem Einige die Benennung Patres keineswegs auf die Senatorenwürde, sondern vielmehr auf das Verhältnifs beziehen, in welchem die Edlen zu dem niederen Volke durch Belehnung mit Aeckern standen. Patres, lesen wir bei Festus, appellantur e quibus senatus primum compositus — — atque hi patres dicti sunt, quia agrorum partes attribuebant tenuioribus perinde ac liberis propriis. Also nicht die Senatoren hiefsen sie so, obgleich allerdings die Senatoren aus ihnen genommen waren, sondern wegen der Ackerverleihung an ihre Clienten. Dieselbe Ansicht findet sich bei Plutarch, Rom. c. 13, wo er sagt, der Name Patricii werde von Manchen abgeleitet ἀπὸ τῆς πατρωνείας, und ebenso bei Zonar. VII p. 238 c, der freilich hier nur aus Plutarch geschöpft hat; und dafs man solche Ackerverleihung als etwas Wesentliches betrachtet habe, erhellt auch aus der Erzählung des Dionysius V, 40 von der Aufnahme des Appius Claudius, dem Land zugewiesen wurde, ἐξ ὧν διανείμαι κλήρους ἅπασι τοῖς περὶ αὐτόν. Dazu kommt dafs während nach Hrn. R. der Name Patres eigentlich nur den Senatoren gebührte, die Alten ihn sehr häufig für die Mitglieder des bevorrechteten Standes überhaupt gebrauchen (vgl. aufser den von Hrn. R. selbst S. 187 angeführten noch bes. Liv. I, 30. 2 II, 35, 6. und Fest. s. v. Populi com. p. 233 b. Müll.), was sich sehr leicht erklärt, wenn man annimmt, dafs sie sich auch ursprünglich gar nicht ausschliefslich auf die Senatoren bezogen habe, nach Hrn. R. aber nur als eine ungenaue Ausdrucksweise, eine Benennung a potiori, erklärt werden kann, indem man den ganzen Stand nach seinen vorzüglichsten Mitgliedern, den Senatoren, benannte. Uebrigens ist wohl klar, dafs jene beiden Angaben der Alten über das Patriciat nicht auf beglaubigten Nachrichten, wie es bei der Stiftung des Staates hergegangen, sondern auf Vorstellungen beruhen, die man sich in späteren Zeiten hierüber machte; und fragen wir nach der innern Wahrscheinlichkeit, so dürfte eine solche Entäufserung aller Standesansprüche von Seiten der Edlen, wie Hr. R. annimmt, ein solches Zurücktreten in den Stand der Gemeinen, aus dem dann nur einige Wenige durch die Wahl des Königs wieder erhoben wurden, der Natur des Menschen und der Dinge weit weniger

Digitized by Google

sprechen scheinen, als die andere Ansicht, dafs das riciat seinen Ursprung den schon vor der Stiftung Staates bestehenden Verhältnissen verdanke, da r den, auf welchen Anlafs es nun sein mochte, Alba und dem übrigen Latium, dann aus Sabi- und aus den sogenannten Luceres zusammen- enden Bestandtheilen des neuen Staates ein schon andener Adel mit seinen Leuten dieses Standes- ältnifs auch in dem neuen Staate festhielt, die lichen Patres, ihre Leute Clientes hiefsen, und das Patriciat nicht erst aus der Einigen ertheil- Senatorenwürde hervorging, sondern umgekehrt Voraussetzung und Bedingung derselben war, in- natürlich der König seinen Rath nicht aus den ten des Adels, sondern nur aus dem Adel bilden ıte; wobei es denn für jetzt ganz unerörtert blei- kann, ob, wie Einige angenommen haben, ein ge- es Repräsentationsrecht der edlen Geschlechter gefunden habe oder nicht.

Dafs über die Entstehung und das Wesen des ejerstandes und über seine eigentliche Stellung zu Patriciern und ihren Clienten die jetzt wohl bei Meisten herrschende Ansicht, nach welcher diese ɔn letzteren allein die ursprüngliche Bürgerschaft Staates ausmachten, die Plebejer aber späterhin h Einbürgerungen hinzukamen, von Hrn. R. nicht ilt werden könne, erhellt aus dem Gesagten von t. Wir dürfen uns aber auf eine genauere Er- ung dieses Gegenstandes hier schon deswegen einlassen, weil Hr. R. seine Gegengründe gegen durch Niebuhr zuerst aufgestellte Ansicht einem ren, bis jetzt noch nicht erschienenen Abschnitte s Werkes vorbehalten hat.

Der vierte Abschnitt, von den Volksversammlun- ist wie an Umfang der gröfste so auch an Ge- er reichste des Buches, und führt durch gründ- und umsichtige Erörterungen zu einer Reihe be- ıder Resultate, mit denen der Rec. sich gröfs- ils übereinstimmend erklären kann. Da es aber bsicht unserer Recension nicht sein kann, diese ate referirend einem weiteren Kreise von Le- ekannt zu machen, so werden wir uns auf ei- venige zu beschränken haben. — Dafs Comitien blofs in der Absicht gehalten wurden, um Roga- an das Volk zu bringen und Beschlüsse dar- zu veranlassen, sondern dafs eine Art derselben, die sog. comitia calata, lediglich die Bestimmung hatte, das versammelte Volk zu Zeugen eines in ihnen vorgenommenen solennen Actes zu machen, ist auch schon von Anderen erkannt (wir erwähnen namentlich wegen der Testamente die Abhandlung von Giraud, recherches sur le droit de propriété chez les Rom. Aix 1838. p. 257), von Hrn. R. aber mit besonderer Gründlichkeit auf's Ueberzeugendste dargethan worden. Hinsichtlich derjenigen Comitien nun, die nicht blofs diesen Zweck hatten, sondern wo wirklich Rogationen an das Volk gebracht und Beschlüsse gefafst wurden, bemerkt Hr. R. S. 256, dafs doch die Befragung des Volkes und seine Einwilligung keinesweges die von Anfang an feststehende Bedingung gewesen sei, ohne welche die fragliche Maafsregel nicht hätte vollzogen werden können, sondern dafs nur erst allmählig durch die einmal eingeführte und dann wiederholentlich beobachtete Sitte die Idee eines solchen Rechtes des Volkes sich gebildet habe. Es liegt sicherlich in der Natur der Sache, dafs in Rom wie anderswo die bestimmten staatsrechtlichen Grundsätze, und so namentlich die Anerkennung und Feststellung der Befugnisse des Volkes sich erst im Laufe der Zeit nach Umständen und Bedürfnissen entwickelt, keinesweges aber gleich von vorn herein wie durch eine Charte geordnet worden sind. Die Volksgewalt gehört überall einer späteren Entwickelungsperiode der Staaten an, und ihr geht überall Fürstengewalt und Adelsherrschaft vorher. Der Fürst mit dem Rathe der Edlen beschliefst; was beschlossen ist, wird dem Volke mitgetheilt insofern es nöthig scheint; nöthig scheint es aber namentlich, wenn es entweder eine gesetzliche Vorschrift enthält, der das Volk zu gehorchen, oder ein Unternehmen, zu dem es mitzuwirken hat. Ist man des Gehorsams oder der Mitwirkung nicht ohne Weiteres gewifs, so ist es natürlich, dafs man die Stimmung des Volkes zu erforschen, sich seines Gehorsams und seiner Bereitwilligkeit zu versichern sucht, und dies ist die anfängliche alleinige Bedeutung der Volksversammlungen, woraus denn nach und nach ein bestimmtes Recht und eine feste Regel wird. Was nun die Gegenstände betrifft, über welche unter den Königen das Volk in Comitien beschlossen haben soll, so zeigt Hr. R. sehr gründlich, wie wenig Vertrauen die Angaben des Dionysius II, 14. IV, 20 verdienen. Ueber Friedensschlüsse und Ver-

Digitized by Google

träge sei das Volk gewiſs nicht, wohl aber über Kriegserklärungen befragt worden, aus dem natürlichen Grunde, weil es miſslich und unthunlich war, das Volk gegen seinen Willen in einen Krieg zu führen. Auch Göttling's gegen R. vorgebrachte Einwendung, Gesch. d. röm. Staats S. 515, daſs der Friede doch häufig auch mit einem Bündniſs verbunden, zu solchem aber schon ursprünglich die Einwilligung des Volkes erforderlich gewesen sei, wird man bei genauerer Prüfung schon durch Hrn. R.'s Auseinandersetzung widerlegt finden, und Stellen wie die des Livius I, 49 vom Tarquinius: bellum, pacem, foedera, societates per se ipse cum quibus voluit iniussu populi ac senatus fecit diremitque, welche Stelle G. als Hauptargument ansieht, können nichts beweisen. Denn so konnte Livius schreiben, auch wenn ihm selbst vollkommen klar gewesen wäre, was es schwerlich war, daſs nur zu Kriegserklärungen das Volk, zu Friedensschlüssen und Verträgen aber allein der Senat zu befragen war. — Daſs auch die Wahlen der Magistrate gewiſs nicht zu den Rechten der Volksversammlung gehörten, wird von Hrn. R. mit überzeugenden Gründen dargethan, wobei schätzbare Erörterungen über einzelne, wie namentlich über die Quästoren und über die Duumviri perduellionis eingeflochten sind. Indessen die Nothwendigkeit einer lex curiata von Seiten des Volkes für die vom Könige ernannten Beamten möchten wir doch nicht so geradehin verneinen. Hr. R. ist S. 393 der Meinung, daſs es keiner besonderen lex über die jedesmal vom Könige Angestellten bedurft habe, sondern daſs schon in der lex curiata de regis imperio das Versprechen der Anerkennung für die von ihm im Laufe seiner Regierung zu ernennenden Gehülfen und Stellvertreter mitbegriffen gewesen sei, und er beruft sich deswegen auf Tacit. Ann. XI, 22: Quaestores regibus etiamtum imperantibus instituti sunt, quod lex curiata ostendit a L. Bruto repetita. Allein diese Worte brauchen keinesweges von der lex curiata de imperio regis oder nachher consulum verstanden zu werden, sondern es ist eben so gut anzunehmen, daſs dem Tacitus eine alte, angeblich von L. Brutus neu redigirte Formel einer lex curiata über die Quästoren vorlag, wodurch für die vom Könige oder von den Consuln ernannten die Anerkennung des Volkes beantragt wurde. Ein solcher Antrag mag nun ursprünglich bloſs die Absicht gehabt haben, den benannten dem Volke in feierlicher Versammlung vorzustellen und es zum Gehorsam gegen ihn in seinen amtlichen Functionen zu verpflichten, und erst allmählig auch hier, wie in anderen Fällen, das Volk auch das Recht der Bestätigung oder Verwerfung gewonnen haben. Da nach Cicero, de leg. agr. II, 11, selbst den Magistraten des Freistaates, die doch das Volk selbst ernannt hatte, wenigstens die Möglichkeit einer Verweigerung der lex curiata, also einer Widerrufung der Volkswahl stattfand, so dürfen wir wohl ohne Bedenken annehmen, daſs unter den Königen dem Volke die Möglichkeit gewährt sei, den nicht von ihm selbst gewählten Beamten seine Anerkennung zu verweigern. Nehmen wir dies an, so war in der That zur Ertheilung einer Magistratur zweierlei erforderlich, Ernennung durch den König und Anerkennung durch das Volk; und so läſst sich denn auch Dionysius entschuldigen, wenn er dem Volke das δοκιμασία zuschreibt. Denn wenn gleich das Volk nicht die Wahl hatte, so hatte es doch die Bestätigung, ohne welche die Wahl erfolglos blieb. Daſs uns kein Beispiel von verweigerter Bestätigung überliefert ist, wird Niemand als Grund gegen diese Ansicht geltend machen wollen. Hrn. R.'s oben angegebene Vorstellung aber scheint uns vorzüglich nur aus dem Bestreben hervorgegangen, die königliche Macht auch in dieser Beziehung möglichst unbeschränkt darzustellen.

Daſs Gesetze über Gegenstände des Staats- oder Privatrechtes nicht zur Competenz der Volksversammlung gehört haben, scheint uns durch Hrn. R.'s Gründe vollkommen erwiesen zu sein. Um so mehr wundern wir uns über seine Bemühung, uns zu überreden, daſs selbst die Ausdrücke lex und legem ferre in ihrer ältesten und ursprünglichen Bedeutung eine gesetzgebende Gewalt der Volksversammlung nicht nur nicht zusagen, was auch wohl Niemand behauptet, sondern geradezu ausschliefsen, und lediglich die Bedeutung einer auferlegten Verpflichtung haben. *Lex* nämlich soll von *legere* in der Bedeutung *legen* herkommen, also (S. 352 not. 1) ein *Auferlegtes*, *Gesetztes* bedeuten, daher *Satzung*, *Gesetz*, *wie* θεσμός.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

October 1842.

tersuchungen über römische Verfassung und Geschichte von J. Rubino.

(Schlufs.)

Aber erstens sind ein *Auferlegtes* und ein *Ge-*
:tes d. h. *Hingestelltes*, *Festgestelltes*, zwei ganz
schiedene Begriffe, und zweitens heifst *legere*, so
nig als es jemals *setzen, feststellen, statuere* bedeu-
, eben so wenig *auferlegen* in dem Sinne von *impo-*
e. Vielmehr das *Legen*, was *legere* ausdrückt, ist
hinlegen, darlegen, auseinander oder auch *zusam-*
legen, und *lex* ist eine *Darlegung in Worten*,
:he Bedeutung das Zeitwort zwar im Lateinischen
iger bewahrt hat, (denn *lesen* geht vielmehr auf
Begriff des *Zusammenlegens* und *Sammelns* zu-
s), der aber in dem Griechischen λέγειν, neben der
ndbedeutung, sich als vorherrschend zeigt. So
man also vollkommen recht gethan, *lex* mit λέξις
mmenzustellen (vgl. auch Volkmar, notio voc. re-
nis. Marburg. 1838. p. 13), und es in seiner spe-
en Bedeutung einer in bestimmten Worten darge-
en Anordnung mit dem Griechischen ῥήτρα zu ver-
chen. Demnach heifst also *legem ferre* eben so
ig wie ῥήτραν εἰςφέρειν, *dem Volke eine Verpflich-*
auferlegen, sondern *eine in Worten dargelegte*
rdnung ans Volk bringen und vorschlagen, wie *con-*
nem ferre; und *legem accipere*, wie *condicionem*
pere, sich das Vorgeschlagene gefallen lassen und
genehmigen. Dafs nun das Volk an das Geneh-
:e auch gebunden war, folgt aus der Natur der
he, und ist kein der römischen Legislatur eigen-
licher Grundgedanke, wie Hr. R. will, und der
druck lege teneri, den er namentlich als Beweis
seine Auffassung geltend macht, hat Nichts, was
t auch mit der von uns behaupteten Grundbedeu-
im besten Einklang stände.

Den Schlufs macht eine Untersuchung über die richterliche Gewalt der Volksversammlung in Sachen, die durch Provocation an diese gebracht wurden. Dafs Provocation an das Volk nur bei solchen Verbrechen stattgefunden, die unter den Begriff der Perduellion fielen, wollen wir nicht bestreiten, und halten auch die S. 495 vorgetragene Erklärung über den als Perduellion behandelten Schwestermord des Horatius für weit treffender, als was neulich von einem andern Gelehrten in der Hall. ALZ. 1840 S. 372 darüber vorgebracht worden ist. Dagegen mit der Ansicht über die Form des Verfahrens in Sachen dieser Art können wir uns nicht so einverstanden erklären. Hr. R. meint S. 485, es könne nicht zweifelhaft sein, dafs die Gerichtsbarkeit auch in diesen Sachen eigentlich dem Könige allein zugekommen, und dafs von einem Urtheil, welches dieser gesprochen, Provocation in keinem Falle zuläfsig gewesen sei. Da nun aber bei Verbrechen dieser Art der König, als oberster Inhaber der Staatsgewalt, selbst eigentlich als Partei erschienen sei, und deswegen in der öffentlichen Meinung leicht der Verdacht tyrannischen Verfahrens entstehen konnte, wenn der König den Angeklagten strafte, ohne dafs die Schuld auch vom Volke anerkannt war, so habe man eine Procefsform gewählt, wodurch der König weder seiner Majestät etwas vergab, noch sich unbilligem Verdachte aussetzte. Er habe deswegen sich der eigenen unmittelbaren Theilnahme an der Verhandlung ganz enthalten, und sich darauf beschränkt, Duumvirn zu ernennen, damit diese das Todesurtheil über den Angeklagten aussprächen und dem Lictor die Vollziehung aufgäben. Dawider habe nun der Angeklagte die Provocation an das Volk erhoben, worauf mit der Execution eingehalten und dem Volke die Entscheidung anheimgestellt wurde. — Hiernach war also der Urtheilspruch der Duumvirn eigentlich nur eine

Digitized by Google

Formalität: sie waren nicht Richter um Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu ermitteln, und ihn demzufolge möglicher Weise auch loszusprechen, sondern sie sprachen nur das *Schuldig* aus, um dadurch die Provocation an das Volk zu veranlassen, vor welchem sie dann als öffentliche Ankläger aufzutreten hatten. Befragen wir indessen die Zeugnisse der alten Schriftsteller, so finden wir diese Ansicht der Sache nicht nur nicht bestätigt, sondern geradezu widerlegt. Zunächst die Worte des Livius 1, 26, qui se absolvere non rebantur ea lege ne innocentem quidem posse, deuten offenbar an, dafs wenigstens nach dieses Schriftstellers Ansicht die Möglichkeit einer Lossprechung den Duumvirn an und für sich nicht verwehrt gewesen sei, sondern sie sich dieselbe nur in dem vorliegenden Falle durch die ihnen ertheilte Instruction abgeschnitten geglaubt haben. Sodann dafs nicht blofs von Duumvirn, sondern auch von den Königen selbst Provocation an die Volksversammlung stattgefunden, bezeugt ausdrücklich Cicero de re publ. II, 31, mit Berufung auf die libri pontificii und libri augurales. Ein Mifsverständnifs bei Cicero anzunehmen dürfte sich eine vorsichtige Kritik hier um so weniger entschliefsen, da sein Zeugnifs auch noch durch eine gleichlautende Angabe des Seneca unterstützt wird, Epist. 108, provocationem ad populum etiam a regibus fuisse: id ita in pontificalibus libris aliqui putant, et Fenestella; welche, wie man sieht, nicht blofse Wiederholung der Ciceronischen ist. Fand nun, wie Hr. R. und wir mit ihm annehmen, Provocation nur in Perduellionsfällen statt, so folgt, dafs auch in solchen Fällen wenigstens bisweilen die Könige selbst das Richteramt ausübten, und wenn sie, aus was immer für Gründen, es vorzogen, Duumvirn damit zu beauftragen, so rechtfertigt doch nichts die Annahme, dafs diese dann in der von Hrn. R. dargestellten Weise beschränkt gewesen seien *).

Diese Ausstellungen indessen, und was sich sonst etwa gegen Einzelnes in diesem Abschnitte erinnern liefse, hindern nicht, in dem Gesammtergebnifs mit Hrn. R. übereinzustimmen, und den Volksversammlungen in der Königszeit eine weit geringere und untergeordnetere Stellung anzuweisen, als man gewöhnlich gethan hat. Wer aber dieses Ergebnifs anerkennt, der dürfte dadurch auch wol geneigt werden, die Angaben der Alten über die Curien und die Curiatcomitien etwas weniger zuversichtlich zu verwerfen, als es von Niebuhr und seinen Anhängern geschehen ist. Einer der Gründe wenigstens, weswegen man sich sträubt, diese Comitien als allgemeinere Volksversammlungen anzusehn, und sie vielmehr nur für einen grofsen Rath der Patricier gehalten wissen will, verliert sehr an Gewicht, wenn man sich überzeugt, dafs es in der That gar wenig war, was diese Versammlungen zu entscheiden hatten, und dafs, so lange ihre Wirksamkeit so sehr beschränkt blieb, das Ueberwiegen des demokratischen Elementes im Staate nicht eben zu befürchten stand. Uebrigens hat schon Sträfser in seinem freilich theilweise etwas leichtfertigen Versuch *über die römischen Plebejer* (Elberfeld 1832) S. 71–[illegible] recht gut darauf aufmerksam gemacht, wie es sich in mehreren bei Dionysius und Livius vorkommenden Erzählungen von Beschlüssen der Curiatcomitien aus den nächsten Jahren nach Vertreibung der Könige unverkennbar herausstelle, dafs allerdings in diesen Comitien die Patricier nicht das Uebergewicht gehabt haben; und so darf denn auch die Angabe des Dionysius, dafs Servius Tullius die Absicht gehabt habe, durch Einrichtung der Centuriatcomitien ein Uebergewicht des Vermögens statt des in den Curiatcomitien unvermeidlichen Uebergewichtes der Menge zu sichern, nicht als auf absoluter Verkennung des Wesens dieser letztern beruhend verworfen werden. Ueberhaupt aber dürfte es bei unbefangener Erwägung alles dessen, was sich über die Geschichte der ersten drei Jahrhunderte als zuverlässiger Gehalt ermitteln läfst, immer klarer werden, dafs alle die Gründe, wodurch man die drei alten Tribus mit ihren Unterabtheilungen, den Curien, als streng geschlossene und die Plebejer ausschliefsende Corporationen der Patricier zu erweisen zu können gemeint hat, keine Beweiskraft haben, und wir sehen deswegen den von Hrn. R. im nächsten Bande zu gebenden Erörterungen hierüber mit Verlangen entgegen. Vielfache Aufklärungen und Belehrungen von ihm zu erwarten sind wir durch das in dem vorliegenden Theile Geleistete vollkommen berechtigt, so wenig wir auch mit seiner Grundansicht über die

*) Eine andere Ansicht über den Perduellionsprocefs hat neulich Hr. Köstlin aufgestellt, deren Beleuchtung wir einer andern Gelegenheit vorbehalten müssen.

Digitized by Google

esen des römischen Königthums übereinzustimmen mochten. Mag man die absolute Monarchie in der genwart so hoch schätzen als man will; die alten mer haben sich ihrer nun einmal nicht erfreut, und en darf man sie nicht aufdringen.

Schömann.

XXXVII.

'ttheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis. Drei Theile. Leipzig, 1842. *Bei Brockhaus.*

Es ist eine ganz irrige Meinung, das Erscheinen es neuen griechischen Reiches, das Wiederauftre- des griechischen Volkes, die Wiedergeburt Grie- elands im 19. Jahrhundert als eine für sich allein tehende Thatsache betrachten zu wollen. Viel- hr hängt diese Erscheinung mit festen Fäden, die ı freilich nicht immer und überall klar nachwei- und erkennen lassen, mit dem griechischen Alter- ne innig zusammen, und dieser Zusammenhang bt auch dann vorhanden und darf auch dann nicht kannt werden, wenn unsere blöden Augen ihn nicht ıllen einzelnen Zeitabschnitten zwischen dem grie- ıchen Alterthume und der gegenwärtigen Zeit ge- und deutlich zu verfolgen und zu erkennen ver- gen, weil grofse und weite Klüfte in der Geschichte ɔchenlands den Zusammenhang zu zerreissen und zlich aufzuheben scheinen. Aber das innere, gei- e Leben der Nationen ist oft kräftiger, als es uns ı der äufsern Offenbarung in der Geschichte, nach ɔren und leicht erkennbaren Zeichen des Lebens ünken will; auch das geistige Leben der Nationen pt sich bisweilen ein und schläft seinen Winter- af, und auch die Nationen haben ihren Epimenides. auch Vieles dunkel an solchen Erscheinungen, und t der Verstand sich versucht, abzuleugnen, was ıicht ganz klar erkennen kann: so liegt es doch an unserer Kurzsichtigkeit, die nicht alle Fäden ıdringen kann, welche die Erscheinungen der ver- edensten Zeiten mit einander verbinden, und nicht Erscheinungen selbst richtig aufzufassen vermag. st nicht zu leugnen, dafs der Geist des griechi- n Alterthums und das griechische Leben, wie es lterthume sich vielfach offenbart und in unzähli- Werken schöpferischen Geistes bis auf unsere Zeiten sich erhalten hat, eben so voll innerer Elasticität, als von einer nach Aufsen sich mächtig offenbarenden Lebens-Kraft durchdrungen war; selbst vielfach heimgesucht von den Einwirkungen feindlicher Elemente, war es ihm möglich, wenn auch nicht rein und ungeschwächt, dennoch sich zu erhalten; und flofs auch der frühere, hell und kräftig rauschende Strom nicht mehr ungetrübt und unaufhaltsam durch die Gefilde, sondern verschwand er, wie der Rhein, im Sande, oder vertrocknete er, wie jetzt der Ilissos Attika's, in der Trockenheit und Gluth des Sommers: er versiegte gleichwohl nicht gänzlich, und eine günstigere Zeit förderte auch ihn zu neuem und kräftigem Leben. Offenbaren sich nun in der Gegenwart des zu neuem politischen Leben erwachten Griechenlands mannigfache Spuren und Zeichen des griechischen Geistes des Alterthums, wenn auch nicht in unvermischter Reinheit und Kraft des altgriechischen Lebens, so weisen sie nun auch an ihrer Erscheinung selbst den Zusammenhang nach zwischen dem griechischen Alterthume und der Gegenwart, — einen Zusammenhang, der, wie lose und locker er durch die veränderten Verhältnisse der Welt und in Folge mannigfacher Einflüsse geworden sein mag, demohngeachtet das Erscheinen eines neuen griechischen Reichs, das Wiederauftreten des griechischen Volks, die Wiedergeburt Griechenlands im 19. Jahrhundert nicht als eine für sich allein dastehende Thatsache erscheinen läfst, der vielmehr auf das griechische Alterthum, in dem wir alle mit unserm geistigen Leben wurzeln, und auf die geistige Jugend des Menschengeschlechts hinweist. Eben so wahr als schön ist in dieser Beziehung, was Forchhammer in seiner „Panathenäischen Festrede" (Kiel, 1841), S. 18 sagt: „Hellas unterlag der Uebermacht, und mit ihm Athen, und mit Athen Demosthenes der Heilige (wie Niebuhr ihn nennt). Der Leib erstarb am Altar, aber der Geist rettete sich, und wie Demosthenes, so endete Athen, um selbst im Sterben und im Tode jedem, der sich ihm nahte, unbesiegbare Ehrfurcht einzuflöfsen, um die Segnungen seines Daseins über die fernsten Länder in die fernsten Zeiten zu verbreiten, um nach Jahrtausenden durch den Zauber seiner ehemaligen Gröfse, durch jene Schönheit, die es über Körperliches und Geistiges ausgegossen, und wodurch es in den Geistern Europa's fortlebt, aufs Neue ein griechisches

Digitized by Google

Reich zu gründen. Nicht Sparta, nicht Korinth, nicht Theben, sondern Athen hat *in* Griechenland und aufser Griechenland die Geister gemahnt; Athen hat den Vater begeistert, dessen Sohn jetzt, verkannt von Unkundigen, verläumdet von Schlechten, geliebt vom Volke der Hellenen, dasselbe auf einer Bahn führt, auf der es mit unglaublicher Schnelligkeit dem Ziele entgegengeht, welches nach langer Knechtschaft des Körpers die Herrschaft des Geistes verheifst". Und er fährt sodann fort: „Es ist nicht meine Aufgabe, das neue Erscheinen des griechischen Alterthums in der christlichen Welt, vor allem in der protestantischen, weiter zu verfolgen, zu zeigen, wie die humane Wahrheit des Alterthums mehr denn irgend etwas aus dem Christenthume in seiner Erscheinung die Unwahrheit vertrieben hat, und sich gegenwärtig dem Christenthume gegen den gemeinsamen Erbfeind verbündet; noch habe ich darauf hinzuweisen, zu einem wie viel höheren Ziele die christliche Welt müsse gelangen können, wenn schon die vorchristliche so Hohes erreichte. Möge die Gegenwart aufhören, das Alterthum als Alterthum zu betrachten, möge sie darin unser geistiges Jugendthum erkennen, zu dem wir nicht zurückzugehen, das wir zu übertreffen haben".

Rec. unterläfst es, auch wenn er es vermöchte, die oben ausgesprochene Idee von dem Zusammenhange zwischen dem gegenwärtigen Griechenland und dem griechischen Alterthume, die in anderer Beziehung auch den angeführten Worten Forchhammers zum Grunde liegt, hier weiter auszuführen. Er wollte dadurch nur das besondere und eigenthümliche Interesse nachweisen, das an das neue Griechenland für Jeden, der die äufsern Erscheinungen der Geschichte nicht blofs oberflächlich ins Auge fafst, sich knüpfen mufs, und das eben dadurch als ein um so innigeres und lebendigeres erscheint, je mehr man die Wiedergeburt Griechenlands nicht als eine für sich dastehende Thatsache betrachtet, sondern sie gleichsam als eine, wenn auch unter vielfach veränderten inneren und äufseren Verhältnissen ins Leben der Geschichte eingetretene Fortsetzung des griechischen Alterthums ansieht. Wer eines solchen Interesses an dem neuen Griechenland sich bewufst ist, der wird dann nun auch allen Mittheilungen über dasselbe, die geeignet sind, über seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufzuklären, mit um so gröfserem Interesse sich zuwenden, und so auch den obgedachten „Mittheilungen über Griechenland" von Brandis.

Dafs der Vf. dieser „Mittheilungen" zu mannigfachen Aufklärungen über Griechenland befähigt sei, namentlich insofern er in einer ihn diesfalls nicht wenig begünstigenden Stellung über zwei Jahre dort sich aufgehalten hat, mufs wohl angenommen werden, und zwar um so mehr, je mehr man zugleich vorauszusetzen berechtigt ist, dafs derselbe immer und überall die Wahrheit, wie er sie erkannt, habe sagen wollen, und dass er sie immer und überall auch wirklich gesagt habe, und je weniger man Grund zu zweifeln hat, dafs er das Vertrauen in seine Unbefangenheit und Glaubwürdigkeit, das er in der Vorerinnerung von dem ersten Theil S. XI und XII in Anspruch nimmt, verdiene, je mehr man im Gegentheile glaubt, dafs gerade „die Liebe zu Griechenland und das Bedürfnifs, ungerechten Vorurtheilen gegen das griechische Volk und den griechischen Staat entgegenzutreten", wodurch er zu diesen „Mittheilungen" veranlafst worden ist (Th. I. S. V), für immer und überall bestimmt haben, nur seine innerste, reiflich erwogene und geprüfte Ueberzeugung ausgesprochen. Nimmt man nun zu gleicher Zeit wahr, dafs der Vf. seine Meinungen, Ansichten und Urtheile mit aller Freimüthigkeit ausspricht, dafs er weder nach der einen noch nach der andern Seite hin blofs lobt, sondern dafs er auch tadelt und mifsbilligt, so mufs man wenigstens die Unbefangenheit und Unparteilichkeit des Vfs. gebührend anerkennen. Mit dieser Unbefangenheit und Unparteilichkeit, so weit im Uebrigen Rec. aus der Ferne zu urtheilen vermag, betrachtet nun namentlich der Vf. die jüngste Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft Griechenlands in politischer Beziehung; und wie er in dieser Hinsicht, was die Vergangenheit und die Gegenwart anlangt, auch wenn er vielfache Fehler, die gemacht worden sind, und nicht geringe Schwierigkeiten für Gegenwart und Zukunft keineswegs verkennt, über Dasjenige, was für Griechenland und das griechische Volk bereits erlangt und in Keimen für eine schönere Entwickelung gewonnen worden ist, mit Anerkennung sich ausspricht, so vermag er auch über die Zukunft Griechenlands vollkommen zu beruhigen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

theilungen über Griechenland. Von Christian ugust Brandis.

(Schluſs.)

Man stürme nur nicht mit Gewalt in dieselbe ein; greife nur nicht voreilig in das Rad der Zeit; man mäſsig und bescheiden in seinen Wünschen und finungen; man hoffe besonders Alles von einer ru- n Entwickelung der Dinge und verlange nicht mit gestüm die Gewährung von Wünschen und Hoffnun- , die, wie gerecht und billig sie auch sein mögen, h nicht übereilt und nach Art der Treibhauspflan- übertrieben werden können und sollen. Man lasse echenland nur Zeit, und gebe ihm mit der Zeit die egenheit, sich nach Innen auf der gewonnenen Grund- frei und selbstständig zu entwickeln, was etwa ngelhaftes in dieser Grundlage sich findet, dies zu fernen oder zu verbessern, die zweckmäſsigen An- ten gehörig zu treffen und in's Leben zu rufen, so auch die Kraft zu gewinnen, um nach Auſsen wenn das türkische Reich in Europa über kurz r lang zusammenbricht, vorbereitet und gerüstet zu auf alle Fälle. Denn es scheint einleuchtend zu , daſs Griechenland, theils nach demjenigen, was ür aus seiner gegenwärtigen, offenbar zu eng abge- nzten äuſseren Gestaltung, theils aus seiner frühe- Geschichte zu entnehmen ist, zu einer anderen llung von der Vorsehung bestimmt sei, als die ihm jetzt von den Mächten Europas angewiesen wor- ist, und daſs, wie sehr auch die Verschiedenheit Nationen in der europäischen Türkei die feste Ge- tung der politischen Verhältnisse erschweren mag, unsichtbaren Banden der Sprachverwandtschaft die einigung getrennter Stämme werde gelingen können. Der Verfasser hat seinen Stoff in drei selbststän- von einander geschiedene Theile vertheilt. Im en derselben beschäftigt er sich mit dem Lande st, indem er darin versucht ein übersichtliches Bild einzelner Theile des neuen Königreichs zu entwerfen, die er zu verschiedenen Zeiten seines Aufenthalts in Griechenland (in den Jahren 1837, 1838 und 1839) bereist hat; der zweite Theil hat die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes zum Gegenstande, und der dritte enthält Blicke auf die gegenwärtigen und die kurz vorhergegangenen Zustände von Volk und Staat, in Bezug auf Bildungsanstalten und Literatur, bürgerliche und kirchliche Verhältnisse. Es sind nur Skizzen und leichte Umrisse, was der Verfasser mittheilt, ungleichmäſsig in der Auswahl, wie in der Ausführung; er theilt mit, was er zu beobachten und kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, so weit es geeignet schien, die Aufmerksamkeit deutscher Leser in Anspruch zu nehmen (Th. I. S. XI). Daſs diese Mittheilungen hierauf Anspruch haben, ist unzweifelhaft, und sie werden auch diesen Anspruch, der bereits vielfach von Anderen anerkannt worden ist, immer mehr geltend zu machen wissen. Zwar ist das Interesse, welches sie erregen, in Betreff der einzelnen Theile ein sehr verschiedenes, insofern die Gegenstände selbst verschieden sind; allein Denjenigen, der mit dem Verfasser die Liebe zu Griechenland theilt und über dasselbe in Ansehung des Landes und seiner Bewohner, so wie in historischer Beziehung über den Freiheitskrieg, endlich über die politischen und kirchlichen Zustände des Königreichs und über die Literatur des auch zu neuem literarischen Leben erwachten griechischen Volks sich zu unterrichten wünscht, werden die Mittheilungen des Verfassers gleichmäſsig ansprechen. Besonders für den ersten Theil derselben setzt Letzterer nach Th. I S. VII solche Leser voraus, denen das griechische Alterthum nicht fremd ist, und die er durch seine Skizzen zu veranlassen wünscht, zu den ausführlicheren, bereits erschienenen und noch im Erscheinen begriffenen Werken sich zu wenden, um die von ihm versuchten

Digitized by Google

Umrisse sich auszufüllen und in's Einzelne durchzuführen; und allerdings ist dies insofern um so nothwendiger, als der Verfasser in diesen Reiseskizzen des ersten Theils nicht alle Theile des Königreichs in den Kreis seiner Schilderungen hat ziehen können. Im Uebrigen sind diese Reisekizzen nicht blofs auf Erweiterung und Berichtigung unserer Kenntnifs vom alten Griechenland berechnet, sondern eben so geeignet, den gegenwärtigen Zustand des Landes kennen zu lehren, zumal es nicht blofse Reisebeschreibungen sind, vielmehr auch allgemeine vergleichende Bemerkungen über das Land und dessen äufsere Eigenthümlichkeiten, die Natur und die Bewohner des Landes mitgetheilt und in kleineren Idyllen einzelne Puncte desselben und besonders anmuthige Seiten des griechischen Volks- und Landlebens geschildert werden. — Der zweite Theil versucht das Bedeutendere zusammenzufassen, was in neugriechischen Quellen über die Begebenheiten des griechischen Befreiungskrieges sich zerstreut findet, und wodurch der Verfasser zur Ergänzung, Bestätigung oder Berichtigung der früheren Geschichten beizutragen beabsichtigte. Es ist natürlich, dafs dieser zweite Theil Manches enthält, was uns schon anderswoher bekannt gewesen; übrigens ist vorzüglich hier die Darstellung sehr ungleichmäfsig und theilweise sogar dürftig und lückenhaft, je nach Maafsgabe der Quellen, welche der Verfasser benutzte. Allein gerade die Eigenthümlichkeit dieser, Wenigen unter uns zugänglichen Quellen, die im zweiten Theile S. 2 f. näher angegeben und charakterisirt werden, giebt diesen Mittheilungen ein besonderes lebendiges Interesse, ein Interesse, das dadurch noch mehr an innerem Leben gewinnt, dafs jene Quellen zum Theil von Griechen herrühren, die an dem Kampfe selbst Antheil genommen haben. Bestimmter, als anderswoher, lassen sich darnach einzelne entscheidende Ereignisse, Verhältnisse und Helden des Kampfes zeichnen; in den Mittheilungen solcher Theilnehmer am Kampfe spiegeln sich Richtungen und Gesinnungen ab, die als mehr oder weniger wichtige Triebräder des Befreiungskriegs gewirkt haben, und wir lernen durch sie Thatsachen kennen, die, wenn auch früher bekannt, doch nicht mit der Anschaulichkeit und Bestimmtheit zur öffentlichen Kenntnifs gelangt waren, mit welcher sie Augenzeugen und Theilnehmer wiederzugeben vermögen. Die auf den Grund der gedachten Quellen mitgetheilten Auszüge, wobei jedoch das eigene Urtheil des Herausgebers über Thatsachen und über Personen des Befreiungskriegs nicht ganz ausgeschlossen ist, umfassen im Allgemeinen die ganze Zeit dieses Krieges bis zur Präsidentschaft des Grafen Capodistrias, und müssen für einen eben so anziehenden, als wichtigen Beitrag zur Geschichte des neuen Griechenlands angesehen werden. — Der Inhalt des dritten Theils gilt mehr der Gegenwart und Zukunft Griechenlands, als der Vergangenheit desselben, ist übrigens im Einzelnen ebenfalls sehr ungleichmäfsig. Kurz, wenn schon genügend, und im Einzelnen scharf sondernd, spricht der Verf. S. 1—12 über die ihrer Abstammung nach unter einander verschiedenen Bewohner des Königreichs, die Albanesen und Hellenen, so wie S. 13—25 über den griechischen Volkscharakter; namentlich über diesen urtheilt er unbefangen und mild, obgleich er die Schattenseiten keineswegs verschweigt. Interessant ist, was er S. 26—48 über den öffentlichen Unterricht im Allgemeinen, so wie über die einzelnen Schulen (Elementarschulen, hellenische Schulen, Gymnasien und Universität), über die sonstigen Anstalten dieser Art und zur Volksbildung abzweckenden Vereine im Besondern zusammengestellt hat. Man findet hier neue Beweise für die Geistesfrische und Geisteskraft des griechischen Volks, die sich in dem lebhaften Verlangen desselben ausspricht, sich zu unterrichten, und in dem Wunsche sich zu erkennen giebt, den öffentlichen Unterricht zu fördern und ihn zu benutzen. Uebrigens verschweigt der Verf. auch hier nicht, woran es im Einzelnen noch fehlt, und wie viel noch zu thun übrig sei, um den Anforderungen, wie sie im nothwendigen Zwecke selbst begründet sind, und den Wünschen des Volks zu genügen. Am ausführlichsten in diesem dritten Theile ist der Abschnitt über die neugriechische Literatur (S. 49—211), über die frühere Poesie, über die des letzten Jahrzehnds, und über die wissenschaftliche Literatur des nämlichen Zeitraums. Vorzüglich über die Wiederanfänge der griechischen Dichtkunst hat der Verf. umständlich sich verbreitet, theils was das, dem 16. Jahrh. angehörende, im kretischen Dialekt verfafste romantische Epos: Erotokritos, das eine Art Nationalgedicht geworden ist und von Manchem ziemlich hoch gestellt wird, theils was die verschiedenen Dichtungen der beiden Brüder Panagiotis und Alexan-

Digitized by Google

Sutsos anlangt*). Insofern er dabei in die Eigenlichkeiten der Dichtungen und der Dichter selbst er eingegangen ist, hat er es zum besseren Verdnifs für zweckmäfsig erachtet, nicht nur den Hauptalt der Dichtungen anzugeben, sondern auch Ausze hinzuzufügen. Rec. kann das nur billigen, auch n er der Meinung ist, dafs die Inhaltsanzeigen und züge aus dem Erotokritos hätten kürzer gefafst den können. Dafs der Verf. den Dichtungen der der Sutsos eine so ausführliche Darstellung gewidhat, erklärt sich von selbst, da die Brüder Sutjedenfalls die vorzüglichsten und originellsten Dichdes neuen Griechenlands sind und ihre Dichtungen erdienen, auch vom Auslande beachtet zu werden. t nur diese selbst und die beiden Sutsos, sondern neugriechische Literatur überhaupt hat der Vf. der theilungen" zur Ehren gebracht; indem er sie der merksamkeit deutscher Leser nahe gerückt hat, nschon aufserdem seine Mittheilungen, namentlich neugriechische Dichtungen, sehr kurz und mangelsind. Allein es war hier hauptsächlich nur darum hun, die verschiedenen, am Entschiedensten hereetenden eigenthümlichen Richtungen der gegenigen griechischen Dichtkunst besonders in's Auge assen, und als die Vertreter dieser Richtungen erinen eben die beiden Brüder Sutsos. Es kann nicht r Absicht des Rec. liegen, hier tiefer in die Durng des Vf. über die Dichtungen der Letzteren über ihre poetischen Eigenthümlichkeiten (S. 90 1) einzugehen; er empfiehlt dem deutschen Pun, das für fremde Poesie, und besonders für die leranfänge der neugriechischen Dichtkunst sich insirt, diese Darstellung auch hier, und glaubt übridafs diese Wiederanfänge zugleich zu den schönHoffnungen berechtigen, wenn nur der griechiMuse Zeit und Gelegenheit gelassen wird, frei elbstständig sich zu bewegen und namentlich von den Einflüssen gewisser moderner Muster und der subjectiven Aufgeregtheit und Leidenschaftlichkeit der neuen Dichtkunst sich frei zu erhalten, vielmehr es ihr gelingt, den klassischen Mustern des griechischen Alterthums mit Erfolg sich zuzuwenden. Nur zu dem Gesammturtheile des Vf. über beide Sutsos S. 191 f. bemerkt Rec., dafs ihre, in den Dichtungen Beider erkennbare, oft aber in wildem Tosen und Toben sich kundgebende Freiheitsliebe, die nicht selten in eine ihrer selbst unbewufste Freiheitswuth ausartet, ebenso wie die damit zusammenhängende, in ihren Dichtungen sich aussprechende Vaterlandsliebe nur als ein poetisches Element anzusehen sein möchte, das sie zu ihren dichterischen Zwecken benutzen und ausbeuten, ohne sich dessen, als eines in ihrem Innern glühenden und wahrhaft erwärmenden Feuers, wirklich bewufst zu sein. Diese Meinung hegen Griechen selbst, und sie findet wenigstens ihre Rechtfertigung darin, dafs beide Sutsos Phanarioten sind, wahre Freiheit und echte Vaterlandsliebe aber niemals im Systeme der Phanarioten gelegen hat; auch liefse sich dann die oberwähnte Ausartung um so leichter erklären.

Von S. 212—255 beschäftigt sich die Darstellung des Vf. mit den kirchlichen Zuständen, und von S. 256—304 mit dem griechischen Staate, in welcher Beziehung theils die jüngste Vergangenheit, vornehmlich von den Zeiten der Regentschaft an, theils die Gegenwart, theils die Zukunft Griechenlands in's Auge gefafst werden. Gerade hier lag es in der Stellung des Vf. während seines Aufenthalts in Griechenland, ausführlicher zu sein und, wenn auch nicht in Ansehung der äufseren Thatsachen, doch in Betreff der Urtheile, die auf dieselben sich gründen, tiefer in seinen Gegenstand einzugehen und weitläufig seine Ansichten über Griechenlands Zukunft auszusprechen, dabei der vorhandenen Schwierigkeiten für Gegenwart und Zukunft zu gedenken, Vorurtheile und Beschuldigungen zu bekämpfen und zurückzuweisen, und neben seinen Hoffnungen auch die nothwendigen Bedingungen und Wünsche nicht zu verschweigen. Auch hier kann Rec. nicht weiter in's Einzelne eingehen; er beschränkt sich nur darauf, besonders hervorzuheben, was auch hier über die Theilnahmlosigkeit des griechischen Volks an den Parteistreitigkeiten der Häuptlinge, an der Opposition Einzelner wider die Regierung, an den Räubereien u. dgl. theils ausdrücklich zur Ehre des griechischen Volks

eber den Erotokritos hat vor Kurzem A. Ellisen in der „Re- s des Auslandes" 1842, No. 6 sich weiter ausgesprochen, gleich unter Mittheilung eines Bruchstücks in freier deut- er, gut zu lesender Uebersetzung. Ob, wie derselbe beichtigt, das ganze Gedicht eine Uebersetzung verdiene, ob es sich der Mühe für deutsche Leser lohne, möchte . bezweifeln. Uebrigens kann Letzterer es nicht billidafs Ellisen die mit dem Namen Ἐρωτόκριτος vom Dichvorgenommene Aphaeresis gleichsam stereotypirt, und Namen: Rotokritos schreibt.

Digitized by Google

bemerkt, theils hin und wieder nur angedeutet wird. Mit mehr Ausführlichkeit, als Br. gethan, wird die ruhige, charaktervolle und selbstständige Haltung des griechischen Volks während des Befreiungskampfes und in Ansehung der häufigen Parteikämpfe rühmend anerkannt in der Schrift: „Erinnerung an Griechenland von Bronzetti" (Würzburg, 1842).

In Betreff der Rechtschreibung der griechischen Eigennamen bemerkt Rec. nur beiläufig, dafs der Vf. sich hierin nicht gleich geblieben ist, dafs er sie wohl manchmal so, wie sie von den Griechen ausgesprochen werden, nicht aber durchgängig nach diesem Grundsatze geschrieben hat. So findet der Leser die Namen: Kantakuzinos, Zituni, Davlis, Mesolongi, neben: Demetrius, Nauplia, u. s. w. Allerdings kann der gedachte Grundsatz selbst nicht allenthalben zur Anwendung gebracht werden, und eben so möchte Rec. es nicht billigen, wenn man hierbei zu sehr an diesen Grundsatz sich hält und z. B. Ssutsos (Σούτσος) schreibt, weil die Griechen das Σ scharf aussprechen; allein möglichste Annäherung an diesen Grundsatz, weil er der vernünftigste und in der Sache begründet ist, scheint jedenfalls eine, dem Volke und seiner Sprache schuldige Nothwendigkeit zu sein.

Zum Schlusse glaubt noch Rec. den Vf. dieser „Mittheilungen aus Griechenland" gegen einen ungegründeten Vorwurf in Schutz nehmen zu müssen, welchen ihm ein Recensent, der oberwähnte A. Ellisen, in den „Deutschen Jahrbüchern" 1842. No. 210. S. 840 gemacht hat, indem er ihm „den durchgängigen Gebrauch des Plural Καταβόθρα als Femininum im Singular" zum Fehler anrechnet. Aber dieser durchgängige Gebrauch ist kein Fehler; es heifst ἡ καταβόθρα, nicht τὸ κατάβυθρον. Man sehe *Ulrichs* „Reisen und Forschungen in Griechenland", 1840. Th. 1. S. 225.

Dr. Theod. Kind.

XXXVIII.

Die Astronomie und die Bibel. Versuch einer Darstellung der biblischen Kosmologie, so wie einer Erläuterung und Bestätigung derselben aus den Resultaten und Ansichten der neueren Astronomie. Von Joh. Heinr. Kurtz, O lehrer der Religion, d. griech. u. hebr. Sp am Gymnasium zu Mitau. Mitau, 1842. lag von Friedr. Lucas. 235 S.

„Natur oder Schöpfung"? So ist erst vor zem die alte „Frage an die Naturphilosophie an die Religionsphilosophie" sogleich auf dem einer sehr lesenswerthen kleinen Schrift ausge worden. Alternativ, wie sie gefafst ist, könnte ein Jurist suggestiv nennen, insofern sie eine frage abschneidet und sogleich mit der Vor zung beginnt, dafs die Naturbetrachtung auf *Entweder Oder* beschränkt sei. Insofern aber gegeben wird, dafs die Welt als Natur und pfung zumal erkannt, mithin naturalistisch und giös zugleich betrachtet werden kann, ins schränkt sich die Frage auf den Vorzug, der der der natürlichen, sinnlichen, oder der geistigen Naturbetrachtung zukommen möc scheint aber die Frage so gestellt zu sein, Antwort schon darin liegt; denn wenn es was nicht bestritten werden kann, dafs „ steme der Wissenschaft die Betrachtung sums oder der Welt *zweimal* vorkommt", eben so gewifs ist, dafs die naturalistische tung der Welt gleich am Anfange des W der Gedanke zu seinem Ziele kommt, und die religiöse Betrachtung eben dieses am Ziele erlangt wird, so ist damit auch höhere Stellung, der Vorzug der religiö trachtung, welche überdies die naturalisti schliefst, ausgesprochen: denn — „andern ben den Terenz, anders Hugo Grotius". des Weges, welchen der Gedanke durchlä sich mithin die naturalistische Betrachtung als ungenügend, als einseitig, näher als die nomenologische Stellung des Subjects zu genstande, in welcher dieser noch nicht zu len Wahrheit gekommen ist. Demohngeach Berechtigung dieses Standpuncts nicht zu ja, es ist demselben eine relative Vollkommen gestehen, wie sie auch dem Kinde eben kommt, als es seinem Alter entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

e Astronomie und die Bibel. Versuch einer Darstellung der biblischen Kosmologie, so wie einer Erläuterung und Bestätigung derselben aus den Resultaten und Ansichten der neuern Astronomie. Von Joh. Heinr. Kurtz.

(Fortsetzung.)

Eben so gewiſs gebührt aber der religiösen Be-chtung vor der naturalistischen, so wie der reli-asphilosophischen vor der naturphilosophischen der zug: denn die Wahrheit der Natur, φύσις, ist die öpfung, κτίσις; und eben deswegen ist die Wahrheit Welterhaltung die Continuation der aus Gott flie-nden Macht. Aus dem Gesagten folgt, daſs die ssenschaft in ihrer Vollendung mit Gott von neuem der anfangen muſs, und daſs sie von Gott ausge-kann, ohne daſs der Fortgang zur Entfernung von t umzuschlagen braucht: es müſste denn *von Gott gehen* und *von Gott weggehen* identisch sein. Dann de aber auch folgerichtig nicht allein — die Noth-digkeit des Sündenfalls, die *wir* nur in der phäno-nologischen Sphäre anerkennen, zugegeben, sondern h auf das Dogma von dem Geiste Gottes ver-ntet werden müssen. Nach unserer Einsicht ent-nt man sich nicht von Gott, wenn man von ihm geht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil — *t mitgeht.* Wo dieser Begleiter fehlt, wo das Licht Gott nicht gesehen wird, wiewohl es da ist, da n mithin das *natürliche* Auge in der Welt nur *ur* d. h. den äuſseren Abdruck der Denk-Gesetze Bestimmungen des Seins erkennen: ein *frommes* ge sieht hingegen die Welt als *Schöpfung* d. h. in m höchsten Verhältnisse, in ihrem Verhältnisse zu t, hiermit in ihrer absoluten Wahrheit. Die Fröm-keit, näher die Gottes-Erkenntniſs ist auch — stredend — nicht auf Ein Gebiet der Erkenntniſs chränkt: sie ist das Auge für alle Erkenntniſs: so ist auch die göttliche Offenbarung nicht ein Anderes, als das Princip der Wissenschaft: sie ist kein Instrument zum Sehen, sondern das Auge und die Luft und der Gegenstand des Sehens selbst. Es geschieht daher der Frömmigkeit nicht mehr als der Philosophie Unrecht, wenn gesagt wird: „So weit die Naturphilo-„sophie fromm wird, so weit hört sie auf Philosophie zu sein". Es kann nur zugegeben werden, daſs nach Befinden sich auch in eine gottselige Naturbetrachtung eine Lücke einschleichen kann, zu deren Deckung ein Deus ex machina herbeigerufen wird; aber so unwis-senschaftlich auch ein solches Verfahren sein mag, so dürfte doch ein solcher Nothbehelf jeder erkünstel-ten Gedankenverbindung, so wie allen gedankenlosen Sprachwendungen, Schwenkungen und Uebergängen, wo in Wahrheit nichts übergeht, auch in wissenschaft-licher Beziehung unbedingt vorzuziehen sein. Jeden-falls können aber solche Ab- und Seitenwege nicht gegen die Richtigkeit des Hauptwegs zeugen, von dem sie abführen. Und darum können wir nur wiederholen, daſs jede Erkenntniſs, auch jede Naturerkenntniſs ihren Gipfel erst erreicht, wenn sie, um mit Spinoza zu reden, sub specie aeterni betrachtet wird.

Diese Bemerkungen dürften geeignet sein, die obige Schrift einzuführen, welche wir zum Voraus nach ihrer Richtung nicht besser zu bezeichnen, nicht nach-haltiger zu empfehlen wüſsten, als wenn wir referiren, daſs sie „dem Hrn. Dr. *G. H. von Schubert* zu Mün-chen mit dem Gefühle der innigsten Verehrung gewid-met" worden ist. Referent theilt mit dem Verf. nicht allein diese innigste Verehrung für die Person, son-dern auch dieselbe Stellung zur Sache, um die es sich handelt.

Nach dem Titel scheint die vorliegende sehr beach-tenswerthe Schrift nur die Nachweisung der äuſsern Harmonie zwischen der *biblischen Astronomie* und den neuesten Ergebnissen der *natürlichen Astronomie* zur

Digitized by Google

Aufgabe zu haben. Ihre weitere und höhere Bestimmung ist aber, zugleich das Verhältnifs der natürlichen astronomischen Forschungen zu der biblischen Kosmologie nachzuweisen. Die richtige Würdigung dieses Verhältnisses ist die Hauptsache; sie ist auch die hauptsächliche Rücksicht, worauf sich gegenwärtige Anzeige bezieht, welche auf das Büchlein aufmerksam zu machen bestimmt ist.

Das Urtheil des Verfs. geht dahin, dafs der natürlichen Astronomie die *äufsere Wirklichkeit*, hingegen der biblischen Naturbetrachtung die *innere Wahrheit* zukommt. Darum kann auch nach Befinden zur Zeit zwischen beiden dieselbe Incongruenz statt finden, welche überhaupt zwischen der *Idee* und der *Erscheinung* hienieden Statt findet. In eben diesem Verhältnisse befindet sich auch unsere Mathematik zur göttlichen, zur Trinität. Darum kann dem heliocentrischen Weltsysteme des Kopernikus die *äufsere* Wirklichkeit zugestanden werden, ohne dafs damit der geocentrischen Weltanschauung, dem ptolemäischen Systeme, die *innere* Wahrheit und Bedeutung streitig gemacht zu werden braucht. Insofern bekennt sich der Verf. (S. 179. 186) zu den von *H. Steffens*, theils in der Anthropologie I. 264., theils in der christlichen Religionsphilosophie I. 205. entwickelten Ansichten, nur dafs er sie weiter entwickelt, und — mit Recht dagegen protestirt, als wenn „das wahrhaft Centrale „*nie* in der Erscheinung hervortreten könne", insofern nämlich damit auch für die Zukunft die Inkompatibilität der äufseren Wirklichkeit mit der inneren Wahrheit behauptet werden sollte. Der weitere Gedanke ist, dafs die kleine Erde, welche unter den zahllosen Himmelskörpern als unbedeutend verschwimmt und verschwindet, dennoch zum Centrum des ganzen Universums bestimmt sei, und dereinst wiederhergestellt und verklärt werden könne und werde.

So sah einst *Dante Alighieri*, derselbe Dichter, dessen ganze religiöse und poëtische Anschauung an das geocentrische Weltsystem geknüpft war, den *Erdball*, der doch das Centrum aller Weltbewegung ist, vom Zwillingsgestirn aus so klein unter sich liegen, dafs er, wie nach Cicero Scipio im Traume, darüber lächeln mufste:

. . . . e vidi questo globo
Tal, ch'io sorrisi del suo vil sembiante.
Parad. XXII. 134. 135.

Er erklärt es eben deswegen für das Beste, sich selbst sammt der Erde für gering zu achten und nach dem, was droben ist zu trachten.

136—138.

Von oben gesehn ist die Erde nur ein kleines Beet im Garten Gottes das uns doch so übermüthig macht:

L'ajuola che ci fa tanto feroci.

151.

Hiermit ist die dermalige Geringfügkeit und Niedrigkeit der Erde, — der Fall, — und die Ursache und Folge davon, die Sünde in einer einzigen Zeile bezeichnet. Die Kommentatoren des Dichters haben nicht unterlassen, Ptolemäus selbst, Cicero im Traume Scipio's und Boëthius hierbei zu citiren, indem dieselben sämmtlich die Kleinheit der Erde vollständig anerkennen, während sie ihre Centralität nicht leugnen können. Der Dichter selbst beruft sich zur Erweisung der biblischen Kosmologie auch auf die Heiden, in Betreff der Centralität der Erde im Universum auf Plato's Timäus, in Betreff ihrer centralen Unbeweglichkeit und Festigkeit auf Aristoteles, (de Coel. II. 3. 14.) als auf den Philosophen, al quale la Natura più aperse i suoi segreti: e per lui quivi è provato, questo mondo, che è la terra, stare in sè stabile e fisso in sempiterno. Conv. III. 5. — Und dennoch mufste schon Dante eine Unangemessenheit der Erscheinung zur Idee, des Exemplars zum Exempel statuiren. Parad. XXVIII. 55—57. Wie viel mehr wir, die wir die heliocentrische Erscheinung nicht bestreiten können! — —

„Der Theologe", so sagt der Verf., „kann und „darf den Astronomen nicht hindern, ihm nicht entgegen „gen sein, wenn die Forschungen seiner Wissenschaft „ihn nöthigen, die Erde als untergeordnetes Glied unse „seres Planetensystems und dieses als das geringste „und unbedeutendste aller Weltsysteme zu betrachten „ten; denn der Astronom hat einen andern Maafsstab, „wornach er Gröfse und Herrlichkeit mifst, als der „Theologe. — Der Astronom als solcher sieht, was „auswendig ist, die Erscheinung ist sein Object, hier „kann und mufs er Wahrheit und Irrthum, Täuschung „und Realität, Schein und Erscheinung ermitteln und „scheiden; er hat auf seinem Standpuncte vollkommen „Recht, der Erde im Sonnensysteme, und diesem im „Weltsystem eine untergeordnete Stellung anzuweisen. „Und der Theologe, — der Christ überhaupt, — der „gewohnt ist, das Aeufsere nur nach dem Innern, das

Digitized by Google

ffenbare Erscheinung nach der verborgenen Idee zu eurtheilen, in der Knechtsgestalt die Majestät, in er Niedrigkeit die Hoheit zu suchen, zu dem gesagt t: So Jemand unter euch will gewaltig sein, der ıi euer Diener (Matth. 20, 26); er mufs, weil er an e Incongruenz der Idee mit der Erscheinung gestoßen und diesen Contrast *hienieden* allenthalben ıdet, von vornherein geneigt sein, der heliocentrihen Lehre und den übrigen Resultaten der Astroımie beizustimmen; diese Resultate können und dürn ihn nicht überraschen, ihm nicht ungelegen komen, er wird vielmehr auch durch sie eine Wahrheit estätigt finden, die der innerste Nerv seiner Ernntnifs ist. So ist der Theolog bereit, vom Astroımen zu lernen, was Himmel und Erde κατὰ σαρκά nd, und wird, was er ihm berichtet, ganz in der rdnung, ganz der Analogie des Glaubens gemäfs nden, aber nun überschreite auch der Astrom nicht ine Gebühr, nun lasse er sich auch vom Worte ottes bedeuten, was es mit der *Erde* und mit dem *immel* κατὰ πνεῦμα auf sich habe".

Wenn hier im Interesse der christlichen Wahrheit innere Bedeutung des Ptolemäischen Weltsystems einer Unterscheidung von der äufseren Geltung des ıernikanischen vertheidigt wird, wenn hier Moses Aristoteles noch einmal gegen Galileo Galilei zum rte kommen, so kann nicht unbemerkt bleiben, dafs ı diese Unterscheidung der Aeufserlichkeit und Inichkeit in Beziehung auf die Stellung der Erde im versum mit den Gedankenbestimmungen derjenigen ur-Philosophie, welche gegenwärtig von vielen Seials wesentlich unchristlich verketzert wird, auf genaueste übereinstimmt. Auch hierauf hat der selbst in mehreren Schriften, welche der weiteren wickelung der *gegenwärtigen* Philosophie, so wie Scheidung und Unterscheidung ihrer Prinicipien den ihr fremden Consequenzen gewidmet sind, wieıolt aufmerksam gemacht, um „einerseits die empihe *Richtigkeit* der heliocentrischen *Erscheinung* andererseits die höhere *Wahrheit* des geocentrin *Scheins*" zum näheren Verständnisse zu brin, weil auch nach dieser Seite das christliche Beıtsein in den Principien derjenigen Philosophie, he nach ihrem ersten Begründer die *Hegel*'sche ınnt wird, seine Befriedigung und verstandesmäı Unterstützung findet. An diesem Beispiele zeigt es sich zugleich recht deutlich, wie es eben nur einer Verwahrlosung der Principien und der Methode dieser Philosophie zuzuschreiben ist, wenn sie zu dem anomalen Abwege geführt hat, einerseits der Erscheinung selbst, der Natur und der Geschichte, nur eine vorübergehende Geltung zuzuschreiben, andererseits das creatürliche Centrum der Schöpfung, den Menschen auf der Erde, zum schöpferischen Centrum des Weltalls zu vergöttern.

Die Wahrheit dieser Irrlehre, die Wahrheit jenes Stolzes, gegen welchen schon Dante eiferte,

che ci fa tanto feroce,

ist eben dieses, dafs die Erde wirklich das Centrum der Welt, und dafs Gott in Christo wirklich Mensch geworden ist. — Dafs Hegel selbst eine *weitere* Entwickelung zur christlichen Erkenntnifs, dafs er eine *andere* Entwickelung als diejenige ist, welche ihm gegenwärtig zur Last gelegt wird, vorauszusehen glaubte, dafs er schon die Morgenröthe derselben zu begrüfsen meinte, ist noch kürzlichst in Erinnerung gebracht worden, und zwar in einem Buche, in welchem man alles Andere eher, als Vindicien der Religionsphilosophie suchen sollte (*Geschichte des Königl. Preufs. Zweiten Cuirassier-Regiments (Königin), dargestellt von Heinrich Ravenstein.* Minden, 1842. S. 180), und von einem Manne, dem der Verstorbene einst über sein Verhalten gegen die ihn verfolgenden Verunglimpfungen und Verdächtigungen ein briefliches Bekenntnifs abgelegt hatte (Hegel's Werke XVII 529). — —

Der Verf. gehört selbst zu denjenigen christlichen Theologen, welche Hegel und Straufs, Hegelsche Philosophie und Hegelianismus, die Methode mit ihren Principien und die verunglückte Anwendung derselben wohl zu unterscheiden wissen, und — philosophische Schriften studiren, ehe sie darüber urtheilen. Darum beruft er sich auch hier, wo es recht auf die Competenz der Kategorieen und deren genaue Unterscheidung ankommt, ausdrücklich auf Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften §. 270 (dritte Ausgabe): er hätte sich auch auf den merkwürdigen Zusatz in der vierten Auflage berufen können. Aber auch ohne näheres Eingehen in die künftige philosophische Astronomie weifs er seinen christlichen Glauben mit dem philosophischen Denken, und das eigene Nachdenken mit dem Studium der Philosophie, die von Anderen kommt, zu verbinden. Hiermit

Digitized by Google

kommt uns aus dem Auslande ein lehrreiches Beispiel zu, welches in einer Zeit, wo immer weniger gelesen und noch weniger studirt wird, in welcher sich das subjective Denken um so mehr isolirt und verkümmert, je mehr es sich aufspreizt, besondere Achtung verdient. Denn es geschieht noch immer, worüber schon Hegel selbst klagte, dafs die Gegner der Religionsphilosophie „nicht einmal die billige Forderung erfüllen, eine Kenntnifs von dem zu haben, was sie verunglimpfen" (Hegel's W. XVII. 529). Darum möchten wir hier alle Diejenigen, welche sich jetzt auf einmal für berufen erachten, von dem Standpuncte der Reflexion aus die in ihren Principien noch unüberwunden sich behauptende, mithin *gegenwärtige* Philosophie über General- und Specialartikel zu vernehmen, — zunächst auf diejenigen Antworten zu verweisen, welche darüber schon gedruckt zu lesen sind. Wer fragt, mufs auch auf die Antworten achten, die ihm werden oder schon geworden sind. Zum wirklichen Verständnisse derselben gehört aber nichts so sehr, als — dafs der Fragende nicht blofs sich, sondern eben so gern auch den Andern *hören* lernt. Zum wirklichen Verständnisse aller Philosophie gehört überhaupt — dafs wir das Oftgesagte noch einmal wiederholen — hauptsächlich *zweierlei:* nämlich einmal nächst dem Verstande der gute *Wille*, ein offenes Herz, das sich der Wahrheit nicht versteckt und verschliefst, und zweitens die innere *Erfahrung*, welche dem durch den Willen eröffneten Verstande zufliefst, oder mit anderen Worten *Empfänglichkeit* und *Empfangen*. Der Verstand bleibt so lange verschlossen, bis ihn der Wille öffnet und dem Denken Eingang verschafft: dem Erkennen fehlt so lange der Inhalt, bis ihn die Erfahrung herzubringt, und das Denken als mit ihm identisch erklärt. Hierauf beruht auch, dafs wir es noch einmal wiederholen, der Begriff des *immanenten* Erkennens, welches so viel genannt, gerühmt und verspottet, und von beiden Seiten so wenig gekannt wird. Dieses *immanente* Erkennen ist eben dieses, dafs der Gegenstand des Erkennens nicht aufser und vor dem Subjecte stehen bleibt, sondern dafs das Subject den Gegenstand *hat*, um ihn zu *wissen*, sich in ihm findet, ihn in sich findet, empfindet, erlebt, erfährt, — glaubt. So viel mufs jeder, der sich zum Denken entschliefst, von dem schrieenen Pantheismus dankbarlichst annehmen, das das Subject, das Denken überhaupt, im Objecte in einem flüfsigen Verhältnisse zu demselben als Sein sich befindet. Ohne diese Erfahrung, welche denkende Subject an dem objectiven Sein mac ohne diesen immanenten Besitz des Gegenstand ohne diesen Sitz im Gegenstande, behält die krit Philosophie ihr Recht, wenn sie gelehrt hat und heute lehrt, dafs das Denken nicht an das Sein ankommen könne. Die Ueberwindung dieses St puncts war zuerst durch den praktischen Gl durch die Postulate der praktischen Vernunft reitet, durch die Einsicht in die synthetische Er nifs gefördert, und durch die Identität, näher die Continuität zwischen Sein und Denken, Erf und Erkennen, Glauben und Erkennen, Finden und finden, und insofern durch die Wahrheit des Pant mus vollendet. Erst hiedurch wird die Erfahr durch die Erfahrung der Besitz des Gegenstandes philosophisch vermittelt: ohne diese Immanenz Aeufsern, ohne innere Erfahrung der objectiven W heit ist überall keine wahrhaftige speculative Erk nifs, keine lebendige Erkenntnifs der innersten W heit, sondern nur Kenntnifs der äufsern Sache lich. Darum spricht die Verstandesreflexion von speculativen Philosophie, der Unglaube vom Glau der Hegelianische Formalismus von immanenter kenntnifs, — wie schulgerecht auch die Gedanken stimmungen äufserlich angelegt werden mögen, — der Blinde von der Farbe. Dasselbe gilt von naturalistischen Astronomen, wenn er von der äufs Wirklichkeit und Richtigkeit seiner Beobachtun auf die innere Wahrheit derselben fortschliefst, hiermit die Grenzen seines Gebietes überschreitet.

Hiermit kommen wir auf unsere Anzeige zur Der Verf. hat uns im Allgemeinen bis zur dere gen Verklärung des geocentrischen Systems gef „Wie aber diese Verklärung im Einzelnen sich e „sen werde, — da legen wir die Hand auf den M „und stellen ein *Fragezeichen* hin, dessen über „Mafsen herrliche Beantwortung wir von der Zu „erwarten".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

e Astronomie und die Bibel. Versuch einer Darstellung der biblischen Kosmologie, so wie einer Erläuterung und Bestätigung derselben aus den Resultaten und Ansichten der neueren Astronomie. Von Joh. Heinr. Kurtz.

(Schluſs.)

Dann sieht sich jedoch unser werther Autor gebtigt, „noch bei einem anderen Fragezeichen vorberzugehen, ohne es gebührend beantworten zu können". Es besteht in der Frage: „Welches ist die estimmung, welches sind die Bewohner der übrigen lieder unseres Planetensystems? Die Schrift kennt r zweierlei Arten Geschöpfe, die, mit Vernunft beibt, ihren Schöpfer zu erkennen und selbstbewuſst i preisen vermögen: die *Engel* und die *Menschen*. Wohnen nun dort etwa — *engelische* Wesen andeer Art, anderer Ordnungen, anderer Stufen, als ne in den oberen Sternenwelten? *Oder sollen wir wa die Seelen der Abgeschiedenen uns dort wohnd denken? Oder sollen wir diese Regionen des onnensystems als zur Zeit von begeisteten Wesen noch ıtblöſst denken, daſs sie etwa analog wären den, enn auch nicht von lebendigen Wesen überhaupt, ber doch von Menschen unbewohnten Regionen unrer Erde, ihren Urwäldern, Wüsten und Meeresflächen, die aber nicht destoweniger die Bestimmung haen, von und für Menschen urbar und bewohnbar emacht zu werden, und dereinst in den paradiesichen Zustand der Erde verklärt zu werden"?*

Aber der Verf. wollte nur ein *Fragezeichen* maen, ohne darauf zu antworten: er verfällt nicht in von Hegel so nachdrücklich gerügte Verirrung, „al- Erscheinungen Face zu machen": er erklärt seine in ı letzten Alternativen hindurchschimmernde fragende twort eben nur für einen *Einfall*. Indessen kommt unversehens in der ersten Zugabe der Schrift wie- darauf zurück, denn diese beschäftigt sich mit der Exegese von 1. Mos. I, 14. „*Und Gott sprach: Es „werden Lichter an der Veste des Himmels, die da „scheiden Tag und Nacht, und geben Zeichen, Zei„ten, Tage und Jahre*". Die *Zeiten* bezieht der Verf. auf alle Ereignisse im Gebiete der äuſseren und inneren Geschichte. Die Sterne sind nicht bloſs Zeichen für den Lauf der Jahre und Tage, sondern — für alle Zeiten und Ereignisse. Dahin gehört auch der Stern bei Christi Geburt; so werden auch „am Ende des „gegenwärtigen Weltlaufes *Zeichen* geschehen an „Sonne, Mond und Sternen: und es wird erscheinen „das *Zeichen* des Menschen Sohnes im Himmel" Luc. 21, 25. Matth. 24, 30. Der Verf. läſst nicht unbemerkt, daſs eben diese Worte der Genesis auf eine *Astrologie* deuten, die mehr ist, als unsere *Astronomie*, und in der verrufenen und verschollenen *Astrologie*, die wir etwa nur noch poetisch gelten lassen, nur ihre Kehrseite, ihre Carricatur wiederfindet. Es ist aber nicht minder bemerkenswerth, es steht mit jener für die Erde bestimmten goldenen *Sternenschrift*, mit der wahren *Astrologie* in genauester Verbindung, daſs überhaupt nach der Genesis Sonne, Mond und Sterne nur für die Erde bestimmt sind zu ihren *Zeichen*, zu den Zeichen ihrer Jahre und Tage, und ihrer darüber hinaus liegenden Zeiten. So erklärt sich mehr und mehr das Psalmwort 8, 4—10, welches der Verf. seiner Schrift vorgesetzt hat.

Die zweite Zugabe enthält nach den von der Offenbarung angedeuteten Umrissen die Geschichte der Vergangenheit und Zukunft des Universums in sieben Perioden bis zum ewigen Sabbath, in welchem nach Johannis Gesicht (Offenb. 21) ein lauterer Strom lebendigen Wassers, klar wie ein Krystall, alle Adern der Schöpfung durchströmen, und die ewige Stadt Gottes in den köstlichsten Edelgesteinen und Perlen, in lauterem Golde und hellstem Glase erglänzen wird. — Hatte sich vorhin an den Sternen, als *Zeichen*,

Digitized by Google

eine Wahrheit der *Astrologie* von fern gezeigt, so scheint nun auch der unedelste Hang und Drang der Welt nach den edlen Metallen, der fast magische Zug nach dem verführerischen Golde wiederum nur die Kehrseite einer tief-innerlichen Wahlverwandtschaft zu sein, und daran „ein neuer Beweis für die „Wahrheit vorzuliegen, daſs jeder Verirrung, so ver„kehrt sie in ihrer Richtung, so verderblich sie in ih„rem Fortgange wie in ihren Folgen sein mag, die „Basis eines tieferen und edleren, aber verkannten und „verzerrten Bedürfnisses zukomme, und daſs gerade „darin die oft völlig unerklärliche Kraft und Hart„näckigkeit des Irrthums zu suchen sei". —

So viel von der vorliegenden Schrift und von dem wichtigen Gegenstande derselben. Es wird nicht fehlen, daſs vielen Lesern die An- und Aussichten des Verf., namentlich in ihrer eschatologischen Richtung, zu sinnlich oder zu *poetisch* sein werden. Alle Diejenigen, welche sich aus dem *abstrakten Gegensatze* von Dichtung und Wirklichkeit, oder von Uebersinnlichkeit und Sinnlichkeit noch nicht erheben gelernt haben, werden dem Verf. nur theilweise folgen können. Desto mehr Befriedigung werden Andere in der vorliegenden Schrift finden: ihnen nennen wir zugleich eine zweite Schrift desselben Verfs. in demselben Geiste: „Das Mosaische Opfer. Ein Beitrag zur Sym„bolik des Mosaischen Cultus. Mit besonderer Be„rücksichtigung der neusten Bearbeitung dieses Ge„genstandes in der Symbolik des Mosaischen Cultus „von Dr. Bähr. Von J. H. Kurtz".

Wir können aber nicht schlieſsen, ohne dem uns persönlich ganz unbekannten Hrn. Verf. für das, was er giebt, und für Alles, wozu sein treuer Umgang mit der sichtbaren und unsichtbaren Welt auch Andere anregt, den aufrichtigsten Dank abzustatten. Es gehört überhaupt zu den erfreulichen Zeichen unserer Zeit, daſs gerade jetzt der Gedanke, wenn er einmal Grund gewonnen und Fuſs gefaſst hat, in seinem Jenseits mehr und mehr sich heimisch und zu Hause fühlt, in seinem Eigenthum sich immanent erweiset, in dem wieder eroberten Besitzthum sich um so fleiſsiger anbaut, um so gründlicher festsetzt, und um so weiter ausdehnt, je mehr ihm vorher sein gutes Recht versagt, und unter den Füſsen derjenige Grund und Boden streitig gemacht war, ohne welchen alles Denken landflüchtig ist und bleibt. C. F. Göschel.

XXXIX.

Das Verhältniſs der Staatsgewalt zu den Vo stellungen ihrer Untergebenen. Ein Beitr zur Erleichterung gründlicher Urtheile ü die Anforderungen, welche das Zeitalter die Staatsverwaltung macht. Dargestellt v J. G. Hoffmann, Director des statistisch Bureaus zu Berlin. Berlin, 1842. Verl der Nicolaischen Buchhandlung.

Der verehrte Hr. Verf. der vorliegenden geh vollen Schrift, nachdem er sich bisher durch s eben so allgemein bekannten, als allgemein gesch ten Arbeiten auf dem Gebiet der Statistik und Staatswirthschaft so groſse Verdienste um die gri liche Ausbildung dieser Disciplinen erworben, lie nunmehr durch die Mittheilung der Resultate sei reichen politischen Erfahrung auf's neue einen ähn erfreulichen Beweis von dem Ungrund der heut Tage so oft geäuſserten Besorgniſs, als werde s wendig durch wissenschaftliche Bemühungen, w der genauern Erforschung und Darlegung der mat riellen Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft g widmet sind, der freie Blick auf die höhern geistig und sittlichen Interessen getrübt oder befangen. M es immerhin der Fall sein, daſs nicht selten bei w senschaftlichen Arbeiten der gedachten Art jene h hern Interessen zur Ungebühr hintangesetzt und bei statistischen und staatswirthschaftlichen Berech nungen, durch das Uebersehen der nicht in Zahle darstellbaren geistigen Factoren, falsche und in prak tischen Miſsgriffen führende Resultate sich ergeb haben, so hat doch unser würdiger Verf., wie dem a merksamen Leser seiner früheren Schriften nicht ent gangen sein wird, bei den darin angestellten mühev len numerischen Erörterungen, die Beziehung derselb auf das geistige und sittliche Leben der Völker n aus dem Auge verloren, und sind demnach die hier politischen Untersuchungen, welche den Gegenst der vorliegenden Schrift bilden, als mit jenen frühe Erörterungen im innigen organischen Zusammenhan stehend zu betrachten. Indem wir uns gegenwärt mit Vergnügen dazu wenden, den Lesern dieser Bl ter einen kurzen Bericht über diese Untersuchung abzustatten, um dieselben zur eigenen, nähern Ken

Digitized by Google

ſsnahme von dem hier dargebotenen reichen Inhalt ozuladen, können wir es uns nicht versagen, zunächst f zwei Vorzüge hinzudeuten, durch welche sich diese ɛbeit vor den meisten neuern literarischen Productio- n, die denselben Gegenstand behandeln, auf das ɪrtheilhafteste auszeichnet. Diese Vorzüge beste- n, einerseits, in der bei Erörterungen dieser Art ɪt zu Tage so oft vermiſsten, leidenschaftslosen he und Milde des Urtheils, jener Heftigkeit und ɪterkeit gegenüber, worin die Wortführer der ver- ɪiedenen politischen Richtungen einander zu über- ten pflegen, und andererseits in der von leerer Ab- ɛction freien, durchaus praktischen Auffassung der r behandelten Gegenstände. Was den zuerst er- hnten Vorzug anbetrifft, so liegt hier zwar die Be- ɛhtung nahe, daſs derselbe überhaupt zu den Tu- ɛden des Greisenalters gehört; während man indeſs diesem Alter, wie schon Horaz bemerkt, sonst vor- ;sweise nur Lobrednern der Vergangenheit zu be- nen pflegt, so finden wir bei unserm verehrten ı. Verf. überall die bereitwilligste Anerkennung der ;enwart, verbunden mit dem hoffnungsvollsten Hin- k auf die Zukunft, in welcher Beziehung sein Ver- :en jenen greisenhaften Männern und Jünglingen Beschämung gereicht, welche in krankhaft-elegi- er Sehnsucht, an Gegenwart und Zukunft verzwei- d, immer wieder darauf zurückkommen, die zum ɛil nur erträumte Herrlichkeit der Vergangenheit, insbesondere des Mittelalters anzupreisen. Hier- in nahem Zusammenhang steht der zweite, vorher ihmte Vorzug einer durchaus praktischen Auffas- g der Staatsverhältnisse. Vom praktischen Ver- en ist zwar auch sonst bei in Geschäften ergrau- Staatsmännern oft genug die Rede; am häufigsten ch mit einem geringschätzigen Seitenblick auf die, ls als müſsig, theils als verderblich bezeichnete orie, wobei denn freilich übersehen wird, nicht nur, solcher Gegensatz selbst ein theoretischer ist, lern auch, daſs jene angeblich rein praktischen imen, welche den Anforderungen der Theorie ent- ɛngestellt zu werden pflegen, gleichfalls nur Frag- te einer und zwar schlechten und unpraktischen, doch verkümmerten Theorie sind. Von anderer ist das praktische Verhaltrn unsers Hrn. Verf.; Lehren, welche derselbe vorträgt, haben allerdings hweg das Gepräge eines Selbsterfahrnen und Selbsterlebten, entsprechen aber auch zugleich der wahren Theorie, welche als solche ja nur der gedankenmäſsige Ausdruck, der in der Wirklichkeit regierenden Mächte ist, im Unterschied von jenem ohnmächtigen Meinen und Versichern, welches über das perennirende Sollen nicht hinauskömmt, und sich für um so vortrefflicher hält, je weiter es sich von dem entfernt, was gegenwärtig und wirklich ist. Dabei ist dann noch zu rühmen, wie unser wahrhaft praktischer Hr. Verf., zugleich mit klarem vollen Bewuſstsein Theoretiker ist, und sich nicht in dem Fall jener vermeintlich reinen Praktiker befindet, welche, der so eben ausgesprochenen Bemerkung zufolge, zwar gleichfalls Theoretiker sind, jedoch wider ihr Wissen und wider ihren Willen. Als nächste charakteristische und zugleich wichtigste Aeuſserung der praktischen Richtung der vorliegenden Schrift, ist die bereits durch den Titel angedeutete, und durch deren Inhalt aufs vollständigste durchgeführte Ansicht hervorzuheben, daſs, so wie einerseits die Staatsgewalt als in ihren Maaſsnehmungen durch die Vorstellungen ihrer Untergebenen bedingt zu betrachten ist, eben so andererseits, da wo diese Vorstellungen der Verfolgung wohl verstandener Staatszwecke entgegenstehen, es vor allen Dingen Sache der Regierung ist, durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel der Bildung und des Unterrichts, auf die Berichtigung dieser Vorstellungen hinzuwirken.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu einer etwas speciellern Betrachtung des hier dargebotenen Inhalts, so können wir nicht umhin, zuerst noch anerkennend zu erwähnen, wie der Hr. Verf. seinen Gegenstand, nach einer durchaus sachgemäſsen Einrichtung, unter dem dreifachen Gesichtspunct der *religiösen*, der *staatsrechtlichen* und der *sittlichen* Vorstellungen abhandelt. Indem hier die religiösen Vorstellungen an die Spitze gestellt werden, so ist damit zugleich anerkannt und ausgesprochen, wie es diese Vorstellungen sind, welche die Grundlage und die innerste Lebensbedingung aller socialen Verhältnisse und insbesondere auch des Staats bilden. Nun pflegt zwar heut zu Tage auch sonst oft genug von dem Begründetsein des Staats in der Religion gesprochen zu werden, allein es ist auch bekannt, wie sehr dieser an sich wahre Gedanke, je nach Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses, zu hierar-

Digitized by Google

chischen und pietistischen Consequenzen entstellt und in beiderlei Richtung zu Förderung subversiver Tendenzen gemiſsbraucht worden ist. Solchen unerfreulichen Erscheinungen gegenüber, zeigen sich die oben gerühmten Vorzüge unsers Hrn. Verfs. in ihrem schönsten Lichte. Bei vollster Anerkennung der Heiligkeit der christlichen Religion und ihrer segensvollen Einwirkung auf alle Gebiete des Lebens, weiſs derselbe doch zugleich die Würde und den hohen Beruf des Staats auf das Nachdrücklichste geltend zu machen. Frei von der einer frühern Gestalt des Staats entsprechenden Ansicht, wonach dieser mit seiner Wirksamkeit bloſs auf das Weltliche und Zeitliche angewiesen sein soll, bewährt der Hr. Verf. gleichwohl die bereits gerühmte Milde des Urtheils und der Gesinnung, bei der Erörterung über die von den verschiedenen Religionsparteien einander zu erweisende Toleranz und zeigt derselbe, wie in dieser Beziehung an die Mitglieder der evangelischen Kirche, eben um ihres freiern Bekenntnisses willen, weiter gehende Anforderungen zu machen sind, als an die Mitglieder der katholischen Kirche. Eben so treffend, als durch die Erfahrung der neusten Zeit bewäht, sind ferner die Bemerkungen über das Verhalten der Regierung in solchen Staaten, deren Bewohner verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnissen angehören.

Die Erörterung über die *staatsrechtlichen* Vorstellungen, beginnt der Hr. Verf. mit dem eben so einfachen als ewig wahren Satz, daſs das Menschengeschlecht seine Bestimmung nur im Staatsverbande erreichen kann. Dieser Satz wird sodann durch die treffende Bemerkung weiter ausgeführt, daſs in derselben Weltordnung, von welcher das Dasein des Menschengeschlechts ausgeht, auch das Dasein der Staaten begründet ist, deren Keime sich zu entwickeln beginnen, sobald der Mensch anfängt sich über das Thier zu erheben. Indem auf solche Weise, im Einverständniſs mit Aristoteles, der Mensch als durch seine Bestimmung auf den Staat angewiesen bezeichnet wird, so liegt darin zugleich die vernunftgemäſse Anerkennung der religiösen Lehre, daſs der Staat göttlichen Ursprungs und somit seinem Wesen nach als von menschlicher Willkühr und endlichen Zw unabhängig zu betrachten ist. Es ist bekannt, der neuern Zeit die Frage nach der Bestimmung, dem innern Zweck des Staats im Allgemeinen, sehr vornehm von der Hand gewiesen und dagegen die hauptung aufgestellt worden ist, nur die Untersuch über die geschichtliche Entstehung der einzelnen St ten sei vom wissenschaftlichen und vom prakti Interesse. Unser Hr. Verf., indem er auf diese hauptung zu sprechen kömmt, bezeichnet dieselbe Recht, als eine beschränkte und bemerkt dabei, es, wenn die Beantwortung jener Frage wird, durchaus an jedem Maaſstab zur sichern theilung, sowohl der verschiedenen Staatsin auch der einzelnen politischen Maaſsnehmungen Dabei verschmäht es jedoch der Hr. Verf. nic den geschichtlichen Ursprung der Staaten in rung zu ziehen und findet derselbe, indem hierbei auf die Betrachtung der neuen e Staaten beschränkt, wie die *Grundherrlichk Gemeindewesen* die beiden geschichtlichen nungsformen sind, von denen die Bildung d Staaten ausgegangen ist. Daran schlieſst sogleich die fruchtbare Betrachtung, daſs d liche Entwickelungsgang in der moderne sentlich in der Ueberwindung der Einseit gedoppelten historischen Ausgangspunct m dürfte. — Was nunmehr näher die Erö die einzelnen staatsrechtlichen Institute tragen dieselben durchweg das Geprägs liberalen Gesinnung, einer Gesinnung, auf rung um so mehr Gewicht zu legen ist, sich als das Resultat der vieljährigen rung eines Mannes erweis't, der durch nahme an den wichtigsten Staatsgesch liche Gelegenheit gehabt, den Werth deutung der verschiedenen Formen der Gesellschaft kennen und würdigen zu erste Bedingung einer wohlgeordneten tung wird die Freiheit der Presse für gen über öffentliche Angelegenheiten

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

ıs Verhältnifs der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Untergebenen. Ein Beitrag zur Erleichterung gründlicher Urtheile über die Anforderungen, welche das Zeitalter an die Staatsverwaltung macht. Dargestellt von J. G. Hoffmann.

(Schlufs.)

Dem Hrn. Verf. entgehen zwar nicht die oft ge-
g aufgezählten Uebelstände, welche aus dem Mifs-
ıuch dieser Freiheit sich ergeben; anstatt indefs die
ıhülfe dagegen in künstlichen Censureinrichtungen
suchen, deren Anwendung er als ein Bekenntnifs
· Ohnmacht bezeichnet, sich mit Gründen zu recht-
tigen, verweist er darauf, wie in dem Maafse als
: Staatsverwaltung durch ihr ganzes Benehmen im-
:r mehr bekundet, dafs sie durchaus keine andere
ecke verfolge, als die Förderung der allgemeinen
ohlfahrt, auch die von Uebelwollenden und Unun-
richteten gegen sie gerichteten Angriffe immer mehr
e Bedeutung verlieren. — Weniger entschieden als
er das Bedürfnifs der Prefsfreiheit, jedoch im Gan-
ı wohlwollend und günstig, äufsert sich der Hr.
rf. über die Theilnahme ständischer Corporationen
den Geschäften der Gesetzgebung und der allge-
inen Staatsverwaltung. Als besonders beachtens-
rth darf hierbei die Bemerkung hervorgehoben wer-
n, dafs wenn einerseits es allerdings zur Bestim-
ıng der Stände gehört, die Regierung in geordneter
eise von den Wünschen und Bedürfnissen ihrer
ıtergebenen in Kenntnifs zu setzen, andererseits die
ındischen Berathungen wesentlich dazu dienen, zu-
chst unter den Mitgliedern der Ständeversammlun-
ı selbst, sodann aber auch im weitern Kreise unter
: Gesammtheit der Staatsangehörigen richtige Vor-
ıllungen über die öffentlichen Angelegenheiten und
somit eine staatsgemäfse Bildung und Gesinnung zu verbreiten. Von grofser Wichtigkeit, und reich an sinnigen aus der Erfahrung geschöpften Bemerkungen, ist hiernächst der Abschnitt, welcher von der Stellung und Bestimmung der Staatsdiener handelt. Während nach einer heut zu Tage sehr verbreiteten Ansicht die öffentlichen Beamten vorzugsweise nur als Organe der Beherrschung betrachtet zu werden pflegen, zeigt der Hr. Verf., wie der Geist und die Bildung der Staatsdiener eine nicht minder wichtige Garantie der öffentlichen Freiheit bilden, als ständische Institute, deren formelle Existenz allein jedenfalls nicht hinreicht, um diese Garantie zu gewähren. In natürlicher Gedankenverbindung kommt von hier aus der Hr. Verf. auf die Macht der öffentlichen Meinung zu sprechen, von welcher letztern bemerkt wird, dafs die Staatsgewalt wesentlich derjenigen Anstalt, Körperschaft oder Standesgenossenschaft angehört, welcher sich dieselbe zuwendet. Zur Beruhigung derer, welche in monarchischen Staaten, ohne ständische Verfassung, das gesammte Leben der Staatsangehörigen als der Willkühr und dem Belieben der Fürsten dahingegeben betrachten, können wir uns nicht enthalten, die nachfolgenden Bemerkungen des Hrn. Verfs. mit dessen eigenen Worten anzuführen: „Wie mächtig auch die persönlichen Ueberzeugungen des Staatsoberhauptes auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten einwirken: so vermögen sie doch nicht dem Einflusse der im Volke lebenden Meinungen und Gesinnungen mit dauerndem Erfolge in solchen Staaten zu widerstehen, welche durch die Massen von Kräften, worüber sie gebieten, wahrhaft selbstständig sind. Hier erhalten die bestimmtesten Befehle durch einen Geist der Nation, der sie mit Widerwillen vollstreckt, eine so veränderte Richtung, dafs sie nicht selten der Absicht geradehin entgegen wirken. Je selbstständiger Staaten

Digitized by Google

durch ihre eigenen inneren Kräfte sind, desto weniger Gehalt hat die Besorgniſs, daſs die Richtung, worin sich das Leben ihrer Untergebenen entfaltet, nach den persönlichen Ansichten ihres Oberhaupts willkührlich verändert werden könne. Verzögernd oder beschleunigend können wohl dessen Ansichten wirken, obwohl selten heilbringend, wenn das Eine oder das Andere den natürlichen Gang der Entwickelung erheblich verändert; aber die Richtung der menschlichen Thätigkeit zu verändern, vermögen sie weniger in dem Verhältnisse, worin der Raum sich erweitert, und die Masse sich vergröſsert, worauf ihre Wirksamkeit sich äuſsern soll".

Wenn hier mit Recht zwischen groſsen und kleinen Staaten ein wesentlicher Unterschied angenommen wird, so dient dieser Unterschied auch zur Erklärung des Umstandes, daſs bisher in den kleinern deutschen Staaten die Herstellung ständischer Einrichtungen als ein dringenderes Bedürfniſs empfunden worden ist, als in den groſsen, woran sich denn sogleich die fernere Betrachtung schlieſst, daſs wenn gleichwohl auch bei uns die im Werke begriffene Ausdehnung ständischer Wirksamkeit mit freudigem Dank begrüſst wird, solche politische Entwickelung noch unter einem höhern, und wir dürfen wohl sagen sittlichern, Gesichtspunct, als den bloſs negativen einer Beschränkung der Willkührherrschaft zu betrachten sein dürfte.

Während es der dieser Anzeige gewidmete Raum nicht gestattet, nunmehr auch noch bei den unter der Ueberschrift „sittliche Vorstellungen", mitgetheilten überaus lehrreichen Erörterungen näher zu verweilen, können wir es uns nicht versagen, wenigstens beispielsweise auf die das *Eigenthum*, und näher das *Privateigenthum* betreffenden Auseinandersetzungen hinzudeuten. Mag es auch auf den ersten Anblick als befremdlich erscheinen, wenn hier das Eigenthum, welches man als ein reines Rechtsverhältniſs zu betrachten gewohnt ist, als ein sittliches Verhältniſs bezeichnet wird, so findet doch diese Bezeichnung durch die darüber angestellte Erörterung ihre hinreichende Rechtfertigung. Der Hr. Verf. betrachtet nämlich die sachlichen Güter, welche den Gegenstand des Eigenthums bilden, als nicht bloſs dazu bestimmt, dem Einzelnen zu dienen, der dieselben besitzt, sondern wesentlich als Ausstattung des menschlichen Geschlechts im Allgemeinen und beruft sich in dieser Hinsicht auf religiöse Lehre, daſs der Mensch nur als ein H halter Gottes im Reiche der Natur anzusehen ist. Beziehung auf den Staat erscheint hiernach der zelne Eigenthümer gleichsam als ein Lehnsmann, chem mit dem Recht, welches er besitzt, auch zug bestimmte Pflichten auferlegt sind. Wie fruc diese Betrachtung ist, ergiebt sich unter andern den Anwendungen, welche der Hr. Verf. in stre Folgerichtigkeit, hinsichtlich des Besteurungsrechts der Armenpflege daraus ableitet.

Am Schluſs dieser Anzeige bleibt uns nur übrig, unser Bedauern darüber erkennen zu g daſs die wichtigen Gegenstände, welche in di nach Form und Inhalt gleich trefflichen Schrift sprochen werden, nicht sämmtlich in gleichmäſ Ausführlichkeit haben behandelt werden können, knüpfen wir daran den herzlichen Wunsch, daſ dem würdigen Hrn. Verf. noch lange vergönnt möge, zur Bildung seiner Zeitgenossen und zur unsers Vaterlandes in heiterer Rüstigkeit sich sam zu erweisen.

v. Henning.

XL.

Théâtre de Victor Hugo.

Erster Artikel.

Es möchte seine besonderen Schwierigkeiten ben, in diesem Augenblick über Victor Hugo ein Definitivurtheil aussprechen zu wollen, wo die al gemeine Stimme mehr als je vorher getheilt und un cher ist. In Frankreich hat die sogenannte roman sche Schule durch den Miſsbrauch ihrer im Sturmsch eroberten literarischen Autorität eine natürliche R action des alten klassischen Geschmacks nach sich g zogen, und durch ein bedeutendes mimisches Tal unterstützt, ist die besonnenere Kunst eines Racine diesem Augenblick wieder das hervorleuchtende G stirn des Tages. In Deutschland, wo die Bewun rung für den Styl und die Sprache weniger wirkt, zwar ein vermittelndes Urtheil eher zu erwarten, aber seine neuen Schwierigkeiten. Unter den Wirr der Tagesmeinungen pflegen wir uns in der Kunst i mer das unberührte ästhetische Gebiet vorzubehalt

Digitized by Google

l reden von Kunstwerken nur nach ihrem Kunst-
rth; die Kunst der Poesie ist aber eben diejenige,
die ästhetische Form niemals von dem sittlichen
halt völlig abtrennen kann, der keinem poetischen
zeugnifs entstehen darf, und wer sittlichen Stoff
tisch besprechen will, der geräth in die Gebiete der
ral und Politik, Gebiete, über deren Abgrenzung
Grundlagen unser geistiges Deutschland, vielmehr
er ganzes Jahrhundert, in der wildesten Uneinig-
t befangen ist. Uns durch diese gefährlichen Klip-
zu winden sei daher unser erstes aufrichtiges Be-
eben.

Wir müssen mit einem flüchtigen Seitenblick auf
Geschichte des Schauspiels beginnen. Wie diese
e Kunst bei den Griechen geblüht, wie sie zu den
mern verpflanzt fast nur auf den Kreis freier Ueber-
zung eingeschlossen, bald durch materiellere Schau-
ste wieder zu Grunde ging, braucht nicht erzählt
werden. Möglich wäre allein, dafs das alte, schon
frühen Rom einheimische improvisirte Possenspiel
in Italien fortwährend lebendig erhalten und bis
das christliche Faschingsspiel fortvererbt hätte.
r eben weil es nur Improvisation blieb, nie ge-
ieben wurde, konnte sich auch kein literarischer
tschritt in ihm gelten machen. Erst im achtzehn-
Jahrhundert versuchten es einige Venetianer lite-
sch zu fixiren; aber Goldoni und Gozzi waren un-
sich selbst so weit in Grundsätzen verschieden,
eine eigentliche Schule des italienischen Lust-
ls zu begründen keinem gelingen konnte. Was
von älteren Dichtungen hat, sind immer isolirte
suche einzelner Gelehrten oder Geschäftsleute, mei-
s in der Form der Terenzischen Comödie. Noch
immer ging es dem Trauerspiel in Italien. Als man
lorenz die griechische Tragödie wiederherzustellen
ernsten Willen hatte, erfand man — die italieni-
Oper; sie absorbirte bald alles dramatische Pro-
ionsvermögen der Nation, und während ein Meta-
io in ihren Fesseln dichtete, konnte ein ernstes
abstruses Talent wie Alfieri so wenig, als in un-
Tagen etwa Manzoni, einen bedeutenden Einflufs
die Bühne gewinnen. Wer eine Geschichte des
enischen Theaters zu schreiben unternähme, könnte
diese traurigen Thatsachen des weiteren erörtern.
Ein um so frischeres dramatisches Leben strömt
uns aus der spanischen Literatur entgegen. Spanien dichtete nie mit einer elegischen Empfindsamkeit über eine untergegangene heidnisch-klassische Gröfse, sondern mit einer energischen Begeisterung für das im Kampf errungene Christenthum, mit einer Innigkeit und Andacht einerseits und einer unendlich beweglichen und erfinderischen Imagination andrerseits, die das Volk, statt auf den Verlust der alten Welt, auf die Eroberung einer neuen hinauswies, und so seine poetischen Talente zwischen kriegerische Tapferkeit und klösterliche Beschaulichkeit in eine äufserst glückliche Stellung brachte. Die spanische Dichtung, obgleich sie ihre Höhe später im erzählenden Fach erstieg, ist doch wesentlich und von Anfang an dramatisch gewesen. Durch kirchliche Gebräuche veranlafste Schaustellungen und Mummereien scheinen hier immer in dem Blut des Volkes gewuchert zu haben. So sind seine ältesten Fasten-, Christnachts- und Frohnleichnamsschaustücke. Durch zwei bedeutende Talente des sechszehnten Jahrhunderts, Gil Vicente und Lope de Rueda, wurden sie zuerst literarisch bedeutend; der erstere, meist portugiesisch schreibend, erwarb sich einen europäischen Ruf in der gelehrten Welt, der zweite zog als Schauspieler durch Castilien und begeisterte den jungen Cervantes. Wie durch Vicente Camoens, so wurde durch Rueda Cervantes veranlafst Schauspiele zu schreiben. Beide waren aber nicht bestimmt, auf diesem Felde ihre ganze Natur zu entwickeln. Den Portugiesen führte sein lyrisches, den Castilier sein episches Talent auf den Gipfel ihrer Zeit und ihres Volkes. Lope de Vega erschien und vollendete das spanische Drama nach der Ansicht seines Volkes und seiner gröfsten Zeitgenossen; das reichste Talent, das jemals für die Bühne geschrieben, feurig und gewandt, unerschöpflich neu, unübertrefflich wahr in Darstellung der Nationalität, die ihm vorlag, und in der Fülle seiner Situation und seiner Dialektik ein zweiter Euripides. Durch ihn wurde das spanische Drama eine Schule, wie sie bei den Griechen gewesen. Eine grofse Zahl seiner Zeitgenossen wetteiferte mit ihm in der von ihm geschaffenen Form; alle sind sie nur ihm nicht an Erfindungskraft gewachsen. Er wäre sicherlich der gröfste Dramatiker, hätte ihn nicht in seiner eigenen Richtung Shakespeare übertroffen. Warum der germanische Geist in dieser Rich-

Digitized by Google

tung den romanischen überflügeln mufste, ist eine Frage, die uns zu weit abführen würde. Wie im Vorgefühl dieser Gefahr versuchte es noch ein Spanier, einen neuen Ausweg für die dramatische Kunst zu suchen. Mit weniger Feuer und Erfindungsgabe, aber in harmonischerer Vollendung, stellte Calderon das architektonisch-musikalische Drama auf, gewissermafsen die in Worte gekleidete spanische Oper. Den architektonischen Schematismus hat er vielleicht mit Aeschylus, die musikalische Harmonie, die milde, gemäfsigte, ruhige Vollendung und Grazie aber mit Sophokles gemein. Dies möchten die Grundlinien der Geschichte des spanischen Theaters sein, des reichsten, das die romanisch-katholische Welt hervorgebracht hat.

Frankreich bekam sein erstes Schauspiel, nach den geistlichen Spielen des Mittelalters, aus dem italienischen Maskenspiel, noch mehr aber aus der bereits ausgebildeten spanischen Literatur. Die Periode des Lope und Calderon war längst abgeschlossen, als Corneille seinen spanischen Cid auf die Bühne brachte. Er und Moliere beschäftigten sich anfangs mit Bearbeitung spanischer Stücke für die Franzosen. Moliere als Schauspieler nahm auch die italienische Maske zum Vorbilde. Aber die klassische Philologie war schon zu mächtig in Frankreich, um, wie glücklicherweise in Spanien geschehen war, das Drama der volksmäfsigen Ausbildung und sich selbst zu überlassen. Boileau und seinesgleichen unterwiesen Corneille und Moliere in der Nachahmung der antiken Muster; jener mufste den Sophokles und Euripides, dieser den Plautus und Terenz studieren, um sich Achtung zu verschaffen. So kam nun von vorn herein die Abstraction des Tragischen und Komischen auf die französische Bühne, die bei den Griechen in dem verschiednen gottesdienstlichen Ursprung beider Gattungen ihren natürlichen Grund hatte; das spanische Drama stellte das Leben ohne diese polarisirende Abstraction dar und stand eben darin höher. Der Franzose aber abstrahirt gar zu gern; er sucht sich Grenzen, um sich im engern Kreise sicherer gehen lassen zu können. So ging es Moliere; er cultivirte die Werke italienischer Maskenlust und das satyrisch-didaktische ernsthafte Lustspiel, jedes besonders, jenes dem Parterre, dieses Boileau und den Seinigen zu gefall Die Universalität der Dichtung ging darüber verlo Corneille seinerseits schuf die Form der französisc Tragödie, indem er mit Rücksicht auf das griechis Drama die pathetische Hälfte des spanischen Sch spiels von seiner humoristischen trennte, indem er ner aus der pathetischen Hälfte alles ausschied, sich unmittelbar auf die Imagination bezieht, und die abstracte Leidenschaft der Charaktere mit der fantastischen Einschlags beraubten Rhetorik der denschaft zur Darstellung brachte. Indem alles dig und ernsthaft sein wollte, wurde seine Poesie strus und monoton. In unzähligen Variationen er sein Spiel rhetorischer Leidenschaft über die ter gehen, und gleichwohl war es seinem Nachfo Racine möglich, ihn in der Zeichnung besonders licher und zärtlicherer Leidenschaft zu übertre Racine wufste sein Talent weniger zu vergeuden mehr zu concentriren; ihm wurde daher das Prä klassischer Vollendung zu Theil, das er in der cision der Sprache in der That verdient; er aber die Grenzen seines grofsen Vorgängers Scenerie nicht mehr überspringen. Diese Kun wurde bald durch ganz Europa als die griechisch sösische die einzig angesehene und anerkannte; wäre kein Lope und kein Shakespeare in der gewesen, mufsten wir Deutsche die elendesten N ahmungen französischer Originale auf deutschen nen bewundern. Voltaire wollte noch einmal in ruhmreichen Erbschaft mit neuen, selbstgesch Ansprüchen eintreten, bildete aber nur den Gemm für die unmäfsig bewunderte Form, die in D schen endlich durch Lessing verleidet wurde. wies auf Shakespeare, ohne ihn vielleicht noch zu würdigen. Aber die ersten prosaischen Ü setzungen dieses Dichters in's Deutsche weckten jungen Kräfte eines Göthe und Schiller; auch sie gen, wie die Franzosen, aber nicht so früh, von britischen Bühne zur Bewunderung der griechis ohne diese in Aeufserlichkeiten zu copiren. Theater blieb aber durch sie wesentlich ein rom sches, d. h. ein nationales.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

héâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Wenn schon Voltaire fast gegen seine Absicht hr als seine Vorgänger vom ausländischen Theater lnenzirt worden war, so war es vielleicht Beaumarais vorbehalten, auf der französischen Bühne eine tschiedenere fremdartige Richtung einzuführen. Er rliefs den lange vergötterten Alexandriner, er brachte nisches Costüm in bewufsten Gegensatz gegen das heimische, und wenn seine Diction auch, um die ıende Metapher und Antithese des alten Verses zu gehen, nur in die prosaisch-epigrammatische Sen-:, nebst miteinfliefsender prosaischer Moral verfiel, war es doch eine Form, die der hergebrachten wisprach, und zum erstenmal eine Rückkehr von dem zenhaften Cothurn zu einer natürlichen Ausdrucksse, die nun auch Diderot in seinen Familienstücken olgte und Rousseau in seinem Bildungshafs unterzte. Besonders von Seiten des historischen Cos ist Beaumarchais der Vorläufer Victor Hugo's orden.

Ich wünschte, ehe wir weiter gehen, noch einmal ıt anschaulich zusammenzufassen, worin eigentlich Mängel der französischen klassischen Tragödie beden, die jene heftige Reclamation des romantin Geistes in unsern Tagen nach sich gezogen, glaube daher folgende Puncte hervorheben zu en. Das erste ist die Form des Alexandriners. er Vers ist aus der epischen Form des Mittelalhervorgegangen, und darum nicht so modern wie gemeine Vorurtheil bei uns sich vorstellt; nur für Dialog ist er unglücklich, da er ein langes epi- Mafs, gewissermafsen dem alten Hexameter entbend ist. Ein ähnlicher Vorwurf läfst sich aber dem spanischen Trochäus machen. Der französe Alexandriner hat aber den Uebelstand, dafs er Reims nicht entbehren kann, und dadurch, wie durch seine Cäsur, den Dichter fortwährend zu Antithesen, d. h. zu einer fluthenden Rhetorik auffordert, die dem gebrochnen Gang des Dialogs schnurstracks zuwider ist. Dazu kam noch die unglückliche Wahrnehmung, dafs der Alexandriner in der Sylbenzahl so ziemlich mit dem alten tragischen Senar übereinstimmt, und auf diese Aeufserlichkeit stützte sich die französische antikisirende Tragödie. Sie übersahen, dafs nur der quantitätische reimlose Jamb die wirklich alte Form war, und darum konnte es erst den Engländern gelingen, in ihrem fünffüfsigen Vers das wahre moderne Analogon jenes griechischen Verses zu gewinnen. Dazu kamen endlich die Schwierigkeiten des französischen Verses überhaupt. Dafs die Betonung der Wörter dem Rhythmus widerspricht, ist freilich allen romanischen Sprachen gemein, wird aber im Französischen viel verletzender, weil hier die Arsis so häufig auf völlig stummgewordne Sylben fällt; dann wurde noch der mechanische Wechsel sogenannter männlicher und weiblicher Reime ein pedantisches Hindernifs, und endlich gar die Thorheit des Augenreims und die verkehrte Natur der rime riche. Es ist in der That bewundernswürdig, wenn bei solchen conventionellen Schwierigkeiten das Genie der Dichter nicht völlig erdrückt worden ist, und doch gelten alle diese Gesetze noch bis auf Victor Hugo und seine Nachahmer fast unangefochten.

Den zweiten Uebelstand, nämlich den Ausschlufs des komischen vom tragischen Schauspiel, haben wir oben berührt. Diefs war die erste Schwäche, die der Widerspruch der jungen Schule sich zu Nutze machte.

Das zweite, oder der dritte Uebelstand war, dafs die klassische Tragödie mit dem griechischen Ideal glaubte das antike Costüm mitnehmen zu müssen. Kaum waren Türken und Heiden aus der neuern Geschichte bühnengerecht; die moderne Welt, das Mit-

Digitized by Google

telalter, besonders die einheimische Geschichte, waren streng verbannt. Wie konnte so ein Schauspiel national oder das werden, was den Griechen ihr griechisches Drama war? Hier hat vielleicht Voltaire das erste Verdienst, in seinen Stücken Zaire, Alzire, zuerst moderne, christlich-romantische Stoffe und Erinnerungen an das Vaterland eingewoben und behandelt zu haben. Hugo hat sich mit Absicht der neuen und einheimischen Geschichte zugewendet.

Um sich die ganze Verkehrtheit des Verfahrens lebhaft vor Augen zu stellen, fasse man nur einmal eines der gerühmtesten Stücke der klassischen Schule im antiken Costüm in die Augen. Ich wähle Racine's Andromache, das erste Stück, mit dem er seinen Ruhm gründete, ein Werk nicht ohne Schönheiten, die ihm selbst Schlegel in hohem Mafse zuerkannt hat. Hier sehen wir die gefangene Wittwe des Hektor von Liebesbewerbungen bestürmt durch Achill's Sohn Pyrrhus, Pyrrhus mit Liebeswahnsinn verfolgt durch Helena's Tochter Hermione, Hermione endlich durch den klassisch-wahnsinnigen Orestes, der seinen Muttermord gänzlich vergessen hat um einer tollen Leidenschaft zu einer spröden Fürstin nachzuhängen, und gleichwohl, damit wir ja nicht vergessen, dafs wirklich der klassische Orestes gemeint ist, ist ihm sein Freund Pylades zur Seite gestellt; wie denn jede der genannten Personen ihren Vertrauten zur Seite hat, um ihre Monologe mit kurzen, nichtssagenden Gegenreden vor uns abzuspinnen. Jedem wird die Frage sich aufdrängen: Was ist nun an diesem Drama, das äufserlich im griechischen Costüm spielt, überhaupt griechisch? Wird denn ein Stück durch Nomina propria der Personen und einiger Localbenennungen antik? Der Inhalt des ganzen Stücks ist die moderne sentimentale Geschlechtsliebe der christlichen Völker, die in ihrer individuellen Intensität dem griechischen Bewufstsein ganz unmöglich, ja wahnsinnig gedünkt haben würde, die der Inhalt fast aller unsrer modernen Poesie, aber eben mit keiner Faser griechisch ist. Warum nur die klassischen Namen einer Andromache, eines Orestes mit solchem Gehalt erfüllen, da wir jene Persönlichkeiten aus der alten Kunst genau kennen, und dieser moderne Inhalt ihrer Natur schnurstracks widerspricht, ja sie aufhebt! Warum denn nicht, wenn ein Franzose französische Gefühle beredt schildern will, statt des griechischen Orestes einen französischen Baron auf seiner Väter Burg fingirt, statt Pyrrhus, Andromache, Hermione französische Ritter und Frauen? Welches Unglück, dafs der Dichter durch solche Kleinigkeiten sein Stück zu einem ergreifenden Bilde nationalen Lebens umzuschaffen versäumt hat! In unsern Tagen hat es Alexander Dumas versucht, in seinem Charles VII. eine griechische Tragödie in das Costüm des französischen Mittelalters einzukleiden; er hat damit nicht unverdientes Glück gemacht; ich wage aber zu behaupten, wenn man das genannte Racinesche Stück in französisch mittelalterliches Costüm zu setzen sich die Mühe gibt, so ist die Andromaque noch eine bessere, beredtere Tragödie als der Charles VII. Selbst die Furien am Schlufs des Stücks, die Schlegel hier so übel angebracht findet, würden bei der Umschmelzung um so weniger Schwierigkeit machen.

So steht es um das antike Costüm der französischen Tragödie. Wir vergessen hier freilich zu leicht, dafs zur Zeit eines Racine, wie eines Shakspeare noch historische Bühnenkunst noch nicht erfunden war; die griechische Scene war eben die stehende Architektur der Bühne selbst und das Costüm war ein hergebrachtes, putztes, höchstens antikisirendes Hofcostüm, keineswegs eine griechische Kleidung, wie wir sie jetzt auf der Bühne sehen. Das Mittelalter stand diesen Dichtern zu nah, als dafs solche Hofbelustigungen in dem nationalen Costüm nicht als beleidigend wahr hätten auftreten müssen; Ludwig XIV. wollte dem französischen Adel nicht seine Feudalfreiheiten vor die Augen stellen, ja es war Freiheit genug, wenn ein Dichter unter so leicht überkleideter Maske nur das einheimische Leben seines Gedichts verhüllte. Um so mehr wäre es aber eine Pflicht unsrer gelehrten Zeit, die falsche Uebertünchung abzunehmen und solche Dichtungen in ihr wahres poetisches Recht einzusetzen, wie ich oben angedeutet. —

Ich sage nichts von den mifsverständlichen Auslegungen der Aristotelischen Einheiten des Orts und der Zeit, und wie dadurch alle Bewegung der Handlung gehemmt und unmöglich gemacht wird, weil ich nicht abschreiben mag, was Lessing und Schlegel darüber vortrefflich gesagt haben.

Ich füge nur noch ein Wort über die poetische Phraseologie der Franzosen bei. Metaphorisch zu sprechen ist das allgemeine Recht der Poesie, wie die Spanier, die den Franzosen im Drama voran

Digitized by Google

angen, haben sich in ihrem estilo culto des Rechts
n einem enormen und ausschweifenden Grade bedient.
Der Spanier sucht oft die entlegensten sinnlichen Bil-
er um seine Meinung auf eine poetische Weise an
en Tag zu legen; manches davon wird dem französ-
schen wie jedem Geschmack geschmacklos erschei-
en; der Spanier ist hierin Orientale; es war darum
icht zu verwundern, dafs die Franzosen jenem estilo
ulto keinen Geschmack abzugewinnen wufsten. Der
ranzose ist zu sehr Verstandesmensch, um auch in
er Poesie sich im Ueberflufs imaginativer Auswüchse
u verlieren; er liebt mehr die directe und selbst die
ive Ausdrucksweise; um nun aber nicht in die baare
ichterne Prosa zu verfallen, hat er sich ein gewis-
s System stehender Phrasen angewöhnt, um in der
oesie die alltäglichsten Begriffe durch ein wenigstens
icht alltäglich so gebrauchtes Wort zu bezeichnen;
ahin gehört z. B. dafs man statt amour sich des
ortes flamme, statt ma vie sich der Phrase mes
urs bediene und vieles dergleichen. Metaphern kann
an das darum nicht nennen, weil diese Phrasen durch
n langen Gebrauch der Poeten nun völlig so abge-
tzt sind wie die eigentlichen Ausdrücke; ja es wird
zt durch eine natürliche Reaction gerade oft poeti-
her klingen, sich des gemeinen Worts statt der
mein gewordenen Umschreibung zu bedienen, und
ich glaube die modernen Romantiker haben diesem
mstgriff vieles an ihrer schnell erreichten Popula-
it zu danken. Gleichwohl mufs ich gestehen, dafs
Victor Hugo, sobald er den hergebrachten Alexan-
ner spricht, den Vorwurf machen möchte, diese
sseln noch nicht genug von sich gestreift zu haben;
ne Diction ist mit aller Ungebundenheit mir immer
ch zu klassisch, und das kommt daher, weil er das
e Vers- und Reimsystem nicht anzutasten wagte,
e Ausdrucksweise aber häufig gerade die Flick-
Reimwörter betrifft, denen mit einemmal zu ent-
en freilich eine gewaltige Aufgabe wäre. Ich wie-
hole nur, dafs ich jene stehende Phraseologie der
nzösischen Dichtersprache, wenn nicht geschmack-
wie zuweilen die spanische ist, wohl aber im all-
einen monoton und langweilig finde und aus die-
Grund ihre in natürlicher Prosa geschriebenen
men fast unbedingt den rhythmischen vorziehen
hte.

Wir müssen aber noch einmal auf die geistigen Elemente zurücksehen, die dem französischen Drama zu Grunde lagen. Diese Poesie war, wie schon erinnert worden ist, im eminenten Sinne eine Hofpoesie. Der äufserliche Anstand der theatralischen Unterhaltung war besonders für den tragischen Dichter das erste unumgängliche Erfordernifs; eine tiefere Zeichnung der Charaktere und Situationen war damit schon vornab unmöglich gemacht; jedes nicht hoffähige Wort beleidigte, die Tragödie hatte wie die italienische Oper gewissermafsen ihr eignes Vocabular, das sich um einige hundert sonorer, d. h. hier abstracter oder eigentlich schon zum Voraus abgenutzter Wörter bewegte. Wie könnte man sich unter diesen Verhältnissen eine Shakspearische Diction möglich denken? Sodann ist der französischen Nation ein gewisser Aristokratismus immer eigen gewesen, nämlich ein Bestreben aller Stände, sich gegen die höherstehenden gewaltsam hinaufzuschrauben und sie nachzuahmen; so schildert Moliere, der Valet de chambre den Bürgerstand; schon Schlegel hat es bei Gelegenheit des George Dandin bemerkt, dafs dieser Dichter die Vorrechte der höhern Stände auf eine empörende Weise geltend mache; ein Shakspeare dagegen schildert jeden Stand in seinem natürlichen Recht und von seinem eignen Standpunct aus gesehen. Alles dieses hängt mit einem gewissen Egoismus zusammen, den wir bei diesem Volk vielleicht nur darum entschiedner wahrnehmen, weil er naiver, d. h. allgemeiner eingestanden ist als bei andern. In ihren Tragödien verliert keine Person auch nur auf einen Moment ihre persönlichen Interessen und Leidenschaften aus den Augen, um etwa allgemeinen Betrachtungen nachzuhängen. Welcher Reiz aber liegt für uns in der Shakspearischen Poesie, z. B in Charakteren wie Hamlet, Lear, Macbeth durch jene melancholische, die Franzosen würden sagen hypochondrische Richtung, sich mit ihren deutlich ausgesprochnen Absichten in den Abgründen der grübelnden Reflexion zu verlieren. Man könnte die französische Manier vielleicht dramatischer nennen, in so fern blofs die Handlung und nicht die Charaktere, welche handeln, die Hauptsache im Drama wären. Die angedeuteten Parthien fallen im englischen, auch deutschen Schauspiel, nicht dem Monolog zu, an dessen Stelle die Franzosen, wie früher angedeutet wurde, häufiger einen Schein-Dialog mit den Confidents treten lassen. Blofs zwischen die Handlung geworfene kürzere Reflexionen, in

Digitized by Google

denen meist der Dichter mit sich selbst spricht, liebt besonders der Franzose in der Form des Aparte anzubringen. Diese der griechischen Tragödie kaum bekannte Form, erst dem griechischen Lustspiel genehm und gewissermafsen durch die Aristophanische Parabase eingeführt, wurde später im spanischen Drama über alles Mafs mifsbraucht, und von da kam es ins französische Schauspiel, fast nicht weniger störend. Shakspeare hat sich seiner nur in einzelnen Lustspielen bedient, kaum einmal in der Tragödie. Unsern deutschen Dichtern mufs man zur Ehre nachsagen, dafs sie diese undramatische Form niemals geliebt haben, und das trägt vielleicht nicht wenig zu dem Urtheil der Ausländer bei, wenn sie an unsrer Poesie die „Wahrheit" rühmen. Endlich läfst sich noch Vieles, was hier zu sagen wäre, in dem Einen Wort zusammenfassen, französische Charaktere sind für uns, wie im Leben, so in ihrer Poesie einerseits durch die Bildung zu sehr sich assimilirt und darum zu wenig individuell, um sehr dramatisch zu wirken, andrerseits aber überhaupt zu selbstbewufst, zu wenig naiv in der Gesinnung, wenn sie es auch in Aeufserungen sind. Man vergleiche alle weiblichen Charaktere in ihren Tragikern und stelle sie neben die Shakspearischen einer Imogen, Julia, Desdemona. Shakspeare allein weifs das Bewufstlose der weiblichen Natur liebenswürdig darzustellen; bei Moliere spricht jede Person, selbst das naivste Mädchen, von ihrem petit mérite, und wo wir dies schreckliche Wort hören, ist für uns gewifs alle Liebenswürdigkeit zum Geier.

In diesen freilich etwas unordentlichen Andeutungen hoffe ich doch die wesentlichen Momente aufgezählt zu haben, welche die ältere französische Bühne charakterisiren und welche bei einem jüngern vom Ausland angeregten Geschlecht wenigstens zum Theil als Mängel empfunden werden und eine Umgestaltung ihrer einheimischen Poesie wenigstens zu einem natürlichen Wunsche herauskehren mufsten. Ich kehre daher in meiner historischen Betrachtung zu der Periode des Beaumarchais, Diderot und Rousseau zurück.

Als die Revolution über dieses Volk hereinbrach, hatte man vorerst nicht Zeit an die schönen Künste zu denken und auch Napoleon konnte nur die alte Kunst in den gewohnten Formen wieder hervorziehen. Da aber mit der politischen Umwandlung auch eine Re[illegible]neration der Bildung und der Kunst eingetreten w[illegible] offenbart sich deutlich seit den Friedenszeiten [illegible] Restauration. Freilich hatte in demselben Zeit[illegible] der benachbarte deutsche Genius seine goldne A[illegible] gefeiert; die deutsche Philosophie, die deutsche M[illegible] und die deutsche Poesie hatten bereits auf das N[illegible]barland ihren Einflufs empfinden lassen, die in [illegible] Europa stagnirende Poesie empfand den Einflufs [illegible] Goethe und Schiller, sie entzündete in England [illegible] frische Blüthe der Poesie in Byron und Scott, [illegible] begeisterte in Frankreich Victor Hugo und seine [illegible]nossen. Man weifs, wie überraschend uns Du[illegible] damals unsre eignen neugewonnenen Lehren [illegible] Zeitschrift Globe über den Rhein herüber wie[illegible]gen. Schreiber dieses, der so glücklich war, [illegible] Jugendtage damals in dem schönen Genf zu v[illegible] wird nie den Eindruck vergessen, mit dem [illegible] ersten dramatischen Schriften der Romantik[illegible] mén, Vitet und den Cromwell von Hugo [illegible]nahm. Vollends als uns das erste Stück von [illegible] der Dumas von der Bühne lebendig entge[illegible] Die Reminiscenzen aus Schiller waren frei[illegible]rend, aber das Bestreben zu shakspearisiren [illegible] so neu zwischen dem was man sonst sah, [illegible] Verf. sein eignes Erstaunen von dem gewalt[illegible] Eindruck auf das französische Publicum [illegible] auseinander zu halten weifs. Als derselbe [illegible] später Gelegenheit hatte, in Paris die M[illegible] der Schule, die Marion de l'Orme von Hu[illegible] Andony von Dumas, oft und von gerühmte[illegible] aufführen zu sehen, so überzeugte er si[illegible] früher geahnte Saat aufgegangen war, nur [illegible] auch das Unkraut schon üppig mit auf[illegible] Der ersten Aufführung des Charles VII. h[illegible] die Freude beizuwohnen; der erste Entb[illegible] Publicums schien aber damals schon er[illegible] nach diesem von dieser Schule geschaffen [illegible] er nur auf dem Wege der Lectüre verfolge[illegible] wendet sich darum jetzt zu seiner eig[illegible]sten Aufgabe, die Reihe der Hugo'schen D[illegible] ihrer litterarischen Bedeutung nach seinen K[illegible] würdigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

'héâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Victor Hugo, wenn nicht der frühste, so doch zweifelhaft das bedeutendste Talent dieser neufranzösischen dramatischen Schule, hatte das für eine etische Laufbahn unschätzbare Glück, eine reiche wegte Jugendzeit zu erleben. In die Napoleonischen mpfe in seiner Familie verwickelt, sah er die spanche Hauptstadt schon als Kind, und der Eindruck s spanischen Theaters ist wahrscheinlich, neben der lossalen Gestalt, in dem sein Kaiser ihm erscheia mufste, die erste sein Gemüth erfüllende und ne künftige Laufbahn bestimmende Gröfse gewesen. äter, als er den Heros zu Grunde gehn sah, suchte sein Bild sich in der Spiegelung der englischen volution und ihres Protectors zu versinnlichen d so mufste sein erstes dramatisches Werk, der omwell, sich Gestalt gewinnen. Er studirte die engchen Quellen im Orignal und wie sich von selbst steht den Shakspeare. Hugo, wie alle seine Gesen, theoretisirte auch gern über das, was er schafwollte; seine geharnischten Vorreden sprechen die rache des Globe und schon vor dem Cromwell stellte gewissermafsen seine Poetik zur Schau. Das Evanlium von der Vermischung des Tragischen und Komien, und das Paradoxon, auch das Häfsliche kann ön und das Schöne in der Kunst häfslich sein (wodem vagen Ideal das Charakteristische entgegenetzt ist), hatte er gleichmäfsig aus Lope de Vega l Shakspeare sich abstrahirt. Eine Abneigung gen das Antike, das die frühere Schule mifsbraucht te, mufste damit Hand in Hand gehen. Ich weifs ht, ob Hugo auch deutsch las; vermuthe vielmehr, s er Goethe und Schiller aus Uebersetzungen kenlernte; so viel ist gewifs, dafs er die Gröfse des ten schätzen lernte und dafs zumal der zweite, wie die meisten seiner Schule, auf ihn unmittelbarer eingewirkt hat als selbst Shakspeare. Von seinen Landsgenossen bewunderte er auf der Bühne nur Molière.

Es galt also Corneille, Racine und Voltaire den Krieg zu erklären, und auf spanische, englische und deutsche Vorbilder gestützt, ein neues nationales Drama zu gewinnen, ein Drama, das weder Tragödie noch Comödie, sondern alles zugleich sein sollte, ein wahrhaftes Bild des Lebens oder einer grofsen Vorzeit, ein Drama, das nicht das abstract ideale Schöne, sondern das Charakteristische auf den Thron der Poesie setzte und das erst auf untergeordnete Weise durch die Virtuosität der Diction, des Styls, der Versification auf den Titel eines klassischen Werkes im französischen Sinn Anspruch machte. Zugleich aber sollte diese einheimische Form erweitert, der strenge Vers von Fesseln befreit, die conventionelle Ziererei der Sprache gebrochen, Archäismen und Neologismen eingeführt, alles kann bei seinem Namen genannt und so auch die poetische Sprache emancipirt werden. So grofs diese Ansprüche waren, so mufs man die Gerechtigkeit haben, zu gestehen, dafs Hugo, wie er schon theoretisch sich aussprach, von seiner Aufgabe einen sehr bestimmten und richtigen Begriff hatte, dafs er, wie kein Franzose vor ihm die Mängel seiner Vorgänger erkannte, eine gewaltige bewegliche Imagination und die völlige Uebung in der einheimischen Verskunst für seine reifenden Plane mitbrachte. Ob er aber der Mann sei, das gigantische Werk wirklich ins Leben zu rufen, das mufsten die Werke selbst erproben.

Ich habe schon bemerkt, dafs Napoleon der unzweifelhafte Prototyp des Cromwell ist, in Hinsicht der Form möchte ich vermuthen, dafs Schiller's Wallenstein dem Dichter die erste Anregung zu diesem historischen Drama gab. Es ist wie der Wallenstein in eine, die gewöhnlichen Dramengrenzen überfluthende Breite auseinandergegangen; das Stück hat auch mit

Digitized by Google

jenem des deutschen Dichters den unverkennbaren Mangel gemein, dafs die lange anhaltende Beschäftigung mit den Quellen zu viel des realen Stoffs hereingebracht hat, der nicht völlig mit der poetischen Form aufgehen will, und eben dieser Mangel, dieses nicht völlig Herrwerden über den Stoff bedingt ja die Mafslosigkeit. Hugo beneidet irgendwo die deutschen Dichter, dafs es ihnen vergönnt sei, ihr Publicum einen ganzen langen Abend mit einem einzigen Stoff hinhalten zu dürfen. Er wufste freilich nicht, wie unsre Regisseure mit unsern Schillerschen Dramen verfahren. In der That ist eben das französische Publicum in dieser Hinsicht verwöhnt; seine Tragödie ist im Grund nichts mehr als Ein langer Act, was schon durch die Einheit der Zeit und des Orts sich gewissermafsen versteht, und nach dem Trauerspiel pflegt dort noch Comödie oder Ballet angeknüpft zu werden; dem deutschen Publicum wäre diese Sitte unerträglich. Sie stützt sich in Frankreich zum Theil noch auf die griechische Autorität, wo sie aber, da man von Morgens bis Abends spielte, einen andern Sinn hat. Diese Freiheit hat übrigens das Publicum den Romantikern wirklich zugegeben; es hat gefühlt, dafs für eine tiefere Ergründung und Darstellung einer bedeutenden Handlung der allzukurze Raum nicht genüge. Wenn wir aber Schiller erwähnten, so mufs gleich hinzugesetzt werden, dafs als das zweite wichtige Element hier auch Shakspeare eingewirkt hat; für ein englisches Thema versteht sich das; der Humor sollte seine Rolle haben, das Häfsliche sollte ja berechtigt werden und der Shakspearische Narr durfte neben dem bizarren Hauptcharakter nicht fehlen. Endlich werden wir in diesem Stück zwar wenig Erinnerung an die tragischen Vorgänger, aber, was ich nicht loben kann, auch Molierische Elemente antreffen und hierin ist, wie wir nachher nachweisen wollen, die Universalität des Dichters zu weit gegangen. Den Alexandriner hat der Dichter, in seiner freieren Weise, beibehalten, denn ein Drama in Prosa war bei seiner bekannten Virtuosität in Sprache und Vers, so wie seinem hohen Begriff von dem historischen Drama wenigstens damals noch von ihm nicht zu erwarten.

Das Drama soll zunächst auf die Imagination mit sinnlichen Kräften wirken, nicht blofs durch die discursive Leidenschaft und Rhetorik; es braucht also eine bunte wechselnde Scenerie; vor der englischen Verwandlung hat aber der Dichter doch noch ein klassische Scheu; nur jeder Aufzug soll seine eig thümliche Scene haben; zugleich aber behandelt was sehr zu loben, jeden Aufzug als ein abgegren Bild, das sich für sich abrundet und gewissermaf eine Handlung abschliefst; die fünf Acte bilden so Art Pentalogie; zu weit scheint mir aber der Dic darin zu gehen, dafs er jedem Aufzug einen be dern Titel beisetzt, und zwar darum, weil diese Ti nungen zuweilen sehr passend die für sich abgesch sene Handlung des Acts, und die Hauptrichtung Gemäldes anzeigen, aber doch nicht durch den ga Verlauf eines Stücks sich so bestimmt abgrenzen nen, dafs man nicht häufig zu ganz willkürlichen Aufschriften müfste gezwungen werden, was sich hier und bei den spätern Stücken deutlich macht.

Da der Dichter den Cromwell, sein histori poetisches Studium, nicht ursprünglich für die Bü bestimmte, so hat er das zahlreiche Personal aufgestellt. Dagegen wird die Scenerie und die Costümirung aller auftretenden Personen bis kleinste Detail anschaulich gemacht. Hierin wie ich glaube, theils durch den Vorgang Bem chais's, theils durch die eben in Blüthe stehende nier des Walterscottischen historischen Romans tet. Eine solche Kleinigkeitskrämerei mit Costü ist dem Dramatiker nicht erlaubt, sie ist, mit ein gelinden Wort, pedantisch, der Dramatiker soll den Dialog alles Bedeutende klar machen. Darin ihm einigermafsen Schiller voraus, dafs vieles stumme Handlung in Bühnenanweisungen ausgeführt welche hier ebenfalls, ich kann nicht anders sage als pedantisch sich breit machen. Der Dichter, seine Kräfte fühlt, sollte den Leser durch die eig thümlichen Mittel der Dichtart festhalten, nicht durch den Mechanismus der Bühne zerstreuen und lenken. Dieses und die Unart der vielen Aparte's, aus der Molierischen Schule kommen, sind meines achtens die gröfsten Fehler in der äufsern Form Stücks. Wir wenden uns aber jetzt zu dem Verl der Handlung selbst.

Der erste Act, die Verschwornen genannt, fü uns am frühen Morgen in eine Londner Taverne, einige exilirte Carlisten, die heimlich ins Vaterl zurückgekommen sind, mit den Unzufriednen aus d Adel und dem puritanischen Bürgerstand sich ein Ra

Digitized by Google

ıvous geben, um gegen den Protector zu conspiri-
ı. Unter den ersten zeichnet sich der eitle Schön-
st Lord Rochester aus, dessen Abgeschmacktheit
Dichter mit Vorliebe behandelt. Er ist, seiner
ährlichen Situation zum Trotz, in Cromwell's jüng-
Tochter Francis verliebt, die er besingt; diese
ıation ist abenteuerlich und unwahrscheinlich, aber
das komische Element, das der Dichter bedurfte,
ergiebige Quelle; über das Erlaubte geht es frei-
ı, dafs der Lord sich in der Maske eines Purita-
s als Hauscaplan einzuschleichen unternimmt. Der
ıhter Davenant, der auch als Exilirter von Köln
ıömmt, bringt das historisch-Bedeutende über den
nig in Erinnerung. Nachher kommen die Purita-
, unter denen der Name Carr hervorsticht, zu der
ıatürlichen Verbindung mit den sybaritischen Edel-
ten und scandalisiren sich. Man mufs gestehen,
's der Dichter das alttestamentliche unsinnige Jar-
ı des Puritanismus für seinen poetischen Zweck
sig studirt hat und mit grofser Virtuosität es zu
echen weifs. Die Gegensätze sind nur oft zu sehr
lie Länge gezogen; die Situationen werden mifs-
ucht, das heifst, der Dichter ist nicht selten ma-
irt und zwar in einer Manier, die er aus der ältern
ızösischen Schule nicht losgeworden ist. Sobald
Verschwornen alle versammelt sind, wird der An-
lag beschlossen, Cromwell am folgenden Tag, wo
ıich vom Parlament den Königstitel will ertheilen
en, in der Westminsterhalle zu ermorden. Ueber
ıer Verhandlung wird an die verschlofsne Pforte
lopft und Einlafs begehrt; zu allgemeinem Schrecken
ein — Richard Cromwell, der Sohn des Protec-
ı. Sie glauben sich verrathen und durch seine dop-
leutigen Reden werden sie äufserst komisch in die-
Argwohn bestärkt; eine wirksame Scene. Richard
aber nichts als ein Libertin, der seine Adelsgenos-
beim Gelag aufsuchte, was sich nach und nach
d giebt, und der so leichtsinnig ist, dafs er sogar
Gesundheit des verjagten Königs ausbringt, ein
ırisches Factum, wie der Dichter in der Note
erkt. Nachher macht ein öffentlicher Ausrufer
ı einmal die Versammlung erschreckend. Der Act
iefst sich mit einem Publicandum im puritanischen
. Man kann nicht in Abrede sein, dafs dieser
e Act, mit wenigen Längen und grofsen Schönhei-
einen stetigen Fortgang und ein steigendes Inter-
esse hat; die Heimlichkeit des Verschwörungswesens und den Schauer der Entdeckung hat der Dichter mit Kunst ausgebeutet.

Der zweite Act, die Spione überschrieben, führt uns in Cromwell's Palast in Whitehall. Die europäische Diplomatie ist versammelt um dem Protector beim Lever aufzuwarten. Cromwell erscheint hier in der rauhen Gröfse seiner Person und in seiner Gewalt. Frömmigkeit und Hochmuth sind die Pole seines Charakters. Ein in Prosa mitgetheiltes, (nur etwas abgekürztes) Aktenstück von der Hand des Cardinals Mazarin fällt freilich aus dem Tone des Stücks; die historische Treue hat hier den Dichter abgeführt. Nachdem die Diplomatie entlassen ist, lernen wir Cromwell's Familie, seine Frau und Töchter kennen, die nun vorgelassen werden. Die Frau Protectorin, die wie eine bürgerliche Hausfrau spricht, macht mit den Planen Cromwell's, der morgen König werden will, den lächerlichsten Contrast; seine Töchter sind kurz, aber mit treffenden Aeufserungen charakterisirt, am sonderbarsten die jüngste, ledige, Francis, die sich als eifrige Royalistin ankündigt. Dann erscheint der Staatssecretair Thurlon vor dem Protector, der über die laufenden Staatsgeschäfte berichtet, auch von einem Mordplan und Details über die obigen Verschwornen zu wissen thut. Cromwell zeigt sich ungeduldig nach den letzten Zeichen der Macht, die er so nicht vollständig zu haben meint. Nun wird ein Jude, Israel Ben Manasse, als Spion eingeführt, der zuerst den Sohn Richard denuncirt; da die Höflinge angestürmt kommen, überläfst Cromwell dem Thurlon, sie zu empfangen. Der fanatische Puritaner Carr hat sich mit eingeschlichen, der sich mit den Höflingen zankt und verhöhnt wird. Cromwell kommt wieder, erstaunt Carr zu finden. Er verabschiedet die Andern sogleich; eine bedeutende Scene folgt. Carr, der Republikaner, behandelt den Protector auf das übermüthigste, im Bewufstsein, ihm die ganze Verschwörung aufdecken zu können. Er denuncirt alle vom Adel, gegen die er aufgebracht ist, seit er weifs, dafs sie Anhänger des verjagten Carl sind; zuletzt auch noch Richard. Cromwell spielt den Puritaner, und geht. Die Höflinge kommen zurück, halten Carr für einen Begünstigten des Herrn und überhäufen ihn jetzt mit Ehrfurchtsbezeugungen und Gesuchen um seine Verwendung. Die Scene ist viel zu lang und sehr manierirt. Nun folgt

Digitized by Google

eine Scene zwischen Cromwell und Richard Willis, einem der Verschwornen vom Adel, der aber nur der Versammlung beigetreten, um jetzt seinerseits die Puritaner zu denunciren. Inzwischen kommt Lord Rochester in seiner Puritanermaske hereingeschlichen, um sich durch Davenants und Milton's Verwendung (wie diese erlangt wird, ist nicht sehr klar) dem Protector als Hauscaplan zu empfehlen. Er hofft sich der Tochter Cromwell's, Francis, durch diesen tollen Einfall zu nähern. Diese Partie ist zuverläſsig die unglücklichste des ganzen Stücks, fällt völlig aus dem Charakter und hat sich so sehr an dem Dichter gerächt, daſs er von dem Augenblick an alle Wirkung der vorausgehenden Scenen zerstört, indem er in ein abgeschmacktes Intrikenspiel mit vollständig Molierischem Bühnenspiel verfällt. Hier soll Cromwell einen langen Monolog halten und alle seine Geheimnisse vor offenen Pforten preisgeben, während der eingeschlichene Intrikant daneben steht, alle seine Worte commentirt und ihn lächerlicher Weise zuerst für einen Höfling und dann gar für einen Carlisten und Verschwornen hält, der seinen Gesinnungen im Zimmer des Protectors Luft mache! Diese Scene ist ein Gipfel von Verkehrtheit; der Genius der Poesie scheint den Dichter völlig im Stiche gelassen zu haben. Endlich tritt Rochester Cromwell in den Weg, der ihn für einen Mörder hält und übel anlaufen läſst, gleichwohl aber gleich darauf seine Empfehlung annimmt, und, um ihm die Caplanstelle geben zu können, ihn selbst in's puritanische Examen nimmt. Hier sollen wir den baroken Mann von Seiten seines Aberglaubens kennen lernen. Die Scene ist in den Reden Rochesters völlig der Molierische Scapin. Zuletzt holt gar Cromwell eine Bibel, um den Doctor zu widerlegen; glücklicherweise kommt aber Richard Cromwell dazwischen, der den Rochester sogleich als einen verkappten Cavalier erkennt, da er mit bei der Verschwörung war. Er will ihn bestechen, ihn dem Vater nicht zu verrathen, was Rochester sich gefallen läſst. Nun kommt der Protector zurück und bricht in Zorn wider den ausgelassenen Sohn los. Darauf packt dieser den Rochester als seinen Denuncianten an; dieser setzt sich jetzt als Edelmann zur Wehr, Richard aber droht ihn zu erstechen, als eben ein Commando eintritt und ihn auf Befehl des Vaters verhaftet. Rochester hält das Feld.

Der dritte Act heiſst „die Narren". Daſs Cromwell vier Hofnarren gehalten, kann man vom Dichter als historisch voraussetzen; die Shakespearesch Narren muſsten, wie gesagt, für ihre dramatische Verwendung mitwirken. Sie treten hier freilich etw isolirt in die Handlung und nicht eingeleitet. D Narren sagen sich zuerst künstliche Verseleien, d sie damals in der französischen Poesie Mode gew sen; ob auch zu dem puritanischen Cromwell sold Dinge gedrungen, möchte man bezweifeln. Der Dic ter aber ist hier in seinem rhythmischen Element. D folgende Scene mit dem aufgefundnen Madrigal d Rochester ist komisch genug. Dann tritt der Pr tector ein mit einer kleinen Gesellschaft von Fre den, denen Bier und Tabak gereicht wird. Darau wird der Dichter Milton genannt; er muſs von sein verlornen Paradies sprechen als einer von den Zei genossen verkannten groſsen Erscheinung. Ob d blinde Milton so hitzig und eitel war, wie er hier e scheint, lassen wir dahin gestellt. Die Narren bringen das Gedicht des Rochester vor; dieser vergiſt sich über seine Rolle und reclamirt es, es wird aber d gelesen und verspottet. Rochester's Autoreitelkeit ist wieder aus dem Moliereschen System, wie der ganze Mann. Nun wird der Staatsrath angekündigt und wi gelassen. Das Parlament hat beschlossen, Cromwell die Königskrone anzubieten; der Staatsrath soll nun abstimmen, ob Cromwell das Offert annehmen dürfe. Die Stimmen schwankten hinüber und herüber zwi schen der Republik und der Majestät; Cromwell be günstigt natürlich die letzteren Stimmen. Wie d Staatsrath abgeht, bleibt allein der blinde Republi ner Milton zurück und hält dem Protector eine feu eifrige Strafrede über seinen Abfall von der Freih und der Republik. Hier ist der Dichter in seinem h rischen Element. Die Rede ist sehr lang, aber v glänzender Rhetorik. Zum Schlusse wirft sich Mil auf die Kniee, wird aber von dem Protector ungnä heimgeschickt. Nach einem kurzen Monolog tr Lady Francis zu ihrem Vater. (Man muſs gestehen daſs die Scenen hier überall ganz willkührlich wie d Faden angereiht erscheinen.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

...âtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Cromwell sagt, seine Francis sei in seinem trü- ...t Leben der einzige Lichtstern; aber das unschul- ...e Kind setzt den alten Königsmörder in nicht ge- ...ge Verlegenheit, da sie, in einer Pension der Pro- ...s aufgewachsen, sich als eine brünstige Royalistin ...weist; sie verflucht die Königsmörder, ohne Ah- ...ng, was ihr Vater ist. Die an sich ansprechende ...me gewinnt dadurch einiges dramatische Interesse, ...r freilich auf Kosten der mindesten Wahrscheinlich- ...t. Cromwell geht ab und die Lady bleibt an sie- ... Seiten lang auf der Bühne, ohne dafs der Leser ...mindesten erfährt, was sie thut; ich denke sie sitzt ...l näht, oder sie liest, denn etwas mufs sie doch ...m. Inzwischen aber gehen ganz andere Dinge vor. ... wollte freilich, ich dürfte einen halben Act mit ...llschweigen übergehen, um dem Dichter zu schmei- ...ln, aber das ist dem ehrlichen Kritikus ja nicht er- ...bt; darum fahr' ich gewissenhaft fort zu berichten. ... Wahrheit zu sagen, das Shakespeare-Schillersche ...torische Drama nimmt hier auf einige Zeit Abschied ...l das Molieresche Lustspiel wird hereingeschoben; ... welchem Recht, weifs die Poesie wenigstens nicht. ...rd Rochester, der verkappte Puritanerkaplan, hat ...alte Kammerfrau Guggligoy bestochen, Lady Francis ...echen zu dürfen. Die Alte will aber vorher, hier ...Gegenwart der Lady, selbst etwas geschmeichelt ..., und Rochester befafst sich mit diesem ekelhaften ...schäft jene sieben Seiten lang. (Woher der Dich- ...den tollen Namen Guggligoy hat, kann ich nicht er- ...en; bei mir in Schwaben nennen die Knaben eine ...isse Grasart so, die sie auf den Wiesen suchen, ... das süfse Mark auszusaugen.) Endlich geht die ...e ab und Rochester wendet sich an die immer noch ...enwärtige Lady Francis Cromwell. Sie hält ihn ... den Kaplan; er aber fällt auf das ungeschickteste mit den gemeinsten Galanteriephrasen herein, dafs sie ihn nothwendig für verrückt halten mufs. Der fein gebildete Lord, der uns im Stücke selbst als ein Muster der Hofsitte aufgeführt wird, beträgt sich Cromwell's unschuldiger Tochter gegenüber, wie soll man sagen, wie ein Husar gegen eine öffentliche Dirne, und nachdem es endlich die Protectorstochter satt geworden, seine plumpen Galanterien zu hören, und sich mit Hoheit von ihm abwendet, spricht Lord Rochester aparte einen Vers, aber einen Vers, den ich abzuschreiben niemals den Muth hätte! Man mufs gestehen, die französischen Dichter sind fein, aber das unfeinste was man lesen will kann man doch auch nur bei ihnen finden. Wir sind hier in der Mitte des ganzen Stücks, aber leider bei seiner schwächsten, leersten Partie. Lady Francis droht endlich zu rufen (!), und Lord Rochester liegt auf den Knieen, da erscheint Cromwell. Jetzt sind wir wenigstens auf dem reinen Lustspielgebiet, und es ist uns wohl, der erotischen Verlegenheit entschlüpft zu sein. Lady Francis wird jetzt mit einemmal schelmisch; sie erklärt, Rochester habe bei ihr um die Hand ihrer alten Kammerfrau angehalten. Cromwell will dieses Paar sogleich getraut sehen. Rochester windet sich wie ein gefangner Aal, denn Guggligoy spielt zuerst die Prüde, läfst sich aber leicht gefallen, dafs ein herbeigerufnes Commando Musketiere die heilige Handlung sogleich zu bewerkstelligen den Auftrag erhält. Dieser letztere Zug ist der einzige humoristische in der ganzen platten Comödie. Wie breit diese Particen ausgemalt sind, wollen wir nicht untersuchen. Inzwischen hat die allein zurückgebliebene Lady Francis Gelegenheit, Rochesters Madrigal aufzuheben und nachträglich zu lesen. Es ist aber eine Verwechslung des Liebesliedes mit einer Botschaft an die Verschwörung vorgefallen (wie, wird nicht gemeldet) und der Lady fällt der Spionsbrief in die Hand. Sie erschrickt und meldet dem Vater die

Digitized by Google

bevorstehende Verschwörung, die ihn zur Nacht im Schlaf überfallen, und, durch einen Schlaftrunk betäubt, entführen will. Nachher wird der Dichter Davenant eingeführt, der auf den von der Ceremonie zurückkehrenden Rochester trifft; letzterer erzählt sein Unglück und jagt seine nachkommende Ehehälfte von dannen. Die Comödie wird wieder breit fortgeführt. Endlich stehen sich Cromwell und Davenant gegenüber. Cromwell hat ihn kommen lassen, um ihm zu zeigen, dafs er seinen Verrath weifs, nimmt ihm die Depesche von König Carl aus seinem Hut, wo er sie versteckt hält, und schickt den Erschrocknen nach dem Tower als Gefangnen. Thurlon erscheint und meldet — das Parlament! Ich hoffe wohl eine Deputation, aber nein, das Parlament steht da; es wird eingeführt. (Alles mit Beobachtung der Einheit des Orts für den ganzen Act!) Es werden einige gleichgiltige Bills verlesen und approbirt; endlich aber bringt der Sprecher in langer Erörterung die wichtige wegen der Königswahl zur Sprache. Cromwell will sich bedenken; sie staunen. Das Parlament geht ab; Cromwell ist durch den bevorstehenden Ausbruch der Verschwörung beunruhigt. Er läfst sich (wieder in demselben Local) ein Bett aufschlagen. Der Kaplan Rochester kommt mit dem Nachttrunk. Cromwell befiehlt ihm selbst zu trinken, wozu er sich entschliefsen mufs, und da der Trunk natürlich mit dem Schlafpulver gesättigt ist, sogleich gewaltig zu gähnen anfängt bis er einschläft. Man kann Rochester das Zeugnifs geben, dafs er die Rolle des Scapin bis zum letzten Augenblick wacker ausgehalten hat. Damit ist aber auch das Molieresche Lustspiel plötzlich eingeschlafen, und was jetzt nachkommt, ist fast schlimmer. Der räthselhafte Jude Manasse kommt wieder, als Spion, mit einem Geldgeschäft. Cromwell kommt auf die Astrologie zu sprechen; der Jude ist Astrolog und giebt Winke in die Zukunft zu schauen. Cromwell's Aberglaube wird rege. Wir erinnern uns unwillkührlich an Baptista Seni; aber dieser Jude ist viel unheimlicher, mystisch, cabbalistisch, talmudistisch, er hat es mit Todtenbeschwörungen zu thun. Cromwell zwingt ihn durch Drohung ihm ein Gesicht zu deuten. In seiner Jugend ist ihm bei Nacht ein abgeschlagner Kopf erschienen und hat ihm die künftige Königswürde verheifsen. Der Jude weifs aus diesem Gesicht nichts rechtes zu machen, versucht aber eine Beschwörungsformel. Die Handlung wird u[illegible] chen durch den im Schlaf sich rührenden [illegible] und dadurch ungiltig. Cromwell will diesen [illegible] den, wirft aber den Dolch wieder weg. D[illegible] schliefst mit einem unheimlichen Nichts. [illegible]

Der vierte Act heifst die Schildwacht; [illegible] spricht als Handlung dem ersten und enthält [illegible] lich die dramatische Katastrophe des Stücks; de[illegible] dort angezettelte Verschwörung wird hier durch [illegible] List und die Geistesgegenwart des Protectors [illegible] nichte gemacht. Ob Cromwell sich überhaupt sol[illegible] Mittel bedient hat, wie Verkleidung in einen W[illegible] posten, um seine Feinde zu überlisten, lassen wir [illegible] sich beruhen; in der Ausdehnung, wie es hier [illegible] schieht, ist die Sache nicht sowohl unwahrsch[illegible] als unmöglich, weil sie im höchsten Grade un[illegible] unbesonnen wäre. Es fragt sich nur, ob der [illegible] aus seinem gewählten Motiv die möglichen [illegible] gezogen hat. Cromwell also steht um Mitter[illegible] der Verkappung als Schildwacht vor seinem [illegible] Whitehall. Seine vier Narren kommen her[illegible] chen; sie haben von der Comödie gehört u[illegible] sie belauschen, verstecken sich darum in e[illegible] kel. Sie sind zum ironischen Chorus der [illegible] bestimmt. Cromwell glaubt, sie seien nur v[illegible] gangen, und spricht in einem langen Mon[illegible] das Glück und den Seelenfrieden des [illegible] zwecklosen Narren gegenüber seiner rub[illegible] bensweise. Nun kommen die Verschworne[illegible] Cromwell schweigt. Jene sind bei dieser G[illegible] sehr geschwätzig; es ist als säfsen sie bei [illegible] lage. Die Aparte's Cromwell's sind hier, [illegible] sich denken kann, nicht gespart, ganz au[illegible] Manier. Nun gilt es zuerst den wachthaben[illegible] ten zu gewinnen, oder vielmehr, da man ih[illegible] von Rochester gewonnen glaubt, ihm die P[illegible] zugeben. Cromwell hat daran nicht gedacht; er [illegible] das Antwortswort nicht zu sagen und kommt in [illegible] genheit. Die Cavaliere berathen sich über [illegible] Mifsstand und beschliefsen endlich den pu[illegible] Soldaten zu bestechen. Man macht ihn vertraut [illegible] puritanische Brocken, und so leitet sich, aber [illegible] läufig, die Unterhandlung ein; er nimmt das G[illegible] und läfst sie durch ein Thürchen in's Schlofs e[illegible] pfen. Cromwell spielt übrigens den gemeinen S[illegible] recht wacker. Sir William Murray, der eitelste [illegible]

Digitized by Google

aliere, bleibt aufsen um die Wache zu beobachten; Motiv der gegenseitigen Mystification wird wieder en lang weiter gespielt. Murray verläfst endlich Bühne und dagegen kommt der Jude Manasse. hat von einer ausbrechenden Verschwörung ge-, und da ihm nichts wichtig ist, als dafs Christen-vergossen werde, so will er auch von der Lust-hie sein und findet sich hier (am gefährlichsten ct, wie die vier Narren!) auch ein. Nebenher t er auch noch, da es eine schöne Nacht ist, sein eskop aus der Tasche und beobachtet als Astro-die Sterne, und zwischen diesem Geschäfte be-net er auch seine Procente. (In der That ein e, der seine Zeit zu Rathe zieht, zumal er, irr' nicht, fast ein Jahrhundert alt sein soll.) Er und nwell, der ihn belauscht, sprechen nun wieder meh-Seiten ihre Monologe aparte, bis Manasse sich chliefst die Wache anzureden. Nachdem er sei-Verrath gegen Cromwell diesem geoffenbart, giebt der Protector zu erkennen, indem er ihm seine d reicht, die Linien zu schätzen. Der Jude fällt todt vor Schrecken; Cromwell befiehlt ihm auf Bank niederzusitzen und sich nicht zu rühren. Protector hat noch den Schmerz, in der ihm ge-nkten Börse die seines Sohnes zu erkennen, den un für mit-verschworen zu wissen überzeugt ist. rdem aber kommt Richard Cromwell selbst heran. er hier zu thun hat, das weifs Gott; er beträgt wie ein Kind, das zu spät nach Hause kommt sich durch's Hinterthürchen einschleichen möchte. Aparte's gehen wieder seitenweise. Der Protector es für das passendste, den ungerathnen Sohn zu chen; er hebt auch drei- oder viermal den Dolch, mal aber fällt ihm ein, dafs er doch sein Sohn Das letztemal aber ist es Ernst. Da kommen Verschwornen aus dem Schlofs zurück; sie brin-len geknebelten Rochester getragen, den sie für Protector halten und im Schlofs gestohlen haben. rd erstaunt über das was geschieht. Lord Or-hält nun eine Art pathetischer Leichenrede über Unglück des grofsen Cromwell, was dieser aparte . Einige wollen den Gefangnen erstechen; der r Jenkins unter ihnen ist aber ein pedantischer und will ein Gericht in allen Formen über ihn. chematismus des englischen Geschwornengerichts auseinandergesetzt, als säfsen wir mitten in der Comödie; Cromwell lobt auch diesen. Aber die Mehrzahl siegt und der vermeintliche Protector soll eben geopfert werden, da springt Richard, der gehört, es handle sich um seines Vaters Leben, hervor und schreit Mord! Der Protector erstaunt, die Verschwornen sind vor Schreck aufser sich. Der Moment ist dramatisch allerdings sehr wirksam und schön. Da die Verschwornen nicht zurück können, so wirft sich Richard über den Gefangenen, ihn mit seinem Leibe zu decken, darüber wacht aber der geknebelte Rochester, wenigstens zur Hälfte, auf; allgemeines Erstaunen und Wuth der Verschwornen. Bis hierher hat der Protector dem Possenspiel zugesehen, nun ruft er mit Donnerstimme seinen Getreuen. In einem Moment ist der Garten mit Fackeln und Soldaten angefüllt, alle Fenster des Schlosses erleuchtet, Waffen überall, Thurlon und Graf Carlisle an den Seiten des Protectors. Die Verschwornen sehen sich verloren; Rochester, von dem Trank noch betäubt, glaubt sich in der Hölle. Lord Ormond wirft noch dem Protector seine Sünden vor, Jenkins macht noch Distinctionen. Cromwell aber erklärt allen in puritanischer Rede, dafs sie mit Tagesanbruch nebst dem Juden Manasse gehangen werden sollen. Nur die vier Narren bleiben auf der Bühne, die aus vollem Halse über die Geschichte lachen und Reflexionen anstellen, wer der gröfste Narr dabei gewesen. Man erkennt hier den Dichter, der in seinen Vorreden so gern über seine Phantasieen reflectirt und kritisirt. Der Schlufs ist, Cromwell sei der gröfste Narr, weil er morgen König werden wolle. Damit ist der fünfte Act angekündigt. Es mufs aber noch gerügt werden, dafs Cromwell's Narren unmöglich, wie sie hier thun, bei einer sein Leben bedrohenden Gefahr blofs die lachenden Zuschauer abgeben konnten; solche Narren hätte Cromwell nicht gefüttert.

Der letzte Act heifst die Handwerker. Vor Tag in der grofsen Westminsterhalle wird der Thron und die Zurichtungen zu Cromwell's Krönung betrieben. Es ist ein wesentlicher Theil dieser romantischen Kunst, dafs auch die niedern Stände im Schauspiel ihre Stelle selbstthätig ausfüllen. Diese Handwerker erweisen sich als Puritaner, denn während der Arbeit liest einer zur Erbauung aus der Bibel den salomonischen Tempelbau vor. Vergleichungen zwischen Cromwell's Thron und Carl's I. Schafott bleiben nicht aus. Der Unternehmer des Ganzen ist aber Barebone, des Protectors

Digitized by Google

Hoftapezier, einer der Verschwornen. Diese Figur gehört freilich zu den bizarren Unmöglichkeiten, aber zugleich führt er die Situation herbei, welche dem tragikomischen Genre unentbehrlich ist, der Tapezier wird zwischen seinen Patriotismus und seine Habsucht in eine komische Enge getrieben. Er fürchtet, wenn der Mord gelingt, werden seine ausgelegten Stoffe nicht vergütet. Die verschwornen Puritaner kommen jetzt in Masse in den Saal, mit welcher Genehmigung ist freilich nicht gesagt, der General Lambert ist unter ihnen, der beim Krönungszug dem Protector die Krone zu reichen hat und der selbst in seiner Brust ehrgeizige Plane auf das Königthum verbirgt. Von der letztern Seite hat der Dichter den Charakter aus der Geschichte aufgefafst. Es ist aber doch etwas zu toll, wenn der General am Krönungsmorgen mit den Puritanern in Westminster conspiriren soll. Wir sehen überall, wie Hugo, trotz seiner beabsichtigten Emancipation, noch ganz in den klassischen Fesseln der Einheit des Orts befangen ist, zum warnenden Beispiel, dafs man keine Reform mit halbem Herzen ausführen soll; fand er die alte Einheit lächerlich, wer hiefs ihn denn, für einen ganzen Act ein und dasselbe Local beibehalten? Da beschlossen wird, Cromwell im Moment der Krönung zu erdolchen, so fürchtet Barebone für seinen theuren Sammet und bringt politische Scrupel vor, was einiges komisches Mifsverständnifs gibt. Man fragt, wer zuerst stofsen soll, und sie beschliefsen, Lambert, der die Krone darreicht, stehe am gelegensten; diesem war aber gar nicht um die Ehre zu thun, er wollte nur im Trüben fischen und ist in der gröfsten Verlegenheit. Der Verschworne Overton spricht darauf mit ihm, erklärt ihm, wie er ihm nicht traue und dafs er sich hinter ihn stelle, um ihn selbst zu tödten, wenn er die That nicht wage; so also soll er gezwungen sein. Sie gehen, Lambert, um sich für die Ceremonie zu kleiden. Nun kommen Cromwell's Narren und suchen sich auf eigne Faust eine Loge im Saal aus, von der sie die Ceremonie sehen können; sie sind mit Laune gezeichnet; dann wird Milton eingeführt und klagt über den Abfall Cromwell's von der Republik. Dann dringt das Publicum herein; Hugo hat eine Fertigkeit erworben, das Volk bei festlichen Anlässen zu belauschen und die verworrenen Reden der Menge zu fixiren, [illegible] auch nur einer französischen Menge, was immer Unterschied macht. Auch Cromwell's Wache jetzt eingeführt. Nun erscheint der Wappenkönig Champion zu Pferde; erklärt Cromwell durch lament zum König von England erwählt, und jeden, der ihm den Rang streitig macht, zum kampf heraus. Der Narr Gramadoch nimmt di forderung an und springt aus seiner Loge. Partien weifs Hugo mit guter Laune zu ent freilich immer auf Kosten der historischen Wa doch hat hier einer der Zuschauer den guten das Possenspiel werde absichtlich angelegt s das Publicum von dem ernsthaften Act abz Nun hört man Glockengeläute und Geschütze und die Menge redet durcheinander. Die Sta ten, die Gerichtshöfe, das Parlament, erschei Procession, endlich Mylady Protectorin mit ih milie. Cromwell erscheint auf der Schwelle aufsen dem jubelnden Volke dankend, und wi Sprecher des Parlaments mit einer Anrede emp die die Königswahl rechtfertigen soll; Cromwell über die diplomatische Lage Englands, völlig v Thronrede auszusehen pflegt. Der Purpur wi gereicht, den er umnimmt, die Verschwornen nach Blut. Milton ruft ein warnendes Wor Merzen Idus": der dramatische Effect ist au speare bekannt genug, aber auch hier an seine Cromwell steigt auf den Thron; Schwert, Bibel werden ihm überreicht; General Lambe sich mit der Krone, hinter ihm drohend Ov Lambert stammelt, die Verschwornen greifen m Dolchen, da fährt Cromwell auf und spricht. merkwürdige Rede ist dem aufbehaltenen Ori nachgebildet, aber in glänzende Rhetorik eingek es ist der bedeutendste Moment des Stücks. D nach war Cromwell noch einmal durch Barebo warnt und beschlofs, alles, nur die Krone nicht, nehmen, um den Verschwornen den Vorwurf d nigthums aus dem Munde zu nehmen. Er spr beredten Andeutungen von seinen Verdiensten u englische Volk und zuletzt in frommen Thrän bittend, man möchte ihn mit der Last der Kron schonen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

éâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Das Volk bricht in Enthusiasmus aus und die rschwornen sind entwaffnet. Dafs damit freilich Katastrophe des Julius Cäsar abgeschnitten ist, nte das Stück zu keiner Tragödie werden las-. Ein komisches Zwischenspiel bildet noch ein istlicher, der seinen Text über die Krönung in der nicht zu ändern weifs und doch predigen soll. wischen hat Cromwell die gefangenen Ritter der gen Nacht, die glücklicherweise noch nicht exequirt , auch in den Krönungssaal herbeschieden, und z des ungebeugten Uebermuths von Lord Ormond den sie begnadigt und exilirt. Der Jude wird nur dem Beutel gehängt. Endlich wird auch der ins ängnifs geworfne Puritaner Carr herbeigeholt um nadigt zu werden. Allein dieser Fanatiker will der ige dem von Gott verworfnen Cromwell trotz bie- und verlangt nach dem Kerker zurück; das Volk ıt ihn toll. Die Katastrophe, wenn man so sagen , zieht sich hier sehr in die Länge. Am Ende ht der wildeste unter den Verschwornen Syndercomb ı einen Mordangriff; das Volk wirft ihn in die mse. Cromwell bleibt der Held und Sieger des es und schliefst mit den träumerischen Worten Stück: Wann denn werd' ich einmal König sein? nit das als Handlung nicht befriedigende Stück ssermafsen in seinen Anfang zurückgeht.

Cromwell wurde nicht mit Rücksicht auf unmittel- Theateraufführung geschrieben; es ist ein histo- es Studium, das mit genauer Kenntnifs der Quellen neue Bahn im dramatishen Styl der Franzosen rechen beabsichtigte. Der Dichter sagt, vielleicht sich ein Auszug davon für die Bühne machen; es Wissens ist es aber nie aufgeführt worden. ıigstens für unsre deutsche Bühne stände dieses k der Aufführung näher als irgend eines seiner andern, da wir an die epische Breite des historischen Drama schon durch Schiller gewöhnt sind; ein französisches Publicum wäre zu ungeduldig für einen solchen Versuch. Sollen wir uns nun ein allgemeines Urtheil erlauben, so müfsten wir sagen: es ist ein Stück von grofsen Schönheiten, von einigen vortrefflichen Scenen; aber ein abgerundetes Drama wird es niemand nennen wollen. Kein Franzose hatte vor Hugo so gründliche historische Studien für ein Drama gemacht, keiner hatte den germanischen Geist der deutschen Reflexion und des englischen Humors mit solcher Verwegenheit in den französischen Styl übersetzt; Schiller und Shakspeare suchte er zu verschmelzen. Schade nur, dafs er glaubte auch seine Bewunderung für Molière an derselben Stelle niederlegen zu müssen. Hier widerstrebt die romanische Natur der unnatürlichen Vermischung, und zwischen die Glieder des historischen Drama drängen sich die Sprünge des burlesken romanischen Harlekino höchst unorganisch herein. Solche Extreme in ein Ganzes zu verschmelzen, konnte nicht gelingen, konnte wenigstens diesem Talent nicht gelingen, so weit wir es kennen. Ob es überhaupt unmöglich ist, müssen wir der Nachwelt zu lösen überlassen.

Nach dem Cromwell, der in der Literatur das gröfste Aufsehen machte, liefs sich erwarten, der Dichter werde sein grofses Talent dem bestehenden Theater aus der Shakspearischen Höhe herab allmälig näher bringen und sich eine harmonische Ausgleichung nach und nach finden lassen. In seiner heftigen bizarren Weise fiel er aber leider aus einer extremen Richtung in die andre, und einmal in seiner populären Richtung auf das theatralisch Wirksame begriffen, liefs er sich so gänzlich von diesem trügerischen Gespenst des Beifalls umgarnen, dafs er der besonnenen Kritik fast völlig aus dem Gesichte kam. So verfiel er zuerst auf den glänzenden Eindruck, den das spanische Schau-

Digitized by Google

spiel in seinem jugendlichen Gemüth zurückgelassen, und der beschwerlichen historischen Arbeit müde, suchte er nach der Weise der Spanier ein Drama aus bloſs imaginirten Charakteren, leidenschaftlich belebten Situationen und einer schimmernden Rhetorik zu construiren. Er war hier der ältesten französischen Tragödie näher als er wohl wollte. Er schrieb seinen Hernani für die Bühne, der bald das französische Publicum in einen wahren kritischen Krieg zu stürzen bestimmt war.

Ich sagte, eine Jugenderinnerung habe den Hernani geschaffen; einmal eine Jugenderinnerung an die Localitäten des spanischen Landes; Saragossa wird der Verfasser selbst gesehen haben; dann die Erinnerung an spanische Schauspiele und ihre bizarren Extravaganzen in Hinsicht des Ehrenpunctes; man könnte sich speciell etwa an Calderons Weihe des Kreuzes erinnern, bei dem Räuber Hernani; doch vermuthe ich, daſs der Räuber Moor von Schiller auch ein Bedeutendes zu diesem Charakter geliefert hat. Im Ganzen ist es mir kaum verständlich, wie ein Dichter, der im Cromwell so viel gründliches Wissen verarbeitet hatte, im Hernani so völlig alles historischen Colorits baar und ledig schreiben kann; denn dieser Don Carlos, der als Carl V. zum deutschen Kaiser gewählt wird und den wir sonst hinlänglich kennen, hat doch wahrlich nichts mit seiner historischen Person gemein. Wie gesagt, entweder hat der Dichter sein Stück schon in frühster Jugend entworfen gehabt, oder hat er, bei schon gereiftem Talent, mit Absicht sein ganzes historisches Talent beiseite gelegt, um uns einzig mit den Eigenthümlichkeiten des spanischen Theaters bekannt zu machen. Das Stück hat den Nebentitel die Ehre des Castiliers, die allerdings ein ganz besonderes Ding ist, und uns hier sogar handgreiflicher als in den spanischen Stücken selbst von einem Franzosen wie ein complicirtes Rechenexempel herausgerechnet wird. Die Charaktere sind wild, roh und unsittlich, aber mit einem gewissen Phantom, Ehre genannt, machen sie einander gegenseitig so zu fürchten, daſs sie einander bis in den Tod jagen. Dieses aber wollen wir durch den Gang der Handlung verfolgen.

Erster Act. Wir sind in einem einsamen Schlafzimmer zu Saragossa. Eine Duenna hört klopfen und glaubt, der geheime junge Liebhaber ihres Fräuleins komme; sie öffnet — Don Carlos (nachher Kaiser Carl V.) der ebenfalls in das Frauenzimmer verlie[illegible] sich auf diese Weise einführt (ob das spanisch i[illegible] weiſs ich nicht recht). Da die Zofe erschrickt, beste[illegible] sie der Ritter und verlangt in einem Schrank v[illegible] steckt zu werden (das Verstecken freilich ist in s[illegible] nischen Stücken hergebracht). Nun kommt das Fr[illegible] lein Donna Sol, die an einen alten Onkel, bei d[illegible] sie wohnt, mit nächstem sich vermählen soll, [illegible] ihrem Geliebten, Hernani, der ein Räuberhauptm[illegible] ist. Er nennt sich einer geächteten Familie ang[illegible] rig und persönlichen Feind des Don Carlos, d[illegible] sein Geschlecht. Es ist eine heiſse verzweifelte Li[illegible] zwischen den Beiden; die Charaktere sind durch[illegible] geistig krank und besonders der verliebte sentim[illegible] tale Räuber ist ein karikirter Carl Moor. Donna [illegible] spricht zuweilen schöne Worte einer hingebenden L[illegible] denschaft. Mitten in diesen Liebesgesprächen spri[illegible] aber Don Carlos, dem die Geduld ausgegangen, [illegible] seinem Schlupfwinkel hervor, mit den Worten: D[illegible] ihr, man sei so bequem in einem Wandschrank! [illegible] muſs gestehen, Hugo nimmt jedem Versuch einer [illegible] rodie seiner Tragödie das Wort aus dem Munde; [illegible] Spanien selbst dürfte solch ein Wort inzwischen [illegible] der Gracioso brauchen. Hernani findet dieses Ad[illegible] ten nicht am Platz. Don Carlos giebt das zu, st[illegible] sich aber gleichwohl der Donna als Liebhaber vor. [illegible] es natürlich zum Zweikampf zwischen den Bei[illegible] kommt. Ueberdem kommt der alte Onkel, Don [illegible] Gomez, nach Hause, und findet es befremdend, [illegible] junge Herrn bei seiner Braut anzutreffen. Er sch[illegible] wacker drauf los, bis endlich Carlos, der in seinem Mantel gewickelt steht, sich ihm zu erkennen giebt; es ist sein König, König Carl von Castilien, der sich incognito hergeschlichen habe, um seinen Rath einzu[illegible] holen, ob er sich um die deutsche Kaiserkrone bewe[illegible] ben soll. Der Alte findet das bedenklich, fragt [illegible] unter anderem, ob er denn lateinisch reden kö[illegible] was sehr vonnöthen sei um deutscher Kaiser zu w[illegible] den. Dem König ist es aber wenig um Rath zu th[illegible] er geht und entschuldigt auch noch Hernani, mit d[illegible] er die Klinge gewechselt, als einen von seinen [illegible] folge. Hernani in einem kurzen Monolog dankt [illegible] seine Rettung damit, daſs er schwört, ihn unabl[illegible] mit seinem Haſs zu verfolgen.

Zweiter Act. Die Straſse vor demselben Pal[illegible] es ist abermals Nacht. Der König kommt mit einig[illegible]

Digitized by Google

löflingen; er hat gestern abgelauscht, dafs Hernani ie Donna entführen soll und drei Handschläge sollten as Signal sein. Er schickt die Leute beiseite und latscht in die Hände, die Donna erscheint, erkennt ver sogleich ihren Irrthum; da sie zurück will, hält e Don Carlos mit Gewalt fest; er macht glänzende nerbietungen, die Donna findet aber nicht gut, sich rauf zu verlassen, was alles nicht sehr spanisch ist; dlich droht sie, ihn mit seinem eignen Dolch zu erechen. Da zeigt sich plötzlich Hernani in der Dunlheit und sagt dem König, dafs seine Bande sich aragossa's bemächtigt habe und dafs er selbst in ihrer ewalt sei. Er soll sich mit ihm schlagen. Der Kö- g beträgt sich seinem Stande gemäfs. Mit dir, einem nditen? Du wirst mich ermorden; weiter nichts. as Ehrgefühl des Banditen erhebt sich hiegegen; er ll ungefährdet abgehen; der König sagt, er wolle m diese That entgelten. Donna Sol verlangt nun türlich, wie ausgemacht war, entführt zu werden; r Räuber fällt aber in einen melancholischen Wahn- n und meint, die ausgemachte Stunde sei ja jetzt flossen; er setzt sich zur Donna auf einen Stein d wimmert so lange, bis die ganze Stadt in Alarm mmt und man den Räuber mit Gewalt aus den Ar- n der Geliebten jagt.

Dritter Act. Auf einem Schlofs des Herzogs in a aragonischen Gebirgen, wo die Hochzeit des Alten t Donna Sol gefeiert werden soll. Der Alte spricht a seinem Alter und wie sehr er gleichwohl verliebt , Donna Sol ist immer bereit, den alten Herrn ichtgemäfs zu nehmen, vergifst aber darüber keinen genblick ihren geliebten Hernani. Ueberdem wird Pilgersmann gemeldet; Donna Sol soll sich zur chzeit kleiden und geht, Hernani als Pilger tritt ; der Herzog verspricht ihm Obdach. Donna kommt im Brautschmuck mit dem Gefolge des zogs; wie sie Hernani erblickt, ruft er vor dem folge: Tausend Carolinen sind für den grofsen Räu- geboten u. s. w. Seine ganze Bande ist vernich- der König ihm auf dem Fufs. Der Herzog sagt: bist mein Gast und ich schütze Dich; er geht ab e Burg zu rüsten. Hernani und Donna Sol bleiben in, weinen und halten sich umarmt. Der Alte kommt ick und wüthet. Man meldet: Der König begehrt afs in's Schlofs. Man öffnet dem König. Er ver- kt Hernani in eine Blende. Don Carlos kommt und begehrt die Auslieferung, der Alte führt ihn an allen seinen Ahnenbildern vorüber, Leuten von bewährter, nie befleckter Ehre. Er kann den Mann nicht ausliefern. Der König: Wohl, so nehm' ich eure Braut dafür. Der Alte schwankt, läfst sie aber doch ziehen. Hernani kommt vor und sagt, der König liebe Donna Sol; nun macht die Eifersucht den Alten rasend; sie verbinden sich zu gemeinsamer Rache. Da Du mich vom Tode errettet, sagt Hernani, so gelob' ich Dir, sobald Du es verlangst, für Dich zu sterben; du brauchst nur dieses Horn zu blasen, und er gibt ihm das Horn von seinem Gürtel.

Vierter Act. Wir befinden uns in den unterirdischen Grabgewölben Carl's des Grofsen zu Aachen. Don Carlos und Don Ricardo, sein Getreuer, kommen mit einer Laterne; also wieder Nacht. In diesen Räumen soll eine Verschwörung wider Carl angezettelt werden, die er (wie oben Cromwell) belauschen will. (Die Helden des Dichters haben alle dieselbe persönliche Entschlossenheit). Zugleich aber wird in diesem Augenblick über die Kaiserwahl entschieden; Carlos fehlen drei Stimmen, er hofft aber doch; es sind drei Competenten; wenn er gewählt wird, fallen drei Kanonenschüsse als Signal, bei dem andern einer oder zwei. Er will jetzt allein sein. Nun folgt ein Monolog; er redet den Schatten Carl's des Grofsen vor seinem Grabe an; der lyrische Dichter ist hier in seinem Element, die historischen Elemente werden mit Geist entwickelt; es ist die einzige völlig vernünftige Partie des ganzen Stücks. Endlich hört man Geräusch. Wer wagt es mich zu stören? Doch es ist wahr, ich vergafs, es sind meine Mörder. Er öffnet das Grab und verbirgt sich darin. Die Verschwornen treten auf mit Fackeln und mystischen Begrüfsungen, fast wie die Priester in der Zauberflöte; setzen sich auf die Gräber; ein Herzog von Gotha präsidirt; andre Deutsche und Spanier. Es ist eine Art Fehmgericht, das dem Dichter vorgeschwebt hat. Der Vortrag ist: Carl von Spanien, von seiner Mutter ein Fremder, bewirbt sich um die deutsche Königskrone (und zwar neben Franz I., der ganz fremd ist). Darum (warum?) mufs er sterben. Alle Verschwornen fallen bei. Wer soll zuerst ihn zu morden gesandt werden? Man betet und loost; Hernani ist der Glückliche. Denn Hernani und der alte Gomez sind unter den Verschwornen. Hernani triumphirt; der alte Gomez will ihm das Recht

Digitized by Google

abkaufen mit seinem ganzen Vermögen. Nein; für Beide ist die Lust, sich an ihrem König um einer Beleidigung willen, oder wegen der Eifersucht um Donna Sol, zu rächen, viel süfser, als ein ganzes glückliches Leben. Nun wird abermals geschworen; im selben Augenblicke ein Kanonenschufs, der zweite, der dritte. Don Carlos öffnet das Grab und ruft: Ihr Herren, geht etwas weiter weg, der Kaiser hört euch. Sie müssen ihn für das Gespenst Carl's des Grofsen halten; alle Lichter erlöschen, aber Don Carlos hat für andere gesorgt, ganz wie des Dichters Cromwell. Er schlägt auf die eherne Thüre, und der Hintergrund öffnet sich mit Fackeln und Bewaffneten. Hernani: Gottlob! es ist nicht Carl der Grofse, sondern nur der Fünfte. Sie werden entwaffnet. Nun erscheint die Commission, der Herzog von Baiern und der König von Böhmen, im Ornat, mit Fackeln, Fanfaren und Gefolge, um (hier im Grabgewölbe unter dem Boden) dem Könige die Wahl zu verkünden. Nun erscheint — Donna Sol! Woher — das weifs Gott; der König wird sie wohl mitgebracht haben. Hernani betrachtet sie wie billig mit einigem Mifstrauen, sie aber versichert ihn, sie habe des Königs Dolch noch nicht von sich gethan. Inzwischen gebietet Don Carlos diejenigen der Verschwornen, die Herzogs- oder Grafenwürde haben, festzuhalten, den übrigen Trofs — wahrscheinlich, laufen zu lassen. Das giebt Hernani Gelegenheit, sich als geächteten Herzog von Aragon zu erkennen zu geben; als Grande bedeckt er sich. Donna Sol ruft: Himmel! und der König bemerkt: In der That, ich hatte diese ganze Geschichte vergessen. Dieser Vers gehört wieder dem Parodisten oder Gracioso. Donna Sol fällt nieder und bittet um Gnade für ihren Geliebten und Gemahl. Carl der Fünfte hat jetzt einen Anfall von Milde; er begnadigt Alles, und vermählt Donna Sol mit dem zum Ritter geschlagnen Hernani, zu allgemeiner Zufriedenheit, mit Ausnahme des alten Gomez, ohne den das Stück hier als eine völlige Comödie zu Ende wäre. Nach diesem fragt aber weder seine Nichte, noch Hernani, noch sonst Jemand. Der Kaiser fragt noch den Geist Carl's des Grofsen: Bist du mit mir zufrieden?

Fünfter Act. Die Terrasse des Pallastes von Aragon in Saragossa. Hochzeitfeier; das Lustspiel geht seinen Gang. Nur ein mystischer, stummer Gast hat sich eingeschlichen unter den Hochzeitgästen. Solche Erscheinungen sind in der neuen Literatur stehende Schreckbilder. Nun bleiben Hernani und Donna Sol allein, eine zärtliche Brautscene nicht ohne grofse Schönheiten. In der Stille der Nacht wünscht die Donna nur eine einzelne Stimme, eine Flöte etwa, zu hören. Da hört man das Horn Hernani's. Er fährt zusammen, denn er hatte sein ganzes vorige Leben vergessen. Die Donna wird beseitigt um etwas zu holen. Don Rui erscheint und mahnt zu sterben, jetzt sei die Stunde gekommen. Der sechzigjährige ist noch glühend in seiner Eifersucht. Hernani will Gift; Donna Sol aber reifst es ihm weg und trinkt es erst, er nach ihr. Zerreifsende Liebesworte der Sterbenden nebst dem Neid des Alten, der sich zum Schluss tödtet. Ueber die Verrücktheit dieser Lösung braucht es wohl kein Wort zu verlieren; ich erinnere mich nur, dafs Jean Paul in einem kleinen Romane das nämliche Motiv zur komischen Katastrophe benutzt hat, indem mit einigen Hornstöfsen aus der Ferne der Förster seine Einstimmung zur Heirath seiner Tochter ausspricht.

Ueber das viele Verkehrte in diesem Stück verlohnt es nicht der Mühe zu reden. Dafs alles historische Costüm verletzt wird, ist in so fern unbillig zu rügen, da es ein spanisches Schauspiel sein soll, und die spanischen Schauspiele haben in der That alle diesen Mangel. Dafs aber das Princip der Ehre hier zu einer völligen Mummerei mifsbraucht, dafs unter diesem Popanz alle höheren sittlichen Menschenpflichten aufgehoben werden, das ist in der spanischen Poesie darum nicht möglich, weil sie eine religiöse Grundlage hat, und dem Glauben gegenüber schweigt dort die eigensinnige Forderung des individuellen Ehrgefühls. Das hat der Dichter übersehen und hat darum ohne sittliche Grundlage ein monstroses Gedicht geschaffen. Dafs es aber auf die Imagination gewaltig wirkt, reich an lebendiger Handlung ist, das mufste allerdings auf die französische Bühne, wenn man an ihre rhetorischen früheren Tragödien denkt, einen aufserordentlichen Eindruck machen. Das Stück machte Furore und wurde von Anfang an eben so vergöttert wie ausgezischt, was beides sehr begreiflich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

éâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Mir scheint der dritte Act, auf dem Schlosse des al- Gomez, der etwas von dem Geist der spanischen Ro- nze hat, auch der vorzüglichste. Die beiden ersten sind frivol gehalten, der vierte zu grafs unhistorisch und letzte in seiner Peripetie ein reines Melodram im n der Franzosen. Mir ist, wie schon gesagt ist, ht begreiflich, wie ein Mann, der vorher den Crom- l geschrieben, der, wie er später behauptet, die rion de l'Orme vorher will geschrieben haben, ein ches Stück ausführen konnte, das wie der Traum r heifsen Sommernacht nur die halbe Vernunft aufwachen läfst, es wäre dann, dafs er es in dem oxysmus einer jugendlichen Leidenschaft, in dem geregten Zustand weniger Stunden hingeworfen te, um das Gespenst einer spanischen Tragödie, in seiner früh entzündeten Phantasie spukte, auf sem Wege von sich auszuscheiden.

Hiemit war nun der alten klassischen Tragödie Kampf auf Leben und Tod erklärt; Alexander nas unterstützte den Dichter durch seinen Henry III., sie bereiteten ihre stärksten Trümpfe vor, um der antischen Schule über die alte klassische den Sieg versichern. Hugo's Marion de l'Orme wurde aber ch Carl X. noch von der Bühne ausgeschlossen. t die Julirevolution brachte auch diesem Stücke e Popularität; es ist in jeder Hinsicht werth, recht au erwogen zu werden.

Nachdem er der deutsch-englischen und der spa- hen Bühne seinen Tribut der Nachahmung ge- cht hatte, fühlte der Dichter, dafs es eines einhei- chen Stoffes bedürfte, um sein Publikum völlig in Interesse zu ziehen. Er kehrte aus der phanta- chen in die historische Sphäre zurück, und das jedenfalls ein Fortschritt.

Ein historisches Factum liegt dem Stücke zu Grunde. Da ich indessen in Specialgeschichten nicht bewandert bin, so mufs ich auf's Gerathewohl eine Stelle citiren, die mir aus dem Buche, Vie de Molière par Taschereau, im Gedächtnifs geblieben ist. Sie lautet:

Perpignan repris sur les Espagnols; les jeunes et trop malheureux Cinq-Mars et de Thou, victime de leur fougue imprudente et de l'inflexibilité cruelle du cardinal de Richelieu; ce ministre presque mourant, ayant à lutter tout à la fois contre le courage de l'Espagnol, l'audace de mécontens et la pusillanimité du Roi; telles furent les scènes pleines de mouvement et d'intérêt qui se passèrent sous les yeux du jeune observateur.

Wenn ich mich nicht völlig betrüge, so ist in diesen Worten der ganze historische Gehalt von Marion de l'Orme ausgedrückt. Da der junge Molière sich nicht bewogen fand, von diesem Erlebnifs seiner Tage Vortheil zu ziehen, so hat es Victor Hugo nachgeholt.

Der Cardinal verbot bei Lebensstrafe das Duell, das ganz unmäfsig eingerissen war. Ob ihn bei dieser Verfolgung ein Anstofs der Menschenliebe oder ein religiöser Skrupel mitgeleitet, oder ob es blofs eine politische Maafsregel war, um der Verödung des Königreichs an jungen Edelleuten entgegen zu arbeiten, kann dahin gestellt bleiben. So weit wir die Politik des Cardinals begreifen, könnte es scheinen, als wäre die Zerstörung der grofsen adelichen Häuser in seinem Interesse gewesen, denn es erleichterte ihm nur die Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, Frankreich durch das absolute Königthum grofs zu machen. Warum wählte nun unser Dichter diesen Stoff?

Es ist zuverläfsig, dafs das Duell in unserer christlichen Staatenwelt ein seltsames sittliches Problem bleibt, und daher dem Dramatiker wie dem Philosophen immer Stoff zur Darstellung und zum Nachdenken übrig lassen wird. Das Alterthum wie der Orient kennen kein Duell im jetzigen Sinne des Worts; es

Digitized by Google

ist eine Feudalinstitution, die mit der Völkerwanderung in unsere Staaten überging, und, was nicht geleugnet werden kann, dem eingeführten Christenthum von Anfang an bis auf unsere Tage beharrlich Hohn gesprochen hat. Die feudalistische Ehre, d. h. die unendliche Werthschätzung der eignen Persönlichkeit, die sich auch in der geringsten Kleinigkeit durchführen will, ist eben so gewiſs aller gesunden Vernunft, wie sie das griechische Alterthum ausgebildet, als jeder Grundlage des christlichen Glaubens entgegengesetzt, der ja im directen Gegensatz die absolute Liebe und Selbstverleugnung predigt. Wenn man unser Mittelalter aus dem feudalistischen Ritterthum und der christlichen Hierarchie construirt, so pflegt man gewöhnlich diesen schroffen Widerspruch zu übersehen und nennt wohl gar unser Mittelalter eine rein christliche Periode. Diese beiden Elemente hatten sich aber bloſs abgefunden, keineswegs durchdrungen, und die Folgen dieser Abfindung laufen bis in unsere Tage. Wenn aber die pietistische Richtung unserer Zeit aus diesem Widerspruch die Unchristlichkeit des modernen Staatslebens zu beweisen geneigt sein sollte, so kann man ihr die historische Wahrheit entgegenhalten, daſs unser Staat überhaupt nie auf das Christenthum *allein* gegründet war. Priesterthum und Kriegerthum sind nicht aus einem Princip zu deduciren, und der Kriegerstand, der im Anfang unserer Staaten mit dem Adelstand identisch war, hat sich die feudale Ehre nebst dem Duell als ein Prärogativ immer vorbehalten.

Die neuere Zeit, und Frankreich hat hierin den Ton angegeben, hat diese Verhältnisse aber bedeutend modificirt. Das allmählige Emporkommen des Bürgerstandes und daraus folgende Sinken der adeligen Prärogative hat auch nach und nach die letzteren auf den Bürgerstand überzutragen angefangen. Im Militairstand drängte sich zuerst der Bürger in die adeligen Vorrechte, und damit in das Recht des Zweikampfs. Als endlich die französische Revolution den Bürger auf das Niveau der Gleichheit setzte, wurde jeder Bürger so zu sagen adelig. In Frankreich ist in der That das Duell ein Nationalbegriff; die Ehre thut dort fast alles das, was bei tiefer gehenden Naturen etwa der Tugend zugeschrieben wird. Die Ehre hat nur das Traurige an sich, daſs sie eine Art Tugend der Oeffentlichkeit, der öffentlichen Meinung ist, nicht aus dem innersten Selbstbewuſstsein für sich selbst wirkt. Man kann mit Ehre nur vor der Welt bestehen, nicht vor dem innern Richter des Gewissens; die Meinung kann man betrügen, nicht sich selbst. Dies ist jenes Uebel der Opinion, das der deutsch fühlende Rousseau sein ganzes Leben durch an der französischen Bildung so unerbittlich verfolgte, was ist, mit einem Wort, die Stärke und die Schwäche des französischen Nationalcharakters. In Ländern germanischer Zunge ist jener feudalistische Ehrbegriff mit seinem Prärogativ des Zweikampfs niemals so in das Volksbewuſstsein übergetreten, nur die deutschen Studenten haben in ihren Landsmannschaften das aristokratische Duell beibehalten, und, was merkwürdig ist, in jener Zeit der exaltirten Burschenschaft jene monstrose Institution geschaffen, die aus Patriotismus und Republikanismus antike Begriffe mit den Auswüchsen der Feudalzeit auf's seltsamste in sich vereinigte. Aber das Militair und der Adel, und wo etwa der Beamtenstand auch mit letzterm auf Einer Linie läuft, ist auch hier noch diesen Beschränkungen einer ideellen Freiheit pflichtig.

Ich habe es für nöthig gehalten, auf diesen Punkt so weit mich einzulassen, da man in der That ohne diese Voraussetzungen die sittliche Grundlage nicht besprechen kann, auf welcher das vorliegende Schauspiel wurzelt. Es fragt sich nur, was der Dichter weiter gethan hat, um aus diesem Element, wie es in der oben angeführten Anekdote angeregt war, den Gehalt eines Schauspiels zu gewinnen. Hiezu hatte er als zweite Ingredienz ein Liebesverhältniſs nöthig. Das fragliche Duell muſste sich hiermit verwickeln; dieses wäre nun an sich keine groſse Schwierigkeit gewesen, denn die ganze dramatische Literatur der Spanier hätte ihm Vorbilder die Masse geliefert, wo immer die Liebe, die Eifersucht und das Duell Hand in Hand gehen. Dieser hergebrachte Weg war aber dem Dichter zu gemein und er hat ihn verschmäht. Nicht eine leichte romantische Galanterie wollte er schildern, sondern die Liebe als tiefe geistige Leidenschaft, eine Liebe, wie er sie aus dem Gemüthe eines Rousseau, aus den Dichtungen nordischer Völker, der Engländer und der Deutschen, und wenn man ihm zugestehen will, aus seiner eignen tieferen Natur hatte kennen lernen. Es galt hier also einen Gegensatz zwischen romanischer Sitte und germanischem Charakter. Frankreich ist in aller Hinsicht das extre-

Digitized by Google

sche Mittelland, das alle seine Polaritäten in sich n Bewufstsein bringt und in sich zu neutralisiren ht, und es braucht keiner schwierigen apriorischen nstructionen, um darzuthun, dafs die französische schichte seit Ludwig dem XIV. ein Kampf des sich rcienden germanischen Geistes über den romanischen nannt werden dürfte. Man kann in der Revolution e Nachwirkung deutscher Reformation oder näher e Nachwirkung der englischen Revolution und des ericanischen Freiheitskrieges, der bürgerlichen, resentativen, parlamentarischen Freiheiten finden, man d immer auf dieselben Resultate kommen. So liegt denn auch auf der Hand, dafs die neufranzösische nantik ein neuer Schritt war, den germanischer ist über den romanischen hinaus gethan hat, und Kampf des einen und andern Elementes ist eben Frankreich zugetheilte Ausgleichung südlicher und rdlicher Nationalität.

In diesem Sinn hat sich der Dichter ein Liebes- r imaginirt, das diesen Gegensatz aufs allerschneidste an sich darstellen sollte. Die südliche, die nanische Liebe ist zunächst Sache der Phantasie; Reiz des Moments, kann man sagen, überherrscht Dauer der Persönlichkeit; eben darum ist sie ohne uer, vorübergehend, wechselnd, für den Nordländer ol. Diese Liebe mufste hier dem weiblichen Chater zugetheilt werden; Marion ist ein Freudenmädn der feinern Sorte, eine Hetäre, wie sie Paris a nach dem Muster von Athen ausgebildet hatte. fs ein solches Wesen einmal aus ihren Verirrun- doch zu einer tiefern Leidenschaft erwachen kann, war in der französischen Literatur nichts unertes. Man vergleiche nur Lafontaine's Erzählung courtisane amoureuse, ein Gedicht, das freilich ht ganz auf romanischem Boden steht und meines ssens von Lafontaine, gegen seine Gewohnheit, kei- italienischen Vorbild nachgedichtet worden ist. scheint selbst der Erfinder oder erste Erzähler. , da dort der Liebende in der Geliebten nichts weisucht als das Freudenmädchen, folglich seinerseits h kein wahrer Widerspruch gegeben ist, so wäre nit doch nur ein elegisches Drama höchstens, aber nals eine Tragödie zu gewinnen gewesen. Der hter brauchte nun einen andern Liebhaber, einen ancholicus, einen Idealisten, einen jungen Rousseau, der mit aller Illusion der Idee in den Erscheinungen des Lebens etwas sucht, was sie in der That nicht sind, der ein Gespenst von Tugend, Treue, Vortrefflichkeit, selbst in einem Freudenmädchen sich einzubilden vermag; dazu gehört nun wesentlich, dafs er im gemeinen romanischen Sinn einigermafsen auf den Kopf gefallen sei, dafs er seinen Vortheil nicht versteht. Diefs ist eben die eigentliche Negation der Nationalbildung, welche die jungen Franzosen aus dem Ausland, aus der germanischen Welt eingesogen hatten; dieser immer wiederkehrende Charakter ist das in der romanischen Literatur umgehende Gespenst des germanischen Geistes, der sich in dem schönen Gebiet gerne ansiedeln möchte, und doch noch keine rechte Heimath gewinnen kann. Hugo hat den modernen Inhalt seines Gemüths in seinem Charakter Didier personificirt und diesen in ein historisches Costüm der vaterländischen Geschichte hineingestellt, mit dem er eigentlich keinen Zusammenhang hat. Es ging ihm ungefähr wie Schiller mit seinem Marquis Posa im Don Carlos. Ungefähr zur selben Zeit mit Hugo hat sein Nachfolger und Rivale Dumas denselben Charakter in der modernen Welt unter dem Namen Anthony erscheinen lassen. Beide Dichter haben sich sogar des nämlichen Motivs bedient, ihren Helden als Findelkind zu behandeln; durch diese Qualification wird der Zweck erreicht, dafs dieser Charakter, der im Grund nur die Stellung des modernen reflectirenden Poeten selbst ist, aufserhalb der Standes-Unterschiede der Welt gestellt ist, dafs nach oben seine Ansprüche durch die Ungewifsheit der Geburt gewissermafsen privilegirt erscheinen und gleichwohl ein solches Individuum der untern Masse angehört. Dabei wird nicht vergessen, das Findelkind durch eine unsichtbare Hand mit den nöthigen Mitteln versehen zu lassen, um ihm die volle Bildung höher gestellter Stände angedeihen zu lassen. So entsteht ein Widerspruch zwischen innerem Anspruch und äufserer Geltung, das dieses Individuum von vorn herein in die Stimmung einer misanthropischen Gereiztheit und Krankhaftigkeit versetzt, welche jener hypochondrischen Hamlets-Philosophie angemessen ist, welche diese neue Schule predigt. Es ist auffallend, dafs fast alle dramatischen Talente in Frankreich von Anfang an sich im Tragischen auszuzeichnen versessen sind, während der Nationalcharakter sich vielmehr zur Heiter-

Digitized by Google

keit als zum Tiefsinn und zur Schwermuth neigt; es ist dies eine Art Reaction der individuellen gegen die Nationalbildung. Schon Corneille und Racine hatten feines Talent zur Comödie verrathen und liefsen sich von Molière in Schatten stellen; Victor Hugo hat nach meiner Ueberzeugung das schönste Talent zu einer romantischen Comödie; aber die Shakspearische Muse hat ihn nicht zu einem französischen conat you will, as you like it, Kaufmann von Venedig u. s. w. begeistert, nein ein Hamlet, Lear, Macbeth, Richard sollte das Höchste sein, dem nachzustreben sich verlohne. Bei Dumas ist es sichtbare Nachahmung Lord Byronscher Manier, welche dasselbe bewirkt hat.

Wir gehen aber jetzt zur Analyse der Marion de l'Orme fort, und bemerken, dafs die Ueberschriften der Acte für das Stück ohne Bedeutung sind.

Der erste Act zeigt uns die Sirene Marion de l'Orme in einem bescheidnen Sitze der Zurückgezogenheit in der Stadt Blois. Ein junger Marquis von Saverny, der hier in Garnison liegt, hat sie auskundschaftet und macht ihr jetzt Vorwürfe, dafs sie ihre Pariser Anbeter auf dem Gipfel ihres Ruhmes stehend treulos verlassen habe. Ihr früheres Leben wird ihr ohne Schonung vorgerückt. Marion hält sich aber nur kurz bei diesen beschimpfenden Erinnerungen auf und drängt endlich den zudringlichen Marquis fort, da es bald Mitternacht sei und sie einen Freund erwarte. Er geht unter Lachen, läfst ihr aber doch eine Broschüre zurück, die ihren Namen führt und ihr zu Ehren gedruckt worden; ohne Zweifel ein historisches Stückchen. Nun erscheint der räthselhafte Liebhaber, das Findelkind, Didier, schwarz, wie ein Hugenot gekleidet, und bricht von den ersten Worten in ein lamentables Geseufze aus; er ist ein Sonderling in jedem Sinne, kommt nicht durch die Thürre, sondern über den Balcon steigend ins Zimmer, will die Welt gesehen haben und hält gleichwohl die schmutzige Geliebte für ein Ideal engelreiner Weiblichkeit. Ein so greller Gegensatz gibt freilich Stoff genug, sich zu unterhalten und fertig können sie niemals werden, er im Phantasiren, sie im Lügen, und in den Stofsseufzern der Aparte's. Inzwischen hört man Waffenlärm aus der Strafse; Didier geht durchs Fenster ab, um wo's nöthig, Beistand zu leisten; er haut den eben abgegangenen Marquis aus den Händen von Banditen heraus und rettet ihm das Leben. Er kommt durchs Fenster zurück und der Marquis folgt ihm durch's Fenster, weil er mit Gewalt seinen Dank abstatten will. Didier löscht das Licht, damit der Marquis Marion nicht sehe; er hat sie aber bereits erkannt; sie bittet ihn zu schweigen und die beiden Männer gehen. Marion läfst sich von der Kammerjungfer entkleiden und sagt naiv und schön, wie sie eben verliebt sei.

Der zweite Act spielt Abends vor einer Schenke in Blois; junge Offiziere des in Garnison liegenden Regiments unterhalten sich über Neuigkeiten und über die Langeweile. Man spricht von Moden, von Corneille's Cid als dramatischer Neuigkeit, wo die literarischen Anspielungen auf Akademie und Klassicismus nicht ausbleiben können. Nun setzt sich auch des Königs Spafsmacher L'Angely mit Namen in eine Ecke der Schenke. Einige Offiziere besprechen ein Duell; L'Angely erinnert sie an die Strenge des Ministers, und unmittelbar darauf verliest ein öffentlicher Ausrufer das Mandat, dafs jeder Duellant mit dem Strange bestraft werden soll. Die Edelleute schimpfen; inzwischen haben sich auch der Marquis Saverny und Didier in der Schenke eingefunden. Jener verlangt von diesem, den er nicht kennt, er soll ihm das über seinem Haupt angeheftete Mandat ablesen. Es ist nur der Uebermuth des Edelmanns, der sich gegen den Bürger ausspricht. Didier aber versteht keinen Spafs und fordert den Marquis; dieser weigert sich zuerst, nimmt aber doch auf das Findelkind Rücksicht, das nach bekannter spanischer Präsumtion möglicherweise adeligen Bluts sein kann; das Duell soll sogleich vor sich gehen; der Narr L'Angely leiht Didier sein Schwert, sie fechten; Marion stürzt aus dem nahen Hause und da sie ihren Didier in Gefahr sieht, bringt sie durch ihr Geschrei die Schaarwacht auf den Platz. Der Marquis, um sich zu retten, fällt, als wenn er erstochen wäre, und seine Freunde tragen ihn unter diesem Vorwand weg. Didier aber wird verhaftet, Marions Wehklagen ungeachtet. Der Narr schliefst.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

October 1842.

éâtre de Victor Hugo.

(Schlufs.)

Dritter Act. Auf einem Schlofs des alten On- s des Marquis, Nangis in der Bretagne; der hlofshof oder Garten. Herr von Laffemas, Präsi- nt des Gerichts, rechte Hand des Cardinals, ist vesend, um zum Tod des Neffen zu condoliren, in ahrheit aber zu spioniren. Der todtgeglaubte Neffe ht ihm selbst zur Seite; mit einem falschen Bart sehen gibt er sich für einen Freund des Gefallnen , er ist in Gesellschaft eines Freundes Brichanteau; alte Marquis erscheint (nach alter Trauerordnung neun Trauerhellebardieren versehen, die der gute nn das ganze Stück durch hinter sich schleppt, s auf der Bühne unendlich lächerlich ist, und einen ɔefangenen Zuschauer, wie wir uns erinnern, zu der iven Frage an seinen Nachbar veranlafste: Kommt zt eine Patrouille?). Die beiden Freunde suchen den glücklichen Greis zu trösten, indem sie des Jüngs Verdienst geringer machen, was Brichanteau bis Fratze übertreibt, was wieder eine wahre Possen- ne begründet. Laffemas allein, erhält ein Schrei- a, dafs Didier mit Marion de l'Orme's Hilfe aus dem fängnifs entwichen sei. Inzwischen ist auf dem hlofs eine wandernde Schauspielerbande angemeldet rden; die Gastfreundschaft wird ihnen gewährt und e Scheune angewiesen. Die Comödianten kommen, dier und Marion sind unter ihnen; in dieser Verklei- ng wollen sie entkommen. Sie werden gleich als nossen behandelt, Marion soll die Chimenen, Didier Matemoren spielen. Man läfst sie allein, Didier nentirt wieder, Marion bittet ihn klug zu sein. In ıer der zärtlichsten Herzensergiefsungen ruft man die höne in die Scheune. Marquis Saverny kommt und kennt Marion. Laffemas ist im Begriff abzureisen. er Marquis kann vor Lachen seine Entdeckung nicht i sich behalten, dafs Marion sich unter der Truppe versteckt halte. Didier hört jetzt erst, dafs sein Engel die berüchtigte Marion ist; er ist wie versteinert. Laffemas macht sogleich seinen Plan den unbekannten Didier festzubekommen. Didier wird jetzt vom Marquis näher belehrt, bekommt auch ein Medaillon mit Marions Bild von ihm; Didier überzeugt sich. Laffemas will einen Schauspieler bestechen, was mifslingt. Er ersinnt ein andres Mittel; er ruft die ganze Bande und erklärt, er müsse Schauspieler für den Cardinal anwerben; jeder soll seine Probe ablegen. Das gibt eine burleske Partie; da die Reihe an Marion kommt und diese die Veränderung in Didier wahrnimmt, spricht sie eine Stelle aus Corneille's Cid, die zugleich eine Rechtfertigung und Apostrophe an Didier sein soll; als aber die Reihe an Didier kommt, erklärt er laut und offen, er sei der Didier, nach dem man fahnde. Marion ringt die Hände, kann aber keinen Blick mehr von ihm erringen. Der alte Marquis kommt und Laffemas verlangt Mannschaft, um den Mörder Didier zu verhaften. Jetzt tritt der junge Marquis vor und gibt sich selbst als todtgeglaubten zu erkennen; Freude des Alten. Laffemas hingegen verhaftet nun Beide, unbeachtet der Einsprache, die der alte Marquis auf seine Feudalrechte in Anspruch nimmt.

Der vierte Act führt uns an das Hoflager des Königs, Ludwig XIII., zu Chambord. Der Marquis von Nangis und Marion kommen um Gnade zu flehen; der Herzog von Bellegarde läfst sie beiseite treten, um den König erst gegen den Cardinal zu stimmen. Unterhaltung der Höflinge. Der König kommt äufserst verstimmt, und klagt dem Herzog von Bellegarde, wie hart ihm die eigenmächtige Handlungsweise des Cardinals auf dem Nacken liege. Das historische Material ist sehr ausgebeutet, der Charakter des Königs aber über die Mafsen lächerlich gemacht. Nun führt der Herzog die beiden Bittsteller vor, der Marquis läfst

Digitized by Google

sich beigeben, in sehr stolzen Worten den König an seine alten Verdienste und an die Erwartungen des Landes von seiner Gerechtigkeit und Milde zu erinnern. Diese auch dramatisch nicht sehr löbliche Rede thut ihre verkehrte Wirkung; der König wird ihm ganz abgeneigt. Nun fleht Marion rührend und in nur zu absichtlicher Kindlichkeit an sein Herz. Nein. Der Marquis geht, Marion hält sich an einem Pfosten unbemerkt. Nun bleibt der Narr allein beim König und will noch einen Versuch machen. Er schmeichelt der Hypochondrie des Königs, kommt dann auf seine Liebhaberei zur Falkenjagd zu sprechen, beklagt, dafs zwei geschickte Meister der Kunst sterben sollen; das seien jene Gefangnen; der König klagt, aber bleibt fest; nun sagt der Narr: Ich selbst mufs mitsterben, denn mein Schwerdt war beim Duell. Der König klagt, dafs ihm der Cardinal sogar seinen Narren tödte. Endlich aber fällt ihm ein: Wenn ich einmal selbst den König spielen wollte? Der Narr läfst ihn schnell ein Pergament unterschreiben und ruft Marion her, sich zu bedanken; sie nimmt es; der König verlangt das Pergament zurück; Marion versteckt es in ihrem Busen und sagt: Nicht bis es mir der König nimmt. Der Narr sagt: Der König wagt seine Hand nicht dahin. Mit dieser Leichtfertigkeit ist das Document gerettet. Man glaubt das Stück an der Entwicklung, aber freilich, Didier war so nicht zu helfen.

Fünfter Act. Der Hof eines Gefängnisses; Handwerker sind, ähnlich wie in Cromwell, nur diesesmal mit einer Maurerarbeit beschäftigt; man soll das Thor der Mauer erweitern, damit die Sänfte des Cardinals hereinkäme (ob der Act in Paris spielt, ist nicht deutlich gesagt). Laffemas und Marion kommen, diese mit der Begnadigung des Königs, jener mit der Ordre des Cardinals, der sie widerruft, von spätrem Datum. Nun mufs ich noch der schwächsten und ekelhaftesten Partie erwähnen; nämlich schon zweimal früher hat Laffemas der Marion Anträge gemacht, ihr zu willfahren, wenn sie sich ihm preisgebe; hier endlich in der letzten Noth willigt sie ein. Diese Leidenschaft in Laffemas widerspricht seinem Charakter; einen so abgefeimten Menschen, und der aus Leidenschaft den höchsten Willen seines Herrn so aufs Spiel setzt, hätte der Cardinal nicht zu seinem Werkzeug gebraucht. Marion setzt ihm ihre durch Didiers Liebe gereinigte Tugend entgegen, aber vergeblich. Nun erscheinen Didier und Saverny. Letztern nimmt der Kerke ter beiseite und sagt ihm, er sei von seinem bestochen, ihn entwischen zu lassen. Saverny: für uns Beide? Nur für einen. So bleib' ich. spricht mit seinem Porträt in seinem Schmerz, S dagegen, als der leichte Lebemann, beklagt seine einigermafsen. Er klagt, dafs er hängen soll, a seiner Zufriedenheit wird das Urtheil in Enth gemildert. Sie haben noch eine Stunde Zeit. sucht jetzt Saverny Muth einzusprechen, finde zu seiner Verwunderung, dafs er eingeschlaf Marion kommt zitternd, um Didier seine Fre verkündigen. Didier stöfst sie zurück; die Sce nert gar zu kenntlich an die Kerkerscene in G Faust. Didier wirft ihr ihre Unwahrheit und Täuschung vor. Endlich fragt er gar, um sein heit zu erkaufen, wem sie sich preisgegeben? N härtesten Worte, bis die Zeit verstrichen ist. Kanonenschüsse werden wieder benutzt, wie i nani. Nun kommen die Richter, der Scharf Volk, Soldaten; die Gefangnen müssen die A terschreiben; Saverny, aufgeweckt, findet da orthographische Fehler, die er corrigirt; die nicht in seinem Charakter und ein widriges stück. Zuletzt wird noch Didier weichherzig u zeiht in langer Rede der unglücklichen Marion. wird vor der schrecklichen Stunde fast wahn hält es für unmöglich; Didier bemerkt aber seh tig, es wäre ja doch nichts mehr mit mir im zu machen. Nun kommt die gigantische Sänf Cardinals, von vier und zwanzig Mann getragen Bühne. Marion wirft sich nieder und fleht um G „Keine Gnade" tönt eine Stimme aus der Sänfte. M fällt zur Erde; einige Momente, Sänfte und Voll auf dem Rückweg. Marion sich aufrichtend: Se den rothen Mann vorüber ziehen? Sie fällt zusam

Dieses Stück ist mit einer Fülle des Ge und mit reicher grofser Phantasie angelegt; der frühern rhetorischen Tragödie ein wahres derbild in der Reihe dieser Literatur; es br ein gewaltiges Talent, um solche Neuerungen s durchzusetzen. Aber das Publicum wandte sich mit halbem Abscheu wieder ab, und warum das! der krankhafte Boden, das durchaus Unsittlich Gesinnung durch die Kunst nicht zugedeckt w kann. Die Krankheit liegt in dem Charakter des

Digitized by Google

n; er ist mit sich zerfallen und möchte die Welt ıkehren; diese verkennt er wieder so, dafs er sich einem liederlichen Mädchen in alle Himmel begeirn kann. Ist das eine Möglichkeit? Ich mufs wierholen, es ist ein auf die Bühne gestellter Rousseau; ın von ihm ist die französische Romantik ihrer Genung nach ausgegangen, was sich an den Romanen beliebtesten Dichterin unserer Tage besonders tlich macht. Rousseau's starke Gesinnung auf einer ichwohl schwachen Basis, Moral ohne sittliche Ener- ist die Krankheit, an der diese Literatur hinsiecht. n sagt, die Verdorbenheit der Gesellschaft giebt ı Dichtern keine bessern Stoffe. Ei! Shakspeare's sellschaft war vielleicht um weniges sittlicher. Hat aber Freudenmädchen zu seinen Heldinnen gemacht? ahrlich nur die reinsten Bilder der Tugend und Unıuld sind seine höchsten Triumphe. In Griechenıd waren Freudenmädchen der bewegende Hebel des stspiels, niemals der Tragödie; in spanischen Stücken ıgt die Heldin verführt aber treu zu sein, in deuten, die zur Literatur gehören, findet sich noch weer ein solches Verhältnifs. Nun aber sollte die mantik, die so viel Wahres zu sagen hatte, auf der nzösischen Bühne den Tod schon in der Geburt in h tragen; das leistete Marion de l'Orme; sie war ;tor Hugo's Höhe, sein reichstes Talent zeigt sich unheilbarer Krankheit behaftet.

Zumal der vierte Act des Stücks war es, der unCarl X. ihm den Eintritt auf die Bühne verweite; die Julirevolution gab es frei; es kam aber ıt wie Hernani auf's Théatre français, sondern auf Bühne der Porte Saint Martin, später auf's Odéon, einer sehr geübten Truppe, die sich damals insbeıre mit den neuromantischen Erzeugnissen befafste. Stück wurde, wie das in Paris gewöhnlich ist, in kommner Darstellung dem Publicum so lange vorıtzt, bis es allen Reiz der Neuheit verloren hatte vor leeren Bänken spielte. Die Romantik war hieso wie durch den Roman Notre-Dame desselben fassers so ziemlich in Saft und Blut des Volkes gegangen, und es wäre möglich gewesen, mit bessr Stimmung in den Grundtönen etwas wahrhaft ünes zu schaffen. Es zeigt sich aber bald, dafs er gerade die Schattenseite zu dem Glück der en Kunst bei der Masse das Meiste mufste beigeen haben; wenigstens sorgten die Dichter reichlich, das bessere sittliche Element nicht recht zur Besinnung kommen zu lassen. Hugo wenigstens hat in dieser Hinsicht keinen bedeutenden Schritt vorwärts gethan.

Moritz Rapp.

XLI.

Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Beschrieben und versinnlicht durch* 1390 *lithographirte Abbildungen von Samuel Christoph Wagener, Königl. Preufs. emerit. Superintendenten und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse. Mit* 145 *Tafeln. Weimar,* 1842. *Verlag, Druck und Lithographie von Bernhard Friedrich Voigt.* 778 *und* X S. 8. *Preis* 5½ *Thaler.

Die deutsche Alterthumskunde hat sich in dem Zeitraum von wenig Jahren mit Beharrlichkeit und in stillem, gründlichem Bestreben zu einer Wissenschaft gebildet, die es wohl verdient, dafs ein Mann von freiem, gediegenem Forschersinne und von tüchtiger Gelehrsamkeit sie in einem umfassenden Werke der Welt vorführe; wenn dieses auch neuer Entdeckungen wegen alle fünf oder zehn Jahre in einer neuen „verbesserten und vermehrten" Auflage erscheinen mufs, so ist es doch reichlich an der Zeit, dafs angefangen werde: denn die Früchte sind noch frisch und die Gärtner noch rüstig; es darf nicht eine Generation hinwegsterben, bis ein kräftiger Mann die Erfahrungen und Erlebnisse so vieler Forscher zusammenfafst. Zu bedauern aber ist es, wenn ein Werk, wie das vorliegende, mit so grofsem Aufwande die Kräfte verzehrt und den Markt mit schlechter Waare überschwemmt. Mit so reichen Mitteln, wie sie der Verleger zur Verfügung gestellt hat, hätte etwas wahrhaft Grofses geleistet werden können, und es ist jetzt nichts geleistet, vielmehr mufs Jeder, der sich für viel Geld in den Besitz des dicken Buches setzt, der an sich interessanten Wissenschaft mehr abgeneigt als hold werden. Der Verf. hat weder die Ausrüstung, die zu einem solchen Werke nöthig ist, welches Tausende von Bestrebungen der Welt als eine Wissenschaft von Bedeutung vorführen soll, noch steht er auf dem hohen Standpuncte, von welchem herab er alle diese Bestrebungen in Einem Geiste vereinigen mufs; vielmehr mifsbraucht der Verf. alle diese For-

Digitized by Google

schungen zu einer eiteln, unerspriefslichen Curiositätenkrämerei. Die deutsche Alterthumskunde steht aber bereits so hoch, dafs sie sich mit Nachdruck und allen Ernstes gegen jeden Vorwurf der Alterthümelei verwahren und Bücher, wie das vorliegende, strenge aus ihren Kreisen verweisen mufs. Wir dürfen von einer Wissenschaft, die erst mannbar wird, noch nichts Grofses fordern; aber wir müssen verlangen, dafs sie im Ganzen mehr biete als die Einzelnbestrebungen bieten können.

Um jedoch nicht den Vorwurf der Härte und Ungerechtigkeit auf uns zu laden, müssen wir das Buch im Allgemeinen charakterisiren, ehe wir uns auf die Beurtheilung des Einzelnen einlassen. Das Werk ist nichts weiter, als ein ethnographisches und topographisches *Lexicon*, welches nach dem Alphabete die *Forschungen Anderer* in höchst dürftigen, nie ausreichenden und häufig mifsverstandenen *Excerpten* an einander reiht. Das ist Alles! Ob dies für irgend einen Zweck genüge und überhaupt der Wissenschaft würdig sei, glauben wir ohne Antwort lassen zu können. Man denke sich das Chaos von hunderten der verschiedensten Ansichten und dabei noch hunderte von Ansichten echter Alterthümler, die alle friedlich neben einander stehen, sich aber wahrlich nicht vertragen würden, wenn sie vollständig nebeneinander gestellt wären. Man sehe nur wie der Verf. seine Wissenschaft behandelt S. 647 f.

„*Straubing*, St. a. d. Donau, Unterdonaukr., „Baiern, erbaut auf den Grundmauern (?) der röm. „Feste Serviodurum, einem Zubehör des dortigen Rö„merlagers Augusta, zwischen Regensb. und Passau."

„*Streitäxte*, durchbohrte steinerne Keile, ähnlich „dem vom Gotte Thor (?) geführten (?) beilartigen „Hammer, findet man in Deutschland in grofser Menge. „Die eherne und steinerne, spätere (?) Streitaxt — „Francisca — war bei den Franken sehr beliebt. Eine „der ersten, welche man ausgrub, war die 8″ lange „und 4″ breite Streitaxt des Königs Childerich, „Eine (?) zierlichere kleinere fand Büsching bei dem „Dorfe Puschanz; eine andere Preusker und Wagner „im Hannöverischen. — Vgl. Aexte und deren ver„schiedene Abbildungen".

„*Streitberg*, Schl. und Df. im Bambergischen, „Rezatkr., Baiern. — Das bleierne Götzenbild (?), „Fig. 1170, fand man bei einer merkwürdigen, natür„lichen Felsgrotte und dem Platze Heidenstadt „(Jahresb.)".

„*Strevinia*, alter Ort im Lande der Marsinger, „in der Gegend der St. Neifse, Reg. B. Oppeln, pr. „Pr. Schlesien".

„*Striesow*, Df., Reg. B. Frankf., pr. Pr. Branden„burg. — Neben der Strafse von Werchau nach Wip„persdorf liegen am westlichen Feldrande des Bauer„holzes 29 alterthüml. (?) Grabhügel".

„*Strussow*, Df., A. Bütow, pr. Pr. Pomm. — In „einem Hünengrabe 12 Silbermünzen von Vespasian, „Hadrian, Antonin. Pius, Commodus und Septimius „Severus".

„*Stubenbrock*, Dorf im Fürstenthum Lippe-Det„mold. — Zwischen hier und Wistingshausen, in der „Nähe des Teutoburger Waldes, war es, wo Carl der „Gr. den Wittekind schlug (?)".

„*Stuer*, Df. bei Dobberan (?), Mecklenb.-Schw. „— Hier ist das Delbrücksche Cabinet (?) von schö„nen Naturspielen (?) des benachbarten (?) wunder„baren Steinwalles".

Dies sind einige ohne Wahl auf den ersten Griff dem Buche entnommene Stellen; sie werden hinreichend sein, den Werth der Arbeit zu charakterisiren. Wollte man annehmen, der Vf. werde sich durch den gewählten Titel: „*Handbuch* der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten *Alterthümer*" über sein verfehltes Unternehmen entschuldigen können, so sagt man doch mit Recht, warum er wenigstens nicht lieber eine Eintheilung nach sachlichem, als nach örtlichem Princip gewählt habe. Wer jetzt etwas suchen will, mufs schon wissen, was — er sucht und weifs, und erfährt dann noch weniger, als — er weifs: er mufs wissen, dafs bei diesem oder jenem Dorfe in Deutschland Alterthümer gefunden sind (denn die ethnographischen Artikel sind zur Belehrung gar zu dürftig), und schlägt er auf, so findet er nicht viel mehr als *dafs hier und da Alterthümer gefunden* — sind, deren Auffindung oder deren Originale er schon kennt. Kaum wird das Buch nur Verfassern von Geographien gewöhnlichen Schlages zur Erleichterung dienen können, aber mit Nutzen auch nur dann, wenn sie, selbst Alterthumskundige, den Weizen von der Spreu zu scheiden verstehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

ndbuch der vorzüglichsten, in Deutschland ntdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Beschrieben und versinnlicht durch 1390 *litho-raphirte Abbildungen von Samuel Christoph Wagener.*

(Fortsetzung.)

Betrachten wir den jetzigen Stand der Alter-mswissenschaft, so erlaubt und fordert derselbe eine ng wissenschaftliche Behandlung der Disciplin, he dann zu überraschenden Resultaten führt. In Niederdeutschland (die Niederlande mit einge-net) und Scandinavien stehen drei Perioden der hristlichen Cultur fest: die Periode der *Hünen-er*, d. i. der grofsen Steinhäuser und der mit sen Steinpfeilern umstellten, und mit grofsen Stein-ten bedeckten, langgestreckten „Riesenbetten" über Erde, die Periode der *Kegelgräber*, d. i. der mit n bedeckten, backofenförmigen oder kegelförmi-Hügel (tumuli) ohne Steinbedeckung, und die Pe-der sogenannten *Wendenkirchhöfe*, d. i. der Bei-ng der Todtenurnen unter der natürlichen Erd-läche. Dafs diese Eintheilung eine richtige sei, aus dem Inhalte dieser 3 Klassen von heidni-en Begräbnissen hervor: die Periode der Hünen-er fällt mit der *Steinzeit* (mit Bernstein), die de der Kegelgräber mit der *Bronzezeit* (mit), die Periode der Wendenkirchhöfe mit der *Ei-it* (mit Silber) zusammen, natürlich mit Ueber-en, wenn auch in seltenen Beispielen. Es kom-Hünengräber vor, in denen sich schon deren ei-ümliche und andere Geräthe aus Kupfer (jedoch aus Bronze) finden; es kommen Kegelgräber n denen man einzelne Geräthe aus Eisen findet; h findet man solche Ausnahmen in 1000 Gräbern icht nur ein Mal.

n allen drei Perioden findet sich Leichenbrand. In der ältesten Periode der Hünengräber finden sich in den Steinhäusern und in vielen Riesenbetten die Leichen unverbrannt beigesetzt. In sehr vielen Riesenbetten kommt aber schon Leichenbrand vor: der Leichenbrand mufs also in der zweiten Hälfte der Steinperiode eingeführt sein. In der Bronzeperiode ist der Leichenbrand allgemein, mit einzelnen, sehr seltenen Ausnahmen, eben so in der Eisenperiode der Wendenkirchhöfe, in denen sich einzelne, noch wohl erhaltene Gerippe mit Silberschmuck finden, wahrscheinlich aus der Zeit der Einführung des Christenthums, als das Verbrennen der Todten schon verboten war. Dafs die Slaven ihre Todten verbrannten, bedarf keines Beweises mehr. In der Bronzeperiode sind die metallenen Geräthe (Bronze und Gold) nur gegossen; in der Eisenperiode wird schon trefflich geschmiedet. Die Periode der Hünengräber aus der Steinzeit geht über alle Geschichte hinaus, wie es auch nach dem Inhalte derselben nicht anders denkbar ist. Die Bronzeperiode mufs in die Zeit der germanischen Cultur fallen, da die Geräthe derselben, so wie die Form der Gräber und die Bestattungsweise, mit denen der altgriechischen und altitalischen Cultur identisch sind und Römer in Norddeutschland auf dieselbe Weise bestattet wurden, wie Einheimische; auch findet sich schon römisches Glas, welches bekanntlich erst in den letzten Jahrhunderten v. Chr. gearbeitet ward, in den Kegelgräbern. Die „Wendenkirchhöfe", welche so in Urkunden genannt werden, fallen ohne Zweifel in die Zeit der Einwirkung des Christenthums und Germanenthums auf die östlichen Völker; sie sind ohne Zweifel nach allen Zeichen die jüngsten Heidenbegräbnisse. In dem Eisenschmieden ist der Einflufs deutscher Cultur, in den kufischen Silbermünzen und Silbergeschmeide der Einflufs arabischer Cultur durch den Handel nicht zu verkennen. Von andern Resten heidnischer Cultur giebt es im Norden kein einziges Beispiel.

Digitized by Google

So steht die Sache augenblicklich in Norddeutschland und Scandinavien, und dieser Stand der Sache mufs Norm bleiben. Es herrscht in den genannten Ländern durchaus kein Zweifel über die Richtigkeit dieser Classification, welche sich in allen Einzelnheiten streng wissenschaftlich durchführen läfst, und alle Forscher sind sich durchaus einverstanden. Die Forschung gestaltet sich aber geographisch nach einzelnen Richtungen hin verschieden. Die Steincultur findet sich nur in den niederdeutschen Tiefländern und Scandinavien, und ist in Oberdeutschland noch nicht beobachtet. Die eigenthümliche Cultur der Wendenkirchhöfe findet sich nur im östlichen Deutschland (bis an den Main und die Lüneburger Haide), von Oesterreich bis an die Ostsee, genau so weit gegen Westen, als Wenden gewohnt haben. In Scandinavien geht die Bronzecultur allmählig in die Eisencultur und in christliche Gesittung über; je weiter nach Norden, desto länger dauert die Bronzecultur. Die Bronzecultur herrscht über ganz Deutschland und Scandinavien gleichartig. In Norddeutschland ist sie ganz rein; in Süddeutschland und im westlichen Deutschland ist sie dagegen durch den Einflufs des römischen Alterthums getrübt. Man mufs hier daher eines Theils die grofse Masse rein römischer Alterthümer, die bis an die Ostsee gefunden werden, ausscheiden und besonders behandeln, andern Theils den mittelbaren Einflufs der hier viel früher eingedrungenen Eisencultur der Römer auf die einheimische Bevölkerung genau beachten. In den frühesten Zeiten war die Bronzecultur in Oberdeutschland mit derselben Cultur in Niederdeutschland identisch, wie es sich in den neuesten Zeiten bei genauerer Forschung ergeben hat; die süd- und westdeutschen Forscher haben, wie die italischen, bisher ihre Blicke zu wenig dem heimischen und zu viel dem römischen Alterthum zugewandt. Im Jahre 1840 öffnete Prof. Michelsen aus Kiel bekanntlich bei Mainz mehrere Kegelgräber und fand hier dieselbe Bronzecultur, wie im Norden. In Oberbaiern öffnete Prof. v. Hefner vor Kurzem zuerst gründlich „altgermanische" Grabhügel; die Resultate waren den norddeutschen gleich (vgl. Oberbaiersches Archiv I, 2. 1839. S. 170 f.). In der Schweiz sind die Kegelgräber mit ihrem eigenthümlichen Inhalte erst seit 1841 Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit geworden (vgl. Zürcherische Zeitschrift, Heft 1). Die Bronzeperiode wird sich in Oberdeutschland erst nach und nach durch genauere Aufmerksamkeit und durch Vergleichung mit norddeutschen Bronze-Alterthümern hervorthun.

Es sind daher einstweilen genau zu scheiden und zu untersuchen:

I. Im nördlichen Deutschland:
   die Hünengräber.

II. Im östlichen Deutschland:
   die Hünengräber (für Norddeutschland),
   die Kegelgräber,
   die Wendenkirchhöfe.

III. Im westlichen Norddeutschland:
   die Hünengräber,
   die Kegelgräber,
   die Begräbnisse aus der Zeit der Einwirkung christlicher Cultur.

IV. Im südlichen und südwestlichen Deutschland:
   die reinen Kegelgräber,
   die heimischen Kegelgräber, mit dem Einflusse römischer Eisencultur,
   die römischen Gräber und Alterthümer, die gegen Nordost hin bis in Meklenburg gefunden werden,
   die Begräbnisse aus der Zeit der Einwirkung christlicher Cultur.

Irgend einen leitenden Grundsatz dieser Art machen der Verf. haben oder sonst die Ansichten und Berichte der Forscher unbedingt respectiren und nach den Berichten mehr Scheidungen vornehmen. Wir haben das Buch durchforscht und glücklich unter einigen Artikeln, wie *Urnen*, *Heidengräber*, *Beigefäfse*, *Waffen* u. s. w., einige Grundsätze des Verfs, wenn man sie so nennen darf, ausgesprochen gefunden. Am ausführlichsten redet der Verf. S. 694, aus welcher Stelle man auch seine Darstellungsweise kennen lernen kann:

„*Urnen* (Aschenkrüge, Todtenköpfe) werden die „meist aus Thon geformten Grabgefäfse genannt, „welche man auf Ebenen und Bergen, in Waldungen „und Feldern, vereinzelt und in Gruppen, unter künstlichen Steinkisten und einfachen Erdhügeln finden. „Viele von ihnen wurden von Winden entblöfst, oder „zufällig ausgepflügt oder absichtlich ausgegraben. „Sie finden sich in allen Gauen Deutschlands und, in „der Regel, aus grauem, graugelbem, braunem, rothbraunem und ganz schwarzem Thone bereitet. —

Digitized by Google

Vielleicht sämmtliche Urnen (wenigstens die im N. Deutschlands gefundenen) lassen es zur Zeit noch unentschieden (?), *ob sie* die Asche jener ältern *gemeinschaftlichen Völker*, deren Annahme hauptsächlich auf *Tacitus Angabe* beruht, enthalten *oder den spätern*, in der Geschichte hinlänglich nachgewiesenen, *wendischen Völkerschaften* oder beiden angehören. — — — Die *Urnen-Begräbnisse* in Schlesien, in der Mark, in den Lausitzen, in Sachsen und andern erst *später slavisch gewordenen Provinzen* Deutschlands sind *altgermanischen Ursprungs* und *rühren nicht von Slaven her*, sondern von den, vor ihnen hier wohnenden, *Germanen*. Dieses beweisen schon der *Letzteren schneidende Werkzeuge, Streithämmer und Lanzenspitzen, aus Stein gehauen* — und noch mehr die, bei ihren Urnen (z. B. zu Massel) gefundenen, röm. Münzen. Die Slaven kamen so spät in unsere Gegend und hatten so wenig Verkehr mit den Römern, dafs wir schon darum die Urnen, in welchen Römermünzen aus den Zeiten des Q. Curtius, Cäsar, Vespasian und der Antonine gefunden werden, ihnen nicht zuschreiben können. Von den Germanen dagegen ist es unbezweifelt gewifs, dafs sie die Asche und Knochenreste ihrer Todten in Urnen beisetzten. Auch Tacitus nimmt dies für allbekannt an. — — — Da nun die Slaven ihre Todten nicht verbrannt haben und die Urnenbegräbnisse unserer Gegend aus Zeiten sind, in welchen noch kein Slave hier war, die Germanen aber ihre Todten gewifs verbrannten, mit den Römern vielen Verkehr hatten, — — — so ist es keinem Zweifel unterworfen, dafs unsere *Urnenbegräbnisse nicht slavischen, sondern altdeutschen Ursprungs* sind. Vergleichen wir auch noch die an der Oder gefundenen Urnenbegräbnisse mit denen am Rheine, wo vor der Einführung des Christenthums gewifs kein Slave wohnte, so finden wir, dafs beide von einer und derselben Art sind (?), folglich einer und derselben Nation angehören müssen".

„Man mufs also die *Urnen der Germanen und die Steingefäfse der Slaven*, obgleich sie Aehnlichkeit mit einander haben, wohl *unterscheiden*. In jenen findet man die Asche und *Knochenreste verbrannter Germanen;* in diesen hingegen niemals dergleichen, denn es wurden den unverbrannten Leichnamen in den *Steinhäusern der Slaven*, angefüllt mit Speise und Trank, beigefügt". — —

Abgesehen davon, dafs die nordischen und norddeutschen Alterthumskundigen jetzt allerdings die Periode, in welche eine Urne gehört, bestimmen können; — abgesehen von der Unwissenschaftlichkeit dieser Darstellung, welche nichts über Charakter, Formen, Verzierungen, Bestandtheile, Verfertigungsweise u. s. w. der Urnen bietet; — abgesehen von den vielen schiefen und unbestimmten Behauptungen und unhaltbaren Darstellungen, z. B. dafs man „Knochenreste verbrannter *Germanen*" (!) gefunden habe, was jedem Streite sogleich ein Ende machen würde: trägt schon diese eine Stelle, welche dazu eine Hauptstelle ist, einen fast unglaublichen Widerspruch in sich; denn einmal behauptet der Verfasser, die *Urnenbegräbnisse* stammten alle von *Germanen* her, wie es deren *Werkzeuge aus Stein* gehauen bewiesen, dagegen schreibt er die *Steinhäuser den Slaven* zu.

Die Steinhäuser oder Steinkisten gehören aber der Steinperiode an, wie der Verf. S. 309 selbst sagt, dafs zur Ausbeute dieser *Urgräber* oder *altgermanischen Hünengräber* bis jetzt nur *Feuersteinwaffen* — — und ein *Menschenskelett* gehören.

Da der Verf. nur die verschiedenartigsten Meinungen Anderer zusammenwürfelt, oder klarer zu reden, das ganze Buch zum gröfsern Theile nur aus mifsverstandenen *Plagiaten* besteht, so pafst diese Ansicht des Dr. *Schreiber* sehr schlecht zu andern Excerpten, wie z. B. zu allen denen, welche, wie S. 307 u. 381, von *Wendengräbern* und *Wendenbegräbnissen* mit ihren vielen *eisernen Geräthen* reden.

Der Verf. behauptet weiter S. 312:

„Ueber „Celtengräber am Oberrhein" und über „die älteste Geschichte Deutschlands verbreitet Dr. „*Schreiber* dadurch neues Licht, dafs er in den Na„tionalwaffen der *Celten* und *Germanen*, in deren Vor„liebe für *Bronze* und *Steine* zugleich die alten Wohn„sitze und Grabstätten dieser Völker mit Zuverläfsig„keit nachweis't; denn die bronzenen Streitmeifsel „(Celts) und die vorherrschende *Bronze* überhaupt in „den *Gräbern der Celten* bezeichnet dieses Volk eben „so, wie der *steinerne* Streithammer (Thorskeil), als „ursprüngliche Nationalwaffe der *Germanen*, auf diese „letztern hinweist. — — In Uebereinstimmung hiermit „ist also auch das *Bronzezeitalter celtischer Cultur* „*vor das germanische Stein-Zeitalter* zu setzen. Am „auffallendsten treten die Unterschiede im Norden her-

Digitized by Google

„ver, wo die weit früher eingewanderten niederdeut-„schen Stämme sich nur des Streithammers (und der „Steinwaffen überhaupt, in Lanzen, Pfeilen und Mes-„sern gegen die Bronzewaffen der Celten bedienten. „Die später nachgefolgten oberdeutschen Stämme „brauchten, gleich den Celten, bei ihrem Verkehre mit „den Römern ebenfalls schon das Eisen". (Schreiber) und führt diese Ansicht Seite 648 weiter aus, wenn er sagt:

„*Streitmeifsel* (Celt, Schildspalter). — Ursprüng-„lich ward der Kampf von den *Germanen* mit dem „*steinernen Streithammer*, von den *Celten* mit dem „*ehernen Streitmeifsel* geführt. Später *wandelten sich* „dergleichen Waffen in gleichförmiges (?) *Eisen* um. „Doch behielt der Celte seine Vorliebe für Erz bei. „Bei den *Römern* war jedes meifselartige Kriegswerk-„zeug *Celt* (!). Wer den Streitmeifsel „Schildspalter" „nennt, bezeichnet dadurch zugleich die Hauptbestim-„mung dieser Waffe. Ursprünglich bildete der *Celt* „eine aus Erz (*Bronze*) dicht gegossene Angriffswaffe „mit beilförmiger Schneide. Noch später ging die „Beilschneide in eine Lanzenspitze über".

Dagegen spricht nun wieder ein anderes Excerpt S. 58 aus einer andern Abhandlung: „*Abhäutungswerk-„zeuge.* Sie wurden *erst aus Stein, später aus Bronze,* „4—9″ lang, verfertigt und sind wohl *zu unterschei-„den von den Celts*, dieser Nationalwaffe der Celten „(Acta B.)". — Worin nun dieser Unterschied besteht, sagt der Verf. nicht; es würde ihm auch schwer geworden sein, da die Alterthumsliebhaber unter Abhäutewerkzeug, Streitmeifsel, Celt, Paalstav, framea, u. s. w. immer dasselbe wohl bekannte Werkzeug verstehen.

Wie es möglich sei, dafs die Bewohner eines Landes so grofse Rückschritte sollten gemacht haben, dafs sie die ausgezeichnet tüchtige und kunstreiche Bronzebearbeitung, der doch am Ende irgend ein naturgemäfseser Zustand voraufgegangen sein mufs, verliefsen und zur weit schwierigern und weniger brauchbaren Steincultur zurückkehrten, klärt der Verf. nicht auf, — eben so wenig, wie die Wenden, mit eisenschmiedenden Nationen im regsten Verkehr, so hartnäckig dem Gebrauche der Metalle haben widerstehen können. Doch er nimmt an andern Stellen ja *Wendenkirchlein* mit *Eisen* an und stöfst S. 711 alle seine Stücke selbst wieder um, wenn er sagt: „*Waffen* der alten „*Germanen* waren Keule, Bogen und Pfeile, Dolch „und Schwert, Schildbrecher, Streitmeifsel (framea) „und Brandwurfwaffe, Ger oder Wurfspiefs, Lanze „oder Speer (hasta), Schlagkugel und Schleuderstein, „Streitaxt und Hammer. *Ursprünglich* wurden die „letztern grofsentheils aus dem *Feuerstein* (!) und an-„dern harten Steinen bereitet, später *aus Bronze* „gegossen, und, als das Eisen bekannter ward, aus „diesem Metall gefertigt".

Dagegen sagt er wieder S. 115: „*Beigefäfse* (!) „(irrig oft Urnen genannt) sind die irdenen Geschirre „worin namentlich die *Slaven* ihren *unverbrannten Lei-„chen* Speise und Trank mit in das *Steinhaus* gaben „und welche sie nebst einem *Messer von Stein* neben „am Kopfe der Leiche stellten. Die meisten Gefäfse „dieser Art zerfielen im *Steinhause*, während die Urnen der Germanen, die nur trockene Asche und Kno-„chenreste verwahrten, in der Regel viel besser erhal-„ten sind" (?). Und doch soll nach S. 313, unter dem Artikel „Heidenthum" das *Verbrennen der Leichen* bis *zum Christenthume* fortgedauert haben!

Man sieht auf den ersten Blick, dafs der Verf., um uns sehr gelinde auszudrücken, aus einer Menge der verschiedenartigsten Schriften ohne alle Kritik nur dürftige Excerpte gemacht und ohne Wahl in die Druckerei geschickt hat; die abenteuerlichsten Alterthümeleien scheinen am willkommensten gewesen zu sein. *Für die Förderung der Alterthumskunde ist das Buch nicht den geringsten Werth.*

Es fehlt dem Buche, wie gesagt, durchaus an leitenden Grundideen und selbstständiger Kraft. Es kann dagegen noch die Frage aufgeworfen werden, ob die deutsche Litteratur zur Excerpirung gehörig benutzt sei. Es ist schon oben nachgewiesen, dafs die Excerpte sehr dürftig sind und gewöhnlich von dem Bedeutungsvollen und Wichtigern nichts enthalten; es ist gewöhnlich nur gemeldet, *dafs* hie und da etwas gefunden, aber nicht wie das Gefundene beschaffen sei und welche Stelle es in der Alterthumswissenschaft einnehme.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher
für
·issenschaftliche Kritik.

October 1842.

ıdbuch der vorzüglichsten, in Deutschland ıtdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. eschrieben und versinnlicht durch 1390 *litho-·aphirte Abbildungen von Samuel Christoph ·agener.*

(Schlufs.)

Betrachten wir daher jetzt einige Hauptmaterien, :u erforschen, welchen Gebrauch der Verf. von der ıratur gemacht habe. In der ersten Abtheilung des es, betitelt: „*Uebersicht der Litteratur* der Alter-ner Deutschlands", S. 1—36, zählt der Verf. die . von nicht weniger als 968 Druckschriften auf, lenen er von mehrern Seiten her „unterstützt" sein und von denen er bei jedem Artikel zur Raumer-ung nur den Namen des Verfs. oder irgend ein res Stichwort citirt, z. B. „*Gusow.* Eine Urne Pfeilspitze (*v. Ledebur*)". Wir zweifeln sehr ı, dafs der Verf. diese ganze Litteratur wirklich ·zt habe. Der Verf. sagt unter dem wichtigen el „*Erz*". — „Man versteht unter dem Erze, ıus die alterthümlichen ehernen Geräthe der ger-ischen Kegelgräber gegossen wurden, nach *Klap-·s* Untersuchung, eine Erz-Composition, deren ·andtheile 85 bis 97 Proc. Kupfer und 15 bis 3 c. Zinn enthalten". Das ist alles, aber nur eine ·ähre, durchschnittliche Angabe nach *Klaproth's* annten Analysen in Scherer's und Gehlen's Jour-bei welcher der Verf. kein Buch citirt hat. Da-fehlen die Resultate der Analysen von *Hünefeld ·icht* (Rügens metallische Denkmäler, 1827), ob-der Verf. dieses Werk in der Uebersicht der atur aufführt. — Ueber die viel besprochenen *ezer Götzenbilder* gehen des Verfs. Forschungen über die ersten darüber erschienenen, bekannten ıdlungen von Masch und Buchholz hinaus; die umfangreiche Litteratur dieser Angelegenheit wird ignorirt, selbst *Potocki* (nicht „Potozky") Voyage wird nicht benutzt, obgleich dieses Werk in der „Uebersicht der Litteratur" steht. Von den bekannten Forschungen *Levezow's* und *v. Hagenow's*, deren Werke ebenfalls in der „Uebersicht der Litteratur" paradiren, und den Untersuchungen anderer Forscher, wie *Giesebrecht's*, nach denen der ganze Strelitzer Olymp mit Ausnahme einiger zweifelhafter Stücke junge Goldschmiedsfabrication ist, die Runensteine aber echt sind, ist keine Spur zu finden; der Verf. ist vielmehr um die Echtheit oder Unechtheit dieser Puppen unbekümmert, hält alle für echt, läfst sie sogar abbilden, beschreibt die Götzen unter den jedesmaligen Stichwörtern und schöpft kurzweg nur aus *Vollmer's* Wörterbuch der Mythologie aller Nationen. Einige Worte sind zu finden unter dem Artikel: „*Rethra* „(Rhetra, jetzt Neubrandenburg oder das Df. Prilwitz „an d. Tollense, Mecklenb.-Strelitz. — Man hält diese „Götterstätte mit dem nahen Gadebusch (Gotteshaine), „dem Hügel Rethraberg und dem Flüfschen Radegast „für das Pantheon alter Völker a. d. Ostsee, der Scan-„dinavier, Finnen und Slaven, und namentlich auch „der vier Völkerstämme der Wilzen". — Das ist viel; bisher hat man nur geglaubt, Retra sei ein Tempel der Redarier gewesen. Und nun gar die Topographie! Gadebusch an der Radegast liegt am entgegengesetzten Ende der mecklenburgischen Länder im Grofsherzogthume Mecklenburg-Schwerin, so weit von Prilwitz, als Potsdam von Prilwitz entfernt ist. — Eben so figurirt S. 327 noch die alte Göttin *Hertha*, ohne der neuern philologischen und mythologischen Untersuchungen über die richtige Lesart *Nerthum* zu gedenken.

Aber nicht genug, dafs der Verf. das Beste deutscher Forschung ignorirt: er benutzt selbst das, was er hat bearbeiten wollen, so nachläfsig, dafs es kaum zu glauben ist. Unter dem Artikel „*Grofs-Kelle*" be-

Digitized by Google

schreibt er S. 283 den Fund merkwürdiger römischer Alterthümer nach der Beschreibung in den mecklenburgischen Jahrbüchern III. Unter dem Artikel *Röbel*, S. 255, beschreibt er denselben Fund noch einmal nach der Abbildung der gefundenen Gegenstände in den mecklenburgischen Jahrb. V. und der hier dazu gegebenen kurzen Erläuterung und verbrämt sie mit einigen Zusätzen, — ohne zu ahnen, dafs beide Beschreibungen in den mecklenb. Jahrb. denselben Fund betreffen, obgleich dies in Jahrb. V. ausdrücklich gesagt ist, als hier die Zeichnung nachgeliefert ward! Unter dem Artikel „Gr.-Kelle" werden die zwei Thiere neben der magna mater nach den mecklenburgischen Jahrbüchern richtig ein „Rinderpaar", unter dem Artikel „Röbel" werden sie nach des Verfs. eigner Anschauung der deutlichen Lithographie „zwei Schafe" genannt, u. s. w. — Eben so wird das interessante, in Mecklenburg entdeckte *Römergrab zwei Male:* unter „*Bibow*" und unter „*Hasenwinkel*", beschrieben. Das Grab ward auf der Feldmark des Dorfes Bibow entdeckt, der Besitzer desselben wohnte auf dem benachbarten Dorfe Hasenwinkel! —

Von kleinern Verstöfsen wimmelt es überall. So z. B. heifst es S. 652: „*Sülze*, St. Mecklenb.-Schwerin. „Hier eine framea mit den Ueberresten ihrer Scheide, „des hölzernen Stiels und des ledernen Riemens noch „ziemlich wohl erhalten (Spiel)." Hiemit ist ohne Zweifel die in Spiel's Archiv IV. und Neuem Archiv IV. beschriebene meisterhafte Aufgrabung des Freiherrn v. Hammerstein-Ecquord gemeint: diese geschah aber nicht in Mecklenburg, sondern in Hannover in der Gegend von Celle. — Ferner heifst es S. 387: „*Langen-*„*Trechow* bei Bützow, Mecklenburg. Die im J. 1823 „im hiesigen Felde gefundene *Krone von Gold*, Fig. „705, ist eine Hauptzierde der reichen Alterth.-Samm-„lung zu Ludwigslust. Die antike, mit glänzend dun-„kelgrünem Rost überzogene Krone, voll gegossen, „wiegt 2 Pfund 8 Loth. u. s. w. (Lisch)". Was im Friderico-Francisceum Erl. S. 154 von der *Farbe* der Bronze, freilich mit etwas kurzen Worten gesagt ist, wird hier auf das *Metall* dieses alterthümlichen Prachtstückes ausgedehnt. Der Verf. hätte aber durchaus wissen müssen, dafs das Gold, und zumal das Gold alter Zeit keinen Rost, viel weniger dunkelgrünen edlen Rost hat; und dazu ist in den mecklenb. Jahrb. VI., S. 112 ausdrücklich gesagt, dafs die *Krone von Bronze* ist. Nach der getreuen Abbildung dieses Kleinods im Friderico-Francisceum hätte der Verf. auch schon [illegible] können, dafs eine massive Krone von Gold von [illegible] so bedeutenden Dicke mehr wiegen mufs, als 2½ Pf. Auf S. 648 wird die *framea*, oder wie man die Wa[illegible] sonst nennen will, *Streitmeifsel* und *Schildspalter*, [illegible] S. 58 *Abhäutungswerkzeug* und auch *Celt*, auf S. [illegible] *Paalstav*, auf S. 145 *Brandwurfwaffe* u. s. w. genan[illegible] Warum, nach S. 648, der Name „*Schildspalter*" [illegible] Hauptbestimmung des „Streitmeifsels" bezeichnen [illegible] ist nicht abzusehen; viel eher könnte man diese „cruc[illegible] „victrix hasta" der Germanen doch wohl einen Sc[illegible] delspalter nennen, wie man sie auch wirklich mehr[illegible] Male in Schädeln steckend gefunden hat. —

Wie der Verf. die ethnographischen Artikel beh[illegible] delt, beweiset z. B. der Artikel: „*Suardanen* (Sw[illegible] „nen). Eins von den vereinigten Völkern, die [illegible] „dem Suevenstamme gerechnet werden und [illegible] „Warthe gewohnt haben sollen". Wir können [illegible] nur bedauern, dafs der Verf. die neuern ethnog[illegible] schen Werke, namentlich *Zeufs* Arbeiten, [illegible] sichtigt gelassen hat; jetzt pflegt man die Sw[illegible] zwischen die Trave und Warnow zu setzen und [illegible] Etymologie des Namens auf die Hauptwaffe des Vo[illegible] kes, die *Schwerdter*, hinzublicken: und wirklich [illegible] man in den Kegelgräbern wohl selten so viele [illegible] Bronzeschwerdter, als im westlichen Mecklenburg, [illegible] alten Obotritenlande und der spätern eigentlichen [illegible] schaft Mecklenburg. — Ein Götze *Flins* erscheint [illegible] als eine unbestrittene Gottheit.

Unbedeutendes kommt neben dem Unrichtigen [illegible] häufig vor, namentlich bei den Städten: z. B. „Schw[illegible] „*rin*, Residenz des Grofsh. v. Mecklenb.-Schwerin. — „Viele Alterth. aus alt-germanischer und slavi[illegible] „Zeit" (S. 608). Daneben wird die bekannte S[illegible] lung mecklenburgischer Alterthümer S. 402 als [illegible] zu *Ludwigslust* aufgestellt angesehen, obgleich sie sch[illegible] vor 5 Jahren nach Schwerin versetzt und hier mit [illegible] Sammlungen des Vereins für mecklenb. Gesch[illegible] vereinigt ward. — Von *Lübeck* heifst es S. 403 [illegible] „Freie Stadt an der Trave, welche schon Ptole[illegible] „kennt und Marionis altera nennt. — Man grub [illegible] „eine Menge Brakteaten von wenigstens 100 vers[illegible] „denen Stempeln aus". — Unter dem Artikel *W[illegible]* ist das schöne gravirte Heerhorn aus der Bro[illegible] Periode beschrieben und Fig. 1322 abgebildet, [illegible]

Digitized by Google

ie die charakteristischen Verzierungen, Hieroglyen und Runen (?), welche das Horn allein merkrdig machen. — Die gewöhnlichen, sehr häufigen ikel, wie: „*Donnerkeile*, Streit- oder Thorhämmer n 1 bis 8 Pfund Schwere" (S. 203); — „*Neu-Wanlin*, Gut in Mecklenb., zwei Feuersteinkeile (S. 466)"; „*Pögelwitz*, Df., Reg.-B. Breslau, pr. Pr. Schlen; Baron v. Riemberg fand hier Urnen, ein Mannselett und viele kleine, zu einem Panzerhemd gehöe Ringe (Kundmann)" (S. 512); — sind ohne albedeutendern Werth. — Die ethnographischen Arl enthalten nur unklare und veraltete Ansichten traditionelle Bemerkungen über Völkerwanderunund Völkersitze, aber nichts über die Alterthümer Völker, wie z. B. die Artikel: „*Urbewohner Geriens*" (S. 693) und über die *Wenden* (S. 726).

An Curiositäten fehlt es auch nicht. So heifst . B. unter dem Artikel „*Sündfluth:* Lebhaft erert uns dies grofse Ereignifs, wovon unsere h. kunden berichten, 1) an die Springfluthen der Jahre " u. s. w. Solche Aussprüche erinnern uns lebhaft des Verf. vor einigen Jahren erschienenes Buch das „Leben der Erde", wenn wir nicht irren. wer sollte es glauben, dafs noch jetzt die Sündzu den Alterthümern gezählt wird! — Ferner st es S. 62: „*Agraffen* oder Hakenspannen, derichen Verzierungsbänder kommen in Süddeutschd in Leichenhügeln, z. B. zu Braunadern auf dem warzwalde, oft vor. Hier sind sie gewöhnlich mit n griechischen Kreuze verziert; ob dies die christie Abkunft des Beerdigten bezeichnen mag"? reiber) Es ist aber bekannt, dafs alle auf einem l mit zwei Spiralplatten ruhenden Nadeln der alfibulae der Bronzeperiode am Ende mit 2 Queern, einem griechischen Kreuze ähnlich, verziert dann wären alle Völkerschaften der Bronzepe-Christen gewesen. Und Hakenspangen oder ierungsbänder sind ganz andere Schmucksachen, ie weder Nadel noch Kreuz haben. Unter dem el „*Spangen*" (S. 626), wo man das Kreuz der beschrieben finden müfste, sucht man vergebens ch. — S. 286 heifst es: „*Grünspan.* Der glänl glatte Grünspanüberzug (aerugo nobilis) ist dann ein Zeichen der Aechtheit eines Alterthums Bronze, wenn er sich mit Scheidewasser auflöläfst". Diese Bemerkung erscheint uns für Besitzer eines so grofsen Werkes zu unbedeutend. Dagegen vermissen wir Auseinandersetzungen über die Bedingungen, welche zur Erzeugung des edlen Rostes nothwendig sind, über den Charakter, das Alter desselben u. s. w. Nach unsern Erfahrungen setzt der edle Rost ein Alter von wenigstens 1000 Jahren voraus; wir haben unter hunderten von Bronze aus der Eisenperiode der Wendenkirchhöfe nicht ein einziges Stück mit vollkommenem edlen Rost gefunden. Dagegen sind die Alterthümer aus solchen Kegelgräbern, welche wir für die ältesten zu halten berechtigt sind, nicht allein mit apfelgrünem edlen Roste bedeckt, sondern auch so von demselben durchdrungen, dafs oft von dem Metall keine Spur mehr übrig ist. Dafs Moor und Wasser jede Oxydirung verhindern, ist bekannt. — Wer sucht ferner die Berührung der Römer mit den Niederdeutschen unter dem Stichworte „*Angriffskriege*", wer den Fortschritt der Cultur unter den Germanen unter dem Worte: „*Körnerbau und Culturzunahme in Germanien*"?

Unter dem Artikel „*Berlin*" (S. 122) ist bei Erwähnung eines — angebohrten Steins, wie sich dergleichen wohl in allen gröfsern Sammlungen finden, weitläuftig die Art und Weise beschrieben, wie die Alten muthmafslicher Weise ihre Steinwaffen gebohrt haben! — Und S. 306 f. sind die heidnischen Gräber in — 33 Classen getheilt, als: „1) viele Grabstellen „aus heidnischer Zeit sind, als solche, *äufserlich nicht „mehr erkennbar;* 2) auch auf sandigen *Topfbergen* „(Töpelbergen) ist *selten* der anfängliche Hügel noch „*erkennbar;* 3) zuweilen *verschwand ein Todtenhügel* „und hinterliefs nur den Denkstein (?) und die Urne; „4) oft blieb nur eine *Spur vom Grabhügel*, aber — die „Denksteine sind bereits entfernt worden", u. s. w.; lauter Grabhügel, — die nicht mehr sind!

Selbst als Hülfsmittel zur Topographie ist das Buch nicht zu gebrauchen, weil es von Unrichtigkeiten wimmelt. Es heifst z. B. S. 712: „*Wahrin*, St. „u. A. Mecklenb.-Schw. (nicht mit der St. gleiches Namens in Mecklenb.-Güstrow zu verwechseln). — „Im hiesigen Tannenwalde mehrere Kegelgräber" (NB. Es steht dem Verf. die Nachweisung von tausend Kegelgräbern in Mecklenburg zu Gebote). Wahrscheinlich hat der Verf. die Stadt *Wahren* mit *Warin* verwechselt. — S. 371: „*Kink*, Gut bei Mähren, Wen„denkr., Mecklenb. Die Feldmark am Ausflusse zwi-

Digitized by Google

„schen dem Müritz- und Kölpinsee bietet manche „Merkwürdigkeit"! Das Gut heifst aber *Klink*, die Stadt nicht *Mähren*, sondern *Wahren*, und der *Wendenkreis* soll den *wendischen Kreis* oder das Fürstenthum *Wenden* (d. i. *Wente*) bezeichnen; und worin mögen denn die Denkwürdigkeiten bestehen? — S. 596 steht Schlammin statt Schlemmin, und S. 711 *Vorkow* statt *Boekow*. — Druckfehler können dergleichen Varianten nicht sein, da das Buch nach dem Alphabete geordnet ist.

Doch dies mag hinreichen, den Werth der Arbeit zu bezeichnen. Betrachten wir noch kurz die *Beigaben*.

Die *erste Abtheilung* besteht in der bereits erwähnten *Uebersicht der Litteratur der Alterthümer Deutschland's* S. 1—36. — Die *zweite Abtheilung* giebt S. 37—55 *geschichtliche Hauptmomente* aus vorchristlicher Zeit bis auf Carl d. Gr. Wer hier historische Momente sucht, welche den Fortschritt der Cultur bezeichnen, also zur Würdigung der Alterthümer und zur Unterstützung antiquarischer Forschungen dienen könnten, irrt sehr; man findet nichts als eine gewöhnliche Schultabelle für die Erlernung geschichtlicher Hauptbegebenheiten, z. B.

251. Decius erliegt den Gothen.
252. Valerian verstärkt die Befestigungslinie der Zehntlande.
256. Franken durchbrechen diese Linie und werden vom K. Gallienus geschlagen.
270. Claudius Gothicus schlägt die Gothen zurück u. s. w.

Die bisher ausführlich besprochene *dritte Abtheilung*, der Haupttheil des Buches, will S. 55—767 „*die vorzüglichsten Alterthümer* und Gebräuche, die „Urvölker und Volksstämme, die Kriege und Feld„herren, und die, in vier Jahrhunderten Germanien's „Freiheit bedrohenden Römer in Deutschland, geschicht„lich kurz nachgewiesen" haben. — Die *vierte Abtheilung* enthält die „Fundörter und Abbildungen der, auf „145 lithographirten Blättern vereinigten, alterthüm„lichen Gegenstände in Bildnissen". Die „Fundörter der Alterthümer" enthalten S. 769—778 die Nummern der 1390 Abbildungen mit hinzugefügten Namen der Fundörter, nach denen man in dem Lexicon die Erwähnung der Abbildungen aufsuchen kann.

Der beigegebene „*Atlas* zum Handbuch der vor„züglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer" enthält auf 145 Tafeln in 8vo die versprochenen 1390 Abbildungen in Linearzeichnung. Es ist wahrhaft zu beklagen, dafs dieses bedeutende Opfer des Verlegers nicht einem höhern Zwecke gebracht ist. Die *Anordnung* der Abbildungen ist natürlich, wie das ganze Werk, ohne alle innere Ordnung, so dafs man auch durch die Abbildungen schwerlich in den Geist des deutschen Alterthums dringen kann. Auf den meisten Tafeln sind die heterogensten Sachen zusammengestellt, z. B. Taf. 39 Regenbogenschüsseln, eine durchbohrte Steinwaffe, Ansicht eines Hünengrabes, eine Bronzenadel, eine römische Inschrifttafel, eine Urne, zwei Statuetten, ein Beil und Becher. Bei weitem die meisten Abbildungen stellen *römische Alterthümer* und *Urnen* finden sich fast auf jeder Tafel, leider ohne Ordnung und Periodirung. Die charakteristischen Urnen aus den Wendenkirchhöfen vermissen wir ganz. Ueberhaupt fehlt sehr viel aus dem deutschen Alterthume; dem Anscheine nach gab der Verf., was er bequem zur Hand hatte. Die unechten strelitzer Götzen hätten ohne Gefahr wegbleiben können; dagegen werden die viel wichtigeren Runensteine, von denen v. Hagenow Abbildungen gegeben hat, vermifst. Haben die Zeichnungen nach guten Vorbildern in derselben Gröfse, z. B. nach v. Ledebur, copirt werden können, so sind sie nicht übel gezeichnet; haben sie aber verkleinert und geistig reproducirt werden müssen, so sind sie schlecht gerathen. Wir wollen nur von einigen Gegenständen reden, von denen wir die Originale oder gute Abbildungen kennen. Die Bronzeschwerter sind sehr schlecht, z. B. Taf. 68 No. 717, Taf. 83 No. 394, Taf. 117 No. 1163, Taf. 87 No. 854 u. Taf. 134 No. 1287. Ueberhaupt enthalten die Tafeln keine einzige Abbildung, welche nur entfernt eine Vorstellung von dieser ausgezeichnet schönen Waffenart zu geben vermöchte. Die *Krone* von Langen-Trechow, Taf. 61 No. 705 ist so schlecht als möglich reproducirt. Die interessanten gravirten *Bronzekessel*, dergleichen sich namentlich in der Sammlung zu Neu-Streliz viele befinden, Taf. 37 No. 388 und Taf. 56, No. 594, sind kaum wiederzuerkennen; die Abbildungen in Kersler Antiq. sel. sept. sind recht gut. Das wismarsche Horn, Taf. 137 No. 1322, ist in den bedeutsamen Gravirungen so verfehlt aufgefafst, dafs es eben so gut ganz hätte wegbleiben können. Vermifst haben wir aber viele Gegenstände, besonders z. B. eine genügende Auswahl bezeichnender Geräthe und Waffen, namentlich z. B. Messer, Meifsel, Sägen u. s. w. aus der Steinperiode, die Diademe, Kopfringe, Halsringe, Armringe, Hefteln mit Spiralplatten aus der Bronzeperiode, fast alle Geräthe aus der Eisenperiode und vieles anderes mehr; dafür hätten die strelitzer Götzen und die Opferdarstellungen aus Arnkiel und dem Pfennigmagazin immer wegbleiben können.

Es thut uns Leid, selbst auf die Gefahr hin, für den Verf. einer „überstrengen Kritik" gehalten zu werden, ein Werk nicht mit Freude begrüfsen zu können, dessen zeitgemäfse Ausstattung eine Zierde unserer Zeit hätte sein können. Aber die Wissenschaft mufs darüber wachen, dafs das Erscheinen eines gediegeneren Werkes nicht durch unzeitige Versuche erschwert werde.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

XLII.

isthenis Fragmenta nunc primum collegit et didit Aug. Guil. Winckelmann. Turici, npensis Meyeri et Zelleri. 1842. S. 68. 8.

Bei dem so fruchtbar gewordenen Streben in unr Zeit, diejenigen Schriften der Alten, die in ihrer ständigkeit für uns verloren gegangen, durch eine fältige Sammlung und Verarbeitung der gelegent- und zufällig erhaltenen Fragmente uns, so weit hunlich, wenn auch nur in einem unvollständigen so wieder zur Anschauung zu bringen, mufste eine che Richtung auf Schriftwerke der Philosophen bis t um so schmerzlicher vermifst werden, als der gel an Vorarbeiten dieser Art nur um so nachiger auf eine kritische Bearbeitung der Geschichte alten Philosophie unverkennbar eingewirkt hat. n wollen wir es uns nur gestehen, dafs wir rücklich dieser Disciplin des Alterthums, sowohl im zen als im Einzelnen, trotz den erfolgreichen Beungen so Vieler, von dem erreichbaren Ziele noch entfernt sind und es bleiben müssen, so lange philosophische Auffassung nicht durch eine philolore, und vornehmlich kritische Bearbeitung des 's im Einzelnen besser, als dies bisher geschehen, stützt werden wird. Die trefflichen Resultate er Forschung auf diesem Gebiete sind hierbei so wenig zu verkennen, als dem Kundigen der gel an einer sicheren Grundlage für so manche als machte Sache ausgegebene Behauptungen und hten, so wie die noch fühlbare Zusammenhanglo- it in der organischen Entwickelung, vornehmlich griechischen Philosophie entgehen kann, welche lem durchaus individuellen Charakter des Alters, ohne stete Rücksichtsnahme auf die Urheber einzelnen Theoreme und ihrer zeitigen politischen ältnisse, in ihrer wahren historischen Beziehung auf ihre Zeit weder ermittelt, noch verstanden werden kann. Namentlich ist diese Akrisie in der Darstellung solcher Systeme nur zu fühlbar, die wir nur nach gelegentlicher Aufzeichnung und Berichterstattung Anderer kennen, und wir können daher jeden Versuch, eine einzelne Parthie dieser ganzen Wissenschaft durch eine bis in das Einzelne eingehende Untersuchung zu bearbeiten, nur als eine höchst willkommene Gabe begrüfsen, die selbst, wenn sie den von dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft an sie zu richtenden Forderungen nicht entsprechen sollte, wenigstens als eine Vorarbeit, falls ihr das Verdienst erschöpfender Umfassung des Materials gebührt, auf unsern Dank rechnen kann. Wenn in dieser letzteren Beziehung der anzuzeigenden Schrift des Hrn. Winckelmann volles Lob zuerkannt werden mufs, indem sie eine fleifsige Sammlung aller den Antisthenes betreffenden zerstreuten Notizen des Alterthums enthält, so mufs Ref. auf der andern Seite bedauern, dafs Hr. Winckelmann seine Aufgabe eben nur von dem freilich bequemen, aber niedrigen Standpuncte eines blofsen Fragmentensammlers aufgefafst und die Verarbeitung des zusammengespeicherten Materials zu einer anschaulichen Uebersicht der litterarischen und philosophischen Wirksamkeit des Antisthenes mittelst sorgfältiger Vertheilung und combinatorischer Durchdringung des Stoffs verschmäht hat. Es thut Ref. Leid, Hrn. Winckelmann bei seinem sonstigen, alle Achtung verdienenden Streben, bei einer Arbeit von so untergeordneter Art, die fast nur auf das Verdienst einer vorbereitenden Compilation Anspruch machen kann, zu begegnen, zumal da eine solche Behandlungsweise, die sich, wie hier, fast nur auf eine rein philologische Erörterung jeder einzelnen Ueberlieferung für sich beschränkt, bei einem philosophischen Schriftsteller am allerwenigsten genügen kann, wo in der Regel die einzelnen Meinungen und Ansichten des Schriftstellers nur im Auszuge

Digitized by Google

berichtet werden, nur in den selteneren Fällen der wörtliche Text selbst auf uns gekommen ist, und es weit weniger auf eine genaue kritische Behandlung jedes Fragmentes für sich, als vielmehr auf Ermittelung des Sinns und dessen Zusammenhangs mit andern bis zu einer möglichst vollständigen Anordnung aller nach ihrem aufzusuchenden Abtheilungsgrunde, endlich auf eine Zusammenfassung aller Momente zu einem möglichst vollständigen Bilde ankommt. Obwohl Hr. Winckelmann einigemal das Streben einer solchen Aufgabe zu genügen verräth, und die Lösung derselben um so mehr zu seinem Ziele hätte machen sollen, als ihm hier die Meisterarbeiten eines Schleiermacher, eines Böckh als Vorbilder vorleuchteten, so muſs doch Ref. bekennen, daſs er trotz dem, was der Hr. Verf. in der Vorrede über Geschichte der griechischen Philosophie und den eigentlichen Zweck seiner Arbeit bemerkt „De qua postquam intellexi homines eruditos in diversas partes abire neque prius iudicium integrum ferri posse nisi undique conquisitis et in unum collectis Socraticorum fragmentis, ipse rem alacri animo aggressus nunc horum studiorum curiosis Antisthenis fragmenta propono, ut quam gravem fecimus iacturam deperditis libris Phaniae Dioclis Oenomai Hermippi Hecatonis Sosicratis Theopompi aliorum, qui de Antisthene et Socraticis egerunt, aliquatenus resarcire liceat. Neque inutile negotium suscepisse mihi videbor, si quid ad rectius ex ipsis fontibus cognoscendam Socraticam philosophiam contulero", bei voller Anerkennung dieses löblichen Zwecks, denselben nur von fern erreicht gefunden hat, und daſs er die jetzt gebotene Sammlung nur, wie bereits oben bemerkt worden, als eine in seiner Art verdienstliche Vorarbeit anzusehen vermag. Dieses allgemeine Urtheil über Hrn. Winckelmann's Schrift, welches durch die folgenden Ausstellungen seine Begründung finden wird, schlieſst jedoch nicht manche lobenswerthe Leistung im Einzelnen rücksichtlich glücklicher Handhabung der speciellen Kritik und Hermeneutik aus, und Ref. erkennt dies um so bereitwilliger an, als er ein gleiches Urtheil in Beziehung auf die Lösung der Hauptaufgabe nach seiner Ueberzeugung nicht zu fällen vermochte. Namentlich verdienen von jener Art einige Bemerkungen über persönliche Beziehungen auf Antisthenes in Platonischen Schriften S. 36, 37 und 49 hervorgehoben zu werden.

Der Sammlung der Fragmente selbst geht eine Zusammenstellung (S. 7 — 14) alles dessen voran, was die Alten über die Lebensverhältnisse des Antisthenes und über dessen Schriften im Allgemeinen überliefert haben, wobei es gleich sehr zu bedauern ist, daſs es dem Hrn. Verf. gefallen hat, sich fast nur auf eine Anführung der einzelnen, selbst zuweilen einander widerstreitenden Zeugnisse zu beschränken, während man doch mit Recht erwarten durfte, dieses oder jenes der angeregten Puncte einer näheren Besprechung gewürdigt und wo möglich einer Entscheidung näher gebracht zu sehen. Wozu z. B. die langen Auszüge aus alten Schriftstellern über die Entstehung und Ableitung des Namens der Kyniker, wenn nicht über diesen Gegenstand selbst geurtheilt werden sollte, was nicht geschieht? Wenn ferner, um nur einen Punct namhaft zu machen, die Eintheilung der Schriften des Antisthenes nach Τόμοι, wie sie bei Diog. Laert. angegeben, angeführt wird, so liegt die interessante Frage nach der Entstehung dieser in keinem Falle von dem Urheber selbst herrührenden Eintheilungsweise sehr nahe, und man bedauert diese Frage, auf welchen wir mehrmals zurückkommen werden, ganz unerörtert zu sehen. Hr. Winckelmann begnügt sich überhaupt rücksichtlich der Angabe der Schriften des Antisthenes die betreffenden Textstellen des Diog. L. VI, 15 abdrucken zu lassen, mit Hinzufügung einiger wenigen, fast nur kritischen Bemerkungen. Er gedenkt bei dieser Uebersicht der Schriften kurz der abweichenden Meinung einiger Gelehrten, welche die eine oder die andere der von Diogenes dem Antisthenes beigelegten Schriften dem Verf. absprechen, ohne aber uns mit den Gründen dieser Skepsis bekannt zu machen, geschweige daſs er selbst ein Urtheil darüber hinzufügte. Auſser diesem erfahren wir über diese Schriften gar nichts weiter: denn auch bei denen, von welchen Bruchstücke auf uns gekommen, beschränkt er sich weiter unten in der Sammlung selbst fast nur auf eine einfache Angabe derselben. Die gelegentliche S. 12 gewagte Vermuthung, wornach zur Herstellung eines Titels einer Schrift der Text des Diog. dahin geändert wird: ἀντιγραφή. Λυσίας ἢ Ἰσοκράτης πρὸς τὸν Ἀμάρτυρον ὑπὲρ Νικίου, bleibt ganz unerklärt und es scheint bei dem Mangel weiterer Begründung unsicher, so wahrscheinlich sie auch zu sein scheint; dagegen empfiehlt sich sehr die Verbesserung ἀντιγραφὴ κατὰ

Digitized by Google

Vulg. ἰσογραφή. Ueber die Conjectur S. 14 περὶ ατοσκόπου statt περὶ κατασκόπου, wie eine Schrift ıannt wird, wird weiter unten gesprochen werden. rner hat sich Referent vergebens nach der Durchrung einer vermeintlichen Entdeckung umgesehen, che nach der vorläufigen Angabe Baiters Plat. p. omn. Turic. 1839. Vol. VI. Praef. Hr. Winckelın gemacht haben soll, dafs nämlich der Platoni-e Hippias minor, über dessen Unechtheit auch neu-ı Zeller, Platonische Studien, Tübingen 1839, ge-ochen, ein Werk des Antisthenes sei. Aus diesem llschweigen glauben wir schliefsen zu dürfen, dafs Winckelmann jetzt das Irrige seiner Meinung, r wenigstens dafs sie nicht beweisbar sei, eingese-ı haben werde. Zum Schlufs über das, was Refe-t über diese Einleitung zu sagen hat, noch ein ır Bemerkungen. Einmal, dafs wenn die ἀλαζονεία eine charakteristische Eigenschaft des Antisthenes einem Excerpt bei Cramer Anecd. Graec. T. IV. 255 hervorgehoben wird, dieses wohl einer Anfüh-g werth gewesen wäre. Ferner, dafs zum Ver-ıdnifs des S. 7 über die Verwechselung des Anti-ɔnes mit dem Borystheniten Bion Bemerkten die An-rung von Diog. Laert. IV, 46 oder Suidas v. ἀγκών ıörte. Endlich hätten doch wohl die beiden densel-ı Gegenstand betreffenden älteren Monographien, ın auch nur eine kurze Erwähnung verdient: Richteri s. de vita, moribus ac placitis Antisthenis Cynici. ae 1724. 4. und Crellii Progr. de Antisthene Cy-). Lipsiae 1728. 4.

Wenden wir uns jetzt zu der Sammlung der Frag-ıte selbst, so mufs die Frage, die zunächst und nehmlich hierbei entgegentritt, in wie weit die auf gekommenen Reliquien vollständig berücksichtigt n, dahin beantwortet werden, dafs Ref. wenigstens ıe Nachlese zu halten hat. Nur mag bemerkt wer-, dafs das unter den Incertis XII S. 52 aus Euse-ı aufgeführte Fragment sich, mit unbedeutender ietät, auch in einem Excerpt bei Cramer Anecd. T. IV. S. 255 findet, was dem Hrn. Herausg. ent-gen ist. Wenn der Spruch des Antisthenes da-st τοῦ ἥδεσθαι τὸ μαίνεσθαι κρεῖττον εἶναι besagt, Eusebios in dieser Beziehung seinen Urheber Ἡρα-ɔτικός τις ἀνὴρ τὸ φρόνημα nennt, so vermifst man ı Erklärung der dem Ref. wenigstens unverständli-ı Bezeichnung Ἡρακλεωτικός. Bis diese genügend gegeben, dürfte die Vermuthung nicht unstatthaft erscheinen, Ἡράκλειος dafür zu lesen, vielleicht bezüglich auf einen ähnlichen Ausspruch, welchen Herakles in seiner μανίᾳ gethan, oder dafs, was viel wahrscheinlicher, Eusebios den Antisthenes so als Stifter der Sekte bezeichnet habe, deren Anhänger sich ihrer äufsern Haltung und ihren Ansichten nach gern mit dem Herakles zusammenstellten. Vom Kyniker Krates sagt Apuleius Florid. IV. S. 247 (Lugd. B. 1588): Quod Herculem olim poetae memorant, monstra illa immania hominum ac ferarum virtute subegisse orbemque terrae purgasse: similiter adversum iracundiam et invidiam atque avaritiam atque libidinem ceteraque animi humani monstra et flagitia, philosophus iste Hercules fuit. Eas omnes pestes mentibus exegit; familias purgavit; malitiam perdomuit: seminudus et ipse et clava insignis: etiam Thebis oriundus, unde Herculem fuisse memoria extat etc. Vgl. auch Apolog. S. 322. Auf der anderen Seite, wenn die Rede von den Bruchstücken ist, welche wirklich dem Kyniker Antisthenes zukommen, könnte eher die Frage sein, ob alles, was schlechthin unter dem Namen Antisthenes von den Alten citirt wird, auch wirklich diesem Schriftsteller, falls der Inhalt jedes einzelnen Fragments es nicht augenscheinlich erweist, zugehöre, und nicht vielmehr anderen gleichnamigen, wie z. B. dem Komiker Antisthenes, von welchem aus Florid. Grot. S. 321 Brunck ad Aristoph. Nub. 199 einige Verse anführt. Diesem würde wohl das dritte Fragm. des Προτρεπτικὸς S. 21 mit demselben Rechte wie dem Philosophen zugesprochen werden können.

Zu den Fragmenten der einzelnen Schriften bemerkt Ref. Folgendes:

Ἡρακλῆς. Unter diesem Titel führt Hr. Winckelmann die erste Schrift, aus welcher Fragmente übrig, schlechthin an. Nach dem Schriftenverzeichnifs bei Diog. L. befand sich im vierten Tomus die Schrift Ἡρακλῆς ὁ μείζων ἢ περὶ ἰσχύος, im zehnten Ἡρακλῆς ἢ Μίδας (lag dieser Schrift die Sage vom Lityerses, des Midas Sohne, welchen Herakles umbrachte, zu Grunde?) und Ἡρακλῆς ἢ περὶ φρονήσεως ἢ ἰσχύος. Hiernach hätten wir unter dem Titel Ἡρακλῆς drei Schriften, wenn nicht die dritte mit der zuerst genannten eine und dieselbe war, was freilich kaum denkbar. Jedenfalls folgt aber aus der Erwähnung eines Hercules maior, dafs auch die Bezeichnung einer andern unter

Digitized by Google

dem Namen des minor bekannt war, und in der That gedenkt Diogenes Laert. II, 61. eines Ἡρακλῆς ὁ ἐλάσσων. Ueber diese Fragepunkte äufsert sich Hr. Winckelmann mit keinem Worte, und wenn sie auch ungelöst bleiben sollten, was ihn vielleicht abgehalten hat, darüber zu sprechen, so ist es doch Sache eines Herausgebers, auf dergleichen Dinge aufmerksam zu machen, zumal wenn man sich erlaubt, alle aus einer Schrift unter dem Namen Ἡρακλῆς citirte Bruchstücke unter die Kategorie einer Schrift zu bringen. Auch hat es Hr. Winckelmann unterlassen, auf die Idee hinzuweisen, welche diesem den Herakles an der Stirn tragenden Schriften wahrscheinlich zu Grunde lag, und welche sich aus der Stelle bei Diog. Laert. VI, 2, die nur beiläufig durch die Verweisung „Cf. Cyrus IV" beigebracht wird, um so deutlicher ergiebt, als sie mit dem Begriff des Herakles in vollkommnem Einverständnifs ist, nämlich ὅτι ὁ πόνος ἀγαθόν. Hiernach können wir mit Sicherheit diesen Schriften den Ausspruch unter den Apophthegmen S. 59. XIII zuweisen: Ἡδονὰς τὰς μετὰ τοὺς πόνους διωκτέον, ἀλλ' οὐχὶ τὰς πρὸ τῶν πόνων. Dieselben Desiderien haben wir auch zu machen bei der folgenden Schrift, schlechthin unter dem Titel:

Κῦρος S. 17 aufgeführt, indem nach Diog. im vierten Band eine Schrift dieses Namens, desselben eine andere, nur mit dem Zusatz ἢ περὶ βασιλείας im fünften befindlich war. — Auf eine zwiefache Schrift dieses Titels deutet selbst das erste Fragment bei Hrn. Winckelmann hin und einen μικρὸς Κῦρος erwähnt Diog. Laert. II, 61.

Ἀσπασία. Die Frage, ob die Annahme dieses Dialogs nicht auf einer Namenverwechselung mit dem gleichnamigen und nicht zu bezweifelnden des Sokratiker Aeschines beruhe, ist S. 20 mit wenigen Worten berührt worden, ohne jedoch durch eine neue Untersuchung, die man zu erwarten berechtigt gewesen sein würde, einem Resultate näher gebracht zu werden. Dazu konnten verglichen werden Welcker Rhein. Mus. II. S. 405 u. Hermann Disp. de Socratis magistris S. 21.

Von jetzt an betreffen unsere Bemerkungen nur noch einzelne herausgerissene Schriften des Antisthenes.

Ὁμηρικά S. 23. Unter diesen Titel, unter welchem keine Schrift des Antisthenes überliefert ist, bringt Hr. Winckelmann Alles zusammen, was sich in den Fragmenten auf Homer bezieht, ohne dafs der Leser darauf erinnert wird, dafs vom Antisthenes verschiedene, auf Homerische Gegenstände bezügliche einzelne Schriften vorhanden waren, und zwar, wie Ref. vermuthet, alle diejenigen, welche nach Diog. L. den achten und neunten Band füllten, über welche sich mit grofser Zuverläfsigkeit Folgendes ermitteln läfst. Sie behandelten, und zwar von einem allegorischen Standpunkt aus, verschiedene Gegenstände der Ilias und Odyssee und zwar getrennt, wie dieses aus der Vertheilung dieser Schriften in der schon mehrmals angeführten Sammlung hervorgeht. Wenn in dem achten Band folgende aufgenommen waren, περὶ μουσικῆς, περὶ ἀγωνιστῶν, περὶ Ὁμήρου, περὶ ἀδικίας καὶ ἀσεβείας, περὶ Καλχάντος, περὶ κατασκόπου, περὶ ἡδονῆς, so ersieht man, dafs jener uns unbekannte Ordner von einem festen Principe ausging, dafs er nämlich die Schriften allgemeineren Inhalts über Musik, d. h. wohl überhaupt Poetik und über die Erklärungsmethode Homerischer Poesie (sicher unter Empfehlung der allegorischen, welcher Antisthenes folgte) und über Homer selbst vorausschickte und darauf diejenigen folgen liefs, welche sich auf Gegenstände der Ilias bezogen, wie die Schrift περὶ Καλχάντος bezeugt, nicht weniger sicher auch der Titel der darauf folgenden, περὶ κατασκόπου. Ref. einmal nämlich keinen Anstand, diesen auf den Odysseus als Späher zu deuten, wie er nach Ilias κ sammt dem Diomedes seinen geheimen Zug gen Ilion unternimmt. Als solcher wird Odysseus ausdrücklich κατάσκοπος bei Euripides genannt, Hec. 236. Rhes. 501. Hiernach kann Hrn. Winckelmann's Vermuthung, περὶ κατασκόπου zu lesen, nur als ein witziger Einfall angesehen werden. Der hierauf folgende Titel περὶ ἡδονῆς mufste in dieser Zusammenstellung ganz unpassend erscheinen, und es liegt nahe genug in ΗΔΟΝΗΣ das unzweifelhaft richtige ΕΛΕΝΗΣ wiederzuerkennen. Dürfen wir durch die Einschiebung eines ἢ diesen Titel mit dem vorhergehenden περὶ κατασκόπου für einen und denselben ansehen, so erhält jene Conjectur noch mehr innere Wahrscheinlichkeit dadurch, dafs nunmehr der Inhalt der Schrift in ihrem ganzen Umfang klarer hervortritt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

isthenis Fragmenta nunc primum collegit et lidit Aug. Guil. Winckelmann.

(Schlufs.)

Nämlich von Homers Erzählung dieser Unterneh- g ausgehend, berücksichtigte Antisthenes diese e zugleich nach der ihr von andern, wohl kykli- n Dichtern weiter ausgebildeten Form, wornach sseus bis innerhalb der Mauern Troja's selbst ge- t, dort aber von der Helena erkannt, und nur h die Vermittelung der Hekabe dem Tode entris- worden sei. Vgl. Schol. Eur. Hec. 237. Endlich ıls demselben allgemeinen Gegenstande angehörig ı der Titel περὶ ἀδικίας καὶ ἀσεβείας übrig, für des- Inhalt die Verhandlungen des Agamemnon, Chry- und Achill im ersten Buche der Ilias die geeignet- Grundlage abgaben. Wenn dieser Erklärung der ıchten Bande enthaltenen Schriften des Antisthenes Sache selbst das Wort spricht, so mag dafür auch ı der gewifs nicht zufällige Umstand angeführt wer- dafs die in der Anordnung der Schriften beliebte inanderfolge auch der Ordnung dieser Gegenstände er Ilias selbst entspricht. Wenn hiernach nun, wir gesehen, der achte Band der Sammlung zur ıahme von Schriften über Homer selbst im Allge- en und die Ilias ausschliefslich bestimmt war, so er neunte Band eben so ausschliefslich Schriften die Odyssee gewidmet, was sich deutlich aus fol- er Titelübersicht nach Diog. L. ergiebt: περὶ ɔσείας, περὶ τῆς ῥάβδου, Ἀθηνᾶ ἢ περὶ Τηλεμάχου, Ἑλένης καὶ Πηνελόπης, περὶ Πρωτέως, Κύκλωψ ἢ Ὀδυσσέως, περὶ οἴνου χρήσεως ἢ περὶ μέθης ἢ περὶ Κύκλωπος, περὶ Κίρκης, περὶ Ἀμφιαράου, περὶ τοῦ ɔσέως καὶ Πηνελόπης καὶ περὶ τοῦ κυνός. Einer nä- n Angabe des vermuthlichen Inhalts dieser einzel- Schriften bedarf es bei der in die Augen sprin- len Erklärung nicht; zum Ueberflufs werde nur kurz bemerkt, dafs περὶ τῆς ῥάβδου einen Commentar zu ε, 47. enthielt, welche Stelle über den magischen Stab des Hermes für allegorische Deutungen die erwünschteste Gelegenheit darbieten mufste *); ferner dafs die Schrift, welche den Schlufs des neunten Bandes ausmachte, die Wiedererkennungsscene des Odysseus und der Penelope (Odyss. ψ) behandelte, worauf die Erwähnung des Hundes führt, unter welchem kein anderer als der durch die Wiedererkennung des Odysseus berühmt gewordene Hund zu verstehen ist; dafs endlich die Schriften περὶ Πρωτέως und περὶ Ἀμφιαράου sich bezogen auf Odyss. δ, 384. λ, 326, zu deren ersterer Stelle in den jetzt vorhandenen Scholien sich allegorische Deutungen der Proteussage vorfinden, von welchen Einiges vielleicht dem Antisthenes angehörte. Hätte Hr. Winckelmann das Wesen und den Zusammenhang dieser Schriften erwogen, so würde er vor dem augenscheinlichen Mifsgriff bewahrt worden sein, die Schrift περὶ οἴνου χρήσεως von den Homericis auszuscheiden.

Αἴας S. 38 und Ὀδυσσεὺς S. 41. Die Frage über Echtheit dieser beiden zusammengehörenden Monologe, welche einen durchaus declamatorischen Charakter an sich tragen, wird mit der gelegentlichen Bemerkung abgethan S. 40: „Propter Prodici et Gorgiae imitationem has duas declamationes genuinas habeo". Diese imitatio hätte doch eine genauere Betrachtung verdient. Eben so unerörtert ist dieselbe Frage rücksichtlich des angeblichen Briefs des Antisthenes an den Aristippos S. 45 geblieben.

*) Die von Hrn. Winckelmann S. 14 angeführte Vermuthung, dafs der Titel περὶ τῆς ῥάβδου Ἀθηνᾶς gelautet habe, wahrscheinlich unter Beziehung auf Odyss. π, 172, fällt nun als überflüssig um so mehr weg, als, wenn nach der Vulgata Ἀθηνᾶ mit dem folgenden ἢ περὶ Τηλεμάχου zu dem Titel einer Schrift verbunden wird, wir berechtigt sind, in derselben das wechselseitige Verhältnifs dieser beiden Personen erörtert ganz passend vermuthen dürfen.

Digitized by Google

Incert. XX. S. 54. Hierzu konnte verglichen werden Mohnike Kleanthes T. 1 S. 71 flg.

Den Schlufs des Schriftchens macht ein Index.

F. Osann.

XLIII.

Ueber den Begriff der Kirche und seine praktischen Folgerungen. Geflügelte Worte eines Laien an Theologie studirende Jünglinge, die Hoffnung kirchlicher Zukunft. Von Emil August von Schaden, Dr. und Privatdocent der Philosophie an der Universität Erlangen. Erlangen, 1841. *bei J. J. Palm und Ernst Enke.* 74 S. 8.

Als der Rationalismus gefallen war mit sammt der empirisch-teleologischen Naturbetrachtung, von der er ausging, als seine Kräfte erlahmten im Angesichte einer neuen Natur-Anschauung, die den Zweck durchaus als immanenten bestimmte und in der äufsern Erscheinung das Leben selbst, das Innre aufwies, im Angesicht einer neuen Religionsphilosophie, die auf jene Natur-Anschauung sich gründend, das Unbedingte mit dem Bedingten, die Nothwendigkeit mit der Freiheit, Gott mit der Welt und dem Menschen, den Gedanken mit dem Symbol unmittelbar verknüpfte: da schien ein Strom verjüngender Lebensfülle über die Menschheit ausgegossen. In der allgegenwärtigen und jeder Zeit nahen Offenbarung des göttlichen Wesens glaubten sie zu stehn, die dieser Lehre huldigten, kein Organ bedurften sie, die uralte und doch ewig neue Erkenntnifs in sich aufzunehmen, sie gab sich in ihnen selbst unmittelbar kund und liefs in ihrem Lichte alle Dinge erblicken, wofern sie nur jene Anschauung von der ewigen Einheit des Unendlichen und Endlichen in sich aufkommen liefsen. Der Spinozismus tauchte in unendlich vielen Spiegelungen auf, er nannte sich dem Rationalismus gegenüber die positive Lehre. Denn er brachte es zu positiven Constructionen, welche die Natur, die Geschichte, die Religion durch einfache Principien in Zusammenhang setzten, die aus der ursprünglichen Einheit zu selbständigem Dasein, und aus der hieraus entspringenden Antithesis zur Versöhnung zusammengingen. Dieselben Mächte, die in den Gebilden der Natur vom niedrigsten bis zum höchsten lebten, und sie in eine zusammenhängende Kette verschlangen, sie waren auch die Beherrscher des geistigen Lebens, auf höheren Stufen wiederholte sich ihr Process in dem sittlichen Leben, in der Geschichte, Kunst, Religion und Wissenschaft und gaben allen diesen Sphären Einheit. Die blühende Freiheit des geistigen Lebens war dem starren Gehorsam der Natur gegenüber wie das erwachte, sich klare Bewufstsein gegenüber dem Traumleben. Wer mochte wohl, wenn er diese lebendige, geistreich verknüpfte Reihe der Erscheinungen übersah, des ersten Grundsatzes noch gedenken, der die ganze Construction erst möglich machte? Wer von allen denen, welche diese Betrachtungen fortsetzten, und an ihrem Theile die überkommenen Principien in einzelnen Wissenschaften, z. B. in der Theologie, Ethik u. s. f. durchführten, wer mochte den innersten Grund der Naturphilosophie erschauen? Wer von ihnen sagte selbst dies ein, dafs er die Principien der Naturphilosophie auf ein Gebiet ausdehne, wo sie schlechthin nicht anwendbar sind, so wie das Reich des Geistes und der Freiheit erreicht ist? Als der Mann, dem das Verdienst gebührt, diese Weltanschauung entwickelt und in der gesammten Erscheinungswelt durchgeführt zu haben, der Construction der ideellen Reihe nach gleichen Gesetzen sich zuwandte: welch ein trefflicher Fund war das für so Viele, die sich damit den Namen christlicher Philosophen und Theologen verdienten! Sie nahmen indefs nur, was sie gebrauchen zu können glaubten. Auch mochten sie sonst noch von andern Einflüssen abhängig sein.

In den Urhebern philosophischer Systeme ist das Bewufstsein um die Aufgabe der Philosophie am lebendigsten, sie legen mit Einsicht das Fundament, und die richtigen Verhältnisse in der Anlage des Ganzen stets im Auge habend, führen sie das schöne Gebäude in die Höhe; da kommen denn, wenn der Prachtbau fertig, die Mühe und Arbeit überwunden ist, die Andern, die auch gern Philosophen sein möchten, und da gibt es nun ein Staunen und Bewundern ohne Ende, bis es Jeder des theoretischen Genusses müde, sich hier oder da einen Stein, der ihm besonders ins Auge sticht, ersieht, ihn schweifstriefend aber unendlich beglückt mit nach Hause trägt, und sein armselig Hüttchen damit aufputzt, oder ihn als heilige Kaaba bei sich einmauert. Noch nie mochte aber diese Gattung von Philosophen, deren übrigens die bei weitem gröfsre Anzahl ist

Digitized by Google

hlimmer oder vielleicht für ihren Zweck auch bes-
r — daran gewesen sein, als mit der positiven Phi-
ıophie. Denn bei ihr entzog sich das Fundament,
f welchem das Ganze ruhte, der innere Zusammen-
ng und Fortschritt der Theile dem Auge jener Kunst-
nner durchaus, vor der äufsern Symmetrie und dem
häuften Schmuck, vor den bedeutsamen Symbolen,
: das Heilige drinnen ankündigten, erkannte das Auge,
ld verwirrt, bald beruhigt, die im Innern waltende
ergie des philosophischen Gedankens nicht, und wie
diesen Kunstkennern überhaupt kein tieferes Inter-
ıe gewährt, ob das Problem der Philosophie gelöst
, und wie, wie weit, so fanden sie ihren Geschmack
lkommen befriedigt an dem kunstvollen Aufsenwerk,
den Bildern, dem geheimnifsvollen Schmuck, daran
ıgen sie mit innigem Verlangen, bisweilen gedanken-
ll sinnend an den Symbolen, auch wohl mit dem
unsch, dafs die Stellung der Ornamente da und dort
as verändert werde; nur wenn sie so in die Tiefe
: Grundes unter sich hinab oder auf die Höhe des
bels hinaufsahen, da fafste sie bisweilen ein unheim-
ıer Schauder, oder wenn unter einer eigenthümlichen
rbung irgend eine der äufsern Gestalten sich zu
vegen oder sich plötzlich ein Blick ins Innre tief hin-
. aufzuschliefsen schien, da erbebten sie, aber es
st sich nicht sagen, welchen Zauber sie bei dem
orte „positiv" empfanden. Das Wort prägte sich
en so tief ein, dafs sie es bei jeder Gelegenheit an-
ıdten; denn es war das Wort, vor welchem alle
e Schrecken gewichen waren. Jener geheime Schau-
verschwand, je mehr sie selbst ein phantastisches
remoniell und einen symbolischen Bilderschmuck sich
gewöhnt hatten, in welchem sie von nun an das We-
tliche sahen.

Dafs das Gebäude, das sie vor sich sahn, das
ıtem der Naturphilosophie sei, welche mit ihren Prin-
en die zweite, jenseits der ersten liegende, Natur
ı Geist) zu erklären suche, und darum nach meta-
sischer Entwicklung der das Ganze beherrschenden
ur-Potenzen den theogonischen — und zugleich Welt-
ıcefs in seiner aufsteigenden nothwendigen Entwick-
ş von Thesis, Antithesis zur Synthesis verfolge —
war ihnen nicht eingefallen; wie hätten sie ahnen
nen, dafs ein von diesem Gesetz getragner Procefs
immanente nothwendige Fortschritt der Dialektik
wie sie der Naturphilosophie eigenthümlich ist?
wie konnte es ihnen auch nur im fernsten beikommen,
zu fragen, ob denn die Naturphilosphie trotz ihrer
Ansprüche, das Problem der Philosophie im Ganzen
zu lösen, dasselbe wirklich für alle Weisen des Da-
seins, auch für den Geist, für die Sittlichkeit, Freiheit
und Religion zu lösen im Stande ist. Hier offenbarte
sich denn die Urtheilslosigkeit jener Kenner, und wie
sie für ganz andre Dinge besorgt waren, als wofür sie
zu schwärmen vorgaben. Genug, sie fanden, je mehr
ihnen der Geist des Ganzen ein Geheimnifs blieb bis
auf den heutigen Tag, Ausbeute genug zur fleifsigen
Nachahmung des Einzelnen, sie copirten emsig, und
nannten ihr Gerede Speculation, und schrieben Bücher
mit philosophischen Titeln.

Auch Hr. v. Schaden, den wir nach Bezeichnung
seiner allgemeinen Sphäre, der er zugehört, hiemit
einführen, und der bisher durch seine Schriften, unter
andern eine *positive* Logik (diese Art Leute machen
Alles positiv, auch wo es Unsinn ist, diesen Gegensatz
anzuwenden) so wie durch allerlei Erfindungen im Rei-
che der Sprache Kunde von seiner Originalität gege-
ben, hat der Schrift, deren Anzeige wir bisher einlei-
teten, einen philosophischen Titel gegeben „über den
Begriff der Kirche". Hier ist der Hr. Verf. sogleich
aus der Rolle gefallen, Begriff ist für die positive Phi-
losophie etwas Negatives, und nun gar „über den Be-
griff", das ist noch mehr negativ, da doch die positive
Philosophie durchaus mit der Sache, mit dem Realen
selbst den Anfang zu machen, „aus den Quellen der
Sachen, ja aus den Sachen selbst zu schöpfen hat"
(S. 4). Ja dieser positive Philosoph sagt sogar, was
gar kein Andrer wagen würde, der „evangelische Christ
wisse fast nicht mehr, worauf er sich als auf den *Be-
griff seiner Kirche* verlassen könne" (S. 4). Darum,
sollten wir meinen, könnte es doch dem evangelischen
Christen nie zu thun sein, wenn sich auch vielleicht die
Wissenschaft als philosophische Ethik oder als Dog-
matik mit dem Begriff der Kirche zu beschäftigen hat.
Doch dafs Hr. v. Schaden das übelberüchtigte Wort
gebraucht, darf ihm nicht so hoch angerechnet werden,
das Wort schreibt sich bei ihm, wie scheint, aus einer
früheren bösen Gewöhnung her, welche die positive
Philosophie in ihm noch nicht ganz zu unterdrücken
vermochte. Versteht man also unter Begriff etwa das
Princip, wodurch einer Sache überhaupt ihre Bestimmt-
heit gegeben wird, und welche zugleich ihr Warum

Digitized by Google

enthält, so müssen wir von der verbrecherischen Absicht, das Wesen der Kirche in eine solche Untersuchung zu nehmen, die man sonst wissenschaftlich oder philosophisch nennt, den Hrn. v. Schaden durchaus frei sprechen. Das gültigste Zeugnifs ist gleich der erste Abschnitt, Ueberschrift: positive Construction. Und damit man nicht meine, die folgenden Abschnitte könnten Zeugnifs reden gegen des Verfassers schlichten und einfältigen Sinn, so führen wir gleich den Inhalt der folgenden Abschnitte an; der zweite enthält Bibeldeutungen, der dritte construirt die Kirchengeschichte, und der vierte enthält einen unverdächtigen „Schlufs", worin einige praktische canones enthalten sind, welche jenes in No. I. construirte Ideal einer Kirche ins Leben führen könnten. Was die positive Construction betrifft, so sagt hier der Hr. Verf., da die Kirche die Gemeinschaft der Gläubigen sei, so müfsten sich Alle an einem Allgemeinem erkennen, das aber kein Vages und Unbestimmtes, noch ein Vielfältiges, sondern das *Wesentlich-Eine* sei. „Das wesentlich Eine kann aber für den Christen kein andres sein, als das, wovon er genannt ist; — jene Verschlungenheit eines Wesens, dessen Unscheinbarkeit mehr als das ganze wahrnehmbare All ist und dessen Thaten das Band bilden, welches das Niedre dem Höhern vermählt. „Wer ist ein Lügner, ohne der da leugnet, dafs Jesus der Christ sei? Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn leugnet" " (S. 6). Was es nun mit diesem Bekenntnifs Christi auf sich habe, welches das Kennzeichen der wahren Kirche ist, erklärt das Folgende: „Wer bekennt, dafs das Intra-mundane nicht hinreichend ist, sich selbst jene Fülle (πλήρωμα) zu geben, welche auf heilige Weise und ohne Sünde uns Gott gleich und mit ihm Eins macht, sondern dafs dies nur der (ὁ) Extra- und Supra-Mundane geben könne, und dafs dieser zu uns herabkommen mufste in das Intramundane, ihm die Kraft zu geben, jenen Ueberweltlichen in sich aufzunehmen — wer solches Bekenntnifs thut, der ist vom Tode zum Leben durchgedrungen, der ist durch die Thatsache des Sohnes ein Unverletzlicher geworden, der ist in einer steten Selbstfindung und sammelt mit dem heiligen Christ; — sein Same, jene Materie der Persönlichkeit, welche durch den Christ vervollständigt (πληροῦσθαι) wurde, bleibt bei ihm, er kann nicht sündigen, da er von Gott geboren ist" (S. 7). Hr. v. Schaden scheint, so sehr er sich vermifst, den Geist des Christenthums „ganz eingeschluckt" zu haben, doch dies nicht zu wissen, dafs die christliche Kirche wesentlich als ein sittliches Institut, als die Sphäre der höchsten Befreiung des Menschen gegründet worden ist, in welcher er der Natur und allen endlichen bedingten Verhältnissen gegenüber, sich in seinem unendlichen Werthe vor Gott, in seiner wahrhaften Freiheit erfasse, und aus ihr heraus handle. Sofern er in einzelnen Akten seines Thuns, oder wenn es möglich wäre, in allen Akten in diesem Geiste handelt, ist er Christ oder Christus, nicht dafs Christus ein Gattungsbegriff wäre, sondern er ist immer und in jeder einzelnen Handlung individuell, wie überhaupt das Gute, Wahre ewig ist, und sich doch in jedem Moment ganz (keiner Ergänzung bedürfend) in einer guten Handlung, in einer wahren Lehre u. s. f. offenbart und sich Daseinsweisen verleiht. Darum ist Christus der Mittelpunct der Kirche, weil er das absolut befreiende Princip von Anfang der Welt ist und darum ist er als historisch erschienener d. h. als Mensch, dessen sämmtliche Akte durch sein ganzes Leben hindurch in freier Entschliefsung jenes höchste Lebensgesetz absoluter Freiheit in sich ausprägten, der Gründer der Kirche. Es ist etwas höchst Wichtiges für die Religion wie für die Philosophie, dafs das Wesen der absoluten Freiheit stets als ein vollendetes, abgeschlossenes, kurz als das stets wirksame Princip in das Bewufstsein aufgenommen werde und jeden Akt des Handelns setze: jede Handlung soll jenem höchsten Gesetz entsprechen, soll absolut gut sein, und nicht in Andrem Ergänzung verlangen; Christus darf darum durchaus nicht als eine abstracte Idee, die nur in einer nie erreichten Totalität sich gegenseitig ergänzender Individuen existirt, gedacht werden, sonst ist er nichts als der hohlste, abstracteste Gedanke, ohne allen Inhalt. Die Religion ist nicht Theorie und läfst sich vom theoretischen Bewufstsein gar keine Gesetze geben, sie hat ihr Gesetz, ihr Princip in sich selbst.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

ber den Begriff der Kirche und seine praktischen Folgerungen. Geflügelte Worte eines Laien an Theologie studirende Jünglinge, die Hoffnung kirchlicher Zukunft. Von Emil Aug. von Schaden.

(Schlufs.)

Das Princip der Religion, da sie selbst und eben nur rch ihr Princip in jedem Moment erfülltes Leben ist, selbst ein erfülltes, vollendetes, das nicht nach Wirkıkeit strebt, sondern selbst das wahrhaft Wirkliche (nur dadurch ist es wirksam); nur durch diese seine tur gewährt es Beruhigung und verleiht es vollendete ·iheit; nicht durch den Menschen wird es gesetzt, sonn es wirkt den Menschen selbst, denn der Mensch ist : Mensch als frei und weil er Religion hat. Nicht : der Mensch Religion, sondern die Religion hat ı Menschen. Darum ist es also höchst nothwendig l das Gegentheil würde alle Religion aufheben, dafs : Princip des religiösen Lebens nicht als ein werıdes, in einem Procefs begriffenes, durch das bstbewufstsein oder was sonst noch sich verwirkliındes, sondern als schlechthin und durch sich wirkıes, ewig vollendetes, und trotz seiner Einheit in em Acte, in jedem Gedanken (bei aller Verschieheit des Materials, worin dies vorgeht) wirksames, die schöpferische Ursache empfunden werde. In ıem Sinne mufs also das Princip durchaus ein transdentes sein, keine immanente Idee. Das religiöse vufstsein mufs durchaus also auf Christus immer ückgehn, mufs jeden seiner Lebensacte als Aeufsegen, als Wirkungen dieses seines Princips fassen, n an Christo hat es die wahrhafte Vermittelung Unbedingten und Bedingten, das schlechthinnige rchdrungensein aller bedingten Lebensverhältnisse ı dem unbedingten Gesetz der Freiheit, und zwar ne magische Durchdringung, sondern eine durch den Willen, durch den Entschlufs des Menschen Christus vermittelte. So ist Christus Princip der Religion und Gründer der christlichen Kirche, der letztere als offenbar gewordenes Princip der Menschheit, der Freiheit, der Religion, als offenbar gewordner Mittler. Das steht auch dem religiösen Bewufstsein fest, und ist nicht etwa eine Illusion, eine Vorstellung, aus der der Gedanke erst zu gewinnen sei, überhaupt verhält sich Religion und Philosophie nicht als Vorstellung und Gedanke, sondern die Religion hat ihr ewig wahres und in ihr lebendiges Gesetz, und das hat die Philosophie als Princip aufzustellen und von hieraus die Totalität des Inhaltes der Religion zu durchdringen (nämlich als Religionsphilosophie). Das religiöse Bewufstsein wurzelt in diesem Grundsatze, ohne den es selbst gar nicht zu denken ist, es ist untrennbar von dem historischen Christus, weil es nur in ihm die gesuchte Vermittelung findet, und in dem andächtigen Hineinleben in ihn allein seinen Frieden hat; darum liegt auch in der jetzt schwebenden Frage der Christologie der Wissenschaft der Beweis zu führen ob, dafs ohne einen historischen Christus es kein Christenthum und keine christliche Kirche hätte geben können. Der Beweis ist von dem Standpuncte, auf den wir im Vorigen geführt haben, nicht schwer zu führen. Wir begnügen uns hier mit dem Angedeuteten, was wir noch keinesweges für einen wissenschaftlichen Beweis halten, sondern wir ergreifen hier nur die Gelegenheit, auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche dem wesentlichen Lebensgehalt aller Religion so wie vornämlich des Christenthums droht, von Seiten der Naturphilosophie, wenn diese die Deutung der Religion übernimmt; nicht minder soll das Gesagte einen Wink enthalten, auf welches Gebiet sich die von der Metaphysik der Naturphilosophie bedrängte Theologie zuzückzuziehen hat. Was war es denn, was neuerdings die Bedeutung des geschichtlichen Christus, also die

Digitized by Google

Nothwendigkeit seiner Vermittlung zwischen Gott und dem Menschen gänzlich aufzuheben suchte, was war es anders als die Metaphysik der Naturphilosophie und ihr so häufig in den Blättern der Geschichte der Philosophie niedergeschriebener Satz von der unmittelbaren Einheit des Subjects und seiner Prädicate, des Idealen und Realen, des Ich und Nicht-Ich, der Freiheit und Nothwendigkeit; — ein nie bewiesener, und nach der eignen Voraussetzung dieser Systeme unbeweisbarer und doch unbedingter Grundsatz, aus welchem sodann sich leicht folgert, *dafs es ein vermittelndes Princip nicht gebe, noch auch ein solches nothwendig sei.* Und gesetzt es käme Einer und behauptete, das Absolute sei die Einheit des Subjectiven und Objectiven, oder wie er sonst immer sich ausdrücken möchte; und wir sagten ihm: wie, setzest du nicht selbst in der Einheit einen Unterschied? ist das Absolute die Einheit des Subjectiven *als* Subjectiven u. s. f.? und er antwortete uns: ihr müfst euch eine ursprüngliche Einheit denken, aus welcher die beiden Factoren hervorgingen; seht, ist nicht die ganze Welt zerspalten und geht einer höheren Einheit zu? Zwischen der ersten und der letzten Einheit als der höheren, worin der Unterschied mit aufgenommen ist, liegt der Zwiespalt und die Versöhnung, und das Ganze ist ein geschichtlicher Procefs, worein Natur und Religion hineinverflochten sind, seht hier ist Thesis, da Antithesis, und zuletzt Synthesis — würde nun der ganze Verlauf, den wir hier vor uns sähen, nicht ein gleiches System der Nothwendigkeit sein, ein Identisch-Setzen des Subjects (der sich entwickelnden Substanz) mit seinen Prädicaten, ohne irgend ein vermittelndes Princip; denn wo sollte es liegen, da doch das Absolute als die *concrete* Einheit immer im Werden begriffen ist? O welch ein Proteus, und doch ist sein eigentlich Wesen immer der alte Satz Spinoza's: Alles was ist, ist entweder Subject (in se) oder Prädicat (in alio), ein drittes giebt es nicht. Das ist die Naturphilosophie, odi Danaos et dona ferentes. Doch Hr. v. Schaden in seiner Unschuld weifs davon nichts, ich sage es auch nicht um seinetwillen. Die Naturphilosophie, da sie ein für die Erklärung alles Daseienden gar nicht ausreichendes Princip aufgestellt hat, hat sich doch über ihre Grenzen erweitert, da sie die absolute, alle Räthsel lösende Philosophie sein wollte, und hat somit das Freieste, und das, was nur in Freiheit gegründet ist, ihrem Naturprocefs unterworfen, und in den nothwendigen Conflict entfesselter Naturkräfte verstrickt, sie hat das freieste geistige Leben durch denselben Procefs erklärt, durch den sie die Natur werden liefs (aber Christus ist keine Naturpotenz), und das Absolute selbst zu einem nie sich vollständig ausreichenden Procefs, zu einer den Erscheinungen immanenten sich in ihnen zur Vollkommenheit, zur ihre Gottheit erhebenden Natur gemacht. Das Wesentliche der Religion hat sie in eine γνῶσις gesetzt, welche die wesentlichen Lebensmomente der Religion entweder in Symbole und mythische Formen verwandelt, oder sie in einen Zusammenhang mit einem über sie hinausliegenden Naturprocefs hineingezwungen hat, durch den sie allein begreiflich würden; damit hat sie das innerste Leben der Religion, das wesentlich im Praktischen sich gründet, aufgehoben. Nach allen diesen Richtungen mufs die Naturphilosophie, in welchen Gestalten sie sich auch neuerdings hervorgebracht hat — ob in Uebereinstimmung mit der orthodoxen Dogmatik oder nicht, ist ganz gleichgültig für das Princip — bekämpft werden, sonst kann die Wissenschaft der Philosophie und Theologie keinen Fortschritt machen.

Wir hören die Nachklänge — freilich nur Nachklänge, denn der Verf. hat sich des Princips nie bemächtigt — der Naturphilosophie, wenn der Verf. von dem Intramundanen (dem Aufsergöttlichen) und dem Extramundanen (dem Göttlichen) und der Verklärung jenes durch dieses, der Zurückführung jenes zu diesem sich vernehmen läfst; wir hören die verhallenden Töne jener Philosophie, wenn der Verf. sagt, „ehe eine Wiedergeburt geschieht, ist der Geist wie ein Product der Natur am Menschen, und erwacht erst mit der Wiedergeburt zu jenem Leben, das seine Kraft in ihm selber hat, ein αὐτοκίνητον ist" (S. 9). „Die Gabe der Wiedergeburt ist jene Geistesgabe, welche, aufhebend alle Last des Geistes, mit jener Natur beschenkt, deren Anfangsfaden in ihr selber, die ἑαυτὴν κινοῦσα ist" (S. 13). Die Wiedergeburt ist wie Christus selbst für die Naturphilosophie die absolute Synthesis des grofsen Weltprocesses, die in der Thesis an sich schon mit enthalten ist und alsbald zur harmonischen Versöhnung des Entgegengesetzten heranreift, so wie die Antithesis in ihrem ganzen Ernste gesetzt ist. Weil sie in der Thesis an sich gesetzt ist, ist sie das αὐτοκίνητον. „Der wahre Geist des Wiedergeborenen ist, als ob er von jeher durch sich selbst wäre" (S. 9). Alle Momente des Processes der Naturphilosophie überschauen wir in folgenden Worten des Verf., mit denen er die Stelle Joh. 6, 44—46 commentirt: „da der Vater als der Schöpfer betrachtet werden mufs, wie er dies doch in Wahrheit ist, so macht sich auch alsbald die Forderung geltend, dafs er als Grund und Geber aller Substantialität, welche in der Schöpfung und also auch im Menschen ist, gedacht werden müsse. Der natürliche, d. h. der genetische Zusammenhang der Welt mit Gott ist der Zusammenhang durch den Vater, während der Zusammenhang mit Gott

Digitized by Google

ch den Sohn ein Hinzukommendes, Neues, Umgeltendes ist. In unsrem Geiste, können wir sagen, hnt der Sohn; das aber, was durch unsere Adern fst, was in uns als Seiender lebt, ist der Ausflufs n Vater, ist daher auch in einem gewissen Sinn der ter selbst. Was sich folglich im Vater regen mag, von dessen Einflufs auf uns dürfen wir versichert ı. Wie der Geist einer Krankheit bald Hitze, bald ıst erzeugt, so arbeitet auch in steter Bewegung ch Gegensätze hin der Wille, die Tendenz des Va- ı in der Natur-Basis unseres Geistes auf und nie- . Denn immer hofft er dadurch in uns das Be- stsein unserer Halbheit, unserer Inconvenienz an- egen, auf dafs wir daran denken, das, was von ihm ıns ist (und das ist Alles, was wir haben), in uns ch seinen Stachel demjenigen zuzuführen, der sich Rathe der Ewigkeit dahin mit ihm besprochen hat, die Wohnung der Gottheit d. h. den Menschen zu ıplementiren, dafs von nun an wieder der Vater Wohlgefallen in seinen Geschöpfen hausen könnte. — Darum mache, dafs, wie der Vater in dir reifst l sticht, so der Sohn in dir sänftige und mildere. ɔr an ihn glaubt, der hat das ewige Leben. — Der tler ist unmittelbar unser geworden. Seine Persönkeit strömt ganz in die unsrige über und macht sie der brennenden und verzehrenden des Vaters geıt. Der sich uns so aber unmittelbar ganz geɔnkt hat, schenkt auch seine Theile uns unmittel: sein Fleisch, sein Blut und sein Wasserbad" 26—28). Wer fände hiezu nicht das Original?! ganze Procefs ist übrigens als ein natürlicher, unelbarer, äufserlich ergreifender gedacht; das Vertelnde, der Wille, durch welchen Alles für den nschen erst sittliche und religiöse Bedeutung erɜt und wodurch der Mensch erst auf Beides Anıch hat, ist geradezu übersprungen oder zur leeı Potenz herabgesetzt. Ja so sehr wird alles Verelnde übersehn, dafs der Verf. bei der Erklärung Stelle ἡ ἐμὴ διδαχὴ οὐκ ἐστιν ἡ ἐμή so auslegt: eine Lehre ist nicht die meine: es ist die meiner ης mit dem Vater. Durch mich thue ich gar ıts. Ich bin völlig willenlos, ich bin nur da, um eiden, zu dulden, zu erfüllen. Wer mir, dem *nur* kündenden, dem *nicht* magisch oder mysteriös oder ndwie Wirkenden, folgt, dem wird die ἑνότης selbst rnehmbar, fühlbar machen, dafs sie mit ihm sei" 19). Wir sehn, wie dieser Standpunct die Beıng, die er einmal Christo giebt, im nächsten Auılicke ihm wieder entzieht; denn zwar hat die Nahilosophie ihr grofses Interesse an ihm, weil er absolute Synthesis vollzieht, aber diese ist an sich ı schon in der Thesis enthalten, und könnte ohne Ansich nicht wirklich werden, daher dieses auch las absolut Wirksame in den Vordergrund treten ı; dafs dies bei Herrn v. Schaden in dem Mafse, eben gezeigt worden, der Fall ist, schreibt sich ır, dafs er auch der Antithesis, welche in dem inalwerk der reale Grund oder das conträre Prinɔeherrscht, nicht den tiefen Ernst und die Erregung der den allgemeinen Umsturz des Seins herbeiführenden Katastrophe zuschreibt. Der Verf. schreibt seiner Gemeinde vor im 5. und 6. Kanon, sich der Erwähnung des Teufels und der Erbsünde zu enthalten. „Ihr Wesen als Erbsünde trägt nur im relativen Verhältnifs zum Christ die Stütze seiner Wirklichkeit" (?) S. 72. Indem er so den Ernst der Antithesis aufgegeben hat, hat der Verf. die mächtigen, alle Aeonen des vorweltlichen, alle Zeiten und Perioden des weltlichen Daseins unter sich vertheilenden Züge des speculativen Systems der positiven Philosophie, in eine dumpfe Enge zusammenschrumpfen lassen, in der die kämpfenden Potenzen sich zu nahe berühren, und keinen Raum für historische Construction übrig lassen. Welch schwacher Nachhall der grofsen Versöhnungshymne, welche die endliche Auflösung aller Spannung feiert, wenn Hr. v. Schaden sagt: „der Mittler macht, um kühn zu sprechen, Beiden (Gott und dem Menschen), etwas vor, wovon sie Beide glaubten, dafs es gar nicht zu thun, zu wirken wäre. Nun fehlt es Beiden an Wendungen zur Entschuldigung, sie müssen es ihm Beide nachthun. Als ἓν mit dem Sohne ist es natürlich, dafs der Vater sich auf keine Weise gegen den versöhnenden Procefs sträuben werde. Wohl aber thut er dies als verletzter Gott und Schöpfer, so dafs er nur der Nothwendigkeit von der durch den Sohn erfüllten Gerechtigkeit nachgiebt" (S. 19).

Wenn die positive Philosophie kühn alle Räthsel löst, und bis in die anfängliche absolute Ewigkeit zurückgehend, den Sohn, das ideale Princip, von seinem Sein als actus purus bis zu seinem selbstständigen Herrsein *in* Gott verfolgt, so legt der Verf. den Finger auf den Mund, und wagt nicht, das Geheimnifs enthüllt zu schauen: „der geschichtliche Procefs (im höchsten und ausgedehntesten Sinn), ist ein grofses, continuirliches, einheitlich aus Gott emporgestiegenes Gewächs. In diesem universellen Procefs ist, wie im Pflanzenreich z. B. die Atmosphäre oder das Licht, ein modificirendes, weiter bewegendes, influenzirendes Moment und Individuum. Dies ist der Sohn. Wie dieser sich zum Brunn des Anfangs verhalte, dies ist, was dahin gestellt bleiben soll" (S. 21). Auch das Geheimnifs der Dreieinigkeit, an deren successive Evolution die positive Philosophie die unterschiednen Momente ihres aufsteigenden Processes knüpft, wagt der Hr. Verf. seiner Gemeinde kaum zu deuten, nicht anders als so, dafs er das Geheimnifs in das Gewöhnliche herabzieht (S. 70 u. 71).

Wir sind also weit entfernt, in dieser Schrift den stolzen Bau, die alle Räthsel kühn auflösende Construction der Naturphilosophie erkennen zu wollen, die stolze Wölbung ist zusammengesunken, die grofsartigen Verhältnisse sind aufgehoben, statt der mächtig aufstrebenden Pfeiler sehn wir elende Pilaster, und das schlecht begründete Fundament droht den Einsturz des Gebäudes. Wenn auf ein System von Dogmen, das seine Principien bis auf die vorzeitliche Ewigkeit zurück- und durch alle Weltalter der Natur und des Geistes als die wirksamen Mächte hindurchzuführen

Digitized by Google

sich getraut, der Urheber der positiven Philosophie seine höchste, allem Streit entnommene Form der Kirche gründet; eine Form, die dadurch die absolute sei, dafs sie die andern entgegengesetzten Formen in sich aufhebt und nichts verloren gehn läfst, was je Wissenschaft für die Kirche errungen hat: so verfällt Hr. v. Schaden bei seiner Ohnmacht, die entliehene Anschauungsweise in ihrer ganzen Kraft sich anzueignen, in den kleinlichsten, schwächlichsten Pietismus, der sich aller Bestimmtheit der Lehre entzieht, sich in krankhaft wollüstigem Gefühl um seinen Christus herumschmiegt, um immermehr in Ewigkeit in die Tiefen der Sohnschaft einzudringen, und „von seiner Einströmung sich immer reicher, stärker, unendlicher füllen" zu lassen (S. 9, 10). Das Ganze wird als ein theoretischer Genufs vorgestellt, wie denn auch das Bekenntnifs, in welchem die Gemeinschaft mit der Kirche ausgesprochen wird, ein theoretisches ist; die gleiche Bestimmung hat daher auch das Wachsthum des Wiedergebornen: „um glücklich sein zu können, mufs er alle Ewigkeit hindurch neues πλήρωμα empfangen" (S. 10). Im Uebrigen deckt der Verf. seine Schwäche und die Schwäche seiner Kirche mit dem weiten Mantel evangelischer Freiheit zu, jenes Eine Bekenntnifs des Christus (im oben entwickelten Sinne) ausgenommen, läfst er alle Bestimmungen der Lehre frei. Die Mysterien, Taufe und Abendmahl, sollen in heiliger Scheu begangen werden, und jenen wollüstigen Zusammenhang mit Christo nähren; welchen Sinn Einer sonst hineinlegen wolle, stehe ihm frei. Der Hr. Verf. führt unter seinen Bibeldeutungen durch, wie schon unter den Aposteln (Johannes — Matthäus und Marcus — Lucas und Paulus) das Mysterium des Abendmahls je nach ihrer verschiedenen Geistes-Individualität verschieden aufgenommen worden sei (S. 34 — 42. Verkehrteres, als auf diesen Seiten steht, ist vielleicht nie gesagt worden). Am besten dünkt es dem Hrn. v. Schaden, alle jene verschiedenen Sinne zu vereinigen, und hier scheint ein ganz krasser naturphilosophischer Standpunct durch, wenn er sagt: „denn nur die Existenz des Menschen in ihrer Gesammtheit kann Gott erkennend betasten; eine einzelne Energie menschlichen Wesens macht Gott immer zu einem geringern als er ist, wenn sie sich ihm in seinem Wesen nahn will" (S. 41). Ceterum censeo: „Ja da ist des Herrn Kirche, wo die auf ein Unaussprechliches vereinigte Menge sich versenkt in die Sohnschaft, und jedes Glied von all seinen Gedanken über die Mysterien wie von Zufälligkeiten denkt, womit seine unerfahrene Kindheit spielt" (S. 13, 14). Diese Kirche des Herrn ist nun echt republikanisch, jeder Wiedergeborne ist ein Priester in Ewigkeit, ein Melchisedek. „Wenn wir auf unser Recht verzichten, so ist es die Knechtsgestalt unsres Geistes, welche so umringt ist mit Fleisch, dafs sie des äufsern Gesetzes, des äufsern Mafses, der äufsern Ordnung, des religiösen Rhythmus begehrt" (S. 13). Auch in Absicht auf den Staat ist der pietistische Verf. der Demokratie, „der vollen Brüdergleichheit" (in einer Anmerk. S. 49, er beruft sich auf die Apokalypse) zugethan, doch ist nichts von ihm zu befürchten, sein erster Kanon für die ewige neute Fassung des protestantischen „Kirchenlebens" ist: „Alle Institutionen dabei zu belassen, wobei sie sind" (S. 66). Denn auch hier zeigt er sich positiv: „Jede wahre Evolution, die nicht Revolution ist, beginnt nicht mit Abolition, sondern mit anerkennender Ponirung des Seienden". Aber das erregt wohl mit Recht unsern Verdacht, dafs er sehnsüchtig sich nach dem Orient (eine neue geographische Eintheilung der Welttheile s. S. 52, hier (S. 57) meint er den „Sinismus" und die Mongolen) umsieht, ob nicht Völkerbewegungen „unsre occidentalischen Wohnsitze erfrischen und neu beleben" wollen. Der Verf. weissagt aus den jetzigen Zuständen eine grausige Zukunft, aber mal da der Mensch bei seinem steten Streben nach vorwärts seine eignen Kräfte kennen lernt — „und diese sind grofs, da wir die Ebenbilder Gottes sind" — und da er, indem er seine Ansprüche befriedigt und seine Rechte anerkannt findet, in Hochmuth verfällt, „welcher nicht zu lange braucht, um sich jedes Verbrechen für erlaubt zu halten" (S. 58); schon sieht der Verf. die apokalyptischen Unthiere, die er speculativ construirt, aus den Abgründen des Meeres hervorsteigen (S. 61, 62 Anmerk.), er sieht, dafs mit unsrer Epoche, „wo die absolute Verneinung der Gottheit Christi hervorgetreten ist, der Gipfel für die negative Seite des entfesselten Geister-Menschen" (!) d. h. der Antichrist gekommen ist. Und schon sollte man meinen, der Verf. wolle, diese Schrecken fliehend, „heute auf eigne Faust aufbrechen, den armen Fulla's in Afrika das Wort zu predigen mit freudigem Aufthun seines Mundes und auch sie theilhaftig zu machen der geheimnifsvollen Nähe des Gottes" (S. 33), da fällt ihm die Zauberformel ein, mit der er alle Schrecken der Wüste bannt. „Denn auf das Verneinendste, was es giebt, gehört als ἀντίδοτον nur das Aller-Positivste, was mag gefunden werden. Christus mufs aber die *personificirte Positivität* genannt werden" (S. 63). Doch armer Magus, man spottet deiner Zauberformel, binde sie dir als Amulett um, damit du selbst in den letzten Zeiten sicher seist, vor Allem hüte dich selbst vor Hochmuth, den du so verabscheust, oder meinst du, bei dir sei er ein Verdienst? „Denn die Leugnung des Christs in seiner Würde", sagst du, „ist im Geistigen eine so unermefsliche Uebelthat, dafs ihr gegenüber alle, die Gottheit Christi Bejahenden ein so Herrliches und Gutes thun, dafs jede übrige Differenz der letztern unter einander äqual Null wird und deshalb keine Veranlassung zur Spaltung geben kann und darf". Vor Allem sei eingedenk, woher du deine Stärke hast, best und ob du die rechte Stärke hast, und hüte dich, dafs du durch dein schwach Gefäfs, in der du fremde Stärke aufnimmst, nicht diese selbst verunehrest.

A. Schmidt.

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher
für
ıissenschaftliche Kritik.

October 1842.

XLIV.

ndbuch für Reisende in Griechenland von Dr. 'oh. Ferdinand Neigebaur und Ferdinand ll denhoven. Zwei Theile. Leipzig, 1842. *lei Brockhaus.*

Es kann wohl darüber kein Zweifel sein, dafs ein sehandbuch, wie das vorliegende, nicht blofs als ünscht, sondern sogar als nothwendig und gera- ı einem Bedürfnisse entsprechend angesehen werden se, nachdem einestheils es so gewöhnlich geworden, :chenland zu besuchen, anderntheils so Manches vereinigt hat, eine Reise nach Griechenland noch ›nders zu erleichtern. Aber eben so wenig kann über ein Zweifel sein, dafs es keine leichte Aufgabe ein erstes Werk dieser Art herauszugeben, indem nicht an Anlafs fehlen konnte, statt zu Wenig, im ;entheile zu Viel zu geben, namentlich aber, inso- ı es schwierig war, die Materialien für einen ersten 'such dieser Art zu erlangen. Denn theils dürfte überhaupt an dergleichen Materialien zur Zeit noch en, theils sind die Quellen nicht zugänglich, welche ı hierbei zunächst zu benutzen hat. Nicht blofs ıer erschienene geographische, historische und sta- sche Schriften und Nachrichten bieten sich hier Quelle der Benutzung dar; auch die unmittelbare ;enwart im Lande selbst und der Vortheil der Au- ıie mufs, bei einem nicht gar zu kurzen Aufenthalte elbst, dazukommen, um das, was man aus Büchern ıommen, durch Selbstanschauung, durch eigenes dium u. s. w. berichtigen, in ein besseres Licht stel- und klarer auffassen zu können; endlich aber sind h Mittheilungen von Seite der Regierung des Lan- von welchem es sich handelt, und seiner Behörden : höchst erwünschte Zugabe. Dies Letztere mufs ›nders von Griechenland gelten, wo aufserdem über ıches mit Bestimmtheit Nichts zu erfahren sein dürfte; und die Herausgeber rühmen auch hier Th. 1. S. 2. die wohlwollendste Unterstützung der griechischen Regierung, „durch welche sie viele bisher noch unbekannte statistische Notizen erhalten haben". Auch war es jedenfalls nicht unvortheilhaft für diesen ersten Versuch eines Handbuchs für Reisende in Griechenland, dafs daran der zweite, auf dem Titel genannte, inzwischen verstorbene Herausgeber, Ferd. Aldenhoven, Antheil genommen hat, der, auch wenn die von ihm früher gelieferten Beweise thätiger wissenschaftlicher Beschäftigung mit Griechenland vielleicht von Manchem überschätzt worden sein sollten, doch immer im Stande war, über Vieles erwünschte Auskunft zu ertheilen. Beide Herausgeber haben nun, wie es in der Vorrede zum ersten Theile S. VII heifst, gemeinschaftlich versucht, dem Reisenden nach Griechenland ein Reisehandbuch mitzugeben, welches ihnen für einen nützlichen Aufenthalt daselbst ein zweckmäfsiger Führer sei, hierbei übrigens nur das Bedürfnifs des Reisenden von allgemeiner Bildung, der ohne besondere wissenschaftliche Zwecke reist, im Auge gehabt und nur auf das sich beschränkt, was jedem gebildeten Reisenden von Griechenland zu wissen und zu sehen am nöthigsten ist. Zu diesem Zwecke haben sie im ersten Theile „alles das zusammengestellt, was zur vorbereitenden Kenntnifs des Landes und dazu nothwendig ist, um den Reiseplan zu entwerfen", wogegen der zweite besondere Theil „die Beschreibung der einzelnen Orte und anderer sehenswerthen Gegenstände, welche der Reisende auf dem gewählten Wege im Inneren berührt, zum Gebrauch an Ort und Stelle alphabetisch geordnet", enthält.

Rec. ist weit entfernt, dem vorliegenden Reisehandbuche durch Griechenland die Mängel eines ersten Versuchs besonders vorhalten und das Verdienstliche der Arbeit verkennen zu wollen; vielmehr erkennt er das Verdienstliche dieses ersten Versuchs an, auch wenn

Digitized by Google

er die Mängel desselben eben so wenig verkennen kann. Im Allgemeinen will es ihm nämlich scheinen, als ob die Herausgeber schon insofern zu Viel gegeben hätten, als sie einestheils in diesem Reisehandbuche auf das alte Griechenland und die alten Griechen auch dann zu viel Rücksicht genommen haben, wo in den Verhältnissen der Gegenwart kein Grund dazu vorhanden war, anderntheils aber in geographischer Beziehung nicht auf das jetzige Griechenland allein sich beschränkt, sondern auch benachbarte Länder mit in den Kreis der Betrachtung gezogen haben. Mag es auch oft schwer sein, geradezu behaupten zu wollen, dafs dies und das nicht hergehöre, so fühlt und sagt man es sich doch beim Lesen selbst, dafs Manches hier fehlen könne, fehlen müsse, dafs die Darstellung für ein Reisehandbuch und namentlich für Touristen von allgemeiner Bildung zu ausführlich sei, und dafs es zu sehr auf nicht hergehörige Einzelnheiten Rücksicht nehme. Man wird in der That oft zweifelhaft, was eigentlich den Herausgebern Hauptsache gewesen sei, ob die Gegenwart Griechenlands, die Geschichte des Mittelalters, oder die älteste Zeit, und man findet wenigstens hier und dort, wie zu sehr zum Nachtheile der Gegenwart die Geschichte des Mittelalters und der ältesten Zeit, mit der Mythologie, der Culturgeschichte u. s. w. der Hellenen, ungebührlich bedacht worden ist, wenngleich im Allgemeinen anzuerkennen ist, dafs gerade bei Griechenland die Gegenwart nicht recht verstanden werden kann ohne Kenntnifs des Alterthums und der Vergangenheit überhaupt. Hatten nun aber die Herausgeber solche Leser vor Augen, denen jenes bessere Verständnifs nöthig, denen es Bedürfnifs ist? Rec. möchte dies für gewöhnliche Touristen bezweifeln. Was soll also hier (Th. 1. S. 38—75) die Geschichte Griechenlands von der Herrschaft der Macedonier an bis ins 18te Jahrh., und zwar in diesem Umfange und mit diesen Einzelnheiten? ja was sogar der, übrigens nicht zu ausführliche Abschnitt (S. 26—33) über die griechische Sagenzeit und die Einleitung in die Geschichte Griechenlands, und der (S. 33—37) über Griechenlands Wachsthum und Blüthe? In einigem Widerspruche mit jener Umfänglichkeit und Ausführlichkeit, namentlich was die Geschichte Griechenlands unter den griechischen Kaisern und unter den fränkischen Eroberern anlangt (S. 45—70), stehet die Kürze, womit die Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands (S. 77—87) behandelt wird. Ob für das Eine und Andere zur Erklärung und Entschuldigung gereiche, was S. 25 u. 88 bemerkt wird, dafs nur habe versucht werden sollen, auch in Anführung der Geschichte von Griechenland dem Reisenden das Nothwendigste, und so viel Namen und Jahreszahlen als möglich, mitzugeben, um an Ort und Stelle erforderlichen Falls nachschlagen zu können, wenn er sich in der Vergangenheit orientiren wolle, läfst Rec. dahingestellt sein.

Ferner ist in dem Capitel über die Bewohner Griechenlands (Th. 1. S. 171 f.) Viel, offenbar theils gar nicht, theils wenigstens nicht in diesem Umfange hierher Gehöriges über die alten Griechen, über altgriechische Kunst und Künstler des alten Griechenlands, über wissenschaftliche Leistungen der alten Griechen u. s. w. enthalten; dabei wird S. 210 f. über den griechischen Freiheitskampf wiederholt, was schon S. 77 f. mitgetheilt worden war; und auch an andern Orten wird zu viel Altgriechisches beigebracht, z. B. S. 333 f., wo von der Finanzverwaltung des jetzigen griech. Staates die Rede ist und die Herausgeber nun auch der alttrojanischen Münzen ausführlicher gedenken. Dahin gehört wohl auch bei der bewaffneten Macht (S. 356 f.) die alten Phalanx gedacht werden sollen, und vielleicht um so weniger unzweckmäfsig, als es ja auch im neuen Griechenland eine Phalanx giebt!

Was die obengemachte Bemerkung anlangt, dafs in geographischer Hinsicht die Herausgeber zu wenig auf Griechenland selbst, d. h. auf das Königreich Griechenland, mit welchem allein das Reisehandbuch es zu thun hat, sich beschränkt haben, so enthält der alphabetisch geordnete zweite Theil desselben genug Belege hierfür, wie denn freilich auch hier, z. B. bei Athen, zu viel alte und mittelalterliche Geschichte und hellenische Mythologie sich findet, was um so störender ist, als davon schon im ersten Theile bei der Geschichte Griechenlands Manches erwähnt worden ist, während auch sonst in diesem ziemlich ausführlichen Artikel über Athen (er geht von S. 50—126) S. 69 u. 71 Wiederholungen sich finden. Selbst ganze Artikel dürften, gleichsam als zu altgriechisch, in diesen zweiten Theil gar nicht gehören. So z. B. die Art. Arethusa, Boeotien, Doris, Hellas, Hippokrene, Kalydon, Kastalische Quelle u. a., oder sie mufsten mindestens nur ganz kurz abgefertigt werden. Dagegen als dem Königreiche Griechenland nicht angehörig, und also auch nicht hierher

Digitized by Google

hörig, möchte Rec. die Artikel Athos, Cattaro, Illy-
n, Istrien, Jonien, jonische Inseln (so wie die Art.
er die einzelnen derselben), ferner Kreta, Macedo-
n, Montenegro (worüber übrigens, als die neuste
hrift, die von Stieglitz: „Ein Besuch in Montene-
o", 1841 zu erwähnen war), Prevesa, Ragusa, Sa-
ichi, Tempe, Thessalien, Triest, Zara u. a. be-
chnen.

Sieht Rec. im Uebrigen von demjenigen ab, was
Herausgeber nach seiner Meinung hätten von dem
isehandbuche ausscheiden sollen, und hält er sich
iglich an das, was übrig bleibt, so hat er in dieser
ziehung noch besonders zu bemerken, dafs die Dar-
llung mitunter zu ausführlich ist und gar zu sehr
Einzelne eingeht (vgl. I, 21), dafs sie oft Alles
ereinander mengt, und nicht selten ohne alle Kritik
führt. Dies gilt zunächst von den literarischen
chweisungen, welche im ersten Theile, S. 425—436.
den wichtigsten Schriften zur Kenntnifs Griechen-
ls gegeben werden. Ihre nicht zu läugnende Un-
lständigkeit kann Rec. schon nach dem S. 2. von
Herausgebern Bemerkten nicht tadeln wollen; aber
nufs es rügen, dafs darin Alles unter einander ge-
fen ist, Altes und Neues, Politisches und Histori-
es, dafs auch hier Manches gar nicht hergehört,
l es nicht Griechenland, namentlich nicht das neue,
rifft, und mit dem Zwecke des Reisehandbuchs
ost nicht in Verbindung steht. Was z. B. sollen
: Schriften über Slavonien und Croatien (S. 428)?
, streng genommen, politische Schriften über die
echische Revolution von 1821? was Schriften, wie
Müller's Geschichte der hellenischen Stämme (S. 428)?
; die ähnlichen Schriften von Reinganum und Becker
429 und 434)? was Münch's Schrift über die Tür-
kriege (S. 428)? was im Allgemeinen die Philhel-
enschriften? u. s. w. u. s. w.

Dafs oft ganz unkritisch verfahren worden, geht
3. daraus hervor, dafs S. 428 eine Schrift von
ug, angeblich aus dem Englischen übersetzt, er-
int wird, die nur die Uebersetzung der kurz vorher
achten Schrift von Stourdza, La Grèce en 1821,
Wo der Titel der Schrift über deren Inhalt nicht
klärt, wäre eine kurze Andeutung darüber gerade
an ihrem Orte gewesen, wenn es nicht vielmehr
ser gewesen wäre, die Schriften, welche die Her-
geber zu bestimmtem Zwecke und nach festem
Plane hier aufnehmen wollten, auf ähnliche Weise zu
classificiren, wie der Unterzeichnete in seinen „Beiträ-
gen zur besseren Kenntnifs des neuen Griechenland's"
(1831), S. 173 f. in Ansehung der über das neue
Griechenland seit 1821 erschienenen Schriften gethan
hat. Auf Nachträge und Berichtigungen im Einzelnen
kann und will Rec. sich hier nicht einlassen, wie we-
nig es auch hierzu an Anlafs, im Allgemeinen und be-
sonders insofern fehlt, als gerade hier genug störende
Druckfehler in den Eigennamen sich finden; nur was
die in der Nachweisung mit berücksichtigten Reise-
beschreibungen durch Griechenland betrifft, verweist
Rec. für den Fall einer zweiten Ausgabe des vorlie-
genden Reisehandbuchs, bei welcher Viel zu bessern
und nachzutragen sein wird, auf die Gesammtrecension
aller Entdeckungsreisen in Griechenland, von Kruse,
in der Hall. Allg. Lit.-Zeitung 1836, 39 und 40.

Ferner bemerkt Rec. noch Folgendes: Thl. I,
S. 221 f., wo von den Bewohnern Griechenland's die
Rede ist, erwähnt das Handbuch zwar die Neugrie-
chen, Albanesen und Franken, unterläfst es aber, be-
sonders noch der, allerdings zur Zeit nur nomadisch
lebenden, aber von den andern Bewohnern mehrfach
und wesentlich sich unterscheidenden Wlachen zu ge-
denken. Die Phanarioten werden S. 245 in ihrer Be-
deutung, namentlich der politischen, nicht genug her-
vorgehoben. Mehr findet sich im zweiten Theile S. 188
und 189, wo es aber jedenfalls nicht hingehörte. Die
kurze Andeutung über die Katastrophe des Präsiden-
ten Capodistrias ist nicht richtig; haben ihn denn die
Primaten ermordet? S. 84 ist die Sache richtig er-
zählt worden. Bei Gelegenheit des über die griechi-
sche Kirche S. 280 Bemerkten war wohl auch die
kirchliche Eintheilung des griechischen Staats, wenn
nicht nach der neuesten Verordnung vom J. 1841, doch
nach der vom J. 1833 zu erwähnen. S. 284 sind die
Zeiten merkwürdig untereinander geworfen; das da-
selbst erwähnte literarische Blatt, der Merkur, ist je-
denfalls der Λόγιος Ἑρμῆς, der jedoch nicht in Grie-
chenland nach 1821, sondern in Wien seit 1810 einige
Jahre lang erschien. Die sonstigen literarischen Noti-
zen S. 284 sind höchst dürftig und zugleich fehlerhaft;
aus Skarlatos Byzantios werden zwei, ein Skarlatos
und ein Byzantios, gemacht*); unter Panagiotis ist

*) Aehnlich S. 367 des zweiten Theils, indem hier aus dem

Digitized by Google

Panagiotis Sutsos gemeint; statt Rizos Kerulas muſs es heiſsen: Rizos (oder Risos), und die Schriftstellerin Kaïris heiſst nicht Evandria, sondern Evanthia. Diese Druckfehlerberichtigungen macht Rec. nur ganz gelegentlich; er wüſste sonst in der That nicht, wo anfangen und wo aufhören. Aber störend bleibt es jedenfalls, in einem sonst höchst geschmackvoll gedruckten Buche zu finden: Pyraeus (statt Piraeus), der Pnyx (statt: die Pnyx), Katavothron (statt Katavothra), u. s. w. u. s. w.

Andere Berichtigungen will Rec. wenigstens kurz andeutend erwähnen. Th. I S. 24 heiſst es, daſs beinahe das Wichtigste der griechischen Sehenswürdigkeiten um die Akropolis (von Athen nämlich) zusammengedrängt sei, daher man in Athen von dem alten und neuen Griechenland wenigstens eine oberflächliche Ansicht erhalten könne. Von welchen Sehenswürdigkeiten ist die Rede? und wäre die gerühmte Ansicht nicht wirklich zu oberflächlich? Nach S. 24 liegt die Insel Syra mitten im Peloponnes; es wird wohl heiſsen sollen: im Archipelagus. Zu S. 33 ist zu bemerken, daſs der griechische Freiheitskampf im J. 1821 seinen Anfang nahm. S. 77 wird die in Wien 1814 gegründete ἑταίρια φιλόμουσος erwähnt, nicht aber der φιλικὴ ἑταίρια gedacht, welche allein von Grund aus mit politischer Tendenz, den Freiheitskampf herbeiführte, nicht aber die in eine militärische umgeänderte ἑτ. φιλόμουσος. War übrigens unter den Mitgliedern dieser letzteren wirklich auch, wie es S. 77 heiſst, der gegenwärtige Generalconsul Theocharis in Leipzig? S. 130 wird eine mineralische Heilquelle in Lipso-eudipso auf der Insel Negroponte erwähnt; der Ort heiſst jedoch Aedipsos (vgl. Thl. II S. 4 f.). Zu S. 231 bemerkt Rec., daſs ἡ μακαρία das Leichenessen, der Leichenkuchen heiſst, und zu S. 241, daſs die Griechen das bekannte: Δεῦτε, παῖδες τῶν Ἑλλήνων κ. τ. λ. nicht so aussprechen, wie hier angegeben worden ist, da sie den Spiritus asper nicht mit hören lassen. Die Armatolen entstanden aus den Klephten (S. 242, vergl. S. 243 und 356); die Primaten heiſsen Proestoi, Proesti, nicht Praestoi (S. 246), oder mit einem türkischen Worte: Kodschabaschi's, nicht Kadjabaschi's (S. 247 und 251). S. 261 wird ein District Zacoyna erwähnt; es muſs heiſsen: Zakonien, oder: Tzakonien (vgl. Thl. II S. 521), ferner ein District Gastagni, während es heiſsen muſs: Gastuni. Der Theil der griechischen Agende (S. 274) heiſst nicht Mineon, sondern Minaeon (Μηναῖον); das geistliche Seminar (S. 283) war nicht zu Paros, sondern zu Poros, u. s. w. u. s. w.

Ueber die Art und Weise, wie hier die griechischen Eigennamen geschrieben werden, muſs Rec. noch Einiges erwähnen. S. VIII f. der Vorrede des ersten Theils wird bemerkt, daſs es auffallen könnte, daſs die Orte nicht entweder ganz nach den alten, d ganz nach den jetzigen Namen ausgeführt worden; d deſs seien die Verf., zur Bequemlichkeit des Reisen meist darnach gegangen, wie diese Orte u. s. w. gewöhnlichsten in Griechenland genannt werden. D ist gewiſs auch sehr richtig, an sich und namentlich einem Reisehandbuche; und es sollte in der That leitender Grundsatz befolgt werden, die griechisch Eigennamen überhaupt, nicht bloſs die Ortsnam so zu schreiben, wie die Griechen selbst sie auss chen. Ob auch mit der griechischen Endung (auf statt us; auf is, statt es; u. s. w.), läſst Rec. da gestellt sein, möchte es jedoch ebenfalls als zwe mäſsig und nothwendig erachten. Aber nicht über bei den Ortsnamen haben die Verf. jene Ansicht fe gehalten, und nicht immer haben sie z. B. da, wo Griechischen ein B ist, ein V im Deutschen gesetz auch hätten sie von dieser Ansicht bei den Namen Personen ausgehen, also z. B. nicht Pietro oder Pet sondern Petro oder Petros, nicht Demeter, sonde Dimitrio oder Dimitrios, u. s. w. schreiben sollen Möglichste Consequenz hierbei dürfte nicht bloſs ei Tugend, sondern vielmehr eine Nothwendigkeit sein.

Zum Schlusse kommt Rec. nochmals auf den In halt des ersten Theils zurück. Worin dieser Inhalt im Allgemeinen bestehe, ist schon oben kurz erwähnt worden; er hält es aber für um so nothwendiger, desselben noch besonders im Einzelnen zu gedenken, weil gerade der Inhalt dieses ersten Theils einerseits vornehmlich geeignet ist, namentlich Demjenigen, der eine Reise nach Griechenland beabsichtigt, über die historischen, geographischen, statistischen und Culturverhältnisse des Landes zu unterrichten, andererseits gerade dieser erste Theil in der Zusammenstellung der behandelten Gegenstände viel Verdienstliches enthält. Diese Gegenstände sind nun: Anleitung zum Reisen in Griechenland; geschichtliche Uebersicht des Königreichs; allgemeine Beschreibung des Landes, nebst Uebersicht der Erzeugnisse und einer Abhandlung über die Bewohner desselben; Verfassung des Königreichs, Eintheilung des Landes, Verwaltung des Staats, Rechtspflege, Finanzverwaltung, Verwaltung des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, die bewaffnete Macht, der Handel, Gewerbthätigkeit und Landbau; das Reisen nach Griechenland; literarische Nachweisungen, und in einem Anhange Vorschläge zur Bereisung des Königreichs Griechenland und kurze Notizen über das Briefporto. Ein Register ist übrigens eben so dem ersten, als dem zweiten Theile beigegeben.

Das Verdienstliche der ganzen Arbeit würde jedenfalls offenbarer sein, wenn die Herausgeber im Allgemeinen streng an den Zweck eines Reisehandbuches, durch Griechenland sich gehalten und die Grenze zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig um so gewissenhafter festgehalten hätten.

Dr. Theodor Kind.

Archimandriten Dikaeos, der auch Pappa Flessas oder Papaflessas heiſst, ein Papas und Dikes gemacht worden.

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

XLV.

gische Untersuchungen von Adolf Trende-enburg. Erster Band. VIII und 322 S. Zweiter Band 369 S. Berlin, 1840. bei Gust. Bethge. 8.

Zweiter Artikel.

Der Ritter von Lang erzählt in seinen Hammel-ger Fahrten, (und Ref. erzählt es ihm, so viel von er Zeit her ihm noch erinnerlich davon ist, nach) der der Reisende, von dem er spricht, sei nach affhausen gekommen am Rhein und habe dort Lust ommen, vor dem Publicum als Taschenspieler auf-eten. Unter Trommelschlag wurde bekannt ge-cht, der angekommene grofse und berühmte Zau-künstler werde neben vielen andern, in Schaffhausen nie gesehenen Kunststücken eines zum Besten en, einzig in seiner Art, welches auch nur in Schaff-sen ausgeführt werden könne; er werde nämlich Rheinfall in seine Schnupftabakdose zaubern; man e nur genau Acht haben, ein Pistolenschufs werde Signal sein; sobald dieser falle, sei der Rheinfall 'er Dose. Nachmittags zur festgesetzten Stunde ammelte sich um das Gerüst des Wundermannes dichtgedrängte Schaar, Alles war voll Erwartung mäuschenstille. Die übrigen Zauberkünste wurden ger beachtet, sie traten zurück vor der Erwartung grofsen, einzigen Augenblickes, wo der Rheinfall in der Dose befinden würde. Man harrete ängst-und gespannt von Minute zu Minute, man zählte ugenblicke; kein Schufs wollte sich hören lassen. n wurde man ungeduldig, man fing an zu zwei-Einige wagten die Vermuthung, welche von Ande-wieder bestritten wurde, dafs der Künstler die ge blofs habe foppen wollen; man blieb aber und wartete von Neuem. Endlich, in dem Augenblicke der auf das Höchste gestiegenen Spannung und Ungewifsheit fiel, man wufste nicht, woher er kam, der längst ersehnte Pistolenschufs. Da brach die Menge in ein allgemeines Freudengeschrei und einen Jubel aus, der kein Ende nehmen wollte; man schwenkte die Mützen und Hüte, man fiel sich um den Hals und umarmte sich, und Einer rief dem Andern zu: Nun ist der Rheinfall in der Dose, der Pistolenschufs ist gefallen! Unter diesem Jubel verlief sich nach und nach die Menge; auch der Zauberkünstler war unter ihr verschwunden. — Ein ähnlicher Pistolenschufs ist jüngst in der wissenschaftlichen Welt gefallen; wir haben seinen Knall vernommen, und mit demselben ist Hegel's Philosophie zur gröfsten Freude, Genugthuung und Gemüthsberuhigung vieler wackerer Männer, denen ihr Bestehen und Dasein fortwährende Noth und Verdrufs verursachte, spurlos aus der Welt verschwunden. Der Rheinfall indessen ist geblieben, der schöne und herrliche Strom, dem gemeinsamen deutschen Vaterlande eine seiner schönsten Naturzierden, strömt unaufgehalten ruhig Tag für Tag fort; und wann wird er es einmal nicht mehr? Aber die Hegel'sche Philosophie? Mit dieser freilich sieht es schlimmer aus. Nachdem man sie einmal in die Tasche gespielt hat, wird sie, wenn sie nicht selbst daraus sich zu erretten vermag, für immer darin bleiben müssen. Es ist neben anderen minder bedeutenden Ankämpfern vornehmlich der Verfasser der logischen Untersuchungen, welcher, wo nicht schon durch diese selbst, doch wenigstens durch die kurz zusammengedrängte und fafsliche Darstellung der Hauptpuncte seiner Untersuchungen und ihrer unwiderleglichen Ergebnisse in der Neuen Jen. Litt. Zeit. (No. 97—99 d. J.) dieser schon vorher verurtheilten, gebrandmarkten und geächteten Phi-

Digitized by Google

losophie nun auch auf philosophischem Wege den Gnadenstofs gegeben und so ihr unseliges Ende um so gewisser herbeigeführt, als er die innere Unmöglichkeit ihres Bestehens sonnenklar bewiesen, und somit den hohen herrlichen Stamm, der aller früheren Hiebe bisher spottete, unbarmherzig zum Falle gebracht hat. Und auch der Jubel ist nicht ausgeblieben über das grofse Ereignifs, noch der Wiederhall des Triumphgeschreies. Ein Kampf dagegen ist schwer und mifslich. Denn wollte Ref. etwa auch einwenden und sagen, dafs dieser Fall und diese Ueberzeugung nur bewirkt sei für diejenigen, welche von der Hegel'schen Philosophie nichts oder von der Philosophie überhaupt nicht eben viel verstehen, so würde, da deren Anzahl Legion ist, sehr wenig damit geholfen sein; denn gerade um die Existenz und Anerkennung ist es zu thun.

Die Leser dieser Blätter erinnern sich vielleicht, dafs Ref. in seinem ersten Artikel über diesen Gegenstand nach einigen einleitenden Umständlichkeiten und einem vorläufigen Versuch, den Standpunct der schwer angegriffenen Philosophie, auf welchem sie ihr Bestehen hatte, einstweilen sicher zu stellen, sich des kritischen Manövers gegen den Gegner bediente, dafs er sogleich auf dessen eigene Philosophie oder vielmehr nur auf die Krone und Blüthe derselben, die Gestalt und Fassung des Absoluten und seiner Idee nach Form und Inhalt, losging, um aus der mehr oder minder annehmbaren und befriedigenden Beschaffenheit derselben den Leser rückwärts einen vorläufigen Schlufs auf die Art und Beschaffenheit der ein solches Resultat herbeiführenden Prämissen selbst machen zu lassen; dafs er aber erst für einen zweiten Artikel eine nähere Untersuchung der schweren Anklagen gegen die Hegel'sche Philosophie, wie eine schärfere Beleuchtung der eignen Philosophie und philosophischen Methode des Verfs. in jenen Prämissen versprach. Gerne hätte zwar Ref., welcher seine Zeit lieber auf die Ausarbeitung seiner eigenen Fassung des Systems der Philosophie und zunächst wenigstens der Grundzüge desselben verwendet hätte, auch jetzt wie schon früher sich an dem stillen Gewinne und Genusse genügen lassen, welchen er dankbar für die offene Kriegserklärung darin fand, dafs die aufgedeckte und klar vor Augen gelegte Gefahr ihn über ihre Gröfse und Bedeutung von dem Stachel einer Sorge befreite, den ihm die Unkenntnifs und das Schreckbild der nur ei drohenden öfter heimlich zu fühlen gegeben hatte. Er hätte deshalb, der eigenen Sicherheit und Unan fochtenheit in dem Bereiche seiner Lehre sich erfre end, lieber Andere und Jüngere auf dem Kampfplat gegen den schlimmen Gegner auftreten sehen und die Führung und Vertheidigung einer für die Grö ihres Namens und in der Welt erregten Aufsehen nicht immer gut und geschickt vertheidigten Sach gerne überlassen. Nachdem er einmal aber sich selb damit befafst hat, sieht er sich auch beim Worte g halten und erhält zur Beendigung des Begonnen zumal nach Erscheinung des Jenaer Artikels, dringend Aufforderungen, ja in demselben von dem seines Si ges gewissen Gegner selbst. Ref. mufs daher w neuem daran, wiewohl er noch immer die Hofnu hegt, dafs auch Jüngere und Rüstigere — und vo aus der älteren Schule, welche den tiefen, specul ven Sinn und die Energie eines ernsten, gründlich nur an das, was Sache der Philosophie und Wissen schaft ist, sich haltenden Denkens, wie gebührend bewahrt haben und nichts mit äufseren Lebensrücksi mit politischen oder religiösen Zeitinteressen von politischer Art und Tendenz zu schaffen haben wollen, — nicht ferner diesen theoretischen Kampf meiden, son dern sich ebenfalls aufmachen und was dem Ref. nicht gelingt oder der Raum hier auszuführen nicht gestat tet, zur Vollendung bringen werden. Denn für jetzt sieht wohl Ref. voraus, dafs er über die abgedrungene Nothwehr auch nicht viel weiter hinauskommen werde.

Ref. verhehlt sich indessen dabei auch ganz und gar nicht, dafs, wie ehrenvoll einerseits in dieser Sa che der Kampf und Streit ist und zwar durch die Sache selbst, welcher er gilt, andrerseits doch auch eine grofse Mifslichkeit daran hängt, wenn die umwundene Rede in ihrem Rücken etwa sich nicht sicher und gedeckt weifs. Ueber beide Puncte scheinen ein paar Worte der Erklärung nicht überflüssig als Vor erörterung und Uebergang zur Sache. Sein Ehrenwe les hat der Streit schon durch die Bedeutung u Wichtigkeit, welche der Gegner selbst der Sache b legt. Wir finden, dafs er seinen Jenaer Artikel ja auch die besondere Ueberschrift führt: „die logisch Frage in Hegel's Systeme. Eine Aufforderung ihrer wissenschaftlichen Erledigung") sogleich mit d

Digitized by Google

Vorten beginnt: „Wenn in der Logik über Hegel's ystem als System entschieden wird, so drängt sich ihr wie in einem Mittelpunkt ein grofses philoso- ıisches Interesse der Gegenwart zusammen", — und ıfs er auch weiterhin in seinem Versuch, „obwohl lbst Partei, über die Lage der Acten in der *logi- hen Frage* kurz zu berichten, indem er dadurch der *kwebenden Untersuchung* eine gröfsere Theilnahme gewinnen wünscht, als sie bisher fand", die Wich- ;keit der Sache sowohl als ihr Interesse für die Ge- ınwart an mehreren Stellen nicht wenig hervorhebt. m stärksten geschieht dieses vielleicht in der Stelle lo. 99, S. 413 fg.): „Noch nie hat die logische Frage der Geschichte der Philosophie eine solche Bedeu- ng gehabt als in der Gegenwart. Während sich der ampf „auf die Flanke der speculativen Theologie" ;worfen hatte, rückt er nun dem das Ganze stützen- n Centrum, der Logik, näher. Der Kampf um die ;ische Frage ist ein Kampf um den Bestand des stems. Von ihr hängen *alle* Consequenzen ab, die h aus Hegel entwickelt haben". Was aber hat sich ıht alles aus Hegel entwickelt, und entwickelt sich ıg für Tag noch auf's Neue, gleich dem brausen- n, wallenden, zischenden Meere des Dichters, „Und ll sich nimmer erschöpfen und leeren, Als wollte s Meer noch ein Meer gebären"? Und wie sollte auf ;njenigen, der den Kampf für eine solche Sache auf- nmt, oder „zur *wissenschaftlichen* Erledigung" der chtigen Frage dem Gegner sogar die Hand bietet, ch wenn er etwa dafür dankt, „*alle* Consequenzen, sich aus Hegel entwickelt haben", bei der Kampf- fnahme mit in den Kauf zu nehmen, doch nicht we- ;stens ein Theil des Abglanzes zurückstrahlen von Glorie, zu welcher der einen solchen Riesen be- mpfende Gegner sich emporschwingt, zumal wenn den Sieg gewinnt? Auch ehrenvoll fallen ist nicht ·ühmlich, für den Kämpfenden selbst und auch für ı, dessen Sache man führt, wenn sie ihre Gröfse ;h im Falle selbst augenscheinlich wahrnehmen läfst. d wird sie wirklich *wissenschaftlich* erledigt, so wer- ı auch die philosophischen Historiker einen nicht ingen Vortheil davon haben, nämlich den, dafs, wenn es bis jetzt noch nicht genau und vollständig soll- gewufst haben, sie es dann wenigstens, wenn die en des Streites geschlossen sind, wissen werden, was sie denn eigentlich von der Hegel'schen Philosophie, von ihrem wirklichen Gehalt und Kern, der Nachwelt zu berichten und in ihren Büchern einzuregistriren haben. Und gerade dazu will Ref. seinen Beitrag am wenigsten vorenthalten, schon um den bisher darüber erfundenen und in Umlauf gesetzten Entstellungen und Verzerrungen endlich einmal den Abschied geben zu können.

Die Sache ist aber von einem noch gröfseren Belang für die Gegenwart. Denn ist unserem Gegner sein Unternehmen wirklich gelungen und damit das Hegel'sche System vom Schauplatze der Gegenwart verdrängt und bei Seite geschafft, so entsteht die Frage, wenn wir anders nicht etwa ohne alle systematische Philosophie leben und auskommen zu können glauben, welches andere System demnächst an die Stelle treten werde. Offenbar aber hat der Verf. der logischen Untersuchungen — wie auch aus diesen selbst hervorgeht, dafs die Beseitigung der formalen Logik und der dialektischen Methode in den beiden ersten Abschnitten des Werks lediglich nur der eigenen Philosophie zu ihrer desto festeren Begründung dienen soll — durch seine grofse Arbeit der Vernichtung des Hegel'schen Systems keinem anderen Systeme sonst in der Welt als seinem eigenen den Platz bereiten, nur diesem den ersten Rang in der Gegenwart verschaffen und das philosophische Weltinteresse zuwenden wollen. Ref. findet sich daher auf eine überraschende Weise auf Einmal mit seinem Gegner darin einverstanden, dafs, mit Ausschlufs aller andern, entweder nur das Hegel'sche System der Philosophie oder das es stürzende der logischen Untersuchungen das für jetzt erste und in der philosophischen Welt geltende System zu sein Anspruch hat, und wenigstens Eines nur von diesen beiden dasjenige sein kann, durch welches die ganze philosophische Bildung der Zeit erst hindurch mufs, ehe von einer weiteren Entwicklung und Fortbildung der Philosophie die Rede sein kann. In dieser grofsen Sache mag es denn auch als etwas Untergeordnetes erscheinen und um ihretwillen das dem wissenschaftlichen Publicum dabei etwa Anstöfsige schwinden, dafs das Schauspiel eines solchen Kampfes auf Leben und Tod gerade von zwei Collegen aus einer und derselben Facultät gegeben wird, welche aufserdem sich gegenseitig mit der gröfsten Achtung und Gefälligkeit zu begegnen ge-

Digitized by Google

wohnt sind. Man wird beiden die Anerkennung nicht versagen, dafs, wie sie sonst manchen Facultätsgegenstand gemeinschaftlich nur im Interesse der Sache zu erledigen pflegen, so auch hier ohne alle Nebenrücksichten oder eigennützige Zwecke nur das gemeinschaftliche Interesse der Erforschung der Wahrheit das sie Leitende, Befeuernde und Ermuthigende sei, und keiner von beiden einer anderen als nur deren Sache zu dienen die Gesinnung und Absicht habe. Aufserdem wird vielleicht auch das dem Kampfe zunächststehende wissenschaftliche Publicum, das Berliner nämlich, es sogar mit patriotischem Vergnügen wahrnehmen, wenn es sieht, wie auch im Gebiete der Philosophie seiner Haupt- und Residenzstadt die Ehre, welche die jüngere Hegel'sche Schule ihr schon entrissen zu haben wähnt, noch keineswegs verloren, sondern diese Metropole deutscher Gelehrsamkeit und Wissenschaft vielmehr noch immer der Ort ist, wo auch die grofsen philosophischen Systeme stehen oder fallen, wo sie geschlagen sich zurückziehen oder ihre Triumphe feiern.

Mit der Erwähnung der jüngeren Schule jedoch wird Ref. zu dem mifslichen Theil seines Unternehmens hingewendet, wenn gleich aufser dem Verdrufs von dieser Seite noch viel Mifsliches sonst in Erwägung kommt. Wenn Ref. nämlich zunächst die beiderseitigen Streitkräfte gegen einander abwägt und bemifst, so findet er sich gegen seinen Gegner in einem bedeutenden Nachtheil. Es liegt für diesen ein überwiegender Vortheil schon in seiner Jugend und Rüstigkeit, welche ihn, den ungefähr eben so viel jüngeren, als Ref. selbst jünger als Hegel war, schon einer neuen Generation zuordnet, ja ihn in seinem frischen jugendlichen Aufschwunge an die Spitze eines neuen philosophischen Zeitalters beruft, welches mit Hegel bereits fertig und über dessen Philosophie gebührender Mafsen hinaus ist. Was Ref. dagegen in die Waagschale zu werfen hat, ja was ihn einem schimpflichen Tadel und Vorwurfe aussetzen würde, wenn er feig und furchtsam den Kampf miede: die eigene schon über eine Generatiou dauernde Beschäftigung mit der jetzt so tödtlich angegriffenen Philosophie, die Pietät gegen den Lehrer und älteren, schon seit mehr als einem Decennium stummgewordenen Freund, und selbst die Verpflichtung zur äufsersten Vertheidigung Desjenigen, auf dessen Lehrstuhl er selbst als ältester Schüler berufen zu werden die Ehre hatte, — dies Alles ist von solcher Beschaffenheit, dafs es eben so gut nur wie die pflichtmäfsige Mühe und Arbeit manches antiken Diadochos sich ansehen läfst, welcher die Lehre des Meisters und Stifters der Schule, auf dessen Thronos man ihn erhoben hatte, nur noch als Reliquie und historische Merkwürdigkeit in seinem Dasein zu fristen im Stande war. Es ist aber auch noch Anderes und weit mehr. Wenn Ref. nämlich sich selbst die Frage zu beantworten sucht, warum er unvermerkt und unwillkürlich in seiner Bekämpfung des Gegners nicht selten in den vielleicht auffallenden Ton einer die gerade Bahn verlassenden und durch Umschweife zu ihrem Ziel sich windenden Rede verfalle: so liegt es, wenn auch zum Theil, doch keineswegs allein in dem, allerdings wohl durch Rücksichten gebotenen Bemühen, das Herbe und Harte, wenn etwa Veranlassung wäre, in den möglich feinsten und mildesten Ausdruck zu bringen, um alles Verletzende zu entfernen. Es rührt nicht minder davon her, dafs Ref. den Streit auf ein Gebiet verpflanzt sieht, auf welchem er sich nicht recht einheimisch und daher seinem Gegner minder gewachsen fühlt, wie später sich noch klarer zeigen wird. Hätte Ref. mit einem Plato oder Aristoteles, oder in der Weise ihrer Dialektik auch mit einem andern Metaphysiker über den Grundgedanken der Hegelschen Philosophie zu verhandeln, so würde, wenn dieser in diesem Elemente des freien allgemeinen Denkens an ihm selbst nach seiner Wahrheit oder Unwahrheit betrachtet und nach allen Seiten näher untersucht würde, die ganze Verhandlung selbst eine andere Stellung und ein anderes Ansehen gewinnen, als es gegenwärtig der Fall sein kann. Als das Mifslichste erscheint aber für den Ref. der Umstand, dafs er seinen Gegner nicht allein sich gegenüber hat, sondern dafs er ihn mit einer ganzen grofsen und gewaltigen, von den verschiedensten Seiten her zusammengetretenen Gegnerschaft im festgeschlossenen und mächtigen Bunde erblickt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

ische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Sind auch Einige darunter, welche Hegel's Philosophie ntlich gar nicht, wenigstens keineswegs gründlich, lirt haben, sondern mehr nur vom Hörensagen und den verwerfenden Urtheilen über sie her kennen, so doch Alle schon von vorne herein darin als einer nstöfslichen Wahrheit und Gewifsheit einverstanden, diese Philosophie etwas ganz Absonderliches und ehöriges, etwas aufser den Grenzen alles sonstigesunden Denkens Hausendes, aller bekannten klichkeit Zuwiderlaufendes, in ihren Consequen- Gefährlich es, überhaupt etwas völlig Unthunliches Unaufnehmbares sei, und unmöglich etwas je ung und Bestand Gewinnendes sein könne, und es höchste Zeit sei, dem mit ihr so lange getrien Unfuge endlich einmal ein Ende zu machen und s Vernünftigeres an die Stelle treten zu lassen. t dies so weit, dafs man auch in geselligen Verissen Jemand, der zwar selbst von der Sache ts versteht, aber gleichwohl der Ansicht der An- mit Leib und Seele zugethan ist, in einige Verheit seines Benehmens kann gerathen sehen ge- Einen, von dem er sich innerlich sagt: „Seht da! ist auch Einer von den jetzt Verworfenen, von nichts mehr Geltenden"! oder dafs man ihm, in e seiner innern Combination, auch einige Verwunng darüber anmerkt, dafs ein solcher Unglücklium sich noch einigermafsen zu halten, nicht lieur Fahne der doch ursprünglich verwandten Nailosophie in ihrer jetzigen positiven Gestalt über- und die Gelegenheit dazu unbenutzt läfst, — eine nthung, welche an den Verf. der logischen Unterngen, den man ohnehin schon von einer entschiea andern Seite her im Bunde wider die Hegel'sche sophie weifs, wohl Niemand sich einfallen lassen würde —: wie sollte da einem ausdrücklichen Versuche, diese Philosophie noch durch eine wirkliche Vertheidigung aufrecht halten zu wollen, nicht vollends, ebenfalls schon von vorne herein, alles Glück abgesprochen werden müssen. Ist Einem dabei doch zu Muthe, als ob man, wie im tragischen Kampfe wider ein übermächtiges Schicksal oder einen ewigen Rathschlufs, durch welchen die Nichtigkeit eines jeden dagegen auftretenden Unternehmens schon zum voraus unerschütterlich feststeht, sich gefafst halten müsse, die Verwegenheit des eigenen eitlen Versuches nur mit dem eigenen Untergange abbüfsen zu können. Denn selbst im glücklichsten Falle, wenn es gelingen sollte, die von dem Gegner vorgebrachten Beweise alle zu widerlegen und aufzulösen, ist in der Hauptsache so viel als nichts gethan; der Beschlufs wird dadurch nicht über den Haufen geworfen, dafs der philosophische Vorkämpfer der Sache sie etwa nicht glücklich zu führen verstanden hat; der Beschlufs wider die verurtheilte Philosophie lautet darauf, dafs sie nicht bestehen kann, weil sie nicht bestehen soll. Hat diese Ansicht und Meinung von der Unmöglichkeit der Wahrheit und Richtigkeit der Hegel'schen Philosophie schon früher, ja von ihrer ersten Entstehung an, wo die Köpfe sich in ihr noch am wenigsten, nicht besser als in der Naturphilosophie auch, zurecht zu finden vermochten, ein weit verbreitetes Dasein und Bestehen unter Philosophen und Nichtphilosophen gehabt: so ist sie doch jetzt erst, wie es scheint, wo man das Ganze besser zu übersehen glaubt und allerlei Resultate oder Folgen davon vor Augen hat, sich selbst zu einer gewissen Klarheit und Entschiedenheit gekommen, und hat wenigstens nie so, wie jetzt, der geächteten und für unmöglich erklärten Philosophie, während diese selbst von Jahr zu Jahr bei den Andern an Ansehen wuchs und ihre Anhängerschaar in's Zahllose vermehrte, eine so entschiedene, so mächtige und

Digitized by Google

furchtbare Opposition, eine so dicht geschlossene Phalanx von Bekämpfern entgegengestellt, welche nichts Geringeres als ihre gänzliche Vertilgung und Ausrottung im Schilde führt.

Woher nun dieses Unglück und dieser schlimme, verzweiflungsvolle Stand der Sache? Können wir nun, schon nach einem allgemeinen Gesetze, wornach Jeder, dem in Folge seiner That und der Art seines Heraustretens in die Welt etwas Widriges begegnet, wenigstens einen Theil der Schuld auf sich zu nehmen hat, auch die ursprüngliche Hegel'sche Philosophie nicht frei von aller Schuld sprechen, so müssen wir doch für dies allgemeine Unglück, welches über sie jetzt von allen Seiten losbricht, uns vornehmlich an die Thaten der jüngeren Schule und deren Verschuldung halten. Nicht zufrieden, die Lehren und Mysterien der Schule aus dem Frieden und Schatten der Hörsäle auf den öffentlichen Markt geschleppt und das Schulgezänke darüber fast schon in einen Weltstreit, in welchem man von beiden Seiten die höchsten und wichtigsten Interessen des Lebens auf dem Spiele sieht, verwandelt zu haben, — wofür man etwa der Philosophie selbst noch Glück wünschen könnte, wenn ihren Ergebnissen und Erzeugnissen endlich einmal wirklich und thatsächlich der Werth einer so allgemeinen und durch alle Sphären durchgreifenden Bedeutung beigelegt wird, — sind sie es, diese Jüngeren, welche mit ihrer Behauptung oder Anmaſsung, den wahren Hegel und die richtige Consequenz seiner Philosophie allein zu besitzen, und mit all den ärgerlichen Neuerungen, welche sie daran knüpfen, nicht nur überall das Bestehende niederreiſsen, als ob es bisher noch nichts Wahres und Bleibendes in der Welt gegeben hätte, ohne uns auch das neue Gebäude, welches sie etwa an die Stelle zu setzen gedenken, in seinem Umrisse gehörig gezeigt und annehmlich gemacht zu haben, und welche damit nothwendig Jeden, der in Kirche oder Staat oder sonst etwas bisher Besessenes zu verlieren hat und nun das eigene Haus brennen sieht, aus seiner Ruhe aufscheuchen und gegen sie selbst nicht anders wie wenn es Mordbrenner wären, und dann gegen die Hegel'sche Philosophie überhaupt, von welcher ja all dies Unglück ursprünglich herrühren soll, Hülfe zu suchen und anzurufen nöthigen, wo sie irgend zu finden ist; sondern sie sind es, welche überdies auch in ihrem Uebermuthe der älteren Schule durch Hohn und Spott auf das Uebelste mitspielen. „Wir haben bisher geschlafen und auf Hegel's Lorbeeren ausgeruht", sagen sie. Als ob man nicht auch wieder aufwachen und in den Gang der Dinge mit gewaltiger Hand von Neuem eingreifen, oder die Sache sich auch so verhalten könnte, daſs man eigentlich gar nicht geschlafen, sondern blos ruhig zugesehen und damit auch nichts verschlafen hat. Das Aergste aber, was sie in ihrer Einbildung, die Hegel'sche Wahrheit erst recht in ihrer Wahrheit, in ihrer einzig wahren Bedeutung und Consequenz für sich allein zu haben, gegen uns aufgebracht haben, und was ihnen selbst so wohl gefällt, daſs den vielen Einfall Einer dem Andern nachspricht, ist dies, daſs sie sagen, daſs, wenn wir nur der Wahrheit die Ehre geben wollten, wir uns nothwendig ganz zu derselben Lehre und Ansicht bekennen müſsten, welche sie haben, daſs wir aber dies nicht thäten und lieber schwiegen, deshalb weil ein angestellter Professor der Philosophie, durch seine Staatspflicht gebunden, gar nicht frei reden und die Wahrheit nach seiner besten Erkenntniſs und Ueberzeugung offen heraussagen nicht das Herz haben dürfe, oder auſserdem sich um Amt und Brod zu bringen Gefahr lieſe. Entsetzlich! In der That, wenn es so wäre, so stünden wir auf einer Stufe schmählicher Einschüchterung und Erniedrigung, und es wäre eben damit die höchste Zeit, aus solcher Schmach uns aufzuraffen sowohl gegen uns selbst, welche nur in ihrer fanatischen Verseßenheit auf das Eigene Solches von uns meinen und sagen können, und die doch selbst erst diesen Nothstand uns herbeigeführt hätten, als auch gegen jene mächtige und ebenfalls erst durch sie zu ihrem Extreme geführte Gegnerschaft, welche uns zu erdrücken droht; es wäre die höchste Zeit, uns aufzumachen zu unserer eigenen Ehrenrettung wie zu derjenigen des so sehr schmähten Staates, indem wir durch die That beweisen, daſs wir frei und ungehindert unsere innerste Erkenntniſs und wissenschaftliche Ueberzeugung aussprechen und nicht das Geringste dabei zu befahren haben. Wie? glauben denn diese nichtangestellten Wildfänge, die, so viel sie auch von Geist und Freiheit reden, doch eigentlich auch nur dem Zuge ihrer Naturwüchsigkeit folgen, im Ernste, daſs die Sache sich so verhalten könne, wie sie sagen? Wollen sie nicht anerkennen, daſs öffentliche Lehrer der Philo-

Digitized by Google

e gerade darum angestellt und bezahlt werden, ıt etwa damit etwas, was wie Philosophie aussieht, seinem Schein nach erhalten werde, sondern da- das freie und gründliche Denken und Erforschen reinen Wahrheit selbst, ohne alle Rücksicht zu- hst auf das, was etwa als Letztes dabei heraus- ımt, wofern es nur sich wissenschaftlich zu recht- igen und zu erweisen vermag, ebenfalls sein Recht Staate und seine Vertretung habe? Wenn sie noch besonderer Anerkennung des Geleisteten und von onderen Ehren sprächen, welche den Philosophen ür widerfahren, dann möchten sie eher Recht ha-, dafs man nicht gerade diejenigen ehrt und belohnt, deren Ansichten man nicht übereinstimmt. Das e und zugleich wissenschaftliche Wort aber, das der Wahrheit selbst und ihrer Erforschung oder teren Begründung gilt, das sollte irgendwie sich ıemmt und behindert fühlen, und schon um seiner enen Ehrenhaftigkeit willen nicht auch seine stille re und Anerkennung finden, um so mehr, je unei- ımütziger es hervortritt? Kurz, was den Staat be- ft, da ist Ref. völlig aufser Sorge, und sowohl für Aussprechen dessen, was er für den wahren Inhalt d richtigen Sinn der Hegel'schen Lehre hält, als nn er ihre Vertheidigung übernimmt, sicher, dies n so ungehindert und unangefochten thun zu kön-, als diejenigen, welche sie angreifen und nieder- ämpfen suchen. Aber eben so wenig fürchten wir auch vor unseren guten Freunden, den Jüngeren, ıst, und stehen nicht an ihnen zu sagen, was wir ihnen halten. Für jetzt zwar können wir nur im rübergehen auch ihnen einige Blicke zuwerfen; aber wird eine Zeit kommen, wo wir es ausführlicher gründlicher vermögen, oder wo auch diese Jünge- es mit noch Jüngeren zu thun kriegen, welche h sie durchschauend und mit ihnen zu Rande ge- ımen, es ihnen genau herrechnen werden, was auch hrem Treiben, wie viel oder wenig, des Bleibenden des Vergänglichen anzutreffen sei. Wir wollen für jetzt daher auch nicht damit aufhalten, dafs ihnen sagen, wornach sie auch wenig fragen wer- was wir, wenn wir gerecht sein wollen, an ihnen n und anerkennen müssen; denn wir gestehen ihnen ıe zu, dafs sie dem lesenden Publicum sehr viel ressantes und Hübsches, viel Anregendes und noch r Aufregendes geliefert und durch manche tüchtige Kritik eben so die Einsicht in die Sache gefördert als durch die freie, heitere und witzige Form der Behandlung Viele, auch uns öfter, erfreut haben. Allein wenn aufser der Tendenz nach der Wahrheit um ihrer selbst willen auch noch eine andere uns verstimmende Absicht durchblickt, zu welcher sie sich zum Theil offen bekennen; wenn sie, statt im inneren Heiligthum der speculativen Erkenntnifs der substanziellen Wahrheit ihren Sitz zu nehmen, sich in die Aeufserlichkeiten des Lebens und äufseren Lebensfragen der Zeit, womit der Philosoph von Profession sich gar nicht abgibt, und in die blofs formellen Consequenzen verlieren und mit der Aufstellung von Lehren, welche sich in ihrer Allgemeinheit gar nicht halten lassen, selbst wieder in eine dogmatische Einseitigkeit zurückfallen: dann geschieht es wohl, dafs wir in eben dem Mafse, als der wissenschaftliche Gehalt, oft gerade in den Hauptsachen, uns unbefriedigt läfst, uns auch sonst von ihnen trennen müssen, weil die Philosophie keine Journalistik ist. Wie? sehen sie nicht, was auch ihnen für eine Gefahr droht, wenn sie „die logische Frage" gering ansehen, und dafs ihre eigene Existenz auf dem Spiele steht, wenn sie den Kampf, welcher nun „dem das Ganze stützenden Centrum, der Logik", selbst näher rückt, nicht mit allem Nachdruck aufnehmen und führen? Müssen sie es erst durch das Jenaer Manifest erfahren, dafs von dieser logischen Frage mit dem Bestande des ganzen Systems auch „*alle* Consequenzen" abhängen, „die sich aus Hegel entwickelt haben", mithin auch die von ihnen in die Welt gesetzten? Und wie haben sie gerade auf diesem Puncte, bei ihrer Beurtheilung der logischen Untersuchungen, die Sache der Hegel'schen Logik geführt oder vielmehr fallen lassen? In der Hauptsache in der That auf eine Weise, welche wir nicht verantworten möchten. Und sollen wir nun auch für sie die Vertheidigung übernehmen, oder meinen sie, dafs dazu, d. h. gerade zu solchen Hauptfragen und zum Kampfe mit solchen Gegnern, wir Aelteren gut genug wären, während sie ganz anderen Dingen nachjagen? Wir wollen sehen.

Man erkennt ohne Zweifel in der Lage des Ref., selbst in Dem, was er nicht zu fürchten erklärt, das Mifsliche und Schwierige, dem er von allen Seiten mit seinem jetzigen Unternehmen sich aussetzt, und welches er jetzt vielleicht sich selbst noch dadurch vergröfsert hat, dafs er nun auch die Jüngeren, ärger als

Digitized by Google

bisher, ja gleich entschiedenen Gegnern, wenn sie in ihrer Richtung beharren, auf dem Halse haben wird. Nur Ein Hinterhält und Trost ist ihm dabei geblieben, den er zuletzt, nachdem er nicht mehr und nicht weniger als das bisher Gesagte zur Bevorwortung nöthig befunden hat, auch nicht unerwähnt lassen will, nämlich seine eigne Gewifsheit und Entschiedenheit in der Sache und die Objectivität, zu welcher ihm Hegel's Philosophie selbst nach seiner vieljährigen Beschäftigung mit ihr geworden ist. Eine angesehene politische Zeitung hat sich kürzlich einmal etwas über einen Abfall des Ref. von der Hegel'schen Philosophie berichten lassen; eine andere läfst ihn sogar in einem ihr zugesendeten frommen Artikel den „absoluten Atheismus" (soll heifsen „Theismus") in Berlin predigen. Das Wahre daran ist, dafs er sich für sich frei gemacht hat und bei den gegenwärtigen Wirren und Zerrüttungen und bei der Masse von umlaufenden Unwahrheiten, von unrichtigen Auslegungen und falschen Urtheilen und Folgerungen, von Mährchen und Andichtungen, welche man gegen Jeden, den man für einen Hegelianer hält, alsbald bereit hat und wornach man ihm Dinge, an die er nicht denkt, in den Schuh oder in's Herz schiebt, zu dem Entschlusse gekommen ist, gegen all diese Vielgeschäftigkeit sich dadurch fest zu machen, dafs er für sich nichts anerkennt und gelten läfst, als was er selbst sagt, lehrt oder schreibt, dafs er nur das Eigene vertritt und keinen Satz der Hegel'schen Philosophie in einem andern Sinne sich zurechnen läfst, als worin er ihm gilt oder den er selbst ihm beilegt, und noch weniger irgend einer von Andern gemachten Consequenz, irgend einer Folgerung, welche darum, weil er ein Bekenner dieser Philosophie sei, auch auf ihn ihre Anwendbarkeit haben müsse, eine solche Anwendung und Geltung zugesteht. Auch Ref. glaubt den wahren Hegel zu besitzen, wenn vielleicht da und dort auch in etwas anderer Gestalt, als ihn Andere haben; kann er dies aber nicht den Andern beweisen und mit seiner Fassung und Ansicht nicht durchdringen, so wird ihm nur übrig bleiben, diesen wahren, diesen ihm geltenden Hegel auch auf sich selbst, auf die eigene Person zu nehmen, und dies nicht zum wenigsten auch da, wo über Hegel's eigene Ansicht und Meinung Zweifel und Differenzen entstanden und Controversen, innerhalb der Schule selbst, ausgebrochen sind, in denen Ref., wie gebührend, seine entschiedene Ansicht für sich ergriffen hat. Wenn heutzutage feste Individualitäten und ausgeprägte Charaktere etwas gelten, will auch Ref. mit der seinigen nicht zurückhalten, will einstehen für sich und was er selbst sagt, auch verantworten, gegen Andere aber ebenfalls fest auftreten und seine Individualität nach Erfordernifs der Umstände sich wirksam erweisen lassen. Ref. hat also auch einiges Eigene im Hinterhalte, und kann vielleicht nicht verhüten, es da und dort schon durchbrechen zu lassen. Für jetzt indessen, wo es vor Allem darauf ankommt, so viel als möglich die Sache der schwer angegriffenen Hegel'schen Philosophie aus ihr selbst zu führen und zu vertheidigen, wird es vielleicht nicht nöthig werden, zu etwas Weiterem seine Zuflucht zu nehmen; Ref. will wenigstens sehen, wie weit er zureicht. Es versteht sich aber, dafs er dabei Hegel nur so nehmen kann, wie *er* ihn verstanden hat. Auf nun zur Sache.

Wir dürfen bei einem so gewichtigen und gewandten Gegner wohl voraussetzen, dafs er seinen Angriffs- und Vernichtungsplan nach allen Regeln der Kunst und Wissenschaft entworfen hat, und müssen daher vor allen Dingen die von ihm eingenommenen Stellungen und getroffenen Anstalten erst etwas näher untersuchen. Er selbst hat das Bild von Hegel's Philosophie und näher der Logik als einer bis jetzt noch uneingenommenen Festung aufgenommen und da und dort weiter gebraucht. Wir sehen also zu, ob der Gegner seine Hauptbatterien so postirt hat, dafs die Kugeln nicht nebenhin fliegen und das Pulver ohne Beunruhigung der Belagerten nutzlos verschossen wurde. Durch den Jenaer Artikel ist uns die Erleichterung zu Theil geworden, dafs wir die Hauptstreitkräfte hier concentrirt beisammen treffen; wir werden uns an diesen daher zunächst halten. Die *Unmöglichkeit*, durch welche in den logischen Untersuchungen, besonders zuletzt noch im „Rückblick", der Hegel'schen Logik und Dialektik ihr ganzes Bestehen abgesprochen wird, findet sich hier auf eine kürzere Weise und nach des Verfs. Dafürhalten unwiderleglich dargethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

November 1842.

gische Untersuchungen von Adolf Trende-'enburg.

(Fortsetzung.)

Wenn man ein philosophisches System stürzen will, fragt sich, was dazu gehört, welches die Bedingun- und Mittel zur Erreichung des Zweckes sind. Nach erer Meinung gehört dazu: 1) dafs man wisse, was Grundaufgabe der Philosophie überhaupt, ihr zu ndes Problem sei; 2) dafs man zusehe und unter- he, ob und wie in dem besonderen System sich ses Problem gelöst finde, und 3) der Beweis, dafs se Lösung keine wahre und wirkliche, der Forde- g der Aufgabe entsprechende und genügende Lö- g sei. Die Lösung aber mufs der Hauptsache nach halten sein in dem Princip, welches ein System an ne Spitze stellt. Die verschiedenen Principien der schiedenen philosophischen Systeme sind eben so le verschiedene Antworten, welche zur Lösung der en Hauptfrage in der Geschichte der Philosophie eben worden sind. Wir sehen also zu, worein un- Gegner die Hauptaufgabe der Philosophie setzt. dem Jenaer Artikel finden wir darüber nichts. In logischen Untersuchungen findet sich sogleich vorne l Folgendes: „Es ist das Eigenthümliche philoso- cher Betrachtungsweise, aus dem Ganzen das Ein- e zu erkennen, und es wird dabei stillschweigend ausgesetzt, dafs das Ganze aus einem Gedanken ame, der die Theile bestimmt. — Es ist dagegen Eigenthümliche empirischer Betrachtungsweise, das zelne in seiner Zerstreuung zu durchsuchen und astens zu sammeln und zusammenzusetzen, und es l dabei stillschweigend vorausgesetzt, dafs jeder ct auch etwas Eigenthümliches für sich sei und m auch eigenthümlich zu erforschen. — Indessen sich dieser Gegensatz im Fortschritte der Wis- chaften auf. Denn das Einzelne strebt zum Gan- und aus dem Ganzen zu erkennen ist nie der Anfang". Wir gestehen zu, nach dem, was auch der ganze Inhalt des Buches ergiebt, dafs diese Verbindung des Empirischen mit dem Gedanken das Eigenthümliche der philosophischen Betrachtungsweise des Verfs. und zugleich das Höchste ist, wozu er es bringt, mit der stillschweigenden Voraussetzung, dafs es auch Andern das Höchste sein müsse; wir geben ferner zu, dafs damit auch sehr viel Wichtiges und Richtiges gesagt und darin enthalten sei, zumal wenn es von einem etwas höheren Standpuncte aus genommen wird, als auf welchen der Verf. sich stellt. Wir wollen ihm daher auch gar nicht den Vorwurf machen, gegen welchen er sich S. 3 auch selbst verwahrt, dafs die Kategorie „Ganzes und Theile" eine schlechte, blofs formale Reflexionsbestimmung ist, mit welcher allein sich nicht viel anfangen läfst, da es vielmehr auf den Inhalt, auf die Erfüllung des Ganzen, wie auf seine bestimmte Form ankommt, worauf auch der Verf. hindeutet. Wir wissen, dafs sein Ganzes, der die Theile oder das Einzelne bestimmende Gedanke, eigentlich die Totalität aller gegebenen Bestimmungen oder der *Begriff* ist im Aristotelischen Sinne, den auch wir unter einigen näheren Bestimmungen gerne als unsern eignen anerkennen, der Begriff, zu welchem der Verf. von der Empirie aus auf analytischem Wege aufsteigend gelangt, um, ist er gewonnen, aus ihm wiederum synthetisch das Einzelne zu erkennen und durch ihn die Theile bestimmen zu lassen. Allein die Grundaufgabe der Philosophie ist in dieser Eigenthümlichkeit philosophischer Betrachtungsweise noch keineswegs enthalten und ausgesprochen, am wenigsten für die speculative Philosophie, schon deshalb nicht, weil die Erkenntnifs Gottes dabei ausgeschlossen ist. Denn wollte man dagegen einwenden, dafs eben der die Theile bestimmende Gedanke, aus welchem das Ganze stammt, Gott sei, so würde die Frage entstehen, ob damit nun Gott selbst das Ganze oder ob er im Ganzen enthal-

Digitized by Google

ten sei, und wollte man dann nicht durch Bejahung des Letzteren Gott zu einem blofsen Theil des Ganzen machen, so bliebe nur übrig, ihn als das seine Theile bestimmende Ganze selbst zu setzen, und der Pantheismus wäre fertig, welchen unseres Wissens der Verf. verschmäht. Eben so, wenn wir etwas weiter eingehend und sogleich das Höchste und am meisten Entgegengesetzte nehmend, die Betrachtung anstellen, dafs die Natur ein Ganzes für sich und eben so ein Begriff sei, der Geist ebenfalls für sich ein Ganzes und ein Begriff, und noch mehr die Welt, welche beide in sich schliefst, ein Ganzes und zwar das eigentliche Ganze und als das Alles in sich Begreifende auch der Hauptbegriff: so würde die Verlegenheit mit diesen drei Ganzen und drei Begriffen vielleicht noch gröfser werden und allerlei Fragen dabei entstehen, zunächst: wie denn die Welt, insofern sie das eigentliche und das Hauptganze sein soll, welches eben sowohl Natur als Geist ist, das diese beiden in sich Vereinigende, in welcher näher zu bestimmenden Weise ihre Einheit sei; ob etwa beide darin schon ursprünglich enthalten und zugleich waren, oder das Eine von beiden etwa früher und dem Anderen vorangegangen, und welches? und ob hiernach etwa der Geist aus der Natur oder diese aus jenem abzuleiten und zu erklären sei, oder beide etwa aus einer besondern Einheit, welche eben sowohl beides als auch keines von beiden wäre? u. s. w. Immerhin aber würden wir, wenn die Welt, wie sie einmal ist, das Hauptganze und das ursprünglich seiende Eine bliebe, nicht aus dem Pantheismus herauskommen, oder müssen uns, um dem zu entfliehen, wenn wir aufser ihr und ihren zwei Hauptbestandtheilen etwa als ein Viertes und Besonderes Gott setzen, in neue noch schwierigere Fragen und Verlegenheiten verwickeln, indem dann die Welt nicht mehr das Hauptganze wäre, sondern Gott *und* die Welt an die Stelle träten, und nun entweder, wie vorher, Gott nur als das Eine von beiden auch nur Ein Theil des Ganzen und ihm gegenüber die Welt, und zwar als das Gedoppelte von Natur und Geist, der andere würde, oder aufserdem Gott und die Welt doch als Eines zu setzen wären, und in dem einen wie in dem anderen Falle noch eine Menge von schwierigen Problemen in Betracht käme. Kurz, man macht die Erfahrung, dafs man mit *jener* Eigenthümlichkeit philosophischer Betrachtungsweise, welche nach dem Ganzen fragend eine Hauptfrage zu thun meint, schlecht wegkommt, sobald das Ganze nicht blofs in einem beschränkten Sinne, wie der Verf. thut, sondern im absoluten Sinne genommen werden soll, und dafs das Ganze der philosophischen Betrachtung damit noch keineswegs abgethan ist. Wir müssen daher auch das Grundproblem der Philosophie weit mehr in die Lösung solcher Hauptfragen, als die eben berührten sind, setzen, wie denn auch alle grofse Philosophen sich von jeher damit beschäftigt und nur dadurch sich einen Namen gemacht haben, dafs sie sich an jenes grofse Räthsel begaben und seine Lösung auf irgend eine bestimmte Weise zu finden suchten. Wir haben am wenigsten nöthig, unseren Gegner hieran zu erinnern, wissen aber bereits auch aus unserem ersten Artikel, dafs er selbst sich die Sache viel leichter gemacht hat. Denn was die, wie wir sagten, ausgeschlossene Erkenntnifs Gottes betrifft, so sahen wir dort, dafs der seiner philosophischen Betrachtungsweise gemäfs mit seinen Gedanken blofs an die empirische Welt gefesselte Verfasser seine erste und Hauptfrage keineswegs auf Gott und die absolute Einheit gerichtet, vielmehr den die Theile des empirischen Ganzen bestimmenden Gedanken schon vorher, d. h. vor, ohne und aufser Gott gefunden hat und den Uebergang zu diesem erst am Ende der für sich schon fertigen und hinreichend durch den in ihr hausenden Gedanken befestigten und verbundenen empirischen Welt durch die Betrachtung gewinnt, dafs von den Kategorien oder den besonderen Gedanken, welche das Ihrige dazu beigetragen haben, so wenig sich auch in ihrer durch den Zweck bestimmten Vereinigung zum Ganzen irgend ein Mangel in der Ordnung der Welt, vielmehr nur Harmonie wahrnehmen läfst, doch jeder für sich betrachtet nur endlich und bedingt und blofses Stückwerk sei, und so durch sie das Unbedingte und Unendliche, dessen Gedanke sich nun über diesem Endlichen erhebt, keineswegs erreicht und ausgedrückt werde. Wir bemerkten hiebei aber zugleich, wie dem Verf. auf diesem Punct angekommen, nun selbst, wenn auch nicht der Glaube an Gott, doch die ihn erkennenden Gedanken ausgingen und der Verstand gleichsam stillstand, und konnten daher auch, indem wir uns mit den blofsen Namen und Bezeichnungen Gottes als des Unbedingten, Unendlichen oder der Idee nicht zufrieden gaben, sondern nach dem bestimmten Wesen und

Digitized by Google

ıalte Gottes fragten, durch das darüber Gesagte ineswegs für befriedigt halten.

Da wir sonach über die Grundaufgabe der Philo-ɔhie von unserem Gegner nichts Befriedigendes auf-ıtellt finden und somit von ihm den Maafsstab aufser ht gelassen sehen, durch dessen Anlegung an das ıncip des Hegel'schen Systems er sich in den Stand zte, das Todesurtheil über dasselbe auszusprechen: wenden wir uns vorläufig zu diesem Princip selbst, h. wir untersuchen, was vom Gegner als solches ɜesehen und angegriffen wird. Wie nun schon in ı log. Untersuchungen Hegel's Philosophie nur als *ie dialektische Methode*", im Unterschiede von der malen Logik und von dem eigenen halb Kantischen lb Aristotelischen Philosophiren des Verfs., ins Auge fafst wurde, so finden wir auch in dem Jenaer Arti-el gegen diese allein als gegen eine Unmöglichkeit es ordentlichen und richtigen philosophischen Ver-ırens den Hauptangriff gerichtet. Wir müssen die uptstellen anführen. „Noch nie gab es ein System, welchem sich Methode und Resultat, das Princip der rm und der Ursprung der Sache so eng vereinigt tten als bei Hegel". (Sehr schmeichelhaft, mufs aber gelehnt werden in dem Sinn, in welchem es der Vf. nmt.) „Seine Dialektik des reinen Denkens will den nzen Inhalt schaffen und gestalten". (Falsch! der ıalt, mit welchem sich das reine Denken zu schaffen cht, ist schon von Ewigkeit geschaffen; unser Den-ı sucht ihn nur, wie billig, auch für uns zu reprodu-en, was es aber freilich nicht anders als durch *Wie-denken* kann.) „Denn bei ihm ist die Selbstbewe-ıg des sich allein auf sich beziehenden Gedankens ɜleich die Selbsterzeugung des Seins" (soll heifsen: Selbstwiedererzeugung des *Gedankens* des Seins). ıdem sich das Denken aus seiner Einheit zum Ge-ısatze forttreibt und die Gegensätze zu einem neuen griffe versöhnt, bis es von da aus denselben Vor-ıg wieder und wieder hervorbringt, soll es sich in sen Stadien des Begriffs zu eben so vielen Stufen ı Seins bestimmen". (Wiederum unrichtig; soll hei-n: Stufen des Gedankens, wobei das Sein selbst zu ɜas Untergeordnetem, nur Gesetztem oder Erschaf-em, einem blofsen Momente herabgesetzt, und er-ınt wird, dafs es keineswegs das Recht hat, sich das Erste und Ursprüngliche in die Welt einzufüh-ı.) Folgt dann ein neues Lob der Dialektik von Seiten ihrer energischen und consequenten Durchführung bei Hegel. „Die überraschende Einheit hat die Geister angezogen und an sich gefesselt". Und „Wer einmal mit geistigem Auge" (das gehört freilich dazu; aber unser Gegner thut es oft nur mit sinnlichem) „die Gröfse und Mühe dieses aus Einem Gedanken entworfenen Baues geschaut hat, wird sich nur dann zu tadeln entschliefsen, wenn ihn die gewonnene Einsicht treibt, die hineinströmende Menge" (Verschliefst doch die Thüren unserer Hörsäle!) „auf den *schwankenden* Grund aufmerksam zu machen". „Wir wissen es wohl. Wer mit Hegel's Systeme kämpft, kämpft mit dem geschlossensten Phalanx der Gedanken; und wir möchten lieber unser eigenes Meinen und Denken in dieselben Reihen stellen und aus ihnen Kraft empfangen, statt die Kraft daran abzureiben, *wenn wir es könnten*". Warum nicht? Doch wir erfahren später, wo das Unvermögen steckt. Billig aber ist, was folgt: „Wir fodern für uns nichts Anderes als die Bedingung aller Wissenschaft, — *freie Untersuchung der Sache* und die *Sache* als die Autorität, die der erkennende Geist allein anerkennt". Top! Eingeschlagen! Wir athmen frei auf, wenn nichts Anderes dahinter steckt, und fordern für uns dasselbe. Aber, freundlichster Herr Gegner, nehmen Sie sich in Acht mit der *Sache* und mit dem erkennenden Geiste! Sodann heifst es: „die Grundfrage des Systems ist die *logische* Frage, da die dialektische Methode des reinen Denkens die absolute sein soll", womit dann näher durch Anführung mehrer Stellen aus Hegel's Logik und Encyklopädie der status controversiae gebildet und insbesondere dies hervorgehoben wird, dafs diese Methode „*exclusiv* die allein wahrhaft wissenschaftliche Methode" sein wolle, „eben so Schöpferin der Form, indem sie den immanenten und nothwendigen Zusammenhang erzeugt, als Schöpferin des Inhalts, da das Denken, das durch sie begreifendes Denken ist, die Bestimmtheit des Inhalts *aus sich* entwickelt". „Und mehr, als solche Aussprüche sagen, sagt die philosophische That". Im Verlaufe indessen einer kurzen Schilderung von den logischen und dialektischen Thaten der Hegel'schen Methode im Gebiete der besondern philosophischen Wissenschaften kommt bei Erwähnung der „Religionsphilosophie, die in völliger Abhängigkeit von der Logik steht", eine Stelle vor, gegen welche wir beim status controversiae uns hier sogleich etwas ernstlicher ver-

Digitized by Google

wahren müssen. Sie lautet: „Eine Theorie wie die weit verbreitete, dafs erst der denkende Menschengeist den bis dahin unbewufsten Gott seiner selbst bewufst mache, konnte nur unter dem Einflufs" (und noch mehr aus dem Mifsverständnifs) „einer logischen Ansicht entstehen, nach welcher das begreifende Denken den Inhalt aus sich selbst begreift, keinen vernünftigen *vorgedachten* Inhalt empfängt, (ganz im Gegentheil!) sondern die Bestimmungen des Seins" (nämlich die *Denkbestimmungen*, weil diese ebendeshalb im Denken schon liegen) „aus sich hervorbringt; sie konnte nur unter dem Einflufs einer logischen Ansicht entstehen, der" (nach der Meinung und Einbildung unseres Gegners, dessen Mifsverständnifs hier, wenigstens gegen uns, zu einer Verleumdung wird) „die ganze Voraussetzung zum Grunde liegt, dafs das menschliche Denken, wenn es *rein* denkt, so schöpferisch ist wie das göttliche und insofern das göttliche Denken selbst ist (?!)." Eine solche Insinuation müssen wir Aelteren uns durchaus verbitten und ablehnen. Für jene Theorie, die wir für einen Rückfall in die Naturphilosophie erklären, mögen sich von den Jüngeren diejenigen verantworten, welche sie aufstellen und vertheidigen. Wir erklären eine solche Annahme für eine Unmöglichkeit in der Sache, wie überhaupt Alles, was mit einem unbewufsten Sein, blofser Substanz oder was es sonst für einen Namen trage, beginnt, schon von vorne an für eine Unwahrheit. Wir Aelteren wissen eben deshalb, dafs wir alles Vernünftige als ein Vorgedachtes und zwar von Ewigkeit Vorgedachtes, und nicht blofs dem Inhalte, sondern damit zugleich auch seiner Form nach, empfangen, dafs aber, wenn dieses Vernünftige auch für uns und zwar als ein Vernünftiges werden und in den Besitz unseres Wissens gelangen soll, wir dies unmöglich anders als dadurch zu bewerkstelligen vermögen, dafs wir uns die Mühe geben, es auf gleiche Weise, wie es die Sache mit sich bringt, selbst zu denken und denkend zu reproduciren. Kann es doch, wie wir meinen, unser Gegner selbst nicht anders machen und mufs z. B., wenn er die ihm schon von Aristoteles vorgedachten Begriffe und ersten Principien zu seinem Eigenthum machen will, sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, sie ganz so wie jener wieder zu denken. Allein woher hatte Aristoteles diese ersten Principien und Begriffe, die auch wir schon als wahr und richtig anerkennen und gelten lassen, insoweit wir nicht etwa das bei ihm noch Auseinanderfallende noch etwas einfacher ableiten vermögen? Wir gehen daher zu einer noch früheren und älteren Quelle, ja der ältesten der Welt zurück, und finden dann den vernünftigen Inhalt nicht blofs in dem äufserlich gegebenen Vernünftigen der Welt, sondern erinnern uns, dafs er auch schon die ursprüngliche Mitgift unseres vernünftigen Denkens selbst ist, wie es alle Menschen haben und haben können. Insofern also alles Vernünftige und zumal das Absolutvernünftige schon ursprünglich ist und als ein Gegebenes in oder aufser uns an uns gelangt, setzen wir es selbst und noch Manches aufserdem voraus. Das Absolute selbst aber hat keine Voraussetzung, weil es aufserdem auch nicht das Absolute wäre. Insofern wir daher den Gedanken des Absoluten auch für uns denkend erneuern und reproduciren, und erst von da an weiter gehen, können auch wir ihm keine Voraussetzung geben, weil es selbst keine hat, oder würden aufserdem die *Sache* nicht lassen, wie sie ist, sondern sie ändern. Allein bis wir erst dahin kommen, einen solchen absoluten Anfang auch für uns machen zu können, da mufs gar Vieles vorher und vorangehen, unter Andern das ganze Philosophiren unseres Gegners selbst oder wenigstens ein ähnliches, kurz dasjenige, was wir in unsern phänomenologischen, psychologischen, auch historischen Einleitungen zu behandeln und abzuthun pflegen. Das *reine* Denken aber ist blofs dasjenige, welches sich von der Meinung des Empirismus gereinigt hat, als ob die Principien des Denkens und Seins nicht schon ursprünglich im Denken selbst gegeben wären.

Was nach dem status controversiae gleichsam zur confirmatio oder auch zur captatio benevolentiae noch weiter aus der äufsern Geschichte der Hegel'schen Logik angeführt und von fremden Auctoritäten und einer inneren Krisis in der Schule selbst gemeldet wird, können wir hier füglich übergehen, da es auf die eigentlichen Beweise ankommt. Um aber auch unsrerseits uns genau zu versichern, auf welche Seite der Gegner seinen Hauptangriff gerichtet hat, so wollen wir, ehe wir diese Beweise näher untersuchen, zuvor noch das Resultat vernehmen, in welchem vom Gegner bereits sein Sieg gefeiert wird

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

gische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Wir lesen a. a. O. S. 414: „Die dialektische Me-
de ist eine logische Hypothese. Fällt es denn so
wer, ihr Wesen — ihre Wahrheit oder Unwahr-
t — aufs Reine zu bringen? — Wenn wir unter
em wissenschaftlichen Verfahren ein solches verste-
, das in sich nothwendig und allgemein ist", (kann
r wohl zugegeben werden; wir besorgen aber, das
ne wissenschaftliche Verfahren des Gegners möchte
der das Eine noch das Andere sein) „so ist die
age, die zur Entscheidung kommen muſs, einfach
se: *Ist Hegel's dialektische Methode des reinen Den-
s ein wissenschaftliches Verfahren?* — Nach den
führten Untersuchungen müssen wir sie rein und rund
neinen. (Hört!) Es soll nicht damit gesagt sein,
ſs die dialektische Methode nicht relativ auch einen
ssenschaftlichen Werth habe". (Einigen also doch.)
ie hat ihn vorbereitend nach dem Maſs der Aristote-
chen Dialektik, in wiefern sie die Begriffe schärfer
gen einander treibt und bestimmt", (Groſse Ehre!)
ber nicht im Sinn einer absoluten Methode. Eine
lche ist sie nicht. Sie hat eine groſse wissenschaft-
he Wirkung gehabt", (Ei!) „indem sie die logische
derung spannte; aber sie hat sich darin selbst *über-*
annt. Sie hat nur die Bedeutung einer relativen
flexion, aber sie ist keine absolute Production".
Was versteht der Verf. darunter?) „Der Beweis ist
liefert und der Gegenbeweis ist noch immer zu füh-
n". Daſs unser Gegner indessen von einem solchen
egenbeweise sich nicht viel verspricht, erkennt man
s der weiter unten folgenden Aeuſserung: „Der
nterzeichnete ist bereit, alles Ernstes die Untersu-
ung von neuem aufzunehmen, wenn erhebliche Ge-
engründe geltend gemacht werden". Wenn wir oder
ndere also das Glück haben, etwas Erhebliches da-
gegen aufzubringen, wird uns der Feind von neuem vor die Festung rücken; auſserdem haben wir den Donner seines Geschützes jetzt zum letzten Mal vernommen.

Wir wissen nicht, ob in der Praxis der Kriegführung der Fall häufig vorkommt, daſs ein Angriff nach allen Regeln der Kunst angelegt, geleitet und ausgeführt wird und dennoch gänzlich fehlschlägt, weil er auf eine Seite ging, wo sich der Gegner nicht mit seiner Hauptstärke befand. Wir glauben aber hier im philosophischen Kampfgebiete einen solchen Fall vor uns zu haben. Schon aus den da und dort eingeschalteten und beigefügten Berichtigungen lieſs sich entnehmen, daſs einige Kugeln fehl gegangen waren; jetzt aber merken wir, da wir uns noch ganz wohl und unverletzt fühlen, daſs die ganze Hauptbatterie falsch postirt gewesen sein muſs, selbst nach den Beweisen. Was uns durch diese daher, etwa auf den Flanken, zerschossen worden, darnach werden wir uns nachher umsehen.

Unserem Gegner gilt, wie wir sehen, die dialektische Methode als der Hauptpunct, als das Princip des Hegel'schen Systems. Wir wissen wohl, daſs Viele, auch in der Schule selbst, die Sache so anzusehen scheinen, insofern sie die Methode, die *Form* der Sache, im ersten Gliede voranstellen und sie damit selbst zur Hauptsache werden lassen, welche allerdings auch nicht ohne ihre nothwendige Form bestehen kann und in dieser ihre Lebendigkeit und Bethätigung hat. Allein wir können uns hier nur an Hegel selbst und an unsere Fassung der Sache halten. Wird die dialektische Methode ohne Weiteres zum Ersten, zum Princip gemacht, so sind alsbald die Gegner bei der Hand, welche sie als eine bloſse Erfindung des subjectiven Denkens, ohne innere Nothwendigkeit und ohne Einheit mit der objectiven Natur der Sache, darzustellen sich angelegen sein lassen. Die Dialektik der Me-

Digitized by Google

thode, für sich allein festgehalten, ist so gut, wie jede sonstige Methode, dem unterworfen, wie es auch häufig genug geschehen ist, in einen blofsen Formalismus und Schematismus oder selbst in Sophistik auszuarten, und macht so dann so wenig die Hauptsache aus, dafs man, wie z. B. auch Straufs und die Jüngeren es gethan haben, von dem eigentlichen Princip der Hegel'schen Philosophie völlig abfallen und gleichwohl die Dialektik der Methode recht ordentlich üben und handhaben kann. Ist es doch Hegel selbst begegnet, dafs er im vollen Selbstbewufstsein seines Princips und der innern Macht und Lebendigkeit desselben, doch bei der Durchführung und Anwendung seiner Methode, besonders auf äufsere Gebiete, nicht immer, sei es aus Mangel der zureichenden und durchdringenden Sachkenntnifs oder aus sonst einem Versehen in der Auffassung des Gegenstandes, die wirkliche objective Natur der Sache, die Sache in ihrer eigenen Form, zu erreichen wufste, ohne dafs darum sein eigentliches Princip wahr und richtig zu sein aufhörte. Uebérhaupt, wenn es sich um die wissenschaftliche Behandlung eines erst äufserlich aufzunehmenden Gegenstandes handelt, können wir mit all unserer Logik, wenn sie uns auch in ihren Kategorien und deren durchgreifender Bedeutung Mittel genug an die Hand giebt, um uns in dem Gegenstande zurecht- und seine Begriffsbestimmung auffinden zu können, und wenn wir auch der Hegel'schen Logik nach ihrem höheren Standpuncte wie nach ihrem innern systematischen Zusammenhange einen entschiedenen Vorzug vor der Aristotelischen Logik und Metaphysik zusprechen müssen, doch selbst nicht anders verfahren, als auch Aristoteles verfuhr, in einer derjenigen ähnlichen Weise, welche auch der Verf. der logischen Untersuchungen ins Leben zurückzurufen unternommen hat; ja wir müssen für manche besondere und untergeordnete Gebiete der bewundernswerthen topischen Fertigkeit des Aristoteles noch den Vorzug eines gröfseren Reichthums von Anhalt- und Gesichtspuncten, von Unterscheidungs- und Eintheilungsgründen lassen. Wäre die Methode selbst schon das absolute Princip, so würde die Definition des Absoluten lauten müssen: das Absolute oder Gott ist die dialektische Methode, — was Hegel wohl mit Unwillen von sich gewiesen hätte. — Eben so pflegt man auch wohl den Unterschied zwischen der Naturphilosophie oder dem Identitäts-System und dem Hegel'schen so anzugeben, dafs der absolute oder substantielle Inhalt bei beiden gemeinschaftlich derselbe, dazu aber nur die absolute Methode aufgefunden und aufgestellt zu haben, die wesentliche That Hegel's in der Geschichte der Philosophie sei. So wenig wir dieses Verdienst Hegel verkümmern wollen, und so sehr auch in der Wissenschaft als Wissenschaft für die Entwicklung des Inhalts Alles auf die Methode ankommt und hier auch Hegel's Methode denjenigen Werth hat, den er ihr selbst und den ihr Andere beilegen: so müssen wir doch der Ansicht widersprechen, als ob der Inhalt des Absoluten in beiden Systemen derselbe sei, da er vielmehr schon von vorne herein oder als ursprüngliche Sache ein anderer, ja in deren bestimmter Fassung auf welche es allein, nicht auf das Wort des Absoluten, ankommt, absolut verschieden ist. Hiedurch wird aber erst das Formprincip bestimmt, von welchem die Methode die nothwendige Folge ist. Hegel's oberstes absolutes Princip ist nicht ein blofs logisches oder nur formelles, sondern ein *metaphysisches* und objectives. Erst durch die Fassung und Form der ursprünglichen Sache oder dessen, was schlechthin das Erste, das absolute Prius ist, was, wie weiterhin sich ergeben wird, auf dem Unterschiede, ob es *Substanz* oder Subject, Natur oder Geist sei, beruht, wird auch die wissenschaftliche Methode bedingt. — Von untergeordneter Bedeutung ist es auch, wenn man sagt, dafs das Princip des Hegel'schen Systemes darin bestehe, die Principien aller früheren philosophischen Systeme in sich zu enthalten. Wenn das System sie auch alle vermöge seines hohen und allgemeinen Standpunctes umfafste und in sich schlösse, was indessen in der Geschichte der Philosophie erst durchzuführen sein würde, so hätte es dieselben doch nur als untergeordnete Momente in sich, und es wären so dann wenigstens keine Principien mehr, sondern blofse Möglichkeiten, mehr oder minder geeignet, zu solchen allgemeinen Gesichtspuncten oder Begriffen, wie es Principien sind, erhoben zu werden, welche selbst an die Spitze des Ganzen treten, und denen die Totalität des zu Erklärenden, als durch sie auf eine durchgreifende Weise bestimmt, untergeordnet werden könnte. Allein ein jedes philosophisches System mufs auch sein besonderes, von den Principien anderer Systeme sich bestimmt unterscheidendes Princip haben, und ist nur dadurch ein System, dafs es ein solches hat. Seine Besonderheit aber beruht auf

Digitized by Google

r bestimmten Antwort, durch welche es die im rundproblem der Philosophie enthaltene Aufgabe und rage zu ihrer Lösung zu bringen unternimmt. Nur ie Philosophie, welche durch die Aufstellung ihres sonderen Princips eine solche Lösung unternommen t, hat auch die Ehre, in der Geschichte der Philo- phie als System unter den andern Systemen ihren atz einzunehmen. Hegel aber hat eben so bestimmt, er die Grundfrage der Philosophie, näher in der n durch seine Zeit und Vorgänger zubereiteten Ge- lt, fafste, schon in der Vorrede zur Phänomenolo- auch eine bestimmte und entschiedene Antwort dar- zu ihrer Lösung gegeben. Wir werden dadurch r nothwendig zur näheren Betrachtung dieses Grund- blemes selbst zurückgeführt. Bei der ungemeinen danken- und Begriffsverwirrung, der man im Ge- te der Philosophie und Theologie nun fast überall Streite der Parteien und ihrer besondern Interessen egnet, worin in dem, was man für Hegel'sche Phi- phie geben oder nehmen sieht, sie selbst oft kaum ar zu erkennen ist, möchte es ohnehin nicht über- sig sein, wenn auch hier nur in möglichster Kürze, das ganz Einfache zu erinnern und an das, worauf überall in der Philosophie zuvörderst ankommt.

Die Philosophie läfst ihren Begriff und Zweck on in dem erkennen, was ihr auch ihre Entstehung t. Das denkende Bewufstsein begnügt sich nicht dem Unmittelbaren, nur Seienden, dem in oder er ihm Gegebenen, Vorgefundenen oder Vorhande- , wie es ist oder unmittelbar sich darstellt; es geht iber hinaus und fragt nach den Gründen, Ursa- n u. s. w. In dem nur-Daseienden als solchem, er blofsen Existenz vermag es die Wahrheit, die senheit, die eigentliche Realität nicht zu finden; iegt ihm in dem *Andern*, das es sucht, indem es vom Unmittelbaren abwendet, welches eben damit blofsen Erscheinung degradirt wird. Dies hat die osophie auch völlig mit der Religion gemein, für he eben so wenig das Unmittelbare, Aeufserliche, iche, Irdische, die Dinge dieser Welt die Bedeu- der Wahrheit und Realität haben, sondern viel- als nichtig gelten.

Eben durch das gesuchte oder gefundene Andere, es dann auch sich näher bestimmen möge, soll auch Erste, das Ungenügende, von dem man ausging, erklärt und aus ihm abgeleitet werden. Man will da- her dieses *nicht als* ein *Erstes*, Unmittelbares, *von sich aus* Seiendes stehen und gelten lassen, sondern nur als ein Gewordenes, Entstandenes, gesetzt und vermittelt durch ein Anderes. Das Denken will überall Vermitt- lung und befriedigt sich nur durch sie, hebt überall die Form der Unmittelbarkeit auf und läfst das in ihr Gefundene, wenn es ihm gelten soll, nur als ein Ver- mitteltes gelten. Das *Zweite* aber, zu welchem man übergeht oder aufsteigt, und durch welches das ver- lassene Erste als aus ihm herkommend oder sich erge- bend erklärt werden soll, sind die Gründe, Ursachen, eigentliche Sache, Wesenheit, Substantialität, das Anundfürsich der Dinge u. s. w., im Allgemeinen oder selbst in möglichst umfassender und durchgreifender Allgemeinheit gefafst, die *Principien*, zunächst viele oder mehre, wenn man sie unter sich selbst noch nicht näher zu vereinbaren weifs. Die Philosophie wird so eine *Wissenschaft der Principien*. Und dafs sie eine solche ist und es mithin nicht mit dem unmittelbar Ge- gebenen, dem empirisch Vorgefundenen als solchem und mit dessen Besonderheiten und Einzelheiten, sondern mit demselben nur als Folgen von jenen, als durch sie gesetzten Erscheinungen, viel mehr also mit den Prin- cipien selbst als dem wahrhaft Ersten oder Früheren, was Aristoteles τὸ φύσει πρότερον nennt, oder mit den letzten Gründen und dem Allgemeinen von Allem zu thun hat, das zum Mindesten sollte auch schon seit Aristoteles feststehen. Sich mit dem Empirischen ohne Weiteres, wie es ist, abgeben, es so in seiner unmit- telbaren Weise in das Bewufstsein übertragen und verpflanzen, was jedes Subject ohnehin schon ohne Phi- losophie thut, und über dieses Factum irgend eine dürftige psychologische Erklärung aufstellen, oder sonst in die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Dinge der Aufsenwelt blindlings hineingreifen und ohne vorher festgestellte Principien an irgend einem Gegebenen als einem wichtigen Problem mit einem Einfall, den man über die Sache hat, einen Erklärungsversuch anstel- len, das ist ein Geschäft, welches die *Unphilosophie* treibt, welche sich für Philosophie ausgibt. Die Prin- cipien aber, selbst Gedanken oder Gedankenverhält- nisse, welche zugleich die eigentliche Sache selbst und das Wesentliche des Sachverhältnisses, wo es immer in der Erscheinung sich darbiete, auf eine durchgrei-

Digitized by Google

fende und allgemeine Weise ausdrücken, stellen sich damit dar als die Principien alles Denkens und Seins. Die weitere Aufgabe der Philosophie aber, zu deren Lösung auch das Bedürfnifs des Denkens selbst, der Trieb nach *Einheit* treibt, ist, es nicht bei der Vielheit der Principien bewenden zu lassen, sondern die vielen selbst als aus Einem obersten und höchsten Princip fliefsend und in ihrer Vermittlung, in ihrem Gesetzt- und Bestimmtsein durch dasselbe nachzuweisen, mithin aus Einem zunächst die andern Principien und durch sie alles Uebrige zu erklären. Auf dem Wege der Abstraction vermag das Denken wohl diese Einheit und Allgemeinheit alsbald zu gewinnen, aber nur durch Weglassung des bestimmten und besondern Inhaltes, und hat dann auch an dem Gewonnenen blofs etwas Leeres und Inhaltloses, eine abstracte, blofs formale Allgemeinheit. Es kommt darauf an, diesen Inhalt in seiner Bestimmtheit und gleichwohl in seiner Vermittlung und Unterordnung unter das höchste Princip zu erhalten. Das *Eine* aber, aus welchem Alles seinen Ursprung, wie seine Ableitung und Erklärung hat, ist, was alle Welt *Gott* nennt, wie er auch näher gefafst und bestimmt werden möge, und die Philosophie das *Absolute*, in dessen Fassung zugleich das tiefste philosophische Denken selbst seine letzte, absolute Befriedigung durch die gefundene Lösung der vorgefundenen Räthsel und Widersprüche erhalten soll. *Dafs* ein solches Eines sei, ist überflüfsig noch besonders beweisen zu wollen; denn jedes Denken und Bewufstsein hat es schon und vermag es nicht von sich abzuweisen, da es mit dem eignen substanziellen Leben des Geistes auf das Innigste zusammenhängt. Gott absolut leugnen zu wollen, wäre Verrücktheit. Wenn es einen Atheismus giebt, kann er sich nur auf irgend eine bestimmte Fassung Gottes oder Folge einer solchen Fassung beziehen; und in diesem Sinne sind allerdings diejenigen, welche ihre Fassungsweise für die allein rechte erklärten, von jeher nicht müfsig gewesen, Anderen den Schimpfnamen Atheisten zu geben. Alles kommt aber darauf an, *wie* das Eine als das Erste und Ursprüngliche gefafst, oder *als was* es nach solcher Fassung bestimmt werde, um dem Bewufstsein wirklich seine absolute Befriedigung zu gewähren. Hierin aber oder in der Art und Weise, wie das Absolute für das Wissen und Bewufstsein ist, tritt zwischen Religion und Philosophie ein Unterschied ein, ohne dafs jedoch die Philosophie darum aufhörte, religiös zu sein und den Grundton der Religion verliere. Während nämlich für die Philosophie als Wissenschaft nach ihrem Begriff und ihrer Aufgabe es wesentlich ist, alles Andere und vom Absoluten Abhängige und zunächst die verschiedenen allgemeinen Principien selbst in ihrem innern Zusammenhange mit dem Einen und in ihrer *Vermittlung* durch das Eine zu erkennen und nachzuweisen, bedarf die Religion als solche, so wesentlich auch für sie eine bestimmte Fassung Gottes ist und so gewaltige Unterschiede es darin gibt, doch für sich und ihr Leben jener durch das erkennende Denken zu bewerkstelligenden Vermittlung nicht, da sie den absoluten Inhalt schon in *unmittelbarer* Gewifsheit und in der eignen innersten Lebendigkeit des Geistes hat, von da aus er alle Weisen und Sphären des Daseins und des praktischen Lebens durchdringt. Eben so gilt ihr Gott, ohne nach dem Wie zu fragen, als Schöpfer und Erhalter der Welt, als die alles Dasein durchdringende, in Allem gegenwärtige, Alles bestimmende und leitende, nicht weniger in der Natur als im menschlichen Geist und Gemüthe sich offenbarende und bethätigende ewige Macht, Wirksamkeit und Lebendigkeit. Die Philosophie also hat diesen Inhalt der substantiellen Wahrheit, welche es eben so sehr an und für sich als auch die innerste Wahrheit des Menschen selbst und in seinem Gemüthe das und in Gott Lebendig- und Freimachende ist, in seiner *vermittelten* Gestalt als Gegenstand des Denkens, nicht in seiner unmittelbaren praktischen Lebendigkeit selbst mehr, und damit die Aufgabe, diesen Inhalt auch in seinem Grunde, *warum* er die Wahrheit ist, nicht für die unmittelbare Gewifsheit, die dessen zunächst unbedürftig erscheint, weil im Zustande ihrer Klarkeit und ihrer schon unmittelbar gewissen Versöhnung mit Gott für sie auch keine Räthsel und Widersprüche vorhanden sind, sondern für die *denkende* Erkenntnifs nachzuweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

November 1842.

gische Untersuchungen von Adolf Trende-lenburg.

(Fortsetzung.)

Wenn man sagt, dafs die Philosophie, indem sie mit den Inhalt der Religion zum Gegenstand des Ver-ndes und zu etwas Abstractem mache, eben damit ertödte, so thut sie dieses um nichts mehr als jede dere Wissenschaft mit ihrem Inhalte, insofern sie eorie desselben, nicht Praxis ist, und hat noch vor andern den Vorzug, dafs sie in ihrem Thun, weil Gegenstand der absolut transcendente ist, selbst ch religiös bleibt. Andrerseits aber tritt auch für Religion innerhalb ihrer eignen Sphäre, sobald sie *hre* wird, und schon darin, dafs sie als bestimmte nfession ihren Unterschied von andern nicht blofs zugeben, sondern die Wahrheit ihrer bestimmten hre auch zu beweisen hat, das Bedürfnifs hervor, ihrem Sein aus und Glauben auch ein Wissen um h und von sich und ein Denken über sich zu wer-, und kann somit als Lehre oder Theologie selbst ht der Philosophie entbehren. Dieses Urtheil über absoluten Werth der Religion, wie über ihr Ver-tnifs zur Philosophie war auch ganz Hegel's eigne sicht.

Die *philosophische* Frage nach dem ursprünglich en aber, welche sich alsbald als die Aufgabe, Got-Verhältnifs zur Welt zu erkennen, darstellt, wird ht gelöst und kann nicht gelöst werden, so lange n die beiden Glieder derselben, unter welchen nähe-Kategorien sie auch etwa gefafst werden mögen, z. B. des Grundes oder Urgrundes, des Urwesens, Unbedingten oder Unendlichen, der Ursache u. s. w. erseits, dem andrerseits das äufserlich bestehende sein, die Existenz als das Bedingte, Endliche, Ge-zte u. s. w. entgegentritt, auch nur in solcher *Ab-action* einander gegenübertreten und einen Gegensatz den läfst. Denn man hat damit statt eines wahrhaft Absoluten blofs eine Sphäre der *Relativität* erreicht, in welcher die beiden entgegengesetzten Glieder Correlata sind, bei denen es sich von selbst versteht, dafs, wenn das Eine in *dieser* Bestimmung gesetzt wird, dem Andern nothwendig die entsprechende entgegengesetzte Bestimmung zukommt, und somit beide als gegenseitig durch einander gesetzt und bedingt erscheinen; und es ist kein Wunder, wenn einem Denken, welches die Natur solcher Reflexionsbestimmungen selbst nicht kennt, der Verstand bei der Sache ausgeht, die schon von vorne herein verkehrt angelegt war. Die Frage würde dann vielmehr wieder zur Frage nach dem Einen und der Beschaffenheit des Einen werden, durch welches beide Glieder, das eine wie das andere, erst möglich und gesetzt, und nicht blofs gesetzt, sondern auch *vermittelt* wären. Um eine solche Vermittlung also überhaupt und damit um die Erkenntnifs des innern Zusammenhanges von Beiden ist es zu thun, wenn die Frage zu ihrer Lösung gelangen soll. Eine Vermittlung aber ist nur möglich in der Erkenntnifs, dafs die zu vermittelnden Glieder nicht absolut verschieden seien, sondern jedes das andre, wenigstens an sich oder der Möglichkeit nach, schon in oder an ihm habe, oder selbst schon im oder am andern sei: so dafs in der vorliegenden Frage die Welt selbst schon Gott in oder an ihr, wie umgekehrt Gott die Welt, das von ihm Gesetzte, ebenfalls in oder an ihm haben mufs, wenn ein Uebergang von dem Einen zum Andern möglich sein soll. Die religiöse Gewifsheit hat nun Gott eben so gut, als sie ihn auch *über* der Welt hat, ihn auch schon *in* der Welt und in allem Endlichen; nichts ist und geschieht ihr ohne Gott. Der Weg der philosophischen Erkenntnifs aber, welche auch das *Wie* davon zeigen soll, wird statt betreten, vielmehr geradezu abgeschnitten, wenn z. B. das Unbedingte dem Bedingten, das Unendliche dem Endlichen schroff entgegengesetzt und, statt beide mit einander zu vermit-

Digitized by Google

teln, in dieser starren Abstraction gegenüber belassen wird. Es ist die superstitiöse Anbetung, welche der Verstand, statt, wie er meint, Gott damit einen Dienst zu erzeigen, vielmehr im Widerspruche gegen dasjenige, was der Religion schon innerlich gewiſs ist, nur dem Götzen seiner Abstraction darbringt. Näher betrachtet aber bestimmt sich von ihrem Ausgangspuncte aus die Aufgabe, die Welt in ihrem Bestehen aus den Principien und zuletzt aus Einem zu erklären, und somit das Grundproblem der Philosophie selbst alsbald dahin, daſs es die *Lösung eines Widerspruches*, welcher gelöst auch *kein Widerspruch* mehr sein soll, sich zur Aufgabe setzt, und zwar dadurch, daſs die durch das Denken gewonnenen höchsten und letzten Allgemeinheiten, welche in der Welt ihr Dasein und Bestehen haben, wie Denken und Sein, Geist und Natur, Subject und Object u. s. w., in der absoluten Verschiedenheit, in welcher sie im Dualismus gegen einander auftreten, einen Gegensatz bilden, dessen Aufhebung gefunden werden soll in einer Einheit, welche Beides in sich vereinigt oder vielmehr das *Setzende* des Einen sowohl als des Andern ist. Es ist dabei selbst noch eine bloſs äuſsere Reflexion, wenn man zum voraus das Eine als ein solches bestimmt, welches eben so sehr beide Entgegengesetzte in sich enthalten als auch selbst keines von beiden sein müsse, da es vielmehr auf die Nachweisung des *Wie* davon ankommt; und eben so ist es nicht hinreichend zu sagen, *daſs* Gott diese Einheit sei, wie allerdings die gröſsten Philosophen anzunehmen nicht umhin konnten, sondern auch hier vielmehr die Forderung diese, daſs, *wie* Gott diese Einheit sei, für die Erkenntniſs dargethan und die Einsicht in die Sache gegeben werde. Dies also ist die *Grundaufgabe* der Philosophie, und jedes philosophische System nur dadurch ein System, daſs es in dem von ihm an die Spitze gestellten Princip eine bestimmte Antwort auf jene Grundfrage ertheilt und zugleich von diesem Princip, welches *seine* Lösung der Hauptaufgabe auf eine bestimmte Weise enthält, darzuthun versucht, daſs es wirklich das durch Alles hindurchgreifende und Alles erklärende Eine sei. Hieran hat jedes System zugleich seinen Maaſsstab, an welchem es selbst in der ganzen Entwicklung und Durchführung seines Princips als der Realisirung des Einen zu prüfen und in seiner Consequenz zu messen ist. Um uns hier bloſs an das Nächste des geschichtlich Vorangegangenen zu halten, braucht nur d erinnert zu werden, wie in der Entwicklung der n ren Philosophie von Cartesius an das Problem Philosophie als *die Einheit von Denken und Sein* stellt und zu lösen versucht worden. Auch die Kant der Philosophie gestellte Aufgabe, wie synth sche Urtheile a priori möglich seien, an welcher Frag die neueste Entwicklung der Philosophie von ihm u ihren Ausgangspunct hatte, geht in ihrer Verknüpfung des empirisch gegebenen Einzelnen mit dem Allgemei nen und Nothwendigen, welches die Zuthat des Den kens, des Apriorischen ist, ebenfalls auf eine Vermitt lung des Denkens und Seins, in welcher dann näh Subjectivität und Objectivität als die beiden Hauptsei ten des Gegensatzes sich fixirten. Wird der Gegen satz nur als *der* von Denken und Sein gefaſst, und das Sein nicht etwa, wie von den früheren Metaphysikern, in der concreteren Bedeutung der Ausdehnung (res extensa) oder Materie oder überhaupt des Naturseins genommen, so bietet sich auch alsbald die Reflexion dar, daſs der Gegensatz so kein reiner und absoluter sei, indem das Denken das Sein selbst an ihm hat und allen seinen Bestimmtheiten, den besondern Gedanken, den Vorstellungen, Phantasiegebilden, Willensbestimmungen u. s. w. das Sein nicht abgesprochen werden kann, wie denn auch Aristoteles die Kategorie des Seins, wie die, Eines zu sein (τὸ ὄν καὶ τὸ ἕν), eben deshalb, weil sie von Allem gelten, in seine besondere Begriffsbestimmung nicht aufzunehmen vermochte. Eine höhere und mit der innersten Natur des Denkens selbst zusammenhängende Frage aber ist es, wie am Denken selbst als solchem das Sein sich von ihm unterscheide, oder vielmehr wie es selbst das von seinem Sein sich unterscheidende sei, worauf wir nachher zurückkommen werden. Sehen wir nun zu, bis zu welchem Puncte geführt, Hegel in dem letzten System vor ihm das Problem der Philosophie antraf, so finden wir in dem sogenannten Identitätssystem das Absolute allerdings als die Einheit, näher als die Indifferenz der höchsten Gegensätze, von Denken und Sein, Subject und Object u. s. w., ausgesprochen, erkennen dabei aber alsbald auch den Grund, warum Hegel nicht dabei stehen zu bleiben vermochte, theils schon deshalb nicht, weil das bloſse Aussprechen dessen, was das Problem der Philosophie sei, oder was das Absolute hienach sein müsse, noch nicht auch schon die wirk-

Digitized by Google

he Lösung des Problems ist, theils auch, weil die der Indifferenz als solcher gesuchte Lösung das nze selbst wieder auf die eine Seite fallen, und da- den zu lösenden Widerspruch noch als Wider- uch stehen liefs, eben damit aber auch dem Denken, lches bei dieser absoluten Sache auch nur in einer oluten *Vermittlung* seine Befriedigung finden kann, se Befriedigung nicht gewährte. Die Dialektik igt wohl bis zu den höchsten und letzten Gegen- zen auf und fordert dann deren Einheit, in welcher Unterschiedene auch ein Nicht-Unterschiedenes n soll. Dies ist die Aufgabe selbst, noch nicht aber h schon ihre Lösung. Soll nun diese darin beste- n, dafs die qualitativ verschiedenen und sich entge- gesetzten Selbständigkeiten im Absoluten, in dem les Eins ist, etwa wie Basen und Säuren in einer tralen chemischen Solution, welche nach keiner von den Seiten hin mehr eine Spur ihrer beiden Facto- und eines Uebergewichtes oder Ueberschusses der- ben zeigt und erkennen läfst, vollkommen getilgt rden und in dieser Neutralisation aufhören unter- ieden und selbständig zu sein: so ist in dem Einen ar als dem Dritten, welches statt ein wahrhaft All- meines selbst wieder für sich ein Besonderes ist d aufser welchem daher jedes der Entgegengesetz- für sich sein thätiges und selbständiges Leben führt, es wie mit einem Zauberschlage untergegangen und schwunden, aber auch für die Erkenntnifs nichts vonnen und der Widerspruch stehen geblieben, der der in dem Absoluten selbst als der *indifferenten* heit der Entgegengesetzten, noch in dem quantita- en Uebergewichte des einen qualitativ verschiede- Factors über den andern bei ihrem selbst entge- gesetzten Wiederheraustreten aus dem Absoluten e Lösung gefunden hat. Ist die Voraussetzung r Hypothese eines solchen Einen eine nothwendige rderung für die Philosophie, so mufs es als eine h höhere Forderung geltend gemacht werden, dafs es Eine auch ein Begreifliches sei und zwar in der und Weise selbst, wie es das vorher sich Wider- echende *für sich selbst* zu seiner Auflösung bringt in sich als ein Nicht-Widersprechendes vereinigt. kann auch nicht blofs ein Resultat für uns und der Abgrund sein, in welchen zuletzt alles noch rschiedene versenkt wird, sondern mufs als das te und Ursprüngliche vielmehr selbst das *Setzende* des Verschiedenen, ja des absoluten Unterschiedes selbst sein, und darin, wie es dieses sei, sich erken- nen lassen können. Wir fordern daher das Eine als ein solches, welches durch seine Selbstunterscheidung in sich und von sich, ohne dafs es darin seine Identi- tät mit sich verliere, doch das Setzende des absolut- Unterschiedenen werde, aber eben so auch, und zwar nicht blofs für uns und unser Erkennen die längst ge- forderte Vermittlung enthalte, sondern von sich aus und für sich selbst, in seiner Ursprünglichkeit, das in seinem von ihm gesetzten absoluten Unterschiede und Gegensatze sich mit sich Selbstvermittelnde und in seiner Identität mit sich Wiederherstellende sei. Und wir behaupten, dafs die Erkenntnifs eines absoluten Einen von solcher Beschaffenheit die nothwendige höch- ste Forderung und Aufgabe der Philosophie sei und nur durch deren adäquate Lösung auch dem erkennen- den Denken seine letzte und höchste Befriedigung, welche die Religion schon unmittelbar hat, gewährt werde. Es läfst sich aber alsbald erkennen, ohne hier noch weiter zu gehen, dafs nur ein *Selbst* und ein *Thätiges* und zwar ein Absolut-Thätiges und Lebendi- ges das geforderte Erste und Ursprüngliche sein könne. Wenn im Dualismus Denken und Ausdehnung als die beiden absolut verschiedenen *Substanzen* bestimmt werden, so haben sie eben damit doch Eines schon mit einander gemein, nämlich die *Substantialität* selbst, und es wäre die Frage, einmal, was diese an ihr selbst sei, was es schlechthin heifse, Substanz-sein, und zwei- tens, wie sie ihrem Begriffe nach in ihrer Einheit mit sich doch auch des absoluten Unterschiedes und Ge- gensatzes fähig sei. Hier aber zeigt sich alsbald, dafs man mit dem Begriffe der blofsen Substanz nicht vom Flecke kommt und die Substanz mithin selbst nicht der höchste Begriff, noch der adäquate und er- schöpfende Ausdruck des Absoluten sein könne, sei es, dafs sie in ihrer absoluten Selbständigkeit als ein ruhendes wie schlechthin auf sich beruhendes Anund- fürsich-bestimmt-Seiendes, gegen jede Veränderung Indifferentes, genommen, oder dafs ihr auch Thätigkeit, Bewegung und Entwicklung verliehen werde, so lange ihr dabei *das Sein* selbst noch als ursprünglicher An- fang, Ausgangspunct und Grundlage gelassen wird. Wird ihr diese Basis aber genommen, so ist sie auch nicht mehr Substanz, noch selbst das Erste und Ur- sprüngliche, und das Absolute auch nicht in der Defi-

Digitized by Google

nition der Substanz das Erste. Gerade dies aber ist es, wovon alles bisherige philosophische Denken, aufser dem Hegel'schen, bis auf die neueste positive Philosophie herab, welche ebenfalls noch ein blindes und unvordenkliches Sein zu ihrem absoluten Ausgangspuncte hat, und mühsam und räthselhaft von da aus zu etwas Weiterem gelangt, sich noch nicht loszumachen vermocht hat. Aber gerade hierin auch steckt der erste Fehler, das πρῶτον ψεῦδος, wenn das Denken nicht *vor* das erste Sein noch etwas Weiteres zu setzen, nicht *vor* ihm noch ein Höheres, dessen *That* das erste Sein ist, zu denken vermag. Alles Mifsverständnifs der Hegel'schen Philosophie hat hierin selbst seine erste Wurzel. Und doch ist es nur eine *Erkenntnifs*, um die es sich handelt, die dem Denken aber auch nothwendig erst aufgehen mufs, um über die Sache urtheilen zu können, und ohne welche alles Philosophiren, das neueste nicht ausgenommen, ein blofses Reflectiren bleibt. Schon von diesem Puncte könnten wir ausrufen: Verschafft euch doch, ihr Alle, die ihr mörderisch über Hegel herfallet, ihn jämmerlich zerfleischet und, wenn ihr ihn auch nicht verstehet, oder vielmehr eben darum, weil ihr ihn nicht verstehet, zum Abgrund der Hölle verdammt, verschafft euch doch erst diese Erkenntnifs, dafs nicht das Sein selbst als solches das Erste und Ursprüngliche sein könne, so wird euch auch das Uebrige klar und verständlich werden! Oder „fällt es denn so schwer", um in der Weise unseres Gegners zu reden, diese Erkenntnifs euch zu verschaffen, um dann, wenn ihr sie nämlich habt, „ihr Wesen — ihre Wahrheit oder Unwahrheit — aufs Reine zu bringen"? Ja, habt ihr sie nicht vielleicht schon unbewufst? Ist sie euch denn nicht schon mit dem Christenthum gegeben, als die Wurzel alles christlichen Lebens, als das Princip alles Denkens und Wollens, als die Erkenntnifs aller Erkenntnisse? Was sagt ihr denn Anderes, wenn ihr nach dem Christenthume sagt, dafs Gott *Geist* sei und der *Schöpfer* Himmels und der Erden? Sagt ihr denn da, dafs er blindes Sein von Anfang an, dafs er Substanz, dafs er Natur sei? Weshalb hat denn die christliche Theologie sich nie mit dem Spinozismus vertragen können? —

Es ist ein nicht unbedeutender, jedoch keineswegs nagelneuer Fortschritt für die Erkenntnifs gewesen, als man dazu gelangte, als die eine und alleinige wahrhafte Substanz, als die wahre Wirklichkeit und Realität der Welt die Vernunft selbst, die im ganzen Universum nur sich selbst gleiche, überall mit sich identische, in Allem wirksame, durch Alles nur sich ausführende, alles Besondere und Einzelne überdauernde und aus Allem nur sich zurückstrahlende Vernunft zu erkennen und hiemit zugleich alles Dasein nur in der Bedeutung eines durch die Macht der sich verwirklichenden Vernunft *gesetzten* und dadurch selbst vernünftigen Daseins zu fassen. Der hiebei noch bleibende Unterschied und Gegensatz war nur der, einerseits einer *seienden* und nur in der Weise des Seins thätigen, hervorbringenden und gestaltenden, andererseits einer *wissenden* und denkenden und mit dem Unterschiede vom Object auch von sich wissenden Vernunft. Es war ein Licht zunächst, welches dem erkennenden Denken über der Finsternifs der objectiven Welt, der unerkennbaren Dinges-an-sich, des dunklen Nicht-Ich aufging, und wie mit Einem Strahle der auf die Schatten fallenden Erleuchtung auch die Möglichkeit eines philosophischen Verständnisses der Welt eröffnete; denn aufserdem hatte die Thätigkeit des überall eindringenden menschlichen Verstandes nicht erst auf den Philosophen zu warten nöthig gehabt, um hinter die Natur der Dinge zu kommen und ihr verborgenes Ansich zu entschleiern. Das Unerkennbare war nun in ein Erkennbares verwandelt; es war das Vernünftige selbst, was Jeder, wenigstens an sich oder der Möglichkeit nach, zur Erkenntnifs der Sache schon mitbrachte; das denkende Subject fand im Object sich selbst, seine Vernunft wieder. Dafs Alles, was ist, vernünftig sei und in seiner vernünftigen Einrichtung auch zweckmäfsig, was man eigentlich auch früher schon gewufst und geglaubt hatte, diese Erkenntnifs und die Erkennbarkeit davon traf aber zunächst und insbesondere die *Natur*, zumal da damit auch erst die Idee des Lebens, der Begriff der organischen Lebendigkeit dem erkennenden Bewufstsein aufgegangen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

gische Untersuchungen von Adolf Trende-lenburg.

(Fortsetzung.)

So weit folgte man leicht, wenn es auch jetzt noch und da Leute gibt, welche den Begriff des Lebens d der organischen Lebendigkeit noch nicht gefafst haben scheinen. Auch die fromme Erhebung des müths konnte Nahrung dabei für sich finden und, man auch vor Kant schon gethan hatte, Gott da- preisen, dafs er zur Erkenntnifs seiner herrlichen l wundervollen, so weise und vortrefflich eingerich- en Welt uns armen Geschöpfen auch die nöthigen ben des Verstandes und der Einsicht verliehen habe. nem solchen Standpuncte scheint auch unser Gegner cht abhold zu sein. So sehr dabei eigentlich die s zum Objecte der Anschauung und des dann hieran ch knüpfenden Denkens gegebene Natur und natür- he Welt das Erste und die im Vordergrunde ste- nde Hauptsache ist, indem Gott als der unbekannte äter und Hervorbringer derselben noch ganz im ntergrunde verborgen bleibt, so kann doch, philoso- isch ausgedrückt und allgemein gefafst, auch dies hon zu einem für die *Erkennbarkeit* der Wahrheit cht unwichtigen Satze führen, durch welchen der Satz r antiken Naturphilosophie, dafs nur das Gleiche das eiche erkennen könne, seine nähere Bestimmung und ervollständigung erhielte. Wenn nämlich die Ver- nft dieses Gleiche in der Welt und nur nach dem nterschiede einer subjectiven und objectiven Vernunft ch Gegenüberstehende ist, so läfst es sich geradezu s ein Weltgesetz hinstellen, dafs Beide auch nur für nander sind und schlechthin in Beziehung auf einan- er stehen, so dafs überall, wo es intelligente Subjecte d für dieselben Objecte und zwischen ihnen eine Be- ehung giebt, das Wahrnehmungs- und Erkenntnifs- rmögen im Verhältnifs zu der ihm gegebenen Ob- ctivität steht und, indem so beide Seiten wie in einer prästabilirten Harmonie einander entsprechen und die objective in der intelligenten aufgeht, die Erkennbar- keit der Welt in ihrer Wahrheit und objectiven Ver- nünftigkeit eben so wenig zu bezweifeln ist, als man daran zweifelt, dafs die Thiere, welche für ihr Dasein, für ihre Lebenserhaltung und Nahrung auf ein beson- deres Element der unorganischen Natur angewiesen sind, auch in ihrer Ausrüstung und Ausstattung schon von vorne herein mit der diesem Elemente entspre- chenden organischen Structur und erforderlichen Assi- milationsfähigkeit begabt seien. Aber auch auf diese Stufe oder Höhe der Erkenntnifs folgte der Spinozis- mus wie der Empirismus nach, und hält seine Voraus- setzung eben darin fest, dafs er auch nur hiebei ste- hen bleibt, statt darüber noch hinauszugehen. Der Unterschied beruht nämlich auf der Frage, was das schlechthin Erste sei, ob die wissende und denkende Vernunft oder die zwar auch thätige, aber nur be- wufstlos thätige, mithin nur seiende Vernunft, und wel- ches von beiden, das Denken oder das Sein, das dem Andern Folgende, aus ihm Hervorgehende oder durch das Andre Gesetzte sei. Für den Spinozismus nun, insofern er sich über seine ursprüngliche Einheit er- klären und es zu einer Entwicklung, zur Unterschei- dung des Besondern und Setzung des Endlichen brin- gen soll, und überhaupt für die Naturphilosophie als solche, d. h. diejenige, welche die Natur zum Princip der ganzen Philosophie macht, ist auch hier das ur- sprüngliche *Sein*, die Weise der *Substanz* das Erste schlechthin, der absolute Anfang, dem nichts Anderes vorher geht, das vom Denken schlechthin als das Er- ste zu Setzende, das Nicht-nicht-zu-Denkende, das in blinder Nothwendigkeit Seiende, welches seinen Grund, seine Möglichkeit, seine Bedingung nur in sich selbst, nicht aufser sich hat. Das Wissen und Den- ken, das Bewufstsein überhaupt, kommt erst hinter- drein und windet sich auf irgend eine unerklärliche

Digitized by Google

Weise aus dem Sein heraus, welches dann ein Bewufstsein seiner selbst, d. h. ein blofser Reflex, ein Spiegel und Vorstellen dessen, was es ist, wird. Insofern dieses ursprüngliche Sein doch zugleich Gott sein soll, so ist es ein werdender, in verschiedenen Evolutionen erst nach und nach zu sich und zum Wissen von sich gelangender Gott. Dieser Gott, welcher das bewufstlose Sein zu seiner Voraussetzung hat und erst an und aus diesem zu seinem Bewufstsein kommt, ist eigentlich gar nichts Anderes als der Mensch, dieser der Gott der Naturphilosophie, das das Sein auch vorstellende Wesen; das Denken in der Welt mehr nur ein Accidens an der festen Basis und Substanz des Seins, für die Erklärung schon vom Materialismus her etwas lästig, ja beinahe entbehrlich, wenn nicht das eigene Wissen und Denken wäre und der Erklärung bedürfte. Eine ursprünglich selbstbewufste, denkend selbstthätige, denkend schöpferische Intelligenz als absolut Erstes hat die Naturphilosophie nicht und kann keine nach ihrer Voraussetzung haben. Nicht viel besser, auch bei der Annahme der Erkennbarkeit der Objecte durch die Uebereinstimmung der denkenden mit der seienden Vernunft, ergeht es dem Empirismus, welcher zwar nicht von oben und dem Ursprünglichen, sondern von unten und von aufsen anfängt und seine Blicke fest auf das empirisch gegebene Sein geheftet hält, wie denn überhaupt jeder Philosophie, welche die Wahrheit aufser dem Denken und dem Geiste sucht und den Inhalt derselben nur von aufsen in Empfang nimmt. Da das, was ihn giebt, das *Sein*, äufserlich angeschaute feste Wirklichkeit ist, so ist dieses auch das Erste, die Hauptsache, und das diesen Inhalt reflectirende und blofs in allgemeinen Formen nachbildende, für sich aber inhaltlose und das Sein schlechthin voraussetzende Vorstellen und *Denken* erst das Zweite, und eben so wichtig auch die *Anschauung*, ohne welche kein Inhalt für das Denken sein würde. Wenn hiebei auch die unmittelbare äufsere Existenz um ihrer Veränderlichkeit willen nur als Erscheinung angesehen wird, so ist doch das ihr Zu-Grunde-Liegende oder hinter ihr Verborgene, das Wesen, ebenfalls wieder ein *Sein*, nur ein mächtigeres, weil ausdauernd und beharrend. Belege zu dem, was wir hier bezeichnen, finden wir in den logischen Untersuchungen bei unserem Gegner selbst. Allein die nothwendige Consequenz des Empirismus ist, gröber oder feiner, der Materialismus. Denn dasjenige, was von all unser Gedankeninhalt herrührt, ist die absolute Realität selbst, und als solche gilt, da für die Erfahrung nichts Anderes vorhanden ist, die unmittelbare äufsere Existenz, nur in ihrer höchsten Abstraction als das für sich formlose, aber aller Formen und Bildungen fähige, in allem Wechsel bleibende und beharrende Substrat aller Existenzen, d. i. die *Materie*, wenn auch die in der Materie erscheinende bildende und entwickelnde Thätigkeit oder Kraft, wie man sie hier zu nennen pflegt, von Stufe zu Stufe sich steigernd bis zu den Erscheinungen des Lebens und lebendigen Organismus als zweckmäfsig organisirte und organisch thätige Materie fortgeht. Das Denken erscheint dabei ebenfalls nur als ein Naturproduct, wenn auch etwa als das Höchste, und nur als der Reflex des Seins, des überall nicht Loszuwerdenden, wenn nach einem Ersten gefragt wird. Ganz consequent gilt es daher für den Empirismus und Materialismus auch sonst keinen Gott, am wenigsten den vom Theismus von der unmittelbaren Existenz, der natürlichen Welt, als Subject noch für sich unterschiedenen Gott, eben weil er so kein Gegenstand der Erfahrung, die Erfahrung aber Alles ist. In der Religion, zumal der christlichen, ist Gott im Bewufstsein das allein Wahre, das innerlich Gewisseste, dasjenige, was das Bewufstsein nicht blofs wesentlich und substanziell erfüllt, sondern auch den sonstigen Inhalt desselben bestimmt und durchdringt, und worauf als das Eine alles Übrige bezogen wird. Eben so auch in den der Religion hierin entsprechenden, insbesondere den idealistischen Systemen der Philosophie. Wenn aber das Bewufstsein den es ganz und allein füllenden und ihm allein als die reale Wahrheit geltenden Inhalt anderswoher und von aufsen hat, wie im Empirismus und Materialismus, wo sollte da noch Platz sein für den Gott des Theismus? Er ist für eine solche Ansicht und Denkweise ein hors d'oeuvre, etwas Ueberflüssiges, etwas, was aufser der schon für sich feststehenden und geltenden eigentlichen Sache steht und durch keinen innern Zusammenhang mit ihr verbunden ist. Wenn man gleichwohl zur Annahme desselben sich aus irgend einem Grunde, einem subjectiven praktischen und religiösen Bedürfnisse oder sonst einem noch übrig gebliebenen Scrupel bewogen findet, so wird der Uebergang dazu immer nur auf eine äufserliche Weise gemacht und ein Weg dazu betre-

Digitized by Google

, wie in den sogenannten Beweisen für das Dasein ttes. Dieser Gott ist daher immer nur eine blofse rderung, etwas auf künstlichem Wege Erschlosse-, ein Product der Reflexion, dadurch gewonnen, dafs der Welt, trotz ihrer Vortrefflichkeit und Abgelossenheit in sich, trotz ihrer den Sinnen und dem wufstsein unwiderstehlich sich aufdrängenden Rea-t, ihrer unverwüstlichen Dauer und Festigkeit, doch h irgend eine Lücke und Unvollkommenheit, irgend Mangel ausfindig gemacht wird, der sie als etwas dliches, Bedingtes, nicht von sich aus Seiendes ereinen läfst und daher zur Annahme und Voraus-ung eines Anderen aufser ihr als ihres Grundes higt. Einem solchen Gotte der blofsen Reflexion n die Religion den Gott ihrer innern unmittelbaren wifsheit und ihres Glaubens getrost entgegensetzen, l sie an ihm einen unendlich tieferen Gehalt, etwas ndlich besser das innerste Bewufstsein Erfüllendes Befriedigendes hat. Man fehlt aber von dieser te nach einem einmal gegen die Philosophie ge-ten ungünstigen Vorurtheile, nicht anders als es irrigen und schlechten Ansichten vom Denken auch n, darin, dafs, während Gott der Religion doch ist als die überall thätige und wirksame, die äufsere elt wie das Bewufstsein selbst und das ganze Ge-h durchdringende und substanziell erfüllende Macht , das Denken dabei so angesehen wird, als ob es in das von Gott Vergessene und Verlassene, nur em eigenen Belieben und dem Zufall seiner Mög-keiten Ueberlassene wäre; Gott soll überall sonst und sich wirksam bezeigen, nur nicht im Den-, welches allein im Universum das Privilegium hat, hsam neben oder aufser Gott herzugehen und nicht s schon ursprünglich von Gott Bestimmtes und h ihn Erfülltes und Geleitetes zu sein. Gleichwohl aber auch bei jenem blofs vorausgesetzten Gotte st, wenn nun weiter von seinem Wesen gespro-werden soll, von neuem die Hauptfrage ein, ob rsprünglich oder, wenn man will, vorzugsweise ein ken oder ein Sein, oder wie etwa Beides in Ei-sei.

Also nochmals, Denken oder Sein? welches von n ist das Frühere? Es ist aber eine sehr einfa-Erkenntnifs, ja ein Factum, dafs es überall kein gibt *ohne* ein Wissen und Denken, und dafs alles *nur* ist *für* ein Wissen und Denken. Ja, wir können unseren Gegner und wer sonst darauf einzugehen Lust hat, unbedenklich auffordern, uns irgendwo ein Sein aufzuzeigen, welches nicht für ein Wissen und Denken und von ihm getrennt wäre. Man wird uns hoffentlich nicht die Thiere entgegenhalten, bei denen, wenn auch eine Art von Reflex des Gegenständlichen, doch kein eigentliches Wissen und noch weniger ein Denken zu finden ist. Was für die Thiere, d. h. überhaupt für die Empfindung ist, das ist nur der ganz besondere Inhalt des jedesmal Empfundenen, das particulärste Einzelne, wovon sich nach Kant nicht einmal sagen läfst, dafs es die Materie sei, was dem Empfinden gegenständlich entspreche. Denn es ist der Gedanke, der hinterdrein kommt und dieses Entsprechende in seiner abstracten Allgemeinheit gefafst als Materie bezeichnet. Für die Thiere gibt es als Unterschiede im Empfinden wohl ein Gesehenes, Gehörtes, Geschmecktes u. s. w., aber trotz ihres Empfindens nicht einmal eine Anschauung; denn die Anschauung setzt das Denken voraus; noch weniger aber eine Materie und ein Sein überhaupt; denn Materie und Sein sind — Gedanken. Was das Denken mit diesen Namen bezeichnet, ist ein schlechthin Allgemeines, welches als solches nirgendwo in der sinnlichen Welt existirt. Wie sich nirgendwo *die* Materie oder eine formlose Materie aufzeigen läfst, eben so wenig gibt es auch ein *Sein*, welches nicht irgendwie schon ein besonders bestimmtes wäre. Das Sein in seiner Allgemeinheit, wie alles Allgemeine überhaupt, dessen besondere Bestimmtheiten, die Kategorien, selbst wieder Allgemeinheiten sind, gehört nur dem Idealreiche des Gedankens an. Man spricht wohl vom Sein, als ob es ein handgreifliches wäre, da es doch so ein nur Gemeintes, so Nicht-Existirendes ist, und man weifs nicht, dafs man es dabei nur mit Gedanken zu thun hat. Die Kategorien als Allgemeinheiten des Denkens gehören auch nur dem Denken an, wenn gleich alles Besondere und Einzelne nach ihnen existirt, und können auch nicht anderswoher als vom Denken stammen. Fragt man, wo denn das *Allgemeine* wenn es auch nicht *als solches* eine äufsere und unmittelbare Existenz hat, doch überhaupt im Universum anzutreffen sei, so ist die Antwort: es hat seine Existenz nur im *Denken*, und nicht allein dies, sondern das Denken und auch nur das Denken, von der Seite, dafs es selbst *ist*, (was man ihm doch nicht wird absprechen wollen) ist auch

Digitized by Google

selbst das *Sein* oder die *Existenz des Allgemeinen als solchen* oder der Totalität aller besondern, wenn auch in ihrer Besonderheit und Unterschiedenheit zunächst noch nicht gesetzten Bestimmungen. Und wir geben dies vorläufig selbst als *eine* Definition des Denkens, besonders für Solche, welche sich mit dem Denken etwa noch in Verlegenheit befinden, was sie aus ihm machen und wo sie ihm im Universum seine Stelle anweisen sollen. Das Erste und Ursprüngliche aber muſs doch auch wohl das absolut-Allgemeine sein. Wenn aber das Denken selbst *ist*, so fragt sich, wie dieses Sein und dann das Sein schlechthin, weil Sein = Sein ist, mit dem Denken zusammenhängt. Wir gehen daher weiter und behaupten, daſs *ursprünglich* das Sein das Denken voraussetzt, daſs es, wie nur *für* das Denken, so auch schlechthin nur *durch* das Denken, nur durch dessen *That*, und das von ihm *Gesetzte* ist. Gott als das ursprüngliche und absolute *Denken* ist selbst erst *für sich* das *Setzen* seines *Seins* und dadurch das *Wissen* von sich und seinem Sein, und ist dieses als die *absolute* und *ursprüngliche Thätigkeit*. Es ist wohl, von *uns* aus betrachtet, zuerst *unsere* Reflexion, daſs das Denken selbst auch *ist*; *für es selbst* aber ist dieses Sein nur erst durch seine eigene *That*, durch sein eigenes Setzen, dadurch, daſs es als absolute Selbstthätigkeit das sich von sich selbst Unterscheidende und damit erst sein Sein *als Sein* sich gegenständlich Setzende ist, so daſs *das erste Sein*, von welchem überhaupt die Rede sein kann und welches die Bedingung alles übrigen Seins ist, schlechthin nur *in Folge* dieses absoluten Actes ist und mithin das ursprüngliche Denken als das Absolut-Erste zu seiner Voraussetzung hat, dessen Product es eben so wie das ebenfalls darin erst entspringende *Wissen* als Wissen von einem *Sein* ist. Wenn daher Andere lieber das Sein zum Uranfänglichen machen wollen, so leugnen wir dieses nicht bloſs, indem wir vielmehr die angegebene absolute *Selbstthätigkeit* an diese Stelle setzen, sondern nennen es auch geradezu eine *Unmöglichkeit*, daſs das *Denken* und eine *selbstbewuſste Intelligenz*, wenn sie nicht schon *ursprünglich* und *selbst das Erste* waren, je *später* und erst hinterdrein hätten in die Welt kommen und aus einem bewuſstlosen, wenn auch etwa thätigen Sein hervorgehen können. Wenn überhaupt nur eine Thätigkeit und zwar eine als *Selbst* sich mit sich vermittelnde Thätigkeit nach der oben aufgestellten Forderung an die Spitze der Welt gestellt werden kann, um die absolute Aufgabe der Philosophie zu lösen, so läſst sich auch aus dem Begriffe der absoluten Thätigkeit selbst zeigen, daſs es nur eine *intelligente* Thätigkeit, wie das *Denken* als absolutes und ebendamit auch schaffendes Denken, sein könne. Nur dadurch kann auch der oben besprochene Widerspruch, welcher in einer ruhenden und starren Einheit als Indifferenz der Gegensätze etwas Unlösbares, weil Unbegreifliches bleibt, seine Lösung finden, im Allgemeinen schon darin, daſs, wenn das Absolute nothwendiger Weise Identität und Unterschied in Einem sein muſs, dies in einem *thätigen Selbst*, welches sich in sich selbst unterscheidend und entzweiend, durch seine Selbstbestimmung und in seiner Selbstbethätigung in und aus sich von dem Einen zum Andern übergeht, und in seiner Thätigkeit nicht *von sich*, noch *auſser sich* kommt, sondern in allen seinen Unterschieden und Bestimmungen *sich selbst gegenwärtig* bleibt, weil das Eine wie das Andere *selbst* und das *Seinige* und das von ihm Gesetzte, etwas gar sehr Begreifliches wird, wie schon bei Aristoteles eine Substanz, welche successiv der Träger entgegengesetzter Bestimmungen wird, gar nichts Widersprechendes enthält, ob sie gleich als Substanz und nicht das selbst Setzende derselben ist. Ja, es muſs vielmehr für Jeden das Begreiflichste sein, da ohnedies jedes selbstbewuſste denkende und wollende Ich die Lösung jenes Widerspruches enthält, indem jedes alles Unterschiedes wie des Entgegengesetzten fähig und dazu übergehend, doch nicht das mit sich identische Eine zu sein aufhört, sondern in allen seinen Unterschieden und Bestimmungen *bei sich selbst* ist und bleibt. Eben darin aber auch nur, nicht in einem Spinozistischen Gotte, dessen Grundbestimmung das Sein und eine blinde, starre Nothwendigkeit ist, vermag auch *unser Selbstbewuſstsein* seine eigene *letzte* Befriedigung zu finden, dessen absolutes Bedürfniſs ist *Gott* nur als ein *ursprünglich selbstbewuſstes intelligentes*, *denkendes* und *wissendes Wesen*, als ein Alles umfassendes, in Allem mächtiges und Alles, auch sein eignes Innere, wissend durchdringendes absolutes *Selbst* und *Subject* ist und sein kann.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

›gische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Schlufs.)

Wenn daher ein anderes, mehr oder minder auf ›inozistischen Grundlagen ruhendes Philosophiren, ›lches sich nicht vom Sein als dem Ursprünglichen ›d als der Basis von Allem loszuwinden vermag, noch ›ade in der Welt gefunden hat, so darf auch wohl ›e verfolgte, weil gänzlich verkannte und mifsver›andene Philosophie, welche ein ursprüngliches Den›n als das Sein-Setzende und Schaffende an die ›pitze der Welt stellt, sich zu ihrer Erhörung noch ›offnung und Muth machen. Es ist ja eigentlich, was ›e will und fordert, nichts Anderes als das Bedürfnifs ›d die Bitte eines jeden gemeinen Mannes von reli›öser Erkenntnifs und Gesinnung, nicht das Sein, was ›r mit den geringsten Creaturen gemein haben, son›rn dasjenige, was unseren absoluten Vorzug vor ›len andern Creaturen ausmacht, das *Denken und ›issen in seiner absoluten und ursprünglichen Gestalt*, ›h als das Oberhaupt der Welt voranstellen zu dür›, schon deshalb, weil nur unter dieser Bedingung ›e weise Weltregierung und allgemeine Vorsehung ›glich ist, und weil jedes denkende und wissende Ich ›r darin auch zu seiner eigenen unendlichen Erhe›ng, zu seiner unendlichen Selbstgewifsheit und zum ›lbstbewufstsein seiner Freiheit gelangt. Die specu›ive Philosophie hat zu ihrer ewigen und absoluten ›ahrheit, welche für sie die intelligente absolute Thä›keit, Wirklichkeit und Lebendigkeit selbst ist, kei›n anderen Gott als denjenigen, den auch die christ›he Religion dafür anerkennt, und ihr Geschäft be›ht in dieser Beziehung nur darin, dasjenige in seiner ›twickelten einfachen, aber absoluten Gedankenform auch zur *denkenden* Erkenntnifs zu bringen und für dieselbe zu vermitteln, was jedes wahrhafte religiöse Bewufstsein schon implicite und unentwickelt in unmittelbarer Gewifsheit in sich hat und was seine eigne substanzielle Wahrheit und sein innerstes Leben ausmacht. Kurz, für unsere speculative Erkenntnifs gilt Gott nur als *Geist*, d. h. als absolut denkendes und denkend-thätiges, eben damit intelligentes und selbstbewufstes Selbst und Subject. Denn indem wir es genau nehmen, ist auch das wichtig, dafs wir im Absoluten das *Wissen* nicht etwa nur als einen *Reflex* des ihm vorangehenden Seins, wie dies wohl beim menschlichen Wissen der Fall ist, sondern vielmehr als die unmittelbare Folge des ihm vorangehenden Denkens fassen, welches in dem absoluten Acte seiner Selbstunterscheidung mit dem Setzen seines Seins sich auch zum Selbstwissen seiner macht und bestimmt. Eben darin aber ergiebt sich auch zur oben angegebenen ersten Definition des Denkens seine *zweite*, höhere und jene erste genauer bestimmende Definition, dafs das Denken nämlich nicht blofs das *Sein* des Allgemeinen, sondern vielmehr seine *Macht* und *Bethätigung* oder das sich durch seine *Thätigkeit* oder Energie selbst erst *für sich* als das unendlich Allgemeine, was es *an sich* (δυνάμει) ist, Hervorbringende ist. Sagt man, dafs Denken und Sein zusammengenommen den Inhalt der Welt ausmachen, so ist dies nicht ganz genau gesprochen. Denn was überhaupt ist, ist 1) das *Sein des Allgemeinen* als solchen, d. h. als der alle besondere Bestimmtheit noch ununterschieden, aber unterscheidbar in sich als mit sich identischer Einheit einschliefsenden Totalität; 2) das *Sein* der, jeder einzeln für sich unterschiedenen und gesetzten *besondern Bestimmtheiten* selbst oder die äufsere unmittelbare Existenz, welche um der Getrenntheit

Digitized by Google

der für sich bestehenden besondern Bestimmtheiten (Substanzen) willen sich nur als ein allgemeines Aufsereinander verschiedener, aber innerlich verbundener und in Zusammenhang und Beziehung zu einander stehender Existenzen darstellen kann; und 3) die *Thätigkeit*, als die *Macht des Ganzen*, welche eben so sehr das Unterscheiden, vereinzelnde Setzen und Verwirklichen der besondern Bestimmtheiten ist, als auch sie alle in der Einheit erhält und zur Einheit zurückführt. Diese absolute Thätigkeit ist für uns nun keine andere als die intelligente Thätigkeit eines ewigen ursprünglichen und absoluten Denkens, welches eben so wohl schon innerlich das Unterscheiden aller besondern Bestimmungen seines absoluten Inhaltes und deren Setzen und Vergegenwärtigen für sich zu seiner absoluten Erfüllung, mithin das sich als absolute Allgemeinheit Setzende, als auch die *schöpferische Macht* ist, welche jeder innern Möglichkeit auch ein äufseres unterschiedenes Dasein, eine vereinzelte für sich bestehende Wirklichkeit verleiht, welche zu ihrer Mitgift vom Allgemeinen, woher sie stammt, ihren besondern Gedanken als ihre eigene Allgemeinheit und wesentliche Natur und als die innerlich sie leitende und bewegende Macht, woran sie ihren Halt hat, mitempfängt, wornach sie als eigene Thätigkeit, auch unbewufst, ihren besondern Zweck zu erfüllen im Stande ist. Das ursprüngliche Denken aber ist das absolut und unendlich Allgemeine nicht als ein ruhendes, sondern nur als seine eigene unendliche That und nie aufhörende Bethätigung, und als diese sich ewig für sich setzende und verwirklichende und in aller Unterscheidung sich auf sich *als Selbst* beziehende Thätigkeit schlechthin nicht Substanz, sondern *Subject*. Wirklich und wahrhaft ein *Subject* zu sein, ist auch für jedes endliche Wesen seine höchste Aufgabe, welche das sie in seiner Art Erreichende aber auch nur darum erreichen kann, weil Gott schon das absolute Subject ist.

Wir kommen nun, nach dieser langen Erörterung und Auseinandersetzung, endlich auf *Hegel* zurück. Welches ist also der von ihm in der Philosophie begangene unerhörte Frevel? Ganz der nämliche, den auch wir eben in dieser Auseinandersetzung begangen haben, wenn er sagt, dafs Alles darauf ankomme, das Wahre nicht als *Substanz* sondern als *Subject*, d. h. als *Geist*, zu fassen, und dafs das Absolute nur Thätigkeit, ewig sich mit sich selbst vermittelnde Thätigkeit, diese aber das absolute Denken sei. Denn auch von der als das Absolut-Allgemeine alle Wahrheit und alle Realität in sich schliefsenden *Idee* sagt er, dafs sie zwar *als seiend* genommen *Substanz* sei, vielmehr aber als *Procefs*, d. h. als Thätigkeit, die durch ihre eigene immanente Dialektik, d. i. ebenfalls Thätigkeit, sich in sich zurückführende *Subjectivität*, Denken und Unendlichkeit sei, womit er zugleich diese *absolute* Subjectivität von der *einseitigen*, und dieses anundfürsichseiende *objective* Denken, welches an ihm selbst und *für sich* Subject ist, von dem *einseitigen*, d. h. unserem, erst in dem weiteren Urtheil der Idee zur blofsen und bleibenden Subjectivität herabgesetzten Denken unterscheidet. Wer ihn nicht mifsversteht und nicht seine falschen Voraussetzungen in ihn hineinträgt, kann in seiner Philosophie auch nichts Anderes finden. Eine andere Frage ist es, wie er diese Grunderkenntnifs im System der Philosophie aus- und durchgeführt hat, welche wir hier indessen noch nicht zu beantworten vermögen. Hegel aber ist es, der gerade durch seine Erkenntnifs und Fassung des Absoluten als Subjectes dem *Spinozismus* und aller Philosophie, welche das *Sein* als das Uranfängliche und damit die *Natur* zu ihrem Princip bestimmt, ein Ende gemacht hat, so dafs das Wiederauftauchen eines solchen Princips, wo und wie es auch vorkomme, nur als ein Rückfall auf eine frühere, untergeordnete Stufe und in das für die philosophische Erkenntnifs bereits Ueberwundene betrachtet werden kann. Es läfst wohl die Natur in der bewufstlosen Thätigkeit ihrer Entwicklung und im Unterschiede von dem, was sie lediglich stufenweise als ihr objectives Ziel erreicht, sich auch ein Subject nennen; allein insoferne sie nur von ihrem Sein, nicht von einer intelligenten Selbstthätigkeit beginnt, bleibt ihre Hauptbestimmung die Substanz. Eben damit bleibt auch für die Lösung des Grundproblemes der Philosophie der früher gezeigte Widerspruch als solcher stehen, welcher, insofern Alles, was ist, eben nur das *Sein* ist, sich überall in dem Mangel einer *Vermittlung* der entgegengesetzten Extreme zeigt, so dafs die Idealität unmittelbar auch die Realität, das Unendliche unmittelbar auch das Endliche, das Subject auch das Object und das Absolute als die Totalität des Seienden nichts Anderes als eben die Gesammt-

Digitized by Google

t alles Existirenden selbst ist. Indem Hegel die
heit des absolut Verschiedenen und Entgegenge-
zten nicht als eine *seiende* Indifferenz, sondern als
Selbstthätigkeit des Unterscheidens in sich und der
rmittlung im Unterschiedenen *mit sich* bestimmte,
er keineswegs das vorige Princip noch beibehalten,
dern sich auf das Bestimmteste davon losgesagt,
l hat *als Princip* an die Stelle des *Abstracten* das
lebendige, an die Stelle des *Seins* das *Denken*, an
Stelle der *Substanz* und der *Nothwendigkeit* das
bject und die *Freiheit*, die absolute Selbstbestim-
ng, an die Stelle der *Natur* den *Geist* gesetzt und
sen allein als das *Absolute*, die Natur nur als das
n Geist zu seinem Object Gesetzte, nur schöpfe-
ch gedachte, nicht selbst-denkende *Andere*, und in
Geist auch wieder Zurückgehende erkannt. Wenn
r das Absolute Geist und dieser selbst das Prin-
der Hegel'schen Philosophie ist, so kommt für das
ere Verständnifs derselben auch Alles darauf an,
Begriff des Geistes selbst zu fassen und die ewige
absolute Natur des Denkens zu erkennen. Der
st aber ist in seinem ganzen Wesen nichts Ande-
als Denken, wie schon ältere Metaphysiker, z. B.
ebranche, sagten: „L'essence de l'esprit ne con-
e que dans la pensée"; er ist, wie Hegel sagt,
als Begriff auch *existirende* Begriff, mithin das
gemeine, welches dieses durch seine Selbstbestim-
ng und sich auf sich beziehende Thätigkeit auch
sich, als für sich seiendes Selbst und Subject ist,
l Subject, welches dieses nur als das schlechthin
lgemeine ist, das nur durch die Thätigkeit seiner
endlichen Selbstvermittlung mit sich und in dieser
ätigkeit Bestehende. Und das Denken ist wesent-
l nichts Anderes als diese Thätigkeit und Selbst-
hätigung selbst, die schlechthin nur *als Thätigkeit*
stirende Wirklichkeit, nirgendwo Sein als ruhendes
l unmittelbares, vielmehr überall dessen Negation,
Selbstsetzen seiner in jedem Puncte und jeder seiner
stimmtheiten, ewiges Hervorbringen seiner selbst
sich, ewige, unvergängliche Lebendigkeit, ewige,
ch keine Voraussetzung noch Bedingung beschränkte
eiheit, ewiges Sichselbstbestimmen und Beisichsein.

Habt ihr, die ihr Hegel's Philosophie angreift und
folgt, für diese ewige, unendliche Thätigkeit, de-
erste, aber keineswegs letzte That das *Sein* ist,
noch einen anderen Namen als *Denken:* so gebt ihn.
Oder könnt ihr uns ein Absolutes aufzeigen, das sei-
nem Gedanken und Begriffe nach — denn auf diesen
nur kann es uns für die höchste, selbst absolute Be-
friedigung unseres Denkens ankommen — gleichsam
noch absoluter als das eben bezeichnete wäre und des-
sen Absolutheit noch überstiege: so thut es und zeigt
es. Aufserdem aber gesteht, dafs Hegel es ist, der
in der Fassung des Absoluten durch das menschliche
Denken bis jetzt das Höchste erreicht hat. Kommt
uns aber nicht mehr, uns das *Sein*, vollends ein unbe-
wufstes und blindes, oder unter welchem Namen sonst,
selbst als das Uranfängliche und Erste und als das
Absolute geben zu wollen! —

Wir brechen wegen der Länge des Bisherigen
hier vorläufig ab, Fortsetzung und Schlufs einem
dritten Artikel vorbehaltend, welcher unverzüglich fol-
gen soll.

Gabler.

XLVI.

Dictionnaire encyclopédique de la Langue Chinoise, par J. M. Callery. (Ein Specimen des also betitelten und auf Subscription herauskommenden Werkes) XV und 40 S. 4.

Ein französischer Missionar, der sich in der Propaganda zu Rom und nachmals während siebenjährigen Aufenthalts in Süd-China gründliche Kenntnifs von der chinesischen Welt erworben, arbeitet unter obigem Titel an einem eben so riesenhaften als unberechenbar nützlichen Werke, welches zugleich mit dem ganzen Sprachschatze der Chinesen auch das in sachlicher Hinsicht Merkwürdigste enthalten soll. Der Verfasser selbst sagt von seinem Unternehmen, dafs es mit keinem unserer europäischen Wörterbücher verglichen werden könne, da es nicht blofs bei jedem Wort und jeder Phrase alle nothwendigen Erläuterungen philologischer Art, sondern auch eine Menge eben so interessanter als mannigfacher Einzelnheiten über Thatsachen, Gebräuche, Naturwesen u. s. w. enthalten wird, die ihm fast Anspruch auf den Titel einer Encyklopädie des chinesischen Reiches geben können.

Die chinesische Sprache hat eine erstaunenswürdige Menge durch Zusammensetzung zweier oder mehrerer Einzelwörter (sämmtlich Monosyllaben) gebildeter Ausdrücke, welche zum grofsen Theile Metaphern und Anspielungen enthalten, die einem Ausländer nur dann verständlich sind, wenn er sich in die eigenthümliche Weltanschauung der Chinesen hineingedacht

Digitized by Google

und von ihrer Geschichte und Mythe, ihren philosophischen Secten und ihrem Aberglauben die genaueste Kenntnifs erworben. In die bis jetzt erschienenen chinesisch-europäischen Wörterbücher ist nur ein sehr kleiner Theil dieser Composita aufgenommen; und auch die einheimischen lexicalischen Werke der Chinesen nehmen von denselben nur geringe Notiz, so sorgfältig ihre Verfasser auch in Aufzählung und Belegung der Bedeutungen jedes Einzelwortes zu sein pflegen. Vielleicht die einzige eclatante Ausnahme von dieser Regel ist ein im Jahre 1711 auf kaiserlichen Befehl zusammengetragenes gigantisches Werk in 130 Bänden betitelt *Pei-wen-jün-fu*, das auf Kosten des Staates im Druck erschien und theils unter die Mitarbeiter, theils unter die Grofsen des Reichs *gratis* vertheilt wurde. Der treffliche Robert Morrison hat den Werth desselben verkannt, und Abel-Remusat scheint nur eben von seinem Dasein gewufst zu haben. Eines der sehr wenigen in Europa befindlichen Exemplare besitzt Professor Julien in Paris, der auch den ersten fruchtbaren Gebrauch davon gemacht hat *). Diese kostbare Fundgrube, in welcher oft einem leitenden Worte 300, 400, ja bis an 600 Phrasen beigefügt sind, in denen es das letzte Glied der Zusammensetzung bildet, und welche den Sinn desselben mehr oder weniger modificiren, will Herr Callery nun in ihrem ganzen Umfang ausbeuten: sie soll die Basis und das auszeichnendste Verdienst seines Werkes sein.

Der Verfasser hat sich aber noch manche andere Aufgabe gestellt. Statt der Classification nach Tönen wie sie im Originale Statt findet, wählt er eine nach phonetischen Familien, mit Rücksicht auf die Zusammensetzung der Charaktere. Jeder phonetischen Familie wird ein besonderer Artikel vorangehen, in welchem Herr Callery den Ursprung des phonetischen Zeichens, seine classische Form, seine Varianten und die etwanige ideographische Rolle, die es in seinen Derivaten spielt, besprechen wird. Der heutzutage gewöhnlichen Schreibweise jedes Zeichens ist die Figur beigegeben, die es in der gebräuchlichsten alten Lapidarschrift, und diejenige, die es in der Cursiv-Schrift hat. Die Aussprache jedes Zeichens (respective Wortes) ist in den drei vornehmsten Dialekten Chinas, der sogenannten *Kuan-hoa* oder dem chinesischen Hochdeutsch und den Dialekten von Canton und Fukian mitgetheilt. Nach Angabe der Bedeutung oder Bedeutungen des leitenden Einzelwortes eines Artikels folgt, wo es irgend nöthig oder nützlich scheint, ein kürzerer oder längerer Abschnitt, der zum Verständnisse aller Phrasen, mit denen das Wort zusammengesetzt wird, wichtig ist. Jeder Gebildete kann [illegible] Artikel mit Interesse lesen, da sie nur von sachlichen Dingen als Geschichte, Sitten, Künsten u. dgl. handeln werden. Dann erst folgt der Phrasen-Schatz, mit vielen Anmerkungen, in welchen die besonderen Motive dieser oder jener Art von Zusammensetzung entwickelt werden. Der Verfasser verweist die aus dem *Pei-wen-jün-fu* geschöpften Phrasen noch [illegible] anderen, denen man ausschliefslich in der Sprache des vertrauten Umgangs begegnet.

Das Specimen begreift folgende neun zu verschiedenen phonetischen Familien gehörende Artikel, deren Behandlung ein sehr günstiges Vorurtheil für das Ganze erweckt: 1) *tsi* (rechtmäfsige Gattin), mit 169 Phrasen. — 2) *tsi* (neblich-regnichtes Wetter), mit 16 Phrasen. — 3) *tsi* (Kummer, Betrübniss), mit 14. — 4) *kiun* (Armee), mit 176. — 5) *jün* (kreisen, transportiren u. s. w.), mit 233. — 6) *hiun* (Küchengewächse von beissendem Geschmack u. s. w.), mit 12. — 7) *tung* (Kanal), mit 132. — 8) *tschung* (Glocke), mit 221. — 9) *tung* (Pupille des Auges), mit 27 Phrasen. In den 176 mit *kiun* (Armee) zusammengesetzten Ausdrücken vermissen wir aber folgende [illegible]:

tsching-kiûn, die Conduite der Officiere prifa.
tá-ts'iûng-kiûn (*der grofse Feldherr*), Name eines Genius.
ú-tschö-ts'iang-kiun (*der schwarzmäulige Berfuhr*), ein uneigentlicher Ausdruck für *Eber*.

Ferner in dem Artikel *jün* (kreisen, transportiren, [illegible]) folgende zwei:

t'eú-jün (*Kopf-Kreisen*), *Schwindel*.
t'ûng-jün, Beamter der einen Transport besorgt.

Der Verfasser erfreut sich bei seinem ruhmwürdigen Unternehmen des Beistandes mehrerer, besonders portugiesischer und französischer Missionare, die gleich ihm in China heimisch geworden sind, desgleichen anderer Gelehrten, welche ihre Kenntnifs des Chinesischen nur im Studirzimmer, aber mit Scharfsinn und aufmerksamer Beobachtung des Sprachgebrauchs erlangt haben. Nach einem ungefähren Ueberschlage wird das Werk, wenn es vollendet ist, 20 Quartbände von je 600 Seiten umfassen! Alle drei Monate erscheint [illegible] als die Presse in einer solchen Zeit liefern kann. Der [illegible] Verfasser, dessen persönliche Bedürfnisse nur gering sind, will zufrieden sein, wenn er die ungeheueren Kosten des Druckes gedeckt weifs, und hat daher die vergleichungsweise gar nicht grofse Summe von 25 Franken als Subscriptions-Preis auf jeden brochirten Band angesetzt. Es sollen überhaupt 350 Exemplare abgezogen werden. Das vornehmste Dépot ist in Paris bei Didot, wohin die Subscribenten sich zu wenden haben.

Schott

*) Ein im Jahre 1720 abgefafstes Supplement zu demselben, betitelt Pei-wen-jün-fu-schi-ji, ist Eigenthum der königlichen Bibliothek zu Berlin. Siehe über dessen Einrichtung und Charakter: Schott's Verzeichnifs der chinesischen Bücher u. s. w. S. 50 flg.

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

XLVII.

...âtre de Victor Hugo.

Zweiter Artikel.

Hugo hatte durch seine Marion de l'Orme sich ein ...utendes Publicum geschaffen, er hatte erkannt, ...hen Eindruck ein nationaler Stoff, die Form des ...ischen imaginativen Drama's, und jene germani...e tiefere Gemüthlichkeit der Charaktere auf die ...anzosen seiner Zeit wirke, endlich auch, dafs die ...ue Regierung seines Vaterlands in Hinsicht der ...litischen Censur sich ihm sehr nachsichtig erwiesen ...tte, denn einen französischen König in dieser Weise ...entlich als schwachsinnig darstellen, kann immer ein ...ob des Demokratismus genannt werden, so fern auch ...r Dichter seinem Talent nach dieser Richtung steht. ...hne Zweifel mufste der Dichter den Charakter der ...arion als das Anstöfsigste des Gedichts sich oft vor...worfen hören. Er beschlofs nun einen neuen Ver...ch, der alle Vorzüge des ersten in sich vereinigen ...d seine Mängel vermeiden sollte: ein zweites ein...imisches Drama aus der Geschichte der Könige, eben ... imaginativ lebendig ersonnen, mit rhetorischer Kraft ...d in der blühenden Versification des vorigen Stücks ...rgetragen. Da er den unsittlichen Gehalt einer ...mäfsigen Liebesleidenschaft wieder nicht umgehen ...nnte noch wollte, so fuhr er diesmal darin glücklich, ...fs er diesen Gehalt statt auf das weibliche auf das ...innliche Individuum übertrug und so die Marion ge...ssermafsen auf den Kopf stellte. Um den Haupt...arakter recht glänzend hervorzuheben, wurde aber ...zu nicht weniger als der französische König selbst ...wählt; unter den historischen Gestalten schien Franz I. ... passendes Paradigma; in der That ist ein aus...hweifender junger Fürst, ein europäischer Sardana...l, für die Poesie noch nicht so gefährlich und absto...end als es jener andre Hauptcharakter war. Hingegen war er in politischer und polizeilicher Hinsicht um so anstöfsiger. Die französische Literatur hat zwar längst das Frivolste was in dieser Richtung möglich ist hervorgebracht, ja sie ist in ihren ersten Anfängen hierin schon ihr eignes Muster geworden; wie im vierzehnten Jahrhundert die Dichter der Fabliaux sich in geschlechtlichen Verhältnissen vergehen, das würde den wildesten Dichter der neuen Zeit wieder als decent erscheinen lassen. Nun übersah der Dichter den unendlichen Abstand zwischen Lesbarkeit auch bei seinem Publicum, und der öffentlichen Aufführbarkeit mit allem Reiz der Mimik, Declamation, Decoration u. s. w. wodurch ein Stück gewissermafsen eine zwingende Realität der Illusion gewinnt. Er führte also diesmal sein Talent den schrankenlosen Weg der Erfindung, so weit es ihn tragen wollte.

In dem Stück Le roi s'amuse ist Franz I. der französische Sardanapal, der alle Schönheiten, die ihm in die Hände fallen, rücksichtslos in seinen Genufs verwendet; dabei ist er aber jung, schön, liebenswürdig, was ihm immerhin eine Art Entschuldigung gibt, denn ein Verführer der solche Mittel hat, ist darum kein barbarischer Menschenfresser. Mit Einem Wort, König Franz ist Don Juan auf einen der schönsten Throne der Welt gesetzt. Der typisch gewordene Charakter des spanischen Don Juan ist gewissermafsen eine welthistorische Gestalt; sein Prototyp läfst sich schon in dem griechischen Alcibiades nachweisen, aber erst der romantischen Kunst ist er recht eingewachsen und neuere Dichter haben nicht nur einen Werth darein gesetzt, ihn zur Darstellung zu bringen, sondern ihn selbst so weit möglich in eigner Person zu spielen. Diesem gewaltigen Charakter hat nun auch Hugo hier seinen Tribut dargebracht. Freilich ist das spanische Drama, aus dem unsre Mozartische Oper entstanden, auch als Drama ein musterhaftes Werk; Hugo mufste aber seine Handlung mehr concentriren,

Digitized by Google

um nicht in die epische Breite der spanischen Bühne auszulaufen. Die vorangegangnen Leidenschaften des Königs werden daher mehr in ihren Folgen sichtbar, eine ist erst im Werden, als mit einemmal die Persönlichkeit erst eintritt, um die es dem Dichter eigentlich zu thun war. Dieses Opfer mufste nun, um gegen den König den rechten Gegensatz zu bilden, ein vollkommen unschuldiges Mädchen sein; sie steht ihm wie dort Didier der Marion entgegen. Uebertrieben kann man es nennen, dafs sie der Dichter, und zwar mitten in Paris, fast aller menschlichen Gesellschaft entzogen vorstellt; es war dieses Extrem weder nothwendig, noch ist es in der Situation wahrscheinlich. Blanche ist das liebenswürdige schuldlose Opfer der königlichen Leidenschaft; um aber dieses Verhältnifs poetisch zu ertragen, war es nothwendig, dafs sich eine gewisse Berechtigung auf die Seite des Königs stellte, die zwar das Mädchen nicht unmittelbar aber mittelbar durch ihre Familie berührt, und die That entschuldigen soll. Um dieses kitzliche Verhältnifs zu imaginiren, hat der Dichter folgenden Ausweg genommen. Der König und Blanche sind französische, d. h. romanische Naturen; ihre beiderseitige Liebe ist sinnlicher Art; nun mufste aber das Element der Romantik, jene germanisch hypochondrische Hamlets-Natur, die auch hier nicht fehlen darf, einem dritten Charakter zugetheilt werden. Dieser, um nach beiden Seiten verwickelt zu sein, ist, was freilich eine monstrose Erfindung ist, die Person des Triboulet, der der Hofnarr des Königs und der Vater des Mädchens ist. Von seinen Cromwellischen Narren, die so ziemlich den Shakspearischen entsprechen, ist er in der Marion zum halb schwermüthigen übergegangen, wie er bei Shakspeare in As you like it erscheint; diesmal aber wird er gar die tragische Hauptperson des Stücks. Wie weit diese schwierige Aufgabe dem Dichter gelungen ist, wird sich am besten in der Entwicklung der Fabel nachweisen lassen.

Der erste Act zeigt uns ein nächtliches Hoffest im Louvre. Unter den Zerstreuungen der Gesellschaft eröffnet der König seinem Vertrauten, dafs er mit einer Bürgerlichen ein abenteuerliches Liebesverhältnifs angeknüpft habe; zu gleicher Zeit macht er aber einer Dame des Hofs, die gegenwärtig ist, Liebeserklärungen, worüber der Gemahl eifersüchtig ist und lächerlich gemacht wird. Der Narr Triboulet ist der heimliche Beförderer der königlichen Lüste, zugleich aber hafst er die Höflinge, und weifs jedem etwas Verletzendes anzuhängen, darum ist auch er allen ein Dorn im Auge. Da bringt einer derselben die Neuigkeit, Triboulet, der mifsgestaltet und bucklig ist, halte sich heimlich eine Geliebte. Sie beschliefsen sogleich, diese in der Nacht zu entführen, um sich an ihm zu rächen. Um dem Act einen Schlufs zu gewinnen, dringt endlich ein edler alter Baron (der wiedererstandne Marquis de Nangis) in das Fest herein, um dem König eine vorangegangne Verführung seiner Tochter in einer langen Strafpredigt vorzurücken; da der Narr sich eine höhnende Verspottung gegen ihn erlaubt, so spricht der Alte sowohl gegen ihn als den König den heftigsten Fluch aus.

Im zweiten Act ist's wieder Nacht. (Auch in diesem Stück wie in den meisten Hugo'schen sind nicht mehr Nächte als Tage; seine Rembrandische Manier bedarf stets dieses Kunstmittels, zeigt aber auch gleichsam symbolisch an, wie weit er von dem gesunden Tageslicht sich entfernt zu halten gezwungen ist. Eine sehr künstliche Scenerie wird erfordert; man sieht einerseits eine enge Sackgasse von Paris, mit der hohen Mauer eines Palastes, dann tritt man durch die Thüre einer Mauer in einen kleinen Hofraum mit einigen Bäumen, von wo eine Treppe in den ersten Stock eines kleinen Hauses führt, der wieder mit einer Terrasse communicirt; solche Künstlichkeiten sieht man auf französischen Theatern nicht selten; der Dichter hat allerdings Nutzen daraus gezogen, denn die Romantik stützt sich gern auf äufsere Mittel. Auf der Strafse begegnet Triboulet einem Mann, Saltabadil, der das Gewerb eines gedungenen Mörders treibt; er mufste hier vorgeführt werden, weil er später nöthig ist. Triboulet fertigt ihn ab und schleicht sich durch die Thüre in den Hof, den er abschliefst. Der Narr stellt nun seine hypochondrischen Betrachtungen an über die Schändlichkeit seines Gewerbes und der Rolle, die er am Hofe und vor dem König zu spielen hat. Doch so schlecht er sonst ist, hier in diesem geheiligten abgeschlofsnen Raum ist er, wie er sagt, ein andrer Mensch; hier darf er seine wahrhafte gute Natur walten lassen. Denn hier hält er sein einziges Kind, seine geliebte Tochter verborgen, die jetzt ihrem Vater in die Arme hüpft; die Scene ist allerdings rührend, wenn man sich über das ganz Bizarre der Situation hinwegsetzen kann. Ein mifsgestalteter Narr hat einmal eine

Digitized by Google

ebe gehabt, die ihn beglückte; die Mutter starb, die ochter ward in der Provinz aufgezogen; seit zwei maten hat sie der Vater in seine Nähe gebracht, l hier mit einer Aufseherin eingeschlossen, um sich ihr zu erfreuen. Sie darf aber bei strengem Befehl als etwa Sonntags zur Messe ihre Wohnung verssen. Triboulet's Charakter ist im Widerspruch; m er der rechtschaffne Mann, der gute Vater und tte ist, warum wird er des Königs Narr und Kupp-! Er hilft des Königs Neigung nach, alle sittliche nzen zu überspringen und will doch eine Tugend sich bewahren. Freilich straft sich an ihm dieser derspruch aufs tragischste. Es ist möglich, dafs e verworfene Natur in der Kindesliebe der sittlichen gung folgt, aber sie wird uns dadurch nicht poeh; es wäre denn, dafs Hugo den Widerspruch an n schon für poetisch uns aufdrängen wollte. Die ne für sich betrachtet, hat wie gesagt grofse nönheiten. Der Narr aber hat sein Kleinod einem ntswürdigen Weib in der Duenna Berarde anvertut; denn während der Vater abgeht, schleicht sich verkleidete König in den Hof, besticht die Duenna; er fällt der Dichter wieder in sein manierirtes Mo-isches Register, indem die Aparte's und das Goldckreichen gar kein Ende nehmen wollen) und nachn die arme Blanche offen gestanden, dafs sie in jungen Menschen sterblich verliebt sei, der ihr esmal des Sonntags auf dem Fufs zur Kirche folge, der König vor und liegt als Liebhaber zu ihren sen. Die Situation ist mit allen Reizen einer frivo-Liebenswürdigkeit und von Seiten des Mädchens der Anmuth einer schuldlosen ersten Liebe ausattet; eine der reizendsten Partien die Hugo geieben hat. Endlich geht der König, und die Herrn Hof kommen maskirt in die Strafse, mit einer ter, um Triboulet's Geliebte, wie sie glauben, zu len. Sonderbarerweise mufs aber Triboulet auf der ifse wiederkommen; er sagt, es ahne ihm ein Unk; in der That hat ihn aber der Dichter vonnö, um ihn recht zu demüthigen und zu erbittern. Höflinge wollen ihn zuerst umbringen, dann aber zum Besten haben. Sie machen ihm weifs, es lle sich von Entführung einer benachbarten Frau, der König auf dem Ball den Hof gemacht; er soll ehen und ist gleich bereit; er müsse sich aber sie maskiren; einer setzt ihm eine Maske auf und verbindet ihm zugleich auf geschickte Weise Augen und Ohren mit einem Tuch; er soll die Leiter halten; diese wird an die Terrasse seiner Tochter gestellt. Alle steigen hinauf, dringen ein und bringen dann durch die von innen geöffnete Thüre Blanche geknebelt herausgetragen. Wie sie fort sind, merkt Triboulet Unrath, reifst die Maske ab, rennt hinein und reifst die Duenna heraus. O der Fluch! ruft er aus (der Fluch des Alten hat ihm schon zu Anfang des Acts gewurmt) und stürzt verzweifelnd zu Boden. Diese ganze Scene ist mit grofser Theaterkenntnifs und Wahrheit entworfen und mufs im historischen Drama effectvoll genannt werden, obgleich es als Lustspielmotiv behandelt ist.

Der dritte Act spielt wieder im Louvre. Die Höflinge triumphiren und erwarten den König, um ihm Triboulet's vermeinte Geliebte Blanche vorzuführen; sie kommt verschleiert; beide erstaunen, er, seine alte Geliebte, sie den König zu finden. Folgt eine neue Liebeserklärung zwischen beiden, die sich glücklicherweise damit endigt, dafs Blanche sich in des Königs Schlafzimmer flüchtet; er folgt und das Uebrige versteht sich von selbt. Die Situation war im Drama freilich nicht wohl weiter zu treiben. Nun kommt Triboulet; die Hofleute haben ihn zum Besten; er sucht sie auszuholen, wer ihm das Kind genommen und wo sie versteckt wird; endlich da es gesagt werden mufs, dafs der König durchaus nicht zu sprechen ist, wird es Triboulet klar, was vorfällt; er bricht nun furchtbar aus: Ich will meine Tochter wieder. Tochter? Allgemeines Erschrecken. Nun will er mit Gewalt die Thüre des Schlafgemachs stürmen, die Höflinge stemmen sich dagegen. Seine Apostrophen sind allerdings von der höchsten tragischen Kraft; die Höflinge sind wie versteinert vor der Verwegenheit des Hofnarren, der sich das im Haus seines Königs erlaubt, und als nun gar Blanche im ungeordnetsten Zustand herausgestürzt kommt und ihn alles übrige rathen läfst, kennt seine Wuth keine Grenzen; er schickt alle Höflinge von der Bühne, um mit Blanche allein zu sein, klagt sein Unglück und will seine Tochter rächen. Da mufs der Act wie der erste seinen Schlufs bekommen; derselbe Hr. v. Saint Vallier wird hier vorbei in die Bastille geführt; auch er klagt sein Loos, Triboulet tröstet ihn mit Rache. Diesen müfsigen Zug hätte man gern entbehrt; er hängt wie schon im ersten Act zu äufserlich an der Handlung.

Digitized by Google

Vierter Act. Sonderbar ist, dafs nach dieser gefährlichen Beleidigung des Vaterherzens und nach den pathetischen Ausbrüchen seiner Wuth Triboulet nach wie vor des Königs Hofnarr bleibt; das stellt uns den König über die Mafsen leichtsinnig vor. Triboulet hat einen ganzen Monat lang seine Wuth in sich verschlossen und seine Narrenrolle fortgespielt, um den Tag der Rache kommen zu lassen. Dieser soll jetzt erschienen sein. Er kommt mit seiner Tochter, die trotz aller Vorstellungen immer noch in den König verliebt ist und sich von ihm geliebt glaubt, an einen Ort, wo sie sich von seiner Treulosigkeit überzeugen könne. Dieses ist ein abgelegner Winkel von Paris an der Seine, wo man rückwärts eine Art Knallhütte (wie die Süddeutschen sagen) nämlich die Wohnung des Mörders Saltabadil sieht, die so schlecht gezimmert und verwahrt ist, dafs man unten ein Trinkzimmer mit einer Treppe und oben eine elende Schlafkammer unterscheiden kann. Das Bild ist wieder, was man nicht in Abrede stellen kann, recht malerisch angelegt, Hugo versteht sich auf solche scenische Künste. Der Mörder oder Bandit putzt seinen Gürtel, da tritt der König als einfacher Offizier gekleidet in seine Stube und verlangt sein Glas und seine Schwester. Jetzt hüpft ein junges Mädchen als Zigeunerin die Stiege herunter; der König singt und trinkt und treibt sich mit dem Mädchen herum, die eine Weile die Spröde spielt, aber bald zahm wird; die Ausführung hat der Wahrheit genug. Blanche ist in Verzweiflung, denn der König braucht hier zum Theil dieselben Phrasen und Witze, mit denen er sie verführt hat. Nun schickt Triboulet seine Tochter weg, um zu Hause ein Paket Männerkleider zu holen, sich zu verkleiden und zu Pferd aus Paris zu entfliehen; er werde bald nachkommen. Sie geht und Saltabadil kommt aus der Hütte. Triboulet sagt, er habe von ihm zwanzig Goldstücke verlangt, um den Offizier, den er durch seine Schwester Maguelonne in's Haus gelockt, zu ermorden; er zahlt die Hälfte voraus und geht. Es wird Nacht und ist ein schweres Gewitter im Anzug. Der König schäkert immer noch mit dem Mädchen und sagt, er könne nicht mehr nach Hause; er wolle hier übernachten. Sie gehen miteinander die Stiege hinauf, man sieht den König sich oben auf's Bett legen und einschlafen. Maguelonne mufs sein Schwerdt herunterholen; als aber ihr Bruder nun daran geht, den Offizier zu ermorden, so dauert sie der hübsche junge Mensch und sie hält ihn mit Gewalt von der Stiege weg. Saltabadil will aber seine zwanzig Goldgulden verdienen, denn Triboulet kommt um Mitternacht den Leichnam abzuholen und selbst in die Seine zu werfen. Nun ergiebt sich, dafs Blanche, die ihren schönen Verführer nicht vergessen kann, noch einmal, und zwar schon in Mannskleidern auf die Stelle zurück kommt; sie ahnet etwas schreckliches das geschehn könnte und hört jetzt, was die Geschwister verhandeln. Mit Entsetzen hört sie, dafs es sich um die Ermordung des Königs handelt; dafs es ihr Vater veranstaltet, weifs sie freilich nicht. Maguelonne meint, man könnte ja den Buckligen umbringen. Gott! meinen Vater! ruft Blanche aus. Saltabadil nimmt's aber auf sein point d'honneur. Was? hältst du mich für einen Banditen! Maguelonne läfst nicht nach und Saltabadil sagt endlich: Wenn noch irgend ein andrer vorher bei uns vorbeikommt, so will ich diesen schlachten und den andern leben lassen, denn einen Todten mufs ich liefern. Er wird jetzt noch kommen, meint die Schwester. Diese entsetzliche Alternative bringt aber bei der unglücklichen Blanche den Entschlufs zur Reife, sich selbst als Opfer für den treulosen Geliebten hinzugeben. Die Ausführung, von der schauerlichsten Wahrheit, schauerlicher als alles, was unsers Wissens jemals ein dramatischer Dichter zu zeichnen gewagt hat, füllt nun das Ende des Acts. Ein deutscher Leser findet kaum den Muth das Buch zu halten, und dem Referent seine Feder zu leihen; der Act schliefst mit dem Moment, wie Maguelonne die Thür öffnet, Blanche zitternd vor Frost und Todesfurcht in die Thüre tritt, hinter welcher Saltabadil den Dolch erhoben hält, den er ihr durch's Herz bohren will. Wir lesen mit Schaudern in den griechischen Tragödien von der Abschlachtung der Polyxena, der Iphigenia und anderer Schlachtopfer; aber es ist doch nur Erzählung; das Messer selbst hat uns der Dichter nicht mit den Augen sehen lassen, und dann war die alte Fabel ein zwingender Stoff, der freilich der Zeit dieser Dichter auch widersprach. Auch haben jene griechischen Heroinen noch nicht den Lebensinhalt und die fürchterliche Todesangst wie sie hier im modernen Leben uns entgegentritt. Es ist die Gräfslichkeit auf ihr Aeufserstes getrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

éâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Fünfter Act. War aber die That gräfslich, so d sie jetzt noch entsetzlicher durch den Thäter. sind wirklich Phantasien, wie man sie nur in Fie- zuständen empfindet, die die folgende Situation aus- nt. Triboulet kommt zurück; alles ist Nacht. O, lechzt er nach der Rache! Der Monolog hat einen herlichen Fehler; Triboulet weifs es, dafs er den nzösischen König mordet, es ist aber zu toll, dafs die ganze welthistorische Bedeutung seiner That r überlegt; das thut die Rache nicht, die nur auf Individuum gerichtet ist; es ist vollends falsch, nn dem Dichter begegnet ist, seine eigne moderne sicht des französischen Königreichs seinem Narren terzuschieben. Das Frankreich des sechzehnten rhunderts war noch nicht der Schlufsstein des eu- äischen Staatensystems; erst Richelieu's Politik diese Rolle des Landes von Deutschland auf nkreich übergetragen. Endlich aber ist's Mitter- ht; er klopft an die Hütte, die untere Hälfte der üre öffnet sich und Saltabadil schiebt ihm einen k mit einem Leichnam heraus; er zahlt und will selbst in die Seine werfen; das Haus schliefst . Triboulet stemmt den Fufs auf den Sack und dem gemordeten König eine lange ironische Pa- azion; die Rede ist meines Erachtens zu lang; er lägt sogar aus Wuth auf den Sack. Endlich aber et sich die Thüre wieder, Maguelonne sieht sich und läfst dann den König heraus. Im Moment, Triboulet den Sack in die Seine stofsen will, hört die Stimme des abgehenden Königs singen. Tri- let fährt zusammen. Man hat mich betrogen. Er entwischt. Das heifst: Nachdem das schuldlose er gefallen, setzt sich das Laster zu Tisch. Aber Leiche hat man ihm doch gegeben. Wer ist's? n Licht ist da, das Haus zu und dunkel; er war- tet einen Blitz ab, zieht die Leiche heraus; es ist Blanche! Er will es nicht glauben; aber Blanche schlägt die Augen auf, sie lebt noch, sie spricht noch eine Seite weit, bis das Blut sie erstickt. Der wahn- witzige Vater läutet eine Sturmglocke, die an der Seine sich befindet. Volk kommt gelaufen, Männer und Weiber; er nimmt sein Kind auf den Arm wie eine Mutter, er sagt sie schläft; aber der herbeieilende Wundarzt erklärt sie für todt. Ich habe mein Kind ermordet! und damit stürzt er auf das Pflaster nieder.

Schlegel sagt von Aristophanes Acharnern: das Stück treibt sich in Steigerung der bacchischen Lust bis zu einem Gipfel hinauf, wo es dann abbricht. Das- selbe gilt von diesem Stück; es ist auf die letzte Spitze des Gräfslichen getrieben und schliefst nur, weil nichts Schrecklicheres mehr gesagt werden kann. Diese Art von Dichtung kann man nicht eben das histori- sche Drama nennen, es ist ein Aeufserstes darin wie in der Aristophanischen Comödie; Shakespeare hat auch Gräfsliches genug in historischen Stücken, er schliefst aber doch immer mit einer wenn nicht versöhnenden doch mildernden Ausweichung. In dieser Dichtungs- art ist es aber wesentlich, dafs irgend eine Richtung zur poetischen Versöhnung völlig unmöglich ist; der Schlufsaccord des Stücks ist auch seine gräulichste Dissonanz; es höhnt jeder Versöhnung. In diesem Sinn, kann man sagen, ist das Hugo'sche Drama das wirkliche Widerspiel der Tragödie, in der die Idee als Siegerin hervorgehen soll; hier ist es nur das Laster was davongeht.

Sollen wir darum das energische dramatische Ta- lent, das diese verzweifelten Wege geht, verkennen?

Wir können sagen, der durch und durch von Un- sittlichkeit durchdrungene Stoff, der, wie klar ist, durch das ganze Stück keinen makellosen Charakter duldet (der alte Saint Vallier gehört eben darum nicht in's Stück, weil er tugendhaft ist), dieses scheusli-

Digitized by Google

che Gemälde von Verworfenheit in der französischen Gesellschaft, die man dem Dichter als vollkommen historisch zugestehen kann, ist als Kunstwerk der tiefsten Verachtung des Kenners werth und verdient mit sittlichem Abscheu aus der Literatur gestofsen zu werden.

Ich sage, so könnten wir sagen, die Nachwelt wird uns aber doch Lügen strafen. Ein solches Werk wird gewifs unsterblich bleiben mit allen seinen Sünden und allen seinen Verirrungen; man wird Victor Hugo, um dieses und des vorgenannten Stückes willen, immer zu den begabtesten Talenten rechnen müssen, welche Frankreich, ja das neuere Europa hervorgebracht hat. Darum thun wir sicherlich besser, wenn wir das Talent vom sittlichen Werth trennen und sagen, das Stück ist als Gedicht von hoher Bedeutung, moralisch aber sehr gefährlich. Gefährlich freilich im pädagogischen Sinne und in einer Literatur, die sich im Sittenpunct eine gewisse Keuschheit bewahrt hat, wie die deutsche; in der französischen Literatur sind eine Unzahl Werke gedruckt, welche hundertmal sittenloser und nicht im hundertsten Theil so poetisch gedacht sind wie dieses. Freilich liegt eben in der Energie des Talents die gröfsere Verführung.

Wir wollen mit dem Dichter nicht rechten, dafs er unter diesen Umständen sein einmal in der Entwickelung begriffnes Talent bis in solch ein Aeufserstes hinaufgesteigert hat; er mufste so weit kommen, um nicht weiter zu können; die Natur selbst hat sich hier erschöpft. Wir können ihn nur dafür verklagen, dafs er glaubte, die neugewonnene französische Regierungsgewalt könne, nachdem die früheren beengenden Schranken gefallen, sich solch ein Aeufserstes auf der öffentlichen Bühne gefallen lassen. Wir können ihn anklagen, dafs er gegen seine Regierung sich empört stellt, die die polizeiliche Unmöglichkeit des Schrittes geltend macht; denn welche Art der Regierung könnte so viel erlauben? entschuldigen können wir ihn nur damit, dafs es einem Talent in der Fülle seiner Zeugungskraft begegnen kann, dafs es alle äufserlichen Verhältnisse aus den Augen verliert und in der Fülle seines Genies ihm der Sens commun abhanden kommt. Ein öffentliches Theater in dieser gänzlichen Losgelassenheit wäre eine völlige Aristophanische Freiheit, wie sie keiner unsrer heutigen Staaten zu ertragen vermöchte, wie sie ja selbst das alte Athen nur eine ganz kurze Zeit zu ertragen vermochte. Der Dichter bescheide sich um ein in der Literatur Epoche machendes Werk geschaffen zu haben, das nie und nirgends aufgeführt werden könnte.

Die polizeiliche Unterdrückung dieses Stücks schon nach der ersten Aufführung machte auf den Dichter einen tiefen und bleibenden Eindruck. Es war ihm vielleicht eine Wohlthat für ihn, da, wie wir anzudeuten gesucht, ein Aeufserstes erreicht war, das weiter zu treiben nicht mehr in seiner Macht stand; er konnte blofs sinken oder einen andern Weg versuchen. Zuerst verliefs er nun die vaterländische Geschichte, weil sie zunächst der Grund war, dafs man seine Stücke von der Polizei aus verfolgte. Dieses kann im Ganzen als ein Schaden für die Literatur betrachtet werden; denn es ist in der That kein unwesentliches, sondern ein Hauptmoment, dafs die Poesie einer Nation auch ihre eigne Substanzialität zur Darstellung bringe. Aehnlich unsrem Schiller suchte nun Hugo seine Stücke in Italien, Spanien, England spielen zu lassen, die ihm neben Frankreich für die eigentlichen Culturvölker gelten. Deutschland würde er weit aus diesem Kreise ausschliefsen; es erscheint den Franzosen als das Land der noch nicht völlig aufgeschlossenen Persönlichkeit, d. h. es ist ihnen hier zu Mute, als ob die substanzielle Sittlichkeit noch die subjective Willkür, oder die Leidenschaft zu sehr überwiege. Hugo hat übrigens mit unsrem Schiller noch manche Beziehungen gemein. Nicht zu erwähnen, dafs bei beiden das dramatische Talent stark mit dem Lyrischen versetzt erscheint und oft von diesem überwogen wird, darf auch das nicht übersehen werden, dafs die fehlende poetische Versöhnung am Schlusse unserm Schiller ebenfalls häufig begegnet ist. Endlich wenn man die der Zahl nach sich fast gleichkommenden Stücke zusammenstellt, könnte man beobachten, dafs Hugo mit seinem Cromwell gleichsam wie mit dem Wallenstein begonnen, dann auf das historische Stück drei versificirte Tragödien folgen läfst, die mit der letzten Periode Schiller's vergleichen könnte, worauf er erst zu drei prosaischen Stücken kommt, welche mit Schiller's erster Periode ziemlich parallel gehen, so dafs man sagen kann, Hugo habe gewissermafsen den Schiller'schen Gang in der Entwickelung umgekehrt durchlaufen. Dieses plötzliche Ueberspringen

Digitized by Google

s Hugo'schen Drama vom virtuosesten oft lyrisch llendeten Rhythmus zur allerprägnantesten und schärfen prosaischen Diction ist allerdings ein sehr wentliches Moment, besonders wenn man bedenkt, dafs r französische Vers so vieles Conventionelle mit sich hrt, was das Gedicht immer in einer gewissen abracten Höhe und auf einem idealen Standpunct festlt, den der realistische Inhalt nie ganz überwinden nn. So war der Vers für Hugo bis hieher eine heilme Fessel, die sein Bestreben, die Poesie des räfslichen in seiner nacktesten Wahrheit darzustel, immer noch einigermafsen im Zaume hielt. Jetzt er plötzlich, wie es scheint durch den von aufsen kommenen Zwang in sich selbst zurückgeworfen, eifte er auch die letzte sich selbst auferlegte Fesl ab und verfolgte sein Ziel auf dem unmittelbarsten ege. Mit der Poesie des Gräfslichen hatte er einl Glück beim grofsen Publicum gemacht und er llte diesen Vortheil nicht mehr aus den Händen sen. Er suchte vielmehr dieses Element jetzt wie unmittelbarer auf, um direct zu seinem Ziel und ner Wirkung zu gelangen; er liefs seine Personen unmittelbare alltägliche Sprache des Lebens, freih in möglichst gedrängter, fast epigrammatischer ärze und Schärfe sprechen, und dadurch geschah, fs die Charaktere, ganz ungehemmt in Verfolgung er Leidenschaften, vorwärtsschreitend fast allen obtiven Zusammenhang mit einer allgemein sittlichen elt verlieren, von Recht und Moral immer als einer gst abgethanenen Sache reden und in einem solchen hnischen Ton über die Verletzungen des eignen Gessens reden, dafs sie eigentlich nur noch äufserlich Schlufs des Stückes zu Grunde gehen können.

Diesen Eindruck hat namentlich der Dichter ercht, indem er im Umkreise der neuern Geschichte Charakter der Lucretia Borgia als seinen Absich besonders entsprechend erkannte und zu einem hauspiel verarbeitete. Es ist wie gesagt in Prosa d eigentlich in fünf Scenen oder Acten geschrieben, h. in fünf Locale oder Verwandlungen getrennt, lche aber, da zwei davon ziemlich kurz sind, in i Acten zusammengefafst werden, wovon dann zwei eder in zwei Abtheilungen (parties) zerfallen. Die künstliche Zerschneiden, vollends in die abstracte tegorie von Abtheilungen ist aber sehr prosaisch. ir müssen es immer als fünf Scenen betrachten. Davon haben die beiden ersten die gemeinschaftliche Ueberschrift: Schimpf auf Schimpf, die aber beide an verschiedenen Orten und Zeiten und doch mit demselben Hauptcharakter spielen. Die erste Scene ist abermals ein Nachtstück, eine Terrasse des Pallastes Barberigo in Venedig und stellt eine Carnevalsnacht vor. Junge Edelleute aus allen Theilen Italiens unterhalten sich über die zu ihrer Zeit vorgefallnen Gräuelthaten, in denen besonders die der Familie Borgia obenanstehen, und unter diesen wird wieder Frau Lucrezia der Preis zuerkannt, welche, eine Tochter des Papstes Alexander VI., viele Verwandte und andere Menschen durch Gift und Schwert weggeräumt, mit ihren eigenen Brüdern im Incest gelebt und jetzt als vierten Gemahl den regierenden Herzog von Ferrara geheirathet hat. Unter den Edelleuten befindet sich einer, Gubette, der sich für einen Spanier ausgiebt, aber der Spion jener Lucrezia ist, und ein zweiter, Gennaro, von unbekannter Herkunft, wieder ein Findelkind wie Didier, Anthony u. s. w. Dieser bleibt auf der Terrasse schlafend, während die Edelleute sich zerstreuen; nur Gubette bleibt. Da erscheint die Herzogin Lucrezia, die incognito das Venediger Carneval besucht, eigentlich nur um den Gennaro zu sehen, an dessen schlafenden Zügen sie sich erfreut. Gubette glaubt sie sei in ihn verliebt, der Herzog, der ihr auch heimlich folgt, glaubt dasselbe; sie aber wird weichherzig gestimmt und macht ihrem Vertrauten in ihrer ersten Scene eine seltsame Bekehrungsbeichte, dafs dieser an ihr irre werden will. Lucrezia hat aber nun Gennaro durch einen Kufs aufgeweckt und er verfolgt nun die schöne Frau, der er seine Liebe für seine unbekannte Mutter schildert. Nun kommen die Edelleute zurück, und da sie Lucrezia erkannt, wollen sie ihren Freund vor der fürchterlichen Bekanntschaft warnen, und beschimpfen die Herzogin öffentlich, indem sie ihr alle ihre Schandthaten vorrücken; sie fällt in Ohnmacht. Die zweite Scene spielt einen andern Tag zu Ferrara vor dem Schlofs. Die jungen Edelleute begehen die Tollkühnheit, mit einer venetianischen Gesandtschaft, der sie zugetheilt sind, sich nach Ferrara an den Hof des Herzogs zu begeben. Die Herzogin und Gubette beschliefsen sie zu verderben, Gennaro aber zu schonen. Die Edelleute kommen und erzählen sich, wie sie auf den Abend zur Fürstin Negroni geladen seien, deren Palast an den herzoglichen stöfst. Gennaro ist nicht

Digitized by Google

geladen, wohl aber sein Busenfreund Maffio, der ihn mitzugehen beredet. Dieser aber bricht in übermüthigen Zorn gegen die Borgia aus und um die Herzogin zu beschimpfen, geht er hin und schlägt mit seinem Schwerdt an der Ueberschrift des Portals das B an dem Namen Borgia herunter, so dafs nur das beleidigende Orgia übrig bleibt. Sie gehen. Es kommen sogleich Wachen des Herzogs, die Gennaro in seiner Wohnung gefangen nehmen.

Die beiden folgenden Scenen heifsen: das Ehpaar. In der dritten sind wir im Pallast beim Herzog. Er gibt seinem Vertrauten Anweisung, das berühmte Gift der Borgia zu holen und mit diesem und einem Schwerdt im Hinterhalt zu stehen, wenn Gennaro vorgeführt werde. Jetzt aber erscheint Lucrezia, die in langer Rede dem Herzog die fürchterliche Beschimpfung zu Gemüthe führt, die ihr durch die Edelleute geschehen und die eine blutige Rache verlangt. Der Dichter hat hier den dramatischen Fehler gemacht, dafs er in der vorigen Scene die Herzogin einen Augenblick auf dem Baloon erschienen liefs, aus der nichtigen Absicht, Gennaro eine von ihr ihm in die Hände geschobne Schärpe mit Füfsen treten zu sehn, und sie dann sogleich wieder verschwinden liefs; so dafs sie jetzt, die doch durch ihre Spione allwissende, nicht einmal weifs, was unmittelbar darauf vorgefallen, nämlich dafs Gennaro es ist, der den Buchstaben weggeschlagen. Sie verlangt also sogleich den Tod des Schuldigen; der Herzog verspricht es und beschwört es sogar. Gennaro wird eingeführt; Schrecken der Lucrezia, nun gilt es ihn zu retten; ihre Angst ist psychologisch wahr dargestellt, die Scene hat aber eine zu auffallende Verwandtschaft mit einer früher von Alexander Dumas in seinem Henry III. geschriebenen. Nur weifs Hugo die historischen Data schärfer zu geben und zu benutzen. Gennaro mufs abtreten und Lucrezia wendet alle Schmeichelkünste an, dem Herzog das Todesurtheil wieder auszureden; er besteht auf seinem Eid, weil er, wie er ihr endlich erklärt, ihre Untreue weifs, wobei er ihr alle ihre früheren Schandthaten vorwirft, eine Scene der gräfslichsten Situation. Sie mufs nun selbst das Gift dem Gennaro einschenken; er trinkt; der Herzog ist befriedigt und geht; aber Lucrezia hat ein Gegengift und gibt es ihm; er ist mit Recht gegen sie mifstrauisch, läfst sich aber doch bereden und trinkt es. Die vierte Scene spielt wie die zweite auf dem Platz. Der Herzog und sein Vertrauter wo nun Gennaro auf der Strafse ermorden, da aber s Freund Maffio ihn beredet das Gastmahl bei der groni mitzumachen, hofft der Herzog alle zusam zu verderben.

Der dritte Act oder die fünfte Scene ist ü schrieben: Im Rausch ermordet! Die Edelleute sit Nachts beim Gastmahl mit Weibern. Gubette ver lafst einen Streit, dafs die Damen sich entfernen; trinken alle häufig Syracuserwein der vergiftet i nur Gubette trinkt Wasser. Wie sie ganz betrun sind, beginnt Gubette ein frivoles Lied zu singen, w sie Chorus bilden. Da erschallt plötzlich von au ein schauerlicher Mönchsgesang, der lateinische Bu psalmen singt. Sie stutzen, lachen aber drüber. Al die Stimmen kommen näher, der Hintergrund öffn sich und es erscheinen Mönche mit Fackeln wie i einer Leichenfeierlichkeit. Sie sehen die Schlinge die man ihnen gelegt hat, jetzt erscheint Lucrezia i der Thüre und redet sie an: Ihr seid bei mir ihr sid alle vergiftet; das ist der Dank für die frühere Beschimpfung; sie zeigt ihnen die für sie bestimmten Särge und ermahnt sie den Geistlichen zu beichten. Aber jetzt, wie sie abgeführt werden, bemerkt er (abermals!) die Herzogin, dafs ihr Liebling Gennaro in der Gesellschaft ist; neuer Schrecken; sie läfst alle abtreten und schliefst sich mit ihm ein. Sie ermahnt ihn wieder den Rest des Gegengiftes zu nehmen, das sie ihm mitgegeben. Er fragt: Ist es genug für uns Alle? Kaum für dich. Nun, sagt er, und ergreift ein Messer, so bereite dich zu sterben. Nun entdeckt sie ihm endlich, dafs er selbst aus ihrer Familie sei, was ihn schaudern macht; er hält sich für ihren Neffen; aber gleichwohl müsse sie sterben; sie sucht alle Ausflüchte vorzukehren um ihn zum Mitleid zu bewegen ohne die volle Wahrheit zu sagen; Gennaro scheint endlich gerührt; da ruft sein Busenfreund Maffio von aufsen ihn um Rache für seinen Tod an; er sticht die Herzogin nieder und sie stirbt mit dem Wort: Gennaro, du bist mein Sohn! — Ob er sich mit dem Gegengift rettet, ist nicht gesagt; diese Katastrophe der Lucrezia ist natürlich nicht historisch, sondern vom Dichter dem Charakter und dem Drama angepafst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

November 1842.

éâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Man wird bemerken, dieses Stück macht einen den vorigen ganz verschiednen Eindruck, obgleich Grundgedanke, dafs auch die unnatürlichste Mut-, ein wahres Scheusal von Weib, doch noch eine pfindung der Mutterliebe in sich behalten könne, Ganzen mit dem Charakter des Triboulet im vori- Stück derselbe ist, da dieser ebenfalls nur wo er ter ist auf dem sittlichen Boden steht. Est ist ei- ıtlich nur der auf den Kopf gestellte Fall, dort tet der Vater unwissend das Kind, hier tödtet der ın unwissend die Mutter. Aber durch die Prosa, Conversationston, den Realismus der Ausführung ommt das Stück eine gewisse diabolische Natur- ırheit; die Giftmischerei wie sie sich der Franzose ız abstract in diesem Bilde Italiens vorgestellt hat, d gleichsam zum verkörperten Gespenst, welches ; ganze Gemälde verzaubert und auf uns, die wir ch etwas ideales in der Poesie suchen, so nieder- ickend wirkt, dafs es gewissermafsen eine gottver- sene Wirklichkeit darstellt, nicht unähnlich dem ıdruck, den die niedrigsten holländischen Genrebil- neben dem griechisch-italienischen Kunstideal ma- en müfsten. Dieses Stück wurde freilich nicht mehr das théâtre français, sondern für die andre roman- che Truppe geschrieben und hatte die sichtlichste erwandtschaft mit dem längst unter dem Namen Me- lram in Frankreich bekannten Genre von Poesie, das eilich noch nie mit solchem Aufwand von Talent sich ıf die Bühne gestellt hatte, wie in der Lucrezia orgia.

Vom Publicum vergöttert und von der Polizei dies- al ungefährdet, säumte der Dichter nicht, den einge- chlagenen Weg mit Vorliebe weiter zu verfolgen. r wandte sich diesmal an einen englischen Stoff; man ıufs aber gestehen, dafs er hier wie in Italien nicht mehr die glänzenden Perioden der Geschichte aufsuchte, sondern sich recht mit Absicht in den übelberüchtigten Zeiten ergeht; denn die Regierung der Königin Maria aus dem Hause Tudor, der Tochter Heinrich's VIII., des Zeitalters kurz vor Shakspeare und der Königin Elisabeth, hätte weder jener grofse Dichter, noch ein anderer, der in der Geschichte sich tüchtige Charaktere sucht, zum Stoff eines Drama ausgewählt. Aber Hugo war es nur, wie in der Lucrezia, um ein leidenschaftliches Weib auf dem Thron zu thun. Man mufs gestehen, dafs er in diesem Stück eine bereits ganz ausgelernte Meisterschaft und Virtuosität seiner ihm eigenthümlichen Manier offenbart, ohne dafs er mehr wesentlich über das schon früher Errungene hinausgegangen wäre; man sieht, er fühlt sich leicht und behaglich in seiner Weise, und wäre der Inhalt auch das Gräfslichste, er bewegt sich mit Leichtigkeit und selbst mit einer Art Anmuth darin. Nur über das Costüm und die Sitten, auf denen das Stück ruht, ist einiges zu erinnern; der Dichter, dem man das Verständnifs des germanischen Geistes im Ganzen gewifs nicht absprechen kann, verräth doch den romanischen Charakter immer darin, dafs er jenem diesen als das Vornehmere gewissermafsen Höhere gegenüber stellt. Wie die Franzosen sich oft bemühen, in der englischen Sprache durch Hervorheben der romanischen Elemente ein ihnen nah verwandtes Idiom erkennen zu wollen, so betrachtet, könnte man sagen, Hugo die englische Geschichte. Es liegen zwar dem Stück Maria Tudor nicht sowohl englische, als vielmehr deutsche Reminiscenzen sichtbar zu Grund; ja ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich geradezu ausspreche, das Verhältnifs von Jane, Gilbert und Fabiani ist aus den Goethischen Charakteren Clärchen, Brackenburg und Egmond unmittelbar hervorgegangen; es ist das Verhältnifs nur verfälscht und verunreinigt worden; es ist nicht mehr idealisch, aber dafür drasti-

Digitized by Google

scher, lebendiger geworden; aber gerade darin liegt das romanische Element das ich meinte; dafs dieses in's Französische übersetzte Clärchen gegen ihre innere Neigung sich durch den Glanz des Hofmanns hinreifsen läfst, ist eben das wesentliche Widerspiel des deutschen Gedichts, ist das für uns ganz Unsittliche und darum Unpoetische; es wird vielmehr hierdurch die höhere Sittlichkeit des Goethischen Gedichts uns recht fühlbar gemacht; dafs aber sodann der französische Brackenburg-Gilbert der Verführten noch eben so leidenschaftlich ergeben ist, das ist wahrlich auch nicht mit der letzten Unterredung zwischen Clärchen und Brackenburg zu parallelisiren, und wenn dieses eine deutsche Reminiscenz wäre, so wäre sie aus der unlautersten Quelle, aus Kotzebue's Menschenhafs und Reue geflossen; aber Kotzebue werden wir in diesem Gedicht gewifs für keinen Apostel germanischen Geistes passiren lassen. Doch um es kurz zu sagen, Gilbert's Verzeihung und seine mafslose Hingebung ist eben wieder die nämliche Sentimentalität, jene tiefe Sensibilität ohne sittlichen Boden, die, wie wir schon erinnert, aus der Seele Rousseau's in die französische Literatur eingewandert, und den Schöpfungen eines Hugo, wie George Sand ihren Succefs gesichert hat. Diese Geister haben aus dem germanischen Geist den subjectiven Gehalt der französischen Poesie befreit; das innerliche Gemüthsleben, das psychologische Element kam zu mehrerem Recht, aber auf Kosten der objectiven Welt des sittlichen Geistes. Das letztere hat unsere classische Poesie so wenig wie Shakspeare verschuldet.

Der Dichter blieb bei der Form des vorigen Stücks, bei einer äufserst energischen und präcisen Prosa; die Handlung ist zum Theil gedrängt und fliefsend, doch mit Ausnahmen; zuweilen verliert er sich in die Breite der sentimentalen Rhetorik, häufig auch, was schon im vorigen Stück vorkam, in eine epische Breite der Erzählung; es wird häufig das der Handlung Vorausgegangene in einer Umständlichkeit erzählt, dafs der Leser in die Illusion geräth, er sei in einem historischen Roman begriffen; Erzählungen waren freilich der ältesten griechischen Tragödie eigen, weil man noch nicht alles in Handlung zu setzen verstand, und aus falscher Nachahmung blieb diese Einrichtung auch der frühern französischen Tragödie eigen. Es war diese auch durch spanische Vorbilder darauf gewiesen, denen man häufig die epische Breite zum Vorwurf machen kann; seine Entstehung aus der historischen Romanze wird das spanische Drama entschuldigen. Wo aber Hugo vornehmlich Shakspeare und den deutschen Tragikern sich anzuschliefsen bemüht ist, so wird man doch gestehen müssen, dafs bei diesen die erzählende Form eine durchaus untergeordnete Rolle spielt und namentlich bei Shakspeare, dessen Kunst ja vor allem darin besteht, alles vor uns werden zu lassen. Besonders ist es eine beliebte Manier Hugo's, dafs einer Person gern durch eine andre intrikirende alle ihre Geheimnisse laut und ausführlich zu deren grösstem Erstaunen hererzählen läfst, welche Situation sich hier und anderwärts vielfach findet.

Dann hat der Dichter sein Werk diesmal nach spanischer Weise in drei Tagwerke (journées) statt der Acte abgetheilt, wovon der dritte wieder in zwei Scenen zerfällt, nämlich in zwei Localitäten oder Verwandlungen (parties).

Eh wir die Handlung kurz erzählen, sagen wir noch ein Wort über die Hauptcharakter. Es ist schon erinnert, dafs das Liebesverhältnifs des Gilbert und der Jane eigentlich der Grundgedanke war; der über diese germanische Liebe erhebt sich im Charakter der Königin so zu sagen das südliche Element als das vornehmere; die Königin ist als Königin genommen und aufgeopfert um jenen Gegensatz herauszubringen; sie ist aber doch der Charakter, auf dessen Seite die Seele des Dichters am meisten steht; sie ist die energische Leidenschaft, wie Jane eine energielose Tugend ist. Der Dichter hebt in Maria besonders die Katholikin hervor und auch in ihrer Vorliebe für den italienischen Favoriten erklärt sich ihre südliche Natur. Dazu kommt noch, dafs der das ganze Stück leitende Charakter, der Intricant Simon Renard, ein Franzose ist, der, mit Hülfe des englischen Volkes, das das fremde Element hafst, die Königin zwingt, ihrer Leidenschaft zu entsagen.

Der erste Act beginnt wie die Lucrezia Borgia: englische Edelleute sprechen am Themseestrand über die Noth der Zeiten; der italienische Günstling ist bei Volk und Adel gleich verhafst. Die Rolle die der Gubette spielt, spielt hier ungefähr Simon Renard. Dieser ist ein mächtiger Mann im Land, weil er Legat des Kaisers und Repräsentant des spanischen Infanten ist, mit dem sich die Königin vermählen soll.

Digitized by Google

e ist darum genöthigt ihn zu schonen; und er weifs ch seiner günstigen Stellung schlau zu bedienen.

Die zweite Scene stellt uns ein Bild bürgerlichen ebens dar, wie es sichtlich aus deutschen Erinnerun- n geschöpft worden. Joschua Farnaby, Kerker- irter im Tower, hat hier seine Wohnung; bei ihm ohnt Jane, ein junges Mädchen, die Pflegetochter s Goldschmieds Gilbert, der sie in acht Tagen zu iner Frau zu machen denkt. Er ist ihr an Alter un- eich, seine gleichwohl leidenschaftliche Liebe ist er mit Innigkeit und Beredsamkeit geschildert, ob- ohl Jane in stummer Verstocktheit verharrt. Erst s Gilbert abgegangen, gesteht Jane sich selbst in ei- m kurzen Monolog, wie sehr sie sich unglücklich macht, dafs sie den treuen Freund betrogen. Sie ht ab. Gilbert kommt zurück mit einem Unbekann- n, der sich als einen Brüfsler Juden und Wucherer chher ausweist. Er erzählt Gilbert zu dessen Er- aunen die Geschichte, wie Gilbert in seiner Jugend, ährend eines Bürgerkrieges, das Kind Jane gerettet nd an Kindesstatt angenommen. Er sagt ihm nun, soll die Nacht hier in der Nähe bleiben und die hüre bewachen. Gilbert geht beiseite. Man hört auf er Themse eine Barke nahen, auf welcher zur Gui- arre ein Lied gesungen wird. Der Italiener Fabiani itt an's Land. Der Jude redet ihn an. Fabiani, der ünstling der Königin, will hier unerkannt seine Ge- bte Jane besuchen; zu seinem Schrecken sagt ihm er der Jude laut alle seine Geheimnisse. Er sagt n, er habe Jane nicht aus Leidenschaft verführt, ndern weil sie der letzte Sprofs des Hauses Talbot , das im Bürgerkriege zu Grunde gegangen und de- n Güter die Königin ihm geschenkt hat; so will er s Kind, falls die Entdeckung einmal gemacht würde, tweder durch die Schande verderben, oder im limmsten Fall sie heirathen, denn die Königin würde m katholischen Hause der Talbot keine Rechte vor- halten. Der Jude sagt, er führe alle Papiere bei h, welche Jane's Rechte documentiren. Fabiani will se Papiere. Der Jude schlägt ihm einen Tausch ; er soll ihm dagegen das Vollmachtsblatt abtreten, s er von der Königin immer bei sich führe, um es Nothfall zu seiner Rettung zu verwenden. Dies ist e List des Simon Renard, der hierdurch den Günst- g verderben will. Fabiani stellt sich den Tausch zugehen, sie treten zu einer Laterne; wie aber der Jude das Blatt untersucht, stöfst ihn Fabiani von hinten mit dem Dolche nieder. Der Jude hat noch Zeit, sein Paket Documente hinter sich zu werfen und Fabiani findet nichts bei ihm. Er will die Leiche in die Themse werfen und geht den Schiffer zu holen, der ihn hergeführt. Indessen aber tritt Gilbert heran; der Jude sagt ihm, wer ihn ermordet, und er soll das Paket aufnehmen, durch das Jane als eine Talbot zu erweisen sei, worauf er stirbt. Fabiani kommt zurück und zwingt Gilbert, mit ihm die Leiche in's Wasser zu werfen. Er will dann zu Jane, und gesteht Gilbert, dafs er das Mädchen verführt; durch des Andern Wuth beunruhigt, geht er ab und läfst Gilbert in seiner Verzweiflung stehen. Nun kommt Simon Renard und verspricht ihm Rache an dem Günstling, wenn er selbst sein Leben an diese Rache setzen wolle. Der verzweifelte Liebhaber geht diesen Vertrag ein. Hier haben wir wieder die alte Verkehrtheit des Hernani. Dafs ein Mensch an seine Rache sein Leben setzt, ist eine so barbarische Wildheit, dafs sie allem christlichen und europäischen Geiste widerspricht. Sie ist darum an einem spanischen Charakter noch leidlich, den wir uns immer halb in der orientalischen, afrikanischen Sonne erzeugt vorstellen; an einem Mann aber wie Gilbert, der uns als ein fleifsiger, man darf wohl sagen deutscher Arbeiter hier gezeichnet worden, ist diese Entschliefsung eine baare Unmöglichkeit. Hiemit wären nun die Fäden angesponnen, von denen aus Simon Renard den Italiener zu verderben unternommen.

Der zweite Act spielt im Zimmer der Königin; Fabiani singt ihr zur Guitarre sein früheres Liebeslied und macht ihr jede verlangte Liebeserklärung. Die Scene würde blofs einer französischen Bühne anständig scheinen, wird aber dadurch gemildert, dafs das Ganze sich hinterher als eine List der Königin vorstellt; denn Fabiani geht und Simon Renard tritt aus einem Versteck hervor. Er hat Jane mitgebracht; die Königin will gerächt sein. Es wird zuerst Gilbert eingeführt und nachher Jane; diese gesteht ihre Schuld mit Fabiani. Gilbert entdeckt jetzt die Herkunft der Jane und verlangt, nachdem die Königin geschworen, ihm seinen Willen zu erfüllen, dafs Fabiani sie heirathe. Die Königin wüthet. Gilbert giebt zu, wenn Fabiani sich weigere, so habe die Königin freie Hand. Das geht die Königin ein und Gilbert verspricht abermals sein Leben zu opfern (ungefähr wie Didier). Die

Digitized by Google

Königin läſst ihn den Dolch ziehen (Fabiani's, den er mitgenommen) und stellt sich als ob Gilbert sie morden wollte. (Man erinnert sich einer Scene aus Fiesco.) Es werden die Herren vom Hofe eingeführt, die als Fabiani's Feinde bekannt sind, und dann wird Fabiani vorgelassen. Die wilde Leidenschaft der Königin zeigt sich jetzt in aller Losgelassenheit. Sie stellt Fabiani Jane gegenüber. Er kenne sie nicht. Die Königin schlägt ihm den Handschuh in's Gesicht: Memme! du verräthst die eine und verleugnest die andre; wisse, sie ist die Erbin des Hauses Talbot, und (die Königin muſs ihm in's Gesicht sehen, und mit erstickter Stimme, zwischen den Zähnen sprechen) Memme! sie ist deine Geliebte! Nun wirft sie ihm seine niedrige Geburt in den wildesten Schimpfreden vor. Es kommen freilich in der Maria Stuart auch einige ähnliche Parthien vor, die die Bosheit längst in eine Parodie der Berliner Fischweiber travestirt hat; bei Victor Hugo kommt aber die Travestie überall zu kurz, denn er hat redlich dafür gesorgt, daſs die Leidenschaft der Königin sich in vollendeter Wahrheit und so ganz ohne Rückhalt ausspricht, wie es in der That jedem Fischweibe Ehre machen müſste. Die Königin sagt mehreremal vor ihrem ganzen Hofe, man werde ihr Betragen sehr unanständig finden, aber das sei ihr ganz gleich, und dem Minister Simon Renard sagt sie ebenso, wenn ihr künftiger Gemahl, der Infant, sich an so etwas stoſsen sollte, so sei ihr das ebenfalls ganz gleich. Ob eine solche Maria von England oder eine solche Königin überhaupt einmal in der Geschichte existirt hat, das können wir hier auf sich beruhen lassen; nur dünkt uns, wenn ein Dichter sich einmal gedrungen fühlt, solche Scenen treu nach der Natur zu schildern, warum braucht es denn überhaupt Königinnen in der Tragödie, und warum schreibt der Dichter nicht wirkliche Fischweiberscenen? Er weiſs wohl warum. Sein Publicum will glänzendes Aeuſsere, hohen Stand und niedrige Leidenschaft beisammen sehen, denn dieser Widerspruch reizt den Gaumen und erniedrigt die Groſsen. Es ist der Widerspruch des französischen Geistes wie unsers Dichters selbst, daſs er keine Poesie auſser der Aristokratie, und diese selbst wieder nur im demagogischen Widerspruch anerkennt. Jetzt klagt die Königin ihren Günstling vor dem ganzen Hofe des Mordversuchs an, den Gilbert auf sein Geheiſs gegen sie unternommen. Fabiani schwört, er sei unschuldig; Gilbert erinnert ihn aber heimlich an seinen Mord des Juden, und schwört nun vor den Richtern, Fabiani sei ein Mörder, der Dolch, den er gegen die Königin gezückt, mein sein. Fabiani sieht, daſs er durch Intriken zu Grunde gerichtet ist und die Königin übergiebt ihn dem Scharfrichter des Tower.

Der dritte Act spielt im Tower. Die erste Scene zeigt den Eingang zu den Gefängnissen von Fabiani und von Gilbert. Gilbert spricht gegen seinen Freund Farnaby seine fortwährende Liebe zu Jane aus, trotz ihrer Untreue. Hier zeigt sich wieder der weichherzige Didier in seiner letzten Scene. Nun kommt die Königin mit Simon Renard; die schnelle Hitze ist ihr verflogen, sie will jetzt Fabiani gerettet wissen. Renard droht, das Volk werde rebelliren, d. h. er will es anstiften. Die Königin trotzt. Es wird mit den Wärtern und Jane, welche sich auch einfindet, bereitet, daſs einer der Gefangenen vor Nacht auf einem Nachen über die Themse gerettet werden soll; die Königin will natürlich den Günstling retten. Nun sind Gilbert und Jane beisammen; eine zärtliche Versöhnung folgt, da Gilbert alle Schuld, Jane alle ihre Ansprüche auf ihre Geburt vergiſst. Nun hört man die Empörung auf den Straſsen; ein Wärter bringt Kleider und dem Schiffer, Jane weiſs aber statt Fabiani's Gilbert unterzuschieben, der nun gerettet wird. Die Königin kommt wieder; sie fragt; Fabiani sei noch nicht gerettet. Das Volk verlangt laut Fabiani's Kopf und stürmt die erste und zweite Mauer des Tower; es fliegt ein Stein durch's Fenster bis zu der Königin Füſsen. Nachdem Simon Renard sie so auf's Aeuſserste gebracht hat, giebt sie endlich nach. Renard tritt auf den Balcon und verkündet, daſs vor Mitternacht Fabiani's Kopf fallen und die Stadt illuminirt werden soll. Die Königin empfiehlt noch einmal dem Wärter auf sein Leben, Fabiani entwischen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher
für
ɪissenschaftliche Kritik.

November 1842.

éâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Die zweite Scene spielt in einem andern Local Tower mit einer künstlichen Treppenscenerie. Jane nmt mit Farnaby und sieht Fabiani zum Tod vorrführen. Jane und dann die Königin allein. Die nigin zieht einen Vorhang weg und man sieht das euchtete London; sie flucht über das Volk. Aber triumphirt; denn das Volk glaubt, Fabiani's Kopf e und es ist doch Gilbert. Verzweiflung der Jane, lche es glaubt. Der Zuschauer ist absichtlich selbst einigem Zweifel gehalten worden. So drängt sich Katastrophe des Stücks durch ein magisches Dun-. Jane versucht die rührendsten Bitten bei der Kö-;in, die Ordre zurückzurufen; vergebens; als aber ne selbst anfängt an ihrem Unglück zu zweifeln, da wacht der Argwohn bei der Königin; sie will jetzt lerrufen; da hört man die Kanonenschüsse der Exe-ion; grofse Spannung; da tritt Simon Renard mit lbert herein. Wo ist Fabiani? Todt, erwidert Simon. er hat es gewagt? Renard: Ich; ich habe die Kö-in und England gerettet. Wie sich das die Köni-gefallen läfst, und wer als das Opfer ihrer Wuth len wird, das läfst uns der Dichter rathen.

Wie viel oder wie wenig an diesem Schauspiel torisch ist, ist uns nicht bekannt; dafs das Talent Dichters sich darin glänzend offenbart, ist nicht leugnen, aber eben so auch seine Fehler. Lebene Wahrheit der Leidenschaften, Stärke des Aus-cks einerseits, Grausamkeit, Weichherzigkeit, Man-einer sittlichen Basis andrerseits; auch in diesem ick ist kein reiner Charakter; es fehlt das ideelle ment der Tragödie gänzlich; denn blofse Innigkeit Empfindung kann das nicht ersetzen. Entschieden d in diesem Stück die Einflüsse der deutschen Lite-ur auf den Dichter, und zwar ist in der ersten lfte Goethe's Egmont, in der zweiten aber gewisse Situationen aus Schiller's Maria Stuart die unverkennbaren Vorbilder gewesen. Auch dieses Stück wurde vom Publicum als ein glänzendes Melodram jener romantischen Truppe aufgenommen.

Noch einmal wendet sich der Dichter nach Italien, und mit Recht; denn für das Gebiet der abstracten Intrike, in das sich der Dichter abgeschlossen hat, ohne weitern Schmuck der Phantasie und der Sprache, da ist allerdings Italien das passendste Local. Wir werden abermals in's sechszehnte Jahrhundert, diesmal in den venetianischen Staat, nach Padua geführt. An der Spitze des Personals steht der Podesta oder Statthalter, Angelo. Die bekannte aristokratische Regierung dieses Staats, seine geheime Polizei mit ihrer mystischen unheimlichen und schauderhaften Thätigkeit mufs die eigentliche Grundlage des Stücks abgeben. Das Spionenwesen wird als die eigentliche Regierungsmaxime dargestellt; Angelo ist der unumschränkte Tyrann Padua's, daneben aber der vor dem Gerichte der Zehner in Venedig zitternde elendeste Sclave. Der Hang des Dichters zur Uebertreibung offenbart sich auch hier auf's Entschiedenste; das gemeine Sprüchwort, die Wände haben Ohren, will er uns hier als reale Wirklichkeit glauben machen; die Häuser sind unterwühlt, im Pallast des Podesta alle Wände so zu sagen minirt, so dafs jedes Wort, das gesprochen wird, von Spürhunden aufgerafft werden kann, der Podesta hört in seiner Angst unter sich, neben sich Tritte, die ihn zittern machen. Diese Uebertreibung fällt in's Lächerliche; um so unbegreiflicher ist, dafs gegen einen wirklichen Spion, der zweideutig genug vor seinen Augen herumläuft, er kaum einmal einen Argwohn fafst. Dieses wäre nun, wie gesagt, die Grundlage des Stücks, das wieder in jener energischen Prosa, in dem realistischen Geiste der unmittelbaren Wahrheit dargestellt ist wie bie beiden frühern. Es ist auch in drei Acte oder Tagwerke (jour-

Digitized by Google

nées) eingetheilt, wovon wieder der letzte in zwei Scenen (parties) zerfällt.

Der eigentliche Inhalt dieses Trauerspiels ist eine bedeutende sociale Frage, oder wie der Dichter in der Vorrede sich ausspricht, es soll die weibliche Natur in ihrer doppelten Erscheinung nach der heutigen Gesellschaft, nämlich als die Hausfrau und als das öffentliche Mädchen dargestellt werden. In unsern germanischen Literaturen hat man es freilich nicht leicht gewagt, die letztere als eine besondre Klasse aufzustellen; ja unsere gemeine Moral, d. h. diejenige Wissenschaft dieses Namens, welche sich ohne Rücksicht auf das wirkliche Leben aus papiernen Theorien systematisirt, würde überhaupt von der Berechtigung einer Buhlerin gar kein Wort verlieren wollen. Es fragt sich, ob unsre öffentliche Sittlichkeit darum gröfser ist. Man hat die Beobachtung gemacht, dafs in Staaten, wo die Klasse der öffentlichen Mädchen als ein privilegirter Stand allgemein anerkannt war, z. B. in der ersten Zeit der griechischen Staaten, im alten Rom, in Indien, im deutschen Mittelalter, anerkannter Mafsen die Heiligkeit der Ehe, und besonders der Charakter der Hausfrau auf einer hohen Stufe von Reinheit und Achtung sich erhielt. Ja man kann sagen, die öffentliche Unsittlichkeit wird in einem Staate um so gröfser werden, je weniger die beiden Kategorien von Weibern, die Hausfrau und die Buhlerin sich im Leben getrennt zeigen und sich vermischen. Denn, die Unregelmäfsigkeiten der geschlechtlichen Verbindung als ein Unvermeidliches vorausgeschickt, ist natürlich, dafs da, wo die Buhlerin nicht als Stand besteht, sich die Klasse der Frauen in diese Qualität miteinlassen müsse. Hugo also sagt in seiner Vorrede, er wolle in zwei typischen Gestalten das Weib der Gesellschaft, die Frau und das Weib aufser der Gesellschaft, die Buhlerin, vor uns aufstellen, und zwar, wie er sagt, um das Unglück beider in unsrem socialen Leben darzuthun. Um dieses merkwürdige Paradoxon zu erreichen, was thut er? Das öffentliche Mädchen schildert er als ein leichtsinniges aber äufserst gutmüthiges Mädchen, das sich von einer wirklichen Leidenschaft hinreifsen läfst, also als einen an sich edlen Charakter; es ist abermals die Marion de l'Orme, nur ohne Didiers gespenstische Natur; es ist abermals la courtisane amoureuse. Den Gegensatz gegen diesen Charakter soll nun eine ebenfalls edle, ebenfalls unglückliche und ebenfalls verliebte Hausfrau, nämlich die Ehebrecherin bilden. Aber um Gottes Willen! ist jeder gutmüthige Deutsche fragen, sind denn in Frankreich diese Begriffe synonym? Ist denn in Frankreich die Hausfrau eine Ehebrecherin, und die Ehebrecherin ein Gegensatz gegen die Buhlerin? In der That, das wäre ein seltsamer socialer Streitpunct. Hiegegen hat sich nun Hugo eine kleine Hinterthür offen gelassen. Seine Catharine ist keine consommirte Ehebrecherin; für's Erste ist sie unglücklich darin, dafs sie von der Familie an einen Mann verhandelt worden, den sie niemals geliebt hat; dafs dieses ein häufig sich ereignendes Unglück und Vorrecht der höhern Stände ist, ist nicht zu leugnen; eine Person aber, die sich dieser mafsen aufopfert, begibt sich damit ihres höchsten persönlichen Rechts; sie kann für uns mit vollem Rechte einen Gegenstand des Mitleids, niemals aber künstlerischer Behandlung abgeben, denn das Drama hat es mit selbstbewufsten Persönlichkeiten zu thun; am allerwenigsten kann ein solches abnorm unglückliches Wesen den Prototyp einer Ehefrau vorstellen, wie hier verlangt wird. Ferner: Sie hat neben ihrem unglücklichen Gemahl eine früher angeknüpfte innige Liebe. Die Umstände begünstigen nun ein Wiederaufleben dieses Verhältnisses. Hier mufs man sagen: Wenn von einer Berechtigung der Leidenschaft als solcher die Rede ist, so wird sie sich nothwendig als Verletzung der Ehe darstellen müssen: man kann dies das *Recht* der Ehebrecherin nennen, nie aber das Recht der Ehefrau. Endlich aber: der Dichter sagt, sie bricht nicht factisch die Ehe; diese Ausflucht ist aber die kahlste; denn was thut sie denn? Ihrer Vertrauten gegenüber gesteht sie uns, dafs sie nichts auf der Welt liebe als ihren Geliebten; sie denkt und träumt nur ihn; und als er nun vor sie tritt, ist sie die zärtlichste, auch geschwätzigste Liebhaberin, die sich denken läfst, der Liebende ist ihr gegenüber einsylbig: dafs sie vor dem Zuschauer nicht die Ehe re vera brechen, das kann doch der Dichter nicht zu seiner Entschuldigung sagen, denn dazu zwang ihn ja die nächste Decenz der Schaubühne; hätte er einen Roman vor sich, so würde er gewifs nicht ermangelt haben, die Personen, wie es sich auch wirklich gehört, ihrer Gesinnung nach, thun zu lassen. Was er also hier als sittliche Entschuldigung vorbringt, ist nichts anders als eine dramatische Sünde. Daraus folgt, Hugo hat

Digitized by Google

sociale Frage nicht zur Sprache gebracht, wie er theoretisch aufstellt; er hat vielmehr nur die bei- ı schlechten Qualitäten der Ehebrecherin und der hlerin gegenübergestellt, ein Gemälde, das in einem dorbnen socialen Zustand immer Wahrheit und In- esse genug haben kann; wir wollen sehen, wie er ı aus der Aufgabe gezogen hat.

Der erste Act beginnt völlig wie Lucrezia Bor- ; ein Nachtfest, das die reiche Schauspielerin, wel- die Thisbe genannt wird, und eine öffentliche Per- ist, der höchsten Gesellschaft von Padua gibt, n der Podesta ist selbst unter den Gästen, und ır als erklärter Liebhaber der Thisbe, obgleich sie keineswegs liebt. Sogar muſs hier wie dort ein dem Theater schlafender Mann erscheinen, der dort Gennaro, so hier Homodei einige Scenen hin- ch wenigstens, wie sich zeigt, zu schlafen fingirt. ler Einleitungsscene macht der Podesta seine Lie- erklärungen, indem er die Hausherrin zugleich als onin zu benutzen versteht. Sie entwirft ihm mit ;imuth das düstre Gemälde der venetianischen Zwing- rschaft, und erzählt ihre eigenen Lebensumstände; sie mit ihrer Mutter als Harfenmädchen herumge- ;en, wie ihre Mutter einmal sollte gehangen werden, er ein Edelfräulein sich ihrer erbarmt, wie sie dieser Crucifix zum Dank verehrt, ihren Namen aber nicht se; endlich wie sie von groſsen Herrn verführt, eichert worden u. s. w. Endlich ist der Podesta ;wöhnisch gegen zwei Männer in ihrer Umgebung; ıin der eine, Rodolfo, sei ihr Bruder, der andre, der Hintergrund schlafende Guitarrist Homodei ein Blöd- ıiger, der ihr von einem Freunde empfohlen wor- . Der vermeinte Bruder kommt und der Podesta t. Es zeigt sich sogleich, daſs er Thisbe's ange- eter Freund ist; diese Leidenschaft ist mit anzie- der Wahrheit von Seiten des Weibes geschildert; lolfo dagegen hält sich in allgemeinen Galanterien; sein Freund hinzutritt, erklärt er diesem, er liebe ıt Thisbe, sondern eine andre. Der Freund geht, lolfo bleibt allein in Gedanken sitzend. Da erhebt ı im Hintergrund der vermeintliche Schläfer Homo- und erzählt dem erstaunten Rodolfo seine ganze einste Geschichte, ganz wie oben der Jude dem ıstling Fabiani. Diese lange Rede schlieſst sich ıit, daſs er Rodolfo fragt, ob er zu der Frau geführt sein wolle, die er schon als Mädchen geliebt habe und nicht wisse, wohin sie verschwunden; sie heiſst Catharina. Rodolfo ist entzückt. Nachher Thisbe und Homodei. Dieser sagt ihr, Rodolfo liebe eine Frau und er führe ihn ein; sie soll alles erfahren, wenn sie ihm einen kleinen Schlüssel verschaffe, den der Podesta als Bijou am Halse trägt; das ist gleich geschehen. Homodei will sie hinführen, wo sie ihre Nebenbuhlerin mit Augen sehen kann.

Wie der erste Act der Schlüssel, so ist der zweite das Crucifix überschrieben. Schlafzimmer der Donna Catharina, Gemahlin des Podesta. Zwei Kammerfrauen sprechen von der geheimen Polizei, eine geht, Homodei tritt plötzlich aus der Wand heraus und gibt sich dem Mädchen als Spion des Zehnergerichts zu erkennen; er läſst sich das ganze Local erklären; sie darf nichts von ihm merken lassen; geht. Homodei führt Rodolfo ein; er sei hier bei seiner alten Liebe, beim Podesta; er verbirgt sich auf dem Balcon; Homodei legt jetzt einen Brief auf den Tisch und verschwindet. Catharina kommt mit ihrer Dafne; sie spricht von ihrer Liebe zu Rodolfo, schickt das Mädchen zu Bett. In ihrer Melancholie greift sie zur Guitarre; da singt Rodolfo vom Balcon ihr Lieblingslied, stürzt herein. Die Liebesscene haben wir schon besprochen. Nun sieht Catharina den Brief auf dem Tisch liegen, liest ihn und entsetzt sich. Sie sagt: Ein Sbirre von Venedig liebt sie und sie lieſs ihn fortjagen, er sagt, er räche sich jetzt, es ist Homodei. Sie sehen sich in der Schlinge; Rodolfo versteckt sich in Catharina's Betzimmer, Catharina legt sich als ob sie schlafe; die Wand öffnet sich, Thisbe kommt mit einer Lampe, findet Catharina, sagt ihr wer sie ist; sie kommt aus Eifersucht auf Rodolfo und sagt, sie wolle sie verderben. Hier stehen sich nun die Hausfrau und die Buhlerin gegenüber und erörtern ihr Unglück; sie sind beide unglücklich, weil sie beide schuldig sind. Catharina leugnet, aber sie sieht Rodolfo's Mantel am Boden. Sie will den Podesta rufen. Da erblickt sie an der Wand das Crucifix, das einst ihre Mutter ihrer Retterin geschenkt; sie fragt; Catharina war jenes Kind. Von dem Augenblick hat Thisbe nur Einen Gedanken, Catharina aus aller Noth zu retten. Nun kommt Angelo, der Podesta, und findet zu seinem Erstaunen Thisbe bei seiner Gattin. Jene aber weiſs

Digitized by Google

alles auszugleichen. Sie habe von einem Mordanschlag auf sein Leben gehört und sei in der Nacht, in den Mantel gehüllt, hergekommen, es zu melden. Nun bittet sie den Podesta sie hinunter zu geleiten zu ihrer Sänfte, sagt aber Catharinen in's Ohr, sie soll Rodolfo durch den geheimen Gang entweichen lassen, Catharina ist wie im Traum.

Der dritte Act heifst: Le blanc et le noir; das Geheimnifs dieser Ueberschrift hab' ich noch nicht entziffern können. Erste Scene; das vorige Zimmer; Tag. Der Podesta mit zwei Geistlichen; er ist doch hinter das Geheimnifs gekommen, und hat bei sich beschlossen, seine Frau für die Beschimpfung mit dem Tod zu strafen, da ihm Rodolfo entwischt ist. Er verlangt also von dem einen Geistlichen, er soll unverweilt Todtenmessen lesen und vom andern, er soll seine Frau zum Tode vorbereiten. Er geht selbst mit hinein. Thisbe kommt. Sie quält sich mit ihrer Eifersucht, hat aber Rodolfo in der Nacht nicht gesehn und ist darum noch nicht überzeugt. Der Podesta kommt, sagt ihr, dafs ein Spion der Zehner (es ist Homodei) in der Nacht sei ermordet worden (man erräth, von Rodolfo); zwei Nachtwächter fanden ihn noch lebend, und er gab ihnen einen aufgefangnen Brief, sie vergessen aber den Namen des Mörders; dieser Brief ist von Rodolfo an Catharina geschrieben, ein Liebesbrief, Thisbe erkennt die Hand, gesteht es aber nicht. Der Moment ist tief und schön. Angelo erklärt, seine Frau soll enthauptet werden, hier im Schlafzimmer. Er sei es seiner Familie schuldig. Thisbe meint, Gift wäre besser; der Podesta hat keines, Thisbe sagt, sie habe ein Fläschchen. Sie geht es zu holen. Angelo und Catharina; sie ist nicht auf den Tod gefafst und fleht; nun soll sie den Namen ihres Geliebten nennen; sein Tod und sie in's Kloster versöhnt den Gatten; sie will nicht. Er läfst sie allein; sie will sich auf's Bett werfen, statt dessen sind Block und Beil hinterm Vorhang; Todesschrecken der Frau. Durch die geheime Pforte kommt — Rodolfo! Wer diesen Auftritt begreifen kann, den begreif' ich nicht; er hat auch keinen andern Zweck, als die vorher so erschreckte Catharina dem Geliebten gegenüber in ihrer Charakterstärke zu zeigen. Sie stellt sich heiter, wie wenn ihr nichts bevorstände und sorgt nur ihn sicher wieder wegzubringen, knöpft ihm sogar den Rock zu u. s. w. Ich glaube, diese Scene hat der Dichter eingeschaltet, um die in der That sonst ganz aufgeopferte Rolle der Catharina zu heben. Nun kommt der Podesta mit Thisbe; Catharina erkennt sie von der vorigen Nacht her. Angelo erklärt der Frau, dafs sie das Gift trinken müsse; sie wehrt sich eine Weile, da aber der Podesta beiseite geht, gibt Thisbe ihr zu verstehn, es sei kein Gift; sie trinkt und geht in ihr Betzimmer. Zwei Nachtwächter kommen; Angelo gibt ihnen Anweisung, den Leichnam seiner Frau in den Keller zu schaffen und in das schon gefertigte Grab zu verschliefsen. Er geht. Thisbe besticht die Wächter; sie sollen die Frau in den Keller tragen, dann aber thun was sie verlange.

Zweite Scene (besser aber ein vierter Act). Zimmer bei Thisbe; Nacht; die Nachtwächter haben Catharina, vom Schlafmittel betäubt in dem Vorhaupt niedergelegt; nur ein Page bleibt; sie erkundigt sich ob die Pferde bestellt und die Verkleidung, wie weit es zur Grenze. Nun spricht Thisbe, allein, ihren tiefen Schmerz aus, die Liebe Rodolfo's war ihr alles; er liebt eine andre; sie wünscht zu sterben. Da erscheint Rodolfo. Die ganze Scene dreht sich um die Motive: Rodolfo: Du hast Catharinen ermordet. Thisbe: Nicht wahr du liebst mich nicht? Rodolfo: Ich habe dich nie geliebt. Thisbe: Ich leugne nicht. Rodolfo ersticht sie. Da erwacht Catharina hinter dem Vorhang. Rodolfo sieht seinen Irrthum: Thisbe: Du siehst mich nicht; so sterb' ich wenigstens von deiner Hand.

Diese letzte Scene ist mehr werth, als das ganze Stück; als Episode eines Trauerspiels wäre sie des gröfsten Dichters würdig, der gelebt hat. Die Ausführung ist von einer Innigkeit, Tiefe und Wahrheit, wie die französische Bühne nie etwas gehabt hat. Aber freilich als Haupthandlung des Drama bleibt sie stückhaft; es ist das Schicksal unsrer heutigen Dramatiker, dafs sie es im besten Fall zu einer vollendeten Scene bringen, nie aber zu einem vollkommenen Stück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

éâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Das Resultat der socialen Frage wäre nun nach n Dichter: Die Ehefrauen sind unglücklich, untreu l ungerecht gegen die Buhlerinnen; diese aber kön- ı gemüthlich und treu sein und die schnöde Welt achtet ihren Stand. Das ist in der That eine selt- ne, gefährliche Moral. Alles Licht des Stücks fällt Thisbe; sie ist ohne Widerrede der vollendetste arakter, den Victor Hugo gezeichnet hat, ist das umé seiner Poesie; sie steht um so viel höher über rion de l'Orme, als sie nicht pathetisch wie jene alten ist, sondern in der naivsten, man möchte sa- n reinsten Natur. Nach dem Podesta, der der ge- llose Land- und Haustyrann ist, hat das Stück den men: Angelo, le tyran de Padoue erhalten. Es wurde dem théatre français aufgeführt und die berühmte rs liefs sich herab, die völlig danklose Rolle der tharina zu spielen. Interessant ist es noch, den arakter des Liebeshelden Rodolfo mit dem Fabiani vorigen Stücks zu vergleichen. Fabiani tödtet im ck einen Schurken von Juden, und dafür läfst ihn Dichter ohne Gnade am Schlufs enthaupten; Ro- fo, der ein idealischer Liebhaber ist, tödtet den uft Homodei und die arme ihn anbetende Thisbe; ür darf er zum Schlufs mit seiner durch Thisbe's t eroberten Geliebten entfliehen und, wo möglich, cklich werden. Eine poetische Justiz, die so ganz h Launen ihr Schuldig oder Unschuldig auszuspre- n sich befugt findet, erinnert mich an eine andere selben Landes, von der ich aber nicht sprechen werde.

Hugo hatte mit dem Angelo in dieser andern Form prosaischen, ich möchte sagen Conversations- uerspieles, abermals ein Aeufserstes erreicht, und da kein politisches Hindernifs entgegen war, so scheint er seines Ruhmes, den ihm die praktische Bühne versicherte, ungehindert froh geworden zu sein. Er schwieg fast drei Jahre lang gänzlich. War es ein Gefühl der Ermüdung oder vielleicht auch die Klugheit, einen schwer errungenen Sieg nicht einer neuen Gefahr auszusetzen, jedenfalls mufs man sagen, er hatte seine Bestimmung, wie er selbst von Anfang sie gefafst, so ziemlich erfüllt, das imaginative Princip war auf der Bühne eingeführt, die abstracte Natur der classischen Tragödie lag offen am Tage; dafs er Shakspeare als den einzigen wahrhaften Meister anerkenne, hat er fortwährend und immer entschiedener ausgesprochen. Dazu kam, dafs er von andern Talenten, die mit ihm rivalisirten, besonders von dem fruchtbaren Alexander Dumas in seinen Bestrebungen unterstützt wurde. Endlich aber erwachte doch die Lust zur Production wieder in ihm; seine von Jugend auf glänzende Virtuosität im Styl und der Versification trieb ihn wieder zum Alexandrinerstück, dessen Vers er jetzt mit einer Keckheit behandelte, dafs man sieht, er wagt es sogar, trotz der Reimfesseln diesen Vers in Beherrschung der freien Reflexionsbewegung dem reimlosen Jamb an die Seite zu setzen. Diefs zeigt sich besonders in den Monologen, wo er, wie kein Franzose vor ihm, es wagt, den Gedanken und Perioden meist mitten im Verse abzubrechen, so dafs die Reim-Versform als etwas Unwesentliches und Zufälliges nebenbei geht. Man sieht, er verachtet seinen Vers, ohne ihn entbehren zu können.

Was den Inhalt von Ruy Blas betrifft, so sagt der Dichter in der Einleitung, es soll ein Seitenstück zu Hernani werden; dieses ist aber nur vom äufserlichen historischen Costüm zu verstehen; Hernani stellt den Moment vor, wo das spanische Ritterthum in der Monarchie aufgeht, Ruy Blas soll den bezeichnen, wo die spanische Monarchie durch den Adel und dieser in

Digitized by Google

sich selbst zerfällt, überhaupt den Untergang der spanischen Gröfse. Vom wesentlicheren ästhetischen Standpunct mufs man aber sagen, beide Stücke haben fast nichts gemein; sie sind vielmehr die grellsten Gegensätze; denn Hernani ist ein Drama im Sinn der Spanier, ein Stück, das blofs auf Situationen berechnet ist; die Wahrheit der Charaktere ist völlig aufgeopfert; Ruy Blas im Gegentheil soll ein reines Charakterstück sein; der Dichter hat noch einmal alle seine Kräfte aufgeboten, um die schon im Cromwell versuchte Einigung der verschiednen Style eines Shakspeare, Molière und Schiller organisch zu Stande zu bringen. Das Bestreben ist ihm abermals mifslungen; es ist diese letzte Arbeit, als Ganzes betrachtet, ohne Zweifel das schwächste Stück von allen; dagegen hat der Dichter noch einmal glänzend gezeigt, wie weit er es in Vollendung einzelner Scenen und Partien zu bringen im Stande sei.

Hugo hatte mit seinem Angélo, wo der Ehebruch eine Rolle spielt, gewissermafsen in das Gebiet gestreift, das ihm Alexander Dumas vorweg in Besitz genommen hatte; denn dieser Dichter hat sich vorzugsweise mit diesem Thema zu schaffen gemacht. Sodann hatte Hugo das vielgebrauchte tragische Medium der Vergiftung und was seit Romeo Mode ist, der Betäubung durch Schlafmittel, endlich auch die Gegengifte zu einer bereits übermäfsigen Anwendung gebracht. Die romantische Tragödie konnte aber nicht aus diesen Stoffen hinaus, und abermals mufs Ehebruch und Gift ihm eine Tragödie liefern.

Wir haben dem Dichter weiter oben Unrecht gethan durch die Vermuthung, er werde in seinem Sinn die deutsche Nation nicht für ein der Tragödie würdiges Culturvolk angesehen wissen wollen; er hatte doch in Hernani schon eine Scene mit deutschem Local und deutschem Namen; freilich ist sonst weniges dort deutsch. Diesmal aber thut er uns die Ehre an, dafs die Heldin seines letzten Stücks, die Königin und Ehebrecherin eine deutsche Fürstin ist, Maria Fürstin von Neuburg, die Gemahlin Königs Carl II. von Spanien, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Für diese Aufmerksamkeit können wir aber dem Dichter nicht sonderlich verbunden sein; denn wenn auch seiner Königin eine gewisse zarte Milde von vorn herein wie man sieht als absichtlich deutsches Element angebildet ist, so wird sie doch, von dem Moment der Leidenschaft an, ganzlich undeutsch: zuerst die leichtsinnige, dann die schamloseste Französin, und neben ihrer Schuld geht dann wieder als ein völlig Unverständliches die Milde ihrer Persönlichkeit Hand in Hand.

Neben der Königin als dem Mittelpunct des Stücks stehen zwei spanische Edelleute, Blutsverwandte, welche den Zwiespalt bezeichnen sollen, in den der Adel durch das Majorat und die Monarchie gerathen war. Don Sallust ist der Höfling und Minister, der durch unsittliches Betragen bei Hof in Ungnade fallend, sich an der Königin rächen will, also der Intricant des Stücks, der gewissenlose Schuft und Egoist; dagegen Don Cesar, sein jüngrer Vetter, der sein Vermögen durch Leichtsinn durchgebracht, nun wie ein Zigeuner ein abenteuerliches Schlaraffenleben führt, seinen Namen verleugnet, mit Banditen in Verbindung tritt und sich durch das Leben schlägt, so gut es geben will, ein sorgloser, darum in des Dichters Sinn edler oder tüchtiger Charakter. Endlich der Held des Stücks ist Ruy Blas. Er ist das sentimentale Element, ein jugendlich idealischer Charakter, der sich in die edle Königin verliebt und doch nur ein Lakai ist. Er ist bei Don Sallust, nachdem er im Kreise des Don Cesar seiner Bettlerfreiheit satt geworden war. Hierin liegt ein Gegensatz zu Hernani; während dort der kleine Räuberhauptmann sich hinterher als Fürsten ausweist, wird Ruy Blas vielmehr durch Don Sallust als ein Werkzeug seiner Rache fälschlich zum Fürsten gestempelt, und seine Verzweiflung liegt darin, dafs er in Wahrheit nur ein Bedienter ist. Es lag allerdings eine grofse Keckheit darin, ein solches Thema auf der französischen Bühne zum Vorwurf der Tragödie zu benutzen; denn dem französischen Charakter ist, wie wir schon öfters erinnert haben, die Vornehmheit bisher immer als das erste Erfordernifs einer idealisch-pathetischen Poesie vorgekommen. Ein Lakai als Liebhaber war sonst nur dem Lustspiel erlaubt. Hugo zeigt, wie ein solcher Gegenstand, falls der Niedrige durch Bildung und Gesinnung sich zu adeln weifs, eine sehr tragische Seite haben könne, und um so eher einer idealischen Behandlung fähig sei, wenn der Gegensatz des alten Adels wie hier geschieht sich als ein Zustand doppelter Verderbnifs darstellt. Trotz dem hat dieses Stück für jeden unbefangenen Sinn etwas Widriges und

Digitized by Google

stofsendes. Es ist immer die abstracteste Leiden-
ıaft, die Hugo als das idealische Element seinen
lden unterschiebt; ist seine Königin so zart und
ı, wie er sie zu Anfang schildern will, so kann sie
ht so urplötzlich in das Laster hereinplumpen; und
Ruy Blas so stolz und edel, wie er sich ausspricht,
kann er für's erste keinem Don Sallust dienen und
s zweite den Betrug gegen die Königin nicht durch-
ren, so dafs die Entwicklung ganz äufserlich durch
höhnischen und langsam seine Rache bereitenden
ı Sallust in das Stück hereinkommt. Doch wir wol-
so kurz wie möglich die Handlung erzählen.

Erster Act. Sallust erzählt einem Vertrauten, wie
durch die Königin in Ungnade gefallen und sich
hen wolle. Dann kommt Don Cesar, der arme Vet-
; der Gegensatz beider spricht sich aus. Cesar
l Ruy Blas erkennen sich dann als alte Bekannte,
l Blas gesteht dem Freunde seine Liebe zur Köni-
von Spanien; es erinnert an den Moment, wie Car-
dem Marquis Posa seine Liebe zur königlichen
tter gesteht. Sallust, der seinen ihm gefährlichen
tter los sein will, läfst ihn insgeheim verhaften und
die Strafcolonien nach Africa abführen.

Den Ruy Blas aber, da er dessen Geständnifs be-
ıscht hat, beschliefst er sogleich zum Werkzeug zu
chen, um die Königin zu verderben. Er sagt ihm,
wolle sein Glück machen, wenn er ihm in allem
ɣsam sei, dictirt ihm einige Zeilen, die er im Noth-
als Instrument gegen ihn und die Königin brau-
n kann, und gibt ihn gleich darauf den eintretenden
ɔlleuten als seinen bereits beiseite geschafften Vet-
Don Cesar aus; dies geschieht ohne Ruy's Einwil-
ıng, der vor Schrecken nicht weifs, wie ihm ge-
ieht. Am Schlusse des Acts geht, da derselbe im
ast spielt, auch noch die Königin über die Bühne.

(Der Beschlufs folgt.)

XLVIII.

*ɣemeine Pathologie und Therapie als mechanische
'aturwissenschaften. Von Dr. R. Hermann Lotze,
)ocenten der Medizin und Philosophie an der Uni-
ɜrsität Leipzig. Leipzig*, 1842. *VIII u.* 528 *S.* 8.

Zu einer Zeit, wo das allgemeine Streben dahin geht, die
ıenschaften zu organisiren und im Geiste organischer Ent-
.elung auszubilden, fällt es auf, zu sehen, dafs die medizi-
nische Wissenschaft vom Organismus selbst philosophisch nach mechanischen Grundsätzen, wie in der vorliegenden Schrift, behandelt wird. Man wird sich ein Urtheil über dieses Verfahren bilden, wenn man den Gang, welchen der Verfasser nimmt, näher verfolgt, wobei denn im Voraus zu berücksichtigen ist, dafs derselbe, zugleich als Verfasser eines Werks über Metaphysik, hauptsächlich von seinen metaphysischen Grundsätzen ausgeht, und diese nicht ohne scharfsinnige Consequenz auf das medizinische Material anzuwenden versucht. Nach dem Verfasser ist alles Organische nichts, als eine bestimmte Form der Vereinigung des Mechanischen. Er betrachtet den lebenden Körper als ein System von zusammengeordneten Massen mit ihren proportionalen Kräften, wobei sich „das Geschehen in demselben von dem unbelebten physikalischen Geschehen nicht durch die principielle Verschiedenheit der Natur und Wirkungsweise der vollziehenden Kräfte, sondern durch die Anordnung der Angriffspuncte, die diesen dargeboten wird" unterscheidet. Um näher aus der oft dunklen Ausdrucksweise des Verfassers zu einem Verständnifs seiner Ansichten zu gelangen, stellen wir noch die wesentlichsten seiner Aussprüche zusammen. Die Lebenskraft ist hiernach nicht als eine *wirkende Kraft* des Lebens, sondern als die resultirende Gröfse der Leistung zu betrachten, die aus der Vereinigung unendlich *vieler partieller Kräfte* hervorgeht. Da der Verfasser das Leben nur als eine bestimmte Form des Mechanismus betrachtet, so findet er in Anwendung dieses Begriffs auf das Leben auch vorzüglich nur die äufsere *Form der Erscheinungen* des Lebens als Anhaltspuncte brauchbar, woran er seine Betrachtungen knüpft, wodurch ihm dann die Gesundheit, wie die Krankheit, zu einer Art von mechanischem Procefs wird, in welchem auch nur mechanische Elemente und Verhältnisse aufgesucht werden. Das Leben ist ihm eine Zusammenfassung von mechanischen Thätigkeiten und Entwickelungen, die nur dem zusammengefafsten Ganzen, nicht im Geringsten auch den einzelnen Theilen und Organen zukommen. „So wie Steine und Mörtel ein Haus bilden (der Verfasser zieht hier die neuere Zellentheorie herbei, nach welcher der Organismus nur ein Aggregat von Zellen sei und daraus aufgebaut werden soll), das nur durch diese Form der Verbindung ein Haus ist, während sie selbst dadurch als einzelne Theile nicht das Geringste, Hausartige oder Häusliche in ihrem Wesen erhalten, so *sind feste und flüssige Theile im Körper nichts als physikalische Massen*, die alle diejenigen Wirkungen ausüben, die in ihren physikalischen Eigenschaften begründet sind". Der Verfasser sagt: Leben ist eine bestimmte Vereinigung von Essen, Trinken, Verdauen, von Empfindung, Bewegung u. s. w. Dies sind die mechanischen Bausteine, woraus der Organismus gebildet wird, der nur durch die Vereinigung dieser Bausteine lebendig wird, während sie selbst nur als mechanische Massen betrachtet werden. Wie diese Bausteine selbst entstehen und gebildet werden, welche Kraft sie bewegt, sich zusammenzufügen, sich organisch zu erregen und innerlich zusammenzuhalten, darauf kommt der Verfasser nicht

Digitized by Google

zu sprechen. Er bewegt sich nur in einem formellen Mechanismus, den er an einzelnen organischen Erscheinungen betrachtet, ohne zu dem organischen Leben selbst vorzudringen. Der Verfasser bildet so das ungezügelte Extrem einer auch sonst vielfach auftauchenden anatomisch-mechanischen und physikalischen Richtung in der Medizin, die nur mit Massen und äufseren Erscheinungen umgeht, diese selbst und, in ähnlicher Weise, beliebige Kräfte als vorhanden voraussetzt und blofs über den Mechanismus ihrer Verhältnisse spricht; nur dafs der Verfasser mit der ganzen Breite des Materials im Einzelnen nicht hinreichend vertraut zu sein scheint, und daher von seinem metaphysischen Standpuncte aus mit einer Art mathematischer Consequenz sich eine Causalitätslehre bildet, wobei er über Manches hinwegsieht, was ihm sonst ein Stein des Anstofses gewesen sein würde. Die Pathologie, die sich der Verfasser nach diesen Grundsätzen bildet, ist nun folgende.

Da das Leben überhaupt eine Zusammenfügung verschiedener Massen und Kräfte ist; so bildet ein Gleichgewicht der Verhältnisse dieser Massen und Kräfte die Gesundheit. Krankheit ist dem Verfasser eine Störung dieses Gleichgewichts und dadurch wird es ihm möglich, sich eine Mechanik der Krankheit wie der Gesundheit zu bilden. Die Lebenskraft kann erhöht oder erniedrigt werden, wenn die einzelnen Massen, mithin die proportionalen Kräfte des Körpers, vermehrt oder vermindert worden sind. Durch solche Vermehrung oder Verminderung entsteht nun die Störung in dem Lebensmechanismus, welche Krankheit ist. Die Krankheit ist dem Verfasser daher ein rein quantitativer Procefs; und der Fall der qualitativen Umänderung fällt mit der quantitativen zusammen, weil nach dem Verfasser die Kräfte nur durch mechanische Veränderung der Massen sich ändern. Alles läuft also auf Erhaltung der gegenseitigen Proportionen der Massentheile des Körpers in der Gesundheit hinaus, während durch Disproportion mittelst Wegnehmen oder Zufügen der proportionalen Quanta Krankheit sich bildet. Die Wiederherstellung geschieht so, dafs ein proportionaler Antheil von Masse aus seinen Verbindungen, als *unorganisches* Aggregat, herausfällt. Diese Ausscheidung ist die Krisis. Der Verfasser bedient sich hierbei, wie man sieht, des Unterschiedes von Unorganischem gegen Organisches als eines Factums bei seinen Erklärungen, ohne zu bedenken, dafs nach seinen mechanischen Grundsätzen dieser Unterschied gar nicht vorhanden sein könnte. Wie und auf welche Art die Krankheit zum Tode führt, und was der Tod dem Leben gegenüber ist; diese wichtigen Puncte berührt er ganz und gar nicht, weil sie nach seiner Theorie völlig unerklärlich sind. Eine Therapie bildet sich der Verfasser auf folgende Art. Wenn es der Natur nicht selbst gelingt, durch Krisen die normalen Proportionen ihrer Massen wiederherzustellen, so müssen sich die Ursachen der Hemmung [illegible] wodurch die Krisen aufgehalten werden. Diesen Hemmungsursachen soll nun die Therapie vorzüglich entgegenwirken. [illegible] den Zustand und Lauf der activen organischen Erregung [illegible] dem Heilungsprocefs, auf die Perioden in dem Steigen und Fallen der Actionen, auf die lebendigen Qualitäten der pathologischen Thätigkeiten und Producte, wird keine Rücksicht genommen, vielmehr sollen die Heilmittel nur als mechanische oder chemische Massen wirken.

Sehen wir von diesen allgemeinen Grundsätzen des Verfassers auf die besondere Ausführung der einzelnen Theile seiner Schrift, so finden wir, dafs aufser der Darstellung einiger theoretischer Grundbegriffe, der gröfsere Theil des Werks sich mit allgemeiner Symptomatologie und Aetiologie beschäftigt. Eine weitere Darstellung der Krankheitstypen, des Krankheitsverlaufs, der Stadien, der Krankheitsprodukte vermifst man gänzlich. In der Symptomatologie macht sich eine Durchführung der allgemeinen mechanischen Principien des Verfassers kaum mehr bemerklich und er beschränkt sich mehr auf empirische Zusammenstellung der bekannten Facta. Die Bemerkung, in der Lehre von der kranken Empfindung, dafs das Empfinden in einem veränderten physikalischen Zustand der Nerven bestehe, wodurch der Seele eine mechanische Anregung (!) zur Erzeugung der Empfindung gegeben wird, hat keinen weiteren Einflufs auf die gegebene Pathologie der Empfindungen, und wenn der Verfasser seinen allgemeinen mechanischen Maafsstab an die von ihm gegebene empirische Symptomatologie legen würde, so würde er selbst das ei[illegible] Widersprechende zwischen beiden finden. In der That wird [illegible] in der Lehre von den Schmerzen, den Idiosynkrasien, [illegible] Sinnesphantasmen der gelehrte Mechanismus wenig ausrichten, selbst wenn man alle diese Erscheinungen auf die rein quantitativen Bestimmungen von erhöhter und verminderter Empfindung zusückführen könnte. In der Lehre von den kranken Bewegungen hat der Verfasser die darüber bekannten neueren Untersuchungen, besonders von M. Hall, benutzt. Bei Darstellung der Abweichungen der Cirkulation kommen nur Gefäfsbewegungen zur Sprache; die Pathologie des Bluts selbst fehlt gänzlich und auch das in der Lehre von den kranken Absonderungen darüber Beigebrachte genügt nicht; die pathologische Gerinnung, Bildung der Entzündungshaut u. s. w. sind ganz übergangen; ausführlicher verbreitet sich der Verfasser über die psychischen Symptome und über den Chemismus und Mechanismus der Sekretionen; wobei aber die Erregungsverhältnisse nicht berücksichtigt werden. Die allgemeine Aetiologie (die Lehre von den Dispositionen und den äufseren Ursachen) ist kurz abgehandelt, und man spürt darin nichts mehr von der Theorie des Lebensmechanismus.

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

November 1842.

iéâtre de Victor Hugo.

(Schlufs.)

Zweiter Act. Zimmer der Königin. Sie wird als gutmüthiges deutsches Frauenzimmer geschildert, durch ihren Gemahl vernachläfsigt und durch die re Etikette des spanischen Hofes unglücklich gecht wird. Die Reden der Oberhofmeisterin in die- Richtung sind ein manierirter Commentar über en einzigen Vers, den Schiller in seinem Don Car- angebracht hat. Dafs die Königin vor langer eile stirbt, ist ganz natürlich, dafs sie aber von n Ceremoniell nichts weifs, und es ihr alles erst zt so wie dem Publicum bekannt gemacht werden ifs, ist unwahr und lächerlich. Nun kommt noch ie comische Figur in's Stück, nämlich ein alter af Don Guritan, der bei Hofe Dienste thut, und als llendeter Don Quixote in die junge Fürstin verliebt . Diese Figur ist vom Besten im Stück, aber die ne Comödie. Die Königin spricht nur in einem nolog, wo sie beten soll, ihre brünstige Liebe zu em Unbekannten aus, der ihr alle Morgen im Park en Straufs von gewissen blauen Blumen niederlegt h denke der Dichter meint das deutsche Vergifs- innicht, deren Cultus den Franzosen in Deutschland zufallen pflegt) und der ihr jetzt sogar einen Lie- brief hineingebunden; es ist natürlich Ruy Blas, l da er bei diesem Anlafs über die Gartenmauer ttern mufs, so hat er sich das letzte Mal an den enspiefsen verwundet und ein Stückchen Manchet- im Stich gelassen; dieses und den Brief und aufs trägt die verliebte Königin im Busen. Nun nmt ein Brief vom König. Er schreibt von der d „es gehe ein starker Wind und er habe sechs ölfe geschossen". Das ist wenig erbaulich für ein nsüchtiges Herz; die Königin erstaunt aber, die- be Handschrift zu lesen, die in ihrem andern Brief r. Sie will den Boten sehen, und Ruy Blas wird als Page eingeführt. Ruy Blas wird vor Entzücken übel. Die Königin erkennt ihn an der Handwunde. Das strenge Ceremoniell ist hier ziemlich aus den Augen gesetzt. Die Königin springt dem Pagen selbst bei und da Guritan erinnert, dafs er als Page die Nacht vor dem Gemach des Königs zu wachen habe, rechnen beide Liebende schnurstracks auf diese Gelegenheit und die Königin beträgt sich, ich weifs kein anderes Wort, als auf's Schamloseste. Der alte Guritan merkt aber das Ding, ist eifersüchtig und fordert Ruy Blas zum Duell. Dieser nimmt's an und geht. Nun tritt, seltsam, die Königin zu Guritan heraus; sie hat ihn belauscht, und um das Duell und ihn zu beseitigen schickt sie ihn auf der Stelle mit einer Botschaft an ihre Eltern nach Neuburg in Deutschland. So sind alle Hindernisse beiseite geschafft und man sieht, die zarte Königin und der vermummte Lakai haben alle schönste Gelegenheit ihrer Liebe zu pflegen. Ueber diesen scandalösen Inhalt weggesehen, mufs man sagen, dafs das Stück bis hieher einen festen dramatischen Inhalt hat, der aber dann auch völlig abbricht.

Dritter Act. Die Minister des Königs sind im Palast versammelt und halten Staatsrath. Es sind seit dem letzten Act sechs Monate verflossen, Ruy Blas ist allmächtiger Günstling am Hofe; vom König ist gar keine Rede. In den Ministern soll sich darstellen, wie der gänzliche Ruin der Monarchie durch die Privathabsucht der Staatsdiener herbeigeführt wird; sie theilen die Staatseinkünfte unter sich, wie Räuber eine gemeinschaftliche Beute. Da — tritt Ruy Blas hinter der Wand vor, er hat sie belauscht — und schilt sie wie Schulknaben; die ganze Lage von Europa wird uns auseinandergesetzt in einer langen langen Strafpredigt. Hier ist der Dichter so ganz in seinem lyrischen Element, dafs er sein Drama scheint vergessen zu haben. Die Minister gehen ab, nachdem

Digitized by Google

einige entlassen sind. Nun tritt die Königin herein; sie hat ebenfalls gelauscht; sie bewundert Ruy Blas, seinen Muth, seine Vaterlandsliebe. Sie muſs ihm die Hand drücken, denn — sie hat ihn seit sechs Monaten nicht gesehen. — Ruy Blas ruft bei ihrem Anblick aus: Seit sechs Monaten sie fliehen und sie so plötzlich sehen! Was der Dichter mit diesen Verkehrtheiten bezweckt, ist mir ein völliges Räthsel. Ich glaube, das Verhältniſs der Liebenden im zweiten Act war ihm hinterher selbst zu scandalös vorgekommen, und es soll nun dadurch gereinigt werden, daſs diese unerlaubte Liebe bei Beiden sich in eine platonische Achtung, mit Vaterlandsliebe versetzt, umkehren soll. Das heiſst aber Tugend und Laster in das tollste Quodlibet verwandeln. Ich gestehe, daſs ich dem Gedicht hier keinen Verstand beimessen kann, und es hat an dieser Stelle allerdings einige Affinität mit Hernani. Während nun Ruy Blas in dem Entzücken einer idealen Liebe radotirt, tritt Don Sallust herein, sein böser Dämon, und erinnert ihn, daſs er sein Lakai ist; hier ist der Don Gomez des Hernani unverkennbar. Dieser Gegensatz ist auf's Grellste ausgebeutet. Sallust sagt ihm, daſs es Zeit sei, die Rolle des Fürsten aufzugeben; er bescheidet ihn in seine Wohnung, die inzwischen Ruy selbst bewohnt hat.

Vierter Act. Ruy Blas als Diener, durch sein Schicksal entzweigebrochen, spricht einen Monolog in wunderlich zerbrochenen Gedanken und Versen. Er geht ab und es kommt — Don Cesar durch den Schornstein in's Zimmer hereingefallen. Hier haben wir nun ein reines Molièresches Lustspiel, das in der That vortrefflich ist und die Tragödie weit überragt. Don Cesar ist aus Afrika entwischt und kommt auf der Flucht vor den Häschern. Er erstaunt, hier von den Fremden als Don Cesar behandelt zu werden, bis er auf die Entdeckung kommt, daſs man einen andern ihm substituirt hat. Don Guritan kommt aus Deutschland zurück und will sich mit Don Cesar d. h. Ruy Blas schlagen, aber jener bringt ihn um in seinem eignen Namen. Endlich kommt Sallust zurück und erkennt den Vetter; er läſst ihn durch die Häscher verhaften.

Der fünfte Act, den der Dichter „der Löwe und der Tiger" überschrieben hat, spielt zwischen den drei Personen, Don Ruy, Sallust, Königin. Ruy in Verzweiflung bereitet sich Gift zu nehmen. Da tritt die Königin herein; nämlich Don Sallust hat das zu Anfang geschriebene Billet des Ruy dazu benutzt, sie jetzt in diesen Hinterhalt zu locken; sie ist im Hause Sallust's und er kann sie nun laut des Ehebruchs bezüchtigen. Verzweiflung des Ruy. Sallust kommt und sagt der Königin einfach, es sei das beste, wenn sie abdanke und mit Ruy fliehe. Ruy erklärt aber jetzt, er sei nichts als ein Bedienter. Verzweiflung der Königin; die Situation könnte sich bloſs in der Comödie ausnehmen und ist ein Hohn auf alles tragisch Erhabene. Aber Ruy Blas, zur Verzweiflung gebracht und in der Angst um die Königin, sieht jetzt keinen Ausweg mehr, als Sallust zu tödten, dann selbst das Gift zu nehmen. (Die Königin steht dabei, fast wie Brackenburg bei Clärchen.) Noch beweint die Königin den Geliebten, er aber spricht mit überzeugender Wahrheit, es sei durchaus nichts anderes zu machen gewesen. — Die Königin kann jetzt ohne Zeugen in das Schloſs zurückkehren. Hiemit endet das Stück.

Hugo hat in diesem letzten Stück nicht genügt, daſs er im Organismus des Drama es zu einer grossen Vollendung zu bringen vermöge: es fällt im Gegentheil mehr auseinander als die früheren; es ist weder die pathetische Kraft der letzten versificirten, noch die Lebenswahrheit der prosaischen diesmal erreicht worden; wohl aber zeigt sich eine groſse Vollendung im Styl und der Diction und auch in der Ausführung und theatralischen Anlage einzelner Scenen. Ich muss gestehen, daſs ich die komischen Charaktere, Don Cesar und Don Guritan für das allein ganz Gelungene am Stücke halte, und komme auf meine frühere Behauptung zurück, Hugo hätte im Lustspiel groſs werden können, und zwar nicht bloſs im Molièreschen, das ihm allerdings seinem Princip nach niemals hätte genügen können, sondern im romantischen Lustspiel hätte er sich vielleicht einen Platz erobern können, der die Mitte hielte zwischen dem englischen und spanischen Gedicht dieser Gattung; er hätte vielleicht gewissermaſsen die Shakespearische und Molièresche Komik in sich vereinigen können, obgleich diese Aufgabe ihre fast unübersteiglichen Hindernisse zu haben scheint. Das Alles aber hintertrieb seine Neigung zum Pathetisch-Leidenschaftlichen, seine Anregung durch das Göthe-Schillersche Trauerspiel, seine Op-

Digitized by Google

sition gegen die einheimischen Tragiker, und end-
ı und über alles das Verlangen seines Publicums,
rkerschütternde, gräfsliche, wilde Dinge auf der
hne zu sehen. Der Theaterbeifall hat Hugo's Ta-
t nicht zur reinen Entwicklung kommen lassen, und
ist immer schon für ein Grofses zu achten, dafs
Dichter seine Individualität noch so weit zu be-
ıren wufste, dafs den tragischen Geschichten doch
ner ein komisches und humoristisches Beiwerk ge-
en werden konnte. Das ist sein wirklicher Sieg
r den französischen Volksgeist; denn dieses verlangt
ı Publicum so wenig, dafs es sich dadurch vielmehr
's Entschiedenste abgestofsen fühlt.

Man hat in unsern Tagen oft die französischen
ıauspieldichter beneidet, dafs sie, wenn ihre Stücke
allen, sich durch die geordnete rechtliche Veräufse-
g ihrer Werke zu einer behaglichen Existenz em-
schwingen können. Dies ist einmal als das mate-
le Interesse der Poeten, das freilich in Deutschland
ıt so günstig gestellt ist, eine natürliche Aeufse-
g; wird auch zumeist von denen verfochten, wel-
n bei uns französische Zustände überhaupt als das
ale, Vorausgeschrittene erscheinen. Dabei vergifst
n aber doch, dafs jene bekannte Einrichtung aufser
ınkreich nirgends angetroffen wird, weder in Eng-
d, noch Italien, noch sonst wo. Die Schattenseite
Sache ist überhaupt die, dafs der Dichter in
nkreich nun sein Geschäft als ein förmliches métier
achtet, dafs er der Bühne gegenüber sich gänzlich
demagogischen Wirkung auf die Masse dahinge-
mufs; dafs er die Kunst überhaupt zum Dienste
Marktes erniedrigen mufs. Dabei zeigen sich denn
ch die seltsamsten Widersprüche. Unser Victor
o, der, wie man nicht leugnen kann, von seiner
ıst einen hohen Begriff mitbringt, kann in einer öf-
ichen Rede in Einem Athem von dem Kunstideal
von dem belgischen Nachdruck sprechen, der ihm
iel Nutzen entzogen habe. Unsre grofsen Dichter
ın noch stolz darauf nachgedruckt zu werden, trotz
Schaden, den sie dadurch erlitten. Man kann sa-
die deutsche Natur hat überhaupt eine zu hohe
cht von dem ideellen Gehalt der Kunst, als dafs
wahrhaft begabter Dichter sich überzeugte, der
ische Werth eines Schauspiels könne von der zu-
gen Wirkung einer durch vielerlei Dinge bedingten
Bühnendarstellung auf ein unendlich gemischtes Publicum abhängig gemacht werden. In Frankreich entscheidet gewöhnlich eine erste Vorstellung des Stücks auf einer Pariser Bühne über die ganze Existenz eines Schauspiels. Zufällige Nichtanerkennung hat junge Dichter schon zu den gewaltsamsten Aeufserungen, ja zum Selbstmord geführt. Die Franzosen bilden sich viel auf diese Sitte der öffentlichen Beurtheilung ein, ich glaube weil sie in Athen so gehandhabt wurde. Aber das griechische Theater war etwas ganz andres, als das unsre; es hatte religiösen Ursprung, gegebenen Inhalt, und die Preiserkennung geschah nicht durch das Publicum, sondern durch bestellte Kunstrichter, denen vielleicht die Dichtung schon vor der Aufführung bekannt war, was im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Den Franzosen ist sodann die stille Wirkung eines durch den Druck verbreiteten dramatischen Gedichtes fast ganz unbekannt, was in Deutschland der einzige Weg ist sich Anerkennung zu verschaffen. Wir haben keine Hauptstadt und keine Nationalbühne; dagegen hat Frankreich kein Institut, das sich dem geordneten System des deutschen Buchhandels vergleichen liefse. Dort kauft man etwa ein auf der Pariser Bühne beklatschtes Stück nachher in Paris oder in der Provinz bei einem marchand de nouveautés, unter andern Modeartikeln; es dauert dann so lange wie die Mode; was aber nicht wenigstens Einen Tag der Mode genofs, wird gar nicht mehr beachtet. So vermögen wir die literarischen Interessen nicht zu tractiren. Göthe's Faust war schon durch Europa als das gröfste Werk unserer Literatur anerkannt, als man endlich mit schüchterner Hand es wagte, es theilweise zur öffentlichen Aufführung zu bringen. Dieses ist ein recht schlagendes Specimen des deutschen Verfahrens in Kunstsachen. Ueberhaupt haben sich unsre gröfsten Künstler, wohin man doch Göthe und Beethoven rechnen mufs, nur nebenbei die Aufgabe gestellt, auch für die Bühne zu schreiben und beide haben ein besonderes Glück darin gehabt. Allerdings haben wir einige andere Meister aufzuführen, die ein ganz entschiedenes Glück durch das Organ der Bühne gemacht haben; es sind indessen ihrer wenige; der erste war Mozart, der als der Fürst der Oper es von vorn herein zu erkennen gab, dafs das klassische Theater der Deut-

Digitized by Google

schen mehr auf die Musik als auf die Poesie gegründet werden müsse; der zweite Schiller, der das deutsche Trauerspiel wie es scheint auf seine höchste Höhe gestellt hat; der dritte Kotzebue, der nur den Mangel eines wahrhaft komischen Talents in unsrer Literatur dazu benutzte, um seine gewandten, aus aller Welt entlehnten Nachahmungen als Theaterliteratur einzuschwärzen; der vierte und letzte Weber, der zum Theil seinen wohlerworbenen Ruhm auf die Lorbeeren gründete, die das Publicum seinem Vorgänger Beethoven vorenthielt. Aufser diesen hat kein Deutscher auf der deutschen Bühne sich einen nationalen Namen gemacht. Wir schliefsen daraus, dafs das deutsche Theater der Nation etwas andres ist, als das französische seinerseits; dafs namentlich die dramatische Poesie für uns zunächst ein Zweig der Literatur ist und erst nebenher für die Bühne benutzt wird. Endlich dafs es uns gar nicht wünschenswerth scheint, dafs bei der unendlichen Verschiedenheit der Völkergeister eine französische Institution mechanisch auf unser Vaterland übertragen werde. Wir sind vielmehr der festen Hoffnung, dafs die Verhältnisse der dramatischen Dichter in Deutschland noch lange nicht in der Weise *rechtlich geordnet* werden mögen, wie es derzeit in Frankreich der Fall ist; denn es ist besser, dafs der Künstler darbe, als dafs die Kunst zu einem gemeinen Markterwerb herunter gesetzt werde.

Aus diesen Bemerkungen wird es klar werden, warum wir glauben, dafs Victor Hugo's Talent in seinem Vaterlande und durch das Publicum verhindert wurde, zu seiner freien schönen Entwicklung zu kommen. Das undankbare Publicum hat ihn zu den sittlichen Extravaganzen genöthigt, um derentwillen es ihn jetzt vernachläfsigt und sogar verurtheilt. Das ist die natürliche Folge eines demagogischen Kunstbestrebens. Dem Dichter ist darüber selbst die Bühne verleidet. Nachdem er etwa ein Jahrzehnt lang sich mit den Theaterdirectoren und den Schauspielern zu schaffen gemacht hatte, zog er sich [illegible] seine einsame literarische Thätigkeit zurück, [illegible] kann jetzt den Verdrufs haben zu sehen, dafs [illegible] die ältere klassische Poesie als ein, wenn nicht [illegible]res, so doch reineres, einfacheres, kunstloseres [illegible]ment für die sociale Unterhaltung wieder hervor[illegible] und seinen gewaltsamen und extravaganten Produc[illegible]nen den Rücken wendet.

Dies ist das Schicksal eines französischen [illegible]nendichters; wir Deutsche brauchen darum nicht [illegible] gerecht gegen ihn zu sein; wir haben ihn niem[illegible] vergöttert und unsre Bühne bedarf seiner gar nic[illegible] Schreiber dieses erinnert sich ein einzig Mal [illegible] Ruy Blas auf einer deutschen Bühne in der Schw[illegible] darstellen gesehen zu haben. Er kann nicht le[illegible]nen, dafs das Stück, gut gespielt, ihm einen durc[illegible] aus peinlichen Eindruck gemacht hat. Warum [illegible]len wir auch Kunstwerke zur Darstellung bringen [illegible] deren Vorbilder in unserer eignen Literatur [illegible] im deutschen Shakespeare uns schon angeboren [illegible] Die Feinheit der Komik aber geht mit der Ueber[illegible]setzung verloren. Sind wir doch nicht im Stande, ein Molièresches Lustspiel durch eine Uebersetzung wahrhaft zu reproduciren und auf unserer Bühne zu seinem Recht zu bringen! Wir Deutsche sind dagegen Victor Hugo zu speciellem Dank verpflichtet, dafs er dem germanischen Geist in seinem Vaterlande zu einer neuen Seite der Anerkennung verholfen hat und dafs er damit einen Schritt machte, um die allmählige Versöhnung der sich so schroff gegenüberstehenden Völkergeister beider benachbarten Nationen nach seinen Kräften zu beschleunigen. Darüber können wir die wilden Auswüchse übersehen, die theils die Schwierigkeit der Aufgabe selbst, theils die immer beschränkte Individualität des einzelnen Talents auf diese Bahn mit hereinschleppen mufste.

Moritz Rapp.

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

XLIX.

nkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Sechster Band. Leipzig 1842. *Bei F. A. Brockhaus.*

Der vor kurzem erschienene sechste Band der nkwürdigkeiten des verehrten Verf. hat sich sogleich rch die Fülle der interessantesten Mittheilungen ei- n sehr weiten Kreis von Lesern erworben. Oeffent- he Blätter haben sich sehr rasch beeifert, besonders rvorspringende Schilderungen und Erlebnisse zu ei- m Gemeingut zu machen und sich so den Dank ih- r Leser zu verdienen. Als Aufforderung sich das argebotene sobald als möglich anzueignen käme also genwärtige Anzeige schon zu spät; nicht aber, wie ir meinen, um das schon vielfach im Einzelnen Ge- nnte in seinem Werthe aufzufassen. Das Buch zer- llt in vier Abschnitte. Der erste umfafst Denkwür- gkeiten, der zweite Biographien, der dritte Kritiken, n denen uns die meisten aus ihrer ersten Mittheilung diesen Jahrbüchern noch in sehr frischem Andenken ben, der vierte endlich Erzählungen. Diesem rei- en Inhalt schliefsen sich zwei politische Beilagen , „die Rückkehr der Bourbon's, nach Schlaberndorf, 14" und „das Königreich der Niederlande vom Jahr 17". Wir verweilen billig vorzugsweise bei den enkwürdigkeiten des verehrten Verfs. Sie zerfallen vier besondere Abschnitte, durch welche sich, un- schadet aller selbstständigen Mannigfaltigkeit des inzelnen, doch auch ein gemeinsamer Faden unver- erkt hindurchzieht. Wir möchten dies als die all- meine, über allen Besonderheiten und der Fülle der rlebnisse schwebende, oder vielmehr aus ihnen sich tbindende Stimmung bezeichnen, welche uns wie ein e mannigfaltigen Gruppen leise begleitender Grund- n erscheint. Die erste Denkwürdigkeit vom Jahre 806 hat den Sturz des Vaterlandes und den Sieg der Franzosen zu ihrem Mittelpuncte. Durch die zweite, vom Jahr 1811, zieht sich ein zwar concentrirter, aber doch noch zu keiner gediegenen und imposanten Haltung gelangender Hafs gegen die Franzosen leise hindurch; die dritte, Paris im Jahr 1814, schlägt das stolze Siegesgefühl der verbündeten Mächte als Grundton an und die vierte, Baden-Baden 1817 enthüllt uns dagegen das mannigfaltig hervorbrechende Zerwürfnifs im Innern der Staaten, den immer schärfer sich zuspitzenden Gegensatz zwischen den Regierungen und ihren Völkern als die herrschende Stimmung. So zeigt sich jede dieser vier Gruppen von einem bestimmten Tone begleitet, der uns indessen vielmehr aus des Verfs. ganzer Darstellung entgegendringt, als dafs er sich in einzelnen Reflexionen darstellte, wodurch er nur seine Frische und Unmittelbarkeit eingebüfst hätte.

Wir wenden uns den einzelnen Abschnitten zu. Im ersten führt uns der verehrte Verf. nach Berlin, wo er eine Reihe der bedeutungsvollsten Erscheinungen an uns vorübergehen läfst, welche uns das Bild des zertrümmerten Staats, des tiefgesunkenen moralischen Muthes einerseits, und des kühnen Siegers und seines von Muth und Siegesstolz geschwellten Heeres andererseits auf das Lebendigste und Anschaulichste vergegenwärtigen. Hier fühlt man es der ganzen meisterhaften Darstellung des Verfs. an, dafs ein dem Untergange geweihter, ausgelebter Zustand dem neuen aus dem frischesten und lebendigsten Gefühl seiner niederschmetternden Kraft gebornen Geiste weichen mufs; wir sehen hier in den wenigen Zügen die Macht und das Recht des Siegers zusammenfallen, indem er den letzten und darum leichten Stofs führt gegen ein in seinen Fugen nur schwach noch zusammengehaltenes Gebäude, das von Grund aus der Umgestaltung bedurfte, und durch diesen furchtbaren Stofs an seine Regeneration gewiesen wird. Dies erfahren wir nicht durch dürre Worte und allgemeine Reflexionen, son-

Digitized by Google

dern es dringt uns aus den Erscheinungen, welche der Verf. kunstreich zusammengestellt hat, entgegen. So übt der Verf. durch seine Darstellung eine gewisse zwingende Gewalt aus, indem sich aus der ganzen Bewegung der mannigfaltigen Gruppen das Resultat wie von selbst hervorzubringen scheint, während der Erzähler doch nur die eignen Erlebnisse wiedergiebt, also durchaus nicht Geschichte schreibt. Auch dieser erste Abschnitt, obwohl sich in ihm vielleicht am meisten die allgemeinen Gegensätze der Geschichte selbst als die bewegende Seele herausstellen, verliert deshalb doch nicht den Charakter von Denkwürdigkeiten, welche immer in dem erzählenden Subject ihren eigentlichen Mittelpunct und ihre Verknüpfung haben.

Die anfangs emsig vom Verf. betriebenen litterarischen Unterhaltungen mit seinem Freunde Theremin weichen bald der erschütternd eintretenden Wirklichkeit. Die bange Erwartung löst sich endlich in die entsetzliche Gewifsheit der Niederlage auf. Hier zeigt sich das Unzureichende der damaligen Verhältnisse, und die seitdem oft genug ironisch wiederholte Mahnung: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" weissagt einen noch rascheren Zusammensturz, als die Wirklichkeit der Niederlage es zu thun vermochte. Varnhagen begleitet dies verhängnifsvolle Wort und damit ganz übereinstimmende Benehmen Schulenburg's mit der eindringlichen Bemerkung: „da mufste freilich jeder klar einsehn, dafs in diesen Formen und Bahnen dem Bürgersinn nichts übrig sei, als das Fallende ruhig fallen zu lassen und das Verhängte ruhig zu tragen".

Damit bildet das Erscheinen der Franzosen einen erschütternden Contrast. Auf ihrer Seite ist der Geist, der sich auch in seiner Erscheinung als der zum Siege berufene kund giebt. So wirkt auch auf Varnhagen der Anblick der kaiserlichen Garde, welche er, so schmerzlich ihn auch der Zustand des Vaterlandes berührte, doch nicht ohne den vollen Eindruck ihrer grofsartig imposanten Haltung zu empfangen, zu beschauen vermochte. „Einen grofsen Eindruck gewährte der Ueberblick des Ganzen, und wenn man das Einzelne untersuchte, denn man konnte frei hindurchgehn und jede Neugier befriedigen, so mehrte sich nur die Bewunderung; jeder Soldat schien an Ausstattung, Benehmen, Wohlbehagen und Gewicht ein Offizier, jeder ein Gebieter, ein Held. Sie sangen, tanzten und schmausten bis tief in die Nacht, dazwischen rückten kleine Abtheilungen in strengster kriegerischer Haltung, mit Trommeln und Musik, zum Dienste aus und ein. Es war ein einziger Anblick, wie ich nie wieder einen gehabt; ich verweilte stundenlang und konnte mich kaum losreifsen". Dabei zeigen uns die Schritte, welche unser Verf. in Gemeinschaft mit Theremin thut zur Abwendung des Mifsgeschicks, das die Hallesche Universität getroffen, so wie zu Gunsten des theuren Chamisso, der, Franzose von Geburt, zur Besatzung von Hameln gehörig, leicht ein Opfer des Decrets vom 7. October werden konnte, die beiden jungen Männer in edelster Anstrengung thätig. Der Geist aber kündigt sich in der Freiheit an, womit der Einzelne, innerhalb des ungeheuren Unglücks des Vaterlandes stehend, und von demselben im Innersten getroffen, dennoch darin nur ein nothwendiges Schicksal erblickt, das zur Wiedererhebung der Gemüther und zur Regeneration des Staates die innere Zerrüttung des Staatslebens enthüllen mufste, um die Rettung und Wiedergeburt, wie es später in den ruhmwürdigen Jahren geschah, gründlich herbeizuführen. Von dieser Freiheit des Geistes erblicken wir nun auch Varnhagen getragen und sie in mannigfaltigen Aeufserungen, welche immer der Sache selbst unmittelbar erwachsen, geltend machen. Auch verhehlt er uns seinen Unwillen nicht über die mancherlei frech hervorbrechende Tadelrede, deren unlautere Quelle sich nur zu sehr durch den Ton derselben verrieth. Johannes v. Müller's plötzliche Umstimmung zu Gunsten Napoleon's, so vielfach als feiger Servilismus gescholten, wird mit Recht in milderem Lichte betrachtet, obwohl der Verf. eingesteht, dafs der berühmte Geschichtschreiber seitdem, zwischen entgegengesetzten Richtungen schwankend, allen Halt verloren hatte. Uns scheint, was hier auszuführen zu weitläufig sein möchte, jener Abfall J. v. Müller's zu Napoleon und sein Umschwung aus dem glühenden Hafs zur Bewunderung, wie sein nachheriger Mangel an innerer Haltung gleich sehr natürlich.

Wenn der erste Abschnitt besonders anziehende Kraft ausübt durch den als unmittelbares Erlebnifs vor uns hintretenden, sich auflösenden alten und den siegreichen neuen Geist, so glänzen die folgenden Abschnitte vornämlich durch den Reichthum bedeutender Persönlichkeiten und eines aufstrebenden, immer neu sich gestaltenden Lebens, das in einer kurzen Zeit

Digitized by Google

ne Fülle von Befriedigung in sich schliefst, die uns der Wiederbelebung des Erfahrenen wieder entgeenströmt. Der zweite Abschnitt, „Töplitz 1811", ist esonders der Erinnerung eines reichen, geselligen reises gewidmet. Die hier auftretenden und hervorringenden Figuren sind vorzugsweise Vertreter anuthiger, geistreicher und fesselnder Geselligkeit, welie Gruppen dann von den eigentlich tiefen Naturen issenschaftlichen und künstlerischen Gehalts durchchten sind, so dafs uns in dem Kreise, mit dem r Verf. hier in Berührung gekommen ist, gewissersfsen ein vollständiges Bild des reinsten, durch Umng möglichen Lebensgenusses dargeboten wird. Es hlen diesem Kreise aus dem Jahre 1811 freilich jene ächtigen, aber auch nicht selten unheimlich wirkenn Persönlichkeiten, deren Reiz oft nur in der Nöigung besteht, sich so wunderbare Naturen zurechtlegen; es fehlt hier auch jener unendlich bewegte, e Gemüther fortreifsende Geist, wie er sich in grofsen Vendungen von Völkergeschicken kund thut, der aber on selbst den Zauber reiner Geselligkeit nicht aufmmen läfst. Damit verglichen erscheint dieser Abhnitt gegen die beiden folgenden allerdings im Nacheil und kann daher auch auf den Leser weniger aufgend wirken. Dafür aber wird sich der volle Reiz enjenigen darbieten, der die hier mit besonderem teresse und Vorliebe gezeichneten Persönlichkeiten lbst gekannt hat. Als gesellige Grössen, wenn ich sagen darf, treten nun hier besonders die Bilder er Frau v. Cruyen, des Fürsten v. Ligne und der ürstlich Clary'schen Familie in den Vordergrund; von nen giebt der Verf. ein in der That so fertiges, in n kleinsten Zügen ausgearbeitetes Bild, dafs man on dem geselligen Zauber dieser Individualitäten unillkührlich mit berührt wird. Von den Grössen in Vissenschaft und Kunst dringen sich natürlich F. A. Volf, Fichte und vor Allem Beethoven auf. Durch e beiden ersteren werden wir auf Augenblicke den illeren Regionen der Wissenschaft zugeführt. Beide eten auch in diesem flüchtigen Begegnifs in ihrer Eienthümlichkeit auf. Der grofse Philologe als der eitere, gesellige und lebensfrohe Mann, Fichte mehr sich vertieft und von dem Gedanken bewegt, den m das Unglück des Vaterlandes eingab, dem abgetorbenen Institut der Freimaurerei noch einen neuen, die Gegenwart einwirkenden Geist einhauchen zu können. Beethoven's Persönlichkeit, so eins mit seiner Künstlernatur, erscheint uns hier in seiner liebenswürdigsten Aeufserung am Fortepiano phantasirend; Rahel's tiefe Natur hatte ihn dazu veranlafst. Die Verwandtschaft ihrer Gemüther hatte sie bald einander zugeführt. Rahel's edles Bild taucht uns hier mit einem besonders wohlthuenden Eindruck auf. Sie erscheint uns auch in den wenigen Bezügen, in denen wir sie vor uns sehn, sogleich als eine Alles in die Tiefe des Geistes und des Gemüths führende Individualität; und der Verf. schliefst den Abschnitt mit dem trostreichen Hinblick auf diese seltene Gröfse, deren verborgene Schätze einer unermüdlichen, zarten Liebe und Menschenfreundlichkeit sich demselben immer klarer erschliefsen und in ihrem Besitz das höchste Gut des Lebens erkennen lassen.

In dem geselligen Verkehr zu Töplitz 1811 bildete die Verstimmung über den Zustand Deutschlands, der sich ansammelnde, aber noch zur Zurückhaltung verurtheilte Hafs gegen Frankreich den düstern Hintergrund. Der dritte Abschnitt, „Paris 1814", zeigt uns dagegen das errungene Ziel des Hasses, die freudigste, aufgeregteste Bewegung, in der Hauptstadt des Feindes endlich das Siegespanier aufgepflanzt zu haben, und mit diesem Siegesgefühl sich den Reizen und Genüssen der Weltstadt hingeben zu können. Auch unser Verf. theilt ganz die allgemeine, so berechtigte Stimmung des Siegers, ohne dafs ihm diese aber die Freiheit raubte, nicht auch in dem geschlagenen Feinde seine Gröfse anzuerkennen. Er erblickt in den Franzosen die so hervorragende Seite des grofsartigen, praktischen Talentes, das in dem lebendigen Gefühl der Nationalität und in dem Bewufstsein, eine *Nation* zu sein, seine sittliche Stütze hat. Nachdem er uns das Gegeneinanderstreben der Parteien, die Verwirrung der französischen Nation, in welche sie nach der Einnahme von Paris hineingerathen war, geschildert, gedenkt er auch ihrer wunderbar raschen Fassung. „Aus dem Gewirr von Widersprüchen und Parteien erhob sich, als gemeinsamer Ausdruck Aller, vorherrschend die Richtung des Nationalen und trat dem Fremden gegenüber mit Erfolg auf; alle Kräfte und Eigenschaften der Nation waren zu diesem Werke thätig und eifrig, und wie ein über Nacht schnell aufgeworfener Wall die Dahinterstehenden am Morgen in neuer Stärke und Fassung zeigt, so standen uns die

Digitized by Google

Franzosen unvermuthet in neuer Sicherheit gegenüber, indem sie mit stiller, aber eiliger Arbeit, zu welcher alle Klassen beitrugen, sich mit achtunggebietenden Linien der Nationalität umzogen hatten, die nicht verletzt werden dürfe, der alle Ehrerbietung und Huldigung zu widmen sei. Wirklich sah es bald aus, als wären wir nicht unsretwegen, sondern der Franzosen wegen nach Paris gekommen, als müfsten wir vor Allem sie zufrieden stellen, ihren Beifall gewinnen, uns das Zeugnifs edler Denkart und feiner Sitten von ihnen ausstellen lassen. Wir fühlten wohl, und nicht ohne Mifsmuth, dafs unsere Sache in demselben Mafse erschlaffte, als die der Franzosen sich steifte, wir fühlten, dafs unser Volkswesen, gemischt und unentwickelt, gegen das französische zurückstände u. s. w." Man kann es nicht hoch genug anschlagen, dafs der Verf., fast noch inmitten des Kampfes, und geschwellt von Hafs gegen den Feind, gerade das hervorragende Element desselben aus dem Wirbel der Bewegung herauszufinden die Unbefangenheit, und es seiner Nation als Gegenstand der Nacheiferung vorzuhalten die Freiheit hat.

Dieser Abschnitt, in welchem uns der Verf. in das bunteste und bewegteste Leben der Hauptstadt einführt, bietet uns eine Gallerie der bedeutendsten Persönlichkeiten, der inhaltvollsten Lebensäufserungen, wie der pikantesten Situationen. Die Bilder drängen einander rasch vorüber, aber erscheinen doch in so beschlossener Bestimmtheit, dafs sie sich dem Leser sogleich in derselben Weise einprägen. Da sehen wir einen Kreis der durch weltliche Macht, Waffenruhm und staatsmännische Gröfse Ausgezeichnetsten, die vor uns auf- und abwogen und neben ihnen, wie zur Sammlung von so bewegtem Leben, den unabhängigen, originellen, in Zurückgezogenheit lebenden und doch so vielfach umschwirrten Grafen Schlaberndorf, der mit seinen Gedankenblitzen, die gleich sehr aus dem Verstande wie aus dem Herzen aufsteigen, weithin wohlthätig leuchtet. Ihm wendet sich Varnhagen, nachdem er uns schon früher sein edles Bild gezeichnet hatte, auch hier mit besonderer Liebe zu. Man fühlt es dem liebevollen Verweilen bei dieser edlen Eigenthümlichkeit an, wie viel Antheil daran auch das Gemüth hat, wie diese einfache, von allem Prunk ferne und von dem gröfsten Interesse für die Menschheit getragene Persönlichkeit, bei der auch die allgemeinsten und umfassendsten Gedanken stets den urgensten Ausdruck finden, den Erzähler innerlich berührt. Dieser pietätsvollen Aufmerksamkeit für Schlaberndorf verdanken wir auch jetzt einzelne Gedanken, welche von tiefer, nachhaltiger Kraft sind, und durch deren Mittheilung Varnhagen seine Sympathie für ihren Inhalt unzweideutig ausgesprochen hat. Schlaberndorf glüht für die Sache der Freiheit, die er ganz und unverkürzt will. Seine Liebe für die politische Freiheit ist eine in Mark und Bein gedrungene, sie giebt ihm die rücksichtslose Freimüthigkeit ein, mit der er Männern aller Parteien begegnet, wenn es gilt, die Errungenschaft der Revolution zu wahren. Er hat das Zutrauen zur Kraft der Oeffentlichkeit, dafs sich durch sie der Scheidungsprocefs des Wahren und der Irrthümlichkeit am gründlichsten befördern werde, „darum bestand er unverbrüchlich darauf, dafs jede Seite gehört werde". Von der nachhaltigsten Wirkung erscheinen einzelne, von Varnhagen uns hier überlieferte Schlagworte des grofssinnigen Einsiedlers: „Alle gemäfsigte Monarchie, sagte er eines Abends, ist nur als eine Stufe zur Republik zu betrachten; der Fürst ist das sinnliche Zeichen, dessen das Volk zur Ehrfurcht für das Gesetz bedarf. Kommt einmal das Volk so weit, diese Ehrfurcht für das Gesetz selbst zu hegen, so wird der Fürst unnütz und die Republik ist da. Schlimm aber ist es, wenn das Zeichen unnütz erscheint, ehe der Sinn für das Wesen reif ist" u. s. f. Und weiterhin: „Die Freiheit ist untheilbar: wo man ein Stück von ihr zuläfst, da folgt unabwendbar das Ganze nach; jede einzelne ihrer Institutionen zieht die andere mit stiller Gewalt nach. Volksbewaffnung, Prefsfreiheit und all dergleichen ist ein Zweig der Freiheit, meint man den einen zu nähren und zu treiben, so nährt und treibt man den anderen mit und unversehens grünt und blüht der ganze Baum".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

ɜnkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense.

(Fortsetzung.)

Die französische Revolution ist ihm daher auch ıe grofse Weltrevolution, welche nur darum nicht ɜich gelingen konnte, weil ein Volk allein so etwas ɜht ausführen kann, sondern dazu die Mitwirkung r andern bedarf. „Aber jetzt, da die Revolution ɜht mehr ein isolirtes französisches Factum ist, da nz Europa, willig oder gezwungen, daran Theil genmmen hat und noch nehmen wird, jetzt kann es gegen, dafs sie als das gemeinsame Werk so vieler ɔlker sich bewährt und behauptet; die Völker von ıropa gehören mehr zusammen, als man glaubt, sie hn im Ganzen nach derselben Richtung, nach denlben Grundsätzen". Dazu gesellen sich sehr anziende Auseinandersetzungen über das Leben im Staate, ɔrin er vier Stufen, Altersstufen annahm, in welchen ɜh der Organismus des sittlichen Gemeinwesens abhliefst (vgl. S. 116). Am widerwärtigsten ward ɜhlaberndorf's reine Natur von der Gleifsnerei und ın Prunk der Frömmigkeit berührt, die auch mit der ıckkehr der Bourbons in das Leben der höhern ɜise eindrangen. In der aus solchem Geist hervorgangenen Verordnung wegen der Sonntagsfeier sah hlaberndorf „den Anfang eines Pfaffenregiments, er nun unfehlbar einreifsenden, von oben begünstigten d gebotnen Gleifsnerei und Scheinheiligkeit", das ɜhrecklichste was, seiner Meinung nach, einem Lande derfahren könne, denn alle wahre Religion und Tund, alle Redlichkeit im Staate und alles Glück der ımilien gehe darüber zu Grunde.

Mit diesen Aeufserungen Schlaberndorf's bildet ın das Bild des bewegten Lebens der höchsten Nobilitäten einen höchst interessanten Contrast. So sehr sich die Gestalten auch fortdrängen, dennoch vermag es unser Verf. sie einzeln so fest abzurunden, dafs sie uns Rede stehen müssen. So sehen wir die diplomatischen Naturen Metternich's und Hardenberg's gewissermafsen schon aus dem Pathos des Hasses gegen den besiegten Feind, durch die Beschäftigung mit einer endlichen politischen Ausgleichung der Gegensätze herausgetreten, während Blücher, Gneisenau und Stein noch mit aller Energie der Empfindung in den Hafs gegen die Franzosen versenkt sind, ein Standpunct, den unser Verf. keinesweges als einen einseitigen zu bezeichnen verfehlt. Unter den Letztern springt besonders Stein's Bild hervor, den Varnhagen auch jetzt wieder, wie sonst, in seiner markigen Bestimmtheit und so zu sagen rauhen Beschlossenheit zeichnet. Auch das hier von und über Stein Mitgetheilte entkräftet, wie wir meinen, genugsam die früher von Arndt gegen Varnhagen ausgesprochene Beschuldigung, als erkenne er Stein nicht genugsam an. Die in der Beurtheilung der Denkwürdigkeiten Arndt's von Varnhagen aufgefrischte, auch in unserm Bande wieder abgedruckte Stelle über Stein, worin er denselben einen Helden im vollen Sinne des Worts nennt, und sich mit voller Energie Stein's Gröfse anzuerkennen beeifert, hätte billig eine solche Anschuldigung gar nicht aufkommen lassen sollen. Auch das jetzt nur flüchtig vorübergehende Bild Stein's verräth dieselbe Gesinnung, aus der die frühere Auffassung eines der Wiederhersteller des Preufsischen Staates geflossen ist. Dafs aber Varnhagen weder Stein's, nach erlangter Genugthuung, noch heftig fortschwingenden Hafs gegen Frankreich, noch seinen Hafs gegen Alles, was Philosophie heifst, theilt und gut heifst, dies dünkt uns gerade für die Freiheit des Geistes

Digitized by Google

unseres Verfs. zu sprechen, der doch die Gestalten vor Allem in ihrer Beschlossenheit unserm geistigen Auge vorüberführen will, und dazu doch nothwendig wohl angeben mufs, wogegen sich dieselben abgeschlossen, d. h. welche Richtungen sie ausgeschlossen haben. Dafs der glühende, nicht zu dämpfende Hafs Stein's gegen Frankreich, wie sein Hohn gegen Philosophie, aus seiner ganzen, deshalb nicht minder grofsartigen praktischen Richtung stammen, ist einleuchtend, und wird von Varnhagen gewifs am wenigsten geleugnet. Ja, die nachhaltige Kraft des Handelns, welche Stein im Aufbauen des eingesunkenen Staates, in der Belebung des Nationalgefühls und des davon untrennbaren Zornes gegen den Unterdrücker des Vaterlandes offenbarte, scheinen uns die angedeuteten Seiten gewissermafsen zu ihrer Bedingung zu haben, es sind Schwächen, welche jedem grofsen, einseitigen, und darum nur für eine bestimmte Zeit geltenden Principe anhaften. Der Held verliert dadurch wahrlich nichts von seiner Gröfse. Sehr dankenswerth ist die von Varnhagen in diesem Abschnitte uns mitgetheilte flüchtige, aber die Persönlichkeiten Stein's und Schlaberndorf's vortrefflich charakterisirende Unterredung der genannten beiden Männer. Der Sache nach wollen Beide im Wesentlichen dasselbe, eine freie Verfassung. Dies ist ihr gemeinsamer Boden, auf dem sie freilich noch weit genug auseinandergehen können. Das Schlufswort Stein's zu Schlaberndorf: „Auf Wiedersehen in Deutschland! denn wenn Preufsen ein Parlament erhält, dann kommen Sie doch und werden Präsident des Ober- oder Unterhauses"! zeigt uns den Ersteren in der schönen Zuversicht des Staatsmanns, der in dem glorreich eroberten Frieden, in der errungenen Unabhängigkeit des Staats, nur die sichere Grundlage des Doms der Freiheit erblickt.

Wir dürfen in diesem an Bewegung so reichen Abschnitte die, auch von Varnhagen mit besonderer Kunst der Zeichnung bedachte Gröfse der Frau v. Stael nicht übergehen. Man sieht die literarische Notabilität durch die Macht der Verhältnisse jetzt zu einer politischen Notabilität geworden, der auch die höchste weltliche Macht zu huldigen sich beeifert. Die Auffassung der Persönlichkeit der bedeutenden Frau trägt das Gepräge der tiefsten Wahrheit. Sie ist uns aus dem Eindruck, den sie auf den Verf. gemacht und welchen derselbe in höchster Anschaulichkeit wiedergiebt, in voller Bestimmtheit ihrer Vorzüge wie ihrer Mängel vor die Seele getreten. Varnhagen sagt: „Ich konnte mir nicht verhehlen, dafs Frau v. Stael, so achtungsvoll und interessant sie sei, mir doch eigentlich nicht gefalle: ich vermifste Anmuth, den lieblichen Ausdruck einer tiefen Seele; — Güte, Weichheit, Feinheit, die ich ihr zugestehen mufste, waren mir dafür kein Ersatz". Wir meinen, dafs dies der Eindruck sei, den die berühmte Frau auf tiefere Naturen, namentlich auf Deutsche, ausüben mufste, und der im Wesentlichen auch mit der Wirkung übereinstimmt, welche sie auf Schiller hervorbrachte. Doch wir müssen uns von diesem anziehenden Abschnitte trennen, um noch bei dem gröfseren Reichthum der vierten Abtheilung „Baden-Baden 1817" etwas verweilen zu können.

Wenn auch hier, wie wir gleich am Anfang andeuteten, ein Grundton hindurchklingt, den wir als die nach dem Frieden hervorbrechende Verstimmung über die vielfach getäuschten Hoffnungen so Vielen bezeichnen dürfen, so überwiegt doch hier bei Weitem die Fülle der individuellen Lebendigkeiten, welche in Baden-Baden zusammenströmen und dem Verf. die ergiebigste Gelegenheit bieten, seine aufserordentliche Gabe, die Persönlichkeiten zu fassen und fertig vor uns hinzustellen, auf das Glücklichste geltend zu machen. Wir erblicken daher hier eine Menge von einander ganz unabhängiger, interessanter Gruppen und einzelner Individualitäten, über welche der Verf. mit einer eben so grofsen Freiheit als Sicherheit der Auffassung schwebt. Da taucht zuerst die schöne und unglückliche Prinzessin von Wales vor uns auf, welche, aus Italien zurückkehrend, in Karlsruhe auf einige Zeit verweilt, von Spähern aus der vornehmen wie der niedern Sphäre umgeben, welche bereit waren jede Regung der Fürstin an den Ort zu überliefern, wo der geschäftige Hafs mit diabolischer Gewandtheit daraus ein Gewebe der niedrigsten Beschuldigungen spann, welches die Prinzessin sicher verderben sollte. Die Art, mit der Varnhagen dieses und ähnliches Verfahrens gedenkt, stellt die Gehässigkeit desselben in das vollste Licht. Der Verf. verschweigt nicht, dafs der Prinz-Regent zu Werkzeugen seiner Feindseligkeit nicht seine englischen Gesandten wählte

Digitized by Google

,welche schwerlich seine Aufträge mit dem nöthigen ;ifer vollzogen hätten, sondern seine hannöverschen)iener".

Nachdem Varnhagen noch kurze Zeit bei dem ;ilde des frommen, um diese Zeit verschiedenen Jungtilling verweilt hat, der in naiver Ungewifsheit über ie zu schauende Herrlichkeit im Jenseits entschlumerte, führt uns derselbe nach kurzem Zwischenspiel e dämonische Persönlichkeit Rastoptschin's vor unre Phantasie. Die Schilderung dieser Individualität, ıs von Rastoptschin selbst Mitgetheilte über den rand von Moskau, wie über die Veranlassung seiner ngnade beim Kaiser Alexander haben sich den Lern unsers Buchs sogleich mit einer so schlagenden ewalt aufgedrungen, dafs diese Parthie unsers Werks reits durch ihre vielfache Veröffentlichung in einer enge von Zeitschriften als etwas schon völlig bei ıs Eingebürgertes betrachtet werden kann. Wir entben uns also hier billig der Mittheilung dieses Inılts, verweilen aber bei der Fassung und Darstelng des Verfs. Varnhagen hat uns mit Meisterhand Rastoptschin das Bild einer rauhen, unheimlich wirnden Gröfse dargestellt, in welcher das echt Menschche sich noch zu keiner Geltung gebracht hat. Raoptschin's Erscheinung wirkt darum dämonisch, weil ungezähmte, entfesselte Kräfte sind, welche hier ılten und kaum durch die Macht der formellen Bilng künstlich niedergehalten werden. Aber zugleich ıd es Kräfte, welche von einem grofsartigen Inhalt Schwung gesetzt werden können. Da, wo sie den hauplatz für ihr Wirken finden, schaffen sie sich s ihrer Werkstatt auch alle Mittel zur Ausführung waltiger Zwecke. Aber man gewinnt bei Rastoptıin's Persönlichkeit das Gefühl, dafs in jedem Auıblicke so finstere Gewalten wieder hervorbrechen d die leichte Decke der Civilisation und der geseln Bildung zersprengen können. Dies ist das Unımliche in dieser Erscheinung. Sehr schön charakisirt Varnhagen auch den Eindruck der Laune und itzworte des furchtbaren Mannes, wenn er, sie mit nen des geistreichen Fürsten v. Ligne vergleichend, gt: „Wenn man sich bei Ligne's heiterem Scherze e auf weichem Moose geschaukelt fühlte, so ahndete ın bei Rastoptschin den Boden von scharfen Staeln besäet, zwischen denen der Fufs vorsichtig zu setzen war". Ebenso ist der Firnifs französischer Bildung, welche die ungezähmte Wildheit nur leicht deckte, vortrefflich bezeichnet, wenn der Verf. die Eruptionen seiner Wuth über die nach so entscheidender That ihm gewordene Zurücksetzung also zeichnet: „Die ganze Wildheit ungezähmter Leidenschaft lag da hinter dem Gitternetze der zugespitzten französischen Redensarten und lauerte auf deren Wirkung. Er fühlte sich von der Heimath, zu deren Rettung sein grofser Entschlufs wesentlich mitgewirkt, durch Undank und Kränkung ausgeschieden, und hätte seine jetzigen Feinde nicht ungern eben so durchgreifend und furchtbar treffen mögen, als er damals die Franzosen getroffen hatte. Es war gefährlich ihn diese Vorstellungen ungestört verfolgen zu lassen, er schien sich dann kaum noch zu beherrschen, sein Gesicht bekam einen schreckenvollen Ausdruck und um ihn her war allès in peinlicher Verstimmung".

Das Anziehende in der Schilderung Rastoptschin's beruht für uns auf zwei Momenten; einmal sehen wir in ihm einen Gattungscharakter. Er enthüllt uns die Elemente des Nationalcharakters, welche in ihm, so zu sagen, ihren gesteigertsten Ausdruck erhalten haben, und sich in der furchtbaren Gröfse, wie in der schaudererregenden Wildheit ankündigen. Zweitens aber hat uns Varnhagen seinen Rastoptschin zu einer dramatischen Persönlichkeit abgeschlossen. Es sind nur wesentliche, bedeutende Züge zusammengefafst und in solcher Verknüpfung gegeben, dafs sich daraus eine Art dramatischen Verlaufs ergiebt. Züge von Herbheit, wie von rauhem, ungebändigtem Hasse gegen den Feind seines Vaterlandes gehen der Darstellung seiner Grofsthat voran. Sie zeigen den Mann des Ungeheuren in jeder Beziehung fähig. Menschliche Rücksichten sind ihm schlechthin fremd, so wie es gilt dem wilden Hasse gegen den Feind mit Nachdruck Luft zu machen und auch seine Landsleute zu der gleichen Energie dieser Empfindung fortzureifsen. Dieser Hafs giebt ihm den Entschlufs zur Zerstörung Moskau's und zur brutalen Hinopferung des unschuldigen Werishalin ein. Beide Handlungen entstammen derselben Quelle, derselben Gemüthsverfassung, derselben Stufe menschlicher Entwicklung. Der Brand Moskau's zeigt die dämonische Gröfse, Werishalin's Tod die dämonische Wildheit des Mannes. Aber durch die Schilde-

Digitized by Google

rung der inneren Zerstörung Rastoptschin's, welche ihn später ergriffen und sich in schrecklichen Visionen kund that, hat uns Varnhagen gewissermafsen das aus der eignen Natur des furchtbaren Mannes hervorbrechende Gericht dargestellt und dadurch eine Versöhnung eingeleitet. Dafs wir nach dieser lebendigen Charakteristik zu Rastoptschin's bisweilen hervortretender Gemüthlichkeit, ja harmloser Unbefangenheit, kein besonderes Zutrauen fassen können, dafs er uns auch in solchen Lebensäufserungen nicht das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens einflöfst, darf der Verf. als eine nothwendige Wirkung seines vortrefflichen Gemäldes betrachten.

Der Reichthum der Figuren drängt sich in diesem Abschnitte. Kaum dafs wir Rastoptschin verlassen haben, so giebt uns der Verf. das Bild der durch ihren Reichthum, ihre Anmuth und Weltbildung berühmten Frau v. Demidoff und ihrer Nebenbuhlerin auf dem Felde gesellschaftlicher Erfolge, der Marschallin Marmont. Beide versetzen uns ganz auf den Boden des reichsten, glänzendsten geselligen Lebens, wo eine jede alle ihr zu Gebote stehenden Vortheile der Stellung und der Bildung benutzt, um die Palme zu gewinnen. Wir sehen endlich die beiden Damen ihre durch keine Kunst der geselligen Formen, durch keine Bildung überwundene Eifersucht sich in einem für den Kreis der Anwesenden ergötzlichen Wortkampf bitterer Entgegnungen mit voller Satisfaction Luft machen. Man fühlt sich nach diesem ganzen Verlauf doch zu der Ueberzeugung gedrungen, dafs auch die höchste Virtuosität geselliger Bewegung und Bildung den Mangel einer tiefen, bis zur sittlichen Veredlung der ganzen Persönlichkeit führenden Geistigkeit nicht zu verdecken vermag. In beiden Frauen ist kein Zug heimischen Behagens, echter Höflichkeit des Herzens, noch weniger einer poetischen Natur, welche uns sogleich unwiderstehlich fesseln.

In dem Verlauf begegnen wir noch einer Fülle bedeutender Menschen, alle mit höchster Sicherheit und Schärfe gezeichnet, wenngleich keiner mit solcher Ausführlichkeit wie diese gedachten Individualitäten. Da sehen wir in Coblenz den damals noch von der Idee einer freien Entwicklung begeisterten und beredten Görres vor uns, die milde und edle Persönlichkeit Altenstein's, damals eben im Begriff das gewichtige Amt eines Cultusministers zu übernehmen, dem er mit glänzenden Hoffnungen einer fruchtbaren Wirksamkeit entgegengeht. Varnhagen fügt hinzu: „die fruchtbarste ist ihm geworden, er hat Keime des Segens in den Boden gelegt, die trotz Wind und Wetter gediehen sind, und die kein Widersacher ausrotten wird". Worte, welche uns und gewifs alle diejenigen wohlthuend berühren werden, welche Altensteins grofsinnige Achtung vor der Macht und Freiheit der Wissenschaft gekannt haben. Da erscheint uns, in Brüssel, Wilhelm v. Humboldt, der sich, im Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit in einer Präsentation am Hofe mit sokratischer Ironie freiwillig zur Unbedeutendheit herabsetzt, weil bei solcher Gelegenheit ein Aufwand von Geist nur nutzlose Verschwendung wäre. Ferner sehen wir, in Berlin, wenngleich nur in flüchtiger Bewegung, Friedrich August Wolf den Stachel seiner sarkastischen Natur gegen die wiederauflebende Frömmelei kehren. Nachdem der Verf. noch die Feier der Reformation und das Fest der Gesellschaft für deutsche Sprache in ihrer lebhaften Theilnahme, als ein Zeichen der damaligen Stimmung vergegenwärtigt hat, giebt er dem Abschnitt durch seinen Besuch bei Göthe einen schönen Schlufsstein. Die ganze Darstellung sagt uns, dafs Varnhagen nur mit dieser Erinnerung die Reihe der gegenwärtigen Mittheilungen glaubte würdig abschliefsen zu können. Die Stimmung, in welcher uns der Verf. jene Zusammenkunft mit Göthe, der ihm von jeher die höchste Frucht des deutschen geistigen Lebens war, mittheilt, ist eine fast bis zur Feierlichkeit erhöhte. Die sonstige, plastische Ruhe, mit der er die Persönlichkeiten anschaut, ist hier der schwungreichsten Empfindung gewichen, die sich im Ausdruck kaum genug zu thun und in dem Wiedergeben des empfangenen Eindrucks doch hinter der Macht der Wirklichkeit zurückgeblieben fühlt. Die ganze Schilderung, welche sich von der Person zur Sache, d. h. zur Göthescheu Schöpfungsmacht erhebt, hinterläfst uns den wohlthuendsten Eindruck und schliefst die Denkwürdigkeiten dieses Bandes auf das Würdigste ab. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

...enkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense.

(Schlufs.)

Den Denkwürdigkeiten folgen einige biographische ...tizzen von Fanny v. Arnstein, Wiesel, Scholz, Carl Nostitz und Franz v. Baader. Ohne diese Gestal... persönlich gekannt zu haben, gewinnen wir doch ...rch die Kunst des Verfs. ein so lebendiges Bild ...eser Persönlichkeiten, als hätten wir lange ihres Um...nges gepflegt, so bestimmt und zu einem eignen Le... ausgeprägt treten sie vor uns hin. Die einzelnen ...ige sind zu einem so individuellen Ganzen verarbei...t, dafs man die Wahrheit dieser Schilderung unbe...ngt unterschreiben mufs. Sehr dankenswerth sind ...e Erinnerungen an Adelbert von Chamisso, deren ...Wärme man die Freundeshand wohlthuend anfühlt, ...ne dafs dadurch etwas von individueller Lebendig...it eingebüfst wäre. Unter den Erzählungen bieten ...e beiden ersten: „das warnende Gespenst" und „die ...rafe im voraus" nur einen flüchtigen Reiz, sie sind ...spruchslos hingestellt und bereiten die gröfsere Er...hlung: „Reiz und Liebe" vor. In ihr hat dagegen ...ser Verf. einen aufserordentlichen Reiz der Darstel...g, namentlich in der Zeichnung der Seelenzustände ...faltet. Wenn man den im Ganzen geringfügigen ...alt, die unbedeutenden Collisionen, welche die nackte ...zählung darbietet, für sich betrachtet, so kann man ...Aufwand von Kunst nicht hoch genug anschlagen, ...ch den der Verf. dieser Erzählung dennoch einen ...z eigenthümlichen Werth zu verleihen vermocht ... Er giebt uns die zartesten Regungen des Her...s, schafft die unmerklichsten Uebergänge der Stim...ng, die tiefsten Schwingungen des Gemüths mit ei... Klarheit zur Stelle, dafs wir dadurch einen Ge...s besonderer Art empfangen. Hier ist die Form, ...h. die Kunst der Gestaltung, Alles. Dadurch aber entsteht der eigentliche Reiz, indem der Erzähler durch die höchste Anschaulichkeit des innern Lebens, wie der äufsern Verhältnisse, uns für den Augenblick völlig in diese Gemüthswelt zu bannen verstanden hat. Die empfindungslose und doch allen Zauber der Empfindung mit grofser Virtuosität erheuchelnde Coquette, die gesteigerte Gluth, die fieberhaften Wallungen des armen Getäuschten, die stille Neigung der tiefempfindenden Therese, endlich die über solchem Spiel stehende ruhige, durchschauende Natur des Freundes Anton, alle diese Persönlichkeiten und die aus ihnen sich hervortreibenden Verwicklungen interessiren durch die Wahrheit des innern Lebens, das hier bis in die zartesten Nüancen hinein verfolgt wird, auf das Lebendigste. Die Erzählung ist uns ein rechter Beweis, wie auch selbst ein wenig bedeutender Inhalt durch seine Fassung den Genufs eines vollständigen Lebens gewähren kann. Dazu aber hat unser Verf. den Stoff dieser Erzählung gesteigert. Die Reihe der Erzählungen schliefst mit der Uebersetzung einer Novelle, Bela, aus dem Russischen des Michael Lermontoff, ab, welche durch die neue Gemüthswelt, wie die Physiognomie der Natur, die sie eröffnet, anzieht, und zugleich von der Kunst der Uebertragung des Verfs. einen hohen Begriff giebt, indem uns wenigstens keinen Augenblick bei der Lesung eingefallen ist, dafs wir nur eine umgekehrte Tapete vor uns haben.

Wir sind nach der Anzeige der Denkwürdigkeiten rasch zum Schlufs geeilt, weil wir uns noch für die Darstellungsweise Varnhagen's einige Bemerkungen gönnen wollen. Dem Ausdruck unseres Verfs. ist längst eine hohe Meisterschaft zuerkannt worden, aber man hat sich mit oberflächlichen Bezeichnungen und mit wohlfeilen Gemeinplätzen abgefunden. Es ist von gröfserem Interesse, den specifischen Vorzug der Darstellungs- und Auffassungsweise Varnhagen's mit Wenigem einmal herauszuheben. Varnhagen's aner-

Digitized by Google

kannte Stärke ist die Darstellung von Persönlichkeiten und Alles dessen, was den Charakter des Biographischen erhält. Er hat aber auch in Rücksicht der Auffassung wie der Verarbeitung alle Elemente in sich, diese Gattung zu einer wirklichen Klassicität zu erheben. Sein Ausdruck hält eine schöne Mitte zwischen dem abstracten Ton wissenschaftlicher Entwicklung und dem sinnlichen Tone dichterischer Darstellung. Dies ist aber auch für die gesammte Gattung des Biographischen völlig entsprechend. Der Biograph, wie derjenige, welcher die Erlebnisse in ihrer besonderen Beziehung auf seine Subjectivität darlegt, hat die Persönlichkeiten durch das Medium der Reflexion und des ordnenden Verstandes zur sinnlichen Klarheit hinauszuführen. Sein Gestaltungsprocefs ist also weder ein rein dichterischer, die Charaktere frei aus einem Gusse schaffender, noch ein rein wissenschaftlicher, welcher die Idee vor uns entfaltet, als deren Träger die Individuen erscheinen. In der ersteren, der rein dichterischen Thätigkeit, sind Gedanke und sinnliche Anschauung zugleich auf einen Schlag; die Gestalten entsteigen leicht und frei der schöpferischen Phantasie und kündigen sich als ideale Wesen an; in der rein wissenschaftlichen Thätigkeit sind die Ideen das Primitive und Gestaltende, und die Individuen werden alle nur in Bezug auf dieselben aufgefafst, so dafs die Idee, als die eigentliche, die Individuen beseelende Energeia vor uns hintritt. In der Biographie, wie in allen Mittheilungen historischer Erlebnisse, werden die aus der Fülle der besondern Eindrücke und Lebenserscheinungen zu einem Ganzen verarbeiteten Figuren wieder in die sinnliche Lebendigkeit umgesetzt. Künstlerisch ist nun die Darstellung dann, wenn sie sich der dichterischen Klarheit und Bestimmtheit nähert, ohne uns doch zugleich vergessen zu lassen, dafs wir es hier mit wirklichen Menschen und Verhältnissen zu thun haben, wo nicht jeder Zug eine ideale Bedeutung hat und haben kann. Dies leistet allein eine Darstellung, welche zwar unablässig versinnlicht, aber doch zugleich noch so viel abstractes Element in sich birgt, um uns stets zu erinnern, dafs wir alle diese Gestalten erst durch die zweite Hand des Erzählers empfangen, und dafs er es ist, der die Eindrücke derselben, die einzelnen Züge zu einem Ganzen zusammenfafst und ihnen ihre Einheit leiht. Dies unterscheidet ihn durchaus von dem Dichter. Dort expliciren sich die Gestalten alle aus sich und durch sich selbst. Der Dichter verschwindet persönlich hinter sein Gemälde, und sieht nur dem Entfaltungsprocefs der Individualitäten zu, deren jede ein vollständiges, ganzes Leben aus sich entwickelt. Der philosophische Geschichtschreiber sieht ebenfalls nur dem Processe zu, der sich vermittelst der Individuen forttreibt, auch er tritt persönlich hinter die ganze objective Bewegung zurück. Der Erzähler von Denkwürdigkeiten aber, der es ebenfalls mit der Darstellung von Individualitäten zu thun hat, läfst diese, bei aller sinnlichen Anschaulichkeit, doch immer wissentlich durch das Medium seiner subjectiven Auffassung hindurchgehn, wodurch auch der Lebendigkeit kein Eintrag geschieht, sobald nur die mannigfaltigen Züge in dem Erzähler selbst eine Einheit bilden, und sich auch also dem Leser darstellen. Für diese Art der Darstellung ist nun Varnhagen's Form wie geschaffen. Sein Ausdruck zeigt uns eine seltene Durchdringung von Reflexionselementen und sinnlicher Anschaulichkeit. Durch dies letztere Moment erhält er eine eigenthümliche Frische und seinen immer neuen Reiz; durch das erstere werden wir inne, dafs uns ein gebildeter, über die Besonderheiten, welche er darstellt, zugleich schwebender und dieselbe an allgemeine Gedankenbestimmungen messender Geist, die Erlebnisse erzählt. Die sinnliche Anschaulichkeit im Ausdruck Varnhagen's macht sich vor Allem in seinen nebenausbildenden Epithetis geltend. Unser Verf. zeigt in ihrer Anwendung eine wirklich schöpferische Kraft. Auf ihrer glücklichen Wahl beruht ein Hauptreiz seines Ausdrucks. Durch ihre fein-nüancirende Kraft erreicht er es, selbst allgemein geläufigen Vorstellungen, uns nahe liegenden Anschauungen, ein eigenthümliches Gepräge aufzudrücken, wodurch sie anregend und belebend auf den Leser wirken, indem derselbe genöthigt wird, eine Fülle zarter Schattirungen zu überschauen und in sich zu verarbeiten. So nöthigt Varnhagen durch die Gestaltung seines Ausdrucks den Leser gewissermafsen sich productiv dagegen zu verhalten. Nirgends ist nun diese Art der Gestaltung angemessener und wirkungsreicher, als bei der Auffassung von Persönlichkeiten und Zuständen, welche ohne als dichterische Schöpfung vor uns zu erscheinen, doch den Eindruck selbstständigen Lebens auf uns hervorbringen sollen. Rechnet man dazu die be-

Digitized by Google

undernswürdige Kunst der Periodologie, welche sich ı einem schön gegliederten Rhythmus fortbewegt, ıne doch die Absicht desselben zu verrathen, so wird an gewifs nicht anstehn zu behaupten, dafs unser erf. uns durch die Gestaltungskraft seines Ausdrucks ırchaus künstlerisch berührt. Man hat sich von dem eiz, der in der ganz eigenthümlichen, anschauungs- ichen Ausführung der allgemeinen Vorstellungen bei arnhagen liegt, noch wenig Rechenschaft gegeben, sich bisweilen zu dem Vorwurfe verleiten lassen, ; sei für den Inhalt der Sache ein zu grofser Prunk r Form aufgewendet worden. Man trennt aber bei esem Vorwurf das, was eigentlich gar nicht zu tren- n ist. Man scheidet den Inhalt, unter welchem man r die allgemeinen Reflexionen, oder das sinnliche ıctum versteht, welches freilich mit sehr wenigen itteln abzuthun wäre, von der Form, welche dann ilich nur als der äufserliche Schmuck, der Aufputz s Inhalts erscheint. Aber der Inhalt erhält ja durch ine Fassung gerade erst seine Bestimmtheit und ingt sich in dieser erst der Phantasie auf. Indem er n durch die künstlerische Form zu einem Reichthum n Anschauungen, von zarten Beziehungen und Nüan- n entwickelt wird, so regt er dadurch auch den Le- r wiederum an, alle diese Farbentöne in sich aufzu- hmen und sich das Gemälde in allen seinen mannig- tigen Gruppirungen zu reproduciren. Je mehr das r stoffartige Interesse schwindet und dem idealen der staltung weicht, desto reiner und edler ist auch der nufs, den der Erzähler uns bereitet. Dazu gehört r freilich von Seiten des Aufnehmenden selbst schon künstlerischer Sinn, um an den überraschenden endungen, den bildlichen, die zartesten Nüancen für Anschauung ausdrückenden Prädicaten Geschmack finden und durch sie sich gefesselt zu fühlen. Darin r beruht Varnhagen's eigentliche Meisterschaft und Zauber, den seine Mittheilungen auf so Viele aus- n, ohne dafs sie sich von dem Grunde des Reizes henschaft zu geben wissen. Varnhagen ist in sei- Denkwürdigkeiten weder Philosoph, noch Ge- chtschreiber, es wäre daher thöricht, diese Forde- gen an ihn zu machen und den von diesen Gebie- hergenommenen Mafsstab an ihn zu legen. Der der Denkwürdigkeiten ist auch nicht ein eigent- stoffartiger, wie bei Mittheilungen derjenigen, welche als Feldherrn oder Staatsmänner in erster Linie gestanden haben, die Geschichte mit haben gestalten helfen und nun die Fäden der Begebenheiten von ihrem subjectiven Standpuncte aus an uns vorüberführen. Darauf beruht gröfstentheils der Reiz vieler französischen Memoiren, dafs wir aus dem Munde eines mitten in der geschichtlichen Bewegung befindlichen und daran directen Theil habenden Mannes seine Gedanken und Anschauungen über bedeutende Erscheinungen und Persönlichkeiten vernehmen.

Das Interesse der Denkwürdigkeiten Varnhagen's ist dagegen vielmehr ein künstlerisches, da es auf der Gestaltung des Stoffes beruht. Selbst bei Persönlichkeiten, welche ihrem Gehalte nach unbedeutend sind, weifs der Verf. uns durch die Art der Zeichnung für sie zu interessiren. So haben uns z. B. selbst die Mittheilungen über Scholz, der doch gewifs durch seinen Lebensgehalt nicht anzuziehn vermag, sehr interessirt, weil wir in ihm ein vollendetes Bild der gründlichsten, behaglichsten Faulheit und Selbstsucht empfangen, dem das Gepräge eines selbstständigen, originellen Lebens entschieden aufgedrückt ist. Der Verf. nöthigt den Leser hier allein durch seine Fassung sich in den Kreis dieser Persönlichkeit zu versetzen, und sie als ein Ganzes zu reproduciren. Varnhagen ergeht sich in seinen Darstellungen selten in Bildern; wenn er aber dazu greift, so sind dieselben in der Regel eben so neu als schlagend. Wir erinnern nur an die Schilderung Rastoptschin's, wo der Verf. einige den Eindruck der Persönlichkeit vortrefflich versinnlichende Bilder wählte, welche zugleich auch durch ihre Neuheit die Phantasie aufregen.

Die zweite Seite wodurch uns Varnhagen in seinen Darstellungen und Mittheilungen fesselt, ist die universelle Disposition seines Geistes. Man fühlt es seinen Darstellungen ununterbrochen an, dafs der Verf. von den edelsten Bildungselementen getragen und befruchtet wird. Keine der idealen Lebensrichtungen ist ihm fremd, keine widerstrebt seiner elastischen Natur; er empfindet ihren Werth, ihren eigenthümlichen Reiz, er hat den sichersten Tact für die specifische Kraft jeder derselben, er fühlt die Lücke, welche durch den Mangel einer derselben in die Einheit der Bildung gerissen wird, augenblicklich heraus. Diese universelle Disposition begleitet den Verf. durch alle

Digitized by Google

seine Mittheilungen und schützt ihn vor jeder einseitigen Auffassung und Beurtheilung der Menschen. Dadurch aber gewinnt auch der Leser das Gefühl einer sehr wohlthuenden Sicherheit, mit welchem er sich willig der Führung unsers Erzählers überläfst, weil er in der Auffassung den Werth jeder besondern Begabung und Geistesrichtung von einem universellen Standpuncte aus geltend gemacht sieht. Philosophie, Kunst, Geschichtsforschung, Alterthumskunde, staatsmännisches Wirken, alle diese Thätigkeiten werden von Varnhagen mit höchster Gebühr und in ihrem unschätzbaren Werthe anerkannt; er hat sich selbst an den reifsten Früchten derselben genährt und daraus ein feines Urtheil über die eigenthümliche Energie jeder einzelnen gewonnen. Wir sehn ihn daher nicht nur theoretisch die Bedeutung einzelner Heroen der gedachten Gebiete würdigen, sondern sich auch an Einzelne mit voller Seele hingeben, weil sie ihm die edelsten Genüsse aufgeschlossen, und ihm den Sinn für die unsterblichen Eroberungen des menschlichen Geistes eingeflöfst haben. So sind es namentlich Fichte, F. A. Wolf, Wilhelm v. Humboldt und vor Allem Göthe, an welchen sich Varnhagen gestärkt, durch welche er seine universelle Disposition gewonnen hat, die ihn, verbunden mit der vorher schon berührten Kunst der Darstellung, zu einem so sicheren Zeichner der Persönlichkeiten aller Art macht.

Durch diese verschiedenartigen Gröfsen angeregt und für ihre Schöpfungen offen, hat sich Varnhagen durch sie mit allen bedeutenden Erscheinungen der Gegenwart vermittelt. Durch sie hat er zugleich den höchsten Maafsstab für wissenschaftliche und künstlerische Leistungen empfangen, welcher ihm durch alle seine Darstellungen und Mittheilungen hindurch stets lebendig ist. Dieser Respect vor jeder bedeutenden Kraft, die Versatilität, jeder Persönlichkeit ihre Stärke und Ohnmacht abzulauschen, die Fähigkeit endlich, die Bewegung jeder Geistesrichtung zu verstehn und in ihrem Verhältnifs zu Vergangenheit und Gegenwart aufzufassen, alles dies zusammengenommen bringt die wohlthuende Wirkung auf den Leser hervor, dafs er sich stets hier im Verkehr mit einem universell gebildeten Geist von dem reinsten Geschmack fühlt. Daher die mannigfaltigen Andeutungen, der Reichthum von Bezügen zu einer Fülle von Gestalten und Formen des gegenwärtigen Geistes, wodurch wir inne werden, dafs sich unser Verf. der frischesten Geistesstimmung unablässig anvertraut. Diese universelle Geistesdisposition führt unsern Verf. nun gleichsam die sicheren Anschauungen und das klare Urtheil über die Persönlichkeiten aller Art zu, welche sein künstlerischer Sinn verarbeitet, so dafs das Gleichgewicht der Bildungselemente an dem Gleichgewicht der Elemente des Styls sein ergänzendes Seitenstück erhält.

Aus dieser, wie wir glauben, richtigen Analyse des Reizes, den Varnhagen's Darstellungen ausüben, erklärt sich auch sehr natürlich die Gegnerschaft derjenigen, welche das volle Pathos einer entschiedenen von einer einzigen Richtung aus Alles messenden Natur in ihm vermissen. Dafs solche Erscheinungen ihre grofsen Vorzüge haben, dafs sie erschütternd und umgestaltend wirken, dafs sie die Träger der Bewegung und des Fortschritts sind, leugnen wir gewifs am wenigsten. Wie es zu den herrlichsten Früchten der letzten Gestalt der Philosophie gehört, gelehrt zu haben überall das Substanzielle der Erscheinungen, das Leben in seiner allseitigen Deutung aufzufassen, so glauben wir nur im Geiste dieser Philosophie gehandelt zu haben, indem wir einmal den Grund des Genusses, den Varnhagen's Schriften so vielen unsern Zeitgenossen bereiten, in seiner letzten Quelle aufzusuchen und in das Bewufstsein zu heben versuchten. Es ist leicht, mit einem abstracten Maafsstabe eine Erscheinung der Literatur als untergeordnet zurechtweisen; das schwerere Geschäft ist, das eigenthümliche Lebensprincip zu begreifen, welches sie in sich trägt. Dafs aber auch selbst das politische Bewufstsein unsers Verfs. nicht hinter der Bewegung des gegenwärtigen Geistes ermattet zurückgeblieben ist, und er sich nicht etwa auf die Rechtfertigung eines beschränkten, der Freiheit der Entwicklung widerstrebenden Princips versteift, glauben wir ebenfalls in unserer Arbeit nachgewiesen zu haben. Möchte diese vielleicht verkannteste Seite unsers Verfs. durch unsere Beleuchtung auch für diejenigen ins Licht gestellt worden sein, welche den Inhalt der Freiheit nur da anzuerkennen geneigt sind, wo er sich mit der vollen und rücksichtslosen Energie der ganzen Persönlichkeit geltend macht. Aber man würde nicht Jedem dieselben Aufgaben zu lösen auf, eine Forderung, welche um so ungerechter wird, wenn sie zur Verkennung so hoher Vorzüge und so durchaus edler Gesinnung führt, wie wir sie in Varnhagen anzuerkennen Ursache haben.

H. Th. Rötscher.

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

November 1842.

L.

aestiones criticae ad Leibnitii opera philoso-phica pertinentes scripsit Dr. G. Eduardus Guhrauer. Vratisl. Hirt. 35 S.

Der Unterzeichnete glaubt mehr als irgend Einer Pflicht und das Recht zur Anzeige dieses Schrift-ıns zu haben. Jenes weil die Ausstellungen gegen ne Ausgabe des Leibnitz (denn das ist der eigent-ıe Inhalt) manchen Irrthum aufdecken, den er hegte l den er vielleicht auch bei Lesern seiner Ausgabe ıährt hat, dieses weil es Jedem frei stehn mufs h zu vertheidigen. Wenn ich zugleich Rücksicht ıme auf des Verfs. eben erschienene Biographie ibnitz's (Breslau. Hirt. 2 Bde.), so geschieht es il diese, zum Theil weiter ausgeführt, Alles wieder-t was dieses Schriftchen enthält. Zuerst mufs ein thum hinsichtlich des Titels beseitigt werden. Man arte keine Quaestiones. Gefragt wird hier nicht. imadversiones hätten der Art Bemerkungen minde-ns heifsen müssen; sie sind so streng, dafs sogar Druckfehler mit einem etwas boshaften sic ange-rt wird. Sei es, man ist um so sichrer mit einem auen und also gerechten Kritiker zu thun zu haben.

Zuerst wendet sich der Verf. an die Abhandlung vita beata, No. 6 meiner Ausgabe. Er ist damit ieden, dafs dieser Schrift eine frühre Stelle ange-sen wird, und ich mufs mich freuen, dafs er von ıem frühern Irrthum — er rechnete sie zur reifern iode — zurückgekommen ist. Er tadelt aber, was in der Vorrede gesagt, um die angewiesene Stelle rechtfertigen. Ich habe mich dort berufen auf die wandtschaft der hier ausgesprochnen Lehren mit Cartes und Spinoza. Die erstere giebt der Verf. ıt nur zu, sondern zeigt, dafs der erste Theil nur n fast wörtlichen Auszug aus Des Cartes Diss. meth. enthält. Diese wörtliche Uebereinstimmung war mir entgangen, ich hatte aber dagegen gesagt, man finde hier dieselbe *Ordnung des Philosophirens* empfohlen, die in seinem Tr. de int. emend. „iisdem fere verbis Spinoza commendaverat" zu finden sei. (Der Verf. kann sich nicht auswundern dafs ich in diesem Tractat rein logische Regeln finde. Er citirt p. 364 der Opp. posth. Freilich da konnte er sie nicht finden, p. 376 hätte er sie nebst den Gründen finden können, *warum* vom Einfachsten anzufangen, *warum* media zu suchen seien u. s. w.) Ich habe ferner gesagt, die Liebe zu Gott, die Leibnitz hier lehre, sei „idem ac Spinozae amor intellectualis". Der Verf. sucht nun meine Behauptung, dafs Leibnitz früher zum Spinozismus geneigt habe, die ich theils auf eine Aeufserung des Theophilus in den Nouv. ess. theils auf eine Randbemerkung zu handschriftlichen Auszügen aus Spin. Eth. gründe, zu widerlegen. Er behauptet, Leibnitz habe den Spinoza erst studirt, als er über den Cartesianismus hinaus gewesen. Bereits 1671 habe er, um die Transsubstanziation zu retten, an Arnauld so geschrieben, dafs man sehe er habe einen andern Substanzbegriff als die Cartesianer; allein in den vom Verf. angeführten Stellen scheint Leibnitz diesen Begriff mehr zu suchen, als zu haben, ja hatte er zu jener Zeit einen solchen Begriff, so konnte er den spätern, durch den er eben über den Des Cartes-Spinozistischen Standpunct hinausging, dafs das Wesen der Substanz darin bestehe selbstthätiges Einzelwesen zu sein, unmöglich haben, da ja gerade bei diesem Begriff und der sich daraus ergebenden Harmonie sich die Transsubstanziation *nicht* halten liefs, um derentwillen, wie die Briefe an Tournemine und Des Bosses zeigen, jene abentheuerliche Substantia composita nothwendig erschien. Mit jenem Substanzbegriffe, so wie mit der Erkenntnifs, dafs die *physikalischen* Ansichten des Des Cartes falsch seien, geht Leibnitz erst ganz über ihn hinaus, d. h. zu der Zeit, von der

Digitized by Google

er selbst sagt dafs seine Ansicht da zum Abschlufs gekommen sei, zu der Zeit wo er aufhört juvenis zu sein, etwa um sein vierzigstes Jahr. — Der Verf. beruft sich dann ferner auf die Vorrede zur Theodicee, nach welcher Leibnitz im Jahre 1673 einen frei wählenden Gott gelehrt, und *nachher* (nach dem Verf. in Hannover) erst den Spinoza studirt habe. Soll dies heifsen *erst nachher* habe er den Spinoza *kennen* lernen, so mufs, da er den Hobbes mit Spinoza zugleich nennt, von Jenem dasselbe gelten. Der Verf. gibt aber in seiner Biographie zwei Briefe von Leibnitz an Hobbes, von welchen namentlich der zweite, aus Paris geschrieben, zeigt, wie genau er dessen Lehre schon kannte. — Der Verf. bleibt aber bei der Widerlegung meiner Ansicht auf historischem Wege nicht stehn, sie soll auch Widersinnigkeiten „perturbationem atque repugnantiam" enthalten. Einerseits behaupte ich nämlich die Schrift sei gleich nach 1670 (p. 5), oder vielmehr „anno 1669 vel 1670" (p. 7) oder vielmehr 1669 (Biogr. I. Anm. p. 15 u. 24) — also *wann* eigentlich? — verfafst, dann aber sage ich auch, es sei Manches aus „der *Ethik* und dem Tr. de int. em. *wörtlich entlehnt*", die doch erst im Jahre 1677 erschienen sind. Es thut mir um die Akribie des Verfs. leid, aber ich mufs erklären dafs ich Beides *nicht* gethan habe. Die Schrift *folgt* bei mir auf eine im Jahre 1670 erschienene, *kann* also nicht von mir in's Jahr 1669 gesetzt sein, von der *Ethik* des Spinoza steht ferner bei mir eben so wenig ein Wort, wie von einem wörtlichen *Entlehnen*. Ohne grofsen Widerspruch mit der Anordnung und den Worten der Vorrede könnte ich jetzt sagen, die Arbeit sei etwa in's Jahr 1671 zu setzen, weil ihr Verf. eben wie Spinoza von Des Cartes ausgegangen sei, daher sie auch denselben Gang empfehle, den „iisdem fere verbis" wir bei Spinoza finden, und weil man hier denselben Begriff der Liebe zu Gott finde wie bei Spinoza, der bekanntlich in dem 1670 erschienenen theol.-polit. Tractat dieselbe Intellectuallicbe lehrt, wie in der Ethik. Es ist aber nicht nur das Plusq.pf. commendaverat, was mir dies zu thun verbietet, sondern die Wahrheit. Ich glaubte nämlich allerdings bei der Herausgabe, Leibnitz habe den Tr. de int. emend. schon gelesen gehabt, als er diesen Aufsatz schrieb. Da er andrerseits vor dem Briefe an Conring von 1678 verfafst scheint, so nahm ich an, dafs er unmittelbar nach dem Erscheinen der Opp. posth., also im Jahr 1677 selbst geschrieben sei — ein Mann der sich so für Spinoza interessirt, dafs er ihn besucht und seinen Bildungsgang sich erzählen läfst, konnte wohl im Jahr ihres Erscheinens seine Werke lesen. In demselben Jahre glaubte ich daher auch die oft erwähnten Excerpte aus der Ethik gemacht. Jetzt bin ich hinsichtlich dieses Punctes etwas irre geworden, nicht durch Hrn. Dr. Guhrauer, sondern dadurch, dafs Leibnitz in seinem Briefe an Conring nur die früher erschienenen Werke Spinoza's nicht aber die Opp. posth. erwähnt. Dies könnte freilich den Grund haben, dafs Leibnitz zur nähern Bezeichnung des Spinoza nur die Werke erwähnt, von welchen *Conring* wufste; es kann aber auch darauf deuten, dafs Leibnitz selbst die übrigen noch nicht kannte. Im letzteren Falle könnte dieser Aufsatz allerdings einige Jahre vor 1677 verfafst sein und die Verwandtschaft mit Spinoza (oder vielmehr umgekehrt) in methodologischer Hinsicht würde *mir* daher stammen, dafs, wie Dr. Guhrauer richtig nachweist, er im ersten Theil ein Excerpt aus Des Cartes habe. Die Verwandtschaft hinsichtlich des Begriffs der Liebe erklärte sich dann daraus, dafs, wie der Verf. richtig behauptet, dieser Begriff dem Cartesius nicht fremd war und, wie ich hinzusetzen möchte, Leibnitz das Werk des Spinoza, das er 1678 passim refutatum nennt, den theol.-polit. Tractat, bereits kannte. Jedenfalls aber würde auch in diesem Falle der Abhandlung in meiner Sammlung keine andere Stelle zukommen als die zwischen No. 5 und No. 7. — Was die Zeitbestimmung betrifft, die ich gegeben haben soll, so fügt Dr. Guhrauer zu meinen Worten: Quam commentationem ut huic circiter tempori adscribam etc. die Erläuterung hinzu, dies heifse „proxime ab a. 1670". Allein wenn ein Aufsatz *hinter* einem vom Jahre 1670 und unmittelbar *vor* einem vom Jahre 1677 steht, so glaube ich kann „hoc circiter tempus" von *jeder* der acht Jahreszahlen von 1670—77 gebraucht werden, gewifs aber nicht vom Jahre 1669. Dennoch soll gerade dies meine Meinung sein, weil ich gesagt habe, dafs die Handschrift dieselbe sei wie bei einem Aufsatz vom Jahre 1669. Warum bezieht der Verf. jenes hoc tempus auf die *erste* der möglichen acht Jahreszahlen anstatt auf die letzte? warum vergifst er, dafs ich ausdrücklich sage, die Handschrift Leibnitz's bleibe bis zum Ende des 17. Saec. ziemlich unverändert?

Digitized by Google

arum vergifst er, dafs nach ihm *sonst* meine Beru-
ngen auf die Handschrift Nichts beweisen? warum
ollen *hier allein* sie etwas wahrscheinlich machen? —
ch weifs es nicht. Was ich aber weifs ist, dafs wenn
an dies thut, auf mich der Anschein fällt dafs ich
ir widerspreche, und dafs es mir scheint, als befolge
er Verf. hinsichtlich meiner die hermeneutische Re-
el: Man interpretire so, dafs man den Autor mög-
chst viel Widersinnigkeiten sagen läfst.

Die Qu. 2 betrifft die Zeit wo die meiner Ausgabe
nverleibten Schriften über den philosophischen Calcul
No. 11—23) verfafst sind. Der Verf. sucht meine
behauptung zu widerlegen, dafs sie zwischen 1684 und
700 verfafst seien, weil dieselbe sich auf keine Gründe,
ndern nur auf die Form der Schriftzüge stütze. Es
ut mir leid, wieder sagen zu müssen, dafs ich jene
behauptuug *nicht* ausgesprochen habe. Ich habe nur
gesagt, dafs die meisten dieser Aufsätze mit Schrift-
gen geschrieben seien, welche (weil sie nach dem
hre 1700 seltner wurden) mich, *wenn keine andren
ründe dagegen seien*, bestimmten, die Abfassezeit
ies so geschriebenen Aufsatzes in's siebzehnte Jahr-
ndert zu setzen. Ich habe ferner gesagt, dafs ich
i diesen Aufsätzen es vorziehe, sie alle zusammen-
stellen, und dafs ich dabei nicht sowohl eine chro-
logische als eine sachliche Ordnung befolgen würde.
enn nun *der* Aufsatz, den ich glaubte voranstellen
müssen, die im Jahre 1684 erschienenen Meditatio-
n erwähnt, so konnte ich diese Aufsätze nur hinstel-
wo sie stehn, d. h. unmittelbar nach den 1684 er-
ienenen Sachen. Auch der Verf., welcher behaup-
, sie seien alle zwischen 1676 und 86 verfafst, wird,
nn er nur zugibt dafs ich sie alle zusammenstellte,
sen Ort nicht tadeln können. Was seine Behaup-
g selbst betrifft, so halte ich sie nicht für unwahr-
einlich. Ich kann mich aber auch nicht überzeu-
, dafs daraus, das Leibnitz im Jahre 1688 von sei-
allgemeinen Wissenschaftslehre sagt: „J'en ai déjà
beaux essais", unwiderleglich folgen soll, dafs diese
ux essais gerade die (und zwar alle) von mir her-
gegebenen seien. Der Verf. scheint es zu meinen,
n er sagt äufsere und innere Gründe nöthigten zu
aupten, dafs alle diese Aufsätze ungefähr 1676—
5 verfafst seien. Uebrigens ist hinsichtlich der Si-
heit, mit der dies behauptet wird, nichts gegen den
f. zu sagen, da er ja erklärt hat, dafs „alles Ver-
dienst bei der Kritik sich auf ein aperçu reducire". —
Was die Stelle betrifft, welche ich zwei von Raspe
herausgegebenen Aufsätzen, so wie einem, der bisher
nur als Mscrpt. existirte (No. 52—54) angewiesen
habe, so zeigt Hr. Dr. Guhrauer zu schlagend, dafs,
was ich auf den ersten König von Preufsen bezogen
habe, auf Ludwig XIV. gehe, als dafs ich diesen „er-
ror infelicissimus" rechtfertigen könnte. Es fällt da-
her der Grund, warum ich diese Aufsätze von den
frühern trennte, weg. Wenn dann der Verf. sogleich
die beiden französischen Aufsätze als zwei im Jahre
1680 verfafste Denkschriften an Ludwig XIV. erkennt
— (was ich hinsichtlich der einen, Préceptes etc., we-
gen des ganzen Tons für unmöglich halte) — so ist
dies wahrscheinlich ein Ergebnifs der, für uns unan-
greifbaren, Aperçu-Kritik. —

Die *dritte* Quaestio greift meine Ausgabe mit
mehr Recht an. Bei Des Maizeaux und Dutens findet
sich ein Brief Leibnitz's, den beide an Remond de
Montmort gerichtet sein lassen. Es findet sich aber
darin eine Aeufserung über de Montmort's mathema-
tische Leistungen, die mich glauben liefs, er sei
an einen Dritten gerichtet, und so gab ich, da ich
aus einer Aeufserung Chr. Wolff's sah, dafs er an
einen Gelehrten in Frankreich geschrieben sei —
Wuttke hatte damals die Autobiographie Wolffs, wo
dieser Gelehrte Remond genannt wird, noch nicht her-
ausgegeben — diesem Briefe die Ueberschrift Lettre
à un ami en France. Jetzt belehrt mich Hr. Dr. Guh-
rauer, dafs ich nicht gewufst habe, dafs zwei Brü-
der dieses Namens existirten, ich sehe also, dafs ich
Unrecht hatte, Des Maizeaux und Dutens aber Recht.
Der Eifer aber des Hrn. Dr. Guhrauer, sie gegen
mich in Schutz zu nehmen, führt ihn zu weit. Dutens
hat dem Briefe, der bei Des Maizeaux kein Datum
hat, das Datum des unmittelbar vorhergehenden
(26. Aug.) zugeschrieben, und ich daher von einem
„error commissus" gesprochen. Diesen leugnet unser
Kritiker. Jener Brief nämlich sei kein Brief, sondern
eine Nachschrift. Der ganze Irrthum „si quidem er-
ror fuit" bei Des Maizeaux, welcher Recht habe, kein
Datum hinzuzusetzen, sei, dafs er dieser Nachschrift
eine Ueberschrift gab, wie einem neuen Briefe. Und
Dutens, der diesen Zusammenhang ohne Zweifel ein-
gesehn habe, — (NB: er behält die Ueberschrift) —
habe auch wieder Recht, das Datum 26. Aug. hinzu-
zufügen. Mein allein sei also der Irrthum, weil ich
die Nachschrift vom Briefe trennte, während jene bei-
den Recht haben, der Eine, weil er *kein* Datum setzt,
der Andere, *weil* er eins setzt. Leider sehe ich die-
ses, eines Salomo würdige, Urtheil revocirt. In der
Biographie Leibnitz's (II. Anm. p. 26) hat sich Hr.
Dr. Guhrauer anders besonnen. Bei „näherem Eindrin-
gen" hat sich ihm gezeigt, dafs diese Nachschrift keine
Nachschrift, sondern ein Brief, und dafs derselbe —
was gewifs richtig ist — *vor* dem vom 26. Aug. ge-
schrieben sei.

Endlich sei mir erlaubt einen *vierten* Punct zu
besprechen, der freilich nicht in den vorliegenden Quä-

Digitized by Google

stionen, sondern in der Biographie Leibnitz's (I. Anm. p. 34—36) zur Sprache kommt, nämlich das was ich in meiner Ausgabe (p. XV—XVII) zu dem Briefe an Arnauld gesagt habe. Der Herausgeber nämlich der 1776 in Paris erschienenen Briefe Arnauld's hat von 1683—91 geschriebene Originalbriefe Leibnitz's an A. in Händen gehabt, aber nicht drucken lassen. Von diesen Briefen sage ich nun in meiner Ausgabe, mir sei es nicht wahrscheinlich, dafs sie sich wo anders fänden als wo sie 1776 waren. Hier meine Worte: Mea quidem opinione epistolae illae ubi anno 1776 erant, ibi etiam nunc reperiantur necesse est, Parisiis. Ich habe dann weiter gesagt, ich hätte keine Aussicht, nach Paris zu kommen, und daher „me ipsum epistolas inventurum non spero", und habe endlich die Hoffnung ausgesprochen, dafs durch Cousin's Einflufs und Bemühungen diese Briefe noch an's Licht kommen dürften. Dies Alles bringt nun den Verf. der Biographie sehr in Harnisch. Er sagt ich spreche die entschiedenste Ueberzeugung aus, „dafs die Originalien von Leibnitz's Briefen an Arnauld in Paris gefunden werden *müfsten*", er sagt ferner ich sei „versichert, sie *selbst* in Paris zu finden" u. s. w. (Ich will hoffen, die Leidenschaft hat Hrn. Dr. Guhrauer so verblendet, dafs er dies in meinen Worten wirklich *las*, sonst müfste ich glauben, er verdrehe sie absichtlich.) Er „tröstet" mich, weil ich bedaure sie nicht selbst finden zu können, indem er mich auf sein Kur-Mainz verweist, was ich freilich damals nicht gelesen hatte, aus dem ich sehen könnte wie jene Originalien in Paris — (also doch in Paris?) — längst *verschollen seien*, wie vergeblich Cousin und Bouillet nach diesen Schätzen und *er selbst* (hinc illae lacrimae!) nach den Abschriften gesucht hätten, er muthet mir zu, zu sagen, *an welchem* Orte sie sich in Paris befinden, und schliefst damit, dafs es meiner „pomphaften" Aufforderung bei Cousin nicht bedürfe, „wenn man sich dort blofs zu bücken brauchte um sie aufzuheben". — Also in Paris sind jene Briefe nicht aufzufinden gewesen. Es fragt sich, ob man sie wo anders finden könnte? In Feder's Commerc. epist. p. 277 kommt folgende Anmerkung zu einem Briefe Leibnitz's an Bignon vor: Les lettres non imprimées d'Arnauld et de Leibnitz, *que la Bibliothèque garde* ont été demandées en copies par Mgr. le Maréchal Mortier pour un savant de Paris etc. In diesen Worten finde ich nun zwar weder über die Zahl der Briefe noch auch über ihre Identität mit jenen 1776 erwähnten etwas bestimmt. Hr. Dr. Guhrauer sagt — (ob durch den ungedruckten Briefwechsel Feder's mit Emery oder ob durch ein kritisches aperçu belehrt, weifs ich nicht) — „die gedruckte Notiz über diese Briefe redet in den unzweideutigsten Ausdrücken von dem *ganzen* Briefwechsel", und behauptet daher, als Feder jenes schrieb, seien, zwar nicht die Originalbriefe, aber die Entwürfe dazu auf der Hannöverschen Bibliothek gewesen. Er macht mir nun den Vorwurf, dafs ich in meiner Vorrede die Versicherung gebe, die Briefe „seien in der Königlichen Bibliothek von Hannover *nicht mehr vorhanden*". Die Sache genau genommen, so ist auch dies wieder unrichtig, ich habe diese Versicherung *nicht* gegeben. Ich erzähle nur das Factum, dafs in dem Fascikel, welches nach der Ueberschrift die Leibn.-Arn. Correspondenz enthalten solle, statt der Leibnitz'schen Briefe oder ihrer Copien sich die Bemerkung finde, dafs zwei Briefe Leibnitz's, welche die Bibliothek besessen, dem Marschall Mortier — (es scheint für diesen selbst, weil er Leibnitz'sche Autographa zu besitzen wünschte, und ohne dafs man eines solchen Wunsches sich vorher versehen hatte) — übergeben seien. Dafs Hr. Dr. Guhrauer dieses Factum nicht glaubt, kann mir natürlich sehr gleichgültig sein. Aber auch hier begnügt er sich nicht damit, dafs was ich sage falsch sei, es soll auch widersinnig sein. Zu dem Ende übersetzt er einen Passus aus meiner Vorrede, wo ich von den für Mortier gemachten Abschriften der Arnauld'schen Briefe spreche und dann weiter sage, die Briefe Leibnitz's seien, wie jene Arnauld'schen *Autographa*, dem Marschall abgeliefert. Das unterstrichne Wort wird mit einem (!) begleitet und dann auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, in welchen ich mit mir selbst und Feder komme, indem ich Copien machen und dann Originale abliefern lasse. Wüfste ich nicht schon von Leibnitz's Inaugural-Dissertation her, dafs Hr. Dr. Guhrauer mit den *Abschriften*, die er nimmt, Unglück hat, so würde dies Excerpt aus meinen eignen Worten es mir zeigen. (Ja selbst das *Wort* Abschrift wird ihm zu einem Stein des Anstofses.) Jener schreckliche Widerspruch entsteht nämlich, indem Hr. Dr. Guhrauer aus *Abschriften* Urschriften macht. Ich hatte geschrieben *apo*graphis, er findet es passender *auto*graphis zu lesen.

Ich kann es nicht leugnen, dafs diese Art Kritik mich indignirt. Hat der Hr. Dr. Guhrauer wirklich keine Ahndung davon, dafs es *gewissenlos* ist, ehe man auch nur recht zusieht, dem Andern Unsinn und Aberwitz zuzutraun, und ihn vor aller Welt desselben anzuklagen? Ist ihm der Gedanke noch nie gekommen, dafs er durch wirkliche, sich selbst vergessende *Gewissenhaftigkeit* sich mehr Achtung erwerben würde, als durch seine bisherige marktschreierische Manier, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem er stets nur von sich und seinen Entdeckungen spricht, und jedes lobende Wort, das Andere von ihm sprachen, wiederholt? — eine Manier die, auch wo er wirklich belehrt, es Vielen so schwer macht, seine Bücher zu lesen.

Dr. Erdmann.

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

LI.

ie Kartoffelepidemie der letzten Jahre, oder die Stockfäule und Räude der Kartoffeln, geschildert und in ihren ursächlichen Verhältnissen erörtert von Dr. C. Fr. Ch. v. Martius, Mitgl. der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. München, 1842. 70 S. 4. mit 3 Steindrucktafeln.

Die Kartoffel ist in dem gröfsten Theil von Eu-
pa ein so wichtiges Mittel für den Lebensunterhalt
es Menschen und seiner Hausthiere geworden, dafs
ir gutes oder schlechtes Gedeihen auf die privat-
nd staatsökonomischen Verhältnisse einen grofsen Ein-
ufs ausübt, weshalb denn die Culturzustände dieser
flanze immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit
erdienen und erhalten. Wie alle Culturpflanzen um
mehr dem Mifswachs oder Krankheiten ausgesetzt
nd, je mehr sie, aus ihrer ursprünglichen Heimath
ein ihnen fremdes Klima versetzt, gegen die nach-
eiligen Einflüsse desselben geschützt werden müs-
n, und je weniger es in der menschlichen Gewalt
gt, ihnen durch Kunst ihre ursprünglichen natürli-
en Verhältnisse wiederzugeben, so war auch von
r Kartoffel dasselbe zu erwarten. Bringt man noch
Anschlag, dafs die künstlichen Einwirkungen des
enschen überhaupt besonders auf die Nahrungspflan-
n bei der Cultur sehr grofs sind, indem die Ver-
hiedenheit des Bodens verschiedener Orte, an denen
e Cultur Statt findet, der Wechsel dieser Verschie-
nheit an demselben Orte in den verschiedenen Jah-
n der Fruchtfolge, die Verschiedenheit der Beacke-
ng, der Düngung, die Verschiedenheit der Aufbe-
ahrung der Saamen oder Keime mächtig auf die Art
r Vegetation einwirken; so haben wir eine Reihe
n Ursachen, die, gemeinsam oder vereinzelt, eben-
sowohl zu Krankheiten Veranlassung werden können, als sie, recht gehandhabt und glücklich angewendet, die gesunde Entwickelung erhöhen, oder wünschenswerthe veredelte Abänderungen hervorbringen. Betrachten wir in dieser Beziehung die Kartoffel, so haben wir eine Pflanze, deren Vaterland die Hochebenen der tropischen Gebirge von Chile und Peru sind, wo die Pflanze jetzt noch wild gefunden wird. Die Kartoffel scheint hier zwar in die warmen Küstenebenen nicht hinabzusteigen, denn sie ist nur in einer Entfernung von 14—16 Stunden von den Küstenstädten Lima, Chancay in Peru, Valparaiso in Chile gegen die ganz nahen Cordillerengebirge von Molina, Pavon, Cruikshank gefunden worden. Santa Fé de Bogota, wo Franc. Zea die wilde Kartoffel beobachtete, liegt 8700 Fufs hoch in einer Hochebene, deren Klima das ganze Jahr hindurch dem Maimonat unserer Gegenden ähnlich ist. Nur in den gemäfsigteren südlichen Gegenden von Chile und Arauco fand Pöppig die wilde Kartoffel bis zum Meerstrand herab, doch liebt sie auch hier die steilen Abhänge und stufenartigen Vorsprünge der Felsen bis zu einer Höhe von 500 Fufs. Wir sehen hieraus, dafs die Kartoffel zwar nicht in den ganz warmen Ebenen der Tropenländer wächst, daher denn auch die Engländer in ihren ostindischen Besitzungen die Kartoffel nicht in den heifsen Tiefebenen, sondern nur auf Berghöhen anbauen, wie dies auch in Java, China, den Philippinen geschieht; allein das kühlere Klima der Wohnsitze der Kartoffel zeigt nicht die grofsen Schwankungen der Sommer- und Winterwärme unserer Klimate, und die niedrigste Temperatur jener Gegenden geht selten bis zu + 3° R. herunter, und ist in den Jahreszeiten, wo die Kartoffel vegetirt, im Mittel zwischen 14—19° am Tage, zwischen 10—12° des Nachts. Zwar wird noch in höheren Gegenden von Chile, in dem 12700 Fufs erhabenen Thal von Chuquito, welches den Alpensee Ti-

Digitized by Google

ticaca umgiebt, die Kartoffel gebaut; allein auch hier ist die Sommerwärme noch zwischen 10—15° R., und die Temperatur scheint, da der See niemals zufriert, auch in der kälteren Jahreszeit den Gefrierpunct niemals zu erreichen, daher wir denn auch daselbst Cactusarten, Loasen, Cassien wild wachsend finden. Durch diese naturgeschichtlichen Verhältnisse sehen wir, dafs die Kartoffel eine Pflanze ist, welche grofse Hitze ebenso wie grofse Kälte scheut, und eine gleichförmige mittlere Wärme liebt. Berücksichtigen wir hierbei den Feuchtigkeitszustand der Luft auf den mittleren Berghöhen der Tropengegenden, so finden wir hier, wie auf allen Gebirgen, eine zwar absolut trocknere, aber relativ doch feuchte Luft, die ihren Wassergehalt als Nebel, Thau, Regen niederzuschlagen sehr geneigt ist, daher es den Pflanzen an einer mittleren Feuchtigkeit niemals mangelt, so dafs im Ganzen also mäfsige gleichförmige Temperatur und mäfsige gleichförmige Feuchtigkeitsgrade dem Naturzustande der Kartoffeln am meisten entsprechen. Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir nun unserem geschätzten Verf. in seiner eigenen Darstellung zuerst folgen.

In einer Einleitung über die Kartoffelkrankheiten im Allgemeinen erfahren wir, dafs vor dem Bekanntwerden der Stockfäule und der Räude nur eine allgemein verbreitet gewesene und genauer beschriebene Krankheitsform der Kartoffeln sich gezeigt hat, nämlich die Kräuselkrankheit (the Curl der Engländer, Frisole der Franzosen), welche nicht nur in Deutschland, Schottland, Irrland, England, Holland, sondern nach Fil. Ré auch in Italien von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an sich zeigte. Diese Krankheit zeigt sich als eine Verkümmerung des Krauts, wobei es kraus wird und einschrumpft, während sich nur kleine harte Knollen bilden. Die unter dem Namen Rost an dem Kartoffelkraut beobachtete Krankheit scheint wenig verbreitet und nicht von besonders schädlichen Folgen begleitet gewesen zu sein.

Die beiden Krankheiten, welche Gegenstand des vorliegenden Werkes sind, die Stockfäule und die Räude, sind erst seit dem Jahr 1830 bekannt geworden, zuerst im Westerwalde, der Eifel, dann am Rhein, später in der Pfalz, am Harz, und wir haben noch mehrere Gegenden der Mark Brandenburg hinzuzufügen, wo namentlich im Jahre 1841 die Stockfäule sehr verbreitet war.

Die Stockfäule (Knollenfäule, Knollenbrand) zeigt sich durch schnelles Faulen der geernteten Kartoffeln in den Mieten und Kellern und auch noch der eingesetzten Brutknollen auf dem Felde, so dafs diese entweder ohne Kraut zu treiben verfaulen, oder nur kümmerliche, bald vergehende Keime entwickeln. Bei geringer Feuchtigkeit der aufbewahrten Kartoffeln ändert sich ihre Substanz durch die Fäule in eine trockne, harte Masse um, die nach unseren hier in der Mark gemachten Beobachtungen mürbe und zu Mehl zerreiblich ist. Bei grofser Feuchtigkeit zerfliefst das Ganze zu einer schmierigen, stinkenden Masse. Der Verf. sah die Stockfäule nur an weifsen und gelben Kartoffelsorten. Wir haben in der Mark indessen auch an rothen Kartoffeln die Krankheit in grofser Ausdehnung gesehen. Hr. v. Martius unterscheidet zwei Entwicklungsstadien der Krankheit: 1) Das Stadium der Verbereitung, wo die Oberhaut ihren Glanz verliert, eintrocknet, und dunkle runzelige Flecken bildet, die später zu gröfseren zusammenfliefsen. Am Rande der Flecken löst sich die Oberhaut rundum schwammig, so dafs inselförmige Absonderungen derselben entstehen. Unter diesen Stellen der Oberhaut fängt das Fleisch der Knollen an zu verderben, indem es zuerst gelb und immer dunkler braun und schwarz wird, dabei aber trocken erscheint, ohne dafs die kranken Stellen bestimmt abgegrenzt wären. In diesem Zustande kann die Kartoffel noch verspeist, verfüttert und sonst benutzt werden, weil das Stärkmehl nicht verändert ist. 2) Das Stadium der trocknen Fäulnifs. Die kranken Flecke erheben sich zu Wärzchen oder Höckerchen, die in der Mitte einsinken und aufreifsen. Aus der zerrissenen Oberhaut drängt sich dann eine weifse Schimmelbildung rasenförmig hervor, die aus kleinen weifsen Puncten, wie Hirsekörner, im Zellgewebe ihren Ursprung nimmt. Die Kartoffel verbreitet nun einen fauligen Geruch und die kranke Wucherung breitet sich in der ganzen Knollensubstanz aus. Der Pilz verstäubt, und die Knolle trocknet dabei aus und wird specifisch leichter. Keime treiben solche Knollen schwer; aber häufig bilden sich kleine rosenfarbige Brutknollen auf der kranken Kartoffel, besonders im letzten Stadium. Auf der Durchschnittsfläche sind solche Kartoffeln braungelb marmorirt, doch noch mit zerstreuten Amylonkörnchen erfüllt, häufig durch innere Risse hohl und von Mehlmilben bewohnt.

Digitized by Google

Die Veränderungen der inneren Organisation der artoffel während der Stockfäule sind im ersten Sta- ım noch wenig merklich. Der Verf. glaubte eine weiterung von Interzellulargängen zu finden, indes- ı fanden wir nur eine Verdickung und Trübung der bstanz der Zellenwandung, von der auch, wie der rf. richtig vermuthet, die ganze Verderbniſs und die zformation zuerst in Form kleiner höckriger Fort- ze ausgeht, während das Stärkmehl noch unver- lert ist. Im zweiten Stadium verfärben sich die llenwandungen stark, zerreiſsen selbst flockig, zei- ı einen braunen Inhalt, zwischen dem aber die ırkmehlkörner noch zu erkennen sind, die sich zu- ɜt durch fortschreitende Fäulniſs erst mitverändern. der weiteren Veränderung bilden sich nun in dem lgewebe undurchsichtige Körner, die mit dem gan- Zellgewebe zu einer knorpeligen Masse verflieſsen, che die Matrix zu dem Pilz ist, der aus den Faul- ken hervorwächst. Hr. v. Martius beschreibt die- Pilz unter dem Namen: Fusisporium Solani. In reff der während der Stockfäule vor sich geben- ı chemischen Veränderungen fand Hr. A. Buchner, 's nur der Eiweiſsstoff verschwunden, das Stärk- hl aber unverändert und in beträchtlicher Quantität handen bleibt, so lange nicht nasse Fäulniſs hinzu- t. Dies stimmt auch mit unseren eigenen Beobach- gen darin überein, daſs wir mikroskopisch keine änderungen an den Stärkmehlkörnern wahrnehmen nten und nur das Zellgewebe verändert fanden. ıhrscheinlich geht die Pilzbildung auch niemals von Stärkmehlkörnern aus, wie Hr. v. Martius in der teren Periode zu finden glaubt, sondern das Wur- ewebe der Pilze saugt sich später nur an die kmehlkörner parasitisch an.

Die Kartoffelräude (Porrigo tuberum Solani) er- int, wie auch die Stockfäule, an verschiedenen Kar- lsorten, ist aber, wie jene, an den weiſsen und gel- Sorten häufiger, als an den blauen und rothen. Verf. unterscheidet auch hier zwei Stadien. Als ɜs *Stadium* bemerkt man im Herbst schon an den llen, die noch im Boden liegen, oder kurz nach Erndte kleine dunkle Fleckchen an der Oberhaut, 1 Linie im Durchmesser, oder in gröſsere Flecken mmenflieſsend; das Fleisch zeigt dabei noch keine liche Veränderung. Die Flecken gehen aber bald Warzen über, wobei sich der Geschmack der Kartoffeln ändert und auch die frische Schnittfläche leicht verfärbt. Solche Knollen treiben schlecht.

Im *zweiten Stadium*, das nach einigen Wochen sich bildet, reiſst die Oberhaut der Warzen und es entsteht eine Pustel mit einem braunen oder rothbraunen Pulver erfüllt; nach dessen Verstreuen kleine Grübchen übrig bleiben. Das Fleisch unter den Warzen und Gruben geht in eine trockne Verderbniss über und sondert sich eine neue Schale von vermoderter Beschaffenheit von dem darunter liegenden gesunden Fleisch ab, so daſs das Uebel nicht ganz in die Tiefe geht, und obgleich der Geschmack sich verschlechtert, die Kartoffel doch noch genieſsbar bleibt. Der innere Bau läſst eine ausgebildete Pilzentwickelung nicht wahrnehmen. Indessen bildet die verdorbene Zellensubstanz die Matrix zu einem Urpilz, den Wallroth auch als Erysibe subterranea tuberum Solani tuberosi charakterisirt hat.

Indem sich der Vf. zu den Ursachen der genannten Krankheiten wendet, sucht er zu zeigen, daſs diese in den äuſseren tellurischen Verhältnissen, in dem Boden, der Witterung, schädlichen Insekten u. dergl. nicht zu finden sind, weil die Krankheit sich an den in den verschiedensten Bodenarten cultivirten Kartoffeln gezeigt hat, wenn gleich die feuchten thonigen niedrigen Bodenarten dieselbe erfahrungsgemäſs mehr begünstigt haben, als trockne, hohe Sandländereien; und andererseits bei derselben Witterung die Krankheit nicht in allen Gegenden erscheint. Wir stimmen ganz bei, daſs die Witterung (Temperatur und Feuchtigkeitsverhältnisse) während der Vegetation der Kartoffel, so lange die Knollen in der Erde sich befinden, weniger die Krankheit wird erzeugen können; während jedoch die Witterungseinflüsse auf die ausgenommenen Knollen selbst wohl zu berücksichtigen sein möchten. Der Vf. findet die Ursachen der Krankheit mehr in inneren Verhältnissen der Kartoffel selbst und glaubt, daſs durch diese eine Disposition entstehen könnte, wobei eine epidemische Ansteckung durch die Sporen des Pilzes geschehe, der sich bei der vollendeten Krankheit bildet. Mit groſser und sorgfältiger Ausführlichkeit geht der Vf. alle die Verhältnisse bei der Cultur der Kartoffeln durch, welche prädisponirend auf die Ansteckung zu den genannten Krankheiten wirken könnten. Dahin werden gerechnet: a) die Art wie die Knollen vom Acker eingesammelt und aufbewahrt werden. b) Wie diese als Brutknollen zum Legen vorbereitet und ge-

Digitized by Google

legt werden. c) Die Behandlung der Pflanze wenn sie ins Kraut treibt, wenn sie blüht und wenn sie Frucht ansetzt. Durch ungünstige Einwirkungen dieser Culturverhältnisse werde eine Verringerung der Lebenskraft und eine Verderbniſs der Knollen vorbereitet. Der Vf. glaubt, daſs oft unreife Kartoffeln eingeerntet und wieder gesäet werden, während man zur Saat nur reife auswählen sollte; daſs das Aufbewahren der Knollen in Kellern und Gruben der Natur der Kartoffel entgegen sei, wie man denn auch in ihrem Vaterlande sie nur an trockenen dem Luftzug ausgesetzten Orten: in Scheunen, auf Böden, seltener in geräumigen Erdlöchern auf Höhen aufbewahre. Die Kartoffeln, wenn sie in Haufen aufgeschüttet sind, fangen an Feuchtigkeit auszudünsten und zu schwitzen und erhitzen sich wenn das Wasser nicht verdampfen kann, wodurch sie in Zersetzung übergehen. Ferner wird das Zerstückeln der Brutknollen getadelt, weil die verwundeten Stellen leicht in Zersetzung übergehen, schimmeln und anfaulen, wodurch die Keimkraft zerstört wird. Auch sei das Verkehrteinlegen der Setzkartoffeln in die Erde wodurch die Keime nach unten gerichtet sind, das Einlegen schon im Keller gekeimter Kartoffeln, die Berührung der wunden Kartoffelfläche mit dem frischen Dünger als Ursache dieser Krankheit zu betrachten, wie denn auch das Abschneiden des Krauts während des Wachsthums ein Verkümmern der Knollen und eine schlechte Ernte erzeuge. Durch die Gesammtheit aller dieser Einflüsse werde zuletzt eine Raceverschlechterung, die man auch sonst schon häufig angeklagt, hervorgebracht, wobei der Vf. jedoch gesteht, daſs ein solches Abtragen und Veralten der Lebenskraft nicht hinreiche, das nur sprungweise und strichweise Auftreten der Stockfäule unter so ganz verschiedenartigen Verhältnissen zu erklären. Der Vf. sieht also die Summe aller aufgezählten Ursachen nur als solche an, die durch den ganzen Lauf der Wachsthumsperioden der Kartoffel fortwirken, eine verschlechterte Knollenbildung zur Folge haben, die nun die Disposition zur Aufnahme der ansteckenden Pilzkeime in sich enthält. Der Vf. giebt zwar eine Urzeugung der Pilze zu, aber die Ansteckung werde später durch den Sporenstaub den das Fusisporium Solani bildet, bewirkt. Wie bei anderen Pilzen, so hat auch hier der Vf. gesehen, daſs die Sporen auf zerschnittene Kartoffeln gestreut, keimten. Der Vf. bringt damit die von manchen Oekonomen, z. B. von Sinclair, Tessier angenommene Ansteckungsfähigkeit des Kornbrandes in Analogie, obgleich ihm die entgegenstehenden Erfahrungen wichtiger Autoritäten, wie Fries, Unger nicht unbekannt blieben. Der Vf. will dann auch nicht eine Contagiosität der Pilze durch wirkliche Besaamung annehmen, sondern den Proceſs der Ansteckung durch Impfung im thierischen Körper vergleichen. Das Pilzcontagium wirke dabei qualitativ und bringe in der Kartoffel eine Afterorganisation und Entmischung hervor, die sich nicht einmal an der vom Contagium berührten, sondern auch an anderen Stellen entwickeln könne: der Brand im Korn und die Knollenfäule seien so von Innen heraus entwickelte Krankheiten, die aber nicht bloſs als durch kosmische und tellurische Ursachen entstandene bloſse Säftekrankheiten zu betrachten seien. Aus diesem Grunde werden vom Vf. als Verhütungsmittel der Kartoffelfäule und der Rinderpest ähnliche Maſsregeln, wie man beim brandigen Weizen empfohlen hat, vorgeschlagen, nämlich Mittel das Pilzcontagium zu zerstören: das Einkalken der Setzkartoffeln und zur Zerstörung der Pilzkeime im Boden die mehrjährige Bestellung der Kartoffelfelder mit anderen Früchten.

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes erlauben wir uns diesen Ansichten des geehrten Vfs. unsere eigenen Erfahrungen in der Sache hinzuzufügen, und machen vorweg nur darauf aufmerksam, wie uns ein Widerspruch darin zu liegen scheint, daſs der Vf. einerseits aus der Möglichkeit der Fortpflanzung der Pilze durch Sporen überhaupt und der Keimung der Sporen des Fusisporium Solani auf feuchten Kartoffelschnittflächen die Ansteckung zu beweisen sucht, dann aber diese Keimung bei Production der Krankheit doch wieder nicht gelten lassen will, und eine bloſse Ansteckung zu einer inneren Zersetzung der Kartoffel annimmt, wozu gar keine Pilzkeime nöthig wären. Dieſs kann nur darin seinen Grund haben, daß dem Verf. nicht entgehen konnte, wie die Knollenfäule eine Zerstörung der Kartoffel ist, die niemals von Aufsen nach Innen dringt, sondern von Innen anfängt und nach Aufsen durchbricht.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

ie Kartoffelepidemie der letzten Jahre, oder die Stockfäule und Räude der Kartoffeln, geschildert und in ihren ursächlichen Verhältnissen erörtert von Dr. C. Fr. v. Martius.

(Schlufs.)

Wollte man hierbei nun mit dem Vf. annehmen, fs eine gänzliche Auflösung der Pilzsporen zu ei- m chemischen Stoff und eine Aufsaugung dieses offs durch die Kartoffel Statt finde, so wäre die raus hervorgehende Wirkung nicht mehr eine Fort- anzung der Pilze, sondern ein gewöhnlicher Zerse- ngsprocefs der durch andere leicht zersetzbare gentien eben so gut wie durch Pilzkeime könnte her- rgebracht werden, und wobei die Nothwendigkeit der egenwart der letzteren nicht einleuchtet. Auch könnte f solche Art eher jede andere Zersetzung und Fäul- s der Kartoffel, als gerade die eigenthümliche Krank- it der Trockenfäule entstehen. Wir können also die zbildung wohl nicht als Ursache sondern allein als lge der Krankheit ansehen. Die Trockenfäule zeigt sich, onders in trockner Luft auch häufig ohne Pilzbildung.

Zur Aufklärung über die Ursachen der Trocken- le scheint uns die Berücksichtigung folgender Ver- tnisse, die wir aus eigener Erfahrung im Grofsen theilen, wichtig. 1) Die Krankheit entsteht niemals rend des Wachsthums der Knollen im Boden, son- n die völlig gesund und ausgewachsen eingesam- ten Kartoffeln werden erst an den Aufbewahrungs- en davon befallen. 2) Es sind nicht etwa kleine ntwickelte oder unreife, sondern gerade die völlig gebildeten grofsen und gröfsten Kartoffeln, die in Haufen an Trockenfäule leiden. 3) Die Krankheit wickelt sich nicht an allen Kartoffeln zugleich son- n allmählig an einzelnen Stücken in dem Haufen, breitet sich aber durch Ansteckung, wenn die fau- nicht ausgelesen werden über gröfsere Stellen in Haufen oder über den ganzen Haufen, wobei, wie es scheint, durch Erhitzung und Erstickung des Lebens die ganz gesunden von Licht nnd Kälte nicht affizirten Knollen von der faulenden Umgebung mit in Verderbnifs gezogen werden. Denn wenn die angefaulten Kartoffeln sorgfältig ausgelesen und die übrigen gesunden gelüftet und trocken gelegt wurden, so machte die Stockfäule keine weiteren Fortschritte. 4) Die Entstehung der Krankheit zieht sich oft langsam den ganzen Winter hindurch und während des Frühlings hin und setzt sich dann an den in die Erde gelegten schon angesteckten Kartoffeln fort. 5) Sie wird bei letzteren beschleunigt, wenn die Spitzentriebe der Kartoffeln zur Saat abgeschnitten und in Haufen auf einander geworfen waren. 6) Die blofse Verwundung der Kartoffel durch Abschneiden der Keime macht nicht immer Trockenfäule, sondern oft gehen dergleichen Haufen zerschnittener Kartoffeln direkt in gewöhnliche Fäulnifs über ohne alle Pilzbildung und umgekehrt trocknen die Schnittflächen ohne Verderbnifs ein, wenn die abgeschnittenen Stücke dünn ausgebreitet werden. 7) Diejenigen Setzkartoffeln aus einem Haufen stockfauler Keime, welche im Boden nicht vergehen, sondern gesunde Triebe bilden, erzeugen ganz gesunde schöne Pflanzen und Knollen, die bei gehöriger Behandlung niemals wieder stockfaul werden. Diefs hat seinen Grund offenbar darin, dafs 8) niemals die Knospenkeime durch Stockfäulnifs ursprünglich leiden, sondern nur das Zellgewebe des Markes. So lange also noch soviel gesundes Mark an der stockfaulen Kartoffel ist, dafs die Keime sich bis zur selbstständigen Wurzelbildung entwickeln können, leidet die normale Entwickelung der Krauttriebe gar nicht, und die neue Knollenbildung geht, wie das ganze Wachsthum der Kartoffel ungehindert vor sich. Wenn also die gesäeten stockfaulen Kartoffeln ausbleiben, so liegt diefs allein an der Verderbnifs des ersten Nahrungsmaterials aus dem Knollen für den Keim. Ich habe diefs im Jahr 1840 in grofser Ausdehnung zu sehen

Digitized by Google

Gelegenheit gehabt. 9) Hieraus wird ersichtlich, wie sich niemals ein Ansteckungsstoff aus dem Knollen in das daraus hervorwachsende Kraut überträgt, und die an solchem Kraut gebildeten Knollen also eben so gesund sein werden, wie das Kraut selbst. In der That ist niemals beobachtet worden, dafs das Kraut derjenigen Kartoffeln, welche später stockfaul geworden, irgend ein krankes Zeichen gehabt hätte, wodurch der Keim zu einer Krankheit der Kartoffeln schon auf dem Felde angedeutet worden wäre. Im Jahre 1841, wo an vielen Orten der Mark Brandenburg die Kartoffeln stockfaul wurden, zeigte sich die gesundeste üppigste Vegetation des Krauts. 10) Allem diesen gemäfs lehrt auch die Erfahrung, *dafs in der That der ganze Kreis von Veränderungen, wodurch die Kartoffeln stockfaul werden, innerhalb der Zeit vom Aufnehmen der Knollen an bis zum Wiedereinsetzen der Saatknollen abläufl, dafs also in den Einwirkungen während und nach dem Aufnehmen und während der Aufbewahrung der Knollen im Winter, der hauptsächlichste Grund dieser Verderbnifs zu suchen sein mufs.*

In dem Gebiet unserer eigenen Erfahrungen sind hier vorzüglich dreierlei Dinge vorgekommen, denen wir allein die Ursache der Stockfäulnifs zuschreiben konnten, und durch deren Beseitigung dieselbe auch ganz sicher gehemmt und vertilgt wurde. 1) In den Jahren 1838 und 1839 wurden aus wirthschaftlichen Gründen die in grofsen Massen aufgenommenen Kartoffeln in Haufen von 5—6 Wispel geschüttet, und blieben so, leicht mit Kartoffelkraut bedeckt, mehrere Wochen, bis zum Einfahren, auf dem Felde liegen. Eine Folge davon war, dafs die Kartoffeln bis tief in den Haufen hinein durch das Licht grün wurden, und diese Kartoffeln zeigten eine besondere Neigung zum Faulen. 2) Wenn nicht grün gewordene Kartoffelhaufen in den Jahren 1839 und 1840 auch völlig durchnäfst in den luftigen Keller gefahren wurden, so trockneten diese Kartoffeln selbst in gröfseren Haufen in Zeit voo 24—36 Stunden völlig ab, ohne dafs sich merklicher Dampf dadurch entwickelte, wie dies auch ähnlich mit ganz nassen Kartoffeln in leicht mit Stroh bedeckten Mieten geschah. Diese Abtrocknung konnte nur durch Einsaugung des Wassers von den Kartoffeln geschehen sein, weil sonst die unten liegenden, mit der Zugluft gar nicht in Berührung kommenden, nafs hätten bleiben müssen. So lange also die vom Regen nassen Kartoffeln die ihrer Oberfläche anklebende Feuchtigkeit noch absorbiren können, zeigt sich durch die Nässe auch keine Erhitzung in den Haufen. Man mufs den Ausdruck: Durchnässung der Kartoffeln nicht mifsverstehn. Sie werden eben so wenig, als beregnete lebendige Blätter, durch Regen innerlich durchnäfst, wie etwa todte vegetabilische Substanzen, die hygroskopisch von Feuchtigkeit durchdrungen werden; sondern das Innere der lebendigen Kartoffel nimmt nur so viel Wasser auf, als lebendig absorbirt wird; alles übrige treibt von der Oberfläche nach den Gesetzen der Schwere ab. Von Regen nasse Kartoffeln sind also nur auf der Oberfläche nafs, und die geringe Menge der Oberhaut anklebenden Wassers kann, wie die Erfahrung lehrt, auch wenn sie in Haufen liegen, leicht absorbirt werden. Liegen aber die Haufen mehrere Tage lang in beständigem Regen, wie das zur Herbstzeit öfter der Fall ist, so erreicht die Wasserabsorption ein Maximum, über welches hinaus dann nichts mehr absorbirt werden kann, ohne vorhergehende Wiederausdünstung. In solchen Fällen dann wirkt das anklebende Wasser nachtheilig, und nur solche Kartoffeln pflegen sich in grofsen Haufen zu erhitzen, weil sie nicht durch Wasserabsorption abtrocknen. Grüne Kartoffeln aber, nafs eingefahren, trockneten nicht, oder doch schwer und unvollkommen ab und blieben im Keller lange feucht. Diese zeigten dann eine sehr grofse Neigung zur Trockenfäule. Auch schwitzten die grün eingefahrenen, selbst trockenen Kartoffeln später viel stärker, als die nicht angegrünten. Die durch das Grünen erhaltene Blattnatur scheint mehr zur Ausdünstung als zur Einsaugung zu neigen. Gegrünte Kartoffeln werden daher im Keller auch viel leichter welk als andere. 3) In der letzten Hälfte des October und November, wo bei einer ausgedehnteren Kartoffelcultur die Erndte erst beendigt werden konnte, zeigte sich während der Nächte, wo die eingehauften und mit Kartoffelkraut bedeckten Kartoffeln auf dem Felde lagen, wenn auch nicht stärkerer Frost, doch zu Zeiten, wo der Himmel klar war, öfter Reif und überhaupt abwechselnd nafskalte Witterung, deren Einwirkung auf die im Freien liegenden Kartoffeln späterhin sich besonders auch dann durch Stockfäule zeigte, wenn sie nicht eigentlich angefroren und glasig, sondern nur stark durchgekältet waren; denn

Digitized by Google

ınz gefrorne Kartoffeln gehen später in directe Fäul-
ſs über. Auch das Kartoffelkraut stirbt schon ab
ıd verschrumpft wenn die Temperatur nur bis 1—2°
ıer Null sinkt, ohne eigentlichen Frost. Diese Kälte
heinen die Knospen der Kartoffeln viel leichter zu
tragen, als das grüne Kraut und das markige Zell-
webe der Knollen, denn selbst wenn die Kartoffeln
Innern darnach faulen, bleiben die Keime zum Aus-
iben fähig. Nur das Leben der Zellen leidet durch
: Kälte, und diese sterben allmählig ab, wie in den
n Kälte getödteten Blättern. An den grünen Kar-
ffeln aber scheinen auch die Keimknospen einen ge-
ıssen Grad der Entwicklung anzunehmen, bei wel-
em sie gegen die Kälte ebenfalls sehr empfindlich
rden, wenngleich ich ein völliges Ertödten dieser
ıospen durch Erkältung nicht beobachtet habe. Im
lgemeinen also sind alle lebendigen Theile der Kar-
ffeln von Natur gegen die Kälte sehr empfindlich, und
den dadurch auch mehr oder weniger. 4) Das Angrü-
n der Kartoffeln geschieht auch in nicht ganz
stern Kellern, wenngleich schwächer als am freien
chte. Doch habe ich bei mangelnder Kälte und
ısse von diesem Grünwerden keine nachtheiligen
folge gesehen. — Die Folge des Absterbens der
ellen in den Kartoffeln ist nun eine doppelte.
nmal geht die Lebensfähigkeit der organischen Aus-
nstung verloren und das in den Kartoffeln enthal-
ıe Wasser wird sich anhäufen und die Stoffzer-
zung begünstigen, wodurch die Pilzbildung bedingt
, und durch welche solche Kartoffeln auch oft schnell
h erhitzen und in nasse Fäulnifs übergehen, beson-
's wenn der Zersetzungsprocefs früher vorschreitet,
die Epidermis zerstört oder aufgerissen ist, so dafs
Feuchtigkeit keinen Ausgang findet. Zweitens ha-
ı die gesunden Kartoffeln, ähnlich wie alle fleischi-
ı Pflanzentheile, zugleich die Lebensfähigkeit eine
timmte Quantität Wasser zu absorbiren und in
ı zurückzuhalten, wodurch sie, wenn auch nicht vor
em theilweisen Welkwerden, doch vor einem völli-
physikalischen Austrocknen und Erhärten gesichert
den. Sobald aber das Leben der Zellen abgestor-
ist, hört diese Fähigkeit, sich turgescirend zu er-
:en, auf, und es tritt eine physikalische Austrock-
g und Verhärtung der Knollensubstanz um so
ır ein, als die Epidermis schon stellenweis zerstört
und die innere Feuchtigkeit einen freien Ausgang
findet. Daher trocknen die stockfaulen Kartoffeln leicht ganz aus, schrumpfen ein und werden sehr specifisch leicht. Da die fortdauernde Lebensthätigkeit der Knollen nur in den Zellenwandungen und den sie durchziehenden und umspinnenden Lebenssaftgefäfsen ihren Sitz hat, das in den Zellen enthaltene Stärkmehl aber ein schon leblos gewordenes Product der Bildung ist, so erstreckt sich die Wirkung des Absterbens bei der Stockfäule nur auf die Substanz des Zellgewebes, während das Stärkmehl dadurch vorläufig ganz und gar nicht verändert wird, weshalb denn auch die mikroskopische wie die chemische Untersuchung *nur die Substanz und Form des Zellgewebes, nicht aber das darin enthaltene Stärkmehl verändert zeigt.* Erst bei gänzlicher Auflösung des Zellgewebes durch Fäulnifs wird das Stärkmehl, doch wie es scheint niemals gänzlich, mitzerstört; daher denn auch die zu einem völligen Brei verfaulten stockfaulen Kartoffeln, wenn sie getrocknet werden, noch eine ganz mehlige Beschaffenheit zeigen und sich fast in allen Perioden ihrer Veränderungen noch zur Stärkmehlbereitung eignen.

Alle diese Veränderungen, welche das Leben und das Gewebe der stockfaulen Kartoffeln erleidet, gehen nun langsamer oder schneller, örtlicher oder verbreiteter in den kranken Stücken vor sich, je nachdem die Wirkungen der Erkältung, Durchnässung und Grünung günstiger oder ungünstiger für die Krankheit zusammentreffen, und in verschiedenen Graden die Ertödtung des Zellgewebes bewirken. Blofs durchkältete, nicht angegrünte Kartoffeln, trocken eingebracht, erholen sich in ihrer Lebenskraft oft gänzlich wieder und halten sich oft ganz gut, oder werden erst spät im Frühjahr sparsam stockfaul. Durchkältete angegrünte Kartoffeln, auch wenn sie trocken eingebracht werden, verderben schon viel leichter; am rapidesten und ausgebreitetsten sahen wir die Krankheit, wenn Erkältung, Angrünung und Nässe in stärkeren Graden vereint eingewirkt hatten. In den nafskalten Gegenden von Europa, wo die Kartoffelerndte mehr in die Zeit der eintretenden Herbstnachtfröste bewirkt werden mufs, hat sich die Stockfäule auch am verbreitetsten gezeigt. Wir läugnen nicht, dafs nasse Witterung zur Zeit der Kartoffelreifung, feuchter Boden, wodurch ein wässeriges Aufschwellen der Gewebe bewirkt wird, eine Prädisposition der Knollen zur leichteren Einwirkung der genannten Schädlichkeiten bewirken könne;

Digitized by Google

allein die übermäfsige Feuchtigkeit an sich kann wohl andere Verderbnisse, niemals aber die Stockfäule hervorbringen. Zu dieser gehört durchaus ein gewisser Grad der Ertödtung des Zellgewebes in den Knollen. In Gegenden wo, wie in dem Vaterlande der Kartoffel, die Temperatur zur Zeit der Kartoffelerndte nicht bis gegen den Gefrierpunct hin sinkt, wird man wohl niemals die Stockfäule finden. Die sogenannte Räude müssen wir für eine ganz andere, auch von anderen Ursachen, unter denen vorzüglich der Boden mitwirkt, entstandene Krankheit halten, können uns jedoch hier nicht weiter darüber verbreiten. Wir danken schliefslich dem Herrn Verf. für die vielseitige Behandlung des anziehenden Gegenstandes.

Dr. C. H. Schultz.

LII.

Exercices pratiques d'analyse, de syntaxe et de lexigraphie Chinoise, ouvrage où les sinologues trouveront la confirmation des principes fondamentaux et où les personnes les plus étrangères aux études orientales puiseront des idées exactes sur les procédés et le mécanisme de la langue chinoise. Par Stanislas Julien, membre de l'institut et professeur au collège de France. Paris. 1842. *XXIV und* 270 *Seiten.* 8.

In einer früheren Nummer dieser Jahrbücher haben wir das *Examen critique* angezeigt, worin Professor St. Julien eine sehr grofse Anzahl fast unverzeihlicher Verstöfse aufdeckt, die Hr. *Pauthier* in seiner Uebersetzung eines chinesischen Textes begangen. Fast noch überraschender als die Zahl und zum Theil auch die Natur dieser Fehler war uns eine bald darauf im Journal Asiatique erschienene und seitdem in vielen besonderen Abzügen versandte *Réponse à l'Examen critique*, worin Herr Pauthier die zwar strenge aber durchaus nicht in feindseligem Ton abgefafste Kritik des ausgezeichneten Sinologen zu widerlegen versucht, und dabei, vermuthlich im Gefühl seiner hoffnungslosen Sache, eines Tones leidenschaftlicher, hin und wieder an gemeine Schmähung gränzender Persönlichkeit sich bedient, wie er bei französischen Gelehrten sicher eine seltne Ausnahme von der Regel ist. Das Verfahren des Herrn P. gleicht dem eines Advocaten, der mit keckster und rücksichtslosester Zungendrescherei irgend einen verstockten Missethäter als schuldlos, wo nicht selbst als einen edeln und musterhaften Menschen darzustellen bemüht ist. Da er zur Vertheidigung des theuern Clienten (d. i. seiner Uebersetzung) auf geradem Wege, d. h. auf dem Wege des anerkannten Sprachgebrauchs und seiner unumstöfslichen Regeln nichts ausrichten kann, so versucht er alle erdenklichen Kreu- und Querzüge, affectirt Belesenheit in einheimischen Wörterbüchern und anderen chinesischen Autoren, und hat so das Unglück, noch eine Menge neuer Blöfsen sich zu geben, aus denen die gröfste Tactlosigkeit in Handhabung der Sprache hervorgeht.

Es ist in der That sehr beklagenswerth, wenn ein Mann von Geist und wissenschaftlichem Interesse, den Grundsatz *plus vite que paroître* umkehrend, in den Strudel oberflächlicher Polygraphie sich stürzt. So verführt denn auch Herr Pauthier: wo dieser vielseitige Dilettant selbstständig ist, wie z. B. in seiner Abhandlung über das *Tao*, hat er Unhaltbares aufgestellt; seine übrigen bis jetzt erschienenen Arbeiten verdienen nicht selbstständig zu heifsen, und überall vermifst man ein tieferes Studium. Es wäre ihm lange und gewissenhafte Vorbereitung zu empfehlen, ehe er solche Unternehmungen wie eine *Description de l'Empire de la Chine*, oder *Livres sacrés de l'Orient* an das Licht treten liefse.

Die *Réponse* des Herrn Pauthier hat den Triumph der gerechten Sache nur noch mehr verherrlicht, und insofern muss man ihm beinahe Dank dafür wissen. Herr Julien sah sich durch den bramarbasirenden Angriff veranlafst, eines der gediegensten Werke zu schreiben, die bis jetzt aus der Feder eines Sinologen hervorgegangen sind, und welches neben der gründlichsten Widerlegung die nur irgend möglich, einen wahren Schatz feiner und von ausgebreitetster chinesischer Belesenheit zeugender Bemerkungen grammatischer und lexicalischer Art in sich schliefst. Seinen Gegner mit philosophischer Ruhe Schritt vor Schritt ins Auge fassend, reifst Hr. Julien jede papierne Brustwehr hinter der er sich verschanzen will, nieder und zieht seine Gebrechen aus jedem Schlupfwinkel ans Tageslicht. Die ganze Polemik ist so fein und scharf, und zugleich von solcher *bonne foi* durchdrungen, dafs man ihr mit wahrem Vergnügen folgt und am Schlusse des 247 Seiten starken Werkes in Cicero-Schrift fast bedauert, dafs es schon zu Ende ist.

Wenn Herr Pauthier der sonnenhellen Wahrheit nicht hartnäckig die Augen verschliefst und von den *hundert und sieben und sechzig échecs*, die Herr J. ihm nachweist, nur die Hälfte anerkennt, so wird er selber wünschen müssen, dafs der schlimmste Feind seines litterarischen Rufes, jene unselige *Réponse*, für immer in dem Strome der Vergessenheit untergehe. Dagegen empfehlen wir jedem Freunde und Pfleger des Chinesischen das Buch des Hrn. Julien angelegentlichst. Auch der geübte Sinologe wird manches Neue daraus lernen; den Anfänger aber wird es in Geist und Mechanismus der Sprache besser einweihen als die bis jetzt erschienenen Elementarbücher.

Wir wollen schliefslich auf die wichtigsten Abschnitte des Buches verweisen: Aufeinanderfolge einer Anzahl Genitive, durch blofse Position angedeutet (S. 7 ff.) — Versetzung des Adverbiums hinter das Object des Verbums, wenn auf ersteres ein besonderer Nachdruck ruht (S. 15). — Fälle in welchen das Subject dem Verbum folgen kann, statt ihm, der Regel gemäfs, vorauszugehen (S. 83). — Verschiedener Gebrauch des Pronomens *k'i* (S. 86 ff.). — Umstellung der Partikel *i*, sofern sie durch bedeutet (S. 94 ff.). — Verschiedene Art, den Locativ auszudrücken (S. 114). — Eine sehr lehrreiche Digression über gewisse durch Zusammensetzung gebildete Ausdrücke (S 125 ff.). — Zerstreute Bemerkungen über buddhistische Redensarten (S. 166 ff. 184 ff.) — Ueber die Namen welche chinesische Gelehrte ihren Studier-Cabinetten und Bibliotheken geben (S. 172 ff.). — Wichtige Ausnahme von der gewöhnlichen Stellung zweier Adjectiven die sich auf zwei vorangegangene Substantiven beziehen (S 225 ff.) u. s. w.

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

November 1842.

LIII.

; Junio Gracchano commentatio. Scripsit Lud. Mercklin. Particula I. II. Dorpati, MDCCCXL, MDCCCXLI. 47, 53 *pp.* 8.

Bei dem jetzt auf's Neue lebhaft angeregten Stu- ım der römischen Geschichte mit besonderem Bezuge f Staats- und Rechtsalterthümer, ist es natürlich, ſs auch die Quellenforschung, auf Niebuhr's scharf- ınigen Untersuchungen, die auch hier die Basis bil- n müssen, weiterbauend, einen neuen Aufschwung mmt. Um aber die uns noch fliefsenden Quellen im llgemeinen richtig zu schätzen, um den Werth jeder ınzelnen Tradition zu prüfen, ist es dem Forscher noth- endig, jene Quellen bis an ihre ersten Ursprünge zu ırfolgen und den Spuren der ihnen zu Grunde liegen- ıa älteren Ueberlieferungen sorgsam nachzugehen, dem quilegen gleich, der verschüttete Wasseradern mit unstgeübtem Blicke unter der verbergenden Erde auf- ıspüren wufste. Mannigfache Monographien der jüng- en Zeit (S. Mercklin I p. 5, wo statt M. H. Whiste ; Fabio Pictore etc. zu lesen ist H. K. Whitte de . Fabio, statt Hullemann Hulleman und jetzt die Ab- ındlung von Liebaldt über den Valerius Antias im aumburger Programm von 1840 hinzuzufügen) haben esen Untersuchungen mit mehr oder minderem Glücke ch unterzogen. Haben wir nun aber zwei Gattungen eser Quellen besonders zu unterscheiden, von denen ; einen mehr rein historische Ueberlieferungen ent- lten, die andern, die mehr Antiquarisches überliefern, f authentischen Nachrichten basirend und von der schäftigen Volkssage minder berührt, jenen an Glaub- ırdigkeit weit vorzuziehen sind (vgl. Rubino Unter- chungen über röm. Verfassung und Geschichte l. I, VI sq. 491), so ist deutlich, dafs besonders die letz- m zu erforschen und so gleichsam den reinsten Kern r Nachrichten aus den vielfach umgebenden Hüllen rauszuschälen von Interesse und Wichtigkeit für das nze Gebiet der römischen Alterthumsforschung sein ıfs. Eine nicht unbedeutende Stelle unter diesen An- ıaren nimmt Junius Gracchanus ein, der Zeitgenosse d Freund des C. Gracchus, von dessen staatsrecht- hen, chronologischen und topographischen Untersu- ıngen in den uns erhaltenen Schriftstellern wenig- ıns insoweit Andeutungen vorliegen, dafs wir ein Bild r Thätigkeit des Mannes uns zu entwerfen vermögen. ebuhr hatte sich mit besonderer Vorliebe mit ihm be- schäftigt und in ihm vielfach die verborgene Quelle uns jetzt ohne Angabe ihres Ursprungs überlieferter Nachrichten, besonders über Geschichte der römischen Magistraturen mit beigefügten Jahreszahlen nach der Aera der Consuln zu erkennen geglaubt, auch Rubino a. a. O. S. 317 flgd. hatte, den Wunsch nach einer besonderen Monographie aussprechend, ihm seine Aufmerksamkeit zugewandt, und neuerlich noch hat sich Dirksen in einem, wie alle Arbeiten des berühmten Romanisten, durch Scharfsinn und Eleganz ausgezeichneten Aufsatze über die historische Glaubwürdigkeit der Berichte des Lydus in dessen Schrift de magistratibus reipubl. Rom. (vermischte Schriften von H. E. Dirksen. Erster Theil. Berlin 1841. 8. S. 50 flg.), der von Hrn. Mercklin noch nicht benutzt werden konnte, gegen die Niebuhrschen Ansichten über Junius, so weit sie sein Verhältnifs zu Gaius und durch ihn zu Lydus angehen, mit vollkommenem Rechte, wie es uns scheint, erhoben. Während so die Meister des Faches Einzelnes den Junius betreffende erörterten und aufhellten, wandten sich die Jüngeren, da, was Krause in seinen uitae et fragmenta ueterum historicorum Romanorum p. 221 sq. beibringt, überall nicht genügend sein konnte, der Arbeit zu, Alles über den Junius vorhandene Material zusammenzustellen und zu sichten, um ihn so in möglichst umfassender Weise allseitig erkennen und schätzen zu können. So entstand die ausführlichere Arbeit des Hrn. Mercklin, so die kürzere des Rec., die er als Anhang zu seiner Abhandlung de Luciis Cinciis ausarbeitete, ohne von dem Unternehmen des Hrn. Mercklin zu wissen: erst nach Vollendung seines Aufsatzes erlangte er Kenntnifs von jenen Dissertationen, die er, aller aufgewandten Mühe ungeachtet, erst nach dem Drucke der seinigen erhielt, so dafs er sich damit begnügen mufs, sie nun nachträglich einer kurzen Besprechung zu unterwerfen.

Nach einigen einleitenden Worten führt uns Hr. Mercklin im ersten Abschnitte (I, S. 7—29) zu einer sorgfältigen onomatologischen Erörterung, an der wir nur das Bedenken gegen den Vornamen Marcus auszusetzen haben: gesetzt auch die Stelle des Varro de L. L. VI. §. 95 Müll. sei durchaus nicht auf Junius Gracchanus zu beziehen, obwohl sich namentlich dagegen, als brauche Varro überall nur einen Namen, manches einwenden läfst*), da er, wo es ihm auf genaue Be-

*) Spengel praef. ad Varr. p. LIV, den Hr. M. anführt, gab selbst zwei Beispiele dagegen an: das eine ist die Erwähnung des Scaeuola Quintus P. M. V §. 83; bei dem andern,

Digitized by Google

zeichnung ankommt, sei es durch Angabe des Vornamens, oder, was doch der Sache nach dasselbe bleibt, irgendwie sonst die speciellsten Angaben macht, z. B. V, 55 Volnius, qui tragoedias Tuscas scripsit, V, 59 Zeno Citieus, VI, 90 M. Sergius M'. f. quaestor u. s. w.*), während allerdings auffallend erscheint, dafs diese nähere Bezeichnung des Junius erst da erfolgen sollte, wo er zum letzten Male erwähnt wird**): so scheint uns doch der M. Junius bei Cicero de legg. III, 20. 49 entscheidend zu sein. Es wird hier erwähnt, dafs M. Junius an den Vater des Atticus de potestatum iure (denn das ist die nach dem Cod. Monac. von Orelli und Madvig gebilligte und unzweifelhaft richtige Lesart dieser Stelle) geschrieben habe; Junius Gracchanus verfafste um dieselbe Zeit ein von Ulpian und Lydus erwähntes Werk de potestatibus; die Identität beider ist allgemein anerkannt, Hr. M. aber, der freilich bei Cic. l. l. de potestate tum de iure liest, wodurch die Uebereinstimmung der Augenfälligkeit verliert, findet p. 28 dafs diese Worte allerdings „habent antiquam uim ad commouendam cogitationem librorum de potestatibus Junii Gracchani sed tamen praestat cautum esse et doctiori rem diiudicandam permittere" (vgl. auch p. 13, 24 sq. 34 sq.) — allein wir halten diesen Zw für ungerechtfertigt, und tragen kein Bedenken, d Gracchanus wenigstens nach dieser Stelle den Ve men Marcus zuzusprechen, und was wir dort über d M. Junius erfahren, überhaupt für ihn zu benutzen, dafs wir das von ihm gebrauchte sodalis nicht mit H M. p. 28 für die „notio sodalicii cuiusdam aut colle halten möchten„ sondern für ein Appellativum, s Freundschaft zum Vater des Atticus bezeichnend, der fehlende Genitiv viel leichter, als die mangel Bezeichnung des munus oder sacerdotium entbehrt w den kann, indem das vorhergehende scripsit ad trem tuum deutlich genug die Beziehung angiebt. D dagegen der Redner M. Junius bei Cic. p. Quinct § 3 nicht unser Gracchanus sei, hat Hr. M. p. 24 gründlich nachgewiesen, indem er zugleich gegen nesti, dem auch Rec. p. 105 gefolgt war, zeigt d Passerati, der als Urheber jener Meinung gilt, al dings den M. Junius hier mit dem bei Cic. de le erwähnten identificire, nirgends aber angebe, dafs diesen wiederum für Junius Gracchanus halte.

Im zweiten Abschnitte (I. p. 29—47) spricht M. von den Schriften des Junius: da er die bei Varro 95 erwähnten Commentarii des M. Junius, die Rec. a. O. p. 95—97 dem Gracchanus zuzuweisen versu hatte, obwohl zu absoluter Gewifsheit hier allerdi nicht zu gelangen ist, den fragmentis incertis ver net, so bleibt ihm nur der Titel eines Juniani Werkes de potestatibus, welcher p. 29—33 ge erörtert wird, nicht ohne eine gewisse Breite, an der Hrn. M.'s Auseinandersetzungen im Ganzen leiden, besonders indem die Meinungen Anderer allzuhäufig in extenso angeführt werden, wodurch denn besonders die Noten zu den einzelnen Fragmenten z. B. über die trostuli II. p. 17—24 eine unverhältnifsmäfsige Ausdehnung erhalten.

Auf p. 33—38 wird darauf gegen Rubino zu beweisen unternommen, dafs diese Schrift einen rein gelehrten, nicht einen praktischen Charakter hatte, so wie II. p. 12 sqq. gegen denselben das oppositionelle Element — darin in Abrede gestellt wird, ohne dafs jedoch diese Auseinandersetzung die Unhaltbarkeit der geistreichen Hypothese Rubino's — freilich immer nur einer Hypothese — besonders in Bezug auf das letztere, für uns zur Evidenz gebracht hätte, da was das erstere betrifft ja auch Rubino I. p. 38 in der von Hrn. M. angeführten Stelle den gelehrten Charakter der Untersuchung nicht in Abrede stellt, was sich aber ganz wohl mit einem praktischen Zwecke vereinen läfst. Diese gelehrte Richtung des Junius verlangte zur besern Würdigung eine Auseinandersetzung des Zusammenhanges, in welchem er mit den grammatisch antiquarischen Studien seiner Zeit steht und Hr. M., der schon S. 36 sq. die einschlägigen Werke über d magistratus besprochen hatte, giebt deshalb S. 39 eine kurze Darstellung dieser Bestrebungen nach ihren beiden Richtungen, der romanistischen und der hellenisirenden, ohne jedoch für den Junius zu einem bestimmten Resultate zu gelangen (p. 43: „Junii auto

V §. 148 das Hr. M. übergeht p. 14 „quum ad ancipitem illam quaestionem quam ne Muellerus quidem ausus est dirimere de L. Aelio siue Cornelio Stilone pertineat" konnte wenigstens angegeben werden, dafs die Lesart C. Aelius Stilo hier wie V. 150, VII. 39 nur in der interpolirten Handschrift B. und dem den Handschriften dieser Familie folgenden Vulgärtexte sich findet, während die guten Manuscripte hier Cornelius Stilo, an den andern Stellen, wo die vulg. C. Aelius hat, Cornelius geben, mag man nun darunter mit v. Heusde de Aelio Stilone p. 75 (der jedoch in der Lesart schwankt vgl. p. 77) den Cornelius Sisenna, oder mit Osann Beitr. II p. 360. n. 8 den Epicadus oder noch einen andern zu verstehen haben: ob Stilo hier der Name sei und somit auch (vgl. Müller zu den St.) die bessern Handschriften in gewisser Weise der Interpolation unterworfen gewesen zu sein scheinen, oder ob mit Merkel Prolegg. ad Ovid. Fast. p. LXXVII Cornelius stilo secutus zu schreiben ist, bleibe dahingestellt; vielleicht hatte sich auch Varro am Rande kurz bemerkt, er wolle hier, bei nochmaliger Ueberarbeitung, einer Ansicht des Aelius Stilo erwähnen, wo er ihn dann freilich, wie stets in der Schrift, Aelius würde genannt haben, während er jener Bezeichnung im gewöhnlichen Leben sich bedienen mochte, und diese Glosse ist in unsern Text gekommen. Von dem Annalisten Cornelius Stilo mit Klausen Aeneas und die Penaten I p. 273 zu reden, erscheint mir etwas zu gläubig.

*) VIII. 36, wo man bisher M. Plautus, Müller auch L. Plautius genannt glaubte, ist nach den überzeugenden Erörterungen in Ritschls melett. Plaut. spec. onom., die den Rec. auch von seinen in diesen Blättern (Sept. N. 45) aufgestellten Conjecturen über den M. Titius zurückgebracht haben, hier auf keine Weise mehr anzuführen.

**) Hr. M. sagt hier p. 16 „quid enim per deos, Spengelii uerba repeto ex praef. p. LV, mouerit Varronem, ut quem ter simpliciter nudeque Junium dixisset, semel M. Junium appellet". Spengel aber a. a. O., der unsere Stelle hier ganz übersehen hat, sagt: „quid enim per deos (und das hat Hr. M., als von Sp. entlehnt, bezeichnen wollen, während seinen Worten nach die ganze Ansicht in der hier angegebenen Ausdrucksweise von Sp. ausgesprochen zu sein scheint) Varronem breuitati haud parum studentem, ut semel iterumue C. Aelius uel C. Aelius Stilo, centies uero Aelius simpliciter scriberet, mouerit"?

Digitized by Google

racchani reliquiae et Latinas et Graecas uocabulo-
m originationes suppeditant, attamen sunt pauciores,
de certo colligi possit, quam maxime secutus fuerit
tionem"). Allein unter einer ziemlichen Anzahl von
tymologien, die unter den Fragmenten des Junius
s überliefert werden, ist nur die des Aprilis von
φροδίτη, in der er dem Fulvius gefolgt war, griechi-
hen Ursprungs und somit möchte er, wie das denn
ch seinem gesammten Studienkreise vollkommen
tspricht, vorzugsweise den Romanisten zuzuzählen
in. Gegen das strenge Urtheil, das Rubino über
n gefällt und das Rec. p. 105—107 zu entkräften
sucht hat, tritt auch Hr. M. auf p. 44, ohne sich
er auf eine nähere Untersuchung einzulassen, zum
chlusse noch die Schicksale der litterarischen Pro-
ctionen des Junius verfolgend, so weit wir das nach
n Anführungen derselben bei den Späteren ver-
ögen.

Die zweite Abhandlung bringt zunächst im dritten
schnitte die Fragmente des Junius von S. 3—50,
gen die Sammlungen von Dirksen und Krause um
nige vermehrt, die auch Rec. beigebracht hat, aufser-
m noch eine Stelle des Charisius (p. 79 Lind. 112 P.),
der jetzt ohne irgend eine Autorität der Name des
elius steht, dem Junius zuzuweisen versuchend. Mit
oſser Vorsicht hat Hr. M. aufser der oben bespro-
enen Stelle des Varro, die der commentarii erwähnt,
ch die Stellen des Gellius XIV. 8., wo aber die
erbesserung Carrio's Junius statt Mutius auf hand-
hriftlicher Autorität beruht und der Inhalt vollkom-
en zu dem Werke de potestatibus stimmt, und des
estus s. u. publica pondera, von Rec. den commen-
riis zugewiesen, als fragmenta incerta bezeichnet.
t grofser Sorgfalt und umfassender Benutzung der
chhaltigen neueren Litteratur über die einschlägigen
rtien des röm. Alterthums sind den Fragmenten Er-
terungen beigefügt, die wir nur zuweilen, wie bereits
merkt, etwas conciser abgefafst wünschten, wie denn
ch die vollständige, den gangbaren Ausgaben zu-
ist entlehnte Angabe der uarietas lectionis in dieser
sdehnung kaum angemessen gefunden werden dürfte.
ne uns bei der Betrachtung von Einzelheiten, was
weit führen würde, hier länger aufzuhalten, bemer-
wir nur noch, dafs in dem kurzen vierten Ab-
nitte p. 50—53 zum Schlusse Niebuhr's schon oben
ähnte Ansicht über die weitverzweigten, verborge-
Adern des Junius Gracchanus durch das ganze
biet unserer Quellen hindurch dargestellt und mit
Anspruchslosigkeit und Wahrheitsliebe, die die
eit des Hrn. M. überall charakterisirt, das Urtheil
r dieselbe gefällt wird p. 51: „Itaque dum Niebuh-
n de Junio Gracchano disserentem multum a uero
rrasse profiteor, hoc ueritatis causa dictum uolo.
n qui nostro libello perlecto, quam exiles sint et
rtae Junii fama atque reliquiae perspexerit, mira-
r sane, qua confidentia uir summus pronuntiauerit
e cum maxime ambigua sunt, uideritque prouida
aticina adeo mente, quae nos latent". Und diesem Urtheile können wir nur in seinem ganzen Umfange beistimmen.

Hertz.

LIV.

Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen. Von August Fuchs. Dessau, Aue. 1842. 8. 152 S.

Der bereits als Kenner der Romanischen Sprachen rühmlich bekannte Verfasser hat diese neue Schrift Jacob Grimm gewidmet. Sie entsprang aus dem Bedürfnisse, der neuerdings wieder eingerissenen Sprachmengerei einen Damm entgegenzusetzen. Mit Recht fragt der Vf. bei der Geschichte an und verfolgt jene Sprachkrankheit in ihre früheren Phasen zurück, wobei denn auch die Ansichten der Aerzte und Quacksalber, die gegen sie arbeiteten, mit deren eigenen Worten geschildert werden. „Denn zur Geschichte einer Sache — sagt der Vf. im Vorworte — gehört wesentlich ein Punct, welcher nicht selten übersehen wird, nämlich die Angabe der Meinung sachkundiger Zeitgenossen über dieselbe."

Als Anhänger der, wie wir glauben, alleinseligmachenden Sprachansicht, der historisch organischen, erkennt er jeder Sprache das Recht und die Pflicht zu, sich *möglichst* rein von der Einbürgerung ausländischer Vagabunden zu halten und die Weltanschauung ihres Volkes aus dem eigenen klingenden Bilderschatze darzustellen. Demungeachtet findet er die fremden Benennungen dann völlig berechtigt, wann die benannten Dinge selbst fremd und neu sind und keine genügende Bezeichnung in der eigenen Sprache des Volkes finden, dem sie von draufsen her zukommen. Er weist nach, dafs solche Wörter in bedeutender Zahl bereits in die alten deutschen Dialekte eindrangen, und als Zeugnifs des gesetzlich erworbenen Bürgerrechts dann auch bald eine dem Geiste der entleihenden Sprache angemessene Form erhielten. Bei einigen der S. 4—5 angeführten Wörter dürfte jedoch die Entlehnung noch nicht allgemein anerkannt werden, wie bei *Löwe, Linse, Oel, Goth. sineigs* (*senex*; der Stamm *sen, sin* ist mehreren deutschen und andern indogermanischen Sprachen eigen, vgl. u. A. *Pott* Et. F. II. 148). Religiöse und kirchliche Namen, die das Christenthum eingeführt, verdrängten selbst entsprechende der alten heimischen Religion, damit Nichts an diese erinnere; „nur wurde später leider! auch gerade das Wort *Religion* mit eingeführt, welches niemals ein deutsches Gewand (wie die übrigen S. 6 aufgezählten) anlegen kann, und daher, so wie es selbst seiner Bildung nach an und für sich bedeutungslos ist, dem Volke stets bedeutungslos und dunkel bleiben wird." Der Vf. erinnert hier an die leider verschollenen Ahd. Wörter *êhafti* und *êhalti*. Es ist ominös, dafs es sich auch mit dem Worte *Natur* ebenso verhält, ja noch schlimmer, da wir für *Religion* doch in den meisten Fällen das Wort *Glauben* gebrauchen können — ein geduldiges Wort, das nur zu oft auch von seinen Compositen mit *aber, un* u. s. w. usurpirt wird! Dafs auf religiösem Wege gerade das lateinische Element in die deutsche Sprache drang, ist sehr begreiflich; gewann ja auf diesem Wege vorzüglich die lateinische Sprache überhaupt die Geltung, die sie zum Theile noch heute als allgemein verständliches Bildungsorgan besitzt, und das Pannier des Kreuzes führte sie mit ähnlichem Erfolge zur Weltherrschaft, wie einst das des Adlers. *Fuchs* weist S. 8 sq. nach, dafs schon in der Ahd. Periode die vielen eingedrungenen römischen Fremdlinge, zu denen sich durch die speculative Philosophie schon früh eine gute Zahl griechischer gesellt hatte, eine Reaction hervorriefen; Puristen standen auf und suchten, leider noch unbeholfener, als viele ihrer heutigen Nachfolger, auch die grammatischen Benennungen zu verdeutschen. Auffallend liest und erklärt der Vf. S. 8. das bekannte Ahd. *augatora* (*Fensier*) als *angatora* — *Engthor*. Viele lateinische Ausdrücke und ganze Formeln und Floskeln wurden durch Nôtkêr und andere Ueber-

Digitized by Google

setzer lateinischer Schriften eingeführt, anfangs mit deutschen Glossen versehen, dann von diesen entblößt und ein widerliches maccaronisches Gemische bildend. Im Mittelalter trat nun gar das Romanische in Recht und Unrecht der römischen Mutter ein, besonders gab höfische Bildung und Literatur der Franzosen Lappen zu der Harlekinsjacke her, mit der sich selbst die besten mittelhochdeutschen Dichter mitunter schmücken. Viele der damals eingeführten Wörter gelten bis heute, Beispiele giebt der Vf. im §. 6. Später kam auch durch Kreuzzüge eine grofse Menge Wörter aus mehreren romanischen Sprachen in die deutsche; der Vf. hätte hier in den heutigen Volksdialekten, besonders des mittleren Deutschlands, eine noch gröfsere Anzahl solcher Fremdlinge finden können, als in der Sprache der Gebildeten, ein Gegensatz zu der französischen Mischung der höfischen Dichter des Mittelalters, in dem die volksthümlichen sich reiner erhielten. Eine grofse Zahl der namentlich im wetterauischen Dialekte gewöhnlichen Mischlinge zeigt durch ihr altrömisches Gepräge, dafs sie nicht erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts durch französische Soldaten eingeschleppt wurden, während andere vor unseren Ohren und Augen in den Napoleonischen Kriegen eindrangen. In die Handels- und Kunstwelt gelangten auf deutlichem Wege viele italienische Wörter. — Im §. 8. sq. weist der Vf. nach, wie bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrh. das lateinisch Schreiben als einzig würdige Form deutscher Wissenschaft galt und die deutsche Sprache den Ausländern zum Gegenstande verachtenden Spottes machte. Wenn der Vf. in §. 11. kein Volk kennt, das seine Sprache freiwillig aufgab, so läfst sich aus der alten Römerzeit dagegen das Beispiel italischer Völker aufführen, in denen jedoch nicht sowohl das Volk, als die knechtischen Häuptlinge und Verwalter desselben das herrschende Römervolk um die Erlaubnifs anbettelten, seine Sprache gebrauchen zu dürfen.

Es fehlte indessen nie an eifrigen Vaterlandsfreunden, die dem Unfuge zu steuern suchten, bald durch ernste, bald durch spöttische Strafrede; der Vf. theilt in §. 12. sq. interessante Belege in ausführlichen Auszügen mit. Seit dem 16. Jahrh. gewannen die Gegenwirkungen Raum und Erfolg, die höheren Stände traten auf ihre Seite, und ganze Gesellschaften und Akademien verpflichteten sich zur deutschen Sprachwacht. Leider aber waren diese allmälig wieder zu Grabe gegangen, als durch Ludwig XIV. und seinen Hof die französische Sprache mit neuer Macht hereinbrach und die Deutschen sich nicht schämten, den Jargon der Mordbrenner ihres Vaterlandes nachzulallen. Dafür aber traten wiederum Männer, wie Leibnitz, auf die Seite der gefährdeten Muttersprache, und mit dem 18. Jahrh. bildeten sich neue Gesellschaften für ihre Verbesserung und Reinigung; paradox genug sprachen für diesen Zweck Deutsche zu Deutschen in französischer Sprache! Beispiele s. in §. 18. Der Vf. würdigt namentlich Gottscheds Verdienste in *dieser* Hinsicht. Schade, dafs Friedrich II. lieber schlechtes Französisch als gutes Deutsch schrieb!

Allmälig tritt in §. 22. die Untersuchung in unsere Zeit ein und findet da Gelegenheit genug zur Klage. U. A. werden Pückler und Freiligrath angeklagt; bei Letzterem hätte der Vf. richtiger etwa nur die Einführung fremder Dinge, Wesen und Scenerien, in den Ideenkreis deutscher Poesie angeklagt; denn man kann doch wohl Freiligrath nicht vorwerfen, dafs er deutsche Gestalten und Worte ins Ausländische übersetzt; in allen Zonen heimisch, führt er das Exotische als solches in sein deutsches Vaterland ein, und als sprachlichen Klagepunct möchten wir nur seine Einmischung fremder Reime in das deutsche Gedicht nennen, wobei ihm wieder die klanglose Verdumpfung der einst so volltönenden deutschen Sprache entschuldigend zur Seite steht. Göthe's Vertheidigung der Sprachmengerei beurtheilt der Vf. S. 70 ff. ebenso milde als gerecht. Das ärgste Unwesen treibt heutzutage die politische und die philosophische Sprache, wofür S. 60 ff. viele ergötzliche und ärgerliche Beispiele gegeben werden. Haben wir Deutsche nur erst recht politisches offenkundiges Leben, so wollen wir es auch deutsch besprechen — bald! Gott aber helfe den Philosophen. Auch das undeutsche Tabunwesen (§. 37.) kann erst mit dem Kastengeiste, sonderbar, verschwinden.

Eine auffallende und S. 79 sq. noch nicht hinlänglich erklärte Erscheinung ist der Gebrauch französischer Wörter und Formen unter den Deutschen, der von dem Sprachgebrauche der Franzosen selbst so bedeutend abweicht, dafs die französischen Sprachlehrer in Deutschland besondere Mafsregeln gegen einen Einflufs auf die Erlernung der französischen Sprache treffen müssen. Eine ähnliche Erscheinung in dem schon durch die alten Scholastiker begonnenen barbarischen Latein der Wissenschaft ist viel leichter zu erklären; alte Wörter wurden für die neugeborenen Bedeutungen verwendet, und wo diese nicht zureichten, aus lateinischen Wurzeln und Wortstämmen geschickt oder ungeschickt neue Gebilde geschnitzt. In allen diesen Fällen ist natürlich die Krankheit leichter nachzuweisen, als ihre Heilung. So reichen Ersatz auch unsere herrliche alte Sprache und, noch näher, die jetzt allmälig erlöschenden Volksdialekte durch getreue Bewahrung alter Kleinodien bieten, deren Erbtheil gerade jene die gebildete Sprache ja nicht verschmähen sollte, ehe auch dieses mit der ganzen Masse der Gegenwart abhanden kommt: es ist doch eine völlige Reinigung der Sprache unmöglich, und die wunderbar wachsende Völkerbesprechung unserer Zeit wird die Sprachen noch mehr vermischen. Für sprachbeherrschende Akademien ist, wie der Vf. richtig bemerkt, der deutsche Sprachgeist zu lebendig und frei; dagegen hat jeder Einzele, der hinreichende Kenntnifs und Handhabung der Muttersprache und zugleich eine besondere Einsicht in den Gang der Zeitinteressen besitzt, das Recht, eine Einwirkung auf die Sprache zu versuchen; und dafs dies häufig mit dem glücklichsten Erfolge geschieht, dafür finden sich viele Beispiele im vorliegenden Buche zerstreut. Für alle Zeugung, so ist auch die der Sprache ein mystischer Gehalt, auf dem blofse Berechnung ohne Empfindung und gebärende Liberkraft nicht ausreicht. Wenn nun die Verdrängung fremder Wörter vollauf zu thun giebt, so ist es thöricht, in neuerlich organisch entstandene, ächt deutsche Wörter durch verschiedene gleichbedeutende ersetzen zu wollen, sie müfsten denn wirklich viel feiner und kürzer den gewünschten Sinn aussprechen; Beispiele verkehrter Versuche aus früherer Zeit giebt der Vf. S. 84 f. Auch wer nur gegen die fremden Wörter zu Felde zieht, muss nicht blofs mit der deutschen Sprache, sondern auch mit ihren Verhältnissen zu den urverwandten vertraut sein, wenn er nicht ächt einheimische Wörter für entlehnte ansehen will: der Vf. geht defshalb genauer auf die Lautverschiebung ein, dem Lebendigkeit zugleich auch viele, nach dem Obigen bereits in frühester Zeit eingedrungene Fremdwörter berechtigt hat, ein Eigenthum der deutschen Sprache zu bleiben. Ein ähnliches Recht gebt die deutsch gewordene Accentuirung, eine Kunst, die die englische Schwestersprache in seltenem Mafse gebraucht; überdies ist von Alters her geübter Gewaltact des bekannten *Bekehrungsbes*, der das todte fremde Wort nicht übersetzt, sondern mit ein phantastischer Laune nur dem Laute nach irgend einem deutschen annähert. Ein gewisses, häfsliches Gegentheil dazu mögen mehrere hybride Bildungen, Zwitterwörter, deren Stamm deutsch, das Suffix aber romanisch ist (Beispiele §. 33.), die folglich verpestend in das Heiligthum der Wortbildung eindringen. — Gelegentlich (S. 98) giebt der Vf. auch Beispiele für die Wortmengerei fremder, selbst der alten klassischen Sprachen: er konnte füglich die Anklage auch auf das erlauchte Sanskrit ausdehnen. — Wenn wir gleich in einzelnen Behauptungen, so auch in der der gemeinsamen Abstammung *aller* europäischen Sprachen von Einer (S. 92) dem Vf. widersprechen müssen: so erkennen wir doch im Allgemeinen seinem Buche mit Freuden eine ehrenvolle Stellung in einer Zeit zu, die die Heilung ihrer Mängel und Gebrechen nicht mehr von magischen „Epoden", sondern von eigener Prüfung und Kraft erwartet, und die keinen Theil ihres Lebens zu klein und unbedeutend für sorgsame Betrachtung und Beachtung hält.

Lorenz Diefenbach.

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

December 1842.

LV.

er Cid, ein Romanzenkranz. Erste vollständige Uebertragung, welche, aufser den bisher in Deutschland bekannten, durch Aufnahme weiterer sechs und siebenzig, nach der Duran'schen Sammlung, nun sämmtliche vorhandene Cid-Romanzen giebt, von F. M. Duttenhofer. Mit einem Stahlstiche. Leipzig, 1842. *Verlag der Gebrüder Schumann.*

Es dürfte keinen geeigneteren Weg geben, um r Erkenntnifs einer Nationalliteratur zu gelangen, s uneigennütziges unbefangenes Vertiefen in einzelne iteraturformen. Das Resultat einer solchen Vertieng nämlich wird unzweifelhaft immer darin bestehen, fs man die Verhältnisse der einzelnen Formen zu nander erkennt und daraus auf den Bau des Ganzen hliefsen kann; auch ist das Verhalten zweier Liteturformen nicht immer ein unbewegtes ruhiges, sonrn eben so oft ein energirendes, in einander übereifendes, Gestalten hervorrufendes Leben. So kann n sagen, dafs die antike Tragödie zur antiken Kodie im Verlaufe ihrer historischen Entwicklung, das os zur Lyrik, dieses zum Drama überhaupt, ein rhältnifs gehabt hat, und es ist die eigentlichste fgabe des Geschichtsschreibers der Literatur, dies seiner Bestimmtheit anzugeben. Freilich gehört zu, dafs uns das äufserliche Material in seiner gan- Fülle zugänglich ist; denn wie soll aus verkümrten und unvollständigen Daten ein Resultat hergehen, oder wie soll die Erkenntnifs des Einzelnzen, welche immer die Synthesis der Empirie ist, vonnen werden, wenn die letztere selbst mangelhaft ? Glücklich, dafs wir für den vorliegenden Fall r nicht über Mangel zu klagen, sondern uns am Ueberflufs zu freuen haben: die Bedeutung der spanischen Romanze, deren Einflufs auf die ganze Literatur der Nation nicht weit und nicht grofs genug gefafst werden kann, ist jetzt viel ersichtlicher und klarer, da die reichsten und schönsten Sammlungen, Arbeiten die mit Opfern und Mühen zu Stande gebracht wurden, uns nun vorliegen. Das erste Auftreten der spanischen Romanze in Deutschland war wunderlich genug in der bereits geschraubten und verkünstelten Manier des Gongora durch Kleist bewirkt worden, und diese Anfänge mufsten ganz falsche Vorstellungen von der Romanze schaffen, welche erst durch Herders überaus feine und nützliche Arbeiten in den Stimmen der Völker und durch seinen Cid widerlegt wurden. Indessen für das eigentliche Studium kommen nur die Originale in Betracht, und dies wird durch Erscheinungen, wie der *Romancero y Cancionero, por Don Agostin Duran. Madrid* 1832 und besonders durch das verdienstvolle Werk, *Tesoro de los Romanceros y Cancioneros Españoles, historicos, caballerescos, moriscos y otros, recogidos y ordenados por Don Eugenio de Ochoa.* Paris. Baudry 1838, in wahrhaft wissenschaftlicher Weise, wie man schon aus dem angegebenen Inhalte des letzteren Werks sehen kann, begünstigt, ohne jedoch Einzelausgaben, als Kellers Cidromanzen, überflüfsig zu machen, wie wir weiterhin noch sehen werden. —

In der poetischen Nationalliteratur der Spanier ist das Drama die Spitze, die Romanze der Anfang und die Mitte. Aber wo bleiben Epos und Lyrik, diese eben so verschwindenden als nothwendigen Uebergangsformen, ohne welche überall kein Drama möglich? Die Antwort ist: Das Epos wie die Lyrik ruhen beide in der Romanze, wie in dem alten Dithyramben das Drama der Hellenen; die Romanze in ihrer ältesten Erscheinung, das Kriegs- und Heldenleben der Nation,

Digitized by Google

die vielfach anregenden Kämpfe mit den Mauren, die Treue und Ritterlichkeit der in den Formen des Mittelalters grofsen Individuen darstellend, hat vorzugsweise epischen Charakter, während in der späteren, die sich in die Motive der Handlung vertieft und die Innerlichkeit des handelnden und fühlenden Subjects mehr als die glänzende Farbenpracht der äufserlichen That herausstellt, die Lyrik das überwiegende Moment bildet. Natürlich giebt es in dem unendlichen (die genannten Sammlungen enthalten viele Tausende) Reichthume dieses echt nationalen Erzeugnisses Exemplare, bei denen nicht streng geschieden werden kann, wie denn überhaupt ein hartes und eigensinniges Klassificiren und Unterbringen von einem nachtheiligen Mechanismus der Auffassung zeugt. Die erste Art der Romanzen hat Anonymi zu Verfassern, d. h. die Nation; dafs der nationale Inhalt von Alters her in diese wild herumschwärmenden Lieder niedergelegt ward, dafs Gesang und Tanz sich dabei vernehmen liefsen, darauf kam es an, nicht auf den Poeten, die zweite Art hat indessen Poeten wie Gongora, Lope, Melandez zu Repräsentanten. In ihnen ist also das Epos zu suchen, nicht in dem Kunstepos des *Poema del Cid*, des *Alejandro*, nicht in den Hunderten ja Tausenden von Epikern, die Cervantes im Persiles und in dem Viaje al Parnaso bezeichnet, ja selbst nicht in Ercilla's 37 Prachtgesängen der Araucana — das sind alles künstliche und künstelnde Nachbildungen italienischer Formen, die erstgenannten abgerechnet, die aus dem Latein den Impuls nahmen; darin ist nichts Nationales. Eben so liegt die Lyrik von vorne herein in der Romanze, nicht in den unzähligen Liederformen der Poeten des funfzehnten und theilweise sechszehnten Jahrhunderts. Diese Dichter (vgl. die Sammlung der Lyriker von Quintana. Paris. 1838) haben, wie wir an einem andern Orte umständlicher gezeigt, bei ihrem hohen Ruhm nichts weiter gethan, als die vom Alterthume angebahnten Pfade mit Blumen bestreut, dessen Erbe sie in dieser Form Gemeingut werden liefsen, während sie dadurch, dafs sie ihre Sprache für allerlei Formen und Metren gemäfs machten, der Biegsamkeit derselben einen nicht unverächtlichen Dienst erwiesen. Somit steht das eigentliche sogenannte Epos und die Lyrik der Spanier sehr weit an Werth und fortbildendem Einflufs hinter den Romanzen zurück, obschon diese lange Zeit hindurch rauh und schmucklos blieben und eine derbe Rusticität nicht ablegen zu wollen schienen. — Die Romanze, Epos und Lyrik in sich enthaltend, ist der Anfang der Nationalliteratur und, so gewagt dies auch Manchem erscheinen mag, unfehlbar die Wurzel des Drama. Abgesehen von ihrem Begriffe, wie von der wunderbaren Uebereinstimmung beider Formen in Ansehung ihres absolut nationalen Inhalts, abgesehen selbst von dem Umstande, dafs beide diesen Inhalt theilweise gleichmäfsig verarbeiten, so giebt es, auch schon äufserlich betrachtet, eine nicht unbedeutende Zahl von ausgebildeten Romanzen, die bei der Lebhaftigkeit der Darstellung, bei der Entschiedenheit des sich dem Dialoge nähernden Ausdrucks nicht sehr weit von einem Paso entfernt sind, und zu ihm hin nur eine kleine Nachhülfe nöthig hätten. Auch sonst liegt der Nachdruck darauf, dafs in der Romanze die Person selbst redend eingeführt wird und gehört werden soll, wie die Formel sagt: bien oiredes lo que dirae. Nimmt man übrigens die Geschichte von der Entstehung des antiken Drama zur Hülfe und läfst nahe liegende Analogien nicht aufser Acht, so wird es bei der äufsern Lebhaftigkeit, unter der der Text der Romanze mit Gesang und Tanz und sich herumgruppirendem Publicum in die Erscheinung tritt, durchaus nicht so unwahrscheinlich, dafs zu dem recitante sich noch einer hinzugesellte, um den Dialog statt der Erzählung und somit das formale Princip des Drama zu gewinnen. —

Sei dem nun wie ihm wolle, die Bedeutung der Romanze und ihre Stellung als Literaturform ist nach dem, was so eben entwickelt, grofs genug. Nur ein Einspruch scheint gemacht werden zu können: die Romanzen sind nicht alt, man wird mit ihnen auf das sechszehnte Jahrhundert hingewiesen. Diesen Einwande nun zu begegnen, liegt um so mehr in unserem Interesse, als wir hierdurch sofort zu unserem Zwecke kommen und die Aussicht auf unsere Cidgedichte frei wird. — Allerdings sind diese Romanzen jung, gehören dem Ende des 15. und dem 16. Jahrhundert an; doch darf man hierauf nicht einen zu starken Accent legen, denn die ganze spanische Literatur sammt und sonders ist erstaunlich jung, und es giebt kein schriftliches Denkmal vor der Invasion der Araber in die Halbinsel. *Die Romanzen aber sind, wenn auch nach*

Digitized by Google

n ihrer jetzigen Gestalt und später aufgezeichnet, lter als die ganze schriftliche Literatur, und dies ist er Hauptpunct. Der ziemlich alte zuweilen alterthümelnde Sprachschatz will freilich wenig besagen; neben ormen, wie cras-ca, cabe pr. bei -lembra-magüerende- dizque- fincar (quedar)-vegada (vez) de alende- ende- desque- buelve-facendoso-mandaderia en omo (auf)-pleitesia- u. a. m. finden sich Wendungen des ganz neuen Idioms. Entschieden älter ist ie Chronica und das Poema del Cid, das Fuero azgo, sowie das Werk der Partidas. Lassen wir ie übrigen bei Seite und betrachten das von Sanchez erausgegebene Poema del Cid. Die Schmucklosigeit des Ausdrucks, der Mangel an grammatischer onsequenz und Verbindung der Gedanken, die schwerillige, sich oft ganz verlierende Versification, die an in dem Poema wahrnimmt, lassen das Gedicht ach Duran's Ansicht als Zwischenstufe zwischen em dialecto rustico der Asturier und zwischen der astilischen Sprache des XIII. Jahrh. gelten. Diese iction ist allerdings viel älter als die der Cidromann. Das Poema verfafste unzweifelhaft ein unterrichter Mann aus dem XII. Jahrh., der die Absicht atte, lateinische Verse nachzubilden. Sieht man aber if die Kunst, die in Ausdrücken zuweilen wenigstens ersucht ist, und auf die Intention des Verfs. Modelle achzuahmen, die dem Volke völlig unbekannt wan, so ist auch das Poema keineswegs für die erste roduction im Volksidiome zu halten, noch überhaupt s Volkspoesie zu betrachten. Viel kunstlosere und eniger Studium zeigende Versuche müssen vorhergeangen sein, und somit fehlen die eigentlichen Beandtheile der Volkspoesie dem Poema.

Diese genannten Versuche sind aber schon sehr üh gemacht worden. Denn es wäre ungereimt zu haupten, dafs das Volk von der Zeit an, wo das atein aufhörte, bis zum XII. Jahrh., weder Lies- noch Kriegslieder noch religiöse Gesänge gehabt ben sollte. Die Fortschritte der spanischen Spra- e datiren sich bereits vom VIII. Jahrh. an, von r Flucht der unabhängigen, freien Spanier in Astuens Bergschluchten, sie datiren sich von dem Zeitume, der zwischen der arabischen Invasion und dem I. Jahrh. liegt seit der Gründung von Leon, wie von r Zeit an, wo der dialecto rustico die biscayschen, limosinischen und gallizischen (dialecto Limosino y Gallego) Dialekte unterdrückt. Nun ist kein nationales Metrum irgendwie neben der achtsilbigen Romanze aufzuweisen, keines ist sangbarer, keines durch Natürlichkeit und Leichtigkeit dem Charakter der Sprache und der Erzählung angemessener. Das einfache unwandelbare Maafs, die Schärfe der Perioden, die einfache Syntax, passen für Gesang und Tanz, während die in gleichen Räumen sich wiederholenden Assonanzen, die sich in regelmäfsigen Abschnitten aufnehmenden Sätze dem Gedächtnifs und der Aufnahme von Mund zu Mund zu Hülfe kommen. Dazu kommt, dafs der Asturier in seiner Hauptbelustigung, der danza prima, dem Rundtanze, die achtsilbige Form hat, und diese Poesien eine auffallende dialektische Aehnlichkeit mit den frühesten Werken der Literatur, wie dem Poema del Cid, zeigen. Offenbar also war die Romanze die erste metrische Form, in der nach der Invasion der Araber und dem Untergange des lateinischen Idioms die castilische Sprache sich versuchte, wenn schon die Spuren ihrer ersten geschichtlichen Existenz nicht über die Chronica general de España und die Zeiten Ferdinando III.-ero's hinaufreichen, der, wie weiland *M. Nobilior den Ennius*, den Poeten *Nicolas de los romances* zur Belagerung von Sevilla mitnahm. So zeigen also unsere Cidromanzen, wenn sie auch in ihrer ersten Form nicht wohl in die Zeit des Beginns der spanischen Poesie gesetzt werden können, ebenso wie ihre Genossen, deutliche Spuren, wie überhaupt bei der Nation die Versification begann. Sie enthalten den Originaltypus der Volkspoesie, sich von Mund zu Munde fortpflanzend, so dafs die jedesmalige Sprachentwicklung *äufserlich* auf sie *neuernd* einwirkte, *oder sie in dem jedesmaligen Sprachniederschlage im Schwange waren.* Auch heute noch hat die neue Sprache die alte ursprüngliche Rauheit der Construction, den zum Theil plumpen Numerus nicht überwinden können. Das Poema del Cid und die Chronica dagegen entstanden erst aus den Erzählungen, die in den nationalen, allgemein bekannten Romanzen aufbewahrt wurden, und wurden früh durch Schrift fixirt, während die Romanzen, sich mündlich erhaltend, erst dann aufgeschrieben wurden, als das Schreiben allgemein im Volke ward, d. h. lange Zeit nachher, als es Drucke gab. — So ist das Ver-

Digitized by Google

hältnifs der Romanzen des Cid zu den verwandten Werken, dem Poema del Cid und der Chronica beschaffen; daher erklärt sich das Ungleichartige in ihrer äufsern Erscheinung, und dafs diese Form, wie oben angedeutet, die jüngste und die älteste ist. — Unter der Menge der jetzt gesammelten Romanzen nimmt neben den schönen Gedichten von der Infantina, von Don Juardos, Rosa Florida, einigen de los Infantes de Lara, der Romanzenkranz des Cid, als eigentliches grofses nationales Epos, ein vorwiegendes Interesse in Anspruch. Echt eigenthümlich ist es, dafs der Heros des Epos in der Form des Vasallen erscheint; denn Ferdinando, Alfonso, Don Sancho sind bei aller ihrer Herrlichkeit etwas unbeweglich, wie die Schachkönige. Es liegt aber auch in der Natur der Sache, dafs die begabte Heldenperson des Cid glänzend hervorstrahlt gegen die Könige, weil das Vasallenverhältnifs eigentlich die meiste Energie besitzt und die Person sich in ihm am lebhaftesten explicirt, während der König und seine Macht stets erst als Product und Resultat der Energie des Vasallen erscheint. Die Entwicklung des Helden indessen und sein Steigen geht nicht frei, sondern nach der Richtschnur der spanisch-mittelalterlichen und katholisch-christlichen Kategorien vor sich. Die Bedeutung des Cid liegt nun kurz gefafst darin, dafs er diese Kategorien — der Treue — des unbedingten Muthes u. s. f. in grofser Zahl und bis an ihre äufsersten Grenzen hin auslebt und realisirt. Tapferer und treuer zu sein als Cid, ist schlechterdings unmöglich, wenn man sich nicht auf Beispiele mittelalterlicher Excentricität berufen will, wie sie Conde Lucanor cp. III p. 15 Keller. erzählt werden. Somit erscheint die Entwicklung des Helden bedingt, und ist es wirklich; aber was innerhalb dieser Grenzen geschehen konnte, der Ruhm unsterblicher Gröfse, dessen Kranz hier errungen werden kann, ist durch die schöne Dichtung dem Helden zugefallen. Mit welchem geschwellten Hauche, mit welcher epischen Hoheit hebt der Gesang an von dem trauernden Diego Lainez im Silberhaar. Es sitzt der hochbetagte Greis am Tische seines reichen und edlen Hauses, sich in Gram verzehrend, da er zu schwach ist, seine gekränkte Ehre an seinem Feinde rächen zu können. Er kann nicht schlafen, nicht essen, er kann die Augen nicht vom Boden aufrichten, noch wagen aus der Halle zu gehen, um mit seinen Freunden zu sprechen, weil er fürchten mufs, dafs der Hauch seiner Schande sie anweht. Ist das nicht Darstellung und Dichtung? Cid hat seine Stadien; der erste Helden- und Trotzmuth hat eine starke Zuthat Simsonischer Natur, die sich ausspricht in der Art, wie er zu seiner Frau kömmt, und dann in dem furchtbaren Acte, wie er in der Peterskirche den elfenbeinernen Thron des Königs von Frankreich von oben herab in die Kirche herunterschmettert und an seine Stelle den Thron seines Herrn setzt. Hierauf excommunicirt ihn der Papst. Rodrigo wirft sich ihm zu Füfsen, den Statthalter Gottes „absolved me dijo papa", wenn nicht — sino, saváos mal contado! Hierauf heifst es würdevoll am Schlusse der Romanze vom Papste: ich verzeihe dir, Ruy Diaz, unter der Bedingung, dafs du an meinem Hofe dich in Zukunft etwas milder und menschlicher beträgst. Dann folgt Cid's Manns- und Heldenperiode, wo alle Maafslosigkeit des Verhältnis abgelegt ist, und der Gatte, der Vater, der Freund und Waffenbruder, der Vasall und der Mensch sich in deutlicher und vollkommen anerkannter Bahn und Schranke bewegen. Selbst diejenigen Fälle, in welchen der Cid den Königen wohl etwas fester gegenübertritt, als sie ertragen mochten, beweisen die Macht des gewöhnlichen Hergangs. Trotz dieser seiner Entwicklungsstufen kann ein solcher Held doch nicht dem Alter, der Zeit langsamen Verfalls zugeführt werden. Cid verfällt nicht. Ein Engel verkündet ihm sein Ende, und als Leiche auf sein Rofs Babieca gesetzt, bringt er noch einmal die vor seinem Anblick zagenden Mauren zum Fliehen. — Herr Duttenhofer hat sämmtliche Romanzen übersetzt, und das ist ein Verdienst, dafs er sich nicht durch dilettantischen Eclecticismus verleiten liefs, oder gar durch ästhetische Kritik in seiner Uebersetzung den Diaskeuasten machte. Leider ist Ochoas Sammlung aus diesem Grunde weniger brauchbar als die Duran'sche oder Keller's Einzelnausgabe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

December 1842.

r Cid, ein Romanzenkranz. Erste vollständige Uebertragung, welche, aufser den bisher in Deutschland bekannten, durch Aufnahme weiterer sechs und siebenzig, nach der Duran'schen Sammlung, nun sämmtliche vorhandene Cid-Romanzen giebt, von F. M. Duttenhofer.

(Fortsetzung.)

Die somit vollständigen Romanzen bieten eine r merkwürdige Seite der Betrachtung dar. Keines- gs nämlich wird mit jeder folgenden etwas Neues er- lt, sondern die Romanzen wiederholen sich und halten dasselbe, ja oft scheint in einem halben tzend die Erzählung nicht von der Stelle zu kom- n. Dies kann den Leser ermüden, auch mag sein rmensinn immerhin eine absolutere äufsere Vollen- ng des Ganzen beanspruchen; allein wie die Sache mal vorliegt, ist daran nichts zu ändern. Wir wol- ein Beispiel statt vieler vorführen, darauf aber h den wissenschaftlichen Gesichtspunct aufstellen, er welchen dies Verhältnifs unserm Ermessen nach racht werden mufs. Gleich zu Anfange nämlich halten die Romanzen 8, 9, 10, 11, 12 dasselbe. n. 8: Ximena Gomez ruft den König und die er in Burgos um Hülfe an, da Rodrigo de Vivar n Vater, den Grafen, erschlagen. Sie verlangt enschaftlich vom Cid, dafs er ihr nun auch das werdt in's Herz stofse. Rom. 9: Dasselbe. Der heruf. Aber die Gründe sind anders und sehr ei- thümlich. „Da reitet, spricht sie, der Mörder mei- Vaters jeden Morgen, mit dem Falken auf der ist, vor unserem Hause vorbei, und richtet den ken nach meinem Taubenschlage. Der richtet dort hes Unheil an, dafs meine Schürze voll Blut wird. n droht mir der Grausame an empfindlicher Stelle Rock zu kürzen und meine dienenden Frauen, chviel ob sie Jungfrauen oder Gattinnen sind, zu überwältigen. Er schmäht auch, dafs er mir den Pagen erschlagen will, den ich mir hinter dem Kleide versteckt halte". Der König, bei ihrem stärksten Fluche zur Rache aufgefordert, schwankt: er selbst fürchtet, wenn er nicht strafend eintritt, für seine Gewissensruhe, aber Land und Volk ist leidenschaftlich für den jungen Unhold. Ximena Gomez tritt hier in's Mittel. Gieb mir, o König, den Mann, sagt sie, sofort zum Gatten; er, der mir so viel Wunden geschlagen, wird auch am ersten der Mann sein, sie mir heilen zu können. Der König ist herzensfroh, aus der Verlegenheit zu kommen, obschon ihm die Sache etwas stark vorkommt. Er sagt: Siempre lo oi decir, y agora veo que es verdade que el seso de las mugeres, que non era naturale hasta aqui pidió justicia, ya quiere con el casare". Dennoch willigt er in alles; er sendet dem Rodrigo einen Brief, der ihm zuerst von dem Vater vorenthalten wird. Der Vater will allein an den Hof gehen, der Sohn betheuert, ihm überall hin zu folgen. — Diese vortreffliche, alte Romanze fehlt bei Ochoa! Romanze 10: Dasselbe, aber mit folgenden charakteristischen Varianten. Ximena klagt: „Meine Mutter ist vor Gram gestorben, weil sie jeden Morgen meines Vaters Mörder hoch zu Rosse, mit dem Falken auf der Faust, schauen mufs. Er beizt ihn nach meinem Taubenschlage und würgt die Täubchen, die ich füttere". Darauf folgt der Fluch und die Beschwörung zur Hülfe und Rache. Der König schwankt, die Cortes sind für Rodrigo — aber er fürchtet gleichwohl für sein Gewissen, und ihm bangt vor Gottes Strafgericht, wenn er es unterläfst, das Recht durchzusetzen u. s. f. Weggelassen ist hier: 1) die ὕβρις der Simsonischen Androhungen — vom Wegschneiden des Rocks — der Page hinter der Schürze — das Bewältigen der Weiber und Mädchen; 2) fehlt der merkwürdige Wunsch der Ximena, den Mörder ihres Vaters, den Cid, sofort zu freien; 3) sieht

Digitized by Google

man aufserdem noch klarer, weshalb Cid auf seinen Vater unwillig ist. Denn er hat erfahren, dafs der König überhaupt einen Brief geschickt hat. Romanze 11: Dasselbe, mit diesen Veränderungen: „Jeden Morgen, spricht Ximena, kommt er in Waffenpracht und zeigt sich zu Rofs den neugierigen Augen meiner Edelfrauen. Das ist zu viel! War es ihm nicht genug, dafs er mich zur Waise gemacht hat? Räche mich, König! Meine Ehre ist deine Ehre. Der König: Rodrigo ist ein wackerer, edler Mann, mit dem ich es nicht verderben mag; denn er schützt mein Königreich. Aber ich weifs ein Mittel: ich will ihn auf sein Wort verpflichten, dafs er dein Gatte werde. Damit ist Ximena zufrieden, dafs der sie fortan beschütze, der sie zur Waise gemacht. — Diese Romanze vereinigt 8, 9, 10, und ist die zarteste, wenn gleich nicht die eigenthümlichste. Dafs der König den Heirathsvorschlag macht, ist sehr wesentliche Veränderung; aber leicht möchte 9 ursprünglicher sein. Romanze 12: Hier ist nicht gleich in medias res gegangen, sondern zuvor das Costüm mehr gehalten. Der König sitzt im Vordergrunde auf dem Throne und nicht beim Frühstück, er sitzt in allem Glanze auf dem Throne und spricht Recht. Da nahen sich den erhabenen Stufen 30 Edle, früher Lozano's, jetzt seiner Tochter Leute, mit der Herrin an der Spitze. Ximena kniet an den Stufen des Thrones und macht dem Könige Vorwürfe, dafs er ihr so lange das Recht vorenthalte und den Cid heimlich unterstütze. Der König erhebt sich und spricht: „wenn ich dich und den Cid schätze, so habe ich dazu meine guten Gründe. Jetzt lodert der Zorn oben auf, aber bald kommt die Zeit, da euer Hafs sich in Liebe wendet". Hierauf meldet ein Diener Donna Urraca an, worauf der König sich würdevoll erhebt und in's Zimmer geht. Diese wohl costümirte, alles Schroffe vermeidende Romanze ist sichtbar für den Zweck des weitern Fortganges des Ganzen gedichtet und gehört dem Bestreben an, die zerstreuten Lieder zum Ganzen zu redigiren. Darin hat sie ihre Stellung, nur dazu ist sie da, und nur aus diesem Grunde schliefst sie ungenügend ab und verweist auf das Folgende. Aus solchen sich meist wiederholenden Gedichten besteht der ganze Kranz, vgl. die Romanzen von 60 flgd., ferner 118 — 130 u. a., nur Romanze 152 „por el mes era del mayo" ist zu streichen; sie gehört gar nicht in die Sammlung. Erwägt man den Inhalt so ebenhin, so enthalten sie ziemlich dasselbe; aber von einem Gesichtspuncte aus erscheinen sie als *bedeutende Dichtungsvarianten.* Das stoffliche Interesse, das sofort Neues verlangt, kann hier nicht maafsgebend sein, desto wichtiger und interessanter ist das ästhetisch-kritische. Die Dichtungsvarianten, geboten durch die vielen theilweise übereinstimmenden Romanzen, sind einmal da: es ist nur die Frage, was mit ihnen zu beginnen ist und wie sie anzusehen sind. Das letztere ergiebt sich leicht aus der Betrachtung der Wichtigkeit wirklicher Dichtungsvarianten. Wenn nämlich, wie hier der Fall ist, bei ziemlich übereinstimmendem Inhalt, in einigen Romanzen kräftige Züge gefunden werden, welche den andern variirenden fehlen, wenn hier zugesetzt, dort weggelassen, hier auch wohl eine völlig verschiedene Fassung als dort versucht ist, so sind diese Varianten erstens Belege einer lebhaften ästhetischen Entwicklung in Dichtung und Darstellung der Cidsagen, und dann eben so viel deutlich eingedrückte Spuren von Schritten, welchen man mit Theilnahme nachgeht, um an ihnen auch die Entwicklung der Nation in Sittlichkeit wahrzunehmen. Denn die Romanzen sind eigentlich so recht der Boden, und auf ihm das treue Abbild von der Sitte, der Meinung, dem Glauben, dem Aberglauben, das Abbild, wie das Volk den Heroismus auffafst, wie die Treue, den Muth. Sie enthalten ja die wahrhafte Existenz des gesellschaftlichen Zustandes der verschiedenen Epochen. Nun ist es deutlich, dafs für eine Art von Echtheit (eigentlich sind alle echt) nur in dem Falle sichere Schlüsse gethan werden können, wenn man mit Sicherheit ältere Romanzen von jüngeren scheiden und gleichzeitige zusammenthun kann. Man wird dann nämlich die culturgeschichtlichen Resultate gewinnen, dafs hier und dort diese und jene Veränderungen in der Sitte, in den Gebräuchen, in der Lebens- und Weltansicht der Nation, eingetreten sind, ebenso dafs hier ein Bestehendes sich verlor, und dort Verschiedenes noch eine Zeit lang neben einander Platz hatte. Hierzu zeigen sich allerdings Vers, Sprache und Satzbau als vorzugsweise in Betracht kommende kritische Mittel, aber nicht selten wird völlig verschiedener Inhalt der Romanzen für Bestimmung der Abfassungszeit sich eben so wirksam erweisen; denn die völlig entwickelte und in Reinheit und Freiheit dargestellte Sache steht

Digitized by Google

ch in ihrem farbenvollen Unterschiede von der un-
ıtwickelten als die gereiftere mithin später darge-
ellte dar, und weist von sich auf ihre Zeit hin. Auch
nen letzten, sichern Anhaltspunct scheint man gewin-
n zu können. Als die spätesten Romanzen nämlich
mnt man, ohne viel zu wagen, diejenigen an, welche
ım Zwecke der Redaction und Intercalation für die
erarbeitung zu einem Ganzen dienen. Nicht immer
ınnte man durch Einfangen und Nacheinanderaufstel-
ı der wild herumschweifenden Romanzen zum fort-
ıfenden Gedichte kommen; vielmehr mufsten nothwen-
g entstehende Lücken durch Hineindichtung von aus-
llenden Uebergangsromanzen verschlossen werden;
d kein Herausgeber oder Uebersetzer ist aus die-
m Grunde befugt bei einer Cidsammlung das min-
ste auszulassen. —

Dies hat der Uebersetzer nicht gethan, und diese
aafsregel so wie sein Grundsatz, an edlen Gedichten
r Vorzeit auch an der Form nichts zu ändern, wes-
ılb er auch die Assonanzen wiederzugeben versuchte,
ıd anzuerkennen. Dies möchten denn aber auch
ıhl die einzigen Verdienste der Uebersetzung sein,
ılche verglichen mit der Meisterschaft, mit der heut-
ıtage auch die complicirtesten metrischen Schwierig-
eiten durch Uebersetzung überwunden werden, durch-
ıs unter dem Mittelmäfsigen bleibt. Es ist wohl so
Allgemeinen der Ton nicht verfehlt, allein die
ıbersetzung leidet zu sehr an Fehlern im Einzelnen,
e oft wahren Gedanken- und Sprachmifsbrauch er-
heinen lassen. Unserentwegen mochte der Ueber-
tzer die Assonanz beibehalten, da es richtig ist, dafs
ın bei solchen Werken nichts einbüfsen mag in der
rm; aber es mufs auch nichts vom Inhalte darüber
loren gehen, und dies ist in der vorliegenden Ueber-
zung der Fall.

Herder, den der Uebersetzer übrigens nicht so ver-
ıtlich hätte behandeln sollen, da der feine Tact die-
Mannes so wie das Verdienst desselben für fremde
eraturen überaus hochzuschätzen ist, hat die Asso-
ız nicht beibehalten und hat Hrn. Duttenhofer bei
tem übertroffen. Mögen sich einige spanische Kri-
er mit dieser Assonanz etwas wissen, sie ist und
bt unentwickelte Form, die nicht blofs den deutschen
l den germanischen Völkern überhaupt unzugäng-
bleibt und bleiben wird, sondern, was zu bewun-
n, auch den Italienern völlig fremd ist. Vielleicht
ist sie, wie Condé hist. de los Arabes en España S. 420 vermuthet, saracenischen Ursprungs, also gar nicht einmal europäisch. Wollte sie der Uebersetzer mit Recht nicht fahren lassen, so mufste er sie gewandter behandeln. So aber erscheint seine Uebersetzung als ein fortwährendes Verrenken und Herabdrängen der Dinge von den Plätzen, die sie einnehmen, und um die Assonanz zu gewinnen, ist die Bestimmtheit der Sache, wie sie das Original zeigt, verwischt, und an deren Statt sind oberflächliche Allgemeinheiten wiedergegeben. Rom. 63 ist der Vers „wer zeiht Kön'gen Schuld des Blutes" (!) grammatisch fehlerhaft — eben so der Plural „*Makeln*" — das Participium „*zugewunken*" (und dergl. mehr, wie Rom. 118 „wo mir meine Schwiegersöhne han" (!) die Ehre mein gemordet". Der „Karz" S. 55 ist local) in Rom. 50 ist wahrhaft komisch. Barbarisch ist die Syntax in Rom. 75.

Sorg' ich doch ein guter Krieger
der vom König sein sich wendet,
von dem Hofe sein verstofsen,
leicht sich anschliefst an den Fremden.

Der Schlufs von Rom. 134 ist völlig sinnlos. Rom. 3 heifst falsch:

Zwar ich weifs, du wirst erröthen
dich in solcher Hand zu sehen,
doch nicht einen Schritt auch (sic) rückwärts
soll dich dein Erröthen werfen.

Was heifst das „dein Erröthen soll dich nicht einen Schritt rückwärts werfen"? Im Texte steht: ich weifs wohl, dafs du dich schämen wirst, mein Schwerdt, dich so in meiner Hand zu sehen; aber die Schande sollst du nicht haben, dafs du (d. h. dein Herr der dich schwingt) dich auch nur einen Schritt rückwärts wendetest. — An Rom. 4 haben wir ein deutliches Beispiel von dem Verhältnifs dieser Uebersetzung zum Texte überhaupt; dort steht: Diego Lainez hat durch Proben:

Meine Lauterkeit erforscht,
Will's versuchen, ob der Brave,
Ob der Schlechte sieget ob.

Nun das ist erträglich gut, und namentlich ist die Wahl des Wortes „Lauterkeit" geschickt; aber wegen der Assonanz ist dem Uebersetzer das schöne kräftige Bild des Originals auch drauf gegangen. Dort steht: „Diego hat mich gut in seinem Schmelztiegel geläutert; an Euch und Eurem schlechten Sinne will ich meine Kräfte erproben". Also statt der harten,

Digitized by Google

klaren Seele, die im Schmelztiegel väterlicher Zucht geläutert ward, ist hier eine „Lauterkeit des Jünglings vom Vater durch Proben erforscht worden". Erstlich sind dies, genau genommen, immer noch verschiedene Dinge, aber gesetzt auch, wir begnügen uns mit dem, was an des Wahren Stelle gesetzt ward — wo bleibt die Kraft und Anschaulichkeit des Bildes? Nun ist es wohl recht gut, wenn gesagt wird, dafs in der Uebersetzung nimmermehr etwas geändert werden solle; allein ist hier wegen des e — o —— e — o nicht der Kern der Sache beschädigt? Und dennoch sind dieser Art Stellen und diese Uebersetzungsweise noch immer die besten im Buche. In Rom. 5 dagegen ist die Uebersetzung völlig mifslungen und namentlich ist der kräftige logische Zusammenhang des Textes (Uebers. Stroph. 9 — 13), auf den hier alles ankommt, zerstört: die Strophen der Uebersetzung, welche wir den Leser aufzuschlagen (S. 10) bitten, erscheinen wie abgehauene Glieder vom wohlgefügten Körper. Der Sinn ist dieser: „Ihr mögt Euch wohl etwas rechtes dünken, weil Ihr gethan habt, was jeder thun konnte. Ja! ich bin hier auf dem Kampfplatze, weil es nach einem göttlichen Gesetze den Söhnen erlaubt ist, die Beleidigung zu rächen, die an dem Vater verübt ward. Und dann stehe ich hier, weil mein Vater nach dem Kampfgesetze, bei seinem Alter von 95 Jahren, der Pflicht enthoben ist, sich selbst zu stellen. Ihr aber seid mir zum Kampfe verpflichtet, und obenein ein Lügner. Denn er [und hiervon steht gar nichts in der Uebersetzung] der jeden Augenblick von seinem Wachtposten abgelöst werden kann, hat weder Unrecht noch Schimpf erlitten". Das ist die Fügung. Rom. 8: „Oder deine Söhne mögen, dir zum Preise solches wagen" — ist undeutlich. Así ist Wunsch und Betheuerung, wie das Römische sic- sic te diva potens Cypri. — So wie ich wünsche, dafs deine Söhne Gerechtigkeit erlangen, wenn sie gekränkt werden, und (so wie ich wünsche) du an ihnen Freude erleben magst — bitte ich dich um mein Recht. Rom. 12: Ist mal lo miras mal lo piensas völlig mifsverstanden. Es heifst: „übel siehst du darauf und schlecht erwägst du das". Nämlich dafs Unrecht in deinem Königreiche begangen wird, kümmert deinen Blick und dein Denken wenig. So hätten wir denn an dieser Stelle auch einen Beitrag zur Erklärung, wie das später so häufig vorkommende schwierige mal mirado zu fassen wäre. Hiernach vielmal mirada auch die Person, welche das Schlechte geschehen läfst, ohne darauf hinzusehen. Oft ist es übel berathen u. dgl. wie Rom. 131, wo Cid zum Könige sagt: yo he sido muy mal mirado en Uevarme yo á Babieca. Am ungenügendsten ist Rom. 13 übersetzt. Welch ein abscheulicher Numerus in Versen, wie: „Führen manche gute Beute und gefangne Cid-sten mit fort" und: drauf nach ihrem Land sie ziehn fort — und: „zählt er zwanzig Jahre nicht doch" — „so der Mohr als Sclaven trieb fort" — „die empfing „die Kön'ge liebvoll" — und „Tri | but ge | lobt ihn | ihr Wort" — Rom. 14: als er hat besessen vorher (?) Rom. 3: In der Anrede Cids an sein Schwerdt: „Fa cuenta, valiente espada, que es de Mudarra mi brazo, y que con su brazo rines, porque suyo es el agravio" — übersetzt der Uebersetzer: „Rache nimm o starkes Schwerdt von Mudarra, wie die Rechte die dich führt soll, ist gleich sie mit Schimpf und Schmach belegt". Wie falsch und wie verwirrt! Die Uebersetzung ist nun und für sich sinnlos, geschweige dafs sie den Sinn des Textes gäbe. Rodrigo spricht zu seinem Schwerdt, das vor ihm ein Held getragen, und dessen er sich kaum würdig hält. Das Schöne ist hier die eigentümlich ritterliche Stellung des jungen Helden zur Waffe, der er, so zu sagen Muth einspricht und nur versichert, dafs sie sich ihm nur anvertrauen möge, da er in seinen Händen nichts zu fürchten habe. Es heifst: „rechne darauf, mein guter Degen, dafs mein Arm der von Mudarra ist, und dafs dieser Arm dich im Gefechte schwingen wird, der sein eigenes und kein fremdes Unrecht zu rächen hat". Der Arm ist somit für eine gute Führung des Degens geeignet und dabei interessirt. — Rom. 30 enthält den allerliebsten Brief des Königs an die Ximena. Ximena beklagt sich bitter beim Könige, dafs ihr Gemahl, wenn er endlich von Kampf und Streit ermüdet, zu ihr käme, in ihren Arme sofort einschlafe, und sie eigentlich nichts ordentliches an ihm habe. Der König soll nach der Uebersetzung antworten: „Nichts hat euer Mann nur davon, dafs Ihr schwanger seid berichtet; und vielleicht von seinem Schlafe glaubt er auch, was Ihr geschrieben".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

r Cid, ein Romanzenkranz. Erste vollständige Uebertragung, welche, aufser den bisher in Deutschland bekannten, durch Aufnahme weiterer sechs und siebenzig, nach der Duran'schen Sammlung, nun sämmtliche vorhandene Cid-Romanzen giebt, von F. M. Duttenhofer.

(Schlufs.)

Was in aller Welt soll dies heifsen? Im Texte ht; pg. 68 Kell:

á non vos tener en cinta, Señora, el vueso velado
creyera de su dormir lo que me habedes contado:
pero si os tiene, Señora, con el brial levantado,
no se ha dormido en el lecho, si espera en vos mayorazgo.

nnora, wenn Ihr nicht schwanger wäret, schreibt r König heiter, so würde Euer Gemahl von seiner chtruhe dasselbe meinen müssen, was Ihr mir gerieben habt. Aber da er an Euch eine Frau hat, ihr briale bereits hoch trägt, so hat er wahrlich ht blofs im Bette geschlafen, wenn er von Euch en Erstgebornen erwartet. — Rom. 33 steht ohne en Sinn: „und auf den der dich befreit mag mein ich auf jenen fallen". Es heifst ganz einfach: wer Zamora nimmt soll verflucht sein. Ferner mufsten n auch die epischen Wiederholungen in der Uebertzung festsetzen z. B. S. 82 y todos son fijosdalgo. sch übersetzt sind Rom. 72 Stroph. 7; 75, 4; 98, 8; 2. heifst querencias nicht Fehden, sondern gerade Gegentheil, Zuneigungen, eheliche Liebe — unser liches Verhältnifs, unsere Neigungen, verträgt Trenng sehr schlecht; en fe de su voluntad ist schwer, eutet aber soviel als, wenn man die Beglaubigung nach ermessen will, wie sie gewillt sind, also das nze ist: „Ihr wisset wohl, Sennora, dafs unsere gung, ihrem eigenen Willen zufolge (en fe) d. h. n es auf diesen ankäme, Trennung ungern zuläfst"; r es erheischt die Pflicht u. s. f. *Woher überhaupt hat der Uebersetzer ermittelt, dafs querencias „Fehden" heifsen soll; es heifst das durchaus gar nicht.* Dafs übrigens dadurch die Strophe verfehlt ist, bedarf kaum noch der Erwähnung: querencias, Lieblingsaufenthalt des Wildes, Aeseplatz, der Ort, wo man gern weilt — Heimath — Zuneigung, in welcher letzten Bedeutung es an querer und querencioso erinnert, ist vom Uebersetzer vielleicht mifsverstanden, der an das französische querelle dachte; dies aber in der Bedeutung, contestation, dispute mêlée d'aigreur et d'animosité (vgl. Diction. de l'académ. franç. u. d. W.) ist spanisch queja und hat mit querencia nichts zu thun. Der Uebersetzer hat den Sinn nicht gewufst und sich nun die Mühe gegeben, so gut wie möglich in den Zusammenhang einzulenken. — Dann mufste er auch nicht immer glauben, dafs er einen untrüglichen Text vor sich hatte; vielmehr ist derselbe auch nach Duran's und Kellner's Ausgaben einer kritischen Revision durchaus bedürftig. Als Probe nehmen wir ein merkwürdiges Beispiel aus Rom. 50. Diego Ordonnez de Lara hält hoch zu Rosse vor Zamoras Mauern und fordert mit lauter Stimme die Zamoraner zum Kampfe heraus. In der Uebersetzung heifst es: „Mögt es wissen, mögt's erkennen, hier stehe ich im Waffenschmucke, jeden, dem mifsfällt die Rede, mit dem Schwerdte zu versuchen". Er fährt fort:

Wohl auch fünfe (?) Mann für Mann,
wie es pflegt castil'sche Jugend,
will mit jeglichem mich messen
der sich herwagt auf mein Rufen?

Nun, wir tadeln die holprige Uebersetzung nicht. Sehen wir zu, was im Texte steht: —

Y lidiaré con aquellos que no quieren confesallo,
o con cinco, uno á uno, como en Espana es usado.
Que lidie el que aconsejó como yo habia retado.

Die durch Druck hervorgehobenen Worte sind völlig sinnlos, und müssen es sein, da sie corrupt sind. Der Uebersetzer hat hier auf gut Glück etwas hineinüber-

Digitized by Google

lichkeit ihrer Urheber das Wort reden, oder der Eitelkeit Derer, die da glauben, die Wahrheit allein und schon völlig ergriffen zu haben, das süfse Ruhekissen bereiten! O es ist kein Nachtheil unserer Kirche, dafs ihrer Wissenschaft die Grabesharmonie fehlt! Die Geister müssen sich an einander reiben und stofsen, damit einer aus dem andern Funken schlage, Funken göttlichen Feuers, die zur wärmenden Flamme, zur leuchtenden Fackel, zum flammenden Pharos erwachsen! Was soll ein ewiges Einerlei der protestantischen Theologie, der Theologie des freien Geistes"? Vielmehr (und diese Stelle mag zugleich als ein Beispiel der pathetischen Rhetorik gelten S. 5) „wie deine Welt, o Pythagoras, so ist auch die protestantische Dogmatik, diese Welt des freiesten christlichen Geistes, eine Musik, deren Leben um so reicher und voller, je mehr zu einer Harmonie verbundene Klänge gleichzeitig dahinbrausen; die Melodie gab uns Christus, die Harmonieen aber zu diesem grofsen heiligen Choral der ganzen christlichen Welt müssen die, als Priester über das heilige Thema wachenden, religiös-wissenschaftlichen Geister aus eignem selbstständig schaffendem Künstlergeiste aufsuchen, vervollständigen und verschönern, und dadurch die Melodie zugleich (wissenschaftlich) begründen, heben, von Verunstaltungen rein erhalten, und durch alle Dur- und Molltonarten des Menschenlebens durchführen. Das Unisono aber trete nur im Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind des freien christlichen Geistes hervor; und es wird um so gewaltiger ertönen, um so überraschender für den Gegner, je mehr zerspalten in einzelnen Stimmen, je lebendiger und harmoniereicher vorher der Gesang unserer Theologen dahinzog (?). Wenn nur durch jede wissenschaftliche Bearbeitung der Glaubenslehren der Geist Christi als cantus firmus sich hindurchzieht, so ist, mag dieser auch noch so frei und kühn verarbeitet sein, doch die höhere Einheit gewahrt, und das kirchliche Band nicht zerrissen. Denn die Kirche soll nur das Heilige schützen vor frecher Willkühr und Entzweiung, nicht aber den Geist dämpfen". Die grofsen geistigen Bewegungen in der Zeit sind vielmehr nur die zwar vergänglichen, aber nothwendigen Strömungen, welche gleichsam das Schiff der Kirche weiter tragen im Sturme des Lebens, in dem sie selber untergehen (S. 3). „Denn wie der religiöse Wilde aus den Schädeln erschlagener Feinde sich seine Brücke zu seligem Leben in Manitus Reich erbaut, so mufs der Theolog über die bekämpften Werke der Finsternifs als Sieger hinwegschreiten, um einzugehen in das Reich des Lichtes und der Wahrheit in seiner Wissenschaft. Wie aber der religiöse Geist in den einzelnen Frommen nur durch einen Kampf auf Tod und Leben zum hohen Ziele des ewigen Friedens, das ist zur Einheit des menschlichen Geistes mit dem göttlichen gelangt; so konnte auch nur durch den ernstesten Kampf der in der Gesammtheit unserer Kirche sich objectivirende Genius der Religion zu der Herrlichkeit sich emporschwingen, in der wir jetzt ihn schauen, und er wird, wie mit dem höheren Streben auch das Ziel immer höher steigt, ewig kämpfend gegen die Unwahrheit, zu noch höherer Herrlichkeit sich erheben — so Gott es will". —

Man sieht, der Hr. Verf. hat seine Bildung in *Hase's* (dem auch die Schrift gewidmet ist) Schule gewonnen; dieselbe schöne Lebendigkeit und Fülle des Ausdrucks, durch welche der genannte Theolog so viele Herzen begeistert, zeichnen auch seine Darstellungen aus; nur fehlt ihr noch das Mafs, die Ruhe, die Präcision, welche Hase's Styl einen so wunderbaren Reiz geben. Aber wie bei diesen, so mag man auch beim Hrn. Verf. die starke rhetorische Färbung erst zum Theil verwischen, wenn man die nackte unverhüllte Ueberzeugung kennen lernen will. Dann läfst eben auch Hr. H. an Stellen, wo der Blüthenstaub schöner Worte etwas verflogen ist, auf eine Weise durchscheinen, dafs man verlegen wird, wie wohl an verschiedenen Stellen gefundene Ausprüche zu vereinigen seien. So ist es freilich ein glänzendes Bild, — und dieser Vergleich ist auch nicht ohne partielle Wahrheit, wenn die ganze Geschichte der Dogmatik mit einem Chorale verglichen wird, in welchem die verschiedenen Differenzen zu Einer Harmonie verklingen; allein mit dieser alle Härten derselben abschleifenden Ansicht stimmt nur nicht, was im Verlaufe der Schrift Kritisches z. B. über den gewöhnlichen Rationalismus und über die nach-Kantische Zeit (S. 152) vorkommt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

eschichte der protestantischen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher von Dr. Wilh. Herrmann.

(Schlufs.)

Diese, wie die verschiedenen Richtungen des glischen Deismus, werden doch wahrlich als Disnanzen anzusehen sein, die so wenig mit den Stimen der protestantischen Dogmatiker, welche, wenn ch eigenthümlich, doch positiv wirkten, sich melosch verschmelzen, dafs das „Unisono" grade im ampfe *gegen* sie hervortreten mufs. Freilich steht s Christenthum höher als alle dogmatischen Syeme, denn es umschliefst das unerschöpfliche Lem des Geistes in allen Sphären, drängt die theoretihe und praktische Seite so aneinander, dafs sie in len Puncten zu einem untheilbaren Ganzen sich eigen; — löset als Thatsache, deren Seele die Idee, d als Idee, deren Ausdruck die Thatsache, den Gensatz von Erkenntnifs und Leben in sich auf; die otalität aller einseitigen Entwickelungen, die Unendhkeit ihrer Formen trägt es wie in einem geheimsvollen Keime in sich, birgt gleichsam in dieser unttelbaren Concentration die Metamorphose der Welt r ganzen reichen Entfaltung nach, wie sie das under der Erlösung vorbereitet; aber ungeachtet ser Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, welche jenem benskeime entsprieſsen, ist die *zeugende Kraft in en allen*, und die Masse der Bildungen, welche ihr ht angehören, *leicht zu erkennen*; denn alles was s religiösen Lebens entbehrt (— wo dieses aber ist, ist auch dem Anfange nach das christliche —) ist rch die absolute Differenz des Principes, welches n einwohnt, von den eigentlichen und reinen dogmachen Erscheinungen getrennt und geschieden. *Diese heidung hätte wohl auch in der Darstellung des n. Verfs. schärfer hervortreten können.* Nach ihr, wenigstens wenn man nur die in der Einleitung gegebenen Grundzüge berücksichtigt, scheint es fast, als seien alle dogmatischen Systeme der Vergangenheit von derselben Bedeutung und lediglich die Individualität das entscheidende Moment bei Beurtheilung und Aneignung derselben, während diese doch nicht ihrer natürlichen rohen Form nach, sondern in ihrer Verklärung durch die religiöse Erfahrung die geistige Basis sein darf, auf die sich das Gebäude der wissenschaftlichen Theorie zu gründen hat. Wenn dagegen Hr. H. S. 8 meint, es handle sich beim Studium der allgemeinen Geschichte der Dogmatik darum, dafs der Theolog das System, die Form des Geistes entdecke, in welcher sich seine religiöse Ueberzeugung am treuesten wiederspiegele und ausspreche, wo er sein Inneres schon mehr oder weniger organisch ausgebildet vorfinde; so scheint er ja die subjective Disposition, die Willkühr des Einzelnen, die Art und Weise, wie er durch Zufall oder persönliche Verhältnisse gestimmt ist, zum Gesichtspuncte zu machen, von welchem aus man das Gebiet der geschichtlichen Vergangenheit zu betrachten habe. Der Theolog soll sich aber im Studium erst bilden, mit Selbstverläugnung und Arbeit des Geistes die historischen Erscheinungen sich zum Verständnisse zu bringen suchen und durch die Erkenntnifs dieses innerhalb der Schranken der Geschichte gemachten Entwickelungsganges die Kraft gewinnen, den objectiven Lehrgehalt, nachdem er so subjectiv assimilirt ist, in einem mehr oder weniger selbstständigen Systeme zu fixiren. Der Hr. Vf. hat vielleicht diese Ueberzeugung ebenfalls aussprechen wollen, allein die pathetische Rhetorik, von der seine Sprache durchdrungen ist, hat häufig die Schärfe und Präcision des Ausdrucks abgeschwächt und verwischt, so dafs z. B. hier der Unterschied zwischen natürlicher Individualität und der in dem geschichtlichen Entwickelungsprocesse geläuterten und gebildeten, welche

Digitized by Google

allein hier in Betracht kommen kann, als ganz fliefsend erscheint. Die Mannigfaltigkeit dogmatischer Systeme und deren Nothwendigkeit im gewissen Sinne hat der Hr. Verf. ebenfalls mit einer Begeisterung, wie sie nur der schöne *Genufs* der Freiheit einzuhauchen vermag, seinen Lesern geschildert, den Irrthum, als sei eine absolute Dogmatik schon gebildet, mit Nachdruck bekämpft; allein zu wenig ist dagegen der positive Gewinn, welcher aus jener Masse zerbrochener endlicher Formen fliefst, und alle neu zu bildenden wieder befruchtet; zu wenig die Nothwendigkeit, weshalb die Wissenschaft grade in dieser Entwickelung reifen mufste, wirklich nachgewiesen, — so sehr dies der Hr. Verf. auch versucht. Wenn ich hier von Nothwendigkeit rede, so kann ich dies nur in dem Sinne meinen, wie in der Historie überhaupt von ihr die Rede sein darf. Sie kennt keine absolute Nothwendigkeit (wenn man nicht grade die Freiheit so nennen will); denn die jedesmalige Gegenwart ist durch die Vergangenheit bedingt und verleugnet diese Gebundenheit und Abhängigkeit in ihren eigenen Producten nicht, fühlt vielmehr, wenn man so sagen darf, noch alle geschichtlichen Bewegungen vom ersten Anfang an, der, obwohl ein zeitlicher Punct, doch schon nicht ohne verschiedene Tendenzen gedacht werden kann. Die Ueberzugung von der geschichtlichen Nothwendigkeit der Vergangenheit in diesem *relativen* Sinne, dafs dadurch deren Entwickelung als eine von höheren Gesetzen getragene anerkannt werden soll, ist das wahrhaft Versöhnende beim Studium der Geschichte der Dogmatik; die vielen negativen Tendenzen erscheinen so wie schwache leicht zerstörbare Fäden, in dem bindenden Zusammenhange eines grofsen Netzes verflochten, welches von den positiven wie mit göttlicher Kraft gehalten wird; jene dienen nur zur Zersetzung der dogmatischen Masse, um deren Elemente zu neuen Bildungen umzuformen. Nicht allein also, sofern das Verhältnifs des Menschen zu dem dogmatischen Stoff im objectiven und zu der Religion im subjectiven Sinne ein verschiedenes sein mufs, wenn überhaupt geistige Entwickelung sein soll, sondern auch, sofern diese scheinbare Ungebundenheit und Willkühr in dem geschichtlichen Verlaufe an gewissen festen, von Gott selbst gesetzten Puncten *sich brechen* mufs, ist die Geschichte der verschiedenen Stellungen, welche das religiöse Bewufstsein zu den Dogmen einnimmt, eine nothwendige zu nennen. Ihr H. hätte auch in Einzelnheiten und nach einem durchgreifenden Plane eben diese Nothwendigkeit zu erkennen und darzustellen suchen sollen, — obgleich allerdings in der nicht ohne Tact gewählten Eintheilung Andeutungen der Art genug sich finden.

Der Hr. Verf. theilt nämlich den ganzen historischen Stoff in vier Bücher, von denen das erste die Geschichte der Dogmatik von Melanchthon bis Cartesius, das zweite von Cartesius bis Ernesti und Semmler, das dritte von Ernesti und Semmler bis zum Beginne der Vermischung zwischen Supranaturalism und Rationalism, das vierte die Versöhnung der Gegensätze durch deren Aufhebung in einem höheren Dritten behandelt (S. 10 bis 12). An dieser Eintheilung fällt indessen sogleich auf, was überhaupt an dem ganzen Buche zu rügen ist, nämlich eine ganz unechörige *Vermischung* der Geschichte der *Dogmatik* und der Geschichte der *Philosophie*. Wie kann Cartesius an den Endpunct einer Periode gestellt werden, zu deren Anfang Melanchthon gesetzt ist? Das Streben beider war ja von ganz ungleichmäfsigen Principien durchdrungen, jener verfocht nur die Interessen der reinen Speculation, dieser die des unbefangenen christlichen Glaubens. Cartesius, Spinoza, Leibnitz können nur nach ihren Einwirkungen auf die Dogmatik im Allgemeinen, und daher, weil sie nicht Dogmatiker waren, eigentlich nicht sie, sondern diejenigen, welche mit ihren Philosophemen den dogmatischen Stoff verarbeiteten, in Betracht kommen. Allein solche giebt es gar nicht, daher auch von ihnen kein Eintheilungsgrund hergenommen werden kann. Von Melanchthon bis Semmler kann überhaupt nur eine Periode, wenn auch mit verschiedenen Unterabtheilungen statuirt werden; denn alle dogmatischen Producte tragen den Hauptzügen nach denselben Charakter: Verarbeitung des dogmatischen Stoffes nach den symbolischen Bestimmungen ohne Kritik und Polemik. Erst mit Semmler beginnt eine Zeit von durchaus entgegengesetzter Tendenz, die erst durch den Versuch der Versöhnung des Gegensatzes von Rationalismus und Supernaturalismus wieder bekämpft wird. Demnach kann es nur drei Perioden geben, welche die historische Entwickelung der Dogmatik umspannen; die vierte schiebt der Hr. Verf. durchaus fehlerhaft ein, weil er die Geschichte der Philosophie als solche in

Digitized by Google

sehr einmischt. Freilich ist es unmöglich die Dogmengeschichte und die Geschichte der Dogmatik ohne Rücksicht auf jene darzustellen, allein diese Rücksicht ist etwas anderes als die Weise der Bearbeitung, wie sie in selbstständigen Geschichten der Philosophie zu finden ist; — eine solche Scheidung und Unterscheidung, wie sie so eben gefordert, ist nothwendig für die scharfe Begrenzung der wissenschaftlichen Gebiete. Auf jeden Fall ist auch die Darstellung der Philosophieme von Cartesius, Spinoza, Leibnitz u. s. w. viel zu dürftig, als dafs sie zur klaren Einsicht in den Organismus derselben führen könnte, demnach wird der Hr. Verf. durch diese Vermischung des Dogmatischen mit dem Philosophischen, was freilich in concreto niemals zu scheiden ist, seinen Zweck zur Kenntnifs beider Sphären beizutragen schwerlich erreichen. Doch da diese Abschnitte trotz ihres geringen Umfanges mit Sorgfalt gearbeitet sind, so würde solcher Ueberflufs leicht zu tragen sein, wenn nur nicht andere, der Geschichte der reinen Dogmatik nothwendig angehörige, darüber vernachläfsigt schienen. Denn wie wird Hr. H. sich darüber rechtfertigen können, dafs z. B. die Charakteristik Melanchthon's als Dogmatiker kaum zwei Seiten, die Hutter's und Gerhard's jede eine halbe füllt, Calvin sogar in einigen Zeilen abgefertigt wird? — Der Hr. Verf. meint (Vorrede Seite VI): „denkende Beurtheiler würden es wohl in der Ordnung finden, dafs im Ganzen die dogmatischen Systeme, welche der Gegenwart und nächsten Vergangenheit entsprossen, noch entweder in der Blüthe ihres Lebens stehen, oder doch hier und da noch als Ausdruck der dogmatischen Ueberzeugung einiges Leben geniefsen, eine ausführlichere Behandlung erfahren, als diejenigen, welche ihrem Entstehen und Wirken nach weiter zurückliegenden Zeiten angehören". Allein dieser Ansicht kann man nur unter grofsen Beschränkungen beitreten. Ueber Bedeutung und Undeutendheit, — und diese können doch nur Grund sein die mehr oder minder ausführliche Behandlung haben, — entscheidet ja nicht die zeitliche Dauer, sondern die Tiefe des inneren Gehaltes der wissenschaftlichen Erscheinungen, sollten sie ihrer eigentlichen Geltung nach auch einer sehr fernen Vergangenheit angehören. Nun sind aber Melanchthon's und Calvin's dogmatische Systeme die Urtypen aller folgenden, die ersten kühnen Umrisse unserer protestantischen Wissenschaft; ihre Grundzüge, obwohl manchmal zum Theil verwischt, haben die Spuren allen anderen eingedrückt und weisen so den denkenden Geist von dem Abgeleiteten zu dem Ursprünglichen zurück. Und wahrlich dies Ursprüngliche ist nicht blofs durch seinen zeitlichen Ursprung gewerthet, vielmehr haben Melanchthon und Calvin das System christlicher Lehre mit einer genialen Kraft, einer Innigkeit des christlichen Lebens, einer Fülle geistreicher Reflexionen, wie kein altprotestantischer Dogmatiker nach ihnen entfaltet. Um die Kenntnifs dieser dogmatischen Systeme zu fördern, hätte Hr. H. manches spätere ganz Unbedeutende um so eher übergehen oder doch deren Darstellung abkürzen sollen, je weniger leider eine innige Vertrautheit mit jenen vorausgesetzt werden kann.

Was indefs die Art und Weise der Mittheilung dieser und anderer dogmatischen Versuche oder religiös-philosophischer Entwürfe betrifft (— auf welche hier im Einzelnen nicht weiter eingegangen werden kann —), so sind sie, abgesehen von dieser gerügten *Un*gleichmäfsigkeit, meist gründlich, mit einer gehörigen Anzahl von Belegstellen, welche mit der Annäherung an die neuere Zeit wachsen, entwickelt worden. Kritik ist nicht durchweg, nach keinem durchgreifenden Plane geübt, und wo dies geschehen, z. B. bei Schelling S. 183, da stützt sich der negative Theil fast ganz auf die Beurtheilung Anderer, während der positive anerkennende mehr bei der poetischen Schönheit als der speculativen Schärfe der Naturphilosophie stehen bleibt. Jedenfalls ist es aber dem Hrn. Verf. zum Verdienst anzurechnen, dafs er durch die Vorliebe, mit welcher er grade das philosophische Element bearbeitet, durch die schöne Freiheit und Begeisterung, durch welche er die Empfänglichkeit für dergleichen Erscheinungen anzuregen sucht, zur (relativen) Anerkennung jener Bestrebungen bei den Zeitgenossen beiträgt.

Mit Recht hat der Hr. Verf. S. 191—311 (zwischen eingeschoben ist nur das System von Schwarz S. 203—213) eine sehr weitläufige Darstellung von dem *Schleiermacherschen* Systeme gegeben, da es offenbar aufser dem Calvin's das Bedeutendste ist, was die dogmatische Litteratur innerhalb der von dem Hrn. H. gesteckten Grenzen aufzuweisen hat. Sehr zweckmäfsig leitet derselbe diesen Abschnitt mit einer

Digitized by Google

nur zu allgemein und in einer zu pomphaften Sprache gehaltenen Charakteristik Schleiermacher's hauptsächlich auf Grund seiner Reden über Religion ein. Allein sehr nothwendig wäre es gewesen, diese Charakteristik *vor* der Darstellung des materiellen Inhalts des Schleiermacher'schen Systems wieder aufzunehmen, zu individualisiren, sein religiöses Princip durch Schärfe und Präcision der Sprache dem Kreise von Lesern, welchem das Buch vorzugsweise bestimmt ist, zum Verständnifs zu bringen. Der, so viel Rec. sich erinnert, im Ganzen richtige Auszug des Schleiermacher'schen Werks S. 225 ist freilich mit gutem Tact angelegt, aber der ganze Organismus desselben ist doch zu eigenthümlich, als dafs er ohne eine vermittelnde Accommodation Anfängern zugänglich wäre. Ueberhaupt hätte hier Hr. H. viel selbstständiger, productiver, nicht blofs referirend verfahren, die Individualität Schl.'s, sein Verhältnifs zur Philosophie und historischen Kritik, die Bedeutung des Systems selbst darstellen und beurtheilen sollen. Das Princip der Schl. Dogmatik ist ja die subjective Erfahrung des christlichen Bewufstseins, welches durch die Reflexion auf sich selbst die christlichen Glaubenssätze erzeugt, und eben deshalb mit gröfster Entschiedenheit Alles, was den Schein einer Begründung und Rechtfertigung „durch das *objective* Bewufstsein" haben kann, verwirft. Vielmehr, wie die Dogmatik nur für den Christen ist, so verzichtet *Schleiermacher* auf jeden Beweis der Wahrheit und Nothwendigkeit des Christenthums gänzlich, *und setzt voraus*, dafs der Christ, ehe er sich in Untersuchungen dieser Art einläfst, schon die Gewifsheit hat, dafs seine Frömmigkeit keine andere Gestalt annehmen könne als diese. Durch diese geistige Assimilation ist die Auctorität der Bibel als solcher gebrochen, die Vereinzelung des subjectiven Daseins aufgenommen in das gemeinsame der christlichen Kirche, das in seiner Seligkeit schwelgende, jede andere Rechtfertigung, als die es in sich selbst trägt, zurückweisende Leben des Glaubens zum Medium der christlichen Lehre gemacht. Durch diesen Act der Reproduction aus dem eigenen Innern hat er sich aber sowohl über den Standpunct des Rationalismus als auch den der alten Orthodoxie unendlich erhoben, und zwar in eine Sphäre, von welcher beide Formen der Theologie kaum eine Ahnung hatten. Der *Rationalismus* hatte die specifische, der *Supranaturalismus* die *graduelle* Dignität Christi verkannt, jener das rein Menschliche, dieser das absolut Uebernatürliche hervorgehoben, jener seine Wirksamkeit empirisch, dieser magisch gefafst, — beide die wahrhafte Weise der geistigen Vermittelung so gänzlich verkannt, dafs das Selbstbewufstsein ohne alle Erfahrung und Bereicherung bei der Erkenntnifs des dogmatischen Stoffes blieb; Schleiermacher aber überwand dadurch beide Einseitigkeiten, dafs er in seiner subjectiven religiösen Anschauung das Medium zur *Einigung des Göttlichen und Menschlichen* fand, welche innerlich *erlebt sein müsse* und so beide Phasen des theologischen Bewufstseins in eine *dritte* aufhob, in die *mystische*. *Mystisch* — im schönsten Sinne des Wortes nenne ich nach seinem eigenen Vorgange diese *versuchte* Versöhnung zweier Gegensätze, weil sie nicht auf dem Wege der objectiven Erkenntnifs, der Vermittelung durch den reinen Gedanken, und durch Erhebung des dogmatischen Inhalts in denselben (— dies richtig verstanden! —), sondern durch die geistige Erfahrung der schöpferischen Wirksamkeit des Objects, durch die innerliche Berührung der dem Subjecte zugewandten Seite desselben sich vollziehet. — So ist die *Schleiermacher*'sche *Theologie* destruirend und aufbauend zugleich. *Destruirend* in Allem, was kein wesentliches Verhältnifs zum religiösen Bewufstsein, keine Bedeutung für die Gestaltung und den Inhalt desselben, kein empfängliches Organ der Auffassung in dem bewegten Gemüthe zu haben *scheint*; aufbauend in Allem, wo die Differenz zwischen Object und Subject gehoben, die Aeufserlichkeit des gegebenen *Dogma's* durch die Verschmelzung mit andern Elementen in den Procefs des subjectiv geistigen Lebens hineingezogen werden konnte. Jene *Freiheit* des christlichen Glaubens von dem, was bisher als die einzige Stütze desselben gegolten, diese Unabhängigkeit der Ueberzeugung vom *Wunder* und *Weissagung*, diese scharfe zerstörende Kritik auf der einen Seite, die nächste von der Inbrunst der Liebe durchwärmte Fülle des religiösen Lebens auf der andern — diese Gegensätze, welche Schleiermacher in sich vereinigt hat, mufsten sowohl dem Rationalismus als einer unlebendigen Orthodoxie unerklärliche Räthsel sein, weil ihre Lösung nur in einem Gebiete zu finden ist, welches zu betreten ihnen nicht vergönnt gewesen. Jener begriff es nicht, wie Schleiermacher ihn in der Schärfe der Kritik noch übertreffen und dennoch in dem Glauben an die Person Christi allein Frieden und Versöhnung zu geniefsen bekennen konnte, dieser hielt jene Kühnheit für stolze Selbsterhebung, für Zerstörung der Auctorität des göttlichen Wortes und verfolgte sie als Feindin der Offenbarung. Und *kein Wunder*, dafs sie ihn nicht zu verstehen vermochten. Denn wenn der einen Form der Theologie die particuläre Vernunft, der andern das Zeugnifs der Bibel, war Schleiermacher die *Wirksamkeit*, die schöpferische Thätigkeit, das Maafs der *Dignität des Erlösers*, in der Meinung, dafs die Individualität nur *ist*, was sie *wirkt*, nur ist, was sie *thut* und in der absoluten Selbstdarstellung ihres Wesens *ganz und gar aufgehen müsse*. — Inwiefern dieses Maafs das wahre, und ob es überhaupt möglich sei selbst durch eine so geistreiche zwischen speculativer Theorie und einfacher Gläubigkeit schwebende Reflexion, wie sie Schl. versucht, dem wissenschaftlichen und christlichen Interesse gleich sehr zu genügen, dies zu untersuchen liegt aufserhalb unsers Zweckes, nicht aber aufserhalb desjenigen, welchen der Hr. Verf. zu erreichen sich hätte angelegen sein lassen sollen.

H. Reuter.

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

December 1842.

LVII.

'iana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson M. A. F. R. S. member of the Royal Asiatic Society; of the Asiatic Societies of Calcutta and Paris; of the Royal Academies of Berlin and Munich etc. etc. and Boden Professor of Sanscrit in the University of Oxford. London, 1841. *published under the authority of the Honourable the Court of Directors of the East-India Company. XVI.* 452 S. 4. *mit mehrern Kupfern und Charten.*

Unter den geistigen Erwerbungen der neueren Zeit, f deren Umfang, Fülle, Reichhaltigkeit und Tiefe mit Recht stolz sein darf, nehmen diejenigen, wel- e im Gebiet der Alterthumswissenschaften gemacht d, keine der geringeren Stellen ein. Indem der Men- engeist tiefer in sich selbst blickte, wurde ihm auch on an und für sich seine Entwickelung in der Ver- ngenheit klarer. Allein es war nicht dieses tiefere gehn, diese ernste, wahrheitliebende Forschung *ein*, welche zu den wunderbaren, die Grenzen des ssens so überraschend erweiternden und das Gebiet selben so viel sichrer formulirenden Resultaten führ- , — sondern die reichhaltigste Entdeckung oder utzung verschiedenartiger, früher ganz unbekann- , oder nicht in das Bereich der Wissenschaft ge- ner Hülfsmittel hat einen sehr wesentlichen Antheil an. Wenn nun ein Streben nach tieferer Erkennt- der Entwickelung des Menschengeistes unverkenn- sich grade in den letzten 6 Decennien in auf- ernd hingebender Thätigkeit geltend machte, so chte man fast, ähnlich, wie Niebuhr in der Entdeckung des Gajus und Cicero's Bücher de republica einen Lohn seiner Forschungen auf dem Gebiete der römischen Geschichte fand, auch in der Masse der neuen Hülfsmittel, welche fast gleichzeitig, oder, — noch günstiger — in einer, fast möchte man sagen, sich einander erläuternden Folge in die Wissenschaft eingeführt sind, eine Belohnung für den rastlosen, in den verschiedensten Gebieten der Alterthumswissenschaft bekundeten Eifer erblicken.

Es ist hier nicht der Ort, diese Bereicherungen genauer zu constatiren; wir haben uns hier nur mit einem Theil derselben zu beschäftigen, aber keinem der unbedeutendsten, vielleicht vielmehr nächst der Entzifferung der Hieroglyphen — diesem wunderbarsten, wenn gleich noch nicht bis zur Vollendung geführten, Werk des menschlichen Verstandes — dem allerhervorstechendsten. Denn wenn irgend Entdeckungen, so haben diese rasch zu überaus wichtigen, für die Gesammtkenntnifs des Alterthums folgereichen, wenn auch noch nicht in allen Einzelnheiten gesicherten, Resultaten geführt.

Es sind dies die Entdeckungen, welche im letzten Decennium bezüglich der Geschichte Vorderindiens und der westlich an dasselbe angrenzenden Länder gemacht sind. Nicht leicht möchten im Gebiete der Alterthumswissenschaft so viele Entdeckungen in so kurzer und so günstiger Zeit, so wie unter so günstigen Umständen, gemacht sein.

Inschriften, Münzen und Alterthümer aller Art häuften sich in rascher Folge. Die Sanskrit-Sprache, von welcher sich die sicherste Beihülfe bei Erläuterung dieser Entdeckungen hoffen liefs, war schon seit mehreren Decennien in das Bereich der europäischen Wissenschaft gezogen, von den bedeutendsten Männern gepflegt und die Kenntnifs derselben zu einer ziemlichen Ausbreitung gelangt; sonach war die Bahn zu einem allgemeinen Verständnifs der Funde gebrochen und die Controle einer nicht unbedeutenden An-

Digitized by Google

zahl geistvoller, scharfsinniger und in europäischer Kritik aufgewachsener Männer liefs bei Erklärung derselben eine sich gegenseitig ergänzende Thätigkeit erwarten. Das Zend, dessen Kenntnifs ein zweites Fundament für diese Untersuchungen darbot, war kurze Zeit vorher durch die geistvollen und resultatreichen Arbeiten von Burneuf und Bopp einem gröfseren Kreis zugänglich gemacht und ein sicheres Verständnifs des Zend Avesta eingeleitet. Was aber vor allem andern diese Entdeckungen so rasch fruchtbringend machte, war der günstige Umstand, dafs sie sich allsammt um einen Mann gruppirten, der, mit den reichsten Geistesgaben einen Eifer für die Wissenschaften und einen Fleifs verband, der ihn leider so früh ins Grab führte. Es war dies James Prinsep, dessen Andenken das hier anzuzeigende Werk, als ein auf seine Arbeiten gegründetes (founded upon his labours) in lobenswerther Pietät geweiht ist. James Prinsep fungirte als Secretair der asiatischen Gesellschaft von Bengalen in Calcutta und edirte als solcher deren Journal. Alle Funde strömten ihm zu; der Gebrauch, den er von diesem Vertrauen machte, beurkundete es, wie würdig er desselben war, und sichert ihm für ewige Zeiten eine wohlverdiente Unsterblichkeit. Fast alle Fortschritte in der Erkenntnifs der alten Geschichte Indiens und Afghanistans sind mit seinem Namen eng verknüpft. Mit einer an's Wunderbare grenzenden Thätigkeit veröffentlichte er die Entdeckungen nicht blofs — indem er sehr vieles sogar selbst lithographirte — sondern von Niemand gekannte Alphabete entzifferte er, erläuterte das in kaum bekannten Sprachen Abgefafste, combinirte, und erschlofs die glänzendsten Resultate. Man kann, wenn von irgend einem, von ihm sagen, er lehrte die Steine und Metalle sprechen und obgleich noch unendlich viel zu thun übrig bleibt, ehe die durch diese Entdeckungen angeregten Fragen auf eine befriedigende Weise beantwortet sein möchten, so bleibt ihm doch das unbestreitbare Verdienst die Grundlagen für alle folgenden Untersucher sicher und fest gelegt zu haben; seine Saat ist es, welche seine Nachfolger ärndten werden.

Ist also auch die Palme auf diesem Gebiet dem unsterblichen James Prinsep nicht zu entringen, so ist dennoch noch mancher Preis zu gewinnen und redlicher Eifer, mit hinlänglichen Kenntnissen und geistigen Anlagen gepaart, wird sich auch jetzt noch, selbst nachdem schon manche Andre mit vielem Glück ihre Kräfte hier erprobt haben, um so weniger diesen Untersuchungen ohne Lohn für seine Mühe zuwenden, als die Fundgruben dieser Entdeckungen noch keineweges erschöpft sind, sondern Tag für Tag Neues bekannt gemacht wird, welches bisher Geschlossenes bald bestätigend, bald auch vernichtend, frühere Untersuchungen zum Schlufs bringt, oder umzugiefsen zwingt.

Eine bedeutende Stelle unter den auf J. Prinsep's Entdeckungen und Untersuchungen gegründeten Arbeiten nimmt die hier anzuzeigende an. Sie beschäftigt sich zwar eigentlich nur mit *einem* Theil jener indo-afghanischen Entdeckungen: dem *numismatischen* — denn die Bemerkungen über die Topen sind mehr Beiwerk —; allein dieser *eine* Theil ist auf eine umfassende Weise behandelt. Sehr reiche Sammlungen, insbesondere die des East-India-House, welcher die ganze *Masson*'sche — die Hauptgrundlage der Untersuchungen des Hrn. Verfs. — incorporirt ist, standen Hrn. Wilson zu Gebot, und Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Wahrheitssinn setzten ihn in den Stand, einen fruchtbringenden Gebrauch davon zu machen. Wenn Ref. nichtsdestoweniger vielen, ja fast den allerneuesten Resultaten des Hrn. Verfs. seine Beistimmung versagen mufs, so liegt dies vorzüglich in der Natur der Grundlagen dieser Untersuchungen, welche nur selten hinlänglich sichren Boden gewähren; doch kann Ref. nicht bergen, dafs ihm der Hr. Verf. vielfach auch das schon vorliegende Material nicht mit hinlänglicher Sorglichkeit geprüft zu haben scheint. Wenn dagegen mehrere von des Hrn. Verfs. Resultaten durch erst seit der Erscheinung seines Werks neu hinzugekommenes Material widerlegt werden, so ist der Ref. weit davon entfernt, ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen. Denn so sehr sich Hr. Wilson freuen darf, wenn seine auf diesem Gebiete gezogenen Resultate durch nachfolgende Entdeckungen bestätigt werden, so ist doch in Folge der eigenthümlichen Natur des Materials kein Grund zur Betrübnifs vorhanden, wenn sie auf demselben Wege sich widerlegt finden.

Die nächste Veranlassung zur Ausarbeitung dieser Schrift gab die Sammlung von *Münzen und sonstigen Alterthümern*, welche von Ch. Masson, während einer Reihe von Jahren, zur Zeit seines Aufenthalts in Kabul zusammengebracht ward. Sie ist theils von ihm selbst schon früher in einzelnen Aufsätzen erläutert, theils

Digitized by Google

eferte sie auch James Prinsep den bedeutendsten 'heil seines numismatischen Materials. Durch ein 5chst uneigennütziges Anerbieten von Seiten des ammlers ist die ganze Sammlung Eigenthum der ast-India-Company geworden und in deren Museum London aufgestellt. Obgleich, wie bemerkt, schon eles derselben bekannt gemacht war — im Journal the Asiatic Society of Bengal — so schien doch die eltenheit dieses Journals, die abgerissene Weise, in elcher das Material hier in unzusammenhängenden ufsätzen vorgeführt war, endlich auch der Fortchritt, welchen die durch dasselbe hervorgerufenen ntersuchungen in den Händen europäischer Gelehrn gemacht hatten, es räthlich zu machen „eine ısammenhängende Beschreibung der vorzüglichsten lterthümer und der sämmtlichen Münzen, welche lasson's Sammlung lieferte, den Numismatikern nd denen, welche sich für Indiens alte Geschichte teressiren", vorzulegen. Herr *Wilson* trug demach zu diesem Zweck seine Dienste den Directoen der ostindischen Compagnie an. Sie wurden annommen, und so entstand dieses Werk. Zugleich schlossen die Directoren nur eine gewisse Anzahl n Exemplaren für eigene Zwecke zurückzuhalten, n Ueberrest aber der Mutter des Hrn. Masson als Zeichen ihrer Achtung vor dem Sohn zu überreien. Danach und nach sonst dem Ref. zugekommeen Nachrichten zu urtheilen, scheint das Werk nicht igentlich in den Buchhandel gekommen zu sein, und hält es daher für seine Pflicht, im Folgenden, so eit es der einer Anzeige in diesen Blättern zugeessene Raum gestattet, mehr eine kurze Darstelng, als eine Kritik des Inhalts zu geben; er glaubt mit einer grofsen Anzahl von Lesern auf dem Conent einen Gefallen zu erweisen, welchen dieses 'erk schwer oder gar nicht zugänglich sein möchte.

Es zerfällt in 4 Capitel. Das erste (S. 1—50) überschrieben: Account of the Progress of Bactrolian Numismatic and Antiquarian discovery, and obvations on the edifices, called topes.

Als Bayer sein berühmtes Werk über die Herraft der Griechen in Baktrien schrieb (1738), war eine sichere Münze des Eukratides und eine zweihafte des Diodot bekannt, und lange Jahre vergin, ehe sich die Kenntnifs baktrischer Münzen hrte. Bis zu Anfang dieses Jahrh. waren nur von noch zwei baktrischen Königen — Euthydemus und Heliokles — Münzen bekannt geworden. Von den Münzen mit der eigenthümlichen Schrift, welche wir — *Wilson's* in diesem Werk aufgestellte Benennung annehmend — die *arianische* fortan nennen werden, war bis dahin nur eine edirt; nicht mehr von den indoskythischen. Beide wurden, wie dies nicht anders geschehen konnte, ganz verkannt.

Erst seit Beginn des dritten Decenniums geht ein regeres Leben in diesem Theil der Numismatik auf. Durch die Verbindung Rufsland's mit Central-Asien wurde der erste arianisch-griechische König bekannt: Antimachos. Von den früher bekannten baktrischen Münzen tauchten neue Varietäten und die erste Münze des Demetrius auf. 1824 machte Tod die interessanteren Münzen seiner im nordwestlichen Indien und inmitten des eigentlichen Hindostan's zusammengebrachten und aus 20,000 Stück bestehenden Sammlung bekannt. Sie enthält neue griechisch-indische: Menander und Apollodotus, und lenkte zuerst gröfsere Aufmerksamkeit auf die indoskythischen und altindischen, indem sie eine bedeutende Anzahl zu diesen Classen gehöriger Exemplare darbot.

Tod's Beispiel waren auch andere Privatleute in Indien gefolgt; allein gröfstentheils zerstreuten sich ihre Sammlungen wieder. Wenige jedoch kamen in einen festeren, oder schon nutzbaren, Besitz, und wurden von dem Hrn. Verf. dieses Werkes unter Beihülfe von James Prinsep im 17. Bande der Asiatic Researches theilweis publicirt.

Aber selbst die bis dahin gemachten Entdeckungen und Publicationen waren noch nicht von Erfolgen begleitet, wie sie nach Eröffnung des Tope von Manikjâla (neuindische Aussprache des sanskritischen Wortes man'ikshâra, eigentlich *Edelstein-Asche*, als Bezeichnung von *Buddha-Asche*, vgl. Götting. Gel. Anz. 1839. S. 804), welcher auf der Stelle des alten Takshaçilâ (Taxila) liegt, durch den General Ventura (1830) eintraten. Die hier ausgegrabenen Funde erregten eine höchst bedeutende Aufmerksamkeit und befeuerten zu ähnlichen Nachforschungen. Die Gegenden im Westen und Osten des Indus waren um diese Zeit theils der Aufenthaltsort, theils Durchreisepunct gebildeter Europäer, welche mehr oder weniger numismatische und andere Alterthümer erwarben. Alexander Burnes, Swiney Honigberger, Court, Gerard und

Digitized by Google

Andere förderten grabend und sammelnd. Vor allen aber war es C. Masson, welcher sich die bedeutendsten Verdienste um die Erweiterung dieses Gebiets der Numismatik und Alterthumskunde erwarb. In einer günstigen Stellung in *Kabul* hatte er dazu die beste Gelegenheit. Denn die Ebne von Beghram allein — sechs englische Meilen nach jeder Seite sich ausdehnend — hat in ihrem Boden eine so grofse Menge von Alterthümern und insbesondere Münzen, dafs Masson die Anzahl der jährlich von den afghanischen Schaafhirten hier aufgegriffenen Münzen durchschnittlich auf 30,000 schätzt. Man kann sich leicht denken, welch eine bedeutende Sammlung sich schon von dieser Seite her anlegen liefse. Allein Masson beschränkte sich nicht auf diese Quelle, sondern er liefs viele der zwischen Kabul und dem Indus sich in grofser Menge vorfindenden Topen und Tumuli eröffnen, wovon weiterhin. So brachte er die bedeutendste Sammlung von griechisch-baktrischen, griechisch-indischen, indoskythischen, indischen, sassanidischen und muhammedanischen Münzen zusammen.

Um die Erläuterung dieser Entdeckungen erwarben sich europäische Gelehrte in Asien und Europa, fast mit den Entdeckungen selbst gleichen Schritt haltend, die bedeutendsten Verdienste, vor allen James Prinsep. Seiner andern Resultate nicht zu gedenken, entzifferte er die altindische Form der Devanagari-Schrift und etwa gleichzeitig mit Hrn. *Grotefend* dem jüngern und Hrn. *Lassen* die arianische Schrift, wodurch der Grund zur weiteren Behandlung dieser Münzen gelegt war.

Auf die Geschichte der Entdeckung und Bearbeitung dieser numismatischen Schätze folgen (S. 28) Notizen über die *Topen*, welche, schon als Fundorte der besser erhaltenen Münzen und wegen der historischen Erläuterung, welche sie diesem Theil der Numismatik im Allgemeinen zufliefsen lassen, in einem gewissen Zusammenhange mit ihm stehen.

Der erste Tope, welcher (1794) europäische Aufmerksamkeit auf sich zog, war der von Sarnath in Bengalen; dann (wenige Jahre später) wurden die in Ceylon zuerst (1799) bemerkt, jedoch um vieles später erst genauer beschrieben. Wie jener von Sarnath durch Inschriften und antiquarische Zeichen, ergaben sich diese ceylonesischen durch lebendigen Gebrauch, sichere Tradition oder andere Merkmale als buddhistische Werke. 1808 entdeckte die Elphinston'sche Gesandtschaft den schon erwähnten Tope von Manikjala, welcher, wie ich oben bemerkte, noch in seinem Namen, der auf ein naheliegendes Dorf übertragen und jetzt von da zu ihm zurückgekehrt ist, die Erinnerung und das Zeugnifs seiner buddhistischen Bestimmung bewahrt hat. In Indien selbst und westlich vom Indus wurden nun eine Menge ähnlicher Werke entdeckt, die meisten, von denen weiterhin die Rede sein wird, westlich vom Indus, zwischen diesem, Kabul und dem Hindu-Kusch; im eigentlichen Indien unter andern eines, Dipaldinna genannt, zu Amaravati am Krishna und eines bei Bhilsa, welches der älteste aller bekannten Topen ist.

Der erste Tope, welcher aufgegraben wurde (1830 vom 27. April bis zum 8. Juni), forderte durch die Entdeckungen, welche er gewährte, zu ähnlichen Unternehmungen auf. Court, Honigberger und insbesondere wiederum Masson öffneten eine Menge (vgl. weiterhin). Dadurch wurden mehr oder weniger reiche Funde und zugleich die Construction und der Bau der Topen, so wie der gewöhnlich in ihrer Nachbarschaft liegenden Werke bekannt.

Als Localität der Topen sind gewöhnlich Hügelsäume oder durch Schluchten getrennte Erhöhungen gewählt (vgl. S. 58). Der Tope selbst besteht — noch sichtbar in den besser erhaltenen Mustern — aus drei Theilen: einer Basis, einem darauf stehenden cylinderförmigen Körper und einer, über diesem liegenden, halbkugelförmigen Kuppel; diese letzte schliefst wahrscheinlich mit einer *Spitze*, als viertem Theil; diese hat sich in den ceylonesischen Topen erhalten und so schliefsen auch kleine Topen-Modelle ab, welche innerhalb der grofsen Topen gefunden werden; bei den in Trümmern liegenden Topen ist natürlich eine Spur der Spitze nicht mehr zu erkennen.

Die Dimensionen der Topen sind natürlich verschieden. Der von Manikjala ist 80′ hoch und hat 310—320′ im Umfange. Die bedeutendsten sind, so weit bis jetzt bekannt, die in *Ceylon*. Der Abhyagiri soll 405′ hoch gewesen sein und hat in seinem jetzigen Zustande noch 220′.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

riana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson.

(Fortsetzung.)

Das Innere der Topen ist nicht hohl, sondern es ıden sich nur einige kleine Zellen darin. Der allgeeine Typus ist: Ueberbauung eines kleineren Topen ırch einen gröfseren; im kleineren ist der Raum, in elchem die dem Buddhismus heiligen Reliquien aufewahrt werden. Dieser kleinere Tope liegt in den ıteren Theilen des gröfseren, oder da, wo sich der ylinder an die Basis schliefst. Die Reliquienzellen aben gewöhnlich die Höhe der Basis und einen Durchıesser von 5 — 7′. Bisweilen sind auch Zellen in der litte, oder an der Spitze der Topen; einigemal traf an auch auf unterirdische Gänge, welche von der eliquienzelle aus nach der Peripherie führen, als ob e dazu gedient hätten, einen Zugang zu derselben ›n aufsen zu bilden, wie sich denn auch Nachrichten ›n accessiblen Reliquienzellen finden.

Der Inhalt der aufgegrabenen Topen war sehr uneich. Die geringste Ausbeute von Antiquitäten fint sich immer da, wo man Ueberbleibseln eines Scheıhaufens, Asche und Aehnlichem begegnet. Die beıtendste besteht aus Gefäfsen von Stein, Metall, : eins in dem andern; in diesen kleine Perlen, Goldöpfe, Schmuck, Ringe, Knöchelchen, weifse und geıbte Glas- und Crystallstückchen, Thon und Stein t Figuren darauf, Knochen, Zähne von Thieren us der Species der Esel und Ziegen), Stücke von ug und Baumrinde, letztere häufig mit *arianischen* schriften; diese finden sich auch bisweilen auf den ein- und Metallgefäfsen. In einigen der Gefäfse ıd sich eine Flüssigkeit, welche bei Oeffnung des efäfses sogleich verdampfte, und einen braunen Satz hinterliefs, in welchem man durch chemische Analyse vegetabilische und animalische Substanzen erkannte. Endlich finden sich in den Topen Münzen, und zwar von *einheimischen* (aus nächster Nähe): indoskythische und indische, von *fremden:* sassanidische, römische und byzantinische; die ersten in grofser Menge von Sapor III. und Bahram Ghor, die zweiten aus dem Ende der Republik, die dritten von Kaisern zwischen 407 — 474. Daraus schliefst Hr. Wilson, dafs diese Topen — es sind die zu beiden Seiten des Indus in Peshawer und Kabulistan gemeint — zwischen dem Beginn unserer Aera, um welche Zeit die Indoskythen die buddhistische Religion annahmen, und dem 6. Jahrh. danach aufgeführt sind.

Die Bestimmung dieser Werke zur Bewahrung buddhistischer Reliquien kann kaum mehr angezweifelt werden und wird von dem Hrn. Verf. durch Benutzung einiger, bisher nicht berücksichtigter Momente noch mehr gesichert.

An einigen Topen (insbesondere die von Chabár Bágh S. 58, 100) stofsen grofse viereckte, oder oblonge, freie Plätze, von ungeheuern Erddämmen eingeschlossen, welche man auf den ersten Anblick für Wasser-Reservoirs halten möchte; allein einige Oertlichkeiten machen eine Speisung derselben nicht gut denkbar. Die Erde an den Dämmen ist so fein gesichtet, dafs sich kein Steinchen darin findet.

In der Nähe dieser Reliquienbehälter liegen wirkliche, den Topen in der Construction ziemlich ähnliche Grabdenkmäler. Sie unterscheiden sich von den Topen nur durch den Mangel des cylindrischen Theils und enthalten häufig Knochen und Asche; doch zeigen sich, bezüglich des Inhalts überhaupt und insbesondere bezüglich der sich vorfindenden Ueberreste von Todten, mancherlei Eigenthümlichkeiten (S. 49). Auch im innern Bau erscheint bei einigen eine auffallende Besonderheit (S. 93). Diese Gräber finden sich

Digitized by Google

natürlich auch aufserhalb der Nähe eines Topen; aber kein Tope ohne die Nähe von Tumuli.

Endlich finden sich in der Nähe von Topen und Tumuli Grottenwerke. Bei einzelnen Tumuli nur einzelne Grotten; bei den Topen dagegen grofse Grottenreihen, deren einige von bedeutenden Dimensionen sind und viele Abtheilungen haben; manche sind mit Kuppeln gekrönt und zwischen ihnen liegen viele Nischen. Es sind dies augenscheinlich Tempel, Kapellen, Priesterwohnungen u. s. w. Buddhistische Bauwerke von wesentlich gleicher Bestimmung mit den vielbewunderten Grottenwerken von Ellora u. s. w. (S. 98), welche ursprünglich ebenfalls, wie jetzt anerkannt, buddhistisch waren.

Zu diesem ersten Capitel gehören 4 Platten mit Abbildungen mehrerer in den Topen gefundener Alterthümer und einem Facsimile der Vaseninschrift von Bímarán. In einer Beilage werden sie beschrieben. Unter den Abbildungen hebt Ref. als besonders bemerkenswerth No. 4 der 1sten Tafel hervor: eine Gemme mit einem Kopf einer Inderin und einer Sanskrit-Inschrift (nach Hrn. Wilson wäre die Schrift aus dem 7ten Jahrh. nach Chr.; sie ist aber sicher bei weitem älter, wahrscheinlich älter als die christliche Aera). Die Arbeit an dieser Gemme verräth griechische Schule. Ferner ist beachtenswerth ein Steatitmodell eines Tope aus dem Tope zu Sultanpur (Pl. III, No. 1). Es besteht aus 4 von einander trennbaren Theilen: Basis, Cylinder, Kuppel und Spitze. In den beiden ersten Theilen sind Höhlungen, welche jedoch leer waren. Die Spitze hat 7 Glieder.

2tes Capitel (S. 55—118): Memoir on he topes and sepulcral monuments of Afghanistan by C. *Masson*, Esq. — Dieser Aufsatz des ausgezeichnetsten Untersuchers dieser Denkmäler füllt eine bis jetzt sehr fühlbare Lücke aus. Er giebt zuerst eine allgemeine Schilderung der Structur, Lage, Umgebungen und sonstiger Eigenthümlichkeiten dieser architektonischen Werke, deren Wesentliches ich in den Auszug des 1sten Capitels verwebt habe. Alsdann folgen detaillirte Mittheilungen, die Lage, Zahl, Eröffnung, Inhalt u. s. w. der Topen- und Gräbergruppen von Jelalabad, Kabul, Koh Daman und Kohwât betreffend.

Die Gruppe von Jelalabad umfafst drei Abtheilungen; für die älteste derselben hält Herr Masson die Darunta-Gruppe; für die chronologisch-nächste die von Chahár Bágh, für die jüngste die von Hidda.

1ste Section: Darunta-Gruppe; sie zerfällt in 3 Abtheilungen, welche je nach den Dimensionen, der Construction u. s. w. geschieden sind. Die beste umfafst 6, die mittlere 7, die schlechteste 5 Topen. Diese werden alsdann speciell beschrieben, und zwar unter folgenden Bezeichnungen: 3 Topen von Kotpur, 2 von Passani, 5 von Bímarán, 2 von Deh Bahman, 1, der Surkh-Tope (rothe Tope) genannt, 2 von Nandàra, 1, der Tope Gudára, 1 von Bár Robát, 1 von Sultanpur. Alle 18 sind eröffnet, theils von Hrn. Honigberger, theils vom Hrn. Verf. dieses Memoirs. Die Beschreibung im Einzelnen ist interessant, doch läfst sich nichts daraus hervorheben; die von Hrn. Masson aus mehreren Eigenthümlichkeiten gezogenen Vermuthungen sind noch zu unsicher, als dafs sie Ref. hier mittheilen möchte.

Von der Menge der zu dieser Gruppe gehörigen Tumuli werden nur vier besonders hervorgehoben. Der eine derselben nimmt mit seinen Trümmern einen Umkreis von 220′ ein. Doch wird noch ein grösserer erwähnt, aber keine Dimension angegeben. Die wenigsten dieser Tumuli sind untersucht. Die Erfolge bei den geöffneten waren nicht einladend genug zu weiteren kostspieligen Unternehmungen dieser Art.

Unter den Grottenwerken werden die von Gudara besonders hervorgehoben.

Zuletzt wird ein grofser Erdaufwurf, Tope Khwaja Lahoree erwähnt, mit einem Umkreise von 1800′ an der Basis, welchen Hr. Masson für einen alten Begräbnifsplatz hält.

2te Section: Topen und Sepulcral-Monumente von Chahár Bágh. Diese Gruppe zählt nur 6 Topen, ebenfalls, so wie auch alle weiterhin erwähnten, eröffnet; die Tumuli, von denen nur wenige untersucht sind, boten keine bemerkenswerthen Resultate. Der Eingang bei einigen Grotten erinnert an die ägyptische Form (S. 108).

3te Section: Die Hidda-Gruppe. Die Structuren machen es wahrscheinlich, dafs hier einst, zur Zeit der mohammedanischen Invasion, eine bedeutende Stadt stand (Irli-lo des Fa-Hian vgl. weiterhin). 13 Topen werden aufgezählt. Der bedeutendste derselben ist No. 10, Tope Kelán (der grofse Tope) genannt. Seine Eröffnung war sehr ergiebig: In der

Digitized by Google

litte desselben, wo der Cylinder sich auf der Basis rhebt, fand man stinkende Erde und Asche. Tiefer nab ein grofses Kupfergefäfs; daneben 13 Kupfermünzen, vier Nadeln von Messing, oder vergoldetem upfer, drei silberne Ringe, mehrere kleine Schmuckchen, Kügelchen u. s. w. Das kupferne Gefäfs war it einer Feuchtigkeit halb gefüllt; in dieser war ein linderförmiges, übergoldetes Kupfergefäfs; darin ein eines silbernes Kästchen mit einem Deckel, in welem sich vier silberne sassanidische Münzen, ein einer, blauer Stein, und eine, wahrscheinlich aus lben bestehende, Masse befand; darunter eine cylinrförmige Krystall-Masse; unter dieser ein silbernes istchen mit einem pyramidenförmigen Deckel (abgedet auf der 2ten Platte zum 1sten Cap. nr. 3); darin ı goldnes Gefäfs, dessen Deckel mit einem Sapphir d Smaragden verziert ist (abgebildet ebds. nr. 4); ses Gefäfs enthielt eine farblose, angenehm dufnde Flüssigkeit, welche sogleich verdampfte; darin ıren aufserdem drei kleine Kügelchen und eine Salnmasse. In dem Silbergefäfs waren noch 52 goldne, er vergoldete Kugeln und Salben. Das gröfsre upfergefäfs enthielt folgende Münzen und Antiquitäten:

5 Gold-solidi der byzantinischen Kaiser Theodoıs, Marcian und Leo.
2 Gold-Münzen von Kanogé.
202 sassanidische Silbermünzen.
1 goldnen Ring mit einer Gemme.
1 — — — einem Sapphir.
1 — — ohne Gemme.
7 goldne Ringe; 2 Fragmente.
1 kleines goldnes Kästchen.
2 schön geschnittene Gemmen.
3 Rubinen.
7 Gemmen.
13 Kugeln.
13 Stück Goldschmuck.
1 Stück Perlmutter (Fragment).
1 Korallen-Kugel (Fragment).
1 Silberring mit Gemme.
Mancherlei Bruchstücke von Ringen, Schmuck, Kugeln u. s. w.
13 Kupfermünzen.

Im Tope nr. 8. fand man eine Lampe, noch halb Oel gefüllt, und mit frischem Docht; der Luft ausgesetzt, verdampfte das Oel natürlich und der Docht zerbröckelte.

Nr. 13 gab einen Stein mit *arianischer* Inschrift.

Die Tumuli von Hidda, so wie die Grotten boten eben nichts Bemerkenswerthes. Einige der mit Kuppeln verzierten Grotten waren ausgemahlt; allein die Darstellungen waren, trotz der erhaltenen Farben, nicht zu begreifen. Bei den Tumuli finden sich in einem Erdaufwurf eine Menge Todtenkrüge von verschiednem Umfang und von 3 Fufs Tiefe bis zu 6 Zoll; sie sind mannigfach geschmückt und zeigen Spuren von Münzen, welche auf ihrem Rand niedergelegt waren; allein es fanden sich keine mehr; ein Krug trug eine Inschrift.

Ferner finden sich auf dem Hügel, auf welchem Hidda steht, eine Menge gleichartiger Idole.

4te Section: Topen von *Kabul;* etwa 5 englische Meilen südlich von der Stadt finden sich 11 Topen; unter diesen auch zwei eigenthümlich geformte Säulen, deren eine, Minár Chakri genannt, abgebildet ist.

Aufser diesen 11 bemerkt Hr. Masson noch einen Tope Guldara, und 4 oder 5 bei Khurd-Kabul (Klein-Kabul). In der Nähe der ersten 11 erkennt Hr. Masson die Localität einer bedeutenden Stadt, der Residenz des Mokadphises (Kadphises).

5te Section: nördlich von Kabul in Koh-Daman und Kohistan sind drei Topen untersucht; es soll auch noch einen vierten und manche Spuren von Sepulcral-Localitäten daselbst geben, welche noch nicht untersucht sind.

5 oder 6 Topen und viele Tumuli liegen endlich im District Wardak, 30 englische Meilen westlich von Kabul, welche Hr. Masson theils geöffnet fand, aber nochmals und mit lohnendem Erfolg untersucht.

Zu diesem höchst wichtigen Memoire gehören 9 Platten: die erste enthält Skizzen, welche die Lage mehrerer Topen- und Tumuli-Gruppen veranschaulichen und zwar 1) Skizze derer von Jelalabad; 2) Topen von Manikjala; 3) Topen und Tumuli zu Passani; 4) Tumuli zu Bímarán; 5) am Surkh Tope; 6) Topen und Tumuli zu Hidda.

Die folgenden 8 Tafeln geben Ansichten und Durchschnitte der bedeutenderen und besser erhaltenen Topen, Tumuli und andrer Gegenstände, welche im Memoire beschrieben sind.

Digitized by Google

3tes Capitel (119—214): Ancient notices of Ariana; the country between Persia and India with remarks upon Alexander's march from the formes towards the latter.

Diese Untersuchung beginnt mit der Bemerkung, dafs das griechisch-baktrische Reich in seiner unzerstückelten Gestalt ungefähr von gleicher Ausdehnung mit dem Ariana der Alten in seiner weitesten Bedeutung war. Demnach hält es Hr. Wilson für angemessen, die Bedeutung dieses Namens zu bestimmen und den alten Zustand der Länder, welche er bezeichnete, zu schildern.

Wir können nicht umhin, alle, denen die Geschichte dieser Länder von Interesse ist, auf die Untersuchungen dieses Capitels insbesondre aufmerksam zu machen. Der Hr. Verf. hat mit grofser Sorgfalt die mannigfachen neuen Hülfsmittel benutzt, welche grade in der letzten Zeit, insbesondre durch die Untersuchungen bedeutender Reisenden in diesen Gegenden, gewonnen sind; und hat sich dadurch und auch durch eigne Combination bedeutende Verdienste um die alte Geographie dieser Länder erworben. Dennoch darf Ref. nicht bergen, dafs er des Hrn. Verfs. Gründe und Beweisverfahren selten erschöpfend findet, ja dafs seine Resultate vielfach mehr den Charakter von Ansichten tragen, als dafs er eine Frage an der Hand des zur Sichtung und Schlichtung vorliegenden Materials grade so weit geführt hätte, als sie mit Hülfe desselben geführt werden konnte. Es wird jeder Nachfolger des Hrn. Verfs. aus diesem Capitel sehr viel gebrauchen können, allein um die in Untersuchung kommenden Fragen einer sicheren Entscheidung entgegen zu führen, wird er sie gröfstentheils von vorne an behandeln müssen.

Den Namen Ariana, bemerkt Hr. Wilson, finden wir bei den occidentalischen Schriftstellern in einer engeren und einer umfassenderen Bedeutung. In jener (bei Eratosthenes, welchem Strabo und Plinius folgen) bezeichnet es ungefähr den Umfang des jetzigen Afghanistan, die Länder zwischen dem Indus, Paropamisus, dem Ocean und einer (willkührlich angenommenen) Linie von den *kaspischen Thoren* nach *Karmanien*, oder zwischen Parthiene und Karmania im Osten und *Medien*, *Parätakene* und *Persien* im Westen. In umfassenderer Bedeutung (nur bei *Apollodor* dem *Artemitaner*) umfafst es aufserdem noch Theile von Persien und Medien, das nördliche Baktrien und Sogdiana.

Hr. Wilson bemerkt richtig, dafs sich diese umfassendere Bedeutung dem Gebrauch des Namens Iran (in den Sassaniden-Inschriften) als Bezeichnung der, von politisch, religiös und sprachlich innig verwandten Völkern bewohnten, Ländermasse des persischen Reiches nähert. Dieser Namen schliefst sich rückwärts an einen, wahrscheinlich ebenfalls einst das religiös, politisch und sprachlich verbundne altpersische Reich in seiner Gesammtheit bezeichnenden Namen, zendisch airjana. Dieser ging aus zendisch airja (*würdig*) hervor, welcher im Zend-Avesta als ehrenvolle Bezeichnung der Bekenner des Zoroastrischen Cultus erscheint und in dialektischen Formen in verschiednen Theilen des persischen Reiches als Volksnamen erscheint (*Ritter* Asien VI, 18 *M. J. Müller* Journal asiatique 1839 p. 295) und auf welchen sogar die Armenier in der dialektischen Form Agha (= zend. airja, sanskrit arja) Anspruch machen (vgl. Eug. Boré Journ. asiat. 1841 p. 659).

Wenn es schon interessant ist, *einen* Namen einer solche Völkermasse in so hohem Alterthum umfassend zu sehn, so erregt es noch gröfseres Interesse, neben ihm fast für dieselben Völker und vielleicht einst in demselben Umfang herrschend, noch einen andern, ebenfalls aus der Gleichartigkeit der Religion hervorgegangenen, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachweisen zu können.

Hr. *M. J. Müller* machte nämlich (in den *Münchner* Gel. Anz. 1842 nr. 174, 175) jüngst die höchst folgenreiche Bemerkung, dafs in der Pehlvi-Sprache für zendisches sh ein hr, oder hl eintritt, z. B. zend. fravashi wird pehlv. parwahr, zend. ashava pehlv. ahlah, ferner verdanken wir ihm die Mittheilung, dafs zend. vahistem im Pehlvi übertragen wird: 1) durch ein Wort, welches fast ganz gleichbedeutend ist mit dem Namen *Pehlwi*, nämlich *a*) mit hl für sh פהלום (im Parsi pahlum, puhulum, puhulâm); *b*) mit r für l פהרום; 2) durch פשום, welches auch פרשום geschrieben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

December 1842.

iana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson.

(Fortsetzung.)

Die von Hrn. *Müller* nachgewiesene Gleichheit der örter unter nr. 1 und 2, macht es mir gewifs, dafs Wörter unter nr. 2 die Zendformen von den unter 1 angeführten ausdrücken sollen; das Zendwort chte, als ein heiliges, auch in seiner Zendgestalt fgenommen sein, wie denn durch Einflufs der Zend-teratur auch noch andre Zendwörter ins Pehlvi über-gangen sind.

Ich glaube nun kaum zu irren, wenn ich in die-m Worte פשום (Hr. *Müller* bemerkt, dafs alle hlvi-Wörter auf ום dem arischen Sprachkreis an-hören) zunächst das, in den Keilinschriften vorkom-nde altpersische ps'u erkenne, welches Hr. *Lassen* e altpersischen Keil-Inschriften S. 47) *gut* übersetzt. fs dieses Wort eine sehr prägnante Bedeutung, ilich der von airja hat, zeigt seine Stellung in den chriften (vergl. Index bei *Lassen* und ebendaselbst uvaznânâm); ob Hrn. *Lassen's* Erklärung aus sskrit. *gut* richtig sei, will ich hier nicht diskutiren; ich gne nicht, dafs ich mich weder hier für die Prothese es bedeutungslosen p, noch im Zend für die eines f scheiden kann; eben so wenig glaube ich, dafs an-tendes oder zwischen a und folgenden Vocalen ste-des sskr. s im Zend anders als in h übergehn nte; so wohl für p's u als für die durch diese Prothese lärten Zendwörter glaube ich zu andern Erklärun-greifen zu müssen. Mir scheint dieses ps'u nun zend. fshu-jans (Burnouf Commentaire sur le gna I, Nott. XVII, CXXIV, CXXVII) fçao-najêhê end. lithogr. p. 54, 6 Anq. d. Pers. I, 2, 117) und ost fshu-sh-o (Vend. lithogr. p. 83, 1; 20, 7 und oft) verwandt; meine Etymologie aus Präfix api und Wz. çvi in der Wzform çu und in der Bedeutung *reinigen* u. s. w. (Griechisches Wurzellexikon II, 168, 374) will ich hier, da die Etymologie für uns gleichgültig sein kann, nicht weiter in Schutz nehmen. Mag man nun ps'u: פשום (= vahistem, *beste*) *gut* oder *rein* übersetzen, so zeigt das entsprechende pehlvische פהלום, wenn wir mit Hrn. *Müller* den Namen *Pehlvi* damit identificiren, ohne Zweifel in dieser Form und noch sicher in den Parsi-Formen pahlum, puhulum, puhulâm und in der sanskritischen Form des Volksnamens pahlava einen Vocal vor dem hl = zend. sh. Wir dürfen ihn also auch bei andern dialektischen Formen desselben Wortes erwarten. Nun finden wir ferner als Vertreter von zend. sh: rç; so schreibt Nairjosangha, der Uebersetzer des Zend-Avesta ins Sanskrit, für zend. asha vahista: *arçavahista*, für zend. ashish vanguhi: *arçiçavangha* (für das 2te sh nur ç, weil es hier Vertreter von s ist) und letztre Aussprache hat selbst im Zendtexte die Corruptionen arsaçng, arasaçavang herbeigeführt (vgl. *Benfey* und *Stern* über die Monatsnamen einiger alter Völker S. 45). Dieser dialektischen Umlautung gemäfs, mufste aus ps'u, fschu mit eingeschobenem Vocal parçu, farçu werden; wie nahe der Namen Πέρσαι, sskr. pâraçika, arab. فرس anklingt, bedarf keiner Bemerkung. Danach dürften wir diesen Uebergang von zend. sh in rç für einen dialektisch-parsischen halten, wie denn Nairjosangha seine Namens-Uebertragung von den nach Indien geflüchteten Parsen hat. Endlich entspricht im sogenannten Pazend — und an diesem Uebergang nimmt auch das Neupersische Antheil — dem zend. sh ein rd z. B. zend. asha vahista pazend. arda bihist (vgl. a. a. O. 46) neupers. اردبهشت. Mit diesem dialektischem Reflex würde ps'u, fshu mit eingeschobenem Vocal pardu lauten; dies erinnert sogleich an Παρθυ — αία und an den

Digitized by Google

sskr. Namen der *Parther* Pârada. Gegen die letzte Zusammenstellung kann man aber die Ueberlieferung geltend machen, welche die *Parther* zu den Skythen zählt und sogar den Volksnamen aus einem skythischen Worte, welches exul bedeuten soll, erklärt (Trogus Pompejus bei Justin XLI, 1). Wie wenig aber auf jene Ueberlieferung zu geben sei, sieht man, sobald man sie genauer betrachtet. Arrian (Parthica bei Phot. p. 17 Bekker), welcher wohl die Quelle für diese ganze Annahme ist, setzte die Einwanderung unter Sesostris, Andre lassen von Sesostris selbst die Parther als eine Colonie aus Skythien nach ihren neuen Wohnsitzen (es steht: ἐν τῇ Ἀσσυρίων χώρᾳ, was aber wohl das assyrische Reich bedeutet, nicht Assyrien im engeren Sinn) führen (Suid. v. Σώστρις). Welche Treugläubigkeit aber würde dazu gehören, zu glauben, dafs dem Arrian oder Trogus Pompejus Berichte aus Sesostris Zeit, welche auf die *Parther* Bezug nahmen, zu Gebote standen? Die Etymologie des Namens betreffend, so giebt Suidas (a. a. O.), im Gegensatz zu der angeführten, Πάρθοι für ein persisches Wort ὅ ἐστι Περσικῇ γλώσσῃ Σκύθαι. Wir, die wir wissen, dafs trotz der Menge von sprachlichen Hülfsmitteln, welche uns zu Gebot stehn, uns nichts schwieriger ist, als die Etymologie von Volksnamen, werden uns nicht leicht überzeugen lassen, dafs die, in dieser Beziehung schlecht ausgestatteten, und überaus kritiklosen Alten uns hier etwas Zuverläfsiges überliefern. Wenn es auch wirklich ein skythisches Wort gab, welches ganz wie der Name der Parther klang und exul bedeutete, so folgt doch daraus noch gar nicht, dafs der Namen der Parther daher stamme; es würde das Verhältnifs alsdann wohl so sein, als wenn jemand den Namen der Deutschen Germanus im Ernst vom römischen Appellativ Germanus (Bruder) ableiten wollte.

Wie wenig auf die Annahme, dafs die Parther von den Skythen stammen, zu geben sei, können wir auch daraus entnehmen, dafs die Alten auch die Baktrer und Sogdianer von den Skythen ableiteten (Just. II, 1, 3; 3, 6), während es bei genauerer Zusammenstellung alter und neuer Berichte über alle diese Gegenden keinem Zweifel mehr unterworfen sein kann, dafs die Grundbevölkerung arisch war und *Perser*, *Meder*, *Baktrer*, *Sogdianer*, wie schon Strabo bemerkt, fast eine Sprache sprachen (Strab. XV, 724 A). Die Ansicht der Alten schreibt sich daher, dafs durch die verschiedenen Einfälle der Skythen, denen Parthyene, Baktriana und Sogdiana insbesondre ausgesetzt waren, sich viele Skythen (wahrscheinlich als kleine Herrn) in diesen Gegenden niedergelassen haben mögen und dadurch insbesondre die Kriegführung und auch andre Sitten derselben von den minder kriegerischen arischen Völkerschaften angenommen wurden; auch die skythische Sprache mochte nicht ohne Einflufs auf die arische in diesen Gegenden bleiben, obgleich es wohl übertrieben ist, wenn Trogus Pompejus das Parthische eine Misch-Sprache von Medisch und Skythisch nennt (Just. XLI, 2).

Wir glauben also nach allem diesem (eine genauere Behandlung der Parther verspreche ich an einem andern Ort zu geben, wo sich mit Bestimmtheit herausstellen wird, dafs Persisch und zwar in der dialektischen Gestalt das *Pazend* ihre Sprache war) als Namen der Parther Pardu = Parçu = Pahlu = ps'u = fshu annehmen zu dürfen.

Eine leichte dialektische Umwandlung würde endlich die von P in B sein (vgl. auch oben פרס); wenn dabei zugleich, wie in Pehlvi sh in hl übergeht, so entstände aus ps'u, fshu: Bahlu. Dazu verhält sich der sanskritische Namen der Bewohner von Baktrien Bâhlikas ganz wie der sanskr. Namen der Perser Pâraçika zu Parçu. Die Bildung durch Suffix ika ist bekanntlich auch *arisch* (im engeren Sinn, auf West-Arien beschränkt), so dafs nicht zu verwundern, wenn der heutige Namen des südlichen Theils von Baktrien Balkh fast ganz mit der sanskritischen Form stimmt. Ich wage es daher auch den Namen der Baktrer mit jener Reihe zu identificiren.

Hr. *Müller* bemerkt nun ferner, dafs nach persischen Berichten die Localität der Pehlvi-Sprache das alte *Medien* sei und diese Nachricht, welche an und für sich, wie alle persischen, wenig Werth hat, läfst sich durch sprachliche Untersuchungen, welche jedoch hier zu weit führen würden, einigermaafsen stützen.

Beiläufig bemerke ich, dafs sich durch diesen Wechsel von zend. und altpers. sh mit hl das in den Keilschriften erscheinende Bâbis'us' für Babylon (Babihlu(s)) (*Lassen* die altpersischen Keil-Inschriften S. 67) erklärt und vielleicht auch das Verhältnifs von Arphachsad (zend. wohl auch Arphashad, mit ksh und sh, wie häufig, im Wechsel) bei den Griechen Ἀρφαξ-

Digitized by Google

jetzt Erbil) für Arbahlad, altpers. ârabâh (*Lassen* a. a. O. 69, 70) von da aus zu begreifen ist.

Diesen Untersuchungen zufolge finden wir also, dafs die *Meder* (Pahlu), *Perser*, *Parther* und *Baktrer* einen und denselben dialektisch gespaltenen Namen führen, welcher sich, wie das zend. airja, vielleicht einst noch weiter ausdehnte, wie denn in den Keil-Inschriften die altpersische Form dieses Namens ps'u als eine Gesammtbezeichnung der den persischen Herrschern unterworfenen Völker erscheint: *König* dahunâm this'âm s'unâm (*dieser reinen* (oder *guten*) *Völker*.

Doch zurück zu Ariana. Bei Apollodor finden wir den Namen fast noch in derselben Ausdehnung, welche er wahrscheinlich einst in Altpersischem hatte. Bei Eratosthenes dagegen ist er im Verhältnifs dazu sehr beschränkt. Man könnte diese Erscheinung vielleicht dadurch erklären, dafs ihn Eratosthenes, nachdem die persische Einheit von Airjana zerstört und specielle Namen an die Stelle des umfassenden getreten waren, blofs zur Befriedigung eines geographischen Bedürfnisses gewählt habe, nämlich um für den geographisch ziemlich abgeschlofsnen Ländercomplex, welchen er unter diesem Namen zusammenfafste, einen *eignen* Namen zu haben. Allein es giebt noch zwei andre Möglichkeiten; die eine, als die minder wahrscheinliche, werde ich vielleicht an einem andern Ort discutiren, die andre als die wahrscheinlichste kann ich hier nicht übergehn. *Strabo* bemerkt nämlich, dafs zu dem Landstrich Aria, welcher in den Keilinschriften ebenfalls Aria genannt wird, im Zend-Avesta dagegen arôju heifst, und dessen Namen jetzt noch in Herat erhalten ist, der Steuerverhältnisse wegen auch Drangiana und Arachosia geschlagen sei (Strab. XI, 8, 1 p. 516). Nun zeigen mehrere Beispiele, dafs bei Ausdehnung eines speciellen Namens auf mehrere dazu geschlagene Länderstriche im Arischen das Suffix na an den speciellen Namen trat; z. B. Παρθυ-αία : Παρθυ-ενη (vgl. Strab. Trad. franç. IV, 1 p. 269 n. 1); ebenso erklärt sich wohl der Name Sogdiana gegenüber von zend. çughdhô (in den Keilinschriften çughd *Lassen* S. 107), Baktriana gegenüber von bâk'tris' (in den Keilinschriften ebds. 106) u. a. In der, so, wie eben angegeben, erweiterten, Bedeutung umfafst Aria fast das ganze Ariana des Eratosthenes mit Ausnahme von Gedrosien und den Paropamisaden, welche dieser leicht aus des geographischen Complexes wegen hinzufügen konnte. Ist diese Erklärung der Entstehung des Namens Ariana in der Bed. bei Eratosthenes richtig, so hängt er in diesem Umfange gar nicht mit dem zendischen airjana, pers. Iran zusammen, sondern mit zend. harôju, altpers. Aria (*Lassen* 105).

Für die mit den Resultaten der Zend-Untersuchungen minder Bekannten bemerke ich, dafs die Worte des Hrn. Wilson (S. 121): Eriene veejo (Anquet. d. Perron's Schreibweise für Airjana vaêg'a) in which we have the Sanscrit Ârya-Varta or varsha und gleich weiterhin Airyana or Airya dagyu, in the latter of which we have the Sanscrit Arya-désa Irrthümliches enthalten; die letzten Theile der verglichenen Wörter sind nicht verwandt. Auch sonst sind des Hrn. Verfs. sprachliche Vergleiche sehr unglücklich (z. B. Parakhoatra S. 147). Irrig ist auch die Ansicht, dafs das indische Âryavarta von den Indern zwischen den Parallelen des Vindhya und Himalaja in unbegrenzter Ferne nach Westen hin sich erstreckend gedacht sei (S. 121) und der darauf gebaute Schlufs, dafs die persischen Wörter Airya oder Airyana Namen derjenigen Gegend wären, auf welche die Inder den Namen Arya ausdehnten.

Bezüglich der alten Geschichte von Ariana räumt Hr. Wilson den neupersischen und den aus diesen geflossenen Berichten eine Autorität ein, welche die deutsche historische Kritik nicht anerkennen wird. Er folgt darin dem Muster seiner meisten Landsleute, und man sieht daraus, wie Gläubigkeit auf einem Gebiet für alle Arten von Tradition empfänglich macht. Die Restriction, welche er sich mit den Worten: with such reservation only as a regard for possibility imposes auflegt, macht Geschichte zum Spielball aller Subjectivitäten, und in der That geräth auch der sonst so besonnene Hr. Verf. dadurch auf die sonderbarsten Combinationen, z. B. it seems not improbable that the conquests of Ninus the Assyrian may have some connexion with the defeat of Jamsheed and the subjugation of Persia by Johauk the Arabian or Abyssinian (S. 127).

Ein Irrthum ist, wenn Hr. Wilson in Kandahar den Namen des indischen Gandhârâs erkennen will (S. 125), wie dies schon Hr. *Lassen* gegen die Erklärer des Foë kouë ki bemerkt hat (zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige S. 143).

Von S. 128 beginnen die geographischen Bestim-

Digitized by Google

mungen alter Völker- und Ortsnamen in Baktrien und den benachbarten Ländern. Auch nur das Bedeutende hervorzuheben, ist hier nicht möglich; ich beschränke mich nur auf Weniges.

Die Gründe für eine sehr bedeutende Ausdehnung indischer Bevölkerung nach Norden hin gegen *Kaschmirs* (S. 133) scheinen dem Hrn. Verf. selbst nicht schlagend genug, um sie mehr als sehr zweifelnd auszusprechen. Der Sanskritname von Khoten (Kusthana) beweist nur, dafs indische Cultur (erst als Begleiter des Buddhismus) hier prävalirte, ähnlich, wie in Hinterindien, wo ebenfalls die bedeutenderen Städte Sanskritnamen erhalten haben. Einwanderungen von Indern nach allen Seiten hin fanden sicherlich zu allen Zeiten statt; sie waren aber ganz friedlicher Natur und verbreiteten nur indische Religion und Cultur.

Mehr könnte man geneigt sein eine bedeutendere Ausdehnung indischer Bevölkerung über den indischen Kaukasus und Badakshan (S. 134) anzunehmen; allein schlagende Gründe dafür fehlen ebenfalls. Die Sprache von Kaferistan (S. 135) hat zendischen Charakter (vgl. Götting. Gel. Anz. 1839. S. 1532). Anderes läfst sich durch die vorübergehende Herrschaft der Inder über die Länder westlich am Indus und die stete Uebersiedelung von Indern auf diese Seite des Flusses (vgl. Auszug aus Masson's neuestem Werk im „*Ausland*" 1842 No. 185 ff.) erklären.

Interessant ist die Mittheilung aus dem Mahâbhârata, durch welche sich die Sage über die goldmachenden Ameisen erklärt. Bezüglich der Untersuchungen über die ältere *Oxusmündung*, welche gut zusammengestellt werden, entscheidet sich Hr. Wilson für die Annahme zweier alten *Oxusmündungen* im südöstlichen Theil des Busens von *Balkan* (S. 143—145). Auch wird die Frage wegen des *Ochus* behandelt.

Antiochia in Margiana (früher Alexandria) wird mit Mero Schah Jehan identificirt (S. 149); Alexandria in Ariis, jedoch nicht mit voller Gewifsheit, mit Herat (S. 152); Phra, die alte Hauptstadt von Drangiana (nach Isidor Charac.), mit dem heutigen Furrah in Seistan (S. 153). Neuere Reisende haben in diesem Landstrich eine Menge von Trümmern alter Städte aufgefunden, wodurch die genauere Fixirung der überlieferten Städtenamen für jetzt zwar erschwert wird, aber von zukünftigen Untersuchungen an Ort und Stelle mit Sicherheit erwartet werden darf. Die Identificirung von Prophthasia mit dem heutigen Peshâwarun (S. 154), weil letzteres auf pers. bringing before heifst, das griech. Wort aber, im Fall es mit προφθάνω zusammenhängt, eine ähnliche Bedeutung haben würde, scheint mir auf schwachem Grunde zu beruhen. — S. 155 entscheidet Hr. Wilson etwas rasch, dafs Orosangae, welches nach Herodot der persische Namen der Euergetae ist, nicht Zend ist; ich habe schon an einem andern Ort bemerkt, dafs es aus vrzô hu *gut* und varezô *That* zusammengesetzt, im Zend im Plural hvarezañgô lauten und *Wohlthäter* heifsen würde (Griech. Wzllex. II, 338). — Die Identificirung des Flusses Arachotus (zend. haraquaiti = skr. saravatî) mit dem jetzigen Urghund-ab oder Arkand-ab (S. 156) ist sehr ansprechend. — Die verschiedenen Erklärungen von Städte- und Völkernamen, welche weit von Indien localisirt sind, aus dem Sanskrit — wie Samarkand aus Samara-khanda (S. 162), Kandahar in Sogdiana aus skr. Gandhara (S. 163), Marwa aus sskr. Madras (S. 164) müssen als reine Rathereien abgewiesen werden. Um Eigennamen etymologisiren zu erklären, bedarf es erst Fundamentaluntersuchungen, um die Sprache zu erkennen, aus welcher man eine Erklärung zu erwarten berechtigt ist; und auch dann noch bleibt die Etymologie schwierig, weil ihnen fast durchgehends die Controle einer überlieferten Bedeutung fehlt, durch welche die Etymologie von Begriffswörtern einen sichern Boden gewinnt. Fast eben so arg ist es, wenn der Hr. Verf. indische Eigennamen, insbesondere Volksnamen, welche in nicht indischen Schriften überliefert sind, auf's Gradewohl in ähnlich klingende indische Appellativa, welche gar nicht als geographische Namen in indischen Werken angeführt werden, verwandelt, und diese Gebilde hinstellt, als wären sie die einheimischen Formen jener Namen, z. B. S. 201: The *Abastani*-were the *Apasthána*, people whose site was upon the waters of the Punjab, or *Ava*-or *Apa-sthánas* those on the „off" or opposite site of the river.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

iana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson.

(Fortsetzung.)

Die Identification der Paraetakae, welche zwischen m Oxus und Jaxartes erwähnt werden, mit den Pa-tanganas im Sanskrit (S. 168) ist ein entschiedener thum. Die Paratanganas sind die Nachbarn der ufig vorkommenden Tanganas und diese werden von olemäus (VII, 2 p. 177) im nördlichen Indien zu bei-n Seiten des Sarabus (wohl sskr. Saraju = Gogra gl. übrigens *Ersch* und *Gruber* Encyclopäd. Sect. II d. XVII S. 96) localisirt.

S. 170 beginnen die höchst achtungswerthen Bei-äge zur Bestimmung der Localitäten von Alexanders ug in specie, denn vieles dahin Gehörige ist auch hon in den vorhergehenden Parthien besprochen. ie in neueren Zeiten vielfach discutirte Lage von lexandria in Paropamisadis wird unbestimmt gelas-n (S. 181); auch hier bringt die Fülle von Trüm-ern alter Städte in der Gegend, in welcher sie zu chen ist, in Verlegenheit, aus der aber auch zu-nftige Untersuchungen an Ort und Stelle retten wer-n. Der Khoshal-Pafs scheint Hrn. Wilson Alexan-r zum Uebergang über den Kaukasus gedient zu ben; Beghram nimmt er für Nikaia in Anspruch . 183). Der Flufs Kophen wird als den Punjshir mit greifend und diesen insbesondere bezeichnend ange-rochen (185), der Khoes mit dem Alishung, Euaspla t dem Khonar und der Guraeus, wie schon von üheren, mit der Punjkora identificirt; die Bemer-ng, dafs Alexander auf seinem kaukasischen Feld-ge nicht in die rauhen Berge drang, sondern auf ei-r, dem *Kabul*flusse parallelen Linie blieb (S. 188), ützt diese wie andere geographischen Bestimmungen sehr. Leider sind viele, ja die meisten Localitäten, auf welche es hier schon und noch mehr bei der wei-teren Verfolgung von Alexander's kaukasischem Feld-zuge ankommt, von Europäern noch gar nicht erforscht oder auch nur gesehen.

S. 192 kommt Hr. Wilson zu Alexander's Ueber-gang über den Indus und somit zu betretenerem Gebiet; dennoch sind seine eigenen Untersuchungen, so wie die sorgfältige Benutzung derer von andern, auch hier nicht ohne wichtige Ausbeute geblieben. Wenn er aber wegen des Namens Mophis, oder Omphis, wel-cher dem Könige von Taxila beigelegt wird und ihm skythisch zu klingen scheint und wegen der Angabe der Kaschmir-Chronik, welche schon im 3ten Jahrh. vor Chr. eine *Turuschka*-Dynastie in Kaschmir er-wähnt, sich fast dazu neigt, in diesem König einen Skythen zu erkennen, so sind *diese* Gründe wenigstens sehr schwach. Die Griechen entstellten fremde Na-men bis zur Unkenntlichkeit, und die Kaschmir-Chro-nik, obgleich sie hier der Wahrheit ziemlich nahe kommt, hat für die älteren Zeiten keinen historischen Werth (vgl. Götting. Gel. Anz. 1841 S. 689 ff.). — Bei Sangala wird Masson's Identificirung mit Haripa angenommen (vgl. weiterhin).

Nicht Mallisthâna, wie Hr. Wilson nach Burnes angiebt (S. 199), war der alte sanskritische Namen von Multan, sondern, wie aus der chinesischen Schreib-art: Meou lo san pou lo insbesondere folgt: Mûlasthânî-pura (S. *Gildemeister* Scriptorr. Arabb. p. 15 No. 3). Damit fällt dann jeder Grund weg, die Hauptstadt der Maller in Multan zu suchen und sich zu diesem Zweck, wie geschehen ist, zu sehr gezwungenen An-gaben zu flüchten. Indische Nachrichten kennen zwar keine Mallâs in dieser Gegend (Wils. S. 200), allein daraus folgt noch nicht, dafs nicht dennoch ein Stamm dieses Namens daselbst existirte; natürlich kann der griechische Namen auch Entstellung eines anderen in-

Digitized by Google

dischen und das Zusammentreffen mit dem sanskrit. Malla nur Zufall sein.

S. 202 ff. werden die Untersuchungen und Resultate des Hrn. M. Murdo über den älteren Lauf des Indus — seine directere, viel östlichere Richtung — gewürdigt und angenommen, wodurch dann ganz andere Bestimmungen über die Localitäten des Alexander-Zuges erhalten werden. Alexandria im Lande der Sogdier wird in Ashkandra, oder Sekandra der arabischen Berichte, welches von den Mohammedanern auf dem Wege von Alore nach Multan erobert ward, erkannt. Eben so müssen nun auch die übrigen Namen anders localisirt werden; Pattala z. B. tritt bei weitem nördlicher hinauf, als man es bis jetzt anzusetzen pflegte, und wird hypothetisch, mit M. Murdo, in die Gegend von Brahmanabad gesetzt.

Diese Untersuchung über Pattalene ist eigentlich zu genauerer Bestimmung von *Sigertis* geführt. S. 198 glaubt nämlich Hr. Wilson die Angabe, dafs die baktrischen Griechen den Hypanis (lies: Hypasis), die Grenze von Alexanders Zug, überschritten haben, auf blofse Einfälle beschränken zu müssen; die Annahme, dafs der Namen des Flusses, bis zu welchem sie ihre Eroberungen ausgedehnt hätten, ICAMOY in IOMANOY geändert werden müsse, scheint ihm eine gewaltsame Emendation zu statuiren, und bezüglich der Bestimmung von Sigertis, welches als eine Eroberung derselben in Verbindung mit Pattalene genannt wird, beginnt die weitere Verfolgung von Alexanders Bewegungen bis nach Pattalene. Nach Festsetzung dieser Localität kehrt Hr. Wilson zurück und nimmt 1) mit Hrn. *Lassen* an, dafs der Namen einem sanskritischen Çrîgartta entspreche, welches aber als geographischer Namen in keinem indischen Werke bis jetzt nachweisbar ist; 2) dafs es an der Küste, und zwar östlich von Pattalene gelegen habe. Hr. *Lassen* (zur Geschichte 231) setzt es östlich von Surâshtra, welches eher richtig sein könnte; denn zwischen Surâshtr'a und Pattalene ist, wie sich leicht zeigen läfst, kein Raum für ein irgend bedeutenderes Land. Wir werden uns erlauben, auf diese, für die richtige Auffassung der historischen Verhältnisse dieser Gegenden zu der Zeit, aus welcher die in diesem Werk behandelten Münzen herrühren, allerwichtigste Frage gleich weiterhin genauer einzugehen.

Indem am Schlufs dieses Capitels der Eroberung der am Indus gelegnen Länder durch die Indoskythen kürzlich gedacht wird, identificirt Hr. Wilson, dem Hrn. Wood folgend, Minnagara, die Hauptstadt des indoskythischen Reichs, mit Sami-nagara, einem Namen von Tatta, und somit mit Tatta selbst, erklärt alsdann Sami für topische Aussprache von Swami, *Herr*, als Bezeichnung des Siva; alles höchst wahrscheinlich.

4tes Capitel (S. 215 bis zu Ende): Of the sovereign Dynasties of Bactria and the conterminous countries from the death of Alexander the great to the Mohammedan invasion of India; with description of their coins.

Hiermit beginnt die eigentliche Aufgabe dieses Werks: Beschreibung einer Menge zum gröfsten Theil erst in den beiden letzten Decennien bekannt, oder erkannt gewordener Münzen von Dynastien, welche an den westlichen und nordwestlichen Grenzen von Indien und in Indien selbst herrschten — und daran geknüpfte Erörterung ihrer historischen Verhältnisse, so weit sie beim jetzigen Zustande dieser Untersuchungen zu fixiren sind. Durch diese werden uns, mit wenigen Ausnahmen, die bedeutendsten Momente der Geschichte von Baktrien, Ariana und dem nordwestlichen Theil von Indien während eines Zeitraums von ungefähr 1300 Jahren vorgeführt.

Dieses Capitel ist, nach der ethnographischen Verschiedenheit der Dynastien, in 6 Sectiones getheilt.

1ste Section: Greek Dynasties (215—360).

Nach einer kurzen Uebersicht der Geschichte Baktriens seit Alexander kömmt Hr. Wilson auf den Begründer der Unabhängigkeit. Er nennt ihn, wie seine Vorgänger, Theodotus; allein die vom Hrn. Verf., nach einer Privatmittheilung des Hrn. Raoul-Rochette, zuerst beschriebene Münze desselben hat: Diodotus; ebenso Strabo und der 41ste Prolog des Trogus Pompejus; dieselbe Schreibweise haben an der ersten Stelle bei Justin (XLI, 4, 5) mehrere Handschriften bewahrt: die Gothaer Diodorus, augenscheinlich eine Corruption von Diodotus; die meisten haben hier und alle verglichenen in den folgenden Stellen den gebräuchlicheren und ziemlich bedeutungsgleichen Namen Theodotus, welcher aber dem, durch die Münze bestätigten, jetzt weichen mufs. Von seinem Nachfolger existirt zwar bis jetzt keine Münze, er führte aber denselben Namen mit seinem Vater. Bei *Justin* heifst er

Digitized by Google

um filio ejus et *ipso* Theodoto, welches also ebenfalls ı Diodoto zu verändern ist, obgleich es bei *Justin's* [achläſsigkeit in Bezug auf Eigennamen nicht unmögch wäre, daſs schon von ihm die Verfälschung herihrte. *Diodotus* des 1sten Tod setzt Hr. Wilson um 40; ob *Diodotus* der 2te Nachfolger aus seiner Faiilie hatte, ist ungewiſs. Um die Zeit, als *Antiochus* er Groſse gegen Baktrien zog (um 210), war *Dioot's* Dynastie gestürzt und *Euthydemos*, welcher das eich noch erweitert hatte (Strabo XI, 1. 2), saſs auf em Throne. Seine Herrschaft reichte damals noch icht südlich über den *Kaukasus*; diese Gegenden bileten noch einen Theil des indischen Reiches der [aurja-Dynastie (*Ersch* und *Gruber* Encyclop. II, VII, 77 a), zu welchem sie nun etwa 100 Jahre, seit em Vertrage zwischen Seleukus und Tschandragupta, ehört hatten.

Euthydemos Sohn hieſs *Demetrius*, und mit ihm äufen sich die Schwierigkeiten, welche sich fortan iit jedem Schritt, welchen wir in diesen Untersuchunen weitergehen, vermehren. Allein sie dürfen nicht bschrecken; durch die vereinten Bemühungen ausgeeichneter Forscher und durch neuhinzutretendes Maerial sind viele gehoben, welche unüberwindlich schieen, und so läſst sich auch für die Zukunft das Beste offen.

Bei *Demetrius* entstehen zwei höchst wichtige 'ragen: 1) war er König von Baktrien? und 2) wie eit reichte seine Herrschaft?

Diejenigen, welche die erste verneinen, stützen ch insbesondere darauf, daſs er nicht: *König von aktrien*, wohl aber „*König der Inder*" genannt wird. agegen bemerkt Hr. Wilson: Now the conclusions e proved to be wholly erroneous: Forall the coins Demetrius designate him as „king" — and hitherto ey have been almost wholly found in Bactria pror. He was therefore undoubtedly „king" and was certainly king of Bactria after his Father. Was er den ersten Punct betrifft, ob Demetrius „*König*" wesen sei, so kann schon wegen *Justin's*: „Rex Inrum kein Streit darüber sein und auch nur die raduct. franç. des Strabo hat die unbedachtsamen 'orte: Démétrius ne paroit point avoir jamais porté couronne. Der Streitpunct ist nur, ob er bloſs Kö- ɜ von Indien oder auch von Baktrien war, und Ref. ıſs gestehn, daſs das Auffinden von Demetrius-Münzen in Baktrien, selbst wenn die meisten der wenigen bis jetzt bekannten von daher rühren*), ihm kein genügender Grund zu sein scheint, die erste Frage zu bejahen. Denn an und für sich schon entscheidet der Fundort bei einer so geringen Anzahl von Münzen nicht, und noch weniger, wenn man annimmt, daſs *Demetrius* gleichzeitig mit seinem Vater, dem König von Baktrien, König der Inder war.

Justin und *Strabo* scheinen mir eher für die Verneinung der Frage zu sprechen. Denn *Strabo* (wir werden gleich weiterhin die ganze Stelle anführen), welcher hier, ohne die Verhältnisse selbst zu kennen — wie sich später zeigen wird — aus *Apollodor* schöpft und fast bis zur Unverständlichkeit abreviirt, nennt, wohl seinem Gewährsmann folgend, Demetrius nur Sohn des Euthydem, des Königs von Baktrien, und nicht selbst König von Baktrien, was wir hier um so mehr urgiren dürfen, da auch der neben Demetrius genannte *Menandros* kein König von Baktrien war, wie die Münzen jetzt mit ziemlicher Sicherheit herausstellen. Bei Justin heiſst es aber: Eodem ferme tempore, sicuti in Parthis Mithridates, ita in Bactris Eucratides — regna ineunt. — Bactriani autem per varia belli jactati non regnum tantum, verum etiam libertatem, amiserunt; siquidem Sogdianorum et Arachotorum et *Drangarum* et *Ariorum* (die Hdschrr. sind hier corrumpirt) Indorumque bellis fatigati ad postremum ab invalidioribus Parthis velut exsangues oppressi sunt. Multa tamen Eucratides bella magna virtute gessit; *quibus attritus*, cum obsidionem *Demetrii*, *regis Indorum*, pateretur cum trecentis militibus sexaginta millia hostium assiduis eruptionibus vicit. Quinto

*) Von den 10 bei Hrn. Wilson aufgeführten Münzen rühren 2 von Bokhara her (nr. 1, 2); *eine* von Bamian (nr. 6); *eine* von Beghram (nr. 5), wobei ich bemerke, daſs Hr. Wilson hiermit im Widerspruch S. 229 angiebt, daſs keine Demetrius-Münze zu Beghram gefunden sei; 2 sind aus Burnes Sammlung (nr. 4, 5); *eine* von Masson (nr. 4); *eine* von Ventura (nr. 4), *eine* von Court (nr. 1); *eine* von Swiney (nr. 3); leider stehn mir jetzt nicht die Mittel zu Gebote, um nachzusehn, ob bei den letzten 6 Münzen an den Stellen, wo sie zuerst bekannt gemacht sind, die Fundorte bemerkt sind; aber von den letzten 4 ist es wohl keiner Frage unterworfen, daſs sie aus Gegenden südlich vom Hindukusch herrühren; ebenso nr. 6 und nr. 5, so daſs also *sicher* aus Baktrien nur nr. 1, 2 und vielleicht nr. 4, 5 (die zweiten Exemplare, von Burnes) herrühren; also unter diesen 10 nur 4.

Digitized by Google

itaque mense liberatus, *Indiam* in potestatem redegit. Wir haben hier ein klassisches Muster der eigenthümlichen, von *Heeren* so richtig erkannten, Weise, wie Justin abbreviirte. Die ganze baktrische Geschichte ist in einem Satze zu Ende, bis zum Fall des Reiches, geführt und nur eine merkwürdige, fast wunderbare Begebenheit, der sonderbarste Glückswechsel wird der Hervorhebung würdig erachtet. Aber grade der Grund dieser Hervorhebung macht es auch höchst wahrscheinlich, dafs *Justin* nicht vergessen haben würde zu erwähnen, dafs derselbe *Demetrius*, welcher fast mitten im Sieg durch einen solchen Glückswechsel sogar sein eignes Reich: Indien verlor, früher selbst Baktrien besessen habe, welches damals schon in den Händen seines Feindes war.

Ich verkenne übrigens nicht, dafs diese Auslassung für die Verneinung der ersten Frage keineswegs entscheidend ist; eben so wenig mögen es folgende Umstände an und für sich sein; doch mit jener verbunden sind sie von Gewicht. *Justin* zeigt, dafs *Eukratides* als er in diesen Krieg mit *Demetrius* verwickelt wurde, schon vorher viele Kriege geführt hatte, durch die er *geschwächt* war, ferner, dafs des *Demetrius* indische Reich auf so schwachen Füfsen stand, dafs er es sich nach diesem Sieg über Demetrius unterwerfen konnte. Unter diesen Umständen ist es kaum wahrscheinlich, dafs *Demetrius* König in Baktrien war. Denn wenn er von einem so kriegerischen Usurpator, wie Eukratides war, aus *Baktrien* vertrieben ward, so würde ihm dieser wohl keine Zeit gelassen haben, in seinem indischen Reich so viele Kräfte zu sammeln, dafs er ihn selbst fast vernichten konnte. Vielmehr war Demetrius alsdann des Eukratides nächster Nachbar und natürlichster Feind und letzterer konnte keinen Krieg unternehmen, ehe er jenen ganz vernichtet hatte. War dagegen *Demetrius* nie König von *Baktrien*, sondern zur Zeit, wo sein Vater starb, oder vom Thron gestofsen wurde, in seinem eignen Reiche *sehr fern*, vielleicht selbst in Kriege verwickelt, so konnte es recht gut geschehn, dafs er, um sich nicht noch einen, wie *Eukratides* geschildert wird, sehr kriegerischen Feind zuzuziehn, seine Ansprüche auf Baktrien aufgab, um nicht von da aus selbst in seinem indischen Reich bedroht zu werden; natürlich trat er aber damit hervor, als Eukratides durch unglückliche Kriege geschwächt, eine leichte Beute zu sein schien.

Dieser letzte für die Verneinung der ersten Frage geltend gemachte Grund, führt uns von selbst auf die *zweite*. Ich supponirte, dafs sich *Demetrius* bei seines Vaters Tod in seinem Reich *sehr fern* von Baktrien habe aufhalten können. Wie im Wesentlichen bezüglich der ersten Frage, folgt Hr. Wilson auch bei Entscheidung der zweiten dem Hrn. *Lassen*. Dieser nimmt Ariana, in specie das Land der Paropanisaden und Arachosien als Reich des *Demetrius* (nach Verlust von *Baktrien*) an (zur Geschichte 232). Hr. Wilson fügt noch Drangiana hinzu. Der Grund, welchen er für die Ausdehnung des baktrischen Reichs nach dieser Seite hin angiebt, beruht auf einem Irrthum. Er schreibt nämlich die Abtretung der Provinzen westlich vom Indus an die Inder dem *Antiochus* zu, während sie schon 100 Jahr früher von Seleukus abgetreten waren.

Bei dieser Beschränkung von *Demetrius* Reich entsteht zuerst die Frage: verträgt sich damit seine Bezeichnung als Rex Indorum? Hr. *Lassen* erklärt sie durch die Herrschaft über Westkabulistan und die Arachoten, aber grade bei *Justin* finden wir die *Arachoten* besonders neben den *Indern* genannt. – Zweitens aber: pafst diese Beschränkung zu *Strabo* Worten, auf denen fast alles über Demetrius Reich erschliefsbare beruht? Wir werden sie ganz mittheilen müssen; da sie auch von Hrn. *Lassen*, welchem Hr. Wilson gefolgt zu sein scheint, falsch aufgefafst sind: sie lauten (XI, 1, p. 516): Τοσοῦτον δὲ ἴσχυσαν οἱ ἀποστήσαντες Ἕλληνες αὐτὴν (nämlich *Baktrien*) – καὶ τῆς Ἀριανῆς ἐπεκράτουν καὶ τῶν Ἰνδῶν, ὥς φησιν ὁ Ἀπολλόδωρος ὁ Ἀρταμιτηνὸς καὶ πλείω ἔθνη κατεστρέψατο ἢ Ἀλέξανδρος· καὶ μάλιστα Μένανδρος· εἴγε καὶ τὸν Ὑπανιν (Ὑπασιν) διέβη πρὸς ἕω καὶ μέχρι τοῦ Ἰσάμου (Ἰωμανου) προῆλθε· τὰ μὲν γὰρ αὐτὸς, τὰ δὲ Δημήτριος ὁ Εὐθυδήμου υἱὸς τοῦ Βακτρίων βασιλέως· οὐ μόνον δὲ τὴν Πατταλήνην κάτεσχον ἀλλὰ καὶ τῆς ἄλλης παραλίας τὴν τῆς Σαριόστου (oder Σαραόστου) καλουμένην, καὶ τὴν Σηρικὴν βασιλείαν. Καθ' ὅλου δέ φησιν ἐκεῖνος τῆς σωμπασῆς Ἀριανῆς πρόσχημα εἶναι τὴν Βακτριανήν· καὶ δὴ καὶ μετὰ Σηρῶν καὶ Φρυνῶν ἐξέτειναν τὴν ἀρχήν.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Ariana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson.

(Fortsetzung.)

Bei Hrn. *Lassen* heifst es zu dieser Stelle (zur Geschichte 232): „Wohin die Eroberungen des *Demetrios* gingen, wird nicht näher bestimmt; die des *Menandros* werden nach dem inneren Indien hin angegeben. Aber wer eroberte Ariana? wer *Pattalene?* wer das Land der Serer? Hier unterscheidet Strabo nicht und wenigstens das letzte Land wird weder von Demetrios noch von Menandros erobert worden sein. Pattalene aber wird wohl einem von beiden, wie es scheint, beigelegt werden müssen. Doch wem"? So weit Hr. *Lassen*. Eine genauere Betrachtung der Stelle wird uns ihren Inhalt klarer erkennen lassen. Sie bildet eine Verherrlichung der baktrischen Griechen; zuerst allgemein: „diese unterwarfen (im Süden) Ariana und *Inder*, (im Nordosten) Serer und Phryner". Die beiden letzten Völker gehören aber auch zu dem zweiten Gesichtspunct, unter welchem jene Eroberungen aufgefafst werden: nämlich dem der Vergleichung mit denen Alexander des Grofsen *). Als nächster Anknüpfungspunct bietet sich hier die Erwähnung Indiens dar. Bezüglich des Vergleichs mit Alexander heifst es: sie (οἱ τ. Β. ἀποστ. Ἕλληνες) hätten mehr Völker als Alexander unterworfen; dies *mehr* soll augenscheinlich nicht so genommen werden, als ob die Zahl sämmtlicher Völker, welche zu dem baktrischen Reich, oder den baktrisch-griechischen Eroberungen gehörten, gröfser gewesen wäre, als die Zahl aller Völker, welche Alexander unterworfen hätte, sondern es soll heifsen, dafs sie Völker unterwarfen, bis zu denen Alexander noch nicht gekommen war; daher gleich bemerkt wird, 1) dafs *Menander* die Grenze des Alexander-Zuges, den Hypasis überschritt und bis zur Jamunâ östlich vordrang, 2) dafs *Demetrius* und *Menander*, welche eben diese πλείω ἔθνη unterwarfen, nicht blofs Pattalene beherrschten (κάτεσχον), welches schon eine Satrapie des alexandrinischen Reiches bildete, sondern auch das nicht von Alexander eroberte Küstenland Surâsht'ra und das Reich Sigertis; 3) werden unter diesem Gesichtspunct erst die auch unter den allgemeinen fallenden Serer und Phryner genannt, zu denen Alexander ebenfalls nicht gekommen war.

Wir sehn also, dafs schon eine, im Allgemeinen richtige, Interpretation dieser Stelle dazu nöthigt, dem Demetrius eben so sehr als dem Menandros Besitzungen in Indien, welche östlicher lagen, als Alexanders Eroberungen zuzuschreiben und ausdrücklich besagen die Worte οὐ μόνον — βασιλείαν, welche auf Demetrius *und* Menander gehn, dafs beide nicht blofs Pattalene, sondern auch Surâsht'ra und Sigertis besafsen. Von Menandros *allein* wird nur hinzugefügt, dafs er bis zu der *Jamuna* vordrang, wo sich bekanntlich auch Münzen von ihm finden.

Man denke sich übrigens diese Eroberung nicht so schwer. Sie war zur Zeit, als sie Demetrius unternahm, bei weitem leichter als zu den Zeiten, wo Alexander und die Mohammedaner in diese Gegenden

*) So, wenn Strabo genau excerpirte; betrachten wir aber in der weiterhin zu behandelnden Stelle des Strab. (XV, §. 3. p. 686) die Worte: „dafs die baktrischen Griechen πλείω τῆς Ἰνδικῆς, ἢ Μακεδόνας καταστρέψασθαι", welche sicherlich aus derselben Stelle des *Apollodor* entnommen sind, so ist es wahrscheinlicher, dafs *Apollodor* nur die indischen Eroberungen der baktrischen Griechen mit denen des Alexanders verglich.

Digitized by Google

einfielen. Denn die despotischen Reiche Asiens sind am wenigsten mächtig, wenn sie am umfangreichsten sind; eine oder ein paar Schlachten entscheiden dann über das Schicksal ihrer Länder, so weit sie nicht, wie z. B. Indien im Süden des Sutludj, durch die Natur geschützt sind. Dem Volke ist wenigstens in der ersten Zeit der Eroberung die Abstammung des Herrschers ziemlich gleichgültig. Die kleineren Staaten dagegen sind bei weitem schwerer in Indien zu besiegen. Denn an persönlichem Muth und Todesverachtung hat es den Indern nie gefehlt; was ihnen, wenn sie in grofsen Staaten vereint sind, abgeht, ist das Gefühl der Selbstständigkeit und Freiheit. Als Demetrius in Indien einfiel, gehörte das nordwestliche Indien zu dem grofsen Maurja-Reich, welches schon über 100 Jahre bestanden hatte, und so lange bleibt eine despotische Dynastie in Asien selten kräftig. Wenn gleich die Gouverneure dieser Gegenden sich theilweise schon Mahârâg'âs *Könige* genannt haben (vgl. Hall. Allg. Litt. Ztg. 1841 Ergzbl. S. 131), so hatten sie doch schwerlich hinlängliche Selbstständigkeit, um einen solchen Widerstand entgegenzusetzen, wie ihn Porus und die kleineren Staaten dem Alexander, die nordwestlichen Könige einzeln und verbunden den Mohammedanern entgegensetzten. Die Verhältnisse waren zu Demetrius Zeit denen vielmehr ähnlich, wo die mohammedanischen Kaiser, obgleich diesem bedrohten Theile Indiens noch näher residirend, als die Maurjas (diese herrschten von Patáliputra aus, jene von Delhy), dennoch, bei jedem kräftigen Einfall von Afghanistan (Ariana) her, die nordwestlichen Provinzen einbüfsten.

Doch wir haben noch entscheidendere Gründe *Demetrius* Reich bis über die Grenzen von Alexanders Eroberungen auszudehnen. Einer ist schon von unsern Vorgängern benutzt. *Ptolemäus* nennt nämlich in der Nähe des Hydaspes eine Stadt Σάγαλα, welche auch Εὐθυδημία hiefs (denn dafs so für Εὐθυμεδεία zu schreiben, ist keine Frage). Dieses Σάγαλα ist aber deutlich das sanskritische Çâkala. Da nun *Demetrius* Vater *Euthydemos* hiefs und grade zu dieser Zeit die Sitte herrschte, nahen Verwandten seine Ehrfurcht durch solche Städtebenennungen zu bezeugen, so lag der Gedanke nah, diese Namensveränderung dem *Demetrius*, dem Rex Indorum zuzuschreiben. Hr. *Lassen* dagegen will nun zwar die Emendation Εὐθυδημία nicht abweisen, frägt aber: „Warum kann aber kein andrer als Demetrius eine Stadt nach Euthydem benannt haben"? Wenn wir in diesen Worten ein Zugeständnifs sehen dürften, dafs Çâkala's Namen nach dem des Euthydem, des Königs von Baktrien, umgeändert sei, so würde es nicht schwer sein, daraus zu folgern, dafs Çâkala alsdann im Besitz eines Griechen zu Euthydems Zeit gewesen sein müsse und diese beiden Prämissen zugegeben, würde sich wohl niemand entschliefsen, in einem andern, als Demetrius, den Namengeber zu erkennen. Doch wir haben einen schlagenderen Grund und wollen diesen daher nicht verfolgen.

Ungläubiger als Hr. *Lassen* ist Hr. Wilson: There is not the slightest evidence however, heifst es bei ihm that the change of name was the work of Demetrius and in the interval that elapsed between this date and that of Ptolemy there was space enough for vague and unfounded traditions of the conquests of Euthydemus himself, to have occasioned the adoption of his name for a city, which had been rebuilt (dieser hatte nämlich Sangala = Çâkala zerstört). Der Zwischenraum zwischen welchem von Euthydemus an Çâkala den Namen Euthydemia hätte empfangen können, wird höchstens bis zum Einfall, oder der Festsetzung der Skythen auszudehnen sein; denn von diesen kann von griechischen Namengebungen in Indien nicht mehr die Rede sein; und nach allen bis jetzt in diesen Gegenden gefundenen Münzen und Königsnamen, werden wir, wenn wir diese Gelegenheit, die Namensänderung zu erklären, nicht benutzen, schwerlich eine bessere erhalten. Doch der Mangel einer andern Erklärung kann uns nicht bestimmen, diese für richtig zu halten.

Ein andrer Grund, welcher uns zugleich dienen wird, den eben erwähnten zu einem entscheidenden zu erheben, ist folgender. Ueber die Lage von Çâkala ist im Allgemeinen kein Zweifel mehr; es lag in der Gegend von Lahore (*Lassen* Pentapot. 52; *Troyer* zu Râg'atarang. I, 460, 562; Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes III, 155 ff.; *Burnes* Travels III, 100). Ich will zu den bisher bekannten Momenten noch ein nicht berücksichtigtes, fügen. Hiuan Thsang erwähnt in der Gegend, in welcher Çâkala liegen mufs, von

Digitized by Google

ıchen dem Rawi und dem Beas ein Reich Thse kia vgl. *Ersch* u. *Grub.* Encyklop. II, XVII, 115), in welchem ich den Namen Çâkala, den Stadtnamen auf las Gebiet übergetragen, wie in Indien gewöhnlich vgl. weiterhin), erkenne. Die Verstümmelung ist ganz ınalog mit der von Nagarhara griech. Nagara in chiesisch Na kie bei Fa Hian (a. a. O. S. 108). In ben diesem Gebiet glaubt Hr. Masson, wie schon beıerkt, Alexanders Sangala, sskr. Çâkala, in der Loalität von Haripa, etwa 60 englische Meilen südwestch von Lahore und 50 vom heutigen Flufs Gharra, em Hyphasis der Alten, wiederzuerkennen (vgl. Wilon S. 197. 198 und Masson im Iourn. of Beng. VI, 57).

Oestlich an das Gebiet von Çâkala stofsend und ich bis zu dem heutigen Kulûr (im Sskr. Kulût'a *Ersch* u. *Grub.* a. a. O. 116 a) erstreckend, erwähnt liuan Thsang das Reich Tche lan tha lo (*Ersch* und *Grub.* a. a. O. 116). Die chinesische Umschreibung ntspricht dem sanskritischen *G'âlandhara*, bei Ayeen ıcberi (II, 119 Gladwin) *Jelindher*, noch heutiges Taes, grade wie zur Zeit des Hiuan Thsang, 1) als lamen des Duab zwischen dem Beas (Hypasis, der Grenze von Alexanders Zug) und *Sutludj* (von *Hügel* Kashmir I, 54 Hamilton Descript. of Hindost. I, 496, 01) erhalten und 2) als der der Hauptstadt desselen, bei *Berghaus Djulundur*, welche an der Strafse on Umritsir nach Ludiana liegt.

Mit diesem G'âlandhara aber wird von indischen exikographen der häufig vorkommende Landesnamen Trigarta identificirt (Lass. Pentap. 52). Die Lautınlichkeit zwischen Trigarta und Sigertis ist aber so ofs, dafs Hr. *Lassen* durch diese allein zuerst auf ne Identification derselben geführt ward, sie aber gen Bedenklichkeiten, welche sich weiterhin als unheblich erweisen werden, wieder aufgab.

Wenn nun einerseits Sigertis = Trigarta = G'âıdhara ist, anderseits Euthydemia = Sagala = Çâkala d Trigarta und Çâkala (als Landesnamen) sich nach m bisherigen schon als ganz benachbarte Landstrie nur durch den Beas getrennt, erweisen, so stützen h diese beiden Combinationen gegenseitig so sehr, fs dagegen schon kaum mehr ein vernünftiger Zwei- aufkommen kann; wir also Demetrius als Herrn n Trigarta und Umwandler des Namens Çâkala in ıthydemia anzuerkennen haben.

Allein wir können diesen Punct noch mehr sichern und er ist wichtig genug für die indische Geschichte überhaupt und für diese Münzuntersuchungen insbesondre, um auf das festeste fixirt zu werden.

Es ist eine sehr natürliche, fast allgemein menschliche und insbesondre indische Sitte, den Namen eines Reiches bei seiner Vergröfserung auch auf die hinzugekommenen Theile auszudehnen. So wurde der Namen der Hauptstadt des Reiches der Prasier, oder von Magadha, nämlich Pataliputra, bei den occidentalischen Alten Palibothra, nicht nur auf die Prasier, sondern sogar auf das ganze Gangesgebiet ausgedehnt (Plin. N. H. VI, 19 (22)). Der Name von Kashmir umfafst, nach Erweiterung dieses Reiches, bei Ptolemäus nicht blofs einen grofsen Theil des Penjab, sondern auch den gröfsten Theil der heutigen Provinz *Delhi* (*Ersch* und *Gruber* a. a. O. 94 b). Selbst der Namen des baktrischen Reiches hat sich nach Erweiterung seiner Grenzen über eine in gar keinem Verhältnifs zu der ursprünglichen Bedeutung des Wortes stehende Ländermasse erstreckt; so ist es denn auch nicht unwahrscheinlich, dafs der Namen Trigarta = Sigertis eine specielle und eine erweiterte Bedeutung hatte. In seiner speciellen Bedeutung ist Trigarta wohl noch Râjatarang. IV, 177 zu nehmen, wo es mit Lahora zusammen genannt wird, obgleich sich nicht entscheiden läfst, ob hier der Landstrich mit Lahore oder Trigarta im engeren Sinne verbunden gedacht ist; ersteres ist jedoch wegen der Lage von Lahore östlich von Rawi wahrscheinlicher. Dagegen erscheint die Bedeutung von Trigarta bedeutend erweitert in der jetzt in Indien herrschenden Ansicht, wonach Trigarta mit dem Landstrich Chamba identificirt wird (Wilson im anzuzeigenden Werk S. 212). Dieser erstreckt sich von Nurpur aus ziemlich weit nördlich bis zu der südöstlichen Grenze von Kaschmir (auf Berghaus Charte Tschumba) an beiden Seiten des Rawi (*Hamilt.* Descript. of Hindost. I, 500), umfafst also auch das Land der K'inâs, bei Hiuan Thsang Tschi na pou ti zwischen *Thsa Kia* (Çâkala) und *Tche lan tha lo* (G'âlandhara) sich hineinkeilend (*Ersch* u. *Grub.* a. a. O. 116 a).

Aber einen noch bei weitem gröfsern Umfang erhält Trigarta, jedoch in einer die Erweiterung seiner Bedeutung aus speciellen Grenzen andeutenden Form, nämlich trigartaka (gleichsam *trigartisch*) in einer sich

Digitized by Google

ebenfalls bei einem indischen Lexikographen findenden Identification mit den Bâhlîkâs (*Lassen* Pentap. p. 52). Da der Namen Bâhlîka sicherlich dem heutigen Namen von Balkh entspricht, und die *Baktrer* bezeichnet, so könnte man in ihm eine Erinnernng an das, wie man nun schon jetzt zugeben wird, in Indien von den Baktrern und zwar von *Demetrius* gegründete Reich finden. Allein Hr. *Lassen* ändert Bâhlîkas und Bâhîkâs und da es keiner Frage unterworfen sein kann, dafs der Lexikograph dasselbe Volk meint, welches in der von *Lassen* (in der Schrift Pentapotamia) und von Troyer (als Anhang zum 1sten Bande seiner Ausgabe der Râjatarang.) edirten Episode des Mahâbharata in den Hdschriften bald Bâhlîka bald Bâhîka genannt wird, aber, wie die daselbst vorkommende, natürlich thörichte Ableitung des Namens von 2 Stammvätern, Bâhis und Hîkas, zeigt, nach des Verfs. Ansicht den Namen Bâhîka führt, so ist es auch sicher, dafs diese Aenderung ganz gerechtfertigt ist. Aber eine andere Frage ist, ob nicht Bâhîka nur eine topische Aussprache von Bâhlîka ist (etwa für Bâhhîka durch Assimilation) und also dennoch den Namen der Baktrer enthält. Auch die Ârâsht'râs des Sanskrits werden in dieser Episode mit ihrem topisch ausgesprochenen Namen Ârat't'âs genannt. Ich glaube, dafs diese Frage bei genauerer Untersuchung des Materials affirmativ entschieden werden wird, für den Zweck unserer Untersuchung ist die Entscheidung jedoch gleichgültig.

Diese Bâhîkâs = Trigartakâs werden nun zunächst mit den Ârat't'âs identificirt (angef. Episode 30, 36, 43, bei Troyer Rajatarang. I, 553 ff.). Diese sind = den Ârâshtra des Sskrits und den Ἀδραῖστοι der Griechen, welche einen Tagemarsch westlich von Sangala = Çâkala erwähnt werden (*Ersch* und *Grub.* a. a. O. 52 b); somit werden die Trigartakâs schon weiter nach Westen vorgeschoben. Allein eine noch umfassendere Bedeutung erhalten sie dadurch, dafs die Einwohner der ganzen Pentopotamie, alles Landes zwischen dem Indus und dem Sutludj, in der angeführten Episode Bâhîkâs genannt werden (sl. 6, bei Troyer I, 549). Damit stimmt nun wiederum eine Stelle in der Râgâtarang. (V, 141—151), wo bei der Beschreibung des Kriegszugs des Çankaravarma, Königs von Kaschmir (von 886—904 nach Chr.) zuerst Dârvâbhisâra (das vereinigte Reich von Dârva und Abhisâra) ganz nahe unter Kaschmir, alsdann Trigarta und sogleich danach Gurg'ara genannt wird. Gurg'ara bezeichnet etwa 250 Jahr vor dieser Zeit bei Hiuen Thsang, welcher es Kiu tche lo nennt (*Ersch* und *Gruber* 119b), das Land nördlich von Valabhi, und seinem grofsen Umfange nach, und aus den übrigen dasselbe umgebenden Ländern zu schliefsen, umfafst es die heutigen Rajputenstaaten, den nördlichen Theil von Marwar, Bhikaneer u. s. w., wohl bis zur Gharra; jetzt hat sich der daraus hervorgegangene Namen *Gurgerate* durch die Verbreitung der Gurg'ara-Dynastie über Valabhi (um Anhulwarra Putun) mehr südlich gezogen und ist in seinem alten Sitz verschwunden. Aus dieser Stelle der Râg'atar. folgt, was auch schon aus der Identification der Trigartaka mit den Bâhîkâs geschlossen ward, dafs damals Trigarta das ganze Pendjab bis zum Zusammenflufs des Indus und Pengab umfafste.

Wir haben für diese Ausdehnung endlich noch ein Zeugnifs. Als Hauptstadt des Reiches der Bâhîkâs (der *Baktrer*, wie wir vermutheten) = Trigartakâs wird Çâkala genannt (angef. Episode sl. 19). Dieser Namen der Hauptstadt wird, wie bei Palibothra, als Namen des Landes gebraucht und die Çâkalas werden nun mit den Sindhu, den Anwohnern des *Indus*, zusammengenannt (sl. 21 p. 352).

Aus der gegebenen Entwickelung können wir folgern, dafs der Name Trigarta, ursprünglich auf einen kleinen Landstrich beschränkt, mit Erweiterung des Reiches, dessen Hauptsitz es war, seine Bedeutung erweiterte. Es entsteht hier nun die Frage: ist Strabo's Sigertis im engeren Sinn, oder in diesem erweiterten aufzufassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

riana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson.

(Fortsetzung.)

Da im letzteren Fall Pattalene Surâshtra und rigarta, zumal wenn man die Besitzungen des emetrius in Ariana, westlich vom Indus, hinzuenkt, fast ein zusammenhängendes Reich bilden — mlich das Pendjab bis zum Zusammenflufs des dus und Punjnad, dann Besitzungen westlich und ch wohl östlich vom Indus bis zur Spitze des Inusdelta — Pattalene — in Brahmanabad; dann Patalene zwischen den Indusmündungen bis zur Meeresüste, endlich von der übrigen Meeresküste (τῆς ἄλλης αραλίας) Surâshtra, welches bei Hiuan Thsang (Suatho genannt) von der östlichen Indusmündung bis Cambay reicht (vgl. *Ersch* und *Grub.* S. 119 b und Gildemeister Scriptorr. Arabb. p. 45 n. 3), und ebensowohl bei *Ptolemäus*, wo Λαρίκη (sskr. Lat'a) seine stliche Grenze ist — so möchte man sich fast u dieser Ansicht neigen; allein nach der oben gegeenen Interpretation der Stelle des Strabo sollen in r grade die Länder hervorgehoben werden, zu welhen *Alexander nicht* gekommen war, und danach ist ir fast keinem Zweifel unterworfen, dafs Sigertis = Trigarta hier grade in der speciellen Bedeutung aufufassen ist, wo es das Land zwischen dem Grenzunct des Alexandrinischen Zuges, dem Beas, bis zu elchem auch Porus Reich ging, und dem Sutludj beeichnete, also in der Bed. von G'alandhara. Hier ntsteht aber die Frage, wieso es alsdann zu der Ehre am, später Namen des ganzen Reiches zu werden, a doch der Sitz von diesem Çâkala = Euthydemia ufserhalb seiner Grenzen fallen würde? Ich beantvorte sie mit einer Hypothese, welche aber so wahrscheinlich ist, dafs sie wohl als Antwort gelten darf. Zu der Zeit, als *Demetrius* sich in den Besitz von Trigarta setzte, mochte hier ein ziemlich unabhängiger Fürst existirt haben — wie es deren zu allen Zeiten in den grofsen indischen Reichen gab, dessen Herrschaft sich auch über das Gebiet von Çâkala ausdehnte. Demetrius liefs den indischen Namen des Reichs bestehn; da es ihm aber nicht, wie Alexandern, um blofse Eroberung, sondern um den festen Besitz dieses fernen Reiches zu thun war, so baute er das überaus feste und deshalb von Alexander zerstörte Çâkala wieder auf und gab ihm den Namen Euthydemia, so dafs dieses nun die Residenz von Trigarta war, und somit sich neben dem Namen der Residenz Çâkala, und dem Namen des erobernden Volks Bâhîka (für Bâhlîka), auch der des alten kleinen Reiches, in welchem die Residenz gegründet war, als Gesammtbezeichnung dieses indo-baktrischen Reiches geltend machte.

Um in dieser Untersuchung nichts schwankend zu lassen, mufs ich noch eine Stelle des *Strabo* in Betracht ziehn, welche sogar den, man kann wohl sagen zu scharfsinnigen, Bayer verwirrte (Histor. Bactr. 47). Sie wird zugleich eine Bestätigung dafür abgeben, dafs in der früher behandelten Stelle des *Strabo* von ihm, oder vielmehr von seiner Quelle Appollodor, Sigertis als Trigarta im engeren Sinn gefafst war. Sie lautet: Ἀπολλόδωρος γοῦν ὁ τὰ Παρθικὰ ποιήσας, μεμνημένος καὶ τῶν τὴν Βακτριανὴν ἀποστησάντων Ἑλλήνων — φησὶ μὲν αὐτοὺς αὐξηθέντας ἐπιθέσθαι καὶ τῇ Ἰνδικῇ, οὐδὲν δὲ προσαναχαλύπτει τῶν πρότερον ἐγνωσμένων, ἀλλὰ καὶ ἐναντιολογεῖ, πλείω τῆς Ἰνδικῆς ἐκείνους ἢ Μακεδόνας καταστρέψασθαι, λέγων· Εὐκρατίδαν γοῦν πόλεις χιλίας ὑφ' ἑαυτῷ ἔχειν, ἐκείνους δὲ αὐτὰ τὰ μεταξὺ ἔθνη τοῦ τε Ὑδάσπου καὶ Ὑπάνιος (l. Ὑπάσιος), τὸν ἀριθμὸν ἐννέα, πόλεις τε ἔχειν πενταχισχιλίας — ταύτην δὲ πᾶσαν τὴν χώραν καταστρεψάμενον Ἀλέξανδρον παραδοῦναι Πώρῳ

Digitized by Google

(Strab. XV, 3 p. 686). Hr. *Lassen* meint, der Widerspruch, welchen Strabo rügt, müsse der des Apollodor mit sich selbst sein (zur Geschichte 237). Allein diesen Widerspruch hat *Strabo*, welcher gewöhnlich weit über sein Verdienst geschätzt wird, erst hineingebracht; er findet ihn darin, dafs Apollodor sage, die baktrischen Griechen hätten mehr von Indien erobert als Alexander, während er doch selbst dem Eukratides (König der Baktrer) 1000 Städte zuspreche, aber von Alexander 5000 blofs zwischen dem Hydaspes und Hypasis erobern lasse. Hier hat nun zunächst Strabo, sicherlich nicht Apollodor selbst, einen Ehrennamen von *Baktrien*: das *tausendstädtige*, wie dies deutlich aus Justin XLI, 4. 5 hervorgeht, wo es schon beim Abfall Baktriens vom syrischen Reich (also in seinem beschränktesten Zustande) heifst: Eodem tempore Diodotus *mille urbium Bactrianarum* praefectus, für baare Münze, bestimmte Angabe der Städtezahl des baktrischen Reiches, genommen. Was nun die entgegengesetzte Erwähnung der 5000 von Alexander eroberten Städte betrifft, so hätte Strabo nur etwas weiter lesen sollen und er würde sicher gefunden haben, was er schon in der zuerst von uns behandelten Stelle (XI, 1. p. 516) mitgetheilt hat. Denn es ist keine Frage, dafs hier, wie dort, von Strabo ein und derselbe Abschnitt des *Apollodor* benutzt ist, aber an keinem der beiden Orte mit sonderlichem Verstand. Wir können durch Verbindung beider Erwähnungen das Ganze so ziemlich herstellen. Nachdem *Apollodor* Alexanders Eroberung auf die angegebene, ohne Zweifel übertriebene Weise gerühmt hatte, fuhr er fort: aber die τὴν Βακτριανὴν ἀποστήσαντες Ἕλληνες besafsen (κάτεσχον wie in der zuerst behandelten Stelle) nicht allein diese, dem Porus von Alexander übergebenen Länder zwischen dem Hydaspes und Hypasis, *sondern auch Sigertis* jenseits des Hypasis, so dafs Sigertis in denselben Gegensatz zu Alexanders Eroberungen jenseits des Hydaspes trat, wie Surâsht'ra (Σαρίοστος) zu Alexanders Eroberung an der Küste (παραλία) Pattalene.

Es steht demnach nicht im Geringsten mehr zu bezweifeln, dafs des *Demetrius* Reich, alle indischen Eroberungen Alexander des Grofsen einschliefsend, sich über das Penjab bis zum Sutludj und bis etwa Cambay über Surâsht'ra erstreckte und dafs Sakala seine indische Residenz war, welcher er den Namen Euthydemia gab. Im Besitz einer solchen Herrschaft heifst er passend Rex Indorum, und es ist wohl denkbar, dafs während eines Aufenthaltes so weit von seinem Erbreich, zumal wenn er durch kriegerische Unternehmungen bedingt war, sich ein Usurpator seines väterlichen Reiches bemächtigen und sich darin befestigen konnte, ohne dafs er es zu hindern vermochte.

Çâkala, wie es in der Ebne von Umritsir und Lahore liegend, einer der strategischen Centralpuncte ist, welche das ganze *Penjab* beherrschen, fuhr, wie dies auch schon aus der oben angeführten Verbreitung seines Namens als Landnamen gefolgert werden kann, auch später fort Regierungssitz für dieses Gebiet zu sein. Eine Nachricht darüber ist für die Münzuntersuchungen von der allergröfsten Wichtigkeit und deswegen werth, hier angemeldet zu werden. Ein Pâli-werk Milindopanno (analysirt von Turnour im Journ. of Beng. 1836 Septb. p. 531, und 1837 Juli p. 368) erzählt von einem sehr weisen Fürsten, welcher in Çâkala residirte, von Yonaka (d. i. griechischen)-Hauptleuten umgeben ist und Milinda genannt wird. Das Uebrige der Erzählung ist fabelhaft und jetzt für uns von keiner Bedeutung. Aber jene drei Puncte, die Weisheit, die Erwähnung der griechischen Feldherren und die Namensähnlichkeit machen es fast unzweifelhaft, dafs der weise griechisch-indische König Menandros gemeint ist, dessen Namen auch auf seinen Münzen, mit *arianischer* Schrift Mi anlautend, gröfstentheils nda schliefst, während bezüglich der mittleren Sylbe die Lesart noch nicht fixirt ist (vgl. Wilson, S. 231); nicht unmöglich wäre, dafs auf einigen Münzen Minindasa, oder selbst Milindasa zu lesen ist, obgleich ich nicht bergen will, dafs li sonst eine andere Gestalt hat.

Ferner war wenigstens Trigarta, und wahrscheinlich dann auch Sakala, Hauptsitz der Herrschaft unter Kamishka dem Jurushka-Fürsten, welcher in den Münzen Κανηρκι und Κανηρκου geschrieben wird (vgl. weiterhin). Der Anlaut des Namens Trigarta: tri scheint, als selbstständiges Wort, auch ausgelassen worden zu sein, und Hr. *Lassen* glaubte deswegen schon des Plinius *Geretae* mit einem sskr. Tri-garta identificiren zu dürfen (Pentap. p. 32). Gegen diese Identificirung könnte man nun zwar geltend machen, dafs die Geretae zu den *Peukolaïtischen* Völkern gerechnet werden, also, da *Peukolaïtis* ungefähr die

Digitized by Google

jetzigen Peshawer entspricht, dem Indusufer zu nahe-
gerückt wären, während Trigarta im speciellen Sinn
im entgegengesetzten Ende des Penjab lag. Dies
erklärt sich aber durch die oben erkannte Erweiterung
der Bedeutung von Trigarta. Für die Möglichkeit die-
ses Abfalls von tri spricht ferner die in der angeführ-
ten Episode des Mahâbhârata vorkommende Identifi-
cirung der Bâhîkâs (welche, wie wir gesehen, von ei-
nem indischen Lexikographen den Trigartakâs gleich-
gesetzt sind) mit den G'ârtikas (sl. 9 bei Troyer Ra-
natar I, 550); denn ich trage danach kein Bedenken,
dies Wort gradezu in Gârtikâs zu verwandeln. Nun
wird aber in den mongolischen Annalen der Hauptsitz
des Reiches des Kanika (wie Kanishka daselbst heifst)
Gatchî genannt, im Reiche Gatchîn Kunaçana, welches
ziemlich deutlich mit G'alandhara identificirt wird
(*Schmidt's* Geschichte der Ost-Mongolen S. 17; 315).
Der hier vorkommende Gebrauch von Dschalandari
für den Namen eines Klosters, als Sitzes des buddhi-
stischen Concils, beruht ohne Zweifel darauf, dafs in
specie die Localität der jetzigen Stadt *Djulundur* ge-
meint ist. Die mongolische Veränderung von Garta
in Gatchi hat wenig Auffallendes (ähnlich im Prakrit
r in k' [*Lassen* Inst. l. Pracr. 197] und rk' in k'k'
ebendas. 250]).

Nach dieser Abschweifung, welche die darin gege-
benen Bestimmungen im Gegensatz zu denen des Hrn.
Wilson hinlänglich entschuldigen werden, kehren wir
zu dem anzuzeigenden Werk zurück. Bezüglich des
Demetrius bemerke ich nur noch, dafs Hr. Wilson,
trotz der oben angeführten Worte des *Justin* (Eucra-
tides — Indiam in potestatem redegit), — die man,
wenn man nicht ein vorgefafstes System im Sinn hat,
mit welchem sie nicht harmoniren würden, wohl einzig
so erklären kann, dafs *Eukratides* sich Indiam, das
Reich des von ihm besiegten Rex Indorum, Demetrius,
unterworfen habe — den Letzteren bis an das Ende
seines Lebens in dem ihm angewiesenen Reich regie-
ren läfst, persisting in fruitless attempts to harass
Eucratides, especially, when the latter also crossed
the mountains and established his authority in the Ko-
histan of Kabul (S. 230).

Eukratides betreffend entscheidet sich Hr. Wilson,
nur *einen*, nicht *zwei* dieses Namens anzunehmen. Als
dessen Regierungsantritt setzt er, mit Bayer, 181
vor Chr.; als den des *Mithridates* dagegen, mit Visconti,
165 v. Chr. Diese Vermittelung beider Ansichten ist
wegen der erwähnten, auch von Hrn. Wilson ange-
führten Stelle des Justin: *Eodem ferme tempore* —
sicuti — Mithridates — ita — Eucratides — *regna
ineunt* nicht wohl möglich. Ein Intervall von 16 Jah-
ren konnte in der so detaillirten Geschichte bei Tro-
gus Pomp. und auch Justin nicht durch eodem ferme
tempore bezeichnet werden. Es entstehn hier eine
Menge Schwierigkeiten, welche Hr. W. nur gewisser-
maafsen verhehlt hat; es wäre vielleicht dienlicher ge-
wesen, sie recht grell hervorzuheben. Denn es müfste
mich alles trügen, oder grade diese Periode schon von
Euthydemos Tod an, dessen Datum wir nicht wissen,
ist die allerbewegteste. Doch will ich in dieser An-
zeige keine Hypothesen aufstellen. — Fatal ist der
S. 237 und 249 gemachte Nominativ „Megalos".

Auf den Eukratides-Münzen kömmt zuerst die von
Hrn. Wilson so schön mit dem Namen: *arianische*
bezeichnete Schrift vor. Ihr ist daher hier eine be-
sondre Abtheilung (S. 242—262) gewidmet, begleitet
von einer lithographirten Tafel, welche, aufser den
verschiednen, bis jetzt bekannten Formen des Silla-
bars, auch die Inschrift von Hidda enthält.

Den Schlufs, dafs diese Schrift, weil sie von der
Rechten zur Linken geschrieben wird, während die
indische Schrift die umgekehrte Richtung hat, semiti-
schen Charakter habe, findet Ref., zumal, da er sonst
keine Unterstützung hat, gewagt. Die Richtung der
Schrift läfst sich ändern, wie das ja auch von den
Europäern bezüglich des semitischen Alphabets ge-
schehn ist. Die Art, die Vocale zu bezeichnen und
das ganze Buchstabensystem erweist sich immer mehr
als ganz sanskritisch (vgl. Hall. Allg. Litt. Ztg. 1841
nr. 17. p. 129) und in letzter Zeit ist auch einer der
schon früher vermutheten Cerebralen (d') entdeckt
(*Lassen* Ztschr. f. die Kunde des Mgldes IV, 2,
382). Beachtenswerth sind Hrn. Wilson's Andeutun-
gen bezüglich der Inschriften von Nakshi Rustan und
Hajiabad (S. 261).

Diese Abhandlung giebt zugleich die arianischen
Münzlegenden und zwar in derjenigen Form, welche
dem Hrn. Verf., nach den ihm zur Vergleichung zu
Gebote stehenden Mitteln, die richtigste schien (S. 248).

Bemerkenswerth, aber noch nicht zu einem ganz
entschiedenen Resultat abgeschlossen, ist des Hrn.
Verfs. Mittheilung über die Münzen, auf welchen man

Digitized by Google

Archerios, oder Archelios las; statt Archerios tritt sicher Archebios ein; allein daneben sichere Exemplare mit li in griechischer und arianischer Schrift, und eins sogar, welches in arianischer Schrift ti hat, (S. 250) wo t, wenn es als ein cerebrales gefafst werden kann, auch wie l klingen konnte; man vgl. übrigens *Lassen* Zeitschrift f. d. K. d. Ml. IV, 2, 383, wo jedoch der letzte Fall nicht erwähnt ist.

Bezüglich der *arianischen* Legende — dem griechischen Agathokleia gegenüber — (S. 253) sind durch die neusten Mittheilungen alle Zweifel gelöst, indem sich Straton als König und Gemahl derselben erwies (*Lassen* a. a. O. 378).

Bezüglich Pharahetasa (S. 256) verweise ich auf Hall. Allg. Litt. Ztg. 1841 nr. 16. S. 123).

Wegen der Kadphises-Legende ist Hr. *Lassen* (Ztschr. f. d. K. d. Mgld. IV, 2, 392 ff.) zu vergleichen, wo jedoch noch nicht alles ins Reine gebracht ist.

S. 258 ff. besprechen die gefundenen Inschriften und geben einen Versuch, die von Hidda zu entziffern.

Heliokles, des Eukratides Nachfolger, wird 155 vor. Chr. angesetzt (S. 266). Er war zuerst Mitregent seines Vaters, ohne König zu sein. Ich erkläre mir diese Erscheinung durch die Eroberung des indischen Reiches des *Demetrius*. Wie *Demetrius* wirklicher König von Indien neben seinem Vater, dem König von *Baktrien* gewesen zu sein scheint, so scheint auch Eukratides, die Unmöglichkeit fühlend, das indische Reich mit Baktrien eng zu verbinden, seinen Sohn zum Mitregenten für Indien ernannt zu haben. Ob übrigens Eukratides sich das ganze indische Reich des *Demetrius* unterwarf, oder nur einen Theil desselben, darüber giebt die Stelle im Justin keine entschiedne Klarheit. Der Lage der Dinge nach, da alle diese Reiche nur auf der Degenspitze standen, scheint das erste wahrscheinlicher. Unter Heliokles Regierung trat, nach Hrn. Wilson durch die Angriffe der Parther und andre Umstände ein solcher Zustand der Verwirrung ein, dafs mehrere Glieder der königlichen Familie und selbst Abentheurer kleine unabhängige Staaten errichten konnten. Dieser Zustand habe in Baktrien etwa von Eukratides an bis zum völligen Umsturz des baktrischen Reiches durch die Skythen (127 vor Chr.) gedauert. Die griechischen Fürsten in Ariana und Indien dagegen hätten sich theilweise bis 50 vor Chr. gehalten. Nach dieser Grundansicht, welche der Hr. Verf. mit vieler Bescheidenheit vorträgt, ordnet er die, bis zur Erscheinung seines Werkes bekannten griechischen Könige, folgendermaafsen (S. 267); Ref. fügt sogleich das von dem Hrn. Verf. hypothetisch angenommene Regierungsdatum bei:

Euthydemos (220 — 190)				
Demetrios (190 — 165)	Eukratides (181 — 155)			
Lysias (147)	Heliokles (155 — 147)			Agathokles (155)
Amyntas (135)	Antialkides (135)	Antimachos (140)	Menander (126)	Panthaleon (120)
Agathokleia	Arkhebius (125 — 120)	Philoxenes (130)	Apollodotos (110)	
			Diomedes (100)	
			Hermaeus (98)	
			Su-Hermaeus	

An die Stelle der Agathoklea tritt nach den neusten Entdeckungen als König Straton und weist sich als zur Soter-Familie gehörig aus. Zu derselben Familie kommen noch: Zoilos, Hippostratos, Dionysios, Nikias, Telephos (vgl. *Lassen* Ztschr. IV, 1, 203 ff., 2, 381 ff.). Aber auch so, wie sie sich bei Hrn. Wilson gestaltet hat, würde diese Anordnung zu mancherlei Discussionen Veranlassung geben können; da ich aber nur eine *mir* wahrscheinlicher scheinende, nichts gewisses, an ihre Stelle zu setzen vermag, so will ich mir hier auch kaum eine oder die andre Bemerkung erlauben. — Man sieht, dafs hier in einen überaus kleinen Zeitraum eine überaus grofse Menge Könige zusammengedrängt werden. Dabei scheint der Gedanke gewaltet zu haben, dafs das Reich des Demetrius und Eukratides ein ganz zusammenhängendes gewesen sei. Ich glaube, dafs im grofsen Reich des Demetrius sich auch manche kleinere formiren konnten, welche nur in einer gewissen Abhängigkeit von *Demetrius* u. s. w. standen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

riana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson.

(Schlufs.)

Das Reich des Agathokles und seines Nachfolers Panthaleon scheint mir wegen der Münztypen ehr alt und wegen der indischen Schrift, wenigstens einem Hauptsitz nach, auf dem östlichen Ufer des ndus gelegen. Ihre Münzen mit griechischer und anskrit-Schrift entsprechen den altindischen Münzen it arianischer und Sanskrit-Schrift (vgl. Hall. Allg. itt. Ztg. 1841. Ergzbl. S. 131) und ich glaube, dafs e mit *Demetrius* gleichzeitig waren. Agathokles trat n die Stelle eines indischen Gouverneurs, welcher en Titel Mahârâg'a führte, und seinen Sitz vielleicht der Nähe von Taxila habend, das nordwestliche dische Gebiet zu beiden Seiten des Indus beherrschte. rkannte *Agathokles* in dieser Stellung die Oberhoheit es *Demetrius* an, oder trat er auch nur in ein Bündfs mit ihm, so konnte diesem ein griechischer Berrscher der oberen Induspassage nur willkommen sein.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit eine age aufzuwerfen, deren Beantwortung bei jedem ersuch diese Königsmasse zu localisiren, von der öfsten Wichtigkeit sein würde; nämlich woher es ohl kommen mag, dafs sich auf der Ebne von eghram, woher die allermeisten Münzen rühren, diese geheure Münzenmasse finde. Denn es war und ist es sicher der einzige Fleck in der Welt, auf welem sich in einem verhältnifsmäfsig so kleinen Raum gl. oben), fast ohne alle Mühe in jedem Jahre durchhnittlich 30,000 Münzen der verschiedensten Dynaien aufsammeln lassen.

Bezüglich der *Soter*-Dynastie bemerke ich, dafs ne neue Entdeckung eine ihrer Residenzen nachzuweisen scheint. Hr. *Lassen* bemerkt nämlich, dafs der König Dionysius wohl derjenige sei, von welchem Nagara den Namen Dionysiopolis erhielt (Ztschr. f. d. K. d. Mgld. IV, 2, 381). Nagara, das sskrit. Nagarhara, bei Fa Hian Na kie (*Ersch* u. *Gruber* a. a. O. 108), lag eine Meile von der, bei den Chinesen Hilo genannten Stadt (*Lassen* zur Geschichte 147) und Hilo ist das heutige Hidda.

Bezüglich des Menander und Apollodot bemerke ich, dafs an beiden Stellen, wo beide zusammen erwähnt werden, Apollodot voran steht und Menander folgt. Für Hrn. Wilson's Ansetzung um 126 spricht der Umstand, dafs Trogus Pompejus Apoll. und Men. Thaten sogleich nach dem Sturz des baktrischen Reichs erzählte (Prol. XLI).

Die 2te Section (S. 300—336) ist überschrieben: Barbaric Kings. Hier nimmt die Unsicherheit noch bei weitem mehr zu und, da Hr. W. die chinesischen Berichte fast durchweg in Zweifel zieht (S. 306), so bleibt überaus wenig historischer Boden. „All that we can venture to believe (heifst es S. 306) of them (nämlich: den Szu der chinesischen Berichte) is that they had occupied the Greater part of Bactria proper about the end of the reign of Heliokles, that they were checked awhile by Menander, but that in the reign of Hermaeus they had established themselves in Kabulistan, where they were subsequently reduced under the authority of the Yu-chi". Hierzu bemerke ich, dafs sich Hr. W. natürlich gegen die, auf chinesische Berichte sich stützende, Annahme erklärt, dafs Kipin, die Eroberung der Szu, das Land westlich von Kabul bezeichne, und Mawerannahar, das Land zwischen dem *Oxus* und *Jaxartes* darunter versteht (S. 303).

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir auf die Aehnlichkeit aufmerksam zu machen, welche zwischen Kiu-tsiu-kio, oder khiu-tsyu-khi, dem Namen, wel-

Digitized by Google

chen die Chinesen einem der Könige der Yue-tchi geben, welcher unter andern über Kipin und Kaofu (Kabul) herrschte und dem auf den Kadaphes- und Kadphises-Münzen vorkommenden Wort, arianisch Ku dschu la ka oder Kudschula, griech. Κοζουλο geschrieben, herrscht. Die Auslassung von la, in chinesischer Umschreibung fremder Namen, sahn wir auch oben (S. 869) bei Çâkala.

In dieser Section werden zuerst die Su-Hermaeus-Münzen, mit Kadaphes oder Kadphises auf der Rückseite in arianischer Schrift, behandelt (ich möchte am ehesten glauben, dafs diese Münzen aus einer Zeit herrühren, wo keine Griechen in der Umgebung dieser barbarischen Fürsten waren), dann *Saker*-Münzen von ungewissen Königen, ferner Mayes (100 vor Chr. angesetzt, vgl. jetzt *Lassen* Zeitschr. IV, 2, 388, 391), Palirisus (80 vor Chr.), Spalyrius (75), Azilises (60), Azes (50). In Beziehung auf die letzten *vier* beginnt durch die neusten Entdeckungen (*Lassen* Zeitschrift IV, 204, 387) der Boden sichrer zu werden. Endlich wird in dieser Section noch der Σωτὴρ μέγας behandelt, welchen Hr. W. aus, wie dem Referenten scheint, nicht sehr überzeugenden Gründen, für einen Fürsten von *indischer* Abkunft erklärt und ins 1ste Jahrhundert unsrer Zeitrechnung setzt.

3te Section (S. 336—347): Indo-Parthian Dynasty, nämlich zunächst Vonones, Undopherres, Gondophares, Abagasus (vgl. *Lassen* Zeitschr. IV, 206, 385, 387). Auch in Beziehung auf diese fangen erst die neusten Entdeckungen an Licht zu verbreiten, daher ich Hrn. *Lassen's* Mittheilungen (a. a. O.) zu vergleichen bitte; ferner wird hier Kodes behandelt, von welchem jedoch Hr. W. selbst bemerkt: It is very possible however that he is misplaced and that he may belong to the Indo-Scythian family (S. 344); zuletzt einige nicht bestimmte Arsaciden-Münzen, deren eine eine Analogie mit einer Münze von Phrahates IV (2 vor Chr.) darbietet.

4te Section (S. 347—381): Indo-Scythian Princes of Kabul, deren Reich sich östlich in das Penjab hineinerstreckte; es sind die mit den Symbolen persischer und indischer Religion. Zunächst Kadphises (mitsammt den nach den neusten Mittheilungen wohl davon zu scheidenden Kadaphes-Münzen S. 353), welcher um den Anfang unsrer Zeitrechnung gesetzt wird; auch hierzu ist *Lassen* (Zeitschr. IV, 392, 395, 397) zu vergleichen. Ferner Kanerki (griech. Κανηρ, was wohl eher Kanirki zu lesen ist). Der früher vorgeschlagenen Identificirung desselben mit dem Kanishka der Sanskrit- und dem Kanika der mongolischen Litteratur wird nicht gedacht. Referent hält sie jetzt für um so entschiedener, da wir oben den Wechsel von r und sh auch in arischen Sprachen gesehn. In diesem Fall ist der Hauptsitz seiner Regierung wie oben bemerkt, Trigarta und wohl Çakala. Die persischen und sivaitischen Symbole auf seinen Münzen entscheiden gegen die Identification mit dem buddhistischen *Kanischka* nicht. Es finden sich auch Münzen von ihm mit buddhistischen Symbolen (S. 363) und sein Namen wird in den in den Topen — entschieden buddhistischen Denkmälern — entdeckten Inschriften gelesen (vgl. *Lassen* Ztschr. IV, 203). Der Buddhismus war überhaupt sehr tolerant gegen den Polytheismus; er war ferner den buddhistischen Ueberlieferungen gemäfs zu *Kanischka's* Zeit von vielen Ketzereien inficirt und es ist endlich sehr wahrscheinlich, dafs *Kanischka* erst in seinem höheren Alter zu ihm übertrat.

Für die Erklärung der nicht-griechischen Wörter auf den bisher bekannten indo-skythischen Münzen stehn die Sachen bei Hrn. Wilson so, wie sie Hr. *Lassen* liefs. Ich erlaube mir deswegen auf die schon von mir gegebne Erklärung des Wortes ΟΡΛΙΓΝΟ durch zend. verethraghna = Behram als männliche Victoria (vgl. Hall. Allg. Litt. Zeitg. 1841 nr. 165. 166) noch einmal aufmerksam zu machen; eben so auf die von ΦΑΡΟ durch zend. fradhat (Burn. Comm. s. l. Yaçn. I, 191 193, 364 n. vgl. Vendid. lithogr. p. 25, 15; 36, 4; 43, 15 u. sonst), welches pazend. (d. i. neupersisch und parthisch) frahat werden mufste (vgl. *Benfey* und *Stern* Monatsnamen S. 72); es hat hier wohl die Bedeutung: *Schöpfer;* auffallend stimmt damit überein die Bezeichnung des Grundwesens alles Göttlichen bei den Zabiern in Schuster, nämlich ﻫﻮﻓﺮﻫﺎ Ferha (*Gesenius* in *Ersch* u. *Gruber* Encyklopäd. Probeheft Art. Zabier).

Diese Uebereinstimmung wird um so beachtungswerther, da sich auch zwischen den auf diesen Münzen vorkommenden ΜΑΝΑΟΒΑΓΟ und einem göttlichen Wesen der Zabier ein Anklang findet. Die Zabier verehren nämlich als *Herrn des Lichtreichs* Mani ﻣﺎﻧﻲ

Digitized by Google

(a. a. O.) und Manaobaga scheint mir jetzt, im Gegensatz zu meiner früheren Erklärung, das zend. mainava *himmlisch* und baga; über mainjava vgl. man Burn. Comm. s. l. Y. I, Nott. LXVI; die Bedeutung von baga, über dessen Existenz mich Hr. Gildemeister Ztschr. f. Kde. des Mgld. IV, 213, 214) nicht zu belehren nöthig hatte, da es sich (*Monatsnamen* S. 67) erwähnt findet, ist noch nicht ganz klar; es hat, wie alle Stellen, auch sein Gebrauch in den Keilinschriften, zeigen, eine gewisse Heiligkeit; es entspricht keinesweges dem sskr. bhâga *Theil* (von bhang' brechen), wie Hr. *Gildemeister* glaubt, sondern dem sskr. bhaga *Glanz*, *Glück* u. s. w. (von bhag' *verehren* u. s. w.), so dafs sich *dadurch* die Bedenken gegen die Existenz eines zend. bâga = sskr. bhâga (Monatsnamen S. 192) nicht heben lassen; damit wollte ich jedoch keinesweges die Wahrscheinlichkeit, dafs ein dem sskr. bhâga entsprechendes Wort im Zend existire, ableugnen; aber bei Erklärung eines Lehnworts kömmt es vor allen darauf an, *nachzuweisen*, dafs das Wort in der Sprache, aus der es entlehnt sein soll, wirklich existire.

Ardokro betreffend, so macht mir die Figur dieser Göttin und insbesondre das cornu copiae, welches sie in den Händen hält, überaus wahrscheinlich, dafs die „alles Gute verleihende, alle reinen Wünsche verleihende" Arduisur damit gemeint ist. Sie heifst im Zend ardvi çûra *die hohe starke* und erhält eine Menge andrer Epitheta (vgl. über sie *Monatsnamen* S. 204); so konnte an die Stelle von çûra das gleichbedeutende ughra treten, also ardvi ûghra, welches kaum anders als durch Αρδοχρο ausgedrückt werden konnte.

Bei Nanaia (über welche ich auf Hall. Allg. Litt. Zeitg. 1841 nr. 16. S. 124) verweise, ruft Hr. W. eine Bemerkung von Hrn. Masson ins Gedächtnifs zurück: "If the migration of Nanaia thither there is every probability that the memory survives in the *Bibi Nani* or *Lady Nani*, who is reverenced by the Mohammedans and whorshipped as a form of Parvati by the Hindus in Afghanistan (S. 363 aus Journ. of Beng. I, 449).

Neu hinzugekommen sind die Wörter I(?)KANΔO ΘMAPO, welche Hr. *W.* mit sskr. Skanda Kumâra verknüpft (S. 374). Ich kann aber nicht umhin zur Vergleichung mit dieser Münze (Pl. XIV, 11) an die Gupta-Münzen von Skanda (XVIII, 13) und Kumara (XVIII, 11) zu erinnern.

So bleibt nur noch ΩΡΟΗ (S. 376 nr. 8) auch ΩΗΥΟ (S. 372) und ΛΟΗ (S. 373) geschrieben als aus indozendischen Mitteln zu erklären übrig. Wegen der sicherlich skythischen Wörter KOPANO KOPΣO u. a. wird man wohl an Kenner der tatarischen Sprachen einmal feierlichst apelliren müssen.

Doch zurück zu den Königen! Die Münzen, welche man bisher Οοηρκι zuschrieb, vertheilt Hr. Wilson unter diesen und KENOPANO, welchen letzteren er voranstellt. Dadurch entsteht die Sonderbarkeit, dafs der eine blofs Kupfer-, der andere blofs Goldmünzen erhält. Ich glaube, dafs diese Scheidung wohl wieder aufzuheben und die Umschrift, welche Hr. Wilson OOHP KENOPANO liest und abtheilt, OOHPKE KOPANO zu lesen und abzutheilen ist. Sie erscheint auf den Kupfermünzen, und für diese scheinen die Stempel vielleicht von sehr untergeordneten, keine griechischen Lettern kennenden Stempelschneidern, auf jeden Fall sorgloser geschnitten zu sein. Der mittlere Strich des K ist statt gerade schief geschnitten, und der daran lehnende Winkel von zwei Strichen in einen zusammengezogen; auf einer Münze ist, wenigstens im Abdruck (XIII, 17) das K, welches Hr. Wilson N liest, ganz eben so geformt, wie das vorhergehende. Doch will Hr. W. (nach S. 248) die Autorität seines Graveurs gegen die eigne nicht gelten lassen.

Auf Ooerki folgen Münzen, deren Namen sich nicht ganz erkennen läfst; Hr. W. schreibt ihn Baraoro, Varaoro, Varahram, oder Behram; sie schliefsen sich in manchen Beziehungen an die indoskythischen; dazu sind solche gefügt, welche schon ganz sassanidischen Charakter haben, sich aber auch noch an die indoskythischen schliefsen. Zuletzt sind die Ardokro-Münzen aufgeführt, an welche sich die indischen Kanog'e-Münzen schliefsen.

5te Section (381—403): Coins of Sassanian kings. Bemerkenswerth ist die auf einigen vorkommende Mischung von arianischer und sogenannter Pehlvischrift (S. 381). Beachtung verdient die der Aufzählung der Münzen vorangeschickte Darstellung der Verhältnisse der *Sassaniden* zu *Indien*. Hr. W. sucht zu beweisen, dafs erst Sapor III (384—389) und Bahram IV (389—399) sich über Afghanistan nach Indien zu ausdehnten. Dieses, so wie manches andere dieser Darstellung, kann angefochten werden.

Die in dieser Section behandelten Münzen sind unter 4 Rubriken gebracht:

1) Sassanian Coins, sassanidische Münzen, welche in Afghanistan überhaupt gefunden sind. Es sind Münzen von Sapor II, Sapor III., Jezdegerd I., Jezdegerd II., Hormizdas, Firoz, Kobad.

2) Die in den Topen gefundenen Münzen von Sassaniden. Die meisten sind von Sapor III. und Bahram V; aufserdem einige von Sapor I., Sapor II., Bahram IV., Jezdegerd I. und II., Firoz, Kobad.

Zu dieser Abtheilung will ich mir die Bemerkung erlauben, dafs mir die Münze Nr. 18 auf Taf. XVI (S. 399) denselben Kopf zu haben scheint, wie XXI, 20, und dieser ist derselbe mit XVII, 10 und 11

Digitized by Google

(S. 409) von Mahendra, einem Gupta-König, also indosassanidisch.

3) Indosassanidische Münzen. Es sind die Münzen mit doppelten Portraits, deren eines auf einer Münze dem des Khosru Parvez (von 591—628 regierend) gleicht. Die eine Seite hat Sanskrit-Legende, die andere Pehlvi-Schrift. Hr. W. erklärt die Erscheinung dieser Münzen von indischen Königen mit sassanidischem Charakter dadurch, dafs indische Fürsten die Gelegenheit — wo die *Hephthaliden*, — welche sich, wie er glaubt, nach Bahram Gor (reg. 420—440) in den Besitz von *Kabul* gesetzt hatten — und die Sassaniden durch die Türken geschwächt waren — benutzten, um sich Kabul's zu bemächtigen, dafs sie hierbei persische Hülfe fanden und zum Dank dafür sassanidisches Costüm auf ihren Münzen annahmen (S. 393). Mir scheint doch noch immer wahrscheinlicher, dafs indische Fürsten an die Stelle von Sassaniden traten; wenigstens führt auf ein ähnliches Verhältnifs, was Samudra-Gupta auf der Allahabad-Säule von sich — wahrscheinlich in übertriebener Form — aussagt (Ersch u. Grub. Encycl. a. a. O. S. 105 nr. 62).

4) Spätere Sassaniden-Münzen, gröfstentheils schon mit arabischer Schrift, also nach der mohammedanischen Eroberung von Persien geschlagen.

6te Section (403—436) Hindu Coins; zerfällt in 6 Abtheilungen:

1) Saurasht'ra-Münzen. Die hier vorangestellte historische Darstellung ist etwas sehr nachlässig behandelt. Bezüglich der Suraschtra-Dynastie findet sich schon mehr in *Ersch* und *Grub.* S. 100, vor allem ist aber die ausgezeichnete Abhandlung des Hrn. *Lassen* (Zeitschrift f. d. Kunde d. Mgld. IV, 146 ff.) zu vergleichen. Noch ärger ist es mit der Behandlung der Bhat'arka, oder Vallabhi-Dynastie. Hr. W. schenkt den Nachrichten bei Tod einen ungebührlichen Glauben, hat aber die Inschriften und sonstigen historischen Momente überaus flüchtig eingesehen. Es ist als ob er gegen das Ende der Arbeit etwas ermüdet wäre, was sich bei einer Wanderung durch eine solche Wüste der Ungewifsheit wohl entschuldigen läfst. Seine Darstellung ist daher ganz unzureichend und Ref. mufs jedem, welcher sich für deren Gegenstand interessirt, anrathen, entweder die Quellen selbst anzugehn, oder sich mit dem in *Ersch* und *Grub.* a. a. O. 112 und Gött. Gel. Anz. 1839 S. 1552 Gegebenen für's erste zu begnügen.

Die Gupta-Münzen, welche sich an die von Surâsht'ra schliefsen (S. 409), zeigen uns die Guptas als Oberherren, wie es dem auch wohl einer aus dieser Dynastie ist, welcher, der Vallabhi-Inschrift zufolge, als oberster Suzerain dem dritten der Bhat'arka-Dynastie den Königstitel verleiht (*Ersch* und *Grub.* S. 112). Als auffallend bemerke ich hierbei folgendes Zusammentreffen. Einer der Bhat'arkâs: Dhara Sena III wird in der Inschrift Parama mahêçvara parama bhat't'araka râg'âdhirâg'a parameçvara genannt (*Ersch* und *Grub.* 112); eben so nennt sich Kumâra Gupta: [illegible] rama bhat't'araka râjadhirâja paramêçvara (Taf. [illegible] 17. 18 S. 412); es liefsen sich Hypothesen dar[illegible] bauen, welche wir jedoch hier unterdrücken.

Die S. 413 aufgeführten nr. 12, 13 gehören [illegible] hieher, wovon an einem andern Ort (vgl. für [illegible] *Lassen* Ztschr. III, 460).

2) Die sogenannten buddhistischen Münzen [illegible] treffend, erlaube ich mir ein Wort über nr. 23 [illegible] Taf. XV (S. 415 nr. 1). Hr. Wilson liest Mahâr[illegible] Ranakanadasa amoghabhatasa. Ref. hat durch [illegible] sammenstellung aller früher bekannten Münzen die [illegible] Art statt Ranakanadasa: Rag'nah' Kunadasa oder [illegible] nandasa herausgebracht (Hall. Allg. Ltr. Ztg. 18[illegible] Ergzbl. S. 126), und glaubt diese Lesart gegen die [illegible] Hrn. W. auch jetzt behaupten zu müssen. Dagegen erkennt er gern den Vorzug der Lesart Amogha[illegible] t'asa vor der dort gegebenen seinigen.

3) Die Gupta-Münzen schliefsen sich theils [illegible] die skythischen (Ardokro-Münzen), theils, wie schon bemerkt, an die der Sahas in Surâsht'ra. Sie scheinen ihre Herrschaft wieder bis zum Indus vorgeschoben (*Ersch* und *Grub.* 104 ff.), und als oberste Könige von Indien in Magadha — dem alten Reichssitz — ihre Hauptresidenz gehabt zu haben (Vishnu Pur. [illegible] Wilson 298). Den Schlufs dieser Dynastie setzt [illegible] Wilson in's 7te bis 8te Jahrh. nach Chr. [S. 41[illegible]

4) Rajput-Münzen. Die letzten indischen Münzen vor der mohammedanischen Eroberung; unter denen eine von Prithwi Pâla, König von Ajmir († 119[illegible]).

5) Indomohammedanische Münzen. Die ersten mohammedanischen Herren behalten die indischen Zeichen auf den Münzen, fügen zuerst ihren Namen in Nagari-Schrift hinzu und später erst mit arabischer. Auch Münzen mit dem Namen des Hamîra, welcher sich Mohammed dem Ghuriden unterworfen hatte und dessen Stempel von den Mohammedanern zuerst fortgebraucht ward, erscheinen hier.

6) Spätere Kanog'e-Münzen von Hindus und Mohammedanern. Es sind dies Münzen der Königsdynastie, deren dritter, bei Hrn. W. ausgelassener (S. 15[illegible]) König K'andradeva *Kanog'e* eroberte und seine Herrschaft nach Nordwesten ausdehnte. Der vierte derselben war Oberherr von Indien (Ayeen Acber. II, 106). Auch an diese Münzen schliefsen sich mohammedanische auf dieselbe Weise, wie bei der 4ten Abtheilung.

Die Schlufssection (436—439) bilden mohammedanische Münzen von Ghizni und Ghor.

Ein kurzer Rückblick (439—441) beendet das ganze Werk, welches, trotz mancher Ausstellungen, welche wir zu machen genöthigt waren, unsern innigsten Dank herausfordert und unsere Hochachtung für dem so überaus verdienstvollen Hrn. Verf. nur vermehren kann.

Theodor Benfey.

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

LVIII.

e Gasquellen Süd-Italiens und Deutschlands. Von C. F. v. Graefe. Berlin, 1842. *Bei Reimer. XX.* 605 *S.* 8.

Die Zeit ist noch nicht lange verflossen, wo man-e Stoffe in der Natur, welche in elastisch-flüssiger rm vorkommen, gar nicht wahrgenommen wurden. e Gasquellen und die gasförmigen Theile der Mi-ralwässer sind erst in neuerer Zeit mit Aufmerk-mkeit behandelt. Nachdem man sie bis zu einem wissen Grade entdeckt, untersucht und benutzt hat, ır zunächst erforderlich, durch Zusammenstellen der ınzelnen Kenntnisse Gewinn für ein Allgemeines, und ıraus wieder für das Einzelne weitere Erklärung und ezeichnung des noch Fehlenden zu erhalten. Dies ır die erwählte Aufgabe für das vorliegende Werk, d wie es erfreulich ist zu sehen, dafs sie in würdige inde gekommen ist, so wird auch Niemand ohne ıifall bemerken, dafs durch die Art, wie sie gelöst rden ist, der Ruhm eines zu früh Geschiedenen ch dem Tode noch gesteigert wird. Die Sorge, lche für die Herausgabe dieses nachgelassenen erkes von den Hinterbliebenen getragen worden, ist vohl in Hinsicht auf die Wissenschaft, als auch f die Pietät gelungen. Es ist ein Monument in der teratur gesetzt.

An der Stelle des Verfassers eröffnet *Ph. v. Wal-r* dies Buch mit einer Vorrede, und dann bemerkt *G. Mitscherlich* in einigen Worten, dafs das fast lendete Manuscript ohne Zusätze oder Aenderungen ı ihm dem Drucke übergeben sei. Der Verfasser : an seinem Unternehmen eine Reihe von Jahren ıammelt, theils die literarischen Quellen dazu her-gezogen, theils auf vielen Reisen viele eigne Beob-ıtungen und Forschungen hinzugefügt. Da wohl ine Mineralquelle ohne gasige Bestandtheile ist, so berührt das Werk ziemlich umfassend das ganze Gebiet der Mineralwässer. Wie man in der Chemie eine pneumatische Chemie unterscheidet, so könnte man das vorliegende am bezeichnendsten eine *pneumatische Heilquellenlehre* nennen. Und diese erhalten wir hier, im besten wissenschaftlichen Geiste mit Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Klarheit bearbeitet.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte. Der erste handelt von dem *Vulkanismus* in seinen Beziehungen zu den *Gasquellen*, der zweite von *Süd-Italiens Gasquellen*, der dritte von *Deutschlands Gasquellen.*

Erster Abschnitt. Der in der Geologie geführte Streit zwischen Vulkanismus und Neptunismus wiederholt sich in der Theorie über die Bildung der Mineralquellen. *Graefe*, durch seine Untersuchungen geführt, tritt entschieden als ein Bekenner der ersteren Ansicht auf, die auch *L. v. Buch* und *A. v. Humboldt* als die ihrige ausgesprochen haben. Der Vulkanismus ist das erste Ergebnifs, und die theoretische Angel, in der sich das ganze Buch bewegt, und wird vorher genauer erörtert und begründet. Nach dem Verfasser geht der Vulkanismus vor in den unter den Urgebirgen befindlichen Regionen, welche über fast alle Welttheile, in tiefen Canälen ausgebreitet, mit dem Aeufseren der Erde, und besonders der Atmosphäre, in Verbindung stehen, und besteht in einer, durch die höhere Temperatur der Erdtiefe bei Eindringen der atmosphärischen Luft und Mitwirkung des Wassers bedingten Oxydation der (in vulkanischen Gegenden vorzugsweise befindlichen? Ref.) leicht oxydirbaren Massen. Dadurch werden die hervortretenden Stoffe, gasförmige und feste, theils stürmisch durch die Thätigkeit feuerwerfender Berge, theils ruhig durch die gasigen Quellen emporgehoben. Es giebt also einen *stürmischen* und einen *ruhigen* Vulkanismus. Nun wird weiter gezeigt, dafs die *stürmischen* oder *Feuervulkane* die chemischen Bestandtheile vereint besitzen, welche die ru-

Digitized by Google

higen oder gasigen Vulkane mehr oder weniger gesondert enthalten. Bei den Feuervulkanen, wo der unterirdische Oxydationsprocefs am freisten und mächtigsten zu Stande kommt, lassen sich *vier* Evolutionsgrade unterscheiden und damit auch *vier* gasige Stoffe, welche hier überhaupt besonders in Frage kommen, und von denen immer einer, in der Reihe der Grade die Basis bildend, vorherrscht. Diese Gase sind: *Hydrogen*, *Azot*, *Kohlensäure* und *Chlor*. Während der höchsten Actuosität ist entzündetes *Hydrogen* (auch als Kohlenwasserstoff und Schwefelwasserstoff) die Hauptmasse; mit dem Eintreten des mittleren Evolutionsgrades entweicht vorzugsweise *Stickstoffgas;* mit weiterem Sinken der Temperatur und der Eruption folgt jenen leichteren Gasen *Kohlensäure*; und als vierten Entwickelungsstoff zeigt sich bei fast völliger Abkühlung die *Chlorentwicklung* am entschiedensten (rein oder gemischt und verbunden). — Als *feste* Stoffe, so weit sie emporgetrieben werden können, erscheinen Natron, Kali, Magnesia, Kalk, Thon, Kiesel, Eisen u. a., Ammoniak, Schwefel u. s. w., und setzen dort die Laven zusammen.

Die als *ruhig* vor sich gehende vulkanische Emanationen betrachteten gasigen Quellen zeigen deutlich ihre Analogie damit. Wie aber bei den Feuervulkanen von den vier Gasen immer *eines* der Zeit nach vorherrschte, so findet sich bei diesen Quellen, den vier Hauptrevolutionsgraden entsprechend, ein gleicher chemischer Charakter bleibend ausgesprochen, und zerfallen sie hinsichts ihres gasigen Grundgemisches in vier Gattungen: *Hydrogenquellen* (meist als Kohlen- oder Schwefelwasserstoff rein oder mit Wasser) — *Azotquellen* (rein luftig und sehr flüchtig, oder an Wasser gebunden) — *Kohlensäurequellen* (rein oder mit Wasser) — *muriatische Emanationen* (theils reine Chlorausscheidungen, theils Salzsäure, theils Chlornatrium). Aufserdem sind untergeordnet atmosphärische Luft und andere luftige Stoffe in vielfältigen quantitativen Mischungsverhältnissen beigemischt. Ebenso wie die Gase finden sich dieselben *festen* Stoffe in den fraglichen Quellen mehr oder weniger getrennt, welche bei den feuerwerfenden Bergen vereint vorkommen. Davon nimmt *Natron* durchgehends die wichtigste Stelle ein; Thermen sind in der Regel ärmer an festen Bestandtheilen als kalte Quellen (für die man wohl, nach des Refer. Ansicht, den von *Vetter* gegebenen Namen *Krenen* annehmen könnte), aber ihre Exhalationen haben allerdings davon nach Verhältnifs reichlicher. Schliefslich wird über die Temperatur bemerkt, dafs feuerwerfende Auswürfe bis zu 1280° R. Hitze gelangen oder bis in die Nähe von 80° sinken können, und dafs hier, wo die flammenden Erscheinungen aufhören, die höchste Wärme der gasigen Quellen, sowohl des Wassers (also auf den Siedepuncte), als der Gase beginnt, von wo sie bis ungefähr 6° abfallen, ohne je den Gefrierpunct zu erreichen. Der Temperaturgrad hängt hier ab, aufser von der Entwickelungsstufe, auf welcher der ursprüngliche Vulkanismus stehen geblieben ist, von der Länge des die Quellen von der Tiefe nach oben führenden Weges. Periodicität findet man fast rhythmisch bei den Feuereruptionen, und sie zeigt sich bei den Quellen in den Gasemanationen, wenn auch weniger regelmäfsig.

Diese Parallele zwischen den Feuervulkanen und den Gasquellen, wodurch letztere als fortgesponnene Prolongationen von den vier Haupt-Evolutionsgraden des Vulkanismus erklärt werden, haben wir hervorhebend dargelegt, weil sie, wie gesagt, auch für die ganze Lehre der Mineralquellen von Bedeutung ist. So geistvoll und ansprechend ist deren vulkanischer Ursprung noch nicht behauptet worden. Mag auch die neptunische Ansicht mancher anerkannter Chemiker, wonach die Mineralquellen nur durch Solution löslicher Minerale in Wasser entstehen, wenn von Neuem vertreten werden. Vielleicht kann sie noch einwerfen, dafs die chemische Exposition des Feuervulkans, wie sie oben gegeben ist, noch nicht hinreichend für begründet anzunehmen ist; wenn man aber aufserdem einwerfen wollte, dafs wegen der im ganzen Inneren der Erde vorhandenen hohen Temperatur etwa überhaupt alle einer gewissen hinreichenden Tiefe entquellenden Wasser, wegen des hinreichend einwirkenden Temperaturgrades, mineralische Natur erhielten, so machen sich doch gewisse geographische concentrische Striche als vulkanisch unterscheidend bemerklich, wo die bei dem acherontischen Processe als erforderlich erscheinenden Elemente vorzugsweise vorhanden sein möchten.

Zweiter Abschnitt. Süd-Italiens Gasquellen. Von den vielen hier auf entschieden vulkanischem Boden aufsteigenden Gasquellen werden die merkwürdigsten

Digitized by Google

icht in chemischer, sondern in geographischer Reienfolge beschrieben, da die physikalisch-chemischen Untersuchungen noch Manches zu wünschen übrig assen, welche Mängel der Verfasser im Jahre 1830 urch manche eigene qualitative Versuche zu verbesern bemüht gewesen ist. So werden die gasigen manationen am *Parthenopeischen Strande*, auf *Ischia*, uf den *Liparen* und auf *Sicilien* näher beurtheilt. s werden unterschieden als fummete oder fummarole ejenigen, welche mit warmen Wasserdämpfen geeigt, also als gasige Dampfbäder sichtbar sind, und ls mofete diejenigen, welche als freie Gase unsichtar aufsteigen; stufe pflegt man sie zu nennen, wenn e so warm sind, dafs sie die nächsten Erdschichten erkbar erwärmen. Sie enthalten nun, meist verchieden gesondert, die Gase Kohlensäure, Kohlenasserstoff, Schwefelwasserstoff, Stickstoff und muriasche Emanationen (so dafs also hier auf vulkanichem Boden in der That alle sonst in weiteren Räuen getrennten Gase der Mineralquellen vereinigt orkommen. Ref.); häufig sind Wasserquellen dazu ehörend sichtbar. Die Quellen schwanken in ihrem Erscheinen gleichzeitig mit den Eruptionen der nahen Vulkane. Sie sind überbaut oder frei, werden mehr der weniger ärztlich benutzt, mit meist unvollommnen Vorrichtungen.

Dritter Abschnitt. Deutschlands Gasquellen. Mit lchen auf jenem vulkanischen Boden gewonnenen nsichten sehen wir den Verfasser sich zu den deutchen Gasquellen wenden. Er sagt, „um die Hauptulkanen-Linie, die vom kaspischen Meere durch das ittelländische Meer bis zum Ocean fortläuft, bilden n Norden altvulkanische Gebirge einen Bogen, der ch vom schwarzen Meere den Karpathen und Sudeen folgend über das Erzgebirge, den Thüringer Wald s. w. bis in die Pyrenäen hinzieht. Entlang jene öhen und ausschliefslich an der südlichen Seite, effen wir allenthalben, besonders aber auch in Deutschnd auf Trachyt-, Basalt-Berge, erkaltete Kraterhlen, Lavenreste und zahlreiche Gasquellen mannigcher Art. Augenscheinlich erhellt hieraus, dafs der agliche Bezirk vordem den Wirkungen mächtiger terirdischer Glutprocesse ausgesetzt war. Für seien auch jetzt in der Tiefe noch fortbestehenden Zuammenhang mit der erwähnten das Mittelmeer durchhneidenden Vulkanenlinie sprechen die Erschütterungen, welche er bis auf unsere Tage so oft erlitt, als sich dort irgend stürmische Vorgänge entspannen". Die Beschwichtigung acherontischer Processe und auch die Entfernung von noch feuerwerfenden Bergen ertheilen den diesfälligen Gasemanationen das Gepräge gröfserer Stabilität, mit welcher sich ihre Temperatur- und Mischungsbeziehungen weniger wandelbar, ja an einzelnen Emanationen von so grofser Beharrlichkeit zeigen, dafs an denselben seit Jahrhunderten nicht die geringste Abweichung eintrat. — Die Gasströmungen (und damit die Mineralquellen überhaupt) werden dann hier nicht nach der localen Verkettung, sondern wissenschaftlicher nach ihrer wesentlich chemischen Beschaffenheit geordnet und zwar nach obigen vier Hauptgasarten oder Evolutionsgraden des Vulkanismus in *vier* Ordnungen, je nachdem Hydrogen, Azot, Kohlen- oder Salzsäure vorherrschen. Indessen nicht alle entdeckten werden „so genau als die bisherigen Nachforschungen es gestatten, erörtert", sondern nur jene, von welchen bereits chemische Untersuchungen und einleitende therapeutische Resultate bekannt sind, wozu wieder nicht wenige eigne Forschungen und auch manche interessante Episoden hinzugefügt werden.

Erste Ordnung. Hydrogengasquellen. Da selten oder vielleicht nie das Hydrogengas vollkommen rein vorkommt, weit öfter als Kohlenwasserstoff oder Schwefelwasserstoff, zerfallen demnach die betreffenden Quellen in diese beiden Arten. Die *kohlenwasserstoffigen* Emanationen sind theils durch tiefere Grubenarbeiten eröffnet, wie die zu *Rheine* in Westphalen, theils spontan ausströmend. Von letzteren trifft man die meisten in Italien und Sicilien, von denen einige beschrieben werden. Sie werden zu Heilzwecken noch wenig benutzt. Die *schwefelwasserstoffigen* Quellen kommen nur mit Wasser vor. Die Solfataraquellen bei Rom werden beschrieben. Schwefelwasserstoff sowohl als der Kohlenwasserstoff *wirken* im Allgemeinen die Nervosität herabstimmend, die Desoxydation des Thierstoffs fördernd, gleichkommend den septischen Mitteln. Die Schwefelwasserstoffquellen werden schon seit längerer Zeit zu medicinischen Zwecken gebraucht. Es folgen nun eine Beschreibung und Würdigung der Quellen von *Nenndorf*, ihre Anwendungsformen als Gaszimmer, Gasdampfkasten, Gasdampfdouchen, ihre Heilkraft bei erethischen Leiden

Digitized by Google

der Respirationsorgane, Gehörkrankheiten, Neuralgien, Gicht, Drüsenleiden, impetiginosen Hautkrankheiten u. a. Auf ähnliche Weise werden die Quellen mit pneumatischen Vorrichtungen von *Eilsen*, *Langenbrücken*, *Baden* und *Gleissen* besprochen.

Zweite Ordnung. Azot-Quellen. Sie gelangen gewöhnlich mit heifsen oder lauen Thermen zu Tage, und die damit hervortretenden festen Substanzen sind gering und hauptsächlich Natronverbindungen mit der eigenthümlichen Barégine und zuweilen Erdharztheilen. Sie sind entweder trocken oder mit Wassermengen verbunden. Die freien oder trocknen dringen in der Regel aus Schlammmassen, welche Hügelformen annehmen, sogenannten Salsen (salso), hervor, z. B. in Italien und bei Turbano in Amerika. Die meisten azotischen Wasserquellen zeigen 20—39° R., wie zu Landeck, Warmbrunn, Pfeffers, Gastein, Leuck, Wildbad, andere mit 45—60° wie in Baden-Baden, Wiesbaden, Achen. Der Geyser auf Island, der bis 80° haben soll, gehört wahrscheinlich auch hierher. Dunkle Meinungen, wie dafs die Wärme der Thermen bleibender sei, ihr Siedepunct niedriger, welke Blumen darin vorzugsweise ihre Frische wieder erhielten, werden widerlegt. Das Thermalazot wird näher erörtert und bemerkt, dafs es wegen grofser Leichtigkeit sich rasch der Beobachtung entzieht; rein entsteigt es selten, meist mit Kohlensäure oder Hydrothiongas gemischt; theils ist es an das Wasser gebunden, theils entströmt es diesem frei in schnellen Blasen. Für die chemische Nachweisung des Azotgehalts ist unter allen natürlichen Gasausscheidungen hier noch am wenigsten geschehen. Die Barégine (Zoogen, Glairine, Quellsäure, Thermalgallerte), diese mit Froschlaich verglichene Materie, wird genauer erwogen. Die allgemeine Wirkung des Azots, dieses als kaltes narkotisches anodynum aufgefafst, besteht in Herabsetzung der Nerventhätigkeit besonders des Gangliensystems mit vorschlagender Alkalisirung des Thierstoffs. Die abgesonderte Benutzung des Azots in pneumatischen Vorrichtungen ist mit seiner Erkennung später erfolgt als die der Hydrothion- und Kohlensäure, und ist noch wenig ausgebildet; sie geschieht in Zimmern, Kasten und Douchen, wie von *Teplitz*, *Gastein*, *Wiesbaden*, *Aachen*, *Landeck*, *Baden-Baden*, kurz bemerkt wird. Im allgemeinen wird darin ein Mangel gefunden, dafs die Thermaldämpfe zu sehr denen des einfachen Wassers analog behandelt werden, und Entwürfe zu Verbesserungen werden vorgeschlagen. Bei Reizzuständen der Respirationsorgane, Nervenkrankheiten, Dyskrasien, Skropheln, Gicht, Neuralgien, sind sie indicirt, wobei der Quellenschlamm hervorzuheben ist, und die Angabe der Contraindication, welche atomisch-septische Zustände geben, schliefst die sehr lehrreiche Abhandlung.

Dritte Ordnung. Kohlensaure Gasquellen. Sie kommen ebenfalls theils trocken, theils mit Wasser verbunden vor. Zu ersteren gehören z. B. die auf Sicilien, bei Neapel in der Hundsgrotte und die Piemonter Dunsthöhle. Die Wasserquellen gehören meist zu den kalten Quellen von 7—12° R., obwohl auch Thermen kohlensaures Gas führen (meist neben dem Azot) z. B. der Geyser und Karlsbad, wo sich dann das Gas rascher verliert. Sehr beachtenswerth ist die Angabe von beständiger kohlensaurer Beimischung der Atmosphäre in der Nähe der Quellen. Die allgemeinen *Wirkungen* sind (also denen des Hydrogens und Azots entgegengesetzt) potenzirend, die plastische Blutthätigkeit und die Sepsis mindernd durch Oxydation in flüchtig reizender Weise. Ueberreizung bewirkt allerdings Abspannung und Lähmung. Für die Respirationsorgane ist die Wirkung am intensivsten. Die medicinische Gebrauchsweise zerfällt in Gasinnen, Bäder, trockne oder mit Dampf oder mit Wasser, und in Douchen kalte oder warme. Man benutzt die primitiv erregenden nicht die secundär deprimirenden Wirkungen bei torpiden Entzündungszuständen, Nervenabspannungen, scorbutischen Leiden, Respirationskrankheiten, Hautkrankheiten mit Atonie der Ausdünstung, Impotenz, Amenorrhoe, Amblyopie (dabei auch kalte Umschläge von kohlensaurem Wasser), Schwerhörigkeit (gasige Ohrdouchen in den äufseren Gang (und auch in die Eustachische Röhre Ref.) warm 20—30 Minuten lang, werden aus Erfahrung gerühmt). —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

ie Gasquellen Süd-Italiens und Deutschlands. Von C. F. v. Graefe.

(Schlufs.)

Diese Abhandlung ist die ausführlichste, theils ıd die kohlensauren Gasquellen am meisten ange- ımdt, theils hat der Verf. hier vorzugsweise Gele- ınheit zu Beobachtungen und Einflufs auf die Ein- ıhtungen gehabt. Beschrieben werden: die *Carls- der* Thermen und Gasquellen, sie dürften eine Menge :otgas beigemischt enthalten und demnach ganz ver- hieden zu beurtheilen sein — *Kaiser-Franzensbad*, ıt reichliche kohlensaure Emanationen mit noch un- ıllkommner Benutzung — *Marienbad*, davon gilt ehnliches, aber einige Exhalationen sind mit Schwe- lwasserstoff gemischt, — *Cudowa* — *Pyrmont*, auf ssen Gasquellen ist Verf. während öfterer Anwesen- ıit von besonderer Einwirkung gewesen. Die Dunst- ıhle läfst ihr Gas nicht füglich methodisch verwen- ın, dagegen sind die Gasströmungen der Mineral- ıellen vorzüglich zu Gassitzbädern, Douchen, Inha- tionen und gasigen Wasserbädern vorgerichtet. Ihr ısgedehnterer Gebrauch fand am Orte selbst einige ıpposition (obwohl ihre Wirkung doch eben die der senwässer am passendsten unterstützen kann). — *einberg* hat für seine reichlichen Gasquellen gute eumatische Apparate — *Driburg* hat von ersteren ıl, von letzteren noch wenig — *Kissingen*, die Be- tzung der gasreichen Emanationen der runden Quelle ne Soolquelle Ref.) ist erschwert wegen ihrer Ent- ınung und ihres periodischen Einsinkens. — *Gries- ch* in Baden hat einige pneumatische Einrichtungen.

Vierte Ordnung. Muriatische Gasemanationen. e bestehen in Chlorverbindungen als Salzsäure und ı Kochsalz und gehören aufser den Soolen auch dem eere an. *Das Meer.* Hier folgt eine Physiographie s Meeres, deren Trefflichkeit Ref. wegen eigener literarischer Arbeit in dieser Specialität besonders bezeugen kann. Auch hier werden vom Verf. eigenthümliche Untersuchungen gebracht, wozu ein wiederholter Aufenthalt zu Norderney besondere Veranlassung gegeben hat. Was wir hier aussetzen möchten ist, dafs das Meer der umfangreichste Kratersee genannt wird, ein Ausdruck, der dem Vulkanismus des Verfs. schaden kann, indem er zu weit getrieben erscheint, einige neuste Analysen würden auch die Angaben über den Salzgehalt etwas ändern, wir hätten gerne die Hauptmeere Europa's unterschieden und die Verschiedenheit des Meers von den Soolen mehr beachtet gesehen. Dagegen ist hervorzuheben die der Glairine des Meeres gewordene Aufmerksamkeit und noch mehr die der Seeluft. Auf letztere kommt es hier dem Zwecke gemäfs vorzüglich an. Erwiesen wird, dafs ihre Dichtigkeit gröfser ist als die der Continentalluft, ihre Feuchtigkeit beträchtlicher (in jedem Kubikfufs 2 Gran Wassergas mehr), Kohlensäure enthält sie dagegen fast gar nicht, so wie sie auch reiner ist von Staubtheilen; sie enthält die Bestandtheile Chlornatrium, Salzsäure, glairineartige Materie und minima von Jod und Brom; der Barometerstand ist gleichförmiger. — *Die Soolquellen* stimmen in ihren chemischen Eigenschaften mit dem Meere der Hauptsache nach sehr überein, daher gilt dies auch von der Soolluft und dem Soolqualm (welche indefs chemischer Untersuchung noch bedürfen, und auch aufserdem Kohlensäure zuweilen enthalten). — Die *Wirkung* der muriatischen Emanationen betreffend, so ist die Salubrität der Seeluft anerkannt, sie ist sanft erregend, die Oxygenisirung des Thierstoffs unterstützend und resolutorisch, und ist erprobt bei torpiden Katarrhen, selbst beginnender Tuberkelbildung ohne Erethismus und bei gesunkenem Nervenleben. Die Lokalitäten von Hyères, Nizza, Venedig, Messina, Süd-Englands u. a. wer-

Digitized by Google

den erwogen und eine Episode über die Seekrankheit läfst deren Wesen in leichter Erschütterung des Hirns und Rückenmarks bestehen. Die *Soolluft* wird mit Recht der Seeluft wegen der äufseren Nebenverhältnisse in therapeutischer Hinsicht nicht völlig gleichbedeutend erachtet. Man hat zu unterscheiden die kalte Gradirluft und den Soolqualm. Salinenarbeiter sollen frei von Phthisis bleiben. Der Soolqualm ist umfassender anzuwenden als die Gradirluft, nicht nur durch Inhalation, sondern auch in Kasten und Zimmern bei Haut- und Drüsenkrankheiten und bei Gicht. Beschrieben werden die Einrichtungen der Soolqualmbäder zu *Ischl*, wo sie seit kurzem und zuerst vor anderen Bädern in dem Salzpfannengebäude sehr einfach bewerkstelligt sind. Sie gelten für kräftiger als die Soolwasserbäder und werden von bewährten Praktikern empfohlen. Doch ist ihre Gebrauchsweise noch im Anfange. Auch *Hall* in Würtemberg wird kurz angeführt.

Nun sollten noch dem Plane zufolge die muriatischen Gasbäder anderer Soolquellen beschrieben werden. Allein hier eben nahe vor der Vollendung der Arbeit wurde der Verfasser durch den Tod daran verhindert. So erhält der Leser durch den unfertig gebliebenen Schlufs des Buchs noch einmal den Eindruck des Bedauerns über den Verlust des Verfassers, der, wie er seine literarische Laufbahn mit einer balneographischen Arbeit (über das Alexisbad) begann, sie auch, nachdem er eine so ausgebreitete und ruhmvolle chirurgische und medicinische Thätigkeit dazwischen gelegt hatte, mit einem balneographischen Werke beschlossen hat, das man in Hinsicht auf den Inhalt, die Form und die Nachwirkung als classisch bezeichnen kann.

A. Mühry.

LIV.

Die Selbstständigkeit des sympathischen Nervensystems durch anatomische Untersuchungen nachgewiesen von F. H. Bidder u. A. W. Volkmann, Professoren in Dorpat. Nebst drei Kupfertafeln. Leipzig, 1842. 88 S. 4.

Mit Recht hat man immer, sowohl von anatomischer, als physiologischer Seite dem Verhältnifs des Ganglien- oder sogenannten sympathischen Nervensystems zu dem System der Gehirn- und Rückenmarksnerven grofse Aufmerksamkeit gewidmet, weil die natürliche Verbreitung des Gangliennervensystems im Gebiete der Organe des vegetativen Lebens, die von der Brust- und Bauchhöle eingeschlossen sind, darauf führte, dafs das Gangliensystem ein vom Gehirn- und Rückenmark relativ unabhängiges, den Organen des vegetativen Lebens im thierischen Körper bestimmtes Nervensystem sein möchte, das in den Ganglien seine eigenen Centra und Ursprungsstellen der Nerven habe. Die Empfindungen und Bewegungen dieser Organe unterscheiden sich von den Empfindungen und Bewegungen des Gehirn- und Rückenmarkssystems gar sehr; denn die Empfindungen derselben sind im normalen Zustande unbewufst, und die Bewegungen unwillkührlich wie im Darmkanal, dem Herzen; während bewufste Empfindungen und willkührliche Bewegungen durch das Cerebrospinalsystem bewirkt werden. Inzwischen greifen wieder beiderlei Functionen mannigfach in einander, wie denn auch beide Nervensysteme in einander übergehen, so dafs die Grenzlinie nicht absolut zu ziehen war. Dazu kommt, dafs ernährende und bildende Functionen durch Vermittelung des Blutgefäfssystems auch in allen Organen des animalen Lebens ausgeübt werden, die Wirkungen der vegetativen Nerven, wenn sie anders eigenthümlich sind, sich also auch in die animalen Organe hinein erstrecken müssen, wo die Unterscheidung ihrer Functionen (wie z. B. in den willkührlichen Muskeln) von den Functionen der willkührlichen Nerven grofse Schwierigkeiten hat. Hiermit hängt weiter zusammen, dafs die bewegende Wirkung der Gangliennerven sich nicht blofs auf die muskulösen Organe des vegetativen Lebens beschränkt, sondern auch in den nicht muskulösen rein zelligen Gebilden als Contraction und Expansion wiedererscheint, wie in den Gefäfsen, den secernirenden Kanälen, Drüsen u. s. w., wodurch denn die Nerven ihre Wirkung auf die Bildungen und Secretionen ausüben. Ja man hat letztere Wirkung wohl als den Gangliennerven ausschliefslich eigen angesehen und das Gangliensystem daher den ernährenden oder trophischen Nerven genannt, wie denn andererseits der Name: sympathischer Nerv andeutet, dafs man ihn früher als den Vermittler der Sympathieen betrachtete. So bietet denn die Function des Gangliensystems selbst schon doppelte Schwierigkeiten dar; einmal, weil der Kreis seiner Thätig-

Digitized by Google

keiten unbestimmt blieb, und dann weil die Unterschiede dieser Thätigkeiten von den willkührlichen Nerven zweifelhaft erschienen. Im Allgemeinen hat immer die Ansicht vorgewaltet, dafs die Wirkungen der Gangliennerven selbstständig und von Gehirn und Rückenmark relativ unabhängig seien. Neuere Forscher aber, wie Le Gallois und besonders Valentin suchten zu zeigen, dafs Gehirn und Rückenmark auch directe Einwirkungen auf die Organe des vegetativen Lebens vermittelst der Gangliennervenzweige habe, und hieraus wurde dann gefolgert, dafs das sympathische System gar nicht als selbstständig zu betrachten sei, sondern blofs als eine Verzweigung der gewöhnlichen Gehirn- und Rückenmarksnerven erscheine. Obgleich es nun keinen Zweifel leidet, dafs die früher von Le Gallois, neuerlich von Valentin beobachteten Phänomene der Einwirkung von Gehirn- und Rückenmarksreizungen auf die Organe des vegetativen Lebens, sich von den directen Einwirkungen des Gehirns und Rückenmarks auf die der Willkühr unterworfenen Organe noch sehr unterscheiden, und dafs diese Phänomene zu der Folgerung einer völligen Identität der Ganglien- und Rückenmarksnerven keinesweges berechtigen; so bleibt doch der organische Zusammenhang beider Systeme nicht minder beachtungswerth, als ihre relative Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, wie dies namentlich auch die von Marshall Hall näher untersuchten Phänomene der von den Organen des vegetativen Lebens (Magen, Darmcanal, Nieren, Leber u. s. w.) ausgehenden, durch Gangliennerven incitirten und durch das Rückenmark mittelst der Rückenmarksnerven sich verbreitenden Reflexbewegungen hinreichend zeigen. Es war daher in der That wünschenswerth, die mannigfaltig widersprechenden Beobachtungen über den Bau der sympathischen Nerven von Ehrenberg, Weber, Treviranus, Valentin, Remack, Henle, Purkinje zu recidiren und die organischen und willkührlichen Fasern nochmals zu vergleichen, damit sowohl der Unterschied als die Aehnlichkeiten beider mehr hervortreten. Die aus diesen Gesichtspuncten unternommene vorliegende Arbeit von zwei fähigen Forschern verdient um so mehr Vertrauen, als Hr. Prof. Volkmann sich bereits mit längerer Zeit auch physiologisch mit den Functionen des Nervensystems vielfältig beschäftigt hat, und die Puncte, worauf anatomisch die Aufmerksamkeit vorzüglich zu richten war, wohl zu unterscheiden vermochte. Die Verf. haben ihre Untersuchungen an Nerven der Frösche angestellt, die sich wegen der einfacheren und weniger zahlreichen Nervenverzweigungen vörzüglich dazu eignen, vergleichsweise auch die Nerven von Vögeln und Säugethieren untersucht, und von dem gefundenen Bau ganz gelungene Abbildungen gegeben. Da es der Raum dieser Blätter nicht erlaubt, in die Einzelnheiten der Untersuchungen näher einzugehen, so begnügen wir uns, den Lesern nur die allgemeinen Resultate derselben mitzutheilen, welche in Folgendem bestehen: 1) Es giebt zwei Klassen von Fasern in den Nervensträngen, die sich in mehreren Puncten wesentlich unterscheiden. Zuerst Rückenmarksnervenfasern, die sich durch gröfsere Breite oder Dicke, durch doppelte Randcontouren, durch ihr weifses Ansehen und ihren bröcklichen Inhalt, und ferner dadurch auszeichnen, dafs sie nur in einer strahlenförmigen Richtung vom Centrum zur Peripherie verlaufen. Zweitens sympathische Fasern. Diese erscheinen immer nur mit einfachen, nie mit doppelten Contouren, sind um das Doppelte feiner oder schmäler, zeigen keinen bemerkbaren Inhalt, und sind, in Strängen beisammenliegend, von grauem Ansehen. 2) Die Rückenmarksnervenfasern herrschen in den Gehirn- und Rückenmarksnerven, die keinen Zuflufs vom Sympathicus erhalten, vor. In dem Sympathicus finden sie sich da, wo dieser Nerv Zweige von den Rückenmarksnerven erhalten hat. 3) Die sympathischen Fasern sind in dem sympathischen Nerven enorm vorherrschend, so dafs sie $\frac{99}{100}$ darin ausmachen. Sie finden sich in anderen Nerven seltener, und nur da, wo sie Fasern vom Sympathicus erhalten haben. 4) Die Cerebrospinalfasern kommen im Embryo früher zur Entwickelung, sie gleichen in ihrer ersten Entwickelungsperiode den sympathischen Fasern und erscheinen in diesem Betracht als Elemente höherer Art. 5) An solchen Stellen, wo beide Faserarten beisammenliegen, finden sich in der Mehrzahl der Fälle keine Uebergangsformen zwischen beiden, obschon sonst die Dicke beiderlei Fasern an verschiedenen Orten sehr variirt. 6) Wo sympathische Fasern in den Cerebrospinalnerven vorkommen, haben sie eine Neigung in Bündeln beisammen zu liegen. 7) In den gröfseren Cerebrospinalnerven finden sich beide Faserarten ziemlich gleichmäfsig gemischt, und obgleich man eine ähnliche Vermischung auch in den kleineren

Digitized by Google

Zweigen vermuthen sollte, so findet sich in diesen jedoch die eine oder die andere Klasse von Fasern aufgehäuft. 8) Die Nervenzweige, welche zu willkührlichen Muskeln gehen, enthalten bei allen Wirbelthieren die breitern Fasern in weit gröfserer Menge als die feineren. 9) Nervenzweige, welche zu den unwillkührlichen Muskeln gehen, enthalten fast ausschliefslich feine Fasern. 10) Die Nerven der Hautbedeckungen enthalten beiderlei Fasern, in der Regel in einem solchen Verhältnisse, dafs keine auffallend vorherrscht. 11) Die mit deutlicher Empfindung begabten Schleimhäute des Gaumens z. E. enthalten in ihren Nerven die sympathischen Fasern fast immer in starkem Ueberschufs. 12) Die Schleimhäute, welche im Zustande der Gesundheit wenig empfinden, erhalten fast ausschliefslich sympathische Fasern. 13) Die Eingeweide der Brust- und Bauchhöhle erhalten Nerven, in denen die Cerebrospinalfasern fast ganz fehlen. 14) Die sympathischen Fasern entspringen beim Frosch bei weitem zum gröfsten Theil in den Ganglien der hinteren Rückenmarksnervenwurzeln und des Sympathicus, denn die Verbindungsstränge, wodurch der Sympathicus mit den Cerebrospinalnerven zusemmenhängt, geben diesen Nerven nach der peripherischen Richtung mehr Fasern ab, als sie empfangen. Sie können also nicht als Wurzeln des Sympathicus gelten, da ihre Fasermasse nicht einmal der Menge sympathischer Fasern in den peripherischen Theilen der Spinalnerven gleich ist, viel weniger ausreicht noch überdies die Elemente der sympathischen Nervenzweige zu bilden. Auch finden sich die sympathischen Fasern in den Spinalnerven wesentlich nur auf der peripherischen Seite, nicht auf der centralen, wenn man das Spinalganglion als Centrum betrachtet. In den Wurzeln der hinteren Rückenmarksnerven finden sich nur vereinzelte sympathische Fasern, während sie in den Aesten in gröfster Menge vorkommen, und überhaupt steht die Zahl der in den Cerebrospinalnerven vorkommenden sympathischen Fasern in genauer Proportion zu den nachweislich vom Sympathicus eingetretenen Primitivfasern. 15) Die sympathischen Fasern entspringen bei Säugethieren wenigstens nicht ausschliefslich vom Gehirn und Rückenmark; denn obschon sich in den Wurzeln der Spinalnerven zahlreiche sympathische Fasern finden, die vielleicht ausreichen, die in ihren Zweigen sich findenden sympathischen Fasern zu decken, so reichen sie doch nicht hin, dem Sympathicus selbst seine Fasern zu liefern. Auch finden sich in den eintretenden Zweigen mehrerer Ganglien zugleich weniger sympathische Fasern als in den austretenden, welche zugleich viel dicker sind, so dafs sie nur aus den Ganglien ihren Zuwachs erhalten haben können. 16) Bei Vögeln ist ein Entspringen sympathischer Fasern vom Ganglion des N. vagus wahrscheinlich, weil der Stamm mehr feine Fasern enthält als die Wurzeln. 17) Bei den Fischen entspringen zahlreiche sympathische Fasern in dem Ganglion des N. vagus, weil die dünnen, an feinen Fasern armen Wurzeln, die Menge derselben in den dicken Zweigen nicht liefern könnten. 18) Es ist nicht erwiesen, dafs die in den Wurzeln der Cerebrospinalnerven vorkommenden feinen Fasern vom Gehirn und Rückenmark entspringen; denn diese Fasern können ebensowohl aus den Ganglien abgeleitet werden und sich nach den Centralorganen hin verbreiten. Auch finden sich in der Wurzel des N. oculomotorius beim Kalbe feine Fasern, die bestimmt vom Sympathicus und nicht vom Gehirn abstammen, weil sie mit demselben gar nicht zusammenhängen, und die Wurzel verlassen, um sich peripherisch in der Arachnoidea auszubreiten.

Diese Erfahrungen stimmen im Ganzen also dafür, dafs das sympathische Nervensystem ein selbstständiges durch seinen eigenen Bau ist, dafs es aber einen doppelten Zusammenhang dadurch mit dem Gehirn und Rückenmark hat, dafs sympathische Fasern in das Cerebrospinalsystem und Cerebrospinalfasern in das sympathische System übergehen. Dieses anatomische Resultat pafst zu den mit Sicherheit bekannten physiologischen Phänomenen sehr wohl, und steht auch dem indirecten und vermittelten Einflufs des Gehirns und Rückenmarks auf die vegetativen Functionen so wenig als der Rückwirkung des Sympathicus auf Gehirn und Rückenmark entgegen. Wir glauben, dafs sich die Verf. ein besonderes Verdienst um die Neurologie durch diese sorgfältige Arbeit erworben haben.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

ogische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg. Erster Band. VIII und 322 S. Zweiter Band. 369 S. Berlin, 1840. bei Gust. Bethge. 8.

Dritter Artikel *).

Wir kehren in diesem letzten Artikel zuerst wieer zu den Angriffen unseres Gegners zurück, und ehandeln zuvörderst den von ihm der Hegel'schen hilosophie gemachten Ein- oder Vorwurf, dafs nach r „das menschliche Denken, wenn es rein denkt, so hö pferisch ist wie das göttliche und insofern das ittliche Denken selbst ist". Was es damit und mit r Selbstbestimmung des Denkens zum *Sein*, wovor r Verf. in seiner hohen Meinung vom Sein mit einim Grausen zurückzutreten scheint, für eine Bewandtfs habe, kann Derselbe vielleicht aus dem vorigen rtikel sich nun selbst schon abgenommen haben. Inofern er aber sich den Schein wie eines Zionswächrs des göttlichen Denkens giebt, und ungeachtet er och selbst nichts davon zu wissen und zu verstehen bekennt, keine Eingriffe in dasselbe dulden will, hätten wir das Recht, von ihm auch eine genaue Angabe des Unterschiedes zwischen dem göttlichen und menschlichen Denken nach Qualität, Quantität oder nach welcher Kategorie sonst, zu fordern oder aufserdem den ganzen Vorwurf als einen nichtigen, auf blofser Meinung ohne Begründung beruhenden, zurückzuweisen. Wir wollen aber, den Unterschied ihm gerne zugebend, das von ihm Unterlassene ergänzen und ihm selbst einige Hauptunterschiede angeben. Wir nennen ihm folgende: 1) das menschliche Denken ist kein schöpferisches, d. h. weder ursprünglich Gedanken hervorbringendes, noch Substanzen und äufsere Existenzen schaffendes Denken, sondern hat das ganze göttliche, d. h. ewige und ursprüngliche Denken nebst allem von demselben schon ewig Vorgedachten und Geschaffenen zu seiner Voraussetzung und zur Substanz seines Denkens, und vermag zu diesem ihm schon überlieferten Inhalte kein Jota, keine einzige Inhaltsbestimmung, die nicht schon an und für sich durch das göttliche Denken wäre, hinzuzusetzen und selbst erst aufzubringen; 2) während das göttliche Denken in dem ursprünglichen Acte seiner Thätigkeit seinem Wissen noch vorhergeht und selbst sein Wissen erst für sich setzt, ist umgekehrt das menschliche Denken, weil es Alles schon voraus hat, auch mit dem äufsern *Wissen* desselben anzufangen genöthigt; jedoch, *weil* es Denken ist und die Natur desselben hat, und weil *an sich* kein Wissen ohne Denken möglich und durch dieses jenes bedingt ist, dann sich selbst auch seiner angestammten, ursprünglichen Natur zu erinnern befähigt, so dafs es sich selbst auch in seiner unendlichen Qualität und Würde erfafst und erkennt, wornach es das Prius des Seins ist; 3) das menschliche Denken ist endlich um der Voraussetzung willen, die es hat, wesentlich nur ein *erkennendes*, (denn ein Erkennen giebt es nur unter der Voraus-

*) In Folge unseres 2ten und vor dem Erscheinen dieses 3ten Artikels ist in der hiesigen Literarischen Zeitung No. 48. vom 30. Nov. d. J. unter der Aufschrift: „Ueber die gegenwärtige literarische Polemik und Taktik", etwas voreilig ein anonymer Aufsatz erschienen, zu dessen kurzer Berücksichtigung für den uns angehenden Theil vornehmlich in Betreff einer „der Parteisucht der Hegelschen Schule" zur Last gelegten neuen und „künstlichen Taktik", so wie in Bezug auf die völlige Aeufserlichkeit, in welcher die uns daselbst widerfahrene Behandlung zur Sache steht, sich bei der Revision des 10ten Bogens, S. 150, unserer eben erscheinenden besondern Schrift, welche die hier erschienenen drei Artikel im besondern Abdrucke mit theilweisen Veränderungen und weiteren Ausführungen enthält, noch Platz gefunden hat. Wir wollen daher die Leser dieser Blätter, welche es etwa interessirt, dorthin verweisen. *G.*

Digitized by Google

setzung einer schon an und für sich seienden Wahrheit) d. h. ein den ursprünglichen Gedankeninhalt durch die Thätigkeit seines Nach- und Wiederdenkens auch für sich hervorbringendes und damit die Einsicht in die ursprüngliche Wahrheit gewinnendes Denken, indem es *als Denken* an ihm selbst die Bewegung und Thätigkeit der *Form* ist, durch welche es den ursprünglichen reinen *Inhalt*, welcher ihm an sich schon angehört, aus seiner innern Möglichkeit oder Potenz in die Wirklichkeit für sich übersetzt und damit ihn sich zum *Wissen* bringt. Kann unser guter Freund uns hiezu noch den einen oder andern *wirklichen* Unterschied mehr nachweisen, so nehmen wir ihn mit Dank an. Aufserdem aber werden wir dem menschlichen Denken, trotz dem, dafs es keineswegs, wie das göttliche, ein absolut-bestimmendes und allen innern und äufsern Inhalt der Welt ursprünglich schaffendes und fortwährend bethätigendes Denken ist, und mit diesem Mangel vielmehr sich zur „einseitigen" Subjectivität und blofsen Idealität (als theoretisches, da der Wille hier noch nicht in Betracht kommt) herabgesetzt findet, doch im Uebrigen und zwar insbesondere in der *Form* und *Formthätigkeit* von seiner göttlichen und metaphysischen Natur nicht das Geringste rauben lassen, und zwar darum nicht, weil Denken = Denken, so gut wie Sein = Sein ist, und weil, gleichwie jedes Ding seine schon ursprünglich bestimmte Natur oder Substanz hat, so auch das Denken, welches Gott als das Beste von ihm dem Menschen zu seiner Substanz verliehen hat, nicht anders zu sein vermag, als es schon ursprünglich bestimmt wurde. Wir rechnen dahin aber vor Allem die Thätigkeit der ideellen Selbstunterscheidung in sich und von sich, und erkühnen uns nicht blofs für uns, sondern für den Bekämpfer unseres philosophischen Denkens selbst, so sehr die göttliche Natur auch seines Denkens der Formthätigkeit nach zu behaupten, — gleich viel, ob er sie selbst schon inne geworden oder nicht — dafs, so sehr alles Sein und die ganze objective Welt schon ist, doch auch für ihn und sein Denken es ohne jenen Act seiner Selbstunterscheidung schlechthin kein Sein und kein einziges Object geben würde. Wenn daher unser Gegner uns nicht den Beweis zu führen im Stande ist, dafs das Sein auch *nicht* Sein, dafs Qualität, Quantität oder irgendwelche Kategorie auch *nicht* Qualität, *nicht* Quantität u. s. w., oder bei Gott etwas Anderes, oder dafs das menschliche Denken *nicht dasselbe*, was das göttliche, und in diesem etwa die Summe der Winkel *nicht* = 2 R. sei, oder dafs sonst irgend ein Ding aus seiner substanziellen Natur herausfallen und auch etwas Anderes sein könne, als was es seinem Begriffe nach ist: so werden wir auch nicht anstehen, wie wir im ersten Artikel es schon von der Vernunft behauptet haben, dafs göttliche und menschliche Vernunft nicht darin, dafs sie Vernunft sind, oder in dem Begriffe der Vernunft unterschieden sein können, dasselbe auch vom Denken zu behaupten, indem es nach unserer Einsicht überhaupt nur Ein wahres und wirkliches Denken im Universum giebt, welches überall, wo es sich finde, sich selbst gleich und von derselben nothwendigen und wesentlichen Natur ist, die es als die ursprüngliche Thätigkeit hat, und von welchem auch das menschliche Denken trotz der, so zu sagen ebenfalls schon geziählten Zufälligkeiten und Möglichkeiten des Irrthums, denen das Denken in der concreten menschlichen Natur unterworfen ist, doch nicht so sehr abfallen und aus der Art schlagen kann, dafs nicht jede individuelle Bethätigkeit das, was sie als Denken ihrer immanenten und ursprünglichen Natur gemäfs ist und sein soll, auch wirklich zu sein fähig wäre und die ursprünglichen göttlichen Gedanken, wie sie an und für sich sind, auch für sich zu denken und damit in der Weise accord des Einen wahren und allgemeinen Denkens einzustimmen vermöchte. Das reine Denken ist von dieser Seite eben nur dasjenige, welches aus seiner äufsern Zerstreuung und Mannigfaltigkeit in sich zurückgehend, und in seiner reinen, schon an und für sich bestimmten Formthätigkeit zur Quelle des ursprünglichen Gedankeninhaltes sich erhebend, denselben als einen ideellen für sich reproducirt und erkennend wiedergewinnt. Auch vermögen wir gar keinen Grund zu finden, warum es anders in der Welt sein sollte, oder warum der Mensch, wenn man doch von ihm fordert, dafs er das Göttliche *wollen* soll, nicht auch das Göttliche *denken* soll, zumal da jenes ohne dieses unmöglich ist, und warum, wenn er es soll, er es nicht auch *könnte*. Für uns im Gegentheil wäre es ein schreiender Widerspruch in der Welt, wenn es anders wäre und im Puncte der Einen Wahrheit es etwa zweierlei Denken in der Welt gäbe. Ist unser Gegner indessen einer andern Ansicht, so möge er

Digitized by Google

icht bei der blofsen Verwunderung stehen bleiben, afs ein menschliches Denken auch ein göttliches zu erden sich erkühnt oder bestrebt, sondern uns auch ie Gründe seiner entgegengesetzten Behauptung geıu angeben und durch eine aus der *Natur des Immariellen, des Denkens* selbst geschöpfte, bestimmte Viderlegung uns beweisen, dafs nicht Er es sei, der ›er das Denken selbst sich noch im Irrthum des enkens befangen findet.

Ueberhaupt, sobald man nicht das Sein oder die atur, sondern, wie Hegel und auch wir, den Geist s das absolut Erste erkannt hat und demgemäfs ıch die reine geistige Thätigkeit, welche keine an›re als die sich selbst ursprünglich bestimmende Thägkeit des Denkens ist, für die wahrhafte Wirklichcit und ewig wirksame absolute Lebendigkeit selbst ı erklären das Herz hat und daher überall in der Velt auch, in allen Gebilden und Hervorbringungen, ıch nur den Ausdruck und das Werk jener schöpfeschen Gedankenthätigkeit sucht und erblickt: so ist ; nicht blofs eine leicht erklärliche Folge, dafs eine ievon ausgehende Weltansicht eine total andere werde nd gegen diejenige, welche das empirische Sein zu ırem Ausgangspuncte macht und ihr Denken nur als inen Reflex des Gegebenen handhabt, vielmehr im ıngekehrten Verhältnifs stehe; sondern es kann auch ieht fehlen, dafs die Wissenschaft selbst, welche den eist und das Denken zu ihrem Princip hat, sich von ›rne herein eine durchgreifend andere Gestalt und usführung zu geben hat, als welche die sonst hergeachte und vermeintlich richtige Weise zeigt. Inım sie die Wurzeln alles Seins ursprünglich nicht im ›in selbst, sondern im absoluten Gedanken sucht, ıfs auch das wissenschaftliche Denken sich von fsen vielmehr nach innen und auf das Denken als lches wenden, und kann zunächst nur die reinen und ›igen Gedanken selbst in ihrem innern Zusammenıge, wie in der höchsten Form ihrer totalen Einit, der Idee, sich zum Gegenstande und zur Aufbe des Erkennens machen. Eine solche Philosophie t aber von dem Standpuncte ihres höheren Princips s, so lange man ihr dieses nicht zu widerlegen und ı anderes noch höheres entgegenzusetzen vermag, s Recht, zu fordern, dafs, ehe man von anderen ısgangspuncten und Voraussetzungen aus ihre Wirlegung unternehme, man zuerst auf ihren Standpunct sich zu erheben und ihren Grundgedanken zu fassen im Stande sei. Mit der blofsen Behauptung der „*Unmöglichkeit*" einer solchen Erkenntnifs wird man dabei um so weniger ausreichen, je mehr die Gründe, aus denen diese Unmöglichkeit behauptet wird, ebenfalls nichts weiter als blofse Behauptungen und Versicherungen sind, denen sich die entgegengesetzten mit vollkommen gleichem Rechte gegenüberstellen lassen.

Es kommt hiebei aber allerdings näher auf die *Form* oder den Begriff derjenigen Thätigkeit an, welche wir als die absolute und ursprüngliche und als diejenige bezeichnet haben, welche *nur Denken* und zugleich auch nur die Thätigkeit eines *Selbstes* sein könne. So sehr sie als die Alles umfassende Allgemeinheit die absolute Fülle selbst ist und die Möglichkeit alles Gewordenen und Entstandenen in sich schliefst, so kann es doch für die Erkenntnifs zunächst nur um ihre *ganz einfache Form* zu thun sein, von welcher sie als absolute Thätigkeit unzertrennlich und in welcher sie in allen ihren Bestimmungen oder Entwicklungen mit sich identisch ist und bleibt. Denn die reine, auf die absolute Wahrheit gehende Erkenntnifs wird *in keiner andern Form* als derjenigen der *absoluten Sache* selbst ihr Ziel erreichen und das Denken, auch als zweites, zu seinem Ursprung im Wiederdenken des schon ewig Vorgedachten zurückkehrendes Denken, sich *in keinem anderen Princip* als *seinem eigenen* und *angestammten*, in seinem *ihm immanenten* eigenen Gesetze, zu eben diesem Ziele bewegen können. *Erst so* wird die *Form jener Thätigkeit* auch das *Princip des reinen speculativen Erkennens* und für die *systematische* Wissenschaft das *Formprincip*, aus welchem sich *die mit der Sache selbst identisch bleibende Methode* ergiebt, deren Form die durch das Princip selbst bestimmte *dialektische* als speculative oder *positiv-vernünftige* ist. Diese Form aber für sich, welche wir bisher schon durch die wiederholt gebrauchten Ausdrücke der ursprünglichen Thätigkeit der Selbstunterscheidung, Selbstsetzung ihres Seins für sich, der Selbstvermittlung im Unterschiedenen mit sich u. s. w. näher zu bezeichnen versucht haben, und welche in ihrer freien Wirklichkeit die reine Thätigkeit und Lebendigkeit des Geistes überhaupt ist, ist nichts Anderes als die so sehr und so oft bei Hegel mifsverstandene und

Digitized by Google

falsch ausgelegte — *Negativität*, das Grundgesetz alles Denkens und alles Seins, die allgemeine Form, reiner oder verhüllter, freier oder gebundener, aller geistigen und natürlichen Existenz und Wirklichkeit, die Grundbedingung aller Thätigkeit und Lebendigkeit überhaupt, das Bewegende in allem Werden und jeder Entwicklung, der Quell und das Princip aller Kategorien. Das *Wesen des Geistes* ist *durch und durch negativ* und nur dadurch *lautre Idealität* und *Freiheit*, nur durch die *Verneinung* und *Aufhebung* aller *Unmittelbarkeit des Seins Selbstbejahung*, Affirmation und Selbsterreichung seiner oder dessen, was er in Wahrheit ist; nur durch seine *Negativität* ist der Geist seine *Selbstposition* und das Setzen alles Positiven, ist ein *Selbst* und *Subject*, nur durch sie *absolut lebendig und wirklich*, das nie aufhörende Product seiner eigenen That, und *ohne* diese Form der *Thätigkeit* schlechthin, wie überhaupt keine Lebendigkeit, so auch keine *Selbstheit* und *wahrhafte Selbständigkeit* und keine *Subjectivität* möglich. Die Wahrheit der Substanz oder des Wesens ist das *Subject*, *Subjectsein* aber diejenige *thätige* Beziehung vom Wesen oder Sein auf *sich* zurück *als das Selbst*, durch welche jenes, statt das Erste oder Ursprüngliche zu sein, vielmehr zum *Gesetztsein* gemacht wird, dieses aber sich als das *Selbstsetzende* und Selbstbestimmende seiner hat und, was es ist, *durch sich* und in der Rückbeziehung auf sich *für sich* ist. Dafs der Geist oder, was gleichbedeutend ist, seine reine Thätigkeit, worin er allein ist, was er ist, sein Denken, auch *ist*, dieses *Sein*, welches wir ihm vorerst beilegen, würde ihm so wenig helfen, als dem Stein das seinige, wenn es nicht auch *für ihn* wäre; *für ihn* aber ist es nur *durch seine eigene That*, die That der Selbstunterscheidung von sich, durch welche er sein *vorausgesetztes* oder ihm von uns beigelegtes Sein selbst aufhebt, indem er es nicht *als ein unmittelbares* bestehen läfst, aber in *demselben* Acte der Selbstunterscheidung von seinem Sein es auch erst als *sein* Sein und *für sich setzt*, indem er es sich *gegenständlich* und damit gleichsam zum Stoffe seiner absoluten Selbstbestimmung gemacht hat. Der Geist nimmt alles nur von dem Seinigen als seiner unendlichen Möglichkeit; es ist aber das Seinige erst und wird durch seine ursprüngliche That, durch welche es Seiendes für ihn und Gegenstand seines Wissens wird und die Gestalt bestimmter Wirklichkeit gewinnt. Nur in *diesem ursprünglichen Acte* hat alle Intelligenz überhaupt und alles Wissen seine Wurzel und Möglichkeit. Die causa sui, welche man von der absoluten Substanz prädicirt hat, darf, wenn auch als Ursache ihrer selbst, doch keineswegs als ein ruhender oder nur seiender Grund, sondern kann schlechthin nur als jene absolute Thätigkeit des Selbstsetzens ihrer oder ihrer Selbstverwirklichung, welche für unser Erkennen das Aufheben oder Negiren ihrer vorausgesetzten Unmittelbarkeit ist, gefafst werden. Als diese absolute Selbstthätigkeit aber hört sie eben damit auch auf, Substanz zu sein, und ist *Subject*, absolutes Subject, die Substanz nur als ihre That und ihr Werk; aber auch Subject ist das Absolute schlechthin nur durch seine eigene That, dadurch, dafs es *selbst* sich dazu macht. *Dieses ewige*, *ewigtätige Selbst*, *ohne* welches es sonst *kein Selbst* in der Welt gäbe, ist allein das *wahrhaft Absolute*, dieses aber ist der *Geist*. *Der Geist ist selbst die Wahrheit* und die *Wahrheit*, dies ist Hegel's Lehre; er ist aber diese Wahrheit nur als die ewige Energie, seine unendliche Möglichkeit in seine unendliche Wirklichkeit für sich überzusetzen und darin bei sich selbst zu sein. Womit Aristoteles als dem Höchsten, was seine Speculation erreicht, aufhört, das ist bei Hegel schon der Anfang, zwar als das absolute Ziel für die *Erkenntnifs* in seiner totalen Entwicklung und Auslegung auch wieder das Letzte und zu erreichende Höchste, aber eben deshalb als Ziel oder Zweck ebensosehr auch das Erste, das primum movens, das von vorne herein schon In-sich-Bewegende, damit zugleich aber auch das Element, gleichsam der geistige Aether, in welchem diese Bewegung nach dem Gesetze der ursprünglichen Thätigkeit ihre Entwicklung hat, und in dessen Gebiet dann bei Hegel nothwendig auch die von Aristoteles schon *vor* dem Nus abgehandelten Kategorien als reine Denkbestimmungen oder als die besondern inhaltvollen Gedanken und Gedankenverhältnisse fallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Die geistige Thätigkeit ist, indem sie ist, doch ie *keine Unmittelbarkeit* des Seins duldende, vielmehr ie fortwährend in jedem Momente, in jedem Puncte, 1 jeder Bestimmtheit des Seins, in welcher es sich zu xiren und zur Unmittelbarkeit zu verfesten im Beriff wäre, negirende oder aufhebende, und nur sich elbst setzende oder ihr Sein zu *ihrem* Gesetztsein mahende und dadurch sich substantiell verwirklichende Thätigkeit. Diese rastlose Negativität, dieses fortährende Selbstsetzen, dieser nie aufhörende Pulschlag der Lebendigkeit ist ihre *Positivität* selbst, so ie eben diese Negativität als das Negativ- oder deell-Setzen jeder gesetzten und damit *real* gewordeen Bestimmtheit, welche, wie unterschieden und geetzt, auch wieder überschritten und verlassen, aber eineswegs vernichtet wird, sondern als *integrirendes* lied, als Moment auch bleibt und der *Totalität* anehört, deren *Idealität* ist und diese als die durch as Ganze wiederum in seiner Ununterschiedenheit der aufgehobenen Unterschiedenheit waltende ungeübte Klarheit ausmacht. Eine geistige Thätigkeit olcher Art, für welche es nichts aufser ihr Seiendes nd nichts Vorgefundenes giebt als sie selbst, sondern elche selbst die Möglichkeit alles Besondern und estimmten in sich schliefst, wie dessen Setzen als bsolute Selbstbestimmung ist, aber welche ebenso uch jede besondere Unterschiedenheit als solche wieer auflöst und in ihre Idealität zurücknimmt und in er Einheit erhält, *ist* nicht sowohl schon das Unendch-Allgemeine, als es sich durch seine That ewig azu macht und als das nichts Ausschliefsende, Alles ewältigende, Alles Umfassende constituirt, so dafs, ıdem es in nichts sich verliert und in nichts aufser ich kommt, es auch in steter Beziehung nur *auf sich* bleibt als *Ein und dasselbe Selbst*, welches in aller Thätigkeit des Unterscheidens und Bestimmens doch nur *in sich* und *bei sich* weilt, nur sich selbst zum Ziele hat und auf sich selbst zurückgeht, die Bewegung *von sich*, welche in ihrer Aenderung schon wieder die umgebogene *zu sich* und so *als sich selbst erreichender Zweck* nur *ewige Selbstvermittlung mit sich* ist. Für die Anschauung als sich in sich abschliefsende Raumfigur dargestellt wäre es die Bewegung, welche in ihrer doppelten Aenderung oder in ihren drei Momenten unterschieden und abgesondert die Beschreibung des Dreieckes, in der Zusammenfassung der drei Momente aber in jedem Punct der Bewegung die Beschreibung des Kreises bildet, in welchem die sich unverändert gleich bleibende Beziehung auf sich zugleich durch den Mittelpunct ausgedrückt wird. Der Geist in seiner unendlichen Idealität und Allgemeinheit, deren bewegender Puls die Negativität oder die Lebendigkeit selbst ist, ist und wird Alles und ist die ideelle Thätigkeit von Allem, ebenso als die Unterscheidung wie als die Einigung von Allem. Aber eben diese ebenso unterscheidende als einigende Thätigkeit ist auch das Denken und das Denken nichts Anderes als diese lautre Thätigkeit. Die *speculative Philosophie*, welche den *Geist* zum *absoluten Princip* hat, begreifen, heifst daher *begreifen*, *was der Geist in seiner lautren Thätigkeit selbst ist.* Dies ist der Schlüssel zu Hegel's Speculation, zunächst der Logik. Die *Natur*, das Zweite, dieses vom Geiste und von seinem schaffenden Denken nur in der *Abstraction des Seins*, nicht auch in der Bestimmung des Denkens und Wissens, wenn gleich in der Bestimmung der Thätigkeit und Production oder derselben Negativität, nur in der Form der Nothwendigkeit, nicht der Freiheit, sich gegenständlich gesetzte und von ihm unterschiedene Andere — jedoch wir haben den Raum nicht, um uns auf dieses unendliche Aussereinander zahlloser

Digitized by Google

für sich bestehender und in ihrem äufsern und innern Zusammenhange die *seiende* Totalität bildender Existenzen, welche die *ewigen schöpferischen Gedanken* zu ihrer *innern Macht* und *bewegenden Seele* haben, hier näher einlassen zu können. Schwer ist aber unsere philosophische Erkenntnifs nicht für den, der da weifs, was die Vernunft und was die *Liebe* ist; denn die Liebe ist *dasselbe, dieselbe Idealität, dieselbe umfassende unendliche Allgemeinheit*, welche jene für das erkennende Denken ist. Zu sagen: *Gott ist der Geist* oder die absolute geistige Thätigkeit, und: *Gott ist die Liebe*, unterscheidet sich etwa nur darin, dafs die Liebe, ungeachtet sie als Hauptsache gilt, doch insofern etwas weniger enthält, als sie vorzugsweise von der Seite gefafst wird, die *Einigung* des Geschiedenen und das Vollbringende dieser Einigung oder das Versöhnende zu sein, und mithin ein schon Geschiedenes zur Voraussetzung hat, während die absolute ursprüngliche Thätigkeit nicht blos dieses Einigende ist, sondern in ihrem anhebenden Acte auch als die ursprüngliche Unterscheidung das Hervorbringen und Setzen des *Besonderen* als des für sich Unterschiedenen und damit in gegenseitige Geschiedenheit Uebergehenden enthält. Diese Seite der allgemeinen Thätigkeit, wornach jedem Möglichen in der Unterscheidung sein besonderes Dasein gewährt und es sich selbst, seinem eigenen Fürsichbestehen, überlassen wird und seine eigene Beziehung auf sich erhält, um sich seines besonderen Lebens zugleich im Genusse alles mitgesetzten Andern und des Ganzen selbst erfreuen zu können, könnte eher als die *Güte* Gottes bezeichnet werden. Dafs eine so für sich abgesetzte Existenz sich nicht völlig abkehre und abtrenne und aus der Einheit des Ganzen sich losmache, dafür ist schon durch die starken Bande, welche das Ganze zusammenhalten, gesorgt. Der höchste Genufs solcher Art aber, den wir *Seligkeit* nennen, ist unter allen geschaffenen Existenzen dem selbst geistigen und eben damit denkenden Wesen, dem *Menschen*, verliehen worden, den wir nicht anstehen, nach Gott und Natur das *Dritte* in der Schöpfung zu nennen, zugleich mit der ihm gegebenen Rückkehr zum Ersten; er hat aber diesen Genufs und diese Rückkehr nur durch das *Denken*, d. h. die ihm als rein *ideelle* Thätigkeit verliehene *Form* der ursprünglichen Thätigkeit selbst, wodurch ihm, das schon von Ewigkeit Gedachte für sich zu reproduciren, sich selbst zur ideellen Unendlichkeit zu erheben und die Einsicht in das Ursprüngliche, wie in das Ganze und dessen Zusammenhang überhaupt zu gewinnen, möglich gemacht ist. Nur dadurch, dafs wir selbst auch geistige und damit denkende Wesen sind, treten wir *gegen* die Natur, von welcher wir herkommen, gegen diese allgemeine stehend-gewordene Objectivität, wieder zurück auf die Seite Gottes, welchen, indem wir ihn als das Urselbst und den Urquell von Allem auch *erkennen*, wir eben damit auch uns zum Gegenstande und zum absoluten Ziel unseres höchsten Strebens, unseres höchsten Denkens und Wollens machen. —

Wenn man, ehe man Zusammenhang und Verhältnifs von Denken und Sein kennt, beide nur als absolut verschieden einander gegenüber hat und dann etwa fragt, welches vor dem andern den Vorzug habe, so würde Mancher ohne Zweifel, sein Denken für nichts eben Grofses oder Besonderes achtend, sich ohne vieles Bedenken für das Sein entscheiden, vielleicht schon um der äufsern Anschaulichkeit oder Handgreiflichkeit willen, welche man beim Denken, ungeachtet es das Nähere ist, vermifst. Bleibt ja doch dem Todten noch das Sein, wenn das Denken entflohen ist, wenn auch nicht für ihn, doch für andere Lebendigkeiten. Man müfste aber bei einer solchen Frage doch beide erst mit einander vergleichen, um auch ihren Unterschied angeben zu können. Nun ist es zwar richtig, dafs ohne das Sein, d. h. das vom Denken unterschiedene und selbst nicht-denkende Gegenständliche oder Andere überhaupt, es auch nichts für uns und mithin kein Wissen von irgend etwas gäbe. Allein wir wissen eben so wenig auch ohne das Denken, und das Denkende allein ist auch das Wissende. Das Sein, für sich in seiner Abstraction genommen, hat in seinem Nichtdenken gerade seinen absoluten Mangel. Es kann nicht von sich noch über sich, mufs, als thätiges auch, Sein bleiben, kann sich nicht von sich selbst unterscheiden, sich nicht in sich verdoppeln, nicht sich selbst sich gegenüberstellen und gegenständlich werden, wie ihm denn überhaupt die Selbstheit fehlt, und eben deshalb auch zu keinem Wissen von sich gelangen. Das Denken hat dies Alles, was dem Sein fehlt, greift nicht blos über das Sein, sein Anderes, über und schliefst es in sich, sondern hat es auch nur, wie schon gesagt, als seine That, als seine e-

Digitized by Google

gene Unterscheidung, als das von ihm Gesetzte, nur als sein Moment. Der Geist ist es selbst, der in der Form des Seins oder der Gegenständlichkeit als des *Gedachten* seine schöpferischen Gedanken als seine Productionen sich vorführt und in der unendlichen Fülle und Mannigfaltigkeit der Natur sich das Schauspiel der Entfaltung seiner eignen unendlichen Gröfse und Herrlichkeit giebt. Nur Er, nur sein schöpferisches Denken hat eine Welt hervorzubringen vermocht, nur *sein* Denken ist es, was sie fortwährend schafft und erhält. Wie alles Sein nur *für* die Intelligenz, giebt es auch schlechthin kein Sein *ohne* die Intelligenz und intelligente Thätigkeit. Und in der oben angeführten Einschränkung gilt dies auch für uns.

Kann aber das *erkennende* Denken, insofern es die *Wahrheit* sein soll, was es erkennen will, dies nur bewerkstelligen, indem es das *Gleiche*, die Sache der Wahrheit in ihrer eignen substantiellen Form, denkt, ist diese Form aber nichts Anderes als jene oben geschilderte ursprüngliche und absolute Selbstthätigkeit, welche unterscheidend und wieder einigend die Hervorbringerin aller Urgedanken, der Principien aller natürlichen Dinge und aller geistigen Verhältnisse, ist: so fällt auch das Hauptinteresse des speculativen Erkennens nicht zunächst in die Erkenntnifs der Beschaffenheit von Gegenständen oder Denkobjecten, insofern sie als seiende oder ruhende genommen und vorausgesetzt werden, wie dies andere Erkenntnifsweisen und Methoden thun, auch nicht in die Form der blofsen Beziehung oder Combination zwischen ebenfalls schon vorausgesetzten und als gegeben genommenen festen Puncten, wie etwa in der Mathematik, sondern in jene Thätigkeit und Bewegung und deren Erkenntnifs selbst, als die Wiederhervorbringung der ursprünglichen Gedanken, der absoluten Denkunterschiede und Bestimmungen, oder der Urdenkformen in ihrem inneren Zusammenhange überhaupt, insofern nur die gleiche, mit der ursprünglichen identische Formthätigkeit unseres Denkens das Mittel und Organ dieses Erkennens ist, wodurch auch uns die Sache zum Wissen gebracht wird. Nicht die Resultate als solche sind die Hauptsache, sondern der Weg, durch welchen sie gewonnen werden; nicht der eine erkannte Wahrheit unmittelbar und in ihrer unbewegten Ruhe aussprechende Satz, sondern das Erkennen in seiner Denkbewegung des Unterscheidens und Beziehens selbst und die Einsicht in das Werden der Sache und in den Zusammenhang derjenigen Unterschiedenheiten und Momente, auf deren Beziehung und Einigung ihr Begriff ruht. Wie die zu erkennende Wahrheit die eigne ewige Thätigkeit ihrer Hervorbringung für sich ist, ebenso ist das auf sie gehende Erkennen die mit der einfachen Form jener Thätigkeit zusammenfallende Bewegung des reinen Denkens, und wie jene in nichts sich verliert, noch aufser sich kommt, sondern in aller Unterscheidung als das Selbst, welches allein die Unterscheidung macht, in und bei sich bleibt, ebenso auch das in der gleichen Weise sich bewegende, in dem, was es thut, sich selbst erfassende, sich selbst wiederfindende und mit sich einigende erkennende Denken; und *nur hierauf* beruht das Erkennen der Wahrheit und ist nur in der angegebenen Form möglich. Jede Erkenntnifs ist in der Aufhebung einer vorhergegangenen Unterscheidung oder Einigung eines vorher Unterschiedenen zugleich ein *Zusammengehen des Denkens mit sich selbst*, und darin ist als in einer Selbsterfüllung die *Selbstbefriedigung* enthalten, welche das Erkennen der Wahrheit uns gewährt. Die *dialektische* Methode ist nur die durch das ganze Gebiet des Erkennens hindurchgeführte, durch das Gesetz oder die Form der absoluten Thätigkeit, welche Hegel *Negativität* genannt hat, bestimmte und geleitete, und mit ihr *ideell zusammenfallende Bewegung* des *erkennenden* Denkens, von dem zuerst unterschiedenen *blofsen Sein* und dessen Unterschieden oder Kategorien an, in der sich selbst zu ihrer Vollendung und höchsten Selbsterfassung als ihrem Ziel forttreibenden Thätigkeit der Sache, durch die Reflexions- oder Relativitätsform der Negativität hindurch, unter welcher das Ganze sich in der Form von *Wesen* und Erscheinung und in deren verschiedenen reflectirten Bestimmungen darstellt, bis zur Erkenntnifs der ihre Substanz nicht seienden, sondern als ihre eigene That setzenden *Subjectivität* oder Selbstheit in der Form des *Begriffes* als der absoluten Form selbst, in welcher die Negativität sich zu ihrer eignen höchsten Form vollendet und keine Unmittelbarkeit des Seins so wenig als das selbst zu einem blofsen Gesetztsein gewordene Wesen als solches mehr bleibt, sondern nur Idealität und freie Selbstthätigkeit, absolute Selbstbestimmung und in den unterschiedenen Bestimmungen unendliche Selbstvermittlung mit sich waltet, — in

Digitized by Google

Wahrheit die Form der freien geistigen Thätigkeit überhaupt als *Form* betrachtet, dann aber die allgemeine Form, in welcher überhaupt irgend etwas Substantielles in seinem Begriffe gefafst und begriffen wird, wozu die Aufnahme oder Hinzunahme des blofsen Grundes zu dem übrigen unmittelbaren Inhalte des Begriffes noch keineswegs zureicht. Es löst sich hienach auch der Zweifel, ob Hegel's *speculative* Methode nicht auch schon der vorangegangen Philosophie vindicirt werden dürfe. Eine Philosophie, welche das Absolute vorzugsweise als Sein und Substanz, nicht selbst als Denken und Geist fafst und das Denken daher nur auf der Seite des erkennenden Subjects, dem absoluten Sein als dem Vorausgesetzten gegenüber hat, kann auch nur eine *Reflexionsmethode* haben.

Auch der Verf. der logischen Untersuchungen hat in diesen Hegel's Negativität sich nicht besonders zum Gegenstande seiner Kritik gemacht; sie wird für sich wenig erwähnt und mehr nur in ihren besonderen Entwicklungsformen und concreteren Gestalten, jedoch ohne Kenntnifs davon, dafs und wie sie darin die bewegende Seele ist, einer Beurtheilung unterworfen, welche, so viel uns vorgekommen ist, Sinn und Bedeutung derselben keineswegs ergriffen hat und die äufserlich gebliebene Auffassung der Sache nicht selten bis zur gänzlichen Entstellung, mitunter zu etwas noch Schlimmerem, fortgehen läfst, wie sich näher herausstellen würde, wenn wir hier den Raum hätten, das Mifsverständnifs und die Verfehlung in allen besonderen Fällen nachzuweisen. Der Verf. hätte aber zu einer schärferen Betrachtung von Hegel's Negativität nach unserem Dafürhalten um so mehr Grund und Veranlassung gehabt, als gerade sie es ist, welche er mit einer von ihm selbst aufgestellten und mit einem bedeutenden Gewichte eingeführten ähnlichen Kategorie, welche eben deshalb auch unser besonderes Interesse erweckte, hätte in Vergleichung bringen müssen. Wir meinen das zwar dem Aristoteles entnommene, aber in mancher Hinsicht von ihm abweichende Princip der *Bewegung*. Wie alle Bewegung und Thätigkeit überhaupt und alles Werden, mufs zwar auch dieses vom Verf. für das Denken und Sein gemeinschaftlich angenommene Princip in dem, von der Bewegung unzertrennlichen, fortgehenden Anderswerden, worein dieses auch falle, das *negative* Moment enthalten, wornach in jedem Puncte oder Momente das Setzen eines Neuen schlechthin zugleich das Aufheben eines Bisherigen ist und umgekehrt, oder Negiren und Poniren unzertrennlich in einen Act und zwar in *denselben* Punct der Bewegung fallen; allein da diese Bewegung eigentlich doch nur die äufserlich fortgehende, mehr quantitative und mechanische ist, ein beständiges Vonsich- und Aufsersichkommen ohne die schon im Ausgehen-von-sich enthaltene *Rückbeziehung auf sich*, da ihr nicht blos das negative Moment der eigentlichen qualitativen Unterscheidung und die Reflexion in sich, sondern insbesondere die *Selbstunterscheidung* und die in allem Fortgange sich erhaltende *Selbstheit* überhaupt fehlt: so ist sie, ob sie gleich auch das Denken angehen und umfassen soll, doch eigentlich nur die in das *Sein als solches* allein fallende äufsere Bewegung, welcher das Denken zwar sehr gut zu folgen vermag, nicht aber die das *Denken als solches* vom Sein unterscheidende und ihm eigenthümlich angehörige *Selbstbewegung*. Sie dient dem Verf. daher auch nur zur Erklärung der Kategorien des Seins und der äufsern Wirklichkeit, und reicht nicht über den ersten Theil seiner log. Untersuchungen hinaus, reicht namentlich nicht zu zur Erklärung des *Zweckbegriffes*, während Hegel's Negativität in ihrer reinen absoluten Gestalt und höchsten Vollendung nicht blos den *Begriff* überhaupt, sondern auch die *absolute Zweckthätigkeit* selbst in sich schliefst, und aufserdem keine Kategorie des Seins und des Wesens oder irgend ein wissenschaftliches Princip ist, welches wir nicht selbst uns anheischig machen könnten, unserem Gegner aus der Negativität abzuleiten und zu entwickeln.

Wir haben schon früher in den Jahrbüchern f. w. Kr. dieses *Grundgesetz des Denkens*, welches, da alles Sein ursprünglich ein Product des Denkens, ebenso auch das *Grundgesetz alles Seins* ist, welches Hegel unter seiner Negativität verstanden hat, zu erläutern versucht und wollen uns daher nach dem auch jetzt wieder darüber Gesagten nicht weiter dabei aufhalten, ob wir gleich die Sache als etwas auch dem Aristoteles schon Wohlbekanntes, wenn auch nicht in dieser durchgreifenden Bedeutung wie bei Hegel, nachweisen vermöchten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nur dies noch bemerken. Indem ber all Thätigkeit ist im natürlichen und geisti- en Universum und jedes scheinbar ruhende Sein ur eine gehemmte, ihre Gebundenheit daher auch icht vertragende, vielmehr zu deren Auflösung und u ihrer Befreiung zurückstrebende Thätigkeit, jede Bestimmtheit aber, es sei im Denken und im Geiste oder in materiell-concreten Naturgebilden, welche und weil sie nicht für sich schon das Ganze eines Begrif- es, nicht eine in sich thätige, sich mit ihren Bestim- mungen in sich vermittelnde und abschliefsende Tota- ität ist, eben darum nur ein Moment, Glied, Zustand und dgl. von einer solchen sein kann; ferner aber für lles Besondere und Besondersbestimmte nur das Ab- solute und Allgemeine, nur der Begriff, unter den es fällt, sein Maafsstab, wie seine Wahrheit ist, gegen welche es sich negiren, sich zum Unselbständigen und Untergeordneten herabsetzen mufs: so läfst sich die Negativität im Allgemeinen auch von dieser Seite dar- stellen und definiren, dafs sie selbst schon das in je- der besondern Bestimmtheit thätige und wirksame Ganze und Allgemeine, die sie innerlich beherrschende Macht sei, wodurch, in Bezug auf den Begriff oder die Totalität von irgend Etwas, dieses zur *Unverträg- lichkeit mit* und *gegen sich selbst* wird, in *derjenigen* Bestimmtheit, welche es hat oder in welcher es ist, *zu bleiben und zu verharren*, und mithin sich als das Streben-von-sich-weg darstellt oder als das Streben, *über* sich in *dieser* Bestimmtheit hinauszugehen, um *zu sich* in seiner Wahrheit und in der *Einheit mit dem Ganzen* und seinem Begriffe zu gelangen. So ist Al- es, was sich zunächst nur als blofse Möglichkeit, An- lage oder Keim, als Bestimmung, besondere Beschaf- fenheit u. s. w. darstellt, in Bezug auf seinen *Begriff* oder auf das, was es *soll*, ein *Negatives-an-ihm-selbst* für das Denken, weil das Denken und nur das Denken es ist, was den Maafsstab seines Begriffes hat und anlegt; ja alles *Sein* selbst als solches oder in der blofsen Kategorie des Seins, da es an ihm selbst nicht die Wahrheit, nicht selbst das Absolute ist, ist eben darum für das Denken das sich an ihm selbst Aufhebende und zur Unwahrheit Bestimmende. Ueberhaupt, wenn unser Gegner uns widerlegen will, so bezeichnen wir ihm zwei Puncte, in denen wir seine Widerlegung annehmen und anerkennen. Er soll uns 1) beweisen, dafs das Absolute *keine* Thätigkeit und zwar *nicht* die *ursprüngliche Selbstthätigkeit* sei, wofür wir dieselbe erklärt haben, und 2) *wenn* es Thätigkeit ist und nichts Anderes sein kann, uns darthun, dafs dieselbe noch in einer *anderen*, noch wahrhafteren oder gleichsam *noch absoluteren Form* zu fassen sei, als in derjenigen, welche von uns als die absolute bezeichnet worden. Mufs er selbst aber das Absolute als jene Thätigkeit anerkennen, und kann er uns keine noch richtigere und wahrhaftere, keine ihrer Absolutheit und Ursprünglichkeit noch bestimmter und adäquater entsprechende Fassung ihrer Form nachweisen: warum mifsversteht und bekämpft er unsere Philosophie? Hegel hat das Lebendige und zwar das Urlebendige auch als ein Lebendiges behandelt; ihr Andern aber wollt es als ein Todtes, in Abstractionen Fixirtes haben; und macht unser Gegner mit seinem Princip der Bewegung und die Naturphilosophie mit ihrem Naturprocefs davon eine Ausnahme, so reicht dies noch lange nicht hin, um das allein und wahrhaft Absolut-Lebendige in *seiner* Thätigkeit zu erkennen. Dafs wir eine wirkliche *Metaphysik* haben und von welcher Beschaffenheit, von welcher, vor Hegel noch nicht dagewesenen Tiefe und Gründlichkeit, und mit ihr eine durch die Form der erkannten objectiven und substanziellen

Digitized by Google

Wahrheit selbst bestimmte Form des Erkennens sowohl wie der wissenschaftlichen Behandlung und Entwicklung, worauf die Identität der *speculativen Logik* mit der Metaphysik beruht, keineswegs es aber mit einer haltlos in Lüften schwebenden, in jenen vorgespiegelten und eingebildeten Nichtigkeiten sich bewegenden Methode eines man weiſs nicht woher kommenden und gleichsam auſser dem Universum auf eigne Faust sich in nur seinen Erdichtungen ergehenden, nur subjectiven Denkens zu thun haben, schon aus dem Grunde, weil es ein apriorisches Denken solcher Art, wie einige unphilosophische und der Natur des Denkens unkundige Köpfe es der Welt haben glauben machen wollen, gar nicht giebt und nicht geben kann: das glauben wir, unseren Gegnern und Miſsverstehern überhaupt gegenüber, für ein wissenschaftlich gebildetes Publicum, so weit es hier uns gestattet ist, bereits hinreichend dargethan zu haben und werden es ferner zu thun suchen.

Was aber den Hrn. Verf. der logischen Untersuchungen betrifft, so giebt sein Angriff auf das Leben unserer Philosophie auch uns nicht blos das Recht der Nothwehr, sondern auch das Recht, näher nach derjenigen Berechtigung zu fragen, welche die Qualität seines philosophischen Standpunctes in Vergleichung mit dem unserigen ihm zu seiner auf Vernichtung gehenden Polemik giebt. Wir unsererseits sind tolerant, lassen im Gebiete der Philosophie gerne jede Erscheinung gewähren, welche uns von irgend einer Seite bedeutend und erspriefslich zu sein scheint, und weisen ihr die Stelle ihres Verdienstes ohne Neid und Schmälerung an. Auch diesen logischen Untersuchungen haben wir schon früher ein bedeutendes Verdienst nicht abgesprochen. Im Unterschiede und Gegensatze von der formalen Logik setzen wir ihren Werth vornehmlich in dasjenige, was die Hegel'sche auch, nur etwas anders thut, in die Aufstellung und Entwicklung der allgemeinen Principien und Kategorien und in das nach denselben sich bestimmende Eingehen in den substanziellen, wesentlichen Inhalt der gegebenen Objecte, oder, um es noch näher zu bezeichnen, in die Zurückrufung und Wiederbelebung der Aristotelischen ontologischen oder überhaupt metaphysischen Logik. Ja, wir hätten gewünscht, daſs der Verf. sich noch strenger und schärfer an Aristoteles gehalten und einem modernen Empirismus, der zum Theil sogar wieder aufgiebt, was schon Kant gewonnen hat, weniger Einfluſs auf seine Philosopheme gestattet hätte. Zu einer näheren Beurtheilung indessen der vom Verf. aufgestellten Kategorien, ihrer Deduction und Definition, im Zusammenhange mit der Polemik gegen die Hegel'sche Fassung, haben wir hier für jetzt den Platz nicht mehr, werden aber später, vielleicht auch bei unserer künftigen eigenen Logik, darauf zurückkommen können. Ein anderes, jedoch mit dem genannten zusammenhängendes Verdienst dieser logischen Untersuchungen und der auf ihnen beruhenden Logik selbst, welches jedoch die Hegel'sche, wenn es darauf ankommt, sich nicht minder zu verschaffen vermag, scheint uns in dem Sinne, in welchem schon die Aristotelische ein Organon, ein Mittel und Instrument zur Einführung in die besondern Wissenschaften und zur angemessenen Behandlung ihrer Objecte, genannt worden ist, in dem praktischen Werthe zu liegen, den diese Logik zu diesem Zweck und Behufe nicht bloſs für Studirende, sondern auch für Naturforscher und Geschäftsmänner haben kann, denen es gerade nicht um eine speculative, innere Erkenntniſs der absoluten Wahrheit zu thun ist. Allein gleichwie es eine höhere Mathematik giebt, welche unbekümmert um ihre praktische Brauchbarkeit ihre Bahn für sich verfolgt, eben so auch eine höhere, eine speculative Philosophie; ein Gewinn höherer Art bleibt darum bei beiden nicht aus, durch welchen auch das Untergeordnete erst sein Licht empfängt. Ja, in der Philosophie ist jener speculative Gewinn so sehr die Hauptsache, daſs ohne ihn und das von ihm ausgehende Licht die Bemühung um das sonst schon sattsam Bekannte und Gemeine ziemlich gleichgültig erscheint. Unser Gegner gesteht der Hegel'schen Methode nur einen sehr bedingten Werth zu und spricht ihr einen absoluten ab. Wenn wir dagegen seiner Logik, abgesehen von anderen Bemerkungen, welche unsere Kritik dabei zu machen fände, wenigstens keinen speculativen Werth zugestehen können, so geschieht dies schon darum, weil es dieser Philosophie zwar nicht an allerlei und verschiedenen Principien, wohl aber an der Einheit derselben, an Einem Grundprincip, einem absoluten Princip fehlt. Da hiervon das *System* abhängt, so erhalten wir dadurch im Kampfe gegen unseren Gegner schon den Vortheil, daſs wir es bei ihm nicht mit einem eigentlichen philoso-

Digitized by Google

schen System, mit einer fest in sich geschlossenen philosophischen Phalanx, sondern mit einem blofsen Philosophiren ohne Grundprincip zu thun haben. Der Unterschied ist nicht unbedeutend. Uebersehen wir den Gang dieses Philosophirens kurz im Ganzen, so findet sich *nach* der Abhandlung des empirisch gegebenen Seins, wie es in Natur und Welt sich darstellt, welches wie Ausgangspunct ist, so auch als das eigentlich Positive gilt und die feste Grundlage bleibt, und *nach* der Entwickelung und Erklärung der in und an den Objecten erkennbaren Kategorien, welche hier als Abstractionen unseres, dieses Inhaltes ebenfalls fähigen und ihn nachbildenden und weiter verarbeitenden Denkens von dem Gegebenen erscheinen, zuletzt auch noch ein Uebergang zum Absoluten, zu Gott oder der Idee; aber man sieht gerade nicht, wozu dies noch nöthig, da die Welt als diese Totalität alles Seienden und Wirklichen in der Vortrefflichkeit und Zweckmäfsigkeit all ihrer Gebilde, Einrichtungen und Gesetze, zumal als ein lebendiger Organismus betrachtet, nichts zu wünschen übrig läfst und nichts weiter aufser ihr bedarf, indem das „mächtigere Sein", welches hinter den Erscheinungen, hinter der Oberfläche der Dinge noch verborgen liegt, ihr auch schon angehört und auch nichts Anderes als ein *Natursein* ist. Da die Welt schon allen positiven Inhalt für sich verschlungen hat, so hat die Idee entweder eben auch nur diesen Inhalt als Idee der Welt, oder, wenn sie noch etwas mehr, wenn sie das Absolute als Gott sein soll, so haben wir schon früher gesehen, wie der Inhalt da mit Einem Male ausgeht und das Philosophiren mit dem Nichts, der Negation jedes bestimmten positiven Inhaltes auf das Trockene geräth, und dann in dem leeren Gedanken eines unsagbaren Unendlichen oder Unbedingten sich zum Glauben flüchtet. Wenn dieser Glaube aber nicht etwa den Inhalt des christlichen Glaubens in sich aufnimmt, so kann er als blofser philosophischer Glaube, als Folge der Abstraction und Reflexion, nur etwas Leeres, Unbestimmtes und Unsagbares, etwas Inhalt- und Substanzloses sein, worin ein Subject nur etwa für sich als *dieses* Subject, in diesen Gefühlen und Ueberzeugungen, sich zu befriedigen und zu beruhigen vermag. Warum hat, wenn es sich um das Höchste, das Absolute auf metaphysischem Wege handelt, der Verf. der logischen Untersuchungen sich nicht auch hier zum Gedanken des reinen und zwar thätigen Nus des Aristoteles emporgehoben, dem er doch sonst so viel folgt, und der offenbar höher steht? So geschieht es, dafs einerseits Gott nicht aus dem Natursein herausgehoben wird, andrerseits aber Gott *und* Welt, in der blofs negativen, prädicatlosen Fassung Gottes, gleichwohl zu etwas Zusammenhanglosem werden. Dafs die Welt als das absolute Werk Gottes die höchste Vortrefflichkeit besitze, wer leugnet dies? Aber dafs sie gleichwohl nicht die höchste Wirklichkeit, nicht selbst das Absolute sei, dafs insbesondere die Natur das Absolute nicht sein kann, weil es ihr absoluter Mangel ist, nicht Geist zu sein, und sie auf der höchsten Stufe ihrer Gebilde, in der natürlichen organischen Lebendigkeit, es nur bis zur Seele, dem Uebergang zur denkenden Intelligenz, dem Geiste, bringt: das war zu zeigen und zu beweisen. Nur durch die Negation der Welt, d. h. durch die Erkenntnifs, dafs sie in all ihrer Herrlichkeit doch nur ein Gesetztes, nicht selbst ursprünglich Setzendes ist, eine Negation, welche zunächst die Natur, weil sie nicht Geist ist, sodann den noch durch die Natur bedingten und gebundenen, im Natursein befangenen und damit noch unfreien, aber zur Freiheit in Gott strebenden und sich losringenden endlichen Geist selbst betrifft, kann der absolute Begriff des absoluten und absolutfreien und unendlich selbstthätigen Geistes gewonnen werden als des ursprünglichen absolutwirklichen und absolutlebendigen Selbstes, welches wir Gott nennen, durch den allein Alles ist, was da ist, und ewig geschaffen, erhalten, belebt und bethätigt wird. Der Uebergang wird beim Verf. auch nicht eigentlich von der Welt aus, welche in ihrer Herrlichkeit und Vortrefflichkeit, wie sie ist, stehen bleibt, gemacht, und es ist merkwürdig, wie er gemacht wird. Er findet zuletzt, dafs von allen seinen Kategorien jede für sich noch bedingt, mithin jede auch zur Definition Gottes als des Unbedingten unzureichend, gleichsam unendlich zu klein sei. Allein wenn auch, wie wir gerne zugeben, jede dieser Kategorien als ein blofs dienendes Glied für sich einzeln und allein ein unnützer Knecht und so wenig werth ist als ein ausgerissenes Auge oder eine abgehauene Hand: was thut oder schadet denn dies der Welt? sind denn in dieser die Kategorien, die substanziellen Mächte ihres Lebens und Bestehens, etwas so Losgerissenes und für sich Vereinzeltes?

Digitized by Google

wirken sie nicht vielmehr im innigsten Verein zusammen zur schönsten und vortrefflichsten Harmonie des Ganzen? was hindert also, wenn es darauf ankommt, die Welt, selbst schon das Absolute zu sein? Sie müfste dem Vf. dadurch das Unbedingte, die schlechthin seiende Substanz werden, dafs sie als die Totalität alles Bedingte in sich zur Einheit aufgelöset, durch sie gebunden und getragen enthält.

Es ist dieser Uebergang und die Behandlung der dahin fallenden sogenannten Beweise vom Dasein Gottes nebst dem vom Verf. hinzugefügten „logischen" Beweise schon im ersten Artikel etwas ausführlicher besprochen worden. Es wird von ihm mit Recht ein grofses Gewicht auf den teleologischen Beweis und den durch ihn zu gewinnenden „*unbedingten weltdurchdringenden Gedanken*", auf „den einen Grundgedanken des göttlichen Zweckes" u. s. w. gelegt, und in der zusammengesetzten Wirkung, zu welcher sich die verschiedenen Beweise nach den dort angeführten Stellen, jeder in dem durch ihn zu beweisenden Stücke, dem Verf. vereinigen, ist es der logische Beweis, welcher neben dem durch die andern Gewonnenen auch „den weltbeherrschenden Zweck" in dem „*denkenden Urgeiste*" begründet finden soll. Aber gleichwohl wird durch Schuld des ganzen Verfahrens, welches dieses Philosophiren einschlägt, und die Schwäche der es beherrschenden Voraussetzungen, der einzige tüchtige Uebergangspunct, durch welchen der „denkende Urgeist" in seinem *freien Fürsichsein* und seiner *absoluten Selbständigkeit* zu gewinnen gewesen wäre, nicht festgehalten, nicht gehörig durchgeführt und benützt; es geht alles Besprochene oder schon Gewonnene wieder vorüber und verloren, ja unter in dem späteren Resultate von der Unzulänglichkeit aller einzelnen Kategorien zur Erkennbarkeit und Definition Gottes, so dafs, wenn wir nach dem Gewinn der Erkenntnifs im Ganzen fragen, uns nichts Anderes übrig bleibt als einestheils die in der Uebereinstimmung des Denkens mit dem Sein sich ergebende *offenbare, positive* und *bleibende Wahrheit*, welche wir an der *Welt* oder zunächst eigentlich nur an der *Natur*, überhaupt an dem *empirischen Sein* haben, und aufserdem *Gott* als eine *unbekannte Wahrheit des Glaubens*. Denn, „ehe nicht die Erkenntnifs des Zwecks die ganze Welt mit den Gedanken beherrscht, so dafs sich ihm nichts entzieht, *schwankt*" ja selbst „noch *die Grundlage des teleologischen Beweises*", und wir werden daher noch lange warten müssen, bis nach beendigter Lehrzeit und Schülerschaft der empirischen Wissenschaften, welche sich jetzt noch mit den mechanischen und physischen Ursachen herumschlagen, „die Welt" sich so weit in der Wissenschaft verklärt" haben, und „die vollendete Weltansicht, die den Zweck durch alle Gestalten siegend durchgeführt hat, diese volle Gewifsheit geben wird", mit welcher ein dann vielleicht in den Fufstapfen des Verfs. neu auferstehender Philosoph der Welt verkünden wird, dafs der Annahme Gottes als des denkenden Urgeistes auf der teleologischen Grundlage nun kein Hindernifs mehr entgegenstehe. Der Verf. gelangt in seinen Untersuchungen auf den Punct, wo die früher abgehandelten und aus der Bewegung erklärten Kategorien des Seins mit Einschlufs der Causalität nicht mehr ausreichen und das empirische Sein in der Weise der Erscheinungen, welche es darbietet, sich nicht mehr fügen, noch anders erklären lassen will, als wenn es als ein durch das Denken gesetztes und vermitteltes Sein genommen wird. Hier tritt der *Zweckbegriff* ein; die Annahme eines in der objectiven natürlichen Welt wirksamen und mächtigen Denkens wird hier zu einer unabweislichen Forderung. Dafs der blofsen Erfahrung nach, die hier vielleicht am besten ihren Werth documentirt, die Thätigkeit, auf welche es dabei ankommt, gleichwohl als eine unbewufste, nicht denkende erscheint, macht für den sonstigen wie für den philosophischen Empiriker die Sache wiederum zweifelhaft, während das seiner selbst bewufste Denken in solcher Erscheinung der natürlichen Dinge und Einrichtungen freudig sich selbst findet und sich selbst in den Objecten zujauchzt. Der Verf. sagt selbst in der schon früher angeführten Stelle: „der verwirklichte Zweck ist nur durch das Prius des Gedankens zu begreifen, dem die Macht über das Sein in die Hand gegeben ist. Daher verbürgt die zweckbeherrschte Welt den unbedingten allmächtigen Gedanken".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Und, indem er sich dagegen erklärt, „wenn man in neuerer Zeit die zweckbestimmende Intelligenz dadurch umgeht, dafs man einen unbewufsten Bildungstrieb oder ein plastisches Lebensprinzip als Grund der harmonischen Zweckmäfsigkeit an die Stelle der wachen (d. h. doch wohl, der denkenden und selbstbewufsten) Vernunft setzt", will er wohl nicht, dafs „man sich das Weltall nach der Analogie der schlafenden Pflanze oder des träumenden Thierlebens" denke. Es offenbart sich also unabweislich schon in der Natur in ihren zweckmäfsigen Einrichtungen ein *Denken*, welches *mehr* und *mächtiger* ist als das *Sein;* und wenn nun unser Denken sich dabei blofs *erkennend* verhält und Trotz dem, dafs „es von vorn herein" so verfährt, „als wären die Dinge von ihm bestimmbar, und nur rastet, wenn es sie bezwungen hat", sich dennoch sagen mufs, dafs es die Dinge und die harmonische Zweckmäfsigkeit in der Welt nicht selbst hervorgebracht habe: was folgt daraus? und ist dieses in der objectiven natürlichen Welt erkannte schöpferische Denken, wenn gleich unser erkennendes Denken kein Natur-schaffendes Denken ist, doch mit ihm nach Form und dem ideellen Gehalte, und dieses mit jenem identisch oder nicht? oder wie ist aufserdem ein Erkennen möglich? Es war nach unserem Dafürhalten durchaus zu zeigen, dafs, wenn auch die Zweckthätigkeiten in der Natur als unbewufste, als schlafende oder träumende erscheinen, gleichwohl, wenn es überhaupt einmal in der Welt eine Zweckmäfsigkeit und Zweckthätigkeit giebt, diese schlechthin eine zweckbestimmende Intelligenz, welche nur ein *selbstbewufstes Denken* sein kann, zu ihrem absoluten Prius voraussetzt. Und es würde dann nicht sonderlich schwer mehr gewesen sein, schon von dieser Seite her, aufser der nebenbei näher erkannten Verwandtschaft unseres erkennenden Denkens mit dem schöpferischen göttlichen, auch für die Erkenntnifs eines „denkenden Urgeistes" eine so sichere Bürgschaft zu gewinnen, dafs keine schwankende Grundlage mehr übrig blieb und es unnöthig gewesen wäre, das Resultat der Beweise Gottes in der Reflexion über die Unzulänglichkeit der einzelnen Kategorien wiederum zu Grunde gehen zu lassen: um uns hier nicht darauf einzulassen, dafs ein noch besser und sicherer zum Ziele führender Ausgangspunct der Menschengeist und sein Denken selbst ist, indem die denkenden selbstbewufsten Geister in der Welt noch weniger, als die Frösche in der Fabel den ihnen zum König gegebenen Klotz, ein blofses blindes und bewufstloses Natursein als ihr höchstes Oberhaupt anerkennen und sich statt einer absoluten, schon ursprünglich denkenden und selbstbewufsten Intelligenz gefallen lassen können.

Bei der Erkenntnifs der harmonischen Zweckmäfsigkeit in der Welt aber ist es ferner nicht genug, bei dem Dasein derselben nur so in Bausch und Bogen stehen zu bleiben oder sich eigentlich nur an die *Form* der Sache zu halten, dafs Zwecke überhaupt angetroffen und ausgeführt werden, und die Welt eine Sammlung von allerlei Zwecken sei; sondern es kommt auch auf den *Inhalt* der erkannten Zwecke, dessen Bedeutung und Werth an; und ganz besonders mufs es nach den eignen Worten des Verfs. um „*den einen Grundgedanken des göttlichen Zweckes*" oder um die inhaltvolle Erkenntnifs des „weltbeherrschenden Zweckes" zu thun sein, welcher „dem denkenden Urgeiste", in welchem er begründet ist, wenn er ihn in der Welt ausgeführt hat und fortwährend darin herrschen läfst, auch wohl ursprünglich schon angehört haben mufs. Die höchste Frage ginge mithin auf den *absoluten Endzweck* der Welt, zu welchem alle übrigen wahrgenommenen Zwecke ohne Zweifel sich nur als *Mittel*

Digitized by Google

zu seiner Erreichung verhalten könnten. Der Verf. hat nun freilich eine solche metaphysische Frage, warum und wozu denn Alles, was ist, da sei und was der letzte Zweck von Allem, weder aufgeworfen noch beantwortet; wir sollen uns, wie es scheint, überhaupt nicht so hoch versteigen, sondern, da ja Alles in der Welt so gut und schön ist, lieber wie Kinder in diesem grofsen Garten lustwandeln und des Gegebenen uns erfreuen. Allein Kinder philosophiren noch nicht, und gewifs ist es, dafs die Welt auch nicht ohne einen absoluten Endzweck da ist, und die Frage darnach, wenn man dem Subjecte dieses absoluten Zweckes etwas näher zu kommen und in der Welt selbst etwas klarer zu sehen wünscht, im Kapitel der Teleologie nicht übergangen werden darf. Wir wollen selbst indessen es hier dahingestellt sein lassen, ob, vom Standpuncte des „denkenden Urgeistes" aus betrachtet, am Ende nicht die ganze Welt selbst und zu allererst die Natur sich als ein blofses Mittel für etwas noch Höheres darstellen würde. Die christliche Religion wenigstens hat ein Dogma, wornach es so scheint. Uebrigens aber können wir nicht in Abrede stellen, dafs, wenn gleich auf eine Definition des Absoluten als des Unbedingten Verzicht geleistet wird, doch in der weiteren Abhandlung oder in der besprochenen Sache selbst, wie wir auch schon im ersten Artikel anerkannten, sich allerdings solche Prädicate, Bezeichnungen oder Begriffsbestimmungen Gottes finden, welche auch wir im Begriffe des denkenden Urgeistes für unerläfslich halten. Ja, wir würden uns unter andern mit einer bedeutenden Stelle, welche uns noch am Schlusse der logischen Untersuchungen (S. 362) in die Augen fällt, ziemlich einverstanden erklären können, wenn uns, ein paar Ergänzungen abgerechnet, welche wir dazu noch nöthig finden, nicht Ein Satz besonders darin abhielte. Die Stelle lautet: „Die Wissenschaft vollendet sich allein in der Voraussetzung (und wirklichen Erkenntnifs) eines Geistes, dessen Gedanke Ursprung alles Seins ist. Was im Endlichen erstrebt wird, ist hier erfüllt. Das Princip der Erkenntnifs und das Princip des Seins ist Ein Princip". (Aber welches?) „Und weil diese Idee Gottes der Welt *zu Grunde liegt*, wird dieselbe Einheit in den Dingen gesucht und wie im Bilde wiedergefunden. „Der Act des göttlichen Wissens" (vielmehr Denkens) „ist in allen Dingen die Substanz des Seins." " Was will und heifst „diese Idee Gottes", die der Welt nur „*zu Grunde liegt*"? Ist es die Idee, welche unser Denken sich von Gott bildet, oder Gottes eigne Idee von der Welt? Ist sie das Erste, wie kann sie der Welt zu Grunde liegen, wenn sie nicht auch zugleich das Zweite und mit ihm identisch ist? Ist sie aber dieses, wie mag sie dann etwas blofs „*zu Grunde Liegendes*" sein? Ist sie denn etwas Ruhendes, Unthätiges, ein blofses Sein? Die von uns unterstrichenen Worte verrathen es, dafs der Verf. sich noch nicht über den Standpunct der *Substanz*, des blofsen Seins, auch in der Idee, hinweg und zum wirklichen Begriffe Gottes als des denkenden und denkend schaffenden, mithin als *Subject* wirklichen und thätigen Urgeistes erhoben hat, welcher absolute Thätigkeit und Lebendigkeit ist und als solche die von ihm geschaffene Welt durchdringt. Denn der blofse *Name* des „denkenden Urgeistes" macht es noch nicht aus, wenn die *Sache* im *Begriffe* fehlt. Nun ist ihm zwar, wie wir schon früher sahen, im Gegensatze gegen das Resultat der Beweise vom Dasein Gottes und die denselben beigelegte Kraft eines blofs indirecten Beweises sehr um „das *Leben* zu thun, welches der „*Begriff* Gottes" durch die Ueberlieferung von „Geschlecht zu Geschlecht" hat. Aber welches Leben kann der Begriff Gottes haben, wenn es Gott selbst fehlt? und auf welcher Seite ist nun die *Lebendigkeit* des Begriffes? Dem Verf. bleibt die empirisch vorgefundene Welt, über welche er in seinem Philosophiren nicht hinauskommt, das Höchste und ist das zu Grunde Liegenbleibende, und seine Idee Gottes ist der Reflex, ein blofses Spiegelbild, dieser Welt und zumeist der Natur in derjenigen Gedankengestalt, in welcher er sie gefafst hat. Oder nach Hegel'scher Logik ausgedrückt, bleibt er stehen in der Reflexionssphäre des *Wesens* und erhebt sich nicht zu Dem, was bei Hegel der Begriff, die freie Subjectivität und die nur durch *deren* Negativität, d. h. Thätigkeit, sich bildende Idee ist.

Von solcher Beschaffenheit und Berechtigung also ist im Allgemeinen der Standpunct, von welchem aus unser Gegner den Riesen der Hegel'schen Speculation zu Falle zu bringen unternommen hat. Und wie verfährt er dabei? Wie man es anfangen mufs, wenn man ein wirkliches philosophisches System widerlegen will, haben wir oben angegeben. Dafs er es nicht gethan und seinen ganzen Angriff vielmehr am unrechten Orte

Digitized by Google

gemacht hat, ist gezeigt worden. Hätte er den rechten Ort getroffen, so wäre die Aufgabe gewesen, nachzuweisen, wie das Grundprincip des Systems, jenes metaphysische, welches für das erkennende Denken zugleich das logische Formprincip ist, in seiner Aus- und Durchführung durch das ganze behandelte philosophische Gebiet sich nicht bewähre und zur Erklärung Dessen, was daraus entwickelt und erklärt wird oder erklärt werden soll, als unzureichend darstelle. Es hätte insbesondere die Hegel'sche Negativität selbst, freilich aber in ihrer wahren Bedeutung richtig erfafst und verstanden, als Maafsstab angelegt werden müssen an die aus ihr entwickelten allgemeinen Denkbestimmungen, Kategorien und besonderen logischen Begriffe. Nun ist dagegen in den logischen Untersuchungen zwar mancherlei und Einiges, was wir allerdings achten, vorgebracht worden, alles jedoch nur von dem eigenen Standpuncte des Bekämpfers betrachtet und mit dem Maafse seiner eignen philosophischen Einsicht und Erkenntnifs gemessen. Der *Grundgedanke* des so hart angelassenen Systems steht noch unerschüttert da, schon darum, weil ihn der Gegner noch gar nicht aufgefunden und zu fassen vermocht hat.

Wir wenden uns daher noch in Kürze zur Seite des wirklich, aber am unrechten Orte gemachten Angriffs, und sehen, was uns hier für Schaden zugefügt worden. Unser Gegner behauptet in seinen log. Untersuchungen (s. u. a. Rückblick, S. 363) und wiederholt im Jenaer Artikel, „Hegel's Dialektik verspreche zwar mehr (nämlich als die formale Logik), ja das Gröfste, das sich denken lasse, sei aber *unmöglich*". Wie so? Man sollte glauben, die vermeinte Unmöglichkeit einer Sache werde widerlegt durch ihre Darstellung und Leistung. Wir haben bisher uns darzuthun bemüht, dafs die Wahrheit auf unserer Seite sei, und zwar in einem höheren Grade, als sie sich unserem Gegner noch aufgeschlossen hat, und haben dabei es mit Gedanken und Begriffen zu thun gehabt, welche des von Natur nicht im Stiche gelassene Denken, wie wir glauben, wohl zu fassen im Stande ist. Was liegt darin, d. h. in der Erkenntnifs solcher Wahrheit, für eine Unmöglichkeit? Wir erhalten darüber auf eine andige, das in den log. Untersuchungen mehr zertheilt enthaltene kurz zusammenfassende Weise eine ganz bestimmte Auskunft in dem Jenaer Artikel (No. 98), wo ein Hauptpunct des Angriffes daraus gemacht wird. Und die volle Ladung, womit wir hier überschüttet und niedergeschmettert werden, ist von so derbem Schrot und Korn, dafs wir sogleich merken, woher sie kommt, und den ächten Empiriker daran erkennen. Die Sache ist kurz diese: „Die logischen reinen Begriffe und Bestimmungen des Seins, welche das reine, angeblich voraussetzungslose Denken aus sich zu haben und hervorzubringen behaupte, hat es — wird dagegen behauptet — keineswegs von sich selbst aus; sie stammen vielmehr alle von dem Boden der Anschauung und sinnlichen Vorstellung, und sind von da heimlich eingeschwärzt worden; schon das Werden, dann alle Begriffe, worin Bewegung, welche das reine Denken ohne Raum und Zeit dialektisch und in der Form der Ewigkeit zu erzeugen vermeine, wie continuirliche und discrete, extensive und intensive Gröfse, Attraction, Repulsion, Druck und Stofs des Mechanismus, Procefs des Lebens, sind der Anschauung der räumlichen Bewegung entnommen, welche die Voraussetzung der voraussetzungslosen Logik ist, und ohne deren Hülfe das reine Denken nicht von der Stelle rücken und rettungslos dahinsterben würde, wenn es nicht von dem bildlichen, dem unreinen Denken, von welchem es allein lebt, das tägliche Brod empfinge". Wie doch ein praktisch in den Dingen geübtes Auge es sogleich durchschaut, wo Barthel Most holt. Warum ist diese klare Entdeckung nicht schon von Andern gemacht worden? Indefs was thut es? Die behauptete Unmöglichkeit trifft, wie wir sehen, nicht die *Sache* selbst, die reinen Begriffe in ihrer abgesonderten Gestalt, sondern nur ihr *Woher*, die Quelle, aus welcher sie in das Denken kommen, und welche nach unserem Gegner lediglich *der empirische Boden der Anschauung* ist. Wenn wir daher nur sonst, könnte man sagen, in der *Sache* und *ihrem Inhalte* die *Wahrheit* haben, kann es gleichgültig sein, *woher* wir sie empfangen. Allein wir merken wohl auch, dafs noch etwas mehr dahinter steckt, und dies in der That die letzte Zuflucht ist, welche unser Gegner noch nimmt, nicht sich an das *Was* der reinen, immateriellen Begriffe und Denkbestimmungen, woher immer wir sie haben mögen, und an deren inneren Zusammenhang zu halten, sondern vielmehr nur *deren Ursprung aus dem Denken* zu bestreiten: so dafs, wenn er in seiner Voraussetzung wirklich Recht hätte, auch alle schönen Resultate seiner Untersuchungen, seine Deduction und Erklärung der Kategorien aus ihrem irdi-

Digitized by Google

schen Ursprung, seine analytisch-synthetische und genetische Methode statt unserer Begriffsmethode, seine Gottes- und Welt-Idee u. s. w. sich ganz prächtig herausmachen und unsere bedrängte Philosophie in der That in die Tasche stecken würden. Wir müssen daher das Gewicht dieser Behauptung noch etwas näher in Erwägung ziehen, begeben uns daran aber mit dem Troste, dafs der hier der Hegel'schen Philosophie gemachte Vorwurf keineswegs sie allein, sondern in seinem allgemeinen Sinne mehr oder minder die philosophische Erkenntnifs aller grofsen Metaphysiker alter und neuer Zeit ebenfalls angehe und betreffe.

Nach dieser Assertion sind also jene *allgemeinen Begriffe* zu allererst in der Anschauung, deren Gegenstand die *empirische Einzelheit* ist, und kommen von da erst, ihre „sinnliche Frische" mitbringend, in das Denken; und ist keine Möglichkeit, dafs, wenn wir auch von dem einzelnen sinnlichen Gegenstande, von *diesem* Baum oder Thier, nur erst und allein durch die Sinne und die Anschauung wissen, doch die allgemeinen Qualitäten an ihm, die Formbestimmungen, welche das Einzelne seinem Wesen nach erst zu dem machen, was es ist, die Begriffe als solche, dem Denken ursprünglich, schon an sich angehören, sollte auch unser Denken, weil es eine schon gegebene Natur und Aufsenwelt und in dieser jene Begriffe auch als äufserlich verwirklichte zu seiner Voraussetzung hat, nur mit Hülfe und durch die Vermittlung derselben sie in ihrer reinen Gestalt und damit sich selbst wieder finden können. Nach dieser Annahme hat also der Geist in seiner reinen Thätigkeit, dem Denken, keine Bewegung in sich und weifs nichts von einem Werden, von Veränderung und Uebergang von einer Bestimmtheit in eine andere, wenn nicht die sinnliche Welt durch die räumliche Bewegung und die sonstige Veränderlichkeit der Dinge in ihr das Bild davon seiner ruhigen Spiegelfläche aufzeichnet, und hat „die Grundthätigkeit aller Anschauung" in ihrem Verhältnifs zum „sogenannten reinen Denken" eine so hohe Berechtigung, dafs sie sich mit der Gans oder Ente auf Erden vergleichen darf, wenn diese etwa einen Seraph schwebend im Aether erblickt und verwunderungsvoll ausruft: „Seht da! der will auch fliegen; Flug und Flügel aber hat er von uns", um hinterdrein den Seraph selbst für eine Nichtigkeit, für ein Trugbild, für eine Unmöglichkeit zu erklären. Doch was quälen wir uns viel, um diese Differenz etwa noch zu einem hitzigen Flankengefecht zwischen einer so geringen und der höchsten Meinung vom Denken werden zu lassen, wiewohl es auch hier eigentlich nur wieder um die Frage geht, ob Natur oder Geist die Basis unserer Wissenschaft sein soll, und was von beiden das Princip herzugeben habe. Es ist der alte Streit der modernen Philosophie über die *Quellen* unserer Erkenntnifs, und unser Gegner hat Baco und Locke, hat alle Sensualisten und Materialisten auf seiner Seite, wogegen wir uns schon bei den Alten auf die Platonische Idee und Wiedererinnerung, auf die Substanzen, welche ohne Materie schon in ihrer Form, mithin im Gedanken, ihre eigentliche Wesenheit haben, und noch mehr auf den Nus des Aristoteles, nach welchem es ohne Seele und ohne Nus auch keine Zeit geben würde, insbesondere aber auf die angebornen Ideen und alles damit Zusammenhängende bei unsern grofsen neueren Metaphysikern und noch auf vieles Andere zu berufen hätten. Unser Gegner hat, wie es scheint, es etwas übel vermerkt, dafs wir in Betreff seiner Auffassung der Hegel'schen Philosophie von einem „unbegreiflichen Mifsverständnifs" sprachen. Wir sind jetzt im Stande, diesen Ausdruck zurückzunehmen, indem wir unter solchen Umständen das Mifsverständnifs vielmehr sehr begreiflich finden. Seit Hume, der uns belehrte, wie weit das Recht der Erfahrung geht, und seit Kant, welcher in der Hauptsache doch die allgemeinen Begriffe dem denkenden Ich als seine ursprünglichen Formen vindicirte, wenn sie gleich ihren Gebrauch nur am Stoffe der Erfahrung haben sollen, hat kein namhafter Philosoph mehr das Herz gehabt, der Anschauung und äufsern Erfahrung als der vornehmsten und eigentlichen Quelle unserer Erkenntnifs der Wahrheit, gleich als ob das Denken nichts weiter als eine, blofs mit der Fähigkeit des Reflectirens und vorstellenden Nachschaffens des Aeufsern ausgestattete tabula rasa wäre, so sehr das Wort zu reden. Wenn unser Gegner nun der erste Philosoph von Reputation ist, der es wieder thut, so mag er auch für einen gründlichen Beweis der Sache selbst oder durch einen der seiner Lehre nachsprechenden Jünger besser sorgen, als es bisher geschehen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Aufserdem können wir die vorgebliche *Unmöglichkeit* des reinen Denkens nur als blofse Behauptung und als *seine* Einbildung behandeln. Im Jenaer Artikel tritt die auf diesem Empirismus beruhende Hauptanklage, welche unsere Philosophie durch jene behauptete *Unmöglichkeit* des reinen Denkens und seiner Dialektik stürzen soll, völlig unerwiesen auf, als ob sich Alles von selbst verstünde, und in den logischen Untersuchungen bildet dieser Empirismus schon von der philosophisch ungenügenden Fassung des Unterschiedes von Denken und Sein in Abschn. III an die ganze Grundlage und Voraussetzung. Gleichwohl mag der Verf., indem er uns die erwähnte Vermischung oder Verwechselung des reinen Denkens mit den Ingredienzien der Anschauung Schuld giebt, dabei ausrufen: „Wäre je eine Methode *unkritischer* verfahren als das reine Denken"? Das reine Denken, wie unser Gegner und noch Viele sonst sich es vorzustellen beleben, ist ohne Zweifel ein Unding und ein Unsinn, dessen Schuld indessen keineswegs uns oder Hegel, sondern denen zur Last fällt, die eine solche Fiction und Erfindung aufgebracht haben, weil sie doch irgendwie damit zu Rande zu kommen suchen müssen. Steigt eben selbst in die Tiefe des Geistes hinab, um auch sein tieferes Selbstbewufstsein zu verschaffen, und erfasset das Denken in der innersten Natur seines Wesens oder vielmehr in der innersten Wurzel seiner Thätigkeit, um es selbst zu finden und die ewige Einheit des Denkens mit sich in allen seinen Unterschieden, und nicht blofs die Denkgesetze in ihrer Aeufserlichkeit und äufsern Erscheinung zu haben, und vom Denken nur in seiner Verhüllung in der Aufsen- und natürlichen Welt zu wissen; aber unterlafst es bis dahin, leerer Weise von der Sache als einer Unmöglichkeit zu sprechen! Bis dahin haben wir das Recht, ebenfalls assertorisch zu verfahren und den Behauptungen und Versicherungen, welche uns der Empirismus macht, die des Gegentheils entgegen zu stellen. Das Denken, sagen wir, ist selbst Thätigkeit und zwar als immaterielle Selbstthätigkeit, welche *ursprünglich* nichts Anderes vor sich voraus hat, Bewegung durch sich selbst in sich; und ohne diese Bewegung in seiner Ursprünglichkeit gäbe es auch keine äufsere und räumliche Bewegung. Das Denken ist immer thätig, und es giebt kein Denken, welches nicht irgend etwas, etwas Bestimmtes denkt. An dieser *Bestimmtheit* hat jeder Gedanke, wie variirt er auch äufserlich erscheinen mag, schon sein eigenes ursprüngliches Maafs und Kriterium, wie seine Grenze gegen die andern im allgemeinen Gedankengebiete. Das Denken ist aber schon *an und für sich bestimmt*, so gut als irgend etwas sonst im Universum, und jede Gedankenbestimmtheit hat eben damit auch, ihrer Allgemeinheit nach, richtig oder unrichtig von uns gefafst, und so viel es übrigens auch zufällige Gedanken geben mag, ihre *bestimmte* Stelle im *allgemeinen Systeme aller Gedanken überhaupt*, und in diesem ist eine solche Einheit und so innerer Zusammenhang, dafs mit Einer Bestimmtheit eigentlich, wie man es auch vom wahren Kunstwerke sagt, schon alle andern mitgegeben und mitgesetzt sind. Dieses allgemeine und innere Gedankensystem, von welchem die äufsere Welt die Erscheinung ist, in seiner Wahrheit, mithin nicht wie etwas Ruhendes, sondern in der eigenen Thätigkeit des sich durch sich selbst bestimmenden und erfüllenden Denkens, auch *wissenschaftlich* darzustellen, ist, behaupten wir, die Aufgabe unserer jetzigen Philosophie, wie es Hegel in seiner Logik unternahm, und nur so kann auch „der Organismus alles Wissens" gefunden werden, von welchem man als einer letzten Aufgabe und dem zu erreichenden Ideal der philosophischen Wissen-

Digitized by Google

schaft sprechen hört. — Das Denken hat es auch immer nur mit sich selbst und seinem eigenen Inhalte zu thun, und hat, auch in seiner Verhüllung, im äufserlich Concreten, doch *als Denken* nur sich selbst, *den Gedanken*, zum Gegenstande, wie schon Aristoteles wufste; das wahre Denken ist nur als *Denken des Denkens*, der sich selbst denkende Geist. Dies ist sein Unterschied vom *Vorstellen*, welches noch etwas Anderes, vom Vorstellenden Unterschiedenes, noch nicht durch den Gedanken Assimilirtes, vorstellt, so wenig auch ein menschliches, d. h. allgemeines Vorstellen ohne das Denken möglich ist. Auch kein *Anschauen* gäbe es ohne das Denken, das es schlechthin zu seiner Voraussetzung hat. Die Thiere haben mit aller Schärfe ihrer Sinne keines; denn nur ein denkendes Wesen vermag in die als *empirische Einzelheit* gegebenen Dinge sogleich das *Allgemeine* hinein zu schauen und aus ihnen herauszuschauen. So wie das ursprüngliche Denken Gottes das, was es für uns Anschaubares giebt, und das ganze Verhältnifs, in welchem wir anschauen, erst geschaffen hat, so ist auch in uns das Anschauen durch das Denken bedingt. Was *Raum* und *Zeit* betrifft, diese allgemeinen Elemente, in welche alles Anschauen des äufserlich Unterschiedenen fällt, so wird das, was sie ihrem *Gedankenprincip*, ihrem Begriffe nach sind, so zu sagen, schon in den ersten Zügen des sich in sich bewegenden und unterscheidenden, aber im Unterschiedenen und Andern wieder einigenden und sich einholenden Denkens gewonnen, wie auch Hegel sie als *Beispiele* der reinen Quantität anführt, wenn gleich *als* Raum und Zeit, d. h. als äufsere Realitäten, erst in der Naturphilosophie, und als *Formen* der Anschauung in der Psychologie abhandelt. Kant hat über diese „apriorischen Formen der Sinnlichkeit", wie auch über die Kategorien als Urbegriffe des Verstandes, nicht zu viel, sondern noch zu wenig gesagt und erkannt, auch den Unterschied bei jenen als Form des äufsern und des innern Sinnes richtig in seiner Weise angegeben. Auch mit unserem Gegner kann man, nur in einem höheren Sinne, recht gut sagen, dafs Raum und Zeit erst durch die Bewegung entstehen, wenn gleich umgekehrt die äufsere und sinnliche Bewegung Raum und Zeit zu ihrer Voraussetzung und zu ihren Bedingungen hat. Wenn er aber das Apriorische Kant's dabei wieder aufgiebt, so möge er uns erst beweisen, dafs die Unendlichkeit und Allgemeinheit von Raum und Zeit, welche in unserem Anschauen unmittelbar gegenwärtig ist, empirisch für uns vorhanden sei und nicht über die Erfahrung hinausgehe. Für die Thiere giebt es Raum und Zeit nicht, sondern nur den beschränkten, bestimmten Ort und das jedesmalige Jetzt, die unmittelbare Gegenwart, wie schon bei Cic. de off. I, 4 zu lesen ist. Raum und Zeit gehören schon dem unendlichen, allgemeinen göttlichen Denken selbst an, welches Alles umfafst und aufser welchem nichts ist, und sind, gleichwie in der geschaffenen und für sich unterschiedenen äufsern Welt die abstracten Formen der Existenz oder des äufserlichen Bestehens aller Dinge, so auch für die denkenden Individuen eine nothwendige und von ihnen selbst unzertrennliche Mitgabe und Form ihres eignen geistigen Lebens und Verhaltens im Endlichen oder im Anschauen darum, weil sie (Raum und Zeit), nur zugleich *objectiv* geworden und ebendahin in der *abstracten* Weise des Nur-Allgemeinen (d. h. ohne die besondere Erfüllung) gesetzt, nichts Anderes sind als jener, der *Raum*, das Dasein des allgemeinen Denkens selbst, welches wir in seiner Abstraction fortwährend mitdenken, diese aber, die *Zeit*, seine zu unterscheiden und zu setzen aufhörende (von Aristoteles deshalb sehr gut mit dem nur dem Denken möglichen Zählen zusammengestellte) subjective Thätigkeit.

Doch genug solcher Behauptungen, welche wir dem Empirismus entgegenzusetzen hätten. Unsere Aufgabe ist, *Hegel* gegen den auf ihn gemachten Angriff in Schutz zu nehmen. Der Bekämpfer seiner Philosophie und Methode sagt im Jenaer Artikel, dafs er sich vorzugsweise an die Encyklopädie halte. Wir sehen nach und finden über diesen Gegenstand §. 8. Folgendes: „Es ist ein alter Satz, der dem *Aristoteles* fälschlicherweise so oft zugeschrieben zu werden pflegt, als ob damit der Standpunct seiner Philosophie ausgedrückt sein sollte: nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu; („nisi intellectus ipse", setzte schon Leibnitz hinzu) — es ist nichts im Denken, was nicht im Sinne, in der Erfahrung gewesen. *Es ist nur für einen Mifsverstand zu achten, wenn die speculative Philosophie diesen Satz nicht zugeben wollte.* Aber *umgekehrt* wird sie eben so behaupten: nihil est in sensu, quod non fuerit in intellectu, — in dem ganz allgemeinen Sinne, dafs der *Nus* und in tieferer Bestimmung *der Geist*, die Ursache der Welt ist, und in dem nähern, dafs das recht

Digitized by Google

iche, sittliche, religiöse Gefühl ein Gefühl und damit ine Erfahrung von solchem Inhalte ist, der seine Wurzel und seinen Sitz nur im Denken hat". In der That kann unser Gegner unbesorgt darüber sein, dafs Hegel nicht sehr gut gewufst hätte und wir auch, wie sich das reine Denken zum Anschauen verhält. Indem aber der Philosoph über den Ursprung des Seins im Denken und des Denkens im Sein überhaupt, wie über die Herkunft und Beschaffenheit des eignen bestimmten Denkens wohl Bescheid weifs und daher auch im Inhalte der Anschauung die Gedanken als solche, da er weifs, wie sie hineingekommen, auch wieder für sich unterscheidet und in ihrer vom sinnlichen Beiwesen gereinigten freien Gestalt zu erfassen vermag, so mag ihm wohl erlaubt sein, sowohl zur Anwendung auf die äufseren Dinge als zur besseren Verständigung der Lernenden, ja weil auch die durch Verstand und Anschauung zugleich gebildete Sprache es oft gar nicht anders gestattet, auch in der Weise der Anschauung zu reden, und damit auch dem anderen, noch öfter vorgekommenen Vorwurfe einer zu dürren und trocknen blofsen Abstraction zu entgehen; nur hüte er sich, den reinen speculativen Gehalt der Sache in den Bildern der Anschauung und Phantasie und in der Poesie der Sprache auch da zu verstecken oder untergehen zu lassen, wo es nicht zweifelhaft bleiben darf, dafs er selbst desselben mächtig sei. —

Nachdem wir den Hauptsturm, wie wir denken, abgeschlagen und hier und da selbst auch die Offensive ergriffen haben, so weit es zur gröfseren eignen Sicherstellung, besonders durch die Vergleichung der gegnerischen mit der eignen Erkenntnifs, erforderlich schien, sehen wir zwar, dafs, um völlig fertige und reine Arbeit zu machen, uns gleichwohl noch sehr viel zu thun übrig bliebe. Allein wenn wir auch bei weiterem Nachsetzen noch manche kleine Eroberung zu machen vermöchten, so glauben wir doch für jetzt ohne Gefahr uns dieser Mühe überheben und das noch Uebrige seinem eignen Schicksale überlassen zu können. So wird man z. B. nach der langen Auseinandersetzung des Inwendigen der Sache nicht von uns verlangen, dafs wir auf die ebenfalls im Jenaer Artikel kürzer zusammengefafste Untersuchung und Beurtheilung der „*logischen* Mittel" der Dialektik, „um vom reinen Sein zur Idee, von der voraussetzungslosen Leere zur Fülle der vernünftigen Welt zu gelangen" u. s. w. und auf das, was dabei über den Gebrauch der Negation und Identität u. s. w. in Folge der schon von vorne herein verfehlten richtigen Auffassung angegeben wird, noch besonders eingehen, indem wir doch daran nur zu zeigen hätten, wie man etwa dem Zauberlehrling gleich „Wort' und Werke und den Brauch" wohl dem Meister absehen könne, ohne darum sich auch in den inneren Besitz der Sache und ihrer Kraft zu setzen. Eben so können wir auch die eben dort wiederholten Bemerkungen über die Bedeutung des Schlusses und der Schlufsfiguren und über den Satz, dafs alles Vernünftige ein Schlufs sei, (freilich wohl kein so beschränkter scholastischer und den letzten Principien untergeordneter, wie unser Gegner im Sinne hat) hier vorläufig übergehen, so wenig wir auch an Hegel's Lehre etwas aufzugeben vermögen. Ja, wir könnten unserem Gegner geradezu den Vorwurf machen, dafs eben der Mangel seiner, wie anderer Philosophien, namentlich auch der Naturphilosophie, der sei, in der Hauptsache, auf die es ankommt, noch gar nicht zum Schlusse gekommen und noch im Urtheil stehen geblieben zu sein; aber es würde hier noch unverständlich sein. Auch würden wir dabei auf die bei ihm noch trennender, als bei Aristoteles, gelassene Kluft zwischen dem *Syllogismus* selbst und den *verschiedenen letzten*, nicht weiter erweisbaren, *Principien* oder Gründen, welche im Syllogismus zu den Mittelbegriffen werden, uns einlassen müssen. Wenn für unseren Widersacher Gott keine urtheilende und schliefsende geistige Thätigkeit und zwar als die absolute und ursprüngliche und alles übrige *erkennende* Schliefsen erst bedingende, wenn nicht das absolute Subject ist, welches, indem es denkend schafft und seine besonderen Prädicate setzt, urtheilt, und an seinen von ihm gesetzten Bestimmungen und deren absoluter Allgemeinheit seine ewige Realisirung und Offenbarung, wie seine Rückbeziehung auf sich und seine innere und äufsere Vermittlung und Zusammenschliefsung mit sich hat: so ist das seine Sache. Ohnehin können wir die Verbreitung und Feier des Witzes über „den dialektischen Umschlag" des eben angeführten Satzes vom Vernünftigen in den Satz: auch „alles Unvernünftige ist ein Schlufs", jenen dienenden Seelen überlassen, welche der Welt schon sehr spafshaft versichert haben, wie die Hegel'sche Philosophie ihr das Münchhausensche Kunststück, sich

Digitized by Google

selbst beim Zopfe aus dem Sumpf zu ziehen, oder auch das, sich selbst zu überburzeln, vormache. Endlich glauben wir uns hier wenigstens auch der Mühe überheben zu dürfen, noch über die Phänomenologie, über ihre Bedeutung und Stellung im oder zum System, worauf der Jenaer Artikel ebenfalls zu sprechen kommt, uns auf eine ausführliche Erklärung einzulassen, um von dem dort darüber aufgestellten *apriorischen* Dilemma, welches auch mit einer in der Schule selbst vorgekommenen unrichtigen Auffassung zusammenhängt, zu zeigen, wie durch dasselbe das, was die Phänomenologie *aposteriorisch* und *factisch* ist, keineswegs erreicht und getroffen worden sei. —

Wir sind es der Sache, der von allen Seiten so verunglimpften und verhöhnten Sache der Hegel'schen Lehre schuldig gewesen, uns über ihren wahren Sinn und Gehalt so scharf und bestimmt zu erklären, als wir es hier gethan oder zu thun wenigstens uns bemüht haben. Sollte es Manchen etwa bedünken, wir hätten den Gegner, mit welchem wir hier besonders den Kampf führten, und der auch um seiner eignen bedeutenden Stellung willen vor Andern die Berücksichtigung seines Angriffes in Anspruch nehmen konnte, hin und wieder zu wenig geschont: so haben wir uns auch gegen Andere nicht weniger bestimmt erklärt und ist zu bedenken, einmal, dafs ohne scharfe Hervorhebung der wesentlichen Differenzpuncte neben der Hinweisung auf die Grundfrage aller Philosophie das Zureichende schwer zu gewinnen war; sodann aber, was Nothwehr ist und welches Recht sie hat, wenn man nach früheren verzweifelten Angriffen zuletzt noch das Recht und die Möglichkeit des Lebens selbst sich von Gegnern abgesprochen sieht, deren Standpunct ihnen für das eigene auf keinen Fall wenigstens eine höhere Berechtigung anweiset, und die Absicht der Vernichtung sich im Unternehmen selbst offen darlegt. Im Bewufstsein seines guten Rechts ist auch die etwa noch unter der Bedingung zugestandene Duldung, dafs man sonst sich ruhig verhalte und zur Zufriedenheit aufführe, für den Mann von Charakter und Ehre ein noch zu hoher Preis. Es war hier in der Hauptsache nur von dem obersten Princip der Philosophie und den nächsten Folgen seiner verschiedenen Auffassung die Rede; sonst aber ist das Gebiet dieser Wissenschaft noch grofs und weit, auch e ben genug, dafs *über* den besondern äufsern Zwe der Parteien und den eitlen persönlichen Interes welche das Reine verderben, Männer, welche da fern und frei nur im Dienste der Wahrheit zu ste glauben und ein ernstes redliches Bemühen da beurkunden, sich für ihre Arbeiten und Leistu anerkennen und einander auch die Hand reichen k nen, wenn sie gleich in die Mitte des gemeinsa Gebietes von verschiedenen Seiten und Ausgangspu ten her eintreten und gelangen.

Bei dem grofsen Mifsverstande, welcher bis noch über dem Räthsel der Hegel'schen Lehre ge tet hat, und bei den Zerwürfnissen in der Schule sel kam es uns besonders darauf an, das System in se ner, wahren und reinen Gestalt, frei von der Ve schleierung, welche an manchen Stellen allerdin noch eine Ungewifsheit über den eigentlichen Sinn übr liefs, heraustreten zu lassen, und wir zweifeln nic dafs in der alten Schule es nicht an Männern fe welche mit unserer Auffassung einverstanden, den den Kern der ächten Lehre erkennen werden. Wi es Andern anders erscheinen, würden wir auch a diesem Schein den Grund wohl nachweisen können. Ja übersehen ist dabei nicht, dafs im Fortgange de Streits die frühere Stellung der Gegensätze nicht mehr dieselbe geblieben und, während dabei die ursprüngliche Lehre sich oft bis zur Unkenntlichkeit verwischte, dadurch jetzt die Hervorhebung solcher Puncte und Seiten nothwendig geworden ist, welche früher mehr zurücktraten. Wir können, wie gesagt, uns auch nur an unsere Auffassung halten, unbekümmert um die abweichenden Ansichten Anderer und diejenige Gestalt, welche bei ihnen etwa die Sache erhalten hat. Am wenigsten sind wir im Stande, Das zu vertreten, was in der sogenannten Fortbildung und weiteren Entwicklung der Lehre in der jung-Hegel'schen Schule vorgekommen ist und sich laut gemacht hat. Wir gestehen es unverholen, dafs wir nicht einer Weisheit zu huldigen vermögen, welche zum Theil noch nicht über die Phänomenologie des Selbstbewufstseins hinausgekommen und das eigene Selbstbewufstsein für den alleinigen Ort des sich selbst wissenden Gottes genommen hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Schlufs.)

Wir haben den Grund davon schon oben angegeben und den Bekennern dieser Lehre darüber auch den Vorwurf eines Rückfalles in die Naturphilosophie gemacht, nämlich in diejenige, welche ihrem Princip nach ein pantheistischer Naturalismus ist. Es ist zwischen beiden ohne Zweifel ein grofser Unterschied, wie zwischen dem Begriff von Natur und Geist selbst; worin sie aber nach unserer Ansicht der Sache zusammentreffen, ist die Art und Weise, wie näher das Absolute gefafst oder *worein* vielmehr es gesetzt wird, welches die eine Philosophie, von einem ursprünglichen und auch dem Geistigen zu Grunde liegenden Natursein ausgehend, in die durch verschiedene Evolutionen stufenweise sich entwickelnde Naturthätigkeit oder den Naturprocefs, die andere aber eben so pantheistisch in den geistigen geschichtlichen Procefs, die Entwicklung des Geistes und seines Selbstbewufstseins bis zu seiner absoluten Selbsterfassung und Freiheit, fallen läfst, so dafs hier und dort die der Zeit nach auseinander fallende endliche Wirklichkeit und äufsere Erscheinung in ihrer Gesammtheit selbst das Absolute und die alleinige absolute Wirklichkeit ausmacht. Wir finden die Naturphilosophie sehr achtbar, wenn sie die Natur sinnig und geistreich behandelt und den auch hier waltenden göttlichen Gedanken in seinen Tiefen und Verborgenheiten überall gleichsam durchfühlt und in allen Richtungen verfolgt; aber eben das Geistige, der Gedanke ist es, was *für sich* zu seiner *freien Selbständigkeit* und zu seinem *eigenen klaren Selbstbewufstsein* herausgehoben und *nicht* als das *Folgende*, sondern *als das der Natur schon Vorangegangene* anerkannt sein will. Wir können uns daher auch nicht für eine Lehre erklären, welche das Geistige in der Geschichte auch nur wie ein Natur-Sein und Natur-Geschehen behandelt und nur in der Weise einer durch Naturmächte bewegten Naturevolution zu erklären weifs und es zu etwas Dämonischem macht. Verwirft daher die andere Lehre der Jüngeren eine solche Naturweise des Geistigen als unangemessen und widersprechend dem Begriff und der Freiheit des selbstbewufsten Geistes, so versetzt sie sich dagegen von der andern Seite auf den nämlichen Fleck, wenn sie Gott *als Geist*, die Verwirklichung und das freie selbstbewufste *Fürsichsein* der Idee, doch auch *nur in der Geschichte*, und nicht auch *für sich als Geist* hat. Wie dort das Absolute ein Natursein der Substanz, ist die absolute Idee hier die *ideale Substanz*, welche erst in den endlichen Subjecten zu ihrer selbstbewufsten Bethätigung gelangt und damit Geist wird. Woher stammt diese Idee? Ist sie ohne Weiteres und an und für sich, wie etwa die Platonische Idee, und fehlt ihr gleich dieser die sie selbst erst hervorbringende Negativität, so ist sie auch nichts weiter als ein *Sein*, nur ein ideales; hat sie aber durch ihre Negativität sich selbst erst hervorgebracht, ist sie das eigene Product ihrer Thätigkeit, so ist sie eben damit auch Subject und Geist, der nach dem früher gegebenen Beweise als denkend und wissend nothwendig auch sein eigenes Selbstbewufstsein ist. Wenn aber die geistigen Individuen selbst das Absolute oder ein verwirklichter Theil desselben sind und uns die Zeit und die Geschichte aus unmittelbar eigner göttlicher Machtvollkommenheit machen, so giebt es freilich keine Religion mehr, weil es auch keine höhere und im Endlichen gegenwärtige und wirksame absolute Wirklichkeit mehr anzuerkennen und anzubeten giebt, und ihre Abschaffung ist consequent. Höchstens bleibt Jedem der mehrern und verschiedenen göttlichen Individuen sein besonderer Hausaltar für die nur in ihm und den Andern wirkliche Idee, und etwa noch die gegenseitige göttliche Begrüfsung und Verehrung.

Digitized by Google

Eine Gefahr ist dabei nicht gerade vorhanden; denn die Religion wird länger bestehen als diese Lehre, zumal diejenige, welche, selbst die geistigste und die Lehre vom Geiste, in ihr selbst die Kraft hat, sich zu erhalten und zu Dem, was sie ihrem schon absoluten Princip nach ist und soll, auch im Dasein sich mehr und mehr zu läutern, und eben dadurch unüberwindlich ist, wie sie denn auch selbst von sich gesagt hat, dafs Himmel und Erde, mithin die Natur, vergehen können, ihr Wort aber nicht vergehen wird. Eine Gefahr besteht höchstens so lange, als man die Unwahrheit einer Lehre wohl fühlt, aber, worin sie eigentlich steckt und ihren Grund hat, noch nicht gehörig erkannt hat, und die dagegen aufgebotenen Mittel noch eine Schwäche verrathen, welche der Gefahr drohenden Lehre selbst den Schein der Wahrheit leiht. Der Irrthum bei der eben in Frage stehenden Richtung der Hegel'schen Philosophie, welche, statt über das Christenthum hinaus zu sein, vielmehr hinter dem *Princip* desselben noch zurück ist, besteht kurz ausgedrückt darin, dafs man die Jünger für den Herrn und, wie es im Kartenspiel mitunter vorkommt, den Buben für den König genommen hat.

Unsere Philosophie ist in der dargelegten Bestimmtheit die Lehre vom Geiste und hat insofern das gleiche Princip mit dem Christenthum, für welches Gott der Geist und nicht die Natur, noch irgend ein Natursein ist. Ob die von ihrer Seite gegebene oder versuchte philosophische Erklärung christlicher Dogmen mit der geschichtlich überlieferten Bedeutung derselben und der kirchlichen Lehre und Erklärung übereinstimme oder nicht, dies näher zu untersuchen überlassen wir den Theologen, besonders den selbst der Philosophie kundigen. Bei dem Einflusse aber, welchen von jeher die Philosophie auf die verschiedenste Weise je nach der Verschiedenheit der herrschenden philosophischen Ansichten und Systeme auf die Erklärung, ja auf die geschichtliche Bildung und Entwicklung der Dogmen geübt hat, kann dies wenigstens, wie auch ein neueres Beispiel zeigt, nicht der Grund sein zu jener Trennung, Anfeindung und Verdammung, welche Hegel's Philosophie so oft und so hart von der christlich-theologischen Seite her hat erfahren müssen. Wir können dies nur theils einer gänzlichen Verkennung der Hegel'schen Grundansicht, theils den Folgerungen und Neuerungen der jüngeren Schule zuschreiben. Ist es der christlichen Theologie möglich, ohne alle Philosophie allein in der Welt auszukommen, so mag sie auch für sich allein ihre Strafse ziehen; vermag sie dies aber nicht und kann sie mit irgend einer Philosophie sich noch vertragen, die aber heutzutage freilich keine Rockenstubenphilosophie mehr sein darf, so räumen wir ihr (jedoch ohne dabei eben nöthige Einmischung des Staats) kraft ihres eignen absoluten Princips ein hohes Recht ein. Sie hat nach unserer Ansicht an irgend eine Philosophie, welche sich mit dem Gegenstand und Inhalt der christlichen Lehre zu thun macht und ihr hülfreich zu werden verspricht, blofs die einfache Frage zu stellen, ob von dieser Philosophie und nach ihrer Lehre (mithin nicht in Folge eines äufserlich zur Philosophie hinzugenommenen Glaubens) Gott als die ursprüngliche, allem Natursein vorangehende, selbstbewufste und denkende Intelligenz, und in *diesem* Sinne als das absolute Prius und als ursprünglich lebendiger Geist, erkannt und anerkannt werde oder nicht. Kann ihr diese Frage nicht unumwunden bejaht werden, so mufs eine christliche Theologie wissen, wie sie daran ist und was sie zu thun hat. Wenn unsere Philosophie dieses Ja zu ertheilen vermag, wollen wir weder ihr als Verdienst anrechnen, was nicht blofs dem Wissen des Christen, sondern auch dem substanziellen Selbstbewufstsein des Menschen angehört und daher schon im natürlichen Glauben der Völker angetroffen wird, noch uns deshalb um die Gunst der Theologen bemühen, da wir so gut als sie wissen, welchen göttlichen Schatz wir an der christlichen Religion besitzen. Auch im Ethischen, wenn wir darauf noch uns einlassen wollten, würde es uns nicht schwer fallen, nachzuweisen, wie das Princip unserer Philosophie völlig mit dem christlichen Moralprincip übereinstimme: was ebenfalls zu einer Gewissensfrage der Theologie an die Philosophie gemacht werden könnte. Etwas schwieriger freilich wird es für die Philosophie, welche nichts nur auf Treu und Glauben hinnimmt, und ist auch nur mit dem Vordringen in die innersten Tiefen möglich, die göttliche Wahrheit, welche im Allgemeinen jedes Bewufstsein auf irgend eine Weise hat, auch für das erkennende Denken in ihrer wahren und allein zutreffenden Gestalt zu gewinnen und zur absoluten Gewifsheit zu erheben, wozu aufser der eignen richtigen Auffassung auch die Beseitigung und Widerlegung der sonstigen, möglicher

Digitized by Google

Weise als wahr sich darbietenden Formen erforderlich ist und auch der jetzt so geläufige Name der Idee allein nicht zureicht, da die Idee nur als solche noch nicht der Geist selbst als Subject ist. Schwierig wird die Fassung des absoluten Subjects, zumal als sogenannter absoluter Persönlichkeit, auch dadurch, dafs, indem das gewöhnliche Bewufstsein irgend eine angemessene Vorstellung dafür sucht, wie denn auch allerlei Vorstellungen davon, feinere und rohere, bei den uns aus christlicher Liebe verdammenden Eiferern selbst, reichlich vorkommen, doch das blofse Vorstellen mit seinen nur äufsern Mitteln und Materialien geradezu unzureichend ist zur adäquaten Erfassung Desjenigen, was in seiner Wahrheit sich auch nur im Geiste erkennen läfst und seiner innersten Selbstgewifsheit angehört, welche es zunächst als Heiligthum des Glaubens besitzt. Und gleichwohl würde auch dem denkenden Vorstellen eines religiösen Bewufstseins, welches eine überall wirksame Nähe, überall wissend und wollend gegenwärtige Thätigkeit Gottes fordert, unsere Lehre viel näher liegen und mehr Befriedigung gewähren als andere. Denn welchen Trost hat ein der Welt blofs „zu Grunde liegender", oder nur in der Weise eines blinden Naturgeschehens sich selbst erst entwickelnder und diese Entwicklung höchstens mit seinem Wissen blofs begleitender Gott dem religiösen Bedürfnifs darzubieten! —

Wir sollten meinen, dafs auch Hafs und Verfolgung endlich einmal ihr Ende finden. Haben wir durch Alles, was wir hier gethan, so viel nicht zu erreichen vermocht: nun, so lafst denn, ihr Unversöhnlichen, wenn ihr wollt und könnt, sie sterben und untergehen, diese euch so verhafste, so ruchlos und gefährlich scheinende Philosophie, und nehmt ihres Anwalts und Vertheidigers Worte noch als ihren Schwanengesang dazu! Auch als seinen eignen; denn er hat damit auch *sein* philosophisches Glaubensbekenntnifs abgelegt. —

Hegel hat einmal die Bemerkung gemacht, dafs Spinoza's System darum wenig allgemeineren Eingang habe finden können, weil darin das individuelle Selbstbewufstsein seine Befriedigung nicht gefunden habe. Hat er nun selbst zwar Vielen diese Selbstbefriedigung gewährt, bei einer noch gröfseren Anzahl aber mit seiner Philosophie kein besseres Schicksal als Spinoza erfahren, Er, der, als er bedeutend auftrat, selbst schon alles durchgemacht hatte, was man nachher gegen ihn gebrauchen und zur Widerlegung seines Systems geltend machen wollte, und ist es ihm nicht gelungen, die erkannte Wahrheit, für welche er in der Reife seines Denkens auch nur im reinen Gedanken den adäquaten philosophischen Ausdruck zu finden vermochte, in einer gemeinfafslicheren Weise auch dem Vorstellen näher zu bringen oder vielmehr vielleicht den unvortheilhaften Eindruck, welchen die Hauptwerke durch ihre scheinbare Unverständlichkeit bei so Vielen machten, später und anderwärts in schriftlichen und mündlichen weiteren Ausführungen und Erläuterungen wieder dadurch zu verwischen, dafs er auch im Gebiete des Anschauens und Vorstellens von der Frische und Tüchtigkeit seines Geistes Zeugnifs genug gab: so trifft ohne Zweifel auch ihn ein Theil der Schuld, deren Büfsung, wie uns dünkt, seiner Philosophie in ihrem äufsern Schicksal auch keineswegs erspart wurde. Ist man aber auch von der andern Seite zu weit gegangen, und ist Unrecht begangen worden, so haben wir zwar nichts von Denen zu hoffen, wenn es deren giebt, welche nie bereuen und nie vergeben, wissen aber, dafs es aufserdem noch eine Gerechtigkeit und Gerechtigkeitsliebe in der Welt giebt, um bei besserer Erkenntnifs Früheres auch wieder gut zu machen. Darauf vertrauen wir. —

Gabler.

LXI.

1. *Topographie von Athen, von P. W. Forchhammer. Mit einem Plan der alten Stadt. Kiel,* 1841. *Schwers'sche Buchhandlung. Besonders abgedruckt aus den „Kieler philologischen Studien".* 102 S.
2. *Commentatio de portubus Athenarum. Scripsit Ernestus Curtius. Addita est tabula geographica. Halis,* 1841. 50 S.

Nr. 1. Auf den Grund, dafs Pausanias seine Beschreibung von Athen nach einem eben so einfachen als zweckmäfsigen Plane entworfen und dafs die Beschuldigungen, als erzähle er ohne Ordnung und richtige Folge, ungerecht seien, construirt Hr. Forchhammer eine Topographie von Athen, welche von den seit Leake und Müller gangbaren Ansichten ziemlich abweicht.

Digitized by Google

Dieser neue Bau ist mit vielem Scharfsinne und der dem Hrn. Vf. eigenen Lebendigkeit, aber auch mit einer Kühnheit aufgeführt, welche geeignet ist, eine bedeutende Opposition hervorzurufen. Dies ist indefs kein Grund, warum wir die Darstellung des Hrn. F. nicht an uns herankommen lassen und erwägen sollten. Je mehr derselbe auf den Reiz der Erkenntnifs des Wahren setzt, desto mehr sind wir verpflichtet, seine Leistung zu untersuchen, wenngleich die unumwundene Erklärung, mit welcher er seine Topographie einführt, den Beurtheiler in eine unangenehme Lage zu versetzen droht. Aber das neue Gebäude der athenischen Topographie ausführlich in allen seinen Consequenzen zu betrachten, versagt sich Ref. aus dem Grunde, weil dasselbe in einer grofsen Hypothese wurzelt, zu deren Begründung wir uns vergeblich nach geeigneten Hülfsmitteln umsehen.

Der erste Angriff des Hrn. F. ist gegen die gangbare Ansicht von der Themistokleischen Ausdehnung der Stadt gerichtet. Die Grenzen der Ringmauer werden anders abgesteckt, wobei der Hr. Vf. von der Behauptung ausgeht, dafs die Grundmauern einer Stadtbefestigung, welche sich vom Museion über den Pnyxberg, den sog. Nymphenhügel und die angrenzenden Höhen bis in die Gegend des Dipylon hinziehen, nicht der alten Stadtmauer des Themistokles gehören, sondern aus einer späteren Zeit stammen und zwar aus der Zeit des Valerianus (S. 100). Einen Beweis dafür will Hr. F. in der Beschaffenheit dieser Ueberreste finden, deren regelmäfsige Bauart mit der Beschreibung des Thukydides (I. 90. 93.) nicht übereinstimme. Die weitere Ausdehnung der Themistokleischen Mauer an dieser Seite sucht er aber vorzüglich durch die Angabe des Scholiasten des Thukydides zu begründen, der dasjenige Stück der Ringmauer, welches zwischen der nördlichen langen und der phalerischen Mauer lag, auf das Maafs von 17 Stadien setzt; ein Maafs, welches in keinem Verhältnifs zu der Ausdehnung der über die Hügel gezogenen Mauerfundamente steht. Dieser Angabe, an deren Richtigkeit Hr. F. nicht zweifelt, zu Liebe zieht er die Ringmauer im Westen und Süden weit über die bisher angenommenen Grenzen hinaus, schliefst damit das Museion und die Hügel um die Pnyx ein, und glaubt, dafs diejenigen Reste, welche nordwestlich am Fufse dieser Hügel findet, und wel Leake für einen Theil der Ausbeugung der langen Ma hält, zu diesem Diatelchisma gehören. Diese Aus nung der Ringmauer zwischen der nördlichen lan und der phalerischen sucht endlich Hr. F. noch da die vorhandenen Spuren von Wohnungen auf den lichen Pnyxabhängen zu erhärten (S. 15).

Die Gründe, welche den Hrn. Vf. zu dieser sicht vermochten, sind aber nichts weniger als zu gend. Was den ersten Punct betrifft, dafs die Ue reste von Grundmauern auf der gedachten Hügelrei nicht aus der Zeit des Themistokles sein können, folgt aus der von Thukydides beschriebenen Eile d Themistokleischen Baues noch nicht, dafs nicht an e zelnen Stellen die Grundmauern fleifsiger gebaut wor sind. Hr. F. sucht zwar auch einer solchen Einw dung zu begegnen, allein ohne triftige Gründe und m blofsen Versicherungen. Darüber hat er den Gru satz, welchen das Alterthum bei Befestigungswerk zu verfolgen pflegte, gänzlich unberücksichtigt gelassen Die Athener werden den Fingerzeig der Natur au hier nicht verlassen haben. Die Mauer war von Them stokles bereits hier über die Hügelreihe hinweg gezo gen. An dieser Stelle liefsen sie die Grundmauern st hen und führten die Mauer vollständig darüber auf. Das πανταχῆ des Thukydides brauchen wir nicht wörtlich zu nehmen. Den Umfang der Stadt können die Athener an den übrigen Seiten allenthalben vergröfsert haben; aber an eine gröfsere Ausdehnung der Stadt an der südwestlichen Seite haben sie gewifs bei der Eile, mit welcher der Bau unternommen wurde, nicht gedacht. Ferner hätte Hr. F. nachweisen sollen, dafs die Reste des Unterbaues, welche er zu seinem Diatelchisma zieht, nicht von derselben Bauart seien, wie sie über das Museion gezogenen Grundmauern. Ganz unhaltbar aber ist die Ansicht, dafs man in der Angabe des Scholiasten des Thukydides einen Beweis finden müsse für die weitere Ausdehnung der zwischen den beiden langen Mauern befindlichen Ringmauer. Die Gedankenlosigkeit des Scholiasten liegt auf der Hand und ist bereits von Henr. Stephanus angedeutet worden (Thucyd. ed. Poppo. T. III. Vol. II. p. 66).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Topographie von Athen, von P. W. Forchhammer.

Commentatio de portubus Athenarum. Scripsit Ernestus Curtius.

(Schlufs.)

Thukydides sagt, der Umfang des Piraeeus mit der Munychia betrage 60 Stadien. Indem nun der Scholiast diese 60 Stadien auf den ganzen Umfang der Stadt allein überträgt, zieht er davon die 43 Stadien der bekannten Ringmauern ab und gewinnt für das Diateichisma das unerhörte Maafs von 17 Stadien. Was sollen wir aber dazu sagen, dafs Hr. F., während er die Angabe des Scholiasten in Schutz nimmt, die erzielten 17 Stadien mit seiner Construction dennoch nicht herausbringt, und dafs er den Umstand ganz unberücksichtigt läfst, dafs bei der Ausdehnung, welche er seinem Diateichisma giebt, die langen Mauern ein Stück von ihrer Länge (jede wenigstens zwei Stadien) verlieren würden? Was endlich die Spuren von Wohnungen auf den westlichen Pnyxabhängen betrifft, so beweisen solche noch nicht, dafs dieser Theil innerhalb der Stadt lag. Die angezogene Stelle aus Aeschines c. Timarch. p. 10 läfst vielmehr mit allem Recht auf die Lage dieser Wohnungen aufserhalb der Stadtmauern schliefsen. Aus allem geht hervor, dafs die Behauptungen des Hrn. F. die von ihm statuirte Ausdehnung der Stadt an dieser Seite nicht erzwingen. Es waren freilich noch einige andere Beweggründe vorhanden, welche den Hrn. Vf. zu der bedeutenden Ausdehnung der Stadt im Westen führten, wie wir bald sehen werden.

Wenn Hr. F. sich an dieser Seite über die Spuren alter Mauern hinwegsetzte, so war vorauszusehen, dafs er im Süden, wo die Mauern gänzlich verschwunden sind, noch freier sich bewegen werde. Hier setzt er die Enneakrunos oder Kallirrhoe und das Stadium innerhalb der Stadtmauern, weil kein Schriftsteller einer Mauer zwischen der Akropolis und diesen Puncten erwähne, zweitens weil es nicht glaublich sei, dafs die von Pausan. erwähnten Tempel aufserhalb der Stadt gelegen haben, endlich weil aus den Worten des Vitruv. II. 8. und des Plin. H. N. XXXV. 14. welche diesen Theil der Mauer den gegen den Hymettos hingewandten und nicht den gegen den Ilissos gelegenen nennen, hervorgehe, dafs die Mauern jenseits des Ilissos gelegen haben! Er zieht daher die Mauer in einem Halbzirkel um alle die Reste alter Tempel, welche jenseits des Ilissos liegen, herum und rückt dafür die Mauer im Osten bedeutend näher an die Akropolis, was er sich allerdings mit einem Schein von Recht erlauben konnte, da auch dort keine sicheren Spuren der alten Mauern zu finden sind. Die gröfsere Entfernung der Ringmauer vom Lykabettos ist dasjenige, womit man sich am ersten vereinigen könnte. Sonst aber ist es auffallend, dafs Hr. F. die lauten Zeugnisse dem Schweigen des Pausanias unterordnet. Nach der Erzählung des platonischen Axiochos liegt die südliche Mauer diesseits des Ilissos; zwischen dieser Mauer und dem Ilissos ist ein περίπατος. Hieraus erhellt, dafs die Kallirrhoe aufserhalb der Mauer lag. Gleichwohl soll die Unechtheit des Dialogs einen Beweis liefern, dafs auch die topographischen Andeutungen darin falsch sind. Hr. F. geht so weit, dafs er sagt, die topographische Unkunde in diesem Dialog sei ein Grund mehr, denselben einem späteren Fälscher, der vielleicht Athen nie gesehen hat, zuzuschreiben. Dieses Urtheil unterzeichnen wir nicht. Dafs der Vf. des Axiochos mit der Topographie von Athen vertraut war, zeigt die Uebereinstimmung seiner Erzählung mit den Andeutungen im Phaedros des Platon (227. 230), worauf schon O. Müller (de munimentis Athen. p. 15) hingewiesen hat. Diesen Punct aber fertigt Hr. F. mit den unerwiesenen Worten ab (S. 96): „dafs der Altar des Boreas innerhalb der Stadtmauer war, ist nicht im Widerspruch mit dem Anfang des Phaedros".

Digitized by Google

Wenn aber hier nichts zu ändern war an der Leake'schen Richtung der Mauer, so widerstrebt eben so der Theil einer Neuerung, welchem gegenüber das Stadion liegt. Diese Gegend hiefs Ἄγραι, und Stephanos Byz. sagt ausdrücklich von derselben, dafs sie vor der Stadt lag. Hierüber sagt Hr. F.: „in Erwägung aller Gründe (?) zweifle ich auch nicht, dafs diese Glosse nur ein Schlufs aus dem Namen ist, der aus alter Zeit beibehalten wurde, nachdem diese Gegend längst aufgehört hatte auf dem Lande zu sein. Finden wir doch auch die Dionysien auf dem Lande später in der Stadt im Kolyttos gefeiert". Zu einem solchen Urtheil aber ist hier kein Grund vorhanden. Denn wenn das Stadion in vielen Städten innerhalb der Ringmauern war, so folgt noch nicht, dafs dies überall der Fall sein mufste. Es war auch nicht einmal bei allen von Hrn. F. angeführten Städten der Fall. Und was die letzten Worte anlangt, so ist nicht nachzuweisen, dafs der Demos Kolyttos erst in späterer Zeit (d. h. in der Zeit des Demosthenes) die ländlichen Dionysien mitfeierte. Aber Pausanias erwähnt keines Thores zwischen dem Odeion und der Enneakrunos. Hr. F. setzt hinzu, weil keines da war. Wenn letzteres wahr wäre, so würde auch dem Kynosarges und dem Lykeion, von denen wir eben so sicher wissen, dafs sie aufserhalb der Stadt lagen, durch das Schweigen des Pausanias Gefahr drohen, in die Mauern mit eingeschlossen zu werden. Aber dieses Schweigen des Pausanias glaubt Hr. F. gerechtfertigt, wenn er sagt (S. 98): „So hat er die Beschreibung der Stadt vollendet und geht jetzt durch das Dipylon, um auch von den Tempeln, Heiligthümern der Heroen und Gräbern aufserhalb der Stadt zu reden; dadurch deutlich bezeichnend, dafs er bisher die innere Stadt beschrieben. Nur das Kynosarges und Lykeion lagen unter den von ihm genannten Gegenständen aufserhalb der Stadtmauer, aber so nahe, dafs man es leicht erklärlich findet, dafs er dies nicht besonders hervorhebt" (!). Ganz auf ähnliche Weise sucht Hr. F. das Schweigen des Pausanias von seinem Uebertritt über den Ilissos zu rechtfertigen (S. 47).

Die Construction der südlichen Ringmauer schrumpft so auf das Moment einer unhaltbaren Conjectur zusammen. Indessen ist dies bei weitem nicht so einflufsreich auf die neue Topographie, als das Schicksal der Mauer im Westen. Dort braucht Hr. F. eine gröfsere Ausdehnung, theils um für den in das pir sche Thor eintretenden Pausanias eine längere Strai theils um für die Demen Melite und Kolyttos eine wenn auch nicht den passendsten, Raum zu gewinn

Dafs Pausanias durch das piräische Thor, n zwar durch das zwischen der Pnyx und dem Museu gelegene, in die Stadt ging, postulirt Hr. F. als Th sache. „Der beste Beweis freilich für dies, wie fü jedes Einzelne, sagt der Hr. Vf., liegt in dem Zu sammenhange des Ganzen unserer Topographie". Di ist freilich höchst mifslich. Denn fragt man, warum das Ganze dieser Topographie sich so gestaltet ha und nicht anders, so liegt der Grund davon eben n in dem Streben, alle schroffen Uebergänge in der Er zählung des Pausanias um jeden Preis zu vermeiden Dieses Streben hat aber gerade das gerechteste Mi trauen gegen das neue Gebäude zur Folge. Denn wer wird glauben können, dafs Pausanias, der nach dem Wesen solcher Memoiren auch sonst sich nicht die motivirtesten Uebergänge erlaubt, gerade in der Attika auf eine so strenge Folgerichtigkeit und Ordnung in der Darstellung gehalten habe, wie sie ihm Hr. F. nachrühmt? Bezeichnend ist in dieser Hinsicht des Pausanias eigenes Geständnifs (III, 11. 1): ὁ δὲ ἐν τῇ συγγραφῇ μοι τῇ Ἀτθίδι ἐπανόρθωμα ἐστιν, μὴ τὰ πάντα με ἐφεξῆς, τὰ δὲ μάλιστα ἄξια μνήμης ἐπιλεξάμενον ἀπ' αὐτῶν εἰρηκέναι. — Nach diesem Grundsatz ist es gar nicht zu verlangen, dafs in Rücksicht auf Localität überall eine ununterbrochene Ordnung befolgt sei. Es kann daher nicht fehlen, dafs es mit dem wohlwollenden Streben des Hrn. F. mifslich aussieht. Wenn wir dem Pausanias von dem piräischen Thore zwischen der Pnyx und dem Museion nach den jenseits des Ilissos gelegenen Thoren sehr wohl folgen können, so treffen wir, mit ihm zurückgekehrt nach dem Kerameikos, auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Das Thor, durch welches Pausanias eingeführt wird, zieht einen langen Schweif von falschen Positionen nach sich. An die von Leake construirte neue Agora hat zwar Ref. nie geglaubt, aber eine Agora als einzigen Marktplatz zwischen der Pnyx und der Akropolis anzunehmen, scheint uns noch unmöglicher. Hier ist Hr. F. gezwungen, fast die gesammte Nomenclatur der athenischen Topographie auf Einen Punct auszuschütten, ohne angeben zu können, wie dieses alles Platz findet. Aber hier war doch eine Agora; Apollo-

Digitized by Google

doros (Harpocrat. v. πάνδημος Ἀφροδίτη) nennt sie die ἀρχαία. Wenn diese Stelle sich bloſs auf den alten Versammlungsplatz des Volkes bezieht, wofür später die Pnyx verwendet wurde (S. 40), so verlieren wir das Zeugniſs, daſs hier ein Marktplatz war. Bezieht sich aber diese Stelle auf den alten Markt von Athen, so ist natürlich anzunehmen, daſs er nicht lange ausreichte, und daſs er mit der Zeit eine gröſsere Ausdehnung im Norden der Akropolis erhielt, wo das Terrain den Bedürfnissen eines Marktplatzes besser entsprach. Hr. F. postulirt also einen für alle Zeiten ausreichenden Markt zwischen der Pnyx und der Akropolis, und der Beweis liegt wieder nur in dem ganzen Zusammenhange der neuen Topographie, welcher seinen Grund in der wohlwollenden Absicht für Pausanias hat. Es wäre daher vergebliche Mühe, die Anordnung des Hrn. F. weiter zu verfolgen. Bei jeder Position würden wir dieselben Worte wiederholen müssen: der Beweis liegt nur in dem ganzen Zusammenhange der neuen Topographie.

Wenn wir uns demnach in Beziehung auf die neue Lehre von der Topographie von Athen zu den Nichtüberzeugten zählen müssen, so können wir es nicht unterdrücken, daſs die scharfsinnige Abhandlung des Hrn. F. vielfach anregend wirken und zu neuen Untersuchungen auffordern dürfte. Betrachten wir aber den Thatbestand der bisherigen Forschungen, so möchte es wohl nicht schwer sein einzusehen, daſs wir noch nicht in den Stand gesetzt sind, auf dem zerrissenen Gebiete der athenischen Topographie festen Boden zu gewinnen.

Nr. 2. Man liest diese kleine Schrift mit um so mehr Vergnügen, als sie nicht das Gepräge einer künstlichen Erudition zur Schau trägt, sondern einen interessanten Punct aus der Topographie von Athen mit Unbefangenheit und Klarheit beleuchtet. Es gilt einer richtigern Ansicht von dem Piräeus und seinen Häfen. Die piräische Halbinsel umfaſste nicht nur die äuſserste Spitze, welche durch einen Isthmus zugänglich ist, sondern zugleich das östlich von dem munychischen Hafen hervorspringende Stück Landes. Die Hügelkette, welche sich auf letzterem erhebt, nannte man bisher die phalerische, obgleich nicht nachzuweisen, daſs etwas von dem phalerischen Demos mit in die piräische Befestigung eingeschlossen war. Die munychische Burg suchte man auf der äuſsersten piräischen Halbinsel. Aus derselben Stelle bei Strabon, aus welcher man die Lage der Munychia deducirte, sucht nun Hr. C. nachzuweisen, daſs der sogenannte phalerische Hafen die Munychia selbst sei. Damit läſst sich der λόφος χερσονησίζων und das ὑποπίπτουσι δὲ αὐτῷ λιμένες τρεῖς in vollkommene Uebereinstimmung bringen. Seltsam ist der Ausdruck bei Strabon, μικρῷ δὲ στομίῳ τὴν εἴσοδον ἔχων. Hr C. hat Recht, wenn er dies nicht von einem Isthmus versteht. Er glaubt, dieses στόμιον auf dem sog. phalerischen Hügel gefunden zu haben. Indeſs scheint uns diese Vermuthung sehr zweifelhaft. Wir glauben vielmehr, daſs hievon wohl vergeblich eine genügende Erklärung versucht werden dürfte. Aber auſser den Stellen der Alten, welche man sonst für die Lage der Munychia auf der äuſsersten Halbinsel anführte, scheint auch die öfter wiederkehrende Formel ὁ Πειραιεὺς καὶ ἡ Μουνυχία oder ὁ Πειραιεὺς ξὺν Μουνυχίᾳ für die Richtigkeit der von Hrn. C. entwickelten Ansicht zu sprechen. Die einzige Schwierigkeit, welche sich hier erhebt, liegt darin, daſs so der phalerische Hafen mit in die Themistokleische Befestigung eingeschlossen und von seinem Demos abgeschlossen erscheint. Aber der Hafen Phanari ist gewiſs das alte ἐπίνειον der Athener nicht, welches vielmehr an dem Bogen, den der Sinus Phalericus bildet, zu suchen sein wird. Denn Pausanias (I, 1. 2) sagt ausdrücklich, das phalerische ἐπίνειον lag Athen am nächsten, und dies ist auch der seit Themistokles in Verfall gekommene phalerische Hafen. Aber Pausanias nennt doch als dritten Hafen der Athener λιμένα ἐπὶ Φαλήρῳ. Dies scheint wirklich der sog. Phanari zu sein und einer von den drei αὐτοφυεῖς λιμένες, welche den Themistokles bestimmten, den Piräcus zu befestigen. Der Demos Phaleron muſs sich weiter gegen das Vorgebirge Kolias zu erstreckt haben, wie denn auch Steph. Byz. v. Κωλιάς sagt: ἄκρα ἤτοι Φαληροῦ ἀκτή. Wenn nun Pausanias bemerkt: ἀπέχει δὲ σταδίους εἴκοσιν ἄκρα Κωλιάς, so hat er offenbar nicht von dem Demos Phaleron aus gerechnet, sondern von dem seit Themistokles befestigten dritten Hafen ἐπὶ Φαλήρῳ, d. i. dem heutigen Hafen Phanari. Daſs der heutige Name Phanari aus Φάληρα corrumpirt sei, wie Korais (ad Strab. IV, p. 177) will, ist problematisch. Von dem Gebrauch dieses Hafens werden wir freilich nicht weiter unterrichtet. Allein theils Pausanias, theils Strabon,

Digitized by Google

dem zufolge drei Häfen unter der Munychia liegen, lassen nicht zweifeln, dafs dies der dritte Themistokleische Hafen war. Hiermit haben wir zugleich unser Urtheil über die Richtigkeit der von Hrn. C. aufgestellten Erklärung der Thukydideischen Stelle (p. 44) ausgesprochen. Es ist unglaublich, dafs unter den drei Häfen dort die drei Abtheilungen des einzigen piräischen Hafens verstanden sein sollten. Auch sieht es mit diesen drei Abtheilungen noch nicht so sicher aus. Sicher sind nur Zea und Kantharos. Beide hatten bedeutende Arsenale, wie aus den attischen Seeurkunden hervorgeht, wo aufser Munychia diese Stapelplätze genannt werden. Der dritte Hafenplatz soll Aphrodision sein. Dies vermuthet man aus einer Stelle bei dem Scholiasten des Aristoph. Pax. 144. Πειραιεὺς λιμένας τρεῖς ἔχει πάντας κλειστούς· εἷς μὲν ὁ Κανθάρου λιμὴν οὕτω καλούμενος ἀπό τινος ἡρώου Κανθάρου, ἐν ᾧ τὰ νεώρια· εἶτα τὸ Ἀφροδίσιον· εἶτα κύκλῳ τοῦ λιμένος στοαὶ πέντε — — — — ἐν Κανθάρῳ λιμένι. Diesem Berichte zufolge weiset Hr. C. den drei angenommenen Hafenbuchten Kantharos, Aphrodision, Zea, ihre örtliche Lage nach. Ihm ist der innerste Busen, den Leake fälschlich für den Kantharos hielt, der von Xenoph. (Hell. II, 40) erwähnte κωφὸς λιμήν, welcher zur Aufnahme von Schiffen unbrauchbar gewesen sein soll. Die äufserste Bucht in der Richtung des Vorgebirges Alkimos glaubt er den Kantharos nennen zu dürfen, wobei er sich theils auf den Fundort der Seeurkunden, theils auf eine Stelle des Plutarchos (Phoc. 28) stützt. Da nun auf den Kantharos der Reihe nach τὸ Ἀφροδίσιον folgt, so bleibt ihm für den Hafen Zea nur der innerste Busen zwischen dem Aphrodision und dem Vorgebirge Eetionea offen. Diese Anordnung hat Hr. C. sehr gut motivirt, wenn wir gleich eingestehen müssen, dafs der Beweis von der ehemaligen Unbrauchbarkeit des κωφὸς λιμήν noch zu führen ist. Es liegt im Gegentheil die Vermuthung nahe, dafs dieser κωφὸς λιμὴν die dritte Hafenabtheilung bildete, neben Zea und Kantharos, und dafs wir bei Aphrodision an keine solche zu denken haben.

Durch Auffindung der Munychia ist die äufserste Halbinsel namenlos geworden. Hr. C. macht bei anderer Gelegenheit aufmerksam auf eine Stelle bei Lykurgos c. Leocr. 148. 178, woraus er schliefst, dafs dieser Theil vorzugsweise ἀκτή genannt wurde. Zwar hatte Attika von diesem Worte überhaupt seinen N men; denn, wie Platon (im Kritias 111) sich ausdrück πᾶσα ἀπὸ τῆς ἄλλης ἠπείρου μακρὰ προτείνουσα εἰς πέλαγος οἷον ἄκρα κεῖται. Aber dies hindert nicht, ἀκ speciell von der Spitze der piräischen Halbinsel gebrauchen, wie denn auch das Vorgebirge Kolias a eine ἀκτή von Phaleron betrachtet werden kann. D Vermuthung des Hrn. C. hat daher viel für sich, wen gleich noch andere Beweisstellen wünschenswerth wi ren. Uebrigens sehen wir nicht ein, warum wir diese Spitze nicht ihren ursprünglichen Namen Πειραιεὺς zu rückgeben sollten. Denn wenn es heifst Πειραιεὺς κ Μουνυχία, so ist ja doch diese äufserste Halbinsel zu gleich bezeichnet. Der Begriff des Namens Πειραιεὺς, de der Hr. Vf. S. 7 ff. entwickelt, führt von selbst darauf

Da sich der Hr. Vf. in der piräischen Topographie als einen so glücklichen ἐξηγητής erweiset, so können wir andere kleine Anomalien, welche auf die Hauptsache keinen Einflufs ausüben, unberücksichtigt lassen. Aber mit der etymologischen Behandlung des Namens Μουνυχία (S. 26) kann sich Ref. denn doch durchaus nicht einverstanden erklären. Hr. C. leitet diesen Namen von ΜΕΝΟΝΥΧΙΑ (ΜΕΝΣ, μείς und νυχιος) ab, weil die munychische Artemis Mondgöttin sei. Allein die Artemis kann ja Mondgöttin sein, ohne dafs dieser Begriff in dem ihr gegebenen Beinamen liegt. Man vergleiche nur die Artemis Brauronia. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs auch hier die Orthographie durch die Namendeutung bedingt war. Man schrieb wohl ursprünglich Μουνιχία von Μούνιχος (vgl. Antonin. Liberal. XIV in Westerm. edit. Μυθογράφ.), und Spuren dieser Orthographie finden sich nicht nur in den Codd. Suid. v. Ἔμβαρος, sondern auch in den attischen Seeurkunden (XI c. 32, XVI b, 8. Vgl. Keil Anal. epigr. et onomatol. p. 234). Es war natürlich das ι durch ein υ zu ersetzen, um auch der zweiten Hälfte des Namens einen Sinn unterzulegen. Denn die Alten gehen auf Erklärung jeder Sylbe aus. Wenn so Μουνυχία etymologisch gedeutet werden soll, so kann man sich bei Schwenk's Erklärung μουνονυχία beruhigen.

Uebrigens können wir dem Hrn. Vf. zu der interessanten topographischen Exposition nur Glück wünschen und hoffen wir von ihm noch mehr Aufschlüsse über topographische Puncte von Griechenland zu erhalten.

Johannes Franz.

Digitized by Google

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1842 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

. Aristotelis de imputatione actionum doctrina. Scripsit Afzelius. — Febr. S. 225. — Michelet.

. Snellmann, Versuch einer speculativen Entwickelung der Idee der Persönlichkeit. — Febr. S. 225. — Michelet.

. Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten u. s. w. — März S. 409. — Hinrichs.

. Schaller, Geschichte der Naturphilosophie. Erster Theil. — April S. 481. — Harms.

. Mill, observations on the attempted application of pantheistic principles to the theory of the Gospel. — Mai S. 761. — Boumann.

. Guhrauer, Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philosophica pertinentes. — Nov. S. 769. — Erdmann.

. Trendelenburg, logische Untersuchungen (Zweiter Artikel) — Nov. S. 641. — Gabler.

. Trendelenburg, logische Untersuchungen (Dritter Artikel) — Dez. S. 905 — Gabler.

II. Theologie.

. De Justini Martyris scriptis et doctrina. Scripsit Otto. Jan. S. 81. — Reuter. —

. Justin der Märtyrer. Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie von Semisch. Erster Theil. — Jan. S. 81. Reuter.

. Baumgarten-Crusius, Kompendium der christlichen Dogmengeschichte. Erste Hälfte. — Febr. S. 267. — Reuter.

. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. — Febr. S. 267. — Reuter.

. Kliefoth, Einleitung in die Dogmengeschichte. — Febr. S. 267. — Reuter.

6. Vatke, die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnifs zur Sünde und zur göttlichen Gnade. — März S. 321. — Rosenkranz.

7. De fontibus, indole et dignitate librorum, quos de historia ecclesiastica scripserunt Theodorus Lector et Evagrius. Auctore Dangers. — April S. 595. — Reuter.

8. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. — April S. 543. — Moll.

9. B. Bauer, Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. Erster und zweiter Band. — Juni S. 851. — Planck.

10. Chlebus, über das Verhältnifs der bischöflichen Kirche von England zur ursprünglichen apostolischen. — Juni S. 921. — Marheineke.

11. Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preufsen gepflogenen Unterhandlungen. — Juni S. 921. — Marheineke.

12. Short statement of Proceedings relating to the Establishment of a Bishopric of the united Church of England and Ireland in Jerusalem. — Juni S. 921 — Marheineke.

13. Feuerbach, das Wesen des Christenthums. — Juli S. 45. — Lange.

14. Möhler's Patrologie. Erster Band. — Juli S. 143. — Reuter.

15. Roose, Ecclesiastica. — Aug. S. 305. — Chlebus.

16. Galle, Charakteristik Melanchthon's. — Sept. S. 463. — Reuter.

17. König, die Lehre von Christi Höllenfahrt. — Sept. S 333. — Göschel.

18. Kurtz, die Astronomie und die Bibel. — Oct. S. 519. — Göschel.

19. v. Schaden, über den Begriff der Kirche und seine praktischen Folgerungen. — Okt. S. 619. — Schmidt.

20. Herrmann, Geschichte der protestantischen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher. — Dez. S. 820. — Reuter.

III. Jurisprudenz.

1. Laspeyres, Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preufsens. Erster Theil. — Jan. S. 35. — Wasserschleben.

2. v. Jagemann, Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde. 2ter Band. — Febr. S. 177. — Abegg.

3. Heydemann, die Elemente der Joachimschen Constitution vom Jahre 1527. — April S. 577. — Duncker.

Digitized by Google

4. Leo, Rectitudines singularum personarum. — Mai S. 791. — J. Grimm.

5. Wilda, Geschichte des deutschen Strafrechts. Erster Band. — — Sept. S. 350. — Köppe.

IV. Staats- und Kameralwissenschaften.

1. Alison, The principles of population. — Jan. S. 94. — Heusinger.
2. Dufau, Traité de statistique. — Jan. S. 94. — Heusinger.
3. Ferrario, Statistica medica di Milano. — Jan. S. 94. — Heusinger.
4. Gavarret, Principes généraux de statistique médicale. — Jan. S. 94. — Heusinger.
5. Journal of the statistical society of London. — Jan. S. 94. — Heusinger.
6. D'Omalius d'Halloy, Notions élémentaires de Statistique. — Jan. S. 94. — Heusinger.
7. Hoffmann, die Befugnifs zum Gewerbebetriebe. — April S. 518. — v. Prittwitz.
8. Cieszkowsky, du Credit et de la Circulation. — Juni S. 945. — Baumstark.
9. List, das nationale System der politischen Oekonomie. Erster Theil. — Juli S. 111. — Baumstark.
10. Bülow-Cummerow, Preufsen, seine Verfassung u. s. w. — Aug. S. 161. — Baumstark.
11. Hoffmann, das Verhältnifs der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Untergebenen. — Okt. S. 532. — v. Henning.

V. Geschichte, Biographien und Kriegswissenschaft.

1. Büttner, Geschichte der politischen Hetärien in Athen. — Jan. S. 121. — Hermann.
2. Jacobi, Codex epistolaris Joannis regis Bohemiae. — Jan. S. 149. — Glückselig.
3. Scheibe, die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Kriegs. — Jan. S. 121. — Hermann.
4. Christian Wolfs eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben von Wutke. — Jan. S. 14. — Guhrauer.
5. Klose, Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart. — Februar S. 187. — Leo.
6. Stalin, Wirtembergische Geschichte. Erster Theil. — März S. 468. — Leo.
7. Perrier, la Syrie sous le gouvernement de Méhémet-Ali. — April S. 625. — Lebrecht.
8. Carlyle, on Heroes, Hero-worship and the Heroic in History. — Mai S. 731. — Carriere.
9. Rödenbeck, Tagebuch aus Friedrichs des Grofsen Regentenleben. — Aug. S. 273. — Preufs.
10. v. Parrot, über Sprache, Abstammung, Geschichte, Mythologie und bürgerliche Verhältnifse der Liven, Lätten, Eesten. Neue Ausgabe — Sept. S. 411. — Hansen.
11. Schott, die deutschen Kolonien in Piemont. — Sept. S. 321. — Leo.
12. Walhallas Genossen, geschildert durch König Ludwig I. von Bayern. — Sept. S. 329. — Preufs.
13. Wright, Biographia Britannica literaria. — Sept. S. 4 Leo.
14. Wright, Some historical doubts relating to the biog pher Asser. — Sept. S. 401. — Leo.
15. Wuttke, über Friedrich's des Grofsen Besitzerg fung von Schlesien u. s. w. Erster Theil. Erste Abtheilung Sept. S. 374. — Kries.
16. Rubino, über römische Verfafsung und Geschich Ersten Theils erster Band. — Oct. S. 481. — Schömann
17. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und vermisch Schriften. Sechster Band. — Nov. S. 745. — Rötscher.

VI. Philologie.

A. Orientalische Philologie.

1. De Siebold, Isagoge in Bibliothecam Japonicam. — Ja S. 116. — Schott.
2. Kalidasae Meghaduta et Cringaratilaka ex recensi Gildemeisteri. — Febr. S. 244. — Kuhn.
3. Gildemeister, die falsche Sanskritphilologie. — Feb S. 244. Kuhn. —
4. Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. — März S. 18 — Bopp.
5. Borrow, the Zincali; or an account of the Gypsies Spain. — März S. 367. — Diefenbach.
6. Stanislaus Julien, Examen critique de quelques pays de Chinois relatives à l'Inde. — März S. 350. — Schott.
7. Kirschii Chrestomathia Syriaca cum Lexico denuo ed. Bernstein. — März S. 451. — Uhlemann.
8. Schmidt, Tibetisch-deutsches Wörterbuch. — März S. 4 — Schott.
9. Lao-tseu tao-te-king; trad. par Julien. — April S. 507. — Schott.
10. Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. — Mai S. 694. — Diefenbach.
11. Casalis, Etudes sur la langue Séchuana. — Juni S. 913. — Schott.
12. Schergin, Sammlung von Sittensprüchen in's Mongolische übersetzt. — Juli S. 39. — Schott.
13. Callery, Dictionnaire encyclopédique de la langue Chinoise. Nov. S. 694. — Schott.
14. Julien, Exercices pratiques d'analyse et de syntaxe chinoise. — Nov. S. 791.

B. Griechische Philologie.

1. Xenophontis opera omnia. Vol. II. Continens de Socrate Commentarios. Ed. Kuhner. — Jan. S. 61. — Poppo.
2. Köpke, de hypomnematis Graecis. — Mai S. 679. — C. Z.
3. Marciani Periplus. Ed. Hoffmann. — Mai S. 641. — Dittrich.
4. Antisthenis fragmenta. Ed. Winckelmann. — Oct. S. 609. — Osann.

Digitized by Google

5. Curtius, De portubus Athenarum. — Dez. S. 950. — Franz. —

6. Forchhammer, Topographie von Athen. — Dez. S. 950. — Franz.

C. Römische Philologie.

1. Lorenz, commentationis de dictatoribus Latinis et municipalibus particula prior. — April S. 560. — C. Z.

2. A. W. Zumpt, De Julii Caesaris Coloniis. — Mai S. 750. — C. Z.

3. Ciceronis de legibus libri tres. Rec. Bakius. — Aug. S. 245. — C. Zumpt.

4. Döderlein, Emendationes historiarum Taciti. — Aug. S. 175. — C. Z.

5. Drogan, Schulbuch der lateinischen Sprache. — Aug. S. 303. — M.

6. Rutilius Claudius Namatianus, trad. par Collombet. — Aug. S. 203. — A. W. Zumpt.

7. Hermanni dissertatio de primo carmine Horatii. — Sept. S. 359. — Hertz.

8. Hermanni dissertatio de L. Attii libris didascalicon. — Sept. S. 359. — Hertz.

9. Ravii variarum lectionum ad Ciceronis orationes liber alter. — Sept. S. 438. — C. Z.

10. Mercklin, de Junio Gracchano commentatio. — Nov. S. 793. — Hertz.

D. Moderne Philologie.

1. Ampère, histoire de la formation de la langue française. — Jan. S. 1. — Fuchs.

2. Keller, Li romans dou chevalier au leon. — Mai S. 797. — Leo.

3. Popular treatises on science written during the middle ages in Anglo-saxon, Anglo-norman, and English. Ed. by Wrihgt. — Mai S. 782. — Leo.

4. Biondelli, Atlante linguistico d'Europa. Vol. I. — Juni S. 823. — Diefenbach.

5. Fallot, Recherches sur les formes grammaticales de la langue française au XIIIe siècle. — Juni S. 837. — Schnakenburg.

6. Bruce Wight, Histoire des langues romanes etc. — Juli S. 1. — Fuchs.

7. Monumens de la littérature romane publiés par Gatien-Arnoult. Tom. I. — Sept. S. 422. — Wolf.

8. Leo, die malbergische Glosse der lex Salica. — Sept. S. 361. — Diefenbach.

9. Fuchs, zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen. — Nov. S. 798. — Diefenbach.

VII. Kunstkritik und Archäologie.

1. Spanische Dramen übersetzt von Dohrn. Erster Theil. — Febr. S. 161. — Stahr.

2. Prutz, der Göttinger Dichterbund. — Febr. S. 217. — Rosenkranz.

3. Prutz, Gedichte. — Febr. S. 173. — Carriere.

4. M. Angelo Buonarrotti's sämmtliche Gedichte, herausgegeben von Regis. — März S. 473. — Carriere.

5. A Love story. By a Bushman. — März S. 334. — H. L.

6. Laube, der Prätendent. — März S. 479. — E. S.

7. Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. — April S. 604. — Kind.

8. Lajard, Mémoire sur deux bas-reliefs Mithriaques. — Mai S. 662. — A. W. Zumpt.

9. Th. Mundt, Thomas Münzer. Ein deutscher Roman. Juni S. 801. — Jung.

10. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Kannegiesser und Witte. Zweite Auflage. — — Juli S. 92. — Göschel.

11. Göschel, Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung. — Juli S. 60. — Göschel.

12. Keil, Analecta epigraphica. — Aug. S. 269. — Franz.

13. Hanusch, die Wissenschaft des slavischen Mythus. — Sept. S. 367. — Stuhr.

14. Wackernagel, deutsches Lesebuch. — Sept. S. 383. — Sommer.

15. Victor Hugo, théâtre. — Erster Artikel. — Oct. S. 540. — Rapp.

16. Wagener, Handbuch heidnischer deutscher Alterthümer. — Oct. S. 590. — Lisch.

17. Victor Hugo, théâtre. — (Zweiter Artikel). — Nov. S. 697. — Rapp.

18. Sämmtliche Cid-Romanzen übersetzt von Duttenhofer. — Dez. S. 801. — Stahr.

19. Wilson, Ariana antiqua. An account of the antiquities of Afghanistan. — Dez. S. 833. — Benfey.

VIII. Mathematik, Astronomie, Geographie, Physik, Chemie.

1. Botta, voyage dans l'Yémen. — Jan. S. 78. — Lebrecht.

2. Aldenhoven, Itinéraire déscriptif de l'Attique. — Febr. S. 216. —

3. The Itinerary of Benjamin of Tudela. Ed. by Asher. — Febr. S. 196. — Michaels.

4. Bessel, astronomische Untersuchungen. Erster Band. — Febr. S. 300. — Bessel.

5. Hügel, Kaschmir und das Reich der Siek. Erster und zweiter Theil. — Febr. S. 259. — Meinicke.

6. Griesbach, Reise durch Rumelien. — März S. 405. — — Kind.

7. Davis, Sketches of China. — April S. 609. — Walter.

8. Ohm, der Geist der mathematischen Analysis. Erste Abhandlung. — Aug. S. 209. — Kummer.

9. Lindner, Skythien und die Skythen des Herodot. — Aug. S. 217. — Bobrik.

10. Brandis, Mittheilungen über Griechenland. — Oct. S. 509. — Kind.

11. Neigebaur u. Aldenhoven, Handbuch für Reisende in Griechenland. — Oct. S. 633. — Kind.

12. v. Gräfe, die Gasquellen Süd-Italiens und Deutschlands. — Dez. S. 889. — Mühry.

Digitized by Google

IX. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

1. Göppert, die Gattungen der fossilen Pflanzen verglichen mit denen der Jetztwelt. — März S. 396.
2. Postels et Ruprecht, illustrationes algarum etc. — März S. 355. — Schultz.
3. Münter, allgemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper. — Mai S. 670. — Stein.
4. Otto, Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. — Juni S. 934. — Gurlt.
5. Vaucher, Histoire physiologique des plantes d'Europe. — Sept S. 397. — Schauer.
6. v. Martius, die Kartoffelepidemie der letzten Jahre. — Nov. S. 777. — Schultz.

X. Physiologie und Medizin.

1. Gasté, Du calcul appliqué à la médicine. — Jan. S. 94. — Heusinger.
2. Friedberg, die angeborenen Herzkrankheiten des Menschen. — Febr. S. 223. — Mayer.
3. Isensee, Die Geschichte der Medizin. Erster Theil. — März S. 460.
4. Harnisch, über die Zulässigkeit des homöopathischen Heilverfahrens. — Mai S. 707. — Schultz.
5. Noack und Trinks, Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre. — Mai S. 707. — Schultz.
6. Häser, historisch- pathologische Untersuchungen. — Aug. S. 297. — Mühry.
7. Lotze, allgemeine Pathologie und Therapie. — Nov. S. 733.
8. Bidder und Volkmann, die Selbständigkeit des sympathischen Nervensystems. — Dez. S. 899. — Schultz.

XI. Vermischtes.

1. Jahn, Specimen epigraphicum in memoriam Olai Kellermanni. — April S. 571. — Zumpt.
2. Gotthold, die Gymnasien gegen die Berliner evangelische Kirchenzeitung vertheidigt — Mai S. 753. — Schmieder.
3. Pambour, a practical treatise on locomotive engines. — Mai S. 785. — Minding.
4. Pambour, théorie de la machine à vapeur. I. Band. — Mai S. 785. — Minding.
5. Discours prononcés à l'installation de Mr. Mickiewicz, de M. Zündel et de M. Secretan à l'académie de Lausanne. — Aug. S. 318. — C. Z.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google